



~~M. M. 2.~~

MS







7443



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

JANUAR 1839.

## T H E O L O G I E.

LEIPZIG, b. Leich: *Melanchthon redivivus*, oder *der ideale Geist des Christenthums*. Ein dogmatischer Leitfadens durch religiöse Irren und Wirren zum christlichen Leben in Gott für Studierende aller Facultäten. 1837. XX u. 454 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Obiger Name ist, nach der Vorrede des ungenannten Vfs., auf Veranlassung der unter dem Namen *Hutterus redivivus* bekannten Dogmatik entstanden, nicht als Nachahmung, sondern im Gegensatz. Denn wie der alte *Hutter* seine Dogmatik geschrieben habe, um *Melanchthons* Geist zu verdrängen, so sey die Absicht des neuen *Hutter*, „wenigstens indirect den Melanchthonischen Geist des 19 Jahrhunderts zu bannen.“ Diesem Reactionsysteme solle der verklärte Geist Melanchthons, ein *Melanchthon redivivus*, entgegentreten. Gewiss ist dieses ein löbliches Unternehmen. Denn wie Melanchthon, dieser Lehrer Deutschlands, dieser ächte Humanist und Reformator von welthistorischer Bedeutung, so hoch über den ehrlichen und gelehrten, aber äußerlich und innerlich beschränkten Dogmatiker *Hutter* steht, das eigentlich von einer Vergleichung zwischen beiden gar nicht die Rede seyn kann: so ist *Melanchthons* Geist, der immer in die Zukunft sah und für alle Zeiten gelebt hat, auch lebendig und siegreich in der Gegenwart, während die dogmatischen Formeln des alten *Hutter* veraltet sind, und sein persönliches Andenken erst durch den seltsamen *revenant*, der sich seines Namens bedient hat, wieder erneuert und einigermaßen populär geworden ist. Aber dieses an sich so löbliche Unternehmen hat nach seiner polemischen Beziehung doch nicht eigentlich einen Gegenstand. Denn der bekannte Vf. des *Hutterus red.* ist am allerwenigsten als der Mann bekannt, der dem freyen Geiste *Melanchthons* und seiner schönen Humanität fremd wäre, und sein Buch ist ja, nach der bestimmten Erklärung in der Vorrede, und wie dies im Verhältnisse zum Vf. gar nicht anders seyn kann, nur ein historisches, das ausser dem rein wissenschaftlichen Zwecke der Belehrung, wie es scheint, in der Gegenwart gar nichts bewirken will, als etwa jungen Menschen, die alles Altväterliche gering achten, einigen Respect beybringen vor der alten protestantischen Dogmatik, als dem Werke eines tiefen religiösen Ernstes und hohen Scharffinnes, wie dieses ja auch die bekannte Ansicht *Lessings* von dieser alten Dogmatik gewesen ist.

J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

Auch in anderer Hinsicht hat unser Vf. seinen Vortheil nicht ganz bedacht, das er sein Werk durch den Titel in eine Parallele mit dem *Hutterus redivivus* stellt, und dadurch die Meinung begünstigt hat, als wolle er dasselbe Bedürfnis wie jener, nur in einem besserem, liberalerem Geiste befriedigen. Denn der *Hutterus redivivus* ist doch eigentlich ein trockenes Buch, welches einfach und pedantisch, mit alten lateinischen Formeln vollgepropt, ohne rechts und links zu sehen, seinen beschränkten Zweck verfolgt, den Studenten der Theologie zur Vorbereitung und Repetition dogmatischer Studien zu dienen. Dagegen der *Melanchthon red.* zwar auch einen Theil dieser Formeln hat, und dem Anscheine nach guten Theils aus dem *Hutterus* entlehnt, aber die herrschende Darstellungsweise ist doch vielmehr eine rhetorische, schöngeistige, die einen Eindruck machen will auf das Herz. In dieser Art wird z. B. Christus eine Gnadenföhne genannt (S. 337), welche ihre erleuchtenden und erwärmenden Strahlen am irdischen Geisterhimmel ausföhnd, und weiter ist von der Strahlenbrechung dieser Gnadenföhne d. h. von der Wirksamkeit Jesu zur Erlösung der sündigen Welt die Rede. Dieses mag für die Studierenden der anderen Facultäten, für welche das Werk auch bestimmt ist, anziehend seyn, aber für die jungen Theologen wäre doch die einfache, wissenschaftliche Darstellung angemessener. Auch ist durch jenen allgemeinen Zweck eine Popularität der Darstellung entstanden, die zuweilen trivial wird, und sich in Bemerkungen ergeht, die allerwärts eher als in der Dogmatik eine Stelle finden. Wenn z. B. von der Entstehung der Religion gesagt ist S. 13: „Nicht wie der Name der Religion, stammt auch die Sache oder das Wesen derselben von den Römern.“ Oder wenn in der Anthropologie bemerkt ist (S. 252), das der Mensch in die Classe der Säugethiere gehöre, und unter seinen menschlichen Vorzügen angeführt wird „sein permanenter Geschlechtstrieb.“

Ueberhaupt könnte man bezweifeln, ob diese Dogmatik, denn als solche ist sie doch zu betrachten, sich den Namen *Melanchthons* mit irgend einem Rechte angeeignet habe. Man könnte sagen, dies sey eine Benennung wie *lucus a non lucendo*, da doch fast in allen Dogmen das gerade Gegentheil dessen gelehrt werde, was *Melanchthon* einst glaubte und lehrte, der eine Glaubenslehre, wie sie hier vorliegt, als die ärgste Ketzerey verabscheut haben würde. Indes wenn man absieht vom Buchstaben, ist doch eine gewisse Berechtigung vorhanden. Denn obwohl

*Melanchthon* allezeit ein strenger Supernaturalist war, und nach den ersten Ausgaben der *Loci* sogar im Sinne des strengsten Augustinismus, so ist doch an ihm ein Zug nicht zu verkennen, der, freylich bey Zwingli noch weit schärfer ausgeprägt, auf die neuere Entwicklung des Protestantismus hinweist. Daher am Ende jede theologische Richtung, die dieser neueren Entwicklung wesentlich angehört, mit einigem Scheine Rechtens sagen kann: wenn *Melanchthon* jetzt lebte, so würde er uns angehören. Hat also Hr. Dr. *Wegscheider* in dieser Beziehung sein berühmtes Lehrbuch den Manen Luthers weihen können, so hat unser Vf. mindestens ein eben so gutes Recht, sich in *Melanchthons* Talar zu hüllen. Auch ist nicht zu verkennen, daß ein guter, milder und frommer Geist durch sein Buch geht, mit dem sich *Melanchthon*, wenn er ohne dogmatische Vorurtheile wieder unter uns erschiene, befreunden könnte. Selbst darin zeigt sich eine gewisse Verwandtschaft, daß der Vf. vorzugsweise Philolog zu seyn scheint, nicht gerade als wenn sich dieses in großartiger Auffassung des classischen Alterthums zeigte, aber er läßt nicht leicht eine Gelegenheit vorübergehen, zu christlichen Gedanken eine Parallele aus den Classikern zu citiren. Zwar sind dieses meist die seit *Grotius* und *Wetstein* gewöhnlich angeführten Stellen, doch hat er auch manche bisher noch nicht benutzte Stelle beygebracht.

Denkt man dagegen an die Bedeutung, welche *Melanchthons* Dogmatik in der Geschichte des Christenthums und der Wissenschaft hat, so fehlt es freylich an jeder wissenschaftlichen Berechtigung für den Vf., seiner Dogmatik *Melanchthons* großen Namen anzueignen. Denn außer der Ausdrucksweise und der Eintheilung sucht man vergeblich nach irgend einem Gedanken, der nicht bereits in den bekannten Werken *Wegscheiders* oder der drey sächsischen Oberhofprediger stände, aus denen auch häufig lange Stellen als Autoritäten dankbar citirt werden. Wenn aber jene vier Theologen doch unter sich noch ziemlich verschiedene Nüancen des dogmatischen Standpunctes bezeichnen, so ist ihre Harmonie bey aller Offenherzigkeit unseres Vfs dadurch möglich geworden, daß seinem Werke fast alle dogmatische Schärfe abgeht.

Das wissenschaftliche Princip der Theologie, meint der Vf. (S. 94), könne kein anderes seyn, als der Grundatz: „Der Inhalt der Religionswissenschaft trifft mit den Endergebnissen aller anderen Wissenschaften, d. h. mit ihren wissenschaftlichen Wahrheiten aufs Genaueste zusammen, und es kann das nicht zum idealen Geiste der Theologie gehören, wo diese Panharmonie durchaus fehlt.“ Das Verdienst, dieses sogenannte Princip der Wissenschaftlichkeit aufgestellt zu haben, gehört bekanntlich nicht dem *Melanchthon* red., sondern Hn. Dr. *Bretschneider*. Die Wahrheit daran ist, daß durch alles menschliche Wissen ein gemeinfames Band geht, und der Menschengeist nicht die eine Wissenschaft kraftvoll ausbilden kann, ohne daß zugleich die anderen mehr oder minder in diesen Schwung des Geistes hineingezogen würden. Insbeson-

dere aber, wo Wissenschaften auf ihren Grenzgebieten in denselben Objecten zusammentreffen, da ist eine Umwälzung in der einen Wissenschaft unmöglich, ohne daß zugleich die andere davon ergriffen wird hinsichtlich dessen, was sie mit ihr gemein, oder von ihr entlehnt hat. So z. B., und von diesem Beyspiele ist wohl die ganze Aufstellung jenes Principis ausgegangen, jene große Umwandlung auf dem Gebiete der Naturwissenschaften seit *Copernicus* und *Baco* hat nothwendig auch in der Theologie unser Urtheil über die Naturbetrachtung, wie sie in der H. Schrift vorliegt, umgestaltet, und diese Umgestaltung hat großen Einfluß geübt auf das Urtheil über die gesamte H. Schrift. Aber daraus folgt noch lange nicht, daß diese Rücksichtnahme auf die Ergebnisse aller anderen Wissenschaften das Princip der Theologie sey, der Gedanke, aus dem sie sich entwickle, oder der sie beherrsche. Jene Rücksichtnahme findet auch bey allen anderen Wissenschaften Statt, aber noch hat man in keiner daran gedacht, ihre Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit so gänzlich preis zu geben, daß ihr Princip ein Zusammensuchen der Wahrheiten bey allen anderen Wissenschaften sey. Denn in der That, nur dann wäre jener Satz berechtigt, das Princip der Theologie zu seyn, wenn die Theologie gar nichts für sich selber wäre, sondern die anderen Wissenschaften denken und forschen ließe, um aus ihren Ergebnissen sich dasjenige, was sie selbst für wahr zu halten habe, zusammenzubetteln. Die Theologie ist nicht die Herrscherin aller anderen Wissenschaften, zu welcher Herrschaft sie nur in einer vorübergehenden Entwicklungsperiode der Menschheit berechtigt war, aber sie ist auch nicht ihre Magd, welche sie nach jenem Princip seyn würde.

Weiter stellt der Vf. ein Princip der Glaubenslehre, und zwar als materiales Princip auf (S. 99): „Gott, der Urquell alles Lebens und der heilige Weltregent, vermittelt durch die vollständige Offenbarung der religiösen Ideen, äußerlich in der Natur und Geschichte, innerlich in Vernunft und Gewissen, das wahre Leben der Menschen in ihm, wenn sie ihren Sinn für das Göttliche durch die Sünde nicht verfälscht und geschwächt haben.“ Hierin sey zugleich das formale Princip mit enthalten: „Nichts kann eine geoffenbarte Religion seyn, was mit der gesamten Offenbarung Gottes nicht übereinstimmt und das wahre Leben in Gott nicht vermittelt.“ Princip ist aber dem Vf. „der höchste Grundatz der Glaubenslehre, durch welchen alle ihre Sätze gruppirt und begründet werden, ohne daß er selbst einer tieferen Begründung bedarf.“ Man muß gestehen, der Vf. ist diesem seinem Princip treu geblieben, es fehlt wirklich an jeder tieferen Begründung desselben: aber eben deshalb, wo jene Hauptsätze des religiösen Glaubens, die sein materiales Princip enthält, ohne Weiteres vorausgesetzt werden, da ist von einer wissenschaftlichen Dogmatik auch gar nicht die Rede.

Aber dasjenige, danach der Vf. insgemein seine Entscheidung stellt, ist, wie er's nennt, *der ideale Geist des Christenthums*. Diese Entscheidungen sind

ihrem Inhalte nach gewöhnlich in einem frommen, gemäßigten und verständigen Sinne, in Uebereinstimmung mit demjenigen, was unter gebildeten Protestanten dieses Sinnes etwa als eine ausgemachte Sache gilt. Oft sind dabey Bibelstellen als entsprechend citirt, und bey der Bemühung, minder entsprechende Stellen durch ein wenig Allegorisiren auf seine Seite zu ziehen, könnte man meinen, daß der Vf. das ideale Christenthum aus der H. Schrift zu schöpfen für nöthig halte, z. B. S. 275: „In der Mitte stehend zwischen dem Unglauben der Sadducäer und dem Aberglauben der Phariseer — behält das ideale Christenthum, um die Vervollkommnung unserer Natur nach dem Tode durch ein ausdrucksvolles Bild (1 Cor, 15, 44) zu *versinnlichen*, die Vorstellung von der Wiedererweckung und Auferstehung der Todten bey.“ Dieses aber kann doch jetzt unter Theologen gar nicht mehr in Frage gestellt werden, daß Paulus in der angeführten Stelle und überall die Auferstehung nicht als ein ausdrucksvolles Bild gebraucht, um die Herrlichkeit des jenseitigen Lebens zu *versinnlichen*, sondern sie ist ihm etwas vollkommen Reales. Anderwärts spricht es der Vf. mit achtungswerther Offenheit aus, daß die Lehre der Schrift, oder doch eines bestimmten heiligen Schriftstellers dem idealen Christenthume nicht entspreche. Wodurch aber erkannt werde, was zum idealen Christenthume gehöre, und was sonach dieses ideale Christenthum wahrhaft sey, darüber hat er sich nirgends bestimmt erklärt.

Man könnte, um dieser Sache auf den Grund zu kommen, an die bekannte Streitfrage der neueren Religionsphilosophie über den historischen und idealen Christus denken. Hiernach würde das ideale Christenthum die allgemeinen und ewigen Ideen der Religion enthalten, abgesehen von der ganzen historischen Einführung und Wirklichkeit der christlichen Religion, welche als vergängliche Hülle des religiösen Geistes der Vergangenheit anheimfielen. Manches im *Melanchthon red.* scheint diese Ansicht zu bestätigen. So z. B. wird S. 222 nicht nur das Poetische, Rhetorische und Mythische, sondern auch das *Historische* in der H. Schrift dem *idealen* Gehalte entgegengesetzt, der allein zum idealen Christenthume gehöre. So wird wenigstens in starker Toleranz S. 65 zugestanden: „für den, der an die buchstäbliche historische Wirklichkeit (der Wunder Jesu) nicht glaubt, haben sie doch einen ästhetischen Werth, indem sie ihm das Bild des Lebens Jesu verschönern (eine seltsame Verschönerung!) und beleben, und gleichsam bildliche Darstellungen des höheren Wirkens Jesu sind.“ So findet S. 137, da wo der Vf. sich ein Vorbild dessen aufstellt, was von einer rechten zeitgemäßen Dogmatik zu fordern sey, die Berufung auf Hn. D. Röhr Statt, der in seinen Grund- und Glaubens-Sätzen bereits erwiesen habe, „daß ein aus geschichtlichen Sätzen und wirklichen Religionswahrheiten zusammengesetzter Glaube ein unzusammenhängendes, sich selbst widersprechendes Mischlingswerk bilden, und von dem Standpunkte der wissenschaftlichen Ansicht aus ganz unzulässig erscheinen würde.“ Hiernach

schiene *Melanchthon red.* auf dem Standpunkte eines *Woolston* zu stehen, der die Wunder Jesu als Allegorien wollte gelten lassen, oder eines *Tindal*, als er sein berüchtigtes Buch betitelte: Das Christenthum so alt als die Schöpfung. Dagegen aber sprechen nicht nur einzelne Stellen, wo die Sache des historischen Christus gegen eine der *Hegel'schen* Schule vorgeworfene Verflüchtigung in einen idealen Christus eifrig vertheidigt wird, sondern auch die ganze Anlage der Anthropologie, in welcher Jesus von Nazareth als Mittler, Erlöser und Verföhner der Menschheit dargestellt wird.

Fanden wir auf diesem Wege zwar einen Widerspruch des Vfs. mit sich selbst aber nicht das Verständniß dessen, was er unter dem idealen Christenthum versteht, so erklärt sich dieses vielleicht aus seiner Stellung zu *Ammons* gütvollem Werke von der Fortbildung des Christenthums zur *Weltreligion*. Denn der Vf. erklärt in der Vorrede als die Aufgabe der Theologie die Fortbildung derselben zu einer *Welttheologie* und die Erhebung der Dogmatik zu einer *Weltdogmatik*. Erinnern wir uns recht, so ist an einer anderen Stelle in demselben Sinne auch von einer *Weltmoral* die Rede. Dieses ist freylich mehr ein moderner, an das junge Deutschland (gegen das übrigens der Vf. mit löblicher Entrüstung eifert) erinnernder Sprachgebrauch, als an die Weltansicht, welche sich in der Umgebuung Jesu aussprach: indess die Sache selbst liegt schon in den Worten des Herrn: Geht hin und lehret alle Völker. Es fragt sich nur, wodurch die „Weltdogmatik“ entstehen, oder woran das ideale Christenthum erkannt werden soll? worauf wir noch immer keine Antwort haben. Die letzte Hoffnung, sie zu erhalten, muß wohl darauf gestellt werden, daß wir zusehen, welches Verhältniß unser Verfasser das Christenthum, das ursprüngliche, historische Bibelchristenthum, zu den allgemeinen religiösen Anlagen des Menschen, oder wie man dies gewöhnlich nennt, zur Vernunft gestellt habe.

Er unterscheidet nach einer bekannten Auffassung die Vernunft als allgemeine Offenbarung von der besondern, durch providentielle Fügung Christo gewordenen und durch ihn vermittelten Offenbarung. Nach der ganzen Anlage der Anthropologie, in der von einem ursprünglichen, einem durch die Sünde gestörten und einem durch Christum wieder hergestellten Verhältniß der Menschheit zu Gott gehandelt wird, erscheint die besondere Offenbarung als etwas wenigstens zur religiösen Vollendung und vollkommenen Befeligung des menschlichen Geschlechts Nothwendiges. Diesem entspricht auch in der einleitenden Untersuchung über das Verhältniß beider Offenbarungen die Versicherung (S. 43), daß die Vernunft das trübe Auge sey, welches durch einen stärkeren Zufluß des Lichtes von außen erleuchtet werden müsse, und (S. 44) daß die Vernunft als ein Auge zu betrachten sey, welches des Arztes bedürfe, des Lichtes der (besonderen) Offenbarung. Hiernach also würde das ideale Christenthum doch gewiß nicht nach

dem trüben und kranken Auge zu bemessen seyn, sondern müßte irgendwie wirklich geoffenbart und urkundlich gegeben seyn. Aber dem widerspricht das vielfache Hinaussetzen über die H. Schrift, überhaupt die entschieden rationalistische Kritik. Nun aber findet sich auch eine andere, dem angemessenere Lehrweise. Nämlich wie (S. 337) die Nothwendigkeit der besonderen Offenbarung nur durch eine schlechte Induction empirisch erwiesen wird, aus dem äußerst langsamen Fortschreiten, dem Stillstehen und selbst Rückwärtschreiten mancher Völker in der Vernunftcultur, aus dem Stumpf Sinne so vieler, denen die Natur ein verschlossenes Buch bleibt, aus dem Beispiele verwildert gesunder Kinder und unwissender Individuen, welche unter gebildeten Völkern ohne Erziehung aufwuchsen, aus dem eigenen Geständnisse denkender Männer von dem Unvermögen ihrer Vernunft, in die Tiefen des göttlichen Welens einzudringen, u. s. w.: so kommt es auch gelegentlich zu der Bemerkung (S. 35), daß die Nothwendigkeit der Offenbarung nur auf „der Unzulänglichkeit eigener Thätigkeit der meisten Menschen zur Erlangung vollkommener Religionsmerkmale“ beruhe. Hiezu paßt denn (S. 43) die Berufung auf Paulus und die älteren griechischen Kirchenväter, welche es schon erkannt hätten, „daß, wer des Seelenarztes nicht besonders bedürftig sey, durch die allgemeine Offenbarung in der Natur und im Menschengenosse ein Christ werden könne.“ Also wenn man offen reden will, nicht das Bedürfnis einer allgemeinen Offenbarung, sondern bloß das Bedürfnis einer Volksreligion für Viele ist hiedurch dargethan, und es ist nicht abzusehen, warum Christus eine solche Religion nicht gegründet haben solle bloß durch seine eigene religiöse Vernunft. Er ist dann nur seiner Zeit vorgeschritten, wie Sokrates ihr vorausgeschritten war, und jeder schöpferische Mensch ihr vorausschreitet. Die ausgebildete Vernunft hat dann allerdings ein Recht, zu entscheiden, was ewige Wahrheit im Christenthum sey, und eine besondere Bedeutung des Christenthums ergibt sich auf diesem Standpunkte erst dann, wenn seine Bedeutung als die wirklich und historisch gewordene vollkommene Religion erkannt wird. Aber um dieses Verhältniß der religiösen Vernunft an sich zur geschichtlich gewordenen Religion hat, wie wir oben sahen, der Vf. sich überhaupt nicht bekümmert. Und wie er auf der anderen Seite auch die Gesetze der religiösen Vernunft nicht in ihrer Nothwendigkeit entwickelt oder irgendwie tiefer begründet hat, so sind seine Entscheidungen im Namen des idealen Christenthums nur unmittelbare, rein subjective Darstellungen seines Glaubens und Meinens.

Es wurde schon bemerkt, daß die Eintheilung das Einzige sey, worin der Vf. eine bestimmte Eigenthümlichkeit zeige; auch ist hier eine gewisse wissenschaftliche Reflexion unverkennbar. Allein wie diese doch nicht vom Wesen der einzutheilenden Sa-

che ausgeht, so ist auch der Erfolg weder logisch richtig, noch zur Lehre bequem. Das Ganze zerfällt in 3 Haupttheile: 2) die christliche Gottesidee oder die Lehre von Gott dem Allvater, 2) die christliche Weltanschauung, 3) die Lehre vom Menschen in seinen Verhältnissen zu Gott. Das Eigenthümliche ist hier der zweyte Theil. Er zerfällt in 2 Abschnitte. Der erste enthält unter dem Titel: „Die Lehre von dem Vaterhause Gottes“ die Dogmen von der Schöpfung, Vorsehung, und eine Theodicee. Dieser Abschnitt gehört offenbar zum ersten Haupttheile; denn was wäre das für eine Idee Gottes, in welcher Gott nicht auch als schaffender, erhaltender und regierender, also hinsichtlich der Schöpfung und Vorsehung gedacht würde! Für den Vf. sollte dies ein so dringender hervorgetreten seyn, da er seine Eintheilung der göttlichen Attribute, nach einer seit D. Böhme's scharfsinnigem Werke über diesen Gegenstand gewöhnlichen Methode, auf das Verhältniß Gottes an sich und zur Welt basirt. Der zweyte Abschnitt handelt von der Geisterwelt oder von den Kindern Gottes überhaupt, nämlich von Engeln und Menschen, von beiden im Urzustande und nach dem Sündenfalle. Hier also hat sich der Vf. die Hauptsätze der Anthropologie vorweggenommen; eine Unterabtheilung des zweyten Theils enthält die beiden ersten Abschnitte des dritten Theils, und der Vf. hat nicht Anstos genommen, im zweyten Haupttheile von den ursprünglichen Vollkommenheiten der ersten Menschen und dann vom Sündenfalle derselben zu handeln, was natürlich in der Anthropologie Alles noch einmal kommt. Sonach bleibt für diesen zweyten Haupttheil nichts übrig, das nicht wesentlich zu den anderen Theilen gehörte, als die Lehre von Engeln und Dämonen, die der Vf. doch schwerlich für so wichtig halten wird, um aus ihr einen Haupttheil seines Systems zu machen; während er die Christologie nur in der Anthropologie untergebracht hat.

In den Unterabtheilungen ist er auch da, wo er wissenschaftlich nicht unberechtigt verfährt, selten glücklicher gewesen. Es beruht z. B. allerdings auf einer wissenschaftlichen Reflexion, daß er die Engel lehre und die Dämonenlehre nicht zusammennimmt, weil die letzte erst in der Lehre vom Bösen ihre natürliche Stelle habe. D. Hase ist ihm darin vorausgegangen. Dennoch sind beide Lehrbegriffe nach ihrem Inhalte und nach ihrer ganzen geschichtlichen Entwicklung so gleichartig, daß ihre Trennung wenigstens sehr unbequem ist. Was bisher insgemein als Lehre von den letzten Dingen oder dergl. zusammengehalten wurde, zerfällt hier in 3 Orte der Anthropologie. Nämlich im 1 Abschnitte vom ursprünglichen Zustande des Menschen kommen die Lehren vor: Unsterblichkeit, ewiges Leben, Auferstehung, Mittelzustand, Himmel.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J A N U A R 1 8 3 9.

## T H E O L O G I E.

LEIPZIG, b. Leich: *Melanchthon redivivus*, oder  
*der ideale Geist des Christenthums* u. s. w.

(Beschluß der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Im zweyten Abschnitte von der Störung finden sich die Lehren vom Tod, vom physischen und ewigen d. i. der Verdammniß. Endlich im dritten Abschnitte von der Wiederherstellung durch Christus erscheint noch einmal die Lehre vom jenseitigen Leben als ewige Entscheidung (Weltgericht), Mittelzustand und Seligkeit. Es ist freylich wahr, daß der Mensch überhaupt nicht für unsterblich gehalten werden könnte, wenn dieser Athem des ewigen Lebens nicht bereits in seiner ursprünglichen Anlage wäre, auch daß die Betrachtung des Todes als der Sünde Sold eine christliche ist: dennoch ist es sogar unnatürlich, von der Unsterblichkeit und den Beweisen für dieselbe zu handeln, bevor noch vom Tode die Rede gewesen ist; und daß die Lehren vom Mittelzustand und von der Seligkeit im ersten Abschnitte vorkommen, und im dritten noch einmal vorkommen; dieses kann nimmermehr eine wissenschaftliche Nothwendigkeit seyn.

Es fehlt nicht an biblischen und dogmatischen Notizen; doch ist darin mehr für das theologische Schulbedürfnis gesorgt, als das eigentlich wissenschaftliche und allgemeinmenschliche Interesse beachtet. So sind z. B. die biblischen Benennungen Gottes hebräisch und griechisch aufgeführt; aber nach einer Darstellung dessen, wie sich der Begriff Gottes durchs Alte und Neue Testament in allmählicher Entwicklung hindurchbewegt, wird man vergeblich suchen. So ist in der Lehre von Christo von jenem hundertjährigen Kampfe, der den menschlichen Geist in seiner innersten Tiefe aufregte, und das römische Reich in seinen Grundfesten erschütterte, von dem Kampfe über die Gottheit Christi so gut wie nichts erzählt; aber der pedantische Handel des *Nicolai*, *Thumius*, *Menzer* und anderer obscurer Theologen über die *κρούσις*, *κένωσις*, *κτῆσις* und *χοῆσις* der göttlichen Eigenschaften wird ausführlich dargestellt. Dergleichen Dinge mögen wohl in einem Buche Raum finden, wie der *Hutterus red.*, das sich schon durch seinen Namen zu solchen antiquirten Dingen bekennt; aber sie schicken sich nicht für einen *Melanchthon red.*, der die Studirenden aller Facultäten durch religiöse Irren und Wirren zum christlichen Leben in Gott führen will.

J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

In den historischen Notizen ist Vieles einseitig, ungenau oder schief aufgefaßt, und weist auf einen Mann hin, der die Dogmengeschichte nicht gründlich aus den Quellen kennt, sondern das und jenes sich aus zweyter und dritter Hand notirt hat. Einige Beyspiele mögen dies erweisen, was unbewiesen auch gegen einen Ungenannten nie ausgesprochen werden sollte.

S. 45 wird für die Behauptung, daß Luther die Vernunft zur „Richterin in Glaubenssachen“ erhebe, die bekannte Stelle aus der *Walch'schen Ausgabe*, Bd. 19. S. 1940, angeführt. „Was nun der Vernunft entgegen ist, ist gewiß, daß es Gott noch vielmehr entgegen ist“ u. s. w. Der Vf. hat nicht die Schuld auf sich, diese Stelle für den Rationalismus Luther's gebraucht zu haben, um ihn nachher hinsichtlich seiner verächtlichen Urtheile über die Vernunft des Widerspruchs mit sich selbst zu zeihen. Aber wenn er die Stelle nachgeschlagen hätte, so würde er gefunden haben, daß sie so anhebt: „Zum sechsten wollen wir die Klostergelübde halten gegen die natürliche Vernunft d. i. gegen das dunkle und grobe Licht der Natur. Denn wiewohl dieselbe das Licht und die Werke Gottes nicht verstehen, noch aus sich erreichen kann, also daß sie *in affirmativis* (wie sie davon reden) ganz grob und ungewiß richtet, so ist doch *in negativis*, d. i. was ein Ding nicht ist, ihr Urtheil und Verstand gewiß. Denn die Vernunft begreift nicht, was Gott ist; doch begreift sie aufs allergewisseste, was nicht Gott ist. Darum, wiewohl sie nicht sieht, was recht und gut ist vor Gott, so weiß sie doch eigentlich, daß Unglaube, Mord, Ehebruch böse sind.“ Also in solcher Stelle soll Luther die Vernunft zur Richterin in Glaubenssachen erklärt haben?

Die Schriften der apostolischen Väter werden S. 110 nur dahin charakterisirt, daß sie nach Form und Inhalt den apostolischen Schriften ähnlich seyen. Aber die Ähnlichkeit ist doch nur eine Seite, und dagegen die Unähnlichkeit so groß, wie nur irgend das Geistlose dem Geistreichen, und Scharfbestimmten unähnlich ist. Ebendasselbst wird gelehrt, daß der Unterschied zwischen der *πίστις* und *γνώσις* schon früh entstand, und schon Origenes in seinen Büchern *περὶ ἀρχῶν* Volksglauben und Theologie unterschied. Ist diese Unterscheidung in den Schriften des Clemens von Alexandrien etwa minder bestimmt?

Nach S. 111 lieferten Aritides und Quadratus die ersten Versuche einer christlichen Dogmatik. Weiß dies *Melanchthon red.* vielleicht aus seinen jenseiti-

gen Studien? Als „Schöpfer der katholischen Theologie“ wird hier auch Clemens von Alexandrien genannt, und als ihr „Vollender Origenes durch seine Glaubenslehre περί ἀρχῶν“. Man muß gestehen, dann ist sie früh vollendet worden, und gerade durch denjenigen, welcher der entwickelten katholischen Theologie immer verdächtig geblieben ist.

Nach S. 144 soll auch der Schellingianismus „Gott nur in dem denkenden Subjecte finden“. Der bekannte Grundgedanke Schellings von dem sich offenbarenden Urgrunde als Geist und als Natur ist dem Vf. wohl nicht zu Ohren gekommen?

Nach S. 324 ist die Entscheidung der Kirche gegen Nestorius zu Constantinopel 431 ausgesprochen worden. Da haben wir eine neue ökumenische Synode! Es ist aber wohl die zu Ephesus gemeint.

Unter den Päpsten, denen es gelungen sey, „die christliche Kirche in einem priesterlichen Staate zu machen, und das Kirchenregiment bis zur Papocäfarie (!) zu steigern“, wird (S. 360) neben Gregor VII und Innocenz III Bonifacius VIII genannt. Den guten Willen hätte er wohl gehabt, aber man muß ganz unbekannt mit der Geschichte seyn, um diesen unglückseligen Bonifacius VIII, unter dem das päpstliche Ansehen so tief erschüttert worden ist, unter die siegreichen Päpste zu stellen.

Nach S. 33 zählt Johannes Damascenus nur 2 Sacramente. Aber er zählt gar nicht, sondern unter der Ueberschrift: „Mysterien“ spricht er nur von Taufe und Abendmahl; was doch, genau genommen, etwas Andere ist.

Nach S. 339 erhielt die Bedeutung des Abendmahls als Transsubstantiation i. J. 1215 auf dem vierten Lateran-Concile römisch-kirchliche Sanction durch die Erklärung, daß *transsubstantiatio* sey *miraculum, quo sacerdos consecrans panis vinique substantiam in sanguinis corporisque Christi substantiam mutat, remanente tamen illorum specie accidentali*. Aber diese schulgerechte Definition des katholischen Dogma wird man vergeblich in den Schlüssen der angezeigten Lateran-Synode suchen, in denen es bloß heißt *canon 1: Una est fidelium unive. salis ecclesia, extra quam nullus salvatur. In qua ipse sacerdos est sacrificium Jesus Christus, cujus corpus et sanguis in sacramento altaris sub speciebus panis et vini veraciter continentur, transsubstantiatis pane in corpus et vino in sanguinem potestate divina. — Hoc utique sacramentum nemo potest conficere nisi sacerdos rite ordinatus*. Wodurch ist nun unser Melanchthon zu seinem bisher gänzlich unbekanntem Concilienschlusse gekommen? Eine zufällige Erinnerung hat uns auf die Spur dieses Geheimnisses gebracht. Der Concilienschluß ist nichts als eine an sich richtige, aber selbst gemachte Definition des Hutterus red. Nämlich in der dem Vf. vorliegenden zweyten Auflage desselben S. 346 heißt es: „Die nachherige Ansicht (vom Abendmahle) wurde vorzüglich durch Paschasius Radbertus ausgebildet, und nach mannichfachen Kämpfen auf dem Conc. Later. IV (1215) anerkannt als *transsub-*

*stantiatio*; und nun folgt buchstäblich die bereits angeführte Definition. Diese hat sonach Melanchthon red. für eine citirte Stelle aus der Lateran-Synode gehalten, und getrost aus dem Hutterus abgeschrieben.

Hiemit sind die Prämissen zu dem Urtheile gegeben, das über die wissenschaftliche Bedeutung der angezeigten Dogmatik zu fällen ist. Die Unparteilichkeit fodert aber zu bemerken, daß ein bekanntes theologisches Journal von derselben Dogmatik versichert, und nicht etwa ironisch: sie werde Epoche machen in der Geschichte der Dogmatik. J.

DORTMUND, b. Krüger: *Kein Symbolzwang und nur das Schriftwort*: oder Würdigung der gegen die Erklärung der Pfarrer der Dortmunder Kreisynode erschienenen Schriften, von einem Mitgliede der Dortmunder Kreisynode. 1838. 160 S. gr. 8.

Der ungenannte Vf. sucht die bekannte Erklärung der Pfarrer der Dortmunder Kreisynode gegen vier dieser Erklärung entgegengesetzte Schriften von Snelhage, Möller, Niepmann, Schütte und Gräve u. s. w. zu rechtfertigen, und diese Rechtfertigung ist ihm in der Hauptsache recht wohl gelungen; ja dieselbe würde von bleibenderem, selbstständigerem Werthe seyn, wenn der Vf. das Polemische hätte in den Hintergrund treten lassen, und so seine richtigen Grundsätze mehr im Zusammenhange erklärt hätte. Nur bedauern kann man es, daß diese Grundsätze noch immer Widerspruch finden, und daß man so der Fortbildung der evangelischen Kirche, die sich nun einmal nicht länger wird aufhalten lassen, nur aus Vorurtheil noch Hindernisse in den Weg zu legen bemüht ist. Unter diesen Grundätzen hebt der Vf. mit Recht zuerst hervor, daß die wichtigsten symbolischen Schriften der Lutherischen Kirche theils ihrer Veranlassung und ihrem nächsten Zwecke zufolge, theils nach den ausdrücklichen Aeußerungen der Verfasser derselben, nicht zunächst bindende Lehrvorschriften, sondern nur Bekenntnisschriften seyn sollten. Er zeigt außerdem, daß, nach einigen bekannten Aeußerungen der Reformatoren zu schliessen, diese selbst eine weitere schriftgemäße Fortbildung des Lehrbegriffs, so wie der Verfassung der von ihnen gestifteten Kirche, für möglich und nothwendig erachteten, und giebt, um die preussische Agende von der Anschuldigung eines neuen Symbolzwanges freizusprechen, einige Notizen über die erste Entstehung derselben gleich nach dem Regierungsantritte des Königs, welche oft übersehen worden sind, aber nur zu deutlich zeigen, wie geringen Grund jene Anschuldigung habe. Endlich macht der Vf. noch zweckmäßig darauf aufmerksam, daß es fast unmöglich sey, das Ansehen der symbolischen Bücher der beiden früher getrennten Kirchen aufrecht zu erhalten, schon wegen der großen Anzahl, der Verschiedenheit und Seltenheit vieler Bekenntnisschriften, auch wegen der offenbaren Irrthümer und Widersprüche, die selbst von ihren Vertheidigern nicht abgeleugnet werden können.

Wundern muß man sich allerdings, wie noch immer Vertheidiger der unbedingten Gültigkeit der symbolischen Bücher auftreten können; die Schuld hiervon hat zum Theil der mißverständene Rationalismus zu tragen, der sich einst nicht scheute, mit dem Ansehen der symbolischen Bücher auch die höchste Autorität der heiligen Schrift anzutasten. Um so mehr freut es uns, daß der Vf., obschon, wie es scheint, dem Princip des Rationalismus huldigend (S. 57), doch dessen Extremen entragt, und von dem einzig richtigen Grundsatze ausgeht, daß der historische Christus die Basis im christlichen Lehrgebäude bilden müsse, und daß man daher die positiven Elemente im Evangelium nicht in Mythen verflüchtigen dürfe. Wäre der frühere Rationalismus nicht zu weit gegangen, und gegen alles Positive in dem Evangelium aufgetreten, wie viele Irrungen würden unterblieben, wie leicht würde eine Ausöhnung der kirchlich-theologischen Spaltungen möglich gewesen seyn! Deshalb entschuldigen wir es, wenn die Vertheidiger der symbolischen Bücher auch ihrerseits zu weit gehen. Fehlen sie dadurch, daß sie das Ansehen dieser Bücher am Ende doch der heiligen Schrift gleich achten, gegen den ersten und heiligsten Constitutiv-Grundsatz der evangelischen Kirche, so haben sie doch in sofern nicht ganz Unrecht, als sie dabey von der Ansicht ausgehen, daß es eines besonderen Glaubensbekenntnisses, als des einigenden Bandes für die christlichen Gemeinden, bedürfe (S. 133). Es würde wohl genügend seyn, mit dem siebenten Artikel der Augsburgischen Confession nur auf die Predigt des reinen Evangeliums und die richtige Verwaltung der Sacramente zu dringen, wenn alle Lehrer und Gemeinden über diese beiden letzten Punkte völlig einverstanden wären. So lange dieses aber noch nicht der Fall ist, wäre es unklug, es dem Gewissen, der Ueberzeugung jedes öffentlichen Lehrers überlassen zu wollen, was er als reine Lehre des Evangeliums für gut findet. Hierüber scheint der Vf. sich noch nicht klar geworden zu seyn (S. 147): wir glauben aber, den denkenden Mann darauf aufmerksam machen zu dürfen, welche Verwirrung entstehen würde, wenn es jedem öffentlichen Lehrer, ohne weitere für sein Amt verpflichtende Lehrnorm, überlassen bliebe, was er gerade für die reine Schriftlehre hielte, ungehindert vorzutragen. Durch Dr. Röhr's Grund- und Glaubenssätze ist ein bedeutender Schritt vorwärts geschehen; und wir wundern uns, daß der Vf., dem dieß so nahe lag, fast gar keine Rücksicht darauf genommen hat. Eine solche verpflichtende Lehrnorm bleibt nöthig für die Kirche als äußere Gesellschaft, und hat nur in sofern Gültigkeit, ohne die freye wissenschaftliche Schrifterklärung zu beschränken, oder den Glauben und das Gewissen der Einzelnen, als Sache des Privatlebens zu binden. Sie bleibt natürlich reformabel, je nach den Fortschritten der religiösen Erkenntniß, und ist nur da verpflichtend, wo der Lehrer als öffentlicher Diener im Namen seiner Kirche auftritt.

L. L.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zürich, b. Höhr; *Joh. Jak. Hefs*, Doctor der Theologie und Antistes der Zürcherischen Kirche. *Skizze seines Lebens und seiner Ansichten*, mit einem Auszuge aus seiner ungedruckten Auslegung der Apokalypse, von Dr. *Heinr. Escher*, Professor in Zürich. 1837. 137 S. 8. (15 gr.)

Im ersten Abschnitte dieser kleinen Schrift beschäftigt sich der Vf. mit den äußeren Lebensverhältnissen und der amtlichen Wirkksamkeit des berühmten Theologen der reformirten helvetischen Kirche. *Joh. Jak. Hefs* war geboren zu Zürich den 21 Oct. 1741. Sein Vater war ein Uhrmacher. Seine erste Bildung erhielt er von einem Landprediger in der Nähe von Zürich. Nur mit Widerwillen ging er an das Erlernen der alten Sprachen. Von diesem Aufenthalte auf dem Lande blieb ihm durch sein ganzes Leben eine große Vorliebe für die Einsamkeit und das Landleben. Seine weitere Bildung erhielt er seit 1752 auf dem Gymnasium zu Zürich. *Bodmer* und *Breitinger* nahmen sich seiner besonders an, und auch *Steinbrüchel* und *Joh. Tobler* wirkten vortheilhaft auf ihn. Nach vollendeten akademischen Studien wurde er der Gehülfe seines väterlichen Oheims, des Pfarrers *Ludw. Hefs* zu Neffenbach, vier Stunden von Zürich, eines durch seinen Geschmack und gründliches Studium ausgezeichneten Mannes, der besonders mit dazu beytrug, ihn von seinen belletristischen Beschäftigungen zum ersten Studium der alten Classiker und der heiligen Schrift zu bringen. Das Lesen des Lebens des Cicero von *Middleton* führte ihn auf den Gedanken, auf ähnliche Weise das Leben Jesu darzustellen. Erst im Jahre 1777, also in seinem 36sten Jahre, wurde er zum Diakonus an der Frauenmünsterkirche zu Zürich und zum ersten Vorsteher der ascetischen Gesellschaft daselbst gewählt. Nach *Ulrich's* Tode (den 7 Febr. 1795) erhielt er gegen seinen Wunsch die Stelle des Antistes der Zürcherischen Kirche, zu welcher eine gewisse Partey gern *Lavater* geholfen hätte. Während seiner Amtsführung hielt er sich ein Tagesregister, worein er täglich mit der größten Punctlichkeit, nach den Rubriken „Amtsgeschäfte“ und „Privatgeschäfte“ Alles eintrug, was er den Tag über gethan hatte. In den unruhigen gefährlichen Zeiten, die er zu überstehen hatte, ist seine Unererschütterlichkeit und ununterbrochene gelehrte Thätigkeit wahrhaft bewundernswürdig; zugleich aber sind seine während der Revolutionszeit gehaltenen Predigten ein Beyspiel seltener Klugheit und Behutsamkeit. Nach wieder hergestellter Ruhe durch die Mediationsverfassung von 1803 beschäftigte ihn zunächst die neue Organisation des Kirchenwesens, und die dafür erlassenen Gesetze und Verordnungen wurden alle von ihm selbst entworfen. In seinem 78sten Jahre erlebte er die Jubelfeyer der helvetischen Reformation, und war noch kräftig genug, um thätigen Antheil daran nehmen zu können. Mehrere Krankheitsfälle singen zwar

seit seinem 79sten Jahre an, die Kraft seines Körpers zu schwächen, aber er blieb bis zum 29ten Mai 1828, wo seine Auflösung erfolgte, im ungeschwächten Gebrauche seiner geistigen Kräfte. — Der zweyte Abschnitt handelt von *H.'s* schriftstellerischer Thätigkeit und religiösen Ansichten. Der Vf. entwickelt hier mit Scharfsinn und Klarheit den Gang, den *H.'s* religiöser Glaube in seiner Bildung genommen. Um die Behauptung zu widerlegen, als sey *Hefs* in seinen Ansichten über manche dogmatische Punkte in späteren Jahren ängstlicher gewesen, weist er auf die Mißbilligung hin, die er noch am Ende seines Lebens über die neuesten Ansichten von der radicalen Verderbnis der menschlichen Natur in der *Hengstenberg'schen* Kirchenzeitung ausgesprochen. — Ueber die Auslegung der Apokalypse, von der die Rede im dritten Abschnitte ist, bemerkt der Vf., daß *Hefs* völlig überzeugt gewesen, daß die Apokalypse den Evangelisten Johannes zum Verfasser habe. Er hielt dieselbe für eine diesem Freunde des Herrn von ihm selbst zur Ermunterung der damaligen Christenheit geöffnete Aussicht in die letzten entscheidenden Kämpfe, die seiner Wiederkunft zunächst vorausgehen und die Epoche der Regierung des Messias herbeyführen werden. An Beziehung auf die neuesten Begebenheiten hat er es ebenfalls nicht fehlen lassen. Aus der berühmten Zahl 606 bringt er den Namen Messias heraus, auf folgende Weise:  $M = 40$ ,  $\epsilon = 5$ ,  $\iota = 10$ ,  $\sigma\sigma = 400$ ,  $\iota = 10$ ,  $a = 1$  und  $s = 200$ . Die ganze Ansicht vom Ursprung, Zweck und Bedeutung der Apokalypse folgt, wie sehr richtig bemerkt ist, nothwendig aus der ganzen Ansicht, welche

*Hefs* von der Bibel hatte, und die Apokalypse bildet ihm den Schlußstein zu dem von ihm gezeichneten Plane Gottes mit dem Menschengeschlechte. Es ist gar nicht uninteressant, zu sehen, wie der Ausleger dieser Ansicht gemäß das Einzelne aufgefaßt hat.

Ge.

ZÜRICH, b. Höhr: *Ueber das Verhältniß der Kunst zum Cultus*. Ein Wort an alle gebildete Verehrer der Religion und der Kunst, von *Carl Meyer*. 1837. 71 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. nimmt den Gebrauch der Kunst im christlichen Cultus gegen die Einwürfe, die dagegen hauptsächlich von Seiten mehrerer reformirter Theologen gemacht werden, in Schutz, und sucht aus der Geschichte darzuthun, daß das Kunstelement dem christlichen Cultus niemals fremd gewesen sey, aus der Natur und dem Wesen der Künste aber, daß in demselben kein Grund vorhanden sey, sie vom Cultus entfernt zu halten. Nachdem er über Einzelnes manches beachtenswerthe Wort gesagt, faßt er am Schluß der kleinen Schrift das Resultat seiner Beweisführung in den Worten zusammen: Erst die Totalität der Kunst schafft den wahren harmonischen Gottesdienst. Je mehr wir mit dem, was der Vf. über seinen Gegenstand beygebracht hat, einverstanden sind, desto mehr haben wir uns gewundert über die noch jetzt bestehende Befangenheit des Urtheils, welcher sich der Vf. entgegensetzen zu müssen geglaubt hat.

S.

## K L E I N E S C H R I F T E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Rudolstadt*, b. Fröbel: *Wie kann der Geistliche zur Verminderung der in unseren Tagen immer mehr überhandnehmenden Unzucht und unehelichen Geburten wirken?* Eine zeitgemäße Frage. Beantwortet von *Bernh. Ernst Ferd. Steiner*, Pfarrer in Catharinau. 1838. IV u. 43 S. 8. (geheftet 6 gr.)

Ein gutes Wort zu rechter Zeit! So hoch auch Wissenschaft und Kunst in unseren Tagen gestiegen sind: so ist es doch nur zu wahr, daß die Sittlichkeit nicht gleichmäßig steigt, sondern im Sinken begriffen ist. Ganz besonders nimmt Unzucht und Ausschweifung überhand. Darum erhebt *Hr. St.* seine warnende und zugleich rathende Stimme. Möge sie von allen Predigern wohl beherzigt und befolgt werden. Der Vf. giebt aber besonders 6 Hauptregeln an, die der Geistliche befolgen müsse, wenn er das Seinige zur Verminderung der überhandnehmenden Unzucht und unehelichen Geburten beytragen will. Diese Regeln sind: „1) der Prediger über-

gehe, gleich beym Antritte seines Amtes, vorkommende Unsitlichkeit der Art nicht mit Stillschweigen u. s. w.: 2) er halte von Zeit zu Zeit Erziehungspredigten; 3) er besuche von Zeit zu Zeit seine Kirchkinder; 4) er schaffe sich durch thätigen Antheil am Schulunterrichte ein neues Geschlecht; 5) er erziehe seine eigenen Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn; 6) er erfuche den Staat um Mitwirkung.“ Das eigene Beyspiel des Geistlichen, sein frommes, reines Leben, wird gewiß auch wirken, und konnte hier noch besonders angeführt werden. Die genannten 6 Punkte sind übrigens sehr gut ausgeführt, und aus der Erfahrung des Vfs. manches Interessante eingestreut, so daß man das Schriftchen, vom Anfange bis zu Ende, gern liest, und am Schluß wünschen muß, daß doch das gute Wort auch eine gute Statt finden möge.

R. K. A.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J A N U A R 1 8 3 9 .

## J U R I S P R U D E N Z .

NEUSTADT an der Orle b. Wagner: *Lehrbuch der Strafrechtswissenschaft* von J. Fr. H. Abegg, ordentlichem Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Breslau. 1838. XL u. 740 S. gr. 8. (3 Thlr.)

Diese umfassende Darstellung der Strafrechtswissenschaft hat der Vf. dieses schätzbaren Lehrbuchs an die Stelle einer neuen Auflage seines Systems der Criminalrechtswissenschaft treten lassen. Er hat die meisten Lehren ausführlicher und erschöpfender behandelt als man in anderen Compendien, z. B. dem *Feuerbach'schen* findet, daher es diese auch an äußerem Umfang bey Weitem übertrifft, obwohl der Criminalproceß darin ausgeschlossen ist.

Der allgemeine Theil (S. 1—260) beginnt mit einer Einleitung, worin der Begriff des Strafrechts (hiebey seine Stellung zu anderen Wissenschaften), Quellen und Hilfsmitteln desselben angegeben werden (S. 1—53). Der Vf. unterscheidet zuerst hinsichtlich des Begriffes zwischen Strafrecht (Criminalrecht) und Strafrechtswissenschaft (Criminalrechtswissenschaft). „Strafrecht, peinliches Recht, oder Criminalrecht (*jus poenale, criminale*) sagt er, heist der Inbegriff der Rechte und Pflichten der Gerechtigkeit in dem Verhältnisse zu den Uebertretern seiner Strafgesetze, und Strafrechtswissenschaft (*jurisprudencia criminalis*) ist der Inbegriff der auf ihr nothwendiges Princip zurückgeführten und folgerecht durchgeführten Lehren des Strafrechts, oder die wissenschaftliche Darlegung der Grundätze und Rechtswahrheiten, auf denen die Ausführung jenes Theils der Gerechtigkeit beruht.“ (S. 2). Von den meisten Rechtslehrern ist dieser Unterschied gar nicht berücksichtigt worden. So sagt *Feuerbach* in seinem Lehrbuche „Das Criminalrecht (Strafrechtswissenschaft, peinliches Recht) ist die Wissenschaft der Rechte des Staats, welche durch Strafgesetze gegen Unterthanen als Uebertreter derselben begründet sind.“ *Meister* unterscheidet zwar in seinem Werke: *Principia juris criminalis* beide Begriffe, aber ganz unrichtig, indem der Begriff, den er von Criminalrecht giebt, der der Criminalrechtswissenschaft ist, und die Kenntniß hievon Criminalrechtswissenschaft nennt. Er sagt nämlich *jus criminale (jus poenale) in significatu praecipuo denotat complexum doctrinarum in formam artis redactarum, de juribus et obligationibus, quae delicta eorumque poenas* J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

*concernunt. Et scientia practica horum jurium et obligationum est jurisprudentia criminalis.*

Der Vf. sucht hienächst zu zeigen, wie sich das Strafrecht zu dem bürgerlichen Rechte, der Criminal-Polizey, dem strafrechtlichen Verfahren und zu dem öffentlichen Rechte verhält; sodann wird der Umfang desselben bezeichnet und der Begriff des gemeinen und besonderen Strafrechts angegeben. S. 11.

Zu den Quellen des gemeinen Strafrechts zählt der Vf. 1) das geschriebene Recht (hier wird gehandelt von dem römischen Recht und dem einheimischen Recht), und 2) das ungeschriebene, wohin er Gewohnheitsrecht, Gerichtsgebrauch und die Wissenschaft rechnet. Rec. kann damit nicht einverstanden seyn. Ein Gewohnheitsrecht im eigentlichen Sinne (unterschieden vom Gerichtsgebrauche) ist ohnedieß in Strafrechte undenkbar, und auch ein Gerichtsgebrauch ist unzulässig, wo neue im Geiste der Zeit gegebene Strafgesetze bestehen; er ist nur da, wo diese noch nicht vorhanden sind, als Nothbehelf zu betrachten. Noch weniger kann die Wissenschaft als selbstständige Quelle des Strafrechts aufgeführt werden.

Hinsichtlich der Auslegung von Strafgesetzen vertheidigt der Vf. sowohl die Gesetzesanalogie als auch (wenigstens gemeinrechtlich) die Rechtsanalogie (S. 22 u. 23). Auch hier kann Rec. mit dem Vf. nicht einverstanden seyn, indem sich weder eine Gesetzes- noch Rechts-Analogie vertheidigen läßt. Hierauf handelt der Vf. von den Hilfswissenschaften und der Literatur des Strafrechts (S. 24—32), und dann stellt er geschichtlich den Entwicklungsgang des Strafrechts, der Strafgesetzgebung und der Wissenschaft in möglichster Kürze dar (S. — 3251). Den Schluss der Einleitung bildet der Plan des Folgenden.

In der Vorerinnerung zum allgemeinen Theil wird angegeben, aus welchen Quellen des positiven Rechts der allgemeine Theil zu entnehmen sey (S. 54 u. 55). S. 56—78 wird als Einleitung zum allgemeinen Theil von der Begründung des Strafrechtes geredet; es werden hier die Grundansichten der absoluten und relativen Theorien in der Kürze aus einander gesetzt, sodann die eigene Ansicht des Vfs. entwickelt, und endlich gezeigt, in wiefern die historisch positiv ausgesprochenen Grundätze des Strafrechts hiemit übereinstimmen. Es kommt hier dasselbe in der Kürze vor, was der Vf. bereits ausführlicher in seiner Schrift: „Die verschiedenen Strafrechtstheorien in ihrem Verhältnisse zu einander und zu dem positiven Rechte und dessen Geschichte (Neustadt an der Orle 1835)“ entwickelt hat, worüber sich



Rec. bereits in dieser A. L. Z. 1838. No. 69 erklärt hat. Uebrigens sind in dem Lehrbuche die einzelnen Strafrechtstheorien, so wie die Ansicht des Vf. in der Kürze sehr gut entwickelt. Die erste Abtheilung (S. 81—93) begreift sodann die Lehre von dem Strafgesetze. Sehr gut ist der Begriff des Strafgesetzes bestimmt, und die Anordnung dieser Abtheilung ist musterhaft, „Strafgesetz (*lex poenalis*) sagt der Vf., heisst in der weiteren Bedeutung jede allgemeine Anordnung der gesetzgebenden Gewalt, welche sich auf die dem Gebiete des Strafrechts angehörigen Gegenstände bezieht, insbesondere über Verbrechen, Strafe und deren Anwendung eine Bestimmung trifft.“ Sodann wird von der Natur und der Bestimmung des Strafgesetzes, von der Voraussetzung und der Gültigkeit desselben, und von dem Umfange seiner Verbindungskraft hinsichtlich des Ortes, des Zweckes und der Personen, und endlich von dem allgemeinen Inhalt der Strafgesetze gehandelt. Die zweyte Abtheilung (S. 93—173) umfaßt die Lehre vom Verbrechen. In der Einleitung zu dieser Lehre wird zuerst der Begriff des Verbrechens, Gegenstand desselben, sein Verhältnis zu anderen verwerflichen Handlungen erörtert, hierauf über die Eintheilung und Bestandtheile desselben und über die allgemeinen Bedingungen der verbrecherischen Handlung gesprochen. Verbrechen (*delictum, noxa, noxia, crimen*) heisst überhaupt (nach dem Vf.) „jeder Bruch des Rechts, die Uebertretung des Strafgesetzes durch ein zuzurechnendes, also schuldhaftes Benehmen, welches die Nothwendigkeit der Strafe herbeyführt. Die allgemeinen Momente sind Widerrechtlichkeit und Strafwürdigkeit der Handlung (Strafgesetzwidrigkeit).“

Rec. hat dagegen zu bemerken: Erstens Widerrechtlichkeit und Strafwürdigkeit können nicht als verschiedene Momente einander gegenüber gestellt werden, da Strafwürdigkeit die Widerrechtlichkeit in sich begreift. Zur Strafwürdigkeit einer Handlung gehört nämlich, daß sie rechtswidrig (widerrechtlich) sey, und daß der civilrechtliche Zwang im Allgemeinen nicht hinreichend ist, solche Rechte zu schützen. — Widerrechtlichkeit und das Unzureichende des civilrechtlichen Zwangs sind daher Momente der Strafwürdigkeit. Zweytens ist auch wieder Strafwürdigkeit kein Moment des Verbrechens. Unter einer strafwürdigen Handlung wird eine solche verstanden, welche der Strafe würdig ist (Strafe verdient), was denn der Fall ist, wenn die beiden genannten Bedingungen vorhanden sind. Verbrechen ist dagegen diejenige Handlung, welche durch ein Gesetz für ein solches erklärt worden ist. Strafwürdigkeit und die vom Vf. eingeschlossene Strafgesetzwidrigkeit sind daher keinesfalls gleichbedeutend.

Der erste Abschnitt handelt von den möglichen Subjecten des Verbrechens und den diese betreffenden Unterscheidungen (S. 107—122). Es wird §. 70 u. 71 die richtige Ansicht ausgesprochen, daß nur ein Individuum und daher nicht eine moralische Person, als solche, Subject eines Verbrechens seyn könne. Die Controverse, ob auch der Regent ein Verbre-

chen begehen könne, ist hier ganz übergangen. So dann enthält dieser Abschnitt die Lehre von den Urhebern, Gehülffen und Begünstigern, welche wohl nicht hieher gehören möchte; sie ist auch im Verhältniß zu der sonstigen Ausführlichkeit des Lehrbuchs etwas zu kurz behandelt.

Zweyter Abschnitt: von dem inneren Charakter der Handlung oder der Natur des Willens und der Zurechnung (S. 122—148). Es wird hier zuerst von dem Begriffe der näheren Bedingungen, dem Beweise und der Anwendung der Zurechnung gehandelt, sodann von dem rechtswidrigen Vorfatze (*dolus*) und dessen Eintheilung, von der Fahrlässigkeit (*culpa*) und deren Eintheilung. Von Zusammentreffen des *dolus* und *culpa* und vom Beweise des *dolus* und *culpa*, und alsdann endlich wieder von dem Wegfallen und vom Beweise der Zurechnung. Es kann nicht gebilligt werden, daß die Zurechnung im Allgemeinen durch die dazwischen geschobene Lehre von *dolus* und *culpa* gerrissen worden ist. Nach unserer Ansicht hätte erst die Lehre von der Zurechnung im Allgemeinen, welche in den §§. S. 78—82 und 89 u. 90 abgehandelt worden ist, vorangehen, und sodann von *dolus* und *culpa* als den verschiedenen Graden der Verschuldung, welche die Zurechnungsfähigkeit im Allgemeinen schon voraussetzen, gehandelt werden müssen. Zurechnung ist nach dem Vf. „die Anerkennung, daß ein äußerlich hervortretender Erfolg die Wirkung der Handlung eines Menschen sey; d. h. auf gesetzwidrige Erscheinung angewendet das Urtheil, daß diese in dem Wissen und Willen des Subjects ihren Grund habe; daß dieses nicht bloß der Thäter, Ursächer, sondern Schuldige sey, in dessen ganzer Handlung nach ihren beiden wesentlichen Seiten. (Es ist hier die innere und äussere gemeint; erste soll bezeichnen, daß sie durch Wissen und Willen des Subjects bestimmt ist, und letzte, daß dieses Innere durch ein Thun, ein bestimmtes auf den Zweck berechnetes Benehmen, auch in die Außenwelt, in die Erscheinung übergehe) sich die Eigenschaft des Verbrechens findet.“ Der Vf. hat bey dieser Begriffsbestimmung die Unterscheidung zwischen der Zurechnung in subjectiver Bedeutung (*imputatio juris*); von der Zurechnung in objectiver Bedeutung (*imputatio facti*) nicht genug ins Auge gefaßt; von der ersten dürfte hier nur nach der Ueberschrift und dem übrigen Inhalte des Kapitels die Rede seyn.

Die zweyte Art gehört in den dritten Abschnitt, von dem äusseren Charakter der Handlung, oder der Aeußerung des Willens durch die Thätigkeit (S. 149. 157). In diesem Abschnitt handelt der Vf. von Thatbestand des vollendeten Verbrechens und von den verschiedenen Graden des Versuchs. Sehr richtig bemerkt er: „Ein Verbrechen heisst vollendet, wenn die Handlung alle Merkmale vereinigt, die zum gesetzlichen Begriffe desselben erforderlich werden“ (nicht wenn der rechtswidrige Erfolg eingetreten ist, da es auch Verbrechen giebt, bey welchen zu ihrer Vollen- dung ein eingetretener Erfolg nicht erfordert wird).

Hiemit nicht in Uebereinstimmung sagt der Vf.: „Versuch eines Verbrechens ist vorhanden, wenn der Wille dasselbe zu verüben, sich durch äußere hierauf gerichtete Thätigkeit kund gegeben hat, ohne daß jedoch die vorgefetzte Wirkung eingetreten ist. Anstatt daß er in Uebereinstimmung mit dem Früheren hätte sagen sollen: „Versuch eines Verbrechens ist vorhanden, wenn der Wille, dasselbe zu verüben, sich durch äußere hierauf gerichtete Thätigkeit kund gegeben hat, ohne daß jedoch die Handlung alle Merkmale in sich vereinigt, die zum gesetzlichen Begriffe desselben erfordert werden.“ Denn nur bey solchen Verbrechen, zu deren Thatbestand eine bestimmte Wirkung oder Erfolg erfordert wird, bildet die Handlung, durch welche diese Wirkung hervorgebracht werden sollte, immer nur einen Versuch. Gehört indessen zum Thatbestande eines Verbrechens nur eine Handlung ohne Rücksicht auf dem eingetretenen Erfolg, so ist ein Versuch zu einem solchen Verbrechen nur dann vorhanden, wenn die Handlung noch nicht vollständig beendigt ist. Der Vf. sagt von dem Versuch mit untauglichen Mitteln, daß es nicht sowohl eine strafflose Versuchshandlung sey, als daß sogar hier gar kein Versuch im strafrechtlichen Sinne bestehe. Rec. kann hiemit durchaus nicht einverstanden seyn, und verweist über seine defallende Ansicht auf diese A. L. Z. 1837 No. 43.

Im dem vierten Abschnitt mit der Ueberschrift von dem Charakter der Rechtswidrigkeit der Handlung (S. 158—172) werden allerley verschiedenartige Lehren durch einander abgehandelt. Zuerst spricht der Vf. von der Rechtswidrigkeit der Handlung im Allgemeinen und dem Wegfallen derselben hienächst über die bekannte Controverse, ob die Einwilligung des Verletzten stets den Begriff des Verbrechens aufhebe (der Vf. beschränkt mit Recht den Satz *volenti non fit injuria* nur auf solche Rechte, welche der Veräußerungsbefugniss unterworfen sind); sodann von Verletzungen gegen sich selbst, ferner von den Verletzungen, die deswegen strafflos sind, weil der Staat ein Recht aufgehoben hat, wohin er zwey Fälle zählt: 1) in Beziehung auf den Gegenstand der Verletzung, 2) in Beziehung auf den Urheber, wohin er die zu Folge eines rechtlich verbindlichen Befehls und die durch ausnahmsweise erlaubte Selbsthülfe begangenen Verletzungen zählt; endlich von dem sogenannten Nothrecht und der Nothwehr. Er betrachtet das Nothrecht auch als ein eigentliches Recht, und handelt die Nothwehr sogar mit unter den im Nothstande begangenen Verletzungen ab. Indessen ist dies durchaus unrichtig. Die im Nothstande einem Anderen zugefügte Verletzung kann wie die in der Nothwehr begangene nie als rechtmäßig betrachtet werden, da eine bloße Nothwendigkeit nie eine Quelle von Rechten seyn kann. (Mein Hunger kann mir kein Recht auf des Nachbars Brod geben.) Wohl aber kann eine solche im Nothstande begangene Handlung aus subjectiver Rücksicht als strafflos erscheinen. Ob und in wiefern während des Kriegs an dem Feinde begangene Verletzungen strafflos sind, ist übergangen.

Der fünfte Abschnitt handelt auf einer Seite von der Strafbarkeit der rechtswidrigen Handlung. Es wird hierin die richtige Behauptung aufgestellt, daß eine rechtswidrige Handlung nur alsdann Verbrechen sey, wenn sie durch ein Strafgesetz mit Strafe bedroht ist; dieses mußte aber schon bey dem Begriffe des Verbrechens erörtert werden, was auch geschehen ist, da der Vf. schon gleich im Anfange zu dem nothwendigen Moment des Verbrechens Strafgesetzwidrigkeit gezählt hat, und dieser Abschnitt konnte daher füglich ganz hinwegfallen.

Die dritte und letzte Abtheilung des allgemeinen Theils umfaßt die Lehre von der Anwendung des Strafgesetzes, der Strafe und der Bestrafung (S. 173—260). Im ersten Abschnitt, von der Strafe im Allgemeinen (S. 175—180), handelt der Verfasser von dem Begriffe, Inhalt und Form der Strafe, sodann von den Folgerungen aus dem Begriffe der Strafe hinsichtlich ihrer Beschaffenheit, hinsichtlich ihrer Begrenzung und hinsichtlich ihrer Anwendung überhaupt. — „Strafe,“ sagt er, „heißt der aus einer Gesetzesübertretung hervorgehende, im Wesen der Gerechtigkeit gegründete Zwang gegen den Urheber zur Unterordnung seines dem Rechte widerstrebenden Willens unter eben dieses Recht. Als Wiederherstellung des verletzten Rechts an der Quelle der Verletzung, dem schuldhaften Willen, ist sie öffentliche Genugthuung, und als solche, als die Gerechtigkeit behauptend, selbst gerecht und ein Gut, während sie in besonderer Beziehung auf den Verbrecher als Zwang, da er freywillig das Gesetz nicht achtet, ein Uebel ist.“ Rec. kann diese unverständliche und in solchen Ausdrücken, welche fast gewählt zu seyn scheinen, um die Sache unklar zu machen, abgefaßte Definition nicht billigen. Ganz einfach läßt sich auch dem Geiste der Gerechtigkeitslehre selbst gemäßer der Begriff so festsetzen: „Strafe ist ein nach dem gesetzlichen Ausspruche verdientes Uebel, das gegen denjenigen, welcher ein Verbrechen begangen hat, durch den Richter erkannt und an ihm vollzogen werden soll.“

Der zweyte Abschnitt von den Strafen insbesondere, den Strafübeln und deren Verhältniß zu einander (S. 181—211), zerfällt in zwey Kapitel, wovon das erste die einzelnen gesetzlichen Strafübeln, das zweyte das Verhältniß der Strafarten zu einander darstellt. Nachdem der Vf. in dem ersten Kapitel die üblichen Eintheilungen der Strafarten aufgezählt, beginnt er mit der Lebensstrafe. Mit Recht erklärt er sich für deren Beybehaltung. Er spricht hierauf von den Freyheitsstrafen, den körperlichen Strafen, den Ehrenstrafen und Vermögensstrafen jedesmal mit einer rechtlichen und politischen Würdigung dieser Strafen. Im zweyten Kapitel werden nach vorausgegangener Einleitung zuerst allgemeine Grundsätze über das Verhältniß der Strafarten aufgestellt, sodann deren Anwendung im positiven Rechte hinsichtlich der Abstufungen und hinsichtlich der Gleichstellung nachzuweisen versucht.

Der dritte Abschnitt von der Anwendung der Strafe auf das Verbrechen und den Gründen des Wegfallens derselben (S. 212—260) hat in dem ersten Kapitel (S. 212—246), überschrieben: „Von der Anwendung der Strafe auf das Verbrechen,“ die wichtige Lehre vom Mafstabe der Strafarbeit zum Gegenstande. Der Vf. handelt in diesem Kapitel nach vorausgeschickten allgemeinen Grundfätzen vom objectiven Mafstabe der Strafarbeit und sodann vom subjectiven Mafstabe derselben hinsichtlich der Art der Betheiligung und hinsichtlich der Willensrichtung bey vorsätzlich und fahrlässig verübten Verbrechen und endlich Anwendung dieser Grundfätze (S. 212—225). Sodann läßt er dieses Kapitel in zwey Titel zerfallen, wovon der erste von der Anwendung der Strafgesetze bey Beurtheilung eines einzelnen Verbrechens, der zweyte von der Anwendung der Strafgesetze bey Beurtheilung eines Zusammentreffens mehrerer Verbrechen handelt. Rec. hält diese Eintheilung, nach welcher die ersten 14 Seiten zu keinem Titel dieses Kapitels gehören, sobald einmal das Kapitel in Titel abgetheilt ist, nicht für systematisch. Wollte der Vf. einmal dieses Kapitel in Titel theilen, so mußte er dasselbe in 3 Titel zerfallen lassen, wovon die ersten 14 Seiten einen eignen Titel bildeten, welcher die Ueberschrift führen konnte: „Von der Anwendung dieser Grundfätze bey Beurtheilung der Verbrechen überhaupt.“ Uebrigens sind die hier einschlagenden Lehren im Ganzen gut abgehandelt. Das zweyte Kapitel ist durch die Ueberschrift besser bezeichnet als im *Feuerbach'schen* Lehrbuch geschehen ist, nämlich „von den Gründen des gänzlichen oder theilweisen Wegfallens der an sich verwirkten Strafe,“ anstatt das *Feuerbach* wohl nicht ganz passend „von der rechtlichen Dauer begangenen Verbrechens“ spricht. Denn ein Verbrechen hört nie auf, ein solches zu seyn, wohl aber können Gründe eintreten, weshalb dasselbe keiner Strafe mehr unterworfen werden kann. Der Vf. theilt die Lehre von den Gründen, weshwegen die Strafe wegfällt, richtig in zwey Theile ein: 1) von den rechtlichen Gründen der Tilgung des Verbrechens. (Sollte heißen: Tilgung der strafrechtlichen Folgen des Verbrechens.) Hieher zählt er mit Recht 1) das erfolgte und vollzogene Urtheil. 2) Oberherrliche Begnadigung. Der

Vf. stellt hier die Behauptung auf, daß es dem Begnadigten nicht frey stehe, auf dieselbe zu verzichten. Nach der Ansicht des Rec. muß hier unterschieden werden: Hat der Regent die Strafe ganz nachgelassen, so kann der Verbrecher auf die Gnade nicht verzichten, weil Niemand durch die Begehung einer rechtswidrigen Handlung ein Recht erhalten kann, also auch kein Recht bestraft zu werden. Hat der Regent eine Strafe herabgesetzt (mithin theilweise erlassen), so kann aus demselben Grunde der Verbrecher die Verbüßung des übrigen Theils der Strafe nicht verlangen. Wenn daher der Regent eine 6jährige Zuchthausstrafe zu einer 4jährigen milderte, so kann der Verbrecher nach Ablauf dieser 4 Jahre nicht verlangen, noch zwey Jahre in der Anstalt zu bleiben, da es kein Recht auf Bestrafung giebt. Anders verhält es sich mit der Strafmilderung anderer Art, wobey die Strafe in eine andere der milderen verwandelt wird: wenn z. B. der Regent eine zuerkannte Todesstrafe zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe, oder eine Freyheitsstrafe zu einer Geldstrafe mildert. Hier braucht der Verbrecher die Begnadigung nicht anzunehmen, denn er hat freylich kein Recht im ersten Fall auf die Todesstrafe, im zweyten auf die Freyheitsstrafe; aber er kann nicht gezwungen werden, sich einer anderen Strafe zu unterwerfen, als derjenigen, welche ihm im Urtheil zuerkannt war, er braucht sich keine Gnade aufdringen zu lassen, die ihm nicht als Gnade erscheint. — 3) Verjährung. — Der Vf. stellt hier unter Anderem auch die Behauptung auf, daß gegen ein gültig ergangenes Strafurtheil, dessen Vollziehung sich der Verbrecher zu entziehen gewußt habe, keine Verjährung Statt finde. Obschon die Frage über diesen Fall sehr streitig ist, und Hr. A. viele angefehene Rechtslehrer für sich hat, so findet doch dessen Ansicht in den Gesetzen nirgends eine Bestätigung, und dieselben Gründe, welche für die Verjährung überhaupt sprechen, sprechen auch dafür, daß dieselbe auch nach ergangenen Strafurtheil Statt finden kann, selbst dann, wenn sich der Uebertreter der wirklichen Bestrafung durch eine rechtswidrige Handlung entzog. (Hiemit übereinstimmend ist auch *Feuerbach* in seinem Lehrbuche §. 67.)

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Dresden u. Leipzig, b. Arnold: *Der Aufstand in Stralsund*, geschichtliche Novelle und *Mirabeau's Tod*. Novelle von H. F. Mannstein. 1838. 212 S. 8.

No. 1 giebt zu erkennen, daß gewisse Zustände und Folgen von Ursachen sich immer und immer wiederholen. Des Volkes Meinung war 1407 wankelmüthig, wie sie es 4 Jahrhunderte später auch war und ist, das gute Recht wird durch Trotz und ungerechte Forderungen verkleinert, der Beherrschte wird gleich, wie der Druck aufhört, zum Tyrannen, der ge-

lassene Vermittler wird von allen Parteyen angefeindet, kurz *comme chez nous*.

Mirabeau findet hier von Neuem einen Vertheidiger, der nur seine glänzenden Eigenschaften, seine ungeheuren Rednergaben sieht, und jede seiner Thaten aus den reinsten Quellen ableitet. Da Niemand dadurch zu Schaden kommt, kann man dem Vf. den Enthusiasmus für seinen Helden wohl gönnen, zumal da Enthusiasmus eine seltene Blüthe ist in unseren Tagen.

F. k.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J A N U A R 1 8 3 9.

## J U R I S P R U D E N Z

NEUSTADT a. d. O., b. Wagner: *Lehrbuch der Strafrechtswissenschaft* von Joh. Fr. H. Abegg u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

II. *Von den factischen Hindernissen der Bestrafung.* Nach vorausgeschickter Einleitung, worin über den Gegenstand des Verbrechens, über die Quellen und Anordnung der Lehren über das Verbrechen als solches, über dessen Form und Inhalt gesprochen worden ist, beginnt der Vf. die Darstellung des besonderen Theils mit den formalen Verbrechen, und zwar mit dem Verbrechen der Gewaltthätigkeit. Dem Rec. drängt sich hiebey folgende Bemerkung auf. In der früheren Zeit, in welcher man immer noch Verbrechen gegen Gott für möglich hielt, und man die Gotteslästerung als ein solches betrachtete, machten die Lehrbücher mit dieser gewöhnlich den Anfang, wie auch die Carolina die Reihe der zu bestrafenden Verbrecher mit der Gotteslästerung beginnt (der neueste Rechtslehrer, welcher mit diesem Verbrechen den besonderen Theil anfangen läßt, ist *Rofshirt*). Später, als man von der Ansicht, daß es auch Verbrechen gegen Gott gäbe, zurück kam, die Gotteslästerung daher aus anderen Gründen als strafbar betrachtete, machte man in der Regel mit den Staatsverbrechen den Anfang, indem man diese als die höchsten Verbrechen gegen den Einzelnen in sofern als Verbrechen aufzählte, als der Staat dadurch mittelbar verletzt wurde. So nennt *Meister* die Privatverbrechen *delicta, quae rempublicam mediate laedunt*, und in demselben Sinne sagt *Feuerbach* in seinem Lehrbuche §. 206: da durch die Verletzung des Lebens dem Staate ein Glied seiner Verbindung völlig entzogen wird, so ist die Tödtung das schwerste Privatverbrechen. Wenn nun nach der antiken Ansicht der Mensch in dem Bürger verschwindet, und selbst ein Verbrechen gegen den Einzelnen nur als mittelbare Verletzung des Staats betrachtet wurde: so müßte dagegen in der neueren Zeit, wo man den Staat nur als Schutzanstalt für den Einzelnen betrachtete, umgekehrt die Verbrechen gegen den Staat nur als mittelbare Verletzungen gegen den Einzelnen aufgefaßt werden, insofern nämlich die Sicherheit des Einzelnen und die Erreichung seiner individuellen Zwecke nur durch die Sicherheit des Staats bedingt ist. In diesem

J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

Sinne mußte man consequent mit dem Privatverbrechen und zwar unter diesem mit der Tödtung den Anfang machen. Warum aber einige Rechtslehrer mit keinem dieser drey Verbrechen ihr Lehrbuch beginnen lassen, wie *Salchow* mit dem Verbrechen gegen die Freyheit, und unter diesem in den früheren Ausgaben auch die Nothzucht, *Grolmann* mit dem Diebstahl und unser Verfasser mit dem formalen Verbrechen und unter diesem mit der Gewaltthätigkeit den Anfang machten, davon läßt sich schwerlich ein genügender Grund auffinden.

Der Vf. läßt den besonderen Theil in zwey Abtheilungen zerfallen; die erste handelt, wie bereits bemerkt, von dem formalen Verbrechen (S. 270 bis 302), die zweyte von dem materiellen Verbrechen (S. 303 — 732). Die bemerkte Abtheilung dürfte schwierig consequent durchzuführen seyn, da viele formale Verbrechen in ihren speciellen Richtungen wieder zu den materialen Verbrechen gezählt werden können. So gehört z. B. Betrug im Allgemeinen zu den formalen Verbrechen. Dagegen Grenzverrückung, welche der Vf. hierunter abhandelt, könnte füglich eine Stelle unter den gegen fremdes Eigenthum gerichteten Verbrechen finden. Auch ist die Unterschlebung eines Kindes (*crimen partus suppositi*) eine Art des Betrugs; dagegen von dem Vf. mit Recht unter den Verbrechen gegen den Familienstand abgehandelt. Ebenso ist auch Nothzucht eine Art des *crimen vis*, dagegen von dem Vf. unter den materialen Verbrechen mit Recht abgehandelt. Auf der anderen Seite findet man Verbrechen, welche durchaus hieher gehört hätten, wie z. B. Meineid, welchem der Vf. einen Platz unter den Verbrechen gegen die Religion angewiesen hat. Bey jedem Verbrechen hat der Vf., was seinem Lehrbuche als solchem zur Empfehlung gereicht, eine kurze geschichtliche Darstellung vorausgeschickt. Das erste Kapitel der ersten Abtheilung beschäftigt sich, wie bemerkt, mit dem Verbrechen der Gewaltthätigkeit (S. 271—281). Mit Recht rechnet der Vf. zum Thatbestand des Verbrechens der Gewaltthätigkeit: 1) ein vorsätzliches, unfertiges, positives Benehmen, welches eine offene Kraftentwicklung gegen eine Person (im weitesten Sinne) wenigstens mittelbar enthält, wodurch dieser selbst, oder in Beziehung auf ihr Rechtsgebiet ein Zwang zum Thun lassen oder Leiden auferlegt werden soll. Denn daß unter dem Verbrechen der Gewaltthätigkeit (*crimen vis*) nicht jede öffentliche strafbare, rechtswidrige

Anwendung physischer oder psychologischer Gewalt ohne besondere Bestimmung des Zwecks, der Mittel, des Gegenstandes und des Erfolgs der Handlung, sofern nicht die rechtswidrige Gewalt in ein besonders benanntes Verbrechen übergeht, zu verstehen seyn, wie *Feuerbach* in seinem Lehrbuche des peinlichen Rechts §. 399 dieses behauptet, hat nämlich *Wächter* in seinem Archiv des Criminalrechts Bd. 12 und Bd. 13 sehr gut nachgewiesen. Ueberhaupt ist dieses Verbrechen befriedigender als in den meisten Lehrbüchern abgehandelt. Das zweyte Kapitel enthält die Lehre von der Fälschung und dem Betrüge (S. 282—299 f.). Mit den in diesem Kapitel vorkommenden Ansichten kann Rec. in vielfacher Hinsicht nicht einverstanden seyn; was hier zu entwickeln der Raum verbietet. Das dritte Kapitel handelt endlich von der Concussion (S. 300—302). Im Gegensatz zu den schon durch die unmittelbare Form der Handlung erscheinenden Verbrechen, die einen bestimmten Gegenstand nicht haben, sondern Rechtsverletzungen des mannichfaltigen Inhalts in sich aufnehmen können, geht der Vf. nunmehr zu den materiellen Verbrechen über, welche ein bestimmtes Object der Verletzung haben. Er trennt diese Abtheilung in drey Abschnitte. Der erste enthält die Lehre von den Verbrechen gegen einzelne Personen und deren Rechte (Privatverbrechen) (S. 307—502); der zweyte von den Verbrechen gegen das Gemeinwesen; gegen den Staat und dessen Hoheitsrechte (S. 502—647); der dritte die Verbrechen gegen die Sitte und Religion (S. 647—732). Im zweyten und dritten Abschnitte sind Verbrechen aufgezählt, welche durchaus nicht hieher gehören. So kommt namentlich im zweyten Abschnitte unter dem Verbrechen gegen das Gemeinwesen die Brandstiftung, ja sogar der Zinswucher und der wucherliche Ankauf von Früchten auf dem Halm vor. Will man besonders die letzten unter die Verbrechen gegen das Gemeinwesen zählen, so könnten hier alle Verbrechen füglich eine Stelle finden; namentlich noch mit weit größerem Rechte Raub und Diebstahl, welche noch in weit höherem Grade die allgemeine Sicherheit gefährden. Ebenso wird die Prävarication unter den Staatsverbrechen aufgezählt. Im dritten Abschnitte unter den Verbrechen gegen die Religion findet man den Ehebruch; das Verbrechen der Bigamie; Verbrechen gegen den Familienstand, wie das *crimen partus suppositi*, statt das diese, zumal die Verbrechen gegen den Familienstand, im ersten Abschnitte bey den Verbrechen an der Persönlichkeit des Menschen eine passendere Stelle gefunden haben würden.

Den ersten Abschnitt theilt der Vf. in zwey Titel, deren erster die Verbrechen an der Persönlichkeit als solcher (S. 308—441); der zweyte Verbrechen gegen das äußere Rechtsgebiet der Person enthält (S. 441—503). Der erste Titel zerfällt dann wieder in zwey Kapitel. In dem Kapitel von den bestimmten Verbrechen an der Persönlichkeit (S. 310

bis 428) macht der Vf. mit der Tödtung, als dem schwersten Verbrechen, welches unmittelbar an der Person verübt werden kann, den Anfang (S. 311 bis 355 f.). Mit Recht bemerkt er hinsichtlich der Art der Handlung und deren Erfolg, das es zur Herstellung des Thatbestandes der Tödtung lediglich darauf ankomme, ob in dem vorliegenden Falle der Tod eines Menschen durch diesen selbst, und durch die Handlung des Urhebers entstanden sey. Sey nun jene Frage über den Causalzusammenhang bejahend entschieden, so sey es rechtlich unerheblich, ob eine dem Entlebten beygebrachte Verletzung oder sonstige schädliche Einwirkung unheilbar und allgemein nothwendig; ob sie für alle Individuen und unter allen Umständen oder nur für bestimmte, gerade unter den vorliegenden Umständen und unter Voraussetzung einer bestimmten körperlichen Beschaffenheit oder Disposition tödtlich sey. Die früheren Eintheilungen der Verletzungen in absolute, allgemeine, individuell, unmittelbar, mittelbar und zufällig tödtliche, und die irrige Theorie der Juristen über den Thatbestand dieses Verbrechens, welche aus dem Bestreben hervorging, die gesetzliche Strafe, so viel als möglich, zu umgehen, hatte in früherer Zeit große Verwirrung in diese Lehre gebracht. Der Vf. geht sodann die einzelnen Arten der strafbaren Tödtung durch, nämlich: die fahrlässige Tödtung, die vorsätzliche Tödtung (Tödtung und Mord) und die gesetzlich ausgezeichneten Tödtungen: Giftmord, Verwandtenmord und Kindermord. Rec. hätte es für passend gehalten, die vorsätzliche Tödtung der fahrlässigen vorauszuschicken, und bey der ersten den Mord dem Todtschlage. Kindestödtung (*infanticidium*) und im engeren Sinne Kindesmord nennt der Vf. die von der Mutter eines außerehelichen neugeborenen Kindes verübte Tödtung desselben nach vorheriger Verheimlichung der Schwangerschaft. Der Vf. sagt ausdrücklich: Lebensfähigkeit als selbstständiges Erfoderniß aufzustellen, widerspräche den Begriffen von Tödtung, nur das das Kind außerhalb der Mutter gelebt habe, sey nothwendig. Wiewohl nun einige Rechtslehrer, wie *Tittmann* in seinem Handbuche des Criminalrechts, dasselbe behaupten, indem sie anführen, das auch die Vernichtung eines todtkranken Menschen Mord oder Todtschlag seyn könne: so ist doch dagegen zu bemerken, das ein Kind, welches nicht lebensfähig zur Welt gekommen, noch nicht wirklich ins Leben und in die körperliche Gesellschaft eingetreten, und das ein solches Leben nur ein Scheinleben ist, durch dessen Auslöschen kein Mord begangen werden kann. Dagegen rechnen die Gesetze die Verheimlichung der Schwangerschaft nicht zu den Erfodernissen des Kindesmordes, PGO. S. 121, sondern eine Verheimlichung der Niederkunft.

Zu dem Verbrechen wider die Gesundheit oder die Integrität der Person (S. 256—365) zählt der Vf. mit Recht auch die Entmannung. — Demnächst handelt er von den Eingriffen in die persönliche Freyheit (366—392), wohin er den Menschenraub

(*plagium*), die Entführung (*crimen raptus*), und die Nothzucht zählt. Rec. kann die Stellung dieses zuletzt genannten Verbrechens unter die Verbrechen gegen die Freyheit nicht billigen. Die Nothzucht enthält ihrer Hauptrichtung nach sehr uneigentlich einen Angriff auf die Freyheit; sie ist ein gewaltfamer Angriff auf die Sittlichkeit und würde daher mit mehr Recht unter den Angriffen diese eine Stelle finden.

Am Schlusse dieses Kapitels (S. 392—428) wird die Lehre von den Verletzungen der Ehre ausführlich dargestellt; hiebey von den Injurien im Allgemeinen (S. 401—418), sodann von den gesetzlich ausgezeichneten Injurien (S. 418—428), nämlich von Pasquill und Schmähschrift, Injurien gegen *parentes*, gegen geistliche und weltliche Beamten, gegen die Gemeinde und gegen Werkleute, welche auf obrigkeitlichen Befehl an einem Galgen arbeiten.

Das zweyte Kapitel (S. 429—441) des ersten Titels führte die Ueberschrift „Von den unbestimmten Verbrechen an der Persönlichkeit.“ Hier kommt die Lehre von dem Verbrechen der Kindesabtreibung und der Kindesaussetzung vor.

Der zweyte Titel: Verbrechen gegen das äußere Rechtsgebiet der Person (S. 441—502) zerfällt in 2 Kapitel. Das erste beschäftigt sich mit den strafbaren Verletzungen schuldiger Treue, namentlich in Beziehung auf Mandat, Societät, Depositum und Tutel (S. 443—446). Das zweyte Kapitel von den strafbaren Verletzungen des Besitzes und Eigenthums (S. 446—512). Hier zuerst von dem Diebstahl. Entwendung (*furtum*) „im Sinne des deutschen Rechts“ (sagt der Vf.) „heißt die willentliche widerrechtliche, jedoch nicht mittelst Gewalt an der Person verübte Hinwegnahme einer fremden beweglichen Sache in der Absicht, den Besitz derselben zu erwerben. Obwohl diese Begriffsbestimmung im Ganzen vollständig und von vielen älteren Juristen angenommen ist, welche eine gemeinlüchtige Absicht zum Diebstahl erfordern: so würde doch Rec. statt der vom Vf. gewählten Bezeichnung, *die Absicht, den Besitz der Sache zu erwerben* lieber: *die Absicht über die Sache als Eigenthum zu verfügen* erfordern haben, welches jedenfalls das Wesen des Diebstahls richtiger ausdrückt. Mit Recht nimmt er den Diebstahl als vollendet an, sobald der Dieb den Besitz der Sache erlangt hat, und hält daher weder eine bloße Bemühung zur Vollendung des Diebstahls für hinreichend, noch daß die entwundene Sache in Sicherheit gebracht sey, zu derselben erforderlich. — Nachdem der Vf. die allgemeinen Grundsätze vom Diebstahl erörtert, läßt er die besondern Arten desselben und ihre Bestrafung folgen: zuerst vom einfachen Diebstahl, sodann von den gesetzlich ausgezeichneten Diebstählen zuerst durch härtere Behandlung (qualificirte Diebstähle), sodann durch gelinde Behandlung ausgezeichnet. — Hiernächst folgt das Verbrechen des Raubes (S. 490—497). Den Schlus dieses Kapitels machen die Verletzungen des Eigenthums und Besitzes durch Beschädigung von Sachen (S. 497—502).

Der zweyte Abschnitt: von dem Verbrechen gegen das Gemeinwesen und gegen den Staat und dessen Hoheitsrechte (S. 502—647), zerfällt wieder in zwey Titel. Der erste soll das Verbrechen gegen das Gemeinwesen enthalten (S. 208—540), und der zweyte Verbrechen gegen den Staat und dessen Gewalten. Der erste Titel enthält wieder vier Kapitel, wovon das erste „von dem Verbrechen gegen den gemeinen Frieden und die Sicherheit“ von dem Landfriedensbruche (S. 506—515), dem Landzwange und anderen Friedensstörungen, namentlich dem Burg- und Haus-Friedensbruche handelt. Allein diese Verbrechen, namentlich die beiden ersten, hätten besser in der ersten Abtheilung als Arten des Verbrechens der Gewaltthätigkeit eine Stelle gefunden. — Das zweyte Kapitel von den gemeingefährlichen Handlungen im engeren Sinne (S. 515—527), beschäftigt sich mit der Brandstiftung, Feuersverwahrlosung, Verursachen einer Wassergefahr und anderen gemeingefährlichen Handlungen. Da es über die Verursachung einer Ueberschwemmung an einer gemeinrechtlichen Bestimmung fehle, so meint der Vf., in Folge seiner Ansicht über Rechts- und Gesetzes-Analogie im Allgemeinen, daß die Verursachung der Ueberschwemmung nach Analogie der Brandstiftung zu behandeln sey. Da aber Rec., wie bereits bemerkt, jene allgemeine Ansicht des Vfs. nicht theilte, so kann er auch dem Vf. in Ansehung der Bestrafungen der verursachten Ueberschwemmung nicht beypflichten. Dieselbe ist vielmehr wegen mangelnder gesetzlicher Bestimmung mit Rücksicht auf Absicht und Erfolg nach den Grundsätzen von Tödtung, Körperverletzung oder Beschädigung des Eigenthums zu beurtheilen.

Das dritte Kapitel, von dem Verbrechen wider die Rechtsanforderungen gemeiner und individueller Wohlfahrt (S. 527—538) enthält 1) strafbare Uebertretungen der Verbote der Präventiv-Polizey, 2) strafbar in der Form von Rechtsgeschäften vorkommende, das Vermögensinteresse gefährdende Handlungen, namentlich Zinswucher, wucherlicher Ankauf der Früchte auf dem Halm, Getreidewucher und die Anmaßung von Monopolen. Das vierte Kapitel, von anderen das Gemeinwesen berührenden Widerrechtlichkeiten (S. 538—540) hätte füglich wegbleiben können. Denn es sind hier gar keine Verbrechen abgehandelt, sondern es wird nur gesagt, daß man noch eine Reihe anderer strafbarer Handlungen unter der angeführten Rubrik zu erwähnen pflege. Es werden hierauf einige genannt, dabey aber erwähnt, daß sie an anderen Orten abgehandelt wären.

Der zweyte Titel: „Von den Verbrechen gegen den Staat und dessen Gewalten“ (S. 541—647) enthält die eigentlichen Staatsverbrechen und die besondern Verbrechen der öffentlichen Beamten. Aber die Rubricirung dieser beiden Verbrechens-Classen unter einem gemeinsamen Titel scheint uns nicht ganz passend; jedenfalls ist die gemeinschaftlich gewählte Ueberschrift unrichtig, da nicht alle Verbrechen der Beamten als solcher gegen den Staat und dessen Ge-

walten gerichtet sind, zumal wenn man, wie der Vf. die Prävarication und ähnliche Verbrechen zu den Verbrechen der Beamten zählt. Der Vf. theilt diesen Titel in 2 Classen. In der ersten Classe handelt er von den Verbrechen gegen den Staat als solchen und das Staatsoberhaupt (S. 545—568); in der zweyten von den Verbrechen gegen die besonderen Staatsgewalten, und gegen die Staatsverwaltung; zu dieser letzten Classe hat auch der Vf. die Verbrechen der Beamten gerechnet.

Die erste Classe enthält den Hochverrath und das Majestätsverbrechen im engeren Sinne. „Hochverrath“ sagt der Vf. „heißt die in feindseliger Absicht gegen das Daseyn des Staats in seiner bestehenden rechtlichen Verfassung gerichtete Unternehmung von Seiten eines Unterthanen.“ Mit Recht behauptet er, daß dieses Verbrechen nicht an dem deutschen Bunde möglich sey; eine Meinung, welche *Kamptz* in seinen Jahrbüchern aufgestellt hat. Denn der deutsche Bund ist kein Staat mit eigener Verfassung, sondern eine Verbindung der deutschen souveränen Staaten. Wenn daher in einem Staate durch eine Verfassungs-Urkunde ausdrücklich erklärt ist, daß er einen Theil des deutschen Bundes ausmache: so wird durch feindselige Handlungen gegen den deutschen Bund kein Hochverrath an diesem, sondern an dem Staate, dessen Verfassung hiedurch angegriffen wird, begangen.

Majestätsverbrechen im engeren Sinne (besser als der Ausdruck das Verbrechen der beleidigten Majestät, welches genau genommen so viel heißt, als ein Verbrechen, welches die beleidigte Majestät begangen hat) im Gegensatz von Hochverrath ist nach dem Vf. in der weiteren, aus den Quellen abgeleiteten Bedeutung das rechtswidrige Benehmen eines Unterthanen, welches, ohne durch hochverräterische Absicht bestimmt zu seyn, geeignet ist, die Macht oder Würde der Staatsverwaltung zu gefährden, in der engeren Bedeutung hingegen sey Majestätsbeleidigung (i. g. *crimen laesae majestatis*) die rechtswidrige Handlung vorsätzlicher Verletzung der dem Staatsoberhaupte zustehenden höchsten Ehre.

Die zweyte Classe, Verbrechen gegen die besonderen Staatsgewalten und gegen die Staatsverwaltung, zerfällt wieder in viele Abtheilungen und Unterabtheilungen, welches aber zur Erleichterung der Uebersicht nichts beyträgt. Hierauf ist die ganze Classe in 2 Absätze getheilt. Der erste Absatz (S. 571—613) beschäftigt sich mit den gemeinen Verbrechen gegen die Staatsverwaltung und Staats-Hoheitsrechte; der zweyte (613—647) mit den besonderen Verbrechen der öffentlichen Beamten. Der erste Absatz zerfällt wieder in 2 Unterabsätze. Der erste, von den Verbrechen gegen die anordnende Gewalt (S. 572—581),

ist wieder in 2 Kapitel eingetheilt. In dem ersten Kapitel, von den Verbrechen gegen die Finanzhoheit des Staates, werden die Münzverbrechen abgehandelt (S. 572—579). Das zweyte Kapitel, von den Militärverbrechen (S. 580—581), ist mit Recht sehr kurz, da bey der jetzigen Ausbildung des Militärwesens die Landesgesetzgebung meistens hierin so vollständig ist, daß keine Veranlassung entsteht, das gemeine Recht anzuwenden. Der zweyte Unterabsatz: „Von den Verbrechen gegen die Regierungsgewalt“ zerfällt wieder in 2 Kapitel und das erste Kapitel „Verbrechen gegen die Justizgewalt“ (S. 581—599) wieder in 2 Arten. Die erste Art: Verbrechen gegen die bürgerliche Rechtspflege (S. 582—589), handelt von der strafbaren Selbsthülfe überhaupt und dem Zweykampfe insbesondere. Hinsichtlich der Stellung, welche der Vf. diesem Verbrechen gegeben, hat Rec. hier zu bemerken, daß der Gesichtspunct, aus welchem der Vf. und viele andere Rechtslehrer das Duell als strafbar betrachten, weil dadurch der Bürger sich selbst Recht nehme, und hiedurch ein Verbrechen gegen den Staat begehe, indem er die richterliche Gewalt umgehe, offenbar unrichtig ist. Denn nicht das Umgehen der richterlichen Gewalt (sonst müßte es auch strafbar seyn, einen Rechtsstreit von dem Ausspruche eines Dritten abhängig zu machen), sondern die Art des gebrauchten Mittels, wodurch jedem Theil Rechte entzogen werden können, welchen derselbe nicht rechtsgültig entsagen konnte, machen das Duell strafbar. Daher das Duell unter die Privatverbrechen und hier zu den Verbrechen gegen die Persönlichkeit des Menschen gehört. Mit Recht sagt übrigens der Vf. in Bezug auf die Bestrafung des Duells, daß es nicht richtig sey, den Erfolg allein entscheiden zu lassen, und hienach z. B. Mord, absichtliche Verwundung zu ahnden. Zu der zweyten Art, von dem Verbrechen gegen die Strafrechtspflege (S. 590—599), zählt der Vf. I. widerrechtliche Begünstigung der Missethäter, 1) durch Unterlassung der pflichtmäßigen Anzeige eines Verbrechens, 2) durch Verbergung von Uebelthätern und Beförderung der Flucht derselben. II. Selbstbefreyung eines Verhafteten, und III. Bruch der geschworenen Urphede und widerrechtliche Rückkehr eines Verwiesenen.

Das zweyte Kapitel, von dem Verbrechen gegen die vollziehende Gewalt (S. 600—613), handelt 1) von dem strafbaren Ungehorsam und Widersetzung gegen die Obrigkeit, 2) von dem Aufruhr und Aufstand, 3) von anderen staatswidrigen Handlungen; nämlich von verbotenen Gesellschaften, von unerlaubten Versammlungen und von Prefsvergehen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J A N U A R 1 8 3 9.

## J U R I S P R U D E N Z.

NEUSTADT an der Orla b. Wagner: *Lehrbuch der Strafrechtswissenschaft* von J. Fr. H. Abegg u. f. w.

(Befchluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der zweyte Absatz von den besondern Verbrechen der öffentlichen Beamten (612—647) zerfällt wieder in 2 Kapitel. Das erste (616—630) handelt von dem Verbrechen der Beamten aller Art, und das zweyte, von den besondern Verbrechen der Beamten einer bestimmten Classe. Das erste Kapitel umfaßt 1) das Verbrechen der rechtswidrigen Erlangung und Uebertragung eines Amtes, 2) das Verbrechen des Mißbrauchs der Amtsgewalt zum Privatvortheile für Bestechung und Bedrückung der Untergebenen. Mit Recht erklärt der Vf., daß zwar Richter auch für bereits vorgenommene Handlungen nichts annehmen sollten, wozu sie das Gesetz nicht berechtige, widrigenfalls sie strafbar würden; daß aber doch hier keine Bestechung vorhanden sey, wie manche Rechtslehrer, z. B. Feuerbach in seinem Lehrbuch §. 479 annehmen. Das zweyte Kapitel enthält 1) Verbrechen der bey der Rechtspflege angestellten Beamten, Verbrechen der Justizbeamten, der Civilisten und Criminalisten, 2) Verbrechen der Advocaten, Procuratoren und Fiscale; nämlich Calumnien (gehört wohl am wenigsten hieher, da sich jeder deren schuldig machen kann) Prävarication, Tergiversation, 3) Verbrechen der Gerichtsubalternen, nämlich der Gefangenaufseher oder Wächter, der Civilgerichtsdienere. II. Verbrechen der Verwalter öffentlichen Vermögens. III. Andere besondere Standesverbrechen der Medicinal-, Militär- und Kirchen-Beamten. Es ist nun hier bemerkt, daß bey unseren gänzlich veränderten Militäreinrichtungen, die selbst die kaiserl. Kriegsartikel aufser Anwendung setzen, und dem Bestehen landesrechtlicher besonderer Bestimmungen, das Kriegsrecht nicht Gegenstand einer weiteren Erörterung sey. Ebenso bedürfe das Verbrechen der Aerzte und Apotheker hier keiner besondern Erwähnung; auch ließe sich in Ansehung der Kirchen-Beamten für gemeines Recht nichts Näheres aufstellen.

Den dritten Abschnitt, von den Verbrechen gegen die Sitte und die Religion, hat der Vf. in 3 Titel getheilt. Der erste handelt von dem Verbrechen gegen das sittliche Recht der Familien (S. 648—670), der zweyte von den Verletzungen der sittlichen An-

J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

foderungen hinsichtlich der Geschlechtsreinheit und Züchtigkeit (670—701), und der dritte von den eigentlichen Verbrechen gegen die Religion und gegen die Kirche. (701—732). Im ersten Titel handelt der Vf. in 2 Kapiteln von den Verbrechen gegen den Familienstand, nämlich von der Unterdrückung des Familienstandes und von der widerrechtlichen Beylegung des Familienstandes. Zu dem Letzten gehört das *crimen partus suppositi*, welches aber hier etwas zu kurz abgehandelt ist; auch hat der Vf. unter der Literatur die Dissertationen von Lynker *de partu supposito* und B. G. Struv *de partu supposito et custodia corporis illustrium* nicht angeführt, sondern bloß seine eigene Abhandlung über diesen Gegenstand im neuen Archiv des Crim.-R. Band 11. No. 21. erwähnt. Dann folgt von der Verletzung des Rechts der Ehe durch Ehebruch und Doppelhehe (*crimen bigamiae*). Mit Recht erklärt der Vf. dieses Verbrechen schon dann für vollendet, wenn die Heirath förmlich geschlossen ist, ohne die Vollendung von dem Thatbestande des Ehebruchs im engeren Sinne abhängig zu machen.

In dem zweyten Titel handelt der Vf. 1) von dem einfachen ehelichen Geschlechtsgenuße, 2) von dem Inceste, 3) von der Kuppeley, 4) von der naturwidrigen Unzucht.

Den dritten Titel von dem Verbrechen gegen die Religion und Kirche läßt der Vf. wieder in 3 Kapitel zerfallen. Das erste beschäftigt sich mit den strafbaren Verletzungen der Religion und religiösen Pflichten (S. 705—721), das zweyte mit den Verbrechen gegen die kirchliche Gesellschaft (721—728), das dritte mit andern allgemeinen Formen religionswidriger Verbrechen (725—732). Im ersten Kapitel handelt er 1) von der Blasphemie, 2) von dem frevelhaften Schwören und Fluchen, 3) von Wiederholung der Taufe, 4) von Verletzung der Eidespflichten (Meineid). Das letzte Verbrechen dürfte jedoch weniger als Verbrechen gegen die Religion, wie als Verbrechen gegen den Staat aufgeführt werden. Das zweyte Kapitel handelt 1) von dem Religionsfriedensbruch, 2) von der Störung des Gottesdienstes, 3) von Injurien gegen Kirchenbeamte als solche, und 4) von der Störung des Friedens der Todten. Das dritte Kapitel handelt von dem Verbrechen gegen das Dogma und von dem Verbrechen des Sacrilegium.

Das ganze Lehrbuch bewährt die gründliche Gelehrsamkeit und Literaturkenntniß des Vfs. Auch ist sehr zu loben, daß bey jedem Verbrechen eine ge-

schichtliche Einleitung vorausgeschickt worden, besonders da der geschichtliche Theil des Criminalrechts so häufig vernachlässigt wird. Schade nur, was auch Rec. schon früher bemerkte, daß der Vf. sich zuweilen in einem gesuchten und unverständlichen Stile zu gefallen scheint.

DVP.

MÜNCHEN, b. Fleischmann: *Das römisch-deutsche Recht der Compensation*, mit Hinblick auf einige besondere, in Deutschland geltende Gesetze und Statuten dargestellt von Dr. Ferdinand Harrter. 1837. VI u. 259 S. 8. (1 Thlr.)

Die Wahl des von dem Vf. (nun Advocaten zu Aschaffenburg) bearbeiteten Thema zeugt von einer richtigen Kenntniß des Terrains, auf welchem Ruhm zu erlangen dem Rechtsgelehrten heut zu Tage Gelegenheit geboten ist. Die Compensation ist einer jener Streitpunkte des Civilrechts, welche, vielfach besprochen, dennoch immer noch einer neuen Bearbeitung würdig sind, indem es in der Lehre derselben so manche Sätze giebt, worüber theils Streit besteht, theils Dunkelheit in der Theorie und Verschiedenheit in der Anwendung herrscht. Zudem hat dieses Thema für seinen Bearbeiter noch einen besonderen zweyfachen Vortheil. Einmal nämlich gewinnt es das Interesse der Leser durch die Wichtigkeit seines Einflusses, welchen es in der Praxis behauptet, und dann sind die vortrefflichen Vorarbeiten, welche über die Lehre der Compensation von *Donell, Schilter, Mäster, Weber, Genster, Haffe, Bethmann-Hollweg* u. A. besitzen, für den Verf. höchst erwünschte Vorsprecher, welche ihm jedenfalls sichere Andeutungen darüber geben, nach welcher Richtung hin er sich zu bewegen hat, und ihn der für manchen Schriftsteller bedeutenden Gefahr entheben, im Ungewissen, ohne ein bestimmtes Ziel vor sich zu haben, umherzuschweifen. Nicht zu verkennen ist übrigens hiebey, daß gerade die reiche Auswahl von Vorarbeiten, welche einem Schriftsteller zu Gebote stehen, in anderer Hinsicht demselben auch zur Beschwerde ist, indem es einer besonderen kritischen Umsicht bedarf, seines Stoffes Meister zu werden, Wiederholungen zu vermeiden, und seine Vorgänger an neuen und besseren Ansichten zu übertreffen.

Den Zweck der hier angezeigten Schrift hat der Vf. nicht nur schon in ihrem Titel genau bezeichnet, sondern auch in dem Vorworte noch bestimmter dahin ausgesprochen, daß sie das römisch-deutsche Recht der Compensation in materieller und formeller Beziehung umfassen, und dabey die legislativen Erscheinungen Deutschlands nicht übergehen soll. Auffallend könnte es beym ersten Anblicke erscheinen, daß der Vf. nach dieser sich gestellten Aufgabe die französische Gesetzgebung hieher gezogen hat. Allein solches läßt sich daraus erklären, daß er auch die französische Gesetzgebung in sofern zum römisch-deutschen Rechte zählt, als dieselbe noch

in manchen Theilen Deutschlands zur Anwendung kommt. In dieser Beziehung, und da die Rechtsmaterie von der Compensation in den französischen Gesetzen sehr folgerecht durchgeführt ist, kann es dem Vf. nur Beyfall erwerben, daß er auch auf diese fremde Gesetzgebung sein Augenmerk richtet.

Die dem Buche vorgeleszte Einleitung (S. 1—30) ist eine rein geschichtliche, und läßt uns in dem Vf. einen warmen Anhänger der historischen Rechtsschule unserer Tage erkennen. Er beginnt hier mit den strengen Formen des alten römischen Rechts über Compensation vor Servius Tullius, und zeigt, wie sich bey steigender Cultur des Volkes diese Fesseln rigoröser Rechtsformen allmählich bis auf Justinian herab lösten, wobey sachdienliche Erörterungen über den römischen Civilproceß überhaupt beygefügt werden. Hiernächst findet die Entwicklung des materiellen Compensationsrechts bey den Römern ihre Erledigung, worauf die Geschichte der Compensation im deutschen Rechte folgt, dessen Grundlage der Vf. fast durchgehends in römischen Grundätzen sucht.

S. 31—36 wird die Literatur über die Lehren von der Compensation ziemlich, jedoch nicht ganz, vollständig aufgeführt, und zwar unter Vorausstellung der allgemeinen und besonderen Rechtsquellen.

Die Abhandlung selbst zerfällt in zwey Abtheilungen, von welchen die eine das materielle Recht (S. 37—192), die andere das formelle Recht (S. 193—257) der Compensation zu ihrem Gegenstande hat. Dort entwickelt der Vf. vorerst den Namen, das Wesen und den Begriff der Compensation, und zeigt ihren Unterschied von anderen Rechtsinstituten, z. B. der Zahlung, *compensatio voluntaria*, Scontration, *deductio, retentio, confusio* u. s. w. Darauf wird untersucht, welche Stellung ihr im Rechtsgebiete gebührte. Diese Untersuchung nimmt freylich nur wenige Zeilen ein, und man mag diese stüchtige Behandlung einer, zu weitläufigen Erörterungen Stoff bietenden, Frage dem Vf. in sofern nachsehen, als für seinen Zweck, eine Monographie der Compensationslehre zu geben, die Stellung derselben in dem Rechtssysteme überhaupt nicht besonders relevant ist. Ohne seine Ansicht hierüber bestimmt auszusprechen, oder mit Gründen zu unterstützen, äußert sich der Vf. dahin, die Compensation möge im Systeme am Ende dem Compensationsrechte angereiht werden, und zur Lehre von der Verjährung zu fügen seyn, mit welcher sie auch eine verwandte Bedeutung habe. Wie nämlich der Verjährung die gesetzliche Fiction des Verzichts auf das verjährte Recht zu Grunde liege, so trete bey der Compensation die juristische Fiction der gegenseitigen Leistungen in Wirksamkeit. Wir wollen hier über die Annahme dieser Fictionen-Parallele mit dem Vf. nicht rechten, können aber nicht verschweigen, daß sie uns etwas unnatürlich scheint, und wir jene Stellung der Compensation, wie wir sie in den Rechtssystemen von *Schweppe, Seuffert* u. A. finden, für passender halten.

Die Ausführung über die Rechtssubjecte der Compensation ist gelungen. Der Vf. ging hiebey auf die einzelnen sich hier ergebenden Fälle mit reifer Umsicht ein, und nahm besonderen Rückblick auf specielle (preussische, bayerische, französische) Gesetze.

Auch die Lehre über den Rechtstitel der Leistungen ist umfassend behandelt, und es werden hiebey die meisten Fragen, zu deren Beantwortung die Praxis Veranlassung giebt, in Erwägung gezogen. Die weitere Ausführung ist dem Gegenstande der Rechtsansprüche, den Wirkungen der Abrechnung und dem Verzichte gewidmet.

Bei Erörterung des formellen Rechts der Compensation wird zuerst der processualische Gesichtspunct festgestellt, und hierauf untersucht, zu welcher Art von gerichtlichen Acten (Klage, Einrede, Widerklage) die Compensation gehöre. Gegen *Krug* in seiner Lehre von der Compensation (Leipz. 1833), welcher den Satz: „*aequitas jus compensationis introduct* (l. 36 D. de administr. tutor.) an die Spitze seines Systems stellt, giebt der Vf. die Definition der Compensation dahin: „sie sey die Schutzrede, wodurch der Belangte das Recht des Klägers gegen eigene Gegenansprüche für erloschen erklärte“, und versetzt sie nach seiner Terminologie in die Rubrik der *except. juris* — zum Unterschiede von der *except. facti sive intentionis, personae et rei cohaerentis* u. s. w. Was hienächst über die Sachlegitimation d. h. über die subjective Befugniss, die Einrede der Compensation vor Gericht vorzubringen, erwähnt wird, ist bloß eine Folgerung aus den in der ersten Abtheilung aufgestellten Grundsätzen über das Rechtssubject. Praktisch wichtig ist vorzüglich die Lehre von der Allegation und dem Beweise. Wenn nun gleichwohl nach den Pandekten die Abgleichung *ipso jure* eintreten soll, so ist doch der Vf. mit Recht der Ansicht, daß der Richter, wenn er auch Ueberzeugung von dem Daseyn der Compensation ohne Zuthun der Theile erhielt, sie doch nicht suppliren dürfe, wie *Zafius* und *Donellus* und nach diesen mehrere Rechtsgelehrte behaupteten. Die Bestimmung der l. 4 Cod. de compens., worin der Kaiser Alexander ausdrücklich verordnet: „*ipso jure pro soluto compensationem haberi oportet, si modo petitio subsistit*“ zeugt deutlich, daß die *petitio* der Einrede ein nothwendiges Erfoderniß zur Berücksichtigung derselben sey. Die Beweislast selbst wird, wie billig, immer demjenigen überbürdet, welcher Rechte auf die Compensationsverhältnisse gründen will. Der Vf. hebt hier, um klar zu werden, einige besondere Fälle aus; wir finden aber dieselben nicht sehr interessant, und es ließen sich ihnen leicht mehrere und wichtigere beygeben. Darüber, wann die Einrede der Compensation vorgebracht werden müsse, und mit welchen Mitteln sie im ordentlichen Prozesse erwiesen werden könne, wird die nöthige Erörterung zwar nicht ganz mit Stillschweigen übergangen, doch bietet dieselbe nichts vorzüglich Interessantes.

Die in den letzten §§. gemachten Erörterungen über Erkenntniß, Compensation im Concurse, Klagen, Prozeßkosten u. dgl. sind mit einer gewissen Leichtigkeit behandelt, welche nicht ganz zu billigen ist. Zum Schlusse wird die Frage aufgeworfen, ob Verjährung oder Abgleichung Statt finde. Sie wird verneint (freylich gegen die neueren, vom Vf. aber nicht berücksichtigten Meinungen der Rechtslehrer).

Betrachtet man nun das Gesamtergebnis des Werthes der vorliegenden Schrift für die Wissenschaft, so ist solcher eben nicht sehr glänzend. Manche Partien des Buchs gehören in die Sphäre des Mittelmäßigen, Andere verdienen Lob, Einige sind nicht zu billigen. Im Ganzen zeichnet sich der Vf. durch eine gute Darstellung aus, und berechtigt zu größeren Erwartungen; nur muß er Sorge tragen, sich von Digressionen, welche nicht zur Sache gehören, und von Oberflächlichkeit in Hauptpuncten seiner Aufgabe gleichweit entfernt zu halten.

Als etwas Auffallendes müssen wir noch erwähnen, daß der Vf. in der Vorrede bedauert, *Krugs* Werk über die Compensation erst nach Vollendung des seinigigen kennen gelernt zu haben, während er es doch häufig anruft und befreitet! — Auch wäre zu wünschen, daß die neuere Literatur in manchen Puncten mehr benutzt worden wäre.

Leider wird das Buch durch eine Masse von Druckfehlern entstellt, welche das reiche Erraten-Verzeichniß nicht gut machen kann, da es ungeachtet seiner Ausdehnung noch unvollkommen ist. Hat auch der Vf. die Correctur etwa wegen Abwesenheit vom Druckorte nicht selbst besorgen können, so hätte doch die Verlagshandlung hier Vorforge gegen solche Setzerfünden treffen sollen.

Shbr.

#### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) FRANKFURT a. M., b. Sauerländer: *Der Tartar*. Novelle von *Gustav v. Heeringen*. 1838. Erster Theil. 239 S. Zweyter Theil. 280 S. 8. (2 Thlr. 18 gr.)
- 2) LEIPZIG, b. Brockhaus: *Meine Reise nach Portugal im Frühjahr 1836*. Von *Gustav v. Heeringen*. 1838. Erster Theil. XVI u. 378 S. Zweyter Theil. 327 S. 8. (2 Thlr. 18 gr.)

Eine leichte gefällige Schreibart, der jetzt so Mancher geüffentlich aus dem Wege geht, zeichnet die Schriften des Vfs. vor vielen anderen in der Unterhaltungsgattung aus; die Darstellung ist lebhaft, und wenn die Erfindung nicht tief geht, so ist sie auch von ungefickt gezogenen Rococo-Schnörkeln frey, welches Letzte, wie sich versteht, nur auf die Novelle bezogen werden kann.

No. 1. Bis gegen die Mitte des zweyten Theils spürt man vergebens nach einem Tartar. Weder in dem gastlichen Hause des Kaufherrn in la Rochelle, noch auf dem Meere, noch in den Antillen tritt ein solcher auf. Endlich hat eine alte Dame den Einfall, den jungen lebenswürdigen Wildfang, der die Neugierde

über seine Abstammung erregt, für einen solchen zu halten, einem sehr unhaltbaren Gerücht zu Folge, das fast eben so schnell verschwindet, als es entstand, so dafs es beynahe den Anschein hat, als sey es nur erfunden, um den Unbekannten unter einer Phantasie-*maske* einzuführen. Er tritt mit Anmuth, Geist, einem heiteren und tapferen Muth auf; seine Leichtfertigkeiten sind schalkhafte Schülerchwänke; er practicirt Maikäfer in Haarbeutel, küßt Mädchen und Frauen, wo sie ihm vorkommen, handhabt aber den Degen, wie das Ruder, mit Gewandheit und Festigkeit, und ist auf keine Weise ein *Roué*, wie sie um die Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter den Modeherren sich fanden. Zuletzt ergiebt er sich als der Erbprinz Hercules Rainald von Modena, den sein Vater aus dem Lande vertrieb, den die Geistlichkeit verfolgte, der aus dem Gefängnisse der Inquisition durch seinen Führer, den Graen St. Germain, gerettet wird. Der geheimnißvolle Schleyer, welcher über den räthselhaften Wundermann noch immer hängt, wird auch hier nicht gelüftet, vielmehr giebt es Andeutungen, dafs ihm die Verlängerung des Lebens gelang; die bejahrte Frau sieht ihn nach 44 Jahren unverändert wieder, ganz so, wie sie damals ihn gesehen, wo er aus einer gefährlichen Lage sie wunderbarlich befreite. St. Germain ist eine Figur, die von selbst die des Romans ist; bey ihm darf sich der Autor die grösste Freyheit erlauben; aber der Erbprinz von Modena müßte auf festeren Füßen stehen, wenn es auch nicht die wären, welche die Geschichte ihm giebt. Erfahren mußte man doch, warum der Vater ihn, den einzigen Sohn, entfernte, warum der Prinz unter einem fremden Namen reist, und weshalb die Geistlichkeit ihn zu morden gedenkt. Das Leben und Seyn in den Antillen ist zwar flüchtig, aber mit frischen Farben hingeworfen.

No. 2. Ein Gleiches läßt sich auch von der Reise behaupten. Eine Totalübersicht von Portugal bekommt man nicht durch diese Auszüge aus Tagebüchern, wohl aber recht hübsche Einzelheiten, und zwar aus erster Hand, selbst gesehen und erlebt, wie z. B. die Beschreibung eines Jahrmarkts in einer

Vorstadt von Lissabon, der Besuch auf einem Landgut, der Ausflug nach Mafer, die Bude der anziehenden Affen-Verkäuferin u. s. w. Ueber das Theater, die Lebensweise in Lissabon hörte man gern mehr; allein Hr. v. Heeringen ist wahrhaft, er leih nichts von Anderen, und verhehlt es nicht, dafs seine geringe Kenntniß ihm hinderlich bey seinen Forschungen war. Dafs er kein Inventarium von den Kunstwerken und Geräthen in Kirchen und Palästen beyfügt, wird die Mehrzahl der Leser ihm danken, die durch solche Berichte, die zum Nutz und Frommen von Castellanen und Zimmerwärdern entworfen scheinen, ohnehin überfättigt sind. — Ausführlicher sind die Beschreibungen portugiesischer Bauten noch immer als die der deutschen, niederländischen und englischen Dome. So heist es von der Kathedrale von Tournay: Einen so reich geschmückten Dom hatte ich noch niemals gesehen, so viel Vergoldung, so viel blendend weissen Marmor, so viel glänzende Epitaphien und Monumente, wodurch freylich auch die productivste Einbildungskraft zu keiner Anschauung der Kirche gelangen wird.

Ueberhaupt hat es den Anschein, als sey die Reise von Coburg bis Lissabon, die unser Reisender in Gefolg des Prinzen, jetzt Königs Fernando macht, welchem auch das Buch gewidmet ist, nur deshalb beschrieben, um dem jungen Fürsten und seinen erlauchten Verwandten auf eine schmeichelhafte Weise zu huldigen, wobey die zierlichen Wendungen, womit dieß geschieht, rühmlich anzuerkennen sind.

Auf Vollständigkeit macht das Buch keinen Anspruch, es verweist auf das reichhaltigere Werk des Herrn von *Eschwege*. Wie sollten wir dem Vf. großen, der uns so gut unterhält, der so manche artige Anekdote von portugiesischen Matrosen und Seecadetten erzählt, der nichts Falsches unterschiebt, dafs er nichts Unmögliches leistete, nicht das Alles sah und erfuhr, wozu kaum so viel Jahre der Beobachtung zureichen, als er Monate zu verwenden hatte?

n.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. *Bamberg*, im artist. literar. Institute: *Die Grafen Osinsky*. Tragödie in drey Acten von Dr. *Heinrich Holzl.* 1837. 96 S. 8. (20 gr.)

Diese dem Herzoge Max von Bayern gewidmete Tragödie führt die Idee durch, dafs zwey Freunde einem Mädchen ihr Herz weihen, und der eine sich das Leben nimmt, um den andern mit ihm glücklich zu wissen. Wenn auch sonst

keine erhabenen Ideen durchströmen, welche den Leser noch mehr electriciren, so ist doch der Grundgedanke des Gedichtes consequent durchgeführt; daher das Stück nicht allein gut zu lesen ist, sondern auch auf jeder Bühne Beyfall ernten wird.

Druck und Papier sind angenehm.

E.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J A N U A R 1 8 3 9.

## M E D I C I N.

BERLIN, b. Hirschwald: *Handbuch der Geschichte der Medicin.* Nach den Quellen bearbeitet von Mich. Bened. Lessing. Erster Band. *Geschichte der Medicin bis Harvey.* (1628.) — 1838. LVI u. 667 S. 8. (2 Thlr. 18 gr.)

Je mehr in einzelnen, nicht gerade unwichtigen Punkten die gegenwärtige Beurtheilung dieser Schrift von anderen bereits öffentlich erschienenen Kritiken derselben abweichen wird, um so mehr glaubt sich Rec. entschuldigt, wenn er bey einer Arbeit, welche, wie die vorliegende, mit ziemlich bedeutenden Ansprüchen in die Welt tritt, etwas länger verweilt.

Selten ist wohl auf eine Vorrede mehr Fleiß in jeder Rücksicht verwendet worden, als auf die 28 Seiten lange dieses Handbuchs. Rec. und jeder, dem die Geschichte unserer Wissenschaft am Herzen liegt, muß mit den vom Vf. ausgesprochenen Grundätzen, nach welchen derselbe die Geschichte der Medicin behandeln wissen will, völlig einverstanden seyn. Der Vf. sah mit Recht ein in *Hecker's* Geiste geschriebenes, kurzgefaßtes *Handbuch* der Geschichte der Medicin als ein Bedürfnis an, und er kam dem Wunsche der Verlagshandlung, ein solches zu verfassen, um so lieber nach, als er seit Jahren mit historisch-medicinischen Studien beschäftigt war. Die Urtheile, welche derselbe über fast alle der bisher erschienenen hieher gehörigen Werke fällt, zeugen von einer richtigen Beurtheilungsgabe und einer scharfen Auffassung dessen, was Noth thut. Er bekennt, vorzugsweise *Hecker* und *Sprengel* gefolgt zu seyn, ohne die Originalquellen vernachlässigt zu haben; ja er bekennt, daß sein Werk, wenigstens bis in das Galenische Zeitalter hinab, als „eine bloße Wiederholung der von ihnen angestellten Forschungen zu betrachten sey.“ So sehr der Vf. auch für das Studium der alten Aerzte begeistert ist, — denn er ist „in der Schule der Griechen und Römer groß gewachsen,“ sein Geist „sog aus den Brüsten des classischen Alterthums seine erste Nahrung“ — so hat er doch die Alten bis auf Galen weniger ins Einzelne gehend behandelt, sondern meistens nur die Richtung andeuten wollen, in der ihre philosophischen und medicinischen Ansichten sich begegnen. In eine specielle Angabe der in ihren Schriften verborgenen Schätze sich einzulassen, verbot ihm der Raum und Zweck dieses Handbuchs. — Wir werden sehen, aus welchen Gründen der Vf. sich zu diesem

J. A. L. Z. 1839. *Erster Band.*

Verfahren bewogen fand. — Ferner spricht er in der Vorrede von seinen *Quellen*, und gesteht unumwunden ein, daß er nicht immer aus den ersten Quellen schöpfte, sondern zuweilen sich auf Autoritäten verließ. Später werden wir diesen Punct ausführlicher zu untersuchen Gelegenheit finden. Alsdann wird es sich, wenigstens für einen sehr großen Theil der Schrift zeigen, warum der Vf. seine Quellen nur bey abweichenden Ergebnissen angeführt, warum er es gescheut hat, mit Citaten zu prunken u. s. w., so anprechend auch für den ersten Anblick der blossen Vorrede die für diese Puncte von ihm angeführten Gründe sind.

Der Vorrede folgt (S. XXIX—XLIII) eine Uebersicht des Inhalts und von da (bis S. LVIII) die Einleitung, worin von der Methode des geschichtlichen Studiums gehandelt, und hier der philosophischen vor der empirischen und pragmatiscen die Palme zugestanden wird.

Was die Schrift selbst betrifft, so sehen wir uns vom kritischen Standpuncte aus genöthigt, dieselbe in mehrere Theile zu zerfallen, für deren jeden sich ein besonderer Maßstab der Beurtheilung nöthig macht. Der vorliegende Band umfaßt die vier ersten der vom Vf. mit *Hecker* angenommenen Perioden, und reicht bis auf *Harvey*. — Sey es uns vergönnt, den ersten Abschnitt der Schrift von S. 1—199 zu beleuchten. Für diesen aber hat uns eine genaue Lectüre und sorgfältige Vergleichung zu dem Resultate geführt, daß er nichts Mehr und nichts Weniger sey, als ein, allerdings nicht ohne Geschick gearbeiteter *Auszug* aus *Hecker's* Geschichte der Heilkunde, so daß fast durchgängig derselbe Gang der Gedankenfolge, selbst bis ins Einzelne, sehr häufig dieselben Wendungen und Ausdrücke wiederkehren, wenn auch dem Vf. nicht abzuprechen ist, daß er durch einzelne hie und da eingestreute Anmerkungen diesem Abschnitte den Schein der Originalität zu geben gewußt hat. So wenig wir anstehen, diesen letzten alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so sehr verdient doch ein solches Verfahren eine Rüge, bey einer Schrift, die „nach den Quellen“ gearbeitet seyn will. Wir sind den Lesern Beweise schuldig; — für Hn. L. wird es deren nicht bedürfen. — Diese könnten wir in jeder beliebigen Menge anführen, da sie auf jeder Seite zu finden sind. Es genüge indess an der Vergleichung der folgenden Stellen, die wir ohne besondere Auswahl herzusetzen, indem wir bey *Hecker* das weglassen, was auch *Lessing* nicht aufgenommen hat.

## Lessing S. 40.

„Vor Allen ausgezeichnet ist *Diokles* von Karystus, ein *Asklepiade* und zweyter *Hippokrates*. Er bearbeitete zuerst die Anatomie auf wissenschaftliche Weise, und war der erste eigentliche Zootom. In dieser Beziehung hat er hauptsächlich durch sein Ansehn Nachahmung bewirkt, und durch sein Beyspiel mehr als durch seine eigenen Leistungen Theil an dem baldigen Fortschreiten dieser Wissenschaft. Uebrigens folgte er in seiner Physiologie der Elementarlehre und dem Pythagoras, dessen Zahlenlehre er in die Heilkunde einführte. So glaubte er, daß bey der Bildung des Embryo Alles nach der Zahl Sieben vor sich gehe, und von der ersten Entwicklung an das ganze Leben nach der siebenzähligen Periode fortschreite. Die pathologischen Grundsätze des *Diokles* stimmten meistens mit den hippokratischen Ansichten überein; doch näherte er sich schon mehr der dynamischen Erklärungsweise der Grundeigenschaften, die er mit dem gemeinschaftlichen Namen des Erhaltenden (*τὸ φέρον*) belegte, während er den thierischen Stoff das Erhaltene (*τὸ φερόμενον*) nannte. Für jene Zeit sehr scharfsinnig ist seine, von Hippokrates abweichende Ansicht, daß das Fieber nicht eine idio-pathische, sondern blos symptomatische Krankheit (*ἐπιεσθημα*) sey, wobey er aus der Beobachtung wirklich symptomatischer Fieber auf alle übrigen zurück schloß“ u. s. w.

## Hecker, I. S. 212.

„Vor allen Zeitgenossen ist *Diokles* von Karistus ausgezeichnet, dem die Nachwelt den zweyten Rang nach *Hippokrates* zuerkannt hat. — Die Anatomie bestand vor ihm fast nur aus willkürlichen Annahmen und halben Beobachtungen; er unternahm es zuerst, sie wissenschaftlich zu bearbeiten, und führte die Kunstfertigkeit bey der Zerlegung der Thiere ein, die man bis dahin noch gänzlich vernachlässigt hatte. — Sein Ansehn bewirkte indessen Nachahmung, und so ist ihm ein Theil an den glücklichen Erfolgen allerdings beyzumessen, wodurch die Kenntniß des menschlichen Körpers bald nach ihm ungemeyn erweitert wurde. Die Bruchstücke seiner Physiologie enthalten wenig neue Ansichten. Er folgte offenbar den früheren Elementarphilosophen, und benutzte nicht weniger pythagoräische Meinungen, so daß man ihn für einen wichtigen Gewährsmann der Zahlenlehre zu halten hat, die sich von seiner Zeit an mehr und mehr in die Krankheitslehre verwebte. — *Polybus* Entdeckung des menschlichen Eyes suchte *Diokles* dadurch zu vervollständigen, daß er eine Theorie der Ausbildung des Kindes darauf baute, worin die Zahl Sieben die Hauptrolle spielte. — — und das ganze Leben schreitet dann nach der siebenzähligen Periode fort. *Diokles* Elementarpathologie war ganz die hippokratische, doch scheint seine Ansicht von den Qualitäten sich mehr der dynamischen genähert zu haben, denn er faßte sie in den gemeinschaftlichen Namen des Erhaltenden (*τὸ φέρον*) zusammen, und nannte den thierischen Stoff das Erhaltene (*τὸ φερόμενον*). Auch in der Behandlung der Krankheiten, so wie in der ganzen ausübenden Heilkunde war *Hippokrates* sein Vorbild, von dem er sich jedoch in einiger Rücksicht entfernte. So hielt er das Fieber nicht für eine ursprüngliche, sondern für eine blos symptomatische Krankheit (*ἐπιεσθημα*), indem er, wie es scheint, glaubte, aus der Beobachtung wirklich symptomatischer Fieber Schlüsse auf alle übrigen ziehen zu können.“

## Lessing S. 68.

„Der ausgezeichnetste Empiriker war *Heraklides* von Tarent, ein Schüler des *Mantias*, der mit umfaffender Genauigkeit und Gründlichkeit die Heilmittellehre bearbeitete, wobey er nicht neue Arzneyen erfand, sondern nur mit Verbannung aller vagen Voraussetzungen sich durch Versuche mit den bekannten über deren Wirkung belehren wollte. Die große Anzahl der von ihm erhaltenen Arzneyvorschriften ist durch Zweckmäßigkeit ausgezeichnet. Besonders ist es zu erwähnen, daß er zuerst (? Rec.) den innern Gebrauch des Opiums einzuführen suchte, indem er es schon gegen Schlaflosigkeit, Krämpfe, Husten, Schmerzen u. s. w. verordnete. In der Diätetik behielt er die ausschungernde Diät des *Chrysipt* bey, erklärte sich aber gegen das rücksichtslose Dursten der Fieberkranken. Im Uebrigen wich seine Therapie nicht von der gewöhnlichen ab.

Auch um die Chirurgie hat sich *Heraklides* verdient gemacht. Er erfand eine Maschine zur Einrichtung des Oberschenkels, und verrichtete im Ankyloblepharon die Lostrennung des Augenlides vom Augapfel eben so wie heutzutage. Sehr zu bedauern ist es, daß seine zahlreichen Schriften sämtlich verloren gegangen sind. Es waren darunter Erläuterungen zum ganzen *Hippokrates*, ein großes therapeutisches Werk über die inneren Krankheiten und seine Hauptwerke über *Materia medica* und Giftlehre, besonders das über die Bereitung und Prüfung der Mittel, ferner sein Buch über den Biss giftiger Thiere (*θηριακά*). Sein Gastmahl (*συντάξιον*) war ein gehöriges medicinisches Tischbuch. Auch schrieb er zuerst über die Bereitung der kosmetischen Mittel zur Vertreibung der Flecken und Mähler, welche meistens Vorläufer des damals sich immer allgemeiner verbreitenden Ausatzes waren“ u. s. w. u. s. w.

## Hecker, I, S. 338.

„Der Stolz und die Zierde dieser Schule war *Heraklides* von Tarent. — Mit seinem Lehrer *Mantias*, — beschäftigte er sich lange Zeit, der Arzneymittellehre größere Sicherheit und Vollendung zu geben, nicht durch Hinzufügung neuer Heilmittel, — sondern durch zahllose Versuche mit den bekannten. — Die Arzneyvorschriften des *Heraklides*, die sich in großer Zahl erhalten haben, zeichnen sich durch Zweckmäßigkeit vor den übrigen vortheilhaft aus; vor allem übrigem verdient es jedoch angeführt zu werden, daß er den innern Gebrauch des Mohnsaftes mehr einzuführen suchte, — Aus mehreren Vorchriften ergibt es sich, daß er ihn gegen Schlaflosigkeit, Krämpfe, Husten, Schmerzen — benutzte. — Uebrigens folgte er in der Diätetik, — seinem hierin gerühmten Lehrer. Fieberkranken im Anfall dursten zu lassen, hielten die Aerzte nach einem allgemein gültigen Vorurtheil für zweckdienlich; — *Heraklides* liefs wenigstens die Gallenfieberkranken und ähnliche nicht verschmachten. Sonst aber scheint er sich im Ganzen an die vorhergegangene allgemeine Erfahrung gehalten zu haben.

Auch in der Chirurgie und Augenheilkunde galt sein Ansehn. Er hatte Vorrichtungen zur Einrenkung des Oberschenkels erfunden, — auch war von ihm die Lostrennung des Augenlides vom Augapfel im Ankyloblepharon angegeben, wie sie noch jetzt verrichtet wird. — Noch mehr überzeugt uns aber das Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften, die nur sämtlich verloren gegangen sind, von seiner rühmlichen Vielseitigkeit. Oben an stehen Erläuterungen zum ganzen *Hippokrates*, — Dann folgt ein großes therapeutisches Werk über die inneren Krankheiten, und seine Hauptwerke über Arzneymittellehre und Giftlehre, unter denen vorzüglich das über die Bereitung und Prüfung der Mittel — ausgezeichnet wird, — Nicht weniger umfassend war sein Buch über die Mittel gegen den Biss giftiger Thiere (*θηριακά*). — Sein Gastmal (*συντάξιον*) war ein wohlausgearbeitetes medicinisches Tischbuch.“

Ferner:

So weit *Hecker*. Den Rest der Stelle schöpft *Hr. Lessing* aus einer anderen „Quelle“, die glücklicherweise noch nicht versiegt ist, nämlich aus *Sprengel's* *Gesch. d. Med.* I, S. 601 (3. Aufl.), wo es heisst:

„Heraklides war der erste, der über die Bereitung der sogenannten kosmetischen Mittel geschrieben hat, die zur Vertreibung der Flechten und Mähler dienten, — diese Ausbreitung der kosmetischen Methode ist von dem damals stärker und allgemeiner sich verbreitenden Ansätze herzuleiten: dieser war in Alexandrien ungemein häufig, und kündigte sich insgemein durch Flechten und mancherley Mähler vorher an.“

So geht es durch den ganzen oben angegebenen Abschnitt durch; gar häufig ist die Uebereinstimmung unseres Vfs. noch überraschender. Heisst das aber Quellenstudium? Mit Nichten; es heisst Excerptiren oder eigentlich *Abschreiben!*

„Aber“ — wendet *Hr. Lessing* ein — „meine Anmerkungen!“ Rec. ist allerdings nicht gleich im Stande, nachzusehen, ob sich für diese überall ähnliche geistige Begegnungen finden, als für den Text, doch sind ihrer überhaupt nur wenige, und von diesen nur wenige einigermaßen bedeutend, z. B. die S. 30, 72 (welche *L.* selbst S. 109 zurücknimmt) S. 84 (aus *Sprengel II*, S. 44 abgeschrieben) S. 89 (desgl. *Spr. II* S. 89.) Wenn *Hr. L.* S. 115 *Hecker* den Vorwurf macht, er habe den Einfluss des Christenthums auf die Medicin vernachlässigt, und sich das Ansehen giebt, diese Lücke selbstständig auszufüllen, so wird ihm dies doch nicht bey denjenigen Lesern gelingen, welche in dem *Sprengel's*chen Werke etwas bewanderter sind. Denn der ganze Abschnitt von S. 110—118 ist wieder nur eine Verballhornisirung von *Sprengel's* Darstellung (II, 176 u. d. f.) Wo *Hr. L.* (S. 125) vom *Oribasius* (wie gewöhnlich das *Hecker's*che Werk excerptirend) handelt, da hätte er Gelegenheit gehabt, *wirkliches* Quellenstudium anzubringen, indem hier neuerdings durch *Mai's* kostbaren Fund, so wie durch *Buffemaker's* tüchtige Arbeit, Stoff genug geboten worden ist. Aber da sich davon bey *Hn. Lessing's* Quellen (d. h. bey *Sprengel* und *Hecker*) aus chronologischen Gründen Nichts findet, so sind jene Anlässe für unseren Vf. auch nicht vorhanden. Für ihn gilt in vollem Sinne: „*Quod non est in actis* (d. h. hier: „*jam ab aliis peractis*“) *non est in mundo!*“ — Die Anmerkung S. 131 findet sich ihrem Haupttheile nach auch bey *Hecker*, II, 76. Dagegen scheinen die Anmerkungen der SS. 138 u. d. f. allerdings vom Vf. selbst herzurühren, und wir erkennen ihm für diese und noch manche andere gern ein Verdienst zu. Unsere Nachweisung hat überhaupt nicht den Zweck, der Arbeit des *Hn. L.* allen Werth zu entziehen, sondern nur den Standpunct zu erörtern, den sie wirklich einnimmt, und welcher offenbar von demjenigen sehr verschieden ist, welchen *Hr. L.* vor den Augen des Lesers eingenommen hat.

Einen zweyten Abschnitt bildet vom kritischen Standpuncte aus der Theil des *Lessing's*chen Werkes von S. 199—359. (Geschichte der Heilkunde unter den Arabern bis *Paracelsus*.) Rec. bekennt mit Freuden, dass dieser zweyte Abschnitt, namentlich in Be-

zug auf die nähere Erörterung einzelner Punkte in den Anmerkungen, welche jetzt weit zahlreicher und umfangreicher werden, den ersten an Originalität (dieses Wort als Gegensatz von Compilation genommen) übertrifft; aber — im Wesentlichen ist der Text, bis auf einige Stellen, welche der Vf. wieder *Hecker's*chen Schriften entlehnt hat, nur ein Auszug aus *K. Sprengel*, zu welchem der Vf. offenbar deshalb überging, weil das *Hecker's*che Werk noch nicht bis zu diesem Zeitraume vorgeschritten ist. Den Beweis mag folgende Parallele geben, zu der jeder Leser sich beliebig viele Pendanten verschaffen kann, wenn ihn die Mühe der Vergleichung nicht verdriest. Wir nehmen die erste beste Stelle.

*Lessing*, S. 202.

„Einen grossen Anfschwung gewann die Gelehrsamkeit dieser Nation, nachdem der Khalif *Almansur* die Herrschaft der Saracenen befestigt, und Bagdad, die sogenannte Friedensstadt angelegt hatte, um allort die Künste des Friedens zu pflegen. Die daselbst errichtete Akademie wurde nachmals die berühmteste bey den Muhamedanern und auch der Mittelpunkt für die medicinische Bildung. Es gab eine Zeit wo sich dort 6000 Gelehrte aufhielten. Ein Collegium von Aerzten prüfte die künftigen Praktiker, deren Unterricht Krankenhäuser und öffentliche Apotheken beförderten u. f. w. u. f. w.“ (Die hierauf bey *Hn. L.* folgende Anmerkung findet sich bey *Spr.* im Texte. Rec.)

*K. Sprengel, II*, S. 345.

„Seitdem der Khalif *Almansur*, nach befestigter Herrschaft der Saracenen, *Bagdad*, die von ihm sogenannte Friedensstadt, angelegt hatte, wurden auch die Künste des Friedens bey den Saracenen eingeführt, und in der Folge erlangte die Akademie zu Bagdad den höchsten Ruhm in den muhamedanischen Staaten. Hier wurde ein Collegium von Aerzten errichtet, dessen Vorsteher die Kenntnisse derjenigen prüfen mussten, welche die Kunst ausüben wollten. Aus allen Weltgegenden strömte eine so grosse Menge Lehrender und Lernender nach *Bagdad*, dass zu einer Zeit 6000 Gelehrte sich dort aufhielten. Hier war es, wo die Khalifen auch die ersten Krankenanstalten und öffentliche Apotheken zur Beförderung des medicinischen Unterrichts anlegten u. f. w.“

Sehen wir ferner, wie sich die Sache auf einer anderen Stelle verhält. Während Rec. dies schreibt, schlägt er zufällig bey *Hn. L.* die 234 Seite auf. Wir setzen nur den Anfang her:

*Lessing*.

„Unter den Krankheiten, die *Avenzoar* schildert, ist die Schwindfucht, die aus Vereiterung des Magens entsteht, als eine neue zu betrachten. (? Rec.) Auch ein Gewächs (Polyp? Carcinom?) beobachtete er im Magen. (*Verruca stomachi*)“ u. f. w.

*Sprengel, II*, S. 458.

„Als eine neue Krankheit schildert er die Schwindfucht, die aus Vereiterung des Magens entsteht. Interessant ist die Geschichte einer Krankheit, die durch ein Gewächs im Magen hervorgebracht wurde“ u. f. w.

Fürwahr, man begreift kaum, wie derselbe Schriftsteller einem anderen so blindlings folgen, ja wie sich zum Theil aus den mitgetheilten Proben ergiebt, so leichtfertig das von diesem Gegebene verdrehen, und in der Vorrede zu seiner auf diese Art zusammengewürfelten Schrift mit hochfahrendem Tone sagen kann: „*Sprengel* hat bey allem Fleisse und aller Gediegenheit seiner werthvollen Forschungen doch nie

diesen höheren Standpunct der Geschichte“ (— meint Hr. L. damit vielleicht den seinigen? — Dieser ist allerdings dem großen Geschichtsforscher sein Lebelang fremd gewesen, —) „gewinnen können, und darum Menschen und Zustände bald mehr, bald minder einseitig beurtheilt, ja ganze Zeitperioden durch die gefärbte Brille des Vorurtheils betrachtet.“

Die kurzen Darstellungen der im Mittelalter so zahlreichen Epidemien sind durchaus nach Hecker's Forschungen gegeben. So vortrefflich diese sind, so groß wäre hier das Feld für den eigenen Forschungstrieb des Vfs. gewesen. Er hat aber aus demselben Grunde hier etwas eingeschaltet, aus welchem er (S. 20) die Pest des Thucydides, über welche Hecker noch nichts veröffentlicht hat, mit den Worten abfertigt: „den Gipfel seines Ruhms erlangte er (Hippokrates) während des peloponnesischen Krieges, wo er bey der herrschenden Pest sich sehr hülfreich zeigte.“ Was diese letzten Worte betrifft, so bittet Rec. den Verf. dringend um die Nachweisung der „Quelle“, welcher er diese Notiz entlehnte. Rec. ist leider, trotz mehrjähriger Studien über die Pesten des Alterthums, noch nicht so glücklich gewesen, diesen Umstand constatiren zu können. Nur muß er bitten, den Soranus nicht als eine „Quelle“ zu betrachten.

Wir wenden uns zu dem dritten und letzten Abschnitte dieses Bandes. Derselbe beginnt mit Paracellus. Höchst erfreulich ist es uns, diesen Abschnitt, selbst bey der Kürze, in welcher er gehalten ist, die aber der Vf. selbst damit entschuldigt, daß er das Nähere in einer nächstens erscheinenden Schrift: „Paracellus, sein Leben und Denken,“ zu erörtern verspricht, nur loben zu können. Der Vf. hat hier offenbar die Quellen selbst und neben ihnen die Vorarbeiten von Jahn und Schulz (— warum nicht auch die von Rixner? —) tüchtig und gründlich benutzt. (Vergl. über Paracellus auch noch den Aufsatz in: Collectivblätter ernstern und heiteren Colorits für Aerzte. Leipz. 1838, H. 1. S. 1.) Eine nähere Darstellung des vom Vf. Geleisteten versparen wir bis auf die Anzeige jener Monographie selbst. Möge uns dann die Freude werden, unser gegenwärtiges günstiges Urtheil über diesen Abschnitt nicht beschränken zu müssen. Denn leider ist das Folgende bis zu Ende wieder nur eine Paraphrase der Sprengel'schen Darstel-

lung, mit Hinweglassung von Einzelheiten, namentlich der ungünstigen Urtheile Sprengel's über Paracellus. Wir mögen nicht wieder Parallelen ziehen. Indes verschafft doch die fleißige Darstellung der epidemischen Krankheiten des 16ten Jahrhunderts, der Abschnitt über die Geschichte der Chirurgie in dieser Zeit u. s. w., wobey die neuesten Schriften mit Umsicht benutzt sind, diesem Abschnitte in den Augen des Rec. ein Uebergewicht vor den früheren.

Die Beylagen enthalten 1) die älteste Medicinalverfassung des Königs Roger von Sicilien und Kaiser Friedrich II. 2) Die Statuten des großen Hospitals zu Jerusalem vom J. 1181 (aus Paoli's *dissertazione dell' origine ed instituto del sacro militar ordine di S. Giovambattista Gerosolimitano; Roma 1781.*) 3) ein medicinalpolizeyliches Decret der Pariser Facultät. 4) Zeugnisse über das Alter des Weichselzopfs (über welchen der Vf. in der Schrift selbst recht schätzbare Untersuchungen anstellt). 5) Die Gluge'sche Tabelle über die von verschiedenen Schriftstellern angenommenen Influenza-Epidemien.

Um nun unser Endurtheil über die Schrift zu geben, so bekennen wir, daß der Fleiß des Vfs., da wo er seinen eignen Weg geht, alle Achtung verdient, und daß wir ihm gern unseren Beyfall würden gegeben haben, wenn er auf dem Titel oder in der Vorrede seiner Schrift frey bekannt hätte, daß er in diesem Handbuche der Hauptsache nach einen Auszug aus Hecker und Sprengel darbiete, daß er aber hie und da Gelegenheit genommen habe, seine eigenen Untersuchungen und Berichtigungen einzuschalten. — Der Vf. wünscht, seine Arbeit als Grundlage bey Vorlesungen benutzt zu sehen. Aber für diesen Zweck ist schon der Umfang zu bedeutend. Ferner leidet das Buch von diesem Standpuncte aus, — selbst abgesehen von dem unangenehmen Gefühle, welches Rec. wenigstens fürchten zu müssen glaubt, wenn er nach einem Handbuche lesen sollte, dessen Vf. sich einer Unredlichkeit schuldig machte, — an einem Mißverhältnisse der einzelnen Abschnitte. Sonach bleibt ein eigentliches Handbuch der Geschichte unserer Wissenschaft noch immer sehr wünschenswerth.

Die Verlagshandlung hat das Buch mit gewohnter Eleganz ausgestattet.

H. H.

## KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Bamberg, im literar-artifischen Institute: *Deutsches Lese-Cabinet*. Sammlung von Novellen, Erzählungen, Gedichten, Charakteristiken und Genre-Bildern. Herausgegeben von A. Rauch. Erstes Bändchen. 1838. 238 S. 8.

Der Herausgeber giebt im kurzen Vorworte zu verstehen, daß er einer der Redacteurs des Fränkischen Merkurs ist,

in dessen Beilage, *Euterpe* genannt, viele Original-Producte deutscher Schriftsteller aufgenommen werden. Die besten derselben wurden für diese Sammlung gewählt, und die neuesten vorzüglichsten Erzeugnisse der ausländischen Presse beygefügt; daher jeder Gebildete sie mit Vergnügen zur Erheiterung und Belehrung lesen wird.

E.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J A N U A R 1 8 3 9.

## PHILOSOPHIE.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis Hegel.* Von Dr. Karl Ludwig Michelet. Erster Theil. 1837. VIII u. 537 S. 8. (3 Thlr.)

Seit uralten Zeiten sind die Philosophen bemüht gewesen, den Schleyer zu lüsten, der die Geheimnisse einer unsichtbaren Welt unleren Augen verbirgt, und einen Schimmer jenes Lichtes zu erhaschen, das die Majestät des Thrones Gottes umstrahlen soll. Man hat sich in dem Maße vornehmer gedünkt, je höhere Erkenntnisse von diesen überschwänglichen und geheimnisvollen Gegenständen man zu besitzen sich einbildete, und die immer fehlgeschlagenen Versuche der Früheren haben die Späteren nicht abhalten können, muthig die dunkeln Abgründe des göttlichen Wesens zu durchgrübeln. Nachdem man endlich entdeckt hatte, daß des Bauzeuges nicht genug sey für eine Leiter, auf der man jene unzugänglichen Regionen erklimmen könne, und sich kein Punct ausfindig machen liefs, an den man sie hätte anlegen können, so hat man neuerdings das Beyspiel des unvergesslichen Herrn von Münchhausen nachzuahmen gesucht, welcher sich bey seinen eigenen Haaren wieder aus dem Wasser zog. Der selige Münchhausen war ein sehr kluger und vielvermögender Herr, dem die Natur gar treffliche und wunderfame Gaben verliehen hatte, die er denn auch herrlich zu benutzen verstand. Er hatte das Lager des Feindes auf einer abgeschossenen Kanonenkugel recognoscirt, die verschiedenen Länder Europas waren ihm nicht unbekannt; ja er hatte sogar den Mond bereist, und uns eine Kenntniß von den seltsamen Bewohnern dieses Nebenplaneten verschafft, die wir ohne ihn nie würden erlangt haben. Die Natur scheint nun zwar in der Austheilung so vortrefflicher Gaben gegen die Nachahmer seines Beyspiels weniger freygebig gewesen zu seyn; sie hat ihnen unter so vielen anderen auch jene komische Kraft der Darstellung verfaßt, welche die Schilderungen des Herrn v. Münchhausen so vortheilhaft auszeichnet. Allein, was sie ihnen in dieser Rücksicht entzogen hat, das hat sie andererseits durch die Fülle eines überschwänglichen Glücks ihnen reichlich ersetzt; denn sie hat sie das Wissen, welches sich selbst beweist finden lassen. Wie einst Jakob Böhme auf seinem Schusterstuhel in einem kupfernen Fischkessel die Herrlichkeit des göttlichen Wesens zu schauen gewürdigt wurde, so haben diese auf dem schwarzen Bo-

J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

den ihres Dintenfaßes „die absolute Idee, den göttlichen Gedanken“ erblickt. Sie haben gesehen, „daß der göttliche Gedanke ewiges, unveränderliches Seyn und zwar alles Seyn ist.“ Sie haben ferner gesehen, „daß in diesem göttlichen Gedanken Seyn und Denken identisch ist“, daß derselbe fortwährend sich quält, diese Identität von Seyn und Denken in sich selbst zu begreifen, und daß daraus — die Weltgeschichte entstehe. Seit Jahrtausenden schon, erzählen uns diese seltsamen Leute weiter, habe sich der göttliche Gedanke vergeblich abgemüht, dieses Räthsel in sich selbst zu fassen, endlich sey es ihm gelungen, die Schwierigkeiten zu besiegen, und diese Sachen sich richtig vorstellig zu machen in einem Manne Namens Hegel. Aber o Wunder! es gelang nur auf wenige Augenblicke und auf einem kleinen Fleckchen der Erde. Nur auf dem Sande der Mark vermochte der göttliche Gedanke über sich selbst zum Verständniß zu kommen, während er anderwärts überall im Unklaren über sich selbst blieb. Und jetzt, nachdem Hegel von der Erde hinweggenommen ist, läuft er Gefahr, wieder ganz dumm zu werden. Um alle diese Sachen zu verstehen, was uns von jenen als die höchste Weisheit gepriesen wird, zu der Menschen sich erheben können, scheint ein besonderes Vermögen des menschlichen Geistes zu gehören, das nur wenig Auserwählten zu Theil geworden ist; und selbst dann ist, wie uns berichtet wird, immer noch die erste Bedingung, desselben theilhaftig zu werden, die, daß man mit den Vorstellungen des gemeinen Bewusstseyns, nach welchen wir alle in einer gemeinsamen Welt verbunden leben, breche. Wir Anderen, die wir nicht so glücklich organisiert sind, oder die wir wenigstens einen sicheren und wohl erworbenen Besitz gegen unsichere und verdächtige Hoffnungen nicht aufopfern mögen, müssen freylich auf diese Weisheit verzichten. „Wenn indessen, sagt Kant einmal, die Vortheile und Nachtheile in einander gerechnet werden, die demjenigen erwachsen können, der nicht allein für die sichtbare Welt, sondern auch für die unsichtbare in gewissem Grade organisiert ist (wofern es jemals einen solchen gegeben hat), so scheint ein Geschenk von dieser Art demjenigen gleich zu seyn, womit Juno den Tiresias beehrte, die ihn zuvor blind machte, damit sie ihm die Gabe zu weisagen ertheilen könnte. Denn nach den obigen Sätzen zu urtheilen, kann die anschauende Kenntniß der anderen Welt allhier nur erlangt werden, indem man etwas von demjenigen Verstande einbüßt, welchen man für die gegenwärtige nöthig hat. Ich weiß auch

nicht, ob selbst gewisse Philosophen gänzlich von dieser harten Bedingung frey seyn sollten, welche so fleißig und vertieft ihre metaphysischen Gläser nach jenen entlegenen Gegenden hinrichten, und Wunderdinge von daher zu erzählen wissen, zum wenigsten mißgönne ich ihnen keine von ihren Entdeckungen; nur besorge ich, daß ihnen irgend ein Mann von gutem Verstande, und wenig Feinigkeit eben dasselbe dürfte zu verstehen geben, was dem *Tycho de Brahe* sein Kutscher antwortete, als jener meinte, zur Nachtzeit nach den Sternen den kürzesten Weg fahren zu können: *Guter Herr, auf den Himmel mögt ihr euch wohl verstehen, hier aber auf der Erde seyd ihr ein Narr.*“

Wir werden es demnach vorziehen, in der gegenwärtigen Welt zu bleiben, in der auch alle anderen Menschen leben, und wollen dabey nicht vergessen, daß die tiefen Einsichten, welche jene in die Geheimnisse ihrer einsamen Gedankenwelten zu besitzen vorgeben, sich vielleicht auch dadurch erklären lassen, daß man den Satz, den Aristoteles irgendwo einmal so ausdrückt: „*Wenn wir wachen, so haben wir eine gemeinschaftliche Welt; träumen wir aber, so hat ein jeder seine eigene*“, umkehrt, indem man sagt: wenn von verschiedenen Menschen ein jeder seine eigene Welt hat, so träumen sie.

Doch dem sey nun wie ihm wolle, so ist doch so viel sicher zu vermuthen, daß wenn es einem solchen einmal einfallen sollte, seine eingebildete Gedankenwelt zu verlassen, um in der gegenwärtigen seinen Platz einzunehmen, er sich in dieser Welt nicht gut zurecht finden würde. Diese Vermuthung hat uns auch Hr. *Michelet* trefflich bestätigt, welcher sich herabgelassen hat, kurze Zeit auf seinen vertrauten Umgang mit dem Weltgeist Verzicht zu leisten, um in dem obengenannten Buche uns die Fortschritte zu erzählen, welche die philosophischen Wissenschaften unter den Menschen auf Erden in den letzten Zeiten gemacht haben. Vielleicht hat ihn dabey die leise Hoffnung geleitet, daß die Schilderung des hohen Glücks, dessen er im Besitz der sich selbst beweisenden Wissenschaft genießt, unsere Bewunderung oder gar unsere Lüsterheit erwecken werde, und daß die Entfagung, welche er sich selbst in Rücksicht auf den Umgang mit seinem vornehmen Herren auferlegt, ihm seine Ansprüche an unsere Theilnahme für seine Persönlichkeit sichern werde. Wir bedauern nur, daß es ihm bey völliger Unbekanntschaft in dieser Welt gar nicht hat gelingen wollen, die Gegenstände derselben richtig zu erkennen; weshalb seine rühmlichen Absichten auf uns gänzlich verfehlt seyn dürften. Bey dem Anschein großer Belesenheit könnte man sich auf den ersten Anblick zwar versucht fühlen, dieses Buch für die Frucht eines längeren Studiums zu halten. Allein dieser Schein verschwindet bey näherer Bekanntschaft mit demselben sogleich von selbst. Da nämlich Hr. *Michelet* den Verstand für ein Gemeingut gewöhnlicher Menschen hält, und deshalb nur geringen Werth auf die Cultur desselben legt, so hat er sich auch gar nicht erst

die Mühe gegeben, die Ansichten der Philosophen zu durchdenken. Dies ist denn auch die Ursache geworden, daß er nicht der Entwicklung der Gedanken selbst, sondern immer nur zufälligen Associationen nachgegangen ist, die ihm größtentheils von Eintheilungsgründen bestimmt werden, die er ohne alle Rechtfertigung gläubig von seinem Lehrer aufgenommen hat. Da aber trotz dem der Vf. die Lehren der philosophischen Denker zu beurtheilen unternimmt, und es ihm dabey vorzüglich darum zu thun ist, dem Leser glauben zu machen, daß die Ansichten *Hegels* der wahre Gipfel aller Weisheit und die Lehren aller Anderen nur allmähliche Uebergangsstufen zu denselben seyen: so hat er, was ihm zur Bestätigung dieser seiner Meinung an Gründen abzugehen schien, durch seine kräftige Manier überzeugt zu seyn, die er mit aller Derbheit vorzutragen sich bemüht, und durch Berufung auf das Ansehen seines Meisters (als welches in Zweifel zu ziehen, sich doch Niemand unterstehen würde), zu ersetzen gesucht. Es ist überhaupt mißlich, die Fortbildung philosophischer Ansichten von Mann zu Mann verfolgen zu wollen. Der Gedanke, daß jeder Spätere die Ansichten des Vorgängers fortbilde, hat im Allgemeinen etwas Verdächtiges an sich, auch wenn die Erfahrung uns nicht häufig gezeigt hätte, daß der Spätere gar oft hinter dem Früheren zurück bleibt, ja er es verliert allen Sinn, wenn man die Bedeutung dieses Gedankens auf einen Kreis von Denkern ausdehnen will, die größtentheils Zeitgenossen unter einander sind. Denn alle wahre Fortbildung einer wissenschaftlichen Aufgabe von Mann zu Mann kann nur nach einander und nicht gleichzeitig Statt finden; noch weniger aber kann es geschehen, daß Vorbereitungen zu der Lösung einer Aufgabe später gefunden werden könnten, als die volle Lösung selber. Sonst erhielte man eine Leiter, in der nicht eine Sprosse über der anderen, sondern die meisten neben einander und die unterste sogar noch ein wenig höher stünde als die oberste. Hr. *Michelet* ist indessen von dem Glauben an die Möglichkeit einer so unbegreiflich gebauten Leiter so sehr durchdrungen, daß er nur die Darstellung der Geschichte der Philosophie nach diesem Leitfaden für die einzig richtige hält. Dieser *Michelet'sche* Glaube befolgt den Ausspruch des *Baco*, daß der Glaube bey der Unbegreiflichkeit des Gegenstandes allererst seine Macht bewähre. In diesem Glauben kündigt er die Absicht seines Werkes in der Vorrede an: „Wie schon in der politischen Geschichte die gleichzeitigen Schriftsteller die besten (!) Geschichtswerke verfaßten, zumal wenn sie selbst handelnde Personen waren, so gilt dies noch in weit höherem Grade von den Geschichtschreibern der Philosophie.“ Ja in diesem Glauben hat er sich sogar geschmeichelt, in seiner Darstellung unparteyisch verfahren zu seyn. „Sie ist, sagt er S. 5, im Interesse keines besonderen Systems geschrieben, indem sie gerade als Grundsatz behauptet, daß jedes besondere System ein nothwendiges, aber beschränktes Glied in der Kette des Ganzen ist, und sollte sie zuletzt, als

an den dermaligen Schlussstein der Geschichte der Philosophie an einen Heros gelangen, der, glücklicher als mancher französische Herrscher im Staatsleben (*si licet parva componere magnis*), im wissenschaftlichen Leben Europa's eine Universalmonarchie zu gründen berufen wäre, welcher die ganze gebildete Welt sich zu unterwerfen hätte: so müßte der Grund hievon lediglich darin zu suchen seyn, daß er selbst kein besonderes System aufgestellt hätte, noch aufgestellt wissen wollte.“ Wir werden diese Unparteylichkeit noch späterhin näher zu charakterisiren Gelegenheit finden, und wir wollen hier bloß anmerken, daß, da es dem Vf. von vorn herein bloß darum zu thun ist, seinen Herren und Meister auf Unkosten anderer verehrter Denker zu verherrlichen, diese naiven Geständnisse hier im Widerspruche mit dem ganzen Werke stehen. Allein Ungereimtheiten bringen den Vf. nie in Verlegenheit, er setzt das Ziel der Philosophie in „die Identität entgegengesetzter Richtungen“, und somit ist es leicht erklärlich, wie dasjenige, was für jeden vernünftigen Menschen baarer Unsinn ist, dem Vf. als der Ausdruck höchster philosophischer Weisheit gilt. Demgemäß behauptet er im Widerspruch mit der Natur der Sache, „daß das große Problem aller Philosophie sey, daß sie das Verhältniß angebe, welches zwischen Seyn und Denken Statt findet.“ (S. 12.) Demgemäß behauptet er im Widerspruch mit der Wahrheit der Geschichte, daß die griechische Philosophie Seyn und Denken nicht trenne, und daß erst die neuere Zeit auf die Lösung dieser Frage ausgegangen sey (S. 12 u. fig.). Demgemäß behauptet er endlich gegen die Treue des Historiker, daß von Kant bis Hegel die Aufgabe aller Philosophen gewesen sey, die in seinem Buche eine Erwähnung finden. Es scheint zwar bisweilen, als wenn Hr. Michelet über diese Widersprüche in seinem Gedanken betroffen wäre, allein in der That ist er darüber erhaben. Denn diejenige Unbequemlichkeit, nach der man dasjenige zu verstehen verlangt, was man gedacht hat, findet ja nur für das „subjective Denken“ Statt, welches er auch den Verstand nennt (S. 18), und welches er als „das nur im Kopfe des Menschen energirende Denken“ bezeichnet. (S. 18.) Ueber diesem soll es dann noch ein höheres Denken geben, welches „das ewige göttliche Denken d. h. der objective Gedanke oder die Intellectual-Welt als alle Wirklichkeit seyn soll. Hr. Michelet rühmt sich des Besitzes dieses außerordentlichen Vermögens, außer seinem Kopfe denken zu können, und sagt von demselben S. 17: „es ist selber schon das unendliche Princip, welches als solches schon die Identität der Gegensätze in sich schliessen muß. Gott ist der höchste Gedanke, der alles Seyn.“ Dies ist wahrscheinlich „ewig göttlich“ gedacht und gesprochen!

S. 18 heißt es: „Zum Unterschied von dem objectiven, an und für sich seyenden Denken, oder der Vernunft, ist seit Kant dieses subjective Denken der Verstand genannt worden. In ihm kommt, um mit Fichte zu reden, das Denken zum Stehen, so

daß es als subjectiv einer eben so festen, objectiven Welt gegenüber tritt. Die Vernunft ist dagegen, als Auflösung dieser Schranke, das *Vernehmen* der objectiven Welt, das Aufnehmen derselben in den Gedanken, und die innige Durchdringung Beider. „Wir können noch hinzusetzen: bey Hn. Michelet kommt die Vernunft zum Fallen. Zu dieser „höheren Erkenntnißart“ (?) soll nun Kant die Aussicht geöffnet haben (S. 32). Wir zweifeln sehr. Denn gerade dies nennt Kant „die Sprache des gelehrten Pöbels“, von dem er sagt: „Er weiß nichts, er versteht nichts, aber er redet von Allem, und was er redet, darauf pocht er.“ \*) Dem stellt er dann die Weisheit des Simonides entgegen, „der nach vielfältiger Zögerung und Aufschub seinem Fürsten die Antwort gab: je mehr ich über Gott nachsinne, desto weniger vermag ich ihn einzusehen.“

Nach allem diesem wird es uns nicht mehr wundern, wenn der Vf. von den Lehren der neueren Philosophen Schilderungen entwirft, bey denen die Urheber der ersteren wohl bisweilen anstehen dürften, sie als die ihrigen anzuerkennen. Hören wir, was er unter Anderem von Kant sagt! „Dieses Verfahren, ohne wahrhafte speculative Verknüpfung grundlose Behauptungen aufzustellen, welches Kant mit Recht der Wolf'schen Metaphysik vorwirft, nennt er Dogmatismus.“ (S. 46). So hat Kant den Dogmatismus freylich nie erklärt. S. 48: „Die aprioristische Erkenntniß, zu welcher sie (die Kritik) gelangt, betrifft nie die objective Natur der Dinge selbst, das von Kant sogenannte Ding an sich, sondern nur die Erscheinungen des Dinges an sich d. h. die bloße Art und Weise, wie sich uns dies Ding an sich der Beschaffenheit unseres Erkenntnißvermögens gemäß darstellt.“ Kant hat nirgends „die objective Natur der Dinge“ dem „Ding an sich“ so geradezu gleich gestellt. Auch ist ein großer Unterschied zwischen der Erscheinung eines Dinges und der Wirkung eines Dinges auf unser Vorstellungsvermögen (wenn sich überhaupt über das letztere etwas sagen ließe). Doch dies wollen wir hier nur beyläufig bemerkt haben. S. 50: „Wenn Kant sich auch der Form nach von Hume entfernt, indem er seiner Erkenntniß Allgemeinheit und Nothwendigkeit beylegt, so verlohnt es sich doch ihres Inhalts wegen, der, weil er zur göttlichen Wahrheit durchzudringen nicht vermag, nur Erkenntniß des Unwahren bleibt, eigentlich kaum der Mühe, sich mit ihr zu beschäftigen. Bey dieser Akatalepsie endet der kritische Idealismus in das Postuliren eines die Vernunft verfühnenden Glaubens.“ Wahrlich man muß sehr oberflächlich und kaum nur excerpierend in Kants Kritiken gelesen haben, um so schief urtheilen und so falsch berichten zu können.

Es ist Hn. Michelets Bestreben, die Untersuchungen der Kritik der reinen Vernunft so darzustellen, als

\*) f. Kants Versuch, den Begriff der negativen Größe in die Weltweisheit einzuführen. 3ter Abschnitt.

wenn ihr letztes Ziel das alte stoische Problem sey, das Verhältniß der Erkenntniß zum Gegenstand, des Seyns zum Denken zu bestimmen. *Kant* kannte jedoch die Grenzen der Wissenschaft viel zu genau, als daß er sich hätte jemals in den Sinn kommen lassen, diese Frage zum Hauptthema aller philosophischen Untersuchung zu machen. Da indessen diese Frage jetzt wiederum die Aufgabe der neueren Philosophie geworden ist, und die Versuche zur Lösung derselben zum scholastischen Realismus zurückgeführt haben, so stellt Hr. *Michelet* *Kant* fälschlich als den Urheber dieser verfehlten Speculation dar, und schiebt ihm eine falsche realistische Abstractionsweise unter, ohnerachtet *Kant* selbst allenthalben der nominalistischen Weise zu abstrahiren treu bleibt, und in seiner Abhandlung über die Evidenz und Deutlichkeit der Beweise in der natürlichen Theologie und Moral sich entschieden dafür erklärt hat. So lesen wir S. 49: „Das Hervorheben der Subjectivität des Denkens ist also als ein unsterbliches Verdienst der *Kant'schen* Philosophie anzuerkennen. Es hätte nichts gefehlt, als daß *Kant*, indem er die Quelle der Erkenntniß auf das Innere des menschlichen Geistes zurückführt, die Scheidewand zwischen Denken und Ding an sich, die bloß manchmal in seinem System zu wanken scheint, auch noch mit Bewußtseyn niedergerissen hätte. An sich oder bewußtlos ist sie in der That zusammengefürtzt, indem das Ding an sich in seiner Wahrheit sich uns als nichts Anderes, denn ein leerer Gedanke, ein Abstractum des Verstandes ergeben wird.“ Um diese Behauptung, daß *Kant* im Grunde das Ding an sich für nichts Anderes gehalten habe als für „das Denken selbst“, zu begründen, beruft sich *Michelet* auf eine Stelle aus der ersten Auflage der Kritik der reinen Vernunft (die jetzt fast gänzlich verschwunden ist, und die *Michelet* für „speculativer“ und frey von „den roheren realistischen Wendungen“ der zweyten Auflage erklärt) und auf die Folgerungen, die er aus der Antinomieenlehre zieht. Wir wollen beides nach einander betrachten.

1) S. 69 heißt es: „Die Identität des Selbstbewußtseyns ist nicht bloß eine subjective Bedingung, um ein Object zu erkennen, sondern allein erst durch dieselbe wird die Synthesis des Mannichfaltigen der Anschauungen für mich zu einem Objecte. Im „Ich denke“ kann ich alle meine Vorstellungen zusammenfassen; die Verbindung liegt nicht in den Gegenständen, sondern ist allein eine Verrichtung des Verstandes. Was in der successiven Apprehension des Mannichfaltigen eines Haufes liegt, wird als Vorstellung: die Erscheinung aber, die mir gegeben ist, ohnerachtet nichts weiter als ein Inbegriff dieser Vorstellungen ist, als der Gegenstand derselben betrachtet. Der transcendente Gegenstand ist wirklich bey allen unsern Erkenntnissen immer einerley = X; diese Ein-

heit ist aber nichts als die formale Einheit des Bewußtseyns in der Synthesis des Mannichfaltigen der Vorstellungen. Da durch sie alles Mannichfaltige in einem Begriff vom Object vereinigt wird, heißt sie objective Einheit. Lediglich weil diese Einheit *a priori* in uns ist, setzen wir den unbekanntem Gegenstand unserer Erkenntniß selber als Einen.“

Die Stelle, auf die sich Hr. *Michelet* hier bezieht, steht in der ersten Auflage der Kritik der reinen Vernunft, im zweyten Abschnitt der Deduction der reinen Verstandesbegriffe, und heißt wörtlich so: „Jetzt können wir auch unseren Begriff von einem Gegenstande überhaupt richtig bestimmen. Alle Vorstellungen haben als Vorstellungen ihren Gegenstand, und können selbst wiederum Gegenstände anderer Vorstellungen seyn. Erscheinungen sind die einzigen Gegenstände, die uns unmittelbar gegeben werden können, und das, was sich darin auf den Gegenstand bezieht, heißt Anschauung. Nun sind aber diese Erscheinungen nicht Dinge an sich selbst, sondern selbst nur Vorstellungen, die wiederum ihren Gegenstand haben, der also von uns nicht mehr angeschaut werden kann, und daher der nicht empirische d. h. transcendente Gegenstand = X genannt werden mag. Der reine Begriff von diesem transcendenten Gegenstande (der wirklich bey allen unsern Erkenntnissen immer einerley = X ist) ist das, was in allen unsern empirischen Begriffen überhaupt Beziehung auf einen Gegenstand d. i. objective Realität verschaffen kann. Dieser Begriff enthält nun gar keine bestimmte Anschauung, und betrifft also nur diejenige Einheit, die in einem Mannichfaltigen der Erkenntniß angetroffen werden muß, sofern es in Beziehung auf einen Gegenstand steht. Diese Beziehung aber ist die nothwendige Einheit des Bewußtseyns, mithin auch die Synthesis des Mannichfaltigen durch gemeinschaftliche Functionen des Gemüths, es in einer Vorstellung zu verbinden. Diese Einheit muß als *a priori* nothwendig angesehen werden (weil die Erkenntniß sonst ohne Gegenstand seyn würde). Daher beruht die Beziehung auf einen transcendenten Gegenstand d. h. die objective Realität unserer empirischen Erkenntniß auf dem transcendenten Gesetze, daß alle Erscheinungen, sofern uns dadurch Gegenstände gegeben werden sollen, unter Regeln *a priori* der synthetischen Einheit derselben stehen müssen, nach welchen ihr Verhältniß in der empirischen Anschauung allein möglich ist, d. i. daß sie eben so wohl in der Erfahrung unter Bedingungen der nothwendigen Einheit der Apperception, als in der bloßen Anschauung unter den formalen Bedingungen des Raumes und der Zeit stehen müssen; ja daß durch jene jede Erkenntniß allererst möglich werde.“

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J A N U A R 1 8 3 9.

## P H I L O S O P H I E.

BERLIN, b. Dunker u. Humblot: *Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis Hegel.* Von Dr. Karl Ludwig Michelet u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nachdem Kant den Gehalt der metaphysischen Erkenntnis in den Kategorien und transcendentalen Ideen entdeckt hatte, stellte er sich noch die Aufgabe einer psychologischen Begründung derselben. Dabey ging er von den psychologischen Voraussetzungen Lockes und Humes aus. Er verstand unter Erkenntnis Verbindung von Vorstellungen, so dass ihm also für die Erkenntnis nur das Urtheil stehen blieb, welchem, wenn es synthetisch ist, Anschauung zu Grunde liegen muss. Nun ist aber leicht einzusehen, dass nicht jede Verbindung von Vorstellungen Erkenntnis genannt werden könne, sondern nur eine solche, welche objectiv gültig ist, wozu erfordert wird, dass sie unter nothwendigen Gesetzen steht. Nun ist aber bey Kant nicht klar durchzusehen, wo diese Gesetze liegen, ob in der Welt oder im menschlichen Geiste, und wie er sich die Verbindung zwischen der Einheit der Apperception und der Beziehung auf den transcendentalen Gegenstand gedacht habe. Er macht zwar im folgenden Abschnitte noch einen Versuch, dies genauer zu erörtern. Er erklärt dafelbst die figurliche Synthesis der Einbildungskraft für die reine Form aller möglichen Erkenntnis, durch welche mithin alle Gegenstände möglicher Erfahrung vorgestellt werden müssten; und vermittelt welcher Sinnlichkeit und Verstand nothwendig zusammenhängen, weil jene sonst zwar Erscheinungen, aber keine Gegenstände eines empirischen Erkenntnisses geben würde, mithin keine Erfahrung. Er behauptet ferner, dass die transcendentale Apperception (d. i. die Einheit der Apperception, welche er an dieser Stelle Verstand nennt) die synthetische Einheit an dieser Synthesis des Mannichfaltigen in der productiven Einbildungskraft sey; dass mithin in dieser transcendentalen Apperception reine Erkenntnisse *a priori* liegen, welche die nothwendige Einheit der reinen Synthesis der Einbildungskraft in Ansehung aller möglichen Erscheinungen enthalten; und dass dieses die Kategorieen seyen. Allein auch hier fallen ihm die Kategorieen mit der Einheit des Selbstbewusstseyns zusammen; er hat die ersten von dem letzten nicht losbekommen können. Ebenso bey dem zweyten. Er sagt: Die Einbildungs-

J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

kraft bringt das Mannichfaltige der Anschauung in ein Bild, indem sie die Eindrücke apprehendirt. Diese Apprehension setzt Reproduction der Vorstellungen voraus, und diese letzte wäre wiederum nicht möglich, wenn es nicht einen objectiven Grund gäbe, wodurch die Erscheinungen selbst unter einander associabel würden. Diesen nennt er die *Affinität*. Aber nun fährt er fort: Diesen können wir nirgends anders als in dem Grundsatze von der Einheit der Apperception in Ansehung aller Erkenntnisse, die mir angehören sollen, antreffen. Nach diesem müssen durchaus alle Erscheinungen so ins Gemüth kommen oder apprehendirt werden, dass sie zur Einheit der Apperception zusammenstimmen, welches ohne synthetische Einheit in ihrer Verknüpfung, die mithin auch objectiv nothwendig ist, unmöglich seyn würde. Man sieht, Kant hat sich hier in den Fragen, wie wir durch Begriffe erkennen, und wie sich die Begriffe in uns bilden, verwickelt. Beide Fragen laufen unbestimmt durch einander. Er hat diese Undeutlichkeit selbst gefühlt, weshalb er in der zweyten Auflage die hier gegebene Darstellung zurückgenommen hat; und es ist erst Eries gelungen, diese schwierigen psychologischen Untersuchungen zur klaren und sicheren Entscheidung zu bringen. Es ist deshalb gänzlich unstatthaft, aus diesen Untersuchungen Folgerungen für die Lehre Kants ziehen zu wollen; der Kern seiner Lehre wird von diesen psychologischen Ausführungen gar nicht angetastet. Denn seine wahrhaft großen und bleibenden Entdeckungen sind völlig unabhängig davon. Wenn aber Hr. Michelet behauptet, dass Kant den Inbegriff der Vorstellungen, welche in der Apprehension des Mannichfaltigen liegen, „Gegenstand“ genannt habe, so schiebt er ihm etwas Ungereimtes unter. Denn demnach existirten die Ziegeln, das Mauerwerk und das Gebälk eines Hauses nicht als wirkliche Gegenstände, sondern nur als Vorstellungen, und alle Häuser würden aus bloßen Vorstellungen gebaut. Wenn er nun gar daraus folgern will, der transcendentale Gegenstand sey die formale Einheit des Bewusstseyns, so missversteht er Kant ganz und gar. Der Satz: Der transcendentale Gegenstand ist wirklich bey allen unseren Erkenntnissen immer einerley = X, kann zweyerley bedeuten. Einmal kann man nämlich darunter verstehen, der transcendentale Gegenstand sey bey allen unseren Erkenntnissen immer ein und derselbe Gegenstand; dann kann es aber auch heißen, er sey bey allen unseren Erkenntnissen uns in gleicher Weise unbekannt, immer ein unbekanntes X. Dass es Kant wirklich in dem

letzteren Sinne genommen hat, lehrt der Zusammenhang deutlich, und Hr. *Michelet* hat daher Unrecht, wenn er den ersteren Sinn darin finden will. Außerdem sagt aber *Kant* ausdrücklich und wiederholt, daß die Einheit des Selbstbewußtseyns der Grund der Möglichkeit der Erfahrung sey, also kann sie nicht der Gegenstand derselben seyn.

2) Wir übergehen die nichts verfängenden Bemerkungen *Hegels* gegen die *Kantische* Antinomienlehre, da dieselben nicht *Michelet* angehören, und setzen gleich Hr. *Michelets* eigene Schlußbetrachtung über diesen Gegenstand her. S. 111: „Solche bloß subjective Auflösung der Antinomien nennt *Hegel* trivial, und sagt, sie bestehe nur in einer Zärtlichkeit für die weltlichen Dinge. Denn es ist wahrlich nichts gewonnen, wenn man den Widerspruch von den Dingen entfernt, und ins Subject verlegt. Vielmehr muß die Niedergeschlagenheit um so größer seyn, wenn nicht das weltliche Wesen, die äußerliche sinnliche Natur, sondern der eigene Geist des Menschen sich widerspricht. Vom speculativen Standpunkte ist aber der Widerspruch überhaupt nichts Beunruhigendes, sondern gerade das Princip aller Lebendigkeit, nur daß er freylich nicht als Widerspruch bleiben, sondern sich dialektisch auflösen muß. Das Widerspruchlose ist das Todte. In der That, mit welchen Opfern erkaufte es *Kant*, daß sich das Ding an sich nicht widerspreche? Allein damit, daß er allen Inhalt, der der Vernunft nur durch die Kategorien zugeführt werden könnte, von ihr abhält. Solch inhaltsloses Ding an sich, als die leere Identität mit sich, ist nun, statt das wahrhaft Seyende zu enthalten, vielmehr eine Abstraction, die nur im Verstande existirt; sie bleibt nothwendig unerkennbar, weil zur Erkenntniß Unterschied und Bestimmtheit gehört. Indem dies Ding an sich nur eine subjective Vorstellung ist, so ist es dieselbe leere Identität, welche das Selbstbewußtseyn im „Ich denke“ ist: und die Scheidewand zwischen dem denkenden Subjecte und dem Dinge an sich ist freylich, aber auf ganz schlechte Weise fortgefallen; beide Extreme begegnen sich im Leeren.“

Wir bemerken hiezu nur Folgendes. Der erste Satz enthält weiter nichts, als eine unhöfliche Aeußerung des Mißbehagens, welches *Hegel* bey diesem Gegenstande empfand. Dieß ist ganz individuell und entscheidet weder für noch gegen die Sache selbst. Hören wir also weiter! „Der Widerspruch ist das Princip aller Lebendigkeit, das Widerspruchlose ist das Todte.“ Also das Kameel der lybischen Wüste ist etwas Todtes, ein mineralisches Kameel etwas Lebendiges. Wahrhaftig, Hr. *Michelet* muß wohl ehemals der Reisegefährte des Mephistopheles gewesen seyn, der ja dem Wagner erzählt:

„Ich habe schon in meinen Wanderjahren  
KrySTALLISIRTES Menschenvolk gesehn.“

Doch halt! „der Widerspruch darf nicht als Widerspruch bleiben, sondern muß sich dialektisch auflösen.“ Nun gut! wir fragen: wie construirt sich denn der viereckige Kreis? Ja das ist ein Geheimniß der Schule, welches dem Uneingeweihten nicht ver-

rathen werden darf! Wir bescheiden uns gern. Aber warum läßt sich denn der gegen alle Widersprüche furchtlose *Michelet* „niederschlagen“ von den Widersprüchen, die im menschlichen Geiste liegen, ohne welche er ja todt seyn würde? Eben weil sich das selber widerspricht.

Da sich Hr. *Michelet* selber so wenig versteht, so ist es natürlich, daß er *Kant* noch weniger versteht. *Kant* zeigt ganz einfach, daß, wenn man voraussetze, die Erscheinungen seyen Dinge an sich, man auf diejenigen Widersprüche gerathe, welche er Antinomien nennt; daß aber diese Widersprüche verschwinden, sobald man die falsche Voraussetzung aufhebt. Eines ganz ähnlichen Verfahrens bedient sich der Mathematiker bey jedem apagogischen Beweise. Denn wenn dieser die Congruenz zweyer Dreyecke, deren 3 Seiten beziehungsweise gleich sind, beweisen will, so legt er die Dreyecke so auf einander, daß die Grundlinie des einen auf die Grundlinie des andern zu liegen kommt, und untersucht dann, ob die Spitze des ersteren wohl innerhalb oder außerhalb der Fläche des letzteren liegen werde. Da er nun findet, daß jede von diesen beiden Voraussetzungen im Widerspruch steht mit den Gesetzen der Zeichnung gleichschenkliger Dreyecke, so verwirft er beide als falsch. Wo hätte also *Kant* hier Widersprüche in den menschlichen Geist hineingetragen? Wo sind die Opfer, die *Kant* der Widerspruchslosigkeit des Dinges an sich dargebracht hat? Diese Festhekatomben hat *Kant* anderen Leuten zu schlachten überlassen. Er liebte den Dampf nicht, und wäre es auch Opferdampf gewesen. Er hat nie und nirgends das Ding an sich für die leere Identität mit sich oder für das „Ich denke“ ausgegeben, und „Extreme im Leeren“ einander entgegengeschickt. Wir machen endlich noch auf die Stumpfheit der Begriffsbestimmungen in diesem Raisonement aufmerksam, welches Denken, Gedanke, Abstractum des Verstandes u. s. w. für gleichbedeutend nimmt.

Dieß soll nur zeigen *ex ungue leonem*. So wie hier geht es durch das ganze Buch hindurch, und wir müßten selbst ein Buch schreiben, wenn wir die Ungereimtheiten alle rügen wollten, die sich von Seite zu Seite häufen. Der Vf. bildet sich nun einmal ein, daß sich die deutsche Philosophie von der Erkenntniß des Endlichen, welche der „Wahn“ der *Kant'schen* Schule noch für Wahrheit gehalten habe (S. 218), durch *Fichte*, *Schelling* und *Hegel* zur Wissenschaft des Ewigen fortgebildet habe. Sieht man aber dann näher zu, worin denn diese Wissenschaft des Ewigen bestehe, so findet man an deren Stelle nur jenes System von Widersprüchen, in welchen unser Vf. so vortrefflich bewandert ist. Die ganze Schilderung ist darauf hin angelegt, zu erzählen, wie die Dunkelheit in der Darstellung und die Verwirrung in der Wissenschaft das letzte Ziel aller philosophischen Ausbildung sey. So wird unter Anderen *Hamann* eine Stelle unter den wissenschaftlichen Denkern angewiesen; so wird *Fichte*, *Schelling* und *Hegel* als die heilige Trias jener göttlichen Wissenschaft dar-

gestellt. Nun ja, das Letzte mag wahr seyn; denn diese drey haben ja das Prophetenthum des Widerspruchs eigentlich gegründet. Diefs gesteht auch der Vf. selbst ganz naiv zu: „*Fichte's* unsterbliches Verdienst ist, das er die absolute Form des Wissens, aus der Theses eine Antithesis zu analysiren, und beide in einer dritten zu synthetisiren, woraus von Neuem Entgegengesetzte analysirt werden, u. s. f. bis sie in einem Höchsten verknüpft werden, erfunden hat. Diese absolute Form hat dann *Hegel* aufgenommen, und in sie den absoluten Inhalt der Philosophie, den *Schelling* unbewiesen hinstellte, gegossen“ (S. 475). Somit hätten wir auch das Geheimniß von *Hegel's* vielgepriesener Originalität.

Hr. *Michelet* hat die Einbildung, das zu jenem bewundernswürdigen Kunstwerke auch diejenigen das Ihrige beygetragen haben, die er als *dii minorum gentium* darzustellen beliebt. Da nun unter diesen mehrere achtungswerthe Denker sich befinden, welche der gesunden Ausbildung der Wissenschaften stets treu geblieben sind, und der einbrechenden Barbarey in den Wissenschaften einen kräftigen Widerstand geleistet haben, so weiß sich Hr. *Michelet* mit diesen nicht anders abzufinden, als das er sie seinem Publicum verächtlich darzustellen sucht. Diefs zeigt sich in der unedelen Art, mit der er *Jacobi* behandelt, ihn einen Schwätzer nennt, und der Unredlichkeit gegen *Schelling* beschuldigt. Diefs zeigt sich ferner in dem, wie er *Herbart* S. 295 u. 296 ohne alle Umstände in die Classe der Vierfüßler setzt. Diefs zeigt sich endlich in seiner Rede gegen *Fries*, von dem er nur dreyerley zu sagen weiß, von denen ein Jedes falsch und das Letzte überdies nur *Hegel* „nachgeschwatzt“ ist (wenn wir uns eines *Michelet's*chen Ausdrucks bedienen dürfen). 1) *Fries* soll ein Schüler *Jacobi's* seyn. Das ließe sich eher umgedreht behaupten. 2) *Fries* soll versucht haben, die *Kant's*chen Kategorien und Ideen aufs Gefühl zurückzuführen. So etwas kann nur Jemand behaupten, der nicht das Mindeste von seiner Lehre verstanden hat, und 3) sein „Philosophiren“ soll nach *Hegel's* Ausdruck die vollendete Verfechtigung der *Kant's*chen Reflexionsphilosophie seyn (S. 413). Auf die gegründeten Einwendungen, welche von *Jacobi*, *Herbart*, *Fries* u. A. gegen die *Fichte*-, *Schelling*-, *Hegel's*che Speculation erhoben worden sind, hat die Gegenseite nie etwas Gegründetes mit Bestimmtheit erwidern können, und der jüngste Sprößling dieser Schule hat daher zu einem anderen Mittel seine Zuflucht genommen, indem er die Angreifenden selbst in den Augen des gelehrten Publicums herabzusetzen sucht. Diefs ist jene oben gerühmte Unparteylichkeit, mit der der Vf. bey Abfassung dieses Werkes verfahren seyn will. Sie hat es geschehen lassen, das statt einer Geschichte der Philosophie ein Pamphlet zum Vorschein gekommen ist, wodurch der Vf. seine Zeit und der Leser sein Geld verloren hat.

Was würde wohl *Lessing* sagen, wenn er in einem Buche, welches den Aufgang eines neuen Lichtes über die Völker, so im Dunkeln wandeln, ver-

heißt, Stellen wie folgende lesen sollte; „Er hält mit Verwerfung der Reflexion an der Unmittelbarkeit des Denkens fest“ (S. 43); oder: „Der *Kant's*che Standpunct bricht in den *Jacobi's*chen herein“ (S. 413); oder „die festen Verstandesbegriffe in flüchtige Momente der Vernunft umwandeln“ (S. 85), und so vieles Andere der Art. Wie würde sein Rachegeiß zürnen, wenn er sehen sollte, wie jener zweydeutige Strahl von Wissenschaft und Aberglauben sich über sein Volk zu verbreiten droht.

*Jacobi* sagte mit prophetischem Geiste, „er lasse sein Straußen-Ey im Sande ruhig liegen; Meisen und Elstern würden es nicht zertreten; Staare und Krähen es weder aufhacken, noch auf die Seite bringen: seinen Inhalt zu offenbaren, sey dem Lichte, das den Tag regieret, überlassen“. Sie sind nicht ausgeblieben, diese Elstern und Krähen, die Meisen und Staare; es waren auch einige Raben darunter. Aber auch das verheißene Licht hat das Ey beschienen, und seinen Inhalt enthüllt. Es mochte wohl Leute mit gar blödem Gesicht unter der Menge gegeben haben, die das nicht bemerkt hatten. Von diesen sitzen noch einige brütend auf den leeren Schaalen des Eyes, harrend, bis da kommen werde der Vogel Strauß. Arme Sterbliche!

A.

#### PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

HANNOVER, b. Hahn: *Theoretisch-praktische Anleitung zur Vervollkommnung der geistlichen Beredsamkeit durch das Studium der alten Classiker. Für Prediger, Candidaten und Studierende der Theologie.* Von E. G. Crome, Pastor zu Iber bey Einbeck in Hannover. Zweyte, nach den Ansichten geschätzter Kanzelredner völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1838. XVII u. 167 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. dieser Schrift hat eine dankenswerthe Arbeit unternommen, die auch zum größten Theil als sehr gelungen zu bezeichnen ist. Mit vielem Scharfsinn und gründlicher classischer Gelehrsamkeit zeigt derselbe in drey Abtheilungen, wie wichtig das Studium der alten Classiker für den geistlichen Redner sey. In §. 1 zeigt er den Einfluß des Studium der alten Classiker auf deutliches Denken a) in materiel-ler Hinsicht, b) in formeller Hinsicht. §. 2 weist er nach, welchen Einfluß dieses Studium zur Aneignung und Anwendung des Schönen ausübe a) in materiel-ler Beziehung auf Empfindung und Gedanken-Aneignung, b) in formeller Art, wie sie dargestellt werden. §. 3 lehrt er, wie der geistliche Redner durch jenes Studium sich die Kunst aneignen könne, auf den menschlichen Willen zu wirken. a) Wie er das Materiale der rechten Beweggründe zu finden und zu beurtheilen habe. b) Wie er formaliter seine Gründe wirksam darzustellen habe, um durch erlaubte Mittel seinen Zweck zu fördern.

In der Vorrede zur zweyten Auflage dieser Schrift S. XIII führt der Vf. unter Anderem auch den Grund

vorzüglich mit an, der ihn zur neuen Bearbeitung seiner Schrift veranlaßt habe, um zwey jetzigen theologischen Parteyen, den Neu-Evangelischen und der der Speculativen Philosophie über das Christenthum ergebene Jünger-Schaar dadurch Dienfames darzureichen. „Durch das gegebene Materiale, heißt es dort, giebt das Studium der Alten ihnen eine ewig gültige Norm, wie die materielle Welt nicht wegen der speculativen Denk-Formen und Systeme der neuesten Philosophie ihre natürliche Gestalt verlieren dürfe; aber eben so wenig ein Versenken in einen objectiven Gegenstand, wie bey den Neu-Evangelischen in die Blut- und Wunden-Theologie, die Denkkraft einengen und einseitig machen solle.“ Diese hier ausgesprochene Tendenz hat aber der Vf. nur sehr wenig erreicht und zwar deshalb, weil er durchaus nicht darauf aufmerksam gemacht hat, wie sich der geistliche Redner durch das Studium der Alten vorzüglich auch mit den einfachen, gefunden und verünftigen Gedanken der Alten, vorzüglich der Philosophen bereichern solle, um gegen die zwey erwähnten Klippen gesichert zu seyn. In der ganzen Schrift zeigt der Vf. nur, wie der geistliche Redner durch das Studium der Alten für seine Darstellung gewinnen; nicht aber auch, wie er in religiöser, moralischer und psychologischer Hinsicht seine Ideen bereichern könne, und dies ist ein wesentlicher Mangel dieses Buches.

Was nun aber der Vf. in seiner Schrift geliefert hat, ist als vorzüglich gelungen zu betrachten; er verfolgt seinen Gegenstand bis in das kleinste Detail, seine aufgestellten Behauptungen begründet er stets durch passende Beyspiele aus den alten Classikern, und verbindet damit Beyspiele von geistlichen Rednern, um zu zeigen, wie sie im Geiste der Alten schrieben. Vortreflich äußert er sich in der ersten Abtheilung seiner Schrift S. 25 über den Einfluss,

den das Studium der Alten auf ein zwangloses Denken für den geistlichen Redner ausübe, wenn es heißt: „Der Geist der Alten erstarkte durch eine freyere Bildung, als die unserige seyn kann. — Sie belehrte das Beyspiel, der Umgang, die Erfahrung, und das Fachwerk so vieler Arten von Wissenschaften. Ohne Systeme und Schulzwang bewegten sich wenigstens die vorzüglichsten unter ihnen auf dem weiten Felde des Wissens. Das Alles drückt der Beobachtung jedes Einzelnen das freye besondere Gepräge auf, „oder mit einem Worte, machte sie originell“ u. s. f. Ueberhaupt zeichnet sich die ganze erste Abtheilung durch große Klarheit aus. Diese vermißt man dagegen zum Theil in der zweyten Abtheilung von S. 49—62, wo von dem Interesse der Empfindungen die Rede ist. Vergl. u. a. S. 50, 3. S. 52, I. S. 582. S. 61, 3. So sagt der Vf. in der zweyten hier angeführten Stelle auf eine sehr undeutliche und unzusammenhängende Weise: „Da wir mehr an der Begierde oder dem Abscheue als an dem Genuße und dem Leiden selbst Theil nehmen: so folgt daraus, daß diejenigen Empfindungen, welche neue Gedanken und Bestrebungen in uns hervorrufen, immer mehr interessiren werden, als die, welche die Kräfte der Seele ermatten oder hemmen. Daher können wir nur eine geschäftige, mit Unternehmungen schwangere hoffende Freude, oder eine mit Widerwillen sich dem Schmerze widersetzende oder ihn erwartende Seele darstellen.“ Dagegen ist der übrige Inhalt der zweyten Abtheilung wieder als sehr gelungen zu betrachten. Dasselbe Urtheil gilt auch durchweg von der dritten Abtheilung.

Kein aufmerksamer Leser wird diese Schrift ohne vielfältigen Nutzen studiren. Möge sie von Vielen gelesen werden!

Th. H.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Stuttgart, b. Bech und Fränkel: Morgen- und Abend-Andachten nebst Gebeten und anderen geistlichen Liedern vom Prinzen Friedrich Eberhard zu Hohenlohe-Kirchberg. Achte Aufl. Mit einem Lebensabriss des Vfs. bevorwortet. 1838. XV u. 358 S. 8. (12 gr.)

Daß in einer mit Erbauungsschriften wahrhaft überschwemmten Zeit zur 8ten Auflage dieses Andachtsbuches geschritten werden muß, beweist, daß dasselbe in vielen tausend Abdrücken seit etwa 40 Jahren verbreitet, einem nicht kleinen Kreise christlicher Familien werth und theuer gewesen ist, und sich in dieser Werthschätzung erhalten und besetzt hat. Die Gebete, welche hier gegeben werden, sind aber auch in der That recht ansprechend; sie athmen einen frommen Sinn, der sich gleichwohl weit von Frömmelley entfernt hält. Es wird darin die Sprache des Herzens geredet, welche daher auch leicht den Weg zu dem Herzen findet. Das vom Herrn Hofprediger Dr. Grüneisen in Stuttgart abgefaßte Vorwort empfiehlt sich zwar nicht durch Rundung des Stils, giebt aber doch manches Interessante aus dem Leben des frommen

und edlen Prinzen, der mit seiner, eben so frommen, Gemahlin, einer geborenen Gräfin von Castell, den öffentlichen Gottesdienst regelmässig besuchte, und zu Hause gern mit religiösen Dingen sich beschäftigte, sowie sie Beide auch fromme Lieder dichteten. — Die fürstlichen Ehegatten erkrankten an Einem Tage, und entschliefen in Einer Stunde, den 25. Jan. 1804, wie es ihr Wunsch gewesen. Aus dem Einen Herzen und der Einen Seele dieses frommen, deutschen Fürstenpaares ist nun das vorliegende Buch, mit seinen Gebeten und Liedern hervorgegangen; die Gebete vorzugsweise des Gemahls, die Lieder der Gemahlin christliche Gabe an gleich gestimmte Seelen. Wir finden hier: eine Umschreibung des Vater Unfers; zwölf Morgen- und Abend-Gebete an Sonn- und Fest-Tagen; zweyundsiebenzig Morgen- und eben so viel Abend-Gebete auf die Wochentage; außerdem viele andere Gebete, bey besonderen Veranlassungen und endlich dreyßig Lieder über verschiedene Materien. Die Lieder sind nicht sowohl von hohem poetischem als vielmehr religiösem Werthe.

R. K. A.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J A N U A R 1 8 3 9.

## ERDBESCHREIBUNG.

QUEDLINBURG u. LEIPZIG, b. Ernst: *Hesperien*. Ein Cicerone für Italien, vornehmlich für Rom und Neapel von Franz Wilhelm Richter, Prof. u. Director d. Gymn. zu Quedlinburg. 1838. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

*Leo* in seiner Einleitung zur Geschichte Italiens hat es gewiß richtig getroffen, wenn er dem einzelnen Italiäner aus der Mitte des Volks die angemessenen abgerundete, natürlichere Bildung zugestehet, aus welcher der nach Zünften und Innungen geistig oder statistisch einregistrierte, und nur durch sie in einem Weiten und Großen bestehende Deutsche gemeinhin nur diesen oder jenen vereinzelt Herzschnitt sich heimgeführt hat. Der Italiäner weiß *um* sich, während wir gemeinhin nur *in* uns wissen. Die freye, überall geläufige Anwendung einer wenig über sich selbst reflectirenden Innerlichkeit auf das Leben und seinen Bedarf gewinnt dem harmlos und heiter Bestehenden gar oft jenes geniale Gepräg, auf das der Deutsche viel mühsamer durch irgend eine umfassende, langgehegte Geistesgeburt sich den Anspruch begründet. Es trifft bey dem Deutschen diese Genialität den Geist allein, während der Italiäner sie in Geist und Körper verschmolzen darstellt. Mit Recht hat man sich über das bedeutungslose Aussehen des Deutschen gewundert, und es mit den hohen, geistigen Leistungen des Volks nicht in Einklang zu bringen gewußt. *Rec.* gesteht selbst, daß, als er aus Unteritalien heimkehrend in Mailand an der Reichmannschen Gastafel sich plötzlich wieder unter lauter Landsleuten befand, er des Südens leichtgewandte, natürlich-zwanglose Form bey regelmäßigen Zügen, den glühend scharf in die Weite dringenden Blick ungern vermißte, und unsere berechnende, steife Gemessenheit, das abgewogene Wort für den gesuchteren Sinn mit jenen Eigenschaften am wenigsten ausgleichen konnte. Aber es giebt in der Tiefe des mehr nach Innen dringenden, deutschen Auges hier eine Schadloshaltung unaussprechlicher Art, die sich freylich der Weltmensch selten zu gewinnen weiß. Sie sicherte uns die Zu- neigung der Fremden von jeher, selbst wo wir nichts weiter zu seyn verlangten, als Deutsche. Auch für die *sinnende Stille* mußten Menschen geboren werden, selbst auf Kosten äußerlicher Gefügigkeit und leichter Anmuth. Es giebt hier eine Genialität doppelter Art. Die *erste* beruht auf der frey und schön die Gesamtheit des Lebens bis zu einer gewissen

J. A. L. Z. 1839. *Erster Band.*

geistigen Stufe durchdringenden und beherrschenden Weite, an welche gelehnt der Mensch überall ohne Befangenheit voll und ganz steht oder sich bewegt. Dagegen zieht sich eine *zweyte* in bestimmte Gegenden dieses geistigen All's zurück, mit eigenthümlich angeborener Kraft eins und das andere bis zur überraschenden Tiefe zu verfolgen, um von ihm aus alsdann allein zu bestehen, Alles auf diese eine Lieblingsstelle zu beziehen. Während jene Art von Ausbildung dem Südeuropäer und namentlich dem Italiäner — weit mehr noch einst den alten Griechen — in einer glücklichen Abrundung gelingt, wurden die Nordischen, namentlich Deutsche und Engländer, auf ein kernhaftes geistiges Erzeugen im Einzelnen angewiesen.

Vorstehende Bemerkungen haben wir hier an die Verschiedenartigkeit des deutschen und italischen Bodens nach seinen Formen und Weisen knüpfen wollen. Vieles Befremdende hat sich darin leicht und einfach zu erklären. Alles, was die stillsinnende Thätigkeit unterstützt, des Wohnzimmers feinere Cultur und Bequemlichkeit, wird der Deutsche in Italien auf eine uns widerwärtige Weise vernachlässigt finden. Das Klima veranlaßt dies nicht allein; es baut nur dazu die Brücke. Dagegen öffnet sich das Leben der Strafe, der Verkehr unter freyem Himmel in unzähligen, überraschenden, für die Entwicklung des Volkslebens bedeutsamen Formen, die wir Nordländer gerade um des Ungewohnten willen oft viel zu wenig würdigen und anerkennen. Mag auch im Anfange die neue Berührung von uns gepriesen werden, in der wir für die ersten Momente glücklich aufgehn — das uns fehlende Gleichgewicht gemüthlicher, stillzurückgegangener Stunden, für welche ein lautbrausendes Leben hier gar nicht entschädigt, hinterläßt immer zuletzt Wehmuth und Verstimmung.

In dem Angedeuteten liegt jedenfalls der Grund, weshalb italische Reisebeschreibungen der Deutschen den ihnen ursprünglich gehörenden Ton noch so gut wie gar nicht getroffen haben. Emphatisches Preisen oder schnödes Verwerfen, verblendetes Lob oder bestochener Tadel, waren fast überall die Pole der Auffassung. Nur *Goethe's* auch hier unvergleichliche Kraft ließ sich nicht irren. Er hat aber nur das seinem Geiste am lebendigsten sich Aufdringende zugleich näher herangezogen, nicht nach einem bestimmten, übersichtlichen Masse dem Leser zugleich ein Führer durch das südliche Land werden wollen.

Die Kunst, äußerliche Gegenstände zumal überraschend erhebender Art so in sich aufzunehmen, daß

unser Verhältniß zu ihnen nur eine lebendige, kühne Entwicklung ihrer eigenen Natur wird, die Thätigkeit unseres Geistes aber vorzugsweis auf das Erkennen und ein klar-gelindes Ablösen dieser Natur sich beschränkt — diese Kunst war von jeher nur das Erbtheil weniger Hochberufenen. *Goethe* bringt z. B. für die Wunder der Natur und Kunst eine völlig gleiche Empfänglichkeit und die ächteste Kennerchaft mit; ein Standpunct, auf dem sich Niemand der Lebenden nur entfernt mit ihm vergleichen durfte. Gerade dies Gleichgewicht hat auch diesen völlig gleichbeobachtenden Tact auf dem Boden von Rom und Neapel ihm geliehen, zwischen welchen dann die Schilderung eines römischen Carnevals oder der Straßen von Neapel als vermittelndes Glied uns das Bild hoher Universalität vollendet, welche in keiner Zeit dürfte übertroffen seyn. Gern erinnern wir uns dabey eines gelegentlichen Wortes von *Schleiermacher*, daß er nämlich nur Einen Lebenden kenne, der die Natur der Dinge, *wie sie wirklich sey*, abzuschreiben verstehe, und dieser sey *Goethe*. Es wird sich demnächst nur fragen, nach welchem Ziele derjenige zu streben habe, welcher besonders die Führung eines gebildeten Wanderers durch das Alte und Neue des südlichen Landes sich vorgesetzt hat.

Jedenfalls ist Italien dasjenige Land, welches — selbst nicht mit Ausnahme Griechenlands — den gebildetsten und umsichtigsten Forscher verlangt. Denn seitdem überhaupt eine Menschencultur vollhistorisch geworden, hat auch Italien nach den verschiedenen Phasen seines geistigen Bestehens daran einen wichtigen Antheil genommen, und keine Stelle der Welt hat eben diese Cultur in so mannichfachen, immer neu überraschenden Formen aus sich erzeugt. Die Fülle dieser geistigen Beziehungen sowohl an sich als in Verbindung mit der Alles umschmelzenden und verwandelnden Zeitperiode ist demgemäß wahrhaft unermesslich zu nennen, und der Sinn, sie nach den verschiedenen Umlaufzeiten jener Cultur zu sondern und zu beziehen, hat nirgend mehr sich zu bewähren. *Niebuhr* forschte nur aus der Ferne über die Urgeschichte einer einzelnen Stadt; kaum aber in ihre Nähe gerückt liefs sein empfänglicher Geist durch die mahnende Fülle der ihn umlagernden Formen sich blenden und überwältigen.

So bleibt es denn immer sehr schwierig, selbst für den nahliegenden, praktischen Zweck über Italien ein Buch zu schreiben, das bis zu einer gewissen Stufe sich gleichmäßig über den Gehalt des Landes auslassen möchte. Es wird etwas höchst Seltenes seyn, daß ein und derselbe Mensch den Stoff eines antiken, mittelalterlichen und neuen Italiens zugleich mit der Natur und all den frischen Lebens- und Staats-Beziehungen des gegenwärtigen Landes selbst nur bis auf einige allgemeine, charakteristische Bezeichnungen vertreten könne. Er wird, falls er nicht ein unnatürliches Ueberspannen seiner Kraft sich für die Erforschung tieferer Wahrheit ausgiebt, sich immer hie und da an andere zu lehnen vorziehen, und z. B. bei einem einzelnen Kunstzweige, etwa der Ma-

lercy sich an dasjenige halten, dem das Urtheil der Zeit die Kennerchaft zugestand; wo sich denn freylich die Gefahr, flach oder zu allgemein zu werden, sicherer vermeidet. Wir verlangen hier nothwendig die Frische eigenthümlicher Auffassung, welche als Zeugniß von einem selbstthätigen Geiste dem bereits fertigen, von anderen vorbereiteten Stoffe zum Träger dient; eine harmlose und doch überall scharf sichtigende Kritik muß die unsichtbare, nur geahnete Begleiterin dieses Stoffes werden, und wir sollen in der Gesammatmosphäre des Buches zugleich den italischen Boden, die Bedeutung des classischen Landes herausfühlen. Vor der Schattenseite, von der keine Erdenstelle frey ist, soll ich das Licht geltend machen, weil seine vorherrschende Gewalt in der seit Jahrhunderten auf uns Wallfahrer ausgeübten, magnetischen Kraft genugsam sich kund giebt. Und wenn endlich viel kleine Entbehrungen oder Unbequemlichkeiten unsere Stimmung zu gefährden drohen, soll uns das Buch in dem Nützlichen und Hochbelehrenden, das eine gesunde Kraft sich nicht verkümmern läßt, ein edles Uebergewicht zeigen, das jene Schaar leichtere Spötter zu Boden schlägt, die auch das geistige Heil nach Restaurationen, Kunststrafen und elastischen Federwagen berechnet, und am liebsten die Welt im Lehnstuhl bereite, sehr zufrieden, daß unsere Zeit für den modernen Abenteurer — um mit *Steffens* zu reden — nur höchstens noch Dorfunde und kalekulische Hähne übrig gelassen hat.

*Hr. Richter* scheint sich das von uns angedeutete Ziel gesetzt zu haben. Durch die Fülle gesammelten und gesichteten Stoffes zieht sich die Frische eigener Anschauung und zwischen den Schätzen des angeeigneten Wissens wandelt harmlos und unbeschwert der deutsche Humor. So ward einerseits die Trockenheit und Spröde, welche die Zusammendrängung eines ernsten Stoffes wohl verschuldet, glücklich vermieden, wie auf der anderen Seite wir von sentimentalen Tiraden und Lobpreisungen einer schwächlichen Subjectivität verschont bleiben. Wo Fülle die Ausführung nicht zuläßt, werden immer noch die Schlaglichter eines neckenden Witzes willkommen seyn. Von nichts hat aber der Vf. sich entfernter gehalten, als von jenen breiten Ergießungen aufsteigender Laune, die selbst der ächtwissenschaftliche, ahnungsreiche *Schubert* in seiner Reise durch Frankreich und Italien verschuldet, und während er z. B. die bekannten, hundertfach besprochenen Sorten herber Weine und ihrer Wirkungen durch mehr als eine enggedruckte Seite führt, begnügt sich *Hr. Richter* nur mit der wahrhaft gigantischen Vorstellung, daß der Wein *Lago di Trasimeno* als zu Hannibals Zeit noch nicht vorhanden klar zu erweisen sey, indem sonst seine zusammenziehende Kraft Römer- und Punier-Heer ohne Zweifel würde *vereinigt* haben. Die meisten der hier geführten Geißeliebe treffen den gegenwärtigen Stand der Dinge im Kirchenstaat, von dem ja schon *Goethe* sagt, „er scheine ihm nur deshalb zu bestehen, weil ihn die Erde noch nicht verschlungen.“ Wenn man auch hier so ziemlich sich Alles von dem

Vf. gefallen lies, so wünschten wir doch, es wäre bis zur Frivolität eines Scherzes mit den *lacrymae Christi* des Vesuv nicht gekommen. Den schroffen Gegensatz bildet hier wohl recht eigentlich die edle Freyfrau v. d. Recke, in deren ernstem, tiefem Geiste sich das zu unumfchränkt gepriesene Italien eben auch zu ernst und feyerlich spiegelte.

Schon der Gesichtspunct, einen *Cicerone* zu schreiben, hat unseren Vf. die meisten dieser Klippen vermeiden lassen. Auch kann es uns nur erwünscht seyn, das wir aus seiner geistigen Anlage kein bestimmtes Fach herausfühlen. Wenn freylich das classische Alterthum den ausgedehntesten Raum hier in Anspruch nimmt, so wundern wir uns darüber wohl nirgend weniger, als bey Italien. Ausserdem ward aber dem Mittelalter, der neueren Kunst, einer lebendigen Naturanschauung, wie kluger Reiseökonomie, genug gespendet, um hier die verschiedenartigsten Reisezwecke zu unterstützen. Endlich aber setzen wir es unter den Vorzügen unseres Vfs. an die Spitze, das er, zwischen emphatischer Bewunderung und sehnüder Abschätzung überall die richtige Mitte haltend, uns auf der einen Seite das bedeutsame Land von unvergleichlicher Tiefe ahnen läßt, und andererseits eine *Nicolai'sche* Caricatur noch wenigstens interessant findet.

Demgemäß sind wir unserem Vf. auf seinen südlichen Gängen auch mit voller Theilnahme gefolgt, da es wenige Stellen gab, an denen wir nicht zugleich das Fest glücklichster Rückerinnerung hätten begeben können. Die einzelnen hier sich uns aufdringenden Bemerkungen wird uns derselbe gewiß zu Gute halten.

Dafs die so charakteristischen Gräber der Scaliger in Verona — ächt-mittelalterliche Kunstwerke in einem geharnischten Reichthum liegender, stehender und reitender Heldenmänner — sollten geschmacklos (S. 75) seyn, werden selbst diejenigen nicht glauben, welche sie nur in *Gropius* vortrefflichen Dioramen zu bewundern Gelegenheit hatten. Warum wird an demselben Orte das jedenfalls sehr sehenswürdige *Mus. Maffei* gar nicht einmal erwähnt?

Thürme, wie die beiden schiefen in Bologna (S. 111), würden auch *lothrecht* gestellt sich nicht vortheilhaft ausnehmen, da sie fast die Kahlheit von zwey Schornsteinen haben, also allein durch so eine neckende Kunst sich noch Bedeutung gewinnen konnten. Es ist uns unbekannt, das auch den *venetianischen* Campanile *Galilei* zu seinen Versuchen über das Gravitations-Gesetz sollte angewandt haben.

Die in der Halle der Piazza di Granduca zu Florenz im Hintergrunde stehenden *antiken* Statuen sind zu unbedeutend, als das sie mit den im Vordergrund stehenden Arbeiten des Johann von Bologna (Sabinerraub) und Benvenuto Cellini (Perseus) sich könnten „den Rang streitig machen“ S. 126.

In Bezug auf die S. 130 gewürdigten „glatzköpfigen Mittler zwischen Himmel und Erde“ erinnern wir gern an *Goethes* Auffassung einiger *Guido Reni's* auf der Galerie zu Bologna. Es ist schauer-

lich, was für unkünstlerische Gegenstände dies Pfaffen- thum den ächtesten Künstlern zugemuthet, und wie es sich darin gefallen konnte, seine geschworenen Vertreter glatt, schlau und wohlgenährt, wie *Reineke Fuchs* vor den Schranken des Tourniers, unter die Idealbilder der Madonnen und Engelchen des unverlorenen Paradieses zu drängen. Lasse man doch die Formen als reinstes Kunstelement in ihrer vollen Bedeutung stehen, und fühle den dornichten Uebergang sich heraus von dem griechischen Gewande bis zur Mönchskutte, vom Lockenwehen bis zur Glatze. Auch die S. 280 hervorgehobenen „Papstmützen“ in Bezug auf die im Ganzen unvergleichlichen Denkmäler der Peterskirche sind nicht zu übersehen. Es ist dasselbe, als wenn *Goethe* unter den Wundern dieser Kirche und den Vorbereitungen höchster Feyer zuletzt statt aller vom vergoldeten Oberhaupte der Kirche gehofften Erhebung nur das Plärren des gemeinen Priesters vernahm, wie denn auch eine päpstliche Tiare auf einer — Erdenkugel stehend im Frontispice des *Pöfener* Doms uns immer hat ein eben so unkünstlerisches als unangemessenes Symbol dünken wollen.

Wenn bey Gelegenheit der Kirche Santa Croce (S. 132) erwähnt wird, das *Macchiavel* bis 1787 ohne Denkmal blieb, so war nicht zu vergessen, das ebendasselbst *Dante* kein *monumentum ter frustra decretum* erst im Anfange dieses Jahrhunderts erhalten hat. Das merkwürdige Baptisterium wird gar nicht erwähnt, und der Paradiesesportien *Ghiberti's* — wie *M. Angelo* sich ausdrückte — an eben diesem Gebäude, in denen der Bildguss sich ein nur mit *Peter Fischers* St. Sebalds-Grabe zu vergleichendes Denkmal aufgerichtet, wird nur S. 281 bey Gelegenheit der Peterskirche einmal beyläufig gedacht. Neben der Spur des steinernen Schiffs am südwestlichen Rande der Tiberinsel war des noch sprechenderen Symbols der Schlange an diesem Schiffsrande zu gedenken (S. 220), gleichwie bey *Aqua Virgo* (S. 243) nicht zu übergehen ist, das ihre gegenwärtige Gestalt sich besonders an die Namen *Clemens III* und *Benedict XIV* knüpft. Die architektonische Bemerkung über die Porticus am vorderen Pantheon S. 251: „ihrer acht (Säulen) bilden die Front, die übrigen die Seiten des Porticus“ ist ungenau, insofern vier von diesen sogenannten Seiten Säulen auf das Innere dieser grosartigen Vorhalle zu beiden Seiten des Eingangs, vier aber nur an die beiden äussersten Seiten fallen. In Bezug auf die Lichtöffnung in der Kuppel war auf *Winkelmanns* treffliche Bemerkungen zu verweisen. Bey Gelegenheit des Antonintempels bemerken wir, das neuerdings in dessen Friesgebälk sich ein ungeheurer Monolith kund gegeben, dessen ehemaliges Emporwinden vielleicht noch etwas mehr dürfte auf sich gehabt haben, als die Erhebung der Obeliskten.

Ein schönes Bild von dem *zuerst* projectirten Bau der Peterskirche befindet sich noch im Vatican, aus dem ein zwar einfacherer, aber sehr edler Geschmack spricht. Aber sehr bezeichnend ist *Hn. Richter's* Bemerkung über dieses im Colossalen sich so

verschwenderisch zeigende Bauwerk (S. 270), daß nämlich die Griechen das Kleine als groß zu bilden verstanden, während an der Peterskirche offenbar das Große klein erscheinen mußte. Denn höchst seltsam ist in der That dieser nach Außen und Innen gleichsam methodisch getheilte Effect. Wo uns das Colossale des Portals aufzugehen beginnt, sinkt hinter demselben die majestätische Kuppel schon allmählich wieder zurück; gleichwie beym Eingange das Kuppelgewölbe noch vor uns verdeckt liegt, unter dieser Wölbung selbst aber die Gänge sich verlieren. Aber gerade durch die Verschmelzung antiker Harmonie mit dem riesenhaften Hinausstreben der mittelalterlichen Welt gründet sich die Peterskirche ihren eigenthümlichen Standpunct.

Von der ausgedehnten Trümmerwelt der *Villa Hadriani* erhalten wir keinen klaren Begriff, wenn wir nicht das Streben des weit gereiften Kaisers an die Spitze stellen, alles Herrliche der Welt, wie er's geschaut, in Kleinbildern auf die eine Luftstelle seiner freyen Zeit zu pflanzen. Deshalb diese Nachbildungen der Amphitheater, Nymphäen, der Poekile Stoa, griechischer und römischer Bibliothek, der Venus- und Dianen-Tempel, Thermen, Serapis- und Anubis-Heiligthümer, nebst dem kretischen Labyrinth des Cento Camerale ausgedehnt bis zum weiten Prospect des Tempethals, wo sich der gewundene Anio die Schlangenwege des mytheverklärten Peneus in Wonne scheint gefallen zu lassen.

Die eberne Lupa auf dem Capitol wird S. 182 durch die Bezeichnung „berühmt aber nicht schön“ zu abschätzend beurtheilt, wenn wir sie auch nicht mit *Niebuhr* dem hohen Denkmale einer aus früher Zeit stehen gebliebenen Ilias vergleichen möchten. Ihr Stil ist streng, aber durchaus edel, und sie selbst für die Geschichte des Bildgusses unschätzbar. Statt der Bezeichnung des sterbenden *Fechters* S. 180 werden wir uns, in Gemähsheit der inneren Untersuchungen, nun wohl zu der des sterbenden *Galliers* bequemen.

Die Notiz über die Reste des Abendmahls von da Vinci (S. 485) im Refectorium der Kirche *mandelle grazie* zu Mailand fanden wir, wenn sie doch einmal gegeben werden sollte, zu oberflächlich. Das Gesicht des Heilandes neben dem Theile der Tafel vor ihm hat sich als Mittelpunkt des Ganzen glücklicherweise noch erhalten, ist unvergleichlich schön, und scheint uns auch in den gelungensten Abbildern nicht getroffen. Judas ist lange nicht so dunkel schattirt, als auf *Müller's* trefflichem Kupferstich; aber das grünlich gehaltene Auge glüht in Leidenschaft neben dem Ausdrucke des Geizes. Von Thomas sieht man nur noch das Profil. Die dunkle

Beschädigung im Kopfe der zum Heilande gekehrten Gestalt aus der zweyten Trias scheint die Sage zu bestätigen, daß eingeschlossene Franzosen mit Steinen nach dem Bilde geworfen, wogegen auch uns der untere Einbruch in die Mauer abichtlich scheint, ihr weiteres Stocken zu hemmen. Der Raum wird übrigens jetzt reinlich und völlig leer gehalten. Die gegenüber stehende Golgatha von gleicher Ausdehnung und viel erhaltener schaut Niemand an. Warum wagte sie sich auch in die Nähe eines Sterns erster Größe?

Sodann heist es (S. 378) von den antiken Gemälden aus Herculaneum und Pompeji: „Von neueren Gemälden unterscheiden sie sich durch Vermeidung scharfer Umriffe und durch sanftere Verschmelzung der Farben in einander“, — ein Urtheil, worüber die Kenner ihr Erstaunen nicht zurückhalten werden. Es lehrt der erste Blick auf diese doch sehr verwischten Denkmäler, daß die Alten im Besitze eines feinnuancirten, correcten Colorits noch gar nicht waren, dagegen ihr hoher Beruf für die Plastik in deren auch hier zur Frage kommenden Elementen, in einer bis zur Härte scharfen, aber sicheren Zeichnung überall heraustritt; eine Eigenschaft, die eben wegen fehlender Verschmelzung der Umriffe auch desto nothwendiger ward. Man erwägt immer noch nicht genug, daß man aus solchen Stubenmalereyen der Mittelstadt, die in Weichheit und Anmuth gegen die Wände unserer Zimmer vielfach zurückstehen, noch nicht auf den Standpunct der antiken Malerey überhaupt schließen könne. Vielleicht gewähren die dem Rec. unbekannt gebliebenen Gräber von Cornato schon bedeutend mehr. Die edle Schule, in welcher der Geist dieser Gemälde erzogen ward, wollen wir indess nicht verkennen; auch uns wird der Blick jener von Hn. *Richter* berührten *stierängigen* Juno unvergessen bleiben, wie uns denn namentlich die berühmte Aldobrandinische Hochzeit in der Vaticanischen Sammlung einer höheren Gattung anzugehören scheint.

An dem Farnesischen Stier würden wir diesen von Hn. *R.* allein erwähnten Stier, dessen auffallende, mit der Wildheit contrastirende Kleinheit wohl der Marinorblock verschuldet, nicht für den Kern dieser edlen Gruppe halten, sondern die frey bewegten Figuren des Amphion und Zethus. Wir sahen Stier und Hercules einst in bunter Umgürtung einer modernen Gemäldeausstellung am Namenstage des Königs von Neapel, wo wir denn freylich fast in steter Besorgniß schwebten, es würde all der leichte Flitterprunk von ein Paar Keulen- und Huf-Schlägen jener Heroengewalt zu Trümmern gehen.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J A N U A R 1 8 3 9.

## ERDBESCHREIBUNG.

QUEDLINBURG u. LEIPZIG, b. Ernst: *Hesperien*.  
Ein Cicerone für Italien, vornehmlich für Rom  
und Neapel von Franz Wilhelm Richter u. s. w.  
(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Ueberlicht der mannichfachen Einzelheiten aus den untergegangenen Städten ward wieder sehr glücklich gegeben. Als *Thürschelle* dürfte wohl die Anlage der uns überkommenen Scheibenglocke etwas dem colossal seyn: vielleicht rief man, wie bey uns auf dem Lande durch geschlagene Breter, dienende Hausgenossen damit zusammen.

Dafs das gemalte Gewölbe des Mailänder Doms auf *Täuschung* berechnet sey (S. 484), hat sich bey *Wolfgang Menzel* bewährt, der es in seiner neuerdings erschienenen Reisebeschreibung dreist für *durchbrochene Arbeit* genommen, welche, in dieser Weise ausgeführt, schwerlich die zur eigenen Haltung nöthige Kraft übrig gelassen hätte.

Richtig scheint uns im Ganzen das *Naturschöne* Italiens aufgefaßt zu werden. Der Vf. hat inmitten des Bewunderns und Anstossens das Gleichgewicht nie verloren, was bey dem oft überschätzten Lande doppelt anzuerkennen ist. Bey Rom und in der Campagna vermißten wir einige landschaftliche Blicke, die uns, wenn auch nur im schwachen Umrisse, über das Verhältniß der reichsten Trümmerwelt zu ihrer Umgebung sicher stellten.

Bey Erwähnung der steif-französischen Gartenanlagen, z. B. um die Villa Albani, ist wohl zu beachten, dafs die italische Gartenkunst ebenso nach dem Eröffnen strebt, wie die englische — gar oft mit Grund — nach dem Verhüllen. Die Schönheit beruht hier überall auf den Prospecten. Wie grüßen dort aus entzückendem Hintergrunde die Landfitze Frascati's durch die spiegelhelle Luft, an *Cicero's ocelli Campaniae* noch zu erinnern, und treten mit dieser steifen Garten-Architektonik, gleichsam der grünen Fortsetzung jener Marmorwände selbst, in die lebendigste und erhabenste Beziehung. Wie hat namentlich Villa Pamfili für so einen Herzausschnitt der Landschaft die nahe Peterskirche selbst benutzt!

Während die Umgegend Neapels klar und lebendig nach ihren erhabendsten Gruppen um die Stadt vorgeführt wird (S. 397), fanden wir uns bey der Parallele mit Genua weniger befriedigt. Es giebt  
J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

bey der vielfachen Aehnlichkeit beider Städtelagen dennoch drey Elemente, welche ein schlagendes Uebergewicht der Schönheit auf Neapel legen. Diese sind: der Golf mit seinen Inseln, die Felsen mit ihrer üppigen Bekleidung, Luft und Meer in ihrer höheren Färbung, wobey wir das eigentlich Anziehende des Vulcans noch nicht einmal rechnen. Dagegen hat Genua nichts für sich allein, das Neapel nicht überböte.

In der Beschreibung von Bajä (S. 432) wird die Mischung zwischen erhabener Merkwürdigkeit eines verwüdeten Bodens und den sie überall umkriechenden, menschlichen Schmarotzerpflanzen recht glücklich gehalten: der Ausdruck kann nicht treffender seyn, dafs uns hier recht eigentlich „der Genuß zu Tode gebettelt wird“ u. s. w. Ist's doch, als halte von diesem zerwühlten Boden noch wieder der wilde Tubaton, in dem, nach Tacitus, sich noch lange die Stätte Neronischen Muttermordes zur nächtlichen Stunde zu verkündigen pflegte. Die Schönheit grüßt hier nur aus der Ferne, von der Höhe des Golfs; vor den Füßen liegt das Entstellte und Zerwühlte.

Sehr unrecht hat gewifs der Vf., wenn er beym längeren Aufenthalte in Neapel den Landweg auf Genua opfern möchte. Diese Dampfschiffahrten geben dem Schauer und Bewunderer selbst an der italischen Küste äußerst wenig; wogegen die Landschaft von San Agathe bis Terracina nicht oft genug kann gesehen werden, die neue Strasse von Pisa bis Genua längs dem Fessengelände und hart am Meer in ihren hoch über und unter uns wechselnden Prospecten zu dem Anziehendsten und stellenweis Unvergleichlichen Italiens gehört, selbst wenn wir die genauere Bekanntheit mit dem lieblichen Golf von Spezzia nicht einmal in Anschlag brächten.

Den Sturz des Anio bey Tivoli würden wir doch nur *erhaben* (S. 337) nennen, wenn wir mit den viel majestätischeren und umfassenderen der Schweiz ihn nicht verglichen. Er hat das Glück gehabt, in der Nähe großer Geister zu brausen, und ihre Stirn zu kühlen. So ist er denn mit herrlicheren Kränzen umwunden worden, als mit dem nicht eben reichwuchernden Kirchlörbeer, welcher die Stufen zur Höhe umzieht.

Dresden mit Florenz zu vergleichen (S. 117), ist seit *Herder's* Zeiten fast Mode geworden. Wir haben uns beide Städte darauf angesehen, fanden indess der zusammenzustellenden Punkte doch nur wenige. Diese südlichen Fels Höhen mit ihren grün-

blauen Oelwäldern übertreffen die kahleren, gedrückteren Ufer bey Dresden um ebenso viel, als die majestätische, still fluthende Elbe den feichten, nur stellenweis aufbraudenden und ebenso schnell beruhigten Arno. Brunelleschi's unvergleichliche Kuppel, deren Contour selbst den der Peterskirche in seiner hohen Grazie verdunkelt, kann auch nicht entfernt mit der an beiden Seiten so unangenehm abgeflachten Frauenkirche in Parallele gestellt werden, gleichwie in den beiderseits engen, hohen Strafsen die architektonische Schmückung des Südens vor Dresdens nackten Frontons sich heraushebt.

Etwas mehr wünschten wir wohl die gothische Glasmalerey gewürdigt, als durch die Aeußerung (S. 131), „dafs sie nur ganz geeignet wäre, die auswärtige schweifende Seele zu einer mystischen Erhebung — die am Ende für die Meisten des grossen Haufens aufst — nach Innen zusammenzuziehen.“ Schon die Urstätte dieses Kunstzweigs — bekanntlich England, Frankreich und die Niederlande — konnte bey diesem Ausspruche das Bedenken erregen. Es war wohl kühn und heroisch, sogar den in das Heiligthum eindringenden Lichtstrom eine Kunstverwandlung erfahren zu lassen, und es darf die volle Klarheit unseres anbetenden Inneren sehr wohl mit einer ebenso edlen als heiligen Berührung dieser Art bestehen.

Völlig zu Hause ist besonders der Vf. in der Darstellung des italischen Volkslebens, so weit es hier bezeichnet werden konnte, ein Gebiet, auf dem namentlich der sinnige *Schubert* seine Kraft durchaus verkennt, für das der ernste Geist der edlen *v. d. Recke* am wenigsten sich eignete. Zu den von *Richter*, *Wolffg. Menzel*, *Kephalides* u. A. hier gelieferten Stoffen launiger Genrebilder dürften wir ein freylich höchstens für den niederländischen Pinsel berechnetes aus eigener Anschauung hinzufügen, einen *Lazzaron*, der *in dolce far niente* auf einem Steine am Hafen sitzend bey einem — unaussprechlichen — Geschäfte — eingeschlafen war. Das römische Carneval, wie der Verkehr auf dem Molo von Neapel werden hier mit einigen kecken Strichen trefflich gezeichnet. Dagegen dürfte der Vf. die Kai's von Pisa wohl schwerlich noch *lebhaft* (S. 459) nennen dürfen: nur um die Kaffeehäuser daselbst sammelt sich Abends unter den Markisen einige schöne, männliche Welt, gleichwie im ausgestorbenen Augsburg in den gemüthlichen Bierhäusern.

Die *grossen Decken* (S. 201), mit denen in Italien bey Processionen die Strafsen überspannt seyn sollen, dürften wohl auf *schmale Leinwandstreifen* zu ermässigen seyn, wie wir sie in Novi u. a. O. gesehen.

Päpstliche Schutzwachen haben wir allerdings auch in den *pompinischen Sümpfen* gesehen (S. 355), aber ihr bettlerischer Aufzug deutete kaum auf diese Bestimmung, und ihre Klage über den Neubau der abgebrannten Paulskirche, den sie aus ihrer Tasche mit vollenden halfen, war sehr herzergreifend. Auch die Franzosen selbst leisteten ja gegenwärtig Verzicht

auf die Authenticität des bekannten *tout est perdu hormis l'honneur* aus der Schlacht von Pavia (S. 780), und es gehört eben so gut der schmückenden Feder des Geschichtschreibers an, wie neuerdings das *la garde ne se rend, elle meurt* von Belle-Alliance.

Einzelne kleinere Irrungen, wie sie vielleicht die Eile der Redaction verschuldet, dürfte gleichfalls das im Ganzen treffliche Buch noch aufweisen.

So ist z. B. die Bezeichnung *bestia cattiva* von einem Maulthiere des Vesuv (S. 703) kein italiänischer Ausdruck, sondern nur schmückendes Epithet eines im Italiänischen sich versuchenden *Signor forestiere*.

Das zweymal als *neun und zwanzigjährig* bezeichnete Tridentinische Concil (S. 63) war bekanntlich von 1545 bis 1563, gleichwie das alte Mutina als römische Colonialstiftung wohl schwerlich 484 v. Chr. (d. h. 24 a. u. c., 25 J. nach dem Regifugium) fallen dürfte.

Sind denn auch bey Mailand (S. 72) die *campi Raudii* gesucht worden? — wir denken nur bey Vercelli oder Verona. Auch kennen wir keine bestimmte Angabe der Rückkehr des Tiber aus Deutschland über die letzte Stadt.

Die zu *freye* Uebersetzung der Dichterstelle des *Jac. Sannazar* (S. 85): *Si Tiberim pelago confers* durch: „musterst du Tiber und Meer“ dürfte doch leicht zu Mißverständnissen Veranlassung geben, und die Zahl 150,000 als die der Häuser in Venedig (S. 86) ist ein arger Druckfehler.

So viel über eine wackere Schrift, deren Bedürfnis wohl lange schon gefühlt wurde, und sich verdoppeln mußte, nachdem das bildungsreiche, südliche Land durch die verunglimpfenden Nebel nur um so erfrischter in längstbewährter, stiller Schöne wiederum gedungen. Es wäre auch für den Deutschen ein böses Zeichen, wenn er diesen tiefen Quell seiner Entwicklung sich eigenwillig verschliessen wollte. Konnte bereits ein mittelalterlicher Sinn der Römerfahrten den deutschen Landsknecht immer von Neuem zur Frühlingszeit über die Alpen ziehen, damit er durch alle Gefahren südlicher Tücke und Verrätherey kühn hindurch geführt um den Herbst in befriedigter Kriegsehre wieder am eigenen Herde sey — wie sollte der nach den Denkmälern des edelsten, noch immer fort die Welt leitenden Geistes verlangende Künstler und Forscher sich von den Insectenschwärmen einiger Reisebehelligung irre machen lassen auf seiner tief erwogenen Bahn. Im Vertrauen darauf hat der Vf. seinen Führer den Landsleuten an die Hand geben wollen, und vielleicht haben wir den Einen und Anderen überzeugt, dafs sie dießmal keinem über Unverständenes mechanisch plaudernden Cicerone, sondern einem Manne voll deutlicher Wissenschaft und unbefangener Geistesfrische sich ungetäuscht anschliessen können.

W. A. K.

**FREIBURG** im Breisgau, b. Herder: *Das Engadin und die Engadiner*. Mittheilungen an dem Sauerbrunnen bey St. Moriz im Canton Bünden aufgefaßt für die, welche sich über dieses schöne Thal und seine Bewohner nähere Kenntnisse verschaffen und das dortige Sauerwasser mit Erfolg gebrauchen wollen. 1837. VIII u. 278 S. 8. (1 Thlr.)

Der uns unbekante Vf. dieser Schrift ist ein schweizerischer (S. 32 u. oft) Geistlicher (S. 145), der zu verschiedenen Malen, zum letzten Male im Jahre 1830, den Sauerbrunnen zu St. Moriz gebraucht hat, während seines öfteren Aufenthaltes daselbst alle Verhältnisse des Engadins genau erforschte, Vieles selbst beobachtete, und durch angeknüpfte Bekantschaften über alles dasjenige Kunde einzog, was dem Curgast in der Regel verborgen bleibt; so dafs wir auf des Vfs. Angaben, deren Quelle er gewöhnlich bezeichnet, uns verlassen können, und durch seine Schrift einen um so dankenswertheren Beytrag zur Landeskunde der Schweiz erhalten, da wir über keinen der gröfseren und interessanteren Cantone weniger Special-Schriften besitzen, als über Graubünden, dessen verschiedene Hauptthäler wieder als abgeschlossene Landschaften betrachtet werden mögen. Der Vf. hat den Weg von Chur über den Julius genommen. Hier, wie in mehreren Theilen Graubündens, liegen grofse Schätze des Mineralreichs verborgen; aber die meisten bisherigen Versuche zu ihrer Hebung haben zum Nachtheile der Unternehmer ausgefallen, wovon der Vf. den Grund (S. 34) in ungenügender Justizpflege und im Mangel an Gesetzen sucht. Könnte doch nur von der Gesetzenfluth anderer Länder etwas nach Bünden abgeleitet werden, wo auch dieser Fabricationszweig noch nicht schwunghaft betrieben zu seyn scheint. Um den in früheren Zeiten bedeutenden Waarenzug durch diese Gegend wieder zu fördern, hat die Regierung eine bequeme Kunststrafse über den Julius anlegen lassen, aber sie entspricht ihrem Zwecke nicht, weil die Gemeinden von Oberhalbstein noch keine Verbesserungen vorgenommen haben.

Der Flecken St. Moriz ist klein. Nach einer Zählung von 1835 hatte er in 51 Häusern nicht mehr als 252 Einwohner, die (vielen) abwesenden mitgezählt. Bey einer absoluten Höhe von 5571' (nach v. Buch) hat dort der Getreidebau seit einiger Zeit gänzlich aufgehört. — Der Sauerbrunnen, unter mehreren ähnlichen in Bünden der vorzüglichste und berühmteste, darf demjenigen von *Pymont* an die Seite gestellt werden; auch wird sein Wasser verführt. Der dortige Aufenthalt ist nicht kostspielig (wie der Vf. der *Beschreibung aller berühmten Bäder in der Schweiz* S. 229 irrig anführt), die Bewirthung aber lange nicht so zweckmäfsig, wie dieselbe (unter klösterlicher Beaufsichtigung) im Bade war. Zu den interessantesten, wiewohl etwas einsamen, Ausflügen gehört derjenige über den Berninagletscher

(vielleicht der gröfste und imposanteste der Schweiz) im Puschlaverthal, wo über dem Grabe der 2430 Einwohner des am 25 August 1618 verfunkenen Fleckens Plärs jetzt ein dichter Castanienwald steht. — Fast man Land und Gewässer der Engadin zusammen, so ist dasselbe, seiner ganzen Länge nach von dem Inn durchströmt, eines der reizendsten Thäler der Schweiz. Schon zu der Römer Zeiten führte eine Handelsstrafse vom Comersee durch dasselbe. Vom Dorfe Sils, 5,600' hoch, bis zur Martinsbrücke (noch immer 3,234'), der Grauzscheide der Schweiz von Tyrol, ist es in seinen obersten Theilen das höchste der bewohnten Thäler der Schweiz, 18 Stunden lang und mit vielen schönen Dörfern, in denen einzelne Prachtgebäude stehen, besät. Die Sittlichkeit ist hier besser, als sonst irgendwo in der Schweiz; Keuschheit, Ehrbarkeit gelten noch etwas; so weifs man in Sils bey 12 Jahren nichts von einem unehelichen Kinde, und ebenso selten sind streitige Ehen. Auch ist wenig schleichendes Elend vorhanden, im Unter-Engadin vollends nicht, da dort der Ackerbau Kleidung und Nahrung giebt, und eher Mangel als Ueberschufs an Bevölkerung sich findet. Jener ist Folge der Auswanderungslust. Diese zog ehedessen nach Oberitalien, wo sich im Jahre 1614 einzig etliche Tausend Schuhmacher aufhielten. Im Jahre 1765 wurden die venetianischen Staaten den Bündnern gänzlich geschlossen; die Luft blieb, und führte die Engadiner als Kaffeewirthe, Zuckerbäcker und Liqueurfabricanten in andere Länder. Hierüber nahm die Bevölkerung immer mehr ab, so dafs sie in dem schönen Flecken Fettau binnen 220 Jahren von 900 Seelen auf 500 sank. Da die jungen Leute meistens Verwandte im Auslande haben, zu welchen sie in frühen Jahren als Gehülften, nachher als Unternehmer der Geschäfte ziehen, so fanden sich z. B. in Celerina auf 40 unverheyrathete Mädchen nur 6 Jünglinge; in Zernez wurden im Jahre 1806 nur noch 350 Einwohner in 134 Häusern gezählt, von denen 49 wegen Auswanderung leer standen, oder den Einsturz drohten. Zwar ist durch jene Betriebsamkeit manches ansehnliche Vermögen in das Thal gekommen; aber es wird doch nicht bereichert, da Tagelöhner in Menge, selbst die nothwendigsten Handwerksleute, vom Auslande hergezogen, gut genährt, reichlich abgelöhnt werden müssen, und der Boden doch nicht nach seiner Ertragsfähigkeit genutzt werden kann. Daher besteht auch kein Handel in dem Thale, und derjenige, zu welchem die Noth treibt, ist Taufschhandel. Jener ist vollends zerfallen, seitdem der hochgepriesene Kaiser Joseph die auf alten Verträgen beruhende Zollfreyheit der Engadiner zu Naudero und Taufers *via facti* (zu deutsch: zeitgemäfs) aufgehoben hat, und Bonaparte Graubünden in gleicher Weise der Thäler Veltlin, Clesan und Worms beraubte. Selbst der vormalige vortheilhafte Viehhandel mit Italien ist nicht blofs schlecht, sondern verderblich geworden, da die Speculanten nicht mehr die Italiäner zum Ankauf herauskommen lassen, sondern

ihnen das Vieh ins Land bringen, wo sie ganz von deren Willkür abhängen; man nennt dies rege Betriebsamkeit, welche über allen Schlendrian sich hinwegzusetzen weiß.

Der kirchliche und religiöse Zustand des Thales ist in Bezug auf strenge Sonntagsfeyer, fleißige Theilnahme an dem Gottesdienst, häusliche Andacht und gläubigen Sinn erfreulich. Die Predigt wird in romanischer Sprache gehalten, in welcher eine Bibelübersetzung und eine kleine Zahl Andachtsbücher vorhanden ist, jetzt sogar, damit das Land auch dieses Glück nicht entbehre, eine Zeitung erscheint. Trotz der schlechten Ausstattung der Pfarreyen zeigt sich doch großer Andrang zum geistlichen Stande, da derselbe in hoher Achtung steht, weshalb sich häufig wohlhabende Leute demselben widmen. Gehören dann diese einer und derselben Gemeinde an, so theilen sie sich in die Amtsgeschäfte und in das Einkommen (im Durchschnitte 400 Bündner Gulden, nicht volle 208 Reichsthaler), wie z. B. jeder der großen Gemeinden Schuls und Sils drey Geistliche vorstehen. Der Vf. findet hierin einen Uebelstand, der dem Wohle einer Gemeinde nicht erprieslich sey. Arme Pfarrer dagegen müssen, um ihre Lage zu verbessern, zugleich noch Schule halten. Ueberall findet man schöne Kirchen und selbst an kleineren Orten, z. B. gerade in St. Moriz mehr als eine. Hier und selbst in dem reichen Flecken Bevers, der einige Millionäre in seiner Mitte zählt, fiel es dem Vf. unangenehm auf, der Feuerspritze des Dorfes ihren Platz neben der Kanzel angewiesen zu sehen. Das Landschulwesen steht in mancher Gemeinde noch auf einer niedrigen Stufe; nicht eine einzige des Ober-Engadin besitzt ein besonderes Schulhaus, doch ist auch zu Förderung des Schulwesens in neuerer Zeit Manches geschehen. Für höhere Bildung sorgten früher Privatanstalten, seit Anfang dieses Jahrhunderts die wohl eingerichtete Cantonschule in Chur. — Das Hauswesen weckt bey schönen Dörfern, bequemen Häusern und großer Reinlichkeit ein behagliches Gefühl. Bey vielfältiger Zersplitterung der Obliegenheiten und Befugnisse bedarf das Gemeinwesen vieler Individualitäten, die aber in der Regel einzig durch das Vertrauen und die Ehre besoldet werden. Ein Uebelstand sind die öfters angewendeten Eide. Am leichtesten ist das Armenwesen zu regeln, da es wenig einheimische Arme giebt, fremde Bettler hingegen den herrschenden Wohlthätigkeitsinn, der keine Beschränkung dulden würde, sich trefflich zu Nutz zu machen wissen. Man-

che Haushaltung giebt auf festliche Tage an solche mehr, als sie selbst bedarf.

Höhe, klimatische Verhältnisse und der Weidgang sind im Ober-Engadin dem Ackerbau nachtheilig; im Unter-Engadin wird derselbe zu weit ausgedehnt, und ist aus Mangel an Dünger nicht besonders ergiebig, auch könnte bey größerer Sorgfalt der Ertrag der Wiesen reichlicher ausfallen. Der Gartenbau und die Pflege der Blumen machen seit einiger Zeit, selbst in den höchst gelegenen Ortschaften, sichtbare Fortschritte. Ueber das Forstwesen hingegen waltet immer noch der bloße Zufall, jede Gemeinde wirthschaftet mit ihren Waldungen nach Gutdünken. So hatte die Gemeinde Zernez ihren Holzüberfluß viele Jahre hindurch der Saline Hall in Tyrol überlassen, wobey sie für das Klafter keinen höheren Preis als 8 bis 10 Kreuzer bezog. Die ausgedehnten Alpen des Engadins können mit eigenem Vieh nicht bezogen werden, daher große Strecken an die speculativen bergamaskischen Schafhirten schon seit langer Zeit verpachtet sind (man muß den interessanten Abschnitt über die bergamasker Schafhirten und ihre Wirthschaft S. 227 ff. in dem Buch selbst nachlesen); und wiewohl die Pachtzinsen niedrig stehen, rechnet man dieselben doch auf die jährliche Summe von 40,000 Bündner Gulden, zu 48 Kr. S. 223 findet man das Für und Wider inländischer Schafzucht, wobey die Wagschale eher sich zu Gunsten der letzten neigen möchte. — Bemerkenswerth ist S. 250, wie die Einwohner von Sulfanna im Winter den gefährlichen Paß über den Scalleta offen behalten.

Im Anhang findet man noch etwas über den Veltliner Wein, was den Vf. S. 261 in fast lächerliche Wuth über Geistlichkeit und Adel und den „Hottentotten-Verstand“ des dortigen Volkes schießen läßt. Doch findet er S. 267, daß die Geistlichkeit ihre Lehenleute nicht so tyrannisch ausfange, wie der Adel. Wenn man vielleicht recht nachschauen würde, so ergäbe es sich, daß auch dieser nicht so blutegelmäßig verfare. Dergleichen Diatriben sind Mode und müssen die Bücher pikant machen. — Die Zugaben bestehen in verschiedenen Reiserouten von Chur nach dem Engadin, über Münzverhältnisse, Ankunft und Abgang der Posten und Boten u. dergl., und können für denjenigen, welcher an der Hand des Vfs. Alles beobachten will, nur erwünscht seyn. — Einige Wiederholungen abgerechnet, ist das Buch gut geschrieben, und bietet eine anziehende und belehrende Lectüre dar.

E. T.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J A N U A R 1 8 3 9.

## M A T H E M A T I K.

STUTTGART, in der Balz'schen Buchhandlung: *Die darstellende Geometrie (Géométrie descriptive), mit sechzig Kupfertafeln von C. F. A. Leroy, Prof. an der polytechnischen Schule zu Paris. Deutsch mit Anmerkungen von E. F. Kauffmann. 1ste bis 4te Lieferung. Text, Bogen 1—24, Tafeln 1—40. 1837. 4. (1 fl. pr. Lief.)*

Die beschreibende Geometrie wurde bekanntlich von *Monge* in so fern in's Leben gerufen, als er sie unter den zwey Hauptgesichtspunkten: „Auf Zeichnungsflächen, die nur zwey Ausdehnungen haben, mit Genauigkeit alle Gegenstände darzustellen, welche drey Ausdehnungen haben, und einer strengen Definition fähig sind, und dann aus der genauen Beschreibung der Körper alles dasjenige abzuleiten, was aus ihren Formen und gegenseitigen Stellungen folgt,“ betrachtete, für den Mann von Genie, welcher einen Entwurf erdenkt, für denjenigen, welcher die Ausführung desselben leitet und endlich für den Künstler selbst, welcher die verschiedenen Theile davon verfertigen soll, bearbeitete und als Mittel darstellte, die Wahrheit aufzufuchen, und durch beständige Beyspiele vom Bekannten zum Unbekannten überzugehen. Er wendete sie auf Gegenstände an, die der grössten Einleuchtenheit fähig sind, und führte sie in den Plan der öffentlichen Erziehung ein, weil sie vorzüglich geeignet ist, die Verstandesfähigkeiten der gewerbetreibenden Classe, des ganzen Volkes zu üben, und die Gewerbe jeder Art zu vervollkommen; weil sie zugleich für jeden Arbeiter, der den Körpern gewisse bestimmte Formen geben soll, und für den angehenden Künstler, der Gegenstände graphisch construiren muß, unentbehrlich ist, und zur Verzeichnung der Elemente der Maschinen die Grundlage ausmacht.

Zu der durch *Monge* gewordenen *Géométrie descriptive* lieferte *Hatchette* Supplemente, wodurch von der Einheit und Rundung des Ganzen wohl viel verloren gegangen seyn mag. Durch die Untersuchungen von *Lacroix*, *Potier*, *Vallee*, *Dupin* und *Poncelet* wurde dieselbe jedoch sehr vervollkommenet, und die Verpflanzung auf deutschen Boden mit jedem Jahre nothwendiger. *Hatchette* trennte das Gebäude, und nannte das Ganze aller auf den Raum und seine Formen bezüglichen Lehrsätze „Geometrie von drey Dimensionen,“ und die Wissenschaft, welche den Gebrauch von Zirkel und Lineal zur Lösung der Auf-  
J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

gaben der Geometrie von drey Dimensionen lehrt, „darstellende Geometrie.“ Allein hiedurch wurde letzte auf eine nackte und trockene Projectionslehre heruntergebracht, und es gereichte *Guido Schreiber*, welcher ein Lehrbuch der darstellenden Geometrie bearbeitete, zum grossen Verdienste, diese Trennung nicht berührt zu haben. Wegen der grossen Vorzüge dieses Lehrbuches möchte vielleicht Mancher eine neue Bearbeitung für überflüssig halten; aber die Fortschritte, welche die Technik überhaupt in den letzten 10 Jahren in Deutschland gemacht hat, rechtfertigen jene, und machen die Uebersetzung der darstellenden Geometrie von *Leroy* nützlich und vortheilhaft für diejenigen, welche sich irgend einem technischen Fache widmen, und in diesem wissenschaftlichen Zweige gründlich belehren wollen.

Ob übrigens diese Arbeit den ersten Rang unter allen bis jetzt herausgekommenen Werken behauptet, will Rec. hier noch nicht definitiv entscheiden, obgleich dieselbe in der polytechnischen Schule zu Paris als Lehrbuch eingeführt ist. Die Bearbeitung *Schreibers* dürfte ihr nicht nachstehen, wenn man einige neuere Zusätze abrechnet. Diese und die grosse Klarheit, mit welcher *Leroy's* darstellende Geometrie abgefaßt ist, und die Methode, welche stets zum Selbsterfinden anregt, nebst der Eleganz der Beweise, der Vollständigkeit und dem Reichthume an Beyspielen und Anwendungen machen übrigens diese neue Schrift jedem Architekten und Ingenieur, überhaupt jedem mit den nöthigen mathematischen Vorkenntnissen ausgerüsteten Techniker, welchem es um ein gründliches Studium dieser Grundlage aller zeichnenden Künste und Gewerbe zu thun ist, sehr schätzenswerth, und empfehlen sie besonders noch denjenigen, welche sich zu Lehrstellen der Mathematik an Gewerbe- oder Real-Schulen, welche in der neuesten Zeit an Ausdehnung und Wichtigkeit sehr gewonnen haben, ausbilden und vorbereiten wollen.

Das Ganze besteht aus acht Abschnitten und einem Anhang, und soll in sechs Lieferungen, jede zu 1 fl., dem Publicum in der Uebersetzung mit geeigneten Bemerkungen übergeben werden. Der 1ste Abschnitt besteht aus 3 Kapiteln; I. Einleitung und Erläuterung der Projectionsmethode; II. Aufgaben über gerade Linien und Ebenen nebst ihrer Verbindung im Raume; III. Auflösung des körperlichen Dreyecks; Reduction der Winkel auf den Horizont und Darstellung der Polyeder durch ihre Projectionen. Der 2te Abschnitt enthält 4 Kapitel. I. Von der Erzeugung krummer Flächen und ihrer graphischen Dar-

stellung; II. von den Berührungsebenen überhaupt; III. von diesen an Cylindern und Kegel, und IV. von denselben an Umdrehungsflächen, wenn der Berührungspunct gegeben ist.

Der 3te Abschnitt handelt in 2 Kap. von den entwickelbaren und von Umbüllungsflächen; der 4te in 3 Kapiteln von den Durchschnitten krummer Flächen. I. Allgemeine Erklärungen; II. Durchschnitte krummer Flächen mit Ebenen, nebst Darstellung des Schnittes, und Entwicklung der Oberflächen; III. Durchschnitte zweyer krummen Flächen. Im 5ten Abschnitt wird in 5 Kap. von solchen Berührungsebenen gehandelt, bey welchen der Berührungspunct nicht gegeben ist. Berührungsebenen I. welche durch einen außerhalb der krummen Fläche liegenden Punct gehen; II. welche mit einer gegebenen Geraden parallel sind; III. welche durch eine gegebene Gerade gehen; IV. welche mit einer bekannten Ebene parallel sind; V. welche an mehreren krummen Flächen zugleich Berührungsebenen sind.

Der 6te Abschnitt enthält in 3 Kap. verschiedene Aufgaben, I. über Schraubenlinie und Schraubenfläche nebst ihrer Entwicklung; II. über Exicycloiden und III. über Kugeln und Pyramiden; über An- und Einschraubung der Kugel und über Durchschnitte dreier gegebener Kugeln. Der 7te Abschnitt handelt in 5 Kapiteln von den windschiefen Flächen; I. allgemeine Erklärungen; II. das Hyperboloid mit einem Mantel; III. das hyperbolische Paraboloid; IV. von den Berührungsebenen an windschiefen Flächen überhaupt und V. verschiedene Arten von windschiefen Flächen; das Konoid, die windschiefe Schraubenfläche, die Schraube des Archimed und Construction der Berührungsflächen. Im 8ten Abschnitt wird in 2 Kap. die Krümmung der Linien und Flächen besprochen. Der Anhang enthält verschiedene Aufgaben und Lehrsätze, welche in der Perspective, Schattenlehre und Fortification ihre Anwendung finden.

Die vier vorliegenden Lieferungen enthalten fünf Abschnitte, das 1ste Kap. des 6ten und vom 2ten Kap. noch Einiges über die Epicycloiden. Die Eintheilung stimmt mit der Anordnung von *Schreiber* ziemlich überein, bietet aber keinen ganz consequenten Ideengang dar. Die Einleitung entspricht dem ganzen Werke, kann also eben so wenig ein Theil des 1sten Abschnittes seyn, als dessen 1stes Kap. ausmachen, weil sie eine klare Uebersicht vom Ganzen geben, und den Leser mit den zu behandelnden Gegenständen und mit ihren Eigenthümlichkeiten bekannt machen soll. Diesem Uebelstande hätte der Uebersetzer leicht abhelfen können, wenn er darauf gehörige Rücksicht genommen haben würde. Dem Texte hat er oft sehr interessante Anmerkungen beygefügt, welche verschiedene Angaben des Vfs. ergänzen, und manche Dunkelheiten beseitigen, ohne jedoch tiefer in die Theorie einzugehen und analytische Formeln zu entwickeln.

Den Charakter der darstellenden Geometrie findet Rec. nicht gehörig erörtert, er besteht ihm darin, zu lehren, wie man auf einem Zeichnungsblatte von

zwey Ausdehnungen alle natürlichen Körper darstellen könne; und zu zeigen, wie nach einer genauen Beschreibung die Formen der Körper erkannt werden können, und daraus alle Wahrheiten abzuleiten seyen, welche aus der Gestalt und gegenseitigen Stellung der Körper entspringen. Die Lösung dieser doppelten Aufgabe ist Hauptgegenstand, der nicht klar hervorgehoben und nicht völlig begründet ist, indem die Art und Weise, wie die Stellung eines Punctes im Raume ausgedrückt wird, nicht hinreichend erläutert ist, obgleich dieser Gesichtspunct darum das erste und wesentlichste Erforderniß ist, weil man sich die Oberfläche aller natürlichen Körper als aus Puncten zusammengesetzt vorstellen kann. Zur Bestimmung jener Stellung bezieht man den Punct entweder auf eine gewisse Anzahl anderer Puncte, oder auf eine gerade Linie von bekannter Lage, oder auf gewisse Entfernungen desselben von bekannten Ebenen, und bedient sich besonders in dem letztern Falle mehrerer Bedingungen. Da übrigens die Ebene zur Bestimmung eines Punctes im Raume mehr Bequemlichkeit darbietet, als der Punct und die gerade Linie, so bedient man sich zweyer Ebenen, und gelangt mittelst der Projectionen zu dem erwünschten Ziele, d. h. man erhält eine Constructionsart, welche in der Darstellung der gegebenen Stücke und der daraus erhaltenen Resultate nichts Willkürliches zuläßt, und welche es gestattet, alle graphischen Operationen in derselben Ebene auszuführen.

Die Grundsätze der Projectionsmethode erläutert der Vf. gut, ohne jedoch im Besondern nachzuweisen, in wiefern die projectirenden Flächen der krummen Linien zu dem Geschlechte der Cylinder gehören, und die krummen Linien von doppelter Krümmung, die Projectionaxe und andere Elemente einer besonderen Aufmerksamkeit zu würdigen, und hiedurch das klare Bewußtseyn mehr zu befördern. Die Darstellung der Ebene mittelst der Projectionsmethode, die Projectionen der durch ebene Flächen begrenzten Körper und die Art und Weise, die Zeichnung selbst auszuführen, hätten dem Uebersetzer vielseitige Veranlassung zu näheren und ergänzenden Erläuterungen gegeben, wenn er dasjenige mehr hätte veranschaulichen wollen, was man hinsichtlich der berührten Gesichtspuncte vermißt. Dafs es für sie einige allgemeine Regeln giebt, welche zu genauen Constructionen verhelfen, ist dem sachkundigen Leser bekannt; sie sollten mehr hervorgehoben und einfach dargestellt seyn, um den Anfänger schon frühzeitig daran zu gewöhnen, den Projectionszeichnungen den möglichsten Grad von Verständlichkeit zu geben. Hiezu bieten ihm diejenigen Linien, welche die Projectionen der gegebenen und gesuchten Gröfsen einer Aufgabe vorstellen, und welche die gemachten graphischen Operationen angeben, um die gesuchten Projectionen zu erhalten, die wesentlichsten Momente dar, wesswegen in der Einleitung die erforderlichen Erörterungen über mancherley Annahmen, auf die sich verschiedene Regeln für alle Zeichnungen gründen, nicht übersehen seyn sollten. Die vom Vf. am

Schlusse der Einleitung mitgetheilten Regeln ersetzen das Gefoderte nicht, wiewohl der Unterschied zwischen Haupt- und Hülfslinien ziemlich genau erläutert ist. Es fehlt die Verfinnlichung dieser Regeln an einem oder dem anderen Beyspiele, welches zeigt, wie diese anzuwenden sind, um den Foderungen zu entsprechen, und jene selbst geläufig zu machen.

Die erste Aufgabe hat die Construction der Geraden, welche zwey im Raume gegebene Punkte verbindet, und die Bestimmung ihrer wahren Entfernung zum Gegenstande. Ihr folgen noch 17 andere, welche die gerade Linie und Ebene betreffen; sie enthalten weder etwas Neues, noch Eigenthümliches, und sind hier und da kurz und manchmal oberflächlich behandelt, was nur durch zweckmäßige Anmerkungen des Uebersetzers verbessert wird, wie dieses bey der Aufgabe der Fall ist, eine Ebene zu construiren, welche durch drey gegebene Punkte geht; indem jener für die graphische Bestimmung der Lage dieser Ebene wegen der Foderung, daß die Durchschnitte mit den Projectionsebenen die Axe stets in einem und demselben Punkte schneiden müssen, die Voraussetzung beyfügt, daß jene mit der Axe nicht parallel sind, und die drey Fälle, welche Statt finden, wenn zwey Ebenen, die sich schneiden, wieder von einer 3ten geschnitten werden, näher verfinnlicht, wodurch die Aufgabe an Gedeihenheit und Allgemeinheit sehr gewinnt. Manche Aufgaben sind nach verschiedenen Gesichtspuncten aufgelöst, und bieten dem Anfänger neue Momente dar, welche ihn tiefer in das Wesen der Sache einführen. Die Bestimmung der Winkel, welche unter mancherley Bedingungen gebildet werden, enthält sehr interessante und lehrreiche Aufgaben, welche verständlich erläutert, und deren correcte Zeichnungen veranschaulicht sind. Sie umfassen alle Grundsätze, auf denen die Lösung der Aufgaben über die Ebene und gerade Linie beruht; jeder sich ergebende Fall ist daher als Wiederholung von einer oder der anderen, oder von mehreren besprochenen Constructionen anzusehen, und der Anfänger besitzt an den Mittheilungen Alles, was ihm zur Ausübung und Auflösung von besonderen Aufgaben nöthig ist.

Zwar giebt es noch manche Hülfsmittel der Projectionsmethode, welche nicht erwähnt sind; allein bey aufmerkamer Behandlung der Auflösungen der berührten Aufgaben entgehen sie dem Anfänger nicht, für dessen Uebung Rec. den Wunsch, es möchten über die Materie noch 8 bis 10 Aufgaben mitgetheilt seyn, um so weniger unterdrücken kann, als ihre Behandlung mit den mancherley Constructionen stets vertrauter macht, dem Anfänger grössere Geschicklichkeit verschafft, und ihm durch eine passende Auswahl der Projectionsebenen die einfachsten und zweckmäßigsten Mittel zur Ausführung der Zeichnungen gleichsam durch eigenes Studium bekannt werden. Da sie sich im Originale nicht finden, so hält es Rec. für eine Aufgabe des Uebersetzers, diesem Bedürfnisse zu entsprechen, und dem Buche mehr praktischen Werth zu verschaffen.

Die Auflösung der für das körperliche Dreyeck vorkommenden Aufgaben dürfte zweckmäßiger nach den Betrachtungen über die Erzeugung krummer Flächen ihre Stelle haben. Die sechs möglichen von einander verschiedenen Combinationen zu dreyen, welche aus den sechs Stücken eines körperlichen Dreyecks sich bilden lassen, werden in sofern kurz behandelt, als die Fälle, wonach drey Flächenwinkel, oder ihrer zwey und die eingeschlossene Seite, oder jene und eine Gegenseite bestimmt sind, sich mittelst des Ergänzungsdreyeckes auf die drey Fälle für die gegebenen drey Seitenflächen oder ebenen Winkel oder zwey Seiten und ein Flächenwinkel, zurückführen lassen. Zuerst erklärt der Vf. den Charakter des Ergänzungsdreyeckes; dann betrachtet er die drey Hauptfälle, und bestimmt die in ihnen gefoderten Stücke, es dem Anfänger überlassend, die übrigen Fälle selbst zu erläutern, und sich mit ihren Constructionen vertraut zu machen. Da jedoch die Reduction eines gegebenen Winkels auf den Horizont bey dem Aufnehmen topographischer Plane von Nutzen ist, und auch für zwey Hauptfälle bey dem körperlichen Dreyecke Anwendung findet, so erörtert er sie nach dem ersten Falle, und bereitet dadurch die zwey anderen vor. Daß bey zwey bekannten Seiten und einem Winkel stets nur ein Dreyeck möglich ist, also der Charakter desselben völlig bestimmt ist, ergänzt der Uebersetzer für die verschiedenen Annahmen des Winkels, in sofern er entweder  $90^\circ$  oder mehr oder weniger beträgt. Eine kurze Anleitung zu Constructionen der Polardreyecke, mittelst welcher sich in der sphärischen Trigonometrie 12 besondere Aufgaben ergeben, würde zum Vortheile des Anfängers hier eine passende Stelle gefunden haben. Wenigstens sollten nach des Rec. Ansicht die Aufgaben kurz angegeben, und der Lernende zu ihrer Auflösung veranlaßt seyn, um mehr Selbstthätigkeit zu befördern.

Unter Fläche versteht der Vf. den Ort der verschiedenen Lagen, welche eine bewegliche Linie im Raume annehmen kann, indem sie ihre Lage, ja sogar ihre Gestalt, nach einem bestimmten stetigen Gesetze ändert. Allein diese Erklärung ist nicht bestimmt genug, es fehlt ihr die dabey Statt findende Bewegung oder das Ganze aller auf einander folgenden Stellungen, welche jene bewegliche Linie annehmen kann. Auch fehlt die anschauliche Darstellung des Grundsatzes. Eine krumme Fläche sey bestimmt, wenn man für jeden Punct derselben, dessen eine Projection beliebig angenommen seyn kann, die Projectionen der Erzeugungslinie zu construiren weifs, welche durch diesen Punct geht. Die ungegründete Annahme, daß man die cylindrischen Flächen als eine besondere Art konischer Flächen betrachten könne, deren Spitze unendlich weit entfernt sey, mag den Vf. veranlaßt haben, diese vor jenen zu erklären, was Rec. nicht billigen kann, da der konische Körper auf den cylindrischen zurückgeführt wird, wie schon die Elementar-Stereometrie lehrt.

Nach der Kegel- und Cylinder-Fläche betrach-

tet der Vf. die Umdrehungsfläche nebst den dabey vorkommenden Parallelkreisen, Meridianen und constanten Erzeugungslinien, das Ellipsoid und Hyperboloid mit einem und zwey Mänteln, das elliptische und hyperbolische Paraboloid, und theilt am Schlusse für die graphische Darstellung einer krummen Fläche die Regel mit, wonach man auf den Projectionsebenen die verschiedenen Lagen der Erzeugungslinie in ziemlicher Anzahl und nahe bey einander zu construiren hat, um durch ein solches System von Curven den Augen ein Bild zu geben von der Stätigkeit, Krümmung und Ausbreitung der erzeugten Fläche. Für die Berührungsebenen stellt er zuerst den Lehrsatz fest, das, wenn man durch einen gegebenen Punkt einer krummen Fläche in dieser drey beliebige Curven zieht, die drey Tangenten, welche man durch eben jenen Punkt beziehlich an die drey Curven ziehen kann, in einer und derselben Ebene liegen; beweist denselben, und fügt ihm wegen verschiedener Anwendungen sehr einfache Erklärungen bey, welche zu lehrreichen Folgerungen führen, und dem Lernenden ein weites Feld von besonderen Uebungen eröffnen, welches mittelst der Aufgaben über Berührungsebenen an Cylinder- und Kegel-Flächen höchst fruchtbar wird.

Die hierüber angegebenen und mit Umsicht und Klarheit aufgelösten 9 Aufgaben enthalten viele besondere Constructionen, worauf der Vf. oft nur kurz hindeutet. Manche derselben werden ohne Zeichnung aufgelöst, wodurch der Lernende veranlaßt wird, diese zu entwerfen, und sich stets mehr Geschicklichkeit zu erwerben. Bey drey derselben ist dieses der Fall. Rec. billigt dieses Verfahren, und verspricht sich für den fleissigen Anfänger wesentliche Vortheile davon. Für die Berührungsebenen an Umdrehungsflächen, wenn der Berührungspunct gegeben ist, folgert der Vf. aus seinen einfachen Erörterungen den merkwürdigen, der ganzen Materie zum Grunde liegenden Lehrsatz, das in jeder Umdrehungsfläche die Berührungsebene stets senkrecht auf derjenigen Meridianebene ist, welche durch den Berührungspunct geht, und wendet ihn bey der Auflösung mehrerer Aufgaben an. Hinsichtlich der Formeln für das Umdrehungs-Hyperboloid's sind verschiedene Druckfehler zu verbessern. Statt  $\sqrt{OP^2 - OD^2}$  muß es  $\sqrt{(OP^2 - OD^2)}$  und  $\sqrt{a^2 - \delta^2}$  statt  $\sqrt{x^2 - \delta^2}$  heissen. Auch ist die Schreibart  $OD^2$  statt  $(OD)^2$  oder  $OD^{-2}$  nicht zu billigen, weil  $OD$  eine Linie bezeichnet. Sämtliche Aufgaben beziehen sich bloß auf cylindrische, conische und Umdrehungs-Flächen, da es der Vf. für überflüssig hält, noch mehr Beyspiele über andere Flächenarten anzuführen. Dieser Ansicht stimmt Rec. nicht bey, weil er den Anfänger noch nicht in den Stand gesetzt sieht, die Verfahrensweise für jeden besonderen Fall auf das Gesetz zurückzuführen, das man, um eine Ebene zu construiren, welche irgend eine Fläche in einem gegebenen Punkte berühre, zuerst zwey Curven von möglichst

einfacher Gestalt in der Ebene durch den gegebenen Punkt suchen müsse, wodurch die durch diese beiden Tangenten gelegte Ebene die gesuchte Berührungsebene werde. Auch wäre zu wünschen, die Aufgaben für Berührungsebenen, wenn der Berührungspunct nicht auf der Fläche gegeben ist, wären vollständiger behandelt, und eine gewisse Anzahl von unaufgelösten Aufgaben diene den Lernenden zur besonderen Uebung und Anwendung der erlernten Regeln.

Nachdem erörtert ist, was man unter entwickelbaren „Flächen“, unter Berührungsebene und Flächenelement zu verstehen habe, erläutert der Vf. die Wahrheit, das eine Cylinderfläche stets entwickelbar ist, und bey der Entwicklung selbst der auf den Erzeugenden senkrechte Durchschnitt zu einer geraden Linie wird, und das diese Erzeugenden auf jener Geraden senkrecht bleiben, wobey sie ihre anfängliche Länge über oder unter derselben beybehalten. Auch eine konische Fläche ist stets entwickelbar, woraus der Vf. einige lehrreiche Folgerungen ableitet, welche zur Verallgemeinerung der über Cylinder- und Kegel-Flächen angestellten Betrachtungen beytragen und zu der Regel führen. Man stelle sich vor, eine Fläche werde durch eine gerade Linie erzeugt, welche sich so bewegt, das jede zwey auf einander folgenden oder unendlich nahen Lagen derselben sich in einer und derselben Ebene befinden. Aus allen Erörterungen leitet er vier Gesichtspuncte ab, welche für die Entwicklung der krummen Flächen von besonderer Wichtigkeit sind, und von dem Lernenden, wenn er sie klar aufgefaßt hat, mit Leichtigkeit angewendet werden. Analytische Formeln führen zwar zu weit mehr einzelnen Fällen und Zeichnungen; allein jene sind hier zu vermeiden, und können um so weniger Statt finden, als nur von graphischen Darstellungen geredet wird. Hie und da wird vom Vf. und Uebersetzer in Noten auf die Analysis aufmerksam gemacht.

Unter Umhüllungsfläche versteht jener den Ort aller Durchschnittslinien, in welchen sich die auf einander folgenden Lagen einer nach einem bestimmten Gesetze sich bewegenden Fläche von beständiger oder veränderlicher Gestalt schneiden. Hierdurch macht er den Anfänger mit dem Wesen der Sache bekannt, und veranschaulicht ihm die Behauptung, das jede Umdrehungsfläche die Umhüllung des von einer beweglichen Kugel durchlaufenen Raumes sey, welche zum veränderlichen Halbmesser dasjenige Stück jeder Normale hat, das zwischen dem Meridiane und der Axe enthalten ist. Das über umhüllende Linien, über Evoluten ebener Curven, über Krümmungshalbmesser, Wendepuncte, röhrenförmige Flächen und über ähnliche Gegenstände Gesagte verdient allgemeinen Beyfall und aufmerksames Studium, um mit dem Charakter sämtlicher Darstellungen recht vertraut zu werden und zu besonderer Geschicklichkeit im Anwenden der darin enthaltenen Regeln zu gelangen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J A N U A R 1 8 3 9.

## M A T H E M A T I K.

STUTTGART, in der Balz'schen Buchhandlung: *Die darstellende Geometrie (Géométrie descriptive), mit sechzig Kupfertafeln von C. F. A. Leroy u. f. w.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Durchschnitte der Flächen bereitet der Verf. durch Verständlichung der allgemeinen Grundsätze, auf denen das Verfahren beruht, jenen Durchschnitt zu bestimmen, vor, ohne streng theoretisch zu werden; vielmehr macht er die Theorie praktisch, und theilt solche Bemerkungen mit, welche zur Grundlage für die Auflösung verschiedener hieher gehöriger Aufgaben dienen. Acht einzelne Aufgaben dienen zur Erläuterung; die erste von jenen fodert: den Durchschnitt eines senkrechten Cylinders mit einer gegebenen Ebene, die Aufklappung dieses Durchschnittes und seiner Tangente; die Entwicklung des Cylinders und endlich die Curve, in welche sich der Durchschnitt bey der Entwicklung verwandelt, samt ihrer Tangente zu finden. Zugleich wird noch eine besondere Auflösung der Aufgabe verfinnlicht: Die Projectionen zweyer Punkte im Raume sind gegeben; man soll die Gerade construiren, welche diese beiden Punkte verbindet. Manche Aufgaben sind sehr ausgedehnt und die Untersuchungen über den Fall, wenn der Kugelschnitt eine Hyperbel ist, und über das Geschlecht der Curve in Bezug auf Scheitelpunct, Asymptoten u. dgl. enthalten viele Gesichtspunkte für die graphischen Darstellungen, ohne im Besonderen berührt zu seyn. Der Vf. scheint auf die meisten bloß in allgemeinen Bemerkungen hingedeutet, und den Lernenden aufgefodert zu haben, dieselben, zu realisiren und sich mit den Einzelheiten bekannt zu machen. Die correcten Zeichnungen sind hiezu geeignet, und enthalten eine Menge von Aufgaben, deren Lösung sehr zu empfehlen ist.

Ueber die Durchschnitte zweyer krummen Flächen giebt der Vf. 9 besondere Aufgaben an, welche meistens sehr umfassend und gehaltvoll sind. Zuerst lehrt er die Bestimmung des Durchschnittes zweyer Cylinder mittelst Punkte, welche auf den Grenzebenen oder auf den sichtbaren Umrissen liegen, wobey in mehreren besonderen Bemerkungen sowohl praktische Regeln als theoretische Gesichtspunkte berührt werden, welche die Vervielfältigungen jener Aufgabe, besonders hinsichtlich der Lage der beiden Cylinder

gegen einander, bedeutend erleichtern. Wegen der großen Wichtigkeit der Entwicklung der durchschnittenen Cylinderflächen in manchen Gewerben macht der Ueberf. auf die Construction von drey anderen Aufgaben aufmerksam, welche sich dadurch vervielfältigen lassen, daß man auf jene Lage Rücksicht nimmt, und welche man vereinfacht, wenn man den einen Cylinder als senkrecht auf der Horizontalebene stehend, den anderen aber den beiden Grundebenen parallel annimmt. Besondere Schwierigkeiten begegnen dem Anfänger dann nicht, wenn er das über das Verfahren bey Entwicklung der Cylinderflächen Gesagte sorgfältig berücksichtigt, und mit Vorsicht zu Werke geht. Die Construction des Durchschnittes zweyer konischen Flächen behandelt der Verf. unter denselben Beziehungen, wie den der cylindrischen, worauf er zu den unendlichen Aesten übergeht, und dieselben mit und ohne Asymptoten betrachtet. Die Construction des Durchschnittes eines Kegels und Cylinders, oder jenes mit einer Kugel, welche ihren Mittelpunct in der Kegelspitze hat, einer Normalen und Tangente an einer Curve; die Entwicklung einer Kugelfläche mit beliebiger Grundlinie und besonders der Construction des Durchschnittes zweyer Umdrehungsflächen, deren Axen sich schneiden, nebst den zwey Methoden, um eine Tangente an die Durchschnittscurve zu ziehen, mögen den Leser belehren und angenehm beschäftigen. Die Darstellungen selbst würden noch mehr Vortheile gewähren, wenn jenem zur Uebung verschiedene Aufgaben dargeboten wären, wovon er die Gesetze anwenden könnte.

Für die Berührungsebenen, bey welchen der Berührungspunct nicht gegeben ist, unterscheidet der Vf. fünf besondere Fälle, nach welchen der 5te Abschnitt eingetheilt ist, und welche früher namhaft gemacht wurden. Nach einigen allgemeinen Erörterungen beweist er den Lehrsatz, daß die Berührungscurve einer Fläche vom 2ten Grade mit dem umschriebenen Kegel immer eben ist, und ihre Ebenen parallel mit der Diametralebene ist, welche dem durch die Spitze des Kegels gehenden Durchmesser conjugirt ist, für solche Flächen, welche einen Mittelpunct haben und löst für die Berührungsebenen, welche durch einen außerhalb der krummen Fläche gegebenen Punct gehen, vier Aufgaben auf, unter denen die Bestimmung der Berührungscurve einer Umdrehungsfläche mit einem umschriebenen Kegel, dessen Spitze gegeben ist, die umfassendste und belehrendste seyn dürfte. Aehnlich verfährt er in Berührungsebe-

nen, welche mit einer gegebenen Geraden parallel sind, oder durch eine Gerade gehen. Ein Lehrsatz enthält jedesmal die Gründe für vier besondere Aufgaben und für einzelne Zeichnungen, welche der Anfänger nach jenen Angaben entwerfen will. Ueber die Berührungsebenen, welche mit einer gegebenen Ebene parallel sind, sagt er nur wenig, um so mehr aber über die, welche an mehreren krummen Flächen zugleich solche sind. Denn drey besondere Aufgaben verfinnlichen diese interessante Bedingung, und enthalten das, was für die Behandlung vorkommender Fälle erforderlich ist.

Bleibt auch hinsichtlich des Textes oft Manches zu wünschen übrig, welches der Uebers. meist leicht hätte verbessern können, so ergänzen die Zeichnungen fast alles Fehlende, sie machen den interessanteren Theil der Schrift aus, sind sehr schön und correct und meistens in solcher Gröfse entworfen, daß die verschiedenen Linien sich nicht zu sehr durchkreuzen, sondern ein klares Bild von dem, was dargestellt werden soll, verschaffen. In Ansehung der Uebersetzung selbst bemerkt Rec., daß sie im Allgemeinen treu und gut ist, daß die wissenschaftlichen Darstellungen gut gehandhabt, und die verschiedenen technischen Begriffe gut verfinnlicht sind. Würde der Uebers. weniger getreu geblieben seyn, und oft nur den Hauptgedanken dargestellt haben, so hätte er oft viel kürzer sich ausdrücken, und doch noch größere Klarheit und Deutlichkeit erreichen können. Mögen die beiden folgenden Lieferungen, welche das Ganze beschließen, recht bald erscheinen!

Das Papier und der Druck sind ziemlich gut, erreichen aber die Vortrefflichkeit der Zeichnungen nicht.

R.

### NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Fischer u. Fuchs: *Die Tag- und Abend-Schmetterlinge Europas nach dem von Treitschke neu aufgestellten Systemen bearbeitet und mit den nöthigen Abbildungen versehen* von Dr. C. A. Buhle, Inspector des königl. zoologischen Kabinetts zu Halle u. f. w. 1837. VIII u. 188 S. 4. 6 Taf. col.

In dem Vorwort giebt der Vf. an, daß er oft um Nachweisung eines deutschen, die europäischen Schmetterlinge behandelnden Werkes, das, mit den nöthigen Abbildungen versehen, zugleich wohlfeil wäre, ersucht worden sey, da die Schriften von Meigen, Ochsenheimer und Treitschke diesen Wunsch nur zum Theil erfüllten, indem Meigens Werk nicht vollendet, das von Ochsenheimer zu theuer und nicht mit Abbildungen versehen sey, Hübners Werke aber sich nur der Begüterte anschaffen könne. Diefs habe ihn denn veranlaßt, die gegenwärtige Schrift zu verfassen.

Das Werk von Ochsenheimer und Treitschke ist zu Grunde gelegt, aber leider kann man die Ar-

beit des Vfs. nicht einmal einen genügenden Auszug nennen, geschweige denn, daß man dieselbe überhaupt als brauchbar und dem Bedürfnisse entsprechend bezeichnen könne. Das Buch ist ohne alle Kritik geschrieben, und man sieht, daß der Vf. ebensowohl mit der Sache selbst, als auch mit der neueren Literatur unbekannt ist. Häufig hat er sich mit auf Meigen gestützt, ob wohl dessen Werk, wie allbekannt, keineswegs eine Autorität ist. Die hier gegebenen Beschreibungen sind größtentheils nichts weiter, als eine Uebersetzung der in Ochsenheimer gegebenen Art Diagnosen. Wie wenig gründlich aber der Vf. hier zu Werke gegangen, und wie unbekannt er mit dem Gegenstand ist, wollen wir mit einigen Beyspielen belegen.

S. 6 heißt es von *Lucina* in der Anmerkung: „Die Gestalt dieses Schmetterlings, noch mehr aber seine erst später entdeckten früheren Stände gaben Veranlassung, ihn aus dem *G. Melitaea* in das *G. IX Lycaena* zu verpflanzen (S. T. B. 10. S. 8, 58 und 76. *Lycaena Lucina*). Um nur nicht so sehr von *O.* abzuweichen, haben wir ihn stehen lassen, und die Stelle angewiesen, wo er eingeschaltet werden muß. Der Bau der Flügel bey *Lucina* ist kurz, gegen den äußeren Winkel der Vorderflügel spitzig, und am Innenwinkel der Hinterflügel mit einem vorspringenden Haarbüschel versehen, welcher dieser Stelle eine halbmondförmige abgechnittene Form, die bey diesem *G. IX Lycaena* vorkommt, giebt. Er kommt also hinter *Lyc. Ballus* Tr. B. X. S. 76.“ — Wenn aber nun der Vf. einmal dem von Treitschke aufgestellten System folgte, so stand ihm eine beliebige Abänderung schon aus dem Grunde nicht zu, weil er ein eigenes Urtheil nicht hat, und um so weniger, als gedachter Schmetterling sich von *Melitaea* so verschieden zeigt, daß man ihm sogar die Rechte einer eigenen Gattung einräumen muß, wie auch Boisduval gethan hat, dessen Werke jedoch Hn. Buhle unbekannt zu seyn scheinen. Wenn Letzter sich ferner im Text bey Beschreibung der Raupe auf Freyer bezieht („nach Freyer“), so zeigt diefs abermals, daß er ganz oberflächlich gearbeitet hat. Denn Freyer sagt ganz trocken, daß er nur die Abbildungen von Hübner copirt habe, und wenn der Vf. sich endlich gar auf Meigen bezieht, so zeigt diefs wieder, daß er nicht einmal die Freyer'sche Abbildung sah, denn Meigen hat nur einen Auszug aus Freyer geliefert.

Noch auffallender aber ist folgendes Beyspiel. Am Schluß der Gattung *Zerynthia* steht folgende Anmerkung: „Meigen Bd. 1. S. 6. Taf. II. Fig. 3. *M. et S.* führt eine Art unter seinem Geschlecht *Thais Meta* an, die *O.* für ein abgeblasstes Exemplar von *Polyxena* hält. Da es mir an Vergleichen fehlt, will ich diese *Spec.* der Vollständigkeit wegen hier mit anführen: Weiß, schwarz, gescheckt, am Außenrande mit strahlenförmigen Linien; unten haben die Vorderflügel rothe Flecken am Vorderrande, und die hinteren eine Reihe ähnlicher in einer Bogenlinie. *Esper* hält sie auch für eine eigene Art. Stammt aus

Ungarn. — Gleich darauf, aber auf derselben Seite heißt es nach Z. Zerys: „Anmerkung: Noch eine als eigene Art *Thais Meta* nimmt Esper an. Weifs, schwarz, gefleckt; am Außenrande mit strahlenförmigen Linien; unten haben die Vorderflügel rothe Flecken am Vorderrande, und die hinteren eine Reihe ähnlicher in einer Bogenlinie. (Meigen Bd. 1. S. 6. Taf. II. Fig. 3. *Maf. et Fem.*)“

Nach solchen Proben muß man offenbar annehmen, daß Hr. Buhle gar nicht gewußt hat, was er eigentlich schreibt.

Diejenigen Arten, von denen im *Ochsenheimer*-schen Werke die früheren Stände nicht angegeben sind, hat Hr. Buhle mit einem Sternchen bezeichnet. In dieser Beziehung wäre aber sehr viel nachzutragen, wie sich derselbe leicht überzeugen kann, wenn er einige andere Werke vergleicht, namentlich *Boisduval*.

Die Varietäten hat der Vf. zwar angeführt, in der Regel aber nicht beschrieben, was denn also ohne Nutzen ist; nicht zu gedenken, daß hier ebenfalls keine Kritik obwaltet. So ist „*Nomion* als Varietät von *Apollo* aufgeführt, obwohl, was freylich nicht im *Treitschke* sicht, die Astertafel des Weibchens ganz von der des *Apollo* verschieden ist.

Die Abbildungen sind gut gezeichnet, aber schlecht genug colorirt, und statt der ganz gewöhnlichen Falter konnten wohl seltenere, leicht verwechselbare gegeben werden.

Hätte doch Hr. Buhle dieses Werk eben so gut wie seinen Raupenkalender ungedruckt gelassen!

Entom.

BASEL, gedruckt b. Hans: *Bericht über die Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel vom August 1834 bis July 1835*. Erstes Heft. 1835. Zweytes Heft. Vom August 1835 bis July 1836.

Diese Berichte zeigen von einem thätigen Fleiße, und obwohl sie eigentlich für das Inland bestimmt sind, so werden sie nichts desto weniger auch dem Ausland sehr willkommen seyn. Wir wollen die einzelnen Abhandlungen namhaft machen, und wenigstens das Wichtigere andeuten.

Dr. Imhoff: „über Metamorphose und darauf sich gründende Classification der Insecten.“ Der Vf. hat schon bey Gelegenheit einer Abhandlung über *Lygaeus apterus* in *Oken's Isis* seine Ansicht über diesen Gegenstand vorgelegt, weshalb wir nur die Meinung ausheben, daß nach ihm die Classe *Neuroptera* von *Latreille* nicht getrennt, sondern noch vielmehr mit *Orthoptera* vereinigt werden soll.

Derselbe giebt einen „Versuch einer Berechnung der Totalzahl der bis jetzt bekannten und wahrscheinlich noch zu entdeckenden Arten (*species*) von Thieren jeder Classe und insbesondere der Insecten im engeren Sinne.“ — Er legt dabey als Maßstab der

Classe der Amphibien zum Grunde, nimmt danach etwa 14,000 deutsche Arten Insecten an, und die Totalsumme aller berechnet er auf 560,000.

„*Bernoulli*: „über Ausartung von Menschenra-  
gen.“ Er bemerkt, daß die Portugiesen auf Sumatra nicht europäischer Abkunft seyen, auch der Name Malaie nicht bloß den Bewohnern von Malacca beygelegt werde.

Es folgen kurze Notizen, die wir übergehen müssen. Ebenso können wir uns über den zootomischen Theil nicht weiter verbreiten, glauben auch zu genügen, wenn wir bloß die Abhandlungen nennen, da diesem Gegenstande besonders gewidmete Journale dieselben nicht übersehen werden. Es sind folgende: *Meissner* über Zahn-Mißbildungen; *Jung* über die Bildung der Nägel; *Burckhardt* über den Bau der Gebärmutter einiger Thiere. *Hagenbach* über die Paukenhöhle der Säugethiere (indessen erschienen Lpz. 1835). *Meissner* über den Wasser Schwätzer (*Cynclus*), *Burckhardt* über Talg- und Schleimbälge; *Jung* über Gallensteine; *Nusser* über die menschlichen Rückenmuskeln.

Die physiologische Abtheilung enthält folgende Abhandlung: *Fischer*, über das Hören vermittelt des Tastsinnes.

Die *Botanischen Abhandlungen* sind eines Auszugs nicht fähig, und müssen wir dieselben, selbst bezüglich ihrer Titel, den botanischen Journalen überweisen.

Ebenso müssen wir die Geologie, Physik und Meteorologie übergehen, samt der Chemie und Medicin, indem wir nur bemerken, daß dieselben gar manches Interessante enthalten, was auszubeuten, die betreffenden Journale nicht verfehlen werden.

Es folgt dann ein Verzeichniß der Mitglieder und Notizen über die Sammlungen, unter denen besonders die der Petrefacten wichtig ist. Das Verzeichniß der Geschenke für die Gesellschaft macht den Beschluß.

Der zweyte Bericht giebt zuerst von *Merian* eine Uebersicht der Zoophyten des Museums.

Aus der Zootomie und Physiologie finden sich Abhandlungen über die Verschiedenheit der Stimmorgane, über den Bau der Haut und eine höchst interessante Abhandlung von *Jung*. Beobachtungen über die Verwundbarkeit des Herzens bey Thieren. Wir können daraus nur das mittheilen, daß mehrere Versuche an Hunden und Kaninchen dargethan haben, daß wirklich Nadeln in das Herz versenkt werden können, ja sogar wiederholt, ohne das Leben zu gefährden. Auch eine Eule ertrug das Experiment, dagegen wurde der Versuch mit Galvanismus den Thieren tödtlich; ein Fuchs widerstand indessen.

Die botanischen Abhandlungen, sowie die aus Mineralogie und Geologie, enthalten ebenfalls manches Interessante und Wichtige, namentlich die Erbohrung eines bedeutenden Steinfalzlagerns.

Die Physik, Meteorologie und Astronomie müs-

fen wir als zu umständlich übergehen. Eine Erklärung der Versuche des Hn. Prof. Schönlein über das Verhalten des Eisens zum Sauerstoff, bezieht sich auf dessen Bekanntmachungen in *Poggendorfs Annalen* 1836. Verzeichniß der Mitglieder, verschiedener Beyträge u. s. w. machen den Beschluß.

Diese Berichte verdienen Dank, und ihre Fortsetzung wird gewiß erwünscht seyn.

w.

### ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BRUNSCWHEIG, bey Lucius: *Sechzehn Predigten über freye Texte*, von B. H. Behrens, Pastor zu Samleben u. Kneitlingen in Braunschweigen. 1837. VIII u. 160 S. 8. (16 gr.)

Mit dankbarer Anerkennung bezeichnen wir diese kleine Predigtsammlung als einen werthvollen Beitrag zu unserer homiletischen Literatur. Sollten auch die darin enthaltenen Vorträge nicht in jeder Hinsicht zu den ausgezeichnetsten Leistungen gerechnet werden können, so beurkunden sie doch das rege Streben des in der Vorrede sich so bescheiden über ihre Herausgabe erklärenden Vfs. nach Vollendung, und berechtigten zu der Erwartung, künftig noch gediegenere Gaben der Art von ihm zu erhalten.

Diese Erwartung wird um so gewisser in Erfüllung gehen, wenn der Vf. hinsichtlich seiner Redeweise die Vorliebe für lange Perioden, unnötige Worthäufung und gewisse, zu oft wiederkehrende Redefiguren aufgibt. Seine Predigten bekommen durch diese Eigenthümlichkeit etwas Schwerfälliges, was der Falschheit Eintrag thut, und schliessen sich denen an, die sich besser lesen als anhören lassen. Letztes ist um so mehr der Fall, als in diesen Vorträgen das *betrachtende* Moment vorwaltend ist.

Der Vf. wählte für dieselben freye Texte, und zwar, mit Ausnahme der ersten, einer Neujahrspredigt, nach der Auswahl des Weimarischen Evangelienbuches. Sie sind folgenden Inhalts: *I.* „Wie sehr wir Ursach haben, am Neujahrstage das Bewusstseyn, daß Gott uns liebt, festzuhalten;“ über 5 Mos. 33, 3. *II.* „Was lernen wir von Jesu über unseren vertrauteren Umgang mit Anderen?“ über Lukas 10, 38—42. *III.* „Der Spott, den die Rohheit mit dem Heiligsten treibt;“ über Luk. 22, 63—65. *IV.* „Die Trauer Jesu um seine Lieblingsstadt;“ über Matth. 11, 20—24. *V.* „Der Tod Jesu, ein Gegenstand der Bewunderung für alle Zei-

ten“; über Lukas 23, 47. 48. *VI.* „Die Dunkelheit, in welcher so Manche über das ewige Leben sich befinden;“ über Joh. 20, 1—9. *VII.* „Dafs wir bey der Hoffnung auf ein besseres Leben gleichwohl dieses Leben lieben sollen;“ über Joh. 20, 19—23. *VIII.* „Welche Aufschlüsse wir über die Lehrthätigkeit Jesu in der Anweisung finden, die er seinen Jüngern ertheilte;“ über Matth. 9, 36—10, 10. *IX.* „Das Tröstliche, welches für alle Zeiten in der Ausgießung des H. Geistes über die Apostel des Herrn liegt;“ über Apostelgesch. 2, 1—13. *X.* „Wie haben wir es anzusehen, daß die Lehre Jesu nur allmählich auf Erden sich ausgebreitet hat;“ über Apostelgesch. 2, 38—47. „Was haben wir von den lebhaften Aufwallungen für das Gute zu halten, in welche wir nicht selten gerathen?“; über Luk. 14, 25—33. *XII.* „Dafs uns das Aeußerliche in der Religion keineswegs gleichgültig erscheinen dürfe;“ über Marcus 7, 1—8. *XIII.* „Von dem heilsamen Einflusse, den die Besseren des Menschengeschlechtes auf ihre Mitmenschen ausüben;“ über Matth. 5, 13—16. *XIV.* „Das Wort Jesu: Welchem Viel gehen ist, bey dem wird man Viel suchen;“ über Lukas 12, 42—48. *XV.* „Dafs die Wohlfahrt der Völker allein auf Frömmigkeit und Tugend sicher ruhe;“ über Jerem. 31, 31—33. Ausserdem eine Confirmationsrede: „Schlieset, haltet den Bund mit Gott!“ über Jesaias 54, 10.

Wie nun die meisten dieser Hauptsätze durch Inhalt und Neuheit in hohem Grade anziehend sind, so ist nicht weniger die Ausführung derselben befallswerth; und zwar ist es hier besonders die erschöpfende Benutzung des Textes, die klare Auffassung der evangelischen Wahrheit, der große Reichthum ächtchristlicher Ideen, und die stete Anwendung derselben auf das Leben, was wir als die wesentlichsten Vorzüge bemerkbar zu machen haben.

Die Art und Weise des Vfs. zu disponiren möchte nicht überall zu rechtfertigen seyn. Ausserdem, daß seinen Dispositionen oratorische Fassung und Schwung meist abgeht, sind sie auch nicht immer streng logisch. Eben so scheint uns der Vf. zuweilen in seinen Predigten zu sehr zum Schlusse zu eilen, und zu schnell abzubrechen. Doch das sind Mängel, die bey den großen Vorzügen dieser Sammlung ins Unbedeutende zurücktreten.

Möge der Vf. aus unserer Anzeige erkennen, wie sehr seine Predigten uns angezogen haben, und wie sehr wir wünschen, ihm auf diesem Felde bald wieder zu begegnen!

K . . . . r.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J A N U A R 1 8 3 9.

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

- 1) FRANKFURT a. M., b. Sauerländer: *Vollständiger Sprachschatz der deutschen Prosa*. Drey Bücher der deutschen Prosa von Ulphilas bis auf die Gegenwart (360—1837). Herausgegeben von Dr. Heinrich Künzel. 1. Th. 1838. XIV u. 358 S. gr. 8. (2ter u. 3ter Theil noch nicht vollendet, da das Buch lieferungsweise herauskommt) (1 Thlr. 12 gr.)
- 2) BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Denkmäler der deutschen Sprache von den frühesten Zeiten bis auf jetzt*. Eine vollständige Beyspielsammlung zu seinem Leitfaden der deutschen Literatur von F. A. Pischon, königl. Confistorialrath u. s. w. Erster Theil, welcher die Zeit bis zum Jahre 1300 enthält. 1838. XVI u. 628 S. gr. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Der Herausgeber von No. 1 sagt im Vorwort S. V, Mangel und Bedürfnis einer Sammlung, welche durch charakteristische Auswahl einen klaren und schnellen Ueberblick über die Masse der Prosa-Schriftsteller deutscher Nation gewähre, habe ihn zur Herausgabe des vorliegenden Buches bewogen. Selbst *Wackernagels* deutsches Lesebuch habe die Arbeit einer *vollständigen* Sammlung deutscher Prosa nicht überflüssig gemacht, da jenes Werk nur den Ulphilas und die althochdeutsche Prosa, nicht aber die *mittelhochdeutsche* (außer Unbedeutenderem nur Proben aus Berthold, Tauler, Königshofen, H. v. Fritslar, dem Sachsen- und Schwaben-Spiegel) erschöpfend handle, vom XVI Jahrh. nur die Dichter berücksichtige. Dagegen nun und überhaupt gegen den Vorzug der Vollständigkeit des Buches des Hn. Künzel vor dem seinigen hat sich *Wackernagel* in einer kleinen Schrift (Einige Worte zum Schutz literarischen Eigenthums, Basel, 1838), worin er eigentlich über mehrere, an seinen Büchern begangene Plagiate *Ad. Ziemanns* sich ausspricht, feierlichst verwahrt, da theils auch die neuhochdeutsche Prosa in dem Plane seines Werkes mit begriffen sey, und *mittelhochdeutsche* Prosastücke dasselbe nicht weniger als 24 enthalte. Hn. Künzels Mehr bestehe theils in unrichtig zum Mittelhochdeutschen gezogenen, theils (mit Einer Ausnahme) aus unbedeutenden Stücken. Muß Rec. im Wesentlichen *Wackernageln* hierin beystimmen, so kann er doch die gereizte Sprache und namentlich das Unterschieben unreiner Motive in dessen Schrift nicht billigen. Denn den Dr. Künzel einer absichtlichen

J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

Unwahrheit zu bezüchtigen, möchte doch nicht so leicht seyn, besonders da der 3te Theil des *Wackernagel'schen* Lesebuchs erst im folgenden Jahre herauskommen soll.

Uebrigens sollte Hn. Künzels Sammlung, um den Stoff zu erschöpfen und die Aufgabe willenschriftlich zu lösen, der Entwicklung der deutschen Prosa von den ersten Uebersetzungsversuchen des Ulphilas und der St. Galler Mönche bis zur Profareife unseres Jahrhunderts Schritt vor Schritt folgen. Dazu giebt dieselbe von den Denkmälern der gothischen und althochdeutschen Sprache bloße *Sprachproben*; aber von der mittelhochdeutschen Sprachperiode, wo sich allmählich ein Stil entwickelt, hält sie je nach *Clasficität* und *Bedeutung* der Schriftsteller vollständige Stilporträts vor.

Diesem Plane wird gewiß Niemand seinen Beyfall verfahren können. Wenn ferner Hr. Dr. Künzel bey Beurtheilungen besonders den *Geschmack der Wahl, den Fleiß, die Kenntniß und Bewältigung des ungeheueren Stoffes* berücksichtigt wissen will, so hat er sich allerdings selbst ein nicht geringes Lob gespendet. Zwar was den Geschmack anlangt, darüber läßt sich besonders nicht disputiren, und wer würde denn überhaupt zu solchem Zwecke geschmacklose Stücke auswählen? Auch Fleiß kann man dem Sammler im Allgemeinen nicht abprechen; aber mit der Kenntniß dürfte es denn doch, wenn man das Buch vom Anfang bis zum Ende durchsieht, nicht allenthalben ganz makellos aussehen. Denn ob Hr. Dr. Künzel z. B. *Sprachkenntnisse* habe — welche doch einen Haupttheil der Kenntnisse bey Anlegung einer solch umfassenden Sammlung ausmachen — und das Gothische und Althochdeutsche so verstehe, daß er es auch bewältigt hat in seiner Sammlung, diese möchten wir uns doch zu bezweifeln erlauben, und daß dieser Zweifel nicht grundlos ist, will Rec. ihm beweisen.

*Sprachliche Erläuterungen* gab Hr. K. nicht, oder vielmehr, er hatte den ersten Band schon mit solchen versehen, fand sie aber nach strenger Prüfung allzu leicht und dilettantisch, daher er sie für diesmal strich; überdies dürfe man annehmen, daß *Graffs* althochdeutscher Sprachschatz und das mittelhochdeutsche Wörterbuch von *Ziemann* in den Händen aller Kenner und Freunde der älteren deutschen Literatur sich befinde, oder leicht zur Benutzung erlangt werden könne. Abgesehen davon, daß, um das *Ziemann'sche* Werk aus dem Spiele zu lassen, *Graffs* Sprachschatz noch gar nicht beendigt ist, Hr. K.

aber sein Buch jetzt schon zum Gebrauch herausgibt, so ist doch theils die Einrichtung dieses Sprachschatzes bey Weitem nicht so beschaffen, daß die studirende Jugend und Freunde (für welche doch hauptsächlich diese Sammlung bestimmt ist, s. S. VI, da der Kenner der Literatur schwerlich zu einer solchen seine Zuflucht nehmen wird) denselben mit Nutzen brauchen werden, theils auch der Preis so hoch, daß ihn nicht Jeder, nicht einmal Viele, sich dürften anschaffen können. Und müssen sich denn sprachliche Erläuterungen auf lexikalische Andeutungen und Wortüberetzungen beschränken? Warum macht man sie denn dilettantisch? Oder vielmehr — weil für Dilettanten dilettantische Bemerkungen passen — warum schämt man sich deren, wenn sie nur richtig sind? Tiefe Bemerkungen über den Geist einer Sprachperiode oder über grammaticalische Gegenstände sucht man in solchen Büchern nicht. Richtigkeit ist hier die einzige Anforderung — aber auch dazu gehört eine gute, umfassende Kenntniß der bezüglichen Sprachen. Hr. K. stellte dafür den Texten lateinische Uebersetzungen zur Seite. Rec. findet auch dies für diesen Zweck wohl billigenwerth; aber warum gab Hr. K. dieselben wirklich so, wie er sie in seinen Quellen vorfand? Bloß damit der Leser den Sinn im Allgemeinen finden könne? Dazu war es nicht nöthig, denn zu diesem Zwecke durfte bey den Stücken aus Ulfilas und mehreren Althochdeutschen der Gebrauche nur eine deutsche oder lateinische Bibelübersetzung nehmen, und damit die betreffenden Texte vergleichen. Hier konnte der Sammler seine Selbstständigkeit, seine Kenntniß der Sprachen zeigen und nützlich werden, indem er eine Anleitung zur Beurtheilung gab, wie die altdeutschen Uebersetzer sich mit ihrer Sprache gedreht und gewendet haben, um den verschiedenen Geist des Lateinischen und Griechischen treu in ihrer Sprache wieder darzustellen. Im Ulfilas fand er in der neuesten Ausgabe schon eine solche Uebersetzung vor; aber wenn er z. B. S. 12 aus Tatian den Anfang der Erzählung von Christi Verspottung: *tho uuarun erhangan mit imo zuene thioba, ein in zeso inti ander in sina uuinistra. thie furifarenton bismarotun inan inti ruontin iro houbit, quedente etc.* nach Schiller (und dieser nach der Vulgata in der Matthäusstelle) übersetzt durch: *tunc crucifixerunt cum eo duo latrones, unum a dextris, et alterum a sinistris ejus; praetereuntes autem blasphemabant eum moventes capita sua et dicentes etc.*, so ist allerdings der Sinn wohl angegeben, aber wenn Hr. K. keine „Arbeit scheuete“, warum übersetzte er nicht wörtlich: *tunc erant crucifixi cum eo duo fures, unus ad dextras et alter ad suas sinistras; praetereuntes blasphemarunt eum et moverunt eorum capita dicentes etc.* Solchartige Uebersetzung würde statt sprachlicher Erläuterung haben gelten können; nun aber haben diese Uebersetzungen (denn so sind sie alle) gar keinen Werth. Und hat Hr. K. wirklich die nöthigen und gerühmten Kenntniße des Althochdeutschen, so hat er es sich wenigstens sehr, ja all-

zu leicht gemacht, da er sogar Druckfehler mit hat abdrucken lassen, wie wenn S. 5 in der Stelle Korinth. I, 11, 27 *matjith* übersetzt ist durch *edidit* statt *edit*, oder wenn es in der Ueberschrift zu der oben genannten Stelle des Tatian heißt: Luc. XXIII, 35 — 39 statt: 33 — 39. Auch hat Hr. K. die Ueberschrift nicht einmal richtig gegeben. Denn L. XXIII, 40 — 43 gehört nicht zu *Christus in cruce illufus*, sondern zu *Latro conversus*. Zwar ist dies nur eine Kleinigkeit, aber eben aus solchen Ungenauigkeiten sieht man wenigstens, daß Hr. K. nicht einmal den althochdeutschen Text mit dem Originale verglichen, überhaupt hier etwas rasch gearbeitet hat. Uebrigens muß man rühmend erwähnen, daß die Auszüge meist sehr correct gedruckt sind; nur in dem Gothischen sind einige Versehen, z. B. Matth. 6, 7 *bidjandans uththan* statt *bidjandansuth-than*, es müßte denn Hr. K. sich für die Schreibart der alten Ausgaben erklären, aber warum schreibt er dann unten *vasuh than*? So unrichtig hat er auch mit den alten Ausgaben *hinmadaga* in einem Worte geschrieben. Eher läßt sich *suns ei*, wie er statt *sunsei* mit den älteren Ausgaben schreibt, rechtfertigen, aber falsch ist es, zu theilen *gas-vulti, frais-tubnjai etc.* Auch sieht Rec. keinen Grund, warum Hr. K. aus der von *Mafsmann* herausgegebenen Skeireins keine Probe gegeben; eine Blume von diesem Beete gebrochen wäre um so angenehmer in diesem Garten gewesen, da jene Schrift keine Uebersetzung, wenigstens nicht erwiesener Mafsen, eine solche ist.

Den Mangel an sprachlichen Erläuterungen sollen für den ersten Band die *literarhistorischen* Bemerkungen ersetzen. Sie sind in 100 Numern am Ende des ersten Bandes S. 327 — 358 beygefügt, und von ihnen sagt Hr. K. nichts Geringeres S. VIII, als daß man in denselben Alles vereinigt finden werde, was zum allseitigen Verständniß der mitgetheilten Proben nöthig sey. Das klingt fast wie eine Buchhändleranzeige; wenigstens für eines Gelehrten Urtheil, noch dazu über sein Buch, dessen schwache Seite er doch kennen mußte, sollte man diese Aeußerung kaum halten können. Denn wie kann denn zum allseitigen Verständniß eines Schriftstellers hinreichen, zu wissen, wer er gewesen, wann er gelebt, wo sein Buch im Manuscript liegt, wer dasselbe edirt hat u. dgl.? Das ist Alles recht gut und nützlich zu wissen, aber zum allseitigen Verständniß der Schrift gehört denn doch wohl etwas mehr. Und nun, wie sind die Anmerkungen abgefaßt? Da heißt es z. B., Ulfilas habe viele Wörter aus dem *Celtischen* aufgenommen (welche mögen denn diese seyn?), habe eine Buchstabenschrift *erfinden* (!) müssen, wobey er das griechische und lateinische Alphabet zum Grunde gelegt (aus welchem von beiden mag er denn das *w* genommen haben?); die *beste Ausgabe* des Ulfilas sey die von *Junius* in Verbindung (?) mit *Marschall* herausgegebene (soll das eine Ironie seyn?) u. s. w. Auch sind diese Anmerkungen nicht so correct gedruckt, als der Text. Da heißt es z. B. S. 328 die *Paltherische Ausgabe des Isidor de nativitate domini*

sey 1806 statt 1706 erschienen, S. 329 ist der Herausgeber des Tatian *Schmeller* statt *Schmeller* genannt, S. 330 muß der Herausgeber *Willirams Freher* st. *Proher* heißen, überhaupt ist *Vögels* Name bey dieser Ausgabe ganz übergangen worden.

Ungeachtet dieser Ausstellungen hält Rec. dieses äußerlich wohl ausgestattete Buch wenn auch nicht für unentbehrlich, doch für ein recht nützlich: nur kann er die Zersplitterungsart und die Heftausgabegewohnheit nicht billigen; auch würde ein mäßiger Preis dem Buche wohl eine grössere Abnahme gewinnen.

Einen viel höheren Standpunct nimmt Hr. *Pifchon* mit seinem No. 2 angeführten Buche ein. Er versprach schon in der Vorrede zur ersten Ausgabe seines Leitfadens zur Geschichte der deutschen Literatur (1830) eine dabey zu brauchende Beyspielsammlung zu geben. Da es aber einem Manne, wie Hr. *Pifchon*, nicht genügen konnte, mit flüchtigem Auge die Schätze unserer Literatur zu überlaufen, und hie und da ein interessantes Stück abzuschreiben, und so flugs eine in der gewöhnlichen Weise zusammengestoppelte Sammlung als seines Geistes Werk zu veröffentlichen: so hat es freylich länger gedauert, als die gewünscht, welche seinen Leitfaden, sey es als Lehrer, oder als Freunde der deutschen Literatur gebrauchen. Aber Niemand wird das Warten bedauern. Nicht bloße Lesestücke hat er chronologisch oder wissenschaftlich geordnet, in seinen Denkmälern geboten, sondern eigentlich Alles, was, wer nicht selbst Beruf und Zeit hat, die ganze deutsche Nationalliteratur und aus den Quellen zu studiren, nur wünschen kann. Denn vom zweyten Zeitraume, mit den Minnefängern beginnend, wird von jedem grösseren, namhaften Gedichte eine sorgfältige Darstellung des Inhalts gegeben, zum Theil mit den Worten der Urschrift, und in diese Inhaltsanzeigen sind nun die urschriftlichen Bruchstücke verwebt, zu deren leichterem Verständniß in Noten unter dem Texte ungewöhnlichere Wörter erklärt sind. Aber nicht bloß eine Uebersicht der einzelnen Gedichte giebt Hr. P., sondern aller Fabelkreise, so daß man durch sein Buch nicht bloß mit Inhalt und Darstellungsweise in den einzelnen Liedern, sondern mit deren Verbindung zu dem grossen Ganzen innigst bekannt wird. Rec. ist lange kein so treffliches, den Bedürfnissen der Zeit so abhelfendes, nach Plan und Ausführung so gelungenes Buch vorgekommen. Es versteht sich, daß auch literarische Notizen von jedem Stücke zur Vollständigkeit nicht fehlen.

Den Bruchstücken aus Schriftstellern des ersten Zeitraums, von X bis 1150, hat Hr. P. nicht wie gewöhnlich lateinische Uebersetzungen beygegeben, sondern deutsche. Auch dieß findet Rec. zur Vergleichung sehr passend, nur dürfte er hier nicht immer ganz consequent verfahren seyn. Denn da er gewöhnlich die Wortstellung, das Setzen und Weglassen des Artikels ganz treu nachahmt, z. B. in *Isidors Tractat de nativitate domini: ibu xrist got nist, sagheen nu dhea unchilaubun uns. Zi huuemu got*

*uuri sprehhendi in genesi dhar ir quhad* übersetzt: wenn Christus Gott nicht ist, sagen nun die Ungläubigen uns, zu wem Gott wäre sprechend in der Genesis, da er sagte: so hat er sogleich das folgende *duomes* durch *wir wollen machen* übersetzt statt des bloßen *machen* (*wir*) u. s. w. Auch fällt uns hier auf, daß er keinen Unterschied zwischen *anachilihhan* und *chilihhan* gemacht hat, sondern Beides durch *Gleichen* übersetzt, da es doch *ähnlich* und *gleich* heißt, wie auch schon des Originals Verschiedenheit in *ad imaginem et similitudinem* vorzeigt. So auch in den Proben aus den Gothischen (wofür S. VII durch einen störenden Druckfehler *Gothaisches* steht). Vor Allem bemerkt Rec. hier die zum Theil misslungene Uebersetzung der aus der Skeireins entnommenen Stelle, wo er z. B. *tveiffjan* nach *Mafsmann* durch *zweifelhaft* (*seyn*) übersetzt, obgleich er in der Anmerkung es richtiger durch *zweifeln*, *bezweifeln* wiedergiebt (eigentlich heißt es *zweifeln machen*). Uebrigens ist in diese ganze Stelle durch *Mafsmann*, der statt der Lesart des Cod. *mahta* corrigirt hat *maht*, ein ganz unrechter und unklarer Sinn gekommen, doch das gehört nicht hieher. Ferner ist das *all usar insaht mannikodaus Johannes*, wieder nach *Mafsmann*, theils in einzelnen Wörtern falsch übersetzt, theils aber auch im Ganzen unrichtig als Apposition genommen, da doch dann gar kein zu *veitvodei* gehörender Nominativ in diesem Satze ist. Die Uebersetzung der Worte: *maht ist anthar-leikein inmaidjan* nach *Mafsmann* (*potest diversitatem immutare*): mächtig ist die Verschiedenheit umzuwandeln, hat Hn. P. doch etwas zu verfehlt gesehen, er meint daher: man müsse das wohl verstehen: zu zeigen, wie er nicht vom Vater verschieden ist; aber hat denn Hr. P. die ganze Schrift nicht gelesen? Sie bestreitet ja als arianisch durchaus die Gleichheit des Sohnes mit dem Vater! Die Stelle hat schon *Grimm* Gramm. IV S. 60 richtig verstanden. So ist auch das *at thaim gawairbam frakunnan ni skuld ist* ganz falsch durch „die Unterthanen (Gesandten) verachten unrecht ist“ übersetzt, wovon freylich *Mafsmann* wieder die Schuld zum Theil trägt; es heißt: von Gehorsamen (Gläubigen) darf es nicht verachtet werden u. s. w.

Rec. hat Hn. *Pifchons* Arbeit in den altdeutschen Stücken, wie auch bey Hn. *Künzel*, deshalb etwas genauer durchgenommen, weil er, wenn man einmal das Gothische und Althochdeutsche nicht als einen bloßen Flitterschmuck an die Spitze solcher Lesebücher und Sammlungen stellen, sondern durch dasselbe den Grund zur Kenntniß und zum Verständniß unserer Sprache und Literatur legen will, glaubt, dieser Grund müsse auch recht und fest gelegt werden. Dazu gehört aber nicht bloß eine richtige Erklärung der Texte, sondern auch eine consequente Schreibart, in welchen Sprachen und in welchen Theilen jeder einzelnen sie sich durchführen läßt. Auch hier möchte Rec. mit Hn. P. bezüglich der Schreibung des Gothischen rechten. Denn in den aus der Bibelübersetzung und der Skeireins ausgewähl-

ten Bruchstücken hat er die einzelnen nach verschiedenen Ansichten der Herausgeber verschieden geschriebenen Wörter auch verschieden drucken lassen, so aus der Bibelübersetzung *qath, iesus* u. s. w., dagegen aus der Skeireins *qath, iesus* u. s. w. Am meisten ist Rec. in dieser Beziehung aufgefallen, das Hr. P. auch in dem Skeireinsbruchstücke die Accente über die Vocale gezeichnet hat, gleich als wenn dies Zeichen des Codex, oder als wenn die Richtigkeit derselben außer allen Zweifel gesetzt wäre. Woher weiß man denn, das *ai* z. B. in *maidjan* anders ausgesprochen wird, als in *thairh? au* anders in *vaurd* als in *tauja?* Und wenn diese Vorschriften wirklich wahr sind, warum hat Hr. P. dann diese Zeichen nicht auch in den Bruchstücken aus der Bibel angewendet, zumal da diese eher standen, als die aus der Skeireins?

Sonst haben mehrere der von Hr. P. gewählten alt- und mittelhochdeutschen Stücke auch in sofern Werth, als sie nicht aus gewöhnlichen Ausgaben, sondern aus Handschriften entnommen sind, z. B. S. 8 die Formel eines Glaubensbekenntnisses (aus dem 8 Jahrh.) aus einer St. Galler Handschrift, wodurch das noch bey Schiller stehende sinnlose *mervel* in das schon von Freher vermuthete *in cruce* bestätigt wird; S. 39 Psalm 104 vs. 30 bis 105 vs. 5 der *Notker'schen* Uebersetzung aus einem (noch ungedruckten) Blatte der fürstlichen Bibliothek zu Wallerstein. Wie wohl diese Handschrift nicht sehr correct geschrieben ist, so bietet sie doch manche interessante Varianten, besonders in orthographischer Hinsicht dar. So sind aus Veldegks Eneid S. 491 die meisten Beyspiele aus der Berliner Bilderhandschrift, einer der vorzüglichsten, „welche man an das Ende des 12 Jahr. setzt, und als eine Abschrift des Originals und kurze Zeit nach dessen Beendigung geschrieben ansieht,“ entnommen. Auch in den Anmerkungen findet man häufig sehr schätzbare Beyträge zur Erklärung schwieriger und bisher noch nicht genügend erörterter Stellen, wie z. B. bey dem Hildebrand, bey dem Ludwigsliede u. a.

Um nur an Einem Beyspiele zu zeigen, wie Hr. P. dem Leser Inhalt und Sprache des Gedichts zugleich mitzutheilen versucht, und um zugleich sein oben ausgesprochenes Lob zu beweisen, hebt Rec. aus dem Sagenkreise von Artus und der Tafelrunde, und zwar aus dem ersten Gedichte, Tristan und Isolde, von Gottfried von Straßburg, eine Probe aus. Nach dem Urtheile über den Werth des Gedichts und literarhistorischen Bemerkungen darüber, schreibt er S. 319: Es war ein Herr in Parmenien, Riwalin, König zu Lohnoys, das er von eines Brituners Hand,

er hieß li Duc Morgan, zu Lehn trug, getreu, kühn, mild, reich, nur leider

uf gendiu jugent und vollez gut,  
diu zwei diu furent übermut,

Als er drey Jahre Ritter gewesen war, griff er Morgan in seinem Lande an, und bedrängte ihn, trotz Morgans tapferer Gegenwehr, so sehr, das dieser um ein Jahr Frieden bitten mußte. Dies Jahr wollte Riwalin am Hofe des jungen Königs von Kurnewal und Engellant, Marke, zubringen. Er war Marke willkommen; und bey einem Hoffeste im May: „die blüden vier wochen, so der vil füze meijn in gat,“ wo auch

diu sällige nachtegal  
daz liebe, füze vögelein  
das immer füze müze sin  
Das kallete uz der blüte  
mit solcher übermüte,  
daz da manik edel hertze van  
fröude und hohen mut gewann

(zu *kallete* steht die Anmerkung: hallen, gellen, tönen, schallen) sah Riwalin die wunderschöne Schwester des Königs, Blantscheflur, und seine Schönheit und Ritterlichkeit gewann ihr Herz, aber auch seine Sinne führten Blantscheflur in Riwalines Herzensland

unde kronen sie darianne  
im z' einer küneginne.

Weiter erzählt er nun nach Anleitung des Gedichts, wie sich ein Liebesverhältniß zwischen Riwalin und Blantscheflur entspinnt, und wie Riwalin endlich zum Kampfe gegen den in sein Land eingefallenen Morgan ziehen muß, in welchem er fällt. Blantscheflurs Klage um des Geliebten Tod, in 33 Versen bestehend, giebt nun das erste Beyspiel als Probe des Gedichts. Und so geht es weiter bis S. 345 in Angabe des Inhalts und Probenmittheilungen (die größeren derselben sind: 2) Lob deutscher Dichter, V. 4614—4818; 3) der alten Königin Iſot Liebestrank, V. 11422—11483; 4) Tristan und Isolde trinken den Liebestrank, V. 11649—11822; 5) die Höhle der Liebenden, V. 16706—16775; 6) der Morgen im Walde, V. 17358—17420) weiter, und in 26 Seiten erhält man eine klare, befriedigende Einsicht und Kenntniß des über 19 Tausend Verse langen Gedichts.

Rec. bricht hier ab, nachdem er, wenn auch nur kurz, des Buches große Glanz- und kleine Schatten-Seite gezeigt hat, und bemerkt nur noch, das dasselbe auch wegen seines wohlstandigen Auffseren und seines correcten Druckes alles Lob verdient.

Lb.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J A N U A R 1 8 3 9.

## ORIENTALISCHE LITERATUR.

MEISSEN, b. Goedschê: *Braminen und Rabbinen, oder Indien als Stammland der Hebräer und ihrer Fabeln.* Eine Beweisführung für Bibel-exegeten und Geschichtsforscher, von F. Nork (pseudonym für Kron). 1836. X u. 344 S. gr. 8. (1 Thlr. 22 gr.)

Seit dem Erscheinen obiger Schrift hat derselbe Vf. noch mehrere andere herausgegeben, welche alle dahin zielen, zu beweisen, daß wir seit Jahrtausenden uns mit Luftgestalten, die wir für Wirklichkeit hielten, unnützerweise abquälen, indem wir eigentlich daran nichts weiter haben, als verkörperte Schnörkel indischer Phantasieen aus einer unergründlichen Vorzeit.

Daß ein solches Unterfangen vielfache Gelegenheit zum Spotten darbieten müsse, ist leicht zu erwarten, und in der That möchte man, so oft einige Kapitel aus einem Nork'schen Buche durchgelesen sind, sich erst betasten, und sich selbst fragen: Bin ich, oder bin ich nicht? Sehe ich vor mir eine Welt, oder allerley Hieroglyphen? Von dieser Seite betrachtet erscheinen diese Schriften höchst abenteuerlich. Dessenungeachtet darf man sie doch nicht so ganz wegwerfend behandeln, weil in denselben sich viel geistiges Leben offenbart, und Alles, was lebt, selbst in den ärgsten Mißgestalten, immer der Betrachtung werth ist, ja sogar in der Ausartung selbst viele belehrende Momente darbietet, welche anderweitig benutzt und berichtet, fruchtbare Keime enthalten. Die vorliegende Schrift hat in dieser Hinsicht keinen geringen Werth, zumal der Vf. nicht gerade überall als ein verstockter Hypothesenjäger erscheint, sondern oft vielmehr mit ruhigem Bewußtseyn auf sein Ziel hinstrebt. Möge' dieß nun wirklich nicht existiren, sondern den Fehler an sich tragen, den der Vf. anderen Historien andichtet, nämlich eine indische Fratze zu seyn, so sind doch die Blüten, welche er unterwegs pflückt und betrachtet, recht hübsch und zu einem angenehmen Strauß gewunden, der Andere nicht so, wie ihn selbst, zu einem argen Schwindel betäuben wird. Wir wollen das Einzelne nicht immer loben oder tadeln, da dieß viel zu weit führen würde, sondern im Allgemeinen uns darauf beschränken, den Inhalt zu berichten, damit jeder wisse, was er hier zu suchen habe.

Das Ganze zerfällt in eine Einleitung, welche hauptsächlich dahin zielt, den Ursprung der Hebräer  
J. A. L. Z. 1839. *Erster Band.*

unmittelbar nach Aegypten zu verlegen, welches von Aethiopien bevölkert wird, das gleich wie Arabien seine Bewohner von Indien her erhalten. Dann folgen 3 Abschnitte: 1) Beweise dafür, daß Indien der älteste Staat ist; 2) innere Verwandtschaft der Inder, Perfer, Aegypter, Aethiopier und Hebräer; 3) die Parallele zwischen Religion, Institution, geschichtlichen Sagen u. s. w. der Rabbinen mit denen der Braminen. Zum Schluss ein kleiner Anhang von nachträglichen Bemerkungen.

In der Einleitung wird zuerst dargethan, warum der Verfasser der Mosaïschen Bücher die Israeliten aus Chaldäa herleite; nämlich, weil dieß damals der mächtigste Staat war. Auch bedeutet *Ur Licht* (Feuerreligion) und *Abram* (Brama) = אַבְרָם, in der Höhe (seltsame Etymologie!), also *himmlisch*, und *Sara* ist *Saraswati*, Frau des Brama, — also lauter Göttliches. — Was aber konnte es „frommen“, die Hebräer aus Chaldäa, und nicht direct aus Indien herzuleiten? — Daß die Mosaïschen Urkunden erst dem Exil zufallen, beweist der Vf. noch einmal nach Anderen; hinzufügend, daß die sechs Schöpfungstage und andere Mythen, so wie der Ausdruck אֶרֶץ, offenbar auf Parsismus zurückführen; wie die chronologischen Verwirrungen der Genesis den Mangel der historischen Zuverlässigkeit nachweisen. Die Einwanderung in Aegypten ist eine Erfindung des Autors, welcher von Aegypten gar Nichts weiß. (Dieses ist jedoch schwer zu beweisen.) Dagegen behauptet der Vf., die Hebräer seyen ein abgerissener Zweig von Aegypten, — weil der Auszug so oft besungen werde und im Volke lebe. (Und nicht auch die Unterdrückung? und die Geschichte der Väter, und die Einwanderung?) Und Moses konnte seine Horde nur durch Erdichtung einer Urgeschichte für seine weit-aussehenden Pläne gewinnen!! — Für ägyptischen Ursprung spricht der gleiche Bau der Schädel, die Aehnlichkeit der Schriftzüge, die Verheirathung mit Aegypterinnen; — Beweise, welche dem Rec. nicht überzeugend scheinen. — Aethiopier und Aegypter sind Ein Volk, und stammen, gleich den Arabern, aus Indien. Dieß wird nach bisherigen Autoritäten behauptet. Verschiedene kritische Momente fügt der Vf. hinzu. Der ägyptische Thierkreis (S. 18) scheint allerdings für eine Abstammung der Astronomie aus Indien zu sprechen; — ob aber darum auch der Völker? Viele indische Spuren sind noch lange in Arabien vorhanden, also .... sind die Araber — obgleich mit der Schrift von der Rechten zur Linken — Aethiopier und eigentlich Indier. Erste haben Aegypten

und Arabien bevölkert. Zeugnisse werden beygebracht. — S. 25 steht, daß die Sanskritquellen wahrscheinlich in den ägyptischen Priesterarchiven (!) sich befanden, aus denen bekanntlich (!) Moses schöpfte. . . . Woher Alles dieß?

Abschn. 1. Die ersten Menschen der asiatischen Art — im Gegenfätze zu der verunstalteten schwarzen und rothen Art — waren in Indien zu Hause, wo vegetabilische Nahrung der Braminen noch auf Ursprünglichkeit deutet. Die Verbreitung des Buddhismus macht dieß noch wahrscheinlicher, so wie das Festhalten an der alten Religion. Die Beschaffenheit des Landes und die Traditionen der benachbarten Völker, die Verwandtschaft der Sprachen und das Alter der indischen Literatur geben der Hypothese mächtige Stützen; wozu noch die Denkmäler der Baukunst und die Astronomie, welche der Vf. genauer durchgeht, bestätigend benutzt werden können. Der Vf. hat hier nichts aus den Quellen geschöpft, aber doch zweckmäsig gesammelt. Die astronomischen Angaben (S. 52 unten befinden sich zwey leicht zu entdeckende Schreibfehler) sind in der That sehr interessant, in sofern sie die Woche, den Zodiak und die Weltalter aus Indien herleiten. Die Woche hat bey allen Völkern eine und dieselbe Namenordnung, nach der bekannten astrologischen Herrschaft der 7 Planeten; doch entscheiden Einige für den persischen Ursprung nach Eintheilung des Tages in 24 Stunden, während der Vf. es einfacher findet, die Tagesreihe nach indischem Systeme, von 60 Muhurta auf den Tag, und zwar vom Sonntage rückwärts, entstehen zu lassen. (Allerdings sehr beachtenswerth.) Den Zodiak geht der Vf. durch, indem er nach *v. Bohlen* zeigt, daß die Benennungen nur für die indische Natur passen. Der Steinbock, dort ein Delphin oder sonst ein Seethier, deutet auf Uberschwemmung, eben so der Wassermann und die Fische; der Widder = Weidezeit, Stier = Pflugzeit, Jungfrau = Ernte (Göttin der Erde, als Gabenspenderin), Wage = Aequinoctium; die übrigen passen mindestens nicht mehr auf Aegypten als auf Indien, während hieher alle zu beziehen sind, mit Ausnahme der Wage, die nicht zutrifft, woraus auf das Alter zu schliessen, indem man zurückgehen muß bis dahin, wo auch dieß zutrifft. Die 4 Weltalter (das goldene, silberne, eiserne) sind ebenfalls indisch, wie hier ausdrücklich dargethan wird. Wenn aber die biblische bedeutende Abweichung von diesem System einer Willkür (S. 69) zugeschrieben wird, so muß man sich wundern, daß der Vf. so etwas behauptet, da er den Pentateuch aus Chaldäa herleitet, wo man eher eine Uebereinstimmung in Beziehung auf die Weltalter erwarten sollte.

Abschn. 2. Die Perfer haben ihre Religion von den Indiern. Hiebey wird *Ham* mit *המה* (Sonne) in Verbindung gebracht; aber die seltsame Behauptung aufgestellt, die Benennung *שמש* sey bloß für Israelliten erdichtet worden, um jene als dienend darzustellen! *Rhode's* Deutungen der Mythen werden ausführlich angezogen, und die Aehnlichkeit der religiö-

sen Ansichten wird dargethan. Die Zendsprache, die Baukunst, die politische Einrichtung des Volkes dienen als Bestätigung; nur der persische Dualismus ändert die indische Trinität ab. Was in beiden Lehren gleich ist, wird hier in einzelne Sätze zusammengefaßt. (Schwerlich genügend.) Hiernach schließt sich der Vf. der *Ballenstädt'schen* Hypothese über den Sündenfall an, die hier abermals mitgetheilt wird; wogegen der Autor der Genesis, nach dem Vorgange der Perfer, jener auf das Verbot der Wissenschaftsverbreitung in Indien zu beziehenden Mythe, einen anderen Stoff habe unterlegen müssen (!). Dieser Stoff finde sich nur in dem persischen Dualismus. Daher spiele *Ahriman*, unter dem Namen *Samael*, bey den Rabbinen eine so große Rolle; und besonders in Beziehung auf *Menstrua*, Samenfluß, sey die Mosaische Gesetzgebung ein offener Ausfluß aus der des Zoroaster. Die Gesetze über Ausatz, Unreinheit der Todten, die mystischen Zahlen 7 und 3 und 4, die Bestrafung der Widerspenstigen, das Verbot der Zauberey, die Palmzweige, verschiedene Arten des heiligen Feuers, die Formen der Religionschriften selbst thun eine sehr große Aehnlichkeit dar. Alles dieß hat Vieles für sich, obgleich die Uebereinstimmung asiatischer Gesetze und Sitten verwandter Völker noch immer nicht eine wirkliche Tochtergesetzgebung beweist.

Die in die jüdische Lehre übergegangene Dämonologie der Perfer giebt der Vf. S. 99—100 recht gut an. Diesen Punct räumen aber die Rabbinen selbst, als nicht-mosaisch, ein. Daß Zoroaster's Schriften älter sind als der Pentateuch, beweist der Vf. abermals mit *Rhode's* kritischen Bemerkungen. Er meint, die Legislation des Pentateuchs habe nicht bloß indisch-persische, sondern auch indisch-ägyptische Quellen vor Augen gehabt, und besonders habe sie alle Raubthiere und alle lichtscheuen Thiere und alles Geschmeiß — als *Ahriman's* Wesen — verboten. Wenn wir ihm dieß auch zugeben wollen, so müssen wir doch seine Vermuthung S. 107, daß die Juden noch jetzt deshalb keine wurmfichige Frucht essen, bestreiten; sie essen solche nicht, weil ihnen im Gesetz verboten ist, Würmer zu essen; an innere Gründe denken sie niemals. — Bey den Indiern sind die Gründe der Verbote in der Seelenwanderung zu suchen. — Uebrigens wird hier die Mythe vom Sündenfalle abermals erörtert, und nach indischen Quellen dargestellt, welchen der Vortritt zugeschrieben wird. Da bringt denn der Vf. die Schlange mit dem griechischen *Typhon*, den (nach *Plutarch*) die Aegypter *Sethan* (*Satan*) nennen, mit *Titan* und dem hebräischen *צפון*, und *צפון* und *צפון*, und dem Winde *Apopis*, und mit *Serapis* (Comp. aus *שור* und *אפס*!) und dem goldenen Kalbe u. s. w. in eine Gliederung.

Hierauf wird (S. 114 ff.) nachgewiesen (?), daß in Aegypten drey Grade von Religionsgelehrten waren, nämlich Dualisten, Zebaothisten und Spiritualisten, und daß erst Moses diesen obersten Grad erlangt hat. Wir erfahren, daß der persische Dualismus in Aegypten sich an *Osiris* und *Typhon* zeigt, daß *צבאות* = *Isis*

(אשה, Frau, Mutter, Natur). Im Dualismus beharren Laban und seine Genossen; daher hat er הרפים = *Serapis*; im צבאות = שרי (?) Dienste stehen Abraham u. f. w., und Hiob, יהוה ist endlich erst durch Mose offenbart, was die Urkunde deutlich sagt; שדי ist die Natur, nämlich Isis und Typhon vereinigt, als שד, Brust, und שד, Teufel. Der Name יהוה enthält das ganze Planetensystem: A Mond, I Sonne, H Merkur, E Venus, O Mars, Y Jupiter, Q Saturn. (Rec. versteht dies nicht.) Die Sabbathheiligung ist ägyptischen Ursprungs, denn in Aegypten verehrte man den Saturn, כיון, den Gerechten, aber als ersten Wochentag; was Moses zur Zerstörung des Götzendienstes eigenmächtig abänderte!! Die Verehrung des ägyptischen Kneph giebt den Ursprung der kupfernen Schlange; der Abscheu gegen das Schwein geht zu den Israeliten über. Der Widderkopf des ägyptischen Gottes wird wieder gefunden im Ausdruck der Bibel, dass Moses Angesicht gehört war (strahlte!). Jehova ist eine Composition von Isis, Rephan, Kneph oder Jupiter Ammon. Die Unkörperlichkeit ist eine Erfindung des Moses, während er überall sich anthropomorphisch vernehmen läßt (Beyspiele S. 128 ff. in Menge; wer weiß das nicht?), eben so der Talmud. Die spätere Engellehre ist theils ägyptisch, theils persisch, שרפים, חיות, כרובים, אורפים, letzte zu verschiedenen Perioden verschieden dargestellt; erst im Paradiese, dann im Heiligthume, dann unter David an Gottes Throne, endlich als Vision. (Aber der Vf. der ersten lebte ja zur Zeit des Ezechiel?) Dann wird über den Cherub wieder gefaselt, ob es nicht ein ägyptischer Ochse sey? und dann ist es wieder ein indischer Singh u. f. w. — Wir kommen S. 138 wieder auf den Sündenfall im indischen Paradiese, nach *Buttmann's* (übrigens sehr übereilter) Abhandlung über das Paradies. — Uebrigens wird hier auf die Verwandtschaft der indischen und ägyptischen Mythologien und der beiderseitigen Baukunst ein Blick geworfen, und dasjenige wieder bestätigt, was schon Andere oft genug bewiesen haben.

S. 154 wird endlich die Behauptung vorgetragen, daß die Hebräer ein Zweig der Hyksos gewesen seyen. Die Beweise dafür sind fast wörtlich dieselben, welche in *Jost's* allgem. Geschichte des israelitischen Volkes I. S. 96 gegeben werden, mit dem Unterschiede, daß der Vf. Josephs Abkunft vom Jakob leugnet, weil er diesen zu seinem Sonnensystem, und dessen 12 bis 13 oder 14 Kinder zu seinem Zodiacus braucht. (Seltsame Mischung von Geschichte und Mythe!) Dann fabricirt er daraus S. 157 eine besondere Revolutionsgeschichte in Aegypten. — Die Verwandtschaft der Hebräer mit den Aethiopiern wird auch aus der Sprache bewiesen (aus בראים, בראים, בראים, הטהור, Jes. XL, 2), die mit der ägyptischen auch nahe verwandt ist. Ueber die Schreibkunst (S. 163) bey den Hebräern wird hier nichts ausgemacht; über den Namen עבר S. 165 nur herumgerathen. Moses (S. 167) ist kein geborener Hebräer, und dichtet für seine Sklavenhorde eine Urgeschichte, wovon nichts wahr seyn mag, als der Verkauf eines äthiopischen Sklaven nach Aegypten, und dessen Erhebung. — Uebrigens zeigt der Vf. auch die

Aehnlichkeit der hebräischen Sprache mit dem Sanskrit, was man zugeben kann, ohne darum die Hebräer für Aethiopier zu halten! — Die Form שבוע, Schwur (S. 173), ist ein Gebilde des Hn. *Nork*. Die Gleichheit der Fremdnamen für Elephant, Pfau u. dgl. beweist auch nichts. — Was der Vf. übrigens als Beweise der Abstammung von Indien vorbringt, betrifft nur unbedeutende Kleinigkeiten und Gefuchtes; wogegen die Sprachforscher über die indische Sprache als Quelle vieler anderen längst besser entschieden haben.

Abchn. 3. Parallele zwischen Braminen und Rabbinen. In Beiden findet sich der Glaube an Gottes Einheit; Beide haben ein geschriebenes Gesetz und später Commentar (*Schasta* und *Schasta Bade*, bey den Braminen). Die in dem *Schasta* vorkommenden *Trimurti* (drey Erzengel) sind bey den Rabbinen Michael, Raphael und Gabriel, welche auch dem Abraham erschienen! — Dort wird vom fallenden Engel erzählt, eben so 1 Mos. VI, 4, und so auch die griechischen Giganten. — Verglichen werden einige Ideen über den Wohnsitz der Engel mit den rabbinischen, — für die Sachkenntniß nicht ohne Interesse. — Die Braminen lehren Seelenwanderung, womit die Heiligkeit der Kuh in Verbindung steht. Die Rabbinen haben eine ähnliche cabbalistische Lehre (aber, wie der Vf. selbst gesteht, erst sehr spät nachgeahmt), welche Moses jedoch zu unterdrücken suchte (!), weil sie zu Götzendienst führen kann! — Eine Gleichartigkeit findet sich in dem Begriffe von der Sünde, Thiere zu tödten, welche Moses nur durch das Opfern derselben vernichtet. Der Grund davon liegt in der Seelenwanderung und der Prüfung, welche der Sünder als Inwohner eines Thieres aushalten muß. (So abenteuerlich die Sache erscheint, so verdient sie doch eine besondere Untersuchung.) Die Indier verabüchsen auch das Schwein und alle fleischfressenden Thiere; doch möchte hier die Vergleichung nicht ganz zutreffen. — Genauer trifft die Aehnlichkeit der Priesterschaft in Würde, Kleidung, Opferarten, ferner der Nasirim, der Waschungen und Lustrationen u. f. w. — Wir finden es ebenfalls merkwürdig, daß die liturgischen Gebräuche der Juden, so wie die Phylakterien und sonstigen Ceremonien mit den indischen viel Aehnlichkeit haben, — ein Beweis, daß der Geist der Asiaten in vielen Dingen, selbst bey verschiedenen Völkern Uebereinstimmendes hervorbringt, — aber kein Beweis für Nachahmung. — Die Beschneidung ist den Aegyptern nachgemacht, was Jos. V, 6—9 beweisen soll (S. 214). Die doppelten Jahresanfänge sind indisch. (Im Mos. Gesetz findet sich davon nichts, eben so wenig später. Die Einsetzung des Neujahrs zur Herbstzeit ist offenbar bürgerlich den Persern nachgeahmt.) Der Vf. meint, die Rabbinen hätten ihre Ideen vom Neujahrsfest aus Indien her, nämlich traditional seit Moses! Dasselbe gilt vom Veröhnungstag. — Uebrigens sind Parallelen dieser Art schon öfter angestellt, und haben ihren psychologischen und historischen Werth. Aber man hüte sich vor Mißgriffen und übereilten Schlüssen, wozu sie eben so leicht anleiten, wie das Etymologisiren. Hat man ja

auch auf gleiche Weise die Afganen, die Zigeuner u. f. w., und selbst die wilden Nordamerikaner zu Juden gemacht!

S. 219 beginnt eine Vergleichung der Kosmogonie und Sagen aus der alten Welt. Da finden sich denn aufser den längst bekannten Aehnlichkeiten auch allerley Resultate seltsamer Art: z. B. der Berg Morijah ist das indische *Meru*; und *Dschin*, Riefen = שכנה (Hafs), *Hajagriva* (Fürst der Böfen) = ריהר feyn und נרה (umwälzen?), *Satyawrata* = שט, rudern, und אביר, stark, also ein starker Schiffer = Noah; allerdings mythisch dieselbe Person: denn er hat drey Söhne, welche mit den biblischen gleichnamig sind. Uebrigens stellt hier der Vf. die bisherigen Untersuchungen über die Gleichheit der Sündfluthgeschichte, ferner die des Thurbauens, der Prüfung Hiobs und Abrahams, recht zweckmäfsig für seine Hypothese zusammen. Endlich behauptet er (S. 242 ff.), die ganze Geschichte der Erzväter sey eine Umbildung indischer Mythologie, wodurch sich deren Lügen, Täuschungen, Betrügereyen, Nuditäten u. f. w. auch in moralischer Beziehung rechtfertigen lassen. Wir erfahren hier, wie so die Kosmogonie auf den Einfall kam, die Götter als Thiere, und wiederum als Schäfer, Nomaden, Patriarchen vorzustellen; dann wieder, wie die Schilderung der Emanationen durch Zahlen sich gebildet hat u. f. f. — Das mufs man lesen, um es zu lernen (schwerlich, um es zu verstehen). — ארם (S. 250) ist Ton (nicht Thon) und Eisen, und rothe Eisenerde und Bluterde und Feuererde, und endlich ein rother Feuerriese, ein guter und böser Dämon, kurz ein Adam — Edom!! So lehrt *Kanne*, und nach seinem Vorgange auch Hr. *Nork* ferner, wie ירהר = חרה, welcher eine Frau ist, jenes Adam — Edom, und wieder von ihr getrennt, und wieder vereint ist; sie ist aus der Rippe des Mannes = der Erde u. f. w. Nun sind die drey Personen: Abram, Isaak, Jakob, auch nur die indische Dreyheit. Abram ist Adam-Brama, Sarai = Hava = Ithi; Adam verbindet sich mit Lilith, und Abraham mit der schwarzen(?) Hagar = Lilith. — Rachel und Leah sind zwey Abtheilungen des Jahres, Töchter des Mondes = Laban. Jakob mit Edom machen die Einheit beider Naturen aus u. f. w. „Folglich fängt Adam die Reihe der Personen an, Edom schliesst sie, und beider Namen unterschied mit Absicht (?) nur der Vocal; sie hiefsen beide rothe Erde. Aber Edom als das Erste im Letzten, folglich die Vereinigung aller Personen und Elemente. Mit Edom fing daher das Paradies an, wie mit Adam, denn (!) Esaw war der Bär im Nordpol, und Jakob, nur seine wechselnde Natur, gehörte eben dahin! u. f. f.“ Kain, Abel, Seth sind drey Namen für den Sirius, als Menschenschöpfer und Feuerriesen; kurz, alle Namen

in Genef. XI, sind nichts anderes als Brama unter verschiedenen Eigenschaften. Dann ist wieder Abram die Sonne, Sara der Mond, welches Alles etymologisch nach *Kanne* bewiesen wird, Lot der Jahrgott in den 5 Zusatztagen; Kedarlaomer der Schwarze in der verbrannten Efelsstadt; Lot ist wiederum Orpheus, denn (!) Hagar = Onager, des Orpheus Vater! Ismael ist auch Orpheus, der wilde Esel! Jakob ist die Schlange, und wieder Herkules, welcher den Apfel aus dem Paradiese holt, und wieder Kronos ἀγκυλομήτης u. f. w. Seine Mutter Rebekka, welche Jakob am Brunnen des Efelsbackens (?) findet; der Efelsbacken (S. 279) ist im Worte die befruchtende Feige (פכ), der Feigenbaum aber, mit dessen Blättern sich Adam und Eva nach dem Genuffe die Scham decken, war der Baum des Zankes (ἐρίνεος), und die griechische Sage nennt den Raben, von רב, ריב, רור, den Vogel des Zankes; denn ראפיס ist eben jenes Wort für Baum, Vogel und Wurzel des Zanks; — Rebecka hat also ihren Namen von ראפיס! — Kurz, es giebt hier eine Unzahl recht lustiger Curiositäten, lauter Schilderungen von astronomisch-mythischem Kram (welcher übrigens hier meist gar nicht durch wirkliche astronomische Begebenheiten erklärt wird, — wie etwa *H. G. Hermann* in seiner griechischen Mythologie überall versuchte), und indisch-mythologischen Albernheiten, wahrscheinlich als scharfsinnigen Versuch, wie weit man es in solchen Dingen bringen kann. Endlich ist Ruben = der Stier, Simon und Levi = die Zwillinge, welche jenen fortjagen, oder tödten; Juda = Löwe (Sommer); Sebulun = Krebs, welcher die Sonne (Uran, Lichtgott) entmannt; Dina = Jungfrau (doch nur ehe sie spazieren ging!); Isachar (der beinerne Esel, Symbol der Fruchtbarkeit!) = Wage (Getreide spendend); Dan = Scorpion (Zeit der Insecten und Krankheiten); Gad = Schütze, Centaur, stets gerüstet; jagt den Thierkreis herum (?), gehört zu Asser = Widder, weil Bock und Widder in einem Zeichen wohnen (man lese S. 309!); Naphthali = Wassermann (für die Winter-Sonnenwende); Manasse und Ephraim = Fische (Fruchtbarkeit), Söhne des Mehrers; Benjamin = Widder oder Hundstern u. f. w. — Wir geben zu, das manche Combination hier recht gut ist; aber schwerlich wird es dem Vf. gelingen, darum die Urgeschichte Israels aus dem Sattel zu heben. Eins möchte indess doch der Mühe werth seyn, zu untersuchen, nämlich, ob nicht die an sich sehr einfache Geschichte wirklich *gleichzeitig* als astronomischer Typus gedient habe, was allerdings denkbar wäre, und manche Zahlenschwierigkeit heben würde. Dann müfste aber jede Einzelheit ohne so viel Mummerey sich aus der Sachkunde selbst erklären lassen!

Z. Z.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J A N U A R 1 8 3 9.

## J U R I S P R U D E N Z.

**BRAUNSCHWEIG, b. Leibrock:** *Zeitschrift für Landwirthschaftsrecht.* Im Verein mit mehreren Gelehrten herausgegeben von *J. Scholz* dem Dritten, Oberappellations- u. Landesgerichts- Procurator zu Wolfenbüttel. Ersten Bandes erstes Heft, enthaltend *das Gartenrecht*, von *J. Scholz* dem Dritten. 1837. XVI u. 112 S. (16 gr.) Zweytes Heft, enthaltend: *Ueber Abfindung von deutschen Bauergütern*, sowohl im Allgemeinen, als mit Berücksichtigung der Gesetzgebung mehrerer deutscher Staaten. 1838. VIII u. 143 S. gr. 8. (à 16 gr.)

Der Herausgeber dieser Zeitschrift ward in den letzten Jahren durch mehrere literarische Unternehmungen dem juristischen Publicum bekannt. Ueber drey Decennien hinaus ausübender Rechtsgelehrter zu Wolfenbüttel in einer sehr bedeutenden Praxis, hält er die gesammelten Früchte reif genug, um sie den Zeitgenossen mitzuthellen. So erhielten wir von ihm eine Schrift: *Die Intestaterbrechte der Ehegatten auf deutschen Bauergütern, mit einer Vorrede zur Runde.* Braunschweig, 1837; so hat er in der von ihm redigirten neuen Folge eines *juristischen Magazins*, Bd. I. II. Braunschweig, 1837, neben dem bürgerlichen und peinlichen Rechte auch besonders das Bauernrecht in den Kreis der Behandlung gezogen. Diese Richtung seiner Studien bestimmte ihn, die gegenwärtige Zeitschrift anzulegen. Sie beginnt mit der Darstellung des *Gartenrechts*. Das Schäfererecht, welches der Vf. in einem eigenen Werke (Jen. A. L. Z. 1838. No. 103) behandelt hat, sollte in diesen Heften mit aufgenommen werden; da es aber zu voluminös ausfiel, so wurde es besonders edirt. Abhandlungen über das Baurecht, über Annahme und Rückgabe von Pachtgütern, über mehrere Gegenstände der landwirthschaftlichen Rechtskunde liegen bey dem Herausgeber bereit. In jedem Jahre sollen drey Hefte, jedes zu acht bis zehn Bogen, erscheinen, und einen Band bilden. Hr. S. hat die Redaction übernommen. Als Unterstützer und Theilnehmer werden genannt: *GR. Mittermaier* zu Heidelberg, *Advocat Gans* in Celle, *Kreisgerichtsassessor Dr. Liebe* in Braunschweig, *Hofgerichtsadvocaten Bopp* und *Röhl* in Darmstadt, *Gerichtsdirector Dr. Demme* in Altenburg, *Obergerichtsassessor Jäger* in Marburg. Mehrere werden hinzutreten. Der Herausg. nimmt (Heft I. Vorr. S. XI) in seinem Plane Alles auf, was *J. A. L. Z.* 1839. *Erster Band.*

in diesem Zweige die Rechtskunde, direct oder indirect, zu ihrem Gebiete zieht; doch will er zugleich die rechtliche Seite landwirthschaftlicher Einrichtungen ins Auge fassen. Er will Geschäftsmännern und Allen, welche Recht nehmen, oder nach Rechtsbelehrung fragen. Befriedigung, ja Gelegenheit zum Austausch der Ideen gewähren. Er berichtet, der in seinem Verdienst um die Rechtspflege in den Guelfischen Landen verewigte *Hagemann* habe eine Zeitschrift für Landwirthschaftsrecht gründen, ihm, Hr. S., die Redaction übertragen wollen. Eine Aufgabe, die er damals abgelehnt habe, versuche er jetzt zu lösen. Viel noch gebe es für die Wissenschaft hier zu thun; denn weder genügend, noch heilsam habe die Gesetzgebung fortgewirkt, während die Landwirthschaft eine neue Bahn gebrochen, und auch die Literatur beharre seit *Hagemanns* noch immer vorzüglichem Werke (Handbuch des Landwirthschaftsrechts, Hannover, 1807) in einem fast unbegreiflichen Stillstande. Das Institut, welches Hr. S. eröffnen solle, in der Sphäre des gemeinen Rechts sich haltend, das besondere Recht einzelner deutscher Bundeslande nicht ausschließen. Auch geschichtlich-theoretische Abhandlungen nehme er auf, sofern sie die in den großen Fortschritten der Landwirthschaft herangebildete neue Praxis erläutern können.

Rec. wäre nun mit diesem Plane der Zeitschrift vollkommen einverstanden, wenn Hr. S. in den gelieferten Monographien nicht einen Weg eingeschlagen hätte, der schon (Heft II. Vorrede S. IV) eine Rüge zur Folge gehabt hat. Wenn Hr. S. weniger für die Theorie, mehr für die Praxis Mittheilungen liefern will; wenn er der Meinung ist, man müsse Alles nehmen, was er, der Kundige, darbiete, ohne es mit dem theoretischen Masse streng zu messen; wenn er zur Vertheidigung dieses bemerkt, im Leben, an der Barre der Advocaten offenbaren sich andere Bedürfnisse, als auf dem Katheder: so muß Rec. bekennen, daß er diese Sprache nicht führen würde. Ein Schriftsteller in der Jurisprudenz soll immer als Mann der Wissenschaft sich zeigen, und selbst das landwirthschaftliche Gewerbe muß wissenschaftlich, rationell betrieben werden. „Für mechanisch angelebte Landwirthe, sagt ein neuerer Schriftsteller, giebt es keine wissenschaftlichen Standpuncte und Bücher; .. sie behalten den Leisten des Handwerks in der Hand, dem sie angehören.“ Daher würde Rec., in des Vfs. Stelle, bey den verhandelten Gegenständen einzig die Seite des Rechts hervorheben, oder, wie *Hagemann* treffend sagt, genau in den vorzu-

zeichnenden Grenzen der Rechtskunde sich halten, jede Ueberschreitung in die Gebiete der Oekonomie, der Technologie und Naturwissenschaften vermeiden. Dem wissenschaftlichen Juristen und Oekonomen wäre eine neue Auflage des Handbuchs von *Hagemann* erwünschter gewesen, in welcher die seit dessen erstem Erscheinen erschienenen Monographien, Rechtsfälle und die in Journalen zerstreut liegende Literatur, die keinesweges so dürftig ist, als Hr. S. vorgiebt, benutzt wäre. Der verstorbene *Hagemann* hatte, wie Rec., einem vertrauten Freunde desselben, bekannt ist, schon selbst dazu gesammelt, und es wäre zu wünschen, daß dessen als Justizrath im Hannoverschen angestellter Sohn diese Sammlung, mit dem reichen Schatz eigener Kenntnisse vermehrt, in einer neuen Ausgabe des väterlichen Werkes dem Publicum mittheilte. Es ist eine solche Bearbeitung durch *Schillings* Landwirthschaftsrecht der deutschen Bundesstaaten, dessen Plan, wie uns aufgefallen ist, der Vf. nicht einmal erwähnt, auch keinesweges überflüssig geworden. Hr. *Schilling* hat bloß die Provinzial-Gesetzgebungen im Auge; im *Hagemann'schen* Werke ist aber das gemeine Recht die Grundlage.

Rec. wendet sich nun zu dem ersten Hefte der Zeitschrift, welche eine Abhandlung über das Gartenrecht, vom Herausgeber, enthält. Die in der Vorrede mitgetheilte Ankündigung hatte versprochen, daß die, für die Zeitschrift geeigneten Beyträge höchstens zwey bis drey Bogen füllen dürften; hierdurch schien die Regel der Mannichfaltigkeit gesichert. Allein man sieht, daß sie gar nicht beachtet wird. Die Anordnung ist folgende. I. Gärten. Begriff und Arten. II. Geschichte der Gärten. III. Gartenrecht. Begriff und Entscheidungsquellen. S. 12. 13. IV. Erfordernisse in der Anlegung. Wer kann sie anlegen? S. 14. Hindernisse der Anlage und deren Beseitigung, in Hinsicht auf die Polizey-, Jagd- und Hude-Berechtigungen, Servituten, Zehnt und Zins-Recht. S. 16 — 23. V. Befriedigung der Gärten. Häge- und Hecken-Recht im Allgemeinen. S. 25 — 28. Besondere Arten von Hecken, deren Grenzen, Höhe, Cultur — Nothwendige Servitut. S. 29 — 41. b) Planken, S. 41 — 45. c) Stackete, Mauern, Zäune, Gräben. S. 45 — 51. — Gemeinschaftliche Regeln bey Behägungen. S. 53. VI. Rechte in der Cultur der Gärten (mit Unterabtheilungen von Gartenfrüchten, Bäumen, Lauben, Geländen, Mistgruben, Brunnen, Keller), S. 54 — 71. Schadenersatz durch Einsteigen u. s. w. VII. Mittel, nachtheilige Anlagen zu hemmen, S. 84. VIII. Garteninventarien, Gartentaxen u. s. w. S. 85 — 96. IX. Verpachtung der Gärten, S. 97 — 102. — Hr. S. beginnt §. 1 mit einer Bestimmung des Begriffs Garten. Hier würden wir den Gegenstand sogleich mehr von der historischen Seite betrachtet haben. Dies that schon *Engau*, welcher die gewis praktische Definition giebt: *hortos nominare licebit loca frugifera, quae ab animalium pascura communi sunt immunita et propterea sepe quadam circumdari possunt* (Tractat vom Gartenrecht,

Sect. 1. §. 43). Daher wird von älteren Rechtslehrern Garten- oder Zaun-Recht für gleichbedeutend genommen. (*Fritsch de jure hortorum*, §. 28. *Hagemann* Erörterungen, Th. 1. N. 34). Dieses Gartenrecht kommt vorzüglich bey der Frage der Zehntpflichtigkeit vor, da letzte ein Hinderniß bey der Anlage eines Gartens ist (*Eichhorn d. G. R.* 2te Ausg. §. 254), und möchte von diesem Standpuncte aus die vom Vf. gezogene Schlussfolge über Immunität der Gärten zu berichtigen seyn. Zu unbestimmt möchte man den Ausdruck finden, daß Freyheit von Hude, Trift, Wegen, Zehnten, Jagd in den Begriff eines Gartens mit aufgenommen werden müsse, wie Hr. S. will; denn auch der Krautzehnten, welcher von Gartenfrüchten entrichtet wird, ist doch in der Regel eine Gattung, nicht eines unbestimmt ertheilten, sondern des ordentlichen allgemeinen Zehntrechts. Es läßt sich also nur behaupten, daß auf zehntpflichtigem Lande, ohne vorangegangenen Vertrag mit dem Zehntherrn, Gärten nicht angelegt werden dürfen. So oft daher das Gartenrecht eines neuerlich umzäunten zehntpflichtigen Grundstücks von dessen Eigenthümer gegen den Jagd- oder Zehnt-Herrn behauptet wird, muß die Einwilligung des Letzten nachgewiesen werden. Daß die Beweislast demselben obliege, kann nicht so allgemein angenommen werden, als Hr. S. will; selbst die von *Hagemann* L. W. R. §. 135 und dem dort angeführten *Pufendorf* gemachten Bemerkungen müssen warnen, hier zu schnell eine Regel zu bilden. *Hagemann*, einfacher, als der Vf., nahm an, daß Gärten theils zum Anbau verschiedener Gewächse, theils zur Annehmlichkeit bestimmt seyen; er erkannte also den gemischten Zweck des Nutzens und des Vergnügens. In diesem Begriffe dürfte der Obst- und Gemüse-Garten schon enthalten seyn; der Biengarten, wie der Vf. den Ausdruck wählt, ist nur ein Bienenzaun, eine Immenstelle, wie *Hagemann*, Erörterungen II. S. 91, lehrt, und der vom Vf. hier gezogene Thiergarten, fällt mehr dem Forst- und Jagd-Recht zu. Der Vf. unterscheidet auch noch zwischen Land- und Stadt-Gärten, eine Unterscheidung, die zu weit führt, wenn man annimmt, daß das Landwirthschaftsrecht überhaupt die eigenthümlichen Beziehungen darlege, in welchen die Grundsätze des Rechts zu den Verhältnissen stehen, die aus der Bewirthschaftung größerer Landgüter, wie kleinerer Stellen entspringe. Wir möchten diese Verhältnisse, mit *Schilling* (S. 382), auf Feldbau, Wiesenbau, Obst- und Garten-Bau für ökonomische Nutzung restringiren. Dann wäre auch ein so weites Zurückschreiten in der Geschichte der Gärten nicht nöthig gewesen. Denn von einem landwirthschaftlichen Gartenbau in Deutschland weiß die ältere und mittlere Geschichte nichts; jene *horti silvestres enutriendis apibus adcommodati* (S. 5) sind nicht Gärten, sondern nur *loca conscripta*, um die Bienenstöcke aufzustellen, und die Anlagen zu Passau u. s. w. sind Kunstwerke, an welchen die Landwirthschaft keinen Theil hat. Rec. glaubt, daß *Hagemann* in das Kapitel seines Landwirthschaftsrechts von den

**Gärten** (§. 135 ff.) bey Weitem genug Material für die richtige Bestimmung des Begriffs aufgenommen hat. Alles, was Hr. S. sonst beybringt, um den Begriff, um das Wesen des Gartenrechts zu deduciren, sind allgemeine Rechtsverhältnisse, welche in dem Theile des Privatrechts von den Sachen vorkommen, und auf die Disposition über einen zum Garten bestimmten Ort angewendet werden. Da nun aber in der Rechtslehre von den Gärten nur diejenigen Momente vorkommen sollten, welche zur specifischen Construction des Begriffes vom Gartenrecht logisch und juristisch nothwendig bleiben, weil sie in dem Begriffe selbst enthalten sind: so dürfen in den letzten keine Merkmale aufgenommen werden, welche in demselben unmittelbar nicht liegen, sondern in eine generale Sphäre des allgemeinen Rechtssystems gehören. Es ist daher wohl aus weiser Absicht geschehen, daß deutsche Reichsgesetze der früheren, deutsche Territorialgesetze der späteren Zeit das Gartenrecht wenig oder gar nicht berühren. Alle die Gesetze, deren Hr. S. erwähnt, von dem *Capitulare de villis* bis auf die Gartengeschwornen Ordnung der Stadt Braunschweig, betreffen „Pflugland und Gartenland“ d. h. Ackerland, auf welchem Gartengewächse und Gemüse gebaut werden, ohne sich auf den förmlichen Unterschied von Gärten einzulassen. — Auch der weite Abschnitt (§. 9—16) verliert das Specifische eines Garten aus dem Auge, und muß darum als verfehlt erscheinen. Da jede Anlage, welche in polizeylicher oder in rechtlicher Beziehung den Gesetzen widerstreitet, vom Staate reprobirt wird, so kann die Polizeybehörde, der Richter, in jedem einzelnen Falle die Ausführung einer Gartenanlage mit Erfolg hemmen. Es möchten daher die vom Vf. §. 11 vorgeschlagenen Rechtsmittel fruchtlos angewendet werden, und so wenig polizeywidrig angelegte Gärten, als andere gemeinschädliche Vorrichtungen schützen können. Jagd, Hutung, Zehntzug werden jedes in seiner Weise Kraft bewähren, neue Vorrichtungen aller Art zu hindern, welche die Ausübung dieser Rechte hemmen können, so lange dieselben in der Verfassung eines Landes bestehen. Umsonst will der Vf. der Jagd die ihr zustehende Berechtigung schmälern; so lange wir nicht vermeinten liberalen Ideen, sondern dem positiven Rechte folgen, werden seine Allegationen von den Stimmen der Rechtslehrer, die er selbst anführt, überwogen. Auch die Anwendung des Grundsatzes: *Quod mihi non nocet, alteri vero prodest* (§. 14) nimmt eine zu uncivilisirte Richtung. Ueberhaupt sind die §§. 11—14 nicht im Geiste der Wissenschaft, sondern in der Stellung eines Advocaten geschrieben, welcher den Eigenthümer einer neuen Gartenanlage, deren Zulässigkeit bestritten wird, vor Gericht vertreten soll. Ein Gleiches gilt von §. 15. 16. Sie enthalten Bekanntes; nicht um eine Meinung zu begründen, sondern um der geübten Feder eines Consulanten Stoff zum Schreiben, zum Sprechen vor Gericht zu geben. Abschn. V. §. 17—33 liefert einen Beweis, daß auch hier der Stoff des Gegenstandes viel zu weit gefaßt sey. Die Lehre von der Befriedigung, der Verzäunung der Grundstücke

gehört in den allgemeinen Theil des Landwirthschaftsrechts, und ist nichts dem Gartenrecht Specielles.

Wir gehen zum zweyten Hefte, welches über *Abfindungen von deutschen Bauerngütern* handelt. Der Herausgeber erklärt in einem Vorwort, wie er aufgefodert sey, vorläufig die Hefte seiner Zeitschrift einzelnen ausführlicheren Abhandlungen zu öffnen, und so treten die übrigen Mitarbeiter, wie wir bedauern, einstweilen zurück, und der frey waltende Geist der Journalistik cessirt. — Der Vf. hat diese Abhandlung nach dem nämlichen äußeren Typus gebildet, wie die im ersten Hefte. Im ersten Theile erhalten wir: Geschichte und Natur der Bauergüter und der Abfindungen I. §. 1. Entstehung der Bauergüter II. §. 2. Stellung derselben im Staate. III. Verschiedene Arten der Bauergüter §. 3—5. IV. Zubehörungen und Pertinentien der Kolonialgüter §. 6. 7. V. Auf welche Höfe ist das Bauernrecht anzuwenden? §. 8. VI. Begriff der Abfindungen §. 9. VII. Geschichte und Grund des bäuerlichen Rechts. §. 10—13. VIII. Verhältniß der gemeinrechtlichen Grundsätze des Erbrechts, zu den bauerrechtlichen. §. 14. In dem zweyten oder angewandten Theil I. Anfallsarten der Erbschaft. §. 15—29 b. II. Was ist Gegenstand der Abfindungen? §. 30—35. III. Welche Personen sind zu der Abfindung berufen? §. 36—42 a. IV. Unter welchem Titel erfolgen die Abfindungen? §. 43—48 a. V. Zahlungsact und Zahlungszeit §. 49—59. VI. Bererbung des Anerben und der Abfindlinge. §. 60. VII. Wie gehen Abfindungen verloren. §. 61—63. VIII. Welchen Rang behaupten die Abfindungen im Concur? §. 64. IX. Bemerkungen über die wegen der Abfindung zustehenden Klagen. §. 65—69.

Im Gänzen müssen wir die Behandlung der in diesem zweyten Hefte entwickelten Materie für gelungener erklären, als die des ersten Hefts, und dem mühevollen Eifer dankend anerkennen, mit welchem der Vf. diese Monographie, wie er sie nennt, aus den bekannten Materialien zusammengestellt hat. Die historische Grundlage, welche der Vf. im allgemeinen Theil dem Werke gegeben hat, billigen wir, doch hätte diese rechtsgeschichtliche Entwickelung mehr concentrirt werden können. Die Vergleichung unserer Meyerverfassung mit der *Walter Scottschen* grellen Schilderung des Schottischen Rechts will uns nicht zusetzen, und wir müssen leugnen, daß diese unsere Meyerverfassung, besonders wie sie in den nördlichen Provinzen Deutschlands besteht, den Trümmern einer alten Ritterburg vergleichbar sey. Sie ist vielmehr eines der wohlthätigsten Institute, dessen Wirkungen gerade im Braunschweigschen, wo der Vf. lebt, den Landmann zu einem Wohlstande erhoben haben, der theilweise sinken wird, wenn das von einer industriellen Zeit erfundene Ablösungswerk das Ganze der Colonate einst verschlungen hat. Was der Vf. über die eigenthümlichen politischen Verhältnisse der Bauern sagt, ist zu fragmentarisch; die einzelnen Notizen, welche er aus der deutschen Staats- und Rechts-Geschichte hervorhebt, durchdringen das Ganze zu wenig. Da der Vf. selbst sagt, daß er

weder in der Theorie noch in der Geschichte des von ihm dargestellten Rechtsinstituts neue Ansichten finden, sondern bloß der Praxis, der Anwendung desselben im täglichen Leben der Bauern dienen wolle, so kann auch gefodert werden, daß er nur das Reipraktische der Erbfolge in Bauerngüter darstelle, und würden wir in seiner Stelle mit einer Entwicklung des Begriffs von Abfindungen begonnen haben. Hiebey mußte dann von der Bemerkung ausgegangen werden, wie die Erbfolge deutscher Bauerngüter auf dem eigenthümlichen Princip beruhe, daß sie untheilbar seyen, daß folglich den Miterben des Annehmers aus dem Bauergute selbst keine Civitheile, sondern eine Abfindung zukomme, bey deren Bestimmung die Lage des Annehmers, unter Mitwirkung der Obrigkeit und der Gutsherrschaft, begünstigt werde. Hier wären dann die Folgerungen leicht angeknüpft, daß Particulargesetze und Gewohnheiten den Maafstab der Abfindungen bestimmen, daß diese oft nach der Größe des vorhandenen Allodium so berechnet werden, daß der Annehmer das Gut, die untrennbaren Pertinenzen, ganz frey behalte.

Es würde zu weit führen, die einzelnen Kapitel einzeln durchzugehen. Viele der wichtigsten Schriftsteller sind benutzt und angeführt. Bey manchen Sätzen hätte können die Literatur noch vollständiger benutzt werden, so z. B. bey der Frage über die Verbindlichkeit der Zinszahlung, die Bezugnahme auf *Thibault's* mit überwiegenden Gründen entwickelte Interpretation der Regel: *dies interpellat pro homine* im Archiv Th. 6. S. 45.

Papier und Druck sind zu loben.

R—Z.

### SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT a. M., b. Sauerländer: *J. F. Coopers sämtliche Werke*. 1838. 118—126tes Bdchen. *Die Heimfahrt oder die Jagd*. Seeroman von *James Fenimore Cooper*. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. *C. F. Nietsch*. Erster Theil. 312 S. 121—123 Bdchn. Zweyter Thl. 342 S. Dritter Thl. 124—126 Bdchn. 362 S. 16. (1 Thlr.)

Ein Seeroman heist die Erzählung mit vollem Recht, denn sie trägt sich gänzlich auf der See zu. Ein tüchtiger Schiffscapitän nimmt auf seinem Paketboot eine Familie Effingham ein, die in die vereinigten Staaten, ihre Heimath, zurückkehrt. Sie besteht aus zwey Brüdern, deren einer Vater eines liebenswürdigen Mädchen ist, ihrer Gouvernante und zwey Dienerinnen. Effingham, ein Sir Templeton, zwey Herrn Blunt und Sharp und ein Herr Dodge nehmen die ersten Kajüten ein. In den zweyten Raum befindet sich ein junges Ehepaar, das angeblich von einer englischen Corvette, der Shaum, das angeblich von einer englischen Corvette, der Shaum, verfolgt wird. Die Jagd dieser Corvette auf das Pa-

ketboot ist der durchlaufende Faden. Diefs kommt mit seinen Passagieren in harte Bedrängniß, erleidet Sturm, wird an die afrikanische Küste verichlagen, wo es mit räuberischen Barbaren zu kämpfen hat, ein gestrandetes dänisches Schiff verieht es mit Nothmasten, und so gelangt es endlich im Hafen von Neuyork an, wo es mit dem verfolgenden Schaum zusammentrifft, der nun nicht das den Lesern unsichtbar geliebene Ehepaar aufnimmt, sondern den falschen Templeton, der aus Sucht zu glänzen, einen Cassendiebstahl beging, und sich einen Namen beylegt, der den bisher genannten Sharp mit Recht zukömmt. Wie er aus Laune, hatte Mr. Powis den seinigen in Blunt, dem Anschein nach, aus einer wohlgegründeten Ursach verändert, auch ihn nimmt der Capitän der Corvette als Gefangenen mit, es geschieht jedoch auf eine so schonende Weise, daß kein Verdacht entstehen kann, er habe sich einer entehrenden Handlung schuldig gemacht. Wahrscheinlich bestand sein Vergehen in politischen Meinungen, die von denen der herrschenden Partey abwichen. Miss Eva Effingham, welche bereits Herrn Powis in England kannte, erwiedert verschämt seine nicht ausgesprochene Neigung. Ob sie das Schicksal begünstigt, wird die Fortsetzung der Geschichte lehren, die nicht lange ausbleiben möge.

Der Vf. nimmt Gelegenheit einige Angewohnheiten und Thorheiten der Engländer sowohl in ihren als gesetzlich angenommenen Zuständen, als in gesellschaftlichen Bräuchen, zu rügen. Schärfer jedoch verfährt er mit den eigenen Landsleuten, deren Gewinnfucht und hochmüthiger Eitelkeit, die alles bey sich besser findet, als in der alten Welt, er unverholen tadelt. Der Herr *Stedfest Dodge* ist ein Repräsentant einer in Amerika gewifs heimischen Gattung, und dabey hat er so viel individuelle Züge, daß man kaum sich des Gedankens erwehren kann, es sey ein bestimmter Hinz oder Kunz darunter gemeint. Er ist ein schmeicheln-der Höfing des Volks, er hat den Instinct, zugleich mit der herrschenden Partey die Meinung zu ändern, er ist klüger in seinem Urtheil, als alle Anderen, läßt sich das dümmste Zeug von den europäischen Zuständen aufbinden, sieht alles durch ein, die Gestalt und Farbe verunzierendes, unrichtig wiedergebendes Glas, und ist unverschämt genug, seine albernern lügenhaften Reisebemerkungen als unumstößliche Wahrheiten zu veröffentlichen.

Nicht allein die nautischen Ausdrücke, sondern auch das Warum und Wozu der Manöver, der Bestandtheile des Schiffs, die Obliegenheiten der Mannschaft sind erklärt, so daß die Erzählung auch als eine Art von Lehrbuch zu betrachten ist, welches diefs Verdienst hauptsächlich der Bemühung des Uebersetzers verdankt, der in jeder Hinsicht selbst strengen Anforderungen Genüge leistete.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J A N U A R 1 8 3 9.

## C H E M I E.

BERLIN, in der Sander'schen Buchhandlung (Reimer): *Technische Chemie der nützlichsten Metalle für Jedermann.* Von Dr. F. F. Runge, außerordentlichem Professor der Technologie an der Universität zu Breslau. Erste Abtheilung, enthaltend Zink, Kadmium, Mangan, Chrom, Wismuth, Antimon und Arsenik, mit 142 im Texte befindlichen Tafeln, worauf die chemischen Verbindungen in Natur dargestellt sind. 1838. VI u. 311 S. 8. (3 Thlr.)

Unter denjenigen chemischen Naturforschern, welche sich vorzugsweise mit Chemie in Beziehung auf Künste und Gewerbe nicht allein praktisch beschäftigt, sondern auch eigenthümliche Werke hierüber ausgearbeitet haben, ist es besonders der Vf. des vorliegenden Buches, welcher sich in neuerer Zeit durch mehrere Lehrbücher der angewandten Chemie bereits einen ruhmvollen Namen erworben hat. Als Rec. desselben „*Einleitung in die technische Chemie für Jedermann*“ in diesen Blättern (1838. No. 94 u. 95) beurtheilte, sprach er zugleich den Wunsch aus, daß der Vf. sein gegebenes Wort hinsichtlich einer gleichen Bearbeitung der schweren Metalle lösen möchte. In vorliegendem Buche wird ein Theil des Versprechens erfüllt, indem der Vf. die auf dem Titel genannten Metalle nach ihren verschiedenen Eigenschaften und Anwendungen sowohl in ihrem reinen Zustande, als auch in ihrer Verbindung mit anderen Substanzen beschreibt, und durch viele im Text befindliche Muster in Natur versinnlicht. Zufolge der Vorrede ist dieses Buch die erste Abtheilung des zweyten Bandes jener *Einleitung*. In letzter wurden nämlich die nicht metallischen Stoffe und die Metalle der Alkalien und alkalischen Erden, in dieser werden das Zink, Kadmium, Mangan, Chrom, Wismuth, Antimon und Arsenik beschrieben. Rec. will auch diesmal dem Vf. in seiner Aufstellung der Metalle und ihrer Verbindungen folgen.

*Zink und seine Verbindungen.* Das Vorkommen des Zinkes in mehreren Erzen, die Gewinnung desselben im Großen und, da bey dieser Operation kein reines Educt gewonnen wird, die Reinigung desselben für chemische Zwecke und die Auffindung der Beymengen werden zuerst beschrieben; dann bemerkt der Vf., daß die Gegenwart des Eisens, wenn die Menge desselben nicht zu groß ist, bey vielen technischen Zwecken nicht berücksichtigt zu werden brauche. Die Eigenschaft des Zinkes, sich in gewisser Temperatur strecken zu lassen, sein geringes specifisches Gewicht und sein niedriger Preis führt ihn auf die Anwendung desselben zum Dachdecken und Auslegen feuchter Räume, wobey er auf den Unterschied zwischen der Bleydeckung aufmerksam macht, jedoch aber auch bemerkt, daß das Zink sich in der Wärme bedeutend ausdehne, was besonders bey der Dachdeckung zu berücksichtigen sey, und eben dieser Eigenschaft wegen nicht zu Apparaten verwendet werden könne, die mit heißen Dämpfen oder Flüssigkeiten in Berührung kommen, wenn diese auch selbst nicht chemisch auf das Zink wirken. Wegen der kleinen stöchiometrischen Zahl des Zinkes und seines geringen Preises empfiehlt er es zum Reduciren vieler Metalloxyde aus ihren Auflösungen in Säuren. Hierauf erörtert er den basischen Charakter des Zinkes, wenn dieses mit einem anderen Metall und einer Säure in Berührung kommt, und letztes deshalb nicht eher von der Säure angegriffen wird, bis das Zink vollständig gelöst ist, insofern das andere Metall keine Verbindung mit Wasserstoff bildet. Durch eigene Versuche hat er sich jedoch überzeugt, daß das Zink nicht die Eigenschaft habe, das Eisen in Gegenwart von Luft und Feuchtigkeit gegen Rost zu schützen, obgleich unter diesen Umständen ersteres bey Gegenwart von Eisen schneller zertört wird, weshalb man sich bey dem Decken mit Zink nur Nägel von demselben Metall bedienen dürfe. Hieraus ersieht man auch, warum die mit Eisenblech und Zinknägeln beschlagenen Schiffe den Erwartungen nicht entsprochen haben, da der im Seewasser befindliche Theil des Eisenbleches zwar nicht von diesem angegriffen wurde, der mit der Luft in Berührung stehende jedoch rostete. Da das Zink auch andere Metalle gegen die Oxydation und Lösung schützt, so hatte man vorgeschlagen, kupferne Kessel inwendig mit einem Stück angelöthetem Zink zu versehen; der Vf. warnt aber mit Recht gegen dieses auf solche Weise angebrachte Schutzmittel, da man nun Zinksalze in Lösung bringen könne, und um so mehr, da das mit Kupfer in Berührung stehende Zink aus denselben Gründen, wie sie schon oben erwähnt worden sind, sich um so leichter löse, wie er auch später durch Versuche zeigt. Der Vf. giebt einen Vorschlag, durch außerhalb des Kessels angebrachtes Zink das Kupfer gegen die Oxydation zu schützen. Weil das Zink verschiedene Metalle reducirt, so hat man diese Eigenschaft im Kleinen benutzt, um auf Zink mit Metalllösungen zu schreiben:

J. A. L. Z. 1839. *Erster Band.*

der Vf. giebt an, daß man 5 Theile Kupfervitriol, sechs Theile Bleyzucker mit 16 Theilen Wasser behandeln und die von dem gebildeten schwefelsauren Bley getrennte Flüssigkeit mit zwey Theilen Salmiak vermischen, und mit dieser Lösung auf das Zinkblech schreiben soll; er bemerkt jedoch ferner, daß das Zinkblech, wenn es im Freyen z. B. in botanischen Gärten zu diesem Zweck benutzt würde, durch die Feuchtigkeit bald oxydirt und die Schrift undeutlich werde. Rec. stimmt in gewisser Beziehung aus eigenen Erfahrungen hiemit überein, hat aber doch die Beobachtung gemacht, daß dieser Uebelstand nicht immer eintritt. Wurden nämlich die Zinkbleche durch Salpetersäure gereinigt, so hatten sie nach Verlauf eines Vierteljahres die reine metallische Oberfläche beygehalten, während die mit Salzsäure, Schwefelsäure oder nur mit Sand gereinigten Zinkbleche in derselben Zeit und an demselben Standorte auf ihrer Oberfläche sich oxydirt hatten. Das Zink wird wahrscheinlich durch die Salpetersäure negativ elektrisch, und kann vielleicht in diesem Zustande längere Zeit bleiben. — Der Vf. geht sodann zu dem Verfahren über, Zink zu verkupfern, und erörtert seine weitere Anwendung, wobey er aufmerksam macht, daß seiner verbreiteteren Verwendung die Eigenschaft entgegenstehe, sich nicht allein in Säuren, sondern auch in Alkalien, Salzlösungen und Oel zu lösen; besonders hebt er hervor, daß bey seiner Verwendung zum Dachdecken vermöge der Anziehung zur atmosphärischen Elektrizität zugleich sehr sorgfältig verfertigte Blitzableiter angebracht werden müssen.

**Zinkoxyde:** Der Darstellung des Zinkoxydes, welches auf Taf. 1 angebracht ist, sowohl auf trockenem als auf nassem Wege, welches zur Malerey und Verdünnung von Porcellanfarben empfohlen wird, folgt eine Methode, den Gehalt an reinem Zink oder Zinkoxyd in kohlensaurem Zinkoxyd oder in der Zinkasche mittelst der im ersten Band erwähnten Marmorprobe zu bestimmen, wofür auch eine Tabelle beygegeben ist; auf Tafel 2 ist das Zinkoxydhydrat angebracht. Von den Verbindungen des Zinkoxydes mit Säuren sind das kohlensaure, schwefelsaure und salpetersaure Zinkoxyd aufgeführt. Das kohlensaure Zinkoxyd, welches auf Taf. 3 in Natur beygegeben ist, wird in der Malerey nur als Wasserfarbe gebraucht, wenn es dem Zwecke entsprechen soll. Das schwefelsaure Zinkoxyd wird nach seiner Bildung, Gewinnung im Großen, Verunreinigung mit anderen Metallialzen, Entfernung derselben und Darstellung zu medicinischen Zwecken erörtert; mit Recht warnt der Vf. gegen seine Anwendung bey dem Zuckerraffiniren. Das salpetersaure Zinkoxyd dient als Reservage bey der Indigblau-Färberey; der Erfolg ist auf Taf. 4 in Natur beygegeben. — Da das Zinkoxyd sich auch in Alkalien löst, und sich gegen diese wie eine Säure verhält, so widmet der Vf. der Verbindung desselben mit Kali, welche er zinksaures Kali nennt, einen eigenen Artikel, in welchem er auch auf eine einfache Methode der Auffindung des Arseniks in organischen Stoffen mittelst der genannten Verbindung aufmerk-

sam macht. — Das Zinksuboxyd wird nach seiner Bildung erwähnt und da die mit dieser Oxydationsstufe überzogenen Zinkbleche einen Oelantrich sehr gut annehmen und festhalten, so empfiehlt der Vf. das so vorgerichtete Zinkblech zu Schildern an Häuser u. s. w., was, wie Rec. weiß, schon in mehreren Gegenden ausgeführt worden ist, und verdient, noch weiter verbreitet zu werden. — Das *Schwefelzink*, welches in der Natur als Blende vorkommt, ist sowohl im wasserfreyen als im hydratischen Zustand auf Taf. 5 und 6 dargestellt, findet jedoch keine Anwendung in der Technik, und hat bloß die merkwürdige Eigenschaft, das einzige weiße Schwefelmetall zu seyn. — Das *Chlorzink*, welches statt des salpetersauren Zinkoxydes in der Färberey als Reservage angewendet wird, ist auch zur Anfertigung eines Vogelleims vorge schlagen worden, wogegen der Vf. warnt, da es nicht lange dem Zwecke entspricht. Denn dieser löset sich in Wasser, und die Vögel werden durch das Chlorzink verunreinigt, was bey dem Genuß solcher Vögel zu Vergiftungen führen kann. Auch erwähnt zuletzt noch der Vf., in einem Volkskalender den Vorschlag gelesen zu haben, zinkene Gefäße für die Aufbewahrung der Milch anzuwenden, da letzte in ersten sich länger erhalte, und nicht so leicht säuere; gegen diese Anwendung aber warnt er, da man unschädliche Mittel zur Verhütung der Säuerung habe. Die gesundheitspolizeylichen Behörden sollten dergleichen Vorschläge entweder gar nicht in Volkschriften übergehen lassen, oder, wenn es geschehen ist, alsbald die Schädlichkeit derselben bekannt machen.

**Kadmium und seine Verbindungen:** Kommen wegen des hohen Preises bis jetzt nur wenig in Anwendung. Der Vf. empfiehlt dieses Metall, welches ein steter Begleiter des vorigen ist, wegen seiner geringeren Sprödigkeit und Löslichkeit in Säuren als Zusatz zum Neusilber. Das Kadmiumoxyd, sein Hydrat und das kohlensaure Kadmium sind auf Taf. 8, 9 und 10 dargestellt; sie haben kein technisches Interesse. Das schwefelsaure Kadmium ist zum Gelbfärben der Kattune empfohlen worden; der Vf. macht jedoch wegen des hohen Preises und der Ungleichförmigkeit der damit gefärbten Zeuge Einwendungen. Die Verbindung des Kadmiums mit Schwefel ist die einzige, welche eine größere technische Anwendung gefunden hat; diese schöne gelbe Verbindung ist auf Taf. 11 beygelegt und als Farbe in den Fällen empfohlen worden, wo der Einfluß schwefelhaltiger Dämpfe auf die chromsauren Bleyoxyde eine Veränderung der Farbe befürchten läßt. Der Vf. entwickelt hierauf die Gründe, die ihn gegen die anderweite Anwendung desselben bestimmen, und empfiehlt für die Fälle, wo man durchaus kein Bley in der Farbe haben wolle, das auf S. 140 in Natur dargestellte chromsaure Zinkoxyd zu gebrauchen.

**Mangan und seine Verbindungen.** Die in der Natur am meisten vorkommende Manganverbindung ist der Braunstein, welcher in seinem Strichpulver auf Taf. 12 beygegeben ist. Da das reine Mangan für

die Technik kein Interesse hat, so wird nach kurzer Angabe der Darstellung desselben und seiner Eigenschaften zur Darstellung des Mangankupfers, welches mit Zink zusammengeschmolzen eine schöne, polirfähige nicht rostende Composition giebt, übergangen, und dann seine Verhältnisse zu dem Sauerstoff erörtert, mit welchem es sechs verschiedene Verbindungen bildet. — Das Manganoxydul, welches auf Tafel 13 beygegeben ist, wird bey dem Fällen seiner Salze an der Luft in Manganoxydhydrat Taf. 14 verändert, welche Eigenschaft der der Eisenoxydulfalze gleich, jedoch nicht die Wirkung für die Indigküpe zeigt, welche man aus diesem Verhalten erwartet, aber nicht im Großen bestätigt gefunden hat. Technische Anwendung haben die Manganoxydulfalze erhalten. Das kohlenfaure Manganoxydul, welches sich auch in der Natur findet, ist auf Taf. 15 auf künstlichem Wege dargestellt und zur Entfernung des Eisenchlorids aus der salzsauren Auflösung des Mangans vorgeschlagen worden; es wird auch eine Methode zur Manganbestimmung des kohlenfauren Manganoxyduls mittelst der Marmorplatte und eine Tabelle hierzu gegeben; auf Taf. 16 und 17 wird das Verhalten des kohlenfauren Manganoxyduls bey schwachem, aber langem und starkem, aber schnellem Erhitzen an der Luft gezeigt. Eine verbreitete Anwendung findet das schwefelsaure Manganoxydul, dessen Gewinnung als Nebenproduct bey der Chlorbereitung und Verhalten gegen Schwefelammonium auf Taf. 19 angegeben wird, wobey jedoch der Vf. hätte bemerken sollen, daß das Schwefelmanganhydrat sich im frischgefällten Zustande fleischfarben zeigt. Auf Taf. 20 und 21 wird das Verhalten des Kali gegen schwefelsaures Mangan bey Gegenwart von Luft gezeigt, und auf letzte Tafel der Einfluß dargestellt, welchen die mehrtägliche Einwirkung der Luft auf das nicht ausgewaschene Zeug äufsert, und in der Färberey vielfältig in Anwendung gebracht ist. Auf Taf. 22 wird die Wirkung gezeigt, welche der reine Kalk auf Manganvitriolauflösung bey Gegenwart von Luft äufsert. Dieser Niederschlag, welcher aus Manganoxydhydrat und Gyps besteht, wird von dem Vf. zum Häuseranstrich empfohlen, wozu er jedoch sehr mit weißer Farbe verdünnt werden muß. Hierauf wird die entfärbende und färbende Wirkung der verschiedenen Oxydationsstufen des Mangans bey der Glasmacherey erörtert. — Das Manganhyperoxyd ist auf Taf. 23 in seinem Strichpulver, und auf Taf. 24 in dem auf chemischen Wege dargestellten Zustand beygegeben, auf Taf. 25 wird die Veränderung gezeigt, die es bey dem Glühen erleidet. Dann geht der Vf. auf die Wirkung der Schwefelsäure und Salzsäure gegen Braunstein und auf die eigenthümlichen Stoffveränderungen über, welche organische Substanzen, z. B. Zucker, Stärke oder Gummi durch Schwefelsäure bey Gegenwart vor Braunstein und Wasser erleiden. Bey den angegebenen Gewichtsverhältnissen zur Bildung und der Darstellung der Ameisensäure darf man aber nicht, wie der Vf. angiebt, den Proceß in kleinen Blasen vornehmen, sondern in einer solchen, die wenigstens

eine halbe Ohm faßt, und aus dieser wird, nach den Rec. vielfältigen Erfahrungen, eine solche Gewichtsmenge der auf einander wirkenden Stoffe Gelegenheit haben, überzusteuern, wenn man nicht entweder die erste Einwirkung derselben in einem sehr geräumigen Fafs (welches mit einem gut passenden und mit kaltem Wasser gefüllten Kessel bedeckt werden kann, damit die flüchtigen Producte sich daran condensiren), vorgenommen, oder den Braunstein nur in Stücken von der Größe einer Erbse und etwas kleiner angewendet hat. Ferner wird die Wirkung des Braunsteins in Verbindung mit Schwefelsäure auf die Farbstoffe und dabey die Entfärbung der schwefelsauren Indiglösung durch Braunstein und eine Methode zur theilweisen Entfärbung des Palmöls angegeben. Durch das Verhalten der Salzsäure gegen Braunstein wird der Vf. zur Prüfung des künstlichen Braunstein auf seinen wirklichen Hyperoxydgehalt geführt, wozu er die *Duflos'sche* Methode angiebt. Diese Methode ist jedoch complicirter als diejenige, in welcher der Sauerstoffgehalt des Braunsteins, nachdem dieser mit schwacher Salpetersäure von kohlenfauren Salzen befreyt worden ist, durch die bey der gegenseitigen Einwirkung von Manganhyperoxyd, Oxalsäure, Schwefelsäure und Wasser sich bildende Kohlenäure bestimmt wird, die entweder aus dem Gewichtsverlust der Flüssigkeit oder durch Messung berechnet werden kann. Auf Taf. 27 ist das Manganhyperoxydhydrat dargestellt, dann wird die Wirkung des Braunsteins auf Glasflüsse und zuletzt die Vorschrift zur schwarzen Glasur angegeben. — Die beiden saueren Oxyde des Mangans, die Manganäure und Uebermanganäure, welche letzte füglich einen andern Namen, analog der oxydirten Chloräure, erhalten könnte, werden in einem Artikel abgehandelt, in demselben ihre Bildungs- und Zeretzungs-Weise und zugleich das Erkennen des Mangans in der Pottasche angegeben. Die Vorschläge, das manganfaure Kali zur Entfernung des Fuselöles im Brantwein und zum Zeichnen der Wäsche zu benutzen, verwirft der Vf., da sich im ersten Fall Sauerstoffäther bildet, wovon der Brantwein einen unangenehmen Geruch erhält, im andern Fall aber die gebildeten Schriftzüge durch salzsaures Zinn entfärbt werden können, er würde aber die Auflösung des manganfauren Kalis zum Tafeldruck vorschlagen, wenn ein Verdickungsmittel aufgefunden würde, durch welches sie nicht zerfetzt wird. — Das Manganoxyd, welches auf Tafel 50 dargestellt ist, besteht aus einem Mischungs-Gew. Manganoxydul und einem Misch. Gew. Manganhyperoxyd, wie auf Taf. 21 gezeigt wird, wo Manganhyperoxyd aufgetragen ist, welches durch Behandeln des Manganoxydes mit Salpetersäure gewonnen wurde. Dieses Oxyd empfiehlt der Vf. den Malern, da es die Eigenschaft hat, mit kalt gepresstem Leinöl sehr bald zu trocknen, und viel Körper zeigt. Da dieses Oxyd auch in der Natur als Manganit vorkommt, und oft zur Verfälschung des Braunsteins benutzt wird, dem es nicht zum Behufe der Chlorbereitung gleich zu schätzen ist, so giebt der Vf. auf

den Taf. 32 und 33 die Strichpulver beider Mineralien, die sich hierin schon bedeutend in Farbe unterscheiden; auf der Taf. 34 wird gezeigt, daß das jetzt so gebräuchliche Bister seine Farbe dem Manganoxydhydrat verdanke, und durch verschiedene Beizen, die auf das Zeug gedruckt werden, das Auftreten des Brauns theilweise verhindert werden kann, wie man auf dem Musterdruck 35 sieht. Das Manganoxydul auf Taf. 36 hat bloß für die Analyse Interesse und noch deshalb, weil es sich jedesmal beim Glühen der niedrigeren und höheren Oxydationsstufen des Mangans an der Luft bildet, und deshalb auch besonders letztes angewendet wird, wenn man die genannte Verbindung in Glasflüssen, wo der Manganoxydoxydul die amethystrothe Farbe bedingt, erhitzt. Hierauf giebt der Vf. ein erläuterndes Schema der Verbindungen des Mangans mit Sauerstoff und dieser unter einander auf S. 93, entwickelt dann die Gründe, warum das Hyperoxyd in den verschiedenen Processen, wo es gebraucht wird, den Vorzug verdiene, und widerlegt durch Berechnungen den Vorschlag eines französischen Chemikers, das Chlormangan durch Kalk zu zersetzen, und das erhaltene Manganoxydoxydul wieder statt des Braunsteins zur Chlorbereitung zu benutzen. Jeder wird sich leicht überzeugen, daß keine Kostenersparniß eintritt, sondern vielmehr die Kosten erhöht werden. — Das Schwefelmangan ist Taf. 37 und das Verhalten desselben beim Erhitzen an der Luft auf Taf. 38 dargestellt; der Vf. empfiehlt dasjenige Schwefelmangan, welches sich beim Erhitzen von Braunstein und Schwefel unter Entwicklung schwefeliger Säure bildet, durch Rösten in Manganoxydoxydul zu verwandeln, und letztes wiederum zur Darstellung der schwefeligen Säure zu benutzen, dann das gebildete Schwefelmangan wieder zu rösten u. s. w., kann sich aber nicht von dem Nutzen des Schwefelmangans bey der Natronfabrikation überzeugen, worüber denn der Ausspruch der Natronfabrikanten zu erwarten wäre. Rec. will hier, um falschen Begriffen vorzubeugen, einen Druckfehler hervorheben, der zwar S. 314 berichtigt wird, aber doch von manchem Techniker unberücksichtigt gelassen werden könnte; es ist nämlich statt Schwefelkalium auf S. 97 Z. 8 von unten Schwefelcalcium zu lesen. — Die Verbindungen des Mangans mit Chlor werden nach ihrer Darstellung und Reinigung beschrieben; das Manganchlorür wird häufig als Nebenproduct gewonnen und zur Darstellung des Bisters verwendet, zu welchem Zweck es dem schwefelsauren Manganoxydul vorzuziehen ist. Der Vf. widerlegt dann durch eigene Versuche die Angabe eines französischen Chemikers, daß das *keine freye Säure* enthaltende Manganchlorür zur Zerlegung der Knochen verwendet werden könnte, giebt

dann auf Taf. 39 die Wirkung des Schwefelammoniums auf Manganchlorür, erörtert das Verhalten der Schwefelsäure auf Letztes, wobey er eine Vorschrift zur vollkommenen Zersetzung der Salzsäure in der Chlorbereitung giebt, stellt dann auf Taf. 40 u. 41 die verschiedene Wirkung des kohlen-sauren Kali auf Manganchlorür und Manganchlorid dar, und empfiehlt zuletzt noch den Aerzten, ihre Aufmerksamkeit auf die specifische Wirkung der Manganoxydulsalze gegen die Leber zu richten,

*Chrom und seine Verbindungen.* Auf Tafel 42 und 43 sind die Strichpulver des rothen Bleyerzes und des Chromeisensteins angebracht, welche beide vorzüglich viel Chrom enthalten; das metallische Chrom hat kein technisches Interesse, aber desto mehr seine Verbindungen mit Sauerstoff und die dieser mit verschiedenen salzfähigen Basen. — Die Bildung des chromsauren Baryts beim Erhitzen des Chromoxydes mit reinem oder salpetersaurem Baryt ist auf Taf. 44 dargestellt, worauf die Bildung der Chromsäure beim Erhitzen des Chromeisens mit Salpeter und Pottasche und die Gewinnung des chromsauren Kali beschrieben wird. Da dieses Salz in zwey Formen bestehen kann, und die saure Verbindung eine größere Menge Chromsäure enthält, so empfiehlt der Vf. den Consumenten den Ankauf dieses Salzes, welches sie nöthigen Falles mit Natron sättigen können, er macht noch die Fabrikanten dieses Salzes darauf aufmerksam, daß auch eine neutrale Auflösung von chromsauren Kali beim Verdampfen in, sich zuerst auscheidendes, saures chromsaures Kali, in neutrales Salz und in Kali zerfällt. Auf einer Reihe von Tafeln wird das Verhalten des sauren chromsauren Kali, welches gleichsam die reine Chromsäure repräsentirt, gezeigt. So ist auf Taf. 45 die Wirkung des Salmiaks auf genanntes Salz, nämlich das sich in diesem Prozesse bildende Chromoxyd dargestellt, welches zur Porcellan- und Oel-Malerey benutzt wird; auf Taf. 46 wird die Bildung des Chromoxydhydrats bey der Einwirkung von fünffach Schwefelkalium auf neutrales chromsaures Kali gezeigt, und dann noch andere Vorschriften zu diesem Zweck gegeben; auf Taf. 47 ist die Wirkung von Schwefelsäure und Weingeist und auf Taf. 48 die der Weinsäure auf saures chromsaures Kali dargestellt, und dabey eine Prüfung auf schwefelsaures Kali in chromsaurem Kali angegeben; auf Taf. 49 wird die Wirkung des schwefelsauren Eisenoxyduls auf neutrales chromsaures Kali gezeigt, auf Taf. 50 die des Manganchlorürs, weshalb ein Zusatz von chromsauren Kali beim Manganbister, um ihn einen tieferen Ton zu geben, empfohlen wird, wozu sich aber nur das neutrale oder neutral gemachte Salz eignet.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J A N U A R 1 8 3 9.

## C H E M I E.

BERLIN, Sander'sche Buchhandlung (Reimer):  
*Technische Chemie der nützlichsten Metalle für  
Jedermann*, von Dr. P. F. Runge u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Auf Tafel 51 wird die Wirkung des Zuckers auf das saure Salz bey dem längeren Erhitzen der Lösung gezeigt, und aufmerksam gemacht, daß auch andere organische Substanzen, wie sie z. B. manchmal im Wasser enthalten sind, oder Holzfasern bey längerer Wirkung auf die Lösung des sauren Salzes ähnliche Erscheinungen darbieten, und daher berücksichtigt werden müssen, wenn der Färber nicht ganz unerwünschte Resultate erhalten will; auf Tafel 53 ist die bleichende Wirkung der Chromsäure gegen Indigblau (aber auch für andere Farbstoffe anwendbar) dargestellt, und die Erklärung dieser Eigenschaft erörtert, die eine größere Anwendung finden würde, wenn das Mittel nicht zu kostspielig wäre. Zuletzt empfiehlt der Vf. das chromsaure Kali den Chirurgen zur Verfertigung der Moxen, welche sich vor den mit Salpeter, chlorsaurem Kali oder Schießpulver bereiteten durch ihr gleichmäßiges und von selbst anhaltendes Verbrennen, auszeichnen, warnt aber gegen den Vorschlag, dieses Salz als ein Mittel gegen den Trockenmoder zu benutzen, da es zwar gegen dieses Uebel gute Dienste leisten könne, aber bey entstehenden Bränden die Heftigkeit derselben gleich dem Salpeter vermehren würde. — Das Chromoxyd, dessen eine Darstellungsweise schon früher angegeben ist, wird auf Tafel 53 und 54 in zwey verschiedenen Nüancen, die es bey seiner schwächeren oder stärkeren Erhitzung während der Bereitung erhält, gezeigt, und andere Bereitungsverfahren derselben wieder beschrieben, und auf Tafel 55 das mittelst sauren chromsauren Kali und Schwefel dargestellte, und auf Tafel 80 aus Aenderthalbchlorchrom erhaltene in Natur beygegeben. Auf Tafel 56 ist das Chromoxydhydrat dargestellt, welches sich dadurch auszeichnet, bey Tageslicht blaßgrün, bey Abendlicht aber violett zu erscheinen, während das Chromoxyd auf Tafel 46 bey Tag und Abendlicht gleiche Farbe zeigt; dieses Verhalten des ersten empfiehlt der Vf., um doppelfarbige Zimmer verfertigen zu lassen. Auf Tafel 57 und 58 wird das verschiedene Verhalten des Chromoxydhydrats im Feuer gezeigt, was den Vf. bestimmt, anzunehmen, daß das Chromoxyd aus zwey verschie-

denen noch unbekanntem Oxydationsstufen bestehe; da er aber hierüber keine Versuche gemacht hat, so muß diese Annahme noch dahingestellt bleiben, und die alte Ansicht beybehalten werden, welche sich sehr gut mit der Eigenschaft dieses Oxydes, mit den Säuren Salze zu bilden, verträgt. Der Vf. giebt hierauf eine Tabelle, nach welcher man mittelst der Marmorprobe die Menge des reinen Chromoxydes finden kann, und dann das Erkennen dieses Oxydes im Feuer mittelst des phosphorsauren Natronammoniaks an. Die Eigenschaft des kohlen-sauren Chromoxyds mit Chromoxydhydrat verbunden, welche Verbindung auf Tafel 59 dargestellt ist, sich in kohlen-saurer Kalilösung aufzulösen, und hieraus durch Salmiak wieder gefällt zu werden, würde nach des Vfs. Meinung für den Tafeldruck benutzt werden können. Das schwefelsaure Chromoxyd giebt mit schwefelsaurem Kali verbunden den Chromalaun, welcher mit Kalk vermischt einen Niederschlag giebt, wie er auf Tafel 60 angebracht ist, und von dem Vf. für Häuferanstrich vorgeschlagen wird. Das kiesel-saure Chromoxyd hat nur in sofern Interesse, daß es ein Bestandtheil der grünen Rheinweingläser ist, und mit leichtflüssigen Gläsern vermischt als Email Blättern von Silber oder Kupfer ein gold-ähnliches Ansehen giebt. Das chromsaure Chromoxyd, welches auf Tafel 61 angebracht ist, sieht der Vf. mit anderen Chemikern als wirklich so zusammengesetzt an, da es bey dem Behandeln mit Kalilösung Chromoxyd, wie auf Tafel 62 dargestellt ist, und chromsaures Kali giebt (während andere Chemiker es für ein eigenthümliches Oxyd des Chroms ansehen), worauf er ein Schema der Verbindungen des Chroms mit Sauerstoff giebt. Zuletzt wird noch der schwach saure Charakter des Chromoxydes erörtert, und auf Tafel 63 ein Chromoxyd gegeben, welches sich schon bey dem bloßen Erhitzen der Lösung desselben in Alkalien wieder ausgeschieden hat. — Die chromsauren Salze, welche eine vielfältige Anwendung bey der Bereitung der Farben gefunden haben, werden nach ihrer Bereitung und Verwendung sehr genau beschrieben. Das chromsaure Zinkoxyd ist auf Tafel 64 angebracht, welches sich besonders deshalb zur Wassermalerey eignet, weil es von schwefelhaltigen Dünsten keine Veränderung erleidet; hingegen zur Oelmalerey nicht tauglich ist, da es keinen Körper zeigt; der Vf. würde dasselbe zum Tafeldruck wegen seiner Auflöslichkeit in Ammoniak vorschlagen, wenn es nicht auch in Seifenwasser löslich und überhaupt dem Beerengelb gleich

zu schätzen wäre. Aehnliche Farbe, aber auch gleiche Uebelstände für genannten Zweck zeigt das chromsaure Cadmiumoxyd auf Tafel 65. Auf Tafel 66 und 67 wird die Verschiedenheit der Producte gezeigt, welche sich bey dem Zutropfen des chromsauren Kali zu Zinnfalzlösung oder umgekehrt bilden. Im ersten Falle findet nämlich auf Kosten der Chromsäure eine höhere Oxydation des Zinns Statt, und Zinnoxid fällt mit Chromoxyd nieder, während sich im anderen Falle chromsaures Zinnoxidul mit etwas Chromoxyd niederschlägt, woraus der Vf. praktische Regeln für den Färber ableitet. Auf Tafel 68 und 69 wird der Farbeunterschied der neutralen und der basischen Verbindung der Chromsäure mit Bleioxyd gezeigt, und durch die Tafeln 70 und 71, welchen Einfluß das angewendete Bleioxydfalz auf den entstehenden Farbenton hat, welcher auch je nach der Temperatur, in welcher die Verbindung Statt findet, anders ausfällt. Auf Tafel 72 ist eine Vermischung von Pariserblau und Chromgelb dargestellt, welche je nach den verschiedenen Mengenverhältnissen jener in verschiedenen Nüancen bereitet werden kann. Die Eigenschaft der reinen Alkalien, dem neutralen chromsauren Bleioxyd die Hälfte seiner Säure zu entziehen, wodurch erstes in basisches und orange-farbenes Salz verändert wird, und die Eigenschaften dieser Bleisalze überhaupt, durch verschiedene Beizen von der Faser wieder abgelöst zu werden, wird in der Färberey sehr vielfältig benutzt, wovon auf Tafel 73 und 74 zwey Beyspiele gegeben werden. Tafel 75 stellt ein sehr schönes Resultat dar, welchen Einfluß der schmelzende Salpeter auf das neutrale chromsaure Bleioxyd ausübt, wo die Vorschrift dieser schönen zinnoberfarbigen Verbindung und die dabey zu beobachtenden Vorsichtsmaße angegeben werden. Auf Tafel 76 ist das chromsaure Kupferoxyd und auf 77 das Verhalten desselben gegen Ammoniak und gegen Kupferlösung, welches in der Färberey Anwendung findet, angegeben. Tafel 78 stellt das chromsaure Quecksilberoxydul, welches zur Bereitung des Chromoxydes dient, aber nicht als Farbe verwendet werden kann, und Tafel 79 das chromsaure Silberoxyd dar. — Das Verhalten der schwefelsauren Chromsäure, verschiedene Substanzen zu bleichen, hat der Vf. für diesen Zweck zu benutzen gesucht, aber bey seinen Versuchen kein günstiges Resultat erhalten, wünscht jedoch, daß dieser Gegenstand weiter verfolgt werden möchte. Die pulverige rosenrothe Verbindung der Chromsäure mit Kieselsäure empfiehlt der Vf. wegen ihrer angeblichen Feuerbeständigkeit den Glasfabrikanten als Färbungsmittel. — Die beiden Verbindungen des Chroms mit Chlor, das Aenderthalb- und Dreyfach-Chlorchrom haben bis jetzt noch keine Anwendung in der Technik erhalten; erstes wird bey dem Erhitzen an der Luft in ein Chromoxyd verwandelt, welches sich durch seine schöne Farbe, wie Tafel 80 zeigt, auszeichnet, und vorzüglich bey der Porcellanmalerey sehr vor dem auf andere Weise bereiteten Chromoxyd auszeichnen soll. — Auf Tafel 81 ist das Aenderthalb-Schwe-

felchrom, welches keine Anwendung in der Technik hat, dargestellt. — Der Artikel Chrom ist besonders Färbern und Farbenfabrikanten zur Belehrung zu empfehlen, da sie vielfältig mit den Verbindungen desselben zu arbeiten haben.

*Wismuth und seine Verbindungen.* Nach der Erörterung seines Vorkommens, seiner Gewinnung im Großen und seiner Reindarstellung wird auf Tafel 81 sein Streichpulver, und auf Tafel 82 das auf nassem Wege reducirte Metall gezeigt. Nach der Angabe der allgemeinen Eigenschaften dieses Metalls wird zu seinen Verbindungen mit anderen Metallen übergegangen, die wegen ihrer leichten Schmelzbarkeit für die Construction und Gefabrlosigkeit der Dampfmaschinen eine wichtige Rolle erlangt haben, nachdem sie zuvor fast nur zu Spielereyen benutzt worden sind. Da diesen Legirungen je nach ihren quantitativen Mischungsverhältnissen verschiedene Schmelzgrade ertheilt werden können, so erhält man feste Punkte, bis zu welchen die Dampfkessel erhitzt werden sollen. Steigt die Temperatur des Wafers bis über diesen Punkt, so schmilzt die Legirung, und die Dämpfe können entweichen. Man benutzt diese Legirungen auch zu Abdrücken von Holzformen, als Bindungsmittel zwischen Eisen und Stein und zum Ausprützen anatomischer Präparate. Hierauf wird das Verhalten des Wismuths gegen Gold, welches durch geringe Mengen desselben schon sehr spröde wird, und gegen Quecksilber angegeben; letztes bedeckt sich nämlich, wenn es selbst nur  $\frac{1}{100000}$  Wismuth enthält, bey Berührung mit Kalium mit einem schwarzen Pulver. — Auf Tafel 83 und 85 wird die Verschiedenheit in Farbe des nach zwey Methoden gewonnenen Wismuthoxydes und auf Tafel 84 das Wismuthoxydhydrat gezeigt. Erstes wird bey der Vergoldung des Porcellans und Glases in Anwendung gebracht. Das kohlensaure Wismuthoxyd, nach Tafel 86, hat keine Anwendung in der Technik, mehr das auf Tafel 87 dargestellte basisch salpetersaure Wismuthoxyd, von welchem mehrere Bereitungsarten angegeben werden, um es in verschiedenen Aggregatzuständen zu erhalten. Es wird benutzt, um das Verbrennen der Talglichter vollständiger und die Flamme weißer zu machen, wovon sich jedoch der Vf. nicht hat überzeugen können. Auf Tafel 88 ist das Verhalten dieses Salzes gegen Schwefelwasserstoff gezeigt, weshalb es als Farbe oder Schminke, wozu es früher gebraucht wurde, nicht benutzt werden kann. Der Vf. hätte jedoch diesen Umstand nicht allein hervorheben, sondern auch bemerken sollen, daß es als Schminke mittel der Haut sehr schädlich ist. — Das Wismuthhyperoxyd auf Tafel 89 und das Wismuthsuboxyd auf Tafel 90, so wie das Schwefelwismuth auf Tafel 91 und dessen Hydrat auf Tafel 92 haben, wie das Chlorwismuth, dessen Verhalten gegen Wasser auf Tafel 93 gezeigt wird, kein technisches Interesse.

*Antimon und dessen Verbindungen.* Dessen in der Natur am häufigsten vorkommende Verbindung mit Schwefel ist auf Tafel 94 beygegeben. Es wird

die Gewinnung des Metalles aus diesem Erz und seine Reinigung und auf Tafel 95 und 96 sowohl das auf pyrochemischem als auch auf hydrochemischem Wege gewonnene Metall nach seiner Verchiedenheit angegeben. Für die Reinigung dieses Metalls im Großen von Eisen, Kupfer und Arsenik wird ein Verfahren angegeben, das jedoch noch immer kostspielig und zeitraubend ist. Das Antimon wird in Verbindung mit Bley und Wismuth zu Buchdruckerlettern, mit Zinn vermischt zu Leuchtern u. dgl. benutzt, und ist ein Bestandtheil des *plate pewser*, zu welchen Legirungen Vorschriften gegeben werden. Die letzte Composition zu Bechern oder Schüsseln zu benutzen, widerrath der Vf., da sich leicht Antimon lösen könnte, und sie selbst jetzt aus Argentan verfertigt werden können. Hierauf werden noch einige Fälle angegeben, in welchen ein Zusatz von Antimon die Metalle verschlechtert, wie z. Eisen, Silber oder Gold, und dann die Verhältnisse angezeigt, in welchen seine Verbindungen durch andere Metalle zersetzt werden. Mit dem Sauerstoff verbindet sich das Antimon in drey verschiedenen Verhältnissen. Das Antimonoxyd ist auf Tafel 97 beygegeben, wobey seine Eigenschaften erörtert werden, und auf Tafel 98 sein Verhalten gegen Schwefelwasserstoff gezeigt wird. Es bildet mit Schwefelsäure eine Verbindung, die schon durch Wasser zersetzt wird, wie auf Tafel 99 angegeben ist, worauf das Verhalten des Antimonoxydes gegen Salpetersäure angeführt wird. Mit sauerem weinsteinfauerem Kali zusammengebracht, bildet es den Brechweinstein, dessen Bereitung nach zwey Methoden angegeben wird. — Die Antimonfäure ist auf Tafel 100 angebracht, wobey ihre Bildung und Eigenschaften angegeben werden: auf Tafel 101 ist das Antimonfäurehydrat und auf Tafel 102 das Verhalten der Antimonfäure, in ihrer Lösung in Salzsäure, gegen Schwefelwasserstoff dargestellt; das zweyfach antimonfauere Kali ist im reinen Zustande auf Tafel 103, im unreinen Zustande auf Tafel 104 angebracht. Auf Tafel 105 wird das antimonfauere Kupferoxyd gezeigt, wobey der Vf. das eigenthümliche Verhalten dieser Verbindung im Feuer, welches auch das antimonfauere Kobaltoxyd zeigt, hervorhebt. Das in der Oelmalerey unter dem Namen Neapelgelb bekannte antimonfauere Bleyoxyd ist auf Tafel 106 angebracht. — Auf Tafel 107 und 108 befinden sich die antimonige Säure und das Hydrat derselben, so wie auf Tafel 109 ihr Verhalten gegen Schwefelwasserstoff gezeigt wird. Hierauf wird ihr Verbindungsverhältnis gegen Kali, dessen neutrale Verbindung auf Tafel 110 dargestellt ist, angegeben, worauf ein Schema der Verbindungen des Antimons mit Sauerstoff folgt, in welchem der Vf. die antimonige Säure als eine Verbindung von gleichen Mischungsgewichten Antimonoxyd und Antimonfäure darstellt, was aber noch nicht durch das Experiment bestätigt worden ist. Hierauf wird das Verhalten des antimonigfaueren Kupferoxydes und Kobaltoxydes in der Hitze erörtert. Die Oxyde des Antimons haben in der Technik kein großes Interesse; sie dienen zur Darstellung von Arzeneypre-

paraten, wie sie selbst als solche häufig verwendet werden. Dafs aber die Antimonfäure auch in der Porcellan- und Glas-Malerey gebraucht wird, hat der Vf. nicht angegeben. — Die neuerdings entdeckte Verbindung des Antimons mit Wasserstoff hat für die Technik nur in sofern Interesse, dafs sie bey Zerlegung antimonhaltiger Verbindungen, die mit Wasserstoffgasentwicklung verbunden ist, auftreten, und auf diese Weise einen Verlust an Antimon verursachen kann. — Die wichtigsten Verbindungen des Antimons sind die mit Schwefel, denen der Vf. eine lange Erörterung gewidmet hat. Auf Tafel 111, 112 und 113 sind die verschiedenen Modificationen des Anderthalb-Schwefelantimons und im Text ihre Bereitungsarten angegeben. Mit Recht macht der Vf. darauf aufmerksam, dafs der nach der früheren Methode bereitete Kermes (Anderthalb-Schwefelantimon mit Antimonoxyd) eine andere Wirkung haben müsse, als der nach der jetzt angeführten Methode bereitete, wobey man bezweckt, ihn so viel wie möglich frey von Antimonoxyd darzustellen. Eine gleiche Aufmerksamkeit empfiehlt der Vf. später bey dem Goldschwefel, welcher nach den früheren Methoden dargestellt, immer arsenikhaltig war. Rec. will hier deshalb auch eigene Erfahrungen aus seiner früheren pharmaceutischen Praxis anführen. Nach der jetzt gültigen preussischen Pharmakopoe soll das schwarze Schwefelantimon durch Zusammenschmelzen von *käuflichem* Antimon und Schwefel dargestellt werden, weshalb er dieses Präparat bey der Einführung der preussischen Pharmakopoe verfertigte: aber bald klagten die Aerzte über die Brechen erregende Wirkung desselben, und foderten unbedingt die Dispensirung des älteren Präparats, von dem sie diese unangenehme Wirkung nicht wahrgenommen hatten, und bey dessen späteren Gebrauche desselben auch nicht wahrnahmen. Dieses Benehmen konnte in genanntem Falle wohl blofs der Bildung und Zersetzung von Anderthalbchlorantimon, welches sich bey dem Präpariren des Schwefelantimons durch das vorhandene Wasser zersetzt, zuzuschreiben seyn, da die schmelzende Masse mit Kochsalz bedeckt wird, und dieses zerlegend wirken kann. Rec. kann nicht umhin, hier noch zu bemerken, dafs zuweilen bey Visitationen der Apotheken die Untersuchung der Präparate mit einer Aengstlichkeit betrieben wird, die für den Apotheker nicht billig ist; denn es wird häufig von der Pharmakopoe diese oder jene *käufliche* Substanz zur Verfertigung eines Präparates vorgeschrieben, und dem Einkaufspreis gemäß der Preis in der Taxe angesetzt. Will nun der Apotheker streng nach der Vorschrift arbeiten, so erhält er in vielen Fällen Präparate, die fremdartige Beymengen enthalten; der Visitator aber verlangt von dem Präparat ein absolutes Freyseyn von anderen Stoffen, ohne die Vorschrift und die früher erkannte Wirkung eines Präparates, die gewifs oft genug durch das Vorhandenseyn eines anderen Stoffes (wie auch der Vf. oben bemerkt hat) bedingt ist, zu berücksichtigen, und bringt so den Apotheker in Geldstrafe und üblen Ruf.

Will dagegen der Apotheker den Anforderungen solcher Visitationen genügen, so muß er in vielen Fällen die rohen Substanzen oder die daraus verfertigten Präparate auf eine so kostspielige Weise, wie z. B. bey vielen Antimonialpräparaten, reinigen, daß der in der Taxe ausgestellte Preis nicht die Kosten decken, viel weniger den den Apothekern bewilligten Vortheil gewähren würde. — Die Lösung des Schwefelantimons in Kalilauge empfiehlt der Vf. zum Schreiben auf Silber oder Kupfer mittelst Stahlfedern, da letzte nicht, wie die gewöhnlichen Federn, von der genannten Lösung zerstört werden. Hierauf wird die Wirkung der Salpetersäure und Salzsäure auf das Schwefelantimon erörtert, sein Verhalten in der Hitze bey Luftzutritt und die dabey Statt findende Bildung von Spießglanzglas, dessen Strichpulver auf Tafel 115 beygegeben ist, und die Verwendung dieses bey der Bereitung künstlicher Edelsteine angegeben, worauf die Wirkung des Kali's auf Schwefelantimon in der Schmelzhitze erörtert wird, wo sich bey vorhergehendem Schwefelantimon *Rubinus antimonii* (eine Verbindung von Schwefelantimon und Antimonoxyd), welcher auf Tafel 116 beygegeben ist, und Schwefelantimon-Schwefelkalium, bey vorherrschendem Kali aber letztes und Antimonoxydkali bildet. Gleich instructiv wird die Wirkung des Salpeters auf Schwefelantimon beschrieben, und der bey gleichen Gewichttheilen sich bildende Spießglanzsafran (eine Verbindung von Antimonoxyd und Schwefelantimon) auf Tafel 117 beygegeben; andere Producte treten bey überflüssigem Salpeter ein. In Vergleichung mit dem Spießglanzsafran, welcher ein bloßes Gemische ist, wird das in der Natur vorkommende, stöchiometrisch zusammengesetzte Rothspießglanzerz gesetzt. Der Vf. geht dann zu den Schwefelantimonsalzen und dann zu einem Verfahren der Prüfung des käuflichen Antimons über. — Die zweyte Verbindung des Antimons mit Schwefel ist der Goldschwefel, welcher auf Tafel 118 dargestellt ist, und nach seiner Bereitung beschrieben wird. Das Zweyfach-Schwefelantimon ist auf Tafel 119 beygegeben; der Vf. betrachtet es als der antimonigen Säure analog zusammengesetzt, und giebt hierauf ein Schema der Verbindungen des Antimons mit Schwefel. — Das Anderthalbchlorantimon wird durch Wasser zersetzt, wie Tafel 120 zeigt. Der Vf. giebt zuletzt noch ein Verfahren der Zerlegung antimonhaltiger Erze an. — Das Antimon hat im Ganzen nicht viel Interesse für den Techniker, aber desto mehr seine Verbindungen für den Arzt und Apotheker, und Rec. kann diesem nicht genug em-

pfehlen, diesen Artikel zu studiren, da die instructive Weise, mit der der Vf. von Einem zum Anderen übergeht, dieses Studium erleichtert, und gleichsam Schritt vor Schritt mit den Bestandtheilen der Antimonialpräparate bekannt macht.

*Arsenik und seine Verbindungen.* Zuerst wird auf den Unterschied aufmerksam gemacht, welcher bey dem Namen Arsenik zu beobachten ist. Denn in wissenschaftlicher Beziehung wird das Metall Arsenik genannt, im gemeinen Leben hat aber auch seine Verbindung mit Sauerstoff diesen Namen. Dann geht der Vf. auf sein Vorkommen, seine Gewinnung und die Darstellung der arsenigen Säure, welche auf Tafel 121 beygegeben ist, über, und beschreibt nun erst die Eigenschaften des Metalles. Es wird auf seine Aehnlichkeit mit dem Phosphor aber auch auf die Verschiedenheit der Verbindungen beider mit Sauerstoff in der Wirkung aufmerksam gemacht. Das Vorkommen des Arseniks im käuflichen Phosphor führt den Vf. auf das Vorkommen des ersten in der Schwefelsäure, und um es aus dieser zu entfernen, auf den Vorschlag, sie in verdünntem Zustande mit etwas Fünffach-Schwefelkalium in Berührung zu setzen, da der Gehalt von etwas schwefelsaurem Kali, welches sich daraus bildet, für die meisten technischen Zwecke nicht in Anschlag zu bringen sey. Das Verhalten des Arseniks, sich mit vielen Metallen unter Feuererscheinung und in bestimmten Verhältnissen zu verbinden, bestimmt den Vf., das Arsenik als den Brenner unter den Metallen zu bezeichnen, besonders da es wie die nichtmetallischen Brenner die Güte der Metalle sehr ver schlechtere. Hierauf wird das Verhalten des Arseniks gegen Gold, Platin, Kupfer und Bley erörtert, und dann über die Giftigkeit der Arsenikverbindungen im Allgemeinen gesprochen, wo der Vf. bloß den Homöopathen allein zutraut, daß sie die Kräfte des Arseniks gegen bis jetzt noch unheilbare Krankheiten auffinden könnten. Rec. kann hierüber nicht entscheiden, aber doch auch nicht homöopathische Aezte auffodern, genaue Versuche über die Wirkung des Arseniks in kleinen Gaben (deswegen noch keine Milliontel oder noch grössere Verdünnung eines Granes) besonders auf die Fleisch- oder Fett-Bildung, wie sie schon bey Pferden, die Arsenik im Futter erhalten haben, beobachtet worden ist, anzustellen. Zum Behufe des Verkaufes aber, Pferde durch Arsenik wohlbeleibt zu machen, sollte nicht gestattet werden, denn es kann zu großen Betrügereyen Anlaß geben.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J A N U A R 1 8 3 9.

## C H E M I E.

BERLIN, in der Sander'schen Buchhandlung (Reimer): *Technische Chemie der nützlichsten Metalle für Jedermann.* Von Dr. F. F. Runge u. s. w.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Verbindung des Arseniks mit Wasserstoff, welche einem der ausgezeichnetsten Chemiker bey ihrer Entdeckung das Leben kostete, ist für die Auffindung des Arseniks von großer Wichtigkeit geworden; sehr instructiv wird die Bildung dieses Gases nachgewiesen, und Rec. empfiehlt Allen, welche sich mit Auflösen arsenikverdächtiger Verbindungen beschäftigen, diesen Artikel zu ihrer eigenen Sicherheit aufmerksam durchzulesen, und sich diejenigen Fälle besonders aufzumerken, wo sich diese Gasart entwickeln kann. Hierauf wird das Verhalten des Arseniks zum Sauerstoff erörtert, und zu der arsenigen Säure, die Tafel 122 beygegeben ist, übergegangen, deren Verhalten gegen andere Körper wegen der Wichtigkeit ihrer Kenntniß und ihre Erkennung bey vorkommenden Vergiftungsfällen sehr genau beschrieben wird, und Rec. zum Nachlesen gelegentlichst empfiehlt; auf Taf. 123 ist ihr Verhalten gegen Schwefelwasserstoff angegeben. Der Vf. macht ferner auf das Vorkommen der arsenigen Säure im Postpapier, so wie in Stearinlichtern, wo er ein einfaches Verfahren zur Erkennung ihrer Gegenwart angiebt, aufmerksam und geht dann zu dem Vorkommen des Arseniks im Schwefel über, was ihn bestimmt, anzunehmen, daß die geschwefelten Weine die kopfschmerzerregende Wirkung, auch nach geringem Genuß, durch das Vorhandenseyn der arsenigen Säure erhalten, und deshalb den Chemikern empfiehlt, ihre Aufmerksamkeit hierauf zu richten. Denn nicht allein auf diese Weise können Weine arsenige Säure als Bestandtheil erhalten, sondern auch absichtlich kann diese von gewissen Weinhändlern beygemischt werden, da man die Beobachtung gemacht hat, daß die Gährung durch die arsenige Säure aufgehoben wird. Das arsenigsaure Kali, welches zur Darstellung des arsenigsauren Kupferoxydes angewendet wird, und zum Kattunfärben empfohlen worden ist, findet der Vf. mit Recht für letzten Fall sehr gefährlich, und verweist wegen der Schädlichkeit desselben auf seine Farbenchemie I. 245. 1834. Da das Verhalten dieses Salzes gegen Kupfer- und Silber-Salze kein untrügliches Resultat zur Erkennung

J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

der arsenigen Säure giebt, so empfiehlt der Vf. einen Kohlen splitter mit etwas der zu prüfenden Flüssigkeit zu tränken, und diesen nach dem Trocknen in einer Glasröhre zu erhitzen, wie er schon S. 269 für das Erkennen der arsenigen Säure angegeben hat. Der arsenigsaure Kalk, welcher auf Taf. 124 angebracht ist, ist nur bey gerichtlich chemischen Untersuchungen von Wichtigkeit, da er bey diesen öfters erhalten und auf seinen Arsenikgehalt geprüft werden muß. Ueber das Verhalten des Eisenoxydhydrats gegen arsenige Säure, ihre herrliche Wirkung bey Arsenikvergiftungen und einige mit diesem Mittel auf Bluteigel angestellte Versuche muß Rec. auf S. 283 u. f. die Aerzte aufmerksam machen. Das arsenigsaure Eisenoxydul hat in sofern Interesse, daß es sich in der Hitze in Eisenoxyd und Arsenik verwandelt, was man in der Glasfabrikation früher benutzte, indem ein durch Eisenoxydul gefärbtes Glas durch arsenige Säure entfärbt wurde; in neuerer Zeit hat man jedoch unschuldige Mittel zu diesem Zweck mit demselben Erfolg angewendet. Auf Taf. 125 ist das arsenigsaure Eisenoxyd beygegeben. Das arsenigsaure Kupfer ist auf Taf. 126 angebracht. Zur Vergleichung und zur Warnung gegen trügerische Schlüsse bey gerichtlichen Untersuchungen ist aber auch auf Tafel 127 ein Niederschlag von Kupferoxyd mit Kaffegrün, und auf Taf. 128 ein Niederschlag von Kupferoxyd mit Zwiebelgelb dargestellt, welche in ihrer Farbe wenig Unterschied von dem arsenigsauren Kupferoxyd zeigen, worauf ein Verfahren zur Erkennung dieser Verbindung mittelst Kohle angegeben wird. Ebenso wurde früher das Verhalten des arsenigsauren Kali gegen Silbersalze, einen gelben Niederschlag zu geben, der sich aber bald bräunt, wie er Taf. 129 angebracht ist, als Erkennungsmittel der arsenigen Säure angegeben; man hat aber jetzt dieses Verhalten auch bey phosphorsauren Salzen gefunden, und muß, um Gewißheit zu erlangen, den Niederschlag mit Kohle erhitzen. — In dem Artikel über Arseniksaure wird erst ein Schema der Oxydationsstufen des Arseniks, dann ihre Darstellung und Verhalten gegen andere Agentien gegeben; auf Taf. 130 wird die Wirkung des Schwefelwasserstoffs auf Arseniksaure und auf Taf. 131 die Wirkung der Arseniksaure auf Zucker gezeigt. Die Arseniksaure kann saure, neutrale und basische Salze bilden. Das arseniksaure Kali wird in der Kattundruckerey angewendet, wogegen der Vf. mit vollem Recht warnt, um aber Unglücksfällen bey seiner Bereitung vorzubeugen, die nöthigen Vorsichtsregeln angiebt. Auf

Taf. 132 ist der arseniksaure Kalk angebracht, welcher auch im Mineralreich als Pharmacolith vorkommt, und im Text wird eine Methode zur Erkennung des in ihm enthaltenen Arseniks angegeben. — Die Verbindungen des Arseniks mit Schwefel sind sehr mannichfaltig und verschieden von denen mit Sauerstoff, wie S. 298 gezeigt wird. Das Aderthhalb-Schwefelarsenik ist auf Taf. 133 angebracht. Die frühere Benutzung desselben als Farbmateriale ist größtentheils durch andere minder oder gar nicht giftige Farben verdrängt worden. Hierauf wird sein Verhalten gegen andere Körper erörtert, und dann zu der Anwendung seiner Lösung in Kalilauge zur Desoxydation des Indigs in der Indigküpe übergegangen, wogegen der Vf. warnt, da sie durch andere desoxydirende Substanzen, welche keinen Arsenik enthalten, ersetzt werden kann. Zuletzt wird auf die Wichtigkeit dieser Verbindung in der gerichtlichen Chemie aufmerksam gemacht, und verschiedene Methoden zur Abcheidung des Arseniks angegeben, zu welchem Zweck der Vf. die silberhaltige Kohle als besonders geeignet empfiehlt. Auf Tafel 134 und 135 sind die Schwefelalze des Aderthhalb-Schwefelarseniks mit Schwefelkupfer und Schwefelsilber dargestellt. Das Dritthalb-Schwefelarsenik, welches auch zuweilen aus arsenikhaltigen Flüssigkeiten bey Behandlung mit Schwefelwasserstoff erhalten wird, ist auf Taf. 136, und seine Verbindung mit Schwefelkupfer auf Tafel 137 angebracht. Das Einfach-Schwefelarsenik oder der Realgar ist auf Tafel 138 dargestellt, worauf die Bildung eines Neunfach-Schwefelarseniks, die eines Zwölfel-Schwefelarseniks und die des Aderthhalb-Chlorarseniks kurz angedeutet werden. Rec. hätte gewünscht, daß der Vf. auch das Verhalten der Lösung von Zinkoxyd in Kali gegen organische Substanzen, welche arsenige Säure oder Arseniksäure enthalten, angeführt hätte, da nicht Jeder dieses bey dem Artikel Zink, wo es angegeben ist, aufsuchen wird. Rec. kann diesen Artikel, welcher der letzte in vorliegender Abtheilung ist, nicht anders schließen, als den des Antimons, nämlich mit dem Wunsche, daß ihn Aerzte und Apotheker recht genau studiren möchten, um bey vorkommenden, mit Arsenik bewerkstelligten Vergiftungen leicht dieses Gift aufzufinden, und die Resultate dem Untersuchungsrichter vorlegen zu können. Auch den Juristen dürfte es empfohlen werden, sich genau mit den Eigenschaften des Arseniks und seiner Verbindungen bekannt zu machen, damit sie sich bey vorkommenden Fällen die moralische Ueberzeugung von dem richtigen Gang der chemischen Untersuchung und der Wahrheit der dabey erhaltenen Resultate geben können.

Der Druck und das Papier dieses sehr empfehlungswerthen Buches sind gut, und die eingelegten Tafeln sehr schön und dem natürlichen Zustande der betreffenden einfachen Körper und ihrer Verbindungen ganz entsprechend. Auch die sinnentstellenden Druckfehler, deren sich überhaupt nur wenige vorfinden, sind bis auf drey angegeben, die Rec. zur Verbesserung anzeigen will; S. 144 Z. 12 von oben

ist statt Eisenoxyd *Manganoxyd*, S. 150 Z. 7 von unten ist statt Kaliwasser *Kalkwasser* und S. 155 Z. 9 v. u. statt salpeterfauren *chromfauren* zu lesen.

z. D.

### KIRCHENGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Reclam: *Der Tag zu Schmalkalden und die Schmalkaldischen Artikel*. Eine reformationsgeschichtliche Denkschrift zur Erinnerung an das Jahr 1537, herausgegeben von *Moritz Meurer*, Archidiakonus zu Waldenburg, Mitgl. der hist. theol. Gesellsch. zu Leipzig. 1837. X u. 169 S. gr. 8. (18 gr.)

Eben'daselbst: *Geschichte des Schmalkaldischen Krieges*, eine reformationsgeschichtliche Denkschrift zur Erinnerung an das, für die ganze damalige protestantische Kirche verhängnisvolle Jahrzehend von 1537 bis 1547. Nach den besten Quellen bearbeitet von *J. G. Jahn*, Rector der Stadtschulen (Stadttschule) zu Oelsnitz. 1837. VIII u. 191 S. gr. 8. (20 gr.)

Die Wiederkehr der Tage, welche nach Verfluß von drey Jahrhunderten jene Begebenheiten in das Gedächtniß zurückrufen, welche der protestantischen Kirche nach schwerem Kampfe ihr Dafeyn geben, regen auch, besonders in unserer Zeit, das Bedürfniß vielfältig an, über jene Zeiten belehrt zu werden. Zu diesem Behufe sind die beiden genannten Schriftchen herausgegeben worden; es fragt sich nun, ob sie demselben entsprechen.

Der Vf. der ersten Schrift erklärt in der Vorrede ausdrücklich, daß er eine populäre Schrift „für den christlichen Leser insgemein“ herausgeben wolle, da sich in einem ungleich weiteren Kreise, als der der gelehrten Forscher, ein reges Verlangen kund gegeben habe, sich mit der Geschichte unserer Kirche und deren Bekenntnisschriften bekannt zu machen, und daß diese Schriften sich jetzt wieder in den Händen selbst Solcher finden, deren irdischer Beruf und äußere Bildung nur wenig zu leisten verständen. Daher habe er auch alle Citate weggelassen, deshalb aber nicht der Verpflichtung sich entbunden geglaubt, aus den Quellen selbst zu schöpfen. Der Kenner werde es zu beurtheilen wissen. Uebrigens, setzt er hinzu, haben ihm die ihn zugänglichen Hülfsmittel weniger Ausbeute gewährt, als die Quellen selbst. Auch erklärt er ausdrücklich, daß er sich mit der Darstellung eines berühmten und oft ausgeschriebenen Historikers im entschiedenen Gegensatze befinde. Derselbe höre, wie anderwärts, so auch hier, das Gräschen wachsen, und es fehle nicht viel, daß er die Versammlung zu Schmalkalden mit *Palavicinus* zu einer *sedes belluarum* mache. *Seckendorf*, den der Vf. sehr rühmt, setzt bey dieser Gelegenheit hinzu: die Protestanten verdienten diesen Namen wohl, wenn sie sich von dem Fuchs, den der Papst zu ihnen geschickt hatte, hätten äßen lassen.

Die Schrift selbst zerfällt in elf Kapitel und

zwey Anhänge, nebst einer Zeittafel oder genauen Angabe der täglichen Vorfälle bey dieser glänzenden Versammlung.

Die ersten fünf Kapitel bereiten auf die Geschichte dieses Bundestages vor. Sie geben eine kurze Uebersicht der Reformationsgeschichte (Kap. 1), sprechen von der Errichtung und Erneuerung des Bundes selbst (Kap. 2), von den Veranstaltungen zu einem Concilium (Kap. 3), von Abfassung der Schmalkaldner Artikel (Kap. 4), und liefern die Artikel selbst in einem eigenen Kapitel (5). Die letzten sechs Kapitel handeln nun von der Versammlung selbst (Kap. 6), von der Abfertigung der Abgeordneten des Kaisers und Papstes (Kap. 7), von den Verhandlungen der Theologen (Kap. 8), von Luthers Predigten zu Schmalkalden, Krankheit und Abreise (Kap. 9), von den anderweitigen Verhandlungen (Kap. 10), und endlich wird (Kap. 11) eine „Schlussbetrachtung“ hinzugefügt, und von der „Bedeutung der Schmalkaldischen Artikel“ gesprochen. Die zwey Anhänge enthalten Nachrichten „von der Wittenberger Concordia“ wegen der Abendmahlslehre und „von der Reformation Herzog Heinrichs“ in seinem Ländchen.

Schon aus einigen Andeutungen geht hervor, daß der Vf. zu denen gehöre, die von einer Vereinigung der Lutherischen mit der reformirten Kirche nichts wissen wollen, und dies spricht er in dem Anhange von der *Wittenberger Concordie*, die überhaupt in etwas entfernter Beziehung zu dem Bundestage in Schmalkalden steht, am Ende S. 164 unverholen aus, wenn er sagt, „daß eine Einigung, wobey der Lehrunterschied ganz ignorirt oder vertuscht werde, schlimmer sey, als die Trennung selbst. Ueberhaupt scheint der Vf. sich die Denkschrift der Augsb. Confession (Jena, 1830) vom Past. *Löber* zu Eichenberg, der kürzlich um seines Glaubens willen nach Amerika ausgewandert ist, zum Vorbild im Eifer gegen die Vereinigung genommen zu haben. Dies taugt aber nichts, und anstatt über den unbedeutenden, ja mißverstandenen Unterschied in der Abendmahlslehre Aufschluß zu geben, und zum Frieden zu sprechen, reizen solche Bücher, in die Hände des Volkes gegeben, die Gemüther nur auf, und der Riß wird ärger. Davon abgesehen giebt dieses Schriftchen, in einer fließenden Sprache geschrieben, ein ziemlich deutliches Bild von jener glänzenden Versammlung, ausgezeichnet durch die kräftigsten Fürsten, weisesten Staatsmänner und berühmtesten Theologen jener Zeit. Wer aber ein noch deutlicheres Bild von jenem Bundestage sich verschaffen will, der lese: *Ludwig Bechstein, Der Fürstentag*. Ein bild. romant. Zeitbild aus den 16ten Jahrh. 2 Theile. Frankf. a. M. 1834, ein Roman, der zwar viel Erdichtetes und zur Ausschmückung Dienendes enthält, aber auf historischem Grunde ruht, und aus vielen sehr genauen Forschungen entstanden ist.

Da Hr. *Meurer* seine Schrift nicht als Monographie betrachtet wissen will, die tiefere Studien voraussetzt, so enthalten wir uns auch billig aller literarischen Nachweisungen, und bemerken nur, daß in

der Zeittafel manches Datum noch nachgetragen werden könnte, z. B. daß am 13 Februar Abends der kaiserl. Abgeordnete Held in Schmalkalden ankam (*Luth. Briefe* herausg von *de Wette*. 5, 31). Papier und Druck (von Brockhaus) sind gut, wie nicht anders zu erwarten ist.

No. 2. Keine Vorrede giebt Auskunft über Plan und Zweck der zweyten Schrift. Offenbar ist sie aber auch geschrieben, um einem größeren Kreise von Lesern zur Belehrung und Unterhaltung zu dienen, jedoch findet sich keine Andeutung, daß der Vf. einem einseitigen Parteygeiste huldige, wie der der ersten. Literarische Nachweisungen verschmäht sie aber nicht, ja nach der Einleitung sind eif. Schriften aufgeführt, die außer einigen anderen in der Schrift angeführt und benutzt worden sind. Obenan steht *Friedrich Hortleder*, weimarischer Hofrath (geb. in Amfurt bey Magdeburg d. 2 März 1579, gest. in Jena d. 5 Jan. 1640), der Hauptschriftsteller für den Schmalkald. Krieg, dessen Sammlung in zwey Folioebänden eine kleine Bibliothek umfaßt. Der Vf. hat aber nur die erste Ausgabe (Frankf. 1617. 18) benutzt; die zweyte Ausgabe, von dessen Schwiegerohn *Pruschnek* besorgt (Gotha 1645), ist weit vollständiger.

Die Einleitung nimmt einen etwas hohen Flug, fällt aber zuweilen aus dem Bilde, z. B. wenn der Geist, der sich damals kund gab, ein leuchtendes Meteor am Himmelsgezelt genannt wird, das doch bald verschwindet. Auch stört es, wenn man: „Römer (statt römischen) Bischof“, „unter solchem Schutz und Waffen“ liest. Sonst ist sie gut geschrieben, jedoch geht sie auf den Gegenstand nicht gehörig ein. Der schmalkaldische Krieg soll behandelt werden. Anstatt vom Geiste der Reformation u. s. w. zu sprechen, lag es näher, zu erwähnen, daß Luther, und nicht mit Unrecht, immer warnte, nicht allzu sehr auf menschliche Kraft zu vertrauen; daß es aber unbeachtet blieb. Die Glaubensverwandten boten vielmehr dem die Spitze, dem nicht nur eine große Macht zu Gebote stand, sondern der auch List nicht verschmähte. Zwar stellten sie ihm auch eine ehrfurchtgebietende Macht entgegen, dazu die moralische Kraft, die ihnen inwohnte; aber der Kaiser benutzte diese Religionsirrunge zur Vermehrung seiner und zur Verminderung der päpstlichen Macht. Die ganze Schrift ist in 62 §§. nebst einem Anhange eingetheilt. Jeder Paragraph hat seine Ueberschrift. Aber es ist keine Uebersicht in dieser Eintheilung. Bloß S. 60 wird einmal als Hauptabtheilung „der Feldzug an der Donau“ angegeben, aber nach der Ueberschrift: „Feldzug an der Elbe“ folgen 14 Paragraphen mit anderen Ueberschriften und anderen Inhalts, und erst S. 123 wird die Elbe wieder genannt. Dasselbe ist der Fall mit der „Schlacht bey Mühlberg“ §. 46, die erst §. 49 dargestellt wird, mit der „Einnahme von Wittenberg“ §. 52, worauf §. 53 die „Belagerung der Stadt“ folgte. Die Haupteintheilung mit den gehörigen Unterabtheilungen fehlt. Was nun den Inhalt betrifft, so holt

der Vf. etwas weit aus, erwähnt Luther's Disputation zu Leipzig (1519), die Packischen Händel, den Streit wegen Wurzen, den Feldzug gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig, wo der Vf. aber ein *ὑστερον πρότερον* macht, und kommt endlich §. 12 auf den Reichstag zu Regensburg (14 Jun. 1546), bey welchem den Protestanten die Augen aufgingen. Zur Darstellung der früheren Convente, welche die Schließung des Schmalkaldischen Bundes vorbereiteten, mußte nothwendig des weimar'schen Archivars *Joach. Müller's* Diplomatisehe Historie der Speier'schen Protestation (Jena 1705), so wie des kurhessischen Historiographen *Christoph v. Rommel's* Leben Philipps des Großen (Cassel 1830) benutzt werden, welche aus ihren Archiven Nachrichten mitgetheilt haben, die im *Hortleder* nicht enthalten sind. In Schmalkalden aber haben nicht, wie S. 25 bemerkt wird, sechs, sondern zehn bis elf Zulammenkünfte Statt gefunden, darunter allein acht Bundestage; ob aber der Kaiser am heiligen Bunde Theil genommen habe, ist nicht ausgemacht. Oefter wird die Schrift des hochmüthigen Spaniers *Ludwig von Avila de bello Germanico* (Antverpiae 1550), aber nur in der sehr unkritischen Uebersetzung bey *Hortleder*, angeführt. Aus den sehr gefälschten „*Huffern*“ (S. 117 u. 126) macht der Vf. eine ihm unbekannte Rötze Volkes. *Avila* nennt sie ganz einfach *Hungari*. S. 85 werden von diesem *Avila* Urtheile über die beiden Häupter des Schmalkaldischen Bundes angeführt. Billig durften aber die treffenden Urtheile des Engländers *Robertson* (in *Kais. Karl V* Leben, übers. von *Mittelstadt*. Braunschw. 1770) nicht übergangen werden. Er sagt (3, 116): „Der Kurfürst, in seiner Sache zwar bis zur Ausichweifung herzhafte, war langsam im Rathschlagen, ungewiß und wankend, wenn er sich entschließen sollte, und wählte allezeit lieber behutame und sichere Mafsregeln, als kühne und entscheidende.“ — „Der Landgraf, von Natur lebhafter und unternehmender, faßte alle seine Entschlüsse, ohne sich lange zu bedenken, wünschte sie mit raschem Muthe

und mit Feuer auszuführen, und wählte überhaupt solche Entwürfe, die den Streit schnell zu Ende bringen könnten.“

Wenn der Uebersetzer *Avilas* vom Kurfürsten sagt, daß er auch laßfrey gewesen sey, so versteht dieß jetzt Niemand. *Avila* sagt S. 140: er sey *admodum amabili sermonis suavitate et gratia*. *Gratia* ist also laßfrey. Als einzelne Züge, die in eine solche Specialgeschichte vorzugsweise gehören, und oft trefflich charakterisiren, sind folgende nachzutragen; zu S. 120: Als Kaiser Karl V auf Gnaundstein bey Altenburg (1547) anlangte, sollte daselbst eben die Vermählung der Tochter des Besitzers, Elisabeth von Einriedel, mit einem von Ende gefeyert werden. Man wollte die Feyer aufschieben, aber der Kaiser gab dieß nicht zu, vielmehr führte er selbst die Braut zum Altare in der Burgcapelle (*Gottschalk*: Ritterburgen 8, 278). — Zu S. 142. Als drey Tage nach der Schlacht bey Mühlberg die Domherren in Meissen ein Dankfest feyerten, und im Dom das *Te Deum* gesungen hatten, geschah Nachmittags um 5 Uhr ein einziger Donnerichlag in die Kirche, welcher zwey Thüren, die Glocke und die Orgel zerstörte (*Müller Annal. a. h. a.*) — Zu S. 190. Ueber des Landgrafen Gefangenschaft und Befreyungsveruche würde *Rommel* in dem oben angeführten Werke hinreichende Auskunft gegeben haben. Namentlich wäre hier der Ort gewesen, über die Philipps-thaler einige Auskunft zu geben, welche aus den silbernen Knöpfen geprägt worden seyn sollen, die der Landgraf an seinem Rocke in seiner Gefangenschaft getragen haben soll, mit der Umschrift: „*Bess(er) Land u. Lud verlorn, als Ein Falschen Aid geschworn*, deren es ächte und unächte giebt, und beide im Gothaischen Münz-Cabinet befindlich sind. Für diesen Gegenstand ist sehr viel Stoff vorhanden, derselbe ist in diesem Werkchen wohl benutzt, aber nicht gehörig durchgearbeitet worden.

Druck (von Mintzel in Hof) und Papier sind leidlich.

6. 7.

## K L E I N E S C H R I F T E N.

THEOLOGIE. Zürich, b. Orell, Füsli u. Comp.: *Num Christus in Pauli apostoli scriptis Deus appelletur*. Dissertatio, qua ad audiendam orationem professionis theologiae extraordinariae in academia Turicensi rite aduandae causa d. XXVIII Oct. a. 1837 habendam invitat *Melchior Ulrich*, V. D. M. 32 S. 8.

Der Vf. scheint zur Wahl des in diesem Schriftchen behandelten Stoffs durch einen Aufsatz *Tholucks* in dessen lit. Anzeiger 1837. No. 4—7. 17. veranlaßt worden zu seyn, indem er in lat ausschließlicher Polemik gegen diesen Aufsatz die in der Aufschrift genannte Frage verneint. Hr. U. beweist nämlich sowohl aus dem Wesen der Paulinischen Christologie überhaupt, als durch grammatische und kritische Erörterung der hier in Frage kommenden Stellen der Paulinischen Briefe im Ein-

zelnen, daß Paulus Christum weder Gott genannt habe, noch habe nennen können. Mit diesem Resultate ist auch Rec. einverstanden, wenn er auch keinesweges in die enthusiastischen Lobsprüche einstimmen kann, mit welchen neulich dieses Schriftchen in einer langen Recension im Lit. Bl. der Allg. Kirchenzeitung überschüttet worden ist. Den wenigsten Beyfall dürfte die vorausgeschickte, für den Zweck dieser rein historischen Untersuchung ganz unnöthige philosophische Einleitung finden, in welcher Hr. U. vom Wesen des göttlichen und menschlichen Geistes handelt, und einen höchst sterilen und jammervollen, aus Pantheistische antretenden Rationalismus zur Schau trägt. Die Latinität des Vfs. verräth wenig Uebung.

Δ—μ.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J A N U A R 1 8 3 9.

## G E S C H I C H T E.

WEIMAR, auf Kosten des Vfs., in Commission b. Voigt: *Geschichte der Feldzüge des herzoglich Sachsen-Weimarischen Scharfschützen-Bataillons im Jahre 1806 und des Infanterieregiments der Herzöge von Sachsen in den Jahren 1807, 1809, 1810 und 1811.* Von Ludwig Freyherrn von Seebach, Großherzogl. Sächsl. Major und Kammerherrn, Ritter des Großherzogl. Sächsl. Hausordens vom weißen Falken, der Königl. Franzöf. Ehrenlegion und des Herzogl. Sachsen-Ernestinischen Hausordens u. s. w. Mit vier Plänen. 1838. 511 S. 8.

Es ist mit Bedauern ausgesprochen worden, daß sich unter großen Massen von Streitkräften auf Kriegsschauplätzen oft die einzelnen Bestandtheile mit ihren Schicksalen für die Geschichte verlieren, namentlich wenn sie von verhältnißmäßig geringem Umfange sind, und besonderen Souveränen angehören. Der Grund liegt meistens in der Schwierigkeit, beglaubigte Nachrichten aufzufinden, die wichtig und interessant genug sind, um aufgezeichnet zu werden, die gefundenen in harmonische Verbindung mit der Geschichte des Ganzen zu bringen, dem Einzelnen immer die rechte Stelle anzuweisen, wo es in den Vorder- und in den Hinter-Grund tritt, und ohne Ueberschätzung und Uebertreibung, aber auch ohne furchtsame Zurückhaltung, diejenigen Verdienste geltend zu machen, die es sich zuschreiben darf. Diese Schwierigkeiten werden noch vermehrt, wenn der Vf. nicht selbstthätig mitgewirkt hat, wenn er die lebendige Erinnerung durch Studien ersetzen, und viele Mittheilungen hinnehmen muß, ohne ihre Wahrheit und ihre Beziehung prüfen zu können. Hieraus mag es sich erklären, warum wir bis jetzt noch keine Geschichte der herzoglich sächsischen Truppen und ihrer Theilnahme an den Feldzügen von 1806 bis 1815 besessen haben, die nur einigermaßen die Ansprüche an die Geschichtschreibung erfüllt hätte, und dem hohen literarischen Standpunkte Weimars angemessen wäre.

Jedenfalls waren es diese Umstände und die große Anziehungskraft von Kriegsgeschichten der neuesten Zeit, was die öffentliche Aufmerksamkeit auf das angezeigte Werk des Hn. Majors und Kammerherrn Freyh. von Seebach sogleich nach der Ankündigung hinlenkte. Und in Wahrheit befriedigt es alle Anforderungen, die man billiger Weise an eine Schrift dieser Art machen kann. Aus Allem geht hervor, daß

A. J. L. Z. 1839. *Erster Band.*

der Vf. sich, ehe er Hand an das Werk legte, eine genaue Kenntniß der allgemeinen Geschichte der Kriege, an denen die Truppen der Herzöge von Sachsen Theil nahmen, und eine hinlängliche Kenntniß der neuesten literarischen Hülfsmittel verschafft hat. Die Schriften E. v. W., R. v. R., 1806 betreffend, Nettelbachs Leben, von Volderndorf, v. Baur, Söchets, Gouvion, St. Cyr, Rigel u. A. haben ihm, wie man sich überzeugt, gleichsam zur Unterlage gedient, und die Berichtigungen und Erläuterungen, die fast jeder Tag noch bringt, sind ihm nicht entgangen. Dabey hat er, wie aus dem Inhalt erhellt, Militärarchive zu Rathe gezogen, und von lebenden Zeugen und Theilnehmern an den Kämpfen eine Bereicherung seiner Notizen gewonnen. Ein wesentlicher Vorzug ist aber, daß der Vf. selbst in den Reihen der Krieger gestanden, deren Schicksale er beschreibt, und von der Schlacht bey Jena an bis zur Entwicklung der Katastrophe in Spanien auf den interessantesten Schauplätzen mitgefochten hat. Ein treues Gedächtniß und genau geführte Tagebücher müssen ihm bey der Abfassung zu Hülfe gekommen seyn, denn sonst würde man die Wahrheit des Details nicht begreifen, die überall hervorleuchtet. Dieser Umstand hebt dieses Werk zugleich über das gewöhnliche Interesse einer bloß vaterländischen Geschichte, und giebt ihm einen noch höheren, allgemeineren Werth. Was es z. B. über den Rückzug nach der Schlacht bey Jena, über die Kämpfe in Tyrol, besonders aber in Spanien, enthält, ist wohl geeignet, als Bereicherung zur Geschichte jener merkwürdigen Zeiten angesehen zu werden. Dabey verräth der Vf. eine so genaue Ortskenntniß, bekanntlich eine Hauptsache bey Beschreibungen von Kriegereignissen, daß man schon darum über manche Operationen Aufschluß erhält. Nicht weniger ist es der Zustand der Sitten des Volkes, in dessen Lande der Krieg versetzt wird, was er in das Auge gefaßt hat. Solche Schilderungen verrathen indess nirgends die Absicht, das Interesse des gewöhnlichen Lesers an dem Buche zu vermehren, sondern dienen dazu, die Ereignisse zu erklären. So sind manche Aufschlüsse über die Wendung der Dinge in Spanien gegeben, indem uns der Vf. einen tieferen Blick in das Wesen der dortigen Zustände, der Sitten, des religiösen und moralischen Standpunctes des Volkes u. A. werfen läßt. Was er endlich über die Bevölkerung der balearischen und pithyufischen Inseln, wo er gefangen war, mittheilt, ist ein sehr schätzenswerther Beytrag zur Ethnographie.

Der Entwurf ist deutlich aufgefaßt. Der Vf. schlägt immer zuerst den allgemeinen Kriegsschauplatz vor unseren Augen auf, giebt einen kurzen Bericht über die Hauptoperationen, ihren Zusammenhang und ihren Zweck, und läßt nun die herzoglich sächsischen Truppen und mit ihnen meistens zugleich die verbundenen nassauischen, anhaltischen, schwarzburgischen, reufsichen, lippeschen und waldeckischen in den Vordergrund treten, so daß man gleichsam der immerwährende Gefährte ihrer Schicksale ist, ohne doch das Ganze aus den Augen zu verlieren. Wir haben nicht bemerkt, daß er dabey den militärischen Charakter vergessen, und sich in die Politik verloren hätte; ja er hält sogar sein Urtheil als *Militär* zurück, wo Andere ihre subjective Meinung gern ausgebreitet hätten. Diese Bescheidenheit, die es dem denkenden Leser überläßt, ein Urtheil zu fällen, ist es wohl auch, die ihn veranlaßt hat, seine eigene Person immer als dritte hinzustellen, und nicht durch Erzählung von persönlichen Ereignissen den Faden zu unterbrechen. Erst da, wo er die Geschichte seiner Gefangenschaft erzählt, tritt natürlich seine Person hervor; aber der Abschnitt, wo das geschieht, ist gleichsam nur ein Anhang, eine Zugabe, die das Buch schließt.

Die Darstellung ist einfach, würdig, und erhält sich stets auf gleichem Niveau. Mit einem Officier über stillistische Kleinigkeiten zu rechten, würde bey solchen Verdiensten ungerecht seyn. Er hat den gesamten herzoglich sächsischen, nassauischen, anhaltischen, schwarzburgischen, lippeschen, reufsichen, waldeckischen Contingenten ein ehrenwerthes Denkmal errichtet, und dies selbst durch die äußere Ausstattung des Werkes. Wahrscheinlich um den Preis nicht zu vertheuern, hat er es auf eigene Kosten drucken lassen, und dieses ist so ausgezeichnet schön, daß die Hofbuchdruckerey in Weimar, aus der es hervorgegangen ist, in dieser Hinsicht ein öffentliches Lob verdient. Die Charten sind sorgfältig und sauber.

Inc. \*

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STUTTGART u. TÜBINGEN, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung: *Paley's Natürliche Theologie, mit Bemerkungen und Zusätzen von Lord Brougham und Sir Charles Bell*, Professor zu Edinburgh. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von Dr. H. Hauff. Mit 25 Holzschnitten. 1837. XIV u. 464 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Ein interessantes, für Kenner und Nichtkenner höchst belehrendes Werk, doch mehr für den Freund der Naturkunde und der Zoologie, als für den philosophischen Theologen. Diese *Natural Theology* des Archidiacon *William Paley* ist ein von den englischen Naturforschern und praktischen Philosophen hochgeschätztes Werk, welches schon daraus hervorgeht, daß Lord *Brougham* es mit Anmerkungen, und der berühmte *Bell* mit Zusätzen versehen hat. Sehr wahr bemerkt der Herausgeber, Hr. Dr. *Hauff*, wel-

cher in höchst gefälliger deutscher Bearbeitung das Werk auf deutschen Boden verpflanzte, daß die starren Formen der öffentlichen Erziehung in England und die behagliche Muse des höheren Klerus dem Naturstudium viele Profelyten zuführen. Es wäre Ungerechtigkeit und Unkunde, wenn Jemand behaupten wollte, das Naturstudium als Wissenschaft sey dem Engländer fremd; doch ist es eben so wahr, daß denselben dieses Studium vorzüglich interessirt wegen seiner Resultate für Kunst und Gewerbe, und daß die Philosophie der Natur meist im Kreise der Theologie und auf dem teleologischen Standpunkte stehen bleibe, und sich noch nicht auf den Höhepunkt deutscher Speculation erhoben habe. — Vorliegendes Werk des im J. 1805 verstorbenen Vfs. erschien zuerst im J. 1802. *Piktet* in Genf gab 1804 eine sehr freye Uebertragung des Werkes, in welcher nach des Herausgebers Urtheil nach französischer Weise der eigentliche Charakter desselben ganz verwischt ist. Im J. 1836 erschien zu London eine neue Auflage, mit reichhaltigen Bemerkungen des Lord-Canzler *Brougham*, und mit Zusätzen des berühmten Physiologen *Karl Bell*, dessen geistreiche und anregende Skizzen hier als Anhang mitgetheilt werden. Diese Skizzen enthalten erweiternde Belehrungen z. B. über den Mechanismus des Körpergerüsts, über die mechanische Kunst im Bau des thierischen Körpers, im Bau der Schädelknochen, über Gelenke, Rückgrat, Vergleichung des Auges mit optischen Werkzeugen u. s. w. Von diesem Werke urtheilt der Herausgeber, daß es nicht leicht ein geeigneteres gebe, um die Lust zum Studium der Natur und besonders der Naturgeschichte der Thiere zu wecken und zu beleben, indem dasselbe nicht dilettantisch mit der Classification und der Beschreibung der Triebe der Naturwelt abschliesse, sondern mit forschenden Blicken den inneren Bau der Thiere und die Gesetze desselben zu ergründen strebt. Nicht die Philosophie und Theologie gedenkt also der deutsche Bearbeiter mit diesem Werke zu bereichern, sondern die Naturkunde.

Der Vf. hebt nun damit an, daß ein im Wege liegender Stein und eine Uhr ganz andere Betrachtungen in ihm und in Jedem veranlassen. Bey der Uhr stellt sich sogleich heraus, daß ihre verschiedenen Theile *um eines Zweckes willen* so und nicht anders geformt und zusammengesetzt sind, um Bewegung hervorzubringen, und daß diese Bewegung so geregelt ist, daß sie die Stunden des Tages anzeigt. Hat man nun den Mechanismus der Uhr aufgefaßt (den der Vf. im Einzelnen darlegt): so ist der Schluss unvermeidlich, daß die Uhr einen intelligenten Urheber gehabt haben müsse. Diesen Schluss rechtfertigt nun der Vf. auf dem Standpunkte des gefundenen, den formalen Gesetzen des Denkens gemässen Verstandes. Nehme man an, daß die Uhr in Folge ihrer Bewegungen eine andere, ihr gleiche Uhr hervorbringe, so wird doch Niemand im Ernste behaupten, daß sie es sey, die das Kunstwerk verfertigt, seine Theile geordnet, deren Thätigkeit und gegenseitiges Ineinandergreifen bestimmt und geregelt

habe. Und wenn wir ins Unendliche eine Uhr aus der anderen erzeugt werden lassen, so bleibt doch das Kunstwerk immer noch unerklärt, und der Verstand ist nicht gefunden, der den Plan entwarf, die Mittel ordnete. Wir suchen den Geist, der den Plan dachte, eine kunstfertige Hand, einen Verstand, der die Hand leitete, mit einem Worte: einen intelligenten Künstler. Zugleich fällt hier in die Augen, wie der Vf. durch Annahme einer Uhr, die ihres Gleichen hervorbringt, und in sich ein System von Kräften enthält, die für den Zweck der Uhr berechnet sind, auf die Idee der Organisation und der Organismen überleitet, und den Grund legt zu den Schlüssen, die er aus dem im thierischen Körper sich darstellenden Mechanismus zieht. Er geht dann über zur Anwendung dieses Beweises in den viel herrlicheren Kunstwerken der Natur, und zeigt vor allen naturhistorisch und physiologisch die Construction des Auges, die Angemessenheit des menschlichen und des Fisch-Auges zu dem Medium, in welchem beide leben. Wie tief und belehrend ist nicht die Vergleichung des Baues eines Auges mit dem Baue eines Teleskopes, die Darlegung des Apparates, nahe und entfernte Gegenstände zu sehen! — Des Vfs. natürliche Theologie unterscheidet sich daher von ähnlichen Werken durch den Reichthum, die Tiefe und Gründlichkeit, mit welcher er die Naturgegenstände physiologisch behandelt, indem er nicht wie Andere bloß oberflächlich äußere Zweckmäßigkeiten nachweist, sondern in das Innere des Mechanismus und der Construction eindringt, wodurch das Werk eben für Physiologen so anziehend wird. „Was mich betrifft, sagt der Vf. S. 319, um aus der Naturgeschichte einen intelligenten Schöpfer zu beweisen, so ist mein Hauptstandpunct die Anatomie des Menschen, und die Beispiele von Mechanismus, welche ich aus dem langen Verzeichniß aller zu Gebote stehenden Fälle hervorhebe, sind unter anderen der Zapfen, auf welchem sich das menschliche Haupt dreht, die Bänder in der Höhlung des Hüftgelenkes, der Rollmuskel des Augapfels, der Kehldeckel, die Bänder, welche die Sehnen der Faust und des Fußgelenkes niederhalten, die durchbohrten Sehnen an Händen und Füßen, die Anknüpfung der Eingeweide an das Gekröse, die Einmündung des Milchsaftes in das Blut, und die durch die ganze thierische Schöpfung sich hindurchziehende Zweyheit der Geschlechter. — Mit Recht sagt der Vf., sein Buch beweise, woran kein Vernünftiger zweifle, und spricht damit offenbar die Ahnung aus, daß die Gottesidee tiefer, in dem Wesen des Menschen selber liege, und nicht von Außen in denselben hinein komme. Aber eben so wahr ist es auch, wenn er sagt, daß durch solche Untersuchungen Festigkeit der Ueberzeugung und Tiefe des Eindrucks gewonnen werde, da sich ja Fälle genug im Leben ereignen, wo diese Festigkeit auf die Probe gestellt werde. Was die Tiefe des Eindrucks anlangt, so ist es etwas ganz Verschiedenes, eine Wahrheit anzuerkennen, und — von ihrem Geiste im Innersten ganz durchdrungen zu seyn. Durch Betrachtungen

der Art, wie *Paley* sie giebt, wird es unmöglich, die Naturerscheinungen anders aufzufassen, als in Beziehung auf einen intelligenten Urheber. So wird die Welt wahrhaft ein Tempel Gottes, und das Leben ein ununterbrochener Act der Anbetung. — Der Beweis der *Güte* Gottes beruht nach unserem Vf. auf zwey durch Naturbeobachtung und Erfahrung beweisbaren Sätzen, einmal, daß in der unendlichen Mehrzahl von Fällen, in denen wir eine kunstreiche Vorrichtung erblicken, ein wohlthätiger Zweck derselben sich offenbare; und dann, daß die Gottheit mit den thierischen Empfindungen Lust und Vergnügen verband, und zwar im höheren Grade, als zur Erreichung des Zweckes, z. B. der Erhaltung, nothwendig gewesen wäre, oder wo der Zweck sogar durch das Mittel des Schmerzes hätte erreicht werden können. Bey diesem Abschnitte wird auch die Darstellung des Vfs., die den Ton ruhiger Betrachtung und Beschreibung hält, lebendig, rhetorisch, und die Gefühle der Bewunderung, der Liebe und der Anbetung brechen hervor.

Aus der ganzen Betrachtungsweise des Vfs. geht nun hervor, daß derselben die unkritische Täufchung zum Grunde liege, als ob er die Gottesidee aus der Natur herauslese, die er doch als der Vernunft inwohnend in die Natur hineinlegt, mit dieser Idee, als leitendem Princip, an die Naturbetrachtung geht, und so sich überredet, als ob er seine Religion aus der Natur schöpfe, die er doch in sie hineinlegte, und die ihm nun aus dem Spiegel der Natur zurückstrahlt, zu geschweigen, daß die göttlich-moralische Ordnung und die wahrhaft göttliche Zweckmäßigkeit des Weltganzen, so wie das moralische Bedürfnis der Religion, gar nicht zur Sprache kommt. Daraus, daß der Vf. den sogenannten physiko-theologischen Beweis für das Seyn Gottes für zwingend und apodictisch hält, geht ferner hervor, daß ihm von deutscher Philosophie, selbst von *Kant's* Leistungen, keine Kunde geworden. Denn obgleich *Kant* sagt, daß dieser Beweis jeder Zeit mit Achtung genannt zu werden verdiene, als der älteste, klarste und der gemeinen Menschenvernunft angemessenste: so hat er doch die Unzulänglichkeit und Unselbstständigkeit desselben auf eine unwiderlegliche Weise dargethan, und gezeigt, wie derselbe auf den kosmologischen und ontologischen Beweis sich stütze, wie also die Gottesidee in reiner Vernunft ihren Quell und Sitz habe, und wie es unmöglich sey, auf empirischem Wege zu einem absolut vollkommenen Wesen und dessen Realität zu gelangen. Auch über die Anomalien in der Natur äußert der Vf. sich nicht genügend, die freylich am Ende für den Vernunftglauben Räthsel sind, zu welchen nur eine höhere Weisheit den Schlüssel hat, welchen die menschliche Wissbegierde jener Weisheit gern abgewinnen möchte.

Da nun vorliegendes Werk für den Naturkundigen viel interessanter ist, als für die Wissenschaft des Theologen, und da der Titel des Buches den reichen Inhalt desselben nicht angiebt, so will Rec. für die Naturfreunde die allgemeinen Titel der verschie-

denen Kapitel angeben, ohne den reichen speciellen Inhalt zu bezeichnen. Nachdem der Vf. durch die Beschreibung der Construction und Organisation des Auges und Ohres den Grund zu seiner Beweisführung gelegt hat, handelt das IV Kap. von der Fortpflanzung der Gewächse und Thiere. Kap. VII. Mechanisches und Unmechanisches am Thier- und Pflanzen-Körper. Kap. VIII. Von den mechanischen Verrichtungen im menschlichen Körper. Kap. IX. Von den Muskeln. Kap. X. Von den Gefäßen des thierischen Körpers. Kap. XI. Der thierische Körper als ein geschlossenes Ganzes. Kap. XII. Vergleichende Anatomie. Kap. XIII. Eigenthümliche Organifikationen. XIV. Vorforge. XV. Nexus. (Der Vf. sagt: wenn eine Wirkung durch die vereinte Thätigkeit verschiedener Werkzeuge hervorgebracht wird, so nenne ich die Angemessenheit solcher Theile zur Hervorbringung Einer Wirkung und ihr Ineinandergreifen den Nexus derselben.) XVI. Ersatz. XVII. Der Nexus zwischen dem lebenden Körper und der unbelebten Natur. XVIII. Instincte. XIX. Von den Insecten. XX. Von den Pflanzen. XXI. Die Elemente. XXII. Die Güte Gottes. XXIII. Schluss.

Die Bearbeitung des Ha. Dr. *Hauff* gleicht nicht einer Uebersetzung, sondern einem deutlichen Originalwerke. Druck und Papier sind, wie es von der Verlagshandlung nicht anders zu erwarten ist, correct und splendid.

Cm.

WEIMAR, b. Voigt: *Ritterorden und Ehrenzeichen des Königreichs, des Großherzogthums und der Herzogthümer Sachsen*, herausgegeben von C. H. von Gelbke. Mit 3 illum. Kupfertafeln. 32 S. 4. (1 Thlr. 12 gr.)

Der Herausg., welcher schon früher die Ordensliteratur durch sein bey Reimer in Berlin in Royal-Querfolio erschienenenes Prachtwerk: „*Abbildung und Beschreibung der Ritterorden und Ehrenzeichen sämtlicher Souveräne und Regierungen*“, bereicherte, als Anhang dazu im J. 1834 die Statuten und Urkunden der preussischen Orden und Ehrenzeichen, in einem eigenen Werkchen in Quart, folgen liefs, giebt uns hier über die Orden der sächsischen Häuser ebenfalls eine besondere Schrift.

Ohne Vorwort beginnt sie mit den Orden des königlichen Hauses Sachsen, und hier wieder mit dem Orden der *Rautenkron*e. Vierzehn Zeilen nur sind diesem ersten und Haus-Orden des Königshauses gewidmet, welche nichts davon sagen, daß es Napoleon war, der die Veranlassung zu seiner Stiftung gab. Er, der aufrichtige Freund Friedrich Augusts, war es nämlich, der diesem, nach angenommener Königs-

würde, anrieth, einen Hausorden zu stiften, woran es fehlte. Es geschah, und Napoleon war der Erste, der ihn aus des Königs Händen empfing, als er nach geschlossenem Frieden in Tilsit, auf der Rückreise nach Paris im Julius 1807 einige Tage in Dresden verweilte. Statuten hat der Orden zur Stunde noch nicht, indessen ergibt sich aus der Art seiner Vertheilung, daß bey ihm die Grundätze, welche bey anderen sogenannten Hausorden befolgt werden, auch angenommen sind.

Dem zweyten königl. sächsischen, dem militärischen *St. Heinrichs-Orden* sind zwey Seiten gewidmet. Warum Hr. v. *Gelbke* die umgeänderten Statuten desselben, welche König Anton unter dem 23 Dec. 1829 diesem Orden gab, nicht wörtlich abdrucken liefs, was bey den herzogl. sächsischen geschehen ist, ist nicht zu erklären. Zu finden sind sie im ersten Stücke der Gesetzsammlung des Königreichs Sachsen von 1830. Ebenso vermißt man die Statuten des dritten, 1815 gestifteten, königl. sächsischen *Civil-Verdienst-Ordens*, welche unterm 12 August 1815 gedruckt erschienen, und im 252sten Stück der Leipziger Zeitung desselben Jahres zur allgemeinen Kenntniß kamen. Diese Unterlassungen sind die Ursache, daß, mit Einschluß der oberflächlichen Nachrichten von verschiedenen königlich sächsischen Medaillen und Ehrenzeichen, diese erste Abtheilung des Werkes nur fünf Seiten einnimmt.

In der zweyten Abtheilung findet man die vom 18 Oct. 1815 datirten Statuten des erneuerten großherzogl. sächsischen Ordens vom *weißen Falken* wörtlich mitgetheilt, doch ohne Voraussichkung irgend einer Nachricht über seine frühere Geschichte. Von den verschiedenen Verdienstmedaillen dieses sächsischen Hauses sind die sie betreffenden Reglements ebenfalls wörtlich gegeben.

Ebenso sind im dritten Abschnitte die etwas weitläufig abgefaßten Statuten des am 25 Dec. 1833 von den drey sächsischen Fürstenhäusern Altenburg, Coburg und Meiningen gestifteten herzoglich *Sachsen-Ernestinischen Hausordens* wörtlich ohne alle weitere Bemerkung mitgetheilt, sowie die officiellen Erlasse über Medaillen und Ehrenzeichen.

Man ersieht hieraus, daß die Verdienste, welche sich der Herausgeber durch sein großes, vorhin genanntes Werk um die Ordensliteratur erwarb, durch das angezeigte Fabrikat nicht vermehrt sind, das eigentlich nichts als ein Abdruck, und nicht einmal ein vollständiger Abdruck der Stiftungsurkunden aller sächsischen Orden ist, denen auf drey Blättern illuminierte Abbildungen der verschiedenen Ordensinsignien und anderer Abzeichen beygegeben worden.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J A N U A R 1 8 3 9.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

STUTTGART, b. Löflund: *Andeutungen zu Vorträgen über die in Württemberg neu eingeführten Evangelien an Sonn- und Fest-Tagen*, von Carl Friedrich Dietzsch, Decan und Stiftsprediger in Oehringen. Erster Band 3tes Heft und Zweyter Band 1, 2 und 3tes Heft. 1834 u. 1835. 537 u. 591 S. 8. (das Heft 16 gr.)

[Vgl. Ergänzungsbl. zur Jen. A. L. Z. 1834. No. 18.]

Das Werk liegt nun vollendet vor uns, und giebt einen deutlichen Beweis, daß der Vf. immer mehr zum Besseren fortschreitet, indem uns in den letzten Heften weit weniger Dispositionen aufgestoßen sind, welche mit den Gesetzen der Logik streiten. Auch an originellen Themen fehlt es nicht. So spricht er unter anderen, nach Matth. 10, 16—20: „über die Wahrheit, daß auch Thiere unsere Lehrer werden können.“ Eben so eigenthümlich ist das Thema: „die Gewohnheit, bey dem Verluste theurer Personen, uns zu bereden, daß ihr Tod hätte vermieden werden können.“ Ungewöhnlich ferner ist das Thema: „Die Vorliebe für gewisse Gegenden unseres ehemaligen oder jetzigen Aufenthaltes.“ — Die meisten übrigen Themata sind gewöhnlicher, aber alle mehr oder weniger praktisch und in deutlichen Worten ausgedrückt. Zu den Hauptsätzen, welche falsch verstanden werden können, rechnen wir: „Die Lästerungen unseres Herrn, als seine Ehre.“ Die Ausführung zeigt zwar genugsam, daß bewiesen werden soll, wie die Lästerungen, welche die Juden gegen Jesum aussprachen, ihm zur Ehre gereichen; allein das Thema hätte diesen Gedanken deutlicher ausdrücken müssen. — Auffallend fanden wir es, daß der Vf. an einigen Trinitatissonntagen förmliche Reformationsfestpredigten hielt, oder zu halten vorschlägt, bis uns eine Anmerkung belehrte, daß das Reformationsfest, welches im Württembergischen am 25 Juni, wenn dieser Tag auf einen Sonntag fällt, oder, wenn dies nicht der Fall ist, an dem folgenden Sonntage gefeiert wird, auf den 2ten bis 6ten Sonntag nach Trinit. fallen kann. Mit Unrecht wird übrigens Luther der Stifter unserer Kirche genannt; dies war Jesus. — Gefreut haben wir uns auch über die Bescheidenheit, mit welcher der Vf. in der Vorrede von seinen eigenen Leistungen urtheilt, und über die Bereitwilligkeit, mit welcher er jeden Wink der öffentlichen Kritik aufnimmt, um seinen Arbeiten höhere Vollendung zu geben. Mit um so größerer Freude sprechen

J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

wir nun, nach Vollendung des ganzen Werkes, unfer Endurtheil über dasselbe aus: Der Vf. hat mit vielem Fleiße gearbeitet, vielen Stoff gegeben; manche Dispositionen sind zwar nicht ganz streng nach den Regeln der Logik ausgeführt, jedoch sind die meisten alles Lobes werth. Jüngere Prediger können von dem Vf. lernen, wie das Bibelwort angewandt und zweckmäßig benutzt werden müsse; ältere Prediger können ihm die Kunst ablernen, alles bloß Theoretische auszufcheiden, und nur das Praktische, auf das Leben sich Beziehende, zu behandeln.

R. K. A.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Bilder nach der Schrift*. Eine Christfestgabe von Friedrich Georg Jordan, Senior des geistl. Min. zu Northeim. 1837. 100 S. 8. (10 gr.)

Dieses Buch enthält 12 geistliche Reden: 1) Unfer Lofungswort (Zu Neujahr). 2) Christus am Jacobsbrunnen. a) Die Bitte, die er ausspricht. b) Die Gabe, die er spendet. c) Das Bekenntniß, das er ablegt. d) Die Weisung, die er giebt. e) Die Anerkennung, die er findet. 3) Die Lilie des Feldes. 4) Christus und die 10 Ausfätzigen. 5) Christus heilt den Taubstummen. 6) Der Zinsgrofchen. 7) Die Weihnacht zu Bethlehem. Hätte sich der Vf. bemühet, seinen Gedanken und der Ausführung derselben eine gröfsere Klarheit und Bestimmtheit zu geben, so würden diese geistlichen Reden als gelungene bezeichnet werden können; denn es wehet in ihnen ein christlich religiöser Geist, der auf sittliche Veredlung wirkt, es herrscht in ihnen eine edle Sprache, viele und herrliche Gedanken sind darin mitgetheilt. Als Beleg zu diesen Bemerkungen diene unter vielen anderen Stellen vorzüglich folgende S. 66: „Der Glaube ist kein flaches, leichtes Fürwahrhalten und noch weniger ein gedankenloses Nachsprechen gewisser Lehrlätze, und doch wie häufig gilt Beides dafür! Wie Mancher bekennet Gott und den, den er gesandt hat, Jesum Christum mit lebendigen Lippen, während sein Herz todt bleibt. Wie Mancher wirft um sein Bekenntniß ein biblisches Kleid und um sein Leben ein christliches Gewand, während ein eben so kaltes, als herzloses Wesen sich unter der Hülle birgt. Wie Mancher eifert in eitler Verblendung für einen Buchstaben, während ihn der Geist nicht einen Augenblick kümmert.“ u. s. f. Auch läßt sich gegen die Themata und die Theile nichts Gegründetes einwenden. Dagegen sind aber diese Reden zu sehr

überhäuft mit Bildern und Vergleichen, und zwar oft zum Nachtheile der Gedanken, welche dadurch mehr verdunkelt, als veranschaulicht werden. Vergleiche hiezu unter vielen a. St. nur folgende S. 2: „und die Samenkörnlein in Ewigkeit, die in dem Zeitehschoße schlummern, werden aufblühen zur heiligen Ernte!“ Und S. 56: „Also bilden sich die heiligen Keime in dem Gemüthe des Sterblichen, also leuchten hernieder des Himmels weihende Strahlen, und flechten, dem Reinen bemerkbar, einen unverwelklichen Kranz um das Haupt des Erdenwälers, gleich dem Frühroth, das die fernen Höhen vergoldet, um das Nahen der hehren Herrscherin des Tages zu verkünden.“ S. 3 muß es oben anstatt „die Mafse“ das Maß heißen. S. 7 hat sich der Vf. höchst auffallend undeutlich ausgedrückt, wenn er sagt: „So lange Gott Gott und Christus Christus bleibt, so lange stehet das Reich.“

Wird sich der Vf. bey künftigen ähnlichen Leistungen einer größeren Einfachheit in der Darstellung, einer genaueren Begriffsbestimmung und einer gründlicheren Durchführung, der Hauptgedanken befeisigen, so werden seine Leistungen mit Recht zu den besseren gezählt werden können.

#### Th. H.

BERLIN, b. Stackebrandt: *Sonnenblicke am Wolkenhimmel des Lebens, oder Betrachtungen über sich selbst, Natur und Gott, in den Stunden stiller Aufheiterung und Ruhe.* Von G. A. Frhr. v. Maltitz. (Als Fortsetzung der Witschelschen Morgen- und Abend-Opfer.) Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Titelkupfer. 1838. 148 S. 8. (broch. 18 gr.)

Sehr schöner Druck, weißes Papier, trefflicher Inhalt geben diesem Büchlein einen hohen Werth. Dasselbe enthält ungemein viel Anziehendes und wahrhaft Erbauliches. Mit Recht betrachtet es der Vf. als Fortsetzung des bekannten *Witschelschen* Werkes; denn es ist in demselben Geiste, fast in derselben Sprache geschrieben. Die erste Abtheilung ist überschrieben: *Natur*. Die einzelnen Morgen- und Abend-Gebete jedes Wochentages, enthalten folgende Ueberschriften: der Frühlingmorgen, Nacht, Sonnenaufgang, Dämmerung, das Gebirge, die Erndte, Wintermorgen, u. s. w. Die zweyte Abtheilung führt die Ueberschrift: *der Mensch*. Hier werden unter anderen folgende Gegenstände besprochen: Sehnsucht, häusliches Glück, Bekämpfung, Friede, Ehe, Leiden, Wohlthun, Vergebung, Eintracht, Verkennung u. s. w. 3te Abtheilung: „Gott.“ Hier kommen: Zweifel, Religion, Glaube, Anbetung, Allmacht u. s. w. zur Sprache. 4te Abtheilung: „Jesus.“ Hier bespricht Hr. v. M. Folgendes: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte nicht. Lasset die Kindlein zu mir kommen“ u. dergl. m. Ein Anhang endlich, welcher die 5te Rubrik bildet, enthält Gedichte verschiedenen Inhaltes, z. B. die Abenddämmerung, Herbstdnacht, Gedanken vor einer Schlacht u. s. w.

Das Buch ist schon zu weit verbreitet, als dafs es nöthig wäre, dasselbe noch genauer zu charakterisiren. Wer aber gern etwas liest, was hohe Sittreinheit athmet, wer besonders Morgens und Abends gern nach einem Buche greift, das ihn emporhebt über Zeit und irdisches Treiben, der wähle dieses Buch, und es werden ihm die einzelnen Betrachtungen „Sonnenblicke am Wolkenhimmel des Lebens“ werden.

R. K. A.

BERLIN, b. Stackebrandt: *Schulgebete* von dem Lehrer J. H. G. Arendt. 1838. 94 S. 8. (broch. 6 gr.)

Der Vf. des Büchleins ist ohne Zweifel derselbe Schullehrer, von welchem wir in der Allg. Schulzeit. schon öfters gediegene Aufsätze gelesen haben. Auch dieses Schriftchen zeigt, dafs der Vf. das Eine, was der Schule Noth thut, lebendig erkannt hat. Religiöser Sinn, das ist, es was in unseren Tagen gar mancher Schule fehlt. Hr. A. empfiehlt daher vor Allem, zu Anfange und zum Schlusse der Schulstunde, das Gebet; er spricht sich, in einer, diesen Gebeten voranstehenden Abhandlung, sehr schön und christlich über das Gebet aus. Der Inhalt dieser Abhandlung ist besonders: An Gottes Segen ist Alles gelegen; darum wende man sich im Gebete an ihn, und leite frühzeitig schon die Kinder dazu an: das Gebet ist nothwendig in der Schule, weil dies der Zweck derselben erfordert; das Gebet lehrt uns die Schule als eine göttliche Anstalt kennen; die Schule ist ja der Ort und die Jahre des Schulbesuchs sind die Zeit, wo die Kinder an alles Gute sollen gewöhnt werden; durch das Gebet werden die Hindernisse geschwächt, welche sowohl dem Lehrer, als den Schülern, sich entgegen stellen. Diese, hier nur angedeuteten Sätze, führt Hr. A. weiter aus. Nicht ohne Grund verlangt derselbe, dafs der Lehrer, als die Hauptperson, in der Schule bete. Auch auf Rec. hat es immer einen sehr guten Eindruck gemacht, wenn der Lehrer selbst aus dem Herzen betete; und gewifs wirkte ein solches Gebet wohlthätig auf die Kinder; aber es ist leider wahr, nicht jeder Lehrer versteht das rechte Beten, weil ihm der fromme Sinn abgeht. Hr. A. setzt aber mit Recht auch hinzu: „Auch Kinder sollen und dürfen beten, aber nur solche, die sich, ihres guten Betragens wegen, dazu würdig gemacht haben, und von denen der Lehrer überzeugt ist, dafs sie es mit Würde und Anstand thun.“ Welche Aufmunterung für Kinder, sich der Ehre: in der Schule beten zu dürfen, würdig zu machen! Nur sollte kein Kind in der Schule, im Namen der Uebrigen, laut beten, wenn es noch die Gebete metrisch ableiert, wobey man, wie Hr. A. sagt, „unwillkürlich an die Drehorgeln erinnert werde.“ Eben so wahr ist es, was der Vf. weiter sagt: „der Lehrer lese kein Gebet ab, weil dadurch viel von dem Eindrucke verloren geht. Zum Gebete sind ja nur wenige Worte erforderlich, aber aus dem Herzen müssen sie kom-

men.“ Wenn aber der Vf. sagt: „am Schlusse der Schulfunden wiederhole man im Gebete das noch einmal kurz, was im Laufe des Unterrichtes abgehandelt worden ist; dadurch wird es sich dem Kinde um so fester einprägen,“ so soll dieß wohl nur vom Inhalte des Religionsunterrichtes gelten.

Die vom Vf. mitgetheilten Gebete haben den rechten Gebetston und die rechte Gebetslänge. Sie sind kindlich, würdevoll, kurz. Die meisten sind für den Lehrer, doch sind viele auch darunter, die von Kindern gesprochen werden sollen. Denjenigen Gebeten, welche nicht von Hn. A. selbst verfaßt sind, sind die Namen der Vff. beygefügt; die Mehrzahl ist in Prosa, doch auch nicht wenige in Versen. Gewundert haben wir uns, daß Ein Gebet zwey Mal vorkömmt, nämlich Nr. 11 und Nr. 61. — Zu wünschen wäre gewesen, Hr. A. hätte sich die leichte Mühe genommen, die Gebete, des leichteren Auffuchens wegen, zu ordnen, oder wenn er dieß nicht wollte, ein Register beyzufügen, damit der Lehrer leichter im Stande gewesen, das Gesuchte und Passende zu finden. Es stehen nämlich die Gebete, in bunter Mischung, unter und neben einander. Als Probe der würdevollen Sprache fügen wir das erste, in dieser Sammlung enthaltene Gebet bey; es ist ein Morgenbet: „Allgütiger, der du die Liebe selber bist, dir bringen wir an diesem Morgen, uns durch deine Güte geschenkt, unserem Dank dar, du schüttest uns und wachtest über unserem Haupte. Mit dir beginnen wir diesen Tag. Mit dir wollen wir ihn beschließen. Diese Kleinen, vor mir versammelt, auch sie sind voll Dank gegen dich; sie danken dir mit Worten, die aus dem Herzen kommen. Nimm du, gütiger Vater, auch heute uns in deinen Schutz, besonders diese Schaar Seelen, und gieb du uns Kraft zu allem Gutem. Laß für uns den heutigen Tag nicht unnütz dahin gehen, sondern laß ihn uns weise benutzen, damit wir sagen können: er war nicht verloren für mich; ich habe vielmehr zugenommen an Weisheit, wie an Kenntnissen. Ja, liebevoller Vater, das wollest du thun, um Jesu Christi, deines lieben Sohnes willen. Amen.“

R. K. A.

ELBING, b. Neumann: *Die Weihe des Tages*. Gebete für die Jugend zum Schul- und Hausgebrauch von Hermann Krüger. 1838. VIII u. 160 S. 8. (broch. 10 gr.)

Der Vf., ein Candidat des Predigtamtes, gab diese Gebete heraus, in der Absicht, wahre Frömmigkeit in den Herzen der Kinder, durch Hinweisung auf die Spuren der göttlichen Liebe, wie in dem Kindheitsleben, so in der Natur und in der Sendung Jesu Christi, zu erwecken und zu nähren. Er bestimmt die *Schulgebete* unter denselben zunächst zum Vorlesen, bey dem Anfange des Unterrichtes, durch den Lehrer; die *Hausgebete* aber dazu, von den Kindern theils gelernt, theils gelesen zu werden. Die Gebete, bey einzelnen Veranlassungen und an

christlichen Festtagen, sind durch die Ueberschriften hinlänglich bezeichnet. — Die Gebete sind theils in Versen, theils in Prosa. Die Verse sind leicht und fließend, und haben uns, zum großen Theile, sehr befriedigt. Die Sprache ist edel, größtentheils den Kindern wohlverständlich und nur zuweilen stießen wir auf Stellen, welche wohl, namentlich bey dem bloßen Anhören, den Kindern etwas undeutlich bleiben dürften. Viele Gebete haben ganz den Ton und die Haltung einer Ansprache an Gott; aber unter den Schulgebeten sind nicht wenige, welche zwar recht gute Gedanken enthalten, aber keineswegs Gebete sind. So heißt es z. B. in einem Gebete: „Was hilft es uns, wenn wir auf kurze Zeit den vertrauten Lehrer täuschen; kommt dann zuletzt nicht doch, in den meisten Fällen, unser Vergehen an's Tageslicht? Wie könnten wir wohl ein Lob ohne Erröthen vernehmen, das wir durch Unredlichkeit oder Täuschung uns erwarben?“ In einem anderen Gebete heißt es: „Niemals möge es uns in den Sinn kommen, von unsern Lehrern, außerhalb der Schule, mit zweydeutiger oder halber Achtung, weder im Scherze, noch im Ernste, zu reden; niemals einzelne äußere, zufällige Eigenheiten, die sie vielleicht haben könnten, zum Gegenstande des Lächelns zu machen“ u. s. w. Das gehört mehr einer moralischen Abhandlung an als einem Gebete, welches stets eine Sprache des Herzens an Gott seyn muß. In vielen dieser Schulgebete aber wendet sich die Sprache erst in den letzten Zeilen an Gott, und voran steht eine Betrachtung. Dazu kommt, daß die Gebete, namentlich für Kinder, zu lang sind. Besser ist der Gebetston in den sogenannten Hausgebeten und am allerbesten in den Gebeten für kleine Kinder getroffen. Wahrhaft kindlich und ansprechend weiß da der Vf. zu reden. Wir geben hier, mit Vergnügen, als Probe das Gebet eines kleinen Kindes, bey der Krankheit der Mutter: „Guter Gott, der im Himmel ist, ich weiß, daß du so gnädig bist, und was du willst, das kannst du machen, wären es auch die schwersten Sachen. Ach sey doch jetzt auch gut gesinnt, und höre mich an, mich armes Kind. Meine liebe Mutter, die ist so krank, schon viele, viele Tage lang, kann gar nicht aus dem Bett' aufsteh'n und mit mir draussen spatziren geh'n. Ach Gott, d'rum hab' doch Erbarmen, und mach' bald die Mutter wieder gesund. Denn denke ich gar, sie würde todt, wer gäbe mir Kleider dann und Brod? Wer sah' mich dann wohl so freundlich an, wie es nur die liebe Mutter kann? Nein, guter Gott, dieß laß' nicht werden, laß' lieber die Mutter bald besser werden! Dann will ich auch immer artig seyn, recht fleißig lernen, sie sehr erfreu'n; dann sag' ich gewiß den wärmsten Dank dir, lieber Gott, mein Leben lang!“ Wie gemüthlich, zart und ansprechend ist dieß!

Druck und Papier sehr gut.

R. K. A.

WÜRZBURG, in der Etlinger'schen Buchhandlung:  
*Christliche Trostbibel*. Eine möglichst vollstän-

dige, geordnete Sammlung aller Trostesworte der heiligen Schrift. Von *Heinrich Christlieb*, Pfarrer zu Birkenfeld in Württemberg. 1833. IV u. 304 S. kl. 8. (8 gr.)

Dem Vorworte nach, hat der Vf. in langer, schwerer Krankheit die sämtlichen Trostesworte der Bibel gesammelt, hat selbst dadurch sich Trost und Erquickung bereitet, und wünscht nun, daß alle Leidenden, die dieses Buch zur Hand nehmen, eine gleiche Wirkung an sich erfahren mögen.

Das Ganze ist wohl geordnet, und dürfte seinen Zweck nicht verfehlen. Voran steht ein christliches Bittgebet in Leiden, aus lauter einzelnen Bibelworten zusammengesetzt, dann folgen die Bibelstellen alten und neuen Testaments, welche Tröstungen im Allgemeinen enthalten, und zwar zunächst Trostreden, dann Trostgeschichten. Die Aussprüche der Schrift sind jedesmal ganz und wörtlich abgedruckt, die Trostgeschichten nur angedeutet mit Angabe des biblischen Buchs und Kapitels, wo sie zu finden. Hierauf folgen Tröstungen in besonderen Leiden und zwar 1) in gemeinschaftlichen Leiden ganzer Länder, Gegenden und Ortschaften; in gemeinschaftlichen geistlichen (geistigen) Leiden, in gemeinschaftlichen leiblichen Leiden, im Kriege, bey bürgerlichen Unruhen, Theuerung, Mißwachs, Hungersnoth, Seuchen, Wassersnoth, Uberschwemmung, Sturm, Schiffbruch, Feuersnoth. 2) in Leiden einzelner Menschen, in Schwachheit, Sünde, Armuth, Niedrigkeit, Mühe, Sorge um die Seinen, Einsamkeit, Kränkungen, Gefahren, Krankheit, im Tode. Den Beschluß macht ein sehr wohlgerathenes Dankgebet nach dem Leiden, ebenfalls wieder aus einzelnen Aussprüchen der Bibel bestehend.

Druck und Papier sind lobenswerth.

### THEOLOGIE.

LEIPZIG, b. Köhler: *Sendschreiben an Paulus und Petrus über die Nothwendigkeit einer neuen Reform des kirchlichen Lehrbegriffs*. Vom Professor *Krug*, D. d. Th. u. Ph. 1838. 32 S. 8. (4 gr.)

Das Räthsel des Titels löset die Vorrede. Nicht an die beiden Apostel zu Christi Zeit, sondern an ein Paar Theologen unserer Tage ist das Sendschreiben gerichtet, und bezieht sich namentlich auf *Paulus* Bibelschrift *über die Vereinigung der Protestanten und Katholiken* (Stuttgart 1838. 8) und auf *das neue Glaubensbekenntnis von Paulus, geprüft von Petrus* (Lpz. 1838. 8). In der Hauptsache bekennt der Vf. sich einverstanden mit Beiden; aber ihren

Schriften fehlt, wie er sagt, der Nachweis des Bedürfnisses oder vielmehr der Nothwendigkeit, einer neuen Reform des kirchlichen Lehrbegriffs. Diesen Mangel soll vorliegende Schrift ergänzen. Der Vf. geht daher von der Erfahrung aus, daß man überall, bald im ernsten und würdigen, bald im spöttelnden und verächtlichen, selbst frivolen Tone nicht bloß Zweifel an diesem und jenem Glaubensartikel, sondern oft die entschiedenste Verwerfung, wo nicht aller, doch der meisten, höre. Ein solcher Zustand aber bedroht nicht nur die Kirche, sondern auch den Staat, ja die menschliche Gesellschaft überhaupt mit großen Gefahren, weil die Religion mit der Moral, der Glaube mit Recht und Sitte, folglich auch mit häuslicher und öffentlicher Wohlfahrt im innigsten Zusammenhange steht. Klagen und Seufzer darüber, wie sie Mystiker und Pietisten in ihren geheimen Conventikeln austofsen, sind ebenso wenig ein zeitgemäßes Hülfsmittel gegen den überhand nehmenden Nichtglauben, als Schelt- und Schmähworte, oder gar Verfolgung mit Feuer und Schwert. Wie unklug und gefahrvoll der Rath sey, welchen Einige den weltlichen Regierungen ertheilen, die Erziehung und den Unterricht der Jugend wieder den Mönchen und vorzugsweise den Jesuiten anzuvertrauen, bedarf keines Beweises, obgleich dieser Rath von einigen Regierungen schon befolgt worden ist. Auch wenn Erziehung und Unterricht der Jugend in anderen und besseren Händen ist, so kann doch dadurch dem Gebrechen der Zeit nicht gründlich abgeholfen werden. Nichts bleibt übrig, als den kirchlichen Lehrbegriff selbst zu reformiren, weil dieser eben den ersten Impuls zum Zweifeln und Leugnen giebt. Die Einleitung einer solchen Reform würde un schwer seyn, wenn eine bedeutende Mehrzahl darauf antrüge. Die Frage: „In welchen Punkten soll unser kirchlicher Lehrbegriff reformirt werden?“ beantwortet der Vf. durch Verweisung auf *D. Ammon's* bekanntes Werk: *Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion*, weil dasselbe alle Momente enthalte, die bey einer neuen Reform des kirchlichen Lehrbegriffs zu berücksichtigen seyen. Vorzugsweise aber möchten die Dogmen von Gott und Christus, von Sünde (besonders Erbsünde) und Gnade, von Erlösung und Befeligung, bey einer solchen Reform zu betrachten seyn.

Dies ist der Inhalt einer sehr zeitgemäßen und lesenswerthen Schrift, welche das schöne Talent des würdigen Vfs., wichtige Wahrheiten allgemein verständlich vorzutragen, und für dieselben Theilnahme zu erwecken, von Neuem bekrundet.

St..tz.

# INTELLIGENZBLATT

der

## JENAI S C H E N

### ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

JANUAR 1839.

#### LITERARISCHE NACHRICHTEN.

##### Vermischte Nachrichten.

##### *Plagia literaria.*

Wir haben unlängst in den Ergänz.-Blättern dieser A. L. Z. No. 5 bemerkt, daß jetzt eine große Fabrikantstalt solcher Freybeuter sich in der deutschen Literatur finde, welche von Anderer Capitalien Zins auf Zins häufen. Es möchte wohl der Mühe lohnen, für dieselben eine eigene Rubrik in einem Literaturblatte zu eröffnen, und wir wollen wenigstens den Anfang machen, diese Stillen im Lande zu bezeichnen.

1) Der seit Kurzem für vaterländische Literatur durch seine Nationalbibliothek so thätig gewordene Herr *Gottfried Basse* in Quedlinburg hat jüngst auch „bey Gelegenheit des (vom Bildhauer Ernst von Brendel dem *Armin*) zu errichtenden Denkmals“, man sagt durch einen Herrn *von Görtz*, ein kleines Schriftchen von 47 Seiten in 8 verfaßt, und unter dem Titel: „*Hermann, der Cheruskerheld*“, drucken lassen. Fällt dem patriotischen Leser auf den ersten Blick schon auf, daß im ganzen Büchlein nie mehr, wie auf dem Titel, *Hermann*, sondern (was freylich richtiger) *Armin* oder *Arminius* gesagt wird, so wird man wahrhaft staunen, zu vernehmen, daß das ganze Büchelchen, das auf lächerliche Weise, nach vier Seiten aus *Tiedge's Urania*, mit enträumten kaukasischen Religionskriegen der Uergermanen beginnt, und hie und da mit *Schiller'schen* Sprüchen und *Klopstock'schen* *Hermannsliedern* zur Raumfüllung durchspickt ist, ausser einigen anders woher entnommenen Reflexionsstellen nichts, gar nichts ist, als ein wörtlicher Abdruck der Darstellung über *Arminius* aus *Michael Ignaz Schmidt's* einst viel gelesener, den meisten jetzigen Lesern aber fern entrückten, darum einem neuen Aufleger (wir sagen nicht Verleger) willkommenen *Geschichte der Deutschen*. Man vergleiche nur z. B. die Ulmer Ausgabe von 1778, Th. I, S. 70—82 mit unserm Quedlinburger *Cheruskerhelden*! Wie viel ehrlicher ist

oder hat da *Friedrich Campe* bedient mit seinem „*Armin oder Hermann, der Cherusker Fürst*“ (1839. 56 S. 8.); da steht doch geradezu auf dem Titel: „Auszug aus *Lommels* alten *Franken*.“ Schwerlich aber dürfte es auch mit einer anderen und ähnlichen kleinen Schrift des Herrn Baron *E. E. A. von Görtz* aus derselben Verlagshandlung, nämlich über *Schill* („*Schill und seine Tapfern*.“ Ein patriotisches Denkmal bey Gelegenheit der feyerlichen Beysetzung der gesammelten Ueberreste von den bey Braunschweig im Juli 1809 erschossenen vierzehn *Schill'schen* Husaren errichtet. 8 geh. 8 Gr.) besser stehen, als mit „*Armins Görtz'schem* Denkmale.“ Leider liegt jenes Schriftchen des Herrn und Freyherrn augenblicklich nicht vor uns.

2) Aber dem betriebsamen Quedlinburger Verleger ist es sonst schon eben so schlimm oder noch schlimmer ergangen. Bey ihm erschienen von *K. L. Heldermann* „*Kleines Handbuch der Gymnastik für die deutsche Jugend*“ (1834), und „*Kleines Handbuch der Gymnastik für Mädchen*“ (1835). Ausser dem lächerlichen Irrthume, daß das Motto des ersten Büchleins mit *Klopstock* unterzeichnet ist, während es in König *Ludwigs von Bayern* Gedichten steht (welchen Fehler sich jüngst auch *Diefsterweg* als seinen eigenen dorthier zu Schulden entnommen hat), — findet hier die buntschekigste wörtliche Entwendung aus *Clias* *Gymnastik* (1816), *Kalishenie* (1829) und *Werner's* *Gymnastik* (1834) Statt.

3) Doch dieses war nur Rache des Schicksals. Denn der Letzte hat in seinem Ganzen der *Gymnastik* (Meissen, b. *Goedsche*, 1834. gr. 8.) auf eine schwerlich verantwortliche Weise auch seine Vorgänger (*Gutsmuths*, *Jahn*, *Clias*), ohne sie an gehörigem Orte zu nennen, ausgebeutet und ausgeschrieben. Dies gilt unter Anderem namentlich von dem S. 20—28 Mitgetheilten, rein aus dem Anhang zu *Jahn's* „*Deutscher Turnkunst*“ (1816), ohne den geringsten Dank abgedruckter „*Literatur der Gymnastik*“, welche durch die lächerlichsten Druckfehler gestraft wird (*Holt-*

aus statt Haltaus, *Barthey* st. *Barthez*, *Dinglo* st. *Doyle*; *Ragione di adoptar sicur o mente l'arme, si da affeja* st. *offesa*; *Bilgir* st. *Philippi* u. f. w.), fast gar nichts Neues seit 1816 bis 1834 hinzufügte, und selbst Sachen, die ihm in Dresden und Leipzig nahe waren (wie *Mich. Hundt's* Fechtbuch im Rappier, Leipz. 1611, und *Paul Hector Mair's* Fechtbuch, 1641, was *Werner* „sehr zu empfehlen“ meint, während es nichts als eine Verarbeitung älterer Fechtbücher ist), nicht benutzte, während er S. 28 rührend „bedauert, daß er den größten Theil jener Bücher nur dem Namen nach keune, und nur wenige davon zu seinem Zwecke benutzen konnte“; in welchem letzten Geständnisse eine unwillkürliche Wahrheit liegt.

4) Aber weiter! in andere Gegenden Deutschlands! *Jusii's* Leben der heiligen Elisabeth von Thüringen, das 1795 in Marburg (und 1797 in Zürich) erschien, und 1835 in Marburg eine 2te Auflage erlebte, wurde 1828 auf die wörtlichste und greulichste Weise bestohlen in M. *Schmerhauch's* „Elisabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen, Erfurt, 8. — Derselbe „Verfasser“, der auch über die Würde des weiblichen Geschlechtes sich ausgelassen, fühlte sich 1832 dafür auch zu „Blicken auf den in Deutschland jetzt herrschenden Geist“ (Erfurt, b. Andree, 8) berufen.

5) Der durch seine unberechtigte Herausgabe von Briefen Anderer und mancherley literarische Hebammenthätigkeit fast berühmte Hofrath Dr. *Dorow* schrieb in seinen „Opferstätten und Grabhügeln der Germanen und Römer am Rhein“, Hft. I (Wiesbaden, 1819) wesentlich des Pater *Fuchs* Beschreibung von Mainz aus, was ihm in der Jen. A. L. Z. 1821. No. 32 nachgewiesen wurde.

6) *J. S. Vogel* in Berlin schrieb in seinen patriotisch sich gebärdenden, mehrfach aufgelegten „Drey merkwürdigen Tagen, dem 18 October 1831, dem 31 März 1814 und 18 Juni 1814, für Schulen beschrieben“ (Berlin, b. Maurer, 1818 u. f. w.), auf die ärgste Weise *Kohlrausch's* beredte und lebendige Darstellung der Freyheitskriege aus, indem er sie durch verstecken- und verdeckenfollende Umstellungen schmählich verunkunzte.

7) *Theodor Heinsius* druckte in seinem Teut 16 Seiten aus *Reichardt's* Historie der deutschen Sprache (Hamburg, 1700), ohne seine Quelle zu nennen, wörtlich ab.

8) *Wilmsen* gab 1820 (in Berlin bey Amelang) heraus: „Der Mensch im Kriege, oder Heldemuth und Geistesgröße“; 1821, erschien die

zweyte Auflage von *Philipp Späth's* Taschenbuch der allgemeinen Weltgeschichte (Stuttgart, bey Metzler). Darin vergleiche man unter Anderem *Wilmsen* S. 92 mit *Späth* S. 55, *W.* S. 95 mit *Sp.* S. 56. Wer hat hier den Anderen ausgeschrieben? Oder Beide einen Dritten?

9) *Zindel* gab 1825 bey Campe heraus: „Der Eislauf oder das Schlittschuhlaufen, ein Taschenbuch für Jung und Alt.“ Dieses schrieb *günstlich* aus, bis auf den Kupferstich (bequem umgekehrt), *F. E. Fergar*: „Das Schlittschuhfahren. Eine praktische Anleitung zum schnellen und rechten Selbsterlernen dieser genussvollen, stärkenden und edlen Kunst. Wien, bey F. Haas. 1827. kl. 8.

10) Wie *Vogel* oben, so schrieb der Oberlehrer *P. A. Liebler* in seiner „Deutschen Geschichte, für den ersten Unterricht bearbeitet“ (zweyte völlig umgearbeitete Auflage), den *Kohlrausch* aus. Man vergleiche L. 1828, §. 86 mit K. 1822, §. 88; L. §. 87 mit K. §. 89—90; L. §. 92 mit K. §. 94.

11) *August Gebauer* in seinem Büchlein: „Dr. Martin Luther und seine Zeitgenossen als Kirchenliederdichter. Nebst Luthers Gedanken über die Musik“ (Leipzig, b. Klein, 1828. 8.), machte es sich auch bequem. Motto, Anordnung, Anhang sind in derselben Folge wie *Karl Grell's* „D. M. Luthers geistliche Lieder, nebst dessen Gedanken über die Musik“ u. f. w.; Berlin, Dümmler, 1817. 8.

12) *Stephan Bohler*, der vielschreibende Forstmann, schrieb sein Buch: „Die Jagdkunst oder Weidmannssprache“ (Leipzig, 1828. 8. Anhang zu seinem Jagdkatechismus, Th. I. Leipz. 1828. gr. 8) im Wesentlichen wörtlich aus des sel. *G. L. Hartig's* „Lehrbuch für Jäger“, Th. I (Tübingen, b. Cotta, 1828. 8), ohne diesen feinen Gewährsmann auch nur mit Einem Worte zu erwähnen.

Doch dieses Dutzend genüge, um ein Stillleben unserer Literatur zu bezeichnen, welches auch zu der großen *Nachdrucksfrage* unserer Zeit gehören dürfte. Wir haben absichtlich nur Werke allgemein-literarischen Inhalts genommen: von Reclamationen rein-wissenschaftlichen Diebstahls sind unsere Literatur-Zeitungen hinlänglich voll. Eine eigenthümliche Bemerkung aber drängt sich dabey auf, daß nämlich das Unglück (der Täuschung) immer nur eine gewisse Anzahl und Art Verlagsbandlungen zu treffen scheint: ob demnach ganz ohne eigenes Verschulden? Wer vermag ins Allerheiligste der Industrie einzudringen! — — —

## L I T E R A R I S C H E    A N Z E I G E N.

## Ankündigungen neuer Bücher.

Bey *K. F. Köhler* in Leipzig erschien so eben und ist durch alle soliden Buchhandlungen zu erhalten:

**Lucianus** ex recensione *Dr. C. Jacobitz.*  
Accedunt scholia auctoria et emendationes.  
Vol. III. 8. maj. 40½ Bogen. 3 Thlr.  
8 Gr.

Mit diesem dritten Theile schliessen die profaischen Schriften des *Lucian*, und das philologische Publicum erhält den interessantesten Autor in dieser Beziehung nun vollständig in einer sehr verbesserten und correcten Ausgabe. Der vierte Theil, der im Laufe eines Jahres nachfolgen wird, bringt die sehr vermehrten Scholien, die vollständigen Indices und die wenigen poetischen Schriften *Lucian's*.

Diese erste genaue kritische Bearbeitung des *Lucian*, zu welcher die besten Handschriften nach sorgfältiger Vergleichung derselben vom Herausgeber benutzt wurden, übertrifft alle früheren Ausgaben in Hinsicht der Reinheit des Textes. Die Abweichung der älteren Ausgaben sind, wie die der Handschriften, sorgfältig unter dem Texte angegeben.

Die gleich günstigen Recensionen in mehreren der geachteten kritischen Blättern haben den Werth dieser neuen Ausgabe so unzweifelhaft hingestellt, daß eine Empfehlung von Seiten des Verlegers unnöthig wird.

**Acta societatis graecae.** Ediderunt Prof. *A. Westermann* et *Dr. Funckhünel* (Red.).  
Vol. II. Pars I. 18 Bogen und 1 Tafel  
Vorschriften. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieses Heft enthält nach dem Inhaltsverzeichnis wieder sehr interessante und gediegene Beiträge, die für jeden Philologen und Archäologen von Interesse seyn werden.

Von:

*Fürstenthal's*

Sammlung aller das Kirchen- und Schulwesen betreffenden Gesetze und Verordnungen,

ist der zweyte Band erschienen, und den resp. Subscribenten zugesandt worden. Auf 42½ enggedruckten Bogen enthält derselbe in den Buchstaben *I* und *K* über 1100 Verordnungen. Der Subscriptions-Preis von 15 Sgr. für das Heft (jetzt 8 Hefte 4 Thlr.) besteht bis zur Beendigung des ganzen Werkes, welches in allen

Buchhandlungen zu haben, und binnen 8 Monaten vollständig in den Händen der Besteller seyn wird.

Cöslin, im Januar 1839.

*C. G. Hendefs.*

Von:

*Ardschunas Reise zu Indra's Himmel,*  
nebst anderen Epifoden des *Maha Bharata,*  
von *Frz. Bopp,*

sind von dem bloßen Texte noch Exemplare für den Preis von 1½ Thlr. bey mir zu haben.

Berlin, den 4 Januar 1839.

*N. Logier.*

Der ungetheilte und gerechte Beyfall des Publicums, womit die erste Auflage des

### Democritos

oder

hinterlassene Papiere

eines

lachenden Philosophen,

von

*Karl Julius Weber,*

allenthalben aufgenommen wurde, veranlaßte die unterzeichnete Verlagshandlung, eine zweyte, genau durchgesehene, elegante Hestausgabe zu veranstalten.

Der Ruhm des verstorbenen Verfassers ist zwar so fest begründet, daß die weitere Anpreisung eines seiner Werke ganz überflüssig seyn würde, wenn nicht in Deutschland so große Vorurtheile gegen *satirische* und *humoristische* Schriften durch eine Malle sader Anekdotensammler und Witzbüchermacher entstanden wären. Aber gerade den Contrast der übersprudelnden *Geistesfülle* unseres *Weber* mit der *Geistesarmuth* der meisten sogenannten schönen Geister möchten wir herausheben.

Auf dem deutschen Parnass prangten in diesem Jahrhundert zwey große *Humoristen*, die einander vervollständigen und ergänzen, so verschieden auch ihre Richtungen waren: *Jean Paul* und *Karl Julius Weber*. Was *Jean Paul* dem Gemüth, ist *Weber* dem Verstand. Jeder hat den ganzen Schacht des Seelenvermögens, dem er seine geniale Darstellung widmete, vollkommen gekannt und erschöpft. Aus der Natur des *Verstandes* ergibt sich, daß unser *Weber* mehr den Witz und die Satire, *Jean Paul* mehr den eigentli-

chen Humor cultivirte. Während wir nun bey *Jean Paul*, ganz seiner Gemüthlichkeit analog, humoristische Gedanken zerstreut, zufällig, einem höheren Zwecke untergeordnet finden, bringt *Weber*, wie es dem Dialektiker geziemt, seine Laune in ein *logisches System*, und giebt uns, neben den tausend trefflichen Einfällen und überraschenden Bonmots, eine *psychologische* Zusammenstellung und innere Entwicklungsgeschichte der Erscheinungen, namentlich aber der Contrasten und Abnormitäten des Seelenlebens. Alle menschlichen Zustände, Leidenschaften, Affecte, Gefühle, Vorurtheile, Vergnügungen und Interessen sind in diesem Werke von der Wurzel aus construirt und sokratisch entwickelt. Dem ungeheuren Umfang der Aufgabe entspricht die immense Belesenheit, die Welt- und Menschenkenntniß und die scharfsinnige Auffassungsgabe unseres Philosophen. Da ist kein Laster, keine Lächerlichkeit, keine Eigenheit, die er nicht psychologisch und geschichtlich verfolgte, mit allen möglichen Beyspielen belegte, aus inneren und äußeren Zuständen motivirte und zum Gegenstand seines raffinirten Lächelns machte. Eine solche Lectüre gewährt daher nicht nur einen *angenehmen Zeitvertreib*, bildet nicht nur den Sinn für *Contraste und komische Auffassung*, sondern ist recht eigentlich *belehrend*, und erweitert den Schatz unserer Kenntnisse, ertheilt Aufschlüsse über Erscheinungen im eigenen Seelenleben, und schärft unseren Blick im Umgange mit Menschen, worunter bekanntlich viele Originale sind. Man dürfte sagen, eine solche Lectüre befördert unwillkürlich die *Humanität*; sie ist *geschmack- und herzbildend*, und muß Jedem empfohlen werden, der gern das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigt. Für die Würtemberger fügen wir noch besonders bey, daß dieser geistreiche, berühmte Mann in Langenburg geboren wurde, und in den ersten zwanziger Jahren einer ihrer *Repräsentanten* war. Allen Deutschen repräsentirt er die Wahrheit, daß durch gründliche Studien Witz und Genialität keineswegs ausgeschlossen werden.

Von dieser neuen, aufs Sorgfältigste durchgesehenen Auflage von *Weber's* Hauptwerke, wovon bis jetzt 30 Lieferungen erschienen, geben wir, viel geäußertem Wunsche zufolge, in Lieferungen von ungefähr 6 Bogen auf Subscription zu

6 Gr. oder 24 Kr.

die Lieferung, im Formate den übrigen Werken gleich, sonst aber auf feinem weißem Papier mit

forfältigem, den Augen angenehmen Druck ausgestattet und in elegantem Umschlag geheftet, der Manen des großen Mannes würdig. *Außer dem Haupttitel ist ein zweyter für die Besitzer der sämtlichen Werke Weber's beygefügt, der den Democrit an das Ganze anreicht.*

Alle soliden Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes nehmen auf dieses wahrhaft classische Originalwerk Bestellungen an. Das Ganze wird circa 40 Lieferungen betragen.

Stuttgart, im Dec. 1838.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

Bey mir sind so eben folgende Verzeichnisse über einen Theil meines antiquarischen Bücherlagers fertig geworden, und durch alle Buchhandlungen *gratis* zu erhalten:

21ster Katalog, enthält medicinisch-chemische und theosophische Werke,	520 Bände.
22ster Katalog, enthält pädagogische Werke,	1446 Bände.
23ster Katalog, enthält juristische u. cameralistische Werke,	1379 Bände.
24ster Katalog, enthält theologische und philosophische Werke, Schriften über Freymauerey,	2084 Bände.
25ster Katalog, enthält philologische Werke,	3251 Bände.
26ster Katalog, enthält Geschichte, Reisen, Kupferwerke, Belletristik,	3047 Bände.
27ster Katalog, enthält gemeinnützige Schriften,	2000 Bände.
Zusammen 13,727 Bände.	

Diese starke Büchersammlung bietet Gelehrten und Bücherfreunden eine reiche Auswahl dar. Die den Büchern beygesetzten Verkaufspreise sind sehr billig gestellt; auch werden von mir die Versendungen unter möglichst billigen Bedingungen besorgt.

Der im Jahr 1838 über die Bibliothek des verstorbenen Herrn v. Hoff von mir ausgegebene Katalog umfaßt dessen Sammlung von 5803 Bänden, und können noch Exemplare davon abgegeben werden.

Gotha, den 2 Januar 1839.

J. G. Müller.



# INTELLIGENZBLATT

der

## JENAI S C H E N

### ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

JANUAR 1839.

#### L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N.

##### I. Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

**H**r. Rector Dr. phil. *Heinrich Gräfe* in Jena hat von Sr. K. H. dem Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach den Charakter als Bürgerfchul-Director erhalten.

Der feitherige geistl. Inspector an der kön. preuss. Landeschule Pforta, Hr. M. *Schmieder*, kommt als zweyter Director des Prediger-Seminars nach Wittenberg. An seine Stelle ist der feitherige Hr. Diakonus *Niese* zu Torgau, ein durch philologische Kenntnille ausgezeichnet, allem Pietismus abholder Mann, gewählt worden.

Der bisherige Gymnasialdirector, Professor und Schulrath Hr. *E. C. Chr. Bach* zu Schaffhausen am Rhein, ist zum Consistorialrath und Superintendent in seiner Geburtsstadt Ohrdruff ernannt worden.

Der bekannte Hr. Prof. *Görres* in München ist vom Könige von Bayern in den Adelland erhoben worden, und hat zugleich das Ritterkreuz des Verdienstordens erhalten.

Der bisherige Oberlehrer am Kneiphöfischen Stadtgymnasium zu Königsberg in Preullen, Hr. Dr. *Ellendt*, ist zum Director des altstädtischen Gymnasiums daselbst ernannt worden.

Der Professor am Gymnasium zu Speier, Hr. *Gerhard*, ist zum Secretär bey der kön. bayer. Regierung der Pfalz ernannt worden.

Die ordentl. Professoren der Jurisprudenz zu Würzburg, Hr. Dr. *Kiliani* und Hr. Dr. *Ringelmann*, sind zu Oberappellationsräthen befördert worden.

Der bisherige Oberlandesgerichtsath Hr. v. *Kunow* in Frankfurt a. d. O. ist zum geheimen Obertribunalrath ernannt worden.

Der feitherige Director der königl. Pulverfabrik in Berlin, Hr. Major Dr. *Turte*, früher bis 1813 Professor an der dasigen Universität und der medicinisch-chirurgischen Akademie, hat bey der von ihm nachgesuchten Entlassung aus den

Militärdiensten den Charakter als Obrist-Lieutenant erhalten.

Der bekannte Orientalist, Hr. Dr. *Jul. Mohl* zu Paris, hat das Ritterkreuz des Ordens der württembergischen Krone, und Hr. Hofrath Dr. *Röser* zu Bartenstein das Ritterkreuz des päpstl. Ordens vom heil. Gregor erhalten.

Der Stadtphysicus und Brunnenarzt Hr. Dr. *Franz Lautner* zu Franzensbrunnen bey Eger, hat das Prädicat als königl. sächf. Hofrath erhalten.

Hr. Decan und Hauptprediger *Friedr. Joh. Albrecht Muck* zu Rothenburg an der Tauber, hat wegen seiner 50jährigen Verdienste, besonders um das deutsche Schulwesen, den Titel und Rang eines protestantischen Kirchenraths tax- und stempelfrey erhalten.

Hr. Weltpriester *Mich. Haidegger* ist zum Professor der Religionslehre und Erziehungskunde an der Universität Innsbruck ernannt worden.

Dem Director des Lyceums zu Carlsruhe, Hn. Hofrath und Professor *Kärcher*, ist das Prädicat Geheimer Hofrath erteilt worden.

Der durch seine ultramonanen Bestrebungen in Ungarn bekannte Bischof von Rosenau, Hr. *Joh. von Scitovsky*, ist zum Bischof von Fünfkirchen ernannt worden.

##### II. Nekrolog.

Der als Schriftsteller rühmlich bekannte Regierungsrath *Wagenfeil*, Mitglied der kön. Akademie der Wissenschaften zu München, ist im 82 Lebensjahre in Augsburg gestorben. Er war ehemals ein fleissiger Mitarbeiter an unserer A. L. Z.

Durch den Tod des Prof. und wirklichen Staatsraths *Karl Hermann* zu St. Petersburg, der unlängst in dessen 72sten Lebensjahre erfolgte, hat die kaiserl. Akademie der Wissen-

schaften daselbst einen bedeutenden Verlust erlitten.

Am 5 Juni v. J. starb zu Pallamcottah im Gouvernement Madras der bekannte Missionär *Rhenius*.

Am 28 Juli zu Wien Dr. med. *Joh. Heinrich Pabst*, auch als Schriftsteller bekannt, geb. 1787.

Anfangs November zu Wolfenbüttel Dr. *Anton Weland*, Oberlehrer an der dasigen herzogl. großen Schule, Verf. einiger Dissertationen und Programme, ein sehr geachteter und tüchtiger Lehrer.

Um dieselbe Zeit zu Braunschweig v. *Vul-tejus*, Professor der englischen Sprache am Collegium Carolinum.

Am 12 Nov. zu Paris der rühmlichst bekannte Gelehrte, *Amaury Duval*, geb. d. 28 Jan. 1760.

Am 13 Nov. zu Nürnberg Dr. *Joh. Paul Thomas Spiess*, Verf. einiger kleiner juristischer Schriften, geb. 1767.

Am 17 Nov. zu Vitry Dr. *Franz Jos. Victor Brouffais*, Prof. und Oberarzt am *hôpital milit. d'instruction*, Officier der Ehrenlegion, als berühmter medicinischer Schriftsteller, besonders als Begründer der sogenannten physiologischen Heilkunde und eifriger Vertheidiger der Theorie von den Entzündungen und der Anwendung der Blutegel bekannt, geb. 1772.

Am 20 Nov. zu Dijon Dr. jur. *Proudhon*, Dechant der dasigen Rechtsfacultät, einer der berühmtesten Rechtsgelehrten Frankreichs, im 82 Lebensjahre.

Am 27 Nov. in Warfchau der Staatsreferendar *Ludw. Ofinski*, früher Professor der Literatur an der ehemaligen Universität daselbst, durch seine schriftstellerische Thätigkeit und besonders durch seine Wirksamkeit als Secretär des ehemaligen Vereins der Freunde der Wissenschaft bekannt, 63 J. alt.

Am 30 Nov. zu Paris *J. B. Huzard*, Generalinspector der Veterinärschulen, als Vf. zahlreicher kleiner Schriften und Journalabhandlungen im Fache der Veterinärwissenschaft bekannt.

An demselben Tage zu Schleiz *Carl Friedr. Oeder*, Superintendent und Pastor prim. daselbst, durch einige homiletische Arbeiten bekannt, im 70 Lebensjahre.

Im November zu Miskolez der emeritirte Professor und Correspondent der magyarischen gelehrten Societät, *Jos. Gelley*, durch eine magyarische Uebersetzung von *Campe's* *Robinson* bekannt, in hohem Alter.

Anfangs December zu Berlin der Hofrath *Rumpf*, einer der fruchtbarsten Schriftsteller über das Secretariatswesen in seinen verschiedensten Zweigen, über Staatswirthschaft, Topographie u. f. w., geb. 1766.

Am 2 Dec. zu Breslau Dr. *Gustav Pinzer*, ehemaliger Rector des Gymnasiums in Liegnitz.

Am 9 Dec. zu Großpöfna bey Leipzig der kön. sächsl. pensionirte Appellationsrath Dr. *Friedrich Gotthelf Schmidt*, 55 J. alt.

An demselben Tage in Clermont-Ferrand *François Dominique Regnault*, Graf von Montlosier (geb. 1760).

Am 14 Dec. in Cöln *Constantin d'Hame*, ausgezeichnete praktischer Arzt, Dr. der Philosophie und Medicin.

Am 19 Dec. in Basel der Director der Baseler Missionschule Mag. *Christ. Gottl. Blumhardt*.

Am 20 Dec. auf seinem Schlosse Brozena in Böhmen der weithin berühmte Naturhistoriker Graf *Caspar Sternberg*.

Am 21 Dec. zu Paris der berühmte Reisende *Pouqueville*, an der Brustwasserfucht, im 68 Lebensjahre.

Am 28 Dec. in Marburg der Professor des Kirchenrechtes, Pfarrer Dr. *Multer*, geb. den 27 April 1768.

## L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N.

### I. Ankündigungen neuer Bücher.

#### Philologische Werke,

welche bey *K. F. Köhler* in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

*Andocidis Orationes quatuor*, recensuit et lectionum var. instr. Dr. *C. Schiller*. 1836. 12 Gr.

*Caesaris, C. Jul., Commentariorum de bello gallico libri VIII.* Grammatisch-historisch erklärt von Dr. *Ch. G. Herzog*. 2te Auflage.

gr. 8. Mit einer Charte von Gallien von *Reichard*. 1831. 3 Thlr.

*Caesaris, Commentariorum de bello civili libri III.* Grammatisch, kritisch und historisch erklärt von Dr. *Ch. G. Herzog*. gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

*Ciceronis, M. T., Orationes selectae.* Vol. I. contin. orat. pro Q. Ligario, pro rege Deiotaro, pro Archia poeta. Mit kritischen und berichtigenden Anmerkungen von Dr. *C. Benecke*. gr. 8. 1836. 18 Gr.

- Ciceronis, Oratio de imperio Cn. Pompeji.*  
Ad optimum Codicum fidem emendat. et interpretat. aliorum et suis explanavit Dr. C. Benecke. gr. 8. 1834. 1 Thlr. 12 Gr.
- — *De oratore libri tres ad Quintum fratrem.* Kritisch berichtigt und mit Commentar herausgegeben von Dr. K. G. Kunifs. gr. 8. 1837. 3 Thlr.
- Luciani scripta selecta in usum scholarum,* ed. C. Jacobitzius. Vol. I. cont. gr. 8. 1836. 18 Gr.
- — *Cataplus, Jupiter confutatus, Jupiter tragoedus, Alexander.* Recensuit et illustr. C. Jacobitzius. gr. 8. 1835. 1 Thlr. 8 Gr.
- Quintiliani, M. Fabi, Institutionum oratoriarum liber X,* denuo recogn. et annotat. crit. et grammat. influxit Ch. G. Herzog. Edit. II. gr. 8. 1833. 8 Gr.
- Reichard, Geographische Nachweisung der Kriegsvorfälle Cäsars und seiner Truppen in Gallien, nebst Hannibals Zug über die Alpen.* Mit einer illum. Charte von Gallien in Folio. gr. 8. 1832. 9 Gr.
- Sallustii, C. C., De conjuratione Catilinae liber,* erklärt mit Anfügung einer deutschen Uebersetzung von Dr. Ch. G. Herzog. gr. 8. 1828. 1 Thlr. 12 Gr.
- Xenophontis Anabasis.* Mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben von F. W. Krüger. gr. 8. 1830. 1 Thlr.
- — *Text, ohne Anmerkungen, von F. W. Krüger.* 12 Gr.
- Collmann, Dr., Französisches Lesebuch,* für die oberen Classen der Gymnasien bearbeitet. gr. 8. 1838. 36 Bogen 1 Thlr.
- (Bey Abnahme von 10 Exemplaren Ein Frey-exemplar.)

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Geschichte der Reformation

in

Dresden und Leipzig.

Herausgegeben  
von

M. Gottlob Eduard Leo,  
fürstl. schönburgischem Consistorialrathe, Superintendenten und Pastor primarius zu Waldenburg,  
Mitglieder der historisch-theolog. Gesellschaft  
zu Leipzig.

gr. 8. broschirt. Preis 12 Gr.

Diese Schrift soll ein Denkmal der im Jahre 1539 in Dresden und Leipzig erfolgten Einführung der Reformation seyn. Jedem Lehrer, der seine Schüler auf dieses große Ereigniß aufmerksam machen will, so wie jedem evangelischen Christen, besonders aber den Bewohnern von Dresden und Leipzig, wird das Buch eine sehr willkommene Gabe seyn.

Leipzig, im Januar 1839.

Carl Knobloch.

Noch einige vollständige Exemplare sind vorrätbig und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen vom:

## Schullehrer

des neunzehnten Jahrhunderts,

oder

Darstellung des Gesamtunterrichts,  
wie er von Stunde zu Stunde ertheilt  
werden soll.

Für Väter und Lehrer.

Jetzt vollständig in vier Bänden.

Preis geheftet 4 Thlr. 12 Gr. oder  
7 Fl. 30 Kr.

In richtiger Absehung der Schulen und Classen, wie die Menschenbildung im Gegensatz zur Kaltenbildung sie verlangt, und in genauer, bis in die kleinsten Unterschiede hinabsteigender Unterscheidung der Lectionen ist unser *Schullehrer* zum Religionsunterricht durchgedrungen, und mit den Fertigkeiten für Volksschulen nun geschlossen. Er stellt die Religion in einer dem Jahrhundert allein zufagenden Form dar, in welcher alle Secten, Bekenntnisse und Kirchen zusammenfließen, gegen welche auch Juden, Türken, Heiden, wenn sie erst denkende Menschen geworden sind, keine weitere Einwendung mehr machen können, denn sie ist im Geiste Christi geschrieben — wer aber Christi nicht hat, der ist nicht sein.

Ein Beurtheiler sagt: „Wir freuen uns, hie-mit die Vollendung eines der Bildung der *untersten Stände* gewidmeten, vielumsfassenden, gehaltreichen Werkes anzeigen zu können, und wünschen demselben eine recht weite Verbreitung, woran es aber um so weniger fehlen wird, als der Preis des Ganzen immer noch mäßig erscheint. Der Lehrer, welcher dasselbe zu benutzen versteht, *muß* durch den Gebrauch nicht nur selbst an Erkenntniß wachsen, sondern auch hinsichtlich der Mittheilung dieser Erkenntniß, also in der Methode des Unterrichts, unvermerkt sich vervollkommen.“

Das Schul-Tagebuch für 1839 liegt zum Verfeuden bereit.

Stuttgart, im Dec. 1838.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Nachbarstaaten zu erhalten:

**Praktische Abhandlung**  
über die

**Kehlkopfschwindsucht,**  
die chronische Laryngitis

und

die Krankheiten der Stimme,

vom

Prof. A. Trouffeau und Dr. H. Belloc  
in Paris.

Uebersetzt

von

Dr. Romberg in Bonn.

Herausgegeben und mit Zufätzen versehen  
von

J. F. H. Albers,

Professor zu Bonn.

gr. 8. broschirt. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Vorstehendes Werk gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Medicin, indem es die mannichfachsten, auf zahlreiche Erfahrungen gestützten Belehrungen über eine Classe von Krankheiten darbietet, welche nach ihrer Natur, ihren Erscheinungen und ihrer Behandlung zeither noch nicht genügend erforscht waren. Namentlich ist es aber für jeden praktischen Arzt unentbehrlich, indem die Verfasser für die Behandlung der Kehlkopfschwindsucht, einer bis jetzt für unheilbar geachteten Krankheit, eine ganz neue Bahn gebrochen haben, und die Heilbarkeit derselben durch mehrere Beobachtungen nachweisen. — Für den Werth der Uebersetzung bürgt der berühmte Name des gelehrten Herrn Herausgebers, welcher dieselbe einer sorgfamen Revision unterworfen, und sie mit höchst schätzbaren Zufätzen bereichert hat. Letzte dürfte aber das ärztliche Publicum mit um so größerem Danke entgegen nehmen, als Hr. Professor Albers selbst, wie seine zahlreichen Schriften darthun, seit einer langen Reihe

von Jahren den Krankheiten des Kehlkopfes seine ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat.

Leipzig, im Januar 1839.

Carl Cnobloch.

## II. Herabgesetzte Bücherpreise.

### Herabgesetzter Preis

auf unbestimmte Zeit.

Reil, Dr. Joh. Chr., Ueber die Erkenntniß und Cur der Fieber. 5 Bände. Dritte, rechtmäßige Auflage. gr. 8. 203  $\frac{1}{2}$  Bogen. (Ladenpreis 10 Thlr.) Jetzt g. b. netto 1 Thlr. 8 Gr.

— — — Entwurf einer allgemeinen Pathologie. 3 Bände. gr. 8. 61 Bogen. (Ladenpreis 4 Thlr. 16 Gr.) Jetzt netto 16 Gr.

— — — Entwurf einer allgemeinen Therapie. gr. 8. 37 Bogen. (Ladenpr. 2 Thlr. 12 Gr.) Jetzt netto 8 Gr.

— — — Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen. Zweyte Ausgabe. gr. 8. (Ladenpreis 2 Thlr.) Jetzt netto 8 Gr.

Leipzig, im Januar 1839.

Carl Rüdel.

## III. Bücher zum Verkauf.

Bey Unterzeichnetem steht zu verkaufen:

Jenaische Literatur-Zeitung mit Ergänzungsblättern vom Jahrgang 1811 bis zum Jahrgang 1837 incl. in Pappe, jeder Jahrgang zu 3 Bänden gebunden; Jahrgang 1838 in 12 Heften, zusammen 81 Pappbände und 12 Hefte — für 28 Thlr. Pr. Crt.

Leipziger Literatur-Zeitung mit Intelligenzblättern Jahrg. 1806, broschirt in 1 Band; Jahrg. 1808 und 1809, brosch. in 4 Bände; Jahrg. 1812 bis 1833 incl. in Pappe, jeder Jahrg. in 2 Bände gebunden; Jahrg. 1834, 1stes Heft, zusammen 44 Pappbände, 5 broschirte Bände und 1 Heft — für 18 Thlr. Pr. Crt.

Gotha, den 15 Januar 1839.

J. G. Müller.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

F E B R U A R 1 8 3 9.

## T H E O L O G I E.

LEIPZIG, b. Weidmann: *Kurzgefasstes exegetisches Handbuch zum neuen Testamente*, von Dr. W. L. M. de Wette. Erster Band. Dritter Theil. *Evangelium und die Briefe des Johannes*. 1837. 274 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

(Vergl. Jen. A. L. Z. 1837. No. 41 u. 42).

Hr. Dr. de Wette geht mit so raschem Schritte bey der Fortsetzung des unlängst angefangenen exegetischen Handbuchs zu Werke, daß ein nur einigermaßen anderweitig beschäftigter Recensent mit ihm nicht leicht gleichen Schritt wird halten können. Damit wollen wir uns vor den Lesern der A. L. Z. entschuldigen, daß wir von der vorliegenden Abtheilung nicht sofort nach deren Erscheinen eine kritische Anzeige lieferten.

Bey dem Plane, ein kurzgefasstes exegetisches Handbuch zu dem ganzen N. T. und in kurzer Zeit zu liefern, ist es natürlich, daß der Vf. im Ganzen mehr in die Stelle eines Referenten eintritt, als die eines wirklichen Producenten behaupten kann. Wer die letzte Position nicht aufgeben wollte, den würde die Erklärung theilweise länger aufhalten, als daß er rasch vorwärts gehen, und sich kurz fassen könnte. Wir werden über die Referentenstelle, die er eingenommen hat, uns freuen, wenn er nur sein Amt gut verwaltet; denn auch hiezu gehört ganz eignes Geschick, das nicht Jeder besitzt. Ueber das Geschick des Hn. Dr. de Wette haben wir uns bey Gelegenheit der Anzeige der Abtheilung, die das Matthäusevangelium umfaßt, rühmend und dankend erklärt. Er zeigt dasselbe auch in dieser Abtheilung, und schon der erste Griff, den er bey der Abfassung der kurzen Erklärung der Johanneischen Schriften thut, war ein guter. Es giebt Commentare über einzelne Schriften des N. T., durch welche das Verständniß derselben dem Zeitalter zu einer gewissen Sicherheit gebracht ist, und die darum in größeren Kreisen anerkannt werden; wir wollen sie classische nennen. Der Vf. eines exegetischen Handbuchs über das ganze N. T. wird natürlich solche classische Einzelcommentare aufsuchen müssen, um an ihnen zweyerley, einen sicheren Leitfaden und eine reiche Fundgrube, zu haben; ähnlich wie der Commentator alle Monographien über einzelne Stellen seiner Schrift nachsieht, um nichts zu übersehen, und ausbeutete. Bey den Johanneischen Schriften wird Jeder sogleich an Lücke denken, dessen Commentar die gedachte Geltung gewonnen.

J. A. L. Z. 1839. *Erster Band*.

Und an dieses Werk schloß sich unser Vf. an. Er sagt dies voraus in dem anstatt der Vorrede an seinen Freund Lücke selbst geschriebene Dedicationsbriefe, und erklärt: „In deinem Commentare fand ich so viel vorgearbeitet, daß ich oft nichts Besseres zu thun wußte, als die Aehren deiner Saat abzuschneiden und in meine Garben einzubinden.“ Das ist redlich geschehen, und Hr. Dr. de Wette selbst wünscht in diesem Verhältnisse seiner Arbeit zu der Lücke'schen anerkannt und nach demselben auch beurtheilt zu werden, wie es scheint. Wenigstens fügt er da, wo er seiner „abweichenden Erklärungen und Ansichten“ gedenkt, und sie von seinem Freunde „aufmerksam geprüft zu sehen hofft,“ zur Bequemlichkeit für ihn selbst und für andere Beurtheiler ein Verzeichniß der betreffenden Stellen bey. Wir glauben dem Vf. am gerechtesten zu werden, wenn wir diesem Winke folgen, und die von ihm selbst angedeuteten Stellen darauf, wie er sie abweichend von Lücke aufgefaßt hat, durchsehen, so weit es der Raum hier gestattet. Es wird sich dabey am leichtesten zeigen, ob das Verständniß des Johannes über den Standpunct, den ihm Lückes Commentar verschaffte, durch das exegetische Handbuch des Vfs. hinausgehoben ist. Auch können wir ja füglich bey der Beurtheilung der einzelnen Abtheilungen des Werkes nicht mehr eine allgemeine Charakteristik des Ganges und Wesens, die wir schon gegeben, liefern, und müssen uns so nur fast ausschließlic an das Einzelne der Erklärungen halten; es wäre denn, daß irgend eine neue Abtheilung in neuer Weise erschiene.

Die Worte I, 2. οὗτος ἦν ἐν ἀρχῇ πρὸς τὸν θεόν, nennt Lücke eine abkürzende Zusammenfassung der beiden Hauptsätze des V. 1, und faßt sie als einen Fortschritt der Darstellung, in sofern sie die Verbindung jener beiden Sätze näher bestimmt und deutlicher macht. Hr. de Wette findet darin einen Uebergang zur Beschreibung der Schöpferthätigkeit des Logos, welche eine mittelbare, werkzeugliche, und nur dadurch, daß der Logos vor Anfang bey Gott war, bedingt gewesen; deshalb sey dieses „von Anfang bey Gott seyn“ hier wiederholt. Dieser Ansicht können wir nicht beystimmen. Wollte Joh. die Welt-schöpfung des Logos an seine ewige Verbindung mit Gott anknüpfen, so hatte er das viel leichter bey dem Satze καὶ θεὸς ἦν ὁ λόγος, der die göttliche Befähigung desselben ohne alle Beschränkung ausdrückt; mit dem viel weniger auffagenden ἦν ἐν ἀρχῇ πρὸς τὸν θεόν würde er, nachdem jene Alles erklärende Versicherung von der Göttlichkeit des Logos vorausgegangen

gen war, doch gewifs nicht mehr die Kunde, dafs durch den Logos die Welt geschaffen sey, anbahnen und glaublich machen wollen. — V. 5. sehen wir nicht recht die Abweichung von *L.*; denn wenn *de W.* mit dem *galvet* „wirkliche Offenbarungen (durch die Propheten im A. T.)“ bezeichnet glaubt, so finden wir bey *Lücke* nichts, was dem widerspräche, und man kann recht wohl annehmen, dafs er selbst die von ihm nicht genannten Propheten vorausgesetzt hat. S. 275—76, dazu vergl. die kurze Inhaltsanzeige von V. 1—5. S. 259. — V. 9. wird *ἦν ἐρχόμενον* verstanden: „war im Begriffe zu kommen,“ gegen *Lücke*, der es = *ἦλθε* nimmt. Unstreitig grammatisch schärfer; aber die Gegengründe, welche *Lücke* erhob, wünschten wir erst widerlegt, ehe wir dessen grammatisch nicht unrichtige Erklärung, die in den Zusammenhang sich besser zu schmiegen scheint, aufgeben. — V. 10 können wir noch die Abweichung von *Lücke* nicht recht entdecken. Dieser nämlich erklärt S. 189: „Der Logos war in der Welt, nämlich in derselben erschienen, aber die Welt, obwohl durch ihn geworden, erkannte ihn nicht, stiefs sein wahrhaftiges Licht von sich“ und fügt dann hinzu: „diese periodische Form macht den Gedanken deutlicher,“ da „der Satz nach hebräischer Art unperidisch.“ *De W.* erklärt so: „er war in der Welt (erschienen) — also hätte sie ihn erkennen sollen, und die Welt war durch ihn geworden — um so mehr hätte sie ihn erkennen sollen, aber sie erkannte ihn nicht.“ Wir können hier keinen anderen Sinn und keinen anderen Zusammenhang der einzelnen Momente des Spruches finden, als in der Erklärung von *Lücke*, dessen „obwohl“ ganz kurz ja eben das „um so mehr u. s. f.“ unseres Vfs. ausdrückt. Was aber die grammatische Auseinanderlegung der einzelnen Sätze anlangt, die hier gegeben ist, so leugnet diese *Lücke* gar nicht, sondern überläßt sie den Lesern. — Wenn unser Vf. bey V. 18 als „falsch“ bezeichnet die Bemerkung *Lücke's*, dafs die Stelle Exod. 33, 20, welche Johannes hier im Auge gehabt, ursprünglich blofs vom leiblichen Schauen Gottes rede, so übergehen wir diese Differenz, da sie die Interpretation der Johanneischen Worte wenig berührt; jedoch scheint uns auch hier das Recht auf *Lücke's* Seite zu liegen. Wenn er aber als Object des *ἐξηγήσατο* nicht *χάρις* und *ἀλήθειαν* mit *Lücke* annehmen, sondern dasselbe unbestimmter als „was er sah“ sich denken will, so wollen wir eingestehen, dafs wir die Entscheidung, wer von beiden Recht hat, nicht wagen. Doch möchte Hr. Dr. *de W.* von dem einen Grunde, den er für sich in Anspruch nimmt, „die *χάρις* sey mehr Sache der Offenbarung durch die That, als der *ἐξήγησις*,“ nicht Alle überzeugen. — V. 21 finden wir keine Differenz. — Zu V. 44 bemerkte *Lücke* „Jesus will nach Peräa gehen, da trifft er — auf dem Wege, man weifs nicht wo und wie, den Philippus“ u. s. w. In diesen Worten scheint uns *Lücke* die Erzählung des Joh. ganz in ihrer Unbestimmtheit zu lassen, und keines Fixirens des darin berichteten Findens schuldig ge-

worden zu seyn. Wenn daher *de W.* bemerkt „nicht schon auf dem Wege (*Lücke*), sondern im Begriff, wegzugehen, findet er Phil.“ so urgirt er die Worte seines Freundes wohl zu sehr; denn mit dem „auf dem Wege“ kann auch „vor der Hausthür“ gemeint seyn; dagegen kann das „im Begriffe seyn“ auch noch von dem gesagt werden, der schon eine Stunde weit vom Haufe weg ist. — V. 48 wird bemerkt, J. habe mit dem Lobe des Nathanael „nicht dem schlimmen Eindrücke begegnen wollen, den dessen rasche Antwort V. 47 bey J. Begleitern hätte machen können,“ wie *Lücke* annehme. Allein *Lücke* hat dies nicht angenommen; sondern fragt blofs: „war auch Christus dem Gespräche zwischen Nath. und Phil. so nahe, dafs er die naive Antwort des Ersten hören konnte?“ und sagt dann: „in diesem Falle werde die Vermuthung Grund haben, dafs“ u. s. f. Darauf bemerkt er ausdrücklich: „aber nur das ist gewifs, dafs der Evangelist in der ganzen Scene ein Beyspiel davon findet, was er II, 25 sagt, dafs J. wufste, was im Menschen war, und dafs er keines Zeugnisses Anderer bedurfte.“ Diese Ansicht hat nun noch Hr. Dr. *de W.* adoptirt, jedoch etwas verändert, indem er, was *Lücke* an die Darstellung des Evangelisten knüpft, mehr als Zweck Jesu ansieht. So nämlich glauben wir seine Worte: „Jesus spricht nur seine Menschenkunde, und zwar mit Heiterkeit, aus.“ auffassen zu müssen. Wir stimmen *Lücke* bey, weil wir den Grund, warum Joh. ein Zeugniß für die Menschenkunde J. geben wollte, wohl sehen, nicht aber die Absichtlichkeit J., seinen Blick in die Herzen hier kund zu geben, begründet finden. — V. 51, erklärt *Lücke*, habe J. den Nathanael nicht tadeln, sondern auf das kommende Größere aufmerksam machen, und seinen in schwachen Anfängen begriffenen Glauben mehren wollen. Hr. *de W.* findet in der Frage J. die Verwunderung, und Rec. glaubt, ganz richtig; denn Jesu mußte ein Mann, der vor wenigen Minuten erklärt hatte, aus Nazareth könne nichts Gutes kommen, und nur wegen des *ὄντα σέ ὑπὸ τὴν σικκὴν εἶδον*, ihn den Nazarethaner für den *υἱὸς τοῦ θεοῦ* anerkannte, allerdings das Wort der Verwunderung auspressen. Es läßt sich noch glauben, dafs die verwundernde Frage Jesu, wie sehr oft die Verwunderung, eine „leise Mißbilligung“ mit einschloß. Aber das muß man doch noch zugeben, dafs J., ohne diese Mißbilligung im Sinne zu haben, und mehr in eirem frohen Selbstgeföhle und Hoffnung fortfahren konnte: (das ist noch nichts;) größere Dinge wirst du sehen. In der Stelle selbst liegen weiter keine Indicien, und darum möchte die Sache unentschieden bleiben. II, 19 versteht Hr. *de W.* den Imper. *λύσατε* u. s. f. hypothetisch, was wir ganz billigen, und verwirft *Lücke's* Erklärung, nach der mehr „ein scharf ausgedrückter Vorwurf“ darin liegen soll. Aber dafs *Lücke* das Hypothetische dabey nicht aufhob, zeugt er deutlich, wenn er sagt: „dieser Vorwurf wird zugleich so gewendet, dafs er Bedingung des Zeichens wird u. s. f.“ — Zu III, 3 sagt *Lücke*: „Johannes muß, da er die Antwort V. 8 mit der Anrede V. 2 unmittelbar verknüpft, in dieser



faffung den Vorzug vor denen, die *L.* (in der 2ten Aufl. anders, als in der 1sten) billigte, denn es ist doch die einfachste. Eine gefoderte Bedingung des Eintritts in das ewige Leben, deren geistige Auffassung durch den anstößigen Ausdruck hindurch so leicht war, ist nun mit einer Thatfache verglichen, welche in die messianischen Wünsche und Hoffnungen der Jünger nirgends hinpafte, und darum nicht zu begreifen war in ihrer Nothwendigkeit. Auch VII, 22, wo *de W.* die Parenthese *ὄχι ὅτι* u. s. f. als bloße Berichtigung zu Verhütung eines Mißverständnisses ansieht, stimmen wir ihm bey gegen *L.* Denn das Ganze der Rechtfertigung Jesu bewegt sich lediglich um Moses, dessen eines (Beschneidungs-) Gebot die Juden hielten, während sie mit dessen Beobachtung das andere (Sabbats-) Gebot überträten; die *πατέρες* kommen dabey nicht weiter in Betracht; in ihnen also kann auch V. 22 kein Anfangspunct einer weiteren Gedankenreihe gesucht werden. — Dagegen müssen wir uns für *L.* erklären, der V. 28 in den Worten *καμὲ οἴδατε* u. s. f. eine feine und leise Ironie findet. Oder wie soll es anders genommen werden, wenn *J.* erst sagt: „und ihr kennt mich und wist, woher ich bin,“ und dann hinzusetzt: „und nicht von mir selber bin ich gekommen, sondern es ist ein Wahrer, mein Absender, den ihr nicht kennt“? Er giebt ja da Etwas erst zu, was er sogleich wieder aufhebt. Was *de W.* dagegen sagt: „nach richtiger Fassung schließt die natürliche Ansicht von Jesu als Menschen die übernatürliche nicht aus; er kann also wohl zugeben, daß sie (die Gegner) seine menschliche Abkunft kennen, zumal da er sich im Gegensatz *keinen übernatürlichen Ursprung*, sondern nur *eine göttliche Sendung* zuschreibt,“ das beweist nichts dagegen, wenn auch der ganze Satz und namentlich der angegebene Unterschied zwischen übernatürlichem Ursprung und göttlicher Sendung zugegeben werden sollte. In dem Streite *J.* mit den Juden handelt sich um das *πόθεν ἔστιν*, und wie *J.* nur ein *πόθεν*, nämlich *παρὰ τοῦ πατρὸς*, seine höhere Sendung, als ein wahres und berechtigendes Herkommen im Sinne hat, so haben die Juden auch nur eines im Sinne, das *ἐκ Ναζαρέτ*, das sie premiren nach der herrschenden Vorstellung, der Christ werde da seyn, ohne daß Jemand den Weg, auf den er gekommen, werde verfolgen können. — VIII, 21 erklärt *L.*, *J.* habe diese Worte mit Beziehung auf den Ort der Seligen, wohin die *ἐν ἁμαρτίᾳ ἀποθνήσκοντες* nicht kommen könnten, gesprochen. *de W.* meint, daß wegen XIII, 33 man dieser Erklärung sich enthalten müsse, wenn man nicht annehmen wolle, daß, was möglich wäre, der Evangelist den Worten an den verschiedenen Stellen verschiedenen Sinn unterlege. Aber *J.* selbst deutet XIII, 33 an, daß er zu den Jüngern das Wort in anderer Beziehung sagt, als zu den Juden;

er giebt es ihnen zu verstehen, indem er die Wendung nimmt: *καὶ καθὼς εἶπον τοῖς Ἰουδαίοις* u. s. f., als wollte er sagen: es gilt, was ich zu den Juden sprach, auch euch, freylich aus anderem Grunde, nur auf eine Zeit lang; und daß daselbst *J.* nur ein temporäres Nichtnachkommenkönnen in Sinne hat, zeigen die kurz darauf gegebenen Verheißungen, XIV, 2—4. In unserer Stelle aber liegt die Beziehung auf den Ort der Seligen so nahe, daß sie nicht übersehen werden kann, und ist zugleich die einzige, in welcher das Wort seine genügende Erklärung findet. — Die schwierige Antwort *J.* V. 25, *τὴν ἀρχὴν ὅτι καὶ λαλῶ ὑμῖν*, welche von *L.* nach mehreren Vorgängern so verstanden wurde: durchaus (nichts Anderes), als was ich euch auch sage, nämlich der Messias; erklärt *de W.* so: von vorn herein (vor allen Dingen) bin ich, was ich noch zu euch rede, und bemerkt dazu: „*J.* will nicht die Antwort geben: ich bin der Messias, weil die Juden so sich an einen positiven, todten Begriff gehalten, und, da sie diesen in ihm nicht bewährt gefunden, sich nur mehr gegen ihn verstockt hätten; er verweist sie auf seine Reden; er sey vor allen Dingen aus seinen Reden zu erkennen. Aber wäre dies der Sinn, so wäre er dunkel und sonderbar ausgedrückt, und da das von *L.* angenommene Verständniß weit eher in der Antwort zu erwarten war, in den Zusammenhang paßt, und philologische Bedenken nicht hat, so meinen wir, bey demselben bleiben zu müssen. — In die Bemerkung zu V. 43, wo *de W.* das *λαλιᾷ* schärfer auffaßt, die ganze Frage Jesu nicht auf das eben gesprochene Wort, sondern auf den allgemeinen Charakter der Verkündung (gegen *L.*) bezogen wissen will, stimmen wir ein. — Den Grund, auf welchen hin IX, 2 die Jünger fragen konnten, ob der *Blindgeborene selbst* oder seine Eltern durch Sünde Schuld seyen an der Blindheit, fand *L.* „in dem populären Vorurtheile der Zeit, daß der Mensch schon im Mutterleibe sündigen könne;“ *de W.* verwirft diese Erklärung, und sucht die Möglichkeit zu der Frage in „der Lehre von der Präexistenz der Seelen und ihrem, das nachherige Leben bestimmenden sittlichen Charakter.“ Begreiflich wird die Frage aus beiden Lehrensätzen, und wenn beide als den Jüngern bekannt angenommen werden können, so dürfte nicht zu entscheiden seyn, welche Erklärung vorzuziehen. Die Differenz in Auffassung des *τυφλοῦ* V. 41 ist wohl nur scheinbar. Denn wenn nach *de W.* das Wort auch ganz recht für „unwissend, irrend“ genommen wird, so bezieht sich doch die Unwissenheit auf die göttlichen Dinge, und jeder Unwissende ist „unfähig, das göttliche Wort zu verstehen,“ wie *L.* im Verlaufe seiner Erklärung dieser Worte sich bedient.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

F E B R U A R 1 8 3 9.

## T H E O L O G I E.

LEIPZIG, b. Weidmann: *Kurzgefasstes exegetisches Handbuch zum Neuen Testamente.* Von Dr. W. M. L. de Wette. Erster Band. Dritter Theil. *Evangelium und die Briefe des Johannes u. s. w.*

(Beschluß der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Stelle X, 9 versteht L. von den Hirten, die ihr Hirtengeschäft glücklich vollbringen, de W. von den Schafen, für welche Jesus die rechte Thüre sey. Dem können wir nicht beystimmen, weil der nothwendig zu denkende Gegensatz fehlen würde. Dem Hirten, der zur rechten Thüre eingeht, steht der Dieb entgegen, der einsteigt; aber zu den Schafen, die zur rechten Thüre aus- und eingeführt werden, kann der Gegensatz, um dessen willen die Weisung eingeschränkt wurde, nicht gefunden werden. — Wenn XI, 5 als bloße Erläuterung von V. 3 genommen wird, so stimmen wir bey, aber bemerken dazu, daß L. seine Erklärung, die hier abgewiesen wird, doch nur bedingungsweise gegeben. An die Stelle der V. 6 von L. gegebenen Erklärung der Frage, warum J. trotz seiner Liebe zu Lazarus und dessen Schwestern nicht zu dem Kranken geeilt, sondern zwey Tage in Peräa verblieben (der messianische Berufseifer habe ihn zurückgehalten), die er verwirft, giebt er keine andere, und bemerkt nur, daß jedoch das Urtheil von Bretschneider und Strauß, welche aus dieser Unerklärlichkeit auf den unhistorischen Charakter der Erzählung schliessen, vorschnell sey. — Die Auffassung der Antwort J. V. 9—10 empfiehlt sich durch ihre Einfachheit, und L. wird die Momente, durch welche die seinige sich von derselben unterscheidet, wohl annehmen. Auch V. 15 geben wir den grammatischen Auflösungen de W's. (*δι' ὑμᾶς, ἵνα πιστεύσητε, ὅτι οὐκ ἦμην ἐκεῖ*) den Vorzug, und was seine Erklärung des eigentlichen Anlasses zu diesem Worte J. anlangt, daß „er den traurigen Vorfall nur von der erfreulichen Seite auffasse,“ so müssen wir wenigstens zugeben, daß sie eben so zulässig, wie die von L. (daß J. einem möglichen Einwurfe von den Jüngern, warum er denn nicht früher gegangen, begegnen wolle), bey der schon eine, wenn auch ganz nahe liegende Voraussetzung angenommen ist. Auch V. 26 erscheint uns einfacher erklärt nach de W., und das eigentliche Leben, das J. meint, tritt durch die sich erläuternden Gegensätze scharf in das Verständniß der Zuhörer, indem den Todten, die glaubten, das Le-

ben, und den Lebenden, die glauben, das Nimmersterben zugesagt wird. — Das viel behandelte *ἐνεβόησεν* V. 33 versteht de W. „von einem dem Unwillen nahe kommenden Schmerze darüber, daß dieser Todesfall nicht hatte abgewendet werden können (passend wegen V. 37—38), und führt so die Erklärung L's. („mächtig ergriffen und gerührt“) in sofern weiter, als er einen bestimmten Gedanken als Grund dazu nachweist. Ob aber eine Aufwallung mit diesem Unmüthe wohl denkbar ist in der Seele Jesu, der auf dem Wege nach Bethanien so ruhig gesagt hatte: *ὄν χαλῶ* u. s. w., der jetzt eben so bestimmt wußte, daß Lazarus wieder aufwachen werde? Mit der Darstellung des Johannes läßt es sich kaum vereinigen. XII, 23 sehen wir keine Verschiedenheit. V. 27 will de W. die Bitte *πάτερ* u. s. w. nicht als Frage gefasst wissen, wie L.; aber das *τί εἶπω* leitet dazu an. Wenn es V. 35 bey *περιπατεῖτε* heisst: „man muß bey der Metapher bleiben: wandelt, nämlich im Lichte, benutzt es,“ so ist das gewiß ganz richtig; allein wir glauben nur nicht, daß L. diels anders sich dachte, wenn er bemerkte: „dem bildlichen *περιπατεῖς ἕως αὐτὸ φῶς ἔχετε* entspricht das *πιστεύετε εἰς τὸ φῶς* (V. 36),“ und de W. selbst nennt ja das *πιστεύετε* u. s. f. „parallel,“ nämlich zu *περιπατεῖτε* u. s. f. XIII, 1 hält de W. die Bedeutung „bis zu Ende“ des *εἰς τέλος* gegen L's. „zuletzt“ mit Recht fest. — Die Worte J. V. 8 versteht L. so: „wenn ich dir die Füße nicht wasche, so scheint es, als gehörtest du nicht zu meinen Freunden, als hieltest du dich meiner dienftfertigen Liebe unwerth.“ De W. bezieht es auf „die durch die Handlung versinnbildlichte Demuth,“ welche Petrus, wenn er sie von Christus nicht angenommen, auch nicht nachgeahmt haben werde. Aber liegt das nicht ferner? — Die Incohärenz von V. 20 mit dem vorhergehenden erkennt auch L. an; er hält es aber für Schuldigkeit, wenigstens den Versuch zu machen, einen Zusammenhang zu finden, und nennt, was er giebt, selbst nur „die wahrscheinlichste Ansicht.“ Das ist sie auch noch; denn unser Vf. hat keine andere dagegen aufgestellt, sondern die Sache ins Unentschiedene verwiesen: „man sieht nicht ein, wie J. hier auf diesen Gedanken kommt.“ — Wenn de W. zu V. 30 bemerkt, *ἦν δὲ νύξ* heisse nicht: „die Nacht fing eben an,“ sondern: „es war aber Nacht,“ so wird das Jeder zugeben. Aber wir sehen nur nicht, daß L. jene Erklärung von *ἦν δὲ νύξ* gegeben; denn wenn er zu der Stelle mit sagt: „die Nacht fing eben

an, also konnte Judas mit den Hohenpriestern noch recht gut unterhandeln,“ so schließt er das, daß die Nacht jetzt angefangen, wahrscheinlich aus einer Berechnung des Zeitverlaufs, der vor und nachher in der Nacht vorgefallenen Dinge, will aber doch wohl nicht, daß *ἡν δὲ νύξ*, was eben die ganze Zeitdauer der Nacht bezeichnet, und in unbestimmter Erzählung von der ersten, wie von der mittelsten und letzten Stunde der Nacht gesagt werden kann, daß diese Phrase den Anfang der Nacht andeuten solle. — Wenn *de W.* zu V. 32 bemerkt, an die himmlische Verherrlichung Jesu, von der die Worte *καὶ ὁ θεὸς δοξάσει* u. s. f. zu verstehen, sey nicht V. 31 schon zu denken, so kann damit *L.* nicht eigentlich corrigirt werden, da derselbe bey dem *δοξασθῆναι* mehr den Kreuzestod Christi mit seiner Herrlichkeit im Auge hat, als „das Sitzen zur Rechten Gottes,“ das als „himmlische Verherrlichung“ von „der irdischen in dem Tode“ unfer Vf. trennt, und womit er einen Stufengang in die Rede Christi zu bringen meint. — Die Neuheit in der *καινὴ ἐντολὴ* der Liebe, die J. V. 34 giebt, fand *L.* mit vielen Anderen in dem Normale dieser Liebe, nämlich in der Liebe, wie sie Jesus hatte; was durch die Worte selbst: *καθὼς ἠγάπησα ὑμᾶς* sehr empfohlen, und dann durch das hinzugefügte *ἵνα καὶ ὑμεῖς ἀγαπᾶτε ἀλλήλους* angedeutet wird. Und wenn man sich diese Worte in einem Zusammenhange mit der *καινὴ διαθήκη*, von der doch bey dieser Gelegenheit die Rede gewesen seyn mußte, denkt, so sieht man auch den Anlaß zu der *καινὴ ἐντολὴ*, obgleich das Liebesgebot an sich ein altes ist. Unfer Vf. ist mit *L.*'s Erklärung nicht zufrieden; er erklärt: „das Gebot der Liebe ist wirklich neu, in sofern darin das Princip des neuen, von Christus gebrachten Lebens liegt. — Jesus will sagen: ich gebiete euch, durch eine Liebe, wie sie bisher weder der Art, noch dem Umfange nach unter den Menschen geherrscht hat, ein neues, besseres Leben zu beginnen,“ und hat dabey als Gegensatz im Auge die „im A. T. herrschende Gerechtigkeit und volkstümlichen Particularismus.“ Wir wollen hiezu nur bemerken, daß beide Erklärungen sich einander nicht feindlich ausschließen; denn die erste leugnet nicht, daß die neue Liebe das Princip des neuen Lebens seyn soll, und letzte kann doch davon nicht abgehen, daß das Muster der neuen Liebe Christus ist, worauf auch V. 55 wieder deutet. — Bey dem tröstenden Versprechen J. XIV, 3 denkt *L.* an „das geistige Wiederkommen Jesu und die Aufnahme der Seinigen in die Gemeinschaft des seligen Lebens im Himmel,“ nämlich wenn sie einst sterben werden; *de W.* meint nun zwar dagegen, „bey dem *ἐρχομαι* konnte der Urchrist kaum umhin, an die Zukunft Jesu zu denken,“ fügt jedoch Linzu: „Johannes läßt diese judaisirende Vorstellung (von Christi Wiederkunft) unbestimmt und ins Geistige überheweben. Damit wäre also die Differenz aufgehoben. — V. 9 schließt *L.* in dem Verlangen des Philippus das Verlangen, leiblich den Vater zu sehen, nicht aus. — Wenn *de W.* V. 18

erklärt, hier sey „ein Doppelsinn anzunehmen, jedoch so, daß auf das leibliche Wiederkommen J. nur angepielt wird, und der geistige Gedanke die Oberhand hat,“ und *L.* das geistige Wiederkommen im Auge hat, aber dazu bemerkt, die Ausleger, welche einen Doppelsinn annehmen, „haben in sofern Recht, als die geistige Wiederkunft Christi an die leibliche (Auferstehung) sich unmittelbar angeschlossen, diese jene bedingte,“ so sehen wir die beiden Freunde auch wieder einander recht nahe stehen in der Ansicht vom Kommen Christi, also dem eigentlichen Objecte der Sacherklärung, und wir finden nur den Unterschied in der exegetischen Manipulation, bey dem wir auf *L.*'s Seite treten, indem er der wirklichen Annahme eines Doppelsinnes sich enthält. Das *ἐν ἐκείνῃ τῇ ἡμέρᾳ* V. 20 versteht *de W.* „zu jener Zeit,“ und warnt, „nicht von einem bestimmten Tage, etwa vom Pfingstfeste (*Lück.*), zu verstehen.“ Nach diesem kurzen Worte möchte es allerdings scheinen, als habe *L.* ganz Unrecht; aber seine Anmerkung ist viel beschränkender: „In dem *ἐκείνῃ* u. s. f. liegt die Andeutung wenigstens eines bestimmten Anfangspunctes, wo die Apostel das, was ihnen besonders noch fehlte, erkennen werden — — In dem *factischen Zusammenhange* des N. T. ist es unbedenklich, das christliche Pfingstfest unter jenem Tage zu verstehen.“ Diese Worte des *Lücke*'schen Commentars möchten wohl Alle unterschreiben. — Wenn *de W.* V. 28 den Grund von der Freude, die J. bey den Jüngern über seinen Weggang erwartete, mit dem Beysatze: „wenn ihr mich liebet,“ in der Verherrlichung Jesu (*L.* in in der Sendung des Paraklet) findet, so stimmen wir ihm bey, denn eben dieser Beysatz weist auf etwas, Christus selbst unmittelbar treffendes Gute hin, und da ist allerdings seine Befreyung aus den Leiden das Allernächste. Die Auffassung von *οὐκ ἔχει οὐδὲν ἐν ἐμοί* V. 30: er hat nichts an mir, mit dem wirklichen Begriffe des Habens zum Anfassen und also des Könnens, ist ganz richtig; aber *L.* ist ihr nicht so fern, und ergänzt auch nicht *ποιεῖν*. Er sagt ja nur: „die Brachylogie ist theils auf die Bedeutung des *ἔχειν*, können —, theils auf die Formel des *ἐν ἐμοί* bey *ποιεῖν* und dergleichen, an mir, zurückzuführen. — XV, 9 sehen wir keine Differenz. Daß *ἡ χαρὰ ἡ ἐμὴ* V. 11 die Freude ist, welche Jesus über die Jünger haben will, glauben wir aber noch mit *L.*, und zwar, weil wir die Tautologie fürchten, die in dem unmittelbar Folgenden liegen würde, wenn wir es als Freude der Jünger, durch Jesus gegeben, verstehen wollten. Diese Tautologie bleibt, wenn wir auch das *πληρωθῆ* mit *de W.* schärfer betonen wollen. Denn daß die erstgenannte Freude nicht noch voller werden könne, deutet sich damit an, daß ihr ein *μένειν* beygelegt wird. Und wenn *de W.* sagt, „dieselbe Freude zwar sey es, aber in anderer Beziehung gefasst, nämlich in sofern sie die Jünger haben,“ so müssen wir entgegnen, daß dieselbe Beziehung dann in dem *ἐν ὑμῖν* schon läge. Die Tautologie also ist nicht wegzubringen. Der Uebergang

von V. 13 zu V. 14 mit *L.* durch des Euthym. „καθὼς ἐγὼ ποιῶ ὑμῶν“ herzustellen, halten wir auch nicht für nöthig. Wir haben vorzüglich den Grund dazu, weil V. 14 das Freundseyn an etwas in den Jüngern, ihren Gehorsam, nicht an etwas in Christus, seine Aufopferung für die Freunde, geknüpft ist. — V. 17 das ταῦτα auf das Vorhergehende zu beziehen, und das ἵνα ἀγαπᾶτε ἀλλήλους als „unvollständige Specification“ zu fassen, wobey dann ein „ins Besondere“ hineinzuschieben, dazu können wir uns nicht verstehen, und zwar, weil ja ein wirkliches ἐντέλλεσθαι nicht vorhergegangen ist, sondern jetzt erst das Lieben geboten wird. Zum Fruchtbringen habe ich euch bestimmt (ἔθηκα), sagte *J.*, und nun will er ihnen das Element des Fruchtbringens angeben, und er fügt hinzu das Gebot der gegenseitigen Liebe. — Wenn *de W.* V. 21 den Ton auf ὅτι οὐκ οἶδασι τὸν πέμψαντά με legt gegen *L.*, der ihn doch lieber auf διὰ τὸ ὄνομά μου gehalten wissen will, weil das ὅτι nicht genug (διὰ τοῦτο ὅτι) notirt sey, so stimmen wir völlig bey, und glauben, daß auch *L.* selbst, der das Gewicht der Gründe gegen seine Ansicht zu fühlen scheint, leicht beytreten wird. — Daß V. 22 die ἀμαρτία doch die Nichtanerkennung Jesu von Seiten der Juden (woraus dann die Verfolgung seiner Jünger nothwendig sich ergab) mit *L.* zu verstehen, bleibt uns gewiß. Das ἐλάλησα urgirt *L.* nicht „vergeblich.“ Freylich gehört das Lehren des Messias in den Begriff seines Kommens (λαλεῖν — εἰλεῖν); aber darauf kommt es an, daß es hier hervorgehoben ist, und das ἐρχεσθαι nicht allein steht. Unter der δικαιοσύνη XVI, 8 ff. versteht *L.* Jesu durch seine Auferstehung u. s. f. klar gewordene Gerechtigkeit; *de W.* „die Gerechtigkeit, die Wahrheit, das Licht und Leben, die *J.* der Finsterniß und Sünde gegenüber in die Welt gebracht hat, und welche der Geist zum Siege bringt.“ Wir können aber nicht anders, als auf Seiten des Ersten bleiben, und zwar lediglich, weil der erklärende Zusatz V. 10 ὅτι πρὸς τὸν πατέρα μου ὑπάγω unabweislich auf eine an Jesu Person haftende δικαιοσύνη hinweist, welche in seinem Hingange zum Vater, der als eine belohnende und anerkennende Aufnahme erscheint, sich erweisen werde. Ueber die Differenz bey V. 22 gilt, was wir zu XIV, 18 bemerkten. Den Gegenstand des Bittens und Empfangens V. 24 können wir nicht mit *de W.* in der „durch Gebetserhöhung gehobenen Wirksamkeit der Apostel“ erkennen, sondern in einem Willen der Apostel, wobey das weitere ἐρωτᾶν Ἰησοῦν (V. 22) ausgeschloßen ist. Und darum ziehen wir, was *L.* angiebt, „alle Klarheit — des Geistes“ vor. Bey XVII, 1 versteht *de W.* unter der Verherrlichung die sittliche Verklärung Jesu und Anerkennung seiner Person und Sache, „und wir müssen ihm gegen *L.* „himmlische Verherrlichung“ beypflichten. Dagegen müssen wir V. 3 bey der Construction *Nöfssell's*, der *L.* folgt, und nach welcher Χριστὸν Prädicatsaccusativ zu Ἰησοῦν ist, bleiben, weil das γινώσκειν neben seinem Objecte der Person auch noch ein Object

der Würde fodert, in welcher die Person zu erkennen. V. 17 sehen wir keine Verschiedenheit. V. 19 denkt *de W.* die Verbindung des ἀγιάσω ἐμαυτὸν ὑπὲρ αὐτῶν mit dem ἵνα ἡγιασμένοι ὦσιν αὐτοὶ so: „*J.* bringt das Opfer seines Todes in heiliger Liebe für die Seinigen und für die dadurch zu bezeugende Wahrheit und in heiligem Gehorsam gegen den Vater; dadurch heiligt er die Seinen — indem er ihnen ein Vorbild giebt, den Fürsten dieser Welt besiegt, die Kraft der Sünde bricht, die er löset, mit einem Worte, als Sühnopfer stirbt;“ *L.* dagegen findet sie in dem Ueberkommen des Paraklet an die Jünger, der durch Jesu Tod nur möglich geworden. Aber auch hier können wir von *L.* nicht lassen, da seine Erklärung auf den wirklichen bestimmten Act der Weihe der Apostel hinweist; dieser Act aber, das Kommen des Paraklet, war nach dieser Ansicht die bestimmte Folge seines Todes, aber auch sein bestimmter Grund zu seiner Opferung. Ueber die Verschiedenheit in der logischen Auffassung des καὶ vor κόσμος V. 24 wollen wir nicht entscheiden. Wenn XVIII, 1 *L.* das ἐξῆλθεν weder auf den Speisesaal (und das Haus), noch auf die Stadt als den Ort des Ausgehens beschränkt wissen will, so läßt er dem Gedanken den Spielraum, der ihn in der Darstellung des Evangelisten durch nichts verengt ist. Denn πέραν τοῦ χειμαρῶδου als die Gegend, wo das ἐξέρχεσθαι endete, und die den Thoren der Stadt freylich näher, als der Thüre des Hauses, kann nicht mit *de W.* als Anzeigen angefehen werden, daß der Evangelist bloß das Herausgehen aus der Stadt im Sinne gehabt. Er hätte ja auch an den ersten Anfangspunct des Ausgehens (den Saal) besonders denken können, und man würde dann voraussetzen dürfen, daß er die im Saale vorgefallenen Dinge und Reden erzählt, und schliesen, also habe er nothwendig zunächst, ohne einen Sprung zu machen, den Saal als den Punct des ἐξέρχεσθαι sich denken müssen. Gegen den Versuch *L.*'s zur Vereinigung des Johannes mit den Synoptikern in der Erzählung der Gefangennehmung Jesu hinsichtlich des Judaskusses, den Johannes nicht berichtet, und der bey der Scene, wie er sie als vorgefallen erzählt, seinen Platz finden konnte (V. 4), protestirt *de W.* und mit Grund. Indes *L.* selbst gab seine Combination auch nur als „die Art, welche die beste zu seyn scheine,“ und machte einen Versuch zur Vereinigung überhaupt nur darum, weil sowohl was Johannes erzählt, als was von den Synoptikern berichtet werde, an sich höchst wahrscheinlich sey, und er es darum für Schuldigkeit hielt, den Versuch zu machen. V. 31 sieht *de W.* die Rede des Pilatus an die Juden als Verhöhnung an, und behauptet, gegen *L.*'s Erklärung (Pilatus weise mit dem Worte den Handel in Ermangelung einer Anklage nach römischem Rechte ab, wie *Gallio Act.* 18, 14 u. s. f.) spreche das parallele Wort des Pilatus XIX, 6 und die Antwort der Juden. Den Widerspruch können wir nicht finden. Gerade diese Worte auch deuten den Unwillen der Verlegenheit an, aus dem sie am

sichersten zu erklären sind. Wie Pilatus dazu kommen sollte, der schreyenden Menge, die er ja fürchtet, mit Spott zu sagen: nehmt ihn und tödtet (was ja seyn würde = ich habe ihn in meiner Gewalt, versucht es doch; ihr habt nicht das Recht, übt es einmal aus), das sehen wir nicht. — Wenn *L. V. 34* den Zweck der Gegenfrage Jesu an Pilatus darin sucht, „zu wissen, in welchem Sinne Pil. das βασιλεὺς τῶν Ἰουδαίων meine,“ so bestätigt sich dies durch die Antwort des Pil. *V. 35*, und kann auf *de W's*. Behauptung, daß dem nicht so sey, „sondern daß J. habe wissen wollen, ob Pil. selbst von sich aus einen politischen Verdacht gegen ihn habe,“ nicht verworfen werden, wenn nicht erst eben *V. 35*, worauf *L.* sich stützt, als nicht begründend abgewiesen wird. Auch dünkt uns der ganze Gang des Zwiegesprächs die Auffassung von *L.* zu rechtfertigen. J. stellt doch seine Frage der des Pilatus nur darum entgegen, damit er sehe, ob er das οὐ εἶ ὁ βασιλεὺς u. s. f. zu bejahen oder zu verneinen hätte. Um das zu wissen, muß er erfahren, ob ihn Pil. sich als einen Messias („König“), oder als einen gegen die römische Oberherrschaft sich stemmenden Thronprätendenten ansieht, und er erfragt dies mit Nachforschung nach der Quelle, aus der das βασιλεὺς u. s. f. auf die Lippen des Pil. gekommen, weil er annehmen kann, daß, wenn er es aus jüdischem Kreise empfangen, er das geistige Verhältniß der Formel, wenn nicht kenne, doch dafür empfänglich sey, wenn er selber aber die Formel nach Erzählungen über Christus sich gebildet haben sollte, nur einen Empörer bey dem βασιλεὺς im Sinne haben werde. Dagegen hatte das, ob Pilatus selbst in eigener Ueberzeugung Verdacht gegen ihn habe, hier für J. keine Bedeutung. In der Ant-

wort begiebt sich nun Pilatus der Fähigkeit, jüdisch die Formel zu verstehen und zu meinen, indem er sagt: nun, ich bin doch kein Jude, schiebt zugleich die Art, wie es zu verstehen, auf den Sinn derer, die ihn ihm als βασιλεὺς überliefert haben, verläßt diese ganze Sache, und fragt nur ganz kurz, um nur eine Basis für seine Pflichtthätigkeit, des Angeklagten Schuld oder Unschuld zu entscheiden, zu haben: τί ἐποίησας? Darum nun giebt J., weil er sieht, daß in der Seele des Pilatus keine Unterscheidung zwischen einem weltlichen und einem geistlichen βασιλεὺς ist, nicht bloß Ja oder Nein zur Antwort, sondern spricht sich weiter aus.

Nachdem wir nun mehr als zwey Drittel der vom Vf. notirten Stellen durchgegangen sind, glauben wir, um nicht zu viel Raum in Anspruch nehmen zu müssen, den Rest unerörtert lassen zu dürfen. Die Leser werden von den Differenzen, in denen Hr. D. *de W.* mit dem ihm befreundeten Commentator des Johannes sich befindet, ein Bild gewinnen können, und darauf schien es bey Beurtheilung seiner Arbeit nunmehr und seinem eigenen Winke gemäß anzukommen. Wir haben an mehreren Stellen eine eigentliche Abweichung nicht sehen oder nicht zugeben können; bey den allermeisten aber mußten wir auf Seiten des Göttinger Erklärers bleiben, und wir haben unsere Gründe angegeben. Doch bemerken wir noch dazu, daß wir uns die hier durchgegangenen Stellen nicht ausgewählt, sondern nach der Reihe weg, wie sie Hr. *de W.* angezeichnet hat, genommen haben bis zu der, bey welcher wir die Anzeige schlossen.

Παλ.

## K L E I N E S C H R I F T E N.

**HOMILETIK.** Magdeburg, b. Bühler: *Friedrich Schleiermachers Predigtweise.* Für Theologen und Nicht-Theologen dargestellt von *K. W. Rhenius.* 1837. VIII u. 68 S. 8. (10 gr.)

Obschon Rec. in die ungemessenen Lobsprüche, womit man den sel. *Schleiermacher* von so vielen Seiten und in jeder Hinsicht zu erheben sucht, ohne seine vielseitigen Verdienste verkennen zu wollen, nicht einstimmen kann, auch ihn nur seiner eigenthümlichen Selbstständigkeit wegen in die erste Reihe der dormaligen ausgezeichneten Kanzelredner aufnehmen würde: so ist es doch ein höchst erfreulicher Beweis von der gelegneten akademischen Wirksamkeit des Verewigten, daß seine dankbaren Schüler sich und den Ihrigen dessen Andenken zu bewahren suchen. Dies Letzte ist auch ein Nebenzweck gegenwärtiger Schrift (*S. VI*), und der Vf. hat seine Aufgabe auf eine lehrreiche Weise durchgeführt. Indem er nämlich unter Predigtweise „die besondere Art der künstlerischen Thätigkeit eines Predigers versteht, wiewohl dieselbe an der Gestaltung des Predigtstoffes sich offenbare,“ versucht er uns eine Darstellung des *Organismus Schleiermacher'scher* Predigten zu geben, und zwar I. der Festpredigten. Den Charakter der-

selben findet der Vf. sehr richtig darin: die Innere geistige Seite des Christenthums und der Person Christi zur Anschauung zu bringen, einzudringen in den geistigen Zusammenhang zwischen dem Erlöser und der zu erlösenden oder erlösten Menschheit, darzustellen die Wichtigkeit der einzelnen Thaten des Erlösers in Bezug auf den Zweck seiner Sendung, nachzuweisen die innere Einheit seines Lebens, seiner Worte und seines Todes u. s. w. Dies wird durch Analyse mehrerer Predigten gezeigt. Dasselbe geschieht II. hinsichtlich der Predigten an den Sonntagen der festlosen Hälfte des Kirchenjahres. Der Vf. weist nach, wie diese Predigten den Zweck haben, nach der Norm des christlichen Glaubens das sittliche Leben der Gemeinde immer bewußter und vollkommener zu gestalten. Dann folgt III. die Darstellung des Eigenthümlichkeiten der *Schl.* Frühpredigten und Reden bey besondern Amtsverrichtungen, und den Beschluß machen kurze Paragraphen über die Wahl und Weise *Schl's.* in der Behandlung des Textes, über Thema und Theile, über das Gebet und den rednerischen Stil.

L. L.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

F E B R U A R 1 8 3 9.

## J U R I S P R U D E N Z.

GIessen, b. Ferber: *Ueber die rechtliche Natur der bäuerlichen Gutsabtretung überhaupt und mit Altentheilsbestellung besonders.* Von Dr. Wolfgang Heinrich Puchta, Landrichter in Erlangen. 1837. XIV u. 144 S. 8. (20 gr.)

Das in dieser Schrift behandelte Thema ist auf dem Gebiete der praktischen Jurisprudenz von äusserster Wichtigkeit. Denn Rechtsstreitigkeiten über Handlohn, Erbzins u. dgl., deren richtige Entscheidung nur dann zu hoffen ist, wenn die Natur der bäuerlichen Gutsabtretung überhaupt mit klarem Blicke erfasset wird, gehören zu denjenigen, welche am häufigsten vor den Gerichten wiederkehren. Und leider herrschen hierin nicht selten die verschiedensten, um nicht zu sagen, verkehrtesten Ansichten. Diese Erscheinung ist auch sehr erklärlich, wenn man erwägt, daß der Zustand der Bauern in staatsbürgerlicher Hinsicht seit den letzten 30—40 Jahren sich vielfach geändert hat, ohne daß man eigentlich noch zu einem festen Principe über sein Wesen gekommen ist. Hiedurch geschah es, daß die verschiedenartigen Elemente dieses neuen Lebens sich noch nicht zu einer sicheren Gestalt geregelt haben, und es ist klar, daß im Laufe solcher Evolutionen eine allgemein durchgreifende Ansicht nicht wohl gewonnen werden kann. Eben deshalb, und weil, um auf diesem Gebiete aufzutreten zu können, theoretische Kenntnisse nicht genügen, sondern praktische Erfahrung Noth thut, ist die Literatur über diesen Gegenstand ziemlich arm. Mit Dank begrüßen wir daher in der anzuzeigenden Schrift die Ausbeute der Erfahrungen einer 40jährigen Amtsführung des durch seine theoretischen Forschungen wohl bekannten und durch seine vielseitige literarische Thätigkeit ausgezeichneten Verfassers.

Derselbe sucht zuerst (§. 1) nachzuweisen, daß seine Untersuchung von *praktischem* Werthe sey. Da wohl Niemand hieran zweifelt, so wäre eine grössere Kürze in diesem Nachweise zu wünschen gewesen. Denn es kann wohl als bekannt angenommen werden, daß durch die große Verschiedenheit der örtlichen und provinziellen Rechte in der hier behandelten Materie ein zuverlässiges Resultat schwer zu erlangen ist. Der Vf. meint daher mit Recht, nur eine vernünftige Schlussfolge aus unzweifelhaften Prämissen könne hier zu einer richtigen Erkenntnis führen. Diese Prämissen findet er nun 1) in dem Wesen der Sache

J. A. L. Z. 1839. *Erster Band.*

selbst, 2) in der Praxis, 3) in der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung in verfassungsmässigen Einrichtungen des Landes überhaupt, endlich 4) selbst in dem noch fortdauernden oder hinweggefallenen Interesse des Berechtigten an der Ausübung des Rechts.

Den Begriff der *Gutsüberlassung* scheidet der Vf. genau von dem der *Altentheilsbestellung*, und behauptet ganz richtig, daß jene ohne diese, diese aber nicht ohne jene bestehen kann. Auch theilen wir seine Ansicht, wenn er gegen Pfeiffer, den neuesten Schriftsteller über diesen Gegenstand, nicht zugiebt, daß der Begriff der Gutsabtretung auf das Abtreten eines zur *Landwirthschaft dienenden Gutes* beschränkt werde. Denn es können solche Abtretungen allerdings auch bey *Gewerben* und *städtischen Nahrungen*, wenn sie nur wegen der damit verbundenen besonderen Ein- und Vorrichtungen an Gebäuden und Werkzeugen als materiellen Erfordernissen des Betriebes die reale Eigenschaft haben, also veräußertlich sind, vorkommen. — Mit dem Begriffe des *Altentheils*, wie ihn *Runde* und *Mittermaier* aufstellen, ist der Vf. nicht zufrieden, und am richtigsten scheint ihm jener, wie ihn das *preussische* Landrecht (der Vf. als ehemals preussischer Beamte verräth überhaupt in allen seinen Schriften eine besondere Vorliebe zu den preussischen Instituten) Th. I. Tit. 11. §. 602 gegeben hat, wonach Auszug oder Altentheil diejenigen Vortheile heißen, welche der Uebernehmer einer *Rusticalstelle* dem vorigen Besitzer zu seiner Versorgung auf Lebenszeit anweist. — Allein unseres Erachtens ist hier das preuss. Landrecht gerade in jenem Irrthum verfallen, welchen der Vf. oben an *Pfeiffers* Definition getadelt hat.

Das Gutabtretungsgeschäft erklärt, der Vf. für einen *Kauf*, und scheint dies für so ziemlich klar zu halten. Er unterstützt auch diese Ansicht durch mehrfache particularrechtliche Autoritäten, z. B. das Landrecht des Herzogthums Preußen im J. 1620, die Circularverordnungen im Herzogthume Schlesien v. Jahr 1774 und 1785, die churfürstlichen, herzoglich-altenburgischen, gothaischen, vormals fürstlich sächsischen Verordnungen u. s. w. Insofern nun specielle particularrechtliche Bestimmungen sich *ausdrücklich* für den Satz *in thesi* aussprechen, kann allerdings im concreten Falle über die Sache kein Zweifel vorherrschen. Allein, da auch andere particularrechtliche Bestimmungen entgegenstehen, z. B. jene der würzburgischen Landmandaten, so läßt sich aus diesen particularrechtlichen Erscheinungen kein

sicherer Schluß ziehen. Betrachtet man aber das fragliche Gutsabtretungsgeschäft an sich, so ist in ihm keinesweges immer ein Kaufgeschäft zu erkennen. Mag immerhin das Wesen des Kaufcontractes in der Uebertragung einer Sache oder eines Rechts (von Seiten des Verkäufers) in das Vermögen eines Anderen (des Käufers) gegen eine von diesem zu zahlende Geldsumme bestehen, und will man auch Togar dem Vf. im Allgemeinen zugeben, daß es an der Natur dieses Contractes nichts ändert, wenn neben dem baaren Gelde als Mehrung des Preises der Käufer auch zu gewissen anderen Leistungen gegen den Verkäufer sich verpflichtet: so ist es doch ein ganz eigenthümliches Geschäft, wenn der Bauer mit seinem Sohne übereinkommt, ihm sein Gut für eine bestimmte Summe Geldes zu überlassen, und für sich und Andere, namentlich seine übrigen Kinder, weitere Vortheile bedingt, mag auch der baare Kaufschilling den Haupttheil des Pretiums ausmachen. Hier handelt es sich nicht von einem Kaufe, sondern von einer vorläufigen *diviso hereditatis parentum*; es liegt hier kein Kauf, sondern ein Theilungsfall vor. Man kann hiegegen auch nicht mit Grund einwenden, daß auf diese Weise es den Eltern möglich gemacht werde, den Handlohnzahlungen, welchen das Kaufgeschäft unterliegen würde, zu entgehen; denn diese Letzte wäre nur dann der Fall, wenn Erbtheilungen überhaupt vom Handlohne befreit sind, und der durch obenerwähntes Geschäft zugehende Vortheil erscheint alsdann nicht als ein gesetzwidriger.

Mit Umsicht behandelt der Vf. die Untersuchung über einige, auf die Theorie von dem Wesen des Gutsabtretungsgeschäfts nachtheilig einwirkende Vorstellungen, z. B. die Annahme der Grundidee, die Erhaltung des bäuerlichen Guts in Wesen und Würden sey Hauptzweck bey dessen Erwerbung und Besitz von Seiten des Bauers, und nehme daher bey der Beurtheilung einer damit vorzunehmenden Veräußerung die erste, das Wohl des Besitzers und seiner Familie dagegen nur die zweyte und untergeordnete Rücksicht in Anspruch. Der Vf. weiß nach, daß das Besitzthum als Mittel für die Zwecke des Besitzers gelten soll, und nicht der Bauer als das erste Inventariestück des Gutes gelten darf. Auch zeigt der Vf., von welchem Einflusse vorerwähnte Idee auf die Lehre von der *Interimswirtschaft* ist.

Zu den gelungensten Stellen des Werks rechnen wir die Darstellung des früheren bäuerlichen Abhängigkeitszustandes gegenüber dem veränderten bäuerlichen Zustande in neuerer Zeit. In letzter Beziehung werden zwey Hauptgattungen von Bauern unterschieden, nämlich solche, welche ohne Eigenthum an ihren Häusern und Gütern nur ein Nutzungsrecht haben, und solche, welche sich eines bald vollständigen, bald unvollständigen Eigenthums erfreuen. Wie sehr nun dieser veränderte bäuerliche Zustand auf die Lehre von der bäuerlichen Gutsabtretung Einfluß übt, zeigt der Vf. im §. XI. Weiterhin beschäftigt er sich mit der Veranlassung und den Mo-

dalitäten einer Gutsabtretung mit Altentheil und mit der f. g. Abfindung der Geschwister des Gutsübernehmers.

Zum Schluffe werden noch zwey praktisch wichtige Fragen erörtert, nämlich, wer die vom Gutsabtretenden contrahirten Schulden zahlt, und ob der Altentheil in Concurs- oder Subhaftations-Fällen fortbesteht! — In letzter Beziehung stimmen wir in Verneinung dieser Frage mit dem Vf. in sofern überein, als der Altentheil nicht etwa durch hypothekarische Versicherung bevorzugt ist.

Das Resultat seiner ganzen Untersuchung hat der Vf. am Ende des Buchs in 20 Sätzen zusammengefaßt.

Die bekannte lobenswerthe Klarheit Hn. P.'s findet sich auch in dieser Schrift, und zwar mit einer Kürze gepaart, welche man sonst bey ihm nicht gewohnt ist.

*Shbr.*

BAMBERG, im literarisch-artistischen Institute: *Die Todesstrafe*. Eine philosophisch-juristische Abhandlung von *Johann Carmignani*, Ritter des Verdienstordens vom h. Joseph, o. ö. Professor der Rechte an der k. k. Universität Pisa und Mitgliede mehrerer gelehrter Gesellschaften. Ins Deutsche übersetzt von *Karl von Spies*, kön. bayer. Kreis- und Stadtgerichts-Rathe zu Bairreuth. 1837. IV u. 87 S. gr. 8. (16 gr.)

Schon mehrfach haben sich in den letzten Jahren bayerische Rechtsgelehrte mit der Untersuchung über die Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit der Todesstrafe theils in eigenen Schriften (wie z. B. *Felßecker*, *Samhaber*, *Graf von Soden*), theils durch Uebertragung ausländischer Abhandlungen (z. B. von *Lucas* und *Pierquin*, welche *Samhaber* übertrug) beschäftigt. Diesen Letzten schließt sich nun Hr. *Karl von Spies* an, indem er, so viel uns bekannt, in der Bearbeitung von *Carmignani's* schätzbarem Werke über die Todesstrafe, als seinem ersten literarischen Producte, auftritt.

Die Uebersetzung als solche entspricht allen Anforderungen; sie zeichnet sich durch Deutlichkeit und gute Sprache aus, und läßt annehmen, daß der Herausgeber in den Geist seines Originals wohl eingedrungen ist. Er hat dasselbe mit Treue wiedergegeben, und sich nur darin eine Abänderung der Form erlaubt, daß er das Gewand der Vorlesung, in welcher *Carmignani* auftrat, mit der Abhandlung vertauschte. Die von dem Uebersetzer höchst selten beygegebenen Noten sind von geringem Werthe.

Die Abhandlung selbst wird mit einer Einleitung eröffnet, welche sich über die Wichtigkeit des hier besprochenen Gegenstandes verbreitet, und eine kurze geschichtliche Erörterung darbietet, wobey mit dem Hinblick auf die Kindheit des menschlichen Staatenlebens begonnen, und der Faden dieser Untersuchung bis auf die neueren Zeiten fortgesponnen wird. Die ganze Tendenz des Vis. geh.

hiebey dabin, nachzuweisen, dafs im Allgemeinen allenthalben ein Absehen vor Blutvergiefsen herrscht, so dafs selbst die wilde Bestie keine ihres Geschlechts so zerstört. *Parci cognatis maculis fimitis fera.* Die Beybehaltung der Todesstrafe in unseren Tagen erklärt der Vf. für eine Wirkung verirrten Verstandes.

Die Hauptdarstellung zerfällt in zwey Abtheilungen, von welchen die eine die Todesstrafe in ihrer Beziehung zu dem absoluten Rechtsprincipe, die andere in ihrer Beziehung auf ihre politische Nothwendigkeit behandelt. In beiderley Rücksicht wird der Todesstrafe der Stab gebrochen.

In der ersten Abtheilung wird vorerst die Frage behandelt, ob es für die geistige Natur des Menschen ein absolutes Rechtsprincip gebe, oder nicht. Der Vf. kennt wohl den hierüber unter den Gelehrten noch schwebenden Streit, und beleuchtet die desselben Anichten von *Hugo Grotius, Leibnitz, Beccaria, Rousseau, Filangieri*, wobey er am Ende die Wahrheit des Dichterpruches findet: „*Ilicos intra muros peccatur et extra*“.

Hienächst zeigt er, dafs jede Tödtung die Stimme des Naturrechts gegen sich hat, und dafs daher der Staat dieses Recht mit Füfsen tritt, indem er tödtet.

Der Nachweis der *Unrechtmässigkeit* der Todesstrafe müste an sich schon genügen, ihre Unstatthaftigkeit darzuthun. Doch der Vf. begegnet auch (in der II Abtheilung) dem gewohnten Einwurfe, die Todesstrafe sey politisch - nothwendig. Wäre diefs auch der Fall, so dürfte sie, wenn unrechtmässig, doch nicht angewendet werden. Allein die Sache verhält sich nicht also. Schon *Mirabeau* hat diese politische Nothwendigkeit der Todesstrafe (d. h. ihre Nothwendigkeit, weil ohne sie der Staat weder sich, noch seine Bürger schützen könne) angegriffen. Ist das Staatsgesetz nicht mächtig genug, den Verbrecher wehrlos zu machen, ohne ihn zu tödten, so ist es keines, und ist es hiezu hinreichend, so mufs es sich auch hierauf beschränken. Allein dagegen spricht die *Abfchreckungstheorie!!* Diese bekämpft nun der Vf. mit allen Waffen der Dialektik und des Scharfsinns. Ihren Ursprung erkennt er in der Furcht, welche den traurigen Rath gab, wieder Furcht einzujagen. Diese Furcht ist grundlos, und rechtfertigt nicht die Tödtung. Auch besitzt dieses Specificum die ihm beygelegte heilende Kraft nicht. Grausame Strafen bewahren nicht vor Verbrechen.

*Exstruite immanes scopulos, extollite muros,  
Cingite vos fluviiis, vastas extollite turres,  
Non dubitis muros sceleris!*

Der Vf. zeigt, dafs lebenslängliche Haft allen Zwecken der Strafe entspricht. Diesen Nachweis liefert er, indem er die innere Natur der zum Verbrechen führenden Leidenschaften untersucht, und darthut, wie wenig die Todesstrafe zur Bekämpfung dieser Leidenschaften vermöge. Dem f. g. öffentlichen Beyspiele der Hinrichtung kann er keine gute Seite abgewinnen, verkennt aber nicht in ihm die *schlechte*, dafs sich aus dem heifs sprudelnden Blute des Ver-

brechers auf dem Blutgerüste eine entsetzliche Ansteckungskraft entwickelt; — dann, dafs die Todesstrafe in Beziehung auf die Stufenfolge der Strafen mit den übrigen Strafen in gar kein Verhältnifs gebracht werden kann, und dafs sie der ganzen Strafgesetzgebung das Gepräge der Strenge aufdrückt, — endlich, dafs sie einen Irrthum nicht gut machen läßt.

Der Vf. schliesst mit den Kraftworten: „Alle Gefühle, welche Gott, die Kirche, die Sittenlehre, die Natur und die Bildung dem Menschen einflöfst, widerstreben der Todesstrafe, und nur matte, schwankende Principien, gehaltlose Schlußfolgerungen und unsichere, zweydeutige Wahrnehmungen sprechen für sie.“

Aus der ganzen Darstellung des Vfs. leuchtet ein edler Eifer für das erkannte Gute hervor, und seine Schrift erscheint allerdings als eine werthvolle Bereicherung der Literatur für die Abschaffung der Todesstrafe. Wer sich für diese wichtige Aufgabe der Strafgesetzgebung interessiert, wird *Carmigniani's* Werk um so mehr mit Befriedigung lesen, als die beygefügtten Bemerkungen des Vfs. sehr schätzbar sind, und von grosser Belesenheit zeugen. Der Stil ist ausgezeichnet schön.

*Shbr.*

ERLANGEN, b. Palm u. Enke: *Beiträge zur Diagnose der deutschen Processnoth von Heinrich Künfsberg.* 1837. 96 S. 8. (9 gr.)

*Heinrich Künfsberg* (?) schauet mit kühnem Blicke von dem Berge der deutschen Processnoth herab auf unser liebes Vaterland. Seine Worte wiegen centnerschwer, und man kann an seinen Aeusserungen nicht verkennen, dafs er dem Uebel auf den Grund gesehen hat. Er weifs, wie es mit unserem Processwesen stehet; er kennt seine Mängel, die Klagen über dasselbe und die Stimmen seiner Vertheidiger. Doch sind die Laute der Letzten nur schwach; denn sie fühlen die Wahrheit des Spruches: „*causa patrocinio jam mala, pejor erit!*“ — und lassen sich nur leise vernehmen.

Klagen ist leicht, helfen schwer, und es fragt sich daher, um den Werth des vorliegenden Schriftchens zu beurtheilen, ob der Vf. es auch verstanden habe, ein tüchtiges Heilmittel vorzuschlagen, oder ob er bey den Klagen stehen geblieben ist. — Keineswegs ist Letztes der Fall; er will das Uebel radical curiren, und zwar so schnell und einfach, wie unsere Wasserärzte hentigen Tages eine jede Krankheit. Sein Recept lautet: „*öffnet Fenster und Thüren!*“ Mit diesen Worten endet das Büchlein, und lüftet uns den Schleier darüber, welcher Schule der Vf. angehört: er ist ein Anhänger der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens. Wir haben hiegegen gar nichts zu erinnern, stimmen vielmehr dem Vf. ganz bey. Allein wir und mit uns noch Viele theilen schon längst die-

felbe; der Vf. hat uns also kein neues Recept gegen das drohende Uebel benannt, sohin keinen so wesentlichen Dienst erwiesen, wie er zu meinen scheint. Wir kennen das Recept schon lange, und nur darin besteht die Schwierigkeit, den Heilkünstler zu finden, welcher es anwenden lehrt. Aber gerade über diesen wichtigen Punkt schweigt der Verfasser. Spricht er daher gleichwohl, wie vom erhabenen Throne des Welten-Richters herab, so hat er also doch nur *verba inania* verschwendet, indem er uns um keinen Schritt weiter führte, als wir längst bereits vorwärts waren.

Uebrigens liest man das Schriftchen gern we-

gen seiner lebendigen Sprache, welche aber bisweilen zu scharf ist, und die Grenzen treuer Wirklichkeit überschreitet, vorzüglich in dem Kapitel über die Verhältnisse der Advocaten zu den Richtern. Hier sind die Farben mit solcher Stärke aufgetragen, daß man meinen sollte, die Richter zögen den Advocaten — *sit venia verbo* — die Haut vom Leibe. Aber so schlimm ist es doch wahrlich nicht; denn gewiß würde man sich sonst nicht so eifrig zum Advocatenstande drängen, und bisweilen sogar definitiv angestellte Staatsdiener demselben zuweilen sehen.

1394.

## K L E I N E S C H R I F T E N.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Gießen, bey Heyer, Vater: *Deutschland und die Repräsentativ-Verfassung.* 1838. 61 S. 8. (3 gr.)

Mit Geist, obwohl nicht im sogenannten Geiste der Zeit, geschrieben, bietet diese kurze Abhandlung wichtige Belehrungen dar. Der ungenannte Vf. zeigt darin mit Scharfsinn und Sachkenntniß die, nur zu oft und wohl nicht ohne Absicht in's Dunkel gestellte, Grenze zwischen der landständischen und der repräsentativen Verfassung, mit Folgerungen für die Auslegung unseres vaterländischen öffentlichen Rechts, und einer Hinweisung auf die preussischen staatsrechtlichen Einrichtungen. Aus der ganzen, durch eine ruhige Entwicklung und eine klare Darstellung ausgezeichneten Schrift leuchtet die Absicht hervor, zu beweisen, daß Preussen diejenige Macht sey, deren Einwirkung Deutschland seine Einheit verdankt, und zwar nicht bloß als eine durch ein lockeres Bündniß vereinigte, Anzahl völlig unabhängiger Staaten, sondern zugleich durch staatsrechtliche Einrichtungen und namentlich die, die Souveränität beschränkenden, Verfassungsgrundsätze zu einem Ganzen vereinigt worden zu seyn. Nur Mangel an Uebereinstimmung habe die Aufstellung der vorgeschlagenen Principien über den Umfang der, den vorgeschriebenen Landständen zuzugehörenden, Rechte hintertrieben, und so veranlaßt, daß der Begriff einer „landständischen Verfassung“ durch Nachahmung des Auslandes vielfältig getrübt worden, und die Verfassung vieler Bundesstaaten, durch Einmischung von, aus dem Repräsentativsystem entnommenen Grundsätzen, einander widersprechende Bestimmungen aufgenommen habe. Der hiemit gestreute Saame der Zwietracht, diese Abweichung von nationalen Herkommen und Ansichten, die Ungleichheit der einzelnen Verfassungen in ihren Hauptgrundzügen, wird dann als ein selbstverschuldetes Unglück dargestellt, und darauf gezeigt, daß der einzig wesentliche Unterschied zwischen landständischen und repräsentativen Verfassungen darin bestehe, daß in jenen die Staatsgewalt allein dem Fürsten zustehe, während sie in diesen das Volk mit dem Fürsten theile, und durch gewählte Deputirte als Repräsentanten des Volkswillens ausübe; sowie, daß jene, die landständischen Verfassungen, diejenigen wären, welche von den Bundesgesetzten (Bundes-Acte, Art. 13 und Schlußacte Art. 57) verstanden worden; wie sie denn allein der vaterländischen Geschichte und den Ansichten des deutschen Volkes entsprechen hätten. „Die Folgen dieser Ertheilung von Repräsentativ-Verfassungen, sagt der Vf., von welchen angenommen wurde, es seyen

ständische, lassen sich nun nach Verlauf von 20 Jahren übersehen. Mit Bestimmtheit läßt sich behaupten, daß nicht der unruhige Sinn des deutschen Volks, auch der gebildeten Classen, sondern die Unklarheit, mit welcher von Repräsentativ-Verfassungen die Aeußerungen und Eigenschaften ständischer Verfassungen erwartet wurden, die Ursache der Zerwürfnisse geworden ist, welche alle Wohlgefinnten betrübt haben. Denn sobald die Repräsentativ-Verfassungen in der Eigenschaft ständischer Verfassungen ertheilt waren, mußten nach zwey Seiten hin alle Erwartungen unbefriedigt bleiben. Die Regenten und ihre Minister waren sehr überrascht, als die Repräsentanten sich geneigt zeigten, die Folgerungen zu ziehen, welche nothwendig aus dem Repräsentativsysteme herfließen; als die Rede davon war, die Verwilligung der Abgaben zu verschieben u. s. w. — Nachdem aber die Verfassungen ertheilt, und von dem Bunde garantirt waren, lag die Schwierigkeit darin, daß die durch den Bund (im Art. 57 der W. Schluß-Acte) ausgesprochene Grundbedingung sich in keiner Weise mit den Verfassungen vereinigen ließe.“ Als Gegenstück dieser Verirrungen entwickelt der Vf. zum Schluß das von Preussen befolgte System, wodurch dieser Staat den, von ihm früher für alle Bundesstaaten bezeichneten, Weg verfolgte, und dem vorgestreckten Ziele, durch zeitgemäße Erneuerung der früheren ständischen Verfassungen, sich genähert hat.

Eine wirksame Vertretung der Interessen des Volkes und die darin liegenden Garantien gegen Willkür können aus der landständischen Verfassung hervorgehen, sobald diese den neueren Bedürfnissen und Ansichten angepaßt sind, und zeitgemäß fortgebildet werden. Sie allein sichern gegen inneren Zwiespalt, welcher von dem Repräsentativsysteme, zumal wo solches nicht geschichtlich, sondern revolutionär besteht, unzertrennlich ist. Die neue preussische Ständeversammlung stellt ein Muster davon für Deutschland auf. Dieses ist das Thema, welches unser Vf. ausführte. Seine Nutzenwendung überläßt er dem Leser. Diese aber muß einleuchten, wenn erwogen wird, daß der dem deutschen Volke gebührende Standpunkt nur erreicht und gesichert werden kann, wenn die Nationalität durch Uebereinstimmung in den Grundsätzen der einzelnen Verfassungen befestigt wird. Und wäre es nicht wünschenswerth, einer Wahlverwandtschaft vorzubeugen, welche einzelne Bundesstaaten dem stets gierigen Nachbar in die Arme zu führen drohet, wenn ein Krieg mit diesem ausbrechen sollte?

Druck und Papier sind gut.

7. — w.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

F E B R U A R 1 8 3 9 .

## M E D I C I N .

MAINZ, b. Zabern: *Hermann Franz Naegele, die geburtshülftliche Aufcultation.* 1838. XII und 140 S. 8. (21 gr.)

Das Streben nach größerer Sicherheit im ärztlichen Handeln, namentlich durch Aufsuchung von objectiven Kennzeichen der verschiedenen Zustände, hat die Aufcultation zunächst in Beziehung auf die Untersuchung der Brustorgane an das Tageslicht gerufen; dasselbe lobenswerthe Streben hat die Anwendung dieser wichtigen Entdeckung auf die Zustände der Schwangerschaft und Geburt geleitet; und es dürfte gegenwärtig die Frage schwer zu beantworten seyn, ob die Diagnose der Brustkrankheiten, oder ob das Studium der Geburtshülfe mehr Gewinn aus *Laennec's* Entdeckung gezogen habe. So viel bleibt gewiss, das, je mehr Sinne in Anwendung kommen können, um einen Zustand des Organismus zu erforschen, eine um so genauere, um so zuverlässigere Kenntniß desselben zu erwarten ist; und es dürfte daher, wie an jede Klinik der Brustkrankheiten, so auch an jede wohleingerichtete geburtshülftliche Lehranstalt die Forderung gestellt werden, das die Zöglinge derselben auch in der Untersuchung mittelst des Hörrohrs — ohne Zweifel, wie auch unser Vf. meint, eine bessere Bezeichnung für das meist noch Stethoskop genannte Instrument — oder, wenn man lieber will, doch mittelst des Gehörs geübt werden. Rec. hat sich in der von ihm geleiteten Entbindungsanstalt überzeugt, das es mit dem Erlernen der Aufcultation bey Schwangeren und Kreisenden, wie der Vf. in seiner Einleitung sehr richtig bemerkt, sich ganz ähnlich wie mit der manualen Exploration verhalte. Nur fortgesetzte Uebung führt dort, wie hier, zu hinreichender Fertigkeit und Sicherheit; und man kann, abgesehen von den etwa hinderlichen Gehörfehlern, mit Sicherheit bey denjenigen, welche die Aufcultation in Bezug auf die Geburtshülfe gering schätzen, voraussetzen, das sie sich nicht die gehörige Mühe in der Erlernung genommen haben, oder das es ihnen an hinreichender Gelegenheit dazu gefehlt hat. Denn ein tüchtiger Explorator mit dem Hörrohre kann die Untersuchungsweise nicht verachten, welche ihm ein sicheres Kennzeichen für das Vorhandenseyn der Schwangerschaft und für das Leben der Frucht im Mutterleibe darbietet!

In Frankreich, wo die geburtshülftliche Aufcultation zuerst durch *Lejumeau de Kergaradec* angeregt  
J. A. L. Z. 1839. *Erster Band.*

wurde, hat dieselbe namentlich durch *Paul Dubois's* Bemühungen bereits festes Feld gewonnen, ebenso in England. Wir Deutsche besitzen außer einer Reihe kleinerer Abhandlungen über unseren Gegenstand in dem 1 Bande von *Hohl's* trefflichem Werke über geburtshülftliche Exploration eine ausgezeichnete und sehr umfassende Arbeit, die Untersuchung mittelst des Gehörs betreffend. Die vor uns liegende kürzere Schrift hat aber das Verdienst theils einer auf eine bedeutende Reihe von Beobachtungen gegründeten Kritik von *Hohl's* Werk, theils einer bündigen, mehr dogmatischen, daher für das Studium vorzugsweise geeigneten, Darstellung, und wird deshalb einem jeden eifrigen Geburtshelfer willkommen seyn.

Nach einer kurzen Einleitung, „einige allgemeine Bedingungen für die Anwendung der Aufcultation“ berührend, worin die Schwierigkeiten der Erlernung, der Vorzug der mittelbaren Aufcultation, das Hörrohr, der Einfluß äußerer Geräusche auf den Beobachter, und die zweckmäßigste Lage der zu Untersuchenden, die Bekleidung derselben, sowie die Stellung des Beobachters auf eine genügende Weise erörtert werden, betrachtet der Vf. im 1 Abschnitte die Ergebnisse der Aufcultation bey Schwangeren und Kreisenden; und spricht zuerst von den der Mutter angehörigen Geräuschen, und zwar *A.* vom *Gebärmuttergeräusch*. Diese Bezeichnung wählt der Vf. statt der gebräuchlicheren: *Placentargeräusch*, weil er die Quelle desselben keinesweges wie *Dubois, Hohl* u. A. in den stoßweisen Eintritt des Blutes in die weiten Blutzellen der inneren Oberfläche des Uterus (Sinus) an der Placentarinsertion setzt, sondern annimmt, das „die Schlingelung der Schlagadern und vielleicht auch die Erweiterung derselben mit gleichzeitiger Verdünnung der Wände, unter den im Bau der Gefäße liegenden Bedingungen“ der hinreichende Grund jenes Geräusches sey. Der Vf. führt als Grund für seine Hypothese an, das das pulsirende Rauschen gewöhnlich in den Inguinalgegenden, ja sogar längs des Verlaufs der Gefäße im *Ligamentum latum* (!) gehört werde; eine Angabe, der Rec. entschieden entgegneten muß, indem bey seinen Beobachtungen nur in seltenen Fällen die Inguinalgegend der Sitz der geräuschvollen Pulsion war, im Gegentheile dieselbe in der Mehrzahl der Fälle mehr an der Seite des Mutterkörpers, am häufigsten linkshin wahrgenommen wurde. Auch der andere Grund des Vfs., das man das Geräusch oft in weit größerer Ausdehnung höre, als die Außenseite der Placenta betrage, scheint dadurch entkräftet zu werden, das

man einerseits das Placentargeräusch gar nicht als vom Mutterkuchen ausgehend betrachtet, sondern nur von der eigenthümlichen, mit einem *Varix aneurysmaticus*, oder, wie der Vf. will, mit einem *Aneurysma varicosum* zu vergleichenden, Structur der Uteringefäße; und daß andererseits namentlich das in Folge von Aufregungen lautere Placentargeräusch, da es an der inneren Fläche einer hohlen Kugel erzeugt wird, an der Außenfläche weiter verbreitet gehört werden müsse, als der Umfang der Placenta erwarten ließe. Endlich dürfte es gar nicht erwiesen seyn, daß durch eine Schlingelung der Schlagadern ein dem besprochenen ähnliches Geräusch zu Stande komme, während umgekehrt die Vergleichung des Placentargeräusches mit dem bey einem *Varix aneurysmaticus* zu hörenden eine äußerst treffende ist, wovon auch Rec. sich zu überzeugen Gelegenheit hatte. Als Urheber dieser passenden Vergleichung ist übrigens wohl der verstorbene Dr. *Schottin* in Köstritz anzusehen, der einen höchst merkwürdigen Fall von aneurysmatischer Venengechwulst beobachtet und beschrieben hat. (Altenb. 1822.) S. Medicin. Conversationsblatt. 1830. No. 30. — Das Vorhandenseyn von dem *Aneurysma varicosum* ähnlichen Bildungen, der f. g. Sinus, an der Insertionsstelle der Placenta, dürfte aber gegenwärtig nach *E. H. Weber's* trefflichen Untersuchungen (s. dessen Ausgabe von *Hildebrandt's* Anatomie IV. S. 495 ff.) kaum mehr, wie der Vf. S. 20 will, bezweifelt werden; zumal wenn man die Entstehung dieser Blutzellen bedenkt. Dieselben bilden sich nämlich unserer Meinung nach, indem, ganz wie an anderen Stellen des Körpers, nach vorangegangenen Exsudationen, z. B. bey Croup, bey plastischen Ergüssen in die serösen Säcke u. s. w., zuerst zwischen der ausgeschwitzten Gallerte, hier der *Membrana decidua* und der inneren Oberfläche der Gebärmutter, Blutinseln entstehen, mit welchen erst später das strotzende Capillarnetz des *Uterus per diabrosin* communicirt. Bey dem fortdauernden eigenthümlichen Reize, den das Ey auf die *Membrana decidua* und durch dieselbe hindurch auf das Gefäßnetz des Uterus ausübt, erhalten dann freylich jene ursprünglichen Blutinseln eine auffallende Entwicklung. Die bekannte Dünnhheit und Zerreißlichkeit der Wände jener Sinus, das ungewöhnlich schiefe Eindringen der Venen in dieselben u. s. w., dürfte in unserer Meinung eine angemessenere Erklärung finden, als in der Annahme, daß die Gefäße, namentlich die Venen, sich so weit entwickelten, daß ihnen nur die innere Gefäßhaut übrig bleibe. — Hinsichtlich des Ortes, wo man das Placentargeräusch am Leibe der Schwangeren hört, haben wir schon oben bemerkt, daß unsere Untersuchungen ein vom Vf. abweichendes Resultat geben, und daß dieselben für die bey Weitem größere Mehrzahl der Fälle jenes Geräusch an der einen oder anderen Seite des Gebärmutterkörpers nächst dem *Fundus uteri* als besonders deutlich erkennen ließen. Allerdings verbreitete es sich von da bald mehr nach vorn, bald mehr nach unten, und in gewissen Fällen hörte man es am lautesten in der Gegend des unteren Gebärmutter-Abschnittes.

In den letzten Fällen lag aber die Placenta entweder, wie sich aus dem Risse der Eyhäute nach der Geburt ergab, in der Nähe des Muttermundes, oder auf dem Muttermunde selbst (*placenta praevia*). Interessant scheint die Beobachtung des Rec., daß gewisse Gemüthsbewegungen, wie Angst, Scham u. s. w., das Placentargeräusch bey bestimmten Constitutionen für viele Minuten dem Gehöre gänzlich entzogen, während bey anderen Individuen dasselbe dann ungewöhnlich laut und weit verbreitet hörbar ward. Ueberhaupt glaubt Rec., daß die Lehre von der Blutcirculation, und namentlich von den Congestionen, noch manches Licht aus der sorgfamen Beobachtung des Placentargeräusches erhalten dürfte, abgesehen von den wesentlichen Vortheilen, welche dem Studium der Physiologie und Pathologie der Schwangerschaft dadurch erwächst. — Für den Zeitpunkt, von welchem das Placentargeräusch gehört werde, sind des Vfs. Untersuchungen höchst wichtig, indem er unter 35 geeigneten Fällen dasselbe 20 Mal schon in der 15 Schwangerschaftswoche, und 3 Mal sogar in der 14 Woche entdeckte; in anderen Fällen wurde es jedoch erst im 5 Monate hörbar, welcher Unterschied leicht aus dem verschiedenen Sitze der Placenta erklärlich wird, indem man das Placentargeräusch um so früher hören wird, je näher der Mutterkuchen am Muttergrunde adhärirt. — Das, was der Vf. über die Veränderungen des Placentargeräusches während der Geburt (§. XII) mittheilt, hat Rec. minder befriedigt, um so weniger, da wir hier eine recht ausführliche und gründliche Kritik des von *Hohl* a. a. O. S. 104 ff. Aufgestellten erwarten durften. Daß das Placentargeräusch während der Wehe in vielen Fällen wesentliche Veränderungen erleidet, das unterliegt keinem Zweifel; ob dieselben aber in so bestimmter steter Folge eintreten, wie der treffliche *Hohl* will, darüber behalten wir uns vor, in einer besondern Mittheilung weiter zu sprechen.

Von den unter *B.* erwähnten am Leibe Schwangerer zuweilen hörbaren, aber nicht durch die Schwangerschaft bedingten Geräuschen, wie vom Herzschlage der Mutter, vom Klopfen der Aorta und Iliaca, dem Kollern der Gase im Darmcanale u. s. w., wird der geübte Explorator nicht leicht gestört werden.

Unter den „der Frucht angehörnden Geräuschen“ nennt der Vf. zuerst den Herzschlag des Fötus, *Hohl's* discrotirende Pulsation, und führt hier das bisher Bekannte in einer recht guten Zusammenstellung an, indem er namentlich auf Gleichheit des Herzschlages bey dem Neugeborenen mit dem des Fötus, auch hinsichtlich der großen Veränderlichkeit, hinweist. In wie fern der Vf. Recht habe, mit *Dubois* gegen *Hohl* zu behaupten, daß der Herzschlag in den späteren Schwangerschaftsmonaten nicht langsamer werde, das müssen ausgedehntere Beobachtungen erst darthun, da sich doch nur selten Gelegenheit bietet, Schwangere in den früheren und späteren Monaten mit gleicher Sorgfalt zu untersuchen. Interessant sind die Beobachtungen des Vfs. über die Unabhängigkeit der Herzschläge im Fötus von den Störungen des Kreislaufes der Mutter, namentlich die

Beobachtung während öfter wiederkehrender Ohnmachten (S. 41); jedoch dürften dieselben noch nicht hinreichen, *Hohl's* abweichende, aus Beobachtungen an anderweit kranken Schwangeren entlehnte Angaben a. a. O. S. 85 ff. gänzlich umzustossen. — Die Stelle am mütterlichen Körper, wo der Herzschlag der Frucht hörbar ist, variirt je nach den Kindeslagen; man hört denselben stets an der Seite, an welcher der Rücken des Kindes anliegt; nur bey Gesichtslagen findet sich eine Ausnahme von dieser Regel. Auch *Rec.* muß diese Angaben bestätigen, und stimmt des Vfs. Erklärung der an sich auffallenden Erscheinung bey, daß man den Herzschlag am Rücken des Fötus besonders deutlich höre, während dies bey dem luftathmenden Menschen in der Regel nicht gelingt. — Hinsichtlich des Zeitpunctes, in welchen der Herzschlag der Frucht hörbar wird, behauptet der Vf., daß er vor der 20ten Schwangerschaftswoche unter 50 Fällen nur 30 Mal denselben gehört habe; im 6ten Monat aber fast immer. — Die Veränderungen in Rückficht des Fötalherzschlages unter der gesundheitsgemäßen Geburt bestehen nach unserm Vf., außer den nothwendigen Ortsveränderungen, dem Deutlicherwerden mit Abflusse des Fruchtwassers, dem nicht mehr Hörbarfeyn desselben am Unterleibe nach Austreibung des Kopfes u. s. w., in einem von *Rec.* jedoch nie beobachteten Schwächer- oder Unhörbarwerden während der Wehe, welche Erscheinung der Vf. aus dem Geräusche erklärt, das durch die Contraction der Bauchmuskeln und der Gebärmutter selbst entstehen soll. *Rec.* kann nicht zugeben, daß die Muskelcontraction an sich, wie der Vf. sagt, ein eigenthümliches Geräusch erzeuge, und ist der Meinung, daß dies Geräusch, welches man allerdings, wie der Vf. angiebt, hört, wenn man das Hörrohr auf den Masteter eines Kauenden aufsetzt, von der Friction des Instruments durch die bewegten Theile u. s. w. veranlaßt werde; in Bezug auf die Gebärmutter kann hievon aber nicht die Rede seyn, und *Rec.* ist es daher auch stets gelungen, den Fötalherzschlag, wenn derselbe überhaupt hörbar, und die Kreisende nicht zu unruhig war, auch während der Wehen unverändert zu hören. Das von *Hohl* angegebene „schnell auftretende, rasch vorübergehende Fauchen“ von Fluctuation des Fruchtwassers zu Anfang der Wehe konnte *Rec.* aber so wenig, als der Vf. bisher wahrnehmen.

Ganz neu ist die Angabe des Vfs. von „leise pochenden, fast typischen und eine Zeit lang unangesezt sich wiederholenden Schlägen“, welche von Bewegungen der Gliedmaßen der Frucht in den früheren Schwangerschaftsmonaten herrühren, und sogar vor dem Herzschlage und dem Placentargeräusche, das Vorhandenseyn der Schwangerschaft charakterisiren sollen. *Rec.*, dem bisher zureichende Gelegenheit fehlte, Schwangere in so früher Zeit wiederholt zu untersuchen, becheidet sich daher für jetzt alles Urtheils über diese Angabe.

Das, was der Vf. unter C. über das von der Nabelschnur ausgehende Geräusch sagt, muß *Rec.* nach seinen Beobachtungen für vollkommen wahr er-

klären. Auch ihm ist es öfter gelungen, Umschlingungen der Nabelschnur mittelst des Hörrohrs zu diagnosticiren; er hält sich aber nach einer Beobachtung, in welcher die Nabelschnur, wie die Geburt auswies, zwischen dem Rücken des Kindes und der vorderen Gebärmutterwand zu der links neben dem Muttergrunde angehefteten Placenta hinlief, und nur dann die einfache mit dem Fötalherzschlag isochronisch rauschende Pulsation hören ließ, wenn der Rücken des Fötus gegen die Uteruswand angedrückt ward, so daß dieselbe bald gehört, bald nicht gehört werden konnte, überzeugt, daß das eigenthümliche Rauschen vom Durchgange des Blutes durch die comprimirt *Arteriae umbilicales* herrührt.

In dem 2ten Abschnitte der vorliegenden Schrift wird zuerst der Werth der Auscultation für die *Erkenntniß der Schwangerschaft* besprochen, und, wie wohl von allen Sachverständigen, recht hoch ange schlagen. Liefert dieselbe uns doch die ersten sicheren Kennzeichen vorhandener Schwangerschaft! Denn die Wahrnehmung des vorliegenden Kindes theiles selbst, wenn auch durch das sogenannte Ballotement begünstigt, führt ebenso, wie das Gefühl der Kindesbewegung, erst in den späteren Schwangerschaftsmonaten zur Gewißheit. — Von besonderer Wichtigkeit sind die Angaben des Vfs. über die Diagnose der *Zwillingschwangerschaft* mittelst des Gehörs, da sich ihm 10 Mal Gelegenheit bot, in dergleichen Fällen mit dem Hörrohre zu untersuchen. Er verwirft zufolge seiner Beobachtungen das von *Hohl* aufgestellte, aus der ungewöhnlich weiten Verbreitung des Placentargeräusches entlehnte Kennzeichen, indem dasselbe, wie auch *Rec.* bezeugen muß, auch in Fällen von einfacher Schwangerschaft bisweilen ungewöhnlich ausgebreitet und laut gehört wird. Nur die deutliche Perception zweyer, an verschiedenen Stellen des Leibes (und zwar auf der einen Seite in der Unter-, auf der anderen Seite in der Oberbauchgegend) hörbaren Fötalherzschläge hält unser Vf. für ein sicheres Kennzeichen der *Zwillingschwangerschaft*. Die beiden Herzschläge sind bald fast isochronisch, wie schon *Dubois* angab, bald von einander abweichend.

2. In Hinsicht auf Erkenntniß der Kindeslage mittelst des Hörrohrs erklärt der Vf. — und damit sind wohl alle geübten Exploratoren einverstanden — daß man allerdings durch das Gehör zu erkennen vermöge, ob das Kind eine Längen- oder eine Querlage eingenommen habe, keinesweges aber, ob der Steiß oder der Kopf vorliege; sey aber durch den Finger hierüber entschieden, so biete das Hörrohr wichtige Kennzeichen für die Art der Längenlage dar. Man höre in der linken Bauchseite den Herzschlag besonders deutlich in Fällen der ersten Schädellage, in der rechten Seite bey der s. g. dritten und zweyten. Merkwürdig sind die freylich sehr seltenen Ausnahmen von dieser Regel, wovon der Vf. ein Beyspiel anführt, und *Rec.* ein anderes hinzufügen könnte, in welchem der Herzschlag an der weißen Linie und nach links gehört wird, obgleich man die kleine Fontanelle vor der rechten Hüftkreuzbeinfuge oder neben

dem rechten eyrunden Loche fühlt; die Austreibung des Kopfes erfolgt dann dem Mechanismus der zweyten Schädellage gemäß, aber die Schultern schneiden in der Art, wie bey der ersten Schädellage (rechte Schulter nach vorn und rechts), durch. — Für den Werth der Auscultation in Betreff der Erkenntniß des Sitzes der Placenta sprechen ausser vielen anderen auch die 10 Fälle des Vfs., in welchen er bey zu fester Adhäsion den Mutterkuchen der Stelle entsprechend lösen mußte, welche das Placentargeräusch früher angezeigt hatte. Auch Rec. könnte mehrere beweisende Beobachtungen dafür mittheilen, wenn es deren noch bedürfte. Unbegreiflich ist es, daß man bisher fast allgemein (s. auch das neueste Lehrbuch der Geburtslehre von *H. F. Kilian* I Theil. Frankf. a. M. 1839. S. 117) den Sitz der Placenta für die Mehrzahl der Fälle in der rechten Seite der Gebärmutter annahm, da doch die Auscultation dem so bestimmt widerspricht, wie nicht allein die Beobachtungen unseres Vfs., sondern auch die des Rec. auf das entschiedenste darthun. Jenem zufolge ist der Sitz des Mutterkuchens unter 600 Fällen nur 141 Mal in der rechten Seite gefunden worden. — Auch darin muß Rec. ferner dem Vf. beystimmen, daß man kein bestimmtes Lagenverhältniß zwischen Sitz der Placenta und Kindeslage nachweisen kann, wie *Hohl* meint. Der Vf., und mit ihm Rec., beobachtete gar nicht selten den Herzschlag der Frucht in derselben Seite, wo die Placenta ihren Sitz hatte, und zwar ohne alle nachtheiligen Folgen für die Geburt.

3 Abschn. Wenn nicht glänzender, so doch gewiß nicht minder glänzend sind die Leistungen der Auscultation hinsichtlich der Diagnose des *Lebens der Frucht* im Mutterleibe. Alle übrigen dafür angeführten Zeichen sind trüglich, nur der deutlich wahrgenommene Herzschlag der Frucht läßt volle Gewißheit zu; ja der Vf. erklärt im Einverständnisse mit *Hohl*, daß man mit Bestimmtheit den Tod der Frucht annehmen könne, wenn ein geübtes Ohr trotz sorgfältiger Untersuchung den Herzschlag der Frucht nicht finden konnte. — Wir übergehen die ferneren sehr lehrwerthen Bemerkungen und Beobachtungen unseres Vfs. in dieser Beziehung, und erlauben uns nur hinsichtlich der S. 97 angedeuteten Annahme, daß bey beträchtlicher Fäulniß der Frucht ein vor längerer Zeit erfolgter Tod Statt gefunden habe, eine eigene Beobachtung anzuführen, in welcher nicht volle 8 Stunden vor erfolgter Entbindung der Herzschlag der Frucht noch von mehreren geübten Auscultanten gehört worden war, und dennoch unverkennbare Zeichen von Fäulniß an dem geborenen Kinde bemerkt wurden. Rec. ist der Meinung, daß der Grad der Fäulniß keinesweges von der Zeit des Abgestorbenseyns, sondern davon abhängt, ob und wie lange Luft zu der todtten Frucht durch die äußeren Geburtstheile eindringen konnte, was begreiflicher Weise bey häufigem Untersuchen oder bey Operationen leichter der Fall ist, als ausserdem. — Sehr unvollständig und doch so wichtig ist unsere Kenntniß über die Veränderungen, welche der Herzschlag des Kindes unter der

Geburt dann erleidet, wenn seinem Leben Gefahr droht; auch die Mittheilungen des Vfs. über diesen Punkt genügen Rec. noch keinesweges. In einzelnen Fällen wird der Herzschlag des Fötus dabey frequenter, wie Rec. beobachtete, und auch schon *Hohl* a. a. O. S. 265 andeutet, in anderen wird dessen Rhythmus verlangsamt; es bleibt nun die Frage, welche verschiedene Zustände des Fötus bedingen diese Verschiedenheit der Erscheinung? Nur anhaltend fortgesetzte sorgfältige Untersuchungen und Vergleichen ihrer Resultate mit dem Ergebnisse genauer Zergliederungen der Todtgeborenen in genügender Anzahl werden hier die gewünschten Resultate liefern. — Sehr interessant sind die drey mitgetheilten Beobachtungen von Vorfalle der Nabelschnur, nicht allein wegen des Resultates für die Auscultation, sondern auch wegen der neuen Bestätigung der Ansicht *Levet's*, daß der Sitz des Mutterkuchens in der Nähe des Muttermundes mit peripherischer Einlenkung der Nabelschnur eine gar nicht seltene Ursache des so fatalen *Prolapsus funiculi umbilicalis* abgiebt. — In Bezug auf das Absterben der Früchte bey zu frühem Wasserabflusse spricht der Vf. zwar von einer Reihe von Beobachtungen, die ihm vorliege, theilt aber leider nur einen einzigen Fall, und diesen wegen mangelnder Section des Kindes überdies unvollständig mit, ohne irgend ein Gesamtergebnis der auscultativen Untersuchungen über diesen Punkt zu geben.

Endlich folgt noch ein Abschnitt über den Werth der Auscultation in operativer Hinsicht, in welchem der Vf. zunächst die hohe Bedeutung dieser Untersuchungsweise in allen den Fällen heraushebt, wo ein Schwanken des Geburtshelfers zwischen verschiedenen, dem Leben der Mutter allein günstigen, oder auch das Leben des Kindes voraussetzenden Operationen eintritt. Sodann verbreitet er sich ausführlich, mit Beyfügung wichtiger Geburtsgeschichten, über die Frage, ob die Auscultation im Stande sey, während einer fehlerhaften, z. B. einer sich verzögernden Geburt u. s. w., dem Arzte die so wünschenswerthe Aufklärung darüber zu geben, ob es an der Zeit sey, die Geburt künstlich zu beschleunigen, oder ob dieselbe der Thätigkeit der Natur noch länger ohne Schaden für das Kind überlassen werden könne. Hier weist der Vf., wie Rec. glaubt, mit siegenden, auf Erfahrung gestützten Gründen alle kleinlichen, meist nur der Theorie oder einer unvollständigen Beobachtung entlehnten Einwurfe trefsend zurück.

Sollen wir schliesslich noch ein Gesamturtheil über die vorliegende Schrift abgeben, so müssen wir zugeben, daß der Gegenstand derselben, die geburtshülflische Auscultation, nicht vollkommen erschöpft, ja, daß *Hohl's* treffliche Arbeit in dieser Hinsicht keineswegs übertroffen sey; dagegen bleibt ihr ohne Zweifel das Lob einer bequemen, übersichtlichen Darstellung, wodurch sie sich ganz vorzugsweise für das Studium des Gegenstandes empfehlen dürfte. Daß es dabey an manchem Neuen, und namentlich an sehr lehrwerthen Beobachtungen nicht fehle, ist bey Betrachtung des Einzelnen schon bemerkt worden.

E. M.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

F E B R U A R 1 8 3 9 .

## P H I L O S O P H I E .

LEIPZIG, b. Gebr. Reichenbach: *Fundamental-Philosophie* von Dr. Friedr. Carl Biedermann, Privat-Dozenten der Philosophie an der Universität zu Leipzig. 1838. XVI u. 411 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Ob die *Fundamental-Philosophie*, welche zuerst Reinhold, der Vater, unter dem Namen einer *Theorie des Vorstellungsvermögens*, und später, nachdem er sich selbst von der Unhaltbarkeit seines Versuchs überzeugt hatte, Krug und Gerlach für die feste Grundlage der gesamten Philosophie hielten, als eine eigenthümliche Wissenschaft sich zu behaupten vermöge, und ihre Aufgabe wirklich gelöst habe: dies zu untersuchen, kann hier der Ort nicht seyn. Rec. will deshalb auch mit dem Vf. dieser neuen Fundamental-Philosophie über das ganze Unternehmen hier nicht rechten, sondern, indem er ihn auf seinem zum Theil neuen Wege begleitet, in der Kürze berichten, was er da gefunden hat.

Wir glauben dem Wunsche des Vfs. zu entsprechen, wenn wir sein Werk mit der Nachsicht beurtheilen, welche es als Erstlingsversuch, als die *επιδειξις* eines jugendlichfrischen Geistes in Anspruch nimmt, und die volle Regsamkeit, das rückhaltlose Streben, und den redlichen, selbst wohl kecken Muth eines noch ungeschwächten philosophischen Gewissens, gern anerkennen, das Verfehlt und Ungenügende dagegen nur für die Verirrungen einer noch nicht allseitig sich beherrschenden Kraftäufserung, nicht für die Verknöcherung eines von vorn herein nur auf abgesteckten Pfaden einerschreitenden Bemühens halten (Vorr. S. III. IV). Das Jugendliche des ganzen Werkes verräth sich in dem noch nicht zur Klarheit durchgearbeiteten Grundgedanken derselben, in den ungenauen Begriffsbestimmungen, vorzüglich aber in der wortreichen, mit rednerischer Hastigkeit fortschreitenden Darstellung, welche er selbst nicht unpassend einem reisenden Strome vergleicht. Das Mißverhältniß der einzelnen Theile, wonach das Spätere eine neue Stufe der Betrachtung darbietet, auf welcher das Frühere als ein Un erfreuliches, Unzureichendes erscheint (S. IV), ist ihm nicht entgangen; er glaubt aber, der Grund davon liege bloß in der Länge der auf die Abfassung des Werkes verwendeten Zeit, nicht in dem Wesen des ganzen Verfahrens. Sehr lange Zeit kann aber doch der Vf., da er seine Jugend selbst einge-

J. A. L. Z. 1839. *Erster Band.*

steht, auf die Ausarbeitung nicht verwendet haben; und, wenn schon jetzt der Anfang mit dem Resultate nicht zusammenstimmt: was würde erst aus dem ganzen Werke geworden seyn, wenn er dasselbe so lange, als die Horazische Regel vorschreibt, hätte liegen lassen? zumal da, wie der Dichter hinzufügt: *nescit vox missa reverti*. Von der Richtigkeit seines Verfahrens ist er so sehr überzeugt, daß er sich nicht für verpflichtet hält, der aus gewissen Präntionen der sogenannten Männer von Fach entsprungenen Forderung einer wissenschaftlichen Form und Systematik sich zu fügen (S. V), wohl aber seinerseits von dem Leser verlangt, er solle alle Ansprüche und Vorurtheile, die er von der gewöhnlichen Betrachtungsweise mitbringt, vergessen, und erst vom Vf. lernen, wie man mit Beharrlichkeit und Consequenz vorwärts schreiten müsse; thue er dieses, so werde er sich unwillkürlich in die neue Anschauungsweise hinübergezogen fühlen, und alle seine starren Denkformen von dem lebendigen Strome dieser freyen Bewegung des Geistes fortgerissen finden (S. XIII, XIV). Beide Forderungen müssen wir zurückweisen. In der Wissenschaft ist der Gehalt durch die Form bedingt. Was der Form der Wissenschaft entbehrt, kann auch auf diese selbst keinen Anspruch machen; es ist höchstens ein brauchbares Material, welches erst durch die gesetzmäßige Form zum wahren Moment der Wissenschaft erhoben werden kann. Dies ist weder Präntion, noch Grille, sondern liegt in dem Wesen der Wissenschaft selbst. Vielmehr erscheint der Vf. selbst nicht frey von Präntion, wenn er den Lesern, und also doch wohl auch den Männern von Fach, zumuthet, sie sollen ihren bisherigen Standpunct vergessen, erst von ihm die Consequenz im Denken lernen, und sich von dem Strome seiner Beredsamkeit überfluthen und fortreißen lassen. Da er die Richtigkeit des bisherigen Verfahrens in der Philosophie leugnet, und es ist schon ein großer Fehler, daß er die verschiedenen Methoden mehrerer Systeme in eine einzige zusammenwirft, so hat er vor Allem den Beweis davon zu führen. Und damit der Leser beurtheilen kann, ob dem Vf. dieser Beweis wirklich gelungen sey, darf er sich eben von dem Strome seiner Rede nicht fortreißen lassen, sondern er muß sich die Freyheit seines Geistes erhalten.

Die neue Anschauungsweise nun, von welcher, nach der Versicherung des Vfs., das ganze Gedeihen der Philosophie, und also auch seiner eigenen Fundamental-Philosophie abhängt, charakterisirt er so: „Alle philosophischen Bestrebungen wurzeln in einem

ziellofen Bedürfnisse des Geistes, einem Drange nach Erklärung und Bewältigung des vorliegenden Stoffes. Die wahre Methode wird nur dadurch gefunden, daß man rückhaltslos, ohne Rücksicht auf Zweck und Erfolg dem freynatürlichen Streben des Geistes, sich anvertraue, und erwarte, dasselbe werde sich selbst Richtung und Gesetz geben (S. V, VI). Diesem Streben stemmt sich eine andere Richtung unseres Wesens entgegen: die Sehnsucht nach Ruhe, festen Besitz und behaglichen Genuß. Die bisherige Philosophie faßte dieses Letzte ins Auge; sie ging auf Erstreben, ihr Zweck war ein Positives absoluter Erkenntniß, nothwendiger Formen des Seyns und des Denkens. Demnach dachte man sich auch unter der Methode einen bestimmten Zweck und gewisse zu ihm führende Mittel. Man suchte sich dieser Methode so zu bemächtigen, daß man sie in vollkommener Ruhe handhaben, und ihre Resultate zu jeder Zeit beliebig und mit evidentester Sicherheit ablaufen lassen könnte. So bildeten sich wohlgerundete, festgeschlossene Systeme; Dogma und Formel gingen Hand in Hand, und der Dogmatismus war fertig. Auch die gewöhnliche *kritische Methode* ist unzureichend, denn auch sie ist gebunden an festen Zweck und Begriff; sie weiß vom Anbeginn, was sie finden und bekämpfen will. An diesem Dogmatismus scheiterte aber eben die Philosophie, da ihn das Leben austiefs. Man setzte die Idee einer absoluten Philosophie allemal als unbedingt nothwendig voraus, ohne über Berechtigung und Ursprung dieser Idee nachzudenken (S. VII—X). Diese ganz selbstständige Untersuchung dagegen setzt gar nicht besondere Begriffe und Principien voraus, sondern nur das Streben, als Grund des rechten Philosophirens. Dieses Streben hat sie in seinen Anfängen zu beobachten, nachzuweisen, wie es in gewisse Richtungen und Formen eingehe, wie aber sein Wesen dieser Beschränkung entgegen, diese eine ihm nur angebildete, aufgedrungene sey, und wie daher dieses Streben, als das Wesen, von dem Aeußeren und Eingebildeten des Erstrebens abzufondern sey, damit die wahre Bewegung des Denkens zur Anerkennung gelange. Es gilt also hier nicht, wie nach der gewöhnlichen Betrachtungsweise, das Streben nur in Hinsicht auf das Resultat, sondern vielmehr das Resultat nur in Hinsicht auf das Streben. Die einzelnen Ruhe- und Ziel-Puncte des Strebens sind hier etwas Zufälliges und Aeußerliches, aus dem die Kritik das Streben selbst in seiner inneren Unendlichkeit herauszulösen, und zu fortgesetzter Bewegung frey zu machen hat. Dem Dogmatismus der Wissenschaft gegenüber tritt diese Methode als gänzliche Negation der absoluten Resultate desselben auf; in dem Verhältnisse zu dem Gegebenen der Erscheinungen und dem Leben dagegen, wo der Dogmatismus die Anmaßung des Beherrschenden functionirt, ist ihr Geschäft, eine Opposition gegen jeden Versuch, die Erscheinungen des Lebens zu einem Abgeschlossenen und Bedingten zu machen. Dieser Gegensatz beider Methoden ist schroff und keiner Ausgleichung fähig“ (S. X—XI).

Wir glauben zwar nicht, daß der Kampf, den diese neue Methode des Vfs. mit der verhärteten Denkweise der Zeitgenossen zu bestehen hat, so hart oder so bedeutend seyn werde, als er selbst meint und zu erwarten scheint; da wir uns aber von der Richtigkeit seines Verfahrens nicht überzeugen können, und ihn deshalb doch früher oder später angreifen müssen, so mag der Krieg in Gottes Namen beginnen.

Jedes wissenschaftliche Streben setzt ein Bewußtseyn dessen voraus, wonach man strebt. Dieses ist nichts Anderes als das Wissen, und in seiner organischen Einheit die *Wissenschaft*. Ohne dieses Bewußtseyn würde das Streben sich selbst vernichten, und schon in der Geburt erstickt werden. Denn welcher Vernünftige kann dauernd nach Etwas streben, von dem er schon voraus weiß, daß es ihn ewig fliehen werde? Zumal in der jetzigen Zeit, wo das Streben nach dem unmittelbar Nothwendigen, dem Nützlichen, der Hebung der Industrie und des Handels, alle anderen Tendenzen überflügelt, müßte man das rein wissenschaftliche Streben in der Philosophie, als ein Phantom, von überspannten Köpfen in müßigen Stunden erzeugt, ganz aufgeben und für immer beseitigen. So gewiß aber das philosophische Streben eine wenigstens annäherungsweise erreichbare Wissenschaft voraussetzt, ebenso bedarf es, soll es nicht richtungslos in der Irre umherschweifen, der Methode, d. h. des Bewußtseyns, wie ein wissenschaftliches Problem zu behandeln, und welcher Weg einzuschlagen ist, damit das Ziel nicht gänzlich verfehlt werde. Wie kann also wohl die wahre Methode, wie der Vf. will, darin bestehen, daß man sich ohne Hinsicht auf ein Ziel, und ohne Ergreifung der Mittel zu diesem Zwecke, rückhaltslos dem Streben überlasse, in der Erwartung, dasselbe werde sich selbst Richtung und Gesetz geben? Der Vf. hat hiebey offenbar an die *Hegelsche Methode* gedacht, welche der Gegenstand selbst seyn soll in seiner innern Entwicklung und immanenten Dialektik. Wäre aber auch die *Hegelsche Methode* an sich, *in abstracto*, richtig, was zu untersuchen hier nicht der Ort ist, so ist sie doch von *Hegel* selbst fehlerhaft angewendet worden, und hat deshalb ganz unbefriedigende Resultate gegeben. Die *kritische Methode* hat der Vf. offenbar mit kritischer, d. i. *Kantischer* Philosophie verwechselt. Diese hat sich allerdings in ihren Anhängern zu einem starren Dogmatismus verknöchert, welcher die späteren Bewegungen in der deutschen Philosophie bis auf unsere Zeiten unbeachtet hat an sich vorüberziehen lassen; die ächte *kritische Methode* dagegen besteht bloß in dem Verfahren, einen festen Standpunct für die Untersuchung auszumitteln, und bey jedem Schritte vorsichtig nur dasjenige als wahr anzunehmen, was die sorgfältigste Prüfung besteht, und das man nicht bezweifeln kann, ohne mit sich selbst, als denkendes Wesen, in Widerspruch zu gerathen. Von bestimmten vorausgenommenen Resultaten kann dabey gar nicht die Rede seyn. Allerdings darf die Philosophie das Leben in seiner un-

endlichen Entwicklung in immer neuen Gestalten nicht in abstracte Formen einzwängen und absperrern wollen, und wir haben uns öfters gegen alle diejenigen Systeme unserer Zeit erklärt, welche die Philosophie künstlerisch abschließen wollen, und dem Streben des Geistes einen unverrückbaren Grenzstein mit dem Motto setzen: *bis hieher und nicht weiter*. Alsdem daraus folgt ja nicht, wie der Vf. meint, daß die Richtungen und Formen dieses Strebens nur et was ihm Angebildetes, Aufgedrungenes, und die einzelnen Ruhe- oder Ziel-Puncte desselben etwas Zufälliges und Aeußerliches sind. Mit diesem Gedanken zerstört der Vf. sein eigenes Gebäude. Er wollte in vorliegendem Werke eine *Fundamental-Philosophie* geben. Er hatte also nicht bloß ein bestimmtes Ziel im Auge, sondern er glaubt gewiß auch, die Philosophie dadurch begründet und die Wahrheit gefunden zu haben. Kann aber die Fundamental-Philosophie, wenn sie wirklich Wissenschaft ist, etwas bloß Zufälliges und Aeußerliches seyn? und kann die gefundene *objective* Wahrheit, wie sie die Philosophie sucht, jemals widerlegt werden? Der Vf. muß also entweder seine eigene Fundamental-Philosophie auch nur für etwas Aeußerliches, Zufälliges, Momentanes halten, oder seine ganze Theorie von der Methode als unhaltbar fallen lassen. Und wenn, wie er fürchtet, seine Methode, in dem harten Kampfe, den sie zu bestehen hat, wirklich durch die *unabweisbare Verkehrtheit alles menschlichen Vorstellens* gestört werden wird (S. XII), muß nicht diese unabweisbare Verkehrtheit auch in *seinem* eigenen Vorstellen sich finden?

Nach diesen Bemerkungen über das ganze Unternehmen des Vfs. ist es kaum nöthig, noch weiter in das Einzelne einzudringen. Wir wollen daher nur im Allgemeinen den Gang kenntlich machen, den er genommen, damit die Gliederung des Werkes selbst deutlicher hervortrete.

Die erste Abtheilung enthält die Prüfung der Hauptresultate des gewöhnlichen oder dogmatischen Philosophirens. Er geht von der Unmittelbarkeit unseres gesamten Denkens und Thuns aus, wie es sich in der Kindheit des Einzelnen, der Nationen und des ganzen Geschlechtes manifestirt, dann zu dem Glauben an das Unendliche, an Gott sich erhebt; und er sucht hierauf zu zeigen, wie mit dem Zweifel an der Wahrheit des Geglauten und der Verachtung der gewöhnlichen Meinung das Philosophiren anfangt; wodurch der Uebergang zu einer Kritik der Beweise für das Daseyn Gottes gemacht wird. Aber gerade dieser Anfang ist willkürlich, und die Untersuchung über die Principien der Erkenntniß und die wirklichen Thatfachen des Bewusstseyns, das Hauptproblem der Fundamental-Philosophie, wird dabey ganz auf die Seite geschoben. Die Ansicht des gesunden Menschenverstandes, daß Gott an sich sey, unabhängig von unseren Beweisen, kann, wie er glaubt, schon durch die flachste Betrachtung des Sachverhältnisses widerlegt werden; und er argumentirt dagegen so: „Der Beweis für die Existenz eines

nothwendigen Wesens, welches *seyn muß*, gehört zu der eigensten und innersten Natur dieses Wesens, und ganz richtig wird gesagt, der Beweis *schaffe* erst das zu Beweifende, diels *sey noch nicht da*, sondern entstehe erst aus der von dem Beweise repräsentirten Nothwendigkeit. Wenn daher Gott sich gegen die Beweise seines Daseyns gleichgültig verhält, *da ist*, ehe jemand seine Existenz und deren Nothwendigkeit beweist, so liegt in diesem Verhältnisse Gottes und der Beweise für Gottes Daseyn ein Widerspruch, eine Undenkbarkeit, welche eins der beiden Glieder des Verhältnisses ausstoßen wird. Entweder Gottes Daseyn kann nicht bewiesen werden, weil es dann erst durch die Nothwendigkeit des Beweises entstanden, von ihr abhängig gedacht werden müßte, oder die Gottheit ist nicht ein durch sich Bestehendes, von Ewigkeit her Fertiges, sondern wird erst, und zwar mit Nothwendigkeit geschaffen, zum bestimmten Daseyn gebracht, durch die Vermittelung des Beweises. Diese strenge Alternative ist uns unabweisbar gegeben.“ Der Vf. entscheidet sich für die letzte Ansicht (S. 31, 32), und sucht hierauf sowohl den Theismus, als den Pantheismus und Materialismus zu widerlegen. Wie war es doch nur möglich, das Wesen des Beweises so zu verkennen, daß der Vf. ihm sogar eine schöpferische Kraft beylegen konnte? Der Beweis ist ja bloß etwas Ideales; eine solche Verknüpfung von Vorstellungen in Form von Sätzen, daß die Wahrheit einiger Sätze unserem Bewusstseyn die Ueberzeugung aufdringt, auch andere davon verschiedene, sind wahr, weil jene wahr sind. Ob der Gegenstand des Beweises ein einzelnes Sinnenobject, ein endliches, vergängliches, oder ein übersinnliches, das absolutnothwendige und ewige Wesen selbst ist: diels ändert in dem Wesen des Beweises nichts; und eben der wesentliche Unterschied beider, den der Vf. behauptet, führt auf eine Absurdität. Gehört nämlich der Beweis zum Wesen Gottes selbst, entsteht Gott erst aus der Nothwendigkeit des Beweises, so hängt Gottes Existenz davon ab, daß einige Philosophen, also endliche Wesen, zufällig irgend einmal auf den Gedanken gerathen, Gott beweisen zu wollen; und Gott existirt nur so lange, als dieser Beweis wirklich geführt wird; es wird also das Ewige, Gott, in seinem Seyn abhängig von dem Endlichen, was gewiß zu den größten Absurditäten gehört, deren der Menscheng Geist fähig ist. Hienach würde auch der Astronom, der nach mathematischen Gesetzen den *nothwendigen* Eintritt einer Sonnenfinsterniß bis auf die Minute vorher sagt, erst diese Sonnenfinsterniß machen, und sie würde nicht eintreten, wenn er sie nicht vorhergesagt hätte! Mit des Vfs. unrichtiger Ansicht des Beweises fällt aber auch die ganze Alternative (S. 32) weg, und damit stürzt auch die ganze nachfolgende Dialektik zusammen. Von dem Theismus spricht der Vf. nicht ohne Verachtung; er bewährt aber hiedurch das Jugendliche und Unreife seines Urtheils ganz vorzüglich. Möchte er doch dem frivolen Geiste und Modetone unserer Literatur, der seine Ehre darin sucht, alle Institutionen der

Vorwelt und Alles, was Millionen, und unter diesen den größten Geistern und edelsten Menschen ehrwürdig und heilig gewesen, zu zerstören, mit Füßen zu treten und zu beschmutzen, sich ja nicht hingeben, um sich nicht zu Fehlritten verleiten zu lassen, die er früher oder später bereuen würde!

Das zweyte Buch, die praktische Philosophie, sucht zu zeigen, das auch diese uns in der Lösung des Problems nicht weiter führe. Die Dialektik dreht sich hier um den Begriff des Zwecks. Dieser ist ein Positives, Gegebenes, Seyendes, wie der gegenwärtige Zustand, doch ohne das Bedürfnis, den Mangel des Gegenwärtigen, mithin absolute Vollkommenheit. Aber damit hört er zugleich auf, Zweck des Strebens zu seyn; denn er ist schon da, kann nicht erst erstrebt werden (S. 73. 74). Hier verwechselt der Vf. augenscheinlich das Subjective mit dem Objectiven. Der Zweck ist zwar dem Bewusstseyn des Strebenden gegenwärtig, aber nur in der Vorstellung, nicht als wirklicher, erreichter Zweck. So hat der nach Wissenschaft Strebende zwar ein Bewusstseyn der Wissenschaft, aber nur noch im Bilde; nicht aber besitzt er die Wissenschaft selbst in ihrer Ausbreitung und Festigkeit. Damit verschwindet der angebliche Widerspruch. Von da springt der Vf. nun wieder zu der theistischen Ansicht über, um sie als eine gedankenlose zu beschreiben. Jener Zweck nämlich, welcher als das absolut „Vollkommene“ erstrebt werden solle, sey Gott selbst; kein Mensch könne aber werden wie Gott (S. 74), und es sey widersinnig, Stufen oder Grade der Gottähnlichkeit anzunehmen; da, was nicht in Gott ist, außer Gott, also ungöttlich sey, und wir, so lange wir nicht Gott sind, auch gar Nichts erstrebt haben (S. 93. 94). Ob die Gottähnlichkeit dasjenige Princip wirklich sey, aus dem sich der ganze Gehalt der Ethik ungezwungen ableiten lasse, kann hier natürlich nicht unterlucht werden. So viel ist jedoch gewiss, das es aus den von dem Vf. angegebenen Gründen nicht zu verwerfen seyn würde. Gottähnlichkeit ist ja noch nicht Gottgleichheit. Wird das Gottesbewusstseyn in einem Menschen so stark, das es ihn durchglüht, reiniget und veredelt; wächst in ihm kraft dieses Bewusstseyns nicht bloß die Erkenntnis, sondern noch mehr die Gefinnung, die moralische Kraft und die Herzengüte, so wird er wirklich Gott ähnlicher, und sein Fortschreiten auf der Bahn des Guten ist im Vergleich mit dem früheren Standpunkte immer ein Fortschritt, wenn sich auch das Ziel ins Unendliche verliert. Und es ist gewiss ein harter Widerspruch in der ganzen Denkweise des Vfs., das er, dem doch das Streben überall mehr gilt, als das Erreichte

und der ruhige Besitz, gerade dieses Streben nach dem Höchsten verdächtigen und beseitigen möchte. Deshalb nennt er auch das Streben nach dem Urbilde aller Vollkommenheit ein Handeln aus Leidenschaft, und setzt es als solches mit der niedrigsten Gier, der gemeinen Regung des Triebes und der Begierde in Eine Classe (S. 109). Da er nun auch in dem Ich keinen festen Stützpunkt gefunden zu haben glaubt, in dem sich dieses nur als bestimmte Form eines Naturprocesses und dessen Grenze, die aber von dem gewaltigen Strome des Werdens und Schaffens überfluthet und fortgerissen wird, nicht als wirkliches Subject manifestirt (S. 108. 109), so sucht er den Schlüssel des Räthfels in einer anderen Sphäre, und dies leitet ihn im dritten Buche auf die erkenntnistheoretische Philosophie. Diese beabsichtigt, das Gegebene in seiner ganzen reinen Unmittelbarkeit und Gegenwart zu erfassen, wie es eben ist und da ist (S. 116). Aber das zweyte Buch betrachtete ja auch das Ich als ein unmittelbares, gegenwärtig bestehendes und handelndes? (S. 100). Und sie mußte wohl; sonst wäre ja die Dialektik desselben bloß das Verfolgen eines Schattenbildes gewesen. Auch die Erkenntnistheorie giebt dem Streben keinen sicheren Haltungspunkt. Die Erkenntnistheorie fällt im Wesentlichen mit der speculativen Philosophie zusammen. Weder die Begründung der Erscheinung durch ein Seyn, ein Ding an sich gelingt, noch kann der Idealismus oder der Realismus die erwünschte Hülfe gewähren, und überhaupt läßt sich das Bestehende gar nicht aus einem Höheren ableiten. So gelangt der Vf. zum völligen und durchgängigen Skepticismus; am Ende der ersten Abtheilung findet er sich auf den Anfang zurückgeworfen. Er selbst nennt diese ganze Dialektik „eine Sisyphische Qual, welche ihn mit wirren Sinnen in den tollen Wirbel der in sich selbst verschlungenen und wiederkehrenden Bewegung hineingerissen, bloß weil er blind handelte, nur seiner guten Natur vertrauend, ohne besondere Leitung und Mäßigung“ (S. 150). Der Vf. sieht also doch selbst ein, das die von ihm befolgte Methode zu nichts führt. Nur begreifen wir nicht, wie er gleichwohl bey dieser Ueberzeugung die rückhaltslos dem Streben in seinem dunkeln, unverstandenen Drange sich hingebende Forschung für die wahre Methode halten konnte. Für sich selbst konnte er diese Studien machen, um zu sehen, wo sie ihn hinführen würden; aber wie kommt der Leser, der mit dem Vf. nicht gefündiget hat, dazu, das er mit ihm auf das Rad des Ixion geschmiedet wird? (S. 150)

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

F E B R U A R 1 8 3 9 .

## P H I L O S O P H I E .

LEIPZIG, b. Gebr. Reichenbach: *Fundamental-Philosophie* von Dr. Friedr. Carl Biedermann u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die feste Norm und das unwandelbare Gesetz aber, auf welches der Vf. sich nun hingedrängt sieht, birgt, wie es ihm scheint, sicher unser denkender Geist. So schließt sich die zweyte Abtheilung, der Versuch der Darstellung eines kritischen Verfahrens im Philosophiren an. Gleich die erste Vorbemerkung: „Wahrheit suchten wir bey unserem Philosophiren, und zwar absolute Wahrheit“ enthält einen neuen Widerspruch, da er anfangs (Vorr. S. VIII) eben das Streben der Philosophie nach einem Positiven absoluter Erkenntniß als die Klippe bezeichnete, an welcher die Philosophie scheiterte, und zum dürftigen, vom Leben ausgefloßenen Dogmatismus zersplitterte. So betrügt sich der Vf. selbst, indem er, immer in der Meinung, als philosophire er nach einer neuen Methode, nur das bisherige, von ihm verworfene dogmatische Verfahren beobachtet. Auch scheint uns das Eintreten des kritischen Standpuncts, als eines höheren, durch den bisherigen Gang seiner Dialektik nicht gerechtfertiget. Denn findet der philosophirende Geist in dem Ich, als einem strebenden und handelnden, keinen festen Stützpunkt, so kann er einen solchen in sich selbst, der im Selbstbewußtseyn sich als Ich erkennt, überhaupt nicht finden. Man hätte nun erwarten sollen, der Vf. werde, indem er sich dem Geiste zugewendet, nach den Bedingungen und Gesetzen der Erkenntniß selbst forschen; aber nein, er kann es nicht unterlassen, wieder auf die Materie, das Unbestimmte und Allgemeine, zurückzugehen (S. 169), das Verhältniß der Substantialität festzustellen (S. 182), und den, wie er sagt, durch die strengste Consequenz des Denkens gefundenen Satz, daß das wahre Unmittelbare darin bestehe, daß es selbst fortrückt, seine Unmittelbarkeit und Selbstständigkeit auf ein Anderes überträgt, aber dasselbe zugleich sich unterordnet, und so eine Reihe von Substanzen oder unmittelbaren Ausgangspuncten bildet (S. 194), wieder anzugreifen (S. 196 bis 198), so daß er hiedurch abermals auf den früheren Standpunct zurückgeworfen wird (S. 199), bis er denn endlich glücklich bey dem Bewußtseyn anlangt (S. 206), von dem er gleich anfangs hätte ausgehen sollen. Auch hier spricht er zuerst von den

J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

Täuschungen des Dogmatismus in Ansehung des Bewußtseyns, welches er als etwas Fertiges, in einem Kreise von gegebenen und geschlossenen Begriffen und Vorstellungen Waltendes betrachtet. Der Grundirrtum der gewöhnlichen Ansicht ist, daß man dieses Verhältniß als einen Act des Erkennens faßt, wodurch das Ich nur als ein endliches, einzelnes, nicht aber als ein wahrhaft selbstständiges, als ein wahres und identisches Selbstbewußtseyn erscheint (S. 220. 224). Zwar scheint es, als müsse man in dem Bewußtseyn das Ich unmittelbar und adäquat erkennen, wie in den Acten des Gefühls, des Vorstellens und Bestrebens; allein auch hier zeigt es sich nur zerstreut und zerrissen in die Mannichfaltigkeit beschränkter Zustände (S. 223), oder, wollte man es als reines Ich fassen, das über allen diesen Zuständen schwebt, und sie beherrscht, so würde man sich in ein Absolutes, ein All-Ich verlieren, gleich dem absoluten Gotte (S. 225). Es läßt sich also das Bewußtseyn nur so fassen, daß es zwar in das Gebiet des Endlichen gebannt ist, aber zugleich ein Reich des Unendlichen in sich trägt, dessen Conflict mit dem Endlichen das Gesamtleben ausmacht, und eben dieses darzustellen, und die Macht des Unendlichen darin zu bewähren, ist die Aufgabe des Philosophirens. Daher ist der letzte Theil des Werkes die Darstellung der Entwicklungs- und Selbstbethätigungs-Momente des Bewußtseyns.

Die erste Stufe in dieser Entwicklung ist das Gefühl, worin das Ich noch gänzlich verschwindet, indem es weder von sich selbst, noch von den Außendingen etwas weiß. Dies geschieht erst auf der zweyten Stufe, der Vorstellung, wo das Bewußtseyn das Aeußere von sich unterscheidet, und als Gegenstand (Object) vor sich hinstellt. Daß Etwas außer uns für sich zu seyn scheint, ist nur eine Beschränkung unserer freyen Thätigkeit, wodurch das Bewußtseyn ein reflexives wird, oder zur Reflexion fortschreitet. Durch die Reflexion erkennt das Ich sich als das Individuelle. Die Bestimmung der Individualität gehört zu den schwierigsten in der ganzen Philosophie. Indem das Ich sich von dem Zustande unterscheidet, um sich selbstständig zu machen, und ihn daher gleichsam aus sich herauszustellen, auch als ein Selbstständiges herauszubilden sucht, so aber, daß ihm dieses nicht vollständig gelingt, und das halb Herausgebildete immer wieder in das Ich eingebildet wird: tritt hier diejenige Function des Ich hervor, welche man die Einbildungskraft nennt. Diesem Act der individuellen Gestaltung liegt die Per-

*fönlichkeit* zu Grunde. Hiebey ist das *Subject* das Höhere, Stärkere, das *Unendliche*, welches immer strebt, sich bethätiget, und dadurch jeden seiner Zustände, in denen es als endlich erscheint, wieder aufhebt, weiter entwickelt. Der jedesmalige Zustand selbst, als *seyend*, ist das *Object*. Aber weder Subject noch Object sind *Dinge an sich*; es giebt nicht Dinge, die bloß Objecte, andere, die bloß Subjecte wären; sondern jedes Object ist nach einer anderen Seite hin Subject, jedes Subject bey veränderter Beziehung Object (S. 260). Ueber dieses Verhältniß sagt der Vf. manches Wahre, so wie überhaupt dieser Abschnitt der gelungenste des ganzen Werkes ist, der sich auch durch grössere Ruhe und Besonnenheit auszeichnet. Doch können wir uns, trotz aller scheinbaren Gründe des Vfs., davon nicht überzeugen, daß das Subject *allemal* ein Höheres, Ausgebildeteres sey, als das Object. Denn er sieht sich nun genöthigt, das Erfassen des Ueber sinnlichen ganz zu verneinen (S. 263), und will er consequent seyn, so muß er auch die Religion verneinen. Indem er das Denken, nicht die Erfahrung, als die Basis und den Rechtsgrund des Ueber sinnlichen anerkennt (S. 264), vergißt er, daß ja das Denken selbst innerhalb der Erfahrung steht, und daß, wäre das Ueber sinnliche von der Erfahrung abgeschnitten, auch der endliche Geist niemals zum Bewußtseyn desselben gelangen würde. Der Vf. richtet die Waffen nun gegen sich selbst. Das wissenschaftliche Streben, welches ihm überall das Höchste ist, wäre nach seiner Ansicht gar nicht möglich. Wie könnte man wohl nach Etwas streben, eifrig, begeistert streben, wenn man schon über dem Objecte des Strebens stünde, die Stufe seines Seyns überschritten hätte? S. 278 will er seine Ansicht von der Realität der Aufsendinge darlegen. Dies geschieht aber nur sehr unvollständig mit Uebergang des Hauptpunctes, so daß der Leser den Nerv des Beweises vergebens sucht. Das Verhältniß des Allgemeinen zum Individuellen, des Abstracten zum Concreten, hat der Vf. mißverstanden, nämlich so, als ob man mit dem abstracten Denken ganz unmittelbar auch ohne reale Betrachtung das Einzelste erfassen könnte. Er hält es für eine ungeheure Täuschung, daß das Eigenthümliche und Bestimmte, die Diesheit das Individuelle, dagegen das uns mit anderen Subjecten und Dingen Gemeine das Realere, Bessere seyn soll, da doch nur der Unterschied und die Eigenthümlichkeit das Wesen und die Persönlichkeit des bestimmten Menschen, dagegen das Allgemeine seine Individualität und Beschränktheit ausmache (S. 290). Im Gegentheil: eben weil das Wesen und die Persönlichkeit eines bestimmten Menschen in dem Unterschiede von anderen und der Eigenthümlichkeit beruht, so wird er nur durch diese wahres Individuum, ein einzelnes für sich seyendes Wesen im Gegenätze zu anderen. Durch *allgemeine* Merkmale, wie durch ein Gesicht, Haare, zwey Augen u. s. w. kann ich keinen Menschen von den anderen unterscheiden, wohl aber durch die *Diesheit* (die *haecceitas* der Scholastiker), d. h.

durch diese bestimmte Form des Gesichts, der Augen, des Blicks u. s. w. Wo nur Allgemeines ist, da ist gar keine Individualität; deshalb ist z. B. die Luft kein Individuum, weil sie nur als Allgemeines existirt. Das Allgemeine scheint aber deswegen in einem höheren Sinne real zu seyn, weil es das Bleibende ist mitten im Wechsel der individuellen Unterschiede. Die Gestalt eines Menschen mag von der Geburt bis zum Greisenalter sich noch so sehr verändern, es bleibt immer eine Menschengestalt, die auch in einem zerrütteten Zustande und als Ruine der Jugendblüthe noch kenntlich ist. Ebenso im Geistigen. Ueber die Logik und Metaphysik spricht er ein graufames Verdammungsurtheil aus. Sie sind ihm zwey alterschwache Disciplinen, die sich zwischen stumpfer Anpreisung und hohnlächelnder Verachtung in einem sehr zweydeutigen Zustande nur noch kümmerlich fortzuschleppen, und ihr Bestehen einzig einer übel verstandenen Pietät, der Scheu vor dem Besseren, und der dumpfen Trägheit des Schländrians zu verdanken haben (S. 295). Dies Anathema ist nicht neu; schon *Fichte*, *Schelling* und *Hegel* haben es über die Logik ausgesprochen, und *Hegel* behauptet, die vormalige Metaphysik sey durch *Kant* mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden, und die speculative Logik müßte an ihre Stelle treten. Da gegenwärtig unter dem Namen Logik und Metaphysik ganz heterogene Lehren vorgetragen werden, und wiederum Vieles in das Gebiet derselben gehört, was unter anderen Titeln cursirt, so hätten wir zuvörderst eine bestimmte Erklärung darüber gewünscht, welche Logik und Metaphysik der Vf. meint. Ueberhaupt ist es ein großer Fehler der Polemik des Vfs., daß er ins Blaue hinein streitet, indem er weder seine Gegner namhaft macht, noch ihre Behauptung in der Bestimmtheit vorträgt, mit welcher sie von ihnen ausgesprochen worden. Eine Folge davon ist, daß sich Niemand von ihm getroffen fühlen wird, und der Leser, besitzt er nicht schon vorher eine genaue Kenntniß der Systeme, auch gar nicht erfährt, wer eigentlich damit gemeint sey. Zugestanden aber, der Vf. habe mit seinen genannten Vorgängern die Logik wirklich vernichtet, so fragen wir ihn, welche andere Disciplin an die Stelle der Logik treten solle? Er wird doch gewiß nicht leugnen wollen, daß es feste stehende Regeln des wissenschaftlichen Verfahrens geben müsse; daß unser Geist im Denken an gewisse Gesetze gebunden ist, und daß man an wissenschaftliche Erklärungen, Eintheilungen und Beweise Anforderungen zu machen berechtigt sey. Man nenne den Inbegriff dieser Regeln und Gesetze, wie man will, so werden sie immer demjenigen entsprechen, was man eigentlich in der Logik beabsichtigt. Und diese Gesetze werden nicht ungestraft verletzt, wie dieses das vorliegende Werk selbst zur Genüge beweist.

Jedoch wir müssen hier abbrechen, um diese Anzeige nicht über Gebühr auszudehnen. Wir bemerken deshalb nur noch, daß der Vf. durch die *mathematische* und *künstlerische Anschauung* zum

*praktischen Bewusstseyn* sich hindurcharbeitet, welcher Standpunct ihm der Höchste, das Ziel seines ganzen Unternehmens ist. Von diesem Standpuncte aus erscheint ihm auch der Leib nur als ein gewisses Verhältniß unseres Selbstbewusstseyns zu den Aufsendingen, als ein System von Trieben, Bewegungen und Strebungen (S. 352. 359), wobey die Frage nach dem Verhältnisse der Seele zu dem Leibe, als eine absurde, ihre Bedeutung verliert. Dies ist freylich die bequemste Manier, die wissenschaftlichen Probleme, deren Lösung die Anstrengung des Denkens fodert, für immer zu beseitigen. Und um alle höheren Untersuchungen auf einmal abzuschneiden, verbietet er uns sogar, das Streben zu *denken*, und nach einem Seyn im Streben, nach einem Träger des Bewusstseyns zu fragen; als ob sich dieses Alles unterdrücken liesse, und nicht gerade auf dem praktischen Standpuncte alle jene Fragen der Philosophie wiederkehrten. Und der Vf. scheint kaum eine Ahnung davon gehabt zu haben, daß er, indem er das Selbstbewusstseyn gar nicht als ein besonderes, für sich bestehendes Wesen denkt, sondern nur als ein Strebendes, als ein *Soll*, das über alles *Ist* hinausweist, und das *Ich*, als dieses unendliche Streben, ihm das einzige Unendliche ist (S. 370—376), gerade einem der kühnsten *dogmatischen* Systeme, welchem der Zeitgeist ganz entfremdet worden, der *Wissenschaftslehre Fichte's*, sich in die Arme wirft.

Uebrigens bekennen wir gern, daß wir in dem Vf. einen jungen Mann von lebhaftem Geiste und einen Selbstdenker kennen gelernt haben, von dem sich in Zukunft noch gehaltvollere Werke erwarten lassen. Möge dieses Talent jetzt, wo so viele verschrobene Köpfe in der Philosophie das Wort nehmen, sich nie in einer der Wissenschaft verderblichen Richtung entwickeln!

C. F. B.

### ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Wigand: *Wien und die Oesterreicher, samt Reisebildern aus Schwaben, Bayern, Tyrol und Salzburg.* Von *Mistress Trollope*. Aus dem Englischen von *Johann Sporschill*. In drey Bänden. 1838. 1 B. XII u. 271 S. 2 B. 288 S. 3 B. 233 S. kl. 8. (3 Thlr.)

Das vorliegende Werk der rühmlich bekannten englischen Schriftstellerin ist eins der merkwürdigsten, welche in ihrer Art in den letzten Jahren erschienen. Es kann gar nicht fehlen, daß es wirksam dazu beitragen wird, in einem guten Theile Europas, und vorzüglich in gewissen politischen und literarischen Regionen, die Vorstellungen von der österreichischen Monarchie zu berichtigen, in sofern man nur belehrt seyn will. Dieses ist ein großes Verdienst, das sich die Vfn. erwirbt, welches vollständige Anerkennung verdient, aber auch nur mit der Einschränkung hier ausgesprochen werden kann, daß das Verdienstliche des Werkes erst mit dessen zweytem Bande, wo sie von *Wien* zu berichten beginnt, seinen Anfang nimmt.

Was sie uns an *Reisebildern* aus Schwaben, Bayern, Tyrol und Salzburg, und von ihrer ziemlich traurigen Donaufahrt darlegt, ist wenig im Stande, ein bedeutendes Interesse zu erregen, zum Theil nicht einmal völlig richtig und im Ganzen langweilig. Lesern, welche die von ihr durchreisten Gegenden kennen, möchte Rec. anrathen, die Lesung bey dem zweyten Bande zu beginnen. Von diesem aber, also vom *dreyundzwanzigsten bis zum achtundsechzigsten Briefe* — mit diesem Namen bezeichnet die Vfn. die *Abchnitte* ihres Buches — entwickelt sich dem Leser ein Interesse, er mag nun Wien schon aus eigener Anschauung kennen, oder es mag dieses nicht der Fall seyn, welches zur Fortlesung hinreißet. Dieses Interesse muß aber um so größer erscheinen, da die Vfn. sich zu Wien in geselligen Regionen bewegte, in welche es den wenigsten Reisenden, nach ihren persönlichen Verhältnissen und nach den zu Wien einmal herrschenden Gewohnheiten, möglich ist Eingang zu finden! Was aber diese Regionen betrifft, die dem bey weitem größeren Theile selbst hochgebildeter Reisender verschlossen sind, und in welche die Vfn. mehr durch ihre Verhältnisse als Fremde, und vorzüglich als Engländerin, als durch ihren Stand, welcher sie noch nicht dazu berechnete, Eingang fand, diese schildert sie mit *Lebendigkeit* und *Wahrheit*, und liefert so *Sittenbilder*, welche um so anziehender sind, da wir sie, so viel wenigstens Rec. weiß, in dieser Art noch nicht schauten. Dieses *höhere Wien* ist es nun aber auch fast ausschließlich, das die Vfn. zu schildern unternimmt, ja welches sie allein zu schildern beschäftigt ist, da sie der deutschen Sprache nicht mächtig ist und diejenige wissenschaftliche Bildung, Unbefangenheit und Freyheit von nationalen Vorurtheilen nicht hat, die erforderlich wären, mit Sicherheit über das so höchst anziehende Wiener Volksleben urtheilen zu können, wenn sie auch Gelegenheit gehabt hätte, demselben näher zu treten, als ihr schon nach ihrem Geschlechte möglich war. — Wenn man nun sehr bald bemerkt, daß es der Vfn. bey ihren Schilderungen sehr daran ist, die empfangene *Ehre* in ein gehöriges Licht bey ihren Landsleuten zu setzen; wenn auch eine gewisse *Breite*, wie sie überhaupt den englischen Reisebeschreibungen selten zu fehlen pflegt, ihr ebenfalls sehr eigen ist; wenn ferner auch ihre Schilderungen nur einen Theil der Wiener Welt umfassen: so muß man doch anerkennen, daß durch sie eine unglaubliche Masse irriger Vorstellungen berichtet wurden, und daß man also zum Voraus sehr wohl daran that, ihr zu Wien einen Zutritt zu gewähren, der Schilderungen, wie die vorliegenden, möglich machte.

Die verschiedenen Abstufungen in dem österreichischen Adel, die Verhältnisse dieser verschiedenen Kategorieen gegen einander und gegen die kaiserliche Familie, die ganze Art ihres Auftretens, ihres aristokratisch-vornehmen und doch äußerst humanen Betragens gegen den Bürger- und Gelehrten-Stand, die Verhältnisse der baronisirten Banquiers und Kin-

der Israels, alles dieses erzählt uns die Vfn. ziemlich erschöpfend. Auch hatte sie Zeit genug zur Beobachtung, da sie sich vom September (1836) bis May (1837) zu Wien aufhielt. — Dafs sie aber ihren Landsleuten die österreichischen Zustände in ihren wahren Verhältnissen darzustellen unternimmt, dafs sie zu zeigen sucht, wie nichts der Regierung mehr am Herzen liegt, als das Wohl des Volkes, dafs dieses dankbar solche Bestrebungen erkennt, dafs es im Ganzen weit glücklicher ist als in dem freyen England, wo ein sehr bedeutender Theil der Nation nur zwischen dem Hungertode und dem Sklavenstande im Dienste der Fabrikanten zu wählen hat, dieses macht ihr, besonders als Engländerin, die grösste Ehre.

Die Uebersetzung des Hn. *Sporfchill* läfst sich als ein Original lesen; auch mangelt es ihr nicht an mehreren berichtigenden Bemerkungen, welche zeigen, dafs ihm Oesterreich nicht unbekannt ist.

F. K. v. Str.

STUTTGART, Hoffmann'sche Verlags-Handlung:  
*Handbuch für Reisende am Rhein, im Taunus, in dem Nahe- und Mosel-Thale.* Von August Lewald. Mit einer Reisecharte von E. Winkelmann. 1838. IV u. 164 S. 8. (21 gr.)

Der Vf. sagt im Vorworte, er habe es versucht, so kurz als möglich Alles zusammenzufassen, was bey der Rheinreise von grösserem Interesse seyn kann. Manche Unbedeutendheit sey demnach nur kurz erwähnt, Manches von Orten berichtet, wo man oft nur durchweilt, und weder Zeit noch Lust hat, sich durch das Mitgetheilte fesseln zu lassen. Zu Abfassung der Schrift vermochte ihn die Erwägung, dafs ein unvorhergesehener Umstand, ein Unwohlseyn, das Brechen eines Rades, das Erwarten eines Freundes, den Reisenden auf einige Stunden an einem Flecken festhalten könne, wo er der tödlichsten Langeweile preisgegeben sey. Ein Blick in das Buch werde ihn dann unterrichten, was es zu sehen gebe, welcher Spaziergang einzuschlagen sey u. s. w.

Die Eröffnung des Büchelchens geschieht durch einen allgemeinen Ueberblick des Rheins und seiner Umgegend. Eine auf Wahrheit und Erfahrungen gegründete Schilderung des gewifs nicht mit Unrecht so gepriesenen Rheingaus nebst Ober- und Nieder-Rhein. Die Schreibart ist blühend, jedoch nicht schwülstig, und nur an einigen Stellen findet man die Farben zu glanzvoll aufgetragen. Doch die Schilderung einer Gegend, wie die vorzüglicheren Parteen im Rheinthal, mufs wohl auf einigen Effect berechnet werden. Die zweyte Hälfte der Schrift besteht in einem alphabetischen Verzeichnisse der merkwürdigsten Orte im Rhein-, Mosel- und Nahe-Thale. Obgleich Rec. mit manchen Detailen der fraglichen Gegend wohl bekannt ist, und einzelne Artikel des

Buches sehr sorgfältig verglichen hat, so ist ihm doch kein wirklicher Irrthum aufgefallen. Vielleicht dafs einige Orte, wie z. B. Raftadt, zu kurz abgefertigt sind. — Der dritte Abschnitt enthält einige besondere Notizen für Reisende. Zur Belustigung theilen wir hier noch die Angabe der gewöhnlich gebrauchten Toilette mit, vornehmlich in Wiesbaden: „Herren erscheinen Morgens im eigentlichsten Negligée. Foulards lose um den Hals geschlungen, farbige Hemden; Röcke von Zwillich oder Nankin; Strohhut. Zu Mittag wird completer Anzug erfordert, der dann auf der Promenade beybehalten wird. Wer in Damengesellschaft kommt, tauscht die Morgenhandschuhe mit gelben oder weissen Glacehandschuhen um. Schon Morgens mit solchen zu erscheinen, oder im Frack, würde schlechten Ton verrathen.“ Es versteht sich dieses doch wohl nur von Galanthomme's, zu deutsch Zierlingen.

Die dem Werke beygegebene Charte von E. Winkelmann ist recht brav, und gewährt eine höchst deutliche Uebersicht der gesamten Begrenzungen des Rheinstromes. Sie reicht von Germersheim unweit Landau bis Cöln in dem Hauptblatte und auf einem besonderen Quarrée-Einschlusse, stromaufwärts bis Basel. Auf einem freyen Raume der Charte befindet sich der Dampfschiff-Tarif und eine Vergleichung der Münzen. Alles Reisenden sehr erwünschte Notizen.

C. v. S.

STUTTGART, Hoffmann'sche Verlags-Handlung:  
*Reisecharte von Tyrol*, entworfen und gezeichnet von E. Winkelmann. 1838. (18 gr.)

Ein in jeder Beziehung trefflich gearbeitetes topographisches Blatt, das allen Anforderungen vollkommen entsprechen wird. Obschon alles Detail so wie die Schrift sehr bestimmt und deutlich gestochen sind, so gehören doch, um Alles gehörig zu unterscheiden, sehr gute Augen dazu. Die Charte umfaßt einen Raum in der Länge von 26° 30' bis 31° 30' und in der Breite von 45° 28' bis 48°, und bezeichnet demnach auf dem Flächenraume die Ufer des Bodensee's und den Busen von Triest. Ausser den Gebirgszügen, von denen man wohl gewünscht hätte, dafs der Hauptücken der Tyroler Alpen etwas charakteristischer herausgehoben seyn möchte, finden sich noch für folgende Gegenstände besondere Bezeichnungen angegeben: Städte, Flecken, Dörfer, Schlösser, Ruinen, Klöster, Berge, Hörner (unterscheiden sich wohl nicht fattsam genug), Spitzen, Kegel, Wände, Chausseen, Landstrassen, Fahrstrassen, Reit- und Fufs-Wege und Landes- und Provinz-Grenzen.

C. v. S.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

F E B R U A R 1 8 3 9.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Logier: *Staatswesen und Menschenbildung umfassende Betrachtungen über die jetzt allgemein in Europa zunehmende National- und Privat-Armuth, ihre Ursachen, ihre Folgen, die Mittel ihr abzuhelfen und besonders ihr vorzubeugen.* Von F. H. Bodz Reymond. Erster Band mit einer Lithographie. LIV u. 396 S. Zweyter Band. XXIII u. 380 S. Dritter Band. XXXI u. 380 S. (6 Thlr. 8 gr.)

Tief betrübt durch den frühzeitigen Verlust eines hoffnungsvollen Sohns, sucht der Vf. in angestrebter Arbeit Linderung seines Schmerzes. Er wählt zur Behandlung einen Gegenstand, welcher ihm als mehrjährigen Vorstand einer bedeutenden Armenanstalt näher bekannt geworden war, und seine ganze Seele erfüllt. Er beginnt das Werk ohne literarische Vorbereitung, allein geleitet durch frühere Studien und Erfahrung, führt es auch durch, ungehindert durch einen vorgezeichneten Plan, nach den Eingebungen eines erregten Gemüths mit stiegender Feder. Dieses die Geschichte des hier anzuzeigenden Buchs, wie sie der Vf. ihm voranstellt, und die Ausführung ergiebt, eines Buches, dessen Inhalt eben so reichhaltig und merkwürdig, als selten die Art seiner Entschung und Bearbeitung, sich darlegt. Der Gegenstand betrifft ein dringendes, wo nicht das dringendste Bedürfnis der Zeit, und wird, wie seine Natur erfordert, mit warmer Menschenliebe, und einem Reichtum neuer Gedanken behandelt, aus den verschiedensten Gesichtspuncten erwogen, und endlich zu einer Auflösung gebracht, welche mit den Ansichten der Zeit und den neuen Verwaltungsgrundsätzen in offenbarem Widerspruche steht. Und dieses geht nicht etwa aus eitler Lust an Controversen und der Absicht, durch neue Lehre zu glänzen, sondern aus der innigsten Ueberzeugung und mit der Besorgnis hervor, es möge die vorgeschlagene Neuerung der Absicht des Werks schaden. Aechte Freysinnigkeit hat den Vf. zur Opposition gegen den Liberalismus des Tages gedrängt, zu einem Ziele geführt, das seiner Ausführung nicht vorgesteckt, vielmehr das Ergebnis seiner Forschungen gewesen und geworden ist.

Die Wahrnehmung der zunehmenden Armuth und der Täuschung, welche die staatswirthschaftlichen Berechnungen bereiten, indem sie den Anwachs der Bevölkerung und des Verkehrs als über den öffentlichen Wohlstand entscheidend hervorheben, statt dessen

J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

eigentliches Wahrzeichen darin zu setzen, „dass Niemand weder geistig noch körperlich durch menschliche Schuld Noth leide“, bestimmten des Vfs. Beruf zu diesem Werke, und das Ergebnis seines Nachdenkens ist die Ueberzeugung, dass Hülfe nicht in der jetzt so dringend angepriesenen Freyheit, sondern nur in deren angemessener Beschränkung, in „geregelter Freyheit“ zu finden sey; dass die Freyheit nur in sofern ein zu erstrebendes Gut darbiete, als sie allgemein verbreitet, aber auch in dieser Masse gesichert werden könne, dass endlich die übereilte und regellose Förderung des National-Reichthums eben die kräftigsten Ursachen der National-Armuth enthalte. Dahin ist der Vf. gelangt, indem er alle Beziehungen des gesellschaftlichen Zustandes einer sorgfamen Prüfung unterworfen hat; und ohne sich, wie gewöhnlich unsere Staatskünstler, auf den Tadel des Bestehenden zu beschränken, fügt er jeder Rüge das Mittel hinzu, wodurch nach seiner Ansicht dem Mangel abgeholfen werden könnte. Er umfasst auf solche Weise alle Zweige der Staatsverwaltung, und wird auch dem Belehren gewähren, der übrigens seinen Ansichten nicht durchaus beystimmt, und den es befremden möchte, hier oft auf die Bibel als Autorität gewiesen zu werden. Wo wäre aber von den Grundsätzen der christlichen Moral die Anwendung angemessener, als da, wo es der Abstellung oder Linderung der Armuth gilt!

Der staatswirthschaftliche Gesichtspunct der Armenhülfe ist es, und nicht die gewöhnliche Unterstützung, das Almosengeben, womit das Buch sich beschäftigt, und zuerst die „niedere Armuth“ in ihren Folgen, und ihrer Fortpflanzung, dann die „höhere“ der gebildeten Stände, zumal bey deren Wittwen, mittellosen Studenten u. s. w. darstellt, zugleich zeigt, dass die gefelligen Verhältnisse öfter, als Gottes Wille, dieselbe bewirken, eine „künstliche Armuth“ im Gegensatz zu der natürlichen erzeugen. Die Abhülfe ist weder im „ponokratischen“ noch im „agrokraftischen“ Systeme zu finden, kann vielmehr nur aus einer Verbindung beider, der gleichen Würdigung der Arbeit und des Grundbesitzes, hervorgehen. Mit dem Willen und der Fähigkeit, zu arbeiten, ist es nicht gethan, es muss die Gelegenheit dazu in dem Boden und seinen Erzeugnissen vorliegen, als Gegenständen productiver Thätigkeit. Eben so ist in Beziehung auf den Handel sein, die Beglückung der Völker bewirkender, Einfluss nicht von der, jetzt so gepriesenen, allgemeinen Handelsfreyheit, sondern von einer, den Umständen jedes Landes und jeder Zeit entsprechen-

den, Leitung zu erwarten; und empfiehlt die öffentliche Meinung hier und dort die der Freyheit zuzufagenden Extreme, so zeigt sie sich eben damit als unheilbringendes Fabricat, unfähig eine Tyranny zu vertreiben, die ärger wäre, wie ihre eigene. Die Quellen der Armuth sind äußere und innere. Vom Verhältnisse zum Auslande gehen aus alle die nachtheiligen Wirkungen, welche, bey einem unbewahrten Handel, dessen Schwanken und das Uebergewicht fremden Reichthums hervorbringen müssen, Abhängigkeit von auswärtigen Staaten und deren Handelspolitik zur Folge haben werden. „Lieber das ungeschickte aber glückliche Alte, als das elegante aber unglückliche Neue! — Die Arbeitsumwälzungen müssen, wie alle Staatsveränderungen, langsam, allmählich vor sich gehen. Die Menschen müssen Zeit gewinnen; die jüngeren, um sich nach etwas Anderem umzusehen; die älteren, die nicht von Neuem in die Lehre gehen können, um in der Gewohnheit des Alten ihre Lebensstage zu beschließen. — Die möglich größte Unabhängigkeit des inneren Handelsverkehrs von dem Welthandel ist wesentliche Bedingung der gleichmäßigen Arbeit im Inlande, mithin der Wohlfahrt der Einwohner, und — muß daher ein Hauptaugenmerk der Regierung seyn.“ Als Mittel zu diesem Zwecke, die Ein- und Ausfuhr gewisser Waaren zu verhindern, einen modificirten geschlossenen Handelsstaat zu bilden, weniger zur Erhebung einer Verbrauchssteuer, rechtfertigt sich das jetzige Zollsystem, sowie die Erschwerung oder das Verbot der Ein- und Ausfuhr als Mittel zur Sicherung einheimischer Productionen, oder gegen Uebertheuerung einzelner Handelsartikel. Das System unbeschränkter Handels- und Gewerbs-Freyheit hat zu einem fortwährenden Niederreißen aller, diesen volksnähernden Betrieb schützenden, Einrichtungen geführt, welche weniger der leicht abzustellenden Mißbräuche wegen, vielmehr schlechthin deshalb mißfallen, „weil sie Einrichtungen sind.“ Nicht das Reichwerden, vielmehr der künstlichen Armuth vorzubeugen, sey Zweck der Regierung, und diese erfodere, daß Gelegenheit zu nährenden Arbeiten und ein Preis der Lebensmittel gesichert werde, der das Einkommen der Leute nicht übersteigt. Englands Beyspiel sey, wegen dessen besonderer Lage, unanwendbar, und, weil dort von einer Seite unbewegliche Stetigkeit mit der regsten Beweglichkeit von der anderen Seite verbunden bestehen, der dortige Erfolg nur dieser Verbindung beyzumessen sey, unpassend; sich aber diese Beweglichkeit ohne jene Fixität zum Muster zu nehmen, nothwendig unheilbringend; wie denn dort der Nachtheil des Systems schon fühlbar werde, seitdem die Engländer die „Fixitäts-Elemente“ in Berathung zu ziehen anfangen. Ueber die inneren Armuthsquellen zu handeln, holt der Vf. weit aus, verwahrt sich gegen die „Volks- und Gunst-Höflinge.“ findet, daß die Großen lauster und freundlicher den Staat regieren, als Andere, die an's Ruder kommen, und es besser machen wollen, bemerkt, wie fehlerhaft der gewöhnliche Schluß sey, daß der Beredete auch richtig

denke, und daß ihm die Freyheitsverfechter „unfehlbar“ die ärgsten Despoten wären. Sodann wird der Nachtheil der übertriebenen Kunstliebhaberey der Vornehmen und Fürsten herausgehoben, indem sie das Nichtsinnliche verdränge, und zur Oberflächlichkeit die Neigung verflärke, auch die Mittel schwäche, wodurch der Armuth wirksam entgegen gearbeitet werden könne. Den „abstimmenden Versammlungen,“ nämlich den Kammern der constitutionellen Verfassungen, trifft des Vfs. Tadel, sofern sie von vorn herein in eine rechte und linke Seite zerfallen. Nicht ohne Grund, meint er, solche schon zuvor über ihre Abstimmung entschiedene Mitglieder würden zweckmäßiger durch nickende und kopfschüttelnde chinesische Puppen ersetzt, und so die Verhandlungen beschleunigt, auch die *dinés*, „wo die Meinungen aus dem Magen (als Cruditäten?) zum Kopfe steigen,“ erspart werden. Den so angedeuteten „Urquellen der inneren Armuth“ wird ferner die Irreligiosität und der Unglaube aller Art beygezählt, „die Voraussetzung einer Vernunft, die keiner besitzt, und die Jeder, bey allen Verirrungen, zu besitzen wähnt,“ (wem fällt nicht das gepriesene, und dem verhatsten Bestehenden und historisch Begründeten entgegen gesetzte, ewige und unverjähbare Vernunftrecht einer gewissen staatsrechtlichen Schule hiebey ein?) das Verlangen, überall ein freyes Feld, *tabula rasa*, zu erhalten, um, unbekümmert um das Vorhandene, die neuen Ideen zu verwirklichen, damit solcher Neubau morgen einem anderen Platz machen möge, wo denn Alles an, *qui vive?* unsicher und ungewiß bleibt. Das neue System der Staatswirthschaft, nämlich das Alles umkehrende und zerstörende Princip der „allgemeinen Concurrency,“ eine der vielen Gestalten, worin sich der proteusartige Zeitgeist (Demagogie, Radicalismus u. s. w.) kleide, gehöre ebenfalls zu den ergiebigsten Quellen innerer Armuth, in Verbindung mit dem aus ihm hervorgehenden „Centralisations-Systeme.“ Wie zum Ziele, d. h. zur Unterdrückung aller Individualitäten im Staate „von unten hinauf“ getrieben werde, zeige der öffentliche und heimliche Krieg gegen Stände und Corporationen, aber „was zu ernsteren, traurigeren Betrachtungen Anlaß giebt,“ sey, daß die Entfittung so empörend in einer Menschenclasse geworden ist, daß man mehr Anstand nehmen müßte, sich bey derselben für adelig, als für urehlich zu bekennen.“ „Von oben herunter“ wirken aber dahin die Regierungen, „indem sie das Gegentheil zu thun meinen, thun sie gerade dasjenige, was für die Zeitgeistkünstler das Allerwillkommenste ist.“ Obgleich selbst die größte Individualität im Staate, geben sie den Launen des Zeitgeistes in jener Richtung nach, „glauben Alles, selbst controliren, und zu ihrer eigenen Sicherheit alle Befugnisse und Berechtigungen an sich ziehen zu müssen. — Hierin träumen sie Einheit, und diese Einheit soll Kraft bewirken.“ Dieses die Entstehung des Systems, bezeichnet durch das „Modewort“: Centralisation, worunter nichts Anderes verstanden wird, „als *tabula rasa* im Sinne der Regierung, dasselbe, was „Freyheit und Gleichheit,“ mit

einem Worte, der Jacobinismus bey den Völkern ist. Und doch bilden eben die Individualitäten unter den Regierten die sicherste Basis für die Hauptindividualität, die Regierung, und mit Verwischung jener wird die ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit aller Köpfe auf die Angelegenheit der Letzten gerichtet. „Und, Regierung! wirst seyn, wie einer, der mitten im Meere schläft, und wie einer schläft oben auf dem Mastbaum.“ (Spruch. Sal. XXIII, 34.) Statt sich auf die Controle der Einzelheiten, der Gemein- und ständischen Verwaltungen, zu beschränken, wolle die Regierung auch statt dieser und überall selbst und allein regieren, „bis in's Kleinlichste;“ und da sie nun alle Oertlichkeiten des Landes unmöglich kennen könne, so müsse die Anzahl der Beamten immer vermehrt, der Staatshaushalt kostbarer, und dabey gegen unzählige Amtsinteressen fortschreitend angestoßen werden. Unzufriedenheit und grössere Kostbarkeit seyen also die leidigen Früchte dieses Systems (wer dürfte hier dem Vf. widersprechen?), und statt selbst zu controliren, ziehen, wird weiter gefolgert, die Regierungen die rücksichtsloseste Controle gegen sich herbey, indem die so lebhaft besprochenen und verlangten Nationalrepräsentationen keinen anderen Zweck, wie diesen, haben. Wird die allgemeine Concurrenz in Beziehung auf den gewerblichen Verkehr betrachtet, so zeige sich ihre feine Schattenseite in der hiedurch bewirkten allgemeinen Unsicherheit des Erwerbes. „Die Gewerbe, die Unternehmungen, sind sodann nichts mehr als zeitliche Versuche, wodurch Einer dem Anderen den Gewinn kürzt, und „künstliche Armuth“ hervorgebracht wird. Die Erfahrung werde, meint man zwar, dem Uebermase entgegen wirken; vielleicht, aber immer nur auf Kosten derjenigen, die in ihrem Erwerbe herabgebracht worden sind. Und dann der Reiz zur Eingehung leichtsinniger Ehen mit deren verderblichen Folgen, so wie zur Vermehrung der Anzahl von Candidaten zum Staatsdienst, deren fortwährender Andrang die Reihe der auf ihrem Lebenswege Verunglückten, oder Andere Verdrängenden zum allgemeinem Nachtheile verlängert. Weil der Unterricht in den gelehrten wohlfeiler, wie in den Gewerbs-Schulen zu seyn pflegt, würden jene vorzugsweise von Kindern der untersten Volksklassen besucht, und dort Unfittlichkeit, Strafsen-Redensart und Manieren zum Nachtheil der Kinder höherer Stände eingeführt. Möchten Jene denn auch, nachdem sie durch die unteren Schulclassen gelangt, irgend einem bürgerlichen Erwerbe sich widmen wollen; so würden sie meistens bereits dafür verwöhnt und verdorben. Dem Staate, welcher dieses zugelassen, würde damit die Last auferlegt, Leute zu versorgen, die oft nur zu Sinecuren tuglich wären. (Ein Fall, der wenigstens da nicht eintritt, wo nicht bloß Abiturienten- und Antellungs-Examen, sondern auch Prüfungen bestehen, welche über den Uebergang aus den niederen in die mittleren Lehranstalten entscheiden.) „Die Waffen einer höheren Geistesbildung, welche die Regierung, mit mehr Güte, als Vor-sicht, jenen Männern in die Hände gab, werden, bey

der mitgebrachten Unbildung des Herzens, mit Undank gegen die Regierung gerichtet.“ So zeige sich die Concurrenz als Rückkehr zur Verwilderung, als die civilisirte Anthropophagie. Die Besorgniß vor Uebervölkerung weist der Vf. zurück, wohl aber zeigt er auf „Seyn-Concurrenz“ als ein drohendes Unglück, und diese geht ihm aus der Störung des Gleichgewichts im Staate, dem Mißverhältnisse zwischen Bedürfnis und Gelegenheit lohnender Arbeit, hervor; ihr muß entgegen gewirkt, oder das größte Unglück befürchtet werden. Das Eingehen der Heirathen, wo Noth mit Noth sich verbindet, und Noth zeugt, müsse erschwert werden; der falsche Liberalismus der Zeit sey es, der Jederman mündig erklärt, den Kindern überläßt, ihre Geburt zu verantworten und übersieht, daß die unteren Volksklassen immer unmündig bleiben. Die Staatspapiere eine ergiebige Quelle künstlicher Armuth. Die grössere Bequemlichkeit derselben für den Capitalisten habe sie den früher gesuchteren Hypotheken vorziehen lassen, sie haben den Einfluß, und drücken hiedurch den Grundbesitz, heben die Städte zum Untergange des Landes und schaffen den Geldadel, die allgeringste Herrschaft, „weil sie nichts kennt, nichts preiset, als Zahlen und Geld, — kein Vaterland, keinen Vater, keine Mutter.“ Papierwucher, verderbliche Aehnlichkeit mit den Lotterien, bedenklicher Einfluß auf den Handel mit dem Auslande.

Der Vf. geht hierauf (Th. 5) zu den *Verwaltungs-Mitteln zur Vorbeugung der künstlichen Armuth* über. Ihm erscheinen die jetzigen Zeiten „nur eine identische Fortsetzung der Reformationszeiten, und die jetzigen Kriege immer noch als die alten, aber mittelbaren Religionskriege.“ Wie bey dem Sturze des römischen Reichs eine neue Periode der Weltgeschichte begonnen, so auch jetzt, und weil die Zwischenzeit nur als eine, das neue Licht erzeugende, Einsturzzeit zu betrachten sey, so knüpfe sich das Neue an das Alte, indem jenem die wiederaufgelebte classische Literatur zur Grundlage diene.“ Alle angegebenen Quellen künstlicher Armuth bestehen nur in der Loslagung (?) gewisser Beschränkungen, welche aus dem Mittelalter herrührten, und in allgemeinen Einrichtungen, welche das jetzige Zeitalter zu seiner eigenen Züchtigung aufgebracht hat.“ Durch Aufstellung dieses Princips wurde schon auf die Mittel der Abhilfe gewiesen, daher der Vf. sich nur darauf beschränke, Winke zu geben. Warnung vor den Freyheitspredigern, welche eigentlich nur die Schranken, die ihrer eigenen Willkür entgegenstehen, bekämpfen; wie aus dem jacobinischen Bonaparte der Zwingherr Napoleon entstanden sey. Dann vor dem Hochmuth, den Annahmungen und dem abstoßenden Wesen an Seiten der Staatsmänner, welche den verbreiteten Freyheitsfinn mehr kränken und aufregen, als beschränkende Gesetze. Ferner, vor Auslöschung alles Provincialunterschiedes, indem die Vaterlandsliebe damit zu sehr verdünnt, in die allgemeine Menschenliebe, den Grundsatz der Gleichgültigkeit: *ubi bene, ibi patria*, aufgelöset werde. Wo die Indivi-

dualitäten aufgehoben wären, müßten sie wiederhergestellt werden, um den Einzelnen die nöthige Zuverlässigkeit ihrer Stellung zu sichern, die Veranlassung zu immerwährenden gegenseitigen Ausrechnungen hinwegzuräumen, und deshalb wären Classen zu bilden, z. B. von Kaufleuten, Fabrikanten, Gastwirthen u. s. w. und als Corporationen, so wie Bürger- und Communal-Rechte in Städten und Dörfern erblich zu machen. Diese Corporationen könnten im Staate durch keine anderen Einrichtungen ersetzt werden, sobald sie, kleine Staaten in denselben, sich selbst zu verwalten und für ihre Mitglieder zu sorgen hätten. (Allerdings eine Vereinfachung der Staatsverwaltung.) Bringt die neuemodige Gewerbe-Unsicherheit es mit sich, daß der Gewerbetreibende den Sohn wo möglich zum Beamten erziehen möchte, und Unzufriedenheit überall keime, so erzeugen sich unter jenen Instituten Vertrauen und Liebe zum eigenen Stande, mit wahrem Patriotismus, der sich, wie im Meere der Tropfen, verlieren muß, wenn der Einzelne nur unter Millionen Staatsbürger zählt. Der Einwurf gegen Erblichkeit der Rechte, daß sie unverdiente Vorzüge begründe, müsse der Betrachtung weichen, daß ja Talent und Genie auch angeboren werden, solche Unterscheidungen also naturgemäß sind, und dann gelte es mit jenem Vorschlage, nicht bloßen Ehrenrechten, wie dem Adel ohne festen Grundbesitz, vielmehr den „Heimaths-, Einbürgerungs- oder Naturalisirungs-Rechten,“ welche den Fremden fremd bleiben lassen müßten, bis er das Bürgerrecht in einer Gemeinde erworben und gelöst haben würde, und auch demjenigen eine Zuflucht im Unglücke sichern würden, welcher anderer Orten den Aufenthalt genommen gehabt. Dieser Ansicht des Vfs. entsprechen in mehreren Staaten die neuen Bestimmungen über Wohnort, Heirath und Niederlassung, auch Armenversorgung, und bieten in ihrer Anwendung oft große, die mittelste Classe höchst bedrückende, Schwierigkeiten dar, die nur durch strenge Durchführung einer angemessenen, den Gemeinen Selbstständigkeit zurückgebenden, Communalordnung gehoben, wenigstens gemindert werden können. Wer könnte sich zu patriotischen Opfern freywillig einfinden, oder nur zu gemeinnützigen Einrichtungen die Hand bieten, so lange die Regierung, durch eine ganze Hierarchie von Beamten und Behörden eingreifend, jeden Schritt erschwert und jeden Willen festelt! Mit erblichen Communalrechten und geschlossenen Corporationen will sodann der Vf. die „auswärtige Concurrrenz“ geregelt, den Productenhandel, als Austausch des Ueberflüssigen gegen Mangelndes, freygegeben und den „künstlichen Handel“ mit Fabrikanten und auf Speculation hingegen beschränkt wissen. Oessentliche Getreidemagazine, nach dem Maafstabe des mittleren Marktpreises zu öffnen oder zu füllen. (Und die Gefahr und Kosten einer solchen Verwaltung?) Zölle, jedoch bloß zur Modification von Handelsverboten, und Sicherstellung des inländischen Gewerbes. Vorzug der direc-

ten vor indirecten Steuern, weil diese auch den Armen treffen. Allmähliche Einziehung großer Gehalte, verbunden mit Anstellung hinreichend bemittelter und zugleich tüchtiger Männer in den ersten Stellen. „Der Nichtbegüterte erwerbe, sammle erst auch Vermögen, und dann mache er auch Ansprüche auf gleiche Ehre unter gleichen Bedingungen.“ Der Reiche habe mehr Mittel zur Ausbildung, und wer aus Patriotismus diene, stehe unabhängiger, und könne offener sich aussprechen. Also sollten die hohen Staatsbeamten keine, die mittleren nur subsidiarische Befoldung erhalten, nach Maßgabe ihres Vermögens. So würden Wohlhabende den edelsten Gebrauch von ihrem Vermögen machen, und die Staats-Casse erleichtert werden. Zu diesem Zwecke wird sodann auch eine Stempelabgabe auf die Zinscoupons empfohlen, mit Verbot auswärtiger Staatspapiere. Würde aber diese Maßregel nicht dem Credite des Staates und dem öffentlichen Verkehre nachtheilig werden, da jener der fremden Capitalisten bedürfen kann, und Staatspapiere wie Geld behandelt werden? Praktischer ist und beherzigerwerth der Vorschlag, den Staatspapieren Pfandbriefe zu substituiren, welche das ganze Grundeigenthum im Staate zur Sicherheit haben müßten; „die Eigenthümer müßten allein Creditoren des Staates werden, und, da der Staat höhere Zinsen bezahlt, als der Eigenthümer, so würde der Eigenthümer selbst freywillig entleihen, um dem Staate vorzudienen zu können. Er würde aber nicht zu entleihen, sondern nur dem Staate Pfandbriefe, die keinem Cours unterworfen sind, zu überliefern brauchen, welche er im Nothfall, ganz oder zum Theil, einzulösen verpflichtet wäre, wofür er aber unterdessen die vollen Zinsen, als hätte er bereits das Geld ausgeliefert, beziehen würde.“

Nachdem bisher von den Verhältnissen der Regierung zu den Staatsbürgern gehandelt ist, theilt der Vf. seine Ansichten über diejenigen zwischen den Staatsbürgern unter einander mit, und spricht sich zuerst über die *städtischen Corporationen* aus. In Dörfern und kleinen Städten genügten die zuvor erwähnten erblichen Rechte, da so beschränkte Gemeinheiten gleichsam natürliche Corporationen bildeten. In größeren aber, wo sich der Einzelne in der Gesamtzahl verliert, müßten Abtheilungen gebildet, die Städte in Dörfer getheilt werden, „zu welchen die Kirchengemeinden schon den Grund legen,“ und Prediger und Kirchenälteste die natürlichen Vorsteher und Pfleger der Armen seyn würden; nachdem jedoch zuvor der künstlichen Armuth gesteuert, dem Alles ebendenden Zeitgeiste, „welcher eine absolute Vernunft aufwirft, für die er sich selbst hält,“ Schranken gesetzt worden, und die Welt von der allgemeinen Ungebundenheit zu einer Ordnung der Dinge zurückgebracht seyn werde. Vorzug der Armenpflege durch die Geistlichkeit, wegen Verbindung der Unterstützung mit religiöser Tröstung, und Eintheilung der Armen u. s. w. nach den Gewerben.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

F E B R U A R 1 8 3 9.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Logier: *Staatswesen und Menschenbildung umfassende Betrachtungen über die jetzt allgemein in Europa zunehmende National- und Privat-Armuth, ihre Ursachen, ihre Folgen, die Mittel, ihr abzuhelfen und besonders ihr vorzubeugen.* Von F. H. Bodz Raymond u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die innere Einrichtung der Corporationen müßte mit Ausschließung aller Mißbräuche der alten Innungen Statt finden, die Anzahl der Meister nicht festsetzen, vielmehr nach der Quantität der Arbeit sich bestimmen, indem die Summe der beschäftigten Gesellen zum Maßstabe dienen, und nach der Zahl der, vom einzelnen Meister zu nährenden Familienglieder die von einem Jeden höchstens zu haltenden Gesellen ermäßigt würde. Ein Geselle dürfe, ohne ausdrückliche Erlaubniß der Innung, weder heirathen, noch in besonderer Wohnung für den Meister arbeiten. Den politischen Kannegißereyen der Handwerker müßte durch Beaufsichtigung der Presse entgegengewirkt, und diese auf Beachtung der, das Gewerbe betreffenden Angelegenheiten, Erfindungen u. s. w. mehr hingeleitet werden. Die der Anstellung der Staatsdiener, Aerzte u. dgl. vorauszuschickende Prüfung sey auch bey Kaufleuten, Bankiers, Gewerbtreibenden anzuwenden, um dem Nachtheile der Untauglichkeit vorzubeugen. Wie dringlich es sey, die Religiosität durch Staatseinrichtungen zu fördern, der natürlichen Religion das Evangelium wieder zu substituiren. „Entweder wird das Christenthum zum bloßen Namen, zur bloßen philosophischen Secte, zur Staats- und Volks-Heucheley herabgewürdigt werden, oder die Licenz wird zur Ordnung zurückkehren müssen.“ Dieses kann nur geschehen, indem der Lohn der Arbeit durch Beschränkung der Concurrrenz gesichert, der Arbeiter nicht ferner genöthigt wird, ohne Abbrechung auch sonntäglich zu arbeiten, ihm vergönnt wird, neben der Arbeit auch des Lebens froh zu werden, er „die Gedanken auf etwas Anderes, als auf die Kartoffeln für den heutigen Tag, richten könne.“ Der, der „höheren Fürsorge für die dienende Classe“ gewidmete Abschnitt (V, 13) enthält mehrere, sich empfehlende Vorschläge. Da diese Classe vor Allen eines tiefen religiösen Gefühls und festen Glaubens bedürfe, um ihre Lage mit Ergebung und Demuth zu ertragen, so wäre den Dienstboten, neben einiger sonntäglichen Ruhe, auch Zeit zum Kirchenbesuche zu gewähren, und sie dazu anzuhalten. Dann,

A. J. L. Z. 1839. Erster Band.

ein Dienerschaftscuratorium, ohne dessen Erlaubnißschein kein Dienstbote anzunehmen, welcher die Entlassungsscheine der Herrschaften zu registriren, in beiden Fällen gewisse Gebühren zu beziehen und zu verwalten habe, zu einer Unterstützungscasse bedürftigen Gesindes. Beysteuer der Herrschaften zu dieser Casse, welche mit einer Sparcasse für die Dienstboten zu verbinden sey, ohne jedoch, wie zu geschehen pflegt, nach einer unbefchränkten Vermehrung des Capitals zu trachten, und die nothwendige Gegenwart der unsicheren Zukunft aufzuopfern. Aus dieser Casse Pensionen den vorübergehend dienstlos, oder wegen Alters und Gebrechlichkeit unfähig gewordenen Dienstboten. Belohnung langer Dienstzeit mehr ein Beweis guten Willens, wie von tiefem Eindringen in die Verhältnisse, weil der Dienst oft ohne des Gesindes Verschulden abgebrochen werde. Kleiderordnung, zur Abwendung eines sittenverderblichen Luxus und Wetteifers, und deshalb Lieferung der Kleider durch die Herrschaft auch dem weiblichen, wie als Liverey dem männlichen Personale; nicht bloß zur bequemen Unterscheidung der Personen, sondern zugleich zu deren Erinnerung an das, was sie sind. Gewiß praktisch; wie man ja das Militär und viele Classen von Staatsdienern eben in beiden Hinsichten damit auszeichnet. Das Verhältniß der Fabrikarbeiter, zumal zu den Fabrikherren, wird sodann, gewiß richtig, mit der jetzt bekämpften und ziemlich abgestellten Feudalherrschaft verglichen und als viel drückender, wie diese geschildert, indem sie den Arbeiter, bey der Theilung der Arbeiten, geisttödtend zur Maschine herabwürdigt, zu anderen Erwerbsmitteln unfähig macht, und der Willkür der Fabrikherren bloßstellt. Diese Unsicherheit des Daseyns müßte wenigstens möglichst gehoben, und, wie für die Dienstboten, Fabrikarbeiter-Curatorien eingesetzt werden, mit ähnlichen Befugnissen und Obliegenheiten, wie dort. Zur Vorbeugung des großen Uebelstandes, welcher aus der „Seyn-Concurrrenz“ der Beeinträchtigung der Erwerbsarten durch Ueberzahl der Concurrirenden, erwächst, weist der Vf. auf die bereits empfohlene Herstellung der gefelligen Bande, Wiedereinführung der Erbllichkeit der Rechte, und der Corporationen in den Gemeinden hin. Grelle, aber wahre Schilderung der Wirkung des Brantweins und Vorschläge zur Einschränkung des Hanges zu demselben. Entladung der Uebervölkerung aus den Städten in ihre Dorfgemeinden gewürdigt, und die Schwierigkeiten bey Beförderung von Auswanderungen und deren Unwirksamkeit, sowie die der Beschäftigung bey öffentlichen Arbeiten, indem damit

die Unzahl der Proletarier nur vermehrt würde. Nach Wiedereinführung der Corporationen würde die Beschränkung der Ehen aus diesen hervorgehen, auch in denselben durch Wittwen- und Waisen-Cassen dahin gewirkt werden, wenn nur derjenige zur Verheirathung gelassen werden würde, der gehörig zur Theilnahme an solchen sich qualificirt habe. Der Luxus ernähre nicht, so wenig wie das stehende Heer, indem dieses und die für jenen Arbeitenden die Masse der Unterhaltungsmittel nicht vermehrten, sondern vielmehr Anderen entzögen. Wohl zu einseitig, da sie durch Sicherung leichteren Absatzes Andere veranlassen, an jenen Mitteln mehr und für sie zu produciren, was sonst unterblieben seyn würde. Im 6ten Buche wendet der Vf. sich darauf zur Menschenbildung, deren Beziehung zum Zwecke des Werkes klar ist, und behandelt zuerst die Jugendbildung, die Erziehung, sodann den Unterricht mit einer, der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessenen Ausführlichkeit und einem Reichthume neuer Ansichten, welche wiederum nur in wenigen Zügen angedeutet werden können. Wie im ganzen Werke herrscht zumal hier die Ueberzeugung vor, daß den so fühlbaren Mängeln der Gegenwart einzig durch kräftiges Entgegenwirken wider die eingebrochene Gallomanie, Zeitgeist benannt, und durch Wiederbelebung der christlich-evangelischen Religiosität abgeholfen werden könne. Nicht Parteygeist, nicht die verrufene Stabilität leiten hierin den Vf.; sind es doch durchgreifende, das Neue ohne Rückkehr zum Alten ändernde Mafsregeln, welche er empfiehlt. Er theilt vielmehr mit, was die edelste Humanität, nach Erfahrung und treuer Erwägung der Verhältnisse, ihm eingegeben haben, und zeigt sich höchst ehrenwerth, mag auch, was er empfohlen hat, dem bereits zum Bestande Gediehenen zu sehr widerstreben, um durchaus anwendbar zu seyn. Die Zweckmäßigkeit seiner Vorschläge ist kaum zu bestreiten, ob aber die jetzige Lage der Dinge nicht eine von der Vorsehung beabsichtigte Krisis herbeyführen soll, und also vergebens bekämpft werden würde, ist eine Frage, die den wohlmeinenden Rathgeber nicht zurückhalten durfte, wie es jedem Edeln ziemt, für das als gemeinnützlich Erkannnte zu kämpfen, auch wenn ihm Uebermacht entgegen zu treten scheint, die endliche Entscheidung dem Lenker der menschlichen Geschicke überlassend. Die *Bildung der Jugend*, als über Wohlfahrt und Unglück der Völker, Ueberwindung der Armuth oder das tiefere Versinken in dieselbe entscheidend, „für jede Kunst eine so heilige, unerläßliche Pflicht, als irgend eine, die nicht einzig der Gegenwart angehört.“ Nicht der Unterricht ist dafür die Hauptaufgabe, sondern „daß besonders und vornehmlich in Beziehung auf Erziehung klare, richtige, gesunde und bestimmte Grundätze sich immer mehr und mehr in den Völkern verbreiten.“ Denn „der wohlunterrichtete, dabey aber schlecht erzogene Mann ist in der menschlichen Gesellschaft verderblicher, gefährlicher, als der grobe, unwissende Strafsenräuber. (S. das junge Europa und dessen Abtheilungen.) Die Erziehung sey mit dem zartesten Alter anzulangen, die

Schamhaftigkeit zu entwickeln, sowie Dankbarkeit, Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit, vor Spott bey Kindern sich zu hüten. Gehorsam, aus Furcht und Liebe hervorgehend, die Religion des Kindes, und eine Hauptaufgabe der Erziehung. Ueber Befrafung und nothwendige Rückkehr des Kindes zur Ordnung. Nutzen angemessener Belobung. Dann, mit vollständiger Entwicklung und warmer Empfehlung, die Erweckung der Religiosität. Unzulänglichkeit der natürlichen Religion — weil sie die Gottheit selbst setzt (wäre aber der Begriff derselben nicht, zugleich mit dem Gewissen, vom Schöpfer ausgegangen und gleichsam ein mit unserer Natur wesentlich verbundenes Evangelium?), und Bedürfnis des Christenthums, mit den sehr eindringlich zusammengestellten Beweisen für dessen göttlichen Ursprung. „Die natürliche Religion ist die angebliche Religion der Leute, die eigentlich keine Religion haben,“ möchte ein unbegründeter Ausspruch seyn, auch nur als Regel aufgestellt. Ueber und gegen *Benjamin Constant: de la religion considerée dans sa source etc.* und den Saint-Simonismus. Für eine zweckmäßigere physische Erziehung, und zwar beider Geschlechter. Unvereinbarkeit einer constitutionellen Verfassung mit strengem Katholicismus; „nur evangelisch, so ist das unruhige Europa rubig!“ Geht aber der Jakobinismus, ein Jünger Mephisto's, an der Hand irgend einer Religion? — Bey der Abhandlung über den *Unterricht* geht der Vf. von der Ansicht aus, daß der Volksunterricht von demjenigen wieder strenger zu sondern sey, dessen die Kinder höherer Classen der Gesellschaft bedürfen, da „nicht fämtliche Individuen eines Volkes zu solchen Ständen vorbereitet und vorgebildet werden“ müssen, und erklärt sich dann, in Hinsicht auf den „Grundunterricht,“ d. h. den, welcher Jederman nöthig ist, gegen die neuen künstlichen Methoden des Lesenlehrens; der einfache mechanische Unterricht sey vorzuziehen, als dem kindlichen Alter angemessen, und „vielleicht ist jetzt Mancher ein nothleidender Mensch, weil sein erster Lehrer ihn mit dem Alphabet nothzüchtigte, oder ein Taugenichts, weil dessen Lesenlehren nichts taugte.“ Auch das Schreibenlehren werde durch einen eitlen Schein wissenschaftlicher Gründlichkeit verdorben, und die kalligraphische Neuerungsucht führe eigentlich zu einer Geheimschreibekunst, einer Kryptographie, wo die Unterschriften, wie die alten Paraphen, hieroglyphische Räthsel darbieten. Diesem Uebelstande abzuhelfen, wird die Festsetzung einer Handschrifts-Normalform empfohlen, mit Vermeidung aller überflüssigen Verzierungen, und mit Sachkenntnis über die Unterrichtsmethoden im Schreiben gehandelt. Auf gleich beherrschende Weise behandelt hierauf der Vf. die Arithmetik, die Rechtschreibung und Sprachlehre, sowie den Unterricht in der Geographie und Geschichte, mit einem überraschenden Reichthume neuer Ansichten, deren Angabe die Grenzen dieser Anzeige überschreiten würden. Indem hierauf unser Vf. der Anleitung zum Gesange, als wichtigem Theile des Grundunterrichts, erwähnt, und über Musik, Notenlernen u. dgl. sich verbreitet, erzählt er, wie der Ge-

fang der Psalmen einer armen Wittve das sorgen- und arbeitsvolle Leben erleichterte, und ihres Kindes erste Jugend erheiterte, und fährt dann fort: „Im J. 1769 hatte meine Mutter, als Braut, dieses Psalmbuch zum Geschenk von meinem Vater erhalten, und das verwaisste Kind war ich selbst gewesen. Gefang hat das Trübe meiner ersten Lebensjahre erheitert, und die schmerzliche Lage meiner Mutter verfürst. Wenn meine Ansichten und Vorschläge zur Linderung und Verhütung der Armuth ohne Erfolg bleiben, möchten sie doch, wenigstens von dieser Seite, derselben beykommen.“ Amen! wird gewiß diesem edelmüthigen Wunsche jeder Leser nachrufen. Der Religionsunterricht, als Kern der Jugendunterweisung, muß nach unserem Vf. möglichst früh begonnen werden, zeitig in Ausübung und Angewöhnung übergehen. Das wiederholte Beten, obwohl nach vorgeschriebenen Formularen, erwecke wenigstens fromme Gedanken. Der Annahme eines bösen Principis wird das Wort geredet, weil das Daseyn des Teufels in der Bibel begründet sey, und man aufser dieser nur auf noch grössere Schwierigkeiten gerathe. „Für einen Teufel, den man zerphilosophirt, verphilosophirt man sämtliche Menschen dazu.“ Eine, dem jetzigen Sprachgebrauche entsprechendere Bibelverdeutschung sey wünschenswerth, sowie ein Katechismus aus einem geschichtlichen, einem catechetischen und einem biblischen, die Belegstellen aus der Bibel enthaltenden Theile zusammengesetzt. Die dem Religionsunterrichte folgende Einsegnung, Confirmation, dürfe nicht, wie leider gewöhnlich, in der „weltlichen Einweihung“ bestehen, müsse vielmehr wie die Vollendung einer fortgesetzten und dem Ziele nahe gebrachten Unterweisung behandelt werden. Die „Grundschulen“, deren überall kein Ort ermangeln sollte (offenbar zu viel verlangt, da in vielen Gegenden sehr kleine Orte, und diese um so näher beyfammen liegend sich finden), müßten den Unterricht, wo nicht umsonst, doch möglichst billig ertheilen, und von allen Kindern beschickt werden. Sie setzten, sollen sie gut seyn, ein gutes Gemeinwesen voraus, wie sie wiederum diesem zur Grundlage dienten. In kleinen Dörfern möchte kundiger Einwohner genügen, der, im Winter wenig beschäftigt, den Unterricht unter Leitung des Pfarrers, gegen eine mäßige Vergütung in Naturalien, übernehmen würde, und in dieser Hinsicht nicht von den einzelnen Eltern, sondern von der Gemeinde abhängen müßte. Der Aufwand, welchen die Vorrichtung guter Grundschulen dem Staate auflegen könnte, dürfte leicht durch Einziehung der etwa entbehrlichen Universitäten und Gymnasien, Vermeidung des Luxus bey deren Ausstattung u. s. w. zu decken seyn. Die Nothwendigkeit, in erweitertem Mafse, als durch Schullehrerseminarien geschieht, für die Bildung dieser zahlreichen Classe zu sorgen. Hierauf folgen mehrere beachtenswerthe Bemerkungen über die Unterrichtsmethode. Nutzen einer Abwechselung in der Methode, und der Erregung des Wettseifers; Beschränkung des Dictirens, wie des Auswendiglernens, und vorzüglich der Unterrichtsstunden zugleich mit

den Aufgaben zu Hausarbeiten, als der Gesundheit wegen nothwendig; Mißbrauch der Ausarbeitungen und der sogenannten Denküben, denn „Sophistey ist der sicherste Erfolg dieser Geistesfechtere“, und leitet die Jugend zu der verderblichen Verwegenheit im vorschnellen Urtheile über Politik, Verfassungen und staatswissenschaftliche Verhältnisse. Die Schulzucht, „die Probe der Lehrer, Tugend der Schüler und erste Bedingung des Jugendunterrichts“, gehe aus von einem würdevollen Wohlwollen mit Vermeidung kleinlicher Strenge und spielender Vertraulichkeit, der übeln Laune und der Parteylichkeit. Besser, einen Irrthum zu bekennen, als der oft sündhafte Anspruch auf Unfehlbarkeit. Die Regel: *Non scholae, sed vitae*, zunächst anwendbar für den Lehrer, denn „Alles, was dem Schüler, wenn er das 25ste Jahr erreicht hat, unnütz seyn wird, ist ihm schon jetzt unnütz.“ (Wohl zu allgemein ausgedrückt, da Manches zur Grundlage einer nützlichen Wissenschaft dient, auch die Bestimmung des Schülers während des Grundunterrichts nicht immer entschieden ist.) Dem Grundunterrichte folgt der „Stand-Unterricht“ auf den Gymnasien, eine Fortsetzung des ersten in erhöhter Potenz, mit Hinzufügung des Latein und Griechischen, zur Befähigung für die Universität und einem besonderen gelehrten Berufe. Das Gymnasium bezweckt eine weltbürgerliche, die Universität aber eine engere, staatsbürgerliche Bildung; diese muß sich jener, nach der gewählten Bestimmung, anschließen, und eben deshalb ist zu vermeiden, daß Erste die Unterrichtsgegenstände der Letzten anticipire, und so veranlasse, „daß die Gymnasialisten schon die Studenten spielen wollen“, und, durch eine unglückselige Ueberladung, ihre Jugend schnell in das Greifenalter verwandelt werde. Vorzug der classischen Sprachen, als besonders geeignet zur Uebung des Verstandes, indem sie an und für sich wie besondere Wissenschaften betrachtet werden. Der Standunterricht müßte, zur Bewirkung der nöthigen Absonderung, gegen den Grundunterricht vertheuert werden, um nicht durch Wohlfeilheit unbefähigte Subjecte zu verleiten, eine Lebensweise zu wählen, der sie nicht gewachsen, und durch welche sie sich selbst, wie dem Ganzen, nur zur Last fallen müssen. Die Fähigsten sollten von den Lehrern alljährlich angeeignet, und die Unbemittelten derselben schon auf Schulen durch Stipendien unterstützt werden, nicht aber diese als Prämien am Ende der Laufbahn, zum Wettlaufe verführend, ausgesetzt bleiben. Gewiß würde das Heer der Abgewiesenen damit sicherer vermindert werden, wie durch die Schreckprüfungen. Ueber den „Gymnasial-Religionsunterricht“, und besonders die Nothwendigkeit, in Hinsicht auf diesen die Wahl der Lehrer zu treffen, auch sämtlichen Unterrichtsgegenständen eine religiöse Beziehung unterzulegen, ein Rath, der hier durch Hinweisung auf eine „Zusammenhaltung des Christenthums mit dem Heidenthume“ erläutert wird. Vorschläge zur nöthigen Sichtung der zum Gymnasialunterrichte verstatteten Wissenschaften. Gegen den jetzigen Unterricht in der Mathematik wird tadelnd erinnert, daß man von allen Schülern,

ohne Berücksichtigung ihrer verschiedenen Anlagen, gleiche Fortschritte verlange, die Jugend zu früh zum strengwissenschaftlichen Studium derselben anhalte, diesem Studium einen zu großen, arcanisch-magischen Nutzen beymesse, und so der Jugend einen, vortheilhafter anzuwendenden Zeitaufwand aufzwingen. Als Ergebniss zeigt sich folgender Plan: 1) in den Standeschulen werde der Religionsunterricht vollständig erteilt, und zur Einsegnung erst bey der Entlassung geschritten; 2) sodann könne der Jüngling zur Universität übergehen, dürfe aber dort nur förmlich immatriculirt werden, nachdem er daselbst die philosophischen Wissenschaften vollständig gehört habe. Dieser Vorschlag empfiehlt sich, abgesehen von der bessern religiösen Bildung, indem er den Scheidepunct zwischen Knaben und Jüngling hinausrückt, dessen Dünkel zügelt, und dem Lehrer, wie dem Schüler auf den Gymnasien die dringend nöthige Erleichterung gewährt. Er geht auf dreifache Abiturientenprüfung hinaus, nämlich zum Abgange vom Gymnasium die classische, zur Einsegnung die religiöse, und die philosophische, über die Hilfswissenschaften auf der Universität, zur Immatriculation; Prüfungen, welche nie unbedingt ab-, sondern nur vor der Hand sollen zurückweisen dürfen. Dann beherzigenswerthe Bemerkungen über die Studenten- oder gar Schüler-Duelle. „Ein Christ kann es (das Cartel) nicht annehmen, und noch weniger zuschicken.“ Der Privat-Unterricht gegen den öffentlichen abgewogen, und des letztern Vorzüge dargelegt, für Disciplin und Lebenserfahrung. „Selbstsucht ist der moralischen Weltplagen grösste; grösser indess würde sie gewiss noch seyn ohne den öffentlichen Unterricht.“ Ueber den weiblichen Unterricht gefühlvoll und beredt ausgedrückte Ansichten. Er beschränkt sich auf den Grundunterricht, der hier deshalb vollständiger, wie bey Knaben, seyn müsse, und wegen des Weibes hohen Werthes für das Glück und die Gesittung des Menschengeschlechts von höherer Bedeutung erscheine, als ihm gewöhnlich beygelegt werde. Dessen nöthige Beschränkung. „Wenn ich vorbrächte, sagt der Vf., das in gewissen weiblichen Unterrichtsanstalten das Kegelschieben eingeübt wird, müßten vernünftige Leute mir nicht leichter noch Glauben schenken, als wenn ich versicherte, dergleichen Anstalten nennen zu können, worin sogar die Kegelschnitte gelehrt werden.“ Nächste Religiosität seyen hier Mäßigkeit in den Bedürfnissen des Luxus, Ordnungsliebe, Unfreundlichkeit und Rechthaberey Gegenstände der Anleitung und Vorbeugung, und vorzüglich Befestigung der Gesundheit. Vorzug des öffentlichen Unterrichts vor der häuslichen Jugendbildung auch bey weiblichen Geschlechtern. Ueber die Lesebücher, unterschieden von den Zeitvertreibschriften zur angeblichen Belehrung, nachtheilig gleich der Leihbibliothekenleserey für Erwachsene. Jene zweckmässig von einer, wohl mit den Bibelgesellschaften zu verbindenden Lehrbücher-Gesellschaft zu wählen und zu empfehlen, und dann allgemein einzuführen, um dem nachtheiligen Wechsel der, gleich einer Fiuth das Gute mit dem Schlechten fortreisenden Menge stets erneuerter Bücher dieser Art vorzu-

beugen. Zum Beschluß der Abhandlung über Jugendbildung stellt der Vf. eine Vergleichung der rationalen mit den historischen Wissenschaften an, in welche das menschliche Wissen nach „Raum- und Zeit-Ansicht“ zerfalle. Die Untrüglichkeit der ersten wird bestritten, da sie aus Naturgesetzen gefolgert werde, die an sich uns unerforscht verbleiben. „Die Rauman sicht (der Naturalismus), auf die Natur angewendet, verwandelt mit einem Schlage das ganze Christenthum in bloßes Heidenthum. — Wie kann, fragt der Vf., freyer Wille seinen Sitz in einer Anordnung haben, in der nichts ohne vorhergehende Ursache geschieht? Wozu einzelne Willenskräfte da, wo allgemeine Gesetze zum Fortbestehen des Ganzen hinreichend sind, und nichts ausserhalb desselben bezweckt wird? — Warum ist mir das Gefühl angeboren, das ich diesen Gesetzen widerstreben soll, wenn sie mit eben diesem angeborenen Gefühle, welches Richter und Gesetzgeber zugleich ist, nicht im Einklang stehen? u. s. w. — In Bezug auf mich liegt offenbar ein Widerspruch in der Weltordnung, wenn es nur bey der sinnlichen Natur sein Bewenden hat“ u. s. w. Die Zeitan sicht, folgert er weiter, schliesse ein Assimilations- oder Aneignungs-Princip, dagegen die Rauman sicht ein auflösendes und zerstörendes in sich, und wenn die rationalen Wissenschaften, statt früher zu sehr in den Hintergrund gestellt, jetzt nicht bloß „wider natürlich“ den historischen und sprachlichen Wissenschaften gleichgesetzt, sondern oft auch zum einzigen Ziele des Unterrichts gemacht würden: so sey es für das Heil der Welt unendlich wichtig, das man durch Unterricht und Erziehung wieder einzulenken bemüht seyn möge, damit nicht länger, statt des Christenthums und einer ihm entsprechenden Moral, nur eine Religion der sogenannten Ehre den Handlungen, welche nicht etwa durch Verborgenheit gesichert sind, einige Schranken setze, und Schüler und Studenten politische Verbindungen eingehen, das allgemeine Verderben bezweckend und das eigene nach sich ziehend.

Diese Anzeige der drey ersten Bände eines in jeder Hinsicht bedeutenden Werkes ist in der Erwartung aufgehalten worden, das der Schlußband, dem Versprechen des Vfs. gemäß, bald nachfolgen würde. Es scheinen diesem Hindernisse entgegengetreten zu seyn, und so glaubte Rec., nicht länger mit jener anstehen zu dürfen, da die bereits vorliegende Behandlung eines, so allgemeines Interesse erweckenden Gegenstandes einen Reichthum an neuen Ansichten und mehr oder weniger praktischen Vorschlägen entwickelt, die, auch ohne den Schluß, sich verstehen lassen, und der verdienten Beherrschung von Seiten aller Verwaltungsbehörden fähig sind. Das diese dem Buche zu Theil werden möge, muß jeder Leser wünschen, auch wenn die Bedenklichkeiten und Hindernisse ihm sofort vorschweben, welche der Annahme und Ausführung der hier empfohlenen Mafregeln entgegenstehen. Denn selten finden sich Sachkenntnis und Erfahrung, eifrige Liebe zu den behandelten Gegenständen und anspruchslose Genialität in gleichem Mafse vereinigt, wie hier.

Papier und Druck lassen nichts zu wünschen übrig.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

F E B R U A R 1 8 3 9.

## P H Y S I K.

BERLIN, in der Nicolaischen Buchhandlung: *Handbuch der Optik*, mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Fortschritte der Wissenschaft bearbeitet von J. W. G. Radicke. Erster Band, mit drey lithographirten Tafeln. 1839. 467 S. 8. (2 Thlr. 20 gr.)

Kein Theil der physikalischen Wissenschaften hatte sich in der neuesten Zeit einer solchen Erweiterung zu erfreuen, als die Optik; Erfahrung und Erklärung derselben sind so besonnen und glücklich mit einander fortgebildet worden, daß der ersten nie lange das Gesetz fehlte, dessen Verbindung mit einem letzten hypothetischen Grunde wieder neue Versuche veranlaßte, ja oft schon als eine nothwendige Folge in sich schloß. Man braucht nur vor allem Anderem an die circuläre und elliptische Polarisation, und konische Brechung zu erinnern. Das Gefagte gilt freylich nur von der *Undulationshypothese*; denn wenn auch nicht alle Erfahrungen in ihrem Sinne gemacht wurden, so wurden sie doch in ihrem Sinne benutzt, und trugen zu ihrer Vervollkommnung und Bewahrung bey. So einfach auch die Principien der *Emanationshypothese* gegen die der erstgenannten scheinbar gewesen sind: so erforderte doch fast jede bedeutendere neue Entdeckung eine fremdartige Hülfshypothese, während die erste zur Erklärung der complicirtesten Phänomene ausreichte, und sie mit der erstaunenswürdigsten Schärfe ausdrückte. *Cauchy* hat jetzt den bedeutendsten Einwand gegen sie durch die Entwicklung der *Dispersions*-Gesetze gehoben, und zugleich den Fundamentalbetrachtungen die gehörige Abrundung und Eleganz zu geben gewußt. Demungeachtet möchten ihre Principien nicht über jeden Zweifel erhaben, nicht nothwendig in der Natur des Lichtes begründet seyn. Das ist auch sehr erklärlich: die *Undulationshypothese* sucht das Licht als ein isolirtes Phänomen zu erklären außer aller Verbindung mit Wärme und Electricität, einer Verbindung, deren Vorhandenseyn wohl erkannt, deren Gesetze erfahrungsmäßig sehr wenig erforscht, geschweige denn erklärt sind. Bleibt demnach auch die eigentliche Lichterzeugung unergründet, die erste bewegende Kraft, welche den Aether zum Vibriren bringt, unentdeckt; ja mag das Licht gar nicht durch die vorausgesetzten Aetherischwingungen erzeugt seyn: so umfaßt die *Undulationstheorie* doch fast alle Erscheinungen, entspricht allen Anforderungen einer guten *J. A. L. Z.* 1839. *Erster Band.*

ten Hypothese; sie ist ein mathematisches Bild der Erfahrung, und wird deswegen nie alle Bedeutsamkeit verlieren. Der wahre und hypothetische Grund müssen wenigstens, wie unser Verfasser sagt, ein gemeinsames Element haben.

Das schnelle Fortschreiten der Wissenschaft war Ursache, daß seit dem Erscheinen von *Herschels Lichtlehre* keine umfassende systematische Bearbeitung der aus der *Undulationshypothese* abgeleiteten Resultate veranstaltet wurde. Jetzt scheint die Entwicklung der Theorie aus ihr auf eine Art von Ruhepunkt gekommen zu seyn. Das Unternehmen unseres Vfs., die Optik von diesem Standpunkte aus darzustellen, kann daher als ein zeitgemäßes bezeichnet werden; für diejenigen, welche sich erst mit der Sache bekannt machen wollen, und für die, denen nicht stets alle Quellen zu Gebote stehen, ist es gewiß ein erwünschtes.

Der Gang, den der Vf. nimmt, hat die Einteilung seines Werkes in folgende sieben Abschnitte zur Folge gehabt: 1) Allgemeine Gesetze der Verbreitung des Lichtes in demselben Mittel. 2) Gesetze der Verbreitung des Lichtes, wenn es aus einem Mittel in ein anderes übergeht. 3) und 4) Interferenzerscheinungen. 5) Katoptrik und Dioptrik. 6) Absorption. 7) Physiologische Optik. Die folgenden Abschnitte enthalten die Hauptanwendungen der Optik. Neue Entdeckungen sollen in Nachträgen gegeben werden.

Der vorliegende 1ste Band enthält die 3 ersten Abschnitte.

Der Vf. beginnt mit der Theorie der Bewegung im Inneren eines Systems unendlich naheliegender Elemente, die anziehend oder abstoßend auf einander wirken, deren Dimensionen aber gegen ihre Entfernung von einander als verschwindend klein angesehen werden können. Die zwischen je zweyen wirksame Kraft drücken wir durch eine Function ihrer Entfernung aus; die Summe aller dieser Functionen ist diejenige Kraft, welche das ganze System auf ein einzelnes Element ausübt, sie ist gleich Null für das ruhende System. Wird aber ein Element um eine gewisse Größe gegen die übrigen verschoben, so erleiden auch alle anderen eine Verschiebung; das Gleichgewicht ist gestört, und die Summe der von den einzelnen Elementen ausgehenden Kräfte wird eine Resultirende geben, die das verschobene Element auf irgend einem Wege gegen seinen Ruhepunkt zurückzudrängen strebt. Diese Resultirende auf ein rechtwinkliges Coordinatensystem bezogen, giebt

3 aus Differenzen und Differenzialen gemischte Gleichungen; welche durch Auflösung der Werthe für die Verschiebung in eine Exponentialgröße integrirt werden. Da der vorausgesetzte Lichtäther ein solches System ist, so sind somit die Fundamentalsätze der Lichtschwingungen und ihrer Fortpflanzung gegeben; ihrer weiteren Entwicklung wollen wir hier nicht folgen, da die ganze Betrachtung durchaus dem bekannten Werke *Cauchy's „Memoire sur la dispersion de la lumière; Prague“* entnommen ist. Man wird am Ende auf 3 Wellensysteme geführt; in zweyen erfolgen die Schwingungen in derselben Ebene aber senkrecht zu einander, ohne das die Aethertheilchen in der Ebene ihre relative Stellung verändern; im 3ten erfolgen die Schwingungen in der Normale der genannten Ebene. Dieses letzte System nun ist man genöthigt als nicht lichterzeugend anzusehen; wir vernachlässigen es. So und durch einige kleine Vernachlässigungen kommt man auf die einfache Gleichung

$$\frac{a^2}{\omega^2 - \mu^2} + \frac{b^2}{\omega^2 - \nu^2} + \frac{c^2}{\omega^2 - \pi^2} = 0$$

wo  $\omega$  die Fortpflanzungs-Geschwindigkeit der Wellenbewegung in der Normale der Wellebene,  $a$ ,  $b$ ,  $c$  die Cosinus der Neigungswinkel dieser Normale gegen die *Elasticitätsaxen* d. h. diejenigen auf einander senkrechten Richtungen, in denen die Verschiebung eines Aethertheilchens mit der dadurch im Aether rege gemachten Kraft, der *Elasticität* des Mittels, zusammenfällt,  $\mu$ ,  $\nu$ ,  $\pi$  die *Elasticitäten* selbst bezeichnen. Je nachdem diese letzten Werthe sämmtlich ungleich, oder zwey gleich, oder alle drey gleich sind, ist das Mittel ein *zweyaxig-*, oder *einaxig-doppeltbrechendes*, oder ein *einfachbrechendes*. Die angeführte Gleichung hatte schon *Fresnel* durch eine unvollkommene Analyse entdeckt (*Pogg. Ann. XXIII*). Ihre beiden Wurzeln sind die Werthe der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der *gewöhnlichen* und *ungewöhnlichen* Wellebene; sie werden geometrisch als Linien dargestellt durch die Axen des der Wellebene parallelen, durch den Mittelpunkt der *Fresnel'schen Elasticitätsfläche* geführten Schnittes; in zwey Lagen werden diese Schnitte *Kreise*, die Normalen derselben sind die *optischen Axen*. Durch ihre Lage gegen diese Axen ist die Fortpflanzungsgeschwindigkeit einer Wellebene bestimmt. Die von allen zu gleicher Zeit von einem leuchtenden Punkte ausgehenden Wellebenen eingehüllte Fläche ist die *Wellenfläche*; *Lichtstrahl* jeder *Radius vector* derselben. Die Richtung des einer Wellebene zugehörigen Lichtstrahles wird demnach bestimmt durch den Durchschnitt derselben mit denjenigen Wellebenen, deren Lage von der ihrigen am wenigsten abweicht. Durch Einsetzung der Werthe von  $a$ ,  $b$ ,  $c$  und  $\omega$  als Functionen des Lichtstrahles und seiner Coordinaten, in obige Gleichung wird die Gleichung der Wellenfläche gewonnen. Die Wurzeln dieser Gleichung, d. h. die Geschwindigkeit eines gewöhnlichen und ungewöhnlichen Strahles, die eine gemeinschaftliche Rich-

tnng haben, wird geometrisch dargestellt durch die Axen der auf ihrer Richtung senkrechten Schnittfläche des *Fresnel'schen Ellipsoides*. Auch für diese Schnitte giebt es zwey Lagen, in denen sie Kreise werden, ihre Normalen nennt der Vf. *scheinbare optische Axen*. Ohne die bekannte und leicht abzuleitende Relation zwischen der Geschwindigkeit zwey gleichgerichteter Strahlen und ihrer Neigung gegen diese letzten Axen zu geben, geht der Vf. sogleich auf die zwey Arten *konischer Brechung* über, die *Hamilton* so glücklich theoretisch vorauslagte. Einer Wellebene nämlich, deren Normale in der optischen Axe liegt, entsprechen eine unendliche Menge von Strahlen, deren geometrischer Ort der Mantel eines schiefen Kegels ist. Einem Strahle hingegen, dessen Richtung die scheinbare optische Axe des Vfs. ist, gehören ebenso unendlich viele Wellebenen an. Die erste Richtung der Strahlen nennt *Neumann* (*Pogg. Ann. XXXIII*) *scheinbare optische Axen*, für die zweyte Richtung wäre demnach die schon gebrauchte Benennung *Axen konischer Brechung* ausschließlich beyzubehalten. Warum weicht nun der Vf. wieder von *Neumanns* Sprachgebrauche ab? Solche willkürliche Aenderung durch Autoritäten einmal festgesetzter Benennungen kann nur verwirren. Das auf *Cauchys* Abhandlung bis jetzt Gegebene ist übrigens der Inhalt von §. 15 des *Neumann'schen* Werkes „Ueber den Einfluß der Krytallflächen bey der Reflexion u. s. w., Berlin“. Weiter wird dann gezeigt, daß die Schwingungs- (*Polarisations-*) Richtung in einem Lichtstrahle nahe in der Wellebene liegt, und nahe senkrecht steht auf der Axe des Elasticitätsflächenchnittes, der die Geschwindigkeit der zugehörigen Wellebene bestimmt; daraus findet sich die Richtung der *Polarisationsebene*, d. h. der durch die Schwingungsrichtung und den Strahl gelegten. Hierauf folgen die *Dispersionsgesetze*, wie sie *Cauchy* in den letzten Paragraphen des erwähnten *Memoires* entwickelt und mit der Erfahrung verglichen hat. Die Betrachtung der Wirkung zweyer Wellensysteme auf einander bey derselben und verschiedener *Polarisationsebene*, *Interferenz*, *elliptischer* und *circularer Polarisation* beschließt diesen Abschnitt.

Der zweyte Abschnitt umfaßt die allgemeinen Gesetze der *Reflexion* und *Refraction*, d. h. die Modificationen, welche den polarisirten und gemeinen Lichtstrahlen dabey in Hinsicht auf Richtung, *Polarisationsebene* und *Intensität* eingepägt werden. Dies Alles ist aus dem schon früher erwähnten Werke *Neumanns* „Ueber den Einfluß der Krytallflächen u. s. w.“ entlehnt, dem bekanntlich, im Gegensätze gegen *Fresnel's* Annahme, die Vorstellung zu Grunde liegt: die Dichtigkeit des Aethers sey in allen Mitteln gleich, aber seine *Elasticität* verschieden. Mit Hülfe dieser Annahme kommt *Neumann* auf *Fresnel's* erfahrungsmäßig bestätigte Formel, obgleich die *Polarisationsebene* senkrecht auf der von *Fresnel* sogenannten steht, wie es die *Analysis* zu fordern scheint. Zuletzt ist die *Theorie der Reflexion* des

Lichtes von *Metallflächen* nach *Neumann* (*Pogg. Ann.* XXVI) gegeben.

Im dritten Abschnitte sind die *Interferenzerscheinungen*, welche durch ungleiche Geschwindigkeit der gewöhnlichen und ungewöhnlichen Strahlen beim Durchgange des Lichtes durch doppelbrechende Medien erzeugt werden, sehr vollständig erklärt. Das Ganze ist eine Ausführung der *Neumann'schen* Rechnung (*Pogg. Ann.* XXXIII) mit Bezug auf dessen letzte, oft genannte Schrift. Der Einfallswinkel an der Vorderfläche eines Krytallblättchens ist immer zu  $0^\circ$  angenommen, die Flächen des Krytalls sind bey einaxigen Krytallen senkrecht, parallel und unter  $45^\circ$  gegen die optische Axe, bey zweyaxigen in der Ebene der optischen Axen, und senkrecht auf der Halbiringlinie des spitzen Winkels zwischen denselben genommen. Die Phänomene der Doppelbrechung des Quarzes längs seiner Axe werden nach *Airy* (*Pogg. Ann.* XXIII) erklärt.

So sind die einzelnen Abhandlungen über besondere Aufgaben systematisch mit einander verknüpft, ohne bis auf die eingeführte Einheit der Bezeichnungsweise besonders verarbeitet worden zu seyn. Das Werk wird dem Zweck eines Handbuchs der Optik in sofern vollkommen entsprechen, als es die Benutzung der Quellen ersetzt; da es aber sehr wenig Ansprüche auf Eigenthümlichkeit macht, so sollten die literarischen Nachweisungen vollständiger gegeben seyn.

Diese rein analytische Darstellung bildet jedesmal die zweyte Abtheilung der einzelnen Abschnitte. Um nämlich auch denjenigen, die bloß mit den elementaren Theilen der Mathematik bekannt sind, die Einsicht in den jetzigen Stand der Wissenschaft zu verschaffen, giebt der Vf. in der ersten Abtheilung die Resultate der Theorie im Zusammenhange, und wo es ihm anzugehen schien, aus theoretischen Betrachtungen auf elementarem Wege abgeleitet. In diese erste Abtheilung ist zugleich Alles aufgenommen, was noch keine analytische Behandlung erlaubte.

In dieser Weise war der erste Abschnitt am schwierigsten befriedigend zu behandeln. Er liefert fast nur isolirte Resultate, obgleich sich mit Benutzung der Arbeiten *Mac-Coullagh's* über die Doppelbrechung (*Transact. of the royal irish academy* Vol. XVI et XVII) Manches aus dem *Fresnell'schen* Ellipsoid elementar ableiten, und durch Construction anschaulich machen läßt. Das krytalographische Verhalten optisch verschiedener Mittel, als der Zusammenhang der Anordnung des Lichtäthers mit der äusseren Form, der Art der Anordnung der Materie ist kürzlich angegeben, jedoch ohne Anführung der beobachteten Anomalieen. Die Erklärung der Verhältnisse *unsymmetrisch zweyaxiger* Mittel, für welche die Lage der optischen Axe von Farbe zu Farbe variiert, die Einwirkung der Temperatur auf sie ist natürlich dieser Abtheilung anheim gefallen.

Im zweyten Abschnitt hätte anstatt der unvollkommenen Nachweisung der Reflexions- und Refractions-Gesetze, welche die Vernichtung des Seitenlichtes aufser der Einfallsebene nicht nothwendig

macht, die genauere *Fresnell'sche* gleich aus der Note in den Text eingeführt werden sollen. Die Intensitätsformeln, wie sie in der zweyten Abtheilung dieses Abschnittes stehen, konnten ihrer elementaren Natur nach auch hier vorgetragen werden. *Arago's* und *Brewster's* Versuchsreihen zur Bestätigung derselben sind aufgeführt. Die Phänomene in doppelbrechenden Krytallen sind mit Beziehung auf die Resultate der Rechnung genau und sehr ausführlich beschrieben. Dabey ist unter Anderen *Huyghens* Construction für die Richtung der Strahlen in einaxigen Krytallen, die Erklärung *Nikolscher Prismen*, die Ursache der unregelmässigen Bilderzahl beim Achat, und manchen Varietäten des Kalkspaths, — worauf wir später bey Gelegenheit der *idiocyklophenischen* Krytalle zurückkommen werden, — *Biots* Beobachtung über circulare Polarisation, *Lloyds* erfahrungsmässige Nachweisung der konischen Brechung genauer ausgeführt, endlich *Brewster's* Erfahrungen über *Dichroismus* und *Absorption* des Lichtes bey seinem Durchgange durch Krytalle nach verschiedenen Richtungen, und über *Reflexion an Metallflächen*.

Die übersichtlichen Darstellungen der durch Doppelbrechung erzeugten Interferenzerscheinungen im dritten Abschnitte entspricht am vollkommensten dem Zwecke; sie ist kurz und doch vollständig, und anschaulich. Wir wollen vor Anderen die Erklärung der schon von *v. Cobell* und *Ermann* bemerkten Farbenringe, die manche Kalkspathe und am häufigsten der Arragonit beim Durchgange des gewöhnlichen Lichtes zeigen, hervorheben. Sie entstehen dann, wenn die Masse des Krytalles von einer dünnen Zwillingsschicht durchzogen ist. Der gewöhnliche Strahl O, und der ungewöhnliche E theilen sich beim Eintritt in diese Lamelle, deren optische Axe anders gelegen ist, als die des Hauptkrytalles, in einen gewöhnlichen und einen ungewöhnlichen. Ist nun die Lamelle sehr dünn, so ist die Divergenz der neuen getheilten Strahlen beim Austritte so gering, das sie als einfache, aus nach verschiedenen Ebenen polarisirten Theilen bestehende Strahlen angesehen werden können. Beim Austritte trennt sich aber jeder dieser Doppelstrahlen in zwey, so das dann der übrige Theil des Krytalles von zwey gewöhnlichen Strahlen OO und EO, und zwey ungewöhnlichen OE und EE durchlaufen wird. Die Bilder, welche die Strahlen OO und EE geben, liegen in der Mitte, und fallen, wenn die ganze Krytallplatte dünn ist zu *einem einzigen* zusammen; die Strahlen OE und EO liefern zwey Seitenbilder. Die Theile EE und OO werden von solchen Strahlen gebildet, die vor dem Eintritt in die Zwillingsschicht und nach dem Austreten aus derselben parallel polarisirt sind; OE und EO hingegen von solchen, die dann senkrecht auf einander polarisirt sind — dies Letzte zu Berichtigung von S. 388. — Die Masse des Krytalles wirkt auf das durch die Zwillingsschicht gehende Licht, wie zwey *Nikolsche* Prismen; daher die Entstehung von farbigen Ringen im gewöhnlichen Lichte. Die Farben, die OO und EE geben, verhalten sich aber zu denen, die OE und

EO geben, wie diejenige, welche die Zwillingschicht bey parallelen Hauptschnitten der *Nikol'schen* Prismen zeigen würde, zu denen bey gekreuzten; daher die *complementäre Färbung* des Mittelbildes gegen die der Seitenbilder. Krytalle wie die eben betrachteten nennt man *idiocyklophenische*. — Bey Angabe der Bestimmungsmethode der positiven oder negativen Beschaffenheit doppelbrechender Krystalle ist besonders *Dove's* Aufsatz (*Pogg. Ann.* XV.) berücksichtigt worden. Endlich sind die Farbenercheinungen in Körpern von künstlicher Doppelbrechung mit grosser Umsicht und Klarheit erörtert. Zuerst sind die Fundamentalversuche einer Doppelbrechung in sonst einfachen Mitteln, wie Glas, erzeugt durch einseitigen Druck von *Fresnel*, durch Temperaturveränderung von *Guérard* beschrieben. Nach ihnen beruhen die Erscheinungen auf mechanischer Veränderung der Elasticitätsverhältnisse eines Körpers, auf diese letzteren muss man also bey der Erklärung zurückgehen. Wir wollen hier nur ein Paar der einfachsten Fälle hervorheben. Presst man eine parallelipipedische Glastafel mit quadratischer Basis von den Halbierungspuncten zweyer gegenüberliegender Quadratseiten aus zusammen, so entspricht dieser Zusammenpressung eine Ausdehnung in der Linie, welche die Halbierungspuncte der anderen Quadratseiten verbindet, und ebenso aber quantitativ davon verschieden in der auf der Basis senkrechten Richtung. Die mechanische Elasticität ist also nach 3 auf einander senkrechten Richtungen ungleich, wir haben den Fall zweyaxiger Krystalle. Dem entsprechen auch die kleinen Ringe, welche sich bey stärkerem Drucke um die Compressionspuncte zeigen, wenn das Glasstück zwischen 2 gekreuzte *Nikol'sche* Prismen gebracht wird, so dass der Hauptschnitt des einen der Richtung der Zusammenpressung parallel ist. Durch Verstärkung des Druckes wird die doppelbrechende Kraft vermehrt, mithin wachsen auch die Gangunterschiede der Strahlen. Die Wirkung ist dann derjenigen gleich, welche bey krytallinischen Plättchen durch vermehrte Dicke erzeugt wird. Bey schwachem Drucke verhält sich das Glasstück wie ein dünnes Krystallplättchen; man kann also den Gangunterschied der Strahlen bis auf  $\frac{1}{2}$  Undulation reduciren; daher die Anwendung zur Erzeugung circularer Brechung nach *Dove*. Presst man einen Glasylinder von Aussen durch Umwinden mit Draht zusammen, so entsteht eine Zusammenpressung nach allen Radien der Basis, eine Ausdehnung nach der geometrischen Axe; der Glasylinder zeigt im polarisirten Lichte wirklich die Figuren einaxiger senkrecht gegen die optische Axe geschnittener Krystallplättchen. Die meisten der in diesem Ab-

schnitte behandelten Erscheinungen sind bildlich dargestellt und zwar sehr naturgetreu. Als Analogon der Erzeugung künstlicher Doppelbrechung durch Temperaturwechsel, ist zuletzt die von *Rudberg* am Kalkspath, Quarz und Arragonit beobachtete Aenderung der Elasticitätsverhältnisse erwähnt, die durch die Temperatur bedingt werden.

Das Aeusere empfiehlt das Buch vortheilhaft; doch sollten sinnentstellende Druckfehler in einem Werke durchaus vermieden seyn, welches Anfänger in eine der schwierigsten Anwendungen der Analysis auf physikalische Erscheinungen einführen soll.

D. E. S.

### ERDBESCHREIBUNG.

PRAG, b. Calve: *Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde*, von *Johann Gottfried Sommer*. Zweyter Band. I Abtheilung. 1837. 187 S. 8.

Die Vorzüge und Mängel des Plans und der Methode dieses schätzbaren Werkes hat Rec. früher in diesen Blättern (1837. No. 28.) bezeichnet. Im vorliegenden Bande finden sich: die *Niederlande* (nach den Bestimmungen der Londoner Conferenz), *Belgien*, *der preussische Staat*, *das russische Reich*, *Freystaat Krakau*, so dass in der nächsten Abtheilung noch zu erwarten sind: die österreichische Monarchie, Turkey, Griechenland und die übrigen deutschen Bundesstaaten — eine etwas seltsame, weder geographisch noch statistisch begründete Reihenfolge. Es fällt gerade hier, wo grosse staatliche Einheiten geographisch dargestellt, und aus ihren physischen Grundverhältnissen begriffen werden sollen, am meisten auf, wie wenig ein mühsamer und pünctlicher auf die einzelnen Notizen verwendeter Fleiss, wie ihn diese zerstückelnde Manier fodert, den Mangel einer naturgemässen Zusammenschauung ersetzen kann. Die Aufzählungsmanier geht bis ins Einzelne, so dass die Gebirge nur genannt zu seyn scheinen, um ihre Lage in diesem und jenem Kreise, Regierungsbezirke u. s. w. anzuzeigen, oder ihre höchsten Puncte anzugeben, die Flüsse gleichfalls nicht als Naturindividuen, sondern bloß als Wasserstrassen behandelt werden, dass man die Producte nur unter dem Gesichtspuncte ihrer Nützlichkeit in nationalökonomischer Hinsicht, nicht in ihrem Verbande mit Land und Klima aufgezählt findet u. s. f. Die Benutzung des reichhaltigen Werkes von *A. Balbi* und der wichtigsten statistischen Länderbeschreibungen, ist diesem zweyten Bande vortheilhaft gewesen.

W. H. D. V.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

F E B R U A R 1 8 3 9.

## P Ä D A G O G I K.

GIESSEN, b. Ferber: *Uebersicht des gesammten Unterrichtswezens im Großherzogthum Hessen, besonders seit dem Jahre 1829*, nebst gelegentlichen Bemerkungen über die neueste Beurtheilung desselben durch den Hn. Hofrath *Thiersch* in München. Amtlich dargestellt und herausgegeben von Dr. *Justin Timoth. Balth. Linde*, großh. geh. Staatsrath, Kanzler der Universität zu Gießen und Director des Oberstudienraths zu Darmstadt, des großh. hess. Ludewigs-Ordens Commandeur II Classe, des k. k. öferr. Leopoldsdens Ritter. 1839. XXII u. 360 S. 8. (21 gr.)

Wer die Geschichte der verschiedenen deutschen Bundesstaaten seit dem Anfange dieses Jahrhunderts mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird sich eingestehen müssen, daß bey dem vielfältigen Wechsel, welchem das Gebiet einer großen Zahl unter denselben wiederholt ausgesetzt war, die Aufgabe der Regierungen, die unter solchen störend einwirkenden Umständen dennoch mit sicherer Consequenz den zeitgemäßen Fortschritten in jeder Beziehung Eingang zu verschaffen suchten, äußerst schwierig seyn mußte, da in den verschiedenen, früher auch verschiedenen Herren angehörigen Landestheilen mitunter ganz widersprechende Einrichtungen herrschten, welche sich oft nur nach und nach und mit schonender Hand in denjenigen Einklang setzen ließen, ohne welchen sicherer Erfolg unmöglich ist. Mit den angedeuteten Schwierigkeiten hatte bekanntlich ganz besonders auch die großh. hessische Staatsregierung zu kämpfen, und bey allen, die größte Anerkennung verdienenden Anstrengungen ist ihr doch erst im letzten Decennium die Befiegung derselben vollkommen gelungen. Ihre Aufmerksamkeit war ganz vorzüglich auch dem gesammten Unterrichtswezen des Landes zugewendet, was um so nöthiger erschien, da sich gerade diese, für das Gedeihen des Ganzen so überaus wichtigen Angelegenheiten in großer Verwirrung befanden. Zwar hatte schon der 1829 verstorbene Staatsminister *von Grolman* viel dafür gethan; doch war es ihm unmöglich, alles dasjenige in Ausführung zu bringen, was in dieser Hinsicht zeitgemäß und nöthig schien. Der Großherzog war jedoch glücklich genug, nach *Grolman's* Tode in dem Staatsminister *Freyherren du Thil* einen Mann zu finden, der nicht allein selbst mit gleichem Interesse, wie sein Vorgänger, dieser wichtigen Branche seines Ministeriums vorstand, sondern

J. A. L. Z. 1839. *Erster Band.*

sich auch zur Beförderung des guten Zweckes mit Männern umgab, die durch ihre gründliche Bildung, ihre Sachkenntniß und ihren trefflichen Willen durchaus geeignet waren, in seine wohlwollenden Absichten einzugehen, und zur Ausführung derselben alles Mögliche aufzubieten. Diesem kräftigen und harmonischen Zusammenwirken ist es zuzuschreiben, daß namentlich seit 1832 das gesammte Schulwezen jenes Landes bedeutende und durchgreifende Verbesserungen erfuhr, welche ihre gute Wirkung nirgends verfehlt haben. Um so auffallender war daher der, auch in unserer A. L. Z. 1838 No. 126 fgg. von einem anderen Rec. besprochene Bericht des Hn. *Thiersch*, der sich in seinem Werke über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland u. s. w. findet, und der das Unterrichtswezen des Großherzogthums Hessen von der Universität bis zur Volksschule herab in totaler Verwirrung, und ohne eine Reformation an Haupt und Gliedern am Rande des völligen Verderbens zeigt. Wie irrig diese Ansicht des Hn. *Th.* war, ist a. O. dargethan worden, und die vorliegende, von dem Ministerialreferenten im hessischen Schulwezen herausgegebene, actenmäßige, auf erwiesenen Thatfachen beruhende, ernst und würdig gehaltene, des Gegners nur, wo es nöthig war, und auch da mit der Schonung, die eine Frucht wahrer Humanität ist, erwähnende Darstellung sucht alle durch den *Th.*'schen Bericht etwa erzeugten schiefen Ansichten von dem Zustande der hessischen Schulanstalten zu beseitigen.

Der Herausgeber bemerkt in der Vorrede (S. XVIII), daß ihm bey vielen Puncten nur die allgemeine Verarbeitung der Materialien angehöre, welche ihm von allen Seiten her, wo er sich nach ihnen umgesehen, freundlich und zum Theil schon wohlgeordnet dargeboten worden seyen. So verdanke diese Schrift bey den Artikeln *Volksschulwezen* und *katholisches Seminar* dem Hn. Oberchulrath Dr. *Lüst*, bey dem Artikel *Realschulen* dem Hn. Oberstudienrath Dr. *Schacht* die hauptsächlichsten Daten und den größten Theil der Darstellung selbst, zu dem Artikel *Gymnasien* habe Hr. Oberstudienrath Dr. *Dilthey* erhebliche Beyträge geliefert, und bey dem Artikel *Universität* Hr. Geh. Medicinalrath Dr. *Rütgen*, als zeitiger Rector, eine sorgfältige Zusammenstellung der Universitätsfonds und der neueren Verordnungen vermittelt, auf deren Grunde das statistische Gemälde der Universität mit Bestimmtheit ausgeführt werden konnte. In Betreff des evang. *Predigerseminars* in *Friedberg* lieferte der Director desselben, Hr. Prof.

Dr. *Cröfsmann* die nöthigen Momente. Dieses Verfahren hat allerdings den, nach S. XIX auch von dem Hn. Geh. Staatsrath Dr. *Linde* erwarteten Vortheil, daß niemand muthmaßen kann, die Schrift beruhe auf einseitiger Auffassung des Ministerialreferenten, sondern daß sie zugleich den Geist, in welchem die Gegenstände bey den Mittelbehörden geleitet werden, bearkundet. Die Reichhaltigkeit des Inhalts dieser Darstellung wird sich hinreichend erkennen lassen, wenn wir ihn auch nur kurz andeuten, und unsere, dem Buche sich genau anschließenden Nachweisungen mit einigen Bemerkungen begleiten.

Auf die Zueignung des Werkes an den großh. hess. dirigirenden Staatsminister, Hn. *Carl du Bos*, Baron *du Thil*, und die geharnischte Vorrede folgt zuerst die Schilderung des *Volkschulwesens* (S. 4 — 150). Der Vf. sucht, um den wirklichen Werth der Leistungen richtig erkennen zu lassen, vor Allem die Aufgabe für die Volksbildung zu ermitteln. Sie scheint ihm mit Recht eine zweyfache zu seyn, nämlich 1) Erziehung und 2) Unterricht, welche beide in möglichster Gegenfeitigkeit erzielt werden müssen. Da sich nun, was 1) die Erziehung betrifft, als ihre Hauptfactoren die Sitte und die Religiosität betrachten lassen, aus welchen die ächte Sittlichkeit als Resultat folgt, so ist die Sittlichkeit durch Sitte und Religion und in Sitte und Religion dasjenige, worauf sich alle Erziehung wenden soll. Auch die Volkserziehung muß diesem Ziele zustreben, und die Volksschule hat dahin zu wirken, daß Geist und Charakter der Volksjugend in solchen Neigungen und Gewohnheiten erstarken, welche dem Edleren in Gesinnung und That möglichst zugewandt sind (S. 5. 6). Hieraus ergibt sich von selbst, daß der Mittelpunkt, von welchem ausgegangen werden muß, in untern christlichen Volksschulen die christliche Religion ist. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese in den Schulen etwas in den Hintergrund gedrängt worden war; die Wichtigkeit der Sache veranlaßte daher das Ministerium, wie den Oberschulrath, wiederholt (zuletzt durch ein Circular vom 6 Febr. 1836) sämtliche Lehrer der Volksschulen auf eine eben so umfassende, als energische Weise auf ihren Beruf als Erzieher und religiös-sittliche Bildner der Jugend hinzuweisen, die Directoren der Schullehrerseminarien darauf aufmerksam zu machen, daß die Seminaristen in ihrer Eigenschaft als künftige Religionslehrer eine gründliche Bildung erhalten, für die Lesecirkel Schriften religiösen und moralischen Inhalts zu empfehlen, auch bey Schulvisitationen und Candidatenprüfungen das deshalb Nöthige zu verordnen. Es ist erfreulich, zu lesen, daß man bey diesen, mit Umsicht durchgeführten Bestimmungen aus allen Theilen des Großherzogthums die beruhigendsten Zeugnisse über den religiös-sittlichen Zustand der Schulen erhalten hat (S. 13). Was 2) den Schulunterricht betrifft, so sind nach dem Edicte vom 6 Juni 1832 die Gegenstände, welche in den Volksschulen gelehrt werden sollen, in unbedingt nothwendige und bedingt nothwendige geschieden. Jene sind: Religionslehre mit Einfluß

der Sittenlehre, der biblischen und Religions-Geschichte, Lesen, Schreiben und Rechnen, Unterricht in der Muttersprache und im Gesänge; zu diesen gehören: Erdkunde, Vaterlandsgeschichte, Naturlehre, Naturgeschichte und Formenlehre. Der Vf. geht jeden dieser Gegenstände (S. 15 — 26) einzeln durch, und weist die Stufe nach, auf welche er sich dormalen in den Volksschulen erhoben hat. Ueberall sind die ausgesprochenen Grundsätze mit den Forderungen der Zeit und der in raschem Fortschreiten begriffenen Pädagogik in schönem Einklange, und die ruhige Besonnenheit, mit welcher alle erforderlichen Reformen eingeleitet und vollzogen werden, gewährt ungemeine Befriedigung. Auf die Wahl guter Lehrbücher wird dabey mit Recht große Aufmerksamkeit verwendet, und der Oberschulrath scheint ihre gleichmäßige Einführung in allen Schulen des Landes im Auge zu haben. Doch wird auch hierin nichts übereilt, wie sich z. B. aus den S. 19 bey Gelegenheit der Erörterung des deutschen Sprachunterrichtes vorkommenden treffenden Bemerkungen ersehen läßt, an welche sich das S. 256 bey der Schilderung der Gymnasien Berichtete anschließt. Gleich beyfallwürdige Ansichten finden sich S. 26 über die Unterrichtsmethode, welche die geistigen Kräfte der Kinder auf naturgemäße Weise und harmonisch entwickeln und bilden, auf Gründlichkeit, Klarheit und logische Ordnung sehen, und die Schüler zum Selbstdenken und zur Selbstthätigkeit führen soll; desgleichen S. 27 f. über die Schulzucht, bey der im Allgemeinen das Princip des Gehorsams und der Ehrfurcht gegen die Autorität gilt. Auch ist S. 29 fg. die Wichtigkeit der Bildung der weiblichen Jugend gebührend hervorgehoben, indem die Familien die Hauptgewähr ihres Bestandes und ihrer Förderung in den Frauen haben. An diese Darstellung der Hauptgesichtspuncte, von welchen im Unterrichts- und Erziehungs-Wesen im Großherzogthume Hessen ausgegangen wird, schließt sich S. 34 fg. die Statistik des Volksschulwesens. Nach der im Jahre 1837 vorgenommenen Zählung beläuft sich dormalen die Gesamtzahl der Bevölkerung des Großherzogthums auf 782,671 Seelen, die Zahl sämtlicher, die Volksschulen besuchender Schulkinder auf 122,299; die Zahl sämtlicher Schulen des Landes auf 1,426 (nämlich 987 protestantische, 322 katholische, 95 Communal- und 22 israelitische Schulen). Dem gegenwärtigen Ministerium, welches sich von den in seinem Auftrage handelnden Mittelbehörden und von den auf die hohe Wichtigkeit der Sache hingewiesenen Gemeinden selbst hierin lebhaft unterstützt sieht, verdankt man eine sehr bedeutende Anzahl neu errichteter Schulen. In den letzten 2 Jahren sind nicht weniger, als 186 neue Volksunterrichtsanstalten entstanden, und fast alle Gemeinden des Landes sind jetzt im Besitze eigener Ortsschulen. Nur in ganz wenigen kleineren Orten besteht noch die Einrichtung, daß die schulfähigen Kinder derselben eine ganz nahe gelegene benachbarte Schule entweder selbst besuchen, oder daß ihnen ein benachbarter Lehrer den Unterricht zugleich in ihrer Dorfschule

ertheilt (S. 36). In den größeren Städten, namentlich Darmstadt und Mainz, fehlt es auch nicht an Frey- und Kleinkinder-Schulen (S. 44 ff., S. 49 ff.). Wiederholungs- oder Fortbildungs-Schulen (Sonn-tagschulen) werden vorbereitet (S. 52 fg.), Industrieschulen nach einem bestimmten und allgemeinen Plane organisiert (S. 82); höhere Töchterschulen (S. 85) sind in der Residenz bereits errichtet, und in Mainz, wohl auch in Gießen, demnächst zu hoffen; ein Taubstummeninstitut wurde 1837 auf Staatskosten in Friedberg errichtet und mit dem dortigen evangelischen Schullehrerseminarium sowohl, als mit dem Predigerseminarium in Verbindung gesetzt (S. 56 fgg.). Aber freylich mit der Errichtung von Schulen allein ist's noch nicht gethan; darum hat das Ministerium auch die Vor- und Fort-Bildung der Schulcandidaten und Schullehrer beider Confessionen in tüchtigen, mit Musterschulen in Verbindung stehenden Seminarien, durch zweckmäßige Prüfungen, Lesecirkel und Lehrerconferenzen gesichert (S. 86 ff., S. 70 ff.), läßt durch periodische Prüfungen und Visitationen von Seiten der Orts- und Bezirks-Schulvorstände, sowie des Oberschulraths (S. 109 ff.) die Leistungen der Lehrer fortwährend überwachen, sie aber auch durch strenge Abhandlung der Schulverfäumnisse (S. 75—79) in ihrem Berufe unterstützen, und ihnen durch Anweisung angemessener Gehalte ihr saueres Amt möglichst erleichtern (S. 141 fgg.). Wenn in früheren Jahren eine sehr große Anzahl von Schullehrern kaum 80, höchstens 100 Fl. jährliche Befoldung bezog, so ist es jetzt gelungen, den geringsten Gehalt auf 155 Fl. zu erhöhen. Diesen beziehen jedoch nur 255 Lehrer; 226 haben zwischen 156 und 200 Fl.; 261 gegen 250 Fl.; 191 gegen 300 Fl.; 155 gegen 350 Fl.; 121 gegen 400 Fl.; 124 gegen 500 Fl.; 45 gegen 600 Fl. und 36 zwischen 600 und 800 Fl. jährlichen Gehalt. Dabey ist die Amtswohnung mit 10, höchstens 20 Fl. anzuschlagen, und die Heizungskosten werden dem Lehrer noch besonders mit 30—42 Fl. vergütet. Damit noch nicht zufrieden beabsichtigt jetzt das Ministerium die Erhöhung der geringsten Schullehrergehalte auf 200 Fl. Ebenso hat dasselbe für Pensionirung verdienster alter Schullehrer viel gethan (S. 149), die dürftige Schullehrerwitwencaffe in möglichste Berücksichtigung gezogen (S. 145 fg.), und für zweckmäßige Schulhäuser Sorge getragen (S. 147). Die Früchte einer so alleseitigen Wirksamkeit können nicht ausbleiben, und es ist von großem Interesse, das hier kurz Angedeutete in dem vorliegenden Werke selbst nachzulesen, wo sich über die wichtigsten Punkte (z. B. über das Verhältniß der Schule zur Kirche (S. 122—137); über Communal-schulen S. 37—44); über die Schullehrerseminarien (S. 86—99); über Schulvisitationen und deren Einrichtung (S. 109—122) sehr anziehende Erörterungen finden.

Den *Realschulen* ist der zweyte Abschnitt des Buches (von S. 151—242) gewidmet. Gerade, weil im Großherzogthume Hessen das Realschulwesen noch etwas Neues ist, und nicht überall die Idee, welche ihrer Errichtung zu Grunde lag, klar aufgefaßt wor-

den ist, mußten hier weitläufigere Erörterungen über ihr Wesen und ihr Bedürfniß, nebst gründlichen Widerlegungen der von verschiedenen Seiten erhobenen Einwürfe, Aufnahme finden. Ohne alle Herabsetzung der Gymnasien, die in ihrer bisherigen Stellung ungefährdet verbleiben sollen, ja sogar zum Nutzen der Gelehrtenschulen, welche sich nun, nach Entfernung solcher, ihnen bisher aufgedrungener Zöglinge, die eine classische Bildung nicht bedürfen, wieder ausschließlicher zu den Alterthumsstudien hinwenden können, sind in der neuesten Zeit die Realschulen entstanden. Mißverständnisse und übel angebrachter Eifer auf beiden Seiten hat wohl mannichfache Reibungen unter den Vertheidigern des Realismus und Humanismus zur Folge gehabt; wie aber neuerlich Andere die freundnachbarliche Nothwendigkeit beider Anstalten nachzuweisen versucht haben, so geschieht es auch hier auf geistreiche und überzeugende Weise. Zur Vorbereitung für den Handels- und Gewerbestand, für die Oekonomie, das Forst-, Bau- und Cameral-Fach, für das Berg- und Hütten-Wesen, für bürgerliche Ingenieurs werden die Realschulen weit geeigneter seyn, als die Gymnasien, in welchen die auf die genannten Fächer sich vorbereitenden Schüler, bey ihrem nothwendigen frühen Uebertritte in ihren speciellen Beruf, zu wenig Nahrung dafür finden würden. Ein sehr großer Theil der Bevölkerung des Großherzogthums Hessen war daher auch bey der Errichtung der Realschulen betheiliget, und da die früher schon eingerichteten wenigen Anstalten dieser Classe (zu Darmstadt und Mainz) nach einem viel zu dürftigen Zuschnitte angeordnet waren, so haben sie genau genommen dem Ministerium *du Thil* ihre Gründung zu verdanken, denn vom Jahre 1833 datirt sich erst ihre allgemeinere, sorgfältigere, den Anforderungen der Zeit entsprechende Einrichtung. Seit dieser Zeit finden sich in jenem Lande 3 größere Provincialrealschulen in den drey Provincialhauptstädten Darmstadt, Mainz und Gießen, welche nach gleichem Fusse eingerichtet, mit vorzüglichen Apparaten versehen sind, aus Staats- und städtischen Mitteln erhalten werden, und ihre Zöglinge in Religion, deutscher und französischer (auf Verlangen auch in englischer und lateinischer) Sprache, in Mathematik, Physik, Naturgeschichte, Chemie, Geographie, Geschichte, Zeichnen, Buchhalten, Schreiben und Gesang unterrichten. Dafs die Gründung dieser, einen vorzüglichen Ruf genießenden Anstalten nicht auf einem eingebildeten, sondern auf einem wirklichen Bedürfnisse beruht, sieht man aus der für die kurze Dauer ihres Bestehens (die Realschule zu Gießen wurde erst 1837 eröffnet) bedeutenden, in raschem Zunehmen begriffenen Frequenz. Die drey Provincialrealschulen wurden nämlich 1838 von 565 Schülern, wovon auf Darmstadt 180, auf Mainz 251, auf Gießen 134 kommen, besucht und zwar von Knaben aus allerley Ständen, Söhnen von Geistlichen, Aerzten, Oekonomen, Professoren, Gerichtsräthen, Kaufleuten, Fabrikanten, Militärs, Advocaten, Baumeistern, Handwerkern u. f. f. (S. 219). Kleinere An-

halten dieser Art, die aber, natürlich mit den durch das unvollständigere Lehrpersonal bedingten Modificationen, in denselben Gegenständen unterrichten, befinden sich noch in Offenbach (S. 220 fg.), Michelstadt (S. 223 fg.) und seit kurzem zu Bingen (S. 225). Höhere Anforderungen, als diese für das Alter von 10 bis 15 Jahren berechneten Realschulen, befriedigt die höhere Gewerbschule in Darmstadt. Es liegt nämlich, wie der Vf. S. 226 richtig bemerkt, in der Natur der Realschulen, das sie Neigung zu technischen Geschäften und Studien wecken. Sobald also Realschulen errichtet sind, wird die Zahl derjenigen, welche zu ihrem künftigen Gewerbe eine noch umfassendere wissenschaftliche Grundlage suchen, oder sich zu einem eigentlichen technischen Studium bestimmen, größer, als zuvor, und folglich ein Unterricht zur Bildung solcher Jünglinge nothwendig. Deshalb wurde 1836 in der Residenz eine neue Anstalt errichtet, der man den Namen: „höhere Gewerbschule“ gab, um damit (nach S. 228) vorzüglich ihr Verhältnis zur höheren industriellen Bildung anzudeuten, obwohl es in ihrer Bestimmung liegt, eine Jünglingsschule zur Vorbereitung für alle, auf naturwissenschaftliche und mathematische Kenntnisse und auf graphische Fertigkeiten gestützte Berufsarten und Studien zu seyn. Die Lehrgegenstände, welche daselbst Behandlung finden, sind: Mathematik, Physik, Mechanik, Naturgeschichte, Chemie, darstellende Geometrie, Planzeichnen, praktische Geometrie und Geodäsie, Zeichnen, Modelliren, auch nach Bedürfnis der Einzelnen französische, englische, deutsche, ja lateinische Sprache (S. 229—238). Da die Berufsarten der Schüler verschieden sind, so ist nicht jeder an alle Lehrfächer gebunden, sondern er wird nach Beruf und Vorkenntnissen nur an diejenigen gewiesen, die für ihn nothwendig erscheinen, und er schreitet darin vom niederen zum höheren Curfus fort. Bey der ausgezeichnet tüchtigen Leitung, welcher sich diese Schule zu erfreuen hat, ist ihr schnelles Aufblühen gar nicht überraschend gewesen, und da von der Staatsregierung fortwährend ihre Vervollkommnung im Auge behalten wird, so kann ihre wohlthätige Einwirkung auf Verbreitung tüchtiger Kenntnisse in der industriellen Welt nicht ausbleiben.

Die *Gymnasien*, deren Zustand im dritten Abschnitte von S. 243 bis 284 geschildert wird, haben unter der neuen Verwaltung eben so gut gewonnen, als die übrigen Unterrichtsanstalten. Es ist ihnen nicht allein im Jahre 1832 statt der drey früheren Provincialbehörden eine eigene Oberbehörde (der Oberstudienrath zu Darmstadt) gegeben, sondern auch für die praktische Ausbildung der Candidaten des höheren Lehramtes durch die Instruction vom 25. Nov. 1837 Sorge getragen, ferner durch die Maturitätsordnung von 1832, den allgemeinen Studienplan von 1834 und durch die neuen Schulgesetze von 1838 ihnen die nöthige Gleichförmigkeit gegeben, und ihr Weg und ihre Leistungen schärfer vorgezeichnet worden. Die Einrichtung der genannten Centralbehörde (S. 272)

hat sich als sehr wohlthätig bewährt, und alle Lehrer und übrigen Betheiligte erkennen die achtungswerthen Bestrebungen derselben, das gelehrte Schulwesen auf alle Weise und mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln auf eine innere höhere Stufe zu erheben, ohne Ausnahme und dankbar an. Da man die Wirksamkeit solcher Behörden gern nach Aeußerlichkeiten schätzt, so wird es nicht unpassend seyn, wenn Rec. hier der durchgreifenden Verbesserung erwähnt, welche die Befoldungsverhältnisse der Gymnasial-Lehrer und Directoren in der jüngsten Zeit erfahren haben. Die Directoren der drey größeren Gymnasien beziehen dormalen zwischen 1800 und 2000 Fl., die der drey kleineren gegen 1200 Fl., die Lehrer zwischen 700 und 1400 Fl. jährlichen Gehalt, und, was wir sehr hoch anschlagen, obgleich es in dem vorliegenden Werke nicht berührt wird, ist die Aufnahme der Gymnasial-Lehrer in die Civildienner-Wittwenkasse, wonach die Wittve eines Lehrers, der ein verhältnißmäßig nicht bedeutendes Eintrittsgeld und jährlichen Beytrag zu entrichten gehalten ist, auf eine Pension von 320 Fl. Anspruch hat. Durch die, nach den besten Mustern entworfene und bey jüngeren Arbeiten der Art nicht unbenutzt gebliebene Maturitätsordnung (S. 249 fgg.) und den Studienplan, welcher (S. 245), ohne die Rechte der philologisch-classischen Bildung anzutasten, auch die der gesteigerten Weltbildung anerkennt, und in mehreren Zeitschriften abgedruckt und lobend erwähnt ward, sahen sich endlich die Landesgymnasien, welche früher namentlich in Bezug auf die Entlassung der Schüler zur Unversität nach sehr verschiedenen Normen behandelt wurden, einander gleichgestellt, und da die Forderungen, die an die Abiturienten gemacht wurden, nicht überspannt, sondern nur darauf berechnet sind, das kein Untüchtiger zu den Universitätsstudien überrete, so bemerkt man auch auf den Gymnasien die traurigen, aus dem *Lorinser'schen* Streite bekannt genug gewordenen Folgen übertriebener geistiger Anstrengung nicht. Und wenn es auch auf der einen Seite nicht in Abrede gestellt werden kann, das sowohl im Studienplane, dessen Ziel es ist, diejenige wissenschaftlich-allgemeine Vorbildung zu bezeichnen, welche man für die höheren akademischen Studien voraussetzt (S. 248), als auch in der Maturitätsordnung mancher Punct noch einer Läuterung oder Modification bedarf (was von dem Vf. selbst nicht verschwiegen wird; vgl. S. 253 fg., 257, 261 fgg.): so ist doch auf der anderen das unablässige Bestreben des gegenwärtigen Ministeriums nicht zu verkennen, welches namentlich mit Consequenz darauf hält, die alten Sprachen als die entschiedene Grundlage der gelehrten Bildung und des Gymnasialunterrichts geltend zu machen (S. 255). Zum Gegenstande seiner ganz besondern Fürsorge hat es auch die religiöse Bildung der Gymnasialisten gemacht, und nichts versäumt, was in dieser wichtigen Beziehung einen günstigen Erfolg sichern zu können schien (S. 258—262).

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINÉ LITERATUR - ZEITUNG.

F E B R U A R 1 8 3 9 .

## P Ä D A G O G I K .

GIESSEN, b. Ferber: *Uebersicht des gesamten Unterrichtswezens im Großherzogthum Hessen, besonders seit dem Jahre 1829*; nebst gelegentlichen Bemerkungen über die neueste Beurtheilung desselben durch den Hn. Hofrath Thiersch in München. Amtlich dargestellt und herausgegeben von Dr. Justin Timoth. Balth. Linde u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Frequenz der sechs Gymnasien des Großherzogthums Hessen ist gegenwärtig folgende. In dem Gymnasium zu Bensheim befinden sich 55, zu Büdingen 60, zu Darmstadt 261, zu Gießen 124, zu Mainz 190, zu Worms 88, zusammen also in sämtlichen Gymnasien 778 Schüler. Vergleicht man den Aufwand, welchen die verschiedenen Gymnasien aus Staats- und Local-Mitteln erfordern, mit ihrer Frequenz, so kömmt auf jeden einzelnen Schüler im Durchschnitte jährlich die Summe von 70 Fl., indem in Mainz auf den Kopf im Durchschnitt 80 Fl., in Bensheim 107 Fl., in Büdingen 84 Fl., in Worms 49 Fl., in Gießen 61 Fl., in Darmstadt 37 Fl. gerechnet werden können (S. 273—184). Die außerordentlichen, für technische Fertigkeiten berufenen und die provisorischen Hülflehrer nebst den Accessitlen ungerechnet sind an diesen sechs Anstalten 39 ordentliche Lehrer (nämlich in Darmstadt 10, in Gießen 6, in Worms und Bensheim 5, in Büdingen 3, in Mainz 10) beschäftigt. Zur Universität werden im Durchschnitt alljährlich 80 Schüler entlassen, indem von dem Gymnasium in Darmstadt 25, von Mainz 20, von Gießen 19, von Büdingen 8, von Worms und Bensheim 4 abzugehn pflegen. Bekannt ist aus Hn. Th's. oben angezogener Schrift, dass die Existenz der drey kleineren Gymnasien in Worms, Bensheim und Büdingen vor mehreren Jahren bedroht, und von verschiedenen Seiten, namentlich auch von den Landständen, ihre Umwandlung in Realschulen in Aussicht genommen war; allein es ist den Bemühungen der Staatsregierung gelungen, sie durch bessere Dotirung für ihren bisherigen Zweck zu erhalten, und die von Hn. Th. ausgesprochene Befürchtung war also voreilig und unbegründet, obgleich für das Ministerium durchaus keine Verbindlichkeit zur Erhaltung dieser Anstalten vorlag, die ein mehr locales, als allgemeines Interesse haben (S. 268).

Die *Universität* des Großherzogthums Hessen in Gießen, deren im vierten Abschnitte von S. 285 bis 334 gedacht wird, hat ebenfalls seit dem Bestehen J. A. L. Z. 1839. *Erster Band.*

der gegenwärtigen Verwaltung eine mehrfach veränderte Gestalt gewonnen. Es konnte dieß nicht offener und unwiderleglicher dargethan werden, als es der Vf., auf die vorliegenden Verordnungen, gesetzlichen Bestimmungen und Thatsachen gestützt, hier gethan hat. Er weist nach, wie viel die Landesuniversität in Rücksicht auf ihre Organisation, auf das Lehrpersonal, den Unterricht, die Anstalten, die Disciplin und das Finanzverwaltungswesen gewonnen hat, und wie das Ministerium, als es das organische Verhältniß und die organische Stellung der Universität den Fortschritten und Forderungen der Zeit allmählich immer mehr zu accomodiren suchte, nur mit leiser Hand und mit möglichster Schonung der nothwendigen und wesentlichen Grundform einer Universität verfuhr, nicht vergessend, daß ein Institut dieser Art seiner eigenthümlichen höheren Natur nach nicht schlechthin mit jedem anderen auf gleiche Weise behandelt werden dürfe (S. 288, 289). Zu den Beamten der Universität sind unter dem Ministerium *du Thil* der Syndicus und der Universitätsrichter (S. 291) hinzugekommen, eine fünfte Facultät (die katholisch-theologische) ist 1830 errichtet, das Lehrpersonal vergrößert und bey Besetzung der ordentlichen Lehrstellen durchgängig von dem Grundsätze ausgegangen worden, Männer zu wählen, die sich entweder an der Anstalt selbst als Docenten bereits hinlänglich erprobt, und schriftstellerisch bekannt gemacht haben, oder welche ihr Ruf hinlänglich empfohlen hatte (S. 295). Was das Studienwesen betrifft, so hat man die Ansicht festgehalten, daß bey den akademischen Studien das reine wissenschaftliche Interesse als solches und in seiner möglichsten Selbstständigkeit den eigentlichen Gesichtspunct bilden müsse; man verkennt es jedoch nicht, daß besondere, die Beziehungen der wissenschaftlichen Bildung zu den positiven Zwecken des Lebens betreffende Motive gegeben sind, den Universitätsunterricht enger an gewisse Regeln und Bestimmungen zu knüpfen, als dieß sonst der Fall war. „Was auch deßfalls,“ sagt der Vf. S. 300, „hie und da wider eine solche bestimmte akademische Studienordnung angewendet werden mag, so kann doch das Ministerium die Ueberzeugung nicht theilen, daß gerade die wichtigste Landesanstalt, von welcher alle anderen gewissermaßen apriorisch bedingt werden, sich den nothwendigen Ansprüchen der Staats- und Zeit-Verhältnisse entziehen dürfe. Die Lehr- und Lern-Freyheit, dieses Palladium aller ächt-deutsch-akademischen Ausbildung, ganz aufzuheben, wird die Staatsregierung niemals versuchen, wohl aber glaubt

sie, deßfalls in soweit bedingend einschreiten zu müssen, als es die wissenschaftlichen Interessen an sich und ihre nothwendigen Bezüge zu den gegebenen socialen Lebensverhältnissen fodern. Die etwaigen Studienregulative werden also nur darauf hinausgehen, die bisherige akademische Studienfreyheit mit den unabweislichen Forderungen der Zeitverhältnisse in möglichste Einheit zu bringen.“ Die Vorschrift für die Immatriculation ist nach den Beschlüssen der Bundesversammlung vom 13. Novembr. 1834 genauer gefasst (S. 303), das akademische *Triennium* eingeführt, die verschiedenen Prüfungen (S. 308—312) sind sicherer geregelt worden, und alle zur Universität gehörigen Anstalten (z. B. die Bibliothek, deren 25,000 Bände in dem bezeichneten Zeitraume auf nahe an 100,000, und deren Einkünfte von etwa 700 Fl. jährlich auf ungefähr 4000 Fl. vermehrt worden; der botanische Garten; die erst vor wenigen Jahren angelegte zoologische Sammlung, auf welche im Jahre 1837 über 800 Fl. verwendet wurden; das anatomische Theater; das 1837 gegründete pathologisch-anatomische Cabinet, wofür gleich Anfangs 17,035 Fl. angewiesen und im Jahre 1838 900 Fl. verausgabt wurden; das 1832 eingerichtete akademische Hospital, in welchem eine medicinische, chirurgische und ophthalmologische stationäre und ambulatorische Klinik angeordnet ist, und wofür die Ausgaben 1836 und 1837 nahe an 10,000 Fl. betragen; die Entbindungsanstalt, für welche sich die jährlichen Ausgaben auf 3000 Fl. belaufen; die Sammlung von chirurgischen und geburtshülftlichen Instrumenten, das Thierarzneyinstitut; die chemische Anstalt; das physikalisch-mathematische Cabinet; die mineralogische Sammlung; das erst seit dem letzten Landtage hergestellte technologische Cabinet, wofür einstweilen 1000 Fl. verwilligt sind; das Kunst-, Münzen- und Antiken-Cabinet; das musikalische Institut; der Marktall) haben sich großer Unterstützung und Verbesserungen zu erfreuen gehabt. Um alle diese Leistungen möglich zu machen, mußte natürlich auch der Fonds der Universität bedeutende Vergrößerungen erfahren. Zu Anfang 1828 (S. 328) betrug das gesammte ergiebige Capitalvermögen der Universität 201,400 Fl., am Schlusse des Jahres 1837 dagegen 230,500 Fl. die Capitalzinsen belaufen sich jährlich im Durchschnitt auf 8000 Fl. Die Beyträge aus der Staatscasse sind theils Entschädigungen, theils eigentliche Zuschüsse. Jene belaufen sich auf ungefähr 40,000 Fl. jährlich; diese sind seit 1828 bedeutend gestiegen und belaufen sich ungefähr auf die gleiche Summe, so daß sich, mit Zuziehung einiger kleineren Intraden, die gegenwärtige jährliche Gesamteinnahme der Universität Gießen auf etwas mehr, als 100,000 Fl. anschlagen läßt. Auch die Disciplin ist unter der Verwaltung des Ministeriums *du Thil* und seit der Wirksamkeit des Hn. L. nicht unberücksichtigt geblieben. „So wesentlich auch die sogenannte akademische Freyheit,“ sagt er S. 322, „mit dem Begriffe einer deutschen Universität verbunden ist und möglichst bleiben muß, so wenig kann doch dieselbe in dem alttraditionellen Sinne weiter behauptet werden. Denn nichts

mag gedeihen, was mit dem Geiste der Zeit und seinen nothwendigen Erzeugnissen im Widerspruche steht; aus ihm erhält das Einzelne seine Nahrung, seine Stärke und seinen Erfolg. Wahre Freyheit aber ist jetzt überall nur in der Einheit mit dem Ganzen, in der gleichmäßigen Theilnahme an dem Organismus der Allgemeinheit möglich.“ Es war jedoch und ist keineswegs die Absicht der höchsten Behörde, das Universitätsleben dem Schulbesuche zu assimiliren, vielmehr lesen wir S. 323: „Wir vergessen nicht die alte Vorschrift: „*In juvene velim, quod amputem,*“ oder, wie Andere sagen: „Die Jugend muß gewagt werden.“ Die Zeit des akademischen Lebens ist die Krisis der Männlichkeit, gleichsam das Mittelalter, aus welchem die feste Ordnung der nächsten reiferen Jahre sich entwickeln muß. Daher soll von den akademischen Jünglingen eben so wenig die gesetzte Abgeschlossenheit des männlichen Alters erwartet werden, als man ihnen die Zucht der Knabenschule zumuthen will. Vielmehr mag ihnen Spielraum genug vergönnt bleiben, ihre Individualität zu versuchen und deren eigenthümliche Neigung und Kraft kennen zu lernen. Aber die Jugend soll auch lernen, das Gesetz zu achten, die Sitte zu lieben und sie als ein besonderes Attribut wissenschaftlicher Bildung anzusehen und zu erstreben.“ Diese, gewiß allgemeinen Beyfall verdienenden Grundsätze finden sich verwirklicht in den neuen disciplinarischen Statuten, deren gute Wirkungen nicht ausbleiben sind.

Den Beschlufs des Ganzen machen im fünften Abschnitte (S. 335—359) die *geistlichen Seminaristen*, unter welchen das bischöfliche Seminar zu Mainz für junge katholische Theologen zwar bereits 1803 von dem damaligen Bischof J. L. Colmar neu gegründet ward, aber doch im Jahre 1830, seit Errichtung der katholisch-theologischen Facultät auf der Landesuniversität, eine veränderte Aufgabe und Stellung erhielt, indem von da an nur solche Theologen Aufnahme in dieser Anstalt fanden, welche den akademischen Lehrkursus vollendet, die akademische Prüfung über alle Fächer der Theologie gesetzlich bestanden, und hinsichtlich ihres religiösen und sittlichen Geistes und Betragens genügende Zeugnisse aufzuweisen haben (S. 349). Das evangelische Predigerseminar zu Friedberg dagegen ist eine ganz neue Schöpfung, und da durch dasselbe einem höchst fühlbaren Bedürfnisse abgeholfen, und eine früher nur zu oft äußerst empfindliche Lücke ausgefüllt ward, so ist die Gründung dieser Anstalt, welche die wichtige Bestimmung hat, den angehenden Dienern der Kirche die vollkommene Tüchtigkeit zur Führung des geistlichen Amtes in allen seinen Theilen zu verleihen (S. 336 fgg.), kein geringes Verdienst des gegenwärtigen Ministeriums. Die Einrichtung des Seminars, in welches die aus dem Großherzogthume gebürtigen Candidaten der Theologie nach bestandener Facultätsprüfung einzutreten und ein Jahr zu verweilen gehalten sind, wenn sie sich der Definitorialprüfung zu unterwerfen und sich um ein kirchliches Amt zu bewerben beabsichtigen, darf Rec. schon aus der im vorigen Jahre erchiene-

nen Denkschrift desselben als bekannt voraussetzen; nicht genug kann es aber gerühmt werden, daß die Staatsregierung diese wichtige Anstalt gerade nach Friedberg, dem Sitze des 1817 gestifteten evangelischen Schullehrerseminars und des 1837 in's Leben getretenen Taubstummeninstituts gelegt, und diese drey Anstalten in eine sehr erspriessliche Verbindung mit einander gesetzt hat. Gleiche Vorbereitung, wie das Seminarium zu Friedberg den evangelischen Theologen, gewährt das Seminarium zu Mainz den katholischen Theologen. Es steht unter der obersten Leilichen Theologen. Es steht unter der obersten Leitung und Aufsicht des dortigen Bischofs; den Unterricht ertheilen vier Lehrer der Theologie und ein Gefanglehrer. Der erste Lehrer ist zugleich erster Vorsteher (*Regens*), der zweyte ist zweyter Vorsteher (*Subregens*) des Hauses (S. 349). Die Anzahl der Seminaristen ist im Durchschnitt auf 10—15 anzunehmen, welche im Seminar Logis, Kost und Bedienung erhalten, und in der Regel 2 Jahre daselbst verweilen. Doch kann ihr Aufenthalt auch nach Umständen abgekürzt werden (S. 350), wenn sich mit Sicherheit voraussetzen läßt, daß der angehende Geistliche seinen Beruf in seiner dreyfachen Eigenschaft als Lehrer, Priester und seelsorglicher Führer der Gemeinde so vollkommen, als möglich, zu erfüllen vermag.

Nach der Ansicht des Rec. kann die großh. heff. Staatsregierung und namentlich das Ministerium des Inneren und der Justiz, welchem das Unterrichtswesen untergeordnet ist, mit großer Befriedigung auf dasjenige zurückblicken, was seit seiner Wirkksamkeit für diese Angelegenheiten geschehen ist. Von der Volksschule bis zur Universität ist nichts unberücksichtigt, oder unverbessert, bey dem Alten geblieben. Das vorliegende Werk entfernt alle Zweifel, die etwa darüber bey Auswärtigen herrschen könnten, und wir sind überzeugt, daß bey der, wenn auch nicht ganz aus einem Gusse hervorgegangenen, doch überall geistreichen und interessanten Darstellung kein Leser, der überhaupt an pädagogischen Erörterungen Gefallen findet, das Buch ohne mannichfache Belehrung aus der Hand legen wird.

E. S.

### ERDBESCREIBUNG.

LEIPZIG, b. Götschen: *Handelsgeographie*. Ein Handbuch für Handels-, Gewerbs-, Real- und andere höhere Schulanstalten, so wie für Kaufleute, Fabrikanten und Geschäftsmänner in jeder Beziehung. Erster oder allgemeiner Theil von Dr. C. F. A. Nischwitz, Lehrer der Handelsgeographie und der Welt- und Handels-Geschichte, an der öffentlichen Handelslehranstalt in Leipzig. 1835. XIII u. 224 S. Zweyter oder specieller Theil. 1838, VIII u. 672 S. 8. (3 Thlr. 6 gr.)

Der Vf. äussert sich in der Vorrede, daß er nur einen schwachen Anfang dessen, was er wohl gern ganz umfassen möchte, was aber nur durch eine längere Erfahrung reifen kann, dem Publicum über-

gebe; nicht Schreiblohn oder Autorlohn, sondern die dringende Nothwendigkeit, Zöglingen einer Handelslehranstalt durch einen zweckmäßigen, bisher vergebens gesuchten Leitfaden bey ihren geographischen Studien Erleichterung und Zeitersparnis zu verschaffen, habe ihn zu dem Versuche bestimmen können, einen allgemeinen geographischen Cursus für Handelsschulen und angehende Kaufleute und Geschäftsmänner, wie er sich denselben nothgedrungen bey dem Unterricht in den Classen der Leipziger Handelslehranstalt, in sehr beschränkter Zeit hätte sich schaffen müssen, zur Oeffentlichkeit zu bringen. Selbst erst nur wenige Jahre in einem Fach beschäftigt, das früher ganz außer seiner Sphäre lag, und für welches überhaupt bis jetzt noch so wenig gesorgt wurde, mußte dies Unternehmen doppelt schwierig werden. Und da nicht bey allen Zöglingen und angehenden Kaufleuten vorauszusetzen ist, daß sie einen gehörigen Cursus in der allgemeinen Geographie gemacht haben, und sich auf der Erde leicht zurecht finden können, so erschien es dem Vf. nothwendig, zur Erleichterung des Ganzen und mit Rücksicht auf das Bedürfnis des Geschäftsmannes, eine Zusammenstellung aller Meere und aller Länder nach einem geregelten natürlichen Gange, der eigentlichen Handelsgeographie voranzuschicken. Eine Uebersicht des Inhaltsverzeichnisses wird lehren, in wie weit diesen Vorsätzen und Bedürfnissen nachgekommen und entsprochen worden ist. Zuerst giebt der Vf. die *allgemeine Darstellung der Erde, nach ihren Wasser- und Land- oder Erd-Theilen*. In der Erklärung der nothwendigsten auf die See Bezug habenden Erscheinungen und Umstände erachteten es der Vf. für nothwendig, sehr tief in das Gebiet der eigentlichen Naturlehre einzugehen, worauf denn auf einzelne Merkwürdigkeiten der Massenverhältnisse der Land- oder Erd-Theile übergegangen wird. Rec. findet, daß bis zum Jahre 1835 die neuesten Entdeckungen, Berichtigungen und Angaben aufgenommen worden sind; daß der Vortrag durchaus deutlich und verständlich, und bey dem so weiten Felde des in dieses Gebiet einschlagenden Wissenswerthen dennoch eine nothwendige Kürze, ein erforderliches Zusammendrängen der einzelnen Angaben gehörig beobachtet worden ist.

Hierauf folgt eine *allgemeine Handelsgeographie von Europa*. Hierin wird abgehandelt Boden und Production Europa's, Productions-Scala in Europa (ein sehr interessanter und viel umfassender Abschnitt) und die vorzüglichsten Handelsproducte Europa's, mit Angabe der wichtigsten Productionsgegenstände. Die einzelnen Abtheilungen erscheinen hier nach den bekannten drey Reichen: dem Thierreiche, dem Pflanzenreiche und dem Mineralreiche. Man wird in dieser Scala nicht leicht ein in Europa einheimisches, sey es auch scheinbar noch so unbedeutendes Naturproduct vermissen. Es schliessen sich hier an die wichtigsten Colonien der Europäer in anderen Erdtheilen. Die Colonialbesitzungen sind hier in ihrer Eigenschaft, als den Engländern, Holländern, Franzosen, Spaniern, Portugiesen, Dänen, Schweden und

Russen zugehörig aufgeführt. Die Einfuhrproducte sind getrennt nach den vier großen Erdtheilen: Asien, Afrika, Amerika und Australien. Mit großem Fleiße sind hier die wichtigsten Einfuhr-Producte nach Qualität und Quantität abgehandelt, und es setzt eine unverkennbar große Belesenheit des Vfs. voraus, über so viele und mannichfaltige Gegenstände gehörige Nachweisung zu ertheilen.

Eine besondere Abtheilung bildet das Verzeichniß der Gewerbs- und Industrie-Gegenstände. Rec. vermißt in dieser so trefflichen Zusammenstellung die Maschinenfabriken. Das über den Handel und die Handelszweige Gesagte verdient alle Beachtung, und ist bey dem Unterrichte in einem Handelslehrinstitute von dem wesentlichsten Interesse. Die Erklärung einiger zur Handelsgeographie nothwendigen und auf den Handel direct Bezug habenden Wörter und Ausdrücke, ist hier gewiß nicht am unrechten Orte. Bey den Erleichterungs- und Beförderungs-Mitteln des Handels, hätte vielleicht auch mit einigen Worten der Erschwerungen desselben, insbesondere der Grenzsperrn, der oft ganz überflüssigen Plackereyen an den Zollstätten, des PafsweSENS u. dgl. gedacht werden können.

Der Welthandel ist abermals nach Erdtheilen abgetheilt. Unter Afrika's Barbaresken-Staaten nimmt wohl nun die französische Colonie Algier eine besondere Stelle ein. Zu den neuen Ausichten und Erwartungen für den europäischen Welthandel zählt der Vf.: 1) Vereinfachung des durch Zölle für den Handel drückenden Prohibitiv-Systems; 2) ein allgemeines europäisches Eisenbahnsystem; 3) Umgestaltung des Ostseehandels durch Canalbau; 4) Dampfschiffahrt auf der Donau; 5) Verbindung mit Ostindien durch das rothe Meer und 6) Durchstechung der Landenge des mittleren Amerika. — Besonderer Erwähnung ist der Handelshäfen und Messplätze Europa's gefehen, die insgesamt nach den Staaten, in denen sie sich befinden, geordnet sind. Den Benutzern des Werks wird übrigens zu empfehlen seyn, vor dem Gebrauche, die Bemerkungen des Anhangs zu berücksichtigen.

Der zweyte oder specielle Theil des Werkes führt den Beysatz im Titel: „und Handelsgeschichte.“ Eine

Zugabe, die gewiß jedem Leser sehr erfreulich seyn wird. In welchem Sinne der Vf. dieß gemeint hat, mag eine Stelle des Werks S. 662, wo von Odessa die Rede ist, belegen. Wir nehmen sie hier wörtlich auf, weil sie zugleich einen Beleg der Art und Weise des Vortrags liefert: „Wie in (St.) Petersburg, ist aber auch hier der Handel mit dem Auslande und die Schifffahrt größtentheils in den Händen fremder Kaufleute, die sich in Odessa niedergelassen haben, und die Russen beschäftigen sich im Allgemeinen nur mit Innenhandel und mit der Küsten- und Fluß-Schifffahrt. Die Großhändler sind Griechen, Italiäner, Franzosen, Engländer, Deutsche, Israeliten u. s. w. Der Friede von Kamardschi (1774) eröffnete das schwarze Meer, das Mahomed II, den christlichen Völkern verschlossen hatte, von Neuem dem europäischen Handel, und es war vorherzusehen, daß dem Verkehre dieser Küsten eine neue Periode der Regsamkeit und Blüte bevorstehe, ähnlich denen im Alterthum und Mittelalter, wo Griechen und Italiäner sie besuchten und colonisirten. Aber nur die den Osmanen überlegene Mächte ersten Ranges, Rußland, Oesterreich, Frankreich und England konnten von dieser neuen Gestaltung der Dinge wahrhaften Vortheil ziehen; die übrigen, denen die türkische Regierung die freye Fahrt durch den Bosphorus nicht gestattete, konnten nur unter fremder Flagge an diesem Handel Theil nehmen, und nur erst in der neuesten Zeit (seit 1830) vermochten auch die anderen europäischen, so wie die vereinigten Staaten von Nordamerika als Mitbewerber aufzutreten. Früher war die russische Flagge bey Weitem die vorherrschende bey den Handelsverbindungen zwischen den Häfen des schwarzen Meeres und denen des Archipels und Italiens; jetzt stehen ihr die österreichische, neapolitanische, toskanische (Livorno), sardinische (Genua), französische (Marseille) und englische (ionische und maltesische) zur Seite.“

Ein so scharf durchdachtes, gut geordnetes und kräftig ausgeführtes Werk wird gewiß allgemeines Interesse erregen, und besonders in Handelsschulen die gehörige Aufnahme finden.

C. v. S.

## K L E I N E S C H R I F T E N.

**MEDICIN.** Bonn, b. König: *Geschichte der Augenheilkunde als Einleitung in das Studium derselben*, von A. G. van Onsenoort, Med. und Chir. Dr. ehemaligem Generalstabsarzte. Aus dem Holländischen übersetzt. Mit einem Vorwort von Dr. C. W. Wutzer, kön. preuss. Geh. Medicinalrathe u. s. w. 1838. VIII u. 88 S. 8. (Pr. 10 gr.)

Man würde sehr irren, wenn man in dieser Schrift irgend einen bedeutenderen Beytrag zur Geschichte der Augenheilkunde oder auch nur einen kurzen Abriss dieser selbst zu finden glaubte. Man müßte denn einen Katalog von Namen derjenigen, welche sich um die Augenheilkunde verdient gemacht haben, als eine Geschichte betrachten wollen. Nicht einmal die Literatur des Faches gewinnt durch diese Zusammenstellung etwas, da überall nur die Namen der Schriftstel-

ler (diese allerdings in bedeutender Anzahl, aber nicht immer in orthographischer Richtigkeit) angeführt sind. Die einzige interessante Nachweisung, welche die Schrift giebt, ist die, daß der Vf. im Besitze eines Manuscripts von Peter Camper (*de oculorum fabrica et morbis commentaria*, 1768) ist, welches nach ihm einen außerordentlichen Schatz von Beobachtungen enthält. Der Vf. hat dieses Werk der holländischen Regierung zum Druck auf Staatskosten vorgeschlagen.

Ursprünglich schrieb der Vf. die Schrift für seine Vorlesungen über Augenheilkunde nieder; daher sind selbst einige rednerische Allocutionen in diese „Geschichte“ mit übergegangen.

Die Uebersetzung (von ungenannter Hand) ist leidlich; Papier und Druck sehr gut. H — r.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

F E B R U A R 1 8 3 9.

## T H E O L O G I E.

LEIPZIG, b. Weber: *Theologische Propädeutik, oder Beyträge zu einer genauen Kenntniss des geistlichen Berufes und der theologischen Richtungen unserer Zeit.* Von G. K. P. Heffenmüller, Pastor zu St. Ulrici in Braunschweig. 1838. 419 S. 8. (2 Thlr.)

Veranlassung, diese Schrift abzufassen, fand Hr. Pastor Heffenmüller, laut der Vorrede, in der Bemerkung, daß die zum Studium der Theologie von der Schule zur Universität abgehenden Jünglinge, mit dem jetzigen Standpunkte der Theologie nur wenig bekannt, auf der Hochschule oft in bedenkliche Zweifel verfielen, oder eine Beute der Mystiker und Pietisten wurden, oder in das Labyrinth einzelner Philosopheme unserer Zeit so tief hinein geriethen, daß sie sich aus diesem kaum wieder heraus zu arbeiten vermochten. Davor sie zu bewahren, zugleich aber sie zu begeistern für das geistliche Amt, ist der Hauptzweck dieser Schrift. Daß dieser Zweck im Ganzen glücklich erreicht sey, gesteht Rec. dem Vf. mit Freuden zu. Denn mit großer Klarheit ist alles Wesentliche zusammengestellt, was in älterer und neuerer Zeit zur Begründung einer vernunftgemäßen Auffassung des Christenthums gesagt worden ist; mit Sachkenntnis und Belesenheit ist auf die gefährlichen Verirrungen aufmerksam gemacht, zu welchen der Mysticismus in seinen verschiedenen Gestaltungen, verbunden mit Obscurantismus, führt; auch sind hie und da Bemerkungen mitgetheilt über die Unhaltbarkeit der jetzt bereits in mehrere Fractionen zerfallenen Hegel'schen Philosophie. Doch wäre zu wünschen gewesen, daß der Vf. sich gründlicher über diesen Gegenstand verbreitet hätte, namentlich über die höchst nachtheilige Anwendung neuerer Philosopheme auf das Christenthum, sowie über das Wesen der wahren Philosophie. Die S. 75 hierüber mitgetheilten Bemerkungen sind ungenügend. Auch möchte noch im Allgemeinen zu tadeln seyn, daß der eigene Ideengang des Vfs. zu oft unterbrochen wird durch Einschlebung fremder Ansichten, wodurch ein gewisser Total-Eindruck und auch zuweilen eine recht bündige Begriffs-Erklärung verhindert, dagegen aber hin und wieder eine zweckwidrige Breite verursacht wird. Der Vf. hätte die dem Texte einverleibten Aeusserungen anderer Schriftsteller mehr in sein Christenthum verwandeln, und in den Anmerkungen die Stellen nur citiren sollen; wiewohl nicht zu leugnen

J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

ist, daß die wörtlich beygebrachten Aussprüche ausgezeichneten Männer den Ansichten des Vfs. eine wichtige Bestätigung verleihen.

Im Allgemeinen scheint es besonders wünschenswerth, daß dieses Buch von einem dazu befähigten Gymnasiallehrer den Schülern, welche Theologie studiren wollen, etwa in dem letzten Semester vor ihrem Abgange von der Schule mitgetheilt und erklärt werde; doch wird es auch jedem denkenden Religionsfreunde überhaupt reichhaltiges Interesse und Unterhaltung gewähren. Es ist in neun Abschnitte eingetheilt, von denen jeder reichlich mit Literatur und literarischen Bemerkungen ausgestattet ist, so daß besonders angehende Theologen über die Leistungen älterer und neuerer Zeit auf dem Gebiete der Theologie eine treffliche Uebersicht gewinnen.

Der I Abschnitt handelt von *Religion überhaupt, und von christlicher Religion insbesondere.* Ungewöhnlich und dem Sprachgebrauche nicht ganz angemessen ist die S. 4 aufgestellte Erklärung von der objectiven Religion, wenn es heißt: „Man versteht unter derselben den Inbegriff alles desjenigen, welches uns die Vernunft von der Erkenntnis Gottes und seiner würdigen Verehrung lehrt“, da man gewöhnlich darunter versteht den Inbegriff der Religionslehren, in sofern derselbe öffentlich bekannt gemacht ist. Bey den über die Perfectibilität des Christenthums S. 7 und 8 mitgetheilten Bemerkungen hätte bestimmter angegeben werden sollen, in wiesern und in wie weit dieselbe auf das Christenthum anwendbar sey; das in dieser Beziehung von dem Vf. Ausgesprochene hält sich zu sehr im Allgemeinen. S. 9 schildert er die Wirkungen der christlichen Religion in folgender Weise, welche Stelle zugleich eine Probe der lebendigen Darstellung seiner Ansichten abgeben möge: „Die Altäre der Götzen sind umgestürzt; die Heiligthümer werden nicht mehr geröthet vom Blute, da der Bruder den Bruder als Opfer schlachtete; das Gebiet der Liebe hat seine segnende Herrlichkeit entfaltet in allen Verhältnissen, denn wie viele auch fallen im Kriegs-Ungewitter, die Grausamkeit ist geschwunden, welche die Gefallenen noch schändete, und der Gefangenen und Besiegten spottete; wie viele Andere dienstbar seyn mögen, mit dem Christenthum verträgt sich keine Sklaverey, und diejenigen verleugnen Christum, welche jenem entehrenden und die Menschheit herabwürdigenden Sklavenhandel noch die Hand bieten. Eheliches Glück ist nur in den Staaten denkbar, in welchen das Christenthum dem Weibe seine Rechte ge-

sichert, seine Stellung angewiesen, und die zarteren Tugenden angeregt hat zwischen Eltern und Kindern. Wohin das Licht des Christenthums gedrungen ist, da sind Schulen entstanden, da ist der Wissenschaft eine Freystätte gegründet; Glückseligkeit, Besserung, Seligkeit sind Namen und Begriffe, welche allein die Christuslehre darbietet. Nicht sie trägt die Schuld, daß die Menschheit noch nicht die Stufe der Veredlung erklimmen hat, deren sie fähig ist, aber unendlich viel Herrliches würde ohne das Christenthum gar nicht vorhanden seyn.“ — Hier hätte nun zugleich ausführlicher gefagt werden sollen, daß die christliche Religion erst da ihre wohlthätigen Wirkungen entwickeln konnte, wo sie mit Vernunft aufgefaßt wurde, und daß sie im entgegengesetzten Falle heidnischen Aberglauben und Greuel aller Art keineswegs verhinderte. S. 13 werden Leucippus und Protagoras mit unter denen aufgeführt, welche gewöhnlich Atheisten genannt werden, ohne es jedoch wirklich zu seyn; doch wird nicht nachgewiesen, warum sie es nicht waren, was doch bey den übrigen Atheisten geschehen ist. Leucippus stellte bekanntlich die Atomenlehre auf, ohne das Daseyn der Götter geradezu zu leugnen, und Protagoras hielt dasselbe nur für ungewiß.

Im II Abschnitte handelt der Vf. von der *Bibel*. S. 40 heißt es: „Darin aber hat *Straufs* gefehlt, daß seine Bestimmung von Mythen zu weit ist, offenbar den Charakter der Evangelisten besleckt, indem der wesentliche Unterschied zwischen Mythe und Lüge aufgehoben ist, und alle Geschichte untergraben muß, indem es jedem genialen Kopfe freygegeben wird, unter diesem selbstgewählten Mythen-Begriffe jede von Jahrhunderten anerkannte historische Wahrheit zu subsumiren.“ Hier hätte eine genauere Bestimmung der Grenzen gegeben werden sollen, in wie weit das Mythische im N. T. anzunehmen sey. Rec. glaubt, daß wir von der Zeit des öffentlichen Auftritts Jesu an, im Ganzen genommen, auf geschichtlichem Grunde und Boden stehen, daß aber manches Factum durch die damalige Zeitbildung und die Tradition ins Wunderbare ausgemalt, und so von den Evangelisten aufgezeichnet worden sey, wobey die Kritik nur vermuthungsweise so viel als möglich zu ermitteln suchen kann, welches geschichtliche Factum der wunderbaren Erzählung zum Grunde gelegen haben möge, ohne doch den Ergebnissen solcher Vermuthungen den Charakter der Gewissheit beyzulegen, oder sie im populären Religionsunterrichte hervorzuheben. Die in diesem Abschnitte mitgetheilten Bemerkungen über den Kanon, die Authentie und Integrität der h. Schr. stimmen genau mit den neuesten Forschungen erleuchteter Theologen überein.

Der III Abschnitt behandelt die *Theologie*, welche auf die gewöhnliche Weise eingetheilt wird in *historische, exegetische, systematische und praktische*. S. 81 wird über die dogmatischen Lehrbücher bemerkt: „Unter den neuesten Lehrbüchern möchte zu einer klaren Uebersicht des dogmatischen Stoffes

das von *Wegscheider* vorzüglich zu empfehlen seyn, welches in seiner jetzigen Vollendung ein dogmatisches Repertorium genannt werden kann, und auch denjenigen höchst lehrreich ist, welche einem ganz verschiedenen Systeme sich zugewandt haben.“

Im IV Abschnitte, über „*das christliche Lehramt*“, wird der Ursprung desselben nachgewiesen bey Jesu und seinen Jüngern; hierauf Bemerkungen, die jedoch ausführlicher seyn sollten, über den Zweck, die Nothwendigkeit und Würde des christlichen Lehramts mitgetheilt. Die S. 116 aufgestellte Frage: „Warum mag Jesus den Judas unter der Zahl seiner Jünger aufgenommen haben?“ ist schwankend und unbefriedigend beantwortet. Denn auf der einen Seite scheint der Vf. den Verrath des Judas milder zu beurtheilen, mit Hinweisung auf *Paulus*, *Hase* und *Theile* (auch *Gust. Schollmeyer's* Schrift hätte noch hinzugefügt werden sollen); auf der anderen Seite führt er wieder eine Stelle aus *von Cölln's* bibl. Theol. an, ohne dieselbe zu widerlegen, nach welcher dem Judas ein hoher Grad sittlicher Verworfenheit zuzuschreiben sey. Warum ferner Christus überhaupt einen solchen Menschen, der Joh. 12, 6 ausdrücklich ein Dieb genannt wird, unter seinen Jüngern geduldet habe; diese Frage ist ganz unerörtert geblieben. Ebenso schwankend und ungenügend ist S. 124 die Verleugnung des Petrus erklärt.

Der V Abschnitt schildert auf eine sehr interessante Weise die *Annehmlichkeiten und Schwierigkeiten des geistlichen Berufes*. Besonders lehrreich sind die S. 148 gemachten Bemerkungen über die symbolischen Bücher.

Im VI Abschnitte ist die Rede von den *Eigenschaften des christlichen Religionslehrers*, welche der Vf. in nothwendige und wünschenswerthe einteilt, ohne jedoch über die letzten sich näher zu erklären. Zu den nothwendigen Eigenschaften werden mit Recht folgende gezählt: a) körperliche: gesunde körperliche Bildung, feste Körperconstitution, angenehme Stimme; b) geistige: heller Verstand, lebendige Einbildungskraft, gutes Gedächtniß; c) sittliche: Selbstbeherrschung, Wahrheitsliebe, Charakterfestigkeit, Leutseligkeit und frommer, christlicher Sinn. Dieser Abschnitt verdient ganz besonders von Allen beherzigt zu werden, welche Theologie studiren wollen. S. 156 heißt es u. A. auf eine sehr treffende Weise: „Wie nun aber die Bestimmungsgründe für ein Studium oft unlauter sind, oder oft von Zufälligkeiten abhängen, oder von einer planlosen Verfügung der Eltern und Angehörigen, so daß der Jüngling, welcher den heiligen Tempel der Wissenschaft betreten soll, als willenloses Werkzeug in den Händen Anderer dasteht, so ist dieß besonders häufig der Fall bey denen, welche sich dem Studium der Theologie hingeben wollen. Eine Vorliebe des Knaben für Bücher läßt die erfreuten Eltern den künftigen Geislichen erblicken; der Wunsch einer alten Tante, von ihrem Pathen eine salbungreiche Predigt zu hören, und das Versprechen, ein Sümchen zum Studium herzugeben; die Verbindung mit einem Kir-

chen Patron, oder dessen Versprechen, einst in Gnaden eine Pfarrstelle verleihen zu wollen, die in dem Verhältniß zu dem Studium anderer Wissenschaften geringeren Kosten für das theologische Studium; die Aussicht auf mehrere Stipendien, deren viele für Theologie - Studierende zu einer Zeit gegründet wurden, wo Wenige aus den höheren Ständen dieses Studium wählten; die frohe Aussicht, das eine gute Hauslehrerstelle sofort nach vollendeter akademischer Laufbahn den jungen Mann selbstständig macht, und ihn der elterlichen Unterstützung überhebt, — bestimmen so Viele zu Geistlichen, ohne das man untersucht, ob auch der innere Beruf, die *vocatio interna*, vorhanden ist.“

VII Abschnitt: Die *Vorbereitungswissenschaften zum Studium der Theologie*. Wenn hier u. A. als Gegenstände des Gymnasial-Unterrichtes auch eine Uebersicht der Geschichte der Philosophie und Bekanntschaft mit Logik und Psychologie betrachtet werden, so möchte dies wohl bey dem ohnehin großen Umfange der Lehrgegenstände zu viel gefodert seyn, und es dürfte in dieser Hinsicht auf Gymnasien schon das genügen, was bey anderen Lehrgegenständen in jener Beziehung mit zur Sprache kommt. Bey dem Studium der Mathematik hätte der Vf. als eine Erinnerung für mathematische Lehrer den Grundsatz noch mit in Erwähnung bringen können: *non multa, sed multum*, da es oft geschieht, das Lehrer dieser Wissenschaft theils zum Nachtheile anderer Wissenschaften, theils zum Nachtheile einer gründlichen Auffassung die gehörigen Grenzen überschreiten.

VIII Abschnitt: *Vom Rationalismus und Supernaturalismus*, in welchem sich der Vf. mit Klarheit und Gründlichkeit über das Wesen beider Systeme im Allgemeinen und Besonderen ausspricht. Hier hätte bey Vertheidigung des Ersten besonders darauf hingewiesen werden sollen, das die Einwürfe gegen denselben von Seiten der Anti-Rationalisten meistens aus ganz falschen Vorstellungen über das Wesen desselben hervorgehen; sowie der neuerlich oft vernommene Vorwurf, das der Rationalismus sich auf rohen Verstandesgebrauch lediglich stütze, während doch alle besonnenen Vertheidiger desselben der Vernunft, auch als Vermögen der Idee betrachtet, ihre Principien entnehmen, und so statt bloßen Verstandeswilleas einen Vernunftglauben gewinnen.

IX Abschnitt: *Vom Mysticismus, Pietismus, Fanatismus und Schwärmerey*. Nachdem der Vf. diese Begriffe erklärt, und die Quellen dieser Verirrungen des menschlichen Geistes nachgewiesen hat, spricht er hierauf vorzüglich von den nachtheiligen Folgen des Mysticismus, indem er zeigt, wie derselbe die wahre Wissenschaftlichkeit hindere, dem Aberglauben allen Vorschub leiste, mit dem Christenthum und dem wahren Protestantismus streite, zum Katholicismus führe, sich von der Kirche lossage, und das nichtswürdige und verderbliche Conventikelwesen befördere, zur Religionschwärmerey und zum Fanatismus führe, zur Verketzerungslucht hinreisse, der Sittlichkeit schädlich sey, und das Familienglück

zerstöre. Die S. 352 aufgestellte Frage: „Was haben nun der Staat und einzelne Individuen zu thun, um sich vor dem einbrechenden Mysticismus (welcher Name hier, wie öfter, in einer ganz allgemeinen Bedeutung, auch die verwandten Begriffe umfassend, gebraucht wird) sicher zu stellen“, und die gegebene Beantwortung liegt eigentlich auferhalb der Bestimmung dieses Buches; es mußte vielmehr die Frage beantwortet werden: „Wodurch können Jünglinge, welche Theologie studiren wollen, vor dem Mysticismus bewahrt werden?“ Doch theilt der Vf. nur wenig Bemerkungen jener Art am Schlusse (S. 362) mit.

Druck und Papier sind lobenswerth; nur hätten einzelne auch nicht angezeigte Druckfehler vermieden seyn sollen. So vermisst man S. 243. Z. 13 v. U. bey „geistige Wesen“ das Prädicat *unendlich*; S. 359. Z. 15 v. U. ist statt II zu lesen III.

Th. H.

BERLIN, b. Thome: *Das neue Testament nach Dr. Martin Luther's Uebersetzung mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen*. Herausgegeben durch Otto von Gerlach, Licentiaten der Theologie, Pastor zu St. Elisabeth in Berlin. Zweyter Band, welcher die Briefe Pauli an die Römer, Corinther, Galater, Epheser, Philipper und Colosser enthält. VI u. 377 S. 1837. gr. 8. (16 gr.)

Auch unter dem Titel:

*Die heilige Schrift nach Dr. Martin Luthers Uebersetzung u. s. w.* Sechster Band.

Schon bey der Beurtheilung des ersten Bandes in dieser A. L. Z. 1837. Nr. 1. bemerkte Rec., das der Vf. nicht zunächst Erbauung, d. h. eine unmittelbare Anwendung auf das Herz und Leben, nicht eine verstandesmäßige Darstellung des Zusammenhangs jeder einzelnen Schrift und eine Zerlegung ihres Inhalts, sondern vornehmlich eine Anleitung zu tieferer Erkenntniß der Bibellehre in ihrem Zusammenhange und zur Ausdeutung ihres Sinnes im Ganzen und Einzelnen bey dieser Bibelerklärung bezwecke. Unter dieser tieferen Erkenntniß versteht aber der Vf. nichts Anderes, als eine Auffassung der heil. Schrift aus dogmatischem, und zwar im vollsten Sinne des Worts supernaturalistischem Gesichtspuncte, so das er überall die Lehren von der Dreyeinigkeit, der göttlichen Natur Jesu, der stellvertretenden Genugthuung und der Erbsünde in der crassesten Form des kirchlichen Systems suchet und findet. So wenig nun aber Rec. mit den Ansichten des Vfs. übereinstimmt, und die Exegetik desselben vernünftigen Grundätzen über Schrifterklärung angemessen hält, so kann er doch auch bey diesem Bande dem ungemeinen Fleisse, der Gründlichkeit der Beweisführung, der Klarheit der Darstellung, in sofern diese bey so spitzfindigen Theorieen Statt finden kann, und der Wärme und Begeisterung für die Sache der Religion und des Christenthums seinen Beyfall nicht versagen. Ganz besonders muß er aber

die von dem Vf. den einzelnen Abschnitten vorgefetzten Einleitungen rühmend erwähnen. In ihnen sind Zusammenhang, Gedankengang, geschichtliche zur Erklärung nöthige Verhältnisse, Sitten, Gebräuche, Zeitansichten u. s. w. in hohem Grade genügend entwickelt, und zeigen auch da, wo man mit dem Vf. nicht übereinstimmen kann, einen nicht gewöhnlichen Denker und Schriftforscher. Rec. ist daher überzeugt, daß bey Allen, welche mit dem Vf. gleiche theologische Ansicht haben, dieser Band noch mehr Beyfall, als der erste finden wird, zumal da sich bey den Paulinischen Briefen ganz besonders viel Gelegenheit darbieten mußte, die sogenannten „Grundlehren des Christenthums“ recht oft zu erwähnen und hervorzuheben. — Möchte recht bald ein unbefangener protestantischer Theolog mit ähnlichem Fleiß und ähnlicher Begeisterung den wahren Gehalt der heiligen Schrift denen darlegen, bey welchen gelehrte Kenntnisse nicht vorauszusetzen sind, und sie dadurch zu einer wirklich richtigeren Erkenntniß derselben anleiten.

— a —

**BRAUNSCHWEIG, b. Lucius:** *Die kleine Bibel, oder biblische Gotteslehre in Worten der heiligen Schrift.* Ein Leitfadern bey dem Religionsunterrichte der Jugend in Schule und Kirche. Im Anhang D. M. Luther's kleiner Katechismus. Von *Karl Wilhelm Friedrich Forke*, Hofprediger und Pastor Primarius zu Gandersheim im Herzogthum Braunschweig. 1838. VI u. 98 S. 8.

Die sogenannten Bibelkatechismen, in welchen die Aussprüche der Schrift selbst den Lehrstoff bilden, und deren Zahl hier durch einen neuen vermehrt wird, sind in sofern unzuweckmälsig, als sie weder dem Lehrer noch den Kindern ein Ganzes der Erkenntniß, oder wenigstens ein bestimmt *Ausgesprochenes* darbieten, weshalb durch sie, wenn nicht der Lehrer theologisch gebildet ist, ein zusammenhängender, auf Principien gegründeter Religionsunterricht sich nicht erzielen läßt. Diesen Uebelstand hat der Vf. dadurch vermieden, daß er theils die Aussprüche der Schrift in einen gewissen Zusammenhang gebracht, und kurze Sätze angefügt, theils eine Uebersicht des christlichen Lehrstoffes noch besonders vorangestellt hat. Ueberhaupt ist die Zusammenstellung der Bibelsprüche für den angegebenen Zweck umfassend, die Auswahl sorgfältig, die Anordnung einfach und übersichtlich. In letztem Bezug ist nur das zu tadeln, daß die ganze Lehre von Jesu Christo, dessen Person und Verdienst, unter der Rubrik: die *Erziehung* der Menschen durch Gott, subsumirt, der Erlöser also bloß als Werkzeug dieser göttlichen *Erziehung* dargestellt wird; ein Ausdruck, der theils ungewöhnlich, theils bey Weitem weniger bezeichnend und entsprechend ist als der biblische Terminus: *Erlösung*. Dagegen verdient die Genauigkeit, mit der der Vf. in einem besonde-

ren Abschnitte die einleitenden Grundbegriffe behandelt hat, volles Lob.

Daß in diesem Buche so viele Druckfehler sich finden, ist ein Uebelstand, der bey Schulbüchern ganz besonders zu rügen ist.

K....r.

### REFORMATIONSGESCHICHTE.

**NÖRDLINGEN, Beck'sche Buchhandlung:** *Kurzgefasste Geschichte der Reformation, von ihrem Anfang bis auf den Religionsfrieden vom J. 1555.* Ein Lesebuch für alle Stände. Mit Luther's Bildniß. Neue Ausgabe. VIII u. 210 S. 8. (9 gr.)

Seitdem die Reformationsgeschichte durch die letzte Jubelfeyer dem Volke wieder näher gebracht worden ist, seitdem hat sich auch ein lebhafteres, allgemeineres Bedürfnis populärer Darstellungen dieser großen, in mehrfacher Beziehung ächt volksthümlichen Begebenheit kund gegeben.

Es hat nicht an, zum Theil sehr schätzbaren Versuchen gefehlt, diesem Bedürfnisse abzuhelfen. Doch hat man dabey gewöhnlich mehr nur die Jugend und den Schulbedarf im Auge gehabt. Es war daher nicht überflüssig, daß der ungenannte Vf. eine Darstellung dieser Begebenheit unternahm, die für alle Stände paßt. Auch verdient die Art, wie er seinen Stoff für diesen Zweck behandelt hat, im Allgemeinen Billigung. Die Auswahl der Begebenheiten zeugt von Sorgfalt und Umsicht; die Darstellung besitzt die nöthige Einfachheit und Deutlichkeit; die Schreibart ist leicht und fließend. Dabey hat es der Vf. verstanden, seiner Erzählung Leben und Anschaulichkeit zu geben. — Bey dieser Anerkennung müssen wir uns jedoch auch einige Ausstellungen erlauben. Der Vf. holt offenbar für seinen Zweck zu weit aus, wenn er mit einer Schilderung der religiösen Verfassung der vorchristlichen Zeit anhebt; zugleich ist es unstatthafte Uebertreibung, wenn er darin behauptet, von einer Wirkung der mosaischen Religion auf die Sittlichkeit sey zu Jesu Zeiten keine Rede, die Gottesverehrung nur der Ausdruck knechtischer Furcht vor „Jehovah dem Zürnenden, mit Blitz und Donner Drohenden“ gewesen. — Ferner war, zur Erleichterung der Uebersicht und Hervorhebung einzelner Parteen, der geschichtliche Stoff in Abschnitte zu zerlegen. Störend ist es sodann hinsichtlich der Anordnung, daß die Erzählung, nachdem sie bis zu Luther's Tode fortgesetzt worden ist, durch ein weitläufiges Raisonnement über Folgen und Wichtigkeit der Reformation unterbrochen wird, das seine Stelle richtiger am Schlusse gefunden haben würde. Ferner erforderte es der populäre Zweck dieses Buches, daß bey der Darstellung einzelner Parteen, z. B. der Lebensgeschichte Luther's, des Bauernkrieges u. a. mehrere Details beygebracht werden mußten. Endlich erforderte derselbe Zweck eine kurze Auseinandersetzung der verschiedenen Kirchenparteyen, die in Folge der Reformation unterschieden werden, nebst einer Angabe ihrer besonderen Unterscheidungslehren. — Das beygegebene Bildniß Luther's ist gut.

K....r.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

F E B R U A R 1 8 3 9.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

ZÜRICH, b. Schulthess: *Plutarchi Opera moralia selecta*. Ad codices emendavit et illustravit *Augustus Guilielmus Winckelmann*. Supplementum editionis Wytttenbachianae. *Volumen primum continens Eroticum et Eroticas Narrationes*.

Auch unter dem Titel: *Plutarchi Eroticus et Eroticae Narrationes*. Ad codices emendavit, commentariis illustravit, Latinam Xylandri interpretationem et indices adiecit *A. G. Winckelmann*, Professor Gymn. Turicensis. *Acceperunt Plutarchi Fragmenta de Amore*. 1836. XII u. 270 S. 8.

Die zwey großen Classen, in welche die noch übrigen Schriften des gefeierten Philosophen von Chae-rona zerfallen, bieten einen ziemlich verschiedenen Anblick dar. Die vergleichenden Lebensbeschreibungen, so viel auch der ausbessernden und noch mehr der conservativen oder restaurirenden Kritik in ihnen gegen die Verunstaltungen der ungelehrten Abschreiber und der öfter zu kühnen neueren Herausgeber zu thun noch immer übrig ist, sie sind im Ganzen und Großen doch in einer lesbaren Gestalt vorhanden, welche dem Original, wie es aus Plutarchs Händen hervorging, unter Beschränkungen, die hiebey immer gelten werden, nicht allzu unähnlich sehen möchte. Es wird hier nicht beabsichtigt, eine ausführliche Geschichte der Plutarchischen Kritik etwa seit *Reiske* zu geben; nur daran sey erinnert, mit wie steigendem Eifer in den verfloßenen dreißig Jahren jene Biographien, nach des trefflichen *Ko-raes* Vorgange, vorzüglich von deutschen Gelehrten, man könnte, freylich bezugsweise auch sagen Buchhändlern, im Ganzen und einzeln herausgegeben und bearbeitet worden sind. Wir haben in den letzten Jahren durch die verdienstvollen Bestrebungen einzelner dazu gut befähigter Männer, denen sich noch immer mehrere und zwar ausgezeichnete Gelehrte, wie ein *Schömann*, anschließen, von mehreren Lebensbeschreibungen höchst schätzbare, in kritischer Hinsicht verbesserte, in exegetischer aber vorzugsweise tüchtig ausgestattete Ausgaben erhalten. Die Bearbeitungen von *Bähr*, *Held* und *Sintenis* sind in Aller Händen und zu bekannt, als daß wir die Freunde Plutarchs auf sie aufmerksam zu machen brauchten. Eben so finden sich in mehreren Gelegenheitschriften, Abhandlungen und Programmen, worunter neben *Haitingers* und *Helds* Arbeiten in den *Actis Philolog. Monacc.* nur noch die Bemerkungen zum *Pho-4. J. L. Z.* 1839. *Erster Band*.

cion von *Flügel*, von *Kaiser* zum *Demetrius*, *Antonius*, *Aratus* und die *Schedae Criticae* von *Pflugk* genannt seyn mögen, so wie gelegentlich in den Commentaren neuerer Gelehrten zu anderen Werken fast überall viele Beyträge zur Erklärung und Kritik, die von einem künftigen Herausgeber nicht übersehen werden dürfen. Noch immer jedoch fehlt eine kritisch zuverlässige Gesamtausgabe der Lebensbeschreibungen — die letzte *Schäfer'sche* ist trotz mancher Verbesserungen und Bemerkungen in den Noten diess bekanntlich nicht — welche Ausgabe auf die handschriftlichen Quellen überall mit diplomatischer Gewissenhaftigkeit zurückgeführt wäre, und sich so den Texten mancher Schriftwerke des classischen griechischen Alterthums anreihen könnte, welche unser Zeitalter geliefert hat. In diesem Betracht haben wir und mit uns gewiß Viele jüngst mit Freuden gelesen, daß Hr. Prof. *Sintenis* in Zerbst jetzt damit beschäftigt ist, die *Bioi παράλληλοι* kritisch berichtigt mit den Varianten und nöthigen Indices in einigen Bänden herauszugeben.

Ein weit weniger günstiges Geschick war bis letztthin den sogenannten moralischen Schriften Plutarchs zu Theil geworden. Die Biographien haben freylich von jeher, seit Wiedererneuerung der Kunde alter Literatur, einen weit größeren Kreis von Lesern bis in die höchsten Stände der Gesellschaft hinauf gefunden, was schon ihr Inhalt, obwohl sie als geschichtliche Quellen im Allgemeinen vorsichtig zu benutzen sind, erklärlich macht, und die Menge von Uebersetzungen in viele neuere Sprachen unwiderleglich darthut. Allein nicht minder bedeutsam und wichtig sind die *Moralia* für unsere Kenntniß antiker Kunst und Wissenschaft, und alterthümlichen Lebens; ja man kann sie füglich eine Fundgrube von allerley Wissenswerthem und Interessantem, nicht bloßen Anekdotenkram nennen. — Eben so sehr mindestens, als die Biographien, müssen sie berücksichtigt werden, wenn es darauf ankommt, Plutarchs wissenschaftlichen wie sittlichen Charakter, der, bey-läufig gesagt und ungeachtet vorangegangener treffender Urtheile *Heerens*, in neuester Zeit ziemlich falsch aufgefaßt worden ist, richtig zu ergreifen und unparteylich zu würdigen.

Das Factum jedoch liegt einfach vor, daß uns die moralischen Schriften in weit mehr verdorbener Gestalt überliefert sind, als die Lebensbeschreibungen. Man braucht nur einen Blick in nicht wenige dieser Werkchen zu thun, um sofort zu erkennen, wie viel hier noch geliefert werden muß, wie lückenhaft zum

Theil und wie corrupt jene Schriften aus dem Mittelalter auf uns gekommen und vielfach geblieben sind. Zwar erkennen wir dankbar an, was der tiefgelehrte letzte Gesamtherausgeber jener grossen Partie geleistet hat, und wir sind weit entfernt, das grosse, herrliche Verdienst *Wyttensbachs* schmälern zu wollen. Indessen ist es doch auch ausgemacht, das eine neue Ausgabe geradezu ein Bedürfnis ist. Man darf sich doch nicht verbergen, das *Wyttensbach* die Urkunden durchweg nicht mit der Umsicht und Sorgfalt benutzt hat, wie heutzutage der Stand der Wissenschaft fodert, jetzt wo man einem sonst gerade in dieser Hinsicht hochgefeierten Namen am Plato, Pausanias, Herodian, Aristoteles und jüngst am Aristophanes gar manche Unterlassungen hat nachweisen wollen. Einen grossen Irrthum würde begehen, wer da glaubte, allein auf den von *Wyttensbach* gegebenen kritischen Apparat gestützt eine neue genügende Textesrecension liefern zu können. Schon *Usteri* hat dies in der *Praefatio* zu s. Ausg. des *Παραμυθητικός πρὸς Ἀπολλώνιον* S. V richtig bemerkt. Weniger wollen wir mit *Wyttensbach* wegen so vieler kühner Versuche rechten, den Text zu bessern, und den mangelnden Zusammenhang herzustellen, deren viele bey schärferer Betrachtung der handschriftlichen Angaben nicht Stich halten. Nur den hohen Preis bringen wir noch mit in Anschlag, der Ausgabe in Quart wie in Octav, wodurch den meisten Gelehrten wenigstens in Deutschland die Anschaffung erschwert wird. Dazu kommt, das der ganzen Ausgabe bestes Theil, die Anmerkungen, so weit sie überhaupt vorhanden, längst durch den Leipziger Abdruck zugänglich gemacht worden sind. Die vor wenigen Jahren nachträglich erschienenen *Indices* aber bedürfen, wie auch schon verschiedentlich ausgesprochen, erst noch einer Umarbeitung, um recht brauchbar zu werden. Das Unternehmen endlich, den Text *Wyttensbachs* mit samt dem kritischen Apparat nachzudrucken, ist, so viel wir wissen, bey dem Anfange stehen geblieben, und gewis nicht zum Schaden der Wissenschaft. Nun ist allerdings seit dem Erscheinen der *Wyttensbachs*chen Ausgabe Einiges auch für die *Moralia* geleistet worden: einige Ausgaben besonderer Bücher und mehrere Gelegenheitschriften, wie von *C. Fr. Hermann*, verdienen Anerkennung. Indes ein neuer Gesamtherausgeber oder auch nur Fortsetzer der von *Wyttensbach* unvollendet gelassenen Commentarien hatte sich unseres Wissens bisher nicht gefunden. Zu beiden Arbeiten hat sich jüngst der Herausgeber oben angezeigter Schrift bereit erklärt, und wir geben nun zu weiterer Bezeichnung zunächst des von ihm schon Geleisteten fort.

In der Vorrede giebt Hr. Prof. *Winckelmann* selbst an, welches die ihn leitenden Gesichtspuncte gewesen sind. Ausgehend von der eigentlich merkwürdigen Erscheinung, das seit *Wyttensbach*, welchem übrigens in Bezug auf Gelehrsamkeit das verdiente Lob nicht vorenthalten wird, die *Moralia* gleichsam verwaist geblieben, unternahm es Hr. *W.*, zunächst die von seinem Vorgänger ohne ausführlichen kriti-

sehen und exegetischen Commentar gelassenen Schriften herauszugeben. Nach glücklicher Beendigung dieses Unternehmens beabsichtigt er, die sämtlichen moralischen Schriften nach einer neuen Recension in zwey bis drey Bänden mit ganz kurzer Anmerkung erscheinen zu lassen. Wir wünschen, das die zu erwartende, nicht näher charakterisirte *brevissima adnotatio* neben dem vollständigen kritischen Apparat auch die genaue Angabe enthalte, woher die unzähligen Citate bey Plutarch, besonders von Dichterstellen, entnommen sind, natürlich so weit jene Bruchstücke auch anderweitig vorhanden oder schon gesammelt sind. Erst nach dem Erscheinen einer solchen Ausgabe, welche zugleich eine kritische Geschichte des Textes bedingt, lassen sich eine Menge Untersuchungen mit Erfolg wieder aufnehmen, wie z. B. die über die Authenticität mancher dem Plutarch beygelegten oder bestrittenen Schrift, während für jetzt noch dergleichen mehr oder minder unvollkommen und in ihren Resultaten ungewis bleiben müssen.

Warum nun aber gerade der *Ἑρωτικός* mit den *Ἑρωτικαὶ διηγήσεις* und den Fragmenten *περὶ τοῦ Ἑρωτος* bey *Stobaeus* an die Spitze dieser *Opera moralia selecta* gestellt sind, dafür giebt der Herausgeber neben der bewundernswürdigen Schönheit und Eleganz und dem anziehenden Inhalte des ersten Werkchens auch die grosse Verdorbenheit desselben in kritischer Hinsicht als Grund an. Beides ist vollkommen begründet, und darum hatte schon *Ruhnken* zu einer Bearbeitung des Büchleins den jugendlichen *Wyttensbach* aufgefordert; auch erinnern wir uns, vor einigen Jahren von einem um Plutarch schon sehr verdienten Gelehrten vernommen zu haben, das er sich aus denselben Gründen mit dem *Ἑρωτικός* beschäftige. Hoffentlich gehen die Früchte dieses Studiums durch das inzwischen erfolgte Erscheinen der *Winckelmann'schen* Ausgabe nicht verloren.

In Bezug auf die *Ἑρωτικαὶ διηγήσεις* schliessen wir uns der Ansicht *Wyttensbachs* an, welcher im *Index* der *Opuscula* p. *LXIX. ed. Lips.* kürzlich äusserte: *Scriptiuncula non videtur Plutarchum auctorem habere*. Noch ehe wir dies Urtheil des mit Plutarch'scher Darstellungsweise gewis innig vertrauten Gelehrten kannten, war derselbe Verdacht in uns aufgestiegen. Hr. *W. S.* 249 erklärt, die Gründe dafür nicht auffinden zu können. Ohne hier einen ausführlichen Beweis zu versuchen, bemerken wir nur, das die Nüchternheit und eine gewisse Steifigkeit der Darstellung für uns ein ziemlich entscheidendes Moment abgeben.

Die neuen Hülfsmittel, auf welche gestützt Hr. *W.* an das Werk ging, sind zuvörderst die von einem erfahrenen und erprobten Gelehrten, Hn. *Dübner*, besorgte, äusserst genaue, selbst die Lücken getreu angegebende Vergleichung zweyer Pariser Handschriften, die zwar schon *Wyttensbach* benutzt, allein bey Weitem noch nicht sorgfältig genug ausgebeutet hatte. Der eine dieser Codices, No. 1672 mit *E* bezeichnet, übertrifft den anderen, No. 1675. *B.*, um

Vieles: allein trotz einer großen Anzahl von Verbesserungen, welche lediglich aus diesen Quellen zu schöpfen sind, bleibt der Text fortwährend an vielen Stellen dunkel, verdorben und, was besonders hervorzuheben ist, lückenhaft. Nächstdem sind die alten Ausgaben, unter denen die Aldina häufig mit denen der beiden Handschriften übereinstimmende Lesarten enthält, zu Rathe gezogen; in der Vorrede werden auch noch nachträglich auf zwey Seiten die durch Hn. Prof. *Spengels* Güte erhaltenen Bemerkungen und Verbesserungen mitgetheilt, welche sich am Rande einer Münchener Aldina von der Hand des *P. Victorius* und anderer Gelehrten finden; doch sind dieselben im Ganzen nicht eben erheblicher Art. Ueber einzelne schwierigere Stellen hat Hr. *W.* den Hn. Prof. *G. Hermann* und den Hn. Dr. *Th. Bergk* um Rath gefragt. Im Uebrigen wird wegen der kritischen Hülfsmittel auf die Vorrede zum zweyten Bande verwiesen, welcher die *Συμποσιακά προβλήματα* enthalten soll. Unter den Neueren ist vorzüglich auch auf *Reiske* Rücksicht genommen, was uns wie des gelehrten, geistreichen Mannes, so der Sache selbst, wegen erwünscht war. Wer möchte verkennen, daß *Reiske* an unzähligen Stellen im Plutarch tumultuarisch verfuhr; allein eben so ausgemacht ist, daß er einen feinen Tact besaß, der wenigstens den Sitz eines Fehlers oft glücklich herausspürte, auch nicht selten zu einer Verbesserung half, die nachher durch eine Handschrift bestätigt wurde. Ein Urtheil *Ruhnken's*: „*Reiskius quidem instituto suo id consecutus est, ut a nemine legatur*“ unterschreibt heut zu Tage gewiß Niemand mehr, und auch *Wytttenbach*, an welchen jene Worte eines Briefes gerichtet sind, dachte viel ehrenvoller.

Die äußere Einrichtung der Ausgabe ist folgende: Unter dem Texte steht die Angabe der Varianten und theilweise der Besserungsveruche früherer Herausgeber, gegenüber befindet sich *Xylanders* lateinische Uebersetzung; den Schluß machen die Anmerkungen und *Indices*. Mancher wird gleich die lateinische Version wegwünschen, wie Aehnliches in einer Anzeige der neuesten kritischen Ausgabe des *Pausanias* bemerkt wurde. Von einem kritischen Werthe dieser Uebersetzung ist begreiflich keine Rede, und Philologen dürften derselben billig entzogen. Da indes auch solche Gelehrte zu berücksichtigen sind, welche, ohne streng Philologen zu seyn, bey ihren Studien die Gelehrsamkeit des Plutarch häufig benutzen müssen, so läßt sich die Aufnahme der Version wenigstens entschuldigen. Erwägt man z. B., wie schätzbare Aufschlüsse über so viele Realien des Alterthums einem *G. Beckmann* verdankt werden, der die griech. Schriftsteller zumeist in den latein. Uebersetzungen citirt, so mag man um solcher Männer willen derartige Hülfsmittel noch dulden, wenn auch auf der anderen Seite nicht zu verkennen ist, daß aus der Benutzung latein. Uebersetzungen statt der griech. Texte nicht selten ergötzliche Irrthümer entstanden sind. In dem vorliegenden Falle tritt aber der Uebelstand hinzu, daß *Xylanders* lateinischer

Text an nicht wenigen Stellen mit dem verbesserten griechischen des Hn. *W.* übel stimmt, und das Bessere in der Uebersetzung oft zwar, aber durchaus nicht überall in Klammern zugefügt worden ist. Kurz, wir würden für die folgenden Bände rathen, diesen Theil gänzlich auszuschließen. Nächstdem würden wir die Varianten nicht unter den Text gesetzt haben. Da die genauere Begründung der aufgenommenen Lesarten erst in dem Commentare folgt, so müssen füglich beide Bestandtheile beyfammen gelassen werden, wodurch auch viele Wiederholungen erspart worden wären. Wie die Einrichtung jetzt getroffen ist, hat sie immer etwas Unbequemes und Ungehöriges, zumal auch hier und da unter dem Text nicht einmal alle Varianten und Emendationen angemerkt sind; vergl. z. B. S. 12, 34 u. S. 125; S. 20, 32 u. S. 145. Endlich, um noch etwas Aeufserliches zu erwähnen, sprechen wir von der ebenfalls unbequemen Art zu citiren. Hr. *W.* hat den Text in die alten Kapitel getheilt, führt aber, was an und für sich nicht zu tadeln, seinen Text in dem Commentare nach Seiten und Zeilen seiner Ausgabe an. Dabey hat er nur vergessen, auf den Textseiten selbst die Zahlen für die Zeilen anzugeben; jetzt hat man auf Seiten von 30—40 Zeilen erst mühsam nachzuzählen, welche Zeile gemeint ist, wenn in dem Commentar nach Zeilen citirt wird. Leicht hätten jene Ziffern am innerem Rande beygefügt werden können, während am äußeren die Seiten der Frankfurter Ausgabe mit samt ihren durch Buchstaben angegebenen Abschnitten verzeichnet sind, was nur nothwendig war.

Sollen wir nach dieser Darlegung der äußeren Einrichtung gleich vorweg ein Urtheil über das für Einmendation und Interpretation Geleistete aussprechen, so sagen wir aus voller Ueberzeugung, daß das Ganze eine sehr tüchtige Arbeit ist. Hr. Prof. *Winckelmann*, dessen Scharffinn und Gelehrsamkeit schon in seiner Ausgabe des Platonischen Euthydemus hervortrat, hat sich auch hier als besonnenen Kritiker, oft glücklichen Verbesserer des Textes und als vielbelesenen Interpreten bewährt. In letzter Rücksicht heben wir hier die genaue Bekanntschaft mit Plato hervor, welche, als dem Erklärer Plutarchs durchaus nothwendig, längst, wie schon von *Ruhnken* in der Vorrede zum *Timaeus* anerkannt, viele Beyträge zur näheren Kunde Plutarchischer Darstellung geliefert hat. Und so findet man im Einzelnen gar viele schöne Erläuterungen über seltenere oder schwierigere Redeweisen, auch nicht wenig Sachliches mit einer reichen Fülle von Belesenheit erklärt. Nur im Ganzen und Großen vermiffen wir gleich hier Etwas. Dies ist eine genaue Darlegung des Gedankenganges und eine Würdigung des gesamten Inhaltes der Plutarchischen Schrift. Diese ist höchst wahrscheinlich lückenhaft, und Hr. *W.* hat selbst die Vermuthung S. 259 ausgesprochen, daß die Fragmente bey *Stobaeus* aus dem angeblichen Buche *περὶ τοῦ Ἑρωτος* einer Stelle des *Ἑρωτικός* entnommen sind, wo jetzt eine Lücke ist. Diese Muthmaßung hätte bey der von uns vermiffenen Un-

terfuchung eine weitere Ausführung finden sollen. Wir führen als hieher gehörig die Worte *Böttigers* aus den Ideen zur Kunstmythologie Th. II. 407 an: „So viel sich aus dem Ganzen schliessen läßt, will Plutarch durch jene Unterredung der Freunde am Helicon, woher in der Stadt im Theater ein ἄγρον μουσικός alle versammelt, dem wahren Ἔρωσ, der beide Geschlechter vereinigt, eine Schutzschrift gegen die Paedomanie und Knabenliebe halten. Der schöne Bacchon wird zugleich vom Pifias als Amasius und von der schönen Wittwe Ismenodora geliebt. Letzte siegt durch eine kühne That, und das Ganze endet mit einer Hochzeit.“ Hr. *W.* erwähnt zwar am Anfange des Commentars das wunderbar befangene Urtheil *Xylanders* über des Werkchens vermeinte Unzüchtigkeit, begnügt sich aber, auf das zu verweisen, was neuerlich der edle Humanist *Fr. Jacobs* über die Knabenliebe bey den Griechen gesagt hat. Nur gelegentlich wird in dem Commentar vom Gedankenzusammenhang an einzelnen Stellen gesprochen, die ganze Summa der vorgebrachten Ansichten, welche von dem Historischen gleichsam eingeraht sind, ist nirgends vorgelegt worden. Dankenswerth dagegen ist die literarische Aufsuchung aller der Männer, welche seit Sokrates bey den Griechen von der Liebe gehandelt haben, S. 96—99.

Die uns gesteckten Grenzen gestatten nicht, das ganze Buch des Weiteren genauer durchzugehen. Nur dreyerley wollen wir in möglichster Kürze zur Sprache bringen. Erstens führen wir einige Stellen an zum Belege der Behauptung, daß Hr. *W.* bald durch Vertheidigung der *Vulgata*, bald durch Aufnahme neuer Lesarten aus seinen Handschriften wie aus Conjectur dem verdorbenen Texte wesentliche Dienste geleistet. Gleich zu Anfange S. 2—14 ist κίττου τε καὶ σμιλάκων διαδρομάς aus *BE* statt der sinnlosen *Vulgata* λάκκων eine sehr dankenswerthe Emendation, welche in der Anmerkung gelehrt bestätigt wird, vergl. noch *Virgil. Georg. II. 257. tantique nocentes Interdum aut hederæ pandunt vestigia nigrae.* Wohl begründet ist S. 6, 27 das Festhalten an der gewöhnlichen Lesart: τὴν δὲ ἐπὶ τοῦτο κινούσαν ὄρμην σφοδρότητι καὶ ῥώμῃ γενομένην πολλὴν καὶ δυσκάθεκτον οὐ προσηκόντως Ἔρωτα καλοῦσιν gegen die Conjectur ῥύμη, indem Plutarch sicherlich an die Platonische Zusammenstellung von Ἔρωσ und ῥώμη dachte. Eben so leicht als schön ist die

Verbesserung S. 10, 14 μετὰ βίας γενομένη καὶ λεηλασίας statt λεγομένη, die zwar schon von *Reiske* gemacht war, doch bleibt Hr. *W.* das Verdienst, den ganzen Zusammenhang der Stelle in ein helles Licht gesetzt zu haben. Ebendasselbst Zeile 11 konnte die unbezeichnete Conjectur des Hr. Dr. *Bergk*: Σμικρά μοι πᾶς ἔμμεναι Ἀρθὶ φαίνοο κἀχαρίς ohne Bedenken in den Text aufgenommen werden, nur den Ausdruck *palmaria conjectura* S. 116 wie 105 hätte Hr. *W.* nicht gebrauchen sollen, da er unlateinisch ist, wenn er auch noch nicht in *Krebs* Antibarbarus steht. Ebend. Z. 17 schreibt Hr. *W.* ganz vortrefflich χάρις ἀχαρίς, wiewohl diese Worte nicht mehr dem Plato angehören dürften. Sicher ist S. 12, 2 σωφρονεῖ ἔσω διὰ τὸν νόμον für σωφρονεῖν und S. 14, 7 hat mit vollem Rechte *Jacobs* Verbesserung aus *Clem. Alex.*: χανρότητας ἀβεβαίους καὶ κενὰς für das unverständliche κίλιους oder κέλιους Platz gewonnen. S. 14, 19 ist die Vermuthung καταθέσθω τὰς ὀφρῶς an Stelle des καθὸ αἰσθηται mindestens sehr empfehlenswerth, und ebenso dürfte S. 16, 8 Στρατονίκα für Ἀριστονίκα mit Hr. *W.* aus Muthmaßung herzustellen seyn, wie auch S. 16 *Βελεσίχη*, wo nur ein Schwanken zwischen *Βελ-* und *Βιλισίχη* bleibt. Auf derselben Seite begegnen wir Z. 6 u. 7 noch zwey ausgezeichneten Conjecturen: ἀνέγγνον und καταχυσμάτων, deren letzte in einer schönen Note begründet wird. S. 32, 8 τίς καλλίκαρπον θύρσον ἀνασειεὶ θεῶν ist καλλίκαρπον für τί καρπονθύρσον ebenfalls eine gute Conjectur. Gleicherweise als gelungen bezeichneten wir S. 38, 14 ἐς ἄνδρας ἐγγραφόμενον statt des unerklärten ἀρόδατας, ἀνδέτατας, ἀοδέλας und glücklich wird ebend. Z. 32 ὅπου καὶ μηδὲν δεομένοις ἐπιδεικνύναι vor dem letzten Worte ἐπίει eingeschoben. Großes Lob verdient auch die Verbesserung S. 52, 31 ὁ τοῦ Ἰξίουτος ἱλιγγος, wo bisher sinnlos genug ὁ τοῦ Ἡλείουτος gelesen wurde. Doch diese Proben mögen hinreichen; jede Seite zeigt überdem, wie viel, wenn auch öfter nur in Kleinigkeiten, der Text durch Zurückgehen auf die Urkunden gewonnen hat. Daß es dabey gleichwohl auch nicht an Stellen fehlt, wo Hr. *W.* nicht das Richtige getroffen haben dürfte, das wird diesen selbst nicht Wunder nehmen, und wir gedenken zweyten bey einigen solchen Stellen ein Wenig zu verweilen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

## N E U E A U F L A G E N.

HANNOVER, im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung: Kurzgefaßte Geschichte der christlichen Kirche von *Wilhelm Busch*, weiland Prediger zu Gevelsberg bey Schwelm. Zum Selbstunterrichte und zur Erbauung, für wißbegierige Confirmanden und erwachsene Christen in evangelischen Ge-

meinden. Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe, nach des Vfs. Tode besorgt von *F. C. Restenbafel*, Superintendenten und Pastor primar. zu Münden. 1838. 8. (6 gr.)

Dieses Büchlein ist in seiner neuen Ausgabe noch empfehlungswerther als früher.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

F E B R U A R 1 8 3 9 .

## GRIECHISCHE LITERATUR.

ZÜRICH, b. Schultheßs: *Plutarchi Opera moralia selecta*. Ad codices emendavit et illustravit *Augustus Guilielmus Winckelmann etc.*

Auch unter dem Titel: *Plutarchi Eroticis et Eroticae Narrationes*. Ad codices emendavit, commentariis illustravit, Latinam Xylandri interpretationem et indices adiecit *A. G. Winckelmann etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Bekanntermassen hat Plutarch außerordentlich häufig längere oder kürzere Dichterstücke, oft nur abgerissene Worte, seiner Rede einverwebt. Auf die Wiederauffindung dieser Zierden (auf die schon *Eichstädt* im J. 1804 in einer besonderen Schrift: *Tractantur Plutarchea quaedam ex poetis hausta* aufmerksam machte) besondere Sorgfalt verwendet; zu haben, erklärt Hr. *W.* in der Vorrede S. XI nicht ohne ein gewisses Gefühl, das er bey derartigem Nachforschen doch bisweilen zu weit gegangen seyn möchte, Verse und Uebertragungen aus Dichtern da findend, wo wirklich keine sind. Wir erkennen dieses löbliche Bestreben und den dabey gezeigten Fleiß gern an; es ist aber im Allgemeinen eine eigene oft missliche Sache mit solchen Fragmenten. So muß man sich wohl hüten, nach solchen Anführungen in den Texten noch vorhandener Werke zu ändern, was z. B. bey den Tragikern von den Kritikern nicht immer gehörig beachtet worden ist. Denn gerade Plutarch änderte nach seinen besonderen Zwecken, oder aus dem Gedächtnisse citirend, hie und da die Originale in Etwas ab. Ebenso hat man sich in Acht zu nehmen, solche einzelne Worte und Gedanken immer auf das ursprüngliche Versmaß zurückbringen zu wollen; Plutarch hat offenbar bisweilen durch für ihn geeignete Umstellungen das Metrum aufgelöst. Hiemit hängt auch die Frage zusammen, wie solche Bruchstücke im fortlaufenden Texte gedruckt werden sollen. Ueber vollständige Verse und längere Stellen kann kein Zweifel seyn; aufgelöste Fragmente aber würden wir immer mit gesperrter Schrift drucken lassen, wie Hr. *W.* S. 46 mit den Worten des *Alcaeus* gethan, ohne, was häufig geschehen ist, z. B. S. 6, 6 *λήθη δὲ λόγων λήθη δὲ πάρος* (lies mit *Reiske* aus der *Aldina* *λήθη*) und 6, 9 abzusetzen. Gehen wir zu Einzelnem fort, so dürfte Hr. *W.* *J. A. L. Z.* 1839. *Erster Band.*

schwerlich Viele überzeugen, wenn er S. 26, 7 die Worte: *ὡσπερ οὐδὲ τῶν ἄλλων θεῶν σχεδὸν ἀλοιδόρητος οὐδείς ἐκπέφυγε τὴν εὐλοιδόρητον ἀμαθίαν* also herstellen will:

*οὐ γὰρ θεῶν εὐλοιδόρητον ἀμαθίαν οὐδείς ἀλοιδόρητος ἐκπέφυγε πῶ*

we vielleicht der Ausdruck *τὴν εὐλοιδόρητον ἀμαθίαν* dichterisch ist, sonst aber schwerlich Etwas. Auch die Worte S. 24, 9 *ὥστε παρεισγραφῆς δίκην φεύγειν καὶ νοθείας τῆς ἐν θεοῖς* brauchen nicht (S. 151) aus *Aristophanes* übertragen zu seyn; sie boten sich dem Plutarch wohl von selbst dar. Wenn S. 28, 25 steht: *οὐ - θεὸς ἀποστατεῖ*, so wird mit Vergleichung von *Pericles* 13 *τὴν θεὸν οὐκ ἀποστατοῦσαν* ein color *Aeschyleus* (*ἀπατῆς δικαίας οὐκ ἀποστατεῖ θεός*) anerkannt, was ebenfalls dem Plutarch zu viel aufgebürdet scheint. S. 48, 13 sollen in *οὔτε Ἐρωτα δύναται φέρειν ἀλύπως τρόπος ἀπαιδεύτου ψυχῆς* folgende Verse des Euripides versteckt seyn:

*οὔτ' Ἔρον φέρειν δύναται ἀλύπως τρόπος ἀπαιδεύτου ψυχῆς.*

Hr. *W.* fügt selbst hinzu: *sed iure videbor quibusdam lussisse*. Nichts zu sagen von dem Hiatus, *δύναται ἀλύπως*, so ist hier mehr denn gespielt, indem ja *ψυχῆς* nicht den Ausgang eines jambischen Trimeters bilden kann. Es ist Hr. *W.* nur wenig besser ergangen als Hr. *Orelli*, der auch im Plutarch diesen Denar fand: *ὀδύνην ἀφείς ἐν ὀφθαλμοῖς ἠγυασμένην Spicileg. Crit. zu dem Παραμυθητικός ed. Usteri p. 121.* Aehnlich, um diels gelegentlich mitzunehmen, führt Hr. *W.* zu S. 24, 36. S. 156 ohne Verdacht oder Verbesserung den Euripid. Vers an: *ἐν τοῖς δ' ἔχουσιν ἠβητῆς πέφυχ' ὄδε*, wo *Jacobs* *θηρ ἴτης* muthmaßte, vielleicht aber *εὐβάτης* zu schreiben ist. Schwerlich auch sind S. 6, 10 die Worte *διαπόντιος πέταται* einem Dichter entlehnt. Das Raisonnement zu S. 8, 16 gegen *Th. Bergk* über Anakreontisches kommt uns wenig begründet vor, und die Emendation des Aeschyl. Verses zu S. 8, 32, wo statt *μηρῶν τε τῶν σῶν εὐσεβῆς ὀμίλλα* vorgeschlagen wird: *μηρῶν τε τῶν σῶν εἰσέβην ὀμίλλαν* ist schon wegen eines anderen aeschyleischen: *Σέβας δὲ μηρῶν ἀγνόν οὐκ ἐπηδέσω* bedenklich, darum auch *G. Hermans*: *μηρῶν τε τῶν σῶν εὐσεβῆσ' ὀμίλλαν* weit vorzüglicher scheint. S. 10, 13 hält Hr. *W.* *βία δὲ πράξας χάριτας ἢ πείσας κόρη;* gegen *Reiske's* und *Bergk's*: *βία δ' ἐπραξας χάριτας ἢ πείσας κόρη;* das Richtige ist wohl ein Drittes: *βία δ' ἐπραξας χάριτας ἢ πείσας κόρη;* indem *βία* und *πείσας*,

die sich gegenüberstehen, beide zu *ἐπραξας* gehören. *Lucian. Amor. 21* ἡ τυραννικῶς βιασάμενος ἢ πείσας πανούργως. Ueber πράττειν, *facere*, siehe noch Schäfer zum *Long. S. 361* u. *Pareus Lex. Plaut. f. v. p. 16. 6. 3.* Dagegen stimmen wir *Hn. W. bey*, wenn er zu *S. 40, 14* nicht mit *Hn. Prof. Ritschel* sophokleische Verse anerkennt. Vielleicht aber dafs umgekehrt *Hr. W.* unsere Ansicht billigt, wenn wir *S. 32, 20* τὴν δὲ ἐρωτικὴν μανίαν - οὐ Μοῦσά τις, οὐκ ἐπωδὴ θελκτήριος, οὐ τόπον μεταβολὴ καθίστησιν eine Erinnerung an *Eurip. Hippolyt. 480 Monk.* εἰσὶν δ' ἐπαυδάι καὶ λόγοι θελκτήριοι, wo auch von Mitteln, die Liebe zu ertragen, gesprochen wird, zu entdecken glauben. Noch unsicherer aber ist uns selbst, ob bey den Worten *S. 28, 1* τὸ κάλλιστον ἐπιχειροῦντι θήραμα φιλίαν ἐλεῖν dem *Plutarch* der Anfang des *Aristotel. Hymnus* auf die Tugend (*Mehlhorn's Antholog. p. 65*)

Ἀρετὰ πολύμοχθε γένει βροτεῖω,  
θήραμα κάλλιστον βίω

vorgeschwebt hat.

Wir berühren hier noch eine Eigenthümlichkeit antiker Schreibweise. Auf Steintafeln (*Boekh in Corp. Inscr. Gr. T. I. p. 124 b* und öfterer) wie in den Handschriften wurde gar oft geschrieben, was bey Messen der Verse elidirt werden mußte. Nun ist es allerdings zu weit gegangen, wenn die Handschriften *S. 10, 21* als Pentameterstück geben: ἄ τιθῆσιν ἀνδράσιν εὐφροσύνας während τιθῆσιν jener Gewohnheit entsprechen würde, und vermuthlich auch in älteren Handschriften stand, wie in der Inschrift *n. 85* ἔργω ἔδρασε ἀγαθὰ geschrieben ist. Wenn aber *Hr. W. S. 56, 7* edirt:

πρὸς θῆλυ νεύει μάλλον ἢ πλὶ τάρρεα

statt des handschriftlichen ἢ ἐπὶ τάρρ., so ist mit der Bemerkung: *e mea coniectura* zu viel gesagt. Auch vermisst man die Consequenz, wenn *S. 64, 11* gelesen wird: οἶαν ἀδικῶ γυναῖκα ὁ δυσδαίμων ἐγὼ, und es in dem *Comm. S. 238* heisst: *apud quem (Menandrum) scriptum rectius: οἶαν ἀδικῶ γυναῖχ' ὁ δ. ε.*

Dafs die Kritik des *Hn. W.*, so sehr wir sie im Ganzen schätzen, auch in dem Texte *Plutarch's* nicht durchweg sicher sey, ist schon oben ausgesprochen. Dazu geben wir einige Belege. Gleich am Anfange nehmen wir einen kleinen Anstoß: *Φλ. Ἐν Ἑλικῶνι φῆς, ὃ Αὐτόβουλε, τοὺς περὶ Ἔρωτος λόγους γενέσθαι, οὓς εἴτε γραψάμενος, εἴτε καταμνημονεύσας τῷ πολλάκις ἐπαυερέσθαι τὸν πατέρα νυνὶ μέλλεις ἡμῖν δεηθεῖσιν ἀπαγγέλλειν. Αὐτ. Ἐν Ἑλικῶνι παρὰ ταῖς Μούσαις.* — Hier scheint uns des *Autobulus* Antwort *ἐν Ἑλικῶνι* ziemlich sicher darzuthun, dafs des *Flavianus* Rede mit einem Fragezeichen, nicht mit einem Punkte zu schliessen ist. Der ganze Eingang gewinnt dadurch an Lebhaftigkeit.

*S. 2, 11* nach den Handschriften: ἀφελε τοῦ λόγου τὸ νῦν ἔχον ἐποποιῶν τε λειμῶνας καὶ σκιάς καὶ ἅμα κίττου τε καὶ σμιλάκων διαδρομὰς καὶ ὅσα ἄλλα τοιούτων τόπων ἐπιλαβόμενοι γλίσχονται τὸν Πλάτωνος Ἰλισσὸν καὶ τὸν ἄγρον ἐκεῖνον καὶ τὴν

ἡρόεμα προσάντη πῶαν πεφυκυῖαν προθυμότερον ἢ κάλλιον ἐπιγράφουσαι.

Die Construction ist in diesem Satze von ὅσα ἄλλα an sehr verchränkt und ungeschickt, indem die Worte τὸν Πλάτωνος Ἰλ. bis πεφυκυῖαν zu ὅσα ἄλλα, nämli. ἐπιγράφουσαι, gehören, wovon sie durch τοιούτων τόπων ἐπιλαβόμενοι γλίσχονται getrennt sind, während Alles glatt dahinfließt, sobald man mit *Reiske* schreibt: ὅσα ἄλλα τοιούτων τόπων, ὧν ἐπιλαβόμενοι u. s. w. *Hr. W.* erwähnt *Reiske's* Coniectur ohne eigenes Urtheil; eben so *S. 4, 21* παραδόξου δὲ τοῦ πράγματος αὐτοῦ φανέντος, wo *Reiske* in αὐτοῖς veränderte, doch ohne Grund, indem τὸ πρᾶγμα αὐτὸ den Gegensatz zu dem vorhergehenden διενοεῖτο bildet.

*S. 8, 5* τοῦτου γὰρ οὐδὲν ἐστὶν ἐρωτικώτερον ὁ μὴ διὰ κέρδος ἀλλ' ἀφροδισίων ἕνεκα καὶ συνουσίας ὑπομένων γυναῖκα μοχθηρῶν. Statt der *Vulg. ἐρωτικώτερος* aus *BE* u. *Ald.* Allein dann verbindet wohl jeder Leser zunächst οὐδὲν ἐρωτικώτερον, was gegen den Zusammenhang. Das Neutrum scheint wegen des vorübergehenden οὐδὲν von einem Abschreiber gesetzt worden zu seyn. Der Begriff διὰ κέρδος wie in dem Verse πρὸς κέρδος ἔλκων τὴν ἐμὴν ἀτιμίαν bedurfte der Erläuterung. Man hat wohl an eine reiche Frau zu denken, an deren Eingebrauchtes sich der Gatte hält.

*S. 8, 25* ὅθεν οὐ δοῦλον ἐρῶν παιδὸν ἐλευθερίον ἐστὶν οὐδὲ ἀστεῖον. συνουσίας γὰρ οὗτος ὁ Ἔρως καθάπερ τῶν γυναικῶν. Die Rede ist von *Solons* Verbot, welcher *Slaven* die *Knabenliebe* untersagte (*Welcher Sappho* von einem herrschenden Vorurtheile befreyt *S. 51* Note), den Umgang mit Frauen aber gestattete, weil die Freundschaft in der Liebe zu schönen Knaben καλὸν sey καὶ ἀστεῖον, das sinnliche Vergnügen aber aus der Mischung mit Frauen κοινὸν καὶ ἀνελεύθερον. *Protopogenes* hat die Liebe zu schönen Knaben als edel und rein gegen die nach irdischer Luft trachtende Frauenliebe hervorgehoben. Nun kann unter den Worten οὗτος ὁ ἔρως nur die *Knabenliebe* verstanden, von dieser aber nicht gesagt werden, sie sey συνουσίας, da die *Protopogenes* bestritten hat. Die Handschriften geben οὐσία; *Stephanus: οὐ συνουσίας*, und die *s* halten wir für das Richtige. *Οὐσία* und *συνουσία* wurden auch sonst verwechselt, s. *Meinecke's Menandr. p. 46.* Wenn *Hr. W.* bemerkt: *Stoicorum videtur placitum tangere Plutarchus: Diog. Laert. VII. 130* εἶναι διὰ τὸν ἔρωτα ἐπιβολὴν φιλευποιίας, διὰ κάλλος ἐμφανόμενον καὶ μὴ εἶναι συνουσίας ἀλλὰ φιλίας, so spricht auch die *s* für οὐ συν.

*S. 12, 4* εἰ δὲ, ὡς φησι *Πρωτογένης*, οὐκ ἐστὶν ἀφροδισίων παιδικῶν κοινωνία, πῶς Ἔρως ἐστὶν Ἀφροδίτης μὴ παρούσης, ἣν εἵληχε θεραπεύειν ἐκ θεῶν καὶ περιέπειν. — *Protopogenes* hat im Vorhergehenden die *Knabenliebe* als rein von aller Fleischeslust dargestellt; dagegen eifert nun *Daphnaeus*, und bestreitet eine solche Reinheit, weil Ἔρως ohne Ἀφροδίτη, d. h. Verlangen nach sinnlichem Genuß, un-

denkbar und widersinnig sey. Der Sinn der Behauptung, welche dem Protogenes beygelegt wird, vergl. Kap. 4, kann nun wohl nur der seyn: „dafs es gar nicht der ächte Eros sey, sondern der unebenbürtige, welcher nach sinnlichem Vergnügen trachte.“ Diefs muß aber durch die Worte *οὐκ ἔστιν ἀφροδισίων παιδικῶν κοινωνία* ausgedrückt werden. Die Handschriften mit der Aldina geben *παιδικῶν ἀκοινωνία*, *Reiske* vermuthete *καὶ παιδικῶν ἢ τοῖς παιδικοῖς κοινωνία*, *Wytt.* *παιδικῶν*, Hr. *W.* äufsert sich nicht. Das urkundliche *ἀκοινωνία* führte uns auf: *εἰ δὲ οὐκ ἔστιν ἀφροδισία παιδικῶν κοινωνία*, wie unten S. 46, 27 *γαμικὴ κοινωνία* oder — *ἀφροδισίων πρὸς παιδικὰ κοινωνία*.

S. 12, 34 *προκηρύξας ἐμοῦ γε ἔνεκα πάσαις γυναιξὶν ἔραστὴν*.

*BE* ἂν ἔραστὴν, Hr. *W.*: εἶναι ἔραστὴν. Vielleicht läge *ἀντεραστὴν* näher mit Bezug auf das besondere Verhältniß, dafs die Ismenodora gegen Bacchon in der Liebe ganz offen die Initiative ergriffen hat, wie auch gleich im Folgenden von diesem individuellem Falle die Rede ist: λέγω — ἄτι τῆς γυναικὸς ὁ πλοῦτός ἐστι φυλακτέος τῷ νεανίσκῳ. *Αντεραστής* würde dann „Nebenbuhler“ seyn, sondern „einer, der wieder liebt, wie ihm mit Liebe entgegengekommen wird.“

S. 14, 16 *ἔραται γὰρ αὐτοῦ καὶ κέεται· τίς οὖν ὁ κολύων ἐστὶ κομᾶσειν ἐπὶ θύρας, ἄδειν τὸ παρακλανσίδυρον, ἀναδεῖν τὰ εἰκόνα, παγκρατιάσειν πρὸς τοὺς ἀντεραστάς; ταῦτα γὰρ ἐρωτικά· καὶ καταθέσθω τὰς ὄψεις (nach Hr. *W.*), καὶ πανσάσθω τρυφῶσα, καὶ σχῆμα λαβοῦσα τῶν τοῦ πάθους ἀνοικείων.*

In diesem bitteren Spotte des Protogenes gegen die Ismenodora ist das letzte Wort nach Muthmaßung *Reiske's* von Hr. *W.* aufgenommen, welcher Erste ausserdem vorgeschlagen hatte: *καὶ σχῆμα φαίνεσθαι* (φαίνεσθω?) *λαβοῦσα τῶν τοῦ πάθους οἰκειῶν*. Es ist wohl Nichts verdorben: *σχῆμα τῶν τοῦ πάθους οἰκειῶν* ist eine Haltung und äufsere Art zu erscheinen aus der Gattung derjenigen Erscheinungen, wie sie sich in der Leidenschaft (τὸ πάθος) gestalten, die ohne Rückhalt zur Schau getragen wird. Ismenodora macht gar kein Geheimniß aus ihrer Liebe, schmachtet auch nicht sehnsüchtig nach dem Bacchon, sondern sie legt ihre Liebe offen an den Tag, wie sie ja nachher Kap. X den Geliebten geradezu von der Strafse weg entführt. Von einem solchen Benehmen solle sie, rather Protogenes spöttisch, ablassen. Ueber *οἰκειῶς* mit dem Genit. s. *Bernhardy Synt. p. 173*; zu *ἀναδεῖν τὰ εἰκόνα* *Paschalius de Coronis p. 82 ed. Lugd. Bat. 1671.*

S. 14, Kap. IX. *ὄρα, εἶπεν ὁ πατήρ, ὃ Ἄνθεμιον, ὅτι πάλιν κοινῆν ποιοῦσι τὴν ὑπόθεσιν καὶ τὸν λόγον ἀναγκαῖον ἡμῖν τοῖς οὐκ ἀρνούμενοις οὐδὲ φεύγειν τοῦ περὶ γάμον Ἔρωτος εἶναι χορευταῖς; καὶ μὴ μὲν Δία, εἶπεν ὁ Ἄνθεμιον, ἀμύνει διὰ πλειόνων νῦν αὐτοὺς ἔρα. εἰ δὲ τῷ πλοῦτῳ βοηθήσων,*

*ᾧ μάλιστα δεδίδεται Πεισίας ἡμᾶς.* Die Stelle ist vielfach verdorben, und selbst der erfunderische *Reiske* wufste dießmal keine Hülfe; *Wyttensbachs* Versuche sehe man bey Hr. *W.* S. 132. Gleich am Anfange ist *κοινῆν* auch von Hr. *W.* unerklärt geblieben. Protogenes hat im vorigen Kapitel das Mißverhältniß herausgehoben zwischen dem Alter der Ismenodora und des Bacchon. Früher war nur im Allgemeinen über Knaben- und Frauen-Liebe gestritten worden, jetzt gehen die Unterredenden auf den vorliegenden Fall näher ein. Hierauf gründet sich unsere Vermuthung *κοινῆν*. Was *λόγος ἀναγκαῖος* sey, hat Hr. *W.* treffend erklärt: *is sermo, qui probandi vim habet et quasi vi extorquendi affensum iis, qui secus sentiunt amoremque coniugialem praeferunt puerili.* Im Folgendem lesen wir mit *Wytt.* und *Reiske*: *οὐδὲ φεύγουσι τοῦ περὶ γάμον Ἔρωτος εἶναι χορευταῖς.* Da nun gleich darauf ὁ πατήρ darüber spricht, dafs Ismenodora zu reich und zu alt für den Bacchon seyn solle, so finden wir hierin einen Fingerzeig für die Emendation der unerklärlichen Worte: ἀμύνει διὰ πλειόνων νῦν αὐτοὺς ἔρα; wir muthmaßen nämlich: ἀμυνε διὰ πλειόνων τοῖς ἐνιαυτοῖς τῆς ἐρώσεως, ἐτι δὲ τῷ πλοῦτῳ βοηθήσων, Letztes nach *Wytt.* Sicherer ist freylich nur von besseren Handschriften zu hoffen.

S. 16, 3 *αἱ δὲ σύφρονες οὐδὲ ἀστρηρὸν καὶ κατεργουμένον ἐπαχθὲς . . . . . καὶ δυσκαρτέρητον ἔχουσι, καὶ Ποινὰς καλοῦσιν αὐτὸς καὶ τοῖς ἀνδράσιν ὀργιζομένας ὅτι σωφρονοῦσιν; der Sprechende legt dar, dafs man an den besten Frauen gerade ihre Vorzüge in Gegenstände des Tadels wandeln könne. Wir möchten, zum Theil mit *Reiske*, schreiben: αἱ δὲ σύφρονες οὐδὲν ἀστρηρὸν καὶ κατεργουμένον καὶ ἐπαχθὲς καὶ πικρὸν καὶ δυσκαρτέρητον ἔχουσι· καίτοι Ποινὰς καλοῦσιν αὐτὰς καὶ τοῖς ἀνδράσιν ὀργιζομένας ὅτι σωφρονοῦσιν.*

S. 20, 32 *τοῦ νεανίσκου νοῦν ἔχοντος ὅτι τὰς τῶν ἐραστῶν ἀγκάλας διαφυγῶν ἐξηυτομόληκεν εἰς χεῖρας καλῆς καὶ πλουσίας γυναικὸς.* Im Cod. B. ist *χῆρας* mit darüber geschriebenem *εἰ*, in *ε χῆρας*, dieß scheint Hr. *W.* die *genuina lectio*, wozu er den Sprachgebrauch gelehrt erklärt. Allein die Erwähnung des Wittenthums der Ismenodora ist hier nicht an ihrer Stelle; ihre Schönheit und ihr Reichthum konnten als Gründe gelten, warum Bacchon sich ihr ergebe, aber nicht füglich durfte das *χῆρα* vorkommen, und noch dazu gleich am Anfange. Auch scheint *ἀγκάλας* dem *χεῖρας* ausserdem zur Empfehlung zu gereichen, nichts zu sagen von der Wortstellung *χῆρα καλῆ καὶ πλουσία γυνή.*

S. 22, 32 *ἀκούεις δὲ δήπου τὸν Εὐριπίδην, ὡς ἐθορυβήθη ποιησάμενος ἀρχὴν τῆς Μελαρίπης ἐκείνης:*

*Ζεὺς ὅστις ἐστὶν — οὐ γὰρ οἶδα πλὴν λόγῳ —*

*μεταλαβὼν δὲ ἐχθρὸν ἄλλον ἐθάξαι, ὡς εἶκε, τῷ δόγματι γεγραμμένῳ πανηγυρικῶς καὶ περιττῶς, ἤλαξε τὸν στίχον ὡς νῦν γέγραπται:*

Ζεὺς ὡς λέλεκται τῆς ἀληθείας ὑπο.

Die Corruptel springt in die Augen. Zuerst ist hier aus BE *ἐκείνης* aufgenommen, was Hr. W. auf die Ueberschrift dieser *Μελανίπη*, nämlich *ἡ σοφή*, bezieht, da es vom Euripides bekanntlich eine *M. ἡ σοφή* und *ἡ θεσμοπῆτις* gab (*Fritzsche* zu *Arifroph. Thesmoph.* S. 100 u. 537). Der Genitiv dünkt uns jedoch unrichtig. Es handelt sich hier nicht um Gegenüberstellung der beiden Fabeln, sondern der eine Anfang der Melanippe wird dem veränderten zweyten entgegengesetzt. Darum schlagen wir *ἐκείνην* vor: *ποιησάμενος ἀρχὴν ἐκείνην* ist: „indem er jenes zum Anfange machte.“ Vgl. *Held* zum *Timoleon* S. 467. Die Verderbnis entstand leicht bey vorangehendem Genitiv. Die nächsten Worte bessert Hr. W. also: *μεταλαβὼν δὲ ἐχθρὸν τὸν Ἄρειον πάγον, ὡς ἔοικε*, wobey an die Obliegenheit des Gerichtshofes erinnert wird, gegen Dichter einzuschreiten, die der Staatsreligion gefährlich zu werden schienen. Der gewonnene Sinn ist wohl annehmbar; aber vollkommen befriedigt die Conjectur nicht. Es wäre möglich, das zufälliger Weise blofs diese Stelle Plutarchs sich erhalten hätte, an der von einem Vorfalle gesprochen wird, der doch gewis viel Aufsehen erregt hat; wie ein Gleiches von Aeschylus vielfältig überliefert ist. Aber sehr wahrscheinlich ist es nicht; auch weicht die Conjectur von den überlieferten Buchstaben ziemlich weit ab. Dieser ganz nahe kommt die Vermuthung des Hn. Oberlehrer *Sauppe*: *μεταλαβὼν δὲ ἄλλον χορὸν*, wäre nur ersichtlich, was die Erwähnung des Chores hier bedeuten sollte, wenn nicht darin zugleich die etwas dunkle Bezeichnung einer wiederholten Aufführung liegen soll. *Ἐπεὶ τοῦ μὴ δοκεῖν ἀσύμβολος τοῦ λόγου μετασχεῖν*, um mit Plutarch selbst zu reden, schlagen wir vor: *μεταλαβὼν δὲ θεάτρον ἄλλο ἐθαύρει, ὡς ἔοικε, τῷ δράματι γεγραμμένῳ πανηγυρικῶς καὶ περιττῶς καὶ ἤλλαξε κτλ.*, so das an eine Aufführung vor anderen Zuschauer zu denken ist.

S. 28, 28 *ὡς περ οὗτος: οὐ γὰρ με νῦξ ἔτικτε δεσπότην λβρας*. Das diese Worte der personificirte Tod gesprochen, ist von Hn. W. gut dargethan. Für *οὗτος* aber wollte Hr. Prof. G. *Hermann*: *ὁ αὐτός*, nämlich Aeschylus, was bedenklich seyn möchte, da Aeschylus im Vorigen nicht namentlich genannt ist, vielmehr seine Diction nur vermuthet wird in den Worten Z. 25 *οὐ — θεὸς ἀποσταεῖ*. Hr. W. schlägt vor: *αὐ οὗτος ut intelligatur alius quidam deus, qui defunctorum tutelam gerat*. Uns dünkt, es liege *Θάνατος* sehr nahe. Wir fügen hier eine andere angefochtene Stelle bey S. 68, 34 *ᾧ καὶ μάλιστα παρῶ-*

*ξυρε τὸν Οὐεσπασιανόν, ὡς ἀπέγνων τῆς σωτηρίας πρὸς αὐτὸν ἀλλαγὴν κελεύουσα. Reiske: ἀπάγειν ὑπὸ γῆν; W. ἀλλ' ἀγειν. Vielleicht πρὸς θάνατον ἀπάγειν.*

S. 30 a. E. *ἡ δὲ ἀρειμάνιος αὐτῆ λεγομένη καὶ πολεμικὴ παντὶ δήλον ὅτι τῷ θεῷ ἀνίεται καὶ βακχεύεται:*

*ἄχορον ἀκίδαριον δακρυρογόνον Ἄρη βοάν τ' ἐνδημον ἐξοπλιζούσα.*

Es ist vom Apollinischen, Bacchischen und Musischen Enthusiasmus im Obigen die Rede gewesen. Auch die kriegerische Begeisterung, heisst es weiter, ist offenbar gottgeweiht; nur über die Erotische wird gefragt. Wir finden hier keinen Anstofs. *Reiske*: *τῷ θεῷ sc. τῷ Ἄρει quod latet in praemisso ἀρειμάνιος; dagegen sagt Hr. W. omni modo probo Wyttenbachii conjecturam ὅτι θεῷ*. So konnte Plutarch ohne Zweifel auch schreiben, aber er mußte nicht. *τῷ θεῷ* wird durch das voranstehende *ἀρειμάνιος* und das Folgende *Ἄρη* hinlänglich näher bestimmt und geschützt. Vgl. *Soph. Oed. Col.* 675 *τῶν ἄβατον θεοῦ φυλλάδα* u. v. 678 *ἴν' ὁ βακχιώτας ἀεὶ Διόνυσος ἐμβάτευε*. *Xenoph. Anab. III, 29 πάντες — προσεκύνησαν τὸν θεόν. Καὶ Ξενοφῶν εἶπε. Δοκεῖ μοι, ᾧ ἄνδρες, ἐπεὶ σωτηρίας ἡμῶν λεγόντων οἰωνὸς τοῦ Διὸς τοῦ Σωτήρος ἐφάνη, εὔξασθαι τῷ θεῷ τούτῳ θύσειν σωτήρια, wo Krüger richtig bemerkt τὸν θεόν] τὸν Δία τὸν Σωτήρα.*

S. 44, 15 *ἡμῖν τὸ αὐτὸ σῶμα πολλοὶ καὶ τὸ αὐτὸ κάλλος ὀρώσιν, εἰληται δ' εἰς ὁ ἐρωτικός. διὰ τίνα αἰτίαν; οὐ γὰρ μανθάνομεν γέ που τοῦ Μενάνδρου λέγοντος οὐδὲ συνίμεν:*

*καρὸς ἐστὶν ἡ νόσος ψυχῆς ὁ πληγὴς δὲ ..... τιτρώσεται.*

Das unerklärte *ἡμῖν* veränderte *Wytt.* in *καὶ μὴν*; man denkt zuerst wohl an: *ἡ μὴν*, wenn nicht das ganze Wort aus fehlerhafter Dittographie entstanden ist, da *ἐξίστησιν* vorhergeht. Im Verfe des Menander emendirt Hr. W. dem Sinne nach vortrefflich:

*ὁ πληγὴς καρτίαν τιτρώσεται.*

Doch die Partikel, welche vor der Lücke von sieben Buchstaben steht, kann man, dem Zusammenhange nach, schwerlich entbehren. *Wyttenbachs* Verbesserung für die Lesart beym *Stobaeus* *εἶσω δὴ*, nämlich *εἰς ὁ δεῖ* erachten wir unter dem Vorge schlagenen für das Wahrscheinlichste. Vgl. *Men.* im *Demiurg* S. 46 *Mein. χεῖται γὰρ οὗτος εἰς ἂ δεῖ ταύτη καλῶς.*

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

## NEUE AUFLAGEN.

*Stralfund*, in der Löffler'schen Buchhandlung: *Anleitung zum Uebersetzen aus dem Lateinischen in das Griechische*, für obere Gymnasial-Classen von *Wilhelm Hermann Blume*, Doctor der Theologie und der Philosophie, Director und Professor der Ritter-Akademie zu Brandenburg an der H. u. f. w. Zweyte sehr verbesserte und vermehrte Auflage. 1838. 8. (18 gr.)

Diese Auflage heisst auf dem Titel mit Recht eine verbesserte. Ueberall erkennt man das Streben des Vfs., dem Publicum das Buch in vollkommenerer Gestalt darzubieten, und das an sich schon so brauchbare Werk wird sich in solcher Gestalt noch mehr als nützlich bewähren.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

F E B R U A R 1 8 3 9.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

ZÜRICH, b. Schultheis: *Plutarchi Opera moralia selecta. Ad codices emendavit et illustravit Augustus Guilielmus Winckelmann etc.*

Auch unter dem Titel: *Plutarchi Eroticus et Eroticae Narrationes. Ad codices emendavit, commentariis illustravit, Latinam Xylandri interpretationem et indices adiecit A. G. Winckelmann etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 48, 2 *ὡς Αἰγύπτιοι δύο μὲν Ἑλλησι παραπλησίως Ἐρωτας, τὸν τε πάνδημον καὶ τὸν οὐράνιον ἴσασι, τρίτον δὲ νομίζουσιν Ἐρωτα τὸν ἥλιον, Ἀφροδίτην ἔχουσι μάλα σεβάσιμον· ἡμεῖς δὲ πολλὴν μὲν Ἐρωτος ὁμοιότητα πρὸς τὸν ἥλιον ὀρώμεν οὐσαν· πῦρ μὲν γὰρ οὐδέτερόν ἐστιν, ὡσπερ οἴονται τινες· αὐγὴ δὲ καὶ θερμότης κτλ.*

Die Worte *Ἀφροδ.* — *σεβάσιμον* sind zweifelsohne lückenhaft. Den Sinn mag etwa *Reiske* getroffen haben: *Ἀφροδίτην δ' ἔχουσι σελήνην, θεῶν μάλιστα σεβάσιμον.* Wunderbar genug haben darauf statt des gegebenen: *ὁμοιότητα πρὸς τὸν ἥλιον* die beiden Hdchr. mit der Ald. u. Basil. *πρὸς τὴν γῆν.* Hierauf gründet Hr. *W.* die *Conjectur πολλὴν μὲν Ἐρωτος ὁμοιότητα, πολλὴν δὲ καὶ Ἀφροδίτης πρὸς τὴν σελήνην ὀρώμεν οὐσαν.* Wir müssen dagegen eine Einwendung machen. Die im wirklichen Texte gleich angeschlossenen Worte: *πῦρ μὲν γὰρ οὐδέτερόν ἐστιν* können dem Sinne und Zusammenhange nach bloß auf *Ἐρωτος* und *ἥλιος* gehen von denen sie durch Hr. *W.*'s. Einschleibsel offenbar bis zur Undeutlichkeit getrennt würden. Ferner widersprüche die hier ausgesprochene *πολλὴ ὁμοιότης Ἀφροδίτης πρὸς τὴν σελήνην* dem Folgenden Z. 19. *Σελήνην* (so ist zu lesen) *δὲ κατ' οὐδὲν Ἀφροδίτην καλοῦντες ἀπτονται τινος ὁμοιότητος.* *Plutarch* sagt hier *τινος*, aber nicht *πολλῆς*. Es entspricht aber dieses *δέ* nach *σελήνην* dem *μὲν* hinter *πολλήν*. Woher *τὴν γῆν* für *τὸν ἥλιον* gekommen, enträthseln wir freylich nicht; möglich, daß ähnliche Abkürzungen für beide Wörter mit einander vertauscht wurden.

S. 49, 9. *ὡς δὲ ἥλιος ἐκ νεφῶν καὶ μεθ' ὀμίχλην θερμότερος, οὕτως Ἐρωτος μετ' ὄργας καὶ ζηλοτυπίας ἐρωμένου διαλλαγέντος, ἡδίω καὶ δριμύτερος.* In den beiden Codd. der Ald. u. Basil. steht *μετ' ὄργης*, dies zieht Hr. *W.* in der Note vor: „*amor cum ira et aemulatione, amafio reconciliato, suavior evadit*“

A. J. L. Z. 1839. Erster Band.

*et acrior.*“ Allein die Liebe ist nicht mit dem Zorne und der Eifersucht, sondern nachdem diese wieder beseitigt, süßser und heftiger. Der Ausdruck *ἐρωμένου διαλλαγέντος* bezeichnet die volle Verfühnung und nach dieser ist von *ὄργῃ* und *ζηλοτυπία*, wenigstens für die nächste Folge, nicht mehr die Rede; auch zeugt für *ὄργας* das vorhergehende *μεθ' ὀμίχλην*. Eben so darf nicht etwa das Terentianische *Amantium irae amoris integratio* für Hr. *W.*'s. Interpretation angeführt werden. Vgl. noch *Aelian. Var. Hist. II, 21* *ἠδιστον εὐρίσκω εἶναι τοῖς ἐρώσι πρὸς τὰ παιδικὰ ἐκ διαφορᾶς καταλλάσσεσθαι.* Der Genitiv aber rührt von Abschreibern her, die an den Pluralen *ὄργαι* (*de sent. prof. in virt. c. XIII. de discr. amici et adulat. 19*) und *ζηλοτυπία* (*de sent. prof. in virt. VII. de virt. et vit. II. Alciph. 1, 29*) Anstoß nahmen. Beide Begriffe sind wie hier *de discr. am. et ad. XIX* verbunden.

S. 48, 18. *Γῆν δὲ κατ' οὐδὲν Ἀφροδίτην καλοῦντες ἀπτονται τινος ὁμοιότητος· καὶ γὰρ οἷα καὶ οὐρανία καὶ μίξεως χώρα τοῦ ἀθανάτου πρὸς τὸ θνητόν, ἀδρανῆς δὲ καθ' ἑαυτὴν καὶ σκοτώδης, ἥλιου μὴ προσλάμποντος, ὡσπερ Ἀφροδίτη μὴ παρόντος Ἐρωτος.*

Am Anfange mußte statt *Γῆν Reiske*'s schöne Verbesserung *Σελήνην* in den Text aufgenommen werden. *Κατ' οὐδὲν* hat Hr. *W.* als griechisch schon durch einige Beyspiele vertheidigt; wir fügen hinzu *Timol. 20* *κατ' οὐδένα κόσμον Nicias 3* *κατ' οὐδένα λογισμόν.* Allein *κατ' οὐδὲν* genügt noch nicht. Die Worte *ἀπτονται τινος ὁμοιότητος* widersprechen offenbar, so wie auch die folgende Darlegung dieser *ὁμοιότητος*. Wir vermuthen daher: *Σελήνην δὲ οὐ κατ' οὐδὲν Ἀφροδίτην καλοῦντες.* Weiterhin ist *οἷα* verdorben, wofür *θελα* von Früheren gesetzt ist; *Reiske* schob, was unnöthig, noch *αὐτῇ* vor *θελα* ein, nämlich *Σελήνην*. In der Hdchr. steht *οἷα*, Hr. *W.* vermuthet: *ιερά*; noch eher kommt Einem *ὄστα* in den Sinn, aber dieses so wenig wie *ιερά* oder *θελα* bildet einen Gegensatz zu *οὐρανία*, welchen der Zusammenhang zu erheischen scheint. Darum conjiciren wir: *χθονία*, vgl. die schon von Hr. *W.* beygebrachte Stelle *de defectu orac. p. 416 e* über den Mond: *οἱ μὲν ἄστρον γεῶδες, οἱ δὲ ὀλυμπίαν γῆν, οἱ δὲ χθονίας ὁμοῦ καὶ οὐρανίας κλήρος Ἐκάτης προσεῖπον.* Z. 28 ist für *αἰτεῖσθαι* vielleicht *ἄττεσθαι* zu lesen.

S. 58, 10 *ἢ μὲν ἔξωθεν καὶ νόμῳ . . . πλεονέχουσα τοῦ ἐκουσίου τὸ βεβιασμένον* nämlich *σωφροσύνη*. *Νόμῳ* stammt vom *Turnebus* und der *Conjectur Reiske*'s; die *Vulgata* war *νόμῳ*. In B. ist eine

Lücke von 5, in E von 4 Buchstaben. Ob νόμων ἕνεκα? Vgl. S. 12, 2 σωφρονεῖ ἔξω διὰ τὸν νόμον. S. 68, 5 τὸ σῶμα μετὰ . . . . . καὶ ὀλοφυρμῶν ἡμέρας τρεῖς καὶ νύκτας ἄσιτος διεκαρτέρησε. Die Hdschr. haben einen leeren Raum von 8 Buchstaben. Genauer als Hn. W's. οἰκτων füllt κλαυθμῶν diese Lücke aus. Nicias 26 ἐπορεύοντο κλαυθμῶν καὶ ὀλοφυρμῶν.

S. 66, 9 ἔτι δὲ φορτικώτερον ὁ σοφιστῆς Βίων τὰς τῶν καλῶν τριχὰς Ἀρμόδιους ἐκάλει καὶ Ἀριστογείτονας, ὡς ἅμα καλῆς τυραννίδος ἀπαλλαττομένους ὑπ' αὐτῶν τοὺς ἐραστάς. In diesem Witzwort, dessen Sinn gleichwohl nicht ganz offen zu Tage liegt, gewährt das Wörtchen ἅμα Anstoss. Gleichen Sinn hat die Aeußerung bey *Stobaeus II*, 449 *Gaisford*: Βίων πρὸς τοὺς λέγοντας ὅτι τὸ κάλλος τυραννίδα ἔχει· φεῦ, ἔλεγε, τυραννίδος τριχὶ καταλυομένης, wie mit Hn. W. zu lesen seyn dürfte. Die Haare, d. h. doch wohl die Haupthaare, können in sofern Befreyer von der Tyrannenherrschaft genannt werden, als im Augenblicke, wo sie abgelnitten werden, und somit auch durch sie mittelbar, die drückende Liebe zu den schönen Knaben aufhört, welche eben durch jenes Abschneiden für Epheben, Erwachsene erklärt werden. S. *Hadr. Junius de Coma* p. 509 fgg. *Hag. Comit.* 1737; die Ausleger zu *Hesych.* οἰνιστήρια und ἱερόβατον; *Wernsdorf* zum *Himerius* S. 777. Demnach nehmen wir an, das nach ἅμα ein Wort ausgefallen ist vor καλῆς, etwa κοροῆ; καλῆς selbst möchten wir, um der Beziehung auf die schönen Knaben willen, nicht Preis geben. Dem Sinne nach trifft diese Vermuthung mit *Reiske's* Versuchen: τμηθέντων oder κοπέτων (er meinte wohl τμηθεισῶν oder κοπεισῶν) zusammen. Hr. W. dagegen conjicirt: ὡς ἅμα ἀλλαγῇ (nämlich τριχῶν) oder ὡς ἅμα ἀλλαττομένων τυραννίδος ἀπαλλαττομένους ὑπ' αὐτῶν τοὺς ἐραστάς, mit Berufung auf *Sulla* c. 30 τοῦτο καὶ τῷ βραδυτάτῳ Ῥωμαίων νοῆσαι ἐπέστησεν, ὡς ἀλλαγῇ τὸ χρῆμα τυραννίδος, οὐκ ἀπαλλαγῇ γέρονε.

Ebdl. Z. 7 οἶσθα τοὺς παιδικοὺς Ἐρωτας ὡς εἰς ἀβεβαιότητα πολλὰ λέγουσι καὶ σκώπτουσι λέγοντες. Für die Vulg. ὡς ἀβεβαιότατα ist *Wytttenbachs* Verbesserung ὡς εἰς ἀβεβαιότητα gewiß anzunehmen, das aber λέγουσι καὶ σκώπτουσι λέγοντες vom Plutarch geschrieben sey, dünkt uns kaum glaublich. Eine genaue Beobachtung lehrt, das gerade bey den *Verbis dicendi* derselbe sorgfältig abwechselt, wie durch sehr viele Beyspiele belegt werden könnte. Vermuthlich gab er λοιδοροῦσι καὶ σκώπτουσι λέγοντες, *Nicias* c. 8 für welcher Verba Verbindung (sich Hr. W. ein Beispiel aus dem Schriftsteller selbst angeführt hat. So halten wir auch des Hn. Dr. *Emperius* Conjectur: ἐξέκλεψε im *Pericl.* 32 Ἀναξαγόραν δὲ φοβηθεὶς ἐξέπεμψε καὶ προὔπεμψεν ἐκ τῆς πόλεως für fast unzweifelhaft.

Es war unsere Absicht, drittens noch Mehreres über die Interpretation hinzuzufügen. Wir wiederholen nochmals das schon oben ausgesprochene Urtheil, das der Herausgeber im Einzelnen viele schöne Sprach- wie Sach-Bemerkungen (s. z. B. zu S. 14. 15) geliefert hat, die von feinem Tact in Kenntniß der griechi-

schen Sprache wie von reicher Belesenheit den Beweis geben. Auch wüßten wir eben nichts Wesentliches anzugeben, was unerläutert geblieben wäre. Nachträge können freylich sehr viele angebracht werden; da der Raum aber Kürze gebietet, so beschränken wir uns auf Weniges, indem wir vornehmlich den Sprachgebrauch Plutarchs ins Auge fassen, um so mehr, da hierauf auch Hr. W., wie billig, ein Hauptaugenmerk gerichtet hat. Wie weit ihn hiebey eigene Sammlungen, wie weit die *Indices Wytttenbachs* unterstützt haben, können wir nicht entscheiden, da uns diese jetzt nicht zu Gebote stehen.

Der den Dialog beginnende *Flavianus* wird S. 99 von Hn. W. für einen Sohn des Plutarch selbst genommen. Wir haben früher eigens einmal mit zu dem Zwecke einer Untersuchung über die Familie Plutarchs seine Werke durchgelesen, können uns aber nicht erinnern, weder anderswo noch in vorliegendem Werke eine Bestätigung dieser Muthmaßung gefunden zu haben. Die Worte Z. 3 τὸν πατέρα und Cap. 2 πρὶν ἡμᾶς γενέσθαι beweisen nichts.

S. 2, 5 ἐν Ἐλικῶνι παρὰ ταῖς Μούσαις: über d. ἄλσος der Mufen: ihre Statuen v. *Pausan.* IX, 29, 3. 30, 1. *C. A. Büttigers* kleine Schriften von *Sillig* I, 327.

S. 2, 9 ἄρουσι γὰρ ἄρωνα πενταετηρικὸν ὡς περὶ καὶ ταῖς Μούσαις καὶ τῷ Ἐρωτι φιλοτίμως πάνν καὶ λαμπρῶς. Ueber die Μουσεῖα vgl. *Boeckh* in *Corp. I. G. T. I.* p. 768. a. b. 772. a. In φιλοτίμως πάνν (*Aelian.* V. H. III, 19) καὶ λαμπρῶς erblickt Hr. W. *nimum honoris studium in Thespisibus*, was schon *Dicaearch* getadelt habe. (*Creuz. Melet.* III, 192: αἱ γὰρ Θεσπιαὶ φιλοτιμίαν ἔχουσι μόνον ἀνδρῶν καὶ ἀνδριάντας εὐπεποιημένους, ἄλλο δὲ οὐδέν.) Auch wird angezogen *Heraclid. Pont:* παρὰ Θεσπιεῦσιν ἀισχρὸν ἦν τέχνην μαθεῖν καὶ περὶ γεωργίαν διατρέβειν. Doch Plutarch sagt durchaus nicht mehr, als was in so vielen anderen Stellen, namentlich oft auch in Inschriften gerühmt wird, das eine Stadt oder Einzelne bey Begehung öffentlicher Feyerlichkeiten es sich haben viel kosten lassen. Vgl. *Held* zu *Aemil. Paul.* p. 162.

S. 2, 12 εἶσομαι λέγοντων. Hier mußte *Fritz'sche Quaest. Lucian.* S. 70 fgg. angeführt werden, und zu S. 2, 13 τὸ νῦν ἔχον *Viger* S. 9. 3te Ausg.

S. 2, 20 Χορὸν αἰτεῖ. Ausser *Böttiger Opusc.* 288 not. und *Boeckh* *Stattsh. d. Ath.* I. 488. n. 647, welche nichts Neues geben, konnte *Bergk de Religg. Com. Att. Ant.* p. 31 beygebracht werden.

S. 2, 24 ἐκ τῆς γενομένης τοῖς γονεῦσιν αὐτῶν διαφορᾶς καὶ στάσεως S. Vgl. d. *Thef.* mit *Rom.* 4. *Sulla* 7. *Pericl.* 36. 5. 26 *Sint.*

S. 4, 1 ἐν Θεσπιαῖς. Von den 3 Frauen handelt auch *Boeckh* b. *J. G. T.* 1. p. 718 b. 723 b. *Kanne* zum *Parthen.* S. 117. Ebdl. τῶν μνωμένων ἐδημεροῦντα *Demetrius* 27.

S. 4, 3. Σώκλων ἐκ Τιθόρας ἦκουτα τὸν Ἀριστίωνος. Hr. W. führte schon an *C. Inscr. G.* n. 1733 ἡ πόλις Τιθορέων καὶ *T. Φλάβιος Σώκλωνος*, was er aber nicht bemerkt, ist, das dieser Soklarus vermuthlich derselbe ist, wie der bey Plutarch, weil jene

Inſchrift in d. Jahr 98 n. Chr. gehört. Auch war die Trennung des τὸν Ἀριστίωνος von Σόκλων zu beachten. S. *Corp. Inscr. Gr.* n. 25 u. *Boeckhs* Bemerkung p. 42. b. n. 470, 1. n. 1194. 1. 4. p. 595. a. *Plut. Timol.* 36.

S. 4, 5 δύο μὲν οὖν ἢ τορεῖς ἡμέρας, d. i. ein Paar Tage, ganz gewöhnlich auch bey Plutarch. Eben so im Latein. *Walch* zu *Tacit. Agric.* S. 200 fgde. Edf. 10 ἀφίκετο Ἀνθεμίων καὶ Πεισίας, der Singular ist gut gegen *Wytttenbachs* ἀφίκοντο beybehalten. *Pelop.* 10 προήλθεν ὁ Ἀρχίας καὶ Φυλλίδας καὶ εἰπευ. Ebdf. 11. Βάκχωνι τῷ καλῷ λεγομένῳ *Themist.* 3, wonach verbessert werden kann *Levezow* Galerie der Vasen im königl. Mus. in Berl. n. 697. S. 142. n. 688. 797. 803. 804. 869. *Plut. Demetr.* 24. *D'orvill.* zum *Charit.* 212. *Lipf.* *Böttiger Archaeol. d. Mal.* 224. *Boeckh C. I. G. T. I.* p. 488. b. n. 541. Ebdf. 14 πλούτῳ καὶ γένει λαμπρὰ καὶ νῆ Διὰ τὸν ἄλλον εὐτακτος βίον. Ueber ἄλλον *Walch.* *Emend. Livian.* 58. Edf. 15 νέα καὶ ἱκανή τὸ εἶδος *Hemfsterh. Lucian.* II. 304. *Bip.* Edf. 17 κόρης κατὰ γένος προσηκούσης oben Z. 12 allein προσήκουτες s. *Timol.* 37. *Thest.* 19. *Poplic.* 1. *Pericl.* 24. *Alcib.* 1. oder γένει προ. *Aristid.* 25. absolut *Thest.* 13. *Lucian.* D. *Mort.* 27. 7. Edf. 18. λόγους φιλανθρώπους ἀκούουσα *Demetr.* 5. *Pelop.* 19. Edf. 22 ἢ τε μήτηρ ὑπερωῶτο τὸ βάρος τοῦ οἴκου καὶ τὸν ὄγκον *Alex.* 48. *Demetr.* 41. ὄγκος im bessern Sinne hier wie *Marius* mit *Leop.* S. 86. *Wytttenb. animadv.* I. 461. 2. *Lipf. Sinten. ad Pericl.* p. 75; zu ὑφ. *Lucull.* 42. *Nic.* 6. *Galba* 13. Ebend. 23 τῷ μὴ καθ' ἡλικίαν τῆς Ἰσημοδόρας δεδιτόμενοι τὸν Βάκχωνα *Demetr.* 27, 14. *Thest.* 31. δεδ. ist transitiv wie *Cat. Min.* 43. *Galba* 13. Ebendaf. 30. ὡς προϊέμενον τῇ Ἰσημοδόρῃ τὸ μειράκιον *Cimon.* b. Ebend. 36. ὡσπερ διατητὰς ἐλόμενοι καὶ βραβευτὰς *Marius* 27. *Cat. Min.* 44. *Lycurg.* 30. *Ages.* 15. *Cat. Min.* 44. *Agis.* 12. *Cic.* 9, 35. *Artax.* 21. *Romul.* 9. S. 6, 5 ὃ καὶ παιδιὰ πᾶσα καὶ σπουδὴ περὶ Ἔρωτος. So mit *Wytt.* statt παιδεῖα *Q. Symp.* 1. 4, 3. *Pelopid.* 19. *Anton.* 29. Ebend. 16 ἢς οὐ γέγονεν οὐδ' ἔστιν ἰσχυρότερα κατὰξενυξίς *Pompei.* 28. *Caef.* 23.

Ebend. 24 πάθος ἐνεργασαμένη zu *Pericl.* 6, p. 83. *Wytttenb.* zu *Eunap.* II. p. 297. ob auch ἐργάζεσθαι so gebraucht werde, bedarf genauerer Prüfung.

Es wär' ein Leichtes, dieser Art noch gar Vieles zu geben; wir führen aber zum Schluss einiges Sachliche an. S. 12, 84 ἡραλοιοφῆν *Schneider* ad *Theophr.* T. IV, 769. S. 12, 16 εἰς ματρυλεῖα καὶ κοπίδας. Ueber die Bedeutung der κοπίδες sagt *Hr. W.* nichts; das Wort, wenn es nicht verdorben, ist auch uns dunkel; vielleicht hat man an die Opfer-schmäuse der Lacedaemonier zu denken, *Müller Dor.* II. 277. S. 32, 26 ἐφ' ὕψους ζωγραφῆν und οἶον ἐν ἐγκαίμασι; über diese Malereyen findet man eine genaue Auseinandersetzung in *L. v. Klentze's* Aphoristischen Bemerkungen gesammelt auf seiner Reise nach Griechenland, Brl. 1838. Ueber die Enkaustik *Böttiger* in den kleinen Schrift. II. S. 38. 12 ἐν

τοῖς Αἰτλοῖς s. *Wernsdorf ad Plut. Q. Gr. comm.* I. p. 4 sqq. Zu S. 38, 26 ἕτερος δέ τις fgg. vergl. die Erzählung bey *Aelian. Hystor. Anim.* V. 1.; auf ders. Seite Z. 31 war Ἀσώπιχος zu schreiben. S. 42, 3 δίκη σιδήρου διὰ πυρὸς ἀνεμῆνης *Beckmann* *Beytr. z. Gesch. d. Erfind.* V, 1. S. 89 ff. *O. Müller* in *Gött. Gel. Anz.* 1838. Not. 112. Ebend. 33 Κάκον — πῦρ καὶ φλόγας ἀνιέναι. *Böttiger Id.* zu *Kunstmith.* I. S. 387. Zu der Auseinandersetzung zu S. 44, 3 über die *Philoxeni* vergl. *Lütke de Graecorum dithyrambis et poetis dithyrambicis.* *Berol.* 1829. p. 77—85. S. 54, 17 γονέων ἀρὰς ὁ Γενέθλιος; wir vermissen hier eine Erläuterung, vergl. etwa *Eurip. Hippolyt.* 837 ff. *Valcken.*

Ebend. 19 τῶν ἀπαιδευτῶν καὶ ὑπερηφάνων κολαστῆς: der deus ultor beym *Ovid. Metam.* XIV. 750, wo *Bach* fälschlich die *Venus* versteht. S. *Böttiger* kl. Schrift. I. S. 160. Ebend. 20 τὴν ἐν Κύπρῳ παρακύπτουσαν *K. Schwenck* *Etym. myth.* *Andeut.* S. 241: „Auf eine Stellung des Beyschlafs bezieht sich das Beywort παρακύπτουσα, welches sie in *Salamis* hatte“ und N. 7 „*Plut. Amat.* p. 766. *Ovid. Met.* XIV. 698.“ Diese Ausdeutung verstehen wir nicht. Mit veränderten Namen erzählt denselben Vorfall *Anton. Lib. Met.* 39. *S. Mellmann de causis et auct. narrat. de mut. form.* p. 40; über παρακύπτειν: „aus dem Fenster gucken“ *Fritzschke* zu *Aristoph. Thesmoph.* v. 790.

Doch wir brechen hier ab, mit dem Wunsche. *Hr. W.* möge bald den versprochenen zweyten Theil der *Opera selecta* folgen lassen, und in nicht allzuferner Zeit die Gesamtausgabe liefern. Wir erwähnen nur noch das fließende, gefällige Latein des Herausgebers, so wie die schöne typographische Ausstattung, welche dem Verleger wirklich Ehre macht. Im Verhältniß zu ihr und dem Umfange des Buches ist der Preis ein billiger zu nennen. Druckfehler von Belang haben wir außer den von *Hr. W.* angezeigten nicht bemerkt; besonders aufgefallen sind uns die nicht selten falschen *Spiritus*.

K. K. A. P.

## P Ä D A G O G I K.

WÜRZBURG, in der Etlingerschen Buch- und Kunst-Handlung: *Lehrbuch der Katechetik oder Anleitung zur Katechisirkunst* von *Dr. Andreas Müller*, Domcapitular zu Würzburg. 1838. XII u. 185 S. gr. 8. (12 Gr.)

Mit Recht geht der durch sein Lexikon des Kirchenrechts und seine Anleitung zum geistlichen Geschäftskreise bereits wohlbekannt Vf. in dem Vorworte davon aus, daß Religion und Sittlichkeit die höchsten und wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Daseyns, und das wahre Bedürfnis unserer Zeit Rückkehr zu Gott sey, durch Erleuchtung und Heiligung im Sinne und Geiste Jesu Christi. Vorzüglich soll der Geistliche, als Religionslehrer, zur Verbreitung des Reiches Gottes das Seinige beytragen. Hiernach be-

darf das Erscheinen eines neuen Lehrbuchs der Katechetik — nicht bloß Katechisir Kunst — zumal von einem katholischen Geistlichen, im Allgemeinen keiner weiteren Rechtfertigung. Es kommt also nur darauf an, in wie fern der Vf. seine Aufgabe gelöst hat.

Sieht man in diesem Betrachte zuvörderst auf das *System des gegenwärtigen Lehrbuchs im Ganzen*: so möchte allerdings Mehreres zu erinnern seyn. Dasselbe zerfällt nämlich, außer der *Einleitung* (§. 1—13) — wo die Ableitung des Worts Katechetik (v. *κατήγω*) nicht philologisch richtig, die Geschichte dieser Wissenschaft auch gar zu oberflächlich ist — in drey sehr unverhältnismäßige Abtheilungen: I. Vom *Inhalte* der katechetischen Vorträge (§. 14—24). II. Von der *Darstellung des katechetischen Stoffs*, oder der katechetischen Methode (§. 25—104), und III. *Katechisir Kunst* (§. 105—129). Es hätte namentlich das, was der Vf. in der *ersten Abtheilung im ersten Abschnitte* vorträgt: über die verschiedenen *Arten der Mittheilung* — Kinder Sprache, Zeichen Sprache u. s. w., ingleichen das nachher in der zweyten Abtheilung (im fünften Abschnitt) Vorkommende über *Gedächtniskunst* u. s. w. mit in die *Einleitung* aufgenommen werden sollen, da diese alles das umfassen sollte, was aus anderen Zweigen menschlicher Erkenntniß zur Vorbereitung auf die Wissenschaft selbst entlehnt wird. So auch gehört das, was in der dritten Abtheilung, Abschn. 2 über die nöthigen *Eigenschaften des Katecheten* gesagt wird, nicht sowohl dahin, als vielmehr in einen zu bildenden *allgemeinen Theil* der Katechetik. Ueberhaupt möchte die gewöhnliche Absonderung der allgemeinen und der besonderen Katechetik noch immer sehr zu empfehlen seyn.

In Bezug auf den *Inhalt des Werks* ist dagegen in der ersten Abtheilung, und zwar §. 15. 16, das Verhältniß der Glaubenslehre und der Sittenlehre zu einander sehr richtig bestimmt, wiewohl der Vf. §. 14 etwas unlogisch eine „Kenntniß der wahren Glaubens-, Sitten- und Kirchen-Lehre (*sic*)“ in die Zöglinge pflanzen will, und auch sonst wohl (z. B. §. 88) sich etwas zu sehr als katholischer Kirchenlehrer äußert. Auch das, was der Vf. §. 19 als *Grundgesetze*, welche sich auf den Fassungskreis der Katechumenen, in Ansehung der *Behandlung des Lehrstoffs* beziehen, vortragen hat, also die Regeln: Schreite vom Leichterem zum Schwereren fort u. s. w., ingleichen der §. 20 vorkommende Grundsatz: „Man knüpfe an die Elementar-Religionslehre eine fortschreitende Erweiterung und Entwicklung der Religionsbegriffe, wie solche die zunehmende Fassungskraft und das erweiterte Bedürfniß der Katechumenen erfordern“ u. s. w. ist alles sehr beachtungswerth. Nur das kann Rec. nicht billigen, daß der Vf. zum Stoff der Religionsvorträge auch die *Rechtslehre* rechnet, da die Rechtsbegriffe leider nur zu früh in den jungen Seelen wirksam werden, während die *Pflicht* der Gerechtigkeit weniger lebendig wird.

Auch die in der dritten Abtheilung, im 2ten, 3ten

und 4ten Abschnitte vorgetragenen Lehren der *katechetischen Methode*, namentlich von der *Form* des katechetischen Unterrichts, von der entwickelnden und zergliedernden katechetischen Lehrart, und von der katechetischen Methode in Absicht auf die Erkenntniß der Religions-Wahrheiten, enthalten zwar nicht viel Neues, aber das Bekannte vollständig und deutlich dargestellt, so daß jeder Kenner der Katechetik es richtig und zweckmäßig finden wird. Nur einzelne Begriffsbestimmungen, z. B. §. 65 „*Vorstellungen* sind Modificationen des Gemüths, die nicht weiter erklärt werden können“ u. s. w., sind theils unrichtig, theils überflüssig zu nennen. Im Uebrigen muß Rec., nach den Grenzen dieser Blätter, auf das Buch selbst verweisen. Endlich im sechsten Abschnitte — von der Bestimmung und Leitung des *Willens* zum Guten — sind zwar einzelne gar zu methodische und doch nicht wissenschaftlich treffende Bestimmungen nicht zu loben, z. B. daß es nach §. 104 „eine *unmittelbare* Anregung des moralischen Gefühls“ seyn soll, wenn der Katechet bestimmte Fälle zur Veranschaulichung der Grundsätze darlegt. Indessen wird dies durch andere, auf christliche Gesinnungen abzielende Bestimmungen in demselben §. weit überwogen.

In Rücklicht der III Abtheilung, der *Katechisir Kunst*, welche mehr den besondern Theil der Katechetik umfassen sollte, glaubt Rec. gleichfalls auf das Werkchen selbst verweisen zu müssen, wo im *ersten Abschnitte* von den *Erfordernissen rückichtlich der Lehrart* — von der zergliedernden und entwickelnden Lehrart, von der Vorbereitung zu den Katechisationen, von dem Unterschiede der Katechisationen mit größeren und kleineren Kindern u. s. w. gehandelt wird. Ungern hat Rec. nur eine nähere Beachtung der biblischen und der Katechismus-Lehren, der prüfenden und der wiederholenden Katechisationen, so wie auch des *Confirmanden-Unterrichts* und der Katechisationen mit Erwachsenen, welche letzte jedoch in der katholischen Kirche wohl nicht vorkommen, vermißt.

Wenn im zweyten Abschnitte — von den *Eigenschaften eines Katecheten* — diese in innere und äußere eingetheilt werden: so ist dagegen im Allgemeinen nichts zu erinnern. Unrichtig aber ist es, wenn §. 117 (vgl. mit §. 116 zu Ende) die Geistesgegenwart und §. 118 auch die Einbildungskraft zu den Eigenschaften des Verstandes gerechnet werden, da jene eben sowohl eine Eigenschaft des Willens, und diese eine Eigenschaft des Gemüths, oder — nach Anderen — eine niedere Seelenkraft ist. So auch möchte Rec. die vom Vf. §. 126 u. ff. aufgeführten äußeren Eigenschaften: Declamation, Action und Mienensprache nicht sowohl Eigenschaften, als vielmehr Fertigkeiten, oder doch Bildungseigenschaften nennen. Doch, dies sind nur kleine Uebelstände, welche dem Werkchen wenig von seinem Werthe entziehen, der mehr auf dem guten Sinn und Geiste beruht, welcher sich im Ganzen ausdrückt.

Der Druck der Schrift ist vorzüglich deutlich, doch nicht ganz correct, und das Papier gut.

P. G. B.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

F E B R U A R 1 8 3 9.

## RÖMISCHE LITERATUR.

HAMM, Schulz'sche Buchhandlung: *M. Tullii Ciceronis de claris oratoribus liber, qui dicitur Brutus*, für den Schulgebrauch erläutert von Dr. Reinhard Stern, Oberlehrer am königl. Gymnasium zu Hamm. 1837. XII u. 271 S. (1 Thlr. 8 gr.)

Wir wissen nicht, ob es irgendwo geschieht, daß mit Schülern, die das grammatisch-sprachliche und das sächliche Verständniß einiger der Reden des Lysias, Isokrates, Demosthenes gewonnen haben, auch das Lesen einer oder der anderen ästhetisch-kritischen Schrift des Dionysius von Halikarnassus vorgenommen wird; dies aber wissen wir, daß der Lehrer, der dieses unternähme, einen der Hauptzwecke des Gymnasial-Unterrichtes erreichen würde, nämlich die Gewöhnung, auf das Schöne der Form in alten Schriftwerken zu achten, dadurch Feinheit des Geschmacks und Gefühl für Classicität zu gewinnen, und dann als classisch gebildet nicht nur in Beurtheilung der Werke der Literatur, sondern auch in eigener Rede und Schrift zu erscheinen. Wenden wir das so eben Gesagte auf die römische Literatur an, so ergiebt sich, daß das Lesen und Erklären der rhetorischen Schriften des Cicero mit zu dem gehöre, was im letzten Jahre des Gymnasialcurfus mit gereiften Schülern getrieben werden mußte. Unter diesen Schriften ist bekanntlich nach Form und Gehalt der *Orator* die gediegenste, aber auch für das Verständniß die schwerste. Wollte man auch Neulinge gerade durch diesen in die Bekanntschaft mit Cicero, dem Kunstrichter, einführen, so fehlt es doch zu diesem Zwecke an einer Schulausgabe. Wir verstehen darunter eine solche, in welcher das Lexikologische, die Erklärung der Sprache als Hauptelement vorherrsche, damit der Schüler durch Vorbereitung und Selbststudium zum vorläufigen Verständniß sich einarbeiten, und dann das vom Lehrer Mitgetheilte als vervollständigung hinzufügen könne. Die drey Bücher *de Oratore*, falls man sich nicht bloß auf das Lesen des für das Formelle eines Rednerwerkes so lehrreichen dritten einschränken will, sind für die Schule von einem zu großen Umfange. Es bleibt also der einzige *Brutus* noch übrig, und dieser ist auch, abgesehen von anderen Nebenumständen, am geeignetsten, mit ihm das Lesen der theoretisch-kritischen Schriften des Cicero zu beginnen. Zwar

ist in ihm das Historische vorherrschend, aber die nebenbey gehende Beurtheilung der Männer, in denen allmählich die römische Beredsamkeit emporgeblüht ist, giebt ebenfalls Veranlassung, auch die Kunstsprache, das Schwierigste in Schriften kritischer Art, kennen zu lernen. Wer beym Lesen des *Brutus* das richtige Verständniß derselben gewonnen, dem fehlt nichts zum Verstehen auch der anderen schwierigeren Schriften. Daß nach *Wetzel's* und *Ellendt's* Ausgaben des *Brutus* auch eine für Schulen eingerichtete ein Bedürfnis sey, ist wohl nicht in Abrede zu stellen, und wer diesem abzuhelpen unternimmt, thut etwas Verdienstliches. Dieses gestehen wir denn auch willig *Hn. St.* zu, jedoch mit einigem Rückhalt, der nachher namhaft gemacht werden soll. In Hinsicht des Historischen befriedigt er in hohem Grade. Ueber die im Dialog nach einander vorgeführten Individuen, an denen der Anfang und Fortgang der römischen Beredsamkeit nachgewiesen wird, erhält man in den Anmerkungen alle die Aufklärung, die nöthig ist, um den jedesmaligen Mann in der Mitte seiner Zeit und nach seiner bürgerlichen Stellung deutlich vor den Augen zu haben, wodurch dann das über seine Redeleistung Beygebrachte eine vollständig angeschaute Person zum Träger hat, und nicht an ein beziehungsloses *Nomen proprium* verschwendet wird. Das Material haben zwar größten Theils *Wetzel*, *Ellendt* und vorzüglich *Westermann* in seiner sehr schätzenswerthen Geschichte der römischen Beredsamkeit geliefert; aber *Hr. St.* hat dasselbe zu seinem Zwecke gehörig geordnet, und hie und da aus eigenen Mitteln vervollständigt. Nach der im Vorworte kurz, aber einblicksvoll charakterisirten Natur des Dialogs war zu erwarten, daß durch Anmerkungen die Aufmerksamkeit werde wach erhalten, der durch desultorisches Gerede und vielfache Ingressionen oft abgerissene Faden an der gehörigen Stelle wieder angeknüpft, und die Klarheit und das Verständniß durch hie und da aufgestellte Gesichtspuncte dem Schüler vermittelt werde; und dieses hat sich auch bestätigt. Der Text ist größtentheils der *Orelli'sche*; hie und da geht, wie zu erwarten war, *Hr. St.* von ihm ab. Benutzt sind überdies worden die Beyträge anderer Gelehrten, die das Vorwort namhaft macht. Nur bleibt noch die Frage übrig: Was ist für das *Grammatisch-Sprachliche* und für die *Wortklärung* geschehen? Beides ist nicht leer ausgegangen. Man stößt hie und da auf grammatische Erörterungen,

J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

und es ist nur zu loben, daß die Ausgabe nicht zu sehr mit dergleichen belastet, und dabey auf gangbare Grammatiken verwiesen ist, weil ja in guten Schulen die Entwicklung des Sprachsystems das Penfum besonderer Stunden ausmacht, und der denkende Schüler die Bestätigung der Sprachgesetze bey dem Lesen seines Autors von selbst entdecken kann. Anders aber verhält es sich mit der *Wortklärung*. Nach unserer Ansicht ist diese zum Verständniß von Schriften, die in die Kunstkritik einschlagen, eine Hauptbedingung. Diese ist zwar auch nicht außer Acht gelassen worden; ja man findet sogar Wortklärungen da, wo sie entbehrlich und nur Anlaß zu unnützen Spitzfindigkeiten waren; aber sie werden fast gänzlich vermisst in Stellen, wo Cicero die Redeweisen der aufgeführten Individuen charakterisirt, und in der Kunstsprache spricht, die er aus griechischen Rhetorikern geschöpft, und, wie dies mit der *philosophisch-didaktischen* Sprache der Griechen bey ihm der Fall war, ins römische Idiom eingesetzt hat. Wie unsichere, ja oft unrichtige Führer hierin die Lexika bisher noch sind, und wie wunderlich und unbeholfen selbst sonst anderwärts wohlbewanderte Schüler bey dem Betreten dieses neuen Bodensich benehmen, weiß vielleicht, wie wir, mancher Lehrer aus Erfahrung. Wir heben diesen Mangel an der sonst schätzbaren Ausgabe hervor, damit bey einer neuen Bearbeitung Hr. St. demselben abhelfe. Stattet er diese mit Wortklärungen aus, ähnlich den in *Herbst's* Ausgabe des 10ten Buchs des Quintilian, so wird sie eine sehr brauchbare werden. Ein gutes Vorurtheil für seine Leistungen erweckt die Erklärung synonymmer Wörter, welche ihm, nach einer Stelle der Vorrede, bey der gegenwärtigen Ausgabe ein besonderes Augenmerk war; obgleich, was manchem Synonymiker sonst, auch ihm hier begegnet, daß nämlich, was sie an einer Stelle einem Worte *a priori* mit scharfer Haarspalterey als einzig geltende Nüance angeklügelt haben, durch andere Stellen wieder über den Haufen geworfen wird. Wir haben die Ausgabe mit besonderer Sorgfalt durchgegangen. Von dem vielerley Bemerkten negativer Art wollen wir zum Nutzen einer neuen Ausgabe hier Einiges mittheilen.

Bey Kap. I. §. 1 folgt, nach Beybringung des Historischen über *e Cilicia decedens*, eine Anmerkung über die Redeweisen *decedere e provincia*, *de provincia* oder *provincia* ohne Präposition, wonach in *e* und *de* ein Unterschied herrschen, und *decedere e provincia* das örtliche Weggehen, Abreisen *aus* der Provinz, und *decedere de* das Abtreten von der Verwaltung derselben bedeuten soll. So wenigstens verstehen wir Hn. St.'s eben nicht klare Worte *e provincia* bloß mit Rücksicht auf das Land, und *de* mit Einschluß der amtlichen Verwaltung. Dies aber ist eine der unstatthaften exegetischen Spitzfindigkeiten, auf die man hier und da in Commentaren stößt, wo über den schlechten Sprachgebrauch, der weit öfter vom Zufall oder Instinct, als

vom berechnenden Verstande gebildet wird, eine unnütze Grübeleey brütet, und Feinheiten und Unterschiede zu Tage fördert, auf die es der Schriftsteller nicht im Mindesten angelegt hat. Die Wörter *cedere*, *decedere* und andere ähnlicher Natur finden sich in der ganzen Latinität abwechselnd mit *e*, *de*, *a* und mit dem bloßen *Ablativ* construiert. Die Ursachen dieses Wechsels können wir heutzutage nicht mehr sicher angeben, weil sie mehr vom Gefühl als vom Verstande herrühren. Warum wird wohl, um nur erst Eines anzuführen, das Verbum bald *mit*, bald *ohne* Präposition gesetzt? In *Phil.* 10, 3 beklagt Cicero das traurige Schicksal, daß *cedere e patria servatores ejus, manere perditores*, und gleich darauf sagt er von Brutus, welcher Bürgerkrieg verhüten will, *cedit Italia*. In der Rede *Phil.* c. 25 heißt es *haud dubitans patria cessisset*, und später, c. 30, *magno animo e patria cederet*. Gehen wir nun zu dem Gebrauch der Präpositionen *ex*, *de* und *a* über. In folgenden Phrasen: *nihil ex sociis, nihil de publico attingere — simulacrum ex aere, templum de marmore — deligere ex populo — accusator vel dictator de plebe — quaesivi ex Phania — a te ipso, Vatini, quaero — quaero nunc a te, Hortensi, — vel ex Jobrio, vel ex ebrio scire potes id de Marcello aut de Pophumia sciri potest — extorquere arma de und e manibus — parietem de fidelia dealbare — oliva ex albo decoloratur* — wird wohl Niemand eine Bedeutungsverschiedenheit zwischen *ex* und *de* herausklügeln wollen. Warum soll das anders seyn, wenn diese Präposition abwechselnd bey Verbis, die eine Bewegung, ein Sichentfernen von einem Orte, wie *cedere*, *decedere*, *abire* etc., stehen? Es herrscht ja auch in unserer Sprache bey Verbis dieser Art ein Wechsel des *von* und *aus*, der bloß vom Gefühl eingegeben, aber nicht von dem Verstande berechnet wird. Man zieht *von* oder *aus* der Stadt aufs Land, man stammt *von* oder *aus* einem Geschlecht, man kommt *von* oder *aus* dem Exile zurück. Wohl mag das Gefühl durch die Natur des Gegenstandes zum wechselnden Gebrauche des *ex*, *e* und *de* bestimmt werden. Man empfindet, warum Cicero, von Cato sprechend, *sic abiit e vita*, und, das Aufhören einer Seuche berichtend, *de loco nunc abiit pestilentia* schreibt; ebenso, warum er bey dem Andeuten der Unsicherheit des Aufenthaltes *cedendum de oppidis his* sagt. Also, um zum Schluß der Rede zu kommen, läuft *decedere de* und *e provincia* auf Eins hinaus, und beide Sprachweisen enthalten den bloß örtlichen Begriff des Abreisens aus der Provinz nach verflößerer Amtsdauer. Der spitzfindige von Hn. St. beygebrachte Unterschied rührt von *Ellendt* her, aus dessen Ausgabe er auch in das *Forcellini'sche* Lexikon übergegangen ist, wo die Phrasen *de fidelia dealbare* noch zu neuen Haarspaltereyen über *de* Veranlassung giebt. Eine andere Bemerkung über *decedere* aber ist Gewächs auf eigenem Boden. Sie enthält einen Wink für den Lehrer, daß nämlich bey diesem

Worte die Bedeutung des *Herabsteigens* von einem höheren amtlichen Standpunkte zu entwickeln sey, z. B. *magistratu decedere*. Wie aber kann *de* in dieser Phrasid den Begriff einer Bewegung von Oben nach Unten enthalten? Diese ist hier als eine, so zu sagen, *horizontale* oder auf einer Fläche vorgehende zu denken, in Folge dessen dann *munere decedere* nichts Anderes ist, als das dem Römischen genau entsprechende *Abtreten von einem Amte*. — In dem nämlichen §., wo Cicero seine Empfindungen bey des Hortensius Hinschied aufzählt, heisst es unter Anderem *cooptatum me ab eo in collegium augurum recordabor*. Dabey steht folgende Anmerkung: „Ueber den Eintritt in den Augurenbund (?) entschied das Collegium, welches an die Stelle des Verblichenen nach eigener Willkür *zuwünschte*.“ Wenn, wie es scheint, Hr. St. die Bedeutung des *cooptare* im römischen Curial-Stil kennt, nämlich als Handlung einer Genossenschaft, eines Collegiums, dem das Recht, *sich selbst zu ergänzen*, zusteht: so begreift man nicht, wie er auf den sonderbarsten aller Ausdrücke *zuwünschen* bey *cooptare* habe verfallen können, da ja *co*, auch nur etymologisch betrachtet, nicht den Begriff *zu* enthalten kann, und *optare* als *wählen* von selbst in die Augen springt. Hätte er *mitwählte* gesetzt, so wäre, wenn einmal *co* ausgedrückt werden sollte, Hortensius als derjenige dargestellt, der gemeinschaftlich mit seinen Collegenden Candidaten gewählt hat; obgleich dessen Hauptverdienst darin bestand, daß er Cicero zur Wahl vorschlug, für dessen Würdigkeit eidlich bürgte, und ihn, nach geschehener Wahl durch das Collegium, unter den hergebrachten Ceremonien in das Amt einweihete. Uebrigens war hier auch einmal Gelegenheit, die Kritik des jungen Lesers auf die logische Inconsequenz eines der Gedankenglieder hinzuweisen, deren die alten Schriftsteller ebenso, wie die neueren, zuweilen sich schuldig machen, und die in einem Commentar anzudeuten, gewiss nicht unnütz ist. Es fragt sich nämlich, ob Cicero nicht besser gethan hätte, die Haupthandlung *cooptare* dem ganzen Collegium und nicht dem einzelnen Gliede Hortensius zuzuthellen; das diesen besonders Betreffende, nämlich die der Wahl vorangegangene eidliche Verbürgung der Würdigkeit und die der Wahl folgende Inauguration, wäre, als das eigentliche Verdienst des Dahingeshiedenen um Cicero, dann mehr hervorgetreten. — Hr. St. hat Sinn für Rhythmus und sieht auf eine Stelle im 3ten §. achten. Das ist sehr zu loben; und liessen es sich die Lehrer bey Interpretiren mehr angelegen seyn, den Sinn für das Schöne in der Form zu wecken, statt daß oft nur, wie es jetzt häufig geschieht, unnütze Haarspalteyen getrieben werden, aus denen heraus der Blick zur Anschauung schöner Gedankengestaltung nicht leicht sich erheben kann, so würden auch in unserer Gelehrtenrepublik, wo einmal das Schreiben in Cicero's Sprache Zierde und Nothwendigkeit ist, nicht Pro-

ducte zum Vorschein kommen, bey deren Lesen man oft harte Stöße auszuhalten hat. Aber warum hat Hr. St. bey dem Lesen der im §. 4 folgenden Stelle nicht auch das Ohr walten lassen? Das hätte ihn abgehalten, einen spitzfindigen Sinn in Worte zu legen, bey denen es mehr auf Numerus, als auf seine Begriffsabstufung abgesehen ist, ein Etwas, das man ja in tausend Stellen des Fülle liebenden Cicero gewahr wird. Lächeln würde dieser, wenn er zu der Stelle, *nostro incommodo detrimentoque, si est ita necesse, doleamus* die Anmerkung läse, daß durch *incommodum* der *subjectiv empfundene* und durch *detrimentum* der *objectiv reelle* Nachtheil ausgedrückt werde. Liest man, wie dies auch geschehen muß, in einem Zuge den gleich darauf folgenden Satz: *illius vero mortis opportunitatem benevolentia potius quam misericordia prosequamur*, so springen Gegenätze in die Augen — der trauernd zurückgebliebene Cicero und der zur glücklichen Stunde dahin geschiedene Hortensius. Das Wort *nostro*, dem folgenden *illius* gegenüber voll logischer Intensität, mußte an die Spitze seines Satzes gestellt werden; von ihm, mit vollem Gewicht gelesen, erhält die folgende Wortreihe ihren Impuls, und läuft in schönem Numerus mit *doleamus* zu Ende. Aber dieser Numerus würde nicht hervorgebracht werden, wenn nicht dem *commodo* das für den Verstand zwar überflüssige, dem Ohre aber nothwendige *detrimentoque* hinzugefügt wäre. Ganz analog würde ein wortreicher deutscher Stilist *Schaden* und *Nachtheil* in einer Phrasid zusammenstellen, unbekümmert, ob ein spitzfindiger Ausleger mit beiden Wörtern eine Begriffsplatterey vornehme. Diese Klügeley über Cicero's Sprache ist aber besonders in den Commentaren zu den Reden häufig anzutreffen. Man findet oft eine feine Wortnüancirung an Orten, wo der Redner es auf weiter nichts, als auf Wohllaut und Numerus, gleich seinem Vorbilde Isokrates, angelegt hat. Jetzt ein Wort über das obige *nostro* in exegetischer Hinsicht. Es meint Hr. St., daß Cicero damit nicht den *ihn persönlich*, sondern uns, die Römer, den Staat betreffenden Verlust andeute. Er irrt aber; erstens weil er Cicero's Redeweise an sich, und dann auch das im §. 3 vorangegangene und das im §. 5 folgende *Raisonnement*, in welchem Cicero sein persönliches Verhältniß zu Hortensius ausspricht, nicht beachtet hat. Bekannt ist, wie Cicero in Sätzen, durch einigen Raum von einander getrennt, ja oft selbst in einer und derselben Periode von *ego* auf *nos* überspringt, und nach *meus* ein *noster* folgen läßt. So auch ist dies hier geschehen. Im ganzen §. 3 herrscht das individuelle *Ich* — *illius interitum ferre debui* — *illius a me cursus non impeditus est, nec ab illo meus*. Im folgenden §. 4 läßt er das *ego* fallen, und geht in *nos* über — *nostro incommodo doleamus, illius mortis opportunitatem benevolentia prosequamur*. Was Hortensius dem Individuum Cicero war, geht dann vollends aus §. 5 handgreiflich hervor. Denn, sagte er, verursachte mir sein

Tod einen ungemäßigten Schmerz, so erschiene ich als ein selbstfüchtiger Egoist, der durch das Aufhören eines genussreichen Verkehrs sich in seinen persönlichen Interessen betroffen fühlt, und nicht als ein ächter Freund, der den zu glücklicher Zeit geschehenen Hintritt des Mannes als eine ihm vom Schicksal erwiesene Gunst ansehen muß — *nam, si id dolemus, quod Hortensio jam frui nobis non licet, nostrum est id malum; (.) quod modice feramus, ne id non ad amicitiam, sed ad domesticam utilitatem referre videamur; sin, tanquam illi ipsi accerbitatis aliquid acciderit, angimur, summam ejus felicitatem non satis probo animo interpretamur.* Hr. St. mußte fühlen, daß in dieser Stelle das *nostrum id est malum* und die *domestica* (persönliche) *utilitas* der Schlüssel zum Verständniß des obigen *nostro incommodo* ist. Wir haben bey mehreren Gelegenheiten schon beklagt, wie oft vielgliedrige Stellen, die nach der Absicht des Schriftstellers ein ungestört dahin fließendes und ein enggeschlossenes Ganzes bilden sollen, durch sorglose und unlogische Interpunction der Herausgeber in widrige Fetzen zerrissen werden, die dann von einer Ausgabe in die andere mit hinüber wandern. Eine solche ist die obige Stelle, die von *nam* bis *interpretamur* in schönem Rhythmus und mit logischem Ineinandergreifen in einem Zuge sich fortbewegt. In *Ellendt's* und *Orelli's* Ausgabe ist sie dem Ohr und dem Verstande ein Greuel. Hn. St. hat ein besseres Gefühl geleitet; die dort Verwüstung anstellenden Punkte, Cola und Semicola hat er aus seinem Texte ausgemerzt, und dieser erscheint, wie oben zu schauen, in einer seines Urhebers würdigen Gestalt. Nur hätte einen Schritt weiter gegangen, und nach *malum* das zu sehr trennende Semicolon getilgt werden sollen. Denn das *quod*, als nöthiges Complement seines Objects, muß sich augenblicklich an *malum* anschließen. Nun noch ein Wort über eine abermalige hermeneutische Spitzfindigkeit. Die Worte *id dolemus* geben Hn. St. Veranlassung, zwischen den Redeweisen *dolere rem* und *dolere re* einen Unterschied zu statuiren. Nach ihm wird durch die erste das *Object* oder die *Richtung* des Schmerzes und durch die andere die *Quelle* desselben angedeutet. Hätte man doch aus der gesamten Latinität in einem Haufen alle die Stellen bey einander, in denen *dolere* bald mit dem absoluten griechischen Accusativ, bald mit dem bloßen Ablativ, bald mit *de* oder *ex* construirt ist! Es wäre eine Lust, diesen Varietäten, die nichts als sprach-

liche Spielarten und wechselnde Formen sind, aber für den Verstand auf Eins hinauslaufen, durch unnütze Grübeleien einen logischen Unterschied anklügeln, und ihnen bald *Richtung*, bald *Quelle* unterlegen zu sehen. Führen wir nur die erste beste Stelle aus Cicero an. Einmal schreibt dieser an Crassus nach Syrien von der Heerde seiner Neider als Menschen: *qui aliena laude dolent*; ein anderes Mal, am Ende der Rede *pro Sextio*, spricht er von seinen politischen Freunden, *qui meum casum luctumque doluerunt*. In einem Briefe an Atticus drückt er sein Bedauern über die Krankheit der Tochter *de Atticae febricula dolui*, und wieder in einem anderen seine Theilnahme an dem Kummer des Vaters darüber *dolorem tuum doleo* aus. Und um auch eine Construction mit *ex* zur Stelle zu bringen, so sehen wir bey Cäsar Menschen, *qui ex commutatione rerum dolent*. Das intransitive *dolere* ist unser *trauern* oder *Schmerz empfinden*; der ihm beygefollte *Accusativus absolutus* fällt mit dem bloßen und mit dem aus *de* oder *ex* hervorgehenden Ablativus in Einen Begriff zusammen, und kann, als Quelle und Ursache, durch *wegen* verdeutscht werden. Da Hr. St. diesen in Rede stehenden Accusativus als das *Ziel* und *Object*, auf welches der Schmerz gerichtet ist, ansieht, so könnte leicht der Verdacht entstehen, als sey ihm *dolere* ein Verbum transitivum, wie auch der Bearbeiter des Wortes *dolere* im *Forcellini* dieser Meinung zu seyn scheint. Nachdem er die übrigen Constructionsweisen abgethan, kommt auch der Accusativus bey *dolere* an die Reihe. Diesen nimmt er in eine Parenthese gefangen, und um ihn hübsch maulrecht zu machen, erklärt er *dolere* als synonym mit *conqueri* (?) und *aegre ferre*; wobey noch an den Tag kommt, daß, so wie *aegre ferre*, eben auch *queri* und *conqueri* ihm ein Transitivum ist. Im Deutschen können aus den Intransitivis *trauern* oder *klagen über* oder *wegen* Etwas durch Vorsetzung der Sylbe *be* Transitiva geschaffen werden, und ein Grammatiker, der in der Phrasis — *den Tod beklagen* oder *betrauern* — den Accusativ für das *Object* oder die *Richtung* des Schmerzes erklärt, thut, was Logik und Sprachgebrauch gebietet; den Accusativ aber bey *dolere*, *moerere*, *conqueri*, *gaudere*, *laetari* etc. auch in diesem Sinne zu nehmen, ist, um nichts Schlimmeres zu sagen, ein baarer Germanismus.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

F E B R U A R 1 8 3 9 .

## RÖMISCHE LITERATUR.

HAMM, Schulz'sche Buchhandlung: *M. Tullii Ciceronis de claris oratoribus liber, qui dicitur Brutus*, für den Schulgebrauch erläutert von Dr. Reinhard Stern u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In §. 9 preist Cicero das Loos der Männer, die zu einer glücklicheren Zeit, als die seinige, gelebt, und *an die zu denken, und derer sich zu erinnern*, ihm jüngst bey einem Gespräch ein Labfal war — *quorum memoria et recordatio in maximis nostris gravissimisque curis jucunda sane fuit, quum in eam nuper ex sermone quodam incidissemus*. Man fühlt hier, daß bey dem Aneinanderreihen der zwey Substantiva, *recordatio* und *memoria*, es dem Cicero um Fülle, Klang und Numerus zu thun war, und man liest sie in schnellem Laufe, ohne den Process einer feinen Begriffspaltung mit ihnen vorzunehmen, ebenso, wie wenn man in einer deutschen Phrasis *Andenken* und *Erinnerung* bey einander findet. Hr. St. scheint das anders; er sucht durch mehrere Beyspiele den Unterschied der beiden Wörter darzuthun, und schließt mit dem Ergebniss: *recordatio* ist die *subjective, momentane, gelegentliche* Erinnerung oder Reminiscenz, *memoria* aber das *dauernde Andenken*, wo das *Object*, das Bild des Gegenstandes, entschiedener hervortritt. Zugegeben, daß die in den gangbaren Synonymiken so oft *a priori* aufgestellten Definitionen Stich halten, und nicht von dagegen rebellirenden Stellen in den Autoren über den Haufen geworfen werden, so müssen wir doch wenigstens hier die Frage thun, ob, wenn Hr. St. die Begriffsverschiedenheit in den zwey Wörtern genau aufgespürt hat, dieselbe in unserer Stelle, wir sagen nicht, zutrefle, sondern überhaupt nur anwendbar sey. Cicero hätte ja nach dieser Hermeneutik in dieser Wortordnung einen logischen Bock geschossen. Die Seelenthätigkeit beginnt ja mit der *recordatio*, der momentanen, gelegentlichen Erinnerung, nach welchem Act dann die *memoria* ihre Function hat, die das *Object*, das Bild des Gegenstandes entschiedener hervortreten läßt. Gewiß erkennen wir an, und versuchen selbst das philosophisch-psychologische Eindringen in den Sinn, den ein Schriftsteller seinen Worten gegeben wissen will, glauben aber doch, daß dieses Spüren nach Feinheiten, wo keine anzutreffen sind, von den heutigen, besonders jüngeren Exegeten zu weit getrieben wird; denn man findet

J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

in manchen neueren Commentaren oft Worterklärungen, bey denen man, wie *Burchel* im *Vicar of Wakefield* bey Miss Carolina's Gerede, *Fudge* auszurufen sich nicht enthalten kann. — In §. 11 findet sich über den Satz *Vos vero, Attice, et praesentem me cura levatis et absentia magna solatia dedistis* die Bemerkung, daß hier einem einzelnen Sprecher in der Mehrzahl geantwortet werde. Schon *Ellendt* hat sie gemacht, und ähnliche Fälle durch Beyspiele nachgewiesen, um dadurch eine besondere Spracheigenheit zu constatiren. Hr. St. nimmt diese Beyspiele nicht nur in seine Ausgabe mit herüber, sondern fügt auch, um zu beweisen, daß dieses schon Homerischer Sprachgebrauch gewesen, eine Stelle aus *Od. 2. 310* hinzu. Hier möchte man auch *Fudge* ausrufen; denn weit entfernt, daß hier eine abnorme Spracheigenheit zu wittern sey, lehrt der ganze Zusammenhang, daß der Rede des *Atticus*, als Eines, der zugleich in der Person des *Brutus* spricht, im Plural geantwortet werden müsse. Beide mit einander waren zu Cicero gekommen. Dieser fragt sie: *Quid vos, Brute et Attice, nunc? quid tandem novi?* Hierauf antwortet der Eine nach dem Anderen *collectiv* in der Mehrzahl, und besonders *Atticus*: *eo, inquit Atticus, ad te venimus, ut ex te potius aliquid audiremus*. Kann nun, nachdem *Atticus* der Sprecher für Beide gewesen ist, Cicero ihn in der Antwort so isoliren, daß er sage: *tu vero, Attice, me cura levatis et solatia dedisti?* In ein gleiches Nichts verschwindet die vermeinte Homerische Sprechweise. Wenn *Telemach* dem einzelnen *Antinous* antwortet: *Ἀντινοῦ, ὄψως ἔστιν ὑπερ φιάλοισι μεθ' ὑμῖν δαυνοθαί*, so geschieht dieß, weil derselbe aus dem Schwarm der übrigen Freyer das Wort geführt hatte, und ihm daher als Repräsentanten geantwortet werden mußte. Und so verhält es sich mit anderen der zum Beleg des vermeinten Sprachgebrauchs angeführten Stellen. Hr. St. hätte sich hier von einem Vorgänger um so weniger täuschen lassen sollen, als er kurz vorher gegen *Orelli* sich selbstständig bewiesen hat, dessen wunderliche Satzabtheilung schon bey dem Lesen dem Ohr widerstrebt, von Hr. St. aber auch noch durch triftige Sprachgründe bestritten wird. Hier bringt derselbe auch Bemerkungen ästhetischer Art an. Zu einer solchen hätte auch folgender Satz (§. 12) *ex diuturna perturbatione totius valetudinis tanquam ad aspiciendam lucem revocatus sum* Veranlassung geben können. Entweder war dem Schüler, nachdem er das Bildliche des Ausdrucks wahrgenommen, anzudeuten, daß die Einheit

der Metapher, was bey den Alten oft geschieht, auch hier nicht gehalten ist, wenn *perturbatio* so obenhin in der gangbaren Bedeutung genommen wird; oder es mußte, um die Einheit zu erhalten, vorgeschlagen werden, der *perturbatio*, nach der Analogie *aquam turbare*, die Bedeutung Trübheit beyzulegen. Würde dann *valetudo*, wie *valere*, als *vocabulum meum* in der Bedeutung von *Seyn*, *Befinden*, oder, da hier ein Gemüthszustand gemeint ist, als *Stimmung* nehmen, so ergäbe sich die Redensart, aus einer trüben, düsteren Stimmung zu einem Blick in das Tageslicht zurückgerufen werden, oder nach einem trüben Gemüthszustande wieder einmal einen heiteren Augenblick haben. Auf jeden Fall hätte diese Stelle nicht ohne eine sprachliche Bemerkung bleiben sollen. — Gleich darauf liest man *post meos gravissimos casus nihil ante epistolam Bruti mihi accidit, quod (magis?) vellem aut quod aliqua ex parte sollicitudines allevaret meas*. Im Vorbeygehen fragen wir, ob nicht vor *vellem*, welches, allein stehend, logisch unbefriedigend ist, ein *magis* gedacht, und daher *mallem* statt *vellem* geschrieben werden müsse. Denn augenscheinlich will Cicero sagen, daß seit seinen Trübsalen ihm nichts Erwünschteres, als des Brutus Brief, zu Theil worden sey. Doch dem sey, wie ihm wolle; helfen wir *allevaret*. Dieses Compositum ist handgreiflich des Numerus wegen, oder um, wie auch *Orelli* bemerkt, mit dem kurz vorhergehenden Simplex *cura levatis* zu wechseln, gesetzt worden. Was sagt nun Hr. St. darüber? „In der Sylbe *all* liegt der Begriff des geringen Grades, wie *adamare anfangen* (?) zu lieben, *addubitare* und ähnliche mit *ad* zusammengesetzte Verba; mit *allevaret* drückt also Cicero aus — was meine Bekümmernisse nur einigermassen linderte.“ Die zur Beglaubigung seines Fundes unpassend gewählten *adamare* und *addubitare* eintheilen bey Seite lassend, fragen wir zuerst, wie überhaupt Hr. St. diesen Fund irgendwo habe machen können; weder liegt an sich in der Präposition *ad* ein Grund zu einer solchen Spitzfindigkeit, noch kann in irgend einer der vielen Stellen, wo *allevare* vorkommt, die vermeinte Nüance herausgeklügelt werden. Unbegreiflich aber ist es, wie gerade unsere Stelle, wo ja *allevare* mit dem Zusatz *aliqua ex parte* auftritt, zu einer solchen Haarspalterey hat Anlaß geben können. Eben sie hätte wegen des monstruosen Pleonasmus den Erklärer von seiner vorgefaßten Idee abbringen sollen. Und nun ein Wort über die zwey als Meinungstützen aufgestellte Verba. Hat wohl Hr. St. die vielen Stellen, selbst nur bey Cicero, wo *adamare* vorkommt, genau studirt? Gewiß nicht, denn sonst hätte er dem Worte die Bedeutung, zu lieben *anfangen*, nicht unterschieben können. Doch diese auch zugegeben, so ist sie ja nicht einmal logisch zutreffend mit der in *allevare* vorausgesetzten, die doch an ihr eine Stütze haben soll; denn der Begriff — etwas *anfangen* ist doch ganz verschieden von dem — etwas in einem geringeren Grade thun. Auf den Gedanken, daß mit *ad dubitare* der geringe

Grad des Zweifels bezeichnet werde, kann nur der gerathen, den ein exegetischer Feinheitskitzel slicht. Zum Gewährsmann dieser Sonderbarkeit hat Hr. St. wahrscheinlich den Bearbeiter dieses Wortes in *Forcellini's* Lexikon gehabt. Dieser meint, daß das Compositum zwar zuweilen statt des Simplex stehe, eigentlich aber *accedere i. e. inclinare ad dubitationem*, *aliquantum dubitare* bedeute, und führt zum Beweis *Cic. de Offic. 3. 4, 18 an*. Aber weder das dortige, noch das an vielen anderen Stellen von Cicero gebrauchte *addubitare* läßt auch nur im Geringsten den ausgeklügeltsten Begriff des *aliquantum* zu. Der wechselnde Gebrauch des Compositums und Simplex ist, gleichwie in den Verbis *moneo, admoneo — hortor, adhortor — miror, admiror — nitor, adnitor*, ebenso in *dubito, addubito*, Sache der Willkür und der augenblicklichen Stimmung des Schreibenden, so wie ja auch im Deutschen abwechselnd einmal an etwas zweifeln, ein anderes Mal etwas bezweifeln gesetzt wird; nicht zu gedenken, daß das Gefühl für Rhythmus und Euphonie bey den Alten die Wahl der Worte bedingte. Das Verbum *addubitare* hat ein sonderbares Geschick. So wie es auf der einen Seite einen Hermeneutiker zur Erfindung einer fein nüancirten Bedeutung verlockt hat, ebenso ist von der anderen unter seinem Einflusse der Grammatiker gestanden, der das monstruose, allem Analogiegefühl Hohn sprechende und seit einiger Zeit in der deutschen Prosa grassirende Wort *anzweifeln* geschaffen hat. Und als wenn die Sprache an diesem Einen, *transitiv* gebrauchten Monstrum nicht schon genug hätte, ist aus *adnitor* noch ein zweytes, nämlich *anstreben*, gebildet worden. Gibt es denn in Deutschland Leser, die sich Phrasen, wie diese „er zweifelt die Wahrheit dieser Behauptung an, oder er strebt den Ruhm eines Denkers an, bieten lassen, ohne von einer Art Gänschhaut überlaufen zu werden, oder, wenn sie von weniger passiver Natur sind, ohne über die Verletzung aller Denk- und Sprach-Gesetze in Aerger zu gerathen? — Die Stelle §. 13 — *an mihi potuit, inquam, esse aut gratior ulla salutatatio, aut ad hoc tempus aptior, quam illius libri, quo me hic* (auf Atticus zeigend) *affatus quasi jacentem excitavit?* hat in einer Anmerkung ihr historisches Licht erhalten; aber die ihr nöthige sprachliche Erläuterung fehlt, und war doch unerlässlich. Denn sicherlich wird kein Schüler die Worte *salutatatio* und *affari* verstehen, wenn ihm nicht gesagt wird, daß sie die lateinischen Repräsentanten der griechischen Wörter *προσφωνησις* und *προσφωνειν* sind, und daß Cicero mit ihnen den Begriff *Dedication* ausgedrückt habe. In einem Briefe an Atticus (16. 11), wo er von seinem Werke *de officiis* und dem, welchem er es am schicklichsten *dedicire*, spricht, heißt es *προσφωνῶ Ciceroni filio*. — Der §. 16 ist vielleicht, sowohl technisch als auch ästhetisch, eine der schönsten Stellen der ganzen Schrift. Er enthält eine durch die bekannten Hesiodischen Verse — *Εὐ μὲν μετρεῖσθαι παρὰ γειτοῦνος εὐ δ' ἀποδοῦναι, Ἀὐτῷ τῷ μέτρῳ καὶ λόγιον, εἰ κε δύνηται* — herbey-

geführte Metapher, in welcher nicht nur alle Ausdrücke zu einer schönen Harmonie zusammenstimmen, sondern welche auch in ihren Theilen, die logisch streng sich auf einander beziehen, und technisch fein einer dem anderen sich anschließen, ein schön gegliedertes Ganzes bilden. Wir wollen dieses mit seinen leisen Einschnitten und mit Bemerkbarmachung der zwey schön antithetisch auf einander sich beziehenden Causalfätze dem Auge und dem Verstande vorführen, um dann weiter unten die Mißhandlung desselben in Hn. St.'s Ausgabe fühlbar zu machen. *Ego autem voluntatem tibi profecto remetiar, sed rem ipsam nondum posse videor idque ut ignoscas a te peto; nec enim ex novis, ut agricolae solent, fructibus est, unde tibi reddam, quod accepi — sic (adeo) omnis fetus repressus exustusque flos siti veteris ubertatis exaruit; nec ex conditis, qui jacent in tenebris et ad quos omnis reditus, qui paene solis patuit, obstructus est. Seramus igitur aliquid etc.* Der mit *peto* endende Satz enthält die Andeutung des Unvermögens der Wiedererstattung mit gleich dazu gefügter Bitte um diefallsige Entschuldigung — ich kann nicht, und bitte daher u. s. w. Man fühlt, ein zwischen *posse videor* und *idque ignoscas* eingeschobenes Semicolon verursachte ein widriges Auseinanderreißen zusammenhängender Glieder; selbst ein Komma würde das *idque* nicht dulden. Der nach *peto* eintretende Satz *neque enim ex novis*, an welchen der später folgende *nec ex conditis* logisch sich anschließt, enthält unmittelbar die Ursache des Unvermögens und den Grund der Verzeihungsbedürftigkeit, und hängt sich, ohne fast gleichsam Athem zu schöpfen, eilig seinem Vorgänger durch ein *weil* oder *denn* an die Ferse. Zum Verschneufen wäre ihm eigentlich schon ein Komma genügend, aber man kann ihm auch ein Semicolon gönnen. Ein Punct jedoch dazwischen zu setzen, das ja jedesmal das Ende einer Ideenreihe ankündigt, und die Lösung zu einem neuen Gedankenlauf ist, kann nur in dem Zustande einer augenblicklichen Reflexionslosigkeit geschehen. Die Worte *ut agricolae solent* sind ein im Vorbeygehen angebrachter Zug zur Ausmalung der Metapher, und bilden ein kleines liebliches Glied des ganzen Körpers. Kann man also oder darf man sie in Klammern einsperren, und dadurch zu ungebührlichen Eindringlingen stampeln? Eine Parenthese ist immer ein dem Gefühl widriges Ding, und bringt selbst da, wo sie unumgänglich nöthig wird, gegen den seine Gedanken schlecht fügenden Schriftsteller einen kleinen Aerger hervor. Fern also bleibe sie da, wo sie Zerstörerin eines schönen Ganzen wird. Zuletzt nun ein Wort über den mit *sic* beginnenden Satz *sic omnis fetus repressus exustusque flos exaruit*. Man sieht beym ersten Blick, daß es ein Causalfatz ist, der die Unmöglichkeit, aus *novis fructibus* ein Gegengeschenk zu machen, darthun soll, und sich daher an die vorhergehende Punctation unmittelbar anschließen muß. Wir haben daher vor *sic* das obige Zeichen (—) gesetzt; auch ein Komma wäre dienlich; ein Semicolon

aber würde schon zu sehr trennen. Seiner Form nach ist der Satz mit *sic* an der Spitze eine schöne stilistische Wendung, eine *figura sententiae*, hervorgegangen aus Cicero's feinem Sprachgefühl. Er hätte statt *sic*, wie es logisch genommen werden muß, entweder *quia magnopere* oder *magnopere enim fetus repressus etc.* schreiben können; aber dann wäre in dem bereits vorhandenen Causalfatze, *nec enim ex novis*, ein zweyter mit *quia* oder *enim* gebildeter hineingeschoben worden, was eben nicht schön sich ausgenommen hätte. In der Phrasis „die ganze Mannschaft ist auf dem Schlachtfelde geblieben, so sehr hat das Schwert der Feinde gewüthet“ vertritt der zweyte Satz das mattere — weil das Schwert gewüthet hat. So wie hier *sic*, gebraucht Cicero anderswo, *de offic.* 1. 10, *adeo*. Nach des Vaters Willen sollte der junge Cato bey dem Heere den Dienst noch einmal schwören, *quia priore sacramento amisso pugnare non poterat, adeo summa erat observatio in bello movern'o*. Man sieht, der letzte Satz dient zur Begründung der vorhergehenden Enuntiation. Ein nochmaliges *quia* wäre unaussehblich, und daher nicht denkbar; besser würde *summa enim* sich schicken; dem feinen Stilisten aber hat die epiphonematische Wendung *adeo* beliebt, die als Schlusglied des Gedankens augenblicklich an das Vorhergehende sich anreihen muß. Daß man aber in den Text der gangbaren Ausgaben diesen unentbehrlichen und wahrhaft eleganten Satz durch ein vor *adeo* eingepfähltes Punctum von seinem Körper losreißt, für ein Glossema erklärt, und in Klammern einsperret, ist etwas, das kaum geglaubt werden dürfte. Und doch ist es in *Gernhard's* Ausgabe geschehen! Wie sehr Sallustius und noch mehr Livius diese Wendung durch *adeo* lieben, wollen wir nicht unnöthiger Weise durch Beyspiele darthun. Man sehe nur, wie die oben als schön gegliedertes Ganzes dargelegte Stelle durch unselbige Semicola, Cola, und namentlich durch ein entsetzliches Punct vor *sic* in Hn. St.'s Ausgabe jämmerlich in Stücke zerrissen, dem Auge und durch dieses dem Verstande sich darstellt — *Ego autem voluntatem tibi profecto remetiar; sed rem ipsam nondum posse videor; idque ut ignoscas, a te peto. Nec enim ex novis (ut agricolae solent) fructibus est, unde tibi reddam, quod accepi. Sic omnis fetus repressus, exustusque flos siti veteris ubertatis exaruit: nec ex conditis, qui jacent in tenebris et ad quos omnis aditus etc.* Die ganze Stelle findet sich so übel zugerichtet freylich schon in *Ellendt's* und *Orelli's* Ausgabe. Daß Hr. St. sie so beschaffen mit in die seinige herübergenommen, ist, da er sonst nützliche Verbesserungen angebracht, schon wunderbar; aber noch wunderbarer, daß er das dortige schon zu sehr trennende Semicolon vor *sic* in ein Punct verwandelt hat. Wie ist denn zwischen den zwey Gliedern *nec enim ex novis* und *nec ex conditis* Zusammenhang und Beziehung noch möglich? Jetzt auch ein Wort über *emetiar*. In der ganzen langen Stelle herrscht der aus Hesiod herübergenommene Gedanke des *Entgegengehens*, des *Erwie-*

derns. Vorausgegangen waren schon die Ausdrücke *ad te, Pomponi, remunerandum* und *eadem mensura reddere*. Kommt man nun an die Stelle *voluntatem tibi profecto emetiar, rem non possum*, und findet nicht *remetiar* als fortdauernde Schwingung der angeschlagenen Saite, so empfindet der Verstand eine Pein, ähnlich der, wo die Brust zum Athemholen sich aufgethan hat, ihr aber die erwartete Luft verlagert wird. Die Stelle aus *Horatius Sat. II. 2—104* als Gültigkeitsbeleg für *emetiar* zu brauchen, wie Hr. St. nach *Ellendt's* Vorgang thut, ist ein Mißgriff, der in parallel seyn sollenden Stellen oft geschieht, wo zwar das nämliche Wort dem Auge vorgeführt wird, für den Verstand aber die gleichen Nebenumstände fehlen. Mit Recht hat daher *Rivius* und *Lambinus* *remetiar* verlangt, und nach *Schütz* soll es auch in *Gu. 1. 2* angetroffen werden. — Die Worte *sic omnis fetus repressus exustusque flos fiti veteris ubertatis exaruit* bilden zwar einen schönen in das Gewebe der Metapher gefchlungenen Faden, sind aber sicherlich nicht so, wie sie hier stehen, aus *Cicero's* Feder geflossen. Sowohl der Verstand als auch das Ohr verlangt, daß nach *repressus* ein *est* eingeschoben werde. In der ganzen Gruppe sind *fetus* und *flos* die Hauptfiguren, deren jede bestimmt und abgerundet sich hervorheben sollte. Mit *repressus* geht die Aussage über *fetus* zu Ende, und zur logischen Abgrenzung wird ein augenblickliches Innehalten nöthig. Diets ist aber beym gegenwärtigen Texte nicht möglich; denn im Lesen wird man nach *repressus* unwiderstehlich zu *exustus* fortgerissen, welches durch sein *que* schnell an jenes sich anschließt, und es zu dem, was es selbst ist, zu einem Adjectivum, macht. Sicherlich also ist das so nöthige *est* ausgefallen; der Rhythmus verlangt es und die Gedankenklarheit. *Cicero's* Gefühl liefs nicht zu, eine Charakterisirung mit einem verstümmelten Verbum finitum *omnis fetus repressus* abzuthun; ein den Verstand und das Ohr befriedigendes *est* konnte er nicht fehlen lassen. Hätte er dann über *flos* ebenso einfach wie über *fetus* berichtet, nämlich *flosque veteris ubertatis exaruit*, so wäre der Eurhythmie der Glieder und der Klarheit des Verstandes Genüge geschehen. Aber welch unerwartetes Zufließen von Wörtern, und noch dazu in einer Stellung, gegen die sich das Ohr sträubt, und in welcher die dem

Begriff nach zusammengehörigen aus einander gerissen sind! Denn wer sieht und fühlt nicht, daß *flos ubertatis* unerläßlich eins das andere bedingt? Nun ist aber das unglückliche *fiti* so gestellt, daß die Genitive *veteris ubertatis* als davon abhängig erscheinen, wodurch wir denn in die Latinität das Ungeheuer einer Phrasis, *fitim ubertatis*, einführen sehen, der nur eine gezwungene und abenteuerliche Erklärung Bürgerrecht verschaffen kann. Oder wer kann in Worte, wie *fiti ubertatis exustus*, überhaupt nur einen Sinn bringen? Und nun noch mehr; nach obiger Wortstellung kann man nicht anders, als *fiti exaruit* mit einander zu verbinden. Was wird dann aber aus dem Prädicate *exustus*? Wenn *flos fiti exaruit* einen vollen, schönen Begriff giebt, so schwebt dieses dann in der Luft, ist hohl und leer. Ein Ausdruck, wie das nackte *exustus flos*, ist in Prosa nicht denkbar; das Gefühl verlangt zu *exustus* ein motivirendes Umstandswort. Da nun *fiti exuri* eine in der Latinität so gangbare Phrasis ist, so haben diejenigen dem *exustus* Stütze und Halt gegeben, die die Wortstellung ändern, und *exustusque fiti flos* lesen, wodurch dann auch dem unerhörten *fitis ubertatis* der Riegel geschoben wird, und eine dem Ohr zusagende Wortfolge entsteht. Nach dieser Vermittelung bleibt es aber immer noch auffallend, daß der so eben besprochene zweyte Satz, besonders nach der Nüchternheit des ersten, so sehr mit Wörtern und Bildern überladen ist, und wohl kann einem die Vermuthung entstehen, daß hier durch fremde Hand eine unnöthige Zuthat hinzugekommen. *Cicero's* Schatten würde wohl nichts dagegen einzuwenden haben, wenn man von ihm die Erlaubniß sich erbäte, die ganze Stelle also zu vereinfachen — *Sic omnis fetus repressus est vetusque ubertas exaruit*. Bey Erklärung des *Brutus* haben wir unsere Stelle immer dazu benutzt, daß wir den Schülern zeigten, wie in der einen Hälfte *Cicero* ein nüchterner *Attiker* und in der anderen ein üppiger *Asianer* hat seyn können. — Wir hatten bey sorgfamer Durchgehung der gewifs sehr verdienstlichen Arbeit des Hn. St. noch viel Besprechenswerthes gefunden; aber auch nur den kleinsten Theil von unseren Bemerkungen hier noch beizubringen, verbietet der durch gegenwärtige Anzeige bereits schon eingenommene Raum.

C. J.

## KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Klein: *Der Glückspilz*, oder: *Hans kommt durch seine Dummheit fort*. Komischer Roman von Dr. L. Glockentreter, Verfasser von *Casanova's* zweyten Liebchaften und Abenteuern in Frankreich und Italien. 1838. 191 S. 8. (1 Thlr.)

Der Roman ist nicht so schlüpfrig, als der Name *Casanova* vermuthen liefs; eher leidet er an gewaltfamer Spafshaftigkeit. *Hans Taps* ins Mus kann als Bedienter mit seiner der-

ben Ehrlichkeit nicht fortkommen, obgleich seine dumme Tölpelhaftigkeit mit der Zeit sich verliert. Er wird Kaufmannslehrling, erbt seine Principalin, etablirt und verheyrathet sich, und kauft zuletzt das Gut in dem Dorfe, aus welchem er als ein unbrauchbarer Burfch, der den dürftigen Eltern nur zur Last fiel, mit einer durchreisenden Familie fortging.

Vir.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

F E B R U A R 1 8 3 9 .

## NATURGESCHICHTE.

**DARMSTADT**, b. Leske: *Handbuch der vergleichenden Anatomie und ihrer nächsten Beziehung auf die Physiologie, für wissenschaftliche Aerzte und für Studirende der Arzneykunde*, von Dr. J. B. Wilbrand, großherzogl. heffischem geheimen Medicinalrathe und ord. öffentl. Lehrer der Anatomie, der vergleichenden Anatomie, der Physiologie und der Naturgeschichte an der Landes-Universität, Director des anatomischen Theaters, des geologischen Museums und des botanischen Gartens an derselben, des großherzogl. heffischen Ludewigs Ordens Ritter u. s. w. 1838. XII u. 438 S. 8. (1 Thr. 16 gr.)

Es ist interessant, auch ein Handbuch der vergleichenden Anatomie von Hn. Wilbrand zu erhalten, einmal weil er zu denjenigen Schülern Cuvier's gehört, die diesem gerade im Felde der vergleichenden Anatomie so ausgezeichneten und einzigen Forscher in Paris im Jahre 1806 zuzuhören das Glück hatten, dann aber, weil sein ganzes zoologisches System und überhaupt alle seine Ansichten über die Verhältnisse und die Natur der Organisation sich auf die nähere Kenntniß der vergleichenden Anatomie stützen. Wir können auch gar nicht leugnen, daß die vorliegende Arbeit im Allgemeinen den Bedürfnissen bey dem Studium der inneren Organisation des thierischen Körpers genügen werde, zumal sie zwey für Lehrbücher unumgänglich notwendige Eigenschaften vereinigt; einmal nämlich setzt sie nichts voraus, was nicht dem gewöhnlichsten Bewußtseyn bekannt wäre, so daß der Leser des Vfs. Buch gewiß verstehen wird, auch wenn er mit der menschlichen Anatomie noch nicht vertraut wäre, und dann ist der ganze Vortrag so einfach, präcis und klar, daß sich dieses Handbuch gerade für die ersten Anfänger, eigentlich aber auch nur für diese, ganz vorzüglich eignet.

Wir sagten für den ersten Anfänger. Denn daß es für ein gründliches und umfassendes Studium der vergleichenden Anatomie nicht ausreichend sey, das könnte man schon aus dem geringen Umfange im Vergleiche mit Cuvier's, Carus, Meckel's und Anderer Handbücher über denselben Gegenstand vermuthen — und der Vf. will ja auch nur ein Handbuch, nicht ein erschöpfendes Werk liefern — wenn wir auch nicht weiter unten einige Hauptmängel hervorzuheben hätten.

Zuvor aber glauben wir eine Ansicht des Vfs. J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

über die Anordnung seines Materials berichtigen zu müssen. Es heißt nämlich S. 6: „Die vergleichende Anatomie wird im Vortrage alsdann wahrhaft fruchtbringend, wenn der Zweck derselben: durch sie Thatfachen für die vergleichende Physiologie zu gewinnen, stets im Auge gehalten wird.“ Weiter unten S. 7: „Hienach wollen wir auch unseren Weg wählen, welchen wir bey dem Studium der vergleichenden Anatomie verfolgen wollen; mit anderen Worten: es soll hierauf die Methode gegründet werden, welche wir bey dem Vortrage der vergleichenden Anatomie befolgen werden. Rückfichtlich des Baues des menschlichen Körpers unterscheidet man Knochen, Bänder, Muskeln u. s. w. und darnach zählt man eine Knochenlehre, Bänderlehre, Muskellehre u. s. w. So kann man allerdings auch in der vergleichenden Anatomie verfahren. Da der Lehrer der vergleichenden Anatomie aber Zuhörer voraussetzen darf, die mit der menschlichen Anatomie bereits bekannt sind, so darf er eine Methode einschlagen, die directer zum Ziele führt und lehrreicher ist, nämlich Thatfachen für die vergleichende Physiologie zu gewinnen. Man kann diese Methode die physiologische nennen (Note 9), weil sie von dem physiologischen Gesichtspuncte zunächst ausgeht.“ Hienach beginnt der Vf. seine Schrift mit dem Verdauungssysteme, läßt hierauf Respiration- und Gefäß-System folgen, geht dann zu dem Nerven- und Sinnen-System fort, denen die Bewegungsorgane folgen, und schließt mit dem Zeugungs- und Urin-Systeme. Die Knochen-, Bänder- und Muskel-Lehre, die doch eigentlich den Gegenstand des Bewegung-Systems ausmachen, sind nicht unter der Rubrik dieses Systems abgehandelt, sondern kommen jedesmal bey dem Systeme vor, mit dem sie zunächst in Berührung stehen.

Diese Abweichung von der herkömmlichen Weise scheint aber bey Hn. W. daher zu rühren, daß er das Ungenügende der älteren Eintheilung, wir wollen genauer damit sagen, das Willkürliche und Unlogische derselben einfah. Sollte dies der Grund der Neuerung gewesen seyn, so verdiente wenigstens das Gefühl der Unzulänglichkeit der alten Eintheilung Anerkennung und Lob: aber wir sehen uns nur durch des Vfs. Verfahren um keinen Schritt weiter geführt, im Gegentheil möchten wir behaupten, daß die geringe Einheit, die die alte Methode darbot, vollends aufgelöst sey. Man wird gewiß eine gründlichere Uebersicht z. B. in das Knochen-system erlangen, wenn alle hieher gehörigen Theile nach einander abgehandelt werden, und wenn man sieht, wie sich die ver-

schiedenen Gebilde aus einem allgemeinen Grundtypus entwickeln, als wenn der Brustkasten bey den Respirationsorganen, die Kiefer und ein Theil der Antlitzknochen bey dem Verdauungssystem, die übrigen Schädelknochen aber und die Wirbelsäule bey dem Nervensysteme behandelt werden.

Ganz richtig ist Hr. W's. Ansicht, daß das Physiologische durchaus in der vergleichenden Anatomie berücksichtigt werden müsse; das geschieht ja aber auch in den meisten Handbüchern über menschliche Anatomie sowohl, als über die vergleichende. Aber dieser Zweck würde noch in einem weit höheren Grade erreicht werden, wenn man in die ganze Anatomie etwas mehr wissenschaftlichen Geist, d. h. einen stetig und nothwendig fortschreitenden Gedankengang brächte, den man zur Zeit noch ganz vermisst. So ist es seit alten Zeiten gebräuchlich, erst die Knochenlehre, dann die Bänder- und Muskel-Lehre vorzutragen, nun kömmt man mit einem Male zum Gefäßsystem, springt dann zum Nervensystem und den Sinnesorganen über, und kommt nun wieder zum Respirationsystem, das in so inniger Beziehung zum Gefäßsystem steht, und schließt endlich mit den Geschlechtstheilen. Würde, fragt man hier mit Recht, es nicht viel naturgemäßer seyn, zuerst die sogenannten Vegetation-Gebilde, als die Verdauungs-, Circulations-, Respirations- und Zeugungs-Organen, diese Vertreter der individuellen Reproduction und der Gattung, vorzutragen, diesen dann das Bewegungssystem mit den Abtheilungen der Muskel-, Bänder- und Knochen-Lehre folgen zu lassen, und endlich mit der Seele des ganzen thierischen Organismus, mit dem Nervensysteme und den Sinnesorganen, zu schließen? Das wäre ein physiologischer Weg, denn er zeigte ganz klar den natürlichen Entwicklungsgang des Thieres überhaupt.

Will aber Hr. W. seinen Gegenstand physiologisch fassen, warum verfolgt er denn die einzelnen Organe vom Menschen abwärts, und nicht auf genetischem Wege von den niedrigsten Gebilden nach dem Menschen hin? Er rechtfertigt sein Verfahren S. 10 folgendermaßen: „Der Vf. hält diese Methode wieder für verständlicher, als die entgegengesetzte, welche von den unvollkommeneren Thieren ausgeht, und zur menschlichen Bildung aufsteigt. Diese letzte Methode muß die vergleichende Physiologie einschlagen, und sie kann dieselbe einschlagen, weil sie die Naturgeschichte der Thiere und die vergleichende Anatomie voraussetzen darf. Fängt die vergleichende Anatomie mit dem Bau der unvollkommensten Thiere an, so liegt die Vergleichung zu entfernt von demjenigen, womit nur verglichen werden kann.“ — Hierauf ist erstlich zu entgegnen, daß es ein ganz falsches, aber leider überall eingerostetes Vorurtheil ist, als sey die vergleichende Physiologie das Letzte und Höchste unter den drey erwähnten Zweigen, die Zoologie aber der Anfang, während die vergleichende Anatomie zwischen beiden ihre Stellung bekommen müßte. Die Sache ist aber geradezu umgekehrt, die vergleichende Anatomie ist das erste, sie betrachtet den thie-

rischen Körper in seinem unbedingten Zusammenhange, die vergleichende Physiologie sucht ihn in seiner lebendigen Einheit zu begreifen, und erst nachdem ich so das ganze Thier nach seinen inneren und äußeren Verhältnissen, im Leben und im Tode habe kennen lernen, kann ich die Stellung bestimmen, die es in der Thierwelt und in der Welt überhaupt einnehmen muß, und darum handelt es sich in der Zoologie; die Zoologie ist erst das wahrhaft Allgemeine, sie ist wie es im Worte und im Begriffe liegt, die Lehre vom Thiere, aber nicht wofür man die Zoologie, diese hochgestellte Wissenschaft so gern ausgiebt, die Lehre von einem Zahne, oder von einer Klaue, oder von einem Schnabel, und was man dergleichen mehr von dem Standpunkte des künstlichen Systems aus ausführen könnte. Zweytens aber ist nur die Genesis des Wissens ein wahres Wissen, und darum muß auch die vergleichende Anatomie, wenn sie anders Werth haben und wahrhaft Frucht bringen soll, den genetischen Weg einschlagen; und wenn Hr. W. meint, die Vergleichung liege hier für das, erst zur vergleichenden Anatomie herantretende Object zu fern, so mag er sich doch selbst fragen, was für Begriffe man mit Ausdrücken von Leber, Milz, Niere u. s. w. verbindet, so lange man von Anatomie nichts weiß. Wenn mir aber gesagt wird, in den niedrigsten Thieren zeigt sich z. B. am Darmcanale eine blinde Ausfackung, und diese nennt man hier aus Gründen, die man später begreifen wird, Leber, oder auch ein Analogon der Leber; höre ich weiter, daß in etwas höher stehenden Thieren diese Ausfackung an ihrer Peripherie sich wieder feinere Ausfackungen bildet, die dem Ganzen das Ansehen einer Conglomeration von mehreren Blinddärmen geben, zeigt man mir dann die aus vielen Blinddärmchen bestehende Leber eines Krebses, und höre ich endlich, daß auch die Leber der höheren Thiere sich bey der Maceration, die das sie umgebende Zellgewebe vernichtet, als viele feine Blindsäckchen kund giebt u. s. w., so werde ich jetzt erst einen deutlichen Begriff einer Leber erhalten.

Es mag bey diesem nur ganz im Allgemeinen angedeuteten Beyspiele bewenden, da es schon hinreichen wird, dem Vf. das Unzulängliche seiner Behauptung und seiner Methode darzuthun. Wir haben uns schon zu lange bey der Einleitung aufgehalten, und müssen eilen, die einzelnen Ausstellungen, die sich bey der Durchführung des Besonderen noch machen lassen, in Kürze zusammenzustellen.

Wenn auch der Vf. nicht erwähnt hätte, daß er in Paris unter Cuvier studirt habe, so würde man es doch der ganzen Behandlung problematischer Punkte sogleich ansehen. Denn als Schüler Cuvier's sucht er auch eifrig, ja heftig und bitter dessen Ansichten und Tendenzen zu vertreten, und hieraus ist die schneidende und oft sehr anmaßend klingende Polemik gegen Meckel und andere berühmte Anatomen zu erklären. Daß hiezu aber der Vf. keineswegs immer gerechten Grund hat, wollen wir nur durch ein auffallendes Beyspiel zeigen, bey welchem er sich gar nicht so sehr hätte zu ereifern brauchen, da die

Sache bekanntlich von unseren größten Anatomen und Physiologen noch nicht unbedingt entschieden ist, vielmehr die neueste allgemeinste Stimmung sich gegen die von unserem Vf. aufgestellte Behauptung erklärt. Derselbe bemerkt S. 167: „Bey allen Insecten finden sich am Darne lange, enge Blinddärme an beiden Seiten des Canals, gewöhnlich in mehrfacher, zuweilen in vielfacher Zahl. Sie senken sich gewöhnlich an derjenigen Stelle des Darms ein, wo der Magen aufhört, also an der Stelle, welche dem Duodenum höherer Thiere entspricht; zuweilen entspringen sie noch tiefer.“ Und dann S. 168: „Fast alle Anatomen, von *Malpighi* und *Swammerdam* bis in die neueste Zeit, haben sie auch als Gallengefäße, welche die Stelle der Leber vertreten, angesehen. Nur *Meckel* hat sie gegen alle Analogie als das Urin-system der Insecten gedeutet!“ Hiegegen lassen sich aber auffallende Thatfachen anführen, die des Vfs. Annahme wo nicht entkräften, doch höchst unwahrscheinlich machen. Denn diese Gefäße enthalten nach den neuesten Untersuchungen der französischen Naturforscher *Audouin* und *Chevreul* Harnsäure, was also sehr dafür spricht, diese Gebilde für Urinwerkzeuge zu nehmen, zumal beobachtet ist, daß sie während der Entwicklung der Puppe sehr stark feceruiren. Sodann ist zu bedenken, daß der sogenannte Insectenmagen mit dem Magen der höheren Thiere gar nicht zu vergleichen ist, und überhaupt von keiner Zerfällung des Darmcanals der Insecten in Schlund, Magen, Dünndarm und Dickdarm, vielweniger in Duodenum u. s. w. die Rede seyn kann. Denn die in dem sogenannten Magen aufgelösten Speisen dringen von hier aus in den ganzen Körper, woraus schon von selbst erhellt, daß jene Blinddärme nicht Galle enthalten können. Und so wird im Gegentheil *Meckels* Ansicht bestätigt, und werden vielmehr die kleineren Blinddärmchen an dem Magen sehr vieler Insecten, die sogenannten *vasa Malpighiana superiora*, für die Analoga der Galle bildenden Organe gehalten werden müssen.

Dergleichen Ausfälle und noch bitterere ließen sich noch mehr anführen, doch reicht das beygebrachte vollkommen hin. Wir gestehen offen, daß schneidende Polemik einen unbefangenen und unparteyischen Leser immer umstimmen, und gegen den Vf. abgeneigt machen muß. Die Wissenschaft, die es bloß mit der Sache zu thun hat, und sich um die Personen nicht kümmert, wird hiedurch gewiß nicht gefördert.

Ferner muß als ein Mangel angesehen werden, daß zwar die 4 höheren Thierclassen für den Zweck des Buchs vollständig abgehandelt sind — und dieß bot auch weniger Schwierigkeiten dar, da *Cuvier* hier den Gegenstand fast erschöpft hatte — daß sich aber die wirbellosten Thiere keineswegs einer gleichen Vergünstigung zu erfreuen gehabt haben. So müssen wir uns besonders wundern, daß der Vf. mit den neuen Forschungen in der vergleichenden Anatomie der Insectenkunde nicht recht vertraut zu seyn scheint, indem er nur die älteren Werke eines *Lyonet*, *Degur*

u. s. w. anführt, und das Hauptwerk über Insecten-anatomie, die bereits 1828 zu Paris erschienenen *Considerations générales sur l'anatomie des animaux articulés par Strauss-Durckheim*, gar nicht benutzt zu haben scheint. Hätte er aber diese so überaus reiche Fundgrube, oder auch nur *Burmeister's* Handbuch der Entomologie benutzt, so würden die betreffenden Abtheilungen viel reichhaltiger ausgefallen, und auch richtiger dargestellt worden seyn. So viel wir bemerkt haben, ist *Strauss-Durckheim* im ganzen Buche nur einmal angeführt, und noch dazu falsch gedruckt, nämlich *Turkheim*; auch ist das Buch an dieser Stelle (S. 303) selbst nicht citirt, sondern die Notiz scheint anders woher entlehnt zu seyn.

Was von den Gliederthieren gilt, findet noch mehr auf die niedrigsten thierischen Formen seine Anwendung. Denn über Infusorien und Polypen findet man fast nirgends die genügende Auskunft, die doch die Wissenschaft durch *Ehrenberg's* sorgfältige und mühsame Untersuchungen bereits gewonnen hat. Hiezu kommt noch, daß der Vf. den mikroskopischen Untersuchungen überhaupt nicht recht geneigt ist, und ihnen kein rechtes Zutrauen schenken mag, wie sich das namentlich beym Blutkreislauf der Insecten und an vielen anderen Orten auffallend herausstellt. Freylich ist mit der Scheere und dem anatomischen Messer nicht zu operiren, zum Glück aber stehen unsere Mikroskope jetzt auf dem Standpuncte, daß wir, die größten Feinheiten etwa abgerechnet, und nicht einen Beobachter vorausgesetzt, dem die optischen Gesetze und Täuschungen unbekannt geblieben sind, uns mit Zuversicht auf sie verlassen können. Wollen wir ihnen nicht trauen, so müssen wir die unendlich reichen Resultate, welche die neueste Zeit in der menschlichen Anatomie sowohl, als in der vergleichenden gewonnen hat, ebenfalls umstoßen, und die Physiologie selbst müßte wieder auf den Standpunct zurückschreiten, auf dem sie sich etwa zu *Haller's* Zeiten befand.

So heißt es S. 302: „Bey einigen Crustaceen ist das Herz anatomisch darstellbar; bey anderen als solches zwar nicht darstellbar; aber es kündigt sich am lebenden Thiere durch eine Bewegung an.“ Was bedeutet hier anatomisch darstellbar? Etwa daß man es aus dem Körper heraus präpariren, und in Weingeist aufbewahren kann? Das möchte selbst bey den größten See-Austern nicht glücken. Daß es aber ganz schön an gar nicht zu großen Insecten, wie beym Maikäfer, darstellbar ist, hat *Strauss-Durckheim* in seinem oben erwähnten Werke sehr gut bewiesen, nur daß Hr. W. nicht damit bekannt gewesen zu seyn scheint, sonst hätte er doch gewiß etwas Näheres über die jetzt allgemein anerkannte Organisation des Herzens der Insecten mitgetheilt. Von den Klappen und den einzelnen Kammern des Rückengefäßes und über den Mechanismus der Blut-circulation u. s. w. findet man nichts erwähnt, obgleich doch die Beobachtungen des französischen Forschers von vielen Seiten her in Deutschland auf das Ge-

naueste bestätigt worden sind. Dergleichen Mängel hat die feinere vergleichende Anatomie noch gar manche in diesem Buche aufzuweisen, und man vermisst Manches, das sogar ganz gewöhnliche Handbücher schon aufgenommen haben. Gegen etwaige Vorwürfe sucht sich der Vf. z. B. so zu schützen: (vergl. S. 306): „Jedenfalls soll der Anatom nicht mehr ausagen, als was er anatomisch darstellen kann, sonst verwirft er die Gewisheit, welche die Anatomie zu liefern hat.“ Was dieses anatomisch Darstellbare sey, glauben wir hinlänglich berührt zu haben.

Zum Schlusse bemerken wir noch, das es bey dem jetzigen Standpuncte der Zoologie immer auffallend erscheinen muß, wenn man die Mollusken über die Gliederthiere stellt. Es ist schon so oft gegen diese Neuerung *Cuvier's* gesprochen worden, das es überflüssig ist, die Gründe von Neuem zu entwickeln. Selbst die Franzosen haben sich schon von der Unrichtigkeit dieses Verfahrens überzeugt, und verlassen hierin jetzt *Cuvier*, um sich zu den Ansichten der deutschen Naturforscher zu bequemen. *Hn. W.* aber scheint noch die Pietät gegen *Cuvier* hievon abzuhalten.

Da auch die Ausstattung der Schrift alles Lob verdient, so kann dieselbe, trotz den mancherley Ausstellungen, doch dem Anfänger empfohlen werden, weil sie das im Eingange ausgesprochene Lob wohl verdient.

BERLIN, b. Burmeister und Stange: *Zur Naturgeschichte der Gattung Calandra nebst Beschreibung einer neuen Art Calandra Sommeri*, von Dr. Herrmann Burmeister, Privatdocenten u. s. w. Mit 1 Kupfertafel. 1837. 24 S. gr. 4. (1 Thlr.)

Der Vf. beginnt mit einigen Bemerkungen über die Metamorphose der Insecten, ihre verschiedene Würdigung bey Aufstellung entomologischer Systeme, und hebt die Wichtigkeit derselben hervor. Dann geht er unmittelbar zu der Verwandlung der *Calandra Sommeri* über, und beschreibt diese Art als Larve, Puppe und Käfer. — Durch Vermittelung mehrerer Freunde erhielt er diese Larve nebst dem Stamme, worin sie lebt, *Encephalartus Altensteini Lehm.*, von Herrn *Ecklon*, der sie mit aus Afrika brachte.

Bey der Larve stellt er vorerst Betrachtungen über die andere Arten an, namentlich *Oryzae* und *granaria*, dann giebt er die Beschreibung des Aeusseren, mit so schönen Abbildungen, wie man sie von seiner geschickten Hand schon gewohnt ist. Dabey findet er Gelegenheit, in einer Anmerkung Einiges über die Bedeutung der Mundtheile und die darauf gegründete Eintheilung mitzutheilen. Ebenso genau zeigt er sich in der Darlegung des inneren Baues, nicht ohne Hinweisung auf Verwandtschaftliches. In die Einzelheiten können wir hier nicht eingehen, da sie ohne die Abbildungen nicht deutlich genug beschrieben werden könnten. Der Käfer baut sich aus langen Holzfasern, die er quer legt, und wie es scheint, mit seinem Kothe vermischt, eine Puppen-

hülle. Die Puppe ist im Allgemeinen von der anderer Käfer nicht sehr verschieden, und auf dem Thorax und Hintertheilsringen mit kleinen Dornen besetzt, von denen *Hr. B.* sagt: „die eine festere hornige Beschaffenheit besitzen, und wahrscheinlich ihr zum Schutze dienen, denn der vollkommene Käfer hat sie nicht. Zum Fortstossen bey dem Oeffnen der Hülle können sie nicht behülflich seyn, da diese nur der fertige Käfer, welcher seine Hülle schon drinnen abgestreift hat, verläßt, nicht die Puppe sich einen Durchgang bahnt.“ — Da wir nirgends bemerkt finden, das *Hr. B.* das Ausschlüpfen des Käfers selbst beobachtete, wo dann nichts zu erinnern wäre, so können wir nicht umhin, zu bemerken, das ja auch die Puppen anderer Insecten, z. B. der *Coffos*- und *Sestien*-Arten, aus ihren Gängen hervorzukriechen pflegen, eben mit Hülle solcher Spitzen. Warum sollte dies nicht auch hier der Fall seyn können?

Bevor der Vf. die eigentliche Schilderung des Käfers beginnt, giebt er erst eine Schilderung der Gattung überhaupt, von der jetzt etwa 150 Arten bekannt sind, wenn man die Sammlung *Dejeans* mit 136 Arten, die Berliner mit 118 vergleicht. Es folgt dann eine geographische Zusammenstellung der einzelnen Arten, aus der sich ergibt, das dieselben vorzugsweise in der Tropenzone einheimisch sind und auf der östlichen Halbkugel in Java, auf der westlichen in Brasilien und Surinam ihren Hauptwohnsitz haben. Dabey wäre es denn sehr willkommen gewesen, wenn der Vf. zugleich die etwa noch nicht beschriebenen Arten charakterisirt hätte. Die neue Art selbst ist folgendermassen charakterisirt: *Nigra, pronoto vitato; elytris punctato-striatis, stria secunda et tertia puncto post medium luteo fusco. Long. lin. 10.*

Es folgt nun noch ein Anhang über den *Coffus* der Alten, welchen *Keserstein* in seiner Schrift über den unmittelbaren Nutzen für die Larve einer *Calandra*-Art erklärt hat, der Vf. weist aber mit schlagenden Gründen nach, das man eine bestimmte Meinung über den *Coffus* gar nicht äußern könne, derselbe vielmehr ein Collectivname für mehrere Arten von Larven seyn möge, von denen die eine oder die andere hier oder dort gegessen wurde; auch über den *Curculio* und *Kis* der Alten bringt der Vf. bey dieser Gelegenheit einige Erörterungen bey.

Die sehr schön ausgeführte Kupfertafel, auf welcher der Käfer colorirt ist, stellt Larve und Puppe in Umrissen, sowie das Anatomische und einzelne Theile vergrößert dar.

Druck und Papier sind sehr gut, aber was soll werden, wenn alle Insecten solche Monographien bekommen, welche einen Thaler kosten? Mit dieser scherzhaften Frage soll jedoch nicht gesagt seyn, das wir vom *Hn. B.* keine Arbeiten von der Art mehr wünschten, sondern wir meinen nur, es sey besser, dergleichen in allgemeine Schriften, und jetzt namentlich in das vortreffliche Archiv von *Wiegmann*, zu liefern, wo man sie am Ende doch wohlfeiler bekommt, und sie selbst auch allgemeiner werden.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

F E B R U A R 1 8 3 9.

## AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

- 1) OLDENBURG in der Schulzeschen Buchhandlung: *Zweytes französisches Lese- und Uebungs-Buch für Kinder, mit unterlegtem Text des zweyten Bändchens von Gaultier's Lectures graduées, nebst einer auf französisch abgefaßten Formenlehre der französischen Sprache als Anhang von C. 1838. 232 S. gr. 8. (21 gr.)*
- 2) MEISSEN, b. Goedsche: *Erster Lehrmeister in der französischen Sprache.* Eine leicht faßliche Anweisung, die ersten Elemente dieser Sprache in kurzer Zeit zu erlernen. Zum Gebrauche für Bürger- und Privat-Schulen. Bearbeitet von W. Adolph Müller, Cantor an der Stadtkirche und Oberlehrer an der Bürgerschule zu Borna bey Leipzig. 1838. 78 S. 8. (4 gr.)

Der Vf. von No. 1 hat sich einen vierfachen Zweck vorgesetzt. Erstens soll seine Schrift als Lesebuch dienen, oder zum Uebersetzen aus dem Französischen ins Deutsche; zweytens zur Composition, oder zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische; drittens zu Gedächtnisübungen, und viertens, im Anhang, den Schüler mit den grammatischen Formen und Redensarten bekannt zu machen.

Die Wahl des Stoffes für das Lesebuch (*Gaultier's Lectures graduées*) finden wir zweckmäßig, indem nicht nur die Einfachheit des Ausdruckes, sondern auch die behandelten Gegenstände dem Alter entsprechen, für welches dasselbe bestimmt ist. Der Vf. sucht Exposition und Composition dadurch mit einander zu verbinden, daß er die Sätze, welche am leichtesten ins Französische überetzt werden können, deutsch giebt, die schwereren französisch, um ins Deutsche überetzt zu werden, und die, welche für beide Sprachen größere Schwierigkeiten darbieten, französisch und deutsch. Diese Letzten hat er zugleich zu Gedächtnisübungen bestimmt; er will, daß der Schüler sie zuerst ganz wörtlich ins Deutsche überetze, und hernach nach der freyeren Uebersetzung auswendig lerne. Um die Uebersetzung in die eine und die andere Sprache zu erleichtern, und die Schüler in den Stand zu setzen, auch selbst schriftlich zu überetzen, sind unter jedem Stücke die Wörter und auch ganze Phrasen gegeben. Eine etwas sonderbare Idee scheint uns zu seyn, daß der Vf. den Anhang, welcher die Formenlehre enthält, französisch geschrieben hat, indem es schwierig genug ist, dem Kindesalter die Regeln einer fremden

J. A. L. Z. 1839. *Erster Band.*

Sprache in seiner Muttersprache recht verständlich zu machen; und hier hat der Schüler noch mit dem Idiom der fremden Sprache zu kämpfen. Zwar hat der Vf. dadurch zu helfen gemeint, daß er den Stellen, welche Schwierigkeiten darbieten könnten, den deutschen Ausdruck (keine Erklärungen, *explications*, wie er in seiner französisch geschriebenen Anrede an seine jungen Leser sagt) in Parenthese beysetzte. Aber das hilft wenig oder nichts. Dadurch, daß der Schüler genöthiget ist, den Ausdruck zuerst in seine Muttersprache zu übersetzen, und dann den Begriff des Gesagten aufzufassen, wird seine Verstandesthätigkeit nothwendig durch diese doppelte Function mehr oder weniger gelähmt. Noch sonderbarer scheint es uns, wenn der Vf., um zu erklären, warum er diese kleine Grammatik französisch geschrieben habe, sagt: „*Mon but direct était de vous fournir de nouveaux moyens de vous exercer à parler français.*“ Die grammatische Nomenclatur ist nicht sehr geeignet, sich im Französischsprechen zu üben.

Was nun die im Anhange enthaltene Formenlehre betrifft, so finden wir Folgendes zu bemerken. Daß der Vf. nur einen einzigen Artikel in der französischen Sprache annimmt, nämlich den bestimmten, und aus demselben den unbestimmten und den Theilungsartikel entwickelt, können wir, der Vereinfachung halber, besonders dem hier vorausgesetzten Alter gegenüber, nur billigen. Ob aber die Art dieser Entwicklung sehr verständlich sey, ist eine andere Frage. Der Vf. geht von dem bestimmten Artikel auf den unbestimmten und Theilungs-Artikel über, indem er sagt: „*Quand on parle d'une manière générale d'une partie indéterminée, d'un tout ou de plusieurs objets semblables, sans les désigner plus particulièrement, il faut en français mettre de devant cet article (de le fait du; de les fait des). En allemand on se contente de retrancher l'article.*“ Nichts scheint natürlicher, als daß der Lernende, der die Declination des bestimmten Artikels vor sich hat, so schließt: *nom. le pain*, das Brod, also Brod, *de le pain*, welches in *du pain* zusammengezogen wird; *Gén. du pain*, des Brodes, also Brodes, *de du pain* u. s. w. S. 133 wird gesagt: „*Dans les cas où l'on traduit l'article indéfini ein, eine, ein par un, une, s'est qu'on peut aussi les considérer comme nom de nombre. Dans les autres (!) cas ein, eine, ein se traduit par l'article le, la, les p. e. cet enfant a le menton rond*, das Kind hat ein rundes Kinn.“ Demnach würde man auch übersetzen müssen: dieser Mann hat einen langen Zopf, *cet homme*

*a la queue longue.* Der Vf. hätte ohne Zweifel besser daran gethan, wenn er in diesen *rudimens de la langue française*, wie er sie heisst, die *autres cas* weggelassen hätte. S. 142 steht bey dem *Comparatif de supériorité: meilleur (au lieu de: plus bon), pire (au lieu de: plus mauvais)*: somit muss man schliessen, dass *mauvais* eben so wenig als *bon* eine andere Form des Comparativ habe. Bey den persönlichen Fürwörtern (S. 143) vermiffen wir sehr die Bestimmung der Stelle, welche sie im Satze einnehmen. Zwar sagt der Vf., dass der Dativ und Accusativ desselben immer vor dem Zeitwort stehen müssen, mit Ausnahme des Imperativs, wenn dieser keine Verneinung enthalte; es wird aber nicht gesagt, wie es zu halten ist, wenn zwey persönliche Fürwörter im Dativ und Accusativ in demselben Satze stehen, noch auch, wenn in diesem Falle der Dativ in der absoluten Form stehen muss; was gerade den Schülern die grösste Schwierigkeit darbietet. Diefs hätte er mit wenigen Worten sagen, und durch einige Beyspiele erläutern können. Wie der Vf. dazu kommt, *pourvoir* als dritte regelmässige Conjugation aufzuführen, und dagegen *de voir* und *recevoir* unter die unregelmässigen zu setzen, begreifen wir nicht. Ohne Zweifel hat er nicht bedacht, dass das einfache Zeitwort *voir* ganz andere Formen hat, als *pourvoir*, wodurch letztes gar nicht geeignet ist, ein Paradigma abzugeben. In der Anordnung der unregelmässigen Zeitwörter finden wir ein Durcheinander, dessen Grund wir uns von dem Vf. erklären lassen möchten, da kaum anzunehmen ist, dass ein solches Quodlibet sich blofs zufälliger Weise gemacht habe. Bey *hair* (S. 192) wird gesagt: *Ce verbe a tous les tems, excepté la seconde personne de l'impératif; le défini est peu usité.* Girault Duviour setzt in seiner *Grammaire des Grammaires* die zweyte Person des Imperativs von *hair*, sowie das *Défini*; sagt jedoch: *Ce verbe ne se dit guère à la seconde personne du singulier de l'impératif, ni au présent défini, ni à l'imparfait du subjonctif.* Er sagt damit, dass diese Formen nicht sehr gebräuchlich seyen, schliesst aber weder die eine, noch die andere Form aus, wie der Vf. die der zweyten Person des Imperativs. Auch führt das *Dictionnaire* der französischen Akademie selbst die Phrase an: *hais le vice, si tu veux vivre heureux.* Ueberdies gehören solche grammatische Spitzfindigkeiten in keine *rudimens*. Nothwendiger wäre es gewesen, dass bey dem Präsens des Indicativs von *hair*, wo gesagt wird, man solle je *hè* u. dgl. aussprechen, auch wenn die Mehrzahl angeführt worden wäre, damit der Schüler nicht meine, er müsse ebenfalls aussprechen *nous hèsons etc.*

So sehr wir nun das Lese- und Uebungs-Buch empfehlen zu dürfen glauben, so wenig können wir die Formenlehre loben. Der Druck auf sehr gutem Papier ist deutlich, correct, und sehr angenehm in das Auge fallend, welche Eigenschaften besonders bey einem Lehrbuch für Kinder lobenswerth sind.

Der Vf. von No. 2 sagt im Vorwort, er sey zu

Bearbeitung eines Ersten Lehrmeisters in der französischen Sprache, „ungeachtet er sich in keiner Art unter die Sprachmeister zählen wolle und könne, dadurch veranlasst worden, dass sein Erster Lehrmeister im Clavier- oder Fortepiano-Spiel so beyfällig aufgenommen worden, ob er gleich in der Musik in keiner Hinsicht auf den Namen eines grossen Virtuosen und Componisten Anspruch mache, und wünscht nichts mehr, als dass nach diesem seinem Lehrmeister sich eben so viele fleissige Schüler den Weg zu einem gründlichen Studium der französischen Sprache bahnen möchten, als nach seinem Pianofortelehrer den Grund zu einem schnellen und angenehmen Clavierpiel gelegt haben.“ Wir müssen beynahe zweifeln, dass dieser fromme Wunsch des Hn. Cantors in Erfüllung gehen werde; wenigstens kann der Grund zu einem schnellen und angenehmen Sprechen des Französischen nicht gelegt werden, wenn er angiebt, *ils* werde wie *fies* ausgesprochen, *un* wie *öng*, *continuation* wie *congntinuaßong*; *singulier* wie *junggülieh*, das *p* und *t* wie *pek* und *the* recht scharf (!). Auch ist die veraltete Schreibart *oi* statt *ai* beybehalten. Die kleinen Sätze, welche er dem Schüler vorlegt, wie z. B. *mon père est ton fils, et sa fille est votre soeur*, verrathen nicht viel Geist. S. 6 wird gesagt: Wenn sich (*sic*) ein Hauptwort mit einem Vokale oder mit einem *h* anfängt, so setzt der Franzose blofs ein *l'*. Der Vf. scheint nicht zu wissen, dass diess vor dem behauchten *h* nicht geschieht. S. 24 steht: Veränderung des unbestimmten Artikels. *Déclinaison de l'article indéfini*; worauf Eigennamen declinirt folgen: *Louis, de Louis, Berlin, de Berlin etc.* Unter Veränderung scheint also der Vf. die Declination (Umendung) zu verstehen, wovon hier vollends nicht die Rede seyn kann, da bey Eigennamen gar kein Artikel, sondern blofs die Präposition steht. Eines noch sonderbareren Ausdrucks bedient sich der Vf. S. 36. Nachdem er die Vergleichungsstufen angegeben hat, setzt er *d*) Abweichungen, *Dérivations*, und führt dann die Steigerung von *bon, mauvais, petit* an. Unter Abweichungen versteht er hier ohne Zweifel die von der gewöhnlichen Form den Vergleichungsstufen abweichende Form dieser Beywörter. Wie kann er aber diess *Dérivations* heissen? Wollte er vielleicht *Déviations* sagen? So wenig diess ein grammatischer Ausdruck ist, so gäbe er doch einen Sinn. Es scheint, der Vf. sey in der französischen Etymologie nicht sehr stark. S. 61 steht: *d*). Einige Zeitwörter, welche von der gewöhnlichen Form abweichen: *appeler, jeter, acheter, vider, aller.* Diefs sind also nach dem Vf. unregelmässige Zeitwörter. Zu diesen gehört nun zwar *aller*; *appeler, je'er* und *acheter* sind aber regelmässig. Vielleicht versteht der Vf. unter der Abweichung von der gewöhnlichen Form, dass *appeler* und *jeter* vor einem stummen *e* sein *s* und *t* verdoppelt, und das *e* in *acheter* einen *Gravis* erhält, wie aber vollends *aider* dazu kommt, ist durchaus nicht einzufehen.

Ungeachtet nun der Vf. sein Werk durch die

Zueignung unter den Schutz der Kirche gestellt hat, können wir dasselbe durchaus nicht loben, und schließen mit dem Motto: *ne futor ultra crepidam!*

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Triglote oder Kaufmännisches Wörterbuch in drey Sprachen, enthaltend die technischen Ausdrücke des Handels, der Manufacturen, der Schifffahrt und der Rechte*, von Dr. J. G. Flügel. Erster Theil *Deutsch-Englisch-Französisch*. 1836. VI u. 270 S. Zweyter Theil *Englisch-Franz.-Deutsch*. 1838. VI u. 802 S. (Beide Theile 3 Thlr.)

Wir begrüßen hier wiederum eine recht fleißige Arbeit des um die Verbreitung einer besseren Kenntniß der englischen Sprache sehr verdienten Dr. Flügel, der Einer von den Wenigen ist, welche eine tüchtige Virtuosität mit einer genauen Kenntniß des praktischen Bedarfs verbinden. Ein Werk, wie das vorliegende, muß jedem Geschäftsmann, nicht bloß dem Kaufmanne, willkommen erscheinen, theils um vorkommenden Falles die fremden Sprachen zu verstehen, theils um die rechten Ausdrücke, die man nur aus langer Uebung wissen kann, zu wählen. Ob es allen Ansprüchen sogleich genügen werde, wird man erst durch längere Erfahrung beurtheilen können; denn es ist ungemein schwierig, bey einem so unbestimmten Thema die Grenzen zu finden. Aber was wir hier erhalten, ist jedenfalls gut, und eine schöne Grundlage zu künftigen größeren Leistungen. Die Einrichtung ist sehr einfach; der erste Theil giebt das *Deutsche* alphabetisch, der zweyte das *Englische* (der dritte wird das *Französische* voranstellen), die beiden anderen Sprachen in geschiedenen Columnen daneben. Im Allgemeinen setzt das Werk die *Bedeutung* der Wörter theils ganz und gar als bekannt voraus, theils sucht es dieselbe durch kleine Anmerkungen und Winke in Erinnerung zu bringen; dies ist besonders recht sorgfältig da geschehen, wo ein Wort in verschiedenen Bedeutungen üblich ist, z. B. *Abgang* der Post, oder = Einbuße, = Verringerung des Betrags, = Verlust; *ausführen*, ein Unternehmen oder Hinausführen; *bezahlen*, besonders eine Schuld erledigen, honoriren, belohnen; und dann mit manchen Schattirungen; ebenso *beziehen*, *Einschluss* u. s. f.

Dass nicht Alles vollständig nachgewiesen ist, wird man wohl aus dem Umfange des Buches erwarten; wir erlauben uns, auf einzelne Lücken aufmerksam zu machen, die wir in *A* finden: *Abgezogenes* (abgeachtetes Gewicht) *adjusted or standard weight*. Hier wäre *gaudged* beizufügen *Abladen: to unload, to discharge* fr. *décharger, délester*; sonst auch *to deliver* und *livrer*. — *Abrechnen*, fr. auch *fermer un compte*. — *Ab schlagen* im Preise; engl. auch *to diminish, to decline*. — *Absetzen* (Münzen); fr. auch *devaluer*. — *Abstoßen*, engl. auch *to launch into sea*. *Accord*, engl. auch *convention, contract*; fr. *accord, convention*. — *Accordiren*, fr. auch *faire atermoyement* oder *un accommodement*. — *Al in-*

*grosso — en gros, wholesale*, konnte sehr wohl angeführt werden, so gut wie *al numero, al peso* u. a. — Ebenso *assiento* u. a.

Es leidet keinen Zweifel, daß auch weiterhin und in den übrigen Buchstaben hie und da noch Manches hinzugefügt werden könnte. Doch läßt sich darüber nicht rechten, da der Vf. augenscheinlich die wichtigsten Hilfsmittel selbst verglichen hat, und seine Gründe weiß, weshalb er nicht Alles aufgenommen, was vielleicht ein Anderer gut heißen möchte.

Ein anderer Punct erscheint uns wichtiger, nämlich ob es nicht zweckmäßig gewesen wäre, verschiedene Termen geradezu deutlich, obwohl in aller Kürze zu erklären, indem bisweilen alle drey Sprachen sich so unbestimmt ausdrücken, daß man mit der Anwendung des Ausdruckes im Einzelnen schon sehr vertraut seyn muß, um nicht in der Bedeutung fehlzugreifen. Es würde dies vielleicht dem ersten Theile etwas Raum gekostet haben, aber ohne Zweifel würde dadurch das Werk an Interesse gewinnen. Und vielleicht eignet sich dieser Punct noch zu einem Anhang wenigstens zum ersten Theile, der dessen am meisten bedarf, weil die nicht allgemein verständlichen Ausdrücke auch meist aus den andern Sprachen entlehnt sind, wo sie, wie der zweyte Theil beweist, schon durch die Uebersetzung oft besser begriffen werden. So z. B. wird *Abandonirung* ohne Erklärung mit *Abandonment* fr. *Abandonnement* gegeben. Dies wird der unkundige Deutsche nicht begreifen. Im englischen Theile steht aber *Abandonment, abandonnement de bien*, deutsch: *Abtretung von Hab und Gut*; da ist die Sache begreiflicher. Auch sollte mindestens verwiesen werden auf den Artikel *Cessio bonorum*, auch *Bonis cediren*. — Der Ausdruck: *Alter Stil* ist nicht Jederman in dem Sinne bekannt, in welchem er hier aufgeführt wird; er bedarf in allen Sprachen einer Erläuterung. Dasselbe gilt von *Annuitäten; As*; u. s. w. — Hie und da hat der Vf. es selbst für nöthig gefunden, wie z. B. in *Beweisen ein Alibi*, welches wir übrigens weit eher unter der Rubrik *A in Alibi* als in *B* unter *Beweisen* gesucht hätten, wie es im Englischen auch im *A* richtig steht. — Hin und wieder schwankt auch der Terminus. Z. B. *Alienate* wird übersetzt: *Veräußern*; im deutschen Theile aber ist *dieses* mit *Verkaufen* gleichgestellt, wo *to alienate* natürlich nicht zu finden. Im Deutschen steht, bey *Allegiren* (anführen) fr. nur *alleguer*; im Englischen steht dabey noch *fournir produire (des épreuves)*. Im Deutschen bey *Cavaling*, engl. *lot* oder *allotment of goods*, franz. *lot, partie*; im engl. Theile: *Allotment* oder *Allotery*, franz. auch *lotissement*. — *Bank-Valuta* bleibt im deutschen Theile unerklärt, wird aber im englischen Theile in der deutschen Rubrik erklärt. Im Engl. steht *bay (a dam to stop water)*, franz. *jatte*, deutsch Ein *Wasserbad*. Dies steht nicht im deutschen Theile, weder unter *Wasser*, noch unter *Bade*. Unter *Caboose* steht im engl. Theile im Franz. nur eine Erklärung, im deutschen Theile finden sich *coque-*

ron, fougou. — *Cassila* fehlt im deutschen Theile, ist aber im englischen Theile in allen drey Sprachen erläutert. *Carack* im Engl. und *Karrak* im Deutschen, wo die franz. Rubrik auch *argosy* hat, sind verschieden erläutert. — Diese und ähnliche Unebenheiten wird man auch sonst noch öfters finden; wir haben nur Einzelnes aufgeschlagen.

Desen ungeachtet halten wir das Werk doch für sehr brauchbar, und können es mit gutem Gewissen empfehlen. Die Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig. Eine sehr lobenswerthe Zugabe ist der Anhang zu jedem Bande, welcher die üblichen Abbriviaturen entziffert.

Z. Z.

### GRIECHISCHE LITERATUR.

- 1) STUTTGART, in der Metzler'schen Buchhandlung: *Flavius Philostratus, des Aelteren, Werke*, übersetzt von Hofr. Friedrich Jacobs zu Gotha. I Bändchen. *Heldengeschichten*. 1828. 973 S. II Bändchen. *Philostratus Leben des Apollonius von Tyana*, 1 u. 2 Buch. 1829. 288 S. III Bändchen. 3 u. 4 Buch. 1830. 289—411 S. IV Bändchen 5 u. 6 Buch. 1831. 412—560 S. V Bändchen 7 u. 8 Buch 561—706 S. 12. (20 gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Flav. Philostratus, des Aelteren und des Jüngeren, und Kallistratus Werke*, übersetzt von A. J. Lindau und G. J. Bekker. — *Philostratus, des Aelteren und des Jüngeren, Gemälde. Kallistratus Standbilder*. Uebersetzt von A. F. Lindau, Prof. u. Conractor am königl. Preuss. Gymnasium zu Oels in Schlesiens. I Bändchen. 1832. 713—846 S., II Bändchen. 1833. 847—973 S. III Bändchen. 974—1089. 12. (12 gr.)

3) Ebendasselbst: *Heliodors zehn Bücher Aethiopischer Geschichten*. Aus dem Griechischen übersetzt von Friedrich Jacobs. I. II. III. Bändchen. 1837. 441 S. 12. (12 gr.)

4) Ebendasselbst: *Parthenius des Nicaeers Liebesgeschichten. Antonius Liberalis Verwandlungen*. Uebersetzt von Friedr. Jacobs. 1837. 143 S. 12. (4 gr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1828. No. 155.]

Auch diese Uebersetzungen machen integrirende Theile der sehr verdienstlichen, im Metzler'schen Verlage erscheinenden Uebersetzer-Bibliothek aus, deren schon mehrmals rühmliche Erwähnung in diesen Blättern geschehen ist. Wir freuen uns über den glücklichen Fortgang dieses Unternehmens, der aber auch leicht erklärbar wird, da Männer, wie die oben genannten, an demselben Antheil nehmen, welche allerdings im Stande sind, schwächere Seiten mancher anderer Uebersetzer zu bedecken. Sehr zweckmäsig ist von jedem Autor eine vorbereitende Einleitung vorausgeschickt, in welcher nicht bloß von den Lebensumständen und dem Plane seines Werkes gehandelt, sondern auch sein schriftstellerisches Verdienst gewürdigt wird. In solcher kurzen, aber treffenden, Charakteristik ist Jacobs besonders Meister. Der Uebersetzung sind, wo es nöthig schien, kurze Anmerkungen untergesetzt, zum Behuf der Dilettanten; doch hat Lindau auch kritische mitgetheilt, welche ein künftiger Herausgeber der von ihm übersetzten Autoren nicht übersehen wird. Die Richtigkeit und Angemessenheit der Uebersetzungen in Bezug auf das griechische Original darf man bey solchen, mit beiden Sprachen vertrauten Männern von selbst voraussetzen.

M. P.

### KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Brockhaus: *Ideal und Wirklichkeit*. Von Adolphine. 1838. 287 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Begegnet auch nicht der nach dem Glück weit umher Reisende demselben vor der Thüre des schlafenden Freundes, so trifft doch der mit sich Zerfallene nach langen Kreuz- und Quer-Zügen nach dem Ideal die Zufriedenheit innerhalb der Mauern des Freundes, dem sein Glück zwar nicht im Schlafe kam, der aber ohne Kämpfe ins Blaue hinein, ohne vergebliches Jagen nach einer unerreichbaren Idee, sich eine schöne Wirklichkeit gründete. Der idealistisch Gesinnte ist zweymal nahe an der Erfüllung seiner Träume. Sie kamen aus einer krankhaften Phantasie, und so ist das Mädchen, das ihm sein Gebild verwirklicht, kaum noch der Sinnenwelt angehörend. Die übermächtige Seele, die sich in der Verbannung,

fühlt, zerprengt bald die zarte Hülle, eine zweyte, seelenvollere Mignon, entfaltet sie die Schwingen zum Fluge in ihr wahres Vaterland. — Die zweyte Geliebte ist körperlicher geartet, aber sie misachtet den Schwärmer, der zu absichtlich, zu bewußt in seinen Anforderungen ist. — Endlich findet er Ruhe im Besitz der Tochter seines Freundes.

An diesen einfachen Plan knüpfen sich sinnige Betrachtungen an, die von einem klaren denkenden Geiste, dem tiefen und zarten Gefühl der Schreiberin, einen vortheilhaften Begriff geben. Ein so hochgestelltes Talent hätte es jedoch vermeiden sollen, sich mit den Autoren der Leihbibliotheken auf gleiche Stufe zu stellen.

n.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

F E B R U A R 1 8 3 9 .

## SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Zwölf Nächte.*  
Roman in sechs Büchern von *W. Alexis.* 1r Bd.  
390 S. 2r Bd. 342 S. 3r Bd. 377 S. 1838. 8.

Der zu dem Personale dieses Romans gehörende Rittmeister, Graf Eichenhorst, versichert (Bd. II. S. 69) einer von ihm besonders geschätzten Dame, daß er ihr zu Liebe zwingen wolle, einen *dreybändigen* Roman durchzulesen, den Ausruf hinzufügend: „*Weiß Gott, das ist viel!*“ Ehrlich gestanden, obschon wir uns an dem hervorragenden Dichtertalente des Vfs. seit feinem vor einer Reihe von Jahren bereits erschienenen „*Walladmor*“ und gar mancher der diesem gefolgtten Novellen desselben wahrhaft erfreut hatten, wandelte uns doch beym Anschauen der drey, zusammen über 1100 Seiten enthaltenden, Bände derselbe Ausruf unwillkürlich an. Die Andacht, mit welcher die noch weit mehr Bände füllenden, an sich vortrefflichen, doch nunmehr ganz veralteten, Romane: *Clarisse* und *Grandison*, zu ihrer Zeit, auch in Deutschland, vom Anfange bis zu Ende durchstudirt worden seyn mögen, war späterhin einer weit geringeren Bändezahl nicht mehr gewachsen, auch wenn der äußere Umfang des Werkes eine ungewöhnliche Lebendigkeit des Geistes im Inneren zur Empfehlung mitbrachte. Aber bey dem, wo nicht immer *Vor-*, doch gewiß rastlosen *Fortschreiten* in unsern Tagen, dürften in der Regel *zwey* Bände für das *Non plus ultra* eines Romans gelten können. Denn der Drang, nicht auf Einer Stelle zu verweilen, ergreift in der allgemeinen Bewegung jeden unwiderstehlich mit. Ein Glück, daß *W. Alexis* im Bewusstseyn seiner Kraft diese Grenze doch überspringen zu müssen glaubte. Ausserdem würden wir ein treffliches Werk weniger besitzen. Seit *Wilhelm Meisters Lehrjahre* ist vielleicht kein Roman ähnlicher Art von einer Bedeutung erschienen, wie 1835 die *Epigonen* von *Immermann*. *Goethe* hatte in den *Lehrjahren* das ganze damalige Leben, hauptsächlich der höheren Stände, in seinem so einfachen und doch so gedankenreichen, klaren, durchsichtigen Stile reizvoll vor uns ausgelegt. Aber das vornehme Leben hatte seitdem Vieles von seinem Zauber und den größten Theil seiner Bequemlichkeit eingebüßt. Schon lange zuvor war von den Rechten der Menschheit und einer Gleichheit derselben die Rede gewesen. *Jean Jaques Rousseau* hatte seine Ideen von einem *Gesellschaftsvertrage* mit den Worten angefangen: *L'homme est né libre, et partout il est dans les fers!* Die Worte klangen auch, nebst vielen mit ihnen verwandten, die *J. A. L. Z.* 1839. *Erster Band.*

sonst noch verlautet waren, eine ziemliche Zeit in den Gemüthern nach. Doch verhalten sie wieder, um, gleich aufbewahrten Samenkörnern, sich in ihre todten Buchstaben zurückzuziehen. Da trat plötzlich das völlige Stocken einer der größten europäischen Staatsmaschinen ein. Alles lief zusammen, um sie wieder in Gang zu bringen. Immer heftiger schrie man, hauptsächlich nach Brod. Die, denen es mangelte, schienen zum ersten Male zu entdecken, daß Andere dessen zu viel hätten. Ungestüm foderten sie die Abänderung dieses Mißverhältnisses. Immer stärker wurde das wüste Geschrey. Allenthalben erschollen durch einander die Laute: *Vernunft, Freyheit, Menschenrechte.* Der Sturm derer, welche sie im Munde führten, auf die altersgrauen Mauern der Pariser Bastille hatte mit diesen hohen Worten so wenig gemein, als die Wildheit ihres Klages. Er war reine Brutalität. Nach dem bewirkten Niederreißen der alten Veste glichen die meisten der dazu Mitwirkenden den Mondwandlern, welche, erwacht, nicht wissen, was sie im Traume gewollt und gethan haben. Gleichwohl war es dieses brutale Ereigniß, das den erwähnten Worten eine bis dahin kaum geahnete, gebietende Stellung und besonders auch den darauf Bezug habenden Winken des unsterblichen *Jean Jaques* ein Gewicht verlieh, das, wären die menschlichen Leidenschaften nicht grausam und blutgierig dazwischen gesprungen, die heilsamsten Folgen schon damals hätte herbeyführen können. So aber wirkte der Geist des zügellosen Tanzes auf dem freyen Platze, dem das alte Gefängniß, die Bastille, hatte weichen müssen, noch immer, wie ein Tarantelstich fort, dessen Wunde im jetzigen Jahrzehent wieder einen neuen Aufbruch erlitt.

Und von diesem letzten Zeitpunkte eben datirt sich besonders die ungemaine Veränderung des gesellschaftlichen Zustandes unseres ganzen Welttheils und der Civilisation überhaupt. Wie *Goethe* im *Meister* seine, nunmehr ganz verschwundene, *damalige* Zeit in ihr eigenthümliches Licht gestellt, so *Immermann* die *gegenwärtige* in dessen *Epigonen*.

Ueberaus würdig schliessen sich diesen die „*Zwölf Nächte*“ unferes Vfs. an, welche ebenfalls die Eigenthümlichkeit der neuesten socialen Verhältnisse zum Gegenstande haben. Wenn an *Immermann's* Werke eine umfanglichere und poetischere Auffassung, eine größere Mannichfaltigkeit der Beziehungen und eine Verlegung der Scene in die *höheren Räume* der Gesellschaft wahrzunehmen ist, so hat doch *W. Alexis* sich dem engeren, mehr dem in seine Würde eingesetzten *Bürgerthume* angehörigen Kreise, auf den er sich zunächst beschränkte, die grösste, geistvollste

Sorgfalt in Anlage und Ausmalung der Personen und Situationen gewidmet. Die verwickeltesten Gestalten und Erscheinungen des modernen Zustandes führt er uns mit einer seltenen Klarheit und Nettigkeit vor Augen. Zugleich begegnen wir allenthalben trefflichen Fingerzeigen auf das mehr als jemals Nothwendige einer *wahrhaft praktischen* Hand zur Regulirung der mannichfach erschütterten Lebensverhältnisse, die auf dem Wege des bloßen Mechanismus überhaupt weniger als sonst gedeihen möchten.

Schon vor einigen Jahren ist ein Roman verwandten Inhalts aus *Alexis Feder* hervorgegangen: „*Das Haus Diesterweg*.“ Die Handlung darin hatte großes Verdienst. Zustände und Charaktere tragen das Gepräge der Forschung und grossentheils der Wahrheit, aber im Ganzen, wie im Einzelnen überbietet diesen Roman der vorliegende außerordentlich. Das Haus Diesterweg wurde durch die überall hervorschiessende Zerrissenheit im inneren, socialen Haushalte zum Theil etwas unbehaglich. Der Vf. schien seinem Mißmuthen zu viel Raum zu vergönnen, und nicht genug auf das Veröhnende mit dem geschilderten Thun und Treiben hinzudeuten. Den „Zwölf Nächten“ hat offenbar ein von dem dargestellten Zwiespalt minder befangener Geist vorgestanden. Im Hause Diesterweg glaubt man beynahe die Vorstudien zu ihnen zu sehen. Die von Weihnachten bis zum Feste der Erscheinung Christi gehenden Nächte bilden den Rahmen des neuen Buches.

In diesem kurzen Zeitraume spiegelt sich die ganze Gegenwart, oder vielmehr der Kreis derselben, in den treffendsten, eigenthümlichsten Farben ab. Vorzüglich handelt es sich um ein altes, dem Einsturze wirklich unterliegendes, Haus und um die Aufführung eines neuen, wohllicheren. Der Architekt des Letzten muß einem anderen weichen, der sich anheischig macht, das noch zu wenig vorgeschrittene neue Gebäude in jenem kurzen Zeitraume gewiss zu vollenden. Aller Ehre werth ist die Gesinnung des jugendlichen *Werner*, der an die Stelle des entlassenen Baumeisters getreten, übrigens das Werk mit einer so anziehenden, als unerfreulichen, Scene eröffnet. Seinen ganzen Lebenszweck für verfehlt achtend, sitzt er nämlich am kerzen- und jubelvollen Christabende einsam da, mit dem Vorhaben, sich tod zu schiessen. Es erfolgt jedoch eine Störung desselben, welche zugleich Veranlassung wird, daß er, als der neu angenommene Architekt, in eine andere dankbarere Stellung geräth, deren sein Ernst und seine Festigkeit im raslosen Streben der ihm übertragenen Verpflichtung Genüge zu leisten, sich vollkommen würdig erweist. Das ganze erste Kapitel zeugt von der großen Virtuosität des Vfs., durch eine auf die Folge mächtig spannende Darstellung des Lesers Aufmerksamkeit ungewöhnlich in Anspruch zu nehmen.

Voll tiefen, melancholischen Sinnes schließt der erste Band mit dem Abschiede *Werners* von dem vor ihm den Bau leitenden Meister, welcher im Begriff steht zum Auswandern nach Amerika, obschon ihm das Vergebliche dieses Entschlusses in der gewissen

Ahnung, dort ebenfalls fruchtlos zu suchen, was ihm sein Vaterland verhielt und nicht gewährte, bereits die Seele mit Gram erfüllt.

Wiewohl eine andere der vorkommenden Hauptpersonen, der *Arzt Stralheim*, welchem *Werner* die günstige Umwandlung seines Schicksals verdankt, mit der Klugheit einer Schlange nicht eben den der Taube zugeschriebenen Mangel an Falschheit verbindet, vielmehr das Gold seiner Lebensweisheit etwas stark mit unedlem Metalle legirt ist, so sinkt doch der vielgewandte, resolute, dem Leichtsinne aber allerdings zu sehr verfallene Mann, nicht bis zum Verächtlichen. Uebrigens erscheint sein Busgewand und die totale Bekehrung, durch welche er sich zuletzt der ausserdem für seine Umstände allzu würdigen Braut gegen eine Gönnerin derselben würdiger zu erweisen trachtet, mehr eine augenblickliche Anwandlung, als ein auf die Dauer gearbeiteter Zustand.

Frau *Lömlein*, die reiche Kaufmannswittwe, welcher er früher ihrer schönen Tochter wegen huldigte, ist eine jener alten, aufgeblasenen Conversationspuppen, eines der dem Fleisch und Blute des Lebens nachgeßten Papiermaché-Gesichter, ohne Gemüth, ohne Gefühl, die completteste Lüge und nur durch die frappante Wahrheit interessant, mit der sie geschildert wird. Dabey geschieht von ihr manche, durch die Ironie, welche ihr Mund unbewusst ausspricht, gar ergötzliche Aeußerung, wie bey Gelegenheit eines für sterbend geachteten Ohnmächtigen, wo sie sagt: „Man gieße ihm ein Glas Wasser über den Kopf. Wasser ist nöthiger, als ein Arzt. Ein Arzt ist ein Mensch, ein Mensch kann fehlen, Wasser ist das Element des Lebens. Seine Gesetze schwanken nie.“ Der vielgestaltige Commissionsrath, obschon in seiner Eigenthümlichkeit das vollkommene Widerspiel der erwähnten Dame, kommt ihr an Gehalt völlig gleich. Dieser steht bey ihm, wie bey ihr unter Null, es wäre denn, daß die Ränke und Schwänke, welche er vor ihr voraus hat, dem trefflich porträtirten Pflücker gutgeschrieben werden könnten, da sie doch eigentlich nichts bewirkten, als seinen vorzeitigen Untergang.

Der mit allen Flittern vornehmer Eleganz erscheinenden Dame *Lömlein* gegenüber, stellt sich, trotz deren, vermöge günstiger Vermögensverhältnisse sonst allenthalben behaupteten, arroganten Positur, die Mutter ihres Dienstmädchens, eine — *Waschfrau* in die siegreichste Opposition. Von ihr heißt es im dritten Theile, S. 276 bey Gelegenheit der in der eigenen Wohnung der Dame vorfallenden Scene: „Vor wem *Frau Martin* (die Waschfrau) so hintrat, der empfand eine unwillkürliche Achtung, wo es nicht Scheu war, vor der großen, kräftigen Gestalt, in der Alles wohl gemessen und in guten Verhältnissen war. Das Alter hatte ihren Rücken nicht gekrümmt; ihr großes Auge blickte scharf und klar vor sich, ihre Arme und Hände verriethen die Muskelkraft, die noch ungeschwächt im Körper ruhte. Auch ihre groben und einfachen Kleidungsstücke saßen so fest und gut darauf, daß eine Dame ihr die Toilettenkünste beneidet hätte. Dieser Ein-

druck war der gewöhnliche. Aber es gab Augenblicke, wo sie um einige Zoll höher wurde, wo ihre Augen von einer besondern Kraft leuchteten, und ihre innere Gesundheit in Haltung, Miene und Muskelspiel sichtlich heraustrat. So stand sie jetzt vor Madame Lömlein am Kamin. Wer sie Beide in dem Augenblicke gesehen, die eingefallene blasse Dame, verhüllt in ihre Pelze, und die alte Frau, in schlechtem Mieder, Schürze und Käppchen vor ihr, und er hätte entscheiden sollen, wer die Vornehmere sey, er hätte ohne anzustehen, die Frau Martin genannt.“

Frau Martin steht überall da, wie ein klarer, compacter, köstlicher Charakter, besonders aber als Opponentin der Lömlein und sodann eines Trunkenboldes von Leinweber, der sich des reinen lutherischen Glaubens rühmt. Das letzte Kapitel zeigt uns die wackere, gewiß von jedem Leser gern gefehene, Wäscherin, am Dreykönigsfeste im Kreise ihrer heiteren Descendenz und näherer Bekannter, ihrem so einfachen, als kerngesunden Mutterwitze zu allgemeinem Vergnügen den Zügel lassend. Recht sinnvoll schließt das Buch ein mehrmals wiederholtes *March!* mit dem sie den zuletzt noch gekommenen pietistischen Leinweber, als in das neue Haus nicht gehörend, mit kräftiger Hand aus der Thüre weist, und diese hinter ihm zuwirft.

Als offener Gegenfüßler des frisch aus dem neuesten Leben aufgegriffenen Leinwebers und überhaupt als die markvollste, solideste und ausgeführteste Gestalt tritt der Fabrikant *Muff* auf. Er ist die eigentliche Seele des Werkes, das Centrum des praktischen Verstandes, der sich in ihm gar mannichfaltig darthut. Sein Angriff einer Sache verbürgt ihr Gelingen, weil er Alles tüchtig und zeitgemäß anzugreifen weiß, und auch ohne Scheu wirklich angreift. Ein einziges Mal vergallopirt sich der sonst immer der Zeit zur Seite bleibende und mit ihr vorwärts strebende, gute Alte und zwar gerade zurück bis hinter das Jahr 1789. Es ist, wo er sich die wiederholte Anrede mit „*Er*“ von einem ganz in die Rumpelkammer des verhöllenen Philisterthums gehörenden geheimen Rathe, nicht werth ihm die Schuhriemen aufzulösen, gefallen läßt. Schon daß der geheime Rath solch eine Anrede wagt, ist ein Zeichen des vollständigen Verkennens der Zeit, in welcher der zum Prädicat eines Vaterlandsretters emporgehobene, gemeine Soldat und sogar der vom Lakeien bis zum Domestiken hinaufgeschraubte, Pedissequus dergleichen ressentiren würde. Des freundlichen Hinnehmens jener dem Standpunkte der heutigen Gebräuche zuwiderlaufenden Anrede durfte der unter dem Namen des Papa *Muff* bekannte Fabrikant nicht schuldig werden. Soupleßen dieser Art für Niederträchtigkeiten achtend, hätte er nothwendig, vermöge seiner gründlichen Studien der allerneuesten Praktik, den geheimen Rath recht derb über dieses ungeschlachte „*Er*“ zurechtweisen, und durch Einschüchterung des ganz veralteten Nachzüglers aus einer nicht mehr vorhandenen Periode seinen Zweck erreichen müssen.

Voll der schlagenden Wahrheit und mit der

kräftigsten Ironie gewürzt, ist gegen das Ende (des Romans das Jubelfest dieses geheimen Rathes ausgestattet, dem der Minister selbst, das Zeichen allerhöchster Gnade in dem Titel Excellenz überbringt, um den etwanigen bitteren Zähnen über seine für nothwendig erachtete Entfernung vom Amte einige Teinture von Freudenglanz zu verschaffen. Der nach ausgebrachtem Toast und einer Umarmung des Jubilars wieder hinwegeilende Minister drückt sein Bedauern darüber aus, daß dringende Geschäfte ihm ein längeres Verweilen in einem Kreise verweigeren, wo er sich so heimlich fühle. Auf der Treppe aber sagt er sodann, Athem schöpfend, zu dem lächelnden Assessor an seiner Seite: *Wenigstens werden wir ihn übermorgen los.*

Der scharfblickende Verstand einer auch mit seltener Herzengüte ausgestatteten *Baronesse*, deren Bekanntschaft wir erst gegen das Ende des Werkes bey dem eben erwähnten Jubelfeste machen, tritt so prachtvoll hervor, daß man sich des Wunsches kaum erwehren kann, sie möchte schon früher dagewesen seyn, um von Zeit zu Zeit auch ihre Geistesblitze mit durch die sinnreiche Dichtung leuchten zu sehen.

Einen Charakter voll Frischheit, Jugendmuth und mit einem höchst gefälligen Fonds fröhlichen Leichtsinns, der für die schwierigsten Fälle Auswege findet, bietet der sogleich im Eingange erwähnte, bey dem Regimente unter dem Namen *des tollten Heinrichs* bekannte *Rittmeister* dar. Das Drollige, höchst Originelle und dabey doch so ganz Naturgemäße in seinen Aeußerungen, z. B. im ersten Bande S. 195 ff. gegen Cäcilien, der er Anfangs den Hof macht, muß ihm alle Leser zu Freunden gewinnen. Eben so einnehmend als obige Stelle erscheint im dritten Kapitel des fünften Buches sein Zusammentreffen mit einer jungen Wittwe, der er zur Ausgleichung einiger augenblicklichen Verlegenheiten Hand und Herz anbietet, und die er auch wirklich zur Annahme zu überreden weiß.

Der Student *Anselm*, sein Vorgänger in der besondern Verehrung dieser Wittwe, legt es offenbar darauf an, sich in ihr eine Erleuchtete nach dem jüngsten Zuschnitte heranzubilden. „Die Zeit des Helldunkels, sagt er, sey vorüber, man dürfe nicht mehr schwärmen für das Unbestimmte. Die *Idee* müsse klar seyn in uns, wenn wir uns ganz ihr hingeben sollten. Dann trieben wir nicht sie, sie triebe uns.“ Er nennt die Dame eins der wenigen ausgezeichneten Wesen, die sich durch sich selbst über das Loos erheben sollen, wohin Ungerechtigkeit, Verkennung, Vorurtheile ihr ganzes Geschlecht gestossen. „Wagen Sie es, spricht er. Erwachen Sie rasch zum Bewußtseyn Ihrer Freyheit, die Ihr angeborenes Recht ist.“

So geraden Weges bereits mit ihr auf das schöne Ziel der Frauenemancipation lossteuernd, wird allerdings seine Laune, sich todtschießen zu wollen, erklärlich, wie sie, kaum daß er den Rücken gewendet, schon die Braut eines Andern geworden, mithin auf die ihr von ihm als eine Nothwendigkeit an das Herz gelegte Extradition ihrer Freyheit und ihres angeborenen Rechtes Verzicht leistete.

Das Pistol eines im Selbstmorde Begriffenen, wel-

ches uns sogleich aus den ersten Zeilen des Buches ins Auge blüzt, wandelt als eine Art von Schickfalsstück ironisch durch das ganze Werk. Aus der Hand des, im Vorhaben des Selbstmordes gestörten Werner, der nachher erkrankt, durch den Arzt in das Leben zurückgebracht worden, in des Letzten Hand gekommen, welcher später das Selbstmordsinstrument gegen die eigene Existenz zu richten versucht ist, wird es von dem ihn bedrängenden, jüdischen Gläubiger Joel ihm weggenommen, und dem so eben als Frauenemancipator ganz Verunglückten um einen Friedrichsd'or verkauft. Das Pistol hat jedoch den großen Vorzug vor anderen Schickfalsutensilien der Romane und Schauspiele, daß es dabey, wenn auch nicht allezeit ohne Blut, doch ohne Lebensverlust, abgeht. Anselm stürzt zwar durch einen Selbstschuß damit zu Boden, in dessen nur, um recht bald nachher wieder alle Zeichen eines recht munteren Daseyns von sich zu geben.

Ueberhaupt spielt die Ironie eine überaus glänzende Rolle im Ganzen. Sie und dessen Allegorisches treten mitunter gar kräftig und genussreich hervor.

Eben das und die große Abwechslung in den Situationen verleihen dem sehr ausgezeichneten Werke ein im Fortlaufe sich immer erhöhendes Interesse. Zwischendurch blickt nicht selten ein feiner ergötzlicher Humor und manche Schilderung, deren komische Kraft an Niemanden so leicht verloren gehen wird. So gewähren S. 159 ff. im dritten Bande die imposanten Philosopheme dreier berauschter Studenten, welche verirrt in dem durch zunehmendes Schneyen und das Einbrechen der Nacht immer bahnlöser gewordene Waldedickicht, über Civilisation, natürliche Freyheit, Eigenthum und das Rechtsgefühl in der Menschenbrust, sich unter empfindsamen Thränen aussprechen, ungemeines Vergnügen. Ihr wortreicher Galimathias ist eine ganz naturgetreue Abschrift des verworrenen, inneren Zustandes. Nicht minder frappant ist das hiemit im nächsten Zusammenhange stehende Genrebild in einer Dorfschenke, durch markige Zeichnung und Farbefrische mit den pikantesten alten, niederländischen Gemälden dieser Art wetteifernd.

Eine eigene Kunst der vollen Anschaulichmachung aller vorkommenden Gegenstände und Verhältnisse, ohne langweilige Expositionen oder zu umständliche Zwischenrelationen aus der Vergangenheit, thut der Vf. beynahe im ganzen Werke dar. Nur selten stößt man auf Stellen, wo er die Stoffmasse wohl besser hätte zusammenfassen können, wie z. B. in dem Gespräche (4tes Buch 7tes Kapitel) zwischen dem Arzte und dem jüdischen Gläubiger, dessen Klauen ihn festhalten. Meisterlich gedrungen hat er dagegen die etwas später nachgebrachte psychologische Charaktererläuterung am Ende desselben Buches durchgeführt. Namentlich enthält das 4te Kapitel des 5ten Buches köstliche Juwelen aus dem Munde von Papa Muff.

Mitunter sind die handelnden Personen in einem der herrschenden Gewitterluft der Zeit angemessenen, agitirten Zustande, in einem recht annehmliehen Mangel an Athem. Ein Uebermaß dieses Zustandes tritt ein während der Neujahrsfeier, bey der eingelaufenen

Nachricht von der Gefahr der Verammelten durch den drohenden Einsturz des alten Hauses.

Den freundlichsten Eindruck macht die zu Anfang des 5ten Buches stehende Beschreibung eines *chinesischen Tempels*, dessen innere und äußere Decorirung die wunderliche Laune des unbekanntem, mysteriösen Bauherrn des neuen Hauses einem alten Drechslernermeister allein überträgt. Der schon von außen sehr barock und geschmacklos aussehende sogenannte „*Tempel der Wahrheiten*“ ist im Inneren mit allerley dazu stimmenden, lächerlichen und geschmacklosen Holzfiguren und Verzierungen aufgeputzt, welche den dahin strömenden Schaulustigen gegen Einlaßgeld von einer alten, einäugigen Frau vorgezeigt, und auf eine Weise erklärt werden, die durch die Ignoranz und Stupidität der Frau recht ergötzlich ausfällt. Die satirischen Figuren handeln allerley vielbesprochene Dinge ab, z. B. Homöopathie und Allopathie, Gleichheit, Literatur, Zollsystem, Philosophie, Politik, Legitimität, Volkssouveränität u. s. w. Als eine Probe der Erläuterungen der Alten kann Folgendes dienen: „Der dort auf dem Kopfe steht, ist der Turnus. Er wollte das Volk wieder zum Volke machen; aber sie mußten sich dazu alle erst auf den Kopf stellen. Bey ihm der Janus, aber nur mit Einem Gesichte. Er hat einen langen Bart, und das Haar hängt ihm auf die Schultern, und sieht immer auf sich selbst. Weil er den Staat nicht leiden kann, geht er ohne Putz, und weil er einen polnischen Rock anhat, ist er eine altdeutsche Gottheit. — Die da ist die Freia, keine deutsche, sondern eine französische Gottheit. Sie ist eine Tochter des Götzten Manschipaz, und Sanct Simon und Sanct Georg schneiden ihr das Schleppekleid ab, alldieweil sie —“

Der Unverstand einer Denunciation dieser letzten von der Alten gegebenen Erläuterung leitet den Verstand der Polizey in so weit irre, daß sie, dem Unfuge zu steuern, einen Commissarius nach dem Tempel sendet, der denn auch die Holzpuppe der nordischen *Göttin Freia*, mag sie nun die vielverschriene gallische *Freyheit*, oder wie Andere wollen, die *freye Frau* der Simonisten vorstellen, als gute Priese und Unterpfand mit hinweg nimmt.

Die frische, blühende Sprache und eine seltene, wohl lautvolle Gediegenheit des Stils geben dem in den zwölf Nächten nebenher dargebotenen Reichthum an tiefem Gefühle, gesunden, klarem Verstande und praktischer Lebensweisheit, einen recht wohlthuenden Nachdruck, und sichern dem Vf. die besondere Aufmerksamkeit auch solcher Leser zu, welche sogar bey gut angelegten und durchgeführten Romanen ihre Rechnung nicht zu finden pflegen. Die aufbrausende Hefe in Literatur und Politik wird vielleicht sein sorgfames Festhalten an der Linie des Anstandes und der guten Sitte zu beschmutzen trachten, aber der Beyfall aller wahrhaft Gebildeten dafür, daß er, auch bey Berührung der gefährlichsten Materien, niemals in den Morast der Gemeinheit und einer leidenschaftlichen Parteyfucht gerieth, ihm gewiß mehr als ausreichende Entschädigung gewähren. e.

# I N T E L L I G E N Z B L A T T

der

## J E N A I S C H E N

### A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

F E B R U A R 1 8 3 9 .

#### L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N .

##### Universitäten - Chronik.

J e n a .

Verzeichniss der auf der Universität zu Jena für das Sommerhalbjahr 1839 angekündigten Vorlesungen.

(Der Anfang ist auf den 29 April festgesetzt.)

##### I. Allgemeine Wissenschaften.

**H**odegetik, nach seinen „Grundlinien der Hodegetik“ (2te Aufl. Jena, 1839), lehrt Hr. Prof. Scheidler. Allgemeine Literaturgeschichte bis zum Mittelalter trägt Hr. GHR. Eichstädt vor.

##### II. Theologie.

Encyklopädie und Methodologie der Theologie lehrt Hr. Prof. Frommann. Einleitung ins A. T. Hr. KR. Hoffmann. Die Psalmen erklärt Hr. Prof. Stichel. Den Jesaja Hr. KR. Hoffmann. Das Buch Daniel Hr. Prof. Stichel öffentlich. Einleitung ins N. T. trägt Hr. Prof. Frommann vor. Die synoptischen Evangelien erklärt Hr. GKR. Baumgarten-Crusius. Den Brief an die Römer Hr. Prof. Lange in lateinischer Sprache; die Briefe an die Römer und Galater Hr. Prof. Frommann; den Brief an die Hebräer und die Briefe an die Korinther Hr. Prof. Grimm. Den Paulinischen und Johanneischen Lehrbegriff erörtert Hr. Prof. Frommann öffentlich. Dogmatik lehrt Hr. GKR. Baumgarten-Crusius; Symbolik Hr. Lic. Kimmel unentgeltlich. Den ersten Theil der Kirchengeschichte erzählen Hr. KR. Hase und Hr. Prof. Lange. Die Briefe des Ignatius erklärt Hr. Prof. Grimm, nach Thilos Ausgabe. Die Lehre vom Kirchendienst oder Katechetik, Homiletik, Liturgik und Pastoraltheologie trägt Hr. KR. Schwarz vor. Die Parabeln Jesu erklärt für den homiletischen Gebrauch Hr. Lic. Kimmel. Populäre und praktische Theologie trägt Hr. Prof. Hoffmann vor. Pastoraltheologie Derselbe öffentlich.

Das theologische Seminar leiten Hr. GKR. Baumgarten-Crusius und Hr. KR. Hoffmann; das homiletische und katechetische Seminar Hr. KR. Schwarz; die Uebungen seiner exegetischen Gesellschaft Hr. Prof. Frommann. Historisch-dogmatische Examinatoria leitet Hr. Prof. Lange; kirchenhistorische Hr. Lic. Kimmel.

##### III. Jurisprudenz.

Encyklopädie und Methodologie des Rechts trägt vor Hr. Prof. Luden. Die Institutionen des Rechts Hr. OAR. Konopak und Hr. OAR. Francke; die Pandekten Hr. OAR. Guyet nach Wening; dieselben Hr. Prof. Danz nach Mühlbruch; über die römische Rechtslehre de successione contra testamentum liest Hr. Dr. Heumann unentgeltlich; Geschichte des römischen Rechts lehrt Hr. OAR. Heimbach und Hr. Dr. Heumann. Geschichte des römischen Rechts bis zum Tode Justinians Hr. OAR. Walch; Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter Derselbe öffentlich. Ulpian's Fragmente erklärt Hr. Dr. Heumann. Deutsches Privat- und Lehn-Recht nach seinen „Grundzügen“ u. s. w. (Jena, 1828), Hr. OAR. Ortloff. Das Wechselrecht Hr. Rath Paulssen unentgeltlich. Staatsrecht Hr. GR. Schmid. Deutsche Reichs- und Rechts-Geschichte Hr. Prof. Luden. Katholisches und protestantisches Kirchen-Recht Hr. Prof. Luden. Das Criminalrecht Hr. OAR. Konopak, nach Feuerbach; dasselbe nach seinem Lehrbuche (Heidelb. 1829) Hr. GJR. Martin; den Criminalprocess Hr. Prof. Asverus, nach Martin's Lehrbuche. Ueber gerichtliche Praxis liest Hr. Rath Paulssen; ein Processpracticum hält Hr. Prof. Asverus; ein Process- und Pandekten-Practicum Hr. Prof. Schnaubert; Referirkunst Hr. Prof. Asverus. Examinatoria über römisches Recht halten Hr. OAR. Heimbach und Hr. Dr. Heumann. Die Uebungen des juristischen Seminars leiten Hr. Prof. Danz und Hr. Prof. Luden; Letzter die criminalistischen Uebungen.

IV. *Medicin.*

*Encyclopädie und Methodologie der Medicin* trägt in den ersten drey Wochen des Semesters vor Hr. Dr. Häfer unentgeltl. Die *Geschichte der Medicin und der epidemischen Krankheiten*, nach Anleitung seiner nächstens erscheinenden Schrift: „Historisch-pathologische Untersuchungen“, Hr. Dr. Häfer. *Vergleichende Anatomie*, nach Blumenbach's Handbuche, Hr. Prof. Renner. *Physiologie* Hr. Hr. Hufschke. *Anthropologie* Hr. Prof. Martin und Hr. Dr. Häfer. Der *speciellen Pathologie und Therapie zweyten Theil* Hr. GHR. Succow und Hr. GHR. Kiefer. *Gerichtliche Medicin* nach Henke, verbunden mit praktischen Uebungen, Hr. GHR. Stark. *Pharmakologie* Hr. Prof. Schömann. *Allgemeine Chirurgie*, mit Erläuterung an anatomisch-pathologischen Präparaten des großherzogl. Museums, Hr. GHR. Stark. Der *speciellen Chirurgie zweyten Theil* Hr. Prof. Schömann; *Verbandlehre Derselbe*, nach Stark's „Anleitung“ u. s. w. (Jena, 1830); *Akiurgie mit chirurgischen Operationen an Cadavern Derselbe*. *Theoretisch-praktische Entbindungskunst* nebst den Krankheiten der Wöchnerinnen und Neugeborenen Hr. Prof. Martin; die *Lehre von den Kinderkrankheiten* Hr. KR. von Hellfeld öffentlich. *Receptirkunst* Hr. Prof. Schömann öffentlich. Die *klinischen Uebungen*, sowohl die *ambulatorischen*, als die *stationären*, im großherzogl. Landkrankenhaufe leiten Hr. GHR. Succow und Hr. GHR. Stark. *Klinische Uebungen*, sowohl *medicinische*, als *chirurgische und ophthalmologische*, leitet nach seinen „klinischen Beyträgen“ Hr. GHR. Kiefer. Die *Uebungen in der Entbindungskunst* im großherzogl. Entbindungshause leiten Hr. GHR. Stark und Hr. Prof. Martin. *Geburtshülfsliche Uebungen und Repetitorien* leitet Hr. Prof. Martin. Zu *Examinatorien* über *Pathologie und Therapie* erbiethet sich Hr. Dr. Häfer; die *Uebungen seiner medicinischen Gesellschaft* leitet Derselbe.

*Veterinärchirurgie* trägt Hr. Prof. Renner vor. *Veterinärgeburthülfe*, nach Günther, Derselbe. *Gerichtliche Veterinärkunde* Derselbe. *Aeußere Pferdekenntniß und Gesütskunde*, nach Ammon, Derselbe. Die *Knochen- und Gliederkrankheiten der Haushiere* Derselbe öffentlich. *Praktische Uebungen und Examinatorien* leitet Derselbe.

V. *Philosophie.*

*Psychologie und Logik* Hr. GHR. Bachmann, Hr. GHR. Fries, Hr. GHR. Reinhold und Hr. Prof. Mirbt. *Logik* Hr. Prof. Scheidler; *Psychologie* Derselbe. *Metaphysik und Religionsphilosophie* Hr. GHR. Bachmann und Hr. GHR. Fries. *Ethik und Religionsphilosophie*

Hr. Prof. Mirbt. *Geschichte der Philosophie* Hr. GHR. Reinhold.

*Pädagogik* lehren Hr. Prof. Hoffmann und Hr. Prof. Brzoska; *Schulkunde* Hr. Prof. Brzoska; *Geschichte der Pädagogik* Hr. Prof. Brzoska öffentlich.

VI. *Mathematik.*

*Reine Mathematik* lehren Hr. Prof. Schrön und Hr. Prof. Mirbt. *Praktische Geometrie mit Uebungen*, unter Benutzung der Instrumente der großherzogl. Sternwarte, Hr. Prof. Schrön; *Goniometrie und Trigonometrie*, sowohl *ebene* als *sphärische*, *reine* und *angewandte*, Hr. Prof. Schrön. *Elemente der mathematischen Analysis des Endlichen* Hr. GHR. Fries; *Elemente der angewandten Mathematik* Derselbe. *Populäre Astronomie* Hr. Prof. Schrön.

Im pharmaceutischen Institute lehrt Hr. Prof. Schrön *Geometrie und Arithmetik*, dergleichen *Stöchiometrie*, und die auf *Pharmacie* bezüglichen Theile der *mathematischen Physik*.

VII. *Naturwissenschaften.*

*Encyclopädie und Methodologie der Naturwissenschaften*, nach seinem Lehrbuche (Halle, 1839), Hr. Prof. Succow.

*Allgemeine Botanik*, verbunden mit *Excursionen*, Hr. GHR. Voigt und Hr. Prof. Koch. *Medicinisch-pharmaceutische Botanik* Derselben. *Pharmaceutische Pharmakognosie* Hr. Dr. Artus. *Allgemeine Mineralogie* nebst *Geognosie* mit Erläuterungen an Exemplaren aus dem großherzogl. Museum Hr. Prof. Succow.

*Mathematische und physische Geographie* Hr. Prof. Succow öffentlich.

*Theoretische und Experimental-Physik* Hr. Prof. Succow. *Allgemeine Chemie* mit Experimenten Hr. GHR. Döbereiner und Hr. Dr. Artus. *Pharmaceutische Chemie* Hr. Dr. Artus, nach seiner „tabellarischen Uebersicht“ u. s. w. (Eisenach 1839). *Phytochemie* Hr. Hr. Wackenroder. *Zoochemie und Anthrochemie* Derselbe. *Analytische Chemie* Hr. Dr. Artus. *Agriculturchemie* nebst *technischer Chemie* Derselbe. *Gerichtliche Chemie* Hr. Hr. Wackenroder öffentlich. *Praktisch-chemische Uebungen* im großherzogl. Laboratorium leitet Hr. GHR. Döbereiner. *Chemische und chemisch-pharmaceutische Uebungen* leitet Hr. Dr. Artus. Eine *pharmaceutisch-chemische Gesellschaft* leitet Derselbe. Auch erbiethet sich Derselbe zu *Examinatorien*.

Im pharmaceutischen Institute lehrt *Pharmakognosie* Hr. Prof. Koch. *Mineralogie auf Chemie und Pharmacie angewandt*, Hr. Hr. Wackenroder. Der *analytischen Chemie ersten Theil*, nach seiner „Anleitung zur qualitativen

chemischen Analyse“ u. f. w. (Jena, 1836), und nach seinen chemischen Tabellen (Jena, 1837), *Derfelbe*. Chemische und chemisch-pharmaceutische Uebungen leitet *Derfelbe*; mineralogisch-praktische Uebungen *Derfelbe*; chemisch-pharmaceutisches *Examinatorium Derfelbe*. Endlich leitet *Derfelbe* pharmakognostische Uebungen.

### VIII. Geschichte.

Ueber die *historische Kunst* hält Hr. Prof. *Wachter* Vorträge. *Allgemeine Geschichte der neueren Zeit*, seit Anfang des 15ten Jahrhunderts bis zu Ende des 18ten Jahrh., Hr. GHR. *Luden*. *Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit* Hr. Prof. *Fischer*. *Geschichte der nördlichen europäischen Völker*, mit Berücksichtigung ihrer Poesie und Mythologie, Hr. Prof. *Wachter*. *Deutsche Geschichte* Hr. GHR. *Luden*.

### IX. Staats- und Cameral-Wissenschaften.

*Volks- und Staats-Wirthschaftslehre* Hr. Prof. *Scheidler*. *Statistik der vorzüglichsten Staaten Europa's und Amerika's* Hr. Prof. *Fischer*.

### X. Philologie.

1) *Orientalische Literatur*. — *Hebräische Grammatik* lehrt Hr. Prof. *Stickel*. *Die chaldäische Sprache* *Derfelbe* öffentlich. *Arabisch* Hr. KR. *Hoffmann* öffentlich. *Persisch*, nach Anleitung von Wilken's Grammatik und Chrestomathie, Hr. KR. *Hoffmann* öffentlich. Auch

erbietet sich *Derfelbe* zu *Privatissimis* in den *Semitischen und anderen asiatischen Sprachen*.

2) *Griechische und römische Literatur*. — *Griechische Antiquitäten* trägt Hr. HR. *Göttling* vor. *Geschichte der griechischen und römischen Literatur* *Derfelbe*. Des *Sophokles Philoktet* erklärt Hr. GHR. *Hand*; des *Horaz Ars poetica* *Derfelbe*. Den *Dialogus de Oratore* oder *de causis corruptae eloquentiae* Hr. GHR. *Eichstädt*. *Privatissima im Griechischen und Lateinischen* ertheilt *Derfelbe*. Die *Uebungen des philologischen Seminars* leiten Hr. GHR. *Eichstädt*, Hr. GHR. *Hand* und Hr. HR. *Göttling*.

3) *Neuere Literatur*. — *Theorie des deutschen Stiles*, verbunden mit Uebungen, trägt Hr. Prof. *Wolff* vor. *Shakspear's Komödie: „the Tempest“* erklärt Hr. Prof. *Wolff* öffentlich. Den *ersten Theil von Dantes göttlicher Komödie* *Derfelbe* öffentlich. Zu *Privatissimis* in den *neueren Sprachen* erboten sich Hr. Prof. *Wolff* und Hr. Lector *Voigtmann*.

### XI. Freye Künste.

*Reiten* lehrt Hr. Stallmeister *Sieber*. *Fechten* Hr. Fechtmeister *Bauer*. *Tanzen* Hr. Tanzmeister *Helmke*. *Die Kupferstechkunst* Hr. Kupferstecher *Hess*. *Zeichnen* Hr. Dr. *Schenk*. *Malen* Hr. *Ries*. *Musik* Hr. Concertmeister *Domaratus* und Hr. Musikdirector *Stade*. *Die Mechanik* Hr. Mechanikus *Schmidt*. *Die Verfertigung mathematischer und chirurgischer Instrumente* Hr. Mechanicus *Tilly*; *die Verfertigung meteorologischer Instrumente* Hr. Dr. *Körner*.

## L I T E R A R I S C H E   A N Z E I G E N .

### Ankündigungen neuer Bücher.

Für Hypochondristen.

In allen soliden Buchhandlungen Deutschlands, den österreichischen Staaten, der Schweiz, Dänemark, Schweden und Rußland ist zu haben, oder zu bestellen:

### Democrit,

oder

### hinterlassene Papiere

eines

### lachenden Philosophen.

Neue Folge, erster Band.

Preis für die Lieferung nur 6 Gr. oder 24 Kr.  
(Stuttgart, Fr. Brodhag'sche Buchhandlung)

Um dem geistreichen Theile des gebildeten Publicums, dem der *Democrit* des verstorbenen

Hofraths *Karl Julius Weber* noch unbekannt geblieben seyn sollte, den Eintritt in die Subscription für dieses, mit dem entschiedensten Beyfalle aufgenommenen Werkes zu erleichtern, haben wir eine Neue Folge eröffnet, unter welchem Titel der gegenwärtige Band der erste ist.

Wer nur einen Blick in dies durchaus originelle, mit Scharfsinn für alle möglichen Verhältnisse und Gegenstände des menschlichen Lebens ausgestattete Werk thun will, wird darin eine solche Fülle der witzigsten und gediegensten Bemerkungen, der ungemeinen Belesenheit und des Ueberalzuhaufeseyn des vielgereisten Verfassers bemerken, wie wohl kaum ein Werk aller Völker darbieten möchte. Ueber jedes Interesse, das den gebildeten Menschen beschäftigt, findet der Leser ein gründliches, mit köstlicher Laune gewürztes Urtheil, so daß der *Democrit* ein un-

terhaltender Rathgeber für das ganze Leben genannt werden darf.

Der Preis und die Ausstattung ist dabey gewifs so mäfsig, dafs diese von der Anschaffung nicht abhalten können.

Für die geehrten Abnehmer des ganzen Werkes, oder der sämmtlichen Werke *Weber's*, bleiben nebenher die fortlaufenden Bändelitel.

*Inhalt dieses Bandes:* Der Staat und seine Formen. — Staatsrigorismus. — Presszwang und Pressfreyheit. — Freyheitschwärmerey. — Staatsbetrachtungen eines alten Welt- und Mond-Bürgers. — Grabmal, dem weiland heiligen römischen Reiche errichtet. — Die Religion und die Religionen. — Lob des reinen Christenthums. — Religionschwärmerey. Mystiker. — Freygeisterey. — Weitere Religionsbetrachtungen eines einfältigen Laien. — Die Sitten. — Der Luxus. — Die Gebräuche. — Anstand und Lebensart. — Höflichkeit und Grobheit. — Der gute Ton. — Die Mode. — Die Etiquette. — Die Titulaturen.

Der zweyte Band wird nächstens erscheinen. Das Ganze giebt ungefähr 20 Lieferungen.

Pastor *Biernatzki's* dritte Novelle!

Allen Theologen und Freunden des Christenthums wird die Ankündigung eines neuen Werks von dem Verfasser der *Hallig* u. s. w. interessant seyn.

So eben erschien:

**Der braune Knabe,**  
oder  
**die Gemeinden in der Zerstreung.**

Novelle

von

*J. C. Biernatzki,*

Pastor der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Friedrichstadt an der Eider.

Zwey Bände. 8. geh. 2 $\frac{3}{4}$  Thlr.

(Altona, bey *Hammerich*.)

Die beiden Novellen: *die Hallig* und *die Wege zum Glauben*, haben in Deutschland die günstigste Aufnahme gefunden, selbst das Ausland hat ihren Werth anerkannt, und es sind in England, Holland und Dänemark bis jetzt Uebersetzungen erschienen. *Biernatzki's* Name wird im In- und Auslande mit Achtung genannt, und sein Ruf als geistreicher und talentvoller Schriftsteller verbreitet sich immer mehr. Auch

vom *Braunen Knaben* wird eine englische Uebersetzung vorbereitet.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, Ungarns u. s. w. haben *Biernatzki's braunen Knaben* vorräthig.

Noch einige vollständige Exemplare sind vorräthig und durch alle *soliden* Buchhandlungen zu beziehen vom:

**Schullehrer**

des neunzehnten Jahrhunderts,

oder

**Darstellung des Gesamtunterrichts,**  
wie er von Stunde zu Stunde ertheilt werden soll.

Für Väter und Lehrer.

Jetzt vollständig in vier Bänden.

Preis geh. 4 Thlr. 12 Gr. oder 7 Fl. 30 Kr.

In richtiger Abcheidung der Schulen und Classen, wie die Menschenbildung im Gegensatz zur Kastenbildung sie verlangt, und in genauer, bis in die kleinsten Unterschiede hinabsteigender Unterfcheidung der Lectionen ist unser *Schullehrer* zum Religionsunterricht durchgedrungen, und mit den Fertigkeiten für Volksschulen nun geschlossen. Er stellt die Religion in einer dem Jahrhundert allein zusagenden Form dar, in welcher alle Secten, Bekenntnisse und Kirchen zusammenfliessen, gegen welche auch Juden, Türken, Heiden, wenn sie erst denkende Menschen geworden sind, keine weitere Einwendung mehr machen können, denn sie ist im Geist Christi geschrieben — wer aber Christi nicht hat, der ist nicht sein.

Ein Beurtheiler sagt: „Wir freuen uns, hie mit die Vollendung eines der Bildung der *untersten Stände* gewidmeten, vielumfassenden, gehaltreichen Werkes anzeigen zu können, und wünschen demselben eine recht weite Verbreitung, woran es aber um so weniger fehlen wird, als der Preis des Ganzen immer noch mäfsig erscheint. Der Lehrer, welcher dasselbe zu benutzen versteht, *mufs* durch den Gebrauch nicht nur selbst an Erkenntniß wachsen, sondern auch hinsichtlich der Mittheilung dieses Erkenntniß, also in der Methode des Unterrichts, unvermerkt sich vervollkommen.“

*Das Schul-Tagebuch für 1839* liegt zum Versenden bereit.

Stuttgart, im Dec. 1838

*Fr. Brodhag'sche* Buchhandlung.



# I N T E L L I G E N Z B L A T T

der

## J E N A I S C H E N

### A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

F E B R U A R 1 8 3 9 .

#### L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N .

##### 1. Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

**H**err Hofrath *Johann Wolfgang Döbereiner*, Professor der Chemie, Pharmacie und Technologie in Jena, und Hr. Hofrath *Ernst Reinhold*, Professor der Logik und Metaphysik daselbst, sind von Sr. K. H. dem Großherzoge von Sachsen-Weimar-Eisenach zu Geheimen-Hofrathen ernannt worden.

Der großherzogl. sächs. geheime Legationsrath und Ministerrelident zu Berlin, Hr. *Carl Freyherr von Martens*, ist von Sr. K. H. dem Großherzoge von Sachsen-Weimar-Eisenach zum Kammerherrn ernannt worden.

Hr. Dr. *Dav. Friedr. Straufs*, der bekannte Verfasser des Lebens Jesu, ist am 26 Januar vom Erziehungsrathe des Cantons Zürich, mit 8 Stimmen gegen 7, und einige Tage darauf vom großen Rathe, nach zehnstündigen Debatten, mit 98 Stimmen gegen 49, zum ordentlichen Professor der Dogmatik und Kirchengeschichte an der Universität Zürich erwählt worden, obgleich die theologische Facultät in einem Gutachten mit Entschiedenheit und Energie gegen diese Wahl sich erklärt, und unter Anderem auch darauf hingewiesen hatte, daß keine einzige theologische Facultät in Deutschland und der Schweiz eine solche Wahl beifällig begutachten werde. *Straufsens* Freunde im großen Rathe begründeten ihr Votum durch Hinweisung auf die Nothwendigkeit einer *neuen Reformation*, zu welcher *Straufs* der geeignete Mann sey! Auch erklärte der Bürgermeister *Hirzel* den Dr. *Straufs* für einen der größten Gelehrten, und der Philolog *Orelli* meinte, seit *Lessing* sey kein größerer Denker aufgetreten als Dr. *Straufs*! Nach den neuesten Zeitungsnachrichten hat derselbe den Ruf unbedingt angenommen.

Der Redacteur der kathol. Zeitung „Sion“ in Augsburg, Hr. Dr. *Herbst*, welcher einst als Jenaischer Student das bekannte Buch: „Ideale und Irrthümer des akademischen Lebens“ schrieb, später wegen demagogischer Umtriebe eine Zeit-

lang die Festsung Leuchtenburg bey Jena frequentirte, und endlich zur katholischen Kirche überging, und nun einer der ersten Coryphäen des Ultramontanismus ist, ist zum Chorcherrn am Theatiner-Collegiat-Stifte ernannt worden.

Das Ritterkreuz des königl. bayer. Verdienstordens vom heil. Michael erhielten zu Neujahr 1839 die Hofräthe und Professoren Hr. *Friedr. Thiersch* und Hr. Dr. *Hieronym. Bayer*, dergleichen die Professoren an der Akademie der Künste Hr. *Jul. Schnorr*, Hr. v. *Karolsfeld* und Hr. *Schwanthaler*.

Zu derselben Zeit erhielten der ordentliche Professor der Chirurgie und Geburtshülfe, Hr. Dr. *Riecke* zu Tübingen, und der ordentl. Professor der evangelischen Theologie daselbst, Hr. Dr. *Bauer*, das Ritterkreuz des königl. würtemb. Kronordens.

Der großherzogl. badische Oberforstirath Hr. *Laurop*, Hr. *Bergrath* und Prof. *Friedr. August Walchner*, Hr. Medicinalrath und Amtspophysicus Dr. *Steinig*, so wie Hr. Hofrath und Professor Dr. *Baumgartner* zu Freiburg im Breisgau, haben das Ritterkreuz des Ordens vom Zähringer-Löwen erhalten.

Der seitherige Privatdocent und Professor, Hr. Dr. *Burdach* in Königsberg, ist zum außerordentl. Professor in der medicinischen Facultät daselbst ernannt worden.

Der Erzbischof Dr. *Ignat Demeter* zu Freiburg im Breisgau hat das Commandeurkreuz des Ordens der Ehrenlegion erhalten.

Der Prof. adjoint der Physik in der Facultät der Wissenschaften zu Paris, Hr. *Pouillet*, ist zum Professor dieser Wissenschaft an die Stelle des verstorbenen *Dulong* ernannt worden.

Der Rector der Gelehrtenschule zu Plön, Hr. Dr. *L. J. Tröge*, hat den Danebrog-Orden 4 Classe erhalten.

Der kaiserl. Leibarzt, geh. Rath Dr. *Wylie*, ist auf sein Ansuchen von dem Amte eines Präsidenden der medico-chirurgischen Akademie zu St. Petersburg entbunden worden, und hat den Alexander-Newsky-Orden erhalten.

## II. Nekrolog.

Am 10 Dec. 1838 starb zu Leipzig der praktische Arzt Dr. *Gustav Adolph Zschiesche*, Mitarbeiter an mehreren medicinischen Zeitschriften, im 38 Lebensjahre.

Am 17 Dec. zu Marcigny im Departement der Saone und Loire *Joh. Berchoux*, Ritter der Ehrenlegion, als geistvoller Dichter bekannt.

An demselben Tage zu Wilna *Joh. Zawadzki*, einer der thätigsten polnischen Buchhändler, Verleger von mehr als 400 zum Theil sehr kostbaren Werken, 60 J. alt.

Am 20 Dec. zu Paris im Hospital der Charité *Hegesippe Moreau*, Vf. der *Myosotik*, ein talentvoller Dichter, in größter Dürftigkeit, 23 J. alt.

An demselben Tage zu Utrecht der berühmte Marinemaler *Schotel*, 52 J. alt.

Am 21 Dec. zu Stuttgart *Phil. Friedr. von Hetsch*, pensionirter Galeriedirector, Ritter des Kronordens, als Historien- und Landschafts-Maler sehr geachtet, 80 J. alt.

Am 24 Dec. zu Neumark im sächf. Voigtlande Mag. *Karl Gottfr. Leonhard*, Pfarrer daselbst, Vf. einer Schrift: „die gelegnete Ausbreitung des Christenthums“ u. s. w. (Dresden, 1820), geb. 1777.

Am 26 Dec. zu Paris Graf *Phil. Ant. Merlín*, Deputirter während der Republik, und Inhaber mehrerer hohen Staatsämter während des Kaiserreichs, seit 1815 als Königsmörder verbannt, als *Mitredacteur des Code civil*, durch mehrere juristische Werke, so wie seine thätige Theilnahme an mehreren juristischen Zeitschriften rühmlichst bekannt, geb. 1754.

Am 27 Dec. zu Paris *Jerôme Mart. Langlois*, Mitglied des Institutes und Ritter der Ehrenlegion, ein sehr geachteter Historienmaler, Schüler Davids, geb. 1779.

Ende Dec. zu Wien *Nicol. Oesterlein*, Begründer und Redacteur der belletristischen Zeitschrift „Oesterreichisches Morgenblatt“.

Ende Dec. zu Paris Marquis *de Gervaisais*, Vf. mehrerer kleinerer Druckchriften politischen und ökonomischen Inhaltes.

Am 1 Januar 1839 zu Ratzeburg *Joh. Mart. Christ. Gottschalk*, erlier Regierungsrath des Herzogthums Lauenburg, kön. dän. Etatsrath, durch einige kleine juristische Schriften und durch seine Theilnahme an mehreren Journalen bekannt, geb. 1772.

Am 10 Februar zu Leipzig der Professor der Medicin Dr. *Kleinert*.

## L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N.

### Ankündigungen neuer Bücher.

#### Subscriptions-Eröffnung

für

#### Eine neue Serie

von

**Meyer's Universum,**

oder

**berühmte Ansichten und Beschreibung**

des

**Herrlichsten und Interessantesten  
der Natur und Kunst auf der ganzen  
Erde.**

*In Monatsheften.* Querfolio. Jedes Heft  
mit 4 Stahlstichen.

Bey dem Beginn einer neuen Abtheilung jenes Werkes tritt die Geschichte seiner Vergangenheit lebhaft vor die Erinnerung. Wie klein war des Werkes Anfang, das jetzt zwölf Völker in ihrer Landessprache lesen! Wie klein der Kreis seiner Freunde, welcher jetzt die Erde umgürtet! Wie beschränkt seine Verbreitung, welche gegenwärtig über so viele, weite Reiche sich ausdehnt, ohne Unterschied der Zonen, des Glaubens, der gesellschaftlichen Formen! Freu-

dig, aber ohne Stolz, sieht der Herausgeber sein Buch am Ganges, wie am Hudson; in der Hauptstadt, wie in Wien; am Bosphorus, wie am Rhein; in den Thälern der Alpen, wie in denen der Appenninen; am Fusse des Aetna, wie am Hügel der Akropolis; in Rußlands Ebenen, wie in Norwegens Städten: — überall sieht er es heimisch geworden, in alle Welttheile streut er aus die Saat seiner Gefinnung. Diese Ausfaat — er betrachtet sie als die Erndte seines Lebens.

Vom *Verlagsinstitut* erhält das Publicum die einfache Zusage, daß der Preis [des *Universums* für jede Monatslieferung (deren 12 einen Band bilden), mit 4 Stahlstichen, nur 5  $\frac{2}{3}$  Gr. sächf. = 24 Kr. rhein. = 7 Sgr. = 22 Kr. C. M. = 12 Schillinge Hamb. Cour. — Für Sammler auf 10 Exemplare ein Freyexemplar. — *Conversations-Lexikon gratis!*], die künstlerische und äußere Ausstattung des *Universums* unverändert bleiben. Der artistische Rohm des Werkes ist unübertroffen, und unsere Sorgfalt, ihn zu erhalten, wird immer die nämliche seyn.

Der *sechste* Band, der, wie jeder der früheren, ein gefondertes und selbstständiges Ganzes ausmacht, und dessen Ankauf keineswegs zu dem der früheren Bände verpflichtet oder nöthigt, wird mit einem gestochenen

**Haupttitel** geziert; dieser erscheint mit der *dritten* Lieferung.

Als **PRÄMIE** zum *sechsten* Bande erhält jeder Empfänger desselben *unentgeltlich*

*Die ersten neun Lieferungen*  
von

**Meyer's Conversations-Lexikon**,  
prachtvoll gedruckt auf Maschinen-Velin,  
in Royaloctav, und illustriert mit  
*Fünfhundert erklärenden Stahlplatten*,  
den Porträts der berühmtesten Männer aller Zeiten,  
einem geographisch-historischen *Atlas*, und den  
Plänen sämtlicher Hauptorte der Erde.

Dieses Werk, *drey*mal so reichhaltig als jedes *ältere* Conversationslexikon, wird wirklich werden, was andere seyn wollten, nämlich:

Ein *unentbehrlicher Rathgeber* für alle Stände über alle Gegenstände der *Conversation*, des *Wissens* und des *Lebens*.

Die *erste* Lieferung (mit 3 Stahlstichen) und ein *ausführlicher Prospect* von diesem seit fünf Jahren, unter der Leitung unseres Chefs, durch einen Gelehrtenverein vorbereiteten Unternehmen, wird mit dem *Vierten Hefte* vom *sechsten* Bande des *Universums* ausgegeben, und sie wird, besser als jede Ankündigung, von der vortrefflichen Ausführung zeugen.

Nach *Empfang* der ersten 9 *Prämien-Lieferungen* des *Conversationslexikons* behält Jeder *volle Freyheit*, zu erklären, ob er die Fortsetzung wolle, oder nicht. Wer dieselbe nun nicht wünschen sollte, dem wird es leicht seyn, einen Käufer für jene *umsonst* erhaltene erste Abtheilung des für alle Stände unentbehrlichen Werkes zu finden, dessen *Werth* ihm den *Subscriptionspreis* des *Universums* fast ganz wieder ersetzt.

Hildburghausen, im Januar 1839.  
Bibliographisches Institut.

By *Th. Chr. Fr. Enslin* in Berlin sind folgende neue Bücher erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

*Beyer, A.* (Dr. und königl. preuss. Reg.-Arzt), *Enchiridium medicum*, ad modum *Joh. Kaempferi* curavit. 8. maj. 2 Thlr.

*Burmeister, H.* (Prof. in Halle), *Handbuch der Entomologie*. 2ter Band. 2te Abtheil., 1ste Hälfte. gr. 8. 2 Thlr.

*Hecker, J. F. C.* (Prof. in Berlin), *Geschichte der neueren Heilkunde*. 1stes u. 2tes Buch: *Die Volkskrankheiten von 1770; die Wiener Schule*. gr. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

*Rayer, Dr. P.* (in Paris), *Theoretisch-praktische Darstellung der Hautkrankheiten*; nach der zweyten, durchaus verbesserten Ausgabe des Originals in deutscher Uebersetzung herausgegeben von *Dr. H. Stannius* (Prof. in Roslock). 3ter und letzter Band. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

(Alle drey Bände 7 Thlr. 12 Gr.)

*Rust, Joh. Nep.* (kön. preuss. Präsident u. s. w. in Berlin), *Helkologie*, neue Bearbeitung. 4tes u. 5tes Hest, 24 Bogen Text und 4 ausgemalte Kupfertafeln. Folio. 3 Thlr. 8 Gr.

*v. Siebold, E. C. J.* (Prof. in Göttingen), *Versuch einer Geschichte der Geburtshülfe*. 1ster Band. gr. 8. 2 Thlr.

*Troschel, M.* (Dr. und Docent in Berlin), *Lehrbuch der Chirurgie*, zum Gebrauch bey Vorlesungen und für praktische Aerzte und Wundärzte; in 3 Bänden. 1ster Band. gr. 8. 2 Thlr.

Die beiden folgenden Bände erscheinen auch noch in diesem Jahre.

By *C. G. Hendefs* in Cöslin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

### S a m m l u n g

*aller noch gültigen, durch die Gesetzsammlung, das Allgemeine Landrecht, die v. Kamptz'schen Annalen, die Raabe'sche Sammlung, und die Amtsblätter sämtlicher königl. Regierungen seit ihrer Begründung bis Ende 1838 publicirten,*

*das Kirchen- und Schul-Wesen*

*betreffenden Gesetze, Rescripte und Verfügungen.*

### Ein Handbuch

*für Consistorien, Schulcollegien, Regierungen und Landraths-Aemter; Decane, Superintendenten, Schulen-Inspectoren und Pfarrgeistliche beider Confessionen; Magisträte, Dominien und Gemeinden; Kirchen- und Schul-Deputationen und Vorstände in den Städten und auf dem platten Lande in den königlich preussischen Staaten,*

von

*J. A. L. Fürstenthal,*

königl. preuss. Oberlandesgerichts-Rath.

Alphabetisch und chronologisch geordnet. Erster und zweyter Band.

à 2 Thlr. im Subscriptionspreise.

Das Ganze umfasst vier Bände, und wird in einigen Monaten beendigt seyn. Der dritte Band wird nicht mehr in Heften, sondern (in Monatsfrist) vollständig versandt werden, so das das Werk noch im Laufe dieses Jahres in allen Buchhandlungen komplett zu haben seyn wird.

Ueber die Nützlichkeit dieses unentbehrlichen Handbuchs haben sich gewichtige Stimmen bereits mehrfach ausgesprochen. Von des Herrn Justizministers von Kamptz Excellenz ist es zur Anschaffung empfohlen worden.

Bey Carl Cnobloch in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

**Anleitung**  
zum  
**Referiren und Decretiren,**  
von

Dr. Joh. Ludw. Wilh. Beck,  
Präsident des königl. sächsl. Appellationsgerichts zu Leipzig, außerordentl. Professor d. R., Ritter des k. sächsl. Civilverdienstordens u. s. w.  
8. geh. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Der durch die Herausgabe des *Corpus juris* rühmlichst bekannte Name des Verfassers bürgt für die Gründlichkeit und Brauchbarkeit dieses Werkchens, und es bedarf daher bey dem juristischen Publicum keiner weiteren Anempfehlung.

Im Verlage von G. F. Heyer, Vater, in Gießen, sind seit October folgende neue Bücher erschienen, aber nur in wirklich soliden Buchhandlungen vorrätzig zu finden:

*Bellinger (J., Conrect. in Dillenburg), Leitfaden zum ersten Unterricht in der Geographie, in zwey Curfen. 8. ½ Thlr. oder 18 Kr.*

*Schlez (Dr. J. F.), Kleine A-B-C-Schule. Auswahl und Umgestaltung der grossen Wandfibel auf XV Großfolio-Bogen. Mit fetten 2 Zoll hohen, in den größten Schulstufen anwendbaren Buchstaben gedruckt. à 1 Thlr. 5 Sgr. oder 2 Fl. 6 Kr. — Die dazu gehörige Handfibel, auf Schreibpapier gedruckt, kostet eingebunden 7 Kr.*

*Snell (J. P. L.), Katechismus der christlichen Lehre. 13te, vom großherzogl. heff. Pfarrer W. Heyer durchaus revidirte und zeitgemäß verbesserte Originalausgabe. 8. Eingebunden 24 Kr.; desgleichen mit Luthers Katechismus 26 Kr.*

*Thielmann (J. Ph.), Methodisch-praktisches Handbuch der deutschen Sprachlehre, für Lehrer in Volksschulen. Erster Band: Elementar- und Wort-Lehre. gr. 8. 1½ Thlr.*

oder 2 Fl. 6 Kr. (Der zweyte Band, *Satzlehre und Stilistik* enthaltend, erscheint im März d. J.)

*Völcker (Dr. K. H. W.), Tabellen zur Erlernung der regelmässigen lateinischen Conjugationen durch Zurückführung der vier Conjugationen auf Eine. Neben jeder lateinischen Grammatik zu gebrauchen. gr. 4. ¾ Thlr. oder 27 Kr.*

*Schneider (J. A.), Aufgaben zu schriftlichen Sprachübungen zur Selbstbeschäftigung der Schüler in Volksschulen. Vierte Auflage. (Verlag von Joh. Wilh. Heyer's Verlagshandlung in Darmstadt.) Cartonirt à ¾ Thlr. oder 1 Fl. 12 Kr.*

*Schneider und Fischer, Briefmuster für Kinder in Landeschulen. 8. Vierte Auflage, wird im Februar d. J. erscheinen, und stark cartonirt ¾ Thlr. oder 45 Kr. kosten.*

Gießen, im Januar 1839.

Bey J. E. Schaub in Düsseldorf ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Münchhausen.

Eine Geschichte in Arabesken.

Von Karl Immermann.

Erster Theil. 458 Seiten in 8. Auf feinem Maschinen-Velinpapier, in elegantem Umschlag geheft. 2 Thlr. 8 gGr.

Auch unter dem Titel:

**Karl Immermann's Schriften.**  
ster Band.

Der Nachkomme des bekannten Erzählers, welcher in diesem neuesten Werke Immermann's auftritt, nimmt seine Mittheilungen nicht, wie sein Ahnherr, hauptsächlich aus dem Kreise der Jagd- und Reife-Abenteuer, sondern mehr aus dem Gebiete der moralischen Welt. „In diesem Erzwindbeutel hat Gott der Herr einmal alle Winde des Zeitalters, den Spott ohne Gesinnung, die kalte Ironie, die gemüthlose Phantasterey, den schwärmenden Verstand einfangen wollen, um sie eine Zeitlang stille gemacht zu haben.“ Indessen versteht sich für die, welche den Verfasser der Epigonen näher kennen, von selbst, daß den verneinenden Tendenzen gegenüber auch das Bleibende und Kernhafte der Zeit und zwar um so deutlicher, je mehr jene scharf gezeichnet sind, in diesem Werke seine Stelle findet.

# INTELLIGENZBLATT

der

## JENAI S C H E N

### ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

F E B R U A R 1 8 3 9.

#### L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N.

##### Univerſitäten-Chronik.

J e n a.

(Fortſetzung vom Intelligenzblatt 1838. No. 23.)

In dem Winterſemester 1838 zu 1839, unter dem Prorectorate des Hn. Kirchenrath Dr. *Hafe*, vom 11 Auguſt 1838 bis zum 2 Februar 1839, wurden 92 Studirende inſcribirt, nämlich: 29 Theologen, 30 Juriften, 13 Mediciner und 20 Philoſophen, incl. der Pharmaceuten. Die Gefamtzahl betrug demnach, nach Abzug der zu Michaelis abgegangenen 28 Theologen, 37 Juriften, 18 Mediciner und 16 Philoſophen: 417, und zwar 221 Inländer und 196 Ausländer.

Das am 2 Febr. 1839 zum erſten Male angetretene Prorectorat eröffnete Hr. Oberappellationsgerichtsrath Dr. *Guyet* mit einer deutſchen Rede über das Thema: „Die Beförderung des Rechtsſinnes im Volke, eine Pflicht für den Rechtsgelehrten.“

##### I. Akademische Schriften.

Von dem Profeſſor der Beredſamkeit, Hn. Geh. Hofrath und Ritter Dr. *Eichſtäd*t ſind folgende Schriften erſchienen:

1) Zur Ankündigung der Rede, welche alljährlich zum Andenken der Augsbu rg i ſ c h e n C o n f e ſ ſ i o n von einem v. Lynckerſchen Stipendiaten in der akademiſchen Kirche gehalten wird: *De poeſt culinaria Commentatio ſexta et ultima* (b. Bran, 16 S. 4).

2) Zur Ankündigung des feyerlichen Actes der öffentlichen Preisvertheilung: *Quaeſtionum philologicarum ſpecimen IVtum: de Ariſtotel. Polit. III, 1. 10.* (bey Bran, 7 S. 4.)

3) Die bey der Preisvertheilung am 1 September 1838 gehaltene Rede: *De ancipiti ſtatis noſtrae Genio* (b. Bran, 28 S. 4), worin die dormaligen einſeitigen Richtungen des Zeitalters faſt in allen Wiſſenſchaften beſprochen werden. — Von der theologifchen Facultät wurde die Arbeit des Hn. *Joach. Heinrich Gerber* aus St.

Michaelisdonn im Dithmarſchen: *De ſacrificiorum ſenſu ac vi quae ſenſerint veteres homines atque Hebraei, quemque uſum ſacrificiorum notionis ſecerint et N. T. ſcriptores et eccleſia*, mit dem erſten Preise gekrönt, zum Druck jedoch nicht geeignet befunden. — Die einzige eingegangene juridiſche Arbeit wurde als des Preiſes unwürdig erkannt; — die medicinifche Preisaufgabe hatte keinen Bearbeiter gefunden. — Einer deſto reicheren Ernte erfreute ſich die philoſophiſche Facultät im Felde der Philologie. Es hatte nämlich die Aufgabe: *Philoxeni, Timothei et Teleſis dithyrambographorum vitae deſcribantur, reliquiae poematum ita colligantur, ut totum hujus poeſeos genus deſcribatur, drey tüchtige Bearbeiter gefunden, von welchen Hr. *Georg Bippart* aus Berka im Eifenachſchen den erſten Preis, Hr. *Friedr. Börner* aus Allſtäd im Weimariſchen, und Hr. *Eduard Perthel* aus Griebitzſch im Altenburgiſchen das *Accellit* erhielten. Die einzige eingegangene mathematiſche Arbeit erhielt den zweyten Preis, und hat Hn. *Carl Guſtav Ziegner* aus Altenburg zum Verfaller.*

4) Zur Ankündigung des neuen Prorectorates am 2 Februar: *De Jurisconſultorum atque Philologorum discordi ſaepe concordia* (b. Bran, 20 S. 4): (vorzüglich in Beziehung auf das *conceptum furtum*, welches neulichſt Schriften und Gegenschriften der Herren *Huſchke* und *Heimbach* veranlaſt hatte.)

5) Das Proömium (das ein und ſiebenzigſte, welches den gegenwärtigen Profeſſor der Beredſamkeit zum Verfaſſer hat) zur Ankündigung der Vorleſungen im Sommerſemester 1839 enthält Ermahnungen und Rathſchläge an die Studirenden über die rechte Benutzung der Zeit (nach dem Spruche der Alten: τὸ πολυτελέστατον ἀνάλωμα χρόνος).

II. Promotionen, Diſputationen und darauf vorbereitende Programme.

1) In der theologifchen Facultät, unter dem Decanate des Hn. *KR. D. Hoffmann*, wurde

am 14 August 1838 der freyherrl. v. Lynckerfche Stipendiat und Candidat der Theologie *Friedrich Reinhold Hafert* aus Buttstädt zum *Baccalaureus* promovirt.

Am 12 Januar 1839 vertheidigte der *Baccalaureus Ernst Julius Kimmel* aus Dürrenebersdorf im Reuffischen seine Dissertation *De Hippolyti vita et scriptis*, P. I. (VI u. 105 S. gr. 8), um die *venia legendi* zu erlangen, und wurde zugleich zum *Licentiaten* der Theologie ernannt. Eingeladen wurde zu der Feyerlichkeit durch ein Programm des derzeitigen Decans: *Commentarii philologico-critici in Mosis benedictionem. Deut. XXXIII. Part. VII.* (16 S. gr. 4.)

Am 2 Februar wurde Hr. *Carl Wilhelm Schmidhammer*, Dr. der Philosophie, Prädicant und Lehrer zu Alsleben in der königl. preuff. Provinz Sachsen, zum *Licentiaten* der Theologie promovirt.

Außerdem wurden Hr. Prof. *Lange*, welcher von Leipzig aus, und Hr. Prof. *Grimm*, welcher von Gießen die theologische Doctorwürde *honoris causa* erhalten hatten, am 19 October 1838 und 19 Januar 1839 als Doctoren der Theologie promovirt.

Die in dem Personalbestande der Facultät während dieses Semesters eingetretenen Veränderungen sind schon im Intell. Bl. 1838. Nr. 25 berichtet worden.

In der Mitte des October 1838 wurde die Rede des v. Lynckerfchen Stipendiaten *Ernst Julius Kimmel*, welche derselbe am 30 Mai 1838 gehalten hatte: *De malis artibus, quibus ecclesiae catholicae scriptores in impugnantibus usi sint* (b. Schreiber, 47 S. gr. 8.), gedruckt und vertheilt.

2) In der *juristischen Facultät*, unter dem Decanate des Hn. OAGR. Dr. *Guyet*, wurden folgende vier Doctor-Promotionen vorgenommen, nämlich in *absentia*: 1) Am 3 September v. J. Hr. *J. L. Fiszra Cansansão* aus San Miguel in Brasilien. 2) Am 29 Sept. Hr. *Stadtsyndicus Fr. Sam. Möhnert* aus Dresden. 3) Am 15 Nov. Hr. *Amtsauditor und Notar August Hesse* zu Röda. 4) Am 18 Dec. der Candidat der Rechte Hr. *Ed. Heinr. Ottmer* zu Braunschweig.

3) In der *medizinischen Facultät*, unter dem Decanate des Hn. GHR. und Ritter Dr. *Succow*, wurde am 11 Januar 1839 Hr. Hofrath Dr. *Hufchke* als ordentliches viertes Mitglied in die medicinische Facultät aufgenommen, nachdem Derselbe öffentlich eine lateinische Rede gehalten, und diese durch ein Programm: *De bursae Fabricii origine*, angekündigt hatte.

Zu Doctoren der Medicin und Chirurgie wurden creirt: 5) Den 10 Oct. Hr. *Heinrich Carl Friedrich Ziehe*, aus Neubrandenburg in Mecklenburg-Strelitz, nach öffentlicher Verthei-

digung seiner Inaugural-Differtation *De morbis puerperarum generatim et de typho ganglioso puerperali in specie.* 6) Den 28 Nov., in *absentia*, Hr. *Julius Franz Bauer*, aus Herrnhuth, praktischer Arzt und Chirurg erster Classe zu Gnadau: 1) Den 15 August Hr. *Theodor Ferdinand Gustav Frenkel*, aus Triptis, nach öffentlicher Vertheidigung seiner Inaugural-Differtation *De vř, quam zoologia exserit in physiologiam et pathologiam.* 2) Den 21 Sept. Hr. *Heinrich August Ferdinand Horn*, aus Weimar, nach öff. V. f. Diff. *De cyanureto Zinci.* 3) Den 1 Oct. Hr. *Felix Vulpius*, aus Weimar, nach öff. V. f. Diff. *De cura herniarum radicali.* 4) Den 3 Oct. Hr. *Johann Büttner*, aus Coburg, nach öff. V. f. Diff. *De laryngitide.*

Die eingetretenen Veränderungen im Lehrpersonal haben wir schon im Intell. Bl. 1838. No. 25 berichtet.

4) In der *philosophischen Facultät*, während der Decanatsführung des Hn. GHR. *Reinhold*, erhielten, nach Erfüllung der in den Statuten vorgeschriebenen Leistungen, namentlich nach Einreichung gehöriger Probefchriften, die Doctorwürde: 1) Am 26 August 1838 der Candidat der Medicin und Philosophie, Hr. *Friedrich Carl Bernhard Frank*, aus Gotha. 2) Am 30 August der Candidat der Medicin und Philosophie, Hr. *Johannes Günther*, aus Unterweid im Großherzogthume Sachsen-Weimar-Eisenach. 3) Am 7 Sept. der Apotheker, Hr. *Albert Ruemann Ludwig Voget*, aus Heinsberg im Regierungsbezirk Aachen, als Schriftsteller durch mehrere von ihm im Druck herausgegebene Schriften pharmaceutischen und naturwissenschaftlichen Inhaltes bekannt. 4) Am 13 Sept. der Pfarrer zu Thalbürgel, Hr. *Friedrich Christian Andreü*, aus Tautenburg im Großherzogthum Weimar. 5) Am 30 Sept. der Candidat der Theologie, Hr. *Friedrich Klocke*, aus Detmold. 6) Am 3 Oct. der Apotheker, Hr. *Alexander Reinhold Patzschke* zu Auma, aus Naumburg gebürtig. 7) Am 17 Oct. der Candidat der Theologie, Hr. *Wilhelm Friedrich Besser*, aus Warnstädt in der k. preuff. Provinz Sachsen. 8) Am 23 Oct. der Candidat der Philosophie, Hr. *Johann Aug. Albert Sonnenburg*, aus Schwedt in der Uckermark, Verf. einer im Druck herausgegebenen lateinischen Abhandlung: *Arithmonomia naturalis seu de numeris in rerum natura tentamen.* 9) Am 27 Oct. der Buchhändler und Buchdruckerherr zu Braunschweig, Hr. *Johann Heinrich Meyer*, aus Braunschweig, als Verf. einer Druckschrift über den Ursprung und Fortgang der Stereotypie und als Herausgeber des Journal des Buchdruckerkunst v. 1834—37 bekannt. 10) Am 19 Oct. der Conrector des Gymnasiums zu Cöthen, Hr. *Johann Andreas Cramer*, aus dem Anhalt-Cöthen-

schen, nach Vorlegung zweyer gedruckten Dissertationen: 1) *de studii literarum antiquarum utilitate*; 2) *de quibusdam negandi formulis Latinarum accuratius explicandis*. 11) Am 31 Oct. der Candidat der Theologie, Hr. *Carl Ludwig Vincenz Meseberg*, aus Beelitz bey Potsdam. 12) Am 8 Nov. der Collaborator und Lehrer am Stephaneum zu Halberstadt, Hr. *Franz Wilhelm Betté*, aus Halberstadt. 13) und 14) Am 9 Nov. die Brüder Hr. *Ernst Ehrhard Schmid* und Hr. *Otto Schmid*, Söhne des Hn. Geheimen Raths *Schmid* hieselbst, aus Jena gebürtig, von denen der Zweyte bey der theologischen Preisbewerbung vom Jahre 1837 und bey der homiletischen vom J. 1838, der Erste bey der philosophischen vom J. 1837 auf hiesiger Universität einen Preis erhielten, beide durch Talent, Fleiß und Kenntnisse ausgezeichnet. Die Predigt des jüngeren *Schmid* ist in *Schwarz* Denkschrift des homilet. und katech. Seminars vom J. 1836—38 (Jena, 1838) abgedruckt. 15) Am 19 Nov. der Pfarrer zu Gefell, Hr. *Johann Friedrich Ferdinand Werther*, aus Numburg bey Nordhausen, Verf. des 1837 erschienenen Werkes: „die Heldensagen der griechischen Vorzeit“, 2 Bände. 16) An demselben Tage der Candidat der Theologie und Lehrer an einer Privatunterrichtsanstalt zu Soldin in der Neumark, Hr. *Friedrich Wilhelm Eduard Dibelius*, aus Landsberg in der Neumark, Vf. mehrerer pädagogischer Schriften. 17) An demf. Tage der Candidat der Theologie und Oberkürster an der Michaeliskirche zu Hamburg, Hr. *Peter David Heinrich Reils*, aus Hamburg. 18) Am 28 Nov. der Candidat der Theologie, Hr. *Joachim Heinrich Gerber*, aus Michaelisdonn in Dithmarchen im Herzogthume Holstein, Vf. der oben unter Nr. 1, 2. genannten theologischen Preischrift, so wie einer in *Schwarz* Denkschrift a. a. O. abgedruckten, mit dem ersten Preise gekrönten Predigt. 19) Am 10 Dec. der kaiserl. russische Commissionsrath und Professor am Gymnasium zu Petrosawodsk im Gouvernement Olonez, Hr. *Benignus Karl Bergsträsser*,

aus Wiesbaden, Verf. mehrerer Druckschriften. 20) Am 13 Dec. der Candidat der Theologie und Philosophie, Hr. *Karl Franz Eisenach*, aus Weimar, Verf. eines „Versuchs einer tabellarischen Uebersicht der Elementarstoffe“ (Jena, bey Hochhausen, 1838). 21) Am 19 Dec. der Privatgelehrte Hr. *Ignaz Jeitteles* zu Wien, aus Prag gebürtig, Vf. des der Facultät als *Specimen* vorgelegten Werkes: „Aesthetisches Lexikon“, 1 Bd. Wien, 1835, 2 Bd. ebendaf. 1837, und anderer Schriften. 22) An demselben Tage der zweyte Collaborator an der Stadtkirche zu Jena, Hr. *Christian Gottlob Tröbst*, aus Apolda. 23) An demf. Tage der Privatgelehrte zu Leipzig, Hr. *Rudolph Friedrich Wilhelm Mettler*, aus Frankenhäusen. 24) Am 24 Dec. der Candidat der Theologie und Lehrer an der Hof-Töchterschule zu Hannover, Hr. *Emil Althaus*, aus Hannover. 25) Am 7 Januar 1839 der Candidat der Philosophie Hr. *Heinrich Wever*, aus Hamburg. 26) Am 8 Januar der Privatgelehrte zu Braunschweig, Hr. *Carl Georg Wilhelm Schiller*, aus Braunschweig gebürtig. 27) Am 17 Jan. der Candidat der Theologie, Hr. *Georg Heinrich Franz Bath*, geb. zu Langen in der Mittelmark. 28) Am 28 Jan. der k. preuß. Hauptmann außer Dienst, Ritter mehrerer Orden und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, Hr. *Karl Ludwig Hellrung*, aus Duderstadt bey Göttingen, durch viele Schriften rühmlich bekannt. 29) An demf. Tage der Candidat der Theologie, Hr. *Johannes Nicolaus Stöhr*, aus Rendsburg, Privatlehrer zu Altona. 30) Am 29 Januar der Gutsbesitzer und Kreisverordnete zu Greiffenhagen in Pommern, Hr. *Carl Ferdinand Schultze*, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, aus Stettin gebürtig. 31) Am 31 Jan. *honoris causa* der Legationsrath, Hr. *Karl Panse*, wirklicher Professor der Geschichte und deutschen Literatur am Gymnasium zu Weimar, Inhaber der k. preuß. großen goldenen Medaille zur Auszeichnung der Verdienste um Wissenschaft und Kunst, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

## L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N.

### I. Neue periodische Schriften.

Anzeige.

In der Dieterich'schen Buchhandlung in Göttingen erscheint nächstens:

**Zeitschrift  
für die Kunde des Morgenlandes.**

Herausgegeben von

Ewald, von d. Gabelenz, Kosgarten, Lassen,  
Neumann, Rödiger, Rückert.

Band II. Heft 2 und 3. gr. 8.

Das dritte Heft enthält: den sehr wichtigen kurzen Bericht über eine Reise nach Palästina und die Umgegend im Jahre 1838, in Bezug auf die biblische Geographie; unternommen von E. Robinson und E. Smith. — Dieses Heft ist auch einzeln zu haben.

### II. Ankündigungen neuer Bücher.

Bey Endesgenanntem ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Systematische Darstellung der

### Gesetzgebungskunst,

sowohl nach ihren allgemeinen Principien, als nach den jedem ihrer Haupttheile, der Civil-, Criminal-, Polizey-, Proceß-, Finanz-, Militär-, Kirchen- und Constitutions-Gesetzgebung eigenthümlichen Grundsätzen,

in vier Theilen  
von

Dr. Karl Friedr. Wilhelm Gerstücker,  
Assessor der Juristenfacultät zu Leipzig.

Dritter Theil,

welcher die Principien der Polizey-, Criminal- und Civil-Gesetzgebung, so wie als Einleitung in die Proceßgesetzgebung, Betrachtungen über den Beweis der Wahrheit vor Gericht, und die Unentbehrlichkeit des Geschwornen-Gerichts für die Criminaljustiz enthält.

Preis 2 Thlr. 8 Gr.

Der vierte und letzte Theil wird in diesem Jahre erscheinen

Frankfurt a. M., im Jan. 1839.

August Osterrieth.

So eben ist erschienen:

Winer, Dr. G. B. (Kirchenrath), *Handbuch der theologischen Literatur*, hauptsächlich der protestantischen, nebst kurzen biographischen Notizen über die theologischen Schriftsteller. 1ster Band, 2te Abtheilung. gr. 8. 13½ Bogen. 1 Thlr.  
Leipzig, im Februar 1839.

C. H. Reclam.

Im Februar 1839 wurden verandt:

Kalt Schmidt, Prof. Dr. J. H.,  
**Sprachvergleichendes Wörterbuch der deutschen Sprache** u. f. w., für Freunde und Lehrer derselben. 3te und 4te Lieferung. Doublette—Kriegen. Lexik.-8. geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Alex. Mirus, Dr. d. R., königl. preuss.  
Regierungs-Beamter,

### Das See-Recht

und die Flus-Schiffahrt nach den preussischen Gesetzen, mit Rücksicht auf die wichtigsten fremden Seegesetzgebungen, systema-

tisch bearbeitet. 2ter und letzter Band. gr. 8. 37 Bogen. 1839. 2 Thlr. 8 Gr.

Der erste Band dieses für alle Staatsmänner, Rechtsgelehrte, Consuln, Großhändler u. f. w., wichtigen Werkes erschien 1838. à 2½ Thlr.

### Virgillii Opera

ad opt. libr. fidem edid. perpetua et alior. et sua adnot. illustr. atque Indicem rer. locupletiss. adiec. Alb. Förbiger. Pars III. Aeneidos L. V—XII et Indicem cont. (43 Bogen compres. gr. 8.) 1839. 1 Thlr. 6 Gr. (3 Bände, 104 Bogen. 4½ Thlr.)

Wir freuen uns, hiemit die Vollendung dieser vielbegehrten, höchst vollständigen und preiswürdigen Ausgabe anzuzeigen.

Hinrichs'sche Buchhandlung  
in Leipzig.

So eben ist die zwölfte, vermehrte, verbesserte und auf das Vortheilhafteste ausgestattete Auflage von

**Gesenius hebräischer Grammatik** erschienen, und von jeder soliden Buchhandlung zu beziehen. Preis 21 Gr.

Leipzig, den 20 Febr. 1839.

Renger'sche Verlagshandlung.  
(Fr. Volckmar.)

So eben sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

*Drey Kataloge im Preise herabgesetzter Bücher*, folgenden Inhalts:

- 1) Medicin, Chirurgie und Anatomie; Naturwissenschaften; Mathematik, Arithmetik; Astronomie; Zeichenkunst und Kriegswissenschaft; Technologie, Oekonomie, Forstwissenschaft und Gartenkunst; Schriften verschiedenen Inhalts.
- 2) Jurisprudenz und Staatswissenschaft; Geschichte, Geographie, Reisebeschreibungen und Biographien.
- 3) Theologie, Philosophie und Pädagogik; Sprachwissenschaft und Schriften in fremden Sprachen.

Diese Kataloge, viele werthvolle Schriften enthaltend, deren bisherige Preise bedeutend ermäßigt sind, empfehle ich einer gefälligen Beachtung bestens.

Leipzig, im Februar 1839.

Eduard Kummer.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M Ä R Z 1 8 3 9.

## P H I L O S O P H I E.

### Schriften zur Geschichte des Hegelschen Systems der Philosophie.

- 1) HALLE, b. Anton: *Die Hegelingen*. Actenstücke und Belege zu der sog. Denunciation der ewigen Wahrheit, zusammengestellt von Dr. *Heinrich Leo*. 1838. 44 S. gr. 8. br. Zweyte mit Nachträgen vermehrte Aufl. Halle 1839. 106 S. 8. (4 gr.)
- 2) LEIPZIG, b. O. Wigand: *Preussen und die Reaction*. Zur Geschichte unserer Zeit von Dr. *Arnold Ruge*. 1838. 174 S. gr. 8. br. (1 Thlr.)
- 3) QUEDLINBURG, b. Franke: *Dr. Ruge und Hegel*. Ein Beytrag zur Würdigung Hegel'scher Tendenzen von *Carl August Kahnis*. 1838. 102 S. gr. 8. br. (12 gr.)
- 4) LEIPZIG, b. Kollmann: *Der Hallische Löwe und die marzialischen Philosophen unserer Zeit; oder neuester Krieg auf dem Gebiete der Philosophie*. Dritter Beytrag zur Geschichte der Philosophie des 19ten Jahrhunderts, vom Prof. *Krug*. 1838. 47 S. gr. 8. br. (6 gr.)
- 5) Ebendaf., b. Wigand: *Aufruf an das protestantische Deutschland wider unprotestantische Umtriebe, und Wahrung der Geistesfreyheit gegen Dr. Heinrich Leo's Verketzerungen*, von Dr. *G. O. Marbach*. Erster Artikel. 1838. 48 S. gr. 8. br. Zweyter Artikel. 1839. 48 S. (16 gr.)
- 6) Ebendaf., b. Wigand: *Heinrich Leo vor Gericht*. Dramatische Scene aus dem Leben gegriethen, von *A. Hegeling*. 1838. 47 S. gr. 8. br. (6 gr.)
- 7) Ebendaf., b. Wigand: *Heinrich Leo der verhaltene Pietist*. Ein Literaturbrief von Dr. *Ed. Meyen*. 1838. 44 S. gr. 8. br. (6 gr.)
- 8) Ebendaf., b. Wigand: *Die deutsche Theologie*. Ein polemisches Votum gegen Prof. Dr. *Leo* in Halle von Dr. *Carl Zschiefche*, evangel. Prediger zu Dössel bey Wettin. XVI u. 62 S. gr. 8. br.

Am Grabe *Hegel's* hielten zwey seiner Schüler interessante, durch ihre unbewusste Ironie bedeutungsvolle Reden. Der eine, Professor der Theologie, verglich den Meister mit Jesus Christus. Wie dieser, habe er es seinen Jüngern überlassen, das neue Evangelium allen Völkern zu predigen. Wäre dieser Redner nicht schon durch seine Schriften als ein eifriger Anhänger der neuen Lehre hinlänglich bekannt, so

J. A. L. Z. 1839. *Erster Band.*

würde sich der Gedanke aufdringen, es sey von ihm diese Vergleichung bloß deswegen angestellt worden, um durch den schneidenden Contrast zwischen der himmlischen Lehre des Christenthums und dieser neuen Weltweisheit, dem heiligen über die Apostel ausgegossenen und dem irdischgefärbten Geiste, der in die Jünger dieses Meisters gefahren, an den Spruch des Apostels zu erinnern: „Sehet zu, daß Euch Niemand beraube durch die Philosophie und lose Verführung nach der Menschen Lehre und nach der Welt Satzungen, und nicht nach Christo.“ Und von einem christlichen Theologen durfte man gewiß eher diese Wendung, als jene einer unbedingten Lobpreisung des neuen Evangeliums erwarten. Er mußte daran denken, daß auch falsche Christi und falsche Propheten aufstehen können, und viele verführt werden, selbst die Auserwählten, wenn es möglich wäre, da wo die Ungerechtigkeit überhand nimmt, und die Liebe erkaltet (Matth. 24. v. 11—14. 24). Der andere Redner äußerte, *Hegel* habe, wie *Alexander der Große*, sein Weltreich seinen Schülern, gleichsam seinen Generalen, zur Vertheilung hinterlassen. Abgesehen von dem Gedanken, als ob das Reich des Geistes und der Wahrheit auf die Erben eben so übergehen könne, wie ein weltliches Besitzthum, schien uns die ganze Rede für das künftige Schicksal dieser projectirten Universal-Monarchie von gar übler Vorbedeutung zu seyn. Mit dem Tode des Meisters verlor die Schule zwar ihr sichtbares Oberhaupt, sie wurde aber auch zugleich der Vormundschaft entbunden. Jeder Schüler konnte frey athmen, die Mitschüler standen nur neben, nicht über ihm, die kräftigeren Naturen unter ihnen durften im Gefühl der neuen Freyheit es wagen, das System in einzelnen Punkten zu modificiren, die abstrusen Partien desselben zugänglicher zu machen, und die auffallenden, das sittliche wie das religiöse Gefühl verletzenden Härten, wenn nicht ganz zu beseitigen, doch wenigstens zu mildern und abzustumpfen. Es konnte nämlich denjenigen unter ihnen, welche den Eidswur auf die Worte des Meisters noch nicht abgelegt, und auf die Selbstthätigkeit des Denkens nicht ganz verzichtet hatten, unmöglich entgegen, daß das System den Anforderungen, welche man von dem Standpuncte der sittlich-religiösen Weltanschauung an die Philosophie zu machen berechtigt ist, nicht entspreche, und die Stimme des Gemüths durch keine noch so künstlich ausgesponnene, blendend verführerische Dialektik zum Schweigen gebracht werden könne. Da nun das Christenthum diesen Standpunct zur Basis hat, so mußten die wahr-

haft religiösen Gemüther, wie vor allen *Göschel*, in der Ueberzeugung von der Göttlichkeit des Christenthums, so wie von der absoluten, alle Gegensätze vermittelnden Wahrheit der Philosophie, es für das dringendste Geschäft halten, die vollkommene Harmonie beider darzuthun. Hingerissen von dem schmeichlerisch-imponirenden Gedanken, durch Philosophie werde der positive, in der Form der Vorstellung gegebene Inhalt des Christenthums denkend, *im Begriffe* aufgefaßt, d. h. wie er an sich, *in der Wahrheit ist*, glaubten sie, in dem Systeme das Christenthum nicht nur erhalten, sondern auch in verklärter Gestalt zu besitzen, es gar nicht ahnend, daß dieses durch den dialektischen Prozeß zu etwas ganz anderem geworden, und seine wohlthätige, für das Menschenleben befehlende Kraft ganz verloren hatte. In dieser Ueberzeugung interpretirten sie die Schriften *Hegel's* ganz willkürlich, oder betrachteten sie nur als Thematata zu freyen gemüthlichen Variationen und Phantasien, sprachen viel von Religion, Christenthum und Frömmigkeit mit Berufung auf die Bibel, die Kirchenväter und selbst der classischen Dichter aller Nationen, so daß der nicht eingeweihte Leser sich leicht überreden läßt, es müsse doch wohl das System mit dem Christenthume wirklich übereinstimmen, wie keck auch die Feinde desselben das Gegentheil versichern. Diese erzwungene Harmonie durchschauend wagten es andere in dieser Schule gebildete, aber selbstständigere Geister das System in diesem Punkte für unzureichend zu erklären, und deshalb darüber hinauszugehen, auf die Gefahr hin, für Abgefällene, auf einen früheren unvollkommenen Standpunkt Zurückgesunkene erklärt, und als Ketzler verdammt zu werden. Eine dritte Classe endlich umfaßt die starken Geister, gleichsam die Orthodoxen und Bigotten, welche mit unerbittlicher Strenge an den ungeschmeidigen Formeln festhaltend, lieber das Christenthum aufgeben, als der Philosophie untreu werden wollen. Hiemit ist nun eine Spaltung innerhalb der Schule selbst gesetzt, von der sich gegenwärtig noch nicht sagen läßt, wie weit sie gehen werde: so viel läßt sich jedoch nach den neuesten Actenstücken mit Gewißheit behaupten, daß sie immer größer wird, und mit einer völligen Entzweyung der Gemüther zu endigen droht. Entschiedener wurde sie zunächst durch die Erscheinung des *Lebens Jesu von Straufs*, welches eine Bewegung unter den Geistern hervorgebracht hat, wie seit langer Zeit auf dem Gebiete der Theologie kein ähnliches Werk, und deswegen ein epochemachendes genannt zu werden verdient. *Straufs* gesteht, daß seine Kritik des *Lebens Jesu* auf dem Boden der *Hegel'schen* Philosophie erwachsen (Streitschriften 3tes Heft. S. 57), be ruht sich dann auf mehrere Stellen der Schriften *Hegels*, welche seiner Ansicht günstig sind, und weist zuletzt verschiedene Richtungen innerhalb der *Hegel'schen* Schule in Betreff der Christologie nach. Er theilt die *Hegel'sche* Schule in eine *rechte* und *linke Seite* und in ein *Centrum*. Die *rechte* Seite, vor allen durch *Göschel* vertreten, will mit der Idee der Ein-

heit der göttlichen und menschlichen Natur die ganze evangelische Geschichte bewahren. Zu ihr gehören auch *Gabler* und *Bauer*. Das *Centrum*, in welches *Rosenkranz* stellt, will nur einen Theil der evangelischen Geschichte bewahren, und die *linke* Seite endlich behauptet, sie sey weder ganz noch theilweise von der Idee aus als historisch zu erhärten, und die Prüfung derselben sey daher durchaus der historischen Kritik zu überlassen. Zu dieser würde er selbst übertreten, wenn es die Schule nicht vorzöge, ihn aus ihrem Bereiche ganz auszuschließen, und anderen Geistesrichtungen zuzuwerfen, — freylich nur, um ihn von diesen, wie einen Ball, wieder zurückgeworfen zu bekommen (S. 126). *Straufs* erklärt sich jedoch mit vieler Mäßigung über die Schule, in welcher er wohl eine wenigstens verwandte Geistesrichtung nicht verkennen wollte. Derber trat *Michelet* auf in der *Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis Hegel*. Berlin 1837. 1838. 2 Bde. Dieses Werk ist in dreifacher Beziehung als ein wichtiges Actenstück zur Geschichte und Beurtheilung des *Hegelschen* Systems zu betrachten: zuerst, weil es die Spaltung innerhalb der Schule selbst unterhält und vergrößert; sodann wegen der naiven Interpretation der Schriften des Meisters, welche so rückhaltslos und unumwunden geschehen ist, daß nunmehr auch den Verblendeten die Augen aufgehen müssen, und über Geist und Tendenz des Systems im Verhältnisse zu dem Christenthume kaum noch gestritten werden kann; endlich weil *Leo* in seiner Anklage sich auf dieses Document vorzüglich gestützt hat. Von der Schule werden zuerst der jüngere *Fichte* und *Weisse*, welche den Standpunkt *Hegel's* in sich aufgenommen haben, aber noch eine Stufe höher gestiegen seyn wollten, als Andringlinge, die sich unberufen zur Philosophie, wie die Eule zum Lichte drängen, von ihm abgewiesen. Sie haben die Speise der Phänomenologie nur gewürgt, ohne sie einmal herunterzuschlucken zu können; und während Frühere diese wenigstens gehörig verdauten, brachten jene sie durch ein *Jacobisches* Brechmittel glücklich wieder heraus (S. 629 — 631). *Weisse's Metaphysik* ist nichts als „ein durchgeführter Krimskrams, wo in der Gotteslehre jeder Schatten von Speculation verschwunden ist.“ (S. 636). Hier vergiftet aber *Michelet*, daß *Hegel* selbst (*Grundlinien der Philosophie des Rechts* Vorr.) sagt: „Wenn die Philosophie ihr Grau in Grau malt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden, die Eule der Minerva beginnt erst mit einbrechender Dämmerung ihren Flug.“ Es scheint hienach, daß der Meister wie im prophetischen Geiste seine Schüler mit einem Neste von Eulen verglichen habe, die, von dem reinen Lichte des Christenthums nur schmerzhaft berührt, in das dunkle und verworrene pantheistische Gestrüppe flüchten. Die Eulen benehmen sich am Tage gar possierlich, sie werden selbst von kleineren Vögeln geneckt, und ihr klägliches, winselndes Geschrey gab Veranlassung zu manchen Sagen von dem wilden Heere und von Gespenstern. Nach dieser Vertreibung

der Profanen wird die *eigentliche Schule* gemustert, und über *Göschel*, einen bisher in der Schule fast als zweytes Haupt geachteten, und von dem Meister selbst geliebten Jünger, welcher ihm öffentlich (*Jahrbücher f. wissenschaftliche Kritik* 1829. No. 106) dankbar die Hand drückte, ein strenges Gericht gehalten. Sein Glaubensbekenntniß der speculativen Philosophie sey das eines pietistischen Juristen, der in der Philosophie kaum für einen Dilettanten gelten kann, und dessen Arbeiten in diesem Gebiete nur für Pflusche-reyen angesehen werden dürfen. Er fällt in die crassen Vorstellungen eines *Petrus Lombardus* zurück, und man müßte erschrecken, wenn man aus seinen Schriften entnehmen wollte, wie es mit der Philosophie stehe (S. 643. 44). Auch soll ihm kürzlich im Gespräche das Geständniß entschlüpft seyn, er sey endlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß das Christenthum und die speculative Philosophie nicht nur der Form, sondern auch dem Inhalte nach verschieden sey (S. 646). Dieses Geständniß würde nach unserer Meinung dem Geiste *Göschel's* Ehre machen; und das Betragen der Hegelingen in dem vorliegenden Streite müßte ihn eigentlich bestimmen, sich von der Schule ganz loszufagen. *Michelet's* Verfahren verräth dabey wenig Klugheit, da *Göschel* seiner Stellung nach unter die Protectoren derselben gerechnet werden muß. In Beziehung auf die Eintheilung der Schule, wie sie *Straufs* gemacht, schlägt *Michelet* eine Coalition des Centrums (ohne welche es weder Fisch noch Fleisch, ein niederträchtig Grau wäre) mit der linken Seite vor, was eine compacte Majorität bilden würde, deren Leiter der Abgeschiedene selber bilden würde. Und er ist so großmüthig, da *Straufs* in Berlin sich zu seinen Vorträgen gehalten, sich auch jetzt seinerseits unter obiger Clausel zu ihm zu halten. Als diejenigen, die unbedenklich mit auf diese Seite treten, nennt er, ihrer Zustimmung gewiß, *Gans*, *Vatke* und *Benary*: der Erklärung Anderer will er nicht vorgreifen (S. 659). Dieses Centrum mit den beiden Seiten erinnert unwillkürlich an die revolutionären Clubs der Feuillants und der wüthenden Jacobiner mit ihren Blutgerüsten. *Michelet* scheint nicht übel Lust zu haben, in Berlin einen solchen Jacobiner-Club zu stiften, und in ihm die Rolle eines *Robespierre*, *Marat* oder *Danton* zu spielen. Seine Recension der Schrift von *Hartenstein* über die neuesten Darstellungen und Beurtheilungen der *Herbart'schen Philosophie*. Leipz. 1838 in den *Berliner Jahrb. f. wissensch. Kritik* 1838. No. 87—89 zeigt, daß es in diesem Genre noch weit bringen kann. Schade nur, daß diese Clubs selbst gegen einander und ihre Mitglieder wüthen, wie *Michelet* gegen *Göschel*, *Ruge* gegen *Erdmann*, und der Halle'sche Clubb gegen den Berliner, und da keiner die Autorität des andern anerkennt, so dürfte es leicht dahin kommen, daß sie in Kurzem ihren eigenen Monarchen, *Hegel*, in effigie guillotinirten, und daß zuletzt ein zweyter *Cromwell* oder *Napoleon* sämmtliche Clubs zersprengt, um der ganzen Herrlichkeit ein Ende zu machen. Die Schüler mögen

sich aber unter einander rangiren, wie sie wollen; für uns, die wir außer und über der ganzen Schule stehen, und ihren Standpunct nur als einen untergeordneten betrachten, der uns zwar in früheren Jahren einige Zeit festhalten konnte, aber im höheren Mannesalter zu befriedigen nicht vermag, hat dieser Streit nur in sofern Interesse, als sich in ihm die Zauberkraft der Idee bewährt, den ohnmächtigen Versuchen gegenüber, sie einzukerkern und ihr Leben zu verknöchern. *Hegel* nämlich hielt seine Philosophie für die letzte, für das Resultat der Bemühungen des Geistes durch fast 2500 Jahre, womit die Reihe der geistigen Gestaltungen geschlossen ist, weit in ihr der Geist zu seiner wahrhaften Existenz gelangt ist. Die Gegenwart ist das Höchste (*Werke* 15ter Bd. S. 684—86. 690). Dieser Gedanke zeigt sich aber schon jetzt durch die ausgebrochene Differenz der Schule als unrichtig. Der Zwiespalt der Schule in sich selbst über die höchsten Probleme der Philosophie, wie die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele, beweist offenbar, daß sie noch keinen sicheren Halt hat, und eben deswegen durch die eigene immanente Dialektik, wenn auch für jetzt nur in einzelnen Zweigen, über ihren ursprünglichen Stamm hinausgetrieben wird. Auch möchte dieser Umstand wohl nicht dazu geeignet seyn, ihre Gegner zu beschwichtigen, und die Anerkennung ihrer Principien außerhalb ihres Kreises zu Stande zu bringen; was doch nach *Michelet* (S. 609) die nächste That der künftigen Geschichte der Philosophie seyn soll. Ueberdies gesteht uns dieser mehr zu, als wir in Anspruch nehmen. Wir haben bis jetzt geglaubt, und glauben noch, das System *Hegel's* unterscheide sich von dem ihm verwandtesten, dem *Schelling'schen*, und noch mehr von den Systemen *Fichte's* und *Spinoza's*, außer der Methode, noch durch eine Reihe eigenthümlicher Gedanken. Jetzt erfahren wir von *Michelet* zu unserem großen Befremden, daß man eigentlich keine positive Behauptung als charakteristische Eigenthümlichkeit des *Hegel'schen* Systems anführen kann, indem in ihm nichts feststeht, als die Methode (S. 605). Aber, fügt er, dieses Versehen wieder gut machend, hinzu, obgleich sein Beruf eigentlich nur die Findung der Methode war, so hat er doch noch selbst, theils in seinen Werken, theils vornehmlich in seinen Vorlesungen, den ganzen Reichtum des Universums der Methode dieses Begriffs zu unterjochen gewußt. (606). Das ist viel, sehr viel gesagt! Das arme Universum! Nach *Hegel* selbst ist die wahre Methode von ihrem Gegenstande und Inhalte nichts Unterschiedenes, denn es ist der Inhalt in sich selbst, die Dialektik, die er an sich selbst hat, welche ihn fortbewegt (*Logik*, Einleit. S. XX. XXI). Nach diesen Worten sollte man glauben, der Philosoph müßte sich, wenn er das Universum denkend zu erfassen sucht, nach dem Universum richten, um es zu erkennen, wie es an sich ist in seiner ewigen Gesetzmäßigkeit. Nach *Michelet* dagegen muß sich das Universum nach der Methode des Philosophen richten; denn er soll es unterjochen, ihm also ein

fremdes Gesetz auflegen. Eben so schielend ist das Folgende. „Was *Hegel* einmal seinem Denken unterwarf, das leuchtete fortan im Glanze der Idee, ohne daß die Atmosphäre des Irdischen dieses Licht zu brechen, oder auch nur zu dämpfen vermocht hätte (S. 606).“ Hiernach scheint es, als ob der Glanz der Idee erst von *Hegel* auf die Dinge ausgestrahlt wäre, da doch nach *Hegel* selbst die Idee *das an und für sich Wahre* ist, die absolute Einheit des Begriffs und der Objectivität, das Ewige in seiner der Erscheinungswelt immanenten Wirklichkeit. Der Glanz der Idee ist daher kein erborgter, erst am endlichen Geiste entzündeter; sondern ein Urlicht, das in den menschlichen Geist hineinstrahlend vielmehr in diesem erst das Licht der Erkenntniß erweckt. Ueber den weiteren Inhalt dieser Schrift, die Classification, Darstellung und Beurtheilung der einzelnen Systeme von *Kant* bis *Hegel* wäre viel zu sagen; wir müssen aber hier abbrechen, um den *Leo-Hegelingschen* Streit selbst näher ins Auge zu fassen. Nur dieses sey noch hinzugefügt, daß ihr Vf. durch ein sehr fleißiges Zusammentragen eines außerordentlich reichhaltigen Materials sich ein wirkliches Verdienst erworben hat; weshalb wir sie denjenigen, die sich von dem Gange der deutschen Philosophie seit *Kant* ausführlicher unterrichten wollen, mit gutem Gewissen empfehlen können. Mit Vergnügen bemerken wir auch, daß in dieser Galerie auch Geister wie *Hamann*, *Herder*, *Schleiermacher*, *Fr. v. Schlegel*, *Oken*, *Schubert*, *Fz. v. Baader*, *Steffens* und *Solger* ihren Ehrenplatz gefunden haben. Dagegen vermissen wir zu unserm großen Bedauern den trefflichen *Krause*, gegen den der Vf. auffallend ungerecht gewesen ist. Auch *Eschenmayer*, *Joh. Jac. Wagner*, *Troxler*, und von den älteren der *Fürst Primas Freyherr v. Dalberg* durften nicht übergangen werden. Des Fürsten Primas *Bruchstücke zur Menschen- und Erziehungskunde religiösen Inhalts*. Frankf. a. M. 1810—1815. 10 Hefte (scheinen auch) weder *Tennemann*, noch *Wendt*, der Herausgeber seines Grundrisses der Gesch. der Philosophie, gekannt zu haben, da sie derselben gar nicht erwähnen.

Der Streit selbst ist in der Wissenschaft unvermeidlich, wegen der Unangemessenheit des menschlichen Strebens zur Idee, und der Möglichkeit eines unbegrenzten Fortschreitens unserer Vernunft von verschiedenen Standpuncten aus; er muß aber in der Philosophie am schärfsten hervortreten, weil in ihr der Contrast zwischen den wirklichen Leistungen und der ungeheueren, fast übermenschlichen Aufgabe am auffallendsten ist, und gleichwohl hier die meisten Systeme mit der Präntion aufgetreten sind, diese Aufgabe, welche sich nur annähernd lösen läßt, nach ihrem ganzen Umfange gelöst, und die Philosophie gleich

einem Kunstwerke abgeschlossen zu haben. Die verneinenden Geister in ihr sprachen mit gleicher Entschiedenheit dem Menschen jede Fähigkeit zur Erkenntniß des Göttlichen ab. Sie wollten dem Streben einen unverrückbaren Grenzstein setzen mit der Devise: *bis hieher und nicht weiter*. Zwischen diesen beiden Polen, dem positiven und negativen, oscilliren alle Phänomene in der Geschichte der Philosophie, weil zwar unser Bewußtseyn, dieser Compass der inneren Welt, an sich nach dem Unendlichen hin gravitirt, aber zugleich von den irdischen Mächten in seiner Nähe gewaltig angezogen, und so in einem beständigen Vibriren erhalten wird. Davon giebt die Philosophie unserer Zeit einen schlagenden Beweis. Während die *Hegelsche* Schule mit einer vollkommenen Erkenntniß ihres processualischen Gottes prahlt, leugnen einige aus der *Kantschen* Schule übrig Gebliebene hartnäckig jede Erkenntniß Gottes durch die theoretische Vernunft, und wollen dessen Gegenwart nur im Gefühle und der Ahnung gelten lassen; andere, wie *Herbart*, versichern, es fehlen alle Data zur Erkenntniß Gottes; und die *Neu-Schelling'sche* Schule schließt sich wieder ganz der Offenbarung und dem Glauben an. Und doch sind dieses Alles Formen der Einen Wissenschaft, Alle berufen sich, in ihrem starren Gegensätze auf dieselbe Eine Vernunft und die ewigen Gesetze des Geistes! Betrachtet man aber erst die Art und Weise, wie der Streit geführt wird, so möchte man fast an der Wissenschaft verzweifeln, und an dem Menschengenosse irre werden. Der Streit kann in der Philosophie, wie in der Religion, leicht leidenschaftlich werden, weil es sich hier um die höchsten Angelegenheiten des Menschen handelt, weshalb die philosophischen Kämpfe viel Aehnlichkeit mit den Religionskriegen haben; aber es muß doch dabey ein gewisser Anstand beobachtet werden, die Streitenden dürfen nicht vergessen, was sie der Wissenschaft, die sie vertreten wollen, dem Publicum, zu dem sie sprechen, sich selbst, als Gebildeten, und endlich dem Gegner, als einem verwandten, nach demselben Ziele strebendem Geiste, schuldig sind. Leider hat auch hier *Hegel*, schon früher in Verbindung mit *Schelling*, und später seiner Schule ein gar schlechtes Beyspiel gegeben, indem er die Belcheidenheit eine *viehische* Tugend, seine Gegner aber *schäbiges Gefindel* nennt, mit dem er sich herumschlagen müsse. Dies hat sich seine Schule nicht zweymal sagen lassen. Ihre ganze Polemik hat etwas Leidenschaftliches, Arrogantes, Schönungsloses, durchaus Persönliches. Diesen Charakter hat sie auch in dem Streite mit dem Prof. *Leo* nicht verleugnet.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M Ä R Z 1 8 3 9.

## P H I L O S O P H I E.

*Schriften zur Geschichte des Hegelschen Systems der Philosophie.*

- 1) HALLE, b. Anton: *Die Hegelingen u. s. w.*, von Dr. *Heinrich Leo* u. s. w.
- 2) LEIPZIG, b. Wigand: *Preussen und die Reaction.* Zur Geschichte unserer Zeit von Dr. *Arnold Ruge*. u. s. w.
- 3) QUEDLINBURG, b. Franke: *Dr. Ruge und Hegel.* Ein Beytrag zur Würdigung Hegel'scher Tendenzen von *Carl August Kahnis* u. s. w.
- 4) LEIPZIG, b. Kollmann: *Der Hallische Löwe und die marzialische Philosophen unserer Zeit; oder neuester Krieg auf dem Gebiete der Philosophie* u. s. w.
- 5) Ebendaf., b. Wigand: *Aufruf an das protestantische Deutschland wider unprotestantische Umtriebe, und Wahrung der Geistesfreyheit gegen Dr. Heinrich Leo's Verketzerungen*, von Dr. *G. O. Marbach*, u. s. w.
- 6) Ebendaf., b. Wigand: *Heinrich Leo vor Gericht.* Dramatische Scene aus dem Leben gegriffen, von *A. Hegeling* u. s. w.
- 7) Ebendaf., b. Wigand: *Heinrich Leo der verhaltene Pietist.* Ein Literaturbrief von Dr. *Ed. Meyen* u. s. w.
- 8) Ebendaf., b. Wigand: *Die deutsche Theologie.* Ein polemisches Votum gegen Prof. Dr. *Leo* in Halle von Dr. *Carl Zschiesche*, u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die eigentliche Veranlassung des genannten Streites ist für Auswärtige schwer zu ermitteln. Nach dem Zeugnisse von drey und zwanzig Lehrern der Universität Halle, gestützt auf ihre beste Kenntniß von der Sache, ist dem Dr. *Ruge* allein nicht nur der erste, gegen literarische Sitte, persönliche Angriff gegen Prof. *Leo*, sondern auch die Provocation zum weiteren Fortgange der Differenz bezumessen. Dagegen hat Dr. *Ruge* erklärt, er habe allerdings angefangen, aber nicht mit Persönlichkeiten und Injurien (vergl. Leipz. Allg. Zeit. 1838. No. 325 u. 332). Hierauf erwiderte Prof. *Leo* (No. 344), er sey es gewesen, der sich *Ruge's*, als man wegen nicht ganz genügender Leistung bey seiner Habilitation hinsichtlich seines Verhältnisses zur Universität zweifelhaft

J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

war, angenommen; er habe ihn fast allein jahrelang bey denen an der Universität, die ihn für eine unnütze Zugabe der Corporation hielten, das Wort geredet; wogegen wieder Dr. *Ruge* durch ein hohes Ministerial-Rescript sich zu decken sucht (No. 349), und bey dieser Gelegenheit seinem Gegner sogar die Brüderschaft aufkündigt. Welcher von ihnen aber auch diesen Streit zuerst zu einem persönlichen gemacht haben mag, so wie er geführt worden ist, gereicht er keinem von beiden zur Ehre. So lange die Wissenschaft nur den Geist aufklärt, aber das Herz kalt läßt, oder mit Haß, Rachsucht und allen niedrigen Leidenschaften erfüllt, so lange sie es nicht vermag, die Rohheit der Sitten zu überwinden, und den inneren Schmutz der Gesinnung wegzuwischen, so lange braucht auch niemand auf sie stolz zu seyn, und ihr Besitz wird zu theuer erkaufte. Vor allen sollten doch die Universitätslehrer, die es wohl sonst anderen Classen ziemlich deutlich merken lassen, daß sie, als Repräsentanten der Wissenschaft, auf der höchsten Stufe der Bildung stehen, ja nicht vergessen, was sie ihrem Stande, ihrem Berufe als Lehrer und Vorbilder der akademischen Jugend, was sie dem Staate; und dem heiligen Geiste der Wissenschaft und Wahrheit, der sich durch sie offenbaren will, schuldig sind.

Hr. Prof. *Leo*, der Vf. von No. 1 der oben angezeigten Schriften, erklärt sich über die Veranlassung dazu in dem Vorworte also: „Als vor Kurzem in einer Anzeige der zweyten Auflage meines Sendschreibens an *Görres* das dasselbe begleitende Vorwort als eine *Denuntiation*, und die frühere im Sendschreiben selbst enthaltene Andeutung, daß von der *Hegel'schen* Schule aus eine Umwälzung der religiösen und Rechtsbegriffe, und in Folge davon eine Umwälzung der Kirchen- und Staats-Formen zu befahren sey, als eine *Denuntiation der ewigen Wahrheit* bezeichnet ward, war ich zwar über diesen Titel nicht wenig erstaunt; indessen erholte ich mich rasch von meinem Erstaunen, und sahe in dieser Kränkung nur Strafe und Mahnung der Vorsehung: — *Strafe*, daß ich nur an mich gedacht, und mich und das mir Heilige nur subjectiv gewahrt hatte; — *Mahnung*, daß ich nicht zögern dürfte, das Object meiner Klage, wodurch meine Verwahrung motivirt worden, zu allgemeiner Kenntniß vorzulegen. Denn obwohl diese Sachen gedruckt sind, und von den *Hegelingen* auf allen Wegen und Strassen discutirt werden, so sind sie doch in ihrer Frevelhaftigkeit wenig erkannt, weil die Bücher durch ihre Titel in der Regel nur mit

dem Inhalte einverständene Käufer anlocken, und selbst so geschrieben sind, daß sie jeden nicht Einverständenen, ehe er zu den charakteristischen Stellen des Frevels und Gräuels am Heiligthume vordringt, abschrecken; weil endlich, wo nicht Bücher, sondern Zeitschriften die Gefäße des Unraths sind, die allgemeine Verachtung, welche dormalen (mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen) auf allen literarischen Erscheinungen dieser Art lastet, den Unrath selbst überblättern, oder so unbedeutend erscheinen läßt, wie die mündlichen Discussionen selbst. Ich hole nun also das Versäumte nach, und übergebe in folgenden Blättern dem Publicum eine Reihe Belege und Actenstücke, die leicht auf das Zehnfache vermehrt werden könnten. Zu dieser Anklage fühle ich mich durch mein Gewissen gedrungen, und fall's die Nation wirklich so allgemein verblendet seyn sollte, darin eine niedrige Denuntiation zu sehen, würde ich mich damit trösten, daß ich das Bewußtseyn habe, hierin dem Herrn zu folgen, und die Pflicht habe, ihm nachzugehen, nicht bloß durch Ehre vor den Menschen, sondern auch durch Schande vor denselben.“

Die Beschuldigung einer *Denuntiation der ewigen Wahrheit* kann Hr. Leo mit vollem Rechte zurückweisen. Es handelt sich hier gar nicht um die Anzeige eines verheimlichten Verbrechens, oder überhaupt einer strafwürdigen Handlung, bey den Behörden, sondern um das öffentlich ausgesprochene Urtheil über Druckschriften, welche dem Publicum, an dessen Gerichtshof sich der Ankläger wendet, bereits zur Einsicht vorliegen. Auch ist die Anklage nicht gegen die *ewige Wahrheit* gerichtet, sondern gegen die paradoxen Behauptungen einiger junger Gelehrten, welche diese in ihrer Annahme für die ewige Wahrheit selbst ausgeben. Eben so wenig darf man ihm den Abfall von der *Hegelschen* Philosophie, den die Gegner hervorheben, zum Vorwurfe machen. Denn wenn auch diese Philosophie nicht ohne Einfluß auf seine geistige Bildung geblieben, wie denn ihre Anklänge seine ganze Weltanschauung, so weit sie sich in seinen früheren Werken ausdrückt, durchzittern, so kann er doch zu seiner Vertheidigung sagen, er habe seine frühere Ueberzeugung mit einer besseren vertauscht. Die *Hegelsche* Philosophie ist dormalen selbst noch in der Krisis eines hitzigen Fiebers begriffen, dessen höchst bedenkliche Paroxysmen es überhaupt noch zweifelhaft machen, ob sie dieselbe glücklich überleben, oder ihr unterliegen werde. Sie muß noch um ihre Anerkennung kämpfen, und diese hat sie bis jetzt so wenig errungen, daß sie von allen außer der Schule stehenden Philosophen, welche doch competente Richter in dieser Angelegenheit sind, fortdauernd bekämpft, von einigen sogar als eine Austerphilosophie gänzlich verworfen wird. Zwar wächst ihr immer junger Anflug nach, aber sie hat es schon erleben müssen, daß die beiden besten Köpfe, die sich ihr einige Zeit hingaben, *Fichte* und *Weisse*, von ihr abgefallen sind, und einen Theil der Schule in ihren Abfall mit hineingerissen haben. (*Michelet*, 2ter Thl. S. 630.) Und die immer mehr um sich greifende

Spaltung der Schule selbst ist doch wahrhaftig nicht dazu geeignet, die Freunde derselben in ihrer Treue zu befestigen. Könnte nicht Hr. Leo schon jetzt den Leichengeruch an ihr gewittert, und da der Geschichtschreiber ein rückwärts gewendeter Prophet ist, in dem Vergangenen und Gegenwärtigen das Zukünftige geahnet haben? Endlich soll man ihm auch seinem Pietismus nicht zum Verbrechen machen. Es führen gar mancherley Wege zu Gott, und die Geister werden oft wunderbar geleitet. Seitdem es in der christlichen Welt eine Philosophie giebt, seitdem giebt es auch unter den Christen eine ihr abgewendete, ja feindselige Richtung. Viele der tiefsten Gemüther fühlten sich durch die Philosophie ihrer Zeit und deren Formelwesen am wenigsten befriediget, und neigten sich der Mystik und der stillen klösterlichen Gottesverehrung zu, in der Entfugung der Welt. Dieser Vorwurf des Pietismus scheint bey den Gegnern *Leo's* so zur fixen Idee geworden, daß ihre ganze Polemik fast allein um diesen Punct sich dreht, und sie darüber die Selbstvertheidigung aus den Augen gelassen haben.

Wohl aber kann man mit Hr. Prof. Leo über folgende Punkte rechten. *Erstens*. Wenn er nach seinem eigenen Geständnisse in dem *Sendfchreiben an Görres* „sich um Philosophie gar nicht bekümmert, und seit nun fast elf Jahren kaum einmal in einem Buche philosophischen Inhalts gelesen“, so gereicht ihm dieses weder an sich, noch in dem gegenwärtigen Streite zur Empfehlung. An sich nicht, weil der Geschichtschreiber ohne Philosophie nicht zu der klaren und umfassenden Weltanschauung zu gelangen vermag, welche erforderlich ist, um die Geschichte eines Volks in allen ihren Momenten, wozu doch gewiss auch die religiöse, wissenschaftliche, künstlerische und moralische Bildung gehört, verstehen und würdigen zu können. Daher vermissen wir in seinen historischen Schriften jene maßhaltende, sich selbst zügelnde epische Ruhe, wodurch der wahrhaft große Geschichtschreiber, wie der Künstler-Genius, über seinem Werke schwebt, und bey den größten Ereignissen, den gewaltigsten Stürmen und herzerreißenden Scenen in den erhabenen Tragödien des Völkerlebens scheinbar gefühllos und unerbittlich, indem er Alles nach seiner inneren organischen Gesetzmäßigkeit sich entwickeln läßt, und die Idee in ihrem, gegen alle kleinlichen, egoistischen und verkehrten Tendenzen siegreichen Kreuzzuge begleitet, eben damit seinen hohen Beruf würdig übt, und sich als einen Diener der göttlichen Gerechtigkeit bewährt. In dem vorliegenden Streite aber wird dieser Mangel an durchgreifender philosophischer Bildung noch bedeutender. Hat er sich, wie er selbst sagt, wirklich seit einer Reihe von Jahren um die Philosophie nicht bekümmert, so muß es auffallend erscheinen, daß er gleichwohl mit einer Anklage gegen die Hegelingen hervortritt, und ihre Philosophie zu verdächtigen sucht. Das Publicum, an dessen Auspruch er appellirt, muß ihn für einen hiezu wissenschaftlich Unbefähigten halten, und wird geneigt seyn, den Bewegungsgrund

zu seiner Anklage in rein persönlichen Verhältnissen zu suchen. Dies giebt ihr etwas Gehässiges. Auch scheint er von der Lage der Sache gar nicht unterrichtet zu seyn. Denn nur bey einiger Kenntniß der philosophischen Literatur mußte er wissen, daß die drey Hauptpunkte seiner Anklage, die Lehre der Hegel'schen Schule von Gott, dem Christenthume und der Unsterblichkeit, schon das Thema zu mannichfaltigen Discussionen geliefert haben, und daß er selbst einer der letzten ist, welcher mit dieser Anklage hervortritt. Wie Er die Anklage stellt, sollte man meinen, er sey der erste gewesen, dem man die große Entdeckung verdankt, daß die Hegel'sche Philosophie mit dem Christenthume nicht übereinstimme, und die Philosophen müßten erst durch ihn darauf aufmerksam gemacht werden. Eigenthümlich ist ihm nur das eilige Zusammenraffen einiger Sätze der Gegner aus den ersten besten Schriften, so wie die dabey bethätigte Gesinnung, und die Consequenzen, die er zieht. Zweytens. Um nicht über die ganze Schule samt ihrem Oberhaupte das Verdammungsurtheil auszusprechen, und die Gegner recht herabzusetzen, isolirt er sie, indem er ausdrücklich erklärt, daß, wenn er gegen eine jung-Hegel'sche Rotte eifere, dieser Eifer sich auch entfernt nicht auf Hegel selbst, noch auf die beziehen könne, die er als treue Bewahrer seiner geistigen Hinterlassenschaft kennt, wie v. Henning, dessen Unverbrüchlichkeit, Treue und Wahrheitsliebe er nicht bloß hochstellt, sondern gegen den er auch als Freund die vielfachsten Verpflichtungen anzuerkennen hat. Von Hegel selbst, seinem ehemaligen Lehrer, spricht er mit großer Pietät, als von einem Geiste, „der darnach gerungen hätte, sich das Christenthum in Gedanken anzueignen, und dem nie die Intention eingekommen, das Evangelium meistern zu wollen.“ (*Sendfchreiben an Görres* 2te Aufl. Vorr. S. XII—XIV). Indem Hegel selbst sich über die das religiöse Bewusstseyn seines Volks untergrabenden Consequenzen seiner Lehre nicht klar ausgesprochen, hat er es denen, die sein Andenken ehren, frey gelassen, anzunehmen, er werde, wenn ihm diese Consequenzen in ihrer Teuflichkeit entgegengetreten wären, wie sie jetzt auftreten, entweder eingelenkt, oder einen anderen nothwendigen Gang des Consequirens gefunden haben. Die Hegelingen dagegen haben die Frechheit, diese Consequenzen als eine neue Religion vorzutragen, und dennoch zugleich mittelst einer betrügerischen Redeweise der bisher geltenden Religion unterzuschieben. (Die Hegelingen S. 7 Anmerk.). Gegen diese allein sey sein Angriff gerichtet. Allerdings ist der Verlust Hegel's in dieser Beziehung nicht genug zu beklagen. Ganz gewiß würde er, wenn er plötzlich wieder erscheinen, den Unfug, der mit seiner Lehre getrieben, vernehmen, und alles Gewäsche lesen sollte, was vorlaute und impotente Schwätzer auf offenen Straßen und Märkten der Literatur in seinem Namen als die neueste Weisheit prahlend anpreisen, in tiefster Seele zürnen, und in seinem Systeme Manches entweder anders motiviren

und umbilden, oder ganz fallen lassen. Da nun dieses aber, leider, nicht geschehen, und die Hegelingen einen wesentlichen Unterschied zwischen Alt- und Neu-Hegelthum gar nicht anerkennen, so tritt für ihn Leo die fatale Alternative ein, daß er entweder seine Anklage auf Hegel selbst ausdehnen, oder aus Hegel's Werken darthun muß, daß sein System mit dem Christenthume übereinstimme, und diese teuflischen Consequenzen gar nicht in ihm liegen: was wohl eine schwere Aufgabe seyn würde. Zugleich wirkt hier noch besonders ein Umstand nicht ungünstig für Dr. Ruge's Sache. Hr. Leo scheint nämlich nach dem Ursprünge und Fortgange des ganzen Streits auf Dr. Ruge besonders erbittert zu seyn. Gleichwohl hat er die Belege zu seiner Anklage größtentheils aus *Michelet's Geschichte der letzten Systeme der Philosophie*, dann aus *Bayrholder's Idee und Geschichte der Philosophie* Leipz. 1838 genommen, und nur Weniges als Nachträgliches und Ergänzendes aus der *Berliner literarischen Zeitung* von Dr. *Eduard Meyen*, so wie aus den *Halle'schen Jahrbüchern* von Dr. *Ruge*, und zwar nicht das Stärkste, hinzugefügt; woraus man schliessen muß, er habe in Dr. Ruge's Schriften keinen zureichenden Stoff zu seiner Anklage gefunden. Dr. Ruge würde nun erwiedern können: „Für die Interpretation des Hegel'schen Systems durch *Michelet* kann Ich nicht verantwortlich gemacht werden, Du müßtest denn darthun können, daß Hegel selbst gar nicht anders verstanden werden kann und darf, in welchem Falle Du aber, wie Du doch nicht wolltest, Deinen verehrten Lehrer zugleich mit verdammt. Endlich *Drittens* könnte man Hn. Leo fragen: welchem Gott er denn eigentlich folge und diene? Dem, welcher in Aegypten alle Erstgeburten des Menschen und des Viehes erschlug, und die Rotte Korah's vertilgte, oder dem Gotte, der uns durch Christus offenbar wurde? Nach der ganzen Sprache sollte man fast das Erste glauben. Wenigstens bleibt es auffallend, daß ein so frommer, bibelfester Christ sich meistens auf das alte und nicht auf das neue Testament beruft. Das Christenthum stellt die *Liebe des Nächsten* als das *königliche Gesetz* hin, ohne dessen Erfüllung alle Erkenntniß und Glaube nichts ist als ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle; Christus sagt: Liebet Euere Feinde, segnet die Euch fluchen u. s. w., und die Apostel lehren: „Wer da sagt, er sey im Lichte, und hasset seinen Bruder, der ist noch in der Finsterniß; seine Augen sind verblendet. Vergeltet nicht Böses mit Bösen, rächet Euch selbst nicht.“ Sie halten auch die Zunge für ein Feuer, und eine Welt voll Ungerechtigkeit und tödtlichen Gifts, sie schärfen es ein, daß, wenn jemand sich läßt dünken, er diene Gott, hält aber seine Zunge nicht im Zaum, sondern verführt sein Herz, sein Gottesdienst eitel ist. Hiemit will sich nun das Verfahren Leo's gegen seine Gegner nicht recht vereinigen lassen. Ausdrücke, wie folgende: Die jung-Hegel'sche Philosophie hurt der Wissenschaft nach, ihr freyer Geist ist eine Blase, welche der Fürst des Abgrunds in ihnen selbst aufreibt, sie

sind ein wüstes Unkräuttlcht, wucherische Vogelmierren und schmieriges Schöllkraut, ein Völkchen mit einer Gauner Sprache, Gefindel, dessen Schriften Gefässe des Unraths, Geburten der Hölle sind; diese und ähnliche sind weder anständig, noch verrathen sie sonderlichen Geschmack, und wenn der Pietismus zelotisch, unduldsam und verfolgend wird, so ist er um nichts besser als der wissenschaftliche Fanatismus.

Doch ist damit Hn. Leo's Anklage keineswegs zurückgewiesen. Diese Anklage gegen die Jung-Hegel'sche Partey ist in folgenden vier Puncten articulirt: *Erstens* „diese Partey leugnet jeden Gott, der zugleich eine Person ist. Sie versteht unter Gott eine nicht mit eigenem Selbstbewusstseyn begabte Macht, welche (nach einem Ausdrucke des urchristlichen Heidenthums) alle Persönlichkeiten durchwädht, ohne anders als in den Persönlichkeiten der Menschen zum Selbstbewusstseyn zu kommen; d. h. vom Standpuncte aller bisher aufgetretenen christlichen Kirchen, auch von dem der evangelischen: *diese Partey lehrt den Atheismus ganz offen.*“

Die Belege dazu sind aus dem zweyten Theile von Michelet's Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland S. 637—659 genommen. Die charakteristischen Stellen derselben sind folgende: „Die wahrhafte Lehre über die Persönlichkeit Gottes ist nun nicht, *dass Gott eine Person neben andern Personen* ist; eben so wenig ist er aber die bloß allgemeine Substanz. Er ist die ewige Bewegung des sich selbst zum Subject machenden Allgemeinen, das erst im Subjecte zur Objectivität und wahrhaften Bestehen kommt, und somit das Subject in seinem abstracten Fürsichseyn anhebt. *Gott ist also nach Hegel, nicht Eine Person, sondern die Persönlichkeit selbst*, das einzige wahrhaft Persönliche, wogegen das Subject, welches noch im Gegenfatze gegen die göttliche Substanz eine besondere Person seyn will, eben das Böse ist. Weil Gott die ewige Persönlichkeit ist, so hat er ewig das Andere seiner, die Natur, aus sich hervorgehen lassen, um ewig als *Geist der Gemeinde zum Selbstbewusstseyn zu gelangen*. Ist dieser Geist im Menschen, so ist es der Mensch nicht mehr, der in diesem Einzelnen lebt, sondern *Gott selbst*, der in ihm *persönlich* geworden.“ (S. 646). Dabey citirt Hr. Michelet eine Stelle aus Baur's christlicher Gnosis S. 705, wo es heist: „Ist Gott wahrhaft als Geist gedacht, so ist entweder Gott als Geist unmittelbar auch der persönliche, oder es ist nicht zu sehen, was zum Begriffe Gottes, als des Absoluten, durch den Begriff der Persönlichkeit noch hinzukommen soll, wofern nicht der persönliche Gott der gottmenschliche, der in Christus sich offen-

barende ist.“ Hr. Leo hätte noch eine andere schlagende Stelle aus Michelet citiren können, nämlich S. 487: „Solche Hegelianer, die Gott noch ein *apartes Selbstbewusstseyn* zuschreiben wollen, sind immer mehr oder weniger mit Kantisch-Jacobischen Bodensätze tingirt. *Der Mensch muss Gott hervorbringen, wie Gott den Menschen; denn Gott ist nichts aufser seiner Manifestation.*“ Endlich sagt Michelet in seiner Vertheidigung gegen Hn. Leo in der Berliner literar. Zeitung 1838. No. 41 „Nach der christlichen Dogmatik sind drey Personen in Gott vereinigt, Gott also nicht Eine Person neben den anderen. *Gott*, behauptet also Hegel und seine Schule, *ist nicht eine einzelne Person gegen andere einzelne*; denn die Einzelheit ist nothwendig das Ausschließende, Beschränkte, somit Endliche. Weil Gott aber ein Drey-einiger ist, *worin die Aeußerlichkeit der Zahl zu einer substantziellen Einheit umgebogen ist*, (!) so ist Gott eine *allgemeine Person*; denn das Zusammenfassen der Einzelheiten zu Einer Einheit ist eben die Allgemeinheit. Darauf bezieht sich der Ausdruck: *Gott sey die Persönlichkeit selbst*.“ Hr. Michelet verdient unseren Dank für diese unumwundene Interpretation der Lehre seines Meisters; wodurch die Streitfrage, ob derselbe einen persönlichen Gott angenommen habe, ihre Erledigung gefunden. Er nimmt gegen seine Mitschüler eine ziemlich vornehme Miene an, als ob er dem Meister sehr nahe gestanden, und in dessen Geist so tief eingedrungen sey, dass er sich zu entscheiden getraut, wie Hegel über die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit nach der Consequenz seines Gedankensystems dachte und denken mußte, mit Zurückweisung alles dessen, was ihm unter sich abweichende mündliche Traditionen darüber in den Mund legen (S. 638). Wir selbst haben Hegel schon längst gerade so verstanden, wie Hr. Michelet, wir wurden aber deshalb von anderen Schülern Hegel's des Mißverständnisses und der Entstellung des Systems beschuldigt: nunmehr, da Hr. Michelet selbst seine Lehre so interpretirt, müssen wir hierin nur eine Rechtfertigung und Bestätigung unserer Deutung erkennen. Ob diese Lehre *Atheismus* sey, bleibe jetzt dahin gestellt: gewiß ist sie aber *Pantheismus*, und zwar ein solcher, der mit dem Christenthume unvereinbar, ihm diametral entgegengesetzt ist, so dass alle Versuche, ihn mit der betrügerischen Etiquette: *christliche Dogmatik*, in das Christenthum einzuschmuggeln vergeblich sind. Wir müssen ihn an der Grenze als verdächtige und verpestete Waare anhalten, und im Namen der Wahrheit confisciren.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M Ä R Z 1 8 3 9.

## PHILOSOPHIE.

*Schriften zur Geschichte des Hegelschen Systems der Philosophie.*

- 1) HALLE, b. Anton: *Die Hegelingen u. s. w.*, von Dr. *Heinrich Leo u. s. w.*
- 2) LEIPZIG, b. Wigand: *Preussen und die Reaction.* Zur Geschichte unserer Zeit von Dr. *Arnold Ruge u. s. w.*
- 3) QUEDLINBURG, b. Franke: *Dr. Ruge und Hegel.* Ein Beytrag zur Würdigung Hegel'scher Tendenzen von *Carl August Kahnis u. s. w.*
- 4) LEIPZIG, b. Kollmann: *Der Hallische Löwe und die marzialischen Philosophen unserer Zeit; oder neuester Krieg auf dem Gebiete der Philosophie u. s. w.* vom Prof. *Krug u. s. w.*
- 5) Ebendaf., b. Wigand: *Aufruf an das protestantische Deutschland wider unprotestantische Umtriebe, und Wahrung der Geistesfreyheit gegen Dr. Heinrich Leo's Verketzerungen*, von Dr. *G. O. Marbach u. s. w.*
- 6) Ebendaf., b. Wigand: *Heinrich Leo vor Gericht.* Dramatische Scene aus dem Leben gegriffen, von *A. Hegeling u. s. w.*
- 7) Ebendaf., b. Wigand: *Heinrich Leo der verhaltene Pielist.* Ein Literaturbrief von Dr. *Ed. Meyen u. s. w.*
- 8) Ebendaf., b. Wigand: *Die deutsche Theologie.* Ein polemisches Votum gegen Prof. Dr. *Leo in Halle* von Dr. *Carl Zschiesche, u. s. w.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was Hr. *Michelet* Eine Person neben anderen, oder gegen sie mit einem aparten Selbstbewusstseyn zu nennen beliebt: dies ist eben der Gott des Christenthums. Nach dem Christenthume ist Gott *Schöpfer*, d. h. der *freye* Urheber des Stoffs wie der Form der Welt, unendlicher Geist, ein von sich selbst wissendes, nach Zwecken wirkendes, aber absolut gutes und heiliges Wesen. Die Schöpfung ist daher nicht bloß das Werk absoluter Macht und Erkenntniß, sondern auch unbegrenzter Liebe und Güte. Der Idee nach geht aber der Schöpfer nothwendig der Schöpfung vorher, und er muß auch nach der Schöpfung sich selbst fortdauernd von ihr und den einzelnen Geschöpfen unterscheiden können; nur da-

J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

durch ist eine Vorsehung und göttliche Weltregierung möglich. Ist nun das Menschengeschlecht auch Eine von den göttlichen Ideen, welche durch die Schöpfung verwirklicht werden sollte, so mußte Gott nicht nur ein Bewußtseyn von der Menschheit haben, ehe sie auf dem ihr bestimmten Schauplatze erschien, sondern er muß auch nachher, und noch jetzt von sich selbst wissen, dem Menschen, seinem Geschöpfe gegenüber: nicht aber darf er gedacht werden als mit dem Menschen zu Einem Wesen zusammengewachsen, wie eine Mißgeburt mit doppelten Rumpfe und Einem Kopfe, die nur Eines Bewußtseyns fähig ist, oder so, daß er sein Selbstbewußtseyn erst von dem Menschen wie zum Danke dafür erhält, daß er diesen ins Leben gerufen. Dieser durch das Christenthum offenbar gewordene Gott wird durch das *Hegel'sche* System aufgehoben. Nach diesem ist Gott nicht Eine Person, sondern *die Persönlichkeit* selbst, und nach Hr. *Michelet's* Interpretation, die *allgemeine Person*, das Zusammenfassen der Einzelheiten zu Einer Einheit. *Hegel* spricht in der *Logik* (2ter Bd. S. 396 — 400) allerdings von der *reinen Persönlichkeit*, als der höchsten zugespitztesten Spitze der ganzen *Logik*, und da die absolute Idee sich *frey* in die Auserlichkeit des Raums und der Zeit entlassen soll, obwohl ohne eigentlichen Uebergang und Werden der Natur, so haben die Vertheidiger desselben sich hierauf gestützt, um darzuthun, daß *Hegel* einen persönlichen Gott annehme. Das ist aber eine Erschleichung und Gaukeley zur Verblendung des Volks. Die *Logik* nämlich, als die Wissenschaft der reinen Idee, oder der Idee im abstracten Elemente des Denkens, betrachtet die Kategorieen, welche in der Natur und dem endlichen Geiste wirklich geworden sind, nicht in diesen ihren concreten Bestimmungen, sondern im Allgemeinen, in ihrem An-sich-seyn. So ist das *Seyn*, mit welchem sie anfängt, nicht das *Seyn* Gottes, oder der Welt, oder irgend eines Wesens, sondern das *reine* oder *abstracte Seyn*, das *Nichts*, das *Seyn* in allem Daseyn, wovon jedes *Seyn* eines concreten Wesens eine besondere Form und Offenbarung ist. Dasselbe gilt nun auch von dem *Werden*, dem *Daseyn*, *Für-sich-seyn* und allen folgenden Kategorieen. Es sind Unterschiede in der logischen Idee als solcher, wodurch sich diese in sich organisch entwickeln soll, aber nur in abstracten Momenten. Es ist daher auch die *absolute Persönlichkeit*; obwohl die reichste und concreteste, doch auch nur eine Kategorie *in abstracto* gedacht, womit noch gar nicht die Existenz eines absolut persönlichen We-

sens behauptet wird. Diese Kategorie kann sich zu dem concreten Wesen nur verhalten, wie die übrigen Kategorien. So wie nun das reine Seyn, das Wesen u. s. w. an sich nicht existiren, sondern nur als concretes Seyn, als einzelne Wesen *wirklich* werden, so ist auch die absolute Persönlichkeit, als logische Idee, nicht an sich wirklich, sondern sie wird dies erst in den *einzelnen Personen*, das ist, in den Menschen und ähnlichen Wesen auf anderen Himmelskörpern. Der *wirkliche Gott* ist also nach *Hegel die logische Idee der absoluten Persönlichkeit, die in den einzelnen Personen oder vernünftigen Weltwesen zum Bewusstseyn, und in der Philosophie zum vollkommenen Selbstbewusstseyn gelangt*, wozu sie sich aber erst durch einen ewigen dialektischen Proceß durcharbeiten muß; oder, wie Hr. Michelet sagt: „Gott ist das Zusammenfallen der einzelnen Personen zur Einheit, die *allgemeine Person*. Deshalb nennt auch *Hegel* Gott die an und für sich seyende *Allgemeinheit*, das Alles Befassende, in welchem das Seyn der einzelnen Dinge keine Wahrheit hat. (*Werke* 11ter Band S. 48. 62. Encyklop. §. 573). Die logische Idee im abstracten Elemente des Denkens, ist nämlich, wie er ausdrücklich lehrt, nur in dem denkenden Subjecte, in der Wissenschaft, nicht aber ist sie in ihrer Realität gesetzt. (*Werke* 12ter Bd. S. 179 u. s. w.) Die Idee, wie sie an sich ist, *existirt noch nicht*. *Reell* wird sie erst im Proceße der Weltbildung, in ihrer Verleblichung als Natur und endlicher Geist. *Der Geist, der nicht erscheint, ist nicht*. Die Welt ist die göttliche Geschichte als *real*, *Gott im vollkommenen Daseyn*. Ohne Welt ist daher Gott nicht Gott. Dies ist der Weg des Absoluten, *für sich selbst* zu werden, zum *Geiste*. In der Explication Gottes wird die Idee der Wirklichkeit gleichsam eingepflegt, wodurch das erste ungründliche, noch eingehüllte Bewusstseyn sich enthüllt, und zum freyen Selbstbewusstseyn gelangt. Die Religion ist daher die Idee des Geistes, der sich zu sich selbst verhält, *das Selbstbewusstseyn des absoluten Geistes*. Erst so ist er der absolute Geist, daß er sich weiß. Dadurch aber ist er nur als durch das Bewusstseyn oder den endlichen Geist vermittelt, *so daß er sich zu verendlichen hat, um durch diese Verendlichung Wissen seiner selbst* zu werden. Gott ist die Bewegung zum Endlichen, und dadurch als Aufhebung desselben zu sich selbst. Im Ich, als dem sich als endlich aufhebenden, kehrt Gott zu sich zurück, und ist nur Gott als diese Rückkehr. Gott ist nur Gott, in sofern er sich selber weiß. Sein Sich-Wissen ist ferner sein Selbstbewusstseyn im Menschen, und das Wissen des Menschen *von Gott*, das fortgeht zum Sich-Wissen des Menschen *in Gott*. Das menschliche Bewusstseyn ist daher das Material, worin sich der Begriff Gottes, als der Zweck (der Schöpfung) *realisirt*. (*Werke* 11ter Bd. S. 18. 42. 122. 129. 12ter Bd. S. 157. 158. 178—181. 15ter Bd. S. 103. 107. Encyklop. 3te Ausg. S. 576.) Diese endliche Verwirklichung Gottes durch den Menschen geschieht durch den *heiligen Geist*, als das dritte Moment oder Sta-

dium in dem Leben des dreyeinigen Gottes. Dieser heilige Geist ist *die Gemeinde*, d. h. die Subjecte, die einzelnen empirischen, die im Geiste Gottes, und wie der Brahmine geistig wiedergeboren sind. Der Philosoph, als der dritte Stand, der in der religiösen Erkenntniß durch den Begriff lebt, ist der wahre Brahmine, (12ter Bd. S. 258. 261. 270. 288.) Die göttliche Natur ist zwar dasselbe, was die menschliche, aber Gott als Geist ist nur dem reinen speculativen Wissen erreichbar, und *ist nur in ihm*, und *ist nur es selbst*. Ehe daher der Geist nicht an sich, nicht als Weltgeist sich vollendet, kann er nicht als *selbstbewusster* Geist seine Vollendung erreichen. Die Philosophie ist die Enthüllung Gottes, *wie er sich weiß*. Denn der Geist ist nur als Geist wirklich, indem er sich selbst als absoluten Geist weiß, und dies weiß er in der Wissenschaft. *Dieses Wissen allein ist seine wahrhafte Existenz*. (2ter Bd. S. 570. 571. 606. 15ter Bd. S. 686. 690.) Daß nun diese Gotteslehre dem Christenthume im Innersten widerstreitet, ist offenbar: In ihr zeigt sich auch die so gepriesene Dialektik, oder die absolute, mit ihrem Gegenstande identische Methode, als ein gar gebrechliches Werk, wie oft man auch die kühnen Sprünge dieser seiltänzerischen Kunst zu bewundern sich gedrungen fühlt. Die abstracte Idee, welche nach *Hegel* selbst (12ter Bd. S. 204) zwar in der Wissenschaft das Erste, in der That aber das Spätere in der Existenz ist (natürlich, weil die Abstraction etwas voraussetzt, wovon abstrahirt wird, und nur in dem denkenden Subjecte ist), kann durch eigene immanente Dialektik sich nicht zur Natur und dem concreten Geiste entwickeln, da sie, als noch nicht existirend, gar kein Princip der Thätigkeit und des Wirkens in sich hat. Gleichwohl wird von *Hegel* durch einen der abenteuerlichsten Gedanken gefabelt, die logische Idee sey in ihrer schärfsten Zuspitzung als Persönlichkeit ein *Trieb*, sie entlasse sich selbst *frey*, in die Aeußerlichkeiten des Raums und der Zeit (5ter Bd. S. 352. 353), ja sie sey sogar *Gott der Vater, vor oder außer Erschaffung der Welt* (12ter Bd. S. 181), der in dem Proceße der Weltbildung sich ewig bewegt und in sich entzweyt, um aus den vielverschlungenen Kreisen des endlichen Daseyns ewig sich selbst zu finden, und zu sich selbst zu kommen. Wie dieser ganze Proceß möglich seyn soll, darüber ist die *Hegel'sche* Schule alles ihres Prahlens, Schreyens und Schimpfens auf anders Denkende ungeachtet, noch das erste vernünftige Wort schuldig. *Hegel* selbst sagt, diesen dialektischen Fehler wieder gut machend: dies sey nicht so zu verstehen, als ob die absolute Idee Natur *geworden*, in sie *übergegangen* sey, und der Ausdruck Gott vor oder außer Erschaffung der Welt sey eben nur eine Redensart. (12ter Bd. S. 181.) Die absolute Idee, oder Gott ist mithin das *immanente* Princip der Natur, und da sie ursprünglich von sich nichts weiß, sondern erst in dem Proceße, der kreisenden Bewegung, welche die nothwendige Bestimmung Gottes ist (11ter Bd. S. 16. 12ter Bd. S. 157), durch verschiedene

Metamorphosen sich zum Selbstbewußtseyn hindurcharbeiten muß, um durch die Wissenschaft zur wahrhaften Existenz zu gelangen, so ist die Gottheit in diesem Systeme in Wahrheit nichts weiter als die *allgemeine Bildungskraft der ewigen, göttlichen Natur*, die ohne Bewußtseyn instinctartig nach Geistesgesetzen wirkt, bis es ihr im Menschen gelingt, zum Bewußtseyn ihrer selbst zu gelangen, und in der Philosophie absoluter, sich selbst wissender Geist zu werben. Noch deutlicher tritt diese Grundanschauung des Systems an einer anderen Stelle hervor, wo der Geist desselben gleich einem magnetisch Bezauberten in wahrer Clair-voyance wider sich selbst zeugt. *Hegel sagt nämlich: „Unmittelbar ist Gott nur die Natur. Oder Gott ist im Denken, als erstem Denken, nur das reine Seyn, nicht aber Gott als absoluter Geist, denn der Geist ist nicht das Unmittelbare, die Natur ist daher nur der innere, nicht als Geist wirkliche, und damit nicht der wahrhafte Gott, so wie der Keim der Pflanze, das Kind nur erst innere Pflanze, innerlicher Mensch ist. Das Kind ist noch kein vernünftiger Mensch, hat Anlage nur, ist erst nur Vernunft, Geist an sich: durch seine Bildung, Entwicklung ist es erst Geist.“* (Werke 4ter Bd. S. 182. 11ter Bd. S. 40.) Ist Gott unmittelbar nur Natur, so kann dies doch keinen anderen Sinn haben, als in dem Leben, oder wie das System sagt, in der Explication und Geschichte Gottes geht dem Seyn der Natur kein anderer Act göttlicher Thätigkeit vorher, sondern Gott ist anfangs nur Natur, oder nur Gott an sich, wie das Kind in dem Momente der Geburt Mensch an sich ist, aber den Geist als das höhere Princip in sich trägt, durch den es bey den fortschreitenden Metamorphosen im Manne zum vollen Selbstbewußtseyn gelangt. Der Ausdruck: *Gott erschafft die Welt*, ist nur eine populäre Vorstellung dieses Seyns Gottes als Natur, als seines unmittelbaren Daseyns. (2ter Bd. S. 579. 11ter Bd. S. 133.) Sehr naiv vergleicht daher *Hegel* den Weltgeist, als das bewegende Princip der Geschichte, wie Hamlet den Geist seines Vaters, dem Maulwurfe, der innerlich die Erde durchwühlend sich zum Lichte emporarbeitet. Auf sein Drängen müsse man hören, um ihm Wirklichkeit zu verschaffen (15ter Bd. S. 685. 691.) Die Seele, der Alles unterminirende und seine eigenen Auswürflinge wieder zerstörende Geist des Systems ist jener finstere Erdgeist, welcher dem Faust kurz vor seiner Verstrickung durch Mephistopheles erschien, und der von sich selbst sagt: In Lebensfluthen, im Thatensturm, wall ich auf und ab, wehe hin und her! Geburt und Grab, ein ewiges Meer, ein wechselnd Weben, ein glühend Leben: so schaff ich am saulenden Webstuhl der Zeit, und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.“ Im Widerspruche hie-mit, und um dem Phantome speculativer Dreyeinigkeit durch erborgten Flitterstaat eine trügerische Aehnlichkeit mit der christlichen Gotteslehre zu geben, wird gelehrt: Gott sey nicht bloß das Resultat der Philosophie, sondern auch eben so das Erste, hervorbringende, so daß der absolute Geist das Erste und

einzig Wahre ist (11ter Bd. S. 132. 12ter Bd. S. 185. 198); auf welche Stellen sich denn auch die Schüler berufen haben, um aus den Dogmen des Meisters die Persönlichkeit Gottes auszuklauben. Diese Bemühung erscheint aber sogleich vergeblich, wenn man das Vorhergehende erwägt. Die logische Idee, d. i. Gott der Vater in der Dreyeinigkeit, ist nämlich nach *Hegels* eigenem Geständnisse nur die Idee in abstracten Elemente des Denkens, in der Wissenschaft (der Philosophie), nicht aber ist sie in ihrer Realität gesetzt. Reell wird sie erst in dem Prozesse der Bildung, wodurch der Begriff Gottes sich als *Urtheil* unterscheidet, um dann als *Schluss* zu sich selbst zurückzukehren, um in dieser rhythmischen Bewegung durch die Philosophie zur wahrhaften Existenz zu gelangen. (12ter Bd. S. 179 u. f. w. 11ter Bd. S. 18. 35. 42. 122.) Die logische Idee ist zwar in der Wissenschaft das Erste, in der That aber das Spätere in der Existenz, und als abstracte Idee nur in dem Menschengesichte (12ter Bd. S. 204). Es ist mithin der dreyeinige processualische Gott, worin Gott Vater, Sohn und Geist, nicht etwa, wie in der populären Vorstellung, concrete Gestalten, isolirte Subjecte, Personen, sondern nur Momente sind, so daß der Unterschied nur ein *idealer* ist in dem Einen Gedanken Gottes (2ter Bd. S. 577 — 78. 581. Encyklop. §. 571), in dieser kreisenden die Unterschiede der Idee nur spiegelnden Bewegung (12ter Bd. S. 168) ein Werk der Philosophie. In der objectiven Wirklichkeit, oder dem Leben Gottes, abgesehen von der Philosophie, ist vielmehr, da die logische Idee für sich nicht existirt, der *Sohn*, d. h. der Act, wodurch Gott sich unmittelbar ins Daseyn setzt, als *Welt* erscheint (12ter Bd. S. 178 — 180.), und damit sich selbst erzeugt (Encyklop. §. 567), das Erste, der *heilige Geist* das Zweyte, und der *Vater*, die absolute Idee in ihrem abstracten An-sich-Seyn aufer der Welt, das Dritte, das Product der Speculation. Dies erinnert an das Wort Napoleons: Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur Ein Schritt.

Das Christenthum nimmt von diesem Allem das Gegentheil an. Nach ihm geht der Schöpfer der Schöpfung vorher, er wird nicht erst in der Schöpfung wirklich, sondern er selbst ist das absolut Wirkende, und die Wirklichkeit der Welt eine abgeleitete, durch seine Allmacht gesetzte. Gott ist schon an sich ein persönliches, nach Zwecken wirkendes, allgütiges Wesen, und daher die Welt das Werk einer absolut freyen That des Schöpfers, die Persönlichkeit des Menschen erst Folge der Persönlichkeit Gottes, und so allein ist eine göttliche Weltregierung, eine allweise Vorsehung und eine würdige Bestimmung des Menschengeschlechts möglich. In dem Hegelschen Systeme liegt ein dem Christenthume feindliches, das selbe untergrabendes Princip für den Einsichtigen offen da; verhüllt aber wird es durch die abstruse, scheinbar streng wissenschaftliche Form, durch das viele, zum Theil salbungsreiche Reden von Christus, Gott, der Dreyeinigkeit und den glänzend-verführerischen Gedanken, den Inhalt des Christenthums

von der Form der bloßen Vorstellung, wie er in den heiligen Schriften gegeben ist, zu befreien, und in das Gebiet des Begriffs zu erheben, um ihn zu reinigen, zu verklären, und so zu denken, wie er in der Wahrheit ist. Wer dieses neue Evangelium nicht annimmt, wird als bornirter, abergläubischer, papistischer, an dem Buchstaben klebender Finsterling gescholten. Ein Anderes freylich ist Reinigen und Verklären, ein anderes Befudeln und Zerstoren. Allerdings ist in dem Christenthume die höchste Idee unmittelbar nur in der Form der Vorstellung ausgesprochen, und die Philosophie hat unstreitig das Recht, wie die Pflicht, diesen Inhalt denkend zu erfassen, und wissenschaftlich zu prüfen, unabhängig von jeder Autorität. Da ergiebt sich denn gar bald, daß Vieles, so wie es in der bildlichen Vorstellung ausgesprochen ist, nicht gedacht werden kann; wie wenn Jesus sich den Sohn Gottes nennt, den der Vater aus Liebe zur Welt gesendet habe, damit die Menschen durch ihn selig würden. Aber es liegt dieser Vorstellung die Idee zum Grunde: Gott, als der Schöpfer und Regierer der Welt, hat in seiner Allgüte gewollt, daß durch Jesus Christus seine Kraft und Herrlichkeit offenbar, und den Menschen der Weg gezeigt werde, der zu ihrem Heile führt. Nach der Hegel'schen Schule dagegen liegt in diesem Gedanken, nach seiner ewigen Wahrheit im Begriffe aufgefaßt, Folgendes, was Jesus eigentlich hat sagen wollen: „die logische, von sich selbst noch nichts wissende Idee hat, weil sie sich offenbaren muß, in ihrem ewigen Bildungsproceß mich zufällig (denn als diese einzelne durch Naturgesetze bedingte Erscheinung bin ich nur zufällig, Encyclop. §. 248—250) unter Euch entstehen lassen, nicht damit Ihr in alle Wahrheit geleitet und selig würdet, sondern um durch mich zu sich selbst zu gelangen und ihrer selbst bewußt zu werden. Das heißt doch wahrhaftig nicht, das Christenthum reinigen und nach seiner Wahrheit erfassen, sondern völlig auflösen und in eine Albernheit verwandeln. Der gepriesene Reinigungsproceß gleicht dem Erstlingsversuche eines ungeschickten Chemikers, der, um das Gold von den unedlen Massen, mit denen es die Natur verbunden hat, zu erlösen, so läppisch verfährt, daß er statt des reinen Metallkönigs nur einen schmutzigen Rückstand erhält. Hegel selbst hat es gar kein Hehl, wie tief er Christus und die Apostel unter sich stellt. Christus selbst hatte von dem Principe des Christenthums gar keinen Begriff, sondern nur eine Ahnung; das Christenthum ist in seiner ersten Erscheinung (in Christus und den Aposteln) beynahe geistlos; Christus selbst sagt: ich will Euch den Tröster senden, daß Geistige wird also erst nach mir kommen, wenn ich weg bin! (Gesch. d. Philos. 3r Bd. S. 111.) Wie sehr ist es zu bedauern, daß Christus

und die Apostel nicht so glücklich waren, in Berlin Philosophie studiren zu können! Wie viel reiner und vollkommener würde sich die Idee in ihnen gestaltet haben! Wie viel eindringender, erquickender für die nach Wahrheit schmachtende Gemüther würde ihre Rede gewesen seyn, wenn sie, anstatt nichts sagende Bilder und Vorstellungen zu brauchen, von dem *Seyn an sich*, von der *immanenten Dialektik*, der *Direktion*, der *concreten Einzelheit*, der *objectiven Totalität* u. s. w. gesprochen hätten! In diesem Reinigungsproceß des Christenthums kommt aber noch ein anderer höchst folgereicher Irrthum zum Vorschein. Es wird nämlich in der Dialektik des göttlichen Lebens in seiner Entzweyung und Rückkehr zu sich das vollkommene Bewußtseyn Gottes von sich selbst in das vollendete philosophische Bewußtseyn gesetzt, in welchem nicht bloß das religiöse, sondern auch das moralische Bewußtseyn nur als Momente, als *negirte (aufgehobene)* gedacht werden. Nun ist aber dem Werthe nach das von dem religiösen durchdrungene moralische Bewußtseyn das Höchste, so daß selbst die speculative Philosophie in der Ethik ihre Rechtfertigung erhalten muß. Indem nun in dem Systeme Hegel's zwar die Erkenntniß Gottes als das höchste Ziel des menschlichen Strebens hingestellt wird; aber nicht um des Menschen willen, weil ihm diese Erkenntniß zu seiner irdischen Bestimmung nothwendig ist, sondern um Gottes willen, damit dieser aus dem dumpfen Weltgewirre instinetartig wirkender Potenzen sich selbst wieder finde, so erhalten damit Religion und Moral eine ganz falsche Stellung. Alles, was die Religion in dem Bewußtseyn der Schwäche und Hülfbedürftigkeit des Menschen, der Möglichkeit des Irrthums und der Sünde, ihrer Vergebung, der Gnade, der Erlösung und des Gebets für das Gemüth Erschütterndes, Demüthigendes, Erhebendes, Tröstendes und Beseligendes hat, geht verloren, und die Rückkehr der logischen Idee zu sich selbst kann dafür nur einen schwachen, kläglichen Ersatz gewähren: Das System führt in seiner Consequenz auf den absoluten *Nihilismus* und *Quietismus* zurück, wie er sich in der chinesischen und zum Theil in den indischen Religionslehren findet. Durch die speculative Philosophie ist das höchste Ziel des menschlichen Strebens wirklich erreicht, der Glaube ist zum Wissen verklärt, der Philosoph weiß sich als den präsenten Gott, jedes Sehnen, Ahnen und Hoffen des Herzens ist gestillt und befriediget, und dieses Bewußtseyn gewährt volle Seligkeit und wahre Unsterblichkeit. Auf jede andere, die erst nach dem Tode eintreten könnte, leistet er willig Verzicht; er belächelt sie als den Wahn schwacher und gemeiner Geister.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E A L L G E M E I N E L I T E R A T U R - Z E I T U N G.

M Ä R Z 1 8 3 9.

## P H I L O S O P H I E.

*Schriften zur Geschichte des Hegelschen Systems der Philosophie.*

- 1) HALLE, b. Anton: *Die Hegelingen* u. s. w., von Dr. *Heinrich Leo* u. s. w.
- 2) LEIPZIG, b. Wigand: *Preussen und die Reaction.* Zur Geschichte unserer Zeit von Dr. *Arnold Ruge*. u. s. w.
- 3) QUEDLINBURG, b. Franke: *Dr. Ruge und Hegel.* Ein Beytrag zur Würdigung Hegel'scher Tendenzen von *Carl August Kahnis* u. s. w.
- 4) LEIPZIG, b. Kollmann: *Der Hallische Löwe und die marzialischen Philosophen unserer Zeit; oder neuester Krieg auf dem Gebiete der Philosophie* u. s. w.
- 5) Ebendaf., b. Wigand: *Aufruf an das protestantische Deutschland wider unprotestantische Umtriebe, und Wahrung der Geistesfreyheit gegen Dr. Heinrich Leo's Verketterungen*, von Dr. *G. O. Marbach*, u. s. w.
- 6) Ebendaf., b. Wigand: *Heinrich Leo vor Gericht.* Dramatische Scene aus dem Leben gegriffen, von *A. Hegeling* u. s. w.
- 7) Ebendaf., b. Wigand: *Heinrich Leo der verhaltene Pietist.* Ein Literaturbrief von Dr. *Ed. Meyen* u. s. w.
- 8) Ebendaf., b. Wigand: *Die deutsche Theologie.* Ein polemisches Votum gegen Prof. Dr. *Leo* in Halle von Dr. *Carl Zschiefche*, u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Damit wird aber auch jedem weiteren Streben die Wurzel abgechnitten. Für den processualischen Gott zwar ist dieser ganze Process als ein tiefstinniges Spiel der Selbsterhaltung und der Vergewisserung seiner selbst (Werke 12ter Bd. S. 199) nothwendig, um zum Selbstbewusstseyn zu gelangen, für den speculativen Philosophen hingegen fällt diese Nothwendigkeit weg; er ist, nachdem er von den herculischen Arbeiten des Weltgeistes, wozu dieser zweytausend fünfhundert Jahre brauchte, den letzten glänzendsten Act vollbracht, zur Selbstvergötterung gelangt, und kann nun im Bewusstseyn seiner Seligkeit ausruhen. Zur logischen Idee, seinem himmlischen Vater zurückgekehrt, hat er auf nichts  
J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

Anderes zu denken, als von den dunkelen und verworrenen Gestalten der absoluten Idee in dem Weltleben sich zurückzuziehen, und dem reinen Seyn, dem Nichts, so viel nur immer möglich ähnlich zu werden.

Deshalb mußte auch die Vertheidigung der Hegel'schen Gotteslehre durch Hn. *Michelet* in der Berliner Zeitung mißlingen. Die Berufung auf die göttliche Dreyeinigkeit nach der christlichen Dogmatik ist zwar keck genug, sie paßt aber auf die Leo'sche Anklage wie die Faust auf's Auge. Hr. *M.* mag dadurch vielleicht in den Augen desjenigen Theils des Berliner Publicums, welcher von der Philosophie nichts versteht, sich weiß brennen, ja sogar den Schein eines streng orthodoxen Christen erhalten: den Eingeweihten vermag dieses dialektische Blendwerk keinen Augenblick zu täuschen. Der dreyeinige Gott der christlichen Dogmatik hat ja auch ein Bewusstseyn von sich selbst im Unterschiede von der Welt und dem Menschengeiße, während die Hegel'sche Dreyeinigkeit nichts als drey Momente der absoluten Idee bezeichnet. Die Frage nach der Persönlichkeit Gottes ist aber nicht die, ob Gott der Vater eine einzelne Person sey, dem Sohne und Geiste gegen über, sondern ob Gott ein persönliches, seiner selbst bewußtes Wesen sey, unterschieden von der Persönlichkeit des Menschen und des Gottesbewusstseyns in ihm. Hr. *M.* vermengt also zwey ganz verschiedene Fragen. Es folgt sodann aus seiner Interpretation noch die ganz zu verwerfende Annahme, daß Gott ein bloß collectiver Gott ist. Gott soll nämlich nicht eine einzelne Person gegen andere seyn, sondern das Zusammenfassen der einzelnen zu einer Einheit, d. i. die allgemeine Person. Zwar darf dieses nicht so verstanden werden, als ob Gott nichts weiter als das Zusammenfassen der einzelnen Personen in ihren individuellen Bestimmtheiten wäre, indem der Einzelne, als solcher, eben das Unwahre, Unwirkliche und Vergängliche ist, was durch den ewigen Process der Idee immer wieder aufgehoben wird, in welcher Beziehung Gott vielmehr die ewig sich personificirende Idee, oder das Urprincip der Personen ist, welches die einzelnen Personen wie bunte Blasen aus dem allgemeinen Gährungsprocess aufstößt, weshalb auch der einzelne von Gott wissende Geist nicht etwa die Substanz ist, und Gott nur Product dieses Wissens, da im Gegentheil der endliche Geist Product des ewigen Wirkens der absoluten Idee ist; aber das Bewusstseyn Gottes von sich selbst ist vermittelt durch das Bewusstseyn der endlichen Geister.

Gott *mufs* sich individualisiren, in eine Vielheit endlicher Geister spalten, um durch Aufhebung der Natur zu sich selbst zurückzukehren, und so erst *actu* Gott zu werden. So erhält das göttliche Bewußtseyn die Form des menschlichen, Gott ist nur der Geist in allen Geistern, und sein Selbstbewußtseyn ein getheiltes, durch die Individualität getrübt. Somit fällt auch der Streit über die Persönlichkeit Gottes selbst innerhalb des göttlichen Bewußtseyns. Vergebens beruft sich Hr. M. auf *Gabler* (*de verae philosophiae erga religionem Christianam pietate* Berol. 1836. p. 41) welcher, um dieser Schwierigkeit zu entgehen, fragt, „ob denn etwa der Pythagoreische Lehratz, der durch sich nach einem ewigen Gesetze wahr sey, dadurch, daß seine Wahrheit nur einzelne Menschen zu erkennen vermögen, aufhöre Einer und derselbe zu seyn, und seine Wahrheit eine zertheilte und zerrissene werde?“ Das paßt nun wieder gar nicht. Der Pythagoreische Lehratz kann, wenn seine Wahrheit auch von noch so vielen erkannt wird, dadurch nicht wirklich zertheilt werden, weil er an sich, in seiner ewigen Wahrheit nur etwas Ideales ist; der Mensch kann diese Wahrheit zwar erkennen und aussprechen, aber er erzeugt sie nicht. Nach *Hegel* dagegen ist das Auseinandertreten oder Sich-Entäußern der absoluten Idee in eine *reale Vielheit* von Personen Bedingung des göttlichen Bewußtseyns selbst; dieses mithin ein getheiltes, und selbst in dem Philosophen noch ein sehr unvollkommenes, weil dessen empirische Erkenntnisse sehr mangelhaft sind, und es bleiben müssen, da er ein endliches Wesen ist, welcher nur von einem bestimmten Punkte aus innerhalb eines Unendlichen zur Weltanschauung gelangt. Ist nun das Grunddogma des Systems richtig, daß der dreyeinige Gott durch die Philosophie zu sich selbst zurückkehrt, um zum vollkommenen Selbstbewußtseyn zu gelangen, so muß auch die Philosophie als das absolute, mit Gott selbst identische Wissen eine adäquate Erkenntnis der göttlichen Dreieinigkeit seyn; sie muß also auch eine vollständige Erkenntnis der Welt gewähren. Muß nun gleichwohl der Philosoph die Beschränktheit seines Willens eingestehen, so muß er auch eingestehen, entweder daß Gott niemals zum vollkommenen Bewußtseyn seines eigenen Wesens gelangt, und die Philosophie gar keine adäquate Erkenntnis des göttlichen Wesens ist, oder daß Gott ein eigenthümliches Bewußtseyn von sich und der Welt hat unabhängig von dem Menschengesichte, mithin eine Person ist, unterschieden von dem Menschen. In beiden Fällen verwickelt sich das System in einen unauflöselichen Widerspruch. Ueberhaupt ist das Verhältniß der Idee zur Erscheinung ein fauler Fleck des Systems, den es durch die chämäleonischen Windungen seiner doppelzüngigen Dialektik nur schlecht zu verdecken weiß. Nach der *Religionsphilosophie* (*Werke* 11ter Bd. S. 18) muß Gott *erscheinen*; der Geist, der nicht erscheint, ist nicht. Nach der *Logik* dagegen ist die Erscheinung das *unwahre Seyn*, der objectiven Welt, das Subjective, Zufällige, und die wirklichen Dinge, als endliche, congruiren nicht

mit der Idee. Gleichwohl soll aber die Idee bloße Art seyn, und der Gegenstand, die objective und subjective Welt *sollen* mit der Idee nicht congruiren, sondern sie sind selbst die Congruenz des Begriffs und der Realität. (*Werke* 5ter Bd. S. 237—240). In der angezogenen Schrift *Gabler's* wollen wir übrigens die christliche Gesinnung, auf die sich ihr Vf. beruft S. (38), weder tadeln, noch verdächtigen. Ihr ist es wohl zuzuschreiben, daß er an einen persönlichen, von der Welt unterschiedenen, für sich seyenden Gott festhält. (S. 40—42.) Nur sehen wir nicht ein, wie diese Annahme mit dem Systeme *Hegel's* in Harmonie gesetzt werden kann, da sie demselben widerspricht. Und da dieser Gedanke von ihm ohne alle wissenschaftliche Rechtfertigung und Nachweisung aus den Schriften des Meisters ausgesprochen worden ist, so hat er freylich auch gar keinen wissenschaftlichen Werth, und kann für nichts weiter als eine bloße Versicherung gelten. Die speculative Rechtfertigung der Persönlichkeit Gottes würde nur aus einer völligen Umschmelzung des Systems hervorgehen können, zu der es ihm aber wohl an Kraft gebrechen möchte. Eben so wenig, wie irgend einem anderen, ist es *Schaller* gelungen, in der Schrift: *Die Philosophie unserer Zeit*. Zur Apologie und Erläuterung des *Hegel'schen* Systems (Leipz. 1837), die Persönlichkeit Gottes, in dem Geiste des Christenthums, aus dem Systeme *Hegel's* darzuthun. Die ganze Beweisführung kommt darauf hinaus, daß *Hegel* das Wahre nicht als Substanz, sondern eben so sehr als *Subject* auffasse (S. 268), und zum Begriffe des absoluten Geistes hindurchgedrungen sey (S. 273), daß er schon die Idee als undurchdringliche Persönlichkeit (S. 294) und den absoluten, seiner selbst bewußten Geist als das Erste und einzig Wahre bezeichnet. (S. 313.) Da nun aber, wie aus *Hegel's* Schriften selbst dargethan worden, die reine Persönlichkeit als Moment der logischen Idee nichts als eine Abstraction ist, womit noch gar nicht ein persönliches Wesen gedacht wird, und der absolute Geist erst zur Wirklichkeit gelangt als *immanenter Weltgeist* in seiner proessualischen, aus dem Naturleben zur logischen Idee, als der allgemeinen Grundlage, zurückkehrenden Bewegung, so kann dadurch für das System des Meisters nicht das Geringste gewonnen werden. Hr. *Schaller* gesteht selbst, die Natur sey aus der logischen Idee gar nicht *geworden*, sondern was als *Werden*, als Uebergang der Idee in die Natur erscheint, gehört *nur uns* an, die Wahrheit der Natur aber, und die wahre Wirklichkeit der Idee ist der Geist, welcher aus der Natur hervorgeht, zu welchem die Natur sich durch ihre eigene Endlichkeit aufhebt (S. 216). Gott steht nicht als *Subject* der Welt, als einem fremden Objecte, gegen über, die absolute Persönlichkeit ist nicht die leere Transcendenz, das In-sich-Seyn gegen ein Andersseyn, sondern das *wirkliche thatkräftige Uebergreifen* über das Object, wodurch das Andersseyn aufgehoben wird. *Das Wissen des Menschen von Gott ist als Selbstbewußtseyn Gottes von sich die reale Offenbarung der absolu-*

ten Persönlichkeit (319.) Hier wird also die Schönheit als die freye That eines persönlichen, selbstbewußten Gottes, welche das Christenthum annimmt, geradezu gelehret. Die Berufung auf die Schwierigkeit des Problems, indem, um die Lehre von der Persönlichkeit Gottes in ihrer ganzen Vollständigkeit zu begründen und auseinanderzusetzen, eine Entzweckung des ganzen Systems nöthig sey, ist nur eine eckelige Ausflucht und dialektischer Firlefanz, ausgenommen, um die Schaam des Meisters zu bedecken. Hat Hegel die Persönlichkeit Gottes, als des freyen Urhebers der Welt, wirklich gelehrt, so braucht Hr. Schaller, als Schüler, weder diese Lehre zu begründen, noch dedarf es einer Auseinandersetzung des ganzen Systems; er durfte nur ganz einfach die schlagenden Stellen aus den Schriften des Meisters zusammenstellen und erläutern. Man begreift überhaupt nicht, was Hr. Schaller mit seiner dickleibigen Schrift zur Apologie und Erläuterung des Hegel'schen Systems eigentlich bezweckt, und welchen Erfolg er sich davon hat versprechen können, wenn er die allerwichtigsten Punkte, wie die Persönlichkeit Gottes, die Unsterblichkeit, die praktischen Ideen der Freyheit, des Guten u. s. w., deren ganz unbefriedigende Behandlung gerade dem System die gerechtesten und drückendsten Vorwürfe zugezogen hat, entweder ganz übergeht, oder darüber nichts zu sagen weiß.

Nach diesem Allen könnte man wohl das Hegel'sche System am bestimmtesten als einen *logisch-fatalistischen Pantheismus* bezeichnen. Zugleich ergibt sich hieraus, daß der erste und vorzüglichste Punkt der Leo'schen Anklage gegründet ist, obgleich Hr. Leo selbst dieses wissenschaftlich nachzuweisen nicht vermochte. Bey den übrigen können wir uns kürzer fassen.

Die zweyte Anklage lautet so: „Diese Partey leugnet, daß die Menschwerdung Gottes in Christo ihrer Natur nach verschieden sey von einer durch diese Schule gelehrt täglich Statt habenden Menschwerdung Gottes oder Realität der Idee in jedem solchen Menschen; der bis zu dem, was sie Geist nennt, vordringt. Nur dem Grade nach statuirt sie in Christo eine vollkommene Menschwerdung Gottes, aber keine vollkommene, da Christus weder als Dichter, noch als Philosoph, noch als Feldherr sich auszeichnet, und also nur die religiöse Idee vollständig, doch auch diese nicht historisch wirklich dargestellt habe, indem die Vollständigkeit der Darstellung erst nach dem Tode Christi in der nachdenkenden Gemeinde erwachsen, und also nach der historischen Seite, eben so wie die übernatürliche Zeugung, die Auferstehung und Himmelfahrt Christi, eine Mythe sey. Das heißt vom Standpunkte aller christlichen Kirchen, auch von dem der evangelischen: *Diese Partey lehrt ganz offen, daß das Evangelium eine Mythologie sey.* (S. 4. 5.)

Als Beleg dazu dient wieder Hn. Michelet's angeführte Schrift. S. 637—659. Zweckmäßiger wäre es unstreitig gewesen, wenn Hr. Leo gleich bey jedem einzelnen Punkte der Anklage die darauf be-

züglichen Stellen hinzugefügt hätte, wodurch die Einsicht dem Leser erleichtert worden wäre. Auch hier ist ihm das Unglück begegnet, daß er, aus Unbekanntschaft mit den Schriften Hegel's, diesen seinen hochverehrten Meister selbst in die Anklage mit hineingezogen hat. Zwar bezieht sich diese zweyte Anklage zunächst nur auf Strauß; aber diesem ist seine ganze Ansicht des Christenthums in ihrer wissenschaftlichen Gestalt aus dem Studium des Hegel'schen Systems erwachsen, wie er selbst dieses gar nicht leugnet, und in seinen Streitschriften sich öfters auf Hegel beruft. Die von Hn. Leo selbst markirten Stellen, wie folgende: „*Der Mensch (nicht ein Mensch) ist der unmittelbare präsepte Gott, — Christus ist nach seiner Auferstehung nur seinen Freunden erschienen; es ist dies nicht eine äußerliche Geschichte für den Unglauben, sondern nur für den Glauben ist diese Erscheinung; — was das Geschichtliche betrifft, so kann man die heiligen Schriften wie profane Schriften betrachten*“ — sind wirkliche Ausprüche Hegel's, die theils aus dessen Schriften, theils aus nachgeschriebenen Heften genommen sind. Auch geht dieses aus der ganzen Gotteslehre des Systems hervor. In dieser wird als die Idee des Christenthums dies ausgesprochen, daß Gott nicht abstract bleibt, sondern sich *besondert*, in der Welt, und vorzüglich in der menschlichen Individualität, welche damit zum *Bewußtseyn des Himmels auf Erden* gelangt, d. h. das Christenthum beruht auf der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur. Der Mensch enthält die Bestimmung Gottes als erstgeborner Sohn, Adam Kadmon, erster Mensch. (*Werke* 15ter Bd. S. 99—105.) Der Gegensatz zwischen Unendlichem und Endlichem ist ein Schreckbild, von dem sich die Philosophie losmachen muß. (11ter Bd. S. 122.) Der Sohn Gottes ist nicht Jesus Christus, sondern im Allgemeinen das Sich-Außern des göttlichen Wesens in der Natur und dem endlichen Geiste, *die Welt, die göttliche Geschichte als real, Gott im vollkommenen Daseyn.* Die Menschwerdung Gottes ist deshalb nicht auf Jesus Christus zu beschränken, sondern in ihrer Allgemeinheit zu fassen, als ein ewiger, in der Explication Gottes notwendiger Act, damit Gott, indem er diese Entäußerung durch den Geist wieder aufhebt, zum vollkommenen Bewußtseyn gelangt. (12ter Bd. S. 177. 180. 207.)

Der dritte Punkt der Anklage beschuldiget diese Partey, „sie leugne, daß es eine persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode, eine Auferstehung des Fleisches und eine persönliche wahrnehmbare Strafe des Bösen und Belohnung des Guten in Folge der Wiederkunft des Herrn zum Gerichte gebe: *diese Partey lehrt ganz offen eine Religion des alleinigen Disseits.*“ (S. 5). Der Beweis stützt sich abermals auf die Michelet'sche Schrift. Dieses Problem hat, wie schon bemerkt, die Schule in sich selbst entzweydet. Einige wollten von der Unsterblichkeit nicht lassen, und doch schien es, als habe der Meister auf diese ganze so wichtige Aufgabe gar kein besonderes Gewicht gelegt; sie vielmehr, wie absicht-

lich, in den Hintergrund gestellt, und nur gelegentlich mit ein Paar Worten abgefertiget, was einem völligen Schweigen gleich geachtet werden konnte. Sie mußten also entweder eigenthümliche Beweise versuchen, oder, wenn auch nicht ohne inneres Widerstreben, eingestehen, daß die Unsterblichkeit der Seele in dem Systeme keine Stelle gefunden habe, oder auf eine ganz eigene Weise gedacht werden müsse. Auch hierüber spricht sich Hr. *Michelet* ganz offen aus. Mit Recht wirft er *Göscheln* vor, er habe in seiner Schrift *von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele* (Berlin 1835), ungeachtet er im Anhang viele Stellen aus *Hegel's* Werken citirt, doch bewußtlos ein dem Hegel'schen Standpunkte entgegengegesetztes Resultat gewonnen. (S. 639.) Schon *Fischer* hat gezeigt, daß diese Stellen bey *Hegel* einen anderen Sinn haben, und das nicht beweisen, was sie beweisen sollen. (Vergl. *Hüb. Becker's über Göschel's Versuch eines Erweises der persönlichen Unsterblichkeit*. Hamburg 1836. S. 55—58.) Und die letzte Stelle unter ihnen, von der er sich wahrscheinlich eine schlagende Wirkung versprach, ist, wie Hr. *Michelet* gezeigt hat, gar nicht von *Hegel*, sondern durch ein Versehen der Herausgeber, *Fr. Förster* und *Boumann*, aus einer Recension des ersten Bandes der Werke *Jacobi's* von *Fr. v. Meyer* in die Schriften *Hegel's* aufgenommen worden: ein Versehen, was keine genaue Bekanntschaft mit *Hegel's* Schreibart verräth. Zwar meint *Erdmann* (vergl. *Bauer's Zeitschrift für speculative Theologie* 1ten Bds. 1stes Heft. Berlin 1836. S. 229), *Göschel* habe die allerschlagendste Stelle in *Hegel's* Werken (11ter Bd. S. 264. 265) übergangen. Allerdings spricht *Hegel* hier davon, daß das Ich, dieses bey sich selbst seyende, wahrhaft Unendliche, unsterblich sey; allein theils bestimmt dieses *Hegel* selbst dahin, daß der Gedanke der Unsterblichkeit darin liege, daß der Mensch denkend ist, theils kann dieser nur gelegentlich in Beziehung auf die Religionslehre des *Fo* und *Buddha* hingeworfene aus den mündlichen Vorträgen aufgeschnappte Gedanke nichts entscheiden, da es *Hegel* unterlassen hat, die Unsterblichkeit der Seele im Systeme selbst wissenschaftlich darzuthun, wie er doch mußte, wenn es ihm damit Ernst war. Uebrigens hat *Göschel* wohlgethan, daß er das, was er in der genannten Schrift über das Verhältnis des Denkens zum Seyn lehrt (S. 135—138. 140. 147. 150), eine neue Erfindung nennt, und sich ihr als einer eigenen erfreuet (S. 138), weil dieß nicht nur von dem Systeme des Meisters gänzlich abweicht, sondern so sonderbar gestaltet ist, daß man wohl fragen möchte, ob er sich dabey überhaupt etwas gedacht habe. Gegen diese Mißdeutungen *Hegel's* hebt nun auch hier Hr. *Michelet* die wahre Ansicht desselben hervor, welche darauf hinauskommt, daß die Unsterblichkeit der Seele nicht erst späterhin in Wirklichkeit trete, sondern gegenwärtige Qualität sey. Für den Geist, als denkend, rein wissend, ist das Allgemeine Gegenstand: dieß ist die Ewigkeit. Die Ewigkeit des Geistes ist hier zum Bewußtseyn gebracht, in diesem Erkennen,

in dieser Trennung selbst, die zur Unendlichkeit des Für-Sich-Seyns gekommen ist, die nicht mehr verwickelt ist im Natürlichen, Zufälligen, Aeußerem. Nur denkend ist der Mensch keine sterbliche, thierische, in die Körperlichkeit versenkte Seele (Werke 12 Bd. S. 220—221). In Vergleich zu den Mißdeutungen *Göschel's* habe dagegen *Marheinecke* in seiner Dogmatik mit wahrhaft speculativem Geiste die Unsterblichkeit der Seele als die Lehre von der ewigen Seligkeit, und diese als das Reich Gottes, als das Reich der Seligen aufgefaßt. Wenn die christliche Religion das Himmelreich als ein *Jenseits* vorzustellen scheint, so hat diese Vorstellung ihre Wahrheit an der Menschwerdung Gottes, durch die das Jenseits zum Diesseits geworden, und das Himmelreich auf die Erde gekommen. Die Lehre von der Unsterblichkeit kann sich zunächst auf der Stufe des sinnlichen Bewußtseyns halten, und ist darin der Unendlichkeit menschlicher Meinungen und Vorstellungen preisgegeben. Auf diesem Wege fällt sie ganz der Subjectivität anheim, und es ist nicht der Geist, welcher der Unsterblichkeit werth geachtet wird, sondern die Seele, obgleich die Einheit, oder das Band des Geistes und Leibes, welches sie selber ist, im Tode sich löset“ (S. 645).—Allerdings ist die Unsterblichkeit der Seele auch als gegenwärtige Qualität zu fassen. Dieß ist aber nicht eine neue, erst von *Hegel* entdeckte tiefere Bestimmung unferes Geistes, sondern sie liegt schon der gewöhnlichen Vorstellung dunkel zum Grunde. Wer an seine Unsterblichkeit glaubt, d. h. an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode mit Bewußtseyn, der kann, versteht er sich selbst recht, nur denken: „Die Unsterblichkeit fängt nicht erst nach dem Tode an, gleich als ob der Geist hier sterblich wäre, sondern der Geist ist, als göttlichen Ursprungs, an sich, seinem Wesen nach unsterblich, und eben weil er dieses ist, und das Bewußtseyn seines höheren Ursprungs in sich trägt, so kann er im Tode, wo das Band, welches ihn an den irdischen Leib fesselte, gelöst wird, nicht wie dieser, der Verwesung preisgegeben werden, sondern der Tod ist für ihn nur Befreyung und Uebergang zu einem Wirken auf einem anderen Schauplatze, unter anderen Formen und Verhältnissen. Wie sonderbar aber auch der Glaube an einen Anfang der Unsterblichkeit nach dem Tode seyn würde, so kann er doch nicht so barock und wunderbar seyn, wie die Lehre *Hegel's*, daß die Unsterblichkeit nur gegenwärtige Qualität des Geistes sey, in wiefern ihm als Denkendem, Wissenden das Allgemeine Gegenstand ist. Dann würde nur die Seele des Philosophen, als des allein in der denkenden Betrachtung der Ideen lebenden, und auch sie nur während dieses Denkacts, nicht aber an sich unsterblich seyn. Die Unsterblichkeit wäre also nur ein durch Pausen unterbrochenes Moment, der Lichtblick einer Oscillation des Geistes, welcher im Tode für immer erlischt.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M Ä R Z 1 8 3 9.

## PHILOSOPHIE.

Schriften zur Geschichte des Hegelschen Systems der Philosophie.

- 1) HALLE, b. Anton: *Die Hegelingen* u. s. w., von Dr. Heinrich Leo u. s. w.
- 2) LEIPZIG, b. Wigand: *Preussen und die Reaction*. Zur Geschichte unserer Zeit von Dr. Arnold Ruge u. s. w.
- 3) QUEDLINBURG, b. Franke: *Dr. Ruge und Hegel*. Ein Beytrag zur Würdigung Hegelscher Tendenzen von Carl August Kahnis u. s. w.
- 4) LEIPZIG, b. Kollmann: *Der Hallische Löwe und die marzialischen Philosophen unserer Zeit; oder neuester Krieg auf dem Gebiete der Philosophie* u. s. w. vom Prof. Krug u. s. w.
- 5) Ebendaf., b. Wigand: *Aufruf an das protestantische Deutschland wider unprotestantische Umtriebe, und Wahrung der Geistesfreyheit gegen Dr. Heinrich Leo's Verketzerungen*, von Dr. G. O. Marbach u. s. w.
- 6) Ebendaf., b. Wigand: *Heinrich Leo vor Gericht*. Dramatische Scene aus dem Leben gegriffen, von A. Hegeling u. s. w.
- 7) Ebendaf., b. Wigand: *Heinrich Leo der verhaltene Pietist*. Ein Literaturbrief von Dr. Ed. Meyen u. s. w.
- 8) Ebendaf., b. Wigand: *Die deutsche Theologie*. Ein polemisches Votum gegen Prof. Dr. Leo in Halle von Dr. Carl Zschiesche, u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Unsterblichkeitslehre aber, wie sie Marheinecke vorträgt, ist an einem christlichen Theologen, aufs gelindeste ausgedrückt, sehr befremdend. Wäre nämlich im Christenthume das Himmelreich nur scheinbar als ein *Jenseits* vorgestellt, welche Vorstellung ihre Wahrheit an der Menschwerdung Gottes hat, durch die das *Jenseits* zum *Diesseits* geworden, so wäre der Glaube an Unsterblichkeit als christliches Dogma in der That aufgehoben, da die ewige Menschwerdung Gottes sich nicht bloß durch Christus vollzog, sondern auch noch jetzt und in Ewigkeit sich vollzieht. Zwar wird im N. T. allerdings das ewige Leben in die Erkenntniß Gottes und Christi gesetzt; allein diese Erkenntniß

J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

soll dem Christen zugleich die Bürgschaft für seine persönliche Unsterblichkeit gewähren; und ohne diese Zuversicht verdiente auch jenes Leben nicht ein ewiges zu heißen. Wie dann aber Marheinecke, als christlicher Theolog, die zahlreichen Stellen des N. T. über die Auferstehung, und unter ihnen das ganze 15 Kap. des 1 Br. an d. Kor., deuten will, bleibt für uns ein Räthsel. Seine letzten Worte aber, daß auf der Stufe des sinnlichen Bewußtseyns nur die Unsterblichkeit der Seele für wahr gehalten werde, obgleich das Band des Leibes und Geistes, welches sie selber ist, im Tode sich löst, können wir nicht anders deuten, als ein Leugnen der persönlichen Fortdauer nach dem Tode. Das Wort *Seele* wird hier gleichbedeutend mit *Geist* genommen; will man aber noch einen Unterschied machen, so bedeutet *Seele* entweder unser Wesen, insofern es nicht Leib ist, in seiner gesamten Thätigkeit, *Geist* aber die denkende und wollende Seele, das Princip des Selbstbewußtseyns und der Freyheit; oder die Seele ist das Band zwischen Leib und Geist, die Lebenskraft des Leibes, der Geist hingegen das Unsterbliche und Göttliche in uns. Im ersten Falle schwindet im Tode mit der Seele, als dem Ganzen, auch der Geist, als eine besondere Richtung ihrer Thätigkeit; im anderen aber erlischt zwar die Seele, als die irdische Lebensflamme, der Geist aber wird hiedurch nur entsefelt. Da nun dann der Geist nicht mehr in diesem Leben wirkt, so kann die künftige Sphäre seiner Thätigkeit von uns nur als ein *Jenseits* gedacht werden. Die wahre Unsterblichkeit bezieht sich also immer auf ein Leben nach dem Tode, auf ein *Jenseits*. Man darf daher auch nicht, wie noch neulich geschehen, die Seele bloß als die an ein leibliches Leben und ein körperliches Substrat gebundene Lebenskraft denken, so daß der Geist nur in der Reihe der Kräfte, die an dem irdischen Körper sich äußern, die höchste Stufe einnimmt, ohne selbst ein für sich bestehendes Wesen zu seyn. *Kraft* nämlich bedeutet das Princip der Thätigkeit oder Wirklichkeit eines Wesens. Es wird also immer ein Wesen, als ein substituierendes hinzugedacht, welches die Kraftthätigkeit äußert, und eben dadurch von uns erkannt wird. Ist nun die Seele nichts weiter als die an ein körperliches Substrat gebundene Lebenskraft, und existiren alle Kräfte, auch die geistigen, nur als Eigenschaften des im Raume ausgedehnten Wirklichen, d. i. der *Materie*, so ist auch die Seele nur eine Kraft des Leibes, und mithin zuletzt der *Materie* in dieser bestimmten Form als Leib. Der Leib ist

daher die Substanz der Seele, und mit der Auflösung des Leibes im Tode erlischt auch die Thätigkeit der Seele, und sie kann dann für sich so wenig fort-dauern, als die übrigen Kräfte des Leibes, wie die Kraft der Verdauung, der Blutbereitung, der Assimilation, der Nerventhätigkeit u. s. w. Einer der Hegelingen, der Vf. der Schrift No. 7, Hr. Dr. *Meyen*, äußert sich hierüber S. 34 ganz naiv so: „Aber selbst wenn nun ein Hegelianer nicht an die Unsterblichkeit im christlichen Sinne glaubte, was wäre denn dran? Wenn ich für mich darauf resignire, wäre ich darum ein anderer, und wäre die Welt für mich darum eine andere? Ich würde Gott zu erkennen suchen in seinem Wirken wie früher, und ich würde der Sittlichkeit leben wie früher, handeln wie früher, um der Sittlichkeit willen, ja vielleicht noch emfiger, noch energischer, weil ich eilen würde, meine Lebenszeit zu nutzen, und Gutes zu stiften, so lange ich es vermag.“ Gewiss ertheilt der Glaube an Unsterblichkeit den Handlungen selbst keinen höheren Werth, und wer das Gute nur thut einer künftigen Belohnung wegen, oder aus Furcht vor dem göttlichen Strafgerichte, dessen Tugend ist ein gebrechliches Werk und übertünchtes Grab der Verwesung; aber dieser Glaube übt demungeachtet auf das Gemüth eine fast magische Wirkung, und verleiht dem Gläubigen einen entschiedenen Vorzug vor dem Ungläubigen. Durch ihn wird nicht bloß unser Geist besiedert zu dem Aufschwunge über die Schranken unseres irdischen Daseyns, sondern das ganze Leben selbst wird schon hier dem Himmel geweiht. Handelt der wirklich gute Mensch rücksichtslos, nur einem inneren, unwiderstehlichen, göttlichen Triebe folgend, so muß er sich unendlich erhoben und beglückt fühlen durch den Gedanken, daß er diesem Triebe nie zu entsagen braucht, diese göttliche Kraft, Gutes zu wirken, ihm nie wieder entrißen wird. Die Ausbildung seines Geistes durch die Wissenschaft und Kunst, die Veredlung des Herzens durch Unterdrückung der unreinen und selbstfüchtigen Gelüsten und Neigungen, so wie die Entwicklung aller in ihn gelegten Vermögen zu einer eines vernünftigen Wesens würdigen Bestimmung: dieses Alles darf er betrachten als eben so viele Keime eines überirdischen Gewächses, gleichsam als die unsichtbaren Flügeldecken und das innere Wachsthum aller der ätherischen Organe, deren die Chrysalide bedarf, um bey dem Zerplatzen der morschen Hülle im Tode als Psyche zu entflattern. Wie ärmlich und kleinlich selbstfüchtig erscheint dagegen die *Hegel'sche* Lehre, welche die Unsterblichkeit nur in das Diesseits setzt, und den Genuß derselben auf den flüchtigen Moment der denkenden Betrachtung des Absoluten beschränkt, alle Nicht-Philosophirenden, mithin den bey Weitem größeren Theil der Menschheit davon ausschließt. Und auch dieses nur in schreyendem Widerspruche mit sich selbst. Denn man sollte doch glauben, der menschliche Geist werde, wenn er durch Philosophie zum vollkommenen Wissen Gottes und seiner eigenen Göttlichkeit

durchgedrungen ist, und mit Gott zu Einem Wesen sich geeinigt hat, damit auch die Kraft erhalten, auf dieser höchsten Stufe des Seyns sich zu behaupten, ohne aufs Neue den im Dunkeln wirkenden dämonischen Naturgewalten zu verfallen. Und daß die Gottheit den endlichen Geist, die Matrix ihrer eigenen Gebärerin, wie *Jacob Böhme* sagen würde, nachdem sie durch ihn zu sich selbst gekommen ist, wie eine ausgeaugte Frucht wegwirft und zertritt, ist doch unendlich hart und lieblos, und muß jedes Gemüth mit Graufen erfüllen, nur nicht den ächten Jünger *Hegel's*, der in Gott nicht den seine Kinder zu immer größerer Aehnlichkeit mit sich selbst hinaufbildenden Erzieher, sondern nur den gefälligen *maitre de plaisirs* unseres Erdballs erblickt.

Der vierte und letzte Punct der Anklage lautet so: „Diese Partey aber, ungeachtet sie alle drey Grund- und Glaubens-Artikel aller in Deutschland dormalen vorhandenen christlichen Kirchen leugnet, und mit Füßen tritt, giebt, vermittelt einer Verhüllung ihrer gottlosen und frevelhaften Lehren in eine abstoßende und nicht gemein verständliche Phraseologie, sich noch das Ansehen, als wenn sie eine christliche Partey sey, und verschafft sich so die Möglichkeit der *Gestaltung christlicher Eide und der äußeren Theilnahme an christlichen Sacramenten*.“ (S. 5.) Diese Anklage hat, verbunden mit der in dem *Sendschreiben an Görres* enthaltenen Andeutung, daß von der *Hegel'schen* Schule aus eine Umwälzung der religiösen und Rechts-Begriffe, und in Folge davon eine Umwälzung der Kirchen- und Staats-Formen zu befahren sey (S. 3), unbestreitbar etwas sehr Gehäßiges; und dieser Punct ist es wohl auch, welcher die Gegner des Herrn Prof. *Leo* am meisten gegen ihn erbittert hat. Sehr auffallen muß es, daß er gerade bey dieser die Persönlichkeit Anderer so sehr verketzernden Anklage den Beweis schuldig geblieben ist. Dieses Verfahren, aus den Lehrlätzen Anderer Folgen zu ziehen, welche unmittelbar gar nicht darin enthalten sind, und nur dazu dienen können, den Gegner als Menschen zu kränken, und in seiner gesellschaftlichen Stellung herabzusetzen, ist schon längst unter dem Namen der *Consequenzenmacherey* übel berüchtigt, und als eine unedle, vergiftete Waffe bezeichnet worden, deren sich im willensschaftlichen Streite kein Ehrenmann bedienen sollte. Er selbst sagt von seinem Lehrer *Hegel* (*Sendschreiben an Görres* 2 Aufl. Halle 1838. Vorr. S. XIV): „er sey ein Geist gewesen, der danach gerungen hätte, sich das Christenthum in Gedanken anzueignen, dem aber nie dabey die Intention eingekommen, das Evangelium meistern zu wollen: er habe von dessen christlicher Richtung die festeste Ueberzeugung.“ Und doch war *Hegel*, wie wir gezeigt haben, in Beziehung auf das Christenthum in einem großen, folgereichen Irrthume befangen! Warum betrachtet er nun das religiöse Glaubensbekenntniß seiner Gegner nicht auch als einen Irrthum des Verstandes, gestützt auf die große Autorität seines unvergeßlichen Lehrers, sondern

als die freye That des ganzen Menschen, und schließt von ihr auf Bosheit des Herzens, auf unwürdige Tendenzen in Staat und Kirche, auf absichtlichen Frevel am Heiligthume der Religion, und unsittliche, teuflische Gefinnung? Das ist nicht fein!

Das dritte Kapitel, welches die Hoffnungen und Ausichten der Hegelingen schildert, beruft sich auf Bayrhoffer's Idee und Geschichte der Philosophie (Leipz. 1838). Diese Hoffnungen bestehen darin, daß die bestehende Gemeinde der Idee, dieses Geistesreich, die Hegel'sche Schule, die Arbeit der allseitigen Offenbarung und Verwirklichung der Idee zu übernehmen habe. Deshalb ergreife sie auch den Rationalismus der Gegenwart, und seine kritische Tendenz, und mache das bisher Feste wankend, und löse es auf: Sie ziehe den Himmel mit aller Gewalt auf die Erde (S. 487—490). Hätte Hr. Leo diese Schrift ganz durchgelesen, so würde er in ihr auch Belege zu den ersten Puncten der Anklage gefunden haben. Hr. Bayrhoffer sagt von sich selbst, „er habe tief geforcht; er kenne alle die Triebfedern, welche in Vielen der Gegenwart zu einem weiteren Systeme der Idee emportreiben; er habe sie in sich gehegt, alle durchgekämpft, und sich endlich befreit zur Wahrheit. Er hat, als der Atlas der neuen Welt, auf der einen Schulter die Religion, in der Schrift über die Idee des Christenthums, auf der anderen die Medicin, in der Schrift über den Begriff der organischen Heilung zu tragen gewagt“ (Vorr. S. VII). Das ist wirklich ungeheuer; wer es nicht gesehen hat, glaubt es nicht. Und man höre weiter und staune! Bisher glaubten wir, und wahrscheinlich unsere Leser auch, die Philosophie sey, wie die Wissenschaft überhaupt, die Religion, die Kunst, eine menschliche Angelegenheit, und wie alles Menschliche mangelhaft und dem Irrthume bloßgestellt; die Philosophie sey zwar ein Streben nach Erkenntniß Gottes, sie könne aber nie eine vollkommene adäquate Erkenntniß des göttlichen Wesens werden, weil das Allgemeine, die Vernunft an die individuelle Persönlichkeit des Philosophirenden und seinen beschränkten Standpunct in der Welt geknüpft ist. Nach Hr. Bayrhoffer hingegen ist es der absolute Geist selbst, der die Welt im Geiste schaffende, welcher philosophirt. Der philosophirende Geist ist die absolut unendliche Vermittelung, Persönlichkeit und Subjectivität des Allebens, also überhaupt die Idee als die Spitze und allmächtige ideale Form ihrer selbst, welche Alles durchbohrt, auflöst, ideell setzt, und setzend begreift (S. 11). Die Philosophie ist die göttliche That und Seligkeit des schlechthin begreifenden Denkens. Wenn es in der Bibel heißt: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Worte, dort (dann) aber von Angesicht zu Angesicht“, so ist dieses Wort als Jenseits der Religion die Philosophie, der reine Himmel (S. 21). Die einzige Wirksamkeit des absoluten Geistes in die empirische Natur geschieht durch den Menscheng Geist (S. 45. 72). Der göttliche Geist, als philosophirender, ist von dem absoluten Gotte nicht

unterschieden (S. 110). In arger Täuschung und Bewußtlosigkeit sind aber diejenigen befangen, welche meinen, ihr Gott könne je etwas Anderes seyn, als Vorstellung oder Begriff des Wesens des Vorstellenden oder Begreifenden. Die Philosophie hat aber die Kraft, den Gegensatz von Gott und Mensch, welchen die Religion noch bestehen läßt, in sich selbst aufzulösen in die absolute Identität, und erst hiedurch ist sie das Begreifen ihrer selbst und aller Wirklichkeit. Denn es ist thöricht, zu behaupten, man begreife die Wirklichkeit, wenn man nicht das göttliche Denken und Begreifen wäre. Das Mißverständen- und Angefeindetwerden von unspeculativen Menschen wegen dieser Ansicht erkennt die Philosophie als die nothwendige Kreuzigung Gottes (S. 279 bis 280). — Der übrige Anhang in der Leo'schen Schrift ist unbedeutend.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

### ORIENTALISCHE LITERATUR.

SOEST, b. Nasse: *Elementarbuch der hebräischen Sprache* von Dr. W. F. T. Seidenstückler. 1836. 256 S. gr. 8. (20 gr.)

Der Vf. ist, der Vorrede zufolge, aufgefodert worden, ein Elementarbuch dieser Art zu schreiben. Dieser Forderung entspricht er auf folgende Weise. §. 1. S. 1: Buchstaben. S. 2—4: Aussprache. S. 4 bis 145: Reine Abschrift verschiedener Stücke aus dem A. T. S. 147 bis Ende: Vocabularium der einzelnen Stücke, mit eingestreueten Paradigmen. — Die Methode ist einfach, und bey sorgfältigem Unterrichte zweckmäsig. Desto mehr muß aber die übermäßige Nachlässigkeit beklagt werden, womit dieses Buch in die Welt geschickt worden. Die Paar Regeln über die Aussprache sind höchst ungeschickt vortragen, z. B. S. 2. Es werden Buchstaben am Ende einer Reihe (Zeile) gedehnt, z. B. □ (also nie in der Mitte?), — „Chireck (sprich: Schirek)“; woher hat der Vf. diese seltsame Aussprache? — Ehe noch von *Schwa* die Rede ist, fußt der Vf. schon auf dessen Setzung, um die Schüler auf die Auslassung des *Cholem* bey w aufmerksam zu machen. — Er sagt: Unter einem Endbuchstaben stehe das *Schwa*, aufser bey  $\aleph$ , selten(?); Rec. wüßte kein Beyspiel, wo es stünde. „Das *Dagesch* ist ein *forte*, wenn ein Vocal vorhergeht, denn ohnediefs(?) könnte ja der Buchstabe nicht doppelt ausgesprochen werden.“

Doch alles diels wird überwogen von der entsetzlichen Menge Druckfehler, die das Buch entstellen, und von denen die 3 Seiten Fehlerverzeichnis am Ende nicht den kleinsten Theil enthalten.

§. 2 bildet Pl. I. Darin zwey Fehler  $\aleph$  und  $\aleph$  st.  $\aleph$  und  $\aleph$ ; wobey auch das Athnach fehlt. — Jetzt die Schöplungsgeschichte: §. 4 nach  $\aleph$  fehlt zweymal das *Makkeph*, welches sonst steht; §. 5 steht es einmal, §. 6—8 steht es nicht; aber wieder §. 10. — §. 11  $\aleph$ ; §. 13.  $\aleph$ ; §. 14.  $\aleph$ . Diels Alles auf den ersten 10 Seiten. — Außerdem

stehen unzählig viel Punkte am unrechten Orte. Wie sollen da die Anfänger Hebräisch lernen? Der Vf. kann sich nicht damit entschuldigen, er habe die Massora hier außer Acht gelassen, denn bey den meisten Wörtern hat er sie beobachtet und beybehalten.

Diese Mängel verschwinden aber gegen die weit verderblichere Behandlungsweise des Textes. Der Vf. hat sich die Sache gar zu leicht gemacht. Er hat in der Bibel Stellen zum Abdruck bezeichnet, und jedes schwierige Wort ausgelassen, und liefert nun der Jugend lauter verstümmelte Stellen, so daß der künftige Theologe, wenn er dieses Buch durchgenommen, und mit jugendlicher Lebendigkeit dem Gedächtniß eingepägt hat, erst alle die Corruptionen wieder vergessen muß, um sich nachmals in der Bibel zurecht zu finden. Oft leidet der Wortsinne durch diese Elisionen, und der Fehler der Formen ist Legion.

Gen. I, 2 fehlt מרחם. Von diesem Worte hängt aber der Sinn des על und selbst des Subjects ורוח ab. — 11 ist verändert in חוצא הארץ עשב עץ פרי. Diefes ist nicht allein eine dreiste Correctur, sondern auch unverständlich, denn der Text unterscheidet deutlich עשב, Kraut, von פרי עץ, Fruchtbäum; hier aber erscheint letztes ganz widersinnig als Apposition von erstem. 14 fehlt ganz ohne Grund ולמטעמים.

Die Bibel trennt im K. II von V. 4 an die Erzählung durch eine besondere Ueberschrift mit Recht; unser Vf. wirft diese hinaus, und verbindet V. 1—8 zu einem Ganzen, das offenbar, selbst dem Stile nach, ganz verschieden ist. Auch streicht er hier öfters יהוה. Wir können nicht begreifen, warum es bald steht, bald nicht.

V. 9 fehlt למראה, V. 13 כנגדו, ebenso 20, V. 23 הפעם, alle für den Sinn unentbehrlich. III, 6 fehlt die ganze Stelle וכי u. f. w., welche allein das rechtfertigt. III, 16 fehlt הרבה, wodurch der Hebraismus zerstört ist; dabey noch die Druckfehler, vorher אשך, und hier בעצב und עצבן, סלך, ורדרד. Mitten in dem Fluche beginnt ein neuer §. mit V. 19. V. 24 fehlt להט, und להטתהפכת, so daß der Text keinen Sinn giebt. IV, 3 steht מפני. 13 fehlt מנשוא. Warum VI, 13 אל statt לנח gesetzt ist, mag der Vf. selbst sagen. Darauf wieder der Druckfehler המישים. V. 17 fehlt das nöthige ואני. V. 22 steht אשר. Kp. 7, 8 corrigirt der Vf. das richtige איננה, und setzt dafür das sinnlose לא היתה. V. 14—16 sind ausgelassen, und nun schließt sich 16 (ohne והבאים) an 13 ganz ohne Sinn. S. 15 steht אורה st. ט. IX, 2 steht ויטוראכם, hier §. 28 ויטוראכם. Aus V. 3 fehlt כירק עשב, so daß נחת keinen Anschluß hat. §. 29 steht אחר נח st. א. XI, 3 steht פן mit dem Athnach, welches unter שם gehört. XII, 5 רבשו st. רב. XIII, 3—4 ist gänzlich entstellt. S. 20 הפכו st. פ. 10 ist ganz entstellt. XVI, 2 עצבני st. ע. 4 ויהי st. ח. 8 באה st. באה. XVII, 4 st. הנה setzt der Vf. אעשה; st. ונחתי אחר—ונחתי. §. 40 ist aus V. 15 das nöthige שמה weggelassen. S. 23 steht fehlerhaft הלבן, und

הבה statt בה. Außerdem ist der Zusammenhang völlig zerstört. Das schöne Kap. XVIII hat der Vf. verschmäh't. XIX, 1 steht וישקחו st. ח. und ארצה f. א. 2 fehlt das wichtige לא כי; 23 ist מאה ה' weggelassen, dadurch ist das Athnach unter ואש lächerlich. 26 steht מאחריר st. א. XX, 6 לבבך st. ג. XXI, 20 fehlt die 2te Hälfte, und daran schließt sich in demselben §. Kap. XXII bis 4. Aus V. 13 fehlt בסכך, so daß נחת keinen Sinn hat. Kap. XXIV, 3 fängt ohne Zusammenhang an mit אשבעך. XXIV, 14 ist weggeblieben, so daß 13 gar keinen Sinn giebt. V. 17 steht שפה st. ח. und לנגמלך st. ג. 23 corrigirt der Vf. בבית st. בית, und 25 läßt er גם u. f. w. aus, und setzt zu עמרו. 31 fehlt ואנכי u. f. w., und steht ganz kahl מקום לנמלים. 32 wieder unhebräisch; 33 וישם st. וישם. 38 corrigirt der Vf. אם לא הלך אל משבחה. XXV, 23 ist bey כבטך das Orakel abgebrochen, und daher ganz ohne Sinn. 32 fehlt das bedeutame קה. XXVI fehlt V. 3 ff., so daß 2 keinen Sinn giebt.

Diese Andeutungen, welche wir mit noch unzähligen anderen Rügen vermehren könnten, wenn es der Raum gestattete, mögen die Lehrer, welche etwa einem solchen Buche ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden geneigt seyn möchten, überzeugen, daß hier nicht ein methodisch durchdachtes Buch gegeben sey, sondern eine arge Sudeley, welche der deutlichen Literatur zur Schmach gereicht. Denn es handelt sich hier nicht um Ansichten und Methode, sondern um Correctheit dessen, was der Jugend, selbst nach der an sich verwerflichen Ansicht des Vfs., gegeben wird. In dem angehängten Wörterbuche sieht es nicht besser aus, z. B. §. 3 ויאמר und es sprach; §. 4 וירא und es sah. אחר die Cardinalzahl steht mannichmal (*sic*) statt der Ordnungszahl. (Gehört das hierher?) §. 5 bleibt וירי unerklärt, dagegen ויעש weitläufig und doch nicht genügend erörtert wird. §. 6 ויראה erklärt der Vf. für Coniunctiv, ebenso §. 7 וירוי. §. 7 wird zu folgende Regel gegeben. „Ganz regelmäßig sollte es heißen: וְנָחַן (*sic*). Wenn jedoch (hört!) das Nun in der Mitte eines Wortes (!) am Ende einer Sylbe steht, so wird es dem folgenden Buchstaben assimilirt, oder mit anderen Worten, es fällt weg, und in den folgenden Buchstaben tritt ein Dagesch forte. Diefes Verbum geht im Inf. von Kal immer (!) auf e aus.“

Wenn es wahr ist, daß Jemand aus dem preussischen Ministerium die Nothwendigkeit eines neuen Elementarbuches empfunden hat, so kann man es nur innigst bedauern, daß man dazu einen so untauglichen Bearbeiter ausgesucht hat, während es in Preußen wahrlich nicht an tüchtigen Männern fehlt, welche der Jugend ein wahrhaft bildendes Hülfsmittel liefern konnten. Schade um die schöne Ausstattung dieses in 6000 Exemplaren abgedruckten Machwerks.

Z. Z.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M Ä R Z 1 8 3 9.

## T H E O L O G I E.

DRESDEN, in der Walther'schen Hofbuchhandlung:  
*De biblica ζωής αιώριον notione scriptis Jo. Ern.  
Rud. Käuffer, Theol. et Phil. Doctor, Consist.  
in regno Saxon. Consil., Concion. aul. etc.  
1838. XIV u. 190 S. 8. (1 Thlr.)*

Um die biblische Theologie von allen kirchlich dogmatischen Satzungen möglichst zu reinigen, und so zur Erkenntniß der reinen und lauterer Schriftlehre zu gelangen, dazu sind Monographien, die sich mit gründlicher Erklärung wichtiger biblischer Begriffe beschäftigen, höchst schätzbare Beyträge. Zu diesen Begriffen gehört, neben denen des *υιός του θεου*, *βασιλεία του θεου*, *πνεύμα τὸ ἅγιον*, *ὁ χριστός* u. s. w., auch der der *ζωή αἰώνιος*, welcher, so geläufig und verständlich er uns zu seyn scheint, doch der Erklärung nicht geringe Schwierigkeiten darbietet. Dies fühlte auch Hr. Dr. Käuffer. Er trat früher (S. VI) hinsichtlich der Auffassung dieses Begriffs der Meinung derjenigen Erklärer bey, welche die *ζωή αἰώνιος* von der *vita spiritualis* verstanden, *qua jam in hac terra fide Christo habita potiri ac frui queamus, et illa quidem sine fine futura*. Später erwachten in ihm darüber Bedenklichkeiten, und er entschloß sich, eine unbefangene gründliche exegetische Untersuchung anzustellen, welche er uns hier mittheilt. Dafs er einer solchen Untersuchung vollkommen gewachsen war, dafs er auch wirklich sowohl hinsichtlich einzelner Theile derselben, als der lateinischen Darstellung, einen sehr wichtigen Beytrag zur biblischen Theologie geliefert hat, gesteht Rec. dankbar zu; der Vf. würde aber gewifs zu einem allgemeiner befriedigenden Resultate gelangt seyn, wenn er nicht, wie es scheint, recht geüßentlich die Absicht verfolgt hätte, gerade nur die Eine Hauptbedeutung jenes Begriffes geltend zu machen. Und als diese Hauptbedeutung wird in der *Summa rei* S. 22 festgestellt: *ζωή αἰώνιος est vita aeterna huic terrestri vitae ac brevi opposita, et olim in divino regno futura*, oder, wie es S. 181 noch ausführlicher heisst: *Vita aeterna (brevis, quam nunc degimus, vitae opposita) quam bonis coelestibus affluentem Deus per Christum mox (apostolorum aetate) de coelo venturum resuscitatis omnibus mortuis habitoque extremo illo judicio, in regno divino fruendam iis dabit, qui in praesenti hac vita, fide, sanctitatis studio et sincero pioque amore id contendent, ut Deo et Christo judici probarentur.*  
J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

Um dieses Resultat zu begründen, schlägt der Vf. ungefähr folgenden Weg der Untersuchung ein. Er bestimmt im ersten Kap., überschrieben *Fundamenta causae*, zunächst die eigentliche und uneigentliche Bedeutung der Worte *ζῆν* — *ζωή* — *ζωή αἰώνιος*, führt §. 7 einige der wichtigeren Erklärungen des letzten Begriffes an, und stellt §. 9 die *principes disceptationis lex* auf. So gründlich im Uebrigen diese Erörterung ist, so sieht man doch hier schon, wie der Vf. es im Auge hat, nur die Eine Hauptbedeutung gelten zu lassen. S. 12 erklärt er es für einen verwerflichen Irrthum, wenn viele Erklärer in den Worten *ζῆν* und *ζωή* an sich die Bedeutung *felicitas* enthalten glaubten, oder derselben eine besondere Stellung anweisen wollten. Er will dies aus den alttestamentlichen Stellen darthun, gesteht jedoch selbst S. 14, dafs in manchen Stellen *felicitas* als Nebenbedeutung des *חיי* gelte, jedoch mit der ausdrücklichen Bemerkung: *semper haec felicitatis notio secundaria est, non verbo ipso expressa, verum aliunde etc.* Dies Letzte ist allerdings ganz richtig; allein eben so richtig ist es, dafs die Nebenbedeutung nach dem Contexte oft als Hauptbedeutung hervortreten könne, obschon man die eigentliche Hauptbedeutung des Wortes dabey nicht ganz ausser Augen lassen darf. So schließt untreitig Deuter 30, 15 ff. *חַיִּים וְחַיִּים* und *חַיִּים וְחַיִּים*, neben der Erwähnung des Guten und des Bösen, des Fluches und des Segens, des Gedeihens aller Werke (V. 9), die Nebenbedeutung eines langen und glücklichen Lebens, sowie eines baldigen Unterganges (V. 18 *אֲבָרָה וְחַיִּים*), also des Unglückes, in sich, und der Vf. gesteht selbst zu, dafs das hebräische Wort auch in den übrigen Stellen, die man dafür anführe, die eigenthümliche (*singularis sensus*) Bedeutung der *vita longa et dulcis in patria dulci*, oder der *longa et secura vita* habe, mithin nicht blofs in seiner einfachen Bedeutung zu verstehen sey. Daneben verdient aber, besonders nach der angeführten Mosaïschen Stelle, schon hier bemerkt zu werden, dafs die Erreichung eines langen und glücklichen Erdenlebens, als eines göttlichen Segens, abhängig dargestellt wird von der Beobachtung der göttlichen Gebote, also von einer gottwohlgefälligen Lebensweise. — Dann erklärt der Vf. §. 5 und 6 den neutestamentlichen Begriff der *ζωή*, *ζωή αἰώνιος* vorläufig als *vita per Messiam acquirenda*, als *vita Messiana*, *aeternitatis virtute a fluxis hujus animalis vitae rebus discrepans*, hätte aber hier schon, als vorbereitend auf die nähere Erklärung und zurückweisend auf den

alttestamentlichen Begriff, hinzufügen sollen, daß dieses Leben erworben werde durch die Beobachtung der göttlichen Gebote (Matth. 19, 16—29 u. a.), durch Glauben an den Einen Gott und an Christum (Jeh. 3, 16. 17, 3 u. a.), durch wahre Liebe gegen unsere Nebenmenschen (1 Joh. 3, 12 ff. u. a.), und durch die Befolgung des Beyspieles Jesu (Röm. 5, 19—21 u. a.), während Sünde und Unglauben den Menschen dieses Lebens nicht theilhaftig werden, oder ihn im Zustande des Todes (*θάνατος*) lassen. Schon die genaue Beziehung, in welcher im A. T., sowie in den Apokryphen, die Beobachtung der göttlichen Gebote und ein langes, gesegnetes Leben auf Erden, im N. T. wahre Gotteserkenntnis, verbunden mit gottwohlgefälliger Tugend, und das ewige Leben zu einander stehen, läßt auf eine Analogie der Bedeutung dieser Begriffe schließen.

Nachdem nun der Vf. §. 7 die Erklärungen mehrerer Gelehrten über die Bedeutung der *ζωή αἰώνιος* mitgetheilt, geht er im zweyten Kap. zu den einzelnen neutestamentlichen Schriften über. Im Matthäus setzt er die eigenthümliche jüdische Ausdrucksweise voraus, wobey nur die Bemerkung S. 28 irrig ist, daß dieser Apostel für Juden geschrieben habe; er schrieb für Judenchristen; die Juden selbst würden sich wenig um ein solches Buch bekümmert haben. Um die jüdische Ansicht von der *ζωή αἰώνιος* zu fassen, ist allerdings die Stelle Dan. 12, 2 von besonderer Wichtigkeit. Der Vf. nimmt auch hier *חַיִּים וְעוֹלָם* in der gewöhnlichen Bedeutung, als *vita propria dicta, quae morti opposita est*. Daß aber auch hier jene Nebenbedeutung angenommen werden müsse, geht einerseits aus dem Verhältnisse hervor, in welchem auch hier wieder das ewige Leben als Belohnung für ein gerechtes und weises Leben dargestellt wird, andererseits aus dem Gegensatze, der ewigen Schmach, welcher die Gottlosen würden preisgegeben seyn, wie denn V. 3 ausdrücklich den Glanz der Verdienstvollen schildert. Man fühlt leicht, wie unpassend es seyn würde, wenn man V. 2 den Gegensatz so fassen wollte: diese werden nicht wiederum sterben, jene ewige Schmach zu ertragen haben. — Daß übrigens *חַיִּים* nicht bedeuten könne *vitam piam et sanctam, vitae probitatem* (S. 30), versteht sich von selbst. Daß es aber, wo es sich auf die Lebensweise der Menschen bezieht, wie z. B. Psalm. 36, 10, immer die Bedeutung des langen, glücklichen, gesegneten Lebens mit einschliesse, giebt der Vf. seltsamer Weise selbst zu, wenn er a. a. O. zu der erwähnten Psalmstelle bemerkt: „*Porro quid ex Ps. 36, 10 sequitur, modo quae antecedunt et sequuntur, consideraveris, quid? nisi hoc: pius Dei beneficio jam in hac vita bene esse, manere eos in vita eaque felici? Und S. 71, wo er nochmals auf Dan. 12, 2 zurückkommt, erklärt er Matth. 25, 45: abrogato mortis imperio vitam dabit in τῇ βασιλείᾳ αὐτοῦ sempiternam, impii vero non desinent quidem esse, verum miser eorum status erit, non vitae eos munere impertiet*. Jeder fühlt, daß hier zu: *non vitae* supplirt werden muß: *felicitis, beatæ*. —

Nach diesem Zugeständnisse scheint es überflüssig, auch aus Stellen der Apokryphen den Beweis zu führen, daß da besonders, wo von Beobachtung der göttlichen Gebote, von Tugend (*δικαιοσύνη*) und Frömmigkeit der Rede ist, die *ζωή* oder *ζωή αἰώνιος* immer die Bedeutung des glücklichen, gesegneten Lebens einschliesse, daß demnach auch *θάνατος* da, wo von dem derzeitigen oder zukünftigen Schicksale der Gottlosen oder überhaupt von der Sünde die Rede ist, nicht bloß den körperlichen Tod, sondern zugleich den unglücklichen Zustand bezeichnet, in welchem der Sünder sich befindet, oder den Zustand, in welchem ihm der Tod, als Vernichtung und Strafe, erscheint. Es folgt daraus gar nicht, daß die eigentliche Bedeutung der *ζωή* und des *θάνατος* bey dieser Erklärung in die emphatische oder uneigentliche aufgehe, wie denn natürlich beide Worte nie an sich Glück oder Unglück bedeuten können; die Hauptbedeutung bleibt immer, nur mit besonderer Beziehung auf den sittlichen Zustand des Menschen.

Wenden wir dies an zur Erklärung des neutestamentlichen Sprachgebrauchs, so bedarf es, um nicht willkürlich von den jüdischen Vorstellungen auf die Christi und seiner Apostel zu schließen, zunächst der Bemerkung, daß Christus die Vorstellungen der Juden seiner Zeit, welche gegen den Geist der Propheten, am meisten durch die Schuld der Pharisäer, ins Sinnliche ausgeartet waren, geistig zu erheben und sittlich zu veredeln suchte; so die Vorstellungen vom Berufe des Messias, sowie insbesondere von dem Reiche Gottes. Und mit dieser letzten Vorstellung hing die Vorstellung von dem ewigen Leben genau zusammen (Matth. 19, 15. 17 u. vgl. 21—24). Wie Christus sonach das Reich Gottes zwar als ein wirkliches, aber moralisches Reich darstellt, so gründet er die Hoffnung des ewigen Lebens auf die Beobachtung der göttlichen Gebote, auf das Streben nach sittlicher Reinheit und Vollkommenheit (Matth. 7, 13 ff. 18, 8. 9. 19, 15—24), auf richtige Erkenntnis Gottes (Joh. 17, 3) u. s. w. Sollen wir nun das Reich Gottes, in welches wir durch Christus einzutreten berufen sind, nicht aufer uns, sondern in uns suchen und finden (Luk. 17, 21. Joh. 3, 4 ff. Röm. 14, 17), so wird dasselbe auch von dem Bewusstseyn des ewigen Lebens gelten. Die Juden zur Zeit Christi glaubten als Juden, als Nachkommen Abrahams, als Beobachter des Mosaïschen Gesetzes, ein erbliches Anspruchsrecht (*κληρονομία*) wie auf das Reich Gottes, so auf das ewige Leben zu haben; Beides hielten sie für ein von Gott ihnen erteiltes National-Privilegium, unbekümmert um ihre sittliche Würdigkeit oder Unwürdigkeit. Indem Christus diese Vorstellungen der Juden berichtigt und verwirft, stellt er allerdings in den drey ersten Evangelien die *ζωή αἰώνιος* dar als das dereinstige unvergängliche selige Leben der Gerechten im Reiche Gottes, nach dem Gericht, giebt aber diesem Leben die engste Beziehung zu unserem sittlichen Verhalten auf dieser Erde, während er in vielen Parabeln unser Verhältniß zu

Gott, sowie den davon abhängigen Zustand unseres Lebens nach dem Tode, auf unser sittliches Verhalten während dieses Erdenlebens bezieht.

Im dritten Kap. kommt der Vf. an die Paulinischen Briefe: er theilt sie ein in die vor der römischen Gefangenschaft, in die während derselben geschriebenen und in die Pastoral-Briefe. Unleugbar hat gerade die Lehre des Apostels von der ζωὴ αἰώνιος deshalb so große Schwierigkeiten, weil er dieselbe immer beziehungsweise, nie an sich behandelt, und Rec. hält darum die Beachtung dieser Beziehungen in jeder einzelnen Stelle, wie sie sich theils aus dem ganzen christlich-apostolischen Standpunkte des Paulus, theils aus dem Gegensatze zu seinen Gegnern ergeben, für unumgänglich nothwendig, um die Lehre desselben richtig und allseitig aufzufassen. Für unseren Apostel war bekanntlich die Lehre von dem Tode und der Auferstehung, sowie von der himmlischen Verherrlichung Jesu Christi, zu dessen Verkündigung er sich durch die göttliche Gnade allein berufen fühlte, von der durchgreifendsten Bedeutung. Dafs er schon früher den Glauben an Unsterblichkeit und Vergeltung nach dem Tode kannte, dafs auch die jüdische Vorstellung von der ζωὴ αἰώνιος der (im pharisäischen Sinne) Gerechten im Messianischen Reiche ihm nicht fremd seyn konnte, versteht sich bey ihm, dem eifrigen und gelehrten Schüler der Phariseer, von selbst. Jetzt durch die Gnade Gottes allein berufen zum Apostelamte, um die Lehre vom Reiche Gottes, gestiftet durch den gekreuzigten und auferstandenen Weltheiland, den Heiden zu verkündigen, mußten ihm die Verheissungen der Propheten und der Rathschluß, den Gott durch die Sendung des Messias auszuführen beabsichtigte, in einem ganz anderen Lichte erscheinen: er fühlte es nunmehr tief, wie sehr er selbst aus Unwissenheit, durch Verfolgung der Christen gesündigt habe, wie groß und unergründlich dagegen die Gnade Gottes sey; er erkannte es, dafs das äufere Gesetz nicht hinreiche, den Menschen von der Sündhaftigkeit zu befreyen, dafs es vielmehr ein inneres Gesetz (ὁ νόμος τοῦ νοῦς oder τοῦ πνεύματος) und ein Gewissen im Menschen gebe, dem Juden und Heiden ohne Unterschied zu folgen verpflichtet sind, um vor Gott gerecht zu erscheinen, nachdem ihnen die früheren Sünden durch die Gnade Gottes in Christo erlassen worden. Der Tod und die Auferstehung Christi waren nun dem Apostel von der höchsten Bedeutung; in jenem erkannte er das Muster des vollendetsten Gehorsams gegen den göttlichen Willen und die Bürgschaft der göttlichen Gnade gegen den reue- und glaubensvollen Sünder; in der Auferstehung die Gewissheit unserer geistig-persönlichen Unsterblichkeit, die Bürgschaft für ein vergeltendes seliges Leben im Himmel nach diesem irdischen Leben. Als Bedingung dieser beteligen Hoffnung (denn nur ein Hoffen dieses Zukünftigen, nicht ein Schauen ist uns vergönnt) fodert Paulus überall den Glauben an Jesus Christus, wirksam in der Liebe, vertrauend auf die Gnade und Allmacht des himmlischen Vaters,

wie sie sich in der Auferstehung Christi beurkundet hat. Wie nun Paulus denjenigen, welcher das Gesetz des Geistes anerkennt, und nach ihm lebt, einen πνευματικός nennt, ihm ein περιπατεῖν ἐν τῷ πνεύματι beylegt, und zu einem solchen Leben die Heiden eben so befähigt hält, als die Juden, in diesem Wandel aber im Geiste, nach dem inneren Gesetze, das Streben nach der ζωὴ καὶ εἰρήνη findet (Röm. 8, 6), und daher den Geist selbst, weil er nicht dem Fleische oder der Sünde, sondern der Tugend, der Gerechtigkeit dient (Röm. 8, 10), die ζωὴ nennt: so bezeichnet er im Gegensatze den Sünder als einen Todten, sein ganzes Streben, seinen Zustand als einen Zustand des Todes (θάνατος), als ein Sterben oder Gestorbenseyn (ἀποθανεῖν). Man darf nur die beiden Kapitel des Römerbriefes (7 und 8) oder die ersten Kapitel des Epheserbriefes im Zusammenhange lesen, und dabey immer die Beziehung im Auge behalten, in welcher die Gedanken des Paulus stehen zu den Lehren der Juden oder Judenchristen, die ein gottwohlgefälliges Leben, sowie die Hoffnung der messianischen ζωὴ αἰώνιος, von der Beobachtung des Mosaïschen Gesetzes abhängig dachten, und man wird sogleich fühlen, dafs hier die Begriffe der ζωὴ und des θάνατος sich gar nicht zunächst auf die der-einstufige Paradiese Christi und den nachher eintretenden Zustand der Gerechten oder der Sünder beziehen können. Die Worte Röm. 7, 10 ἐγὼ δὲ ἀπέθανον u. s. w., 8, 6 τὸ φρόνημα τῆς σαρκὸς θάνατος: τὸ δὲ φρ. τοῦ πνεύματος ζωὴ καὶ εἰρήνη lassen hierüber keinen Zweifel. Der Vf. muß hier offenbar den einfachen Gedanken des Apostels Gewalt anthun; er erklärt S. 67 ἐγὼ ἀπέθανον: ego moriebar, ich starb, i. e. mortis imperio subijciebar, indem nämlich der Apostel das, was nach göttlichem Rathschlusse als unvermeidliche Folge der Sünde erst später erfolgen sollte, schon als geschehen gedacht habe, und zwar ingenii fervore abreptus. Das Gezwungene dieser Erklärung geht schon daraus hervor, dafs alle jene Zeitwörter: ἔξω — ἀνέστησεν — ἀπέθανον — εὐρέθη — ἐξηπάτησε nur eine und dieselbe Zeit bezeichnen können, und dafs der folgende 11 Vers: ἢ γὰρ ἁμαρτία — ἀπέκτεινεν den Grund des vorhergehenden enthält. Soll auch hier ἀπέκτεινεν heißen peccatum mortis imperio me subjecit? Und was sollen wir uns unter diesem mortis imperium eigentlich denken? Noch gezwungener aber wird diese Erklärung im 8 Kapitel. V. 2. 6. 10 ist überall nur von dem gegenwärtigen Leben die Rede; V. 11 gedenkt erst des zukünftigen Schicksals der geistig Gesinnten (ζωοποιήσει, heißt es ausdrücklich). Demnach sind die in jenen Versen vorkommenden Begriffe auch auf das gegenwärtige Leben zu beziehen, wie schon V. 6 die Zusätze ζωὴ καὶ εἰρήνη und V. 10 διὰ δικαιοσύνην erfordern, und merkwürdiger Weise bemerkt der Vf. selbst zum 13 V. S. 66, dafs hier ἀποθήσκειν eine emphatische Bedeutung habe: „est enim hic mori, nec recuperare vitam, sine spe melioris vitae mori“; ἤσασθε erklärt er dann ebenso de vita post mortem spe-

*randa.* Gerade dieß ist aber diejenige Bedeutung der *ζωή* und des *θάνατος*, welche der Apostel da, wo von dem Zustande des Sünders oder von den Folgen der Sünde die Rede ist, im Sinne hatte: der geistig gefinnte Mensch, der das Vernunftgesetz als göttliches Gesetz anerkennt, und die sinnliche Natur beherrscht, weiß, daß sein Geist nicht stirbt, vielmehr von Gott zu neuem Leben und Wirken berufen werde; für ihn giebt es also keinen Tod, sondern nur Leben, ewiges Leben. Der Sünder dagegen erhebt sich nicht zu diesem Glauben, zu dieser Hoffnung; er lebt nur im Sinnlichen; der Tod ist ihm wahrer Tod, vor dem er sich fürchtet, er befindet sich im Zustande des Todes. Wir machen daher dem *θάνατος*, dem *ἀποθνήσκειν* seine eigentliche Bedeutung da, wo es von dem Zustande des Sünders gebraucht wird, nicht streitig: es ist *mori*, oder, wie der Vf. mit *Grotius* oben zu Röm. 8, 13 erklärte, *mori sine spe melioris vitae*, *ζωή* dagegen oder *ζῆν* ist *vivere*, aber *vivere cum spe beatæ post mortem vitae*: Beides, wie schon im A. T., immer mit Beziehung auf den sittlichen Zustand des Menschen.

Wie vernünftig wahr diese apostolische Lehre sey, lehrt noch die tägliche Erfahrung. Der Sünder denkt entweder nicht an den Tod, oder denkt er an denselben, so erscheint er ihm als das grösste Uebel; er ist und lebt also noch im Tode. Der Tugendhafte und Christgläubige weiß, daß sein Körper sterben muß (1 Kor. 15, 21. 22), daß aber, wie Christus auferstanden ist, auch er zu neuem Leben werde erweckt werden. Christus hat für ihn den Tod vernichtet, und Leben und Unsterblichkeit an

das Licht gebracht (2 Tim. 1, 10): in dieser festen Hoffnung eines unvergänglichen seligen Lebens (Röm. 8, 24 ff.) findet er schon hier seine Ruhe, Zufriedenheit oder Seligkeit vor Gott; der Geist ist ihm das wahre Leben und der Friede; von ihm hofft er das ewige Leben zu ernten. Und hievon die Menschheit aller Länder und aller Stände zu überzeugen, war Christus nach göttlichem Rathschlusse erschienen; es war nicht sein Beruf, uns Erdenbewohner mit einer Masse philosophischer oder theologischer, physischer oder metaphysischer Erkenntnisse zu bereichern, sondern uns durch Lehre, Leben und Schicksale den Frieden der Seele vor Gott zu geben, dessen er sich selbst noch im Anblicke des schaudervollsten Todes bewußt war, jenen Seelenfrieden vor dem himmlischen Vater, den uns nicht die Welt geben kann, dessen sich aber die, welche Gottes Gebote beobachten, im Bewusstseyn der innigen Liebe Gottes auf eine Weise zu erfreuen haben, daß ihnen alle sonstigen Schicksale, Tod u. s. w., als gleichgültig erscheinen (Röm. 8, 24 ff.). — Wollen wir nun diesen Gemüthszustand des frommen und tugendhaften Christen das höhere geistige Leben desselben nennen, so kann dieser Ausdruck am wenigsten etwas Befremdendes haben, ob schon im N. T. die *ζωή πνευματική* nicht erwähnt wird: denn in den Paulinischen Redensarten *ἐν τῷ πνεύματι περιπατεῖν* — *ζῆν τῷ πνεύματι* — *πνεῦμα ζῶν καὶ εὐφρῆν* — *τὸ πνεῦμα ζωοποιεῖ, ἐκ τοῦ πνεύματος θεορῆσει τὴν ζωὴν αἰώνιον* u. a. ist jener Begriff deutlich enthalten.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

## K L E I N E S C H R I F T E N .

THEOLOGIE. Leipzig, b. Eisenach: *Bibelkunde, oder Anleitung zur Kenntniß der Bibel, für Lehrer und Schüler in Stadt- und Land-Schulen*, von Friedrich Atzerodt, Lehrer an der Bürgerschule in Langensalza. 1838. IV u. 92 S. 8. (4 gr.)

Was in größeren Werken ähnlichen Inhaltes, z. B. in der werthvollen Encyclopädie der Bibelkunde von Gemmerli und Löhn, ausführlich und für den populären Gebrauch überhaupt behandelt ist, das giebt der Vf. in diesem Schriftchen in gedrängtester Kürze und für den Schulgebrauch zurechtgelegt. Der I Abschnitt, „von der Bibel überhaupt“ überschrieben, enthält die allgemeine und specielle Einleitung in die biblischen Bücher, wobey wir keineswegs tadeln wollen, daß sich der Vf. so genau an den trefflichen *Krummacher'schen* Katechismus angeschlossen hat; nur aber hätte er sich des wörtlichen Aus Schreibens jenes Buches, das wir ihm an vielen Stellen nachweisen könnten, enthalten sollen. — Der II Abschnitt: „Palästina und seine Bewohner“, enthält die zum populären Bibelverständniße nothwendigsten Bemerkungen

aus der Geographie, Naturgeschichte, Archäologie, Sitten-, Religions- und politischen Geschichte dieses Landes und seiner Völkerchaften. — Der Anhang, enthaltend eine Harmonie der Evangelien, eine Zeittafel über die Apostelgeschichte, ein Verzeichniß der Gleichnißreden Jesu, und der in den Evangelien und der Apostelgeschichte erzählten, von Jesu und seinen Jüngern verrichteten Wunder, ist mit Fleiß und Sorgfalt gearbeitet; nur ist der Vf. in mehreren Punkten für den im Titel angedeuteten Zweck zu minutiös verfahren. Was frommt z. B. der Volksschule die in das Einzelne gehende chronologische Genauigkeit, mit der die verschiedenen Paulinischen Missionsreisen aufgezählt werden? Für dieselbe Volksschule scheint es uns auch nicht passend, wenn die Darstellung der Kindheits- und Jugend-Geschichte Jesu von Lukas eine fast *dichterische* genannt wird.

Der Druck ist gut, der Preis den Mitteln der Volksschule angemessen.

K...r.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M Ä R Z 1 8 3 9.

## T H E O L O G I E.

DRESDEN, in der Waltherschen Hofbuchhandlung:  
*De biblica ζωῆς αἰώνιον notionē scrip-*  
*sit Jo. Ern. Rud. Kaeuffer etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Mit dem Apostel Paulus stimmt wie im Uebrigen, so auch in der Lehre von der *ζωή*, wesentlich überein Johannes, von dessen Lehre der Vf. im vierten Kapitel handelt. Johannes schrieb, wie neuerdings nachgewiesen und auch anerkannt worden, viel besonderer Beziehung auf das Judenthum oder vielmehr Judenchristenthum, dessen Anhänger die *κληρονομία* (als rechtlichen Anspruch) der *ζωή* oder *σωτηρία αἰώνιος* von der Beschneidung und Beobachtung des Mosaïschen Gesetzes abhängig machten. Ueberall erscheint es daher auch bey Johannes als Grundlehre, dass das *ἔχειν τὴν ζωὴν αἰώνιον* allein bedingt werde durch den Glauben an Gott den Vater und Jesum Christum, den er *gesandt habe* (nicht aber von dessen dereinstiger Paradiese, 5, 24 ff. 17, 3 u. a.), durch die Annahme der Lehre, die Befolgung der Gebote Christi (12, 48 u. a.), endlich insbesondere durch Liebe gegen unsere Nebenmenschen und Streben nach wahrer Tugend (1, 3, 14 ff. Ev. 5, 29 u. a.). Beachten wir nun besonders, dass Christus bey Johannes die Erlangung des ewigen Lebens abhängig erklärt von dem Glauben an seine göttliche Sendung, dass er sich darstellt als denjenigen, welcher *gesandt sey*, den Menschen durch diese seine Sendung dieses Leben zu geben, dass er wiederholt erklärt, die an ihn Glaubenden und Tugendhaften hätten weder Tod, noch Gericht zu fürchten, dass er hingehe zum Vater, in dessen Hause es viele Wohnungen gebe, um die Seinigen einst zu sich zu nehmen: so bleibt es weit wahrscheinlicher, dass er die *ζωὴ αἰώνιος*, als Gemüthszustand, schon auf unser irdisches Leben bezogen wissen wollte. Und dies wird durch einzelne Stellen unwiderlegbar bestätigt, bey deren Erklärung der Vf. wohl einen Verstoß gegen die einfache grammatische Methode begangen haben dürfte. Fürs Erste bedient sich Johannes immer des Ausdruckes *ἔχειν τὴν ζωὴν αἰώνιον* im Präsens, und zwar in Verbindungen, die nicht an ein bloß zukünftiges (denn dies ja nicht ausgeschlossen), sondern schon an ein beginnendes Besitzen denken lassen. Z. B. 3, 36, verglichen mit V. 15—18, zeigt, dass derjenige, welcher an den Sohn glaubt, weder Gericht (*οὐ κριθεῖται*), noch Strafe Gottes (*ὄργη*)

A. J. L. Z. 1839. Erster Band.

τῶ Θεοῦ) zu befürchten habe; mithin beginnt das Bewusstseyn des ewigen Lebens mit dem Aufhören der Furcht vor Gericht und Strafe, also mit dem Glauben an den Sohn Gottes, der *gesandt wurde*, damit die Welt durch ihn *befeligt würde* (V. 17), welches *ὁψεσθαι* mithin in unmittelbarer Verbindung mit dem *ἀποστέλλεσθαι* zu denken ist, und an vielen Stellen dem Johanneïschen *ἔχειν ζωὴν αἰώνιον* entspricht. Dasselbe gilt von 5, 24, wo *ἔχειν ζωὴν αἰώνιον* mit Rücksicht auf das folgende *μεταβέβηκεν ἐκ τοῦ θανάτου εἰς τὴν ζωὴν* nur sehr gezwungen von dem Leben nach dem Tode allein, wegen des Vertrauens auf die Unveränderlichkeit des göttlichen Rathschlusses, wie der Vf. behauptet (S. 111), erklärt werden kann. Das Gewicht dieses Ausspruches Christi selbst erhöhen die Parallelstellen im ersten Briefe, wo 3, 14. 15 die Redensarten *μεταβεβήκαμεν ἐκ τοῦ θανάτου εἰς τὴν ζωὴν* und *μένειν ἐν τῷ θανάτῳ*, sowie *μη ἔχειν ζωὴν αἰώνιον ἐν αὐτῷ μένουσαν*, einander entgegengesetzt sind, und nothwendig von einem Gemüthszustande in unserem gegenwärtigen Leben (*ἡμεῖς οἶδαμεν, ὅτι — ferner ὅτι ἀγαπῶμεν — ἀνθρωποκτόνος οὐκ ἔχει*) verstanden werden müssen. Nehmen wir hinzu 1, 4, 9, wo *ζήσωμεν δι' αὐτοῦ* soviel ist als *ἔχομεν ζ. αἰών.* und weit einfacher auf das geistige Leben, auf die Erlösung (V. 10 *ἰλασμόν*) bezogen wird; ferner 5, 11—13, wo die Worte *ὅτι ζ. αἰών. ἔδωκεν ἡμῖν ὁ θεὸς* schon um deswillen von einem schon Innehaben des ewigen Lebens zu erklären sind, weil Johannes in diesem Bewusstseyn der *ζωή* einen Ueberzeugungsgrund, einen Beweis (*μαρτυρία*) findet dafür, dass Jesus der Sohn Gottes wirklich gewesen sey. Johannes konnte doch unmöglich sagen wollen: Gott hat uns ein sicheres Zeugniß gegeben, dass wir in Jesu den wahren Sohn erkennen sollen; denn wir werden *einst* jenseits unvergängliches Leben durch ihn erhalten. Dieses *ἔδωκεν* will der Vf. als *prolepsis* verstehen: *vitam aeternam nobis dedit Deus, ut, quando ea frui possimus, ea fruamur, habemus vitam certo nobis adjudicatam et assignatam*. In dieser Gedankenverbindung ist eine Prolepsis um so unstattlicher, als die gleich darauf folgenden Worte: *καὶ αὕτη ἡ ζωὴ ἐν τῷ νῦν αὐτοῦ ἐστὶν* nothwendig von der Gegenwart zu verstehen sind, und als auch im 12ten V. die nachdrucksvolle Zusammenstellung der Worte *ὁ ἔχειν τὸν υἱὸν ἔχει τὴν ζωὴν* u. s. w. sehr matt erscheinen würde, wenn man das erste *ἔχων* als Präsens, das zweyte als Futurum nehmen wollte. Diese Bemerkungen werden genügen, um zu be-

weisen, daß nach der Lehre des N. T. der gläubige und fromme Christ sich der *συν αὐθιγος* schon in diesem Leben bewußt werde, ihre Vollendung aber dem einst im jenseitigen Leben zu hoffen habe.

L. L.

ST. GALLEN U. BERN, b. Huber u. Comp.: *Der aufgehende Morgenstern und der anbrechende Tag in den Christenherzen. Oder der Geist Christi in seiner Kirche.* Ein religiöses Handbuch mit besonderer Rücksicht auf unsere Zeit, von P. Franc. Sebastian Ammann, Kapuziner-Vicar. Erster Bd. 1838. XVII u. 380 S. Zweyter Bd. 360 S. gr. 8. (Geheft. 2 Thlr. 16 gr.)

Die Bezeichnung des Vfs. als Kapuziner erweckte in uns kein gutes Vorurtheil von Inhalt und Geiste dieses Werkes. Zu anderer Ueberzeugung kamen wir jedoch schon, als wir lasen, daß das Buch „Allen denen, welche das Licht mehr lieben, als die Finsterniß“ gewidmet sey; und recht beschämt fühlten wir uns, als wir an das genauere Lesen des Buches gingen. Der Vf., dem wir, voller Achtung, im Geiste die Hand drücken, ist in der That ein sehr geistreicher, denkender Mann, der sich möglichst frey gemacht hat von den mancherley Vorurtheilen und irrigen Ansichten, welche so oft noch bey seinen Glaubensgenossen angetroffen werden. Er geht besonders darauf aus, zu zeigen, was eigentlich der Geist Christi sey, was er fodere, und was daher im Christenthume und namentlich in der katholischen Kirche, als mit jenem Geiste streitend, abolirt werden müsse. Dies Alles setzt er mit so vieler Weisheit, Besonnenheit und Belesenheit aus einander, daß wir mehr als einmal den erleuchteten Kapuziner-Mönch, der seit 30 Jahren ununterbrochen seinem Kloster angehört, bewundert haben. In der Einleitung spricht er von dem Geiste Christi in seiner Kirche. Hier kommt gar Manches zur Sprache, was nach Christi Zeit aufgekommen ist, z. B. die Klöster, das Primat des Papstes. Gar sehr hat uns angesprochen, was der Vf. über die Klöster und deren mannichfachen Nutzen sagt, den sie allerdings ursprünglich gehabt, ob er gleich einräumt, daß es später oft schauerlich und schrecklich in den Klöstern hergegangen sey. Er sagt: „So wurden auch viele von den Einrichtungen dieser finsternen Zeit, bey all den Uebeln, die der Mißbrauch derselben veranfaßte, doch auch wieder das Mittel, dessen die Vorsehung sich bediente, um grössere Uebel zu verhüten oder überwiegend Gutes für die Zukunft zu bewirken.“ Zu den Segnungen der Klöster rechnet er mit Recht Folgendes: Die Mönche brachten, auf ihren Wanderungen aus cultivirten Ländern, deren Cultur und bessere Früchte und Pflanzen mit; die Klöster waren die ersten Schulen. In diesen Zufluchtsörtern ward manches werthvolle Manuscript erhalten und abgeschrieben. Auch der angehäuften Reichthum, der sonst der allgemeinen Raubsucht nicht hätte entgegen können, wurde in Klöstern für den besseren

Gebrauch späterer Zeiten aufbewahrt, und er ist noch jetzt der Hauptfond unserer Schulen und Gymnasien und vieler wohlthätiger Stiftungen. Der Vf., obgleich selbst Mönch, verschweigt indessen keinesweges, daß, in unseren Zeiten, sehr viele Klöster entartete Wohnsitze des Müßigganges, des Aberglaubens, des wilden Fanatismus, der rohen Sinnlichkeit und Schwelgerey sind. „Würde hie und da das Innere der Klöster besser und allgemeiner erkannt, mit Staunen und Schauern würde man ihn sehen, den tiefen Zerfall, den geist- und sittenlosen, den unchristlichen Abgrund.“ — Eben so spricht er von der Hierarchie, und zeigt nicht minder klar, wie auch diese im Anfange ihr Gutes und Segensreiches gehabt habe. Seiner Ansicht nach, war, bey der Rohheit der Sitten, das große Ansehen der Geistlichen noch nöthig. Die Kirche setzte der Raubsucht der Despoten gewisse Grenzen. Daß aber die römische Tyranney endlich alle anderen Tyranneyen überwog, der Menschheit ihre heiligsten Rechte raubte, die Klöster zu den grausamsten Gefängnissen machte, das war gewiß nicht nach dem Geiste Christi und seiner Kirche. Die schrecklichste Hierarchie entstand nach und nach durch die Lässigkeit und Schwäche der Regenten, durch den Stolz der Bischöfe, durch Finsterniß und Unwissenheit der Zeit. — Das erste Kapitel enthält sehr geläuterte Ansichten von der christlichen Kirche, mit dem bedeutamen Motto: „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freyheit.“ Ganz besonders hat uns der Abschnitt gefallen, in welchem der Vf. den Geist des Christenthums betrachtet, als entgegengesetzt einer todten Form von Schattengebräuchen. Er spricht hier zunächst von dem jüdischen Ceremonieendienste und sagt: „Denke man sich jenen Opferdienst, da 1000 und abermal 1000 Ochsen, Böcke und Schafe bluten mußten, um Gott zu verfühnen; denke man sich den größten Theil der Religion als ein Schlächterhandwerk.“ Er setzt nun aus einander, wie Christus gelehrt habe: Gott ist ein Geist; allein diese Lehre habe man wieder vergessen. „Man führte kostbare, neue Gebräuche ein, und legte diesen einen so hohen Werth bey, als kein Jude und Heide den seinigen beygelegt hatte. Manche dieser Gebräuche haben etwas so Auffallendes, daß eine starke Gewöhnung der Sinne dazu gehört, um dieselben nicht kindisch oder ärgernd zu finden. Dazu kommt, daß man aller Ceremonieen satt wird.“ Sehr treffend sagt Hr. A.: „Kann irgend eine reine Idee von Gott Statt finden, sobald man ihn als den grossen Ceremonieen-Meister denkt?“ — Nicht minder treffend wird der Geist dem Buchstaben entgegengesetzt. Das Christenthum soll nicht Schreiberey, sondern Geist des Geschriebenen, nicht Leserey, sondern Ausübung des Gelesenen, Gesinnung und That werden. — Es soll ferner gezeigt werden, daß bey den einzelnen Theilen des katholischen Cultus man ursprünglich eine gute Idee gehabt habe. So gebiete die kath. Kirche nicht eigentlich die Anbetung der Heiligen, sondern Gott, der solche Tugendmuster gefendet habe.“ Daß es aber anders in der kath.

Kirche gehalten werde, giebt der Vf. doch auch zu. — Indem von der Messe die Rede ist, hört man freylich den Katholiken, aber der Vf. setzt doch auch hinzu: „Es ist offenbar ein Widerspruch, daß der Deutsche soll die Messe lateinisch feyern; denn die Messe fodert das gemeinsame Mithandeln des Volkes mit dem Priester; aber das lateinische Messbuch macht die Theilnahme des Volkes unmöglich, weil es in fremder Sprache abgefaßt ist. Nur Buchstaben-Anbeter, nicht Verehrer der Geheimnisse Gottes im Geiste und in der Wahrheit nehmen das todte und fremdartige Wesen in Schutz. Weg da vom Heiligthume mit jeder Rücksicht, die sich nicht auf Wahrheit und das Gute an sich bezieht! Weg mit der lateinischen Sprache: sie ist nur ein Mantel, in den sich Gleichgültigkeit, Trägheit und zuweilen wohl auch Bosheit hüllt.“ — Gegen die *Kirchenmusik* spricht er mit Wärme. „Wir sehen einen feyerlichen Zug von Altar-Dienern an die erhabene Stelle treten, und zugleich ertönt ein Geschmetter von Trompetenschall, begleitet mit Wirbel und Pauken. Zieht ein Kriegsheer auf? Wozu hier Trommel und Trompete?“ — Indem er die einzelnen Bestandtheile des kath. Cultus durchgegangen hat, sagt er: „Wir finden also in allen Theilen desselben, so weit und so wie ihn die allgemeine Kirche für den ihrigen anerkennt, nichts, was nicht mit dem möglichsten Begriffe und mit der höchsten Idee von Religion vollkommen übereinstimmt, oder, nach der Weisung des Alterthums, bey aller Verschiedenheit in der Art, nicht ohne Aberglauben könnte beybehalten werden.“ Das ist wohl wahr; es läßt sich bey jeder Ceremonie eine höhere Bedeutung auffinden, aber Hr. A. wird doch gewiß zugestehen daß man in Praxi, von der ursprünglich hohen, reinen Idee abgegangen ist, und daß sich die meisten Katholiken eben nur an das Aeußere halten.

Der 2te Band wird eröffnet mit einem Aufsatze des Papstes Clemens XIV. Er stellt den Geist der Kirche dar als einen Geist der Geduld, der Sanftmuth, des Friedens, der Demuth, der Gerechtigkeit, der Uneigennützigkeit, der Stärke und der Wahrheit. Was uns besonders gefallen hat, das ist die Liebe, mit welcher er von den Akatholiken spricht; er setzt hinzu: „wehe denen, welche die mindeste Feindseligkeit gegen sie behalten!“ Wenn er übrigens wünscht, daß die Protestanten in den Schoofs der kath. Kirche zurückkehren mögen, so können wir diesen Wunsch ihm, dem Katholiken und noch dazu dem Oberhaupte derselben, keinesweges verargen. — Hr. A. spricht hierauf von der Liberalität der Kirche und findet diese darin, daß dieselbe auch für Abtrünnige, Ungläubige, Juden, Heiden, Irrende und Verfolger bete, und daß, unter allen ihren Gebeten, kein Fluchpsalm gegen Ketzer, kein Drohen und Schleudern von Bannstrahlen, kein Aeußern von Leidenschaft oder Rachsucht gefunden werde. Aber dieses wird dem Vf. schwerlich zugestanden werden. Die Liberalität der Kirche soll sich auch darin zeigen, daß sie so wenig von dem Katholiken fodert,

nämlich nur 5 Punkte: 1) die Sonn- und Fest-Tage zu heiligen; 2) der Messe und Predigt beyzuwohnen; 3) die gebotenen Fast-Tage und Abstinenzen, nach Maßgabe seiner Kräfte, zu halten; 4) jährlich wenigstens einmal zu beichten; 5) das h. Abendmahl, jährlich wenigstens ein Mal, und zwar zur öfterlichen Zeit, zu empfangen.“ Die evangelische Kirche ist noch liberaler; sie dispensirt von No. 3. — Zur Sprache kommen ferner in diesem Bande: altes katholisches Glaubensbekenntniß, Unveränderlichkeit in der Kirche; Veränderlichkeit; Schutz und ewiger Beystand der Kirche; ewige Dauer des Christenthums und Schluß, in welchem besonders der Wunsch ausgesprochen wird, daß bald die Zeit komme, wo Jeder einsehe, daß die Religion hauptsächlich darin bestehe, daß wir gesinnt seyn, handeln und leben mögen, wie Christus, und uns von dieser Welt unbeschleckt erhalten. — Der Anhang enthält: *Erasmus von Rotterdam über die Evangelien und Apostelgeschichte*, von Hn. A. selbst übersetzt. Die zwey Beylagen enthalten: die Messe der kath. Kirche am Feste Johannis des Täufers und zwey neue Messformulare von Dr. *Hirscher*, welche manches Gute und Erbauliche enthalten.

Wir scheiden mit aufrichtiger Hochachtung von dem Vf., den Gott in seinem stillen Kloster nicht verlassen möge. Alle aber, welche das Licht mehr lieben, als die Finsterniß, fordern wir auf, das Buch zu lesen.

Druck und Papier sind sehr gut.

R. K. A.

NEUSTADT a. d. O. u. SCHLEIZ, b. Wagner: *Katechisationen über Gottes Wesen, Werke und Willen*, wie sie in der Mittelclasse einer nicht vernachlässigten Dorf- oder niederen Stadt-Schule gehalten werden können; nach den in seinem Religionsbuche für Kinder von 8—11 Jahren enthaltenen Materialien, geschrieben vom Schulmeister *Bauriegel* zu Pulger. 3 Hfte. 1838. VI u. 490 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Diese Katechisationen zeichnen sich vortheilhaft vor manchen anderen ähnlichen Arbeiten aus. Sie sind echt sokratisch, indem der Vf., ein Schüler *Dinters*, stets von dem Bekannten ausgeht, und sich dadurch eine Brücke zu dem Unbekannten baut; sie sind ferner ganz praktisch, indem überall auf das Leben, auf Gesinnung und That Rücksicht genommen wird. Durch den Verstand wirkt Hr. B. auf das Herz, und er zeigt auch in dieser Hinsicht, daß er von seinem Lehrer *Dinter* viel gelernt hat, und das Gelernte gut anwendet. Was uns an seinen Katechisationen besonders gefällt, ist, daß er die Kinder gewöhnt, in zusammenhängenden Sätzen zu antworten, und sich nicht begnügt, wenn er ein einziges Wort als Antwort empfängt. Denn nur auf jene Weise wird die Denkkraft erweckt und belebt, und die Kinder stets in Aufmerksamkeit gehalten. — In der Einleitung zu der christlichen Religionslehre, welche hier katechetisch durchgegangen wird, spricht Hr. B. zunächst über den Men-

schen und die Kräfte seines Geistes, sowie über Religion und Bibel, und kommt hierauf auf Gottes Wesen und Eigenschaften. Sehr löblicher Weise läßt er jedesmal zuerst den Begriff der zu besprechenden Eigenschaft Gottes angeben, und kommt sodann, im 2ten Haupttheile der Ketechese auf die Frage: Wozu ermuntert uns diese Eigenschaft? — Bey der Frage: wozu uns Gottes Güte ermuntere, hat es uns befremdet, daß er den *Dank* gegen Gott nicht schärfer hervorhebt. — Unter den Eigenschaften Gottes würden wir der *Unveränderlichkeit* und der *Wahrhaftigkeit* besondere Abschnitte gewidmet haben, was sich gewiß recht praktisch hätte machen lassen; sowie auch seine Barmherzigkeit, Gnade, Langmuth und Geduld mehr hervorzuheben gewesen seyn möchte. — Hr. B. lehrt seine Kinder, bey „der Schöpfungsgeschichte“: Gott habe die Welt aus Nichts hervorgebracht. Das ist allerdings der gewöhnliche Ausdruck; allein, indem wir sagen: „aus Nichts“, betrachten wir das Nichts gleichsam als Stoff; es ist daher weit besser, zu sagen: da noch gar Nichts da war, d. h. also: ohne Stoff. — In der 30sten Unterredung bespricht Hr. B. die Frage: worin wird das künftige Elend der Lasterhaften bestehen? Die Antwort ist: a) „in dem peinigen Bewußtseyn ihrer Bosheit und in der Rückerinnerung an das auf Erden verübte Böse; b) in der Qual, ihre heftigen Begierden nicht befriedigen zu können; c) in dem Umgange mit allen anderen bösen Geistern; d) in der traurigen Ueberzeugung, daß sie an ihrem Elende selbst schuld sind.“ Hier fällt a und d zusammen. — Recht schön spricht der Vf. über Jesum und seine Person und Werk, indem er den Kindern eine hohe Achtung vor dem einflößt, der als unübertroffener Lehrer und zugleich als Erretter und herrliches Vorbild vor uns steht. — Am wenigsten hat uns der Vf. angesprochen da, wo er von dem Kreuzestode Jesu spricht. Er fragt nämlich: wodurch hat uns Christus von der Furcht vor Gottes Strafen befreyt? und antwortet: „a) durch seine Lehre, in welcher er uns von Gottes Barmherzigkeit überzeugt; b) durch die Versicherung, daß sein Tod uns die Vergebung unserer Sünden bey Gott verschaffen soll.“ Das Letzte weiß er durch nichts weiter zu erhärten, als durch das Wort Jesu: „das ist mein Blut, welches vergossen wird für Viele zur Vergebung der Sünden.“ Er setzt hinzu: „Jesus war Gottes Sohn, und redete nie Unwahrheit, folglich muß auch dies Wort wahr seyn.“ In welchem Zusammenhange aber eigentlich der Tod Jesu mit der Sündenvergebung stehe, das erfahren die Kinder nicht.

Unsere Ausstellungen betreffen indessen nur Einzelheiten, und wir empfehlen das Buch allen Schullehrern, die in ihren Schulen mit Nutzen wirken wollen und allen Predigern, welche die schwere Kunst des zweckmäßigen, segensreichen Katechisirens lernen oder sich in derselben noch vervollkommen wollen.

R. K. A.

BERLIN, b. Schroeder: *Lehrbuch der Religion für evangelische Lehranstalten.* Von H. Judä, or-

dentlichem Lehrer an der Königstädtischen Stadt-  
schule zu Berlin. 1836. XII u. 380 S. 8. (16 gr.)

Wir können es nur billigen, daß der Vf. in diesem Buche die einzelnen Theile des gesamten Religionsunterrichtes in methodischer Folge nach den verschiedenen Unterrichtsstufen zusammengestellt hat, so daß es die ganze Schulzeit umfaßt, und für dieselbe ausreicht. Auf diese Art wird nicht nur das lästige und störende Nachschaffen von Büchern unnöthig gemacht, und dem Zöglinge in seinem Religionsbuche ein Begleiter für das ganze Leben in die Hand gegeben, sondern auch die bey dem Religionsunterrichte so wesentliche Einheit erzielt.

Das Buch beginnt mit der biblischen Geschichte A. u. N. Testaments. Sie soll den Schülern des ersten schulfähigen Alters erzählt, denen auf der nächsten Stufe in die Hände gegeben werden. Wir finden in diesem Abschnitte nur das auszusetzen, daß der Vf. in die biblische Geschichte hie und da Manches hineingetragen hat, was ursprünglich nicht darin liegt. So wird S. 4 behauptet, der Körper der ersten Menschen sey unsterblich, vollkommen gesund und keiner Krankheit unterworfen gewesen. Woher weiß dies der Vf.? Und wenn nur das Letzte wirklich der Fall gewesen wäre, wie verträgt sich damit die auf der nächsten Seite ausgesprochene Behauptung: sie (die ersten Menschen) wurden in eine freye, gesunde Gegend (das Paradies) versetzt, *damit sie nicht so leicht von Krankheit ergriffen würden?* Eben so wird S. 6 ohne Grund gesagt, „die Schlange war damals nächst dem Menschen das *vollkommenste* Geschöpf.“ Die h. Urkunde erzählt nur: „und die Schlange war listiger denn alle Thiere auf dem Felde.“ — Die hieran sich schließende *Beschreibung Palästinas* ist gedrängt und anschaulich. — Hierauf folgt ein *Umriss der christlichen Glaubens- und Sitten-Lehre*. Wir haben zweyerley daran auszustellen: einmal, daß in der Anordnung des Stoffes der Lutherische Katechismus zum Grunde gelegt ist, wobey eine Menge Religionsbegriffe im ersten Hauptstücke als bekannt vorausgesetzt werden müssen, welche jedoch erst aus der späteren Religionslehre erkannt werden können; sodann, daß der Vf. in die einfache Bibellehre zu Viel aus dem kirchlichen Systeme hat einfließen lassen. Wir rechnen dahin die Dogmen von den zwey Naturen Christi, von der stellvertretenden Genugthuung u. a. Ueberhaupt hat sich der Vf. in den beiden ersten Hauptstücken zu sehr von den bekannten *Entwürfen und Stoffen* von *Harnisch* abhängig gemacht, die er zuweilen wörtlich ausgeschrieben hat. Bey der Lehre vom h. Abendmahle mußten die Unterscheidungslehren der katholischen und der reformirten Kirche bestimmter angegeben werden. Die kurze Darstellung der Geschichte Luthers und der Reformation, welche diesem Abschnitte voransteht, ist beyfallswerth. Ebenso die *Einleitung in die heilige Schrift*, mit welcher das Buch schließt. Der Vf. hat darin nicht nur nichts Wesentliches übergangen, sondern auch sorgfältig Alles zusammengestellt, was zu einer vernünftigen Würdigung und richtigem Verständniß der heiligen Bücher dienen kann.

Der Druck ist scharf und ziemlich correct, das Papier aber für ein Schulbuch etwas zu dünn. K . . . . r.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M Ä R Z 1839.

## J U R I S P R U D E N Z.

- 1) **SULZBACH**, in der von Seidelf'schen Buchhandlung: *Lehrbuch der bayerischen Hypothekensamts-Ordnung* von **C. B. Lehner**, k. b. Appellationsgerichts-Rathe zu Bamberg. 1837. V u. 344 S. 8. (2 Thlr.)
- 2) Ebendasselbst: *Lehrbuch des bayerischen Hypothekenrechts und der Prioritäts-Ordnung mit dem Concurs- und Executions-Processe* von **C. B. Lehner**, k. b. Appellationsgerichts-Rathe zu Bamberg. 1838. *Erster Band.* VI u. 268 S. 8. *Zweyter Band.* 292 S. 8. (4 Thlr.)

Schon der erste Anblick zeigt, daß diese beiden Werke im innigsten Zusammenhange stehen. Namentlich wird in No. 1, obschon es früher als No. 2 erschien, häufig auf das letzte Beziehung genommen. Beide Werke verhalten sich im Allgemeinen zu einander, wie auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts das Civilgesetzbuch und der Civilproceß. No. 1 lehrt, wenn wir so sagen dürfen, den Hypotheken-Proceß (das *Procedere* im Hypothekenswesen), No. 2 das Hypothekenrecht. Beide Werke haben ihren eigenthümlichen Werth für bayerische Geschäftsmänner oder überhaupt für diejenigen, deren Beruf oder Verhältnisse es ihnen zur Pflicht oder wünschenswerth machen, sich im bayerischen Hypothekenswesen genau zu unterrichten. Doch sind diese Werke auch für diejenigen interessant, welchen die Kenntniß der legislatorischen Fortschritte im Allgemeinen nicht gleichgültig ist.

Die Einführung des Hypothekengesetzes vom 1sten Juni 1822 hat, da durch dieses Gesetz das frühere hypothekarische Verfahren in Bayern gänzlich umgeändert, und mehr dem preussischen angenähert wurde, bedeutende Schwierigkeiten für die bayerischen Beamten gehabt. Und diese Schwierigkeiten bestehen zum Theile noch, da die Erfahrung, die beste Lehrerin, doch noch nicht vermocht hat, eine sichere Basis in dem Verfahren herzustellen. Das Werk No. 1 (und auf dieses wollen wir zuerst unsere Aufmerksamkeit richten) ist sohin keineswegs zu spät an das Tageslicht getreten; wir müssen es vielmehr dem Vf. (nun Oberappellations-Rath zu München) Dank wissen, daß er die Herausgabe dieser Werke nicht übereilte, indem er gerade erst durch längere Beobachtung, zu welcher ihm sein Beruf eine, durch sein Dienstverhältniß herbeygeführte vorzügliche Gelegenheit gab,  
J. A. L. Z. 1839. *Erster Band.*

in den Stand gesetzt wurde, etwas Tüchtiges zu liefern. Dieses Werk ist auch um so schätzbarer, indem es gewissermaßen einzig in seiner Art dasteht, da der einzige bedeutende (v. *Gönner'sche*) Commentar über das bayerische Hypothekengesetz vom 1sten Juni 1822 leider gerade in jenem Abschnitte, welcher vom *Verfahren* im Hypothekenswesen handeln sollte, nicht vollendet ist. Auch gestehen wir gern zu, daß die Manipulation in dem Hypothekenverfahren die Maschine und Kraft des Ganzen ist, und daß die Erreichung des Zweckes, wie bereits *Mittermaier* geäußert hat (Arch. f. die civil. Prax. Bd. XVIII. S. 149), durch die zweckmäßigste Berechnung der Maschine selbst bedingt wird.

Um ein *Lehrbuch* der bayerischen Hypothekensamtsordnung zu liefern, war es nicht genügend, die hieher bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen etwa nach der chronologischen Reihe ihrer Erscheinung vorzutragen, und das Dunkle aufzuklären, sondern es mußte das Ganze in ein System und unter gewisse leitende allgemeine Grundsätze gebracht werden, von welchen aus erst auf das Einzelne überzugehen war. Dieser Obliegenheit kam der Vf. auch getreu nach, und es ist eine sehr verzeihliche Sünde, deren er sich selbst schuldig bekennt, daß er bisweilen in der Anwendung allgemeiner Principien sich zu sehr in das Specielle verlor. Dies läßt sich aber rechtfertigen, wenn man erwägt, daß er mehr für Geschäftsmänner, als für gelehrte Schulmänner, geschrieben hat.

Nach einer kurzen Einleitung, worin der Gegenstand der Darstellung bezeichnet, und die gesetzlichen Quellen der vorzutragenden Lehre aufgeführt werden (von den *literarischen* Quellen schweigt der Vf. gänzlich; obschon doch leicht außer v. *Gönner* einige derselben noch aufzufinden, und der Benennung würdig gewesen wären), wird alsbald im *1 Kapitel* (§. 3—11) die *hypothekensamtliche Gerichtsbarkeit* erörtert. Unter dieser versteht der Vf. die Befugniss eines Amtes zur Ausübung der Gerichtsbarkeit über bestimmte Güter und Rechte in Ansehung der hierauf zu bestellenden Hypotheken und derjenigen Gegenstände, welche mit den Hypotheken in Verbindung stehen, soweit diese oder die Hypotheken als nicht streitige Rechtsgeschäfte erscheinen. *Hypothekensämter* giebt es in Bayern verschiedene: bald sind als solche zuständig die Appellationsgerichte, bald die Kreis- und Stadt-Gerichte, die Land-, Herrschafts- und Patrimonial-Gerichte. Die nähere Belehrung über diese Zuständigkeit finden wir im vorerwähnten Kapitel.

In wiefern diese Hypotheken-Aemter für ihre Handlungen und resp. Unterlassungen zu haften haben, und dienstes-verantwortlich sind, diess wird im II Kap. (§. 11—25) aus einander gesetzt. Im Allgemeinen gilt hier der Grundsatz: „*vigilantibus jura sunt scripta*“, indem in Hypothekensachen das Amt der Regel nach nicht unaufgefordert handelt, und der Betheiligte für die Erhaltung seiner Rechte selbst sorgen muß. Dieses Princip zu Grunde gelegt, bleibt der Hypothekenbeamte theils *dienstes-verantwortlich*, theils *haftungs-verbindlich*, und zwar Erstes für die Erhaltung des Hypotheken-Buchs, für Pünctlichkeit in allen Verhandlungen, für unverweilte Erledigung der Anmeldungen, für die Gültigkeit des einzutragenden Rechtsgeschäfts und für die amtliche Berichtigung der Veränderung an den Rubriks-Gegenständen; Letztes (*haftungs-verbindlich*) für die Gültigkeit des einzutragenden Rechtsgeschäfts, für die unterlassene Eintragung der Besitzveränderung und der in Besitzurkunden vorbehaltenen Rechte u. s. w. Man erkennt aus der hier gemachten Ausführung der Haftungs-Verbindlichkeiten des bayerischen Hypothekenbeamten allerdings nur zu deutlich das Schwierige der Stellung desselben, und wenn man diese Reihe von Haftungen genau in das Auge faßt, so sollte man kaum meinen, daß ein solcher Beamter denselben immer glücklich ausweichen, und allen Regressansprüchen aus seiner Amtsführung entgehen könne. Allein der Vf. zeigt nicht nur die Gefahr, sondern er warnt auch vor den Klippen, und indem er den Geist der gesetzlichen Bestimmungen klar erfassen lehrt, bietet er das sicherste Mittel, sich vor Unheil zu bewahren. — Praktisch wichtig ist die §. 25 erörterte Frage, ob in Fällen, in welchen das Hypothekenamt für den aus seiner Handlung oder Unterlassung hervorgegangenen Schaden zu haften hat, der Gerichtsherr *principiell* und der Beamte nur *subsidiär* — oder *umgekehrt* haften müsse. — Der Vf. spricht sich bey dem Mangel einer *bestimmten gesetzlichen* Anordnung dafür aus, daß der Beamte *principaliter*, der Gerichtsherr (bey unmittelbaren der Staat, bey mittelbaren der Gutsherr) nur *subsidiär* zu haften habe, — eine Ansicht, welche nach den Grundsätzen vom Mandatsvertrage, worauf das Rechtsverhältniß zwischen dem Gerichtsherrn und Beamten beruht, Viel für sich hat. Bemerkenswerth ist hier die aus den Landtagsverhandlungen vom Jahre 1822 (Beylagen. Band III. S. 135) mitgetheilte Notiz, daß bereits im Jahre 1822 die Kammer der Deputirten den Wunsch ausdrückte, es möge über die Vertretung der Verantwortlichkeit der Hypothekenämter festgesetzt werden, der durch dieselben beschädigte Staatsbürger habe seinen Regress sogleich an den k. Fiskus oder Gutsherrn zu nehmen, und diese sollten sich sodann an den schuldigen Beamten halten, — daß aber die Kammer des Reichsraths hierauf nicht einging (Landtagsverhdlg. Bd. XI. S. 24).

Im III und IV Kap. (§. 26—53) beschäftigt sich der Vf. mit der Erörterung, *wie das Hypotheken-*

*buch und jeder Eintrag in dasselbe beschaffen seyn soll.* Das hier Vorgetragene ist von höchster praktischer Wichtigkeit, und für den Hypothekenbeamten sehr belehrend. Der Vf. spricht hier unter steter Zugrundlegung der gesetzlichen Anordnungen mit einer solchen Klarheit und einem so sicheren Tacte, daß man den erfahrenen Hypothekenbeamten an ihm nicht verkennen kann.

Das Hypothekenwesen beruht nach dem Gesetze vom Jahre 1822 auf dem Grundsätze der *Oeffentlichkeit des Hypothekenbuchs*, und es war daher ganz ordnungsgemäß, daß in einem eigenen Kapitel (Kap. V. §. 94—106) näher dargethan wurde, was man unter Oeffentlichkeit des Hypothekenbuchs versteht, und welches die Wirkungen dieser Oeffentlichkeit in Ansehung der Hypothek und aller anderen, mit dieser in Verbindung stehenden Gegenstände (des Hyp.-Objects, der Lehen- und Grundbarkeit, des Eigenthumes, der Eigenthumsbeschränkungen, der Hypotheken und Einreden u. s. w.) seyen. Was hier vorgetragen wird, ist besonders auch für den Hypoth.-Gläubiger sehr belehrend, um ihn vor mancherley Nachtheilen zu bewahren, in die er leicht verfallen kann, wenn er über die Idee der Oeffentlichkeit des Hypoth.-Buchs und die daraus entspringenden wichtigen Folgen nicht gehörig klar geworden ist.

Auf dem Gebiete der Lehre von der Hypothekenamtsordnung bildet natürlich die Erörterung, *wie in Hypoth.-Sachen bey den Aemtern verfahren werden soll*, eine Hauptaufgabe. Die Lösung derselben hat der Vf. im VI Kap. §. 107—218 in XII Titeln versucht, und glücklich zu Stande gebracht. Ohne hier in den Fehler unnützer Weitläufigkeit zu verfallen, hat er sich das Verdienst erworben, mit genauer Umsicht Alles berührt zu haben, was in den Umkreis der Erörterung gehört. Hiebey wird, obgleich es sich hier eigentlich von einer bloßen Manipulation zu handeln scheint, die Sache doch auf intellectuelle Weise ergriffen, und auch diese Lehre mit Aufstellung eines Principes begonnen, womit sich zugleich die Ansicht derjenigen am Besten widerlegt, welche, unerfahren mit den Schwierigkeiten des Hypothekenwesens, dasselbe mit vornehmer Miene als ein geistloses Maschinenwerk betrachten, zu dessen Lenkung wohl jeder etwas geübte Schreiber gewachsen wäre. Die erwähnten Grundsätze, auf welchen nun das bayerische Hypotheken-Verfahren beruht, sind, wie sie der Vf. bezeichnet, das *Verhandlungsprincip* oder das *Princip des Verzichts*. Aus Erstem geht hervor, daß das Hypoth.-Amt, dessen Thätigkeit bald auf Verlangen der Betheiligten, bald *ex officio* eintritt, selbst auch dann, wenn es die Veranlassung zu einem hypothekarischen Verfahren geben muß, nicht untersuchungsweise einschreiten darf. Das Princip des Verzichts aber zeigt sich darin, daß es auch im hypothekenamtlichen Verfahren Jedem, welcher freye Dispositionsbefugniß hat, unbenommen ist, Rechte nach Gefallen einzuräumen, oder Verbindlichkeiten zu übernehmen.

Es ist hier nicht der Ort, in das Einzelne der



dritten Besitzers der Sache oder des Bürgen die Rede ist. — In der Lehre von dem Rechte der Priorität (§. 126 ff.) hat der Vf. durch Aufführung mehrfacher Beyspiele die Sache sehr klar gemacht. — Das vierte Kap. (§. 158—180) spricht von der Erlöschung des Hypoth.-Rechts. In diesen letzten Kapiteln ist mehrfach auf das neue bayerische Proceßgesetz vom 17 November 1837 Rücklicht genommen, und zu den hierher bezüglichen §§. desselben ein schätzbarer Beytrag geliefert.

Der II Band (zugleich II Theil des ganzen Werks) hat die Lehre von der *Prioritätsordnung* zum Gegenstande, und behandelt sohin das Rechtsverhältnis einer ganzen Gläubigerschaft zu dem Schuldner, dessen Vermögen zur Befriedigung der sämtlichen Forderungen nicht zureicht, — die Vorzugsrechte, welche den Gläubigern unter sich zuzustehen, und das Statt findende gerichtliche Verfahren bey dem Concurse mehrerer Gläubiger gegen einen Schuldner. Hienach ergab sich die Eintheilung dieser Lehre in drey Kapitel, von welchen eines von dem Rechtsverhältnisse des Gemeinschuldners zu seiner Gläubigerschaft, das andere von den Vorzugsrechten der Gläubiger und das dritte von dem Concurse-Proceße handelt. Eine Varietas hat der Vf. noch über die Lehre von den Particular-Concurse beygefügt.

Das I Kap. (§. 2—3) bespricht die allgemeine Haftungsverbindlichkeit des Schuldners und die ihm zustehende Rechtswohlthat der *Competenz*. Hier erklärt sich der Vf. gegen die bey manchen Gerichten angenommene Ansicht, es stehe auch der Wittwe und den Kindern des Gemeinschuldners das Recht auf Alimente während des Concurses zu. Wir stimmen dem Vf. vollkommen bey, indem auch wir ein solches Recht in der Prior.-Ordnung nicht begründet finden können, weil dieselbe §. 12 nr. 3 lediglich die Priorität der Alimentenforderungen vor anderen Gläubigern zwar feststellt, dabey aber immerhin voraussetzt, daß dieses Recht an sich schon auf irgend eine Weise begründet sey.

Im II Kapitel wird vor Allem der Begriff (§. 4) der *Prioritäts-Rechte* als derjenigen besonderen Rechte der Gläubiger festgestellt, vermöge deren sie eine vorzugsweise Befriedigung ihrer Forderungen aus dem Vermögen des Schuldners zu verlangen

befugt sind. Hierauf schreitet der Vf. zur Lehre von den *Separationsrechten* (§. 5—34), wobey er sich auch vorzüglich über die Separation der Familienfideicommissen — unter Bezugnahme auf das Edict vom Jahre 1818 — verbreitet. — Der Separation von dem *Lehne* ist auch die gehörige Berücksichtigung gewidmet, und hiebey als Hauptquelle das Lehensedict vom Jahre 1808 benutzt. — Von höchst praktischer Wichtigkeit ist die Darstellung der *Classification der Gläubiger* (§. 33—35), und vorzüglich belehrend der Vortrag des Vfs. über die *Einweisung der Hypoth.-Gläubiger auf die Gantmasse*. Diese ist bey der Concurrenz *solidarischer* Hypotheken sehr schwierig; der Vf. hat aber durch Erläuterung mittelst sachgemäßer Beyspiele die Sache sehr klar gemacht.

Im III Kap. wird der Concurseproceß (§. 56 bis 179), d. i. das gerichtliche Verfahren über die Vertheilung des ganzen, zur Befriedigung mehrerer auf Zahlung andringender Gläubiger unzulänglichen Vermögens eines Schuldners nach dem Vorzuge der Forderungen behandelt. Diese Lehre ist mit großer Vollständigkeit und Deutlichkeit vorgetragen. Nur vermiffen wir §. 117, wo von Moratoriums-Ertheilung die Rede ist, eine Erwähnung der hierüber ganz eigenthümlichen, im ehemaligen Großherzogthume *Würzburg* bestehenden Verhältnisse nach einer speciellen noch anwendbaren Verordnung vom 5 März 1808. — Ueber die *Particular-Concurse* (§. 180—184) wäre eine etwas reichere Verbreitung wünschenswerth gewesen.

Im Ganzen wird sich der Leser bey dieser kurzen Betrachtung des oben angeführten Werkes *sub* No. 2 von dessen Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit überzeugt haben. Dasselbe gewinnt noch durch Beyfügung eines alphabetischen Verzeichnisses des Sach-Inhalts. Lobenswerth ist die äußere Ausstattung des Buchs, indem das Papier gut, und der Druck äußerst deutlich und correct ist. Es bleibt hier nur der Wunsch übrig, der Vf., welcher die seltene Gabe eines klaren Vortrags in so reichem Maße besitzt, möge die Literatur seines Vaterlandes auch mit der Bearbeitung anderer Theile des vaterländischen Rechtes bereichern.

1394.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. Berlin, Stackebrandt: *Kampf und Ausdauer*. Eine Erzählung von S. B. Schönberg. 1838. 334 S. (18 gr.)

Zwey altitaliänische Novellen, die eine von *Boccaccio*,

mit Hintansetzung örtlicher Sitte, durch deutsche Floskeln und Vernünfteleyen mäfsig gut zusammengekettet: so wird schnell die Erzählung fertig.

F—k.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M Ä R Z 1 8 3 9.

## M E D I C I N.

BERLIN, b. Enslin: *Geschichte der neueren Heilkunde* von Dr. F. J. C. Hecker, ordentl. Prof. u. s. w. zu Berlin. Erstes Buch. *Die Volkskrankheiten von 1770.* Zweytes Buch. *Die Wiener Schule.* 1839. XVI u. 614 S. 8. (3 Thlr. 6 gr.)

Es giebt unter den deutschen Aerzten eine kleine Zahl, welche, mit kräftigem Willen, regem Eifer und umfassender Kenntniß ausgerüstet, es sich zur Aufgabe ihres Lebens gemacht haben, der ächten Wissenschaft neues Leben, frische Kraft zu geben durch ihre Verjüngung in der Geschichte. Die Erfahrungen von zwey Jahrtausenden liegen ungenutzt und ungenützt in tiefem Dunkel, wie zu keiner anderen Zeit. In jedem anderen Kreise menschlichen Wissens hat man längst eingesehen, daß nur an der Hand dieser unbestechlichen Richterin unserer Fortschritte Verfehlung des rechten Weges vermieden wird, daß sie allein, indem sie uns die organische Entwicklung der Wissenschaft enthüllt, vor dem trügerischen Wahne sichert, durch irgend eine einseitige Auffassungsweise diese selbst fördern zu können. Wenn irgend etwas, so bewahrt sie ihre Verehrer vor Ueberschätzung der eigenen Leistungen und der Redner des Tages, die ja am wenigsten in dieser Zeit, am wenigsten in der Medicin, die Auserwählten sind. In der Philosophie, in der Theologie, in der Rechtswissenschaft hat man den hohen Werth und die unabweisliche Nothwendigkeit geschichtlicher Forschungen längst erkannt. Die Medicin allein hat sich über die unverantwortlichste Vernachlässigung in dieser Beziehung zu beklagen, sie, die dieser Richtung als Erfahrungswissenschaft vor allen anderen bedarf.

Gleichwohl zeigt die Erfahrung, daß wer einmal mit einigem Erfolge sich historischen Studien hingab, sie nie wieder verläßt, und daß sie eine wahrhaft zauberähnliche Anziehungskraft besitzen. So hat es der Vf. vorliegenden Werkes bewiesen; so nächst ihm, um nur einige ausgezeichnete Männer zu nennen, *Choulant*, *Fuchs*, *Lorinser*. Sind aber diese Männer praktischen Tendenzen jemals fremd geblieben? Werden sie nicht unter den Ersten genannt, sobald von den Meistern der Kunst die Rede ist?

Hn. *Hecker's* Tendenz in der vorliegenden Schrift ist eine doppelte. Erstens die reine historische Erörterung der Thatfachen, auf welche die Untersuchung gerichtet ist, die Darlegung der Schicksale der Medicin in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts nach allen Beziehungen, — wir möchten sagen eine Biographie der Medicin aus jener Zeit. Zweitens die Nachweisung der Folgesätze, die Darstellung des Einflusses, welchen die damaligen Volkskrankheiten auf die Pathologie theils wirklich äußerten, theils nicht vermögend waren hervorzubringen, woran sich von selbst die Mahnung anschließt, die schwere Schuld abzutragen. — Die Natur spricht in allen ihren Erscheinungen deutlich zu dem Geiste des Menschen. Der Physiker achtet auf den Fall eines Regentropfens, — die Aerzte haben sich um die Natur der verderblichsten Volkskrankheiten, sobald sie nicht ihren eigenen Bereich berührten, selten viel gekümmert. „Als *Galvani* einen Froschschenkel am Eisengitter seines Fensters zucken sah, erbebte jauchzend eine Welt“, — das Todesbeben der Völker unter dem würgenden Schwerte des Engels der Vernichtung hat selten die morschen Stützen eines altverjährten Dogma's der Pathologie wanken gemacht.

Hr. *Hecker* äußert in der Vorrede, man werde die Fortsetzung, den 3ten Band seiner Geschichte der Heilkunde erwartet haben; — aber er verstand es wohl, das Bedürfnis recht fühlbar zu machen, indem er die Lücken aufdeckte, welche die Geschichte der 6 letztvergangenen Jahrzehende entstellen. Das ganze Werk trägt den wahren lebendigen Charakter der Geschichtsforschung. Die sterblichen Pfleger der Wissenschaft, ihre Schicksale und Leistungen sind es nicht, welche die Geschichte der ersten bilden, die Schicksale der Menschheit sind es, die dauernden Fortschritte, welche die Wissenschaft aus diesen lautredenden Zeugnissen der Natur gewann, welche die historische Forschung sich zur Aufgabe der Darlegung stellen muß.

Das erste Buch beschreibt die Volkskrankheiten der Jahre 1769—1772. *Wie* es geschieht, das möge der Leser selbst ans dem Studium des Buches erfahren. Unter diesen Volkskrankheiten treten vor Allem die Pest im südöstlichen Europa im russisch-türkischen Kriege, in der Moldau und Wallachey, Siebenbürgen, Polen, Süd-Rußland, Moskau u. s. w. hervor. Das Hauptbestreben des Vfs., die Nachweisung der originären Entstehung der Pest auf dem Centralpunkte der damaligen Kriegsbegebenheiten, in den Marischländern der Donau ist von einem vollständigen Erfolge begleitet. Den Leistungen von *Orraeus* aber, dem Einzigen, welcher die damaligen Begebenheiten in dem Reiche der Krankheiten wissenschaftlich aufzufassen vermochte, wird die ausgezeichnetste Anerkennung gezollt, und ein eben so eh-

renvolles als bleibendes Denkmal gestiftet. — Den örtlichen Ueberblick erhebt die Darstellung der Verhältnisse Aegyptens und Ostindiens (nicht allein für die besprochene Periode), die Betrachtung des Bodens und der Witterung jener Jahre, der Erscheinungen in der Thierwelt, die Darstellung der übrigen gleichzeitigen Volkskrankheiten in Europa, Asien und Amerika (Faulfieber, Bräune, Scharlach, Pocken, Kriebelkrankheit u. s. w.) zu einem allgemein umfassenden. Wie aber keine Lebenserscheinung aus dem Zusammenhange mit ihren Anfängen herausgerissen werden kann, ohne ihr eigenes Verständniß zu trüben und unmöglich zu machen, so erhalten wir als wesentlichen Theil der Forschung die geschichtliche Erörterung über die genannten Krankheiten überhaupt, von denen, — des hohen Werthes der übrigen unbeschadet, als Glanzpunkte die Geschichte des Faulfiebers und der Kriebelkrankheit hervortreten, über welche wir bis jetzt noch gar Nichts besaßen.

Das vorzüglichste Resultat dieses ganzen ersten Buches ist die durch den Vf. unerschütterlich festgestellte Thatsache, daß die Volkskrankheiten der genannten Jahre sämtlich aus einer und derselben Quelle entsprangen, daß sich klar darstellt, wie von dem einfachen Wechselfieber durch die Faulfieber dieser Zeit hindurch bis zur ausgebildetsten Drüsenpest ein krankhaftes Grundleiden in verschiedener Energie und Richtung sich zu erkennen giebt. Dem Vf. wird dieser Gedanke, der nicht wenig geeignet ist, manchen Lehratz der Alles zersplitternden und nur das Aeußere der Erscheinungen auffassenden Nosologie wanken zu machen, so wichtig, daß er alle Ermittelung historischer Thatsachen, so sehr auch jede Kenntniß um ihrer selbst willen Werth hat, nur als Mittel zum höheren Zwecke dieser Einsicht betrachtet. Mit größter Klarheit wird aber jener Zusammenhang der damaligen Volkskrankheiten, ihre innere wesentliche Identität, auf S. 150 dargelegt, und durch die Untersuchung der Einwirkung der erkannten Schädlichkeiten auf die organischen Systeme nachgewiesen, S. 237 aber eine Uebersicht der einzelnen in jener großen Gruppe vereinigten Krankheitsbilder gegeben. — Vorzüglich ansprechend durch ihre historische Bewährung ist die Gleichstellung des Garettillo mit der Pest; Rec. kennt Aerzte genug, die denjenigen als Ketzer verdammen möchten, der nicht begreifen will, daß die *Angina maligna* Nichts sey, als bösartiges im Schlunde concentrirtes Scharlach. Vor solchen und ähnlichen Irrthümern — und ihre Zahl ist Legion — bewahrt nur die historische Pathologie.

Nach Anerkennung so vieles Lobenswürdigen, das dieses Werk enthält, glauben wir dem Vf. unsere Hochachtung vor seinen Leistungen nicht besser darlegen zu können, als wenn wir einige, im Ganzen nur untergeordnete Punkte berühren, über welche wir nicht ganz mit ihm einverstanden sind. Der erste betrifft die Ansicht, daß die Blattern seit dem Ende des 6ten Jahrhunderts durch die Araber in Europa verbreitet worden seyen. Es scheint uns aber doch mit mehreren Nachrichten, namentlich denen über die

sehr frühe Verbreitung der Blattern in England, hervorzugehen, daß diese Krankheit schon vor dem 6ten Jahrhundert in Europa häufig epidemisirte, und daß die Araber nicht mehr zu ihrer Verbreitung beitrugen, als die Saracenen zur Entflehung des Petechialtyphus in Spanien und Italien und die Marannen zur blitzschnellen Verbreitung der Syphilis. — Ueber die Ansicht von der Möglichkeit der originären Entstehung der Pest in Europa mag *Lorinser* mit dem Vf. streiten. Indes ist es doch wirklich ohne dieselbe unmöglich, die zahllosen Epidemien der Pest im Mittelalter aus ägyptischer Infection herzuleiten, und so hoch die Quarantainen zu schätzen sind, so wenig würden sie für alle Zeiten als absolute Schutzmittel vor der Pest betrachtet werden dürfen. Möge ein gnädiges Geschick die Völker vor neuem Unheil bewahren, und nögen die verderblichen Mächte, welche im Mittelalter die furchtbarste Geißel der Menschheit auch dem Boden Europa's entkeimen ließen, auf ewig schlummern. Die furchtbare Lehre wäre mit unzähligen Menschenopfern zu theuer erkauft. — S. 307 wird *Wigger's* Analyse des *Secale cornutum* als die vorzüglichste genannt. *Hooker's* Entdeckung des eigentlichen narkotischen Princips dieser Substanz hat uns in der Kenntniß derselben noch weiter geführt. — S. 317 datirt der Vf. die erste sichere Kunde über die Kriebelkrankheit von dem J. 1587. Wir finden aber bey *Dodonäus* (*observ. med. exempl. rar. cap. 33*) und *Schenk* (*obs. med. lib. VI. p. 827*) schon für das J. 1556 eine Kriebelfeuche in Brabant erwähnt, die sich dann bis nach Böhmen und Schlesien verbreitete, und welche einer Verderbniß des Getreides zugeschrieben wurde. Dieser letzte Umstand dürfte, obgleich die Krankheit *Stomacace* und *Skelotyrbe* genannt wird, entscheidend seyn. Und eben so wahrscheinlich ist es, daß man schon im J. 1486 Manches Scorbut nannte, was Kriebelkrankheit war, als man später beide Krankheiten, die eine allgemeinere krankhafte Lebensstimmung ähnlich gestaltete, nicht immer streng zu scheiden vermochte.

Dem ersten Anblick könnte der Inhalt des zweyten Buches („die Wiener Schule von 1745—1785“) als ein dem des ersten sehr heterogener erscheinen; er wird es nicht bey denen, welche den inneren organischen Zusammenhang der Wissenschaft nicht nur, sondern auch die Wechselbeziehung und gegenseitige Ergänzung ihrer Quellen erkannt haben. Wie diese letzten aber die redenden Zeugnisse der Natur selbst sind, die eben so groß in der Entwicklung fast substanzloser Infusorien als in der Erzeugung der Weltfeuchen sich darstellt, so muß die geschichtliche Darstellung der Pflege der Wissenschaft vor Aliem darthun, ob diese selbst den Winken folgte, welche die Natur zu allen Zeiten in überreichem Mafse dem forschenden Geiste darbietet.

Die große Bedeutung, welche namentlich in der vom Vf. geschilderten Periode die Wiener Schule hatte, ist bekannt; wir sehen ihre Glieder hier in lebendigem Zuge unseren Augen vorübergeführt. Wie erfreuend, erwärmend und erhebend ist diese Schil-

derung van Swieten, des unermüdliehen, vor Allen berufenen Zöglings der Natur! Ein Bild voll des regsten Lebens und der klarsten Wahrheit! Wie rührend die fromme Anhänglichkeit an seinen großen Meister, Boerhave, wie herrlich seine rastlose, nur dem Guten und Wahren, vor Allem dem Aufschwunge der Wissenschaft und der Förderung des Menschenwohls, deren Obhut nie den Händen eines kundigen Gelehrten, nie dem Herzen eines redlicheren Mannes vertraut war, gewidmete Thätigkeit. Fürwahr! der Vf. hat ihm das ehrenvollste Denkmal gesetzt, welches je dem Wirken eines wahrhaft edeln Mannes zu Theil wurde. — Dieser Darstellung folgt das Bild des rauheren de Haen und seiner klinischen Lehrweise. Erfreut auch die Erscheinung weniger, so spiegelt sich doch in ihr die reinste Wahrheit ebenso, wie in der späteren Darstellung Stoll's, welchen der Vf. gegen afterkluge Verunglimpungen so mancher Späteren in Schutz nimmt, welche nicht anstanden, diesen ausgezeichneten, die Krankheitsstimmung seiner Zeit so klar auffassenden Arzt als den Begründer eines einseitigen Gastricismus zu bespötteln.

Die übrigen Kapitel besprechen die mangelhafte wissenschaftliche Auffassung der damaligen Volkskrankheiten durch die meisten Aerzte jener Zeit, das bewegte und in ächt wissenschaftlichen Bestrebungen verbrachte Leben des um die Volkskrankheiten so hoch verdienten Chenot; aber auch den Undank, dessen die damalige Leitung der obersten ärztlichen Angelegenheiten in Oesterreich sich gegen denselben schuldig machte. Möchte doch bald Chenot's hinterlassenes Manuscript, seine historischen Studien über die Pest enthaltend, welches nach der Angabe des Vfs. sich in der Bibliothek zu Clausenburg befindet, aus der Vergessenheit ans Licht gezogen werden.

Es kommen ferner die Leistungen Einzelner über einzelne Volkskrankheiten, die Faulfieber, Wechselstieber, das Scharlach, die Lehre von der Ansteckung und den epidemischen Constitutionen zur Sprache; es ergiebt sich aber leider, daß in allen diesen Doctrinen wenig Ersprießliches geleistet wurde. Ebenso unbedeutend sind die Bereicherungen, welche durch die damalige Wiener Schule der Chirurgie und Geburtshülfe durch Jaus, Leber, Steideler, Crantz, und Lebmacher zu Theil wurden; erfreulich dagegen ist die Cultur der Heilquellenlehre und einiger Branchen der Pharmakologie durch Crantz, Störck und Collin. Höchst anziehend ist die Schilderung der damaligen Streitigkeiten über den Aconit und das Conium. Störck's, des damaligen Hauptes der Wiener Schule, Treiben war nicht geeignet, die Heilkunde in dem Geiste und auf der Bahn ächter Wissenschaftlichkeit zu erhalten, zu der van Swieten sie mit so großartigem Sinne hingelenkt hatte, und die damalige Tagesliteratur der Wiener Aerzte gehört mit wenigen Ausnahmen zu der trostlosesten, die es je gegeben. Als ein hellerer Punct tritt Sagar's Versuch, die Nosologie symptomatisch zu begründen, hervor, und verführend mit so vielen unbedeutenden Leistungen ist vorzüglich die schon oben erwähnte Darstel-

lung dessen, was Stoll im Geiste der wahren Wissenschaft für dieselbe unternahm.

Eine sehr dankenswerthe Zugabe bilden die im Anhange mitgetheilten biographischen Angaben über die im ersten und zweyten Buche hervortretenden Aerzte, an Zahl 103. Eben so vollständig und genau ist das sehr ansehnliche Verzeichniß der vom Vf. benutzten Schriften. Aber vor Allem werthvoll sind 40 das Werk schließende Aphorismen, Resultate tiefer Forschungen und die Früchte einer geistvollen Anschauungsweise der Natur enthaltend. Vorzüglich gilt dies von den dem 1sten, 2ten und 3ten, von dem 11—14ten, welche in wenigen Zeilen die Geschichte des Petechialtyphus und des Scorbutus enthalten, vom 27ten und 28ten.

Möge es dem Vf. gefallen, den Freunden der Geschichte unserer Wissenschaft bald neue Früchte aus dem reichen Schatze seiner Forschungen mitzutheilen!

Papier und Druck sind ausgezeichnet.

H. H.

BERLIN, b. Hirschwald: *Miniatur-Abbildungen der wichtigsten chirurgischen Operationen, gezeichnet und mit einem erklärenden Texte versehen* von Dr. H. F. Fritze, eingeführt von J. F. Dieffenbach, Ritter des königl. preuss. rothen Adler-Ordens, des kais. russ. Wladimir-Ordens, des königl. schwed. Vasa-Ordens, des großherzogl. badisch. Ordens vom Zähringer Löwen u. d. großherzogl. hessischen wie des rhein. Ludwig-Ordens, Dr. der Medic. u. Chirurgie, Professor der Heilkunde an der Friedrich Wilhelm-Universität zu Berlin u. s. w. u. s. w. 1838. 108 S. Text und 30 zum Theil colorirte Tafeln Abbildungen. kl. 4. (2 Thlr. 12 gr.)

Daß Hr. Dr. Fritze, nachdem seine Miniaturabbildungen der chirurgischen Instrumente unter den Candidaten der Medicin, welche zum Behufe des Examens wenigstens die Namen der gebräuchlichsten Instrumente kennen und eine ohngefähre Kenntniß der Beschaffenheit derselben haben wollen, Beyfall gefunden haben, es versucht hat, auch die chirurg. Operationen in derselben Weise zu behandeln, kann ihm nicht verargt werden, da es ihm, wenn auch nicht Ruhm, doch wohl Geld einbrachte. Wenn aber ein Dieffenbach solche Werke bevorwortend einführt, so erscheint es fast unglaublich, daß er es damit ernstlich so meine; vielmehr muß man zu seiner Rechtfertigung annehmen, daß es bloß joviale Ironie gewesen sey. — Wäre es wirklich Ernst, so täuscht er sich gewaltig, wenn er meint, daß Orden und Titel im Stande wären, in der Wissenschaft ein *quid pro quo* mechen zu können. Schüler kann man freylich mit solchem Glanze blenden, — damit dieß aber nicht ungerügt geschehe, wollen wir nicht säumen, hier die nöthige Replik auf Hn. Dieffenbachs Vorrede zu geben, da ohnedieß eine wissenschaftliche Kritik

über solche Machwerke nicht wohl hier Platz finden kann.

Die *Fritze'schen* Miniaturabbildungen der akiurgischen Operationen sind nichts als schlechte, unnatürlich gezeichnete und noch unnatürlicher colorirte Copien, welche nicht, wie Hr. D. meint, im Stande sind, dem Anfänger durch leichten Ueberblick dieser kleinen Tafeln große Abbildungen leichter verständlich zu machen, und dem erfahrenen Arzt schneller die verschiedenen Methoden einer Operation zu vergegenwärtigen, sondern umgekehrt, vom Anfänger kaum anders als mit Hülfe besserer, größerer Abbildungen verstanden werden können, während sie von jedem erfahrenen Arzte mit Widerwillen aus der Hand gelegt werden, um sie wo möglich nie wieder anzusehen.

Den Hauptgrund zur panegyrischen Vorrede *Dieffenbach's* findet Rec. in dem mercantilschen Zusatze desselben S. IV: „Unverzüglich nach dem Erscheinen dieses Werkes wird Hr. Dr. *Fritze* einen Atlas der plastisch-chirurgischen Operationen herausgeben, welcher aufser vielem Neuen meine bisher noch nicht bekannt gemachten Methoden, Verstümmelungen des menschlichen Körpers zu heilen, enthalten wird.“ — Gleich darunter liest man: Recht sehr empfehle ich dem ärztlichen Publicum die mühevollen und nützlichen Arbeiten des talentvollen Hn. Dr. *Fritze*.

Wirklich eine sehr schöne Empfehlung, welche kein Buchhändler hätte besser machen können!

Sey dem aber wie ihm wolle, die *Fritze'schen* Tafeln sind doch nicht klar und schön, sondern gerade das Gegentheil, wie Jeder, der gesunde Augen besitzt, und sich aus persönlicher Rücksicht keiner fremden Brille zu bedienen braucht, auf jeder Tafel deutlich sehen wird.

D. X. S.

GIESSEN, b. Heyer: *Lehrbuch der Pharmakodynamik* von Dr. Philipp Friedrich Wilhelm Vogt, ordentl. öffentl. Lehrer der Nosologie, Therapie und medicinischen Klinik an der Hochschule zu Bern u. s. w. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. 1ster Bd. 764 S. 2ter Bd. 949 S. 8. (5 Thlr. 8 gr.)

Aufser einigen Zusätzen und Ergänzungen früher gerügter Mängel hat diese neueste vierte Auflage weder dem Inhalte noch der Form nach eine Veränderung erlitten, weshalb Rec. hier auf eine ausführliche Beleuchtung der *Vogt'schen* Theorie über die

Wirkung der Arzneimitteln und deren Eintheilung um so weniger eingehen kann, als er der Ansicht des Rec. der 2ten Aufl. (Jen. A. L. Z. März 1830. No. 46) beyzupflichten sich gedrungen fühlt. Denn vorurtheilsfreye Beobachtung und Erfahrung bey der Wirkung der sogenannten pharmaceutischen Mittel läßt eine organisch-chemische Wirkungsweise durchaus nicht verkennen, und darum muß die Meinung des Vfs., daß die Arzneimitteln vorzugsweise nur dynamisch wirkten, als einseitig und irrig erscheinen.

Der Vf. hat sich bemüht, in dieser neuen Auflage die Mängel, auf welche der Rec. der 2ten Auflage ihn aufmerksam machte, zu ergänzen, namentlich geschah dies mit dem *Natron nitricum*, dem *Morphium sulphuricum*, dem *Syr. opiatus*, *Extr. nucis vomicae spirituosum* und einigen anderen.

Als neuhinzugefügte Mittel fand Rec. bey der Vergleichung beider Ausgaben das *Creosot* (wohl richtiger *Kreosot*), das *Carrageen*, *ferrum oxydulatum carbouicum*, *Rad. Caincae*, *Carboneum sulphuratum* und *Bromium*. Das *Carrageen* hätte der Vf. wohl schicklicher an die *Gelatinosa* angeheftet, da es nach *Lucae* eine dem thierischen Schleime sehr verwandte Substanz ist, und von bitterem Extractivstoff nichts enthält. Auch der *Magnetismus mineralis*, *Perkinismus* und die *Acupunctur* sind dieser neuen Auflage einverleibt worden, jedoch mit eben dem Unrechte und derselben Inconsequenz, als in den früheren Ausgaben die Electricität, die Moxa, das Glüheisen, Douche- und Tropfbäder u. s. w. angeführt sind. Wäre Hr. *Vogt* seinem Vorsatze treu geblieben (s. Einleitung S. 12, 13 u. 14) so würde er die Grenzen der Pharmakologie in *specie* nicht auf eine so auffallende Weise überschritten haben.

Weit zweckmäßiger hätte er die Zeit und den Raum, welche er auf Beschreibung der genannten Mittel verwendete, zur Vervollkommnung anderer Mängel benutzen können, da er ohnehin über jene Gegenstände doch nur oberflächlichen Bericht erstattet.

Am Schlusse dieser Anzeige erlaubt sich Rec. eine Bemerkung hinzuzufügen, daß nämlich, was der Rec. der 2ten Aufl. übersehen zu haben scheint, in der *Vogt'schen* Pharmakodynamik durchgehends sehr große Gaben der Arzneimitteln empfohlen sind, ein Umstand, der namentlich für den Studirenden sehr nachtheilig werden kann, und darum bey einer etwa nöthig werdenden neuen Auflage Berücksichtigung von Seiten des Vfs. verdient.

D. X. S.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M Ä R Z 1 8 3 9.

## P H I L O S O P H I E.

HEIDELBERG, b. Winter: *System der Logik*. Ein Handbuch für Lehrer und zum Selbstgebrauch. Von *Jacob Friedrich Fries*, Dr. der Medicin und Philosophie, Großherzogl. S. Weim. Geh. Hofrath, ordentlichem Professor der Physik und Mathematik zu Jena, und correspondirendem Mitgliede der Akademie der Wissenschaften\* in München und Berlin. Dritte verbesserte Auflage. 1837. XVI u. 464 S. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Es sind nun schon mehr als 30 Jahre her, daß das erste Mal in diesen Blättern der Schrift eines Mannes Erwähnung geschah, der sich selbst einen Schüler *Kant's* nannte, und dessen erstes Auftreten schon den geistvollen und originellen Selbstdenker ankündigte. Seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag hat dieser Mann ununterbrochen an der Fortbildung der Wissenschaft und der Darstellung seiner Ansichten gearbeitet. In einer großen Reihe von Bänden hat er seine Untersuchungen niedergelegt, welche beynahe alle Gebiete der philosophischen Wissenschaften umfassen. Unbekümmert um die großen philosophischen Fragen, welche zu *Kant's* und *Lessing's* Zeit die deutsche Gelehrtenrepublik in Bewegung setzten, haben die Zeitgenossen die Forschungen dieses Denkers ohne Beyfall und ohne Mißfallen aufgenommen. Wenige haben seine Lehre studirt, noch Wenigere haben sie verstanden, und fast Keiner hat sie angegriffen. Als einst *Kant* neue philosophische Probleme aufstellte, und zugleich nach einer bis dahin noch unbekanntem Methode ihre Lösung gab, da wurde viel und allgemein gestritten, ob er mit dieser die Wahrheit gefunden habe, oder nicht. Die meisten seiner Gegner klagten ihn an, als habe er die Erde unter den Füßen ihrer Bewohner zertrümmert. Noch war diese Frage nicht entschieden, als die schnell wechselnden Ereignisse einer vielbewegten Zeit den philosophischen Enthusiasmus des Zeitalters allmählich erkalten, den alten Streit erst ruhen, und endlich ganz vergessen ließen. Neue Interessen haben seitdem die alten verdrängt, und die kosmopolitischen und politischen Tendenzen des Zeitalters haben nach und nach den technischen und mercantilischen weichen müssen. Hiedurch wurde die Aufmerksamkeit des größeren Publicums immer mehr und mehr von den rein wissenschaftlichen Bestrebungen abgelenkt. Jetzt, da das scharfe Auge des Kritikers nicht mehr die Speculationen der Phi-

J. A. L. Z. 1839. *Erster Band.*

losophen in den einsamen Hörfälen der Akademien bewacht, und das aufgeklärte Urtheil einer gebildeten Nation ihnen weder Beyfall noch Mißfallen zollt, hält diese selbst nichts mehr zurück, sich in die Einöden einer dürren Dialektik zu verlieren, oder sich in die Tiefen einer trostlosen Schwärmerey zu versenken. Dadurch ist denn endlich selbst die alte Schwiegermutter Weisheit gezwungen worden, sich dem Wechsel der Mode zu fügen, wie das Tagesgespräch, und man findet es ganz in der Ordnung, daß *Heine* nun auch den Gott der Juden und der Christen auf seine alten Tage noch als ächt katholischen Christen sterben läßt. Der alte Herr ist schon längst aus der Mode gekommen.

Mit allem diesem hat *Fries* — und den meinten wir oben — nie etwas zu schaffen gehabt. Von Anfang an ist er seiner Aufgabe, der ernstlichen Erforschung der Wahrheit nach einer festen wissenschaftlichen Methode, treu geblieben, und mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit hat er sie verfolgt. Wie auch die Nachwelt einst über das Ganze seiner wissenschaftlichen Leistungen urtheilen mag, Zweyerley wird davon immer stehen bleiben: die Entdeckung der Theorie der erkennenden Vernunft und die feste Aufstellung des Systems der Metaphysik. Durch die erste ist es ihm gelungen, die Natur der Abstractionen selbst zu erforschen, und die dialektischen Hülfsmittel zur Erforschung der Wahrheit, sowohl die alten, schon von Aristoteles her auf uns vererbten, als auch die großen neuen, erst von *Kant* entdeckten, einer gründlichen Untersuchung zu unterwerfen, und zwar von einem Standpunkte aus, auf dem weder eine Ansicht derselben verloren gehen, noch eine Täuschung durch trügerische Parallaxen entstehen kann, und von dem aus sich dennoch der gesamte dialektische Apparat nach seiner ganzen Vollständigkeit überblicken läßt. Hiedurch ist endlich das alte Räthsel der griechischen Dialektik wissenschaftlich gelöst worden, und die Schwierigkeiten haben sich gehoben, welche von den Eleaten und Platon bis auf *Schelling* und *Hegel* die Philosophirenden täuschend irre geführt haben. Es ist dadurch möglich geworden, die Philosophie ebenso, wie die Mathematik, als feste Wissenschaft allgemein mittheilbar auszubilden.

Man hat neuerdings *Schleiermacher's* Dialektik gepriesen. Allein dieser gewandte Denker hat seinen Scharfsinn fast immer nur in der Beurtheilung gegebener Ansicht gezeigt, und die Hülfsmittel der Logik nur zur Vertheidigung oder Widerlegung ange-

wendet. Man hat ebenso *Hegel's* Dialektik bewundert. Allein diese verbindet nur die allgemeinsten philosophischen Begriffe zu analytischen Urtheilen, und treibt somit nur ein dialectisches Spiel im Grunde mit Verachtung aller logischer Hülfsmittel. Dagegen hat *Fries* die dialectischen Hülfsmittel in den Formen des Denkens und Erkennens, d. h. sowohl die logischen als die metaphysischen Hülfsmittel der Dialektik unmittelbar zur Erforschung der Wahrheit angewendet, durch die kritischen Untersuchungen einem jeden von diesen die Bedingungen seiner Anwendbarkeit nachgewiesen, und sie demgemäß benutzt. Deshalb sind wir überzeugt, daß die größere dialectische Kraft und Schärfe auf *Fries's* Seite ist. Denn z. B. der gewandteste Meister im Schließen, wie etwa *Tennemann* den *Hume* dafür anführt, bleibt doch im Nachtheil gegen den, der darüber verständig ist, wie weit überhaupt die Begründung durch Schlüsse in unserer Erkenntniß langt. Die Darstellung jener logischen Hülfsmittel selbst hat *Fries* in größerem wissenschaftlichem Maßstabe in seinem *System der Logik* gegeben. Wir unterziehen uns mit Vergnügen dem Geschehete, die Aufmerksamkeit des Publicums von Neuem auf ein Werk zu lenken, welches jetzt abermals in einer erneuerten Gestalt vor uns liegt, und welches die sorgfältige Prüfung aller Kenner verdient, und wir wollen versuchen, die Eigenthümlichkeiten desselben kurz zu charakterisiren.

Das ganze Werk zerfällt in zwey Theile, von denen der erste in der reinen Logik die Lehre von den Formen des Denkens abhandelt, der zweyte aber die angewandte Logik enthält, welche das Verhältniß der Denkformen zum Ganzen der menschlichen Erkenntniß untersucht. Das Eigenthümlichste des ersten Theils ist die anthropologische Vorbereitung der logischen Lehren und die damit zusammenhängende Unterscheidung der anthropologischen und der demonstrativen Logik. Die demonstrative Logik, d. h. derjenige Theil der logischen Lehren, welchen man seit *Aristoteles* ausschließlich unter dem Namen der Logik in den Schulen gelehrt hat, ist eine philosophische Wissenschaft, welche sich also aus Principien entwickeln muß. Aber bevor sich diese Entwicklungen selbst geben lassen, muß man wissen, wie diese Wissenschaft zu ihren Principien gelange, und welches sie seyen. Diese Frage soll nun die anthropologische Logik beantworten. Der Zweck dieser letzten ist nämlich nachzuweisen, wie sich die Abstractionen in unserem vorstellenden Geistesleben bilden, und wie der Verstand zu den Denkformen gelange. Demgemäß giebt der erste Abschnitt sowohl eine Schilderung der stufenweisen Ausbildung unserer Erkenntniß vor dem Bewußtseyn von den ersten Anfängen der Anschauung an bis hinauf zur vollendeten Erkenntniß im Urtheil, als auch eine Beschreibung der Hülfsmittel des denkenden Verstandes, theils um das Denken genauer vom Erkennen zu unterscheiden, theils um die Denkformen in Begriff und Urtheil selbst näher zu charakterisiren. Das Erste ist ein

Theil aus der psychisch-anthropologischen Theorie des Vfs., welche er vollständig in seinem Handbuche der psychischen Anthropologie und in seiner anthropologischen Kritik der Vernunft mitgetheilt hat. Besonderes Interesse möchte wohl hier die Lehre von der Bildung der Begriffe aus den Schematen der Einbildungskraft nach den Gesetzen des unbestimmt Werdens der Erinnerungen und der Associationen erwecken. Doch das Zweyte, die Beschreibung der Denkformen, geht unsere Wissenschaft selbst näher an. Hier zeigen sich nun zuerst die wichtigen Vortheile, welche die anthropologischen Untersuchungen darbieten, indem sie die richtige Bedeutung von Begriff und Urtheil erkennen lassen, und eine Einsicht in das Wesen der Denkformen überhaupt gewähren. Wer, wie die meisten Logiker, unter Begriff nicht die Vorstellung eines Merkmals, sondern den Inbegriff der Merkmale versteht, der bekommt eine fehlerhafte Objectivirung der Begriffe, nach der dieselben im Grunde mit Anschauungen zusammenfallen; wodurch sich unvermerkt die Voraussetzung der Selbstgenügsamkeit der gedachten Erkenntniß unterschiebt. Mit dieser steht aber der Philosophirende schon auf dem Gebiete des dogmatischen Rationalismus. Ebenso kann die Bedeutung des Urtheils, als einer Erkenntniß des Gegenstandes durch Begriffe, und die wichtige Lehre von der Bezeichnung der Urtheile, deren Nichtbeachtung die größten Irrthümer in der neueren Geschichte der Philosophie veranlaßt hat, nur anthropologisch verstanden werden. An die ausführlichere Erörterung dieser Gegenstände schließt der Vf. die Darstellung der philosophischen oder demonstrativen Logik an. Unter demonstrativer Logik aber versteht er das System der analytischen Urtheile. So handelt dieser Abschnitt erstlich von den Denkgesetzen, zweytens von den Schlüssen und drittens von der Form der Wissenschaften. Bey den ersten zeigt der Vf. wiederum, wie die Gesetze des Denkens aus den Denkformen entspringen, welche Bedeutung ihnen selbst zukomme, und welche Rolle sie demnach in unserem erkennenden Geistesleben spielen. Wir wünscheten, daß der Vf. das erste von diesen etwas ausführlicher erörtert hätte. So ist z. B. die Nachweisung für den Ursprung des *dictum de omni et nullo* aus der Form des Subjects im Urtheil, welche der Vf. S. 133 in folgenden Worten giebt: „In der allgemeinen Form der Begriffe als Form des Subjects im Urtheil liegt ein Verhältniß der Wiederholung unserer Gedanken darin, daß ich ein Merkmal einer Vorstellung selbst und auch der Sphäre eines Begriffs beylegen kann, in welcher diese Vorstellung liegt“, für sich schwer verständlich. Es könnte ferner befremdend scheinen, daß der Vf. die Lehre von den Schlüssen in der demonstrativen Logik abhandelt, da er doch die Lehre von den Begriffen und Urtheilen zur anthropologischen Logik gezogen hat. Allein dies hat seinen guten Grund darin, daß, wie der Vf. treffend nachgewiesen hat, jeder Schluss ein *analytisches* hypothetisches Urtheil ist, und somit diese ganze Lehre

unter dem *dictum de omni et nullo* steht. Diese Lehre von den Schlüssen hat zwey besondere Eigentümlichkeiten, wodurch sich die Darstellung des Vf. von der in jeder anderen Logik gegebenen wesentlich unterscheidet. Fürs Erste nämlich theilt er die Schlüsse nicht nach den Relations-Unterschieden ihrer Obersätze ein, wie es gewöhnlich geschieht, sondern nach der Art der Unterordnung in ihnen. Und in der That, da das Wesen des Schlusses eigentlich in seiner *Consequenz* besteht, so können auch nur die Arten der letzten wesentliche Unterschiede unter den Schlüssen selbst begründen. Die *Consequenz* des Schlusses liegt aber immer in dem Verhältnisse zweyer gegebenen Vorstellungen zu einem Begriffe, welcher der Mittelbegriff heist, und die Artunterschiede in dieser *Form des Schlusses* entspringen nur daraus, daß jener Mittelbegriff bloß als *Prädicat*, oder als *Grund*, oder als ein *Ganzes* gedacht werden kann. Dieses letzte hat dann zweytens den Vf. seine eigenthümliche Lehre von den divisiven Schlüssen gewinnen lassen. Hier ist nämlich der conjunctive Vernunftschluß früher gänzlich von den Logikern übersehen worden, und noch neuerdings hat die Aufstellung desselben, als einer besondern Schlußart, Widerspruch erweckt. Allein dies kommt nur von der Nichtbeachtung des Unterschiedes der logischen und grammatischen Formen. Der Unterschied der kategorischen und conjunctiven Schlüsse ist nämlich nur ein rein logischer, und drückt sich gar nicht mit an der Sprache ab. Diese Incongruenz der grammatischen und logischen Formen darf uns keineswegs befremden; auch zeigt sie sich mannichfaltig in verschiedenen Fällen. So lassen sich z. B. die Unterschiede des problematischen, assertorischen und apodictischen Urtheils grammatisch gar nicht nüanciren. Von der Syllogistik geht dann der Vf. auf die Lehre von der Form der Wissenschaften über, wodurch die reine Logik ihren Abschluß erhält. Ganz neu ist hier die Lehre von der systematischen Einheit. Der Vf. hat sich nämlich die Aufgabe gestellt, die systematische Gliederung der gedachten Erkenntnis selbst der Untersuchung zu unterwerfen. Dies führt ihn auf die Lehre von der Form einer Erkenntnis aus Principien für das Ganze der menschlichen gedachten Erkenntnis und auf die Unterschiede der Systemformen in dieser. Da nun diese Lehre erst durch eine wissenschaftliche Vergleichung der nur der Reflexion gehörenden Formen der systematischen Einheit mit einem gegebenen Gehalt ihre Vollendung erhalten kann, so führt dies den Vf. auf die angewandte Logik hinüber, welche den zweyten Theil des ganzen Werkes ausmacht.

Diese ganze angewandte Logik ist nun ein durchaus eigenthümliches Werk des Vfs., nicht bloß in der besondern Art der Behandlung ihrer Gegenstände, sondern in der ganz neuen Fassung der Aufgabe. Man hat bisweilen gezeifelt, ob die angewandte Logik wohl überhaupt nur eine besondere Wissenschaft sey, und gefragt, welches denn ihr Princip sey. Darauf läßt sich leicht antworten: ihre Principien

sind die architektonischen Gesetze, welche die Regeln der Anwendung der Denkformen auf die Erkenntnis aussprechen, nur ist zu beachten, daß diese Gesetze der Architektonik selbst keine philosophischen, sondern anthropologische Gesetze sind. So ist das höchste Princip dieser Wissenschaft das logische Ideal der vollkommenen Form unserer gedachten Erkenntnis. Dieses ist aber nur ein Regulativ und kein constitutives Princip — wie natürlich, da die Aufklärung unserer Erkenntnis ja eine Aufgabe für uns bleibt, und kein Gegenstand einer Erklärung seyn kann. Demgemäß liegt auch dem Vf. die Vereinigung aller Lehren der angewandten Logik in der Architektonik. Doch bevor er diese selbst entwickeln kann, bedarf es neuer anthropologischer Vorbereitungen. Diese sind nun in den ersten beiden Kapiteln enthalten, von denen das erste eine Uebersicht über das Ganze der menschlichen Erkenntnis ihrem Gehalt nach giebt, und das zweyte aus der gewonnenen Kenntniß der Denkformen die Organisation des Reflexionsvermögens klar zu machen sucht. Dies letzte ist nun deshalb besonders wichtig, weil es das Reflexionsvermögen eigentlich ist, welches die Ausbildung unserer Erkenntnis zuwebringt, und daher die Kenntniß seiner verschiedenen Thätigkeiten allein die Gesetze finden läßt, an die es bey der Ausbildung der Erkenntnis gebunden ist. Nach diesen vorbereitenden Untersuchungen hat dann der Vf. ausführlicher entwickelt, wie sich die Formen der Reflexion an das Ganze unserer Erkenntnis anlegen, und welcher Hilfsmittel sich die Reflexion in der Ausbildung unserer Erkenntnis bediene. Dies letzte giebt hier zuerst die Lehre von der Anschaulichmachung und der Bezeichnung; das erste giebt aber an der zweyten Stelle die Lehre von der systematischen Gliederung unserer Erkenntnis selbst. Hier zeigt nun der Vf., wie sich diese Gliederung dadurch bilde, daß die Denkformen in ihrer künstlichen Verflechtungen als ein Ganzes nach dem Gesetz ihrer systematischen Form an unserer Erkenntnis liegen; aus welchem Ganzen der Verstand immer nur einzelne Theile heraushebt. Diese Vergleichung der Formen der systematischen Einheit giebt erstens die Lehre von den Erklärungen und Eitheilungen, zweytens die Lehre von der Begründung der Urtheile, und drittens die Architektonik. Besonders beachtenswerth scheint uns hier in der Lehre von den Erklärungen des Vfs. scharfe Trennung von Wort-, Namen- und Sach-Erklärung. Mit der Lehre von der Begründung der Urtheile kommen wir wieder auf ein Gebiet, dem seine Gestalt, so wie wir sie hier finden, zuerst von dem Vf. gegeben worden ist. In diesen Kapiteln hat er in ihrem natürlichen Zusammenhange jene großen logischen Entdeckungen niedergelegt, mit deren Hülfe er schon bey dem Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn die Irrthümer in den neueren Philosophenschulen nachwies, und der glückliche Fortbildner der Kant'schen Lehre wurde. Hier finden für die Begründung der Urtheile jene weitgreifenden Unterscheidungen von Demonstration, Beweis und Deduction ihre Entwicke-

lung, und die Theorie des Beweises erhält ihre Vollendung. Mit diesen ist dann der Vf. auf seine richtige und durchaus befriedigende Lehre vom „Irrthum“ geführt worden. Im Mittelpuncte aller dieser Betrachtungen steht eigentlich die Theorie der Wahrscheinlichkeitschlüsse, welche so lange ein Räthsel geblieben ist. Laplace fängt seine berühmte Theorie der Wahrscheinlichkeit (*theorie des probabilités*) mit folgenden Worten an: „Was hat das menschliche Denkvermögen mit dem Laufe der Weltbegebenheiten gemein? wie kommt der Mensch dazu nach den Gesetzen seines Denkvermögens, oder vielmehr seiner Einbildungskraft, denn nur diese ist eigentlich dabey thätig — auf die von ihm und seinen Gedanken unabhängigen Thatfachen der äusseren Welt schliessen zu wollen? Alles, was geschieht, hat seine Ursache, und erfolgt nach den Gesetzen seiner Natur. So weit diese dem Menschen bekannt sind, begreift er das, was ihnen zufolge geschieht. Auch das, was künftig erfolgt, sieht er voraus, so weit es nach den ihm bekannten Gesetzen erfolgt. Für Alles aber, was außerhalb dieses Kreises liegt, und dem menschlichen Verstande nur zufällig scheint, hat dieser keine Regel. Was er auch davon denken mag, jede Vorstellung von zukünftigen Ereignissen wird zu ihrer Zeit wahr oder falsch seyn. Bis dahin aber ist sie keines von beiden; und der Begriff von Wahrscheinlichkeit, den der Verstand sich bildet, und den er auf die künftigen Begebenheiten anwendet, ist nur ein täuschender Schein. Das Wort Wahrscheinlichkeit soll eine Art von Mittelding zwischen Wahrheit und Irrthum andeuten, hat aber in der Beziehung, die man ihm auf die äussere Welt giebt, gar keinen Sinn, oder es liegt in diesem Sinne selbst schon ein Widerspruch. Der Mensch forsche indessen immerfort nach Gründen, die ihn bestimmen können, das zu erwarten, was an sich selbst nothwendig oder gewis, für ihn aber nur zufällig und ungewis ist; und er hat nicht ganz unrecht. Dafs ihm etwas wahrscheinlich ist, beruht auf allgemeinen Gesetzen, und hat in jedem einzelnen Falle seine Gründe. Diese können aber nicht aus den Gesetzen der äusseren Welt hergenommen werden. Das Urtheil über jeden einzelnen Fall beruht also auch nicht auf den Gesetzen der äusseren Natur, sondern auf

den Gesetzen des menschlichen Geistes. Man darf nicht fragen, was wahrscheinlicherwise geschehen werde, wohl aber was der Mensch wahrscheinlicherwise zu erwarten habe.“ Wir meinen nun, dafs *Fries* Laplaces Frage nach der Möglichkeit der Wahrscheinlichkeit überhaupt beantwortet, und dafs er die Gesetze entdeckt habe, auf denen dieselbe beruht. Er hat nämlich nachgewiesen, dafs gemäfs den Gesetzen der Vermittelung in unseren Erkenntnissen Theorie nur dadurch zu Stande kommen könne, dafs die reflectirende Urtheilskraft gegebene Fälle mit gegebenen Gesetzen durch künstliche Schlussreihen in Verbindung bringe, wobey jene Gesetze selbst als Regulative angewendet werden, und dafs somit gerade diese die Gesetze seyen, auf denen die Wahrscheinlichkeit beruhe. Ferner hat er für diese Lehre selbst nachgewiesen, dafs alle Wahrscheinlichkeit auf Schlüssen beruht. Alsdann hat er die philosophische von der mathematischen Wahrscheinlichkeit strenger unterschieden. Früherhin und auch jetzt gewöhnlich noch hat man zwischen mathematischer und philosophischer Wahrscheinlichkeit so unterschieden, dafs man bey der ersten die Gewisheit nach der Zahl der Gründe, bey der letzten aber nach dem Gewicht der Gründe messe. Dagegen zeigt nun *Fries*, wie diefs letzte auch nur mathematische Wahrscheinlichkeit gebe, und der Unterschied hier nur in der Messung intensiver Gröfsen und der Zählung von Gründen liege. Er nennt daher die letzte subjective Wahrscheinlichkeit, und unterscheidet zwischen mathematischer und philosophischer so, dafs er unter der letzten den Schluss von der Vielheit der Fälle auf die Einheit der Regel, und unter der ersten die Bestimmung eines einzelnen Falles aus einer getheilten Regel versteht. Und endlich zeigt er, wie die Form des Wahrscheinlichkeitschlusses eigentlich die Induction sey. Auf dieser Grundlage entwickelt er dann genauer, wie auch aller Irrthum auf Wahrscheinlichkeitschlüssen beruhe, und zeigt gegen Aristoteles, dafs Irrthum nie in der Verkennung der Schlussform (*ignoratio elenchi*), sondern immer in dem Gehalt der Prämissen liege. Hier findet auch die Lehre von den Trugschlüssen ihre natürliche Stelle.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

## K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. *Zeits*, b. Schieferdecker: *Der Stern der Liebe*. Herausgegeben vom Verfasser der „Reisescenen aus zwey Welten“ (J. H. Rauffe). 1838. XVI u. 237 S.

Ein seltsamer Nachtwächter, der ein schwarzes oder ein weisses Geheimnis im Busen birgt, sein Pflegesohn, ein Maurer, der bald bey Allah, bald bey Christus schwört, eine Kette, die gern sich Bettina nachschwänge, wenn's nur mit Worten allein gethan wäre, ein eiferfüchtiger Ehemann,

schöne Türkinnen, die erblinden, sobald sie lieben, gute Gedanken, die nicht selten ausschlagen, ehe sie recht flügge sind, alles diefs zusammen bildet eine Erzählung, bey der zuweilen der Wunsch entsteht, der Moorgrund möchte früher das Hauptpersonal aufgenommen, und so die Geschichte um ein Bedeutendes gekürzt haben.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M Ä R Z 1 8 3 9.

## P H I L O S O P H I E.

HEIDELBERG, b. Winter: *System der Logik*. Ein Handbuch für Lehrer und zum Selbstgebrauch. Von Jacob Friedrich Fries, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nachdem nun so der Vf. im Einzelnen entwickelt hat, wie durch die Formen der systematischen Einheit die wissenschaftliche Gliederung in unsere Begriffe und Urtheile kommt, nimmt er noch einmal von Neuem einen Ueberblick über das Ganze in der Verbundenheit der logischen Formen mit dem gegebenen Gehalt. So kommt er mit der Frage nach der Gestalt der vollendeten, menschlichen Wissenschaft auf die wissenschaftliche Architektonik, welche das *logische Ideal* der Gestalt vollendeter menschlicher Wissenschaft aufstellt. Die großen Umriffe, in denen der Vf. hier mit Meisterhand dieses Ideal gezeichnet hat, zeigen deutlich, wie menschliche Wissenschaft eine in sich fest geschlossene und wohlgegründete Gestalt habe, und dass sich diese Gestalt schon logisch verzeichnen lasse. Denn die Logik giebt der Architektonik ihre 4 Grundgesetze 1) der vollständigen Begründung der systematischen Erkenntnis, 2) der vollständigen Zurückführung unserer Erkenntnis auf ihre Principien, 3) der Vollständigkeit aller Theorie und 4) der Trennung von Theorie und Aesthetik. *Kant* dürfte sich wohl das Ideal menschlicher Wissenschaft anders ausgemalt haben. Er lässt in seiner Kritik der reinen Vernunft systematische Einheit nur dadurch zu Stande kommen, dass er die transcendenten Ideen für regulative Principe erklärt, in Beziehung auf welche als heuristische Fictionen die Vernunft die Mannichfaltigkeit der Verstandeserkenntnisse zur Einheit bestimme. So sind ihm für die Ausbildung der Naturwissenschaften nicht die Grundgesetze der Mechanik, sondern die Ideen des Weltganzen und der Gottheit die höchsten regulativen Principien. Allein dies würde nur inductorische Fortbildung ins Unendliche nach einem nie zu erreichenden Ziele hin geben, und es könnte damit nie zur constitutiven Theorie kommen, wie wir eine solche doch wirklich besitzen. *Kant* sind offenbar neben seiner falschen Teleologie der Natur diese Ansichten durch seine fehlerhafte Lehre vom transcendenten Schein bestimmt worden, welche ihn gehindert hat, die Lehre vom negativen Ursprung der Ideen zu finden. Der transcendentale Schein soll nämlich darin bestehen, dass ein ganzes System von Täuschungen und Blend-

werken, die unter sich wohl verbunden und unter gemeinschaftlichen Principien vereinigt sind, in der reinen Vernunft angetroffen wird, und den Schein der objectiven Gültigkeit annimmt. Dies hat dann auch auf seine Ausführungen in der Methodenlehre wesentlichen Einfluss, indem er hier eine Disciplin der reinen Vernunft an die Spitze stellt, welche den natürlichen Hang der Vernunft zum Dogmatismus zügeln soll. Entspränge jedoch der Dogmatismus aus der Organisation der Vernunft selbst und nicht aus dem Mißgeschick der früheren und der Unkenntnis der wahren Methode zu philosophiren, so würden wir uns gar nicht von ihm losmachen können. *Kants* methodische Ansichten würden, wenn sie richtig wären, unseren Wissenschaften eine wesentlich andere Gestalt vorschreiben — aber eine, die keinen hinlänglichen Schutz gegen transcendentale Hypothesen gewähren könnte. Doch ist hier nicht der Ort, dieses genauer auszuführen, und wir bemerken nur noch, dass *Fries's* Ansichten allein es sind, welche mit jener großartigen und festen Ausbildung der Naturwissenschaften, welche seit *Bakos* des Verulamiers Zeiten über dem jungen Europa aufblühen, im engsten Einklang stehen, und dass jede andere Ansicht ewig im Widerstreit mit dieser bleiben muss. Um dieses genauer zu verstehen, muss man noch den letzten Abschnitt, welcher die Methodenlehre behandelt, damit vergleichen. Hier wird in drey Kapiteln gezeigt, wie erstlich die Wissenschaft empirisch zur Auffassung von Thatfachen gelange, wie sie dann speculativ die Einsicht allgemeiner Gesetze gewinne, und wie sie drittens theoretisch die Verbindungen von beiden zu Stande bringe. Dies letzte enthält eine Fortsetzung der *Bacon'schen* und *Newton'schen* Untersuchungen über die Inductionen. Das Werk schließt mit der Lehre von den Methoden des Unterrichts.

Diese kurze Uebersicht mag genügen, zu zeigen, wie reich der Stoff ist, den das vorliegende Werk behandelt, und wie fruchtbar er unter den Händen des Vfs. geworden ist. Wir empfehlen daher das Werk der Aufmerksamkeit aller derer, welche sich für gründliche wissenschaftliche Bildung in philosophischen Dingen interessieren; und sollte auch ein solcher den neuen Ansichten des Vfs. seinen Beyfall zu verweigern sich gezwungen fühlen, so wird er das Buch doch nicht ohne vielfache Belehrung aus der Hand legen. *Kant* und *Fries* haben zuerst die Untersuchungen über die menschliche Erkenntnis zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Naturforschung gemacht; wie *Kepler* und *Newton* auf dem Gebiete der

Physik haben sie auf dem Gebiete der Philosophie den Gespensterglauben vernichtet, und daher mag der Widerwille stammen, den die modernen Geisterleher und Teufelsanbeter gegen sie äußern.

A.

### ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Barth: *Wissenschaftliche Reise durch das südliche Deutschland, Italien, Sicilien und Frankreich*. Herausgegeben von Ferd. Florens Fleck, Dr. d. Philos., außerord. Prof. d. Theol. zu Leipzig, Mitgliede der Acad. Peloritana zu Messina und der hist. theol. Gesellsch. zu Leipzig. *Ersten Bandes* erste Abtheilung. Nebst 4 Steindrucktafeln. 1837. LII u. 581 S. *Zweyte Abtheilung*. 1838. X u. 276 S. *Zweyten Bandes* erste Abtheilung. Auch unter dem Titel: *Theologische Reiserfrüchte*, zur Kenntniß des kirchlich-religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Zeitgeistes im südlichen und westlichen Europa. 1835. XXIV u. 179 S. *Zweyte Abtheil.* 1838. XVI u. 216 S. *Dritte Abtheil.* 1837. XVI u. 352 S. 8. Nebst 2 Steindrucktafeln. (5 Thlr. 16 gr. netto.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1835. No. 156.]

Unter den neuen und neuesten Reisebeschreibungen verdient unstreitig die gegenwärtige des Hrn. Prof. Fleck, wie sie nun vollendet vor uns liegt, besondere Auszeichnung. Ueber den eigenthümlichen Zweck dieser Reise hat bereits ein anderer Mitarbeiter, bey Gelegenheit der Anzeige der früher erschienenen ersten Abtheilung des zweyten Bandes, berichtet, und wir haben unsererseits nur noch Einiges hinzuzufügen mit Berücksichtigung der ziemlich ausführlichen, sehr lehrreichen Vorrede zur 1 Abtheil. des I Bandes. Hier tritt uns zuerst die vortreffliche Bemerkung entgegen (S. IX), zu welcher dem Vf. seine Reiserfahrungen Gelegenheit gaben, daß die gelehrte und die praktische Theologie in unserem Zeitalter einer Umgestaltung bedürfe, zu deren Beschleunigung Anschauungen und Beobachtungen religiöser und kirchlicher Zustände auf Reisen außerordentlich Viel beytragen könnten. Die erste Einseitigkeit nämlich, die man nach vielen Reisen auffällig finde, und daher rügen müsse, sey diese, daß man sich in unseren Tagen viel zu sehr um theoretische Meinungen und Dogmen streite, und dabey das christliche Leben, wovon viele dieser Streiter keine Idee und Ahnung hätten, viel zu sehr vernachlässige; das Volk dagegen ignorire fast durch und durch alle theologischen Streitigkeiten, wende sich von ihnen, als von uninteressanten Gegenständen, ab, und sey besser oder schlechter, je nachdem es von seinen Führern mehr oder weniger zum christlichen Leben angeleitet werde. Der Vf. kommt später, nachdem er über das Verhältniß des Katholicismus und Protestantismus zu den Künsten gesprochen, auf diesen Gegenstand zurück (S. XXVII); er hält die Unterscheidung der theologischen Wil-

enschaft und des christlichen Lebens oder des praktischen Christenthums für nothwendig und allein geeignet, dem Christenthume, neben dem Fortbestehen wissenschaftlicher Gegensätze, seinen Einfluß auf das eigentliche bürgerliche und kirchliche Leben zu sichern. Und unfehlbar lag immer und liegt noch in der Vernachlässigung dieses Gesichtspunctes von Seiten derer, welche als Vertreter der Wissenschaft und Erzieher des Volkes im weiteren Sinne für jenes Leben zu wirken berufen sind, der wichtigste Grund davon, daß das Christenthum, bey aller Empfänglichkeit des Volkes dafür, doch noch immer die Masse so wenig durchdrungen hat, während über die wissenschaftliche Behandlung desselben Bücher über Bücher geschrieben werden.

Wenn nun ein wissenschaftlich gebildeter Theolog, wie der Vf., von einem so richtigen Grundsatze geleitet, eine Reise in Länder unternimmt, die dem gelehrten und praktischen Beobachter noch immer reichen Stoff zu neuen Erfahrungen und Entdeckungen darbieten, so läßt sich von selbst erwarten, daß die Beschreibung einer solchen Reise in mehrfacher Hinsicht anziehend und lehrreich ausfallen, und daß auch schon Bekanntes, was natürlich hier nicht übergangen werden konnte, doch immer nach der Eigenthümlichkeit des Beobachters dem Leser eine neue interessante Ansicht darbieten werde. Und dies ist bey diesem Reiselwerke wirklich der Fall. Wir begnügen uns daher, unsere Leser auf den reichhaltigen Inhalt desselben aufmerksam zu machen, ohne durch einen Auszug dem Genusse einer vollständigen Lectüre vorgreifen zu wollen, und rügen nur noch die Bemerkung hinzu, daß die Lectüre desselben nicht bloß jedem Theologen, sondern jedem Gebildeten ernstlich empfohlen zu werden verdient, zumal da wir durch diese so getreue, lebendige, immer abwechselnde Schilderung mit Gegenständen und Verhältnissen näher bekannt zu werden Gelegenheit haben, die auch bey den jetzigen politischen und kirchlichen Ereignissen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Des ersten Bandes erste Abtheilung besteht aus 12 Kapiteln. Ende Sept. 1831 erfolgte die Abreise von Leipzig. 2 Kap. Einiges Interessante über München; 3 Kap. Tyrol, Uebergang über den Brenner, Trient, Roveredo; 4 Kap. Verona; 5 Kap. Vicenza und Padua; 6 Kap. Venedig; 7 Kap. Ferrara und Bologna; 9 Kap. Florenz; 10 Kap. Reise von Florenz nach Rom über Siena; 11 Kap. Rom; 12 Kap. Reise von Rom nach Neapel. Alles, was in diesen Abschnitten über Sitten und Gebräuche, Kunstwerke, Bibliotheken, Gelehrte u. s. w. berichtet wird, auch schon Bekanntes liest man gern noch einmal; auch öftere Wiederholungen stören gerade nicht; nur die Reiserellexionen würde man nicht vermissen haben. Angehängt sind noch zwey *Beylagen* (S. 384—581): 1) Auszüge aus dem Tagebuche eines Reisenden, über Lacava, das Kloster della Trinita, das Mönchsleben daselbst, Noviziat, Archiv, Entdeckung griechischer Urkunden, ferner über

Herculanum und Pompeji, das Museum Bourbonicum und Monte-Cassino. Diese gleichfalls höchst interessante Beylage hat Hn. Dr. jur. Ernst Heimlich in Leipzig zum Vf. — Eine zweyte Beylage, von Hn. Dr. Eduard Güntz, ist für die Mediciner besonders beachtungswerth; sie enthält einen Blick auf Italien aus dem Gesichtspuncte der Gesundheits- und Heil-Kunde. — Die zweyte Abtheilung des ersten Bandes schildert die Reise nach und durch die Insel Sicilien (Kap. 1—16), und enthält interessante Berichte über Palermo, Monreale, Alcamo, Segeste, Girgenti, Syracus, Catanien, den Aetna und Messina, hie und da mit lehrreichen Hinweisen auf das Alterthum. — Mit dem 17 Kap. beginnt die Rückreise nach Neapel; Schilderung von Lacava, Salerno, Pästum, Monte-Cassino u. s. w.; das 18 Kap. enthält die ausführliche Beschreibung von Neapel; das 19 Kap. von Puzzuoli und den Umgebenden; das 20 die Reise nach Etrurien, Beschreibung von Civitavecchia, Corneto, Toskanella, Montefiascone und Orvieto; das 21 giebt Zerstreutes und Rückständiges über Rom, das 22 einen Ausflug in das Albaner- und Sabiner-Gebirge; das 23 die Schilderung des römischen Carnevals. Das 24 Kap. erzählt die Reise von Rom über Perugia und Assisi nach Florenz; das 25 schildert Florenz; das 26 Mailand, Parma, Piacenza und Modena; das 27 Turin, Vercelli und Novara; das 28 Genf, das 29 Lyon u. s. w. Den Beschluß macht das 30 Kap. mit der Beschreibung von Paris.

Des zweyten Bandes zweyte Abtheilung oder 2te Abth. der „theologischen Reife Früchte“ eröffnet eine christliche Rede, gehalten vom Vf. in der Universitäts-Kirche zu Leipzig am Sonnt. Oculi 1835. Nach Eph. 5, 1—9 zeigt derselbe, daß die Erianerung des Lebens der Christen kein nichtiger Traumwunsch, sondern eine unabweisliche Mahnung sey. Die Durchführung ist besser gelungen, als das unbestimmt hingestellte Thema erwarten liefs. — Dann folgen, als Fortsetzung, römische Darstellungen: die Cardinäle, die päpstliche Krönung, die Besitznahme des Lateran, häusliches Leben des Papstes, geweihter Degen, goldene Rose, erzbischöfliches Pallium, die Laterankirche, die Peterskirche. — Ein dritter Abschnitt hat zum Gegenstande die Juden in Rom, wobey der Vf. zugleich über die bekannten Worte Suetons *impulsore Chresto* sich verbreitet. Er nimmt sehr richtig mit Anderen eine Ungenauigkeit des römischen Geschichtschreibers an. Das Uebrige betrifft die früheren und jetzigen Verhältnisse der Juden in Rom. — Eine vierte Mittheilung schildert die katholische französische Kirche des Abbé Chatel zu Paris. Chatel und seine Anhänger, die jedoch, nach den neuesten Berichten, an Anzahl immer mehr abnehmen, sind eine wichtigere Erscheinung in der französischen Kirche, als es die St. Simonisten waren. Ueber Chatel selbst scheint uns der Vf. im Vergleich zu anderen Berichten etwas hart zu urtheilen; auch möchte der Vergleich seiner Anhänger mit den radicalen Rationalisten Deutschlands oder den Strau-

fsianern (die uns jedoch als kirchliche Partey noch nicht bekannt geworden sind) am wenigsten passend seyn (S. 65). Dagegen wird jeder Leser dem Vf. dafür dankbar seyn, daß ihm das Glaubensbekenntniß der Chatelisten hier vollständig (S. 68—148) mitgetheilt wird; der Vf. hat dasselbe mit kritisirenden Noten begleitet, aber wohl nicht immer den richtigen Maßstab der Beurtheilung angelegt. Wir dürfen von einem solchen Bekenntnisse nicht erwarten, daß es s. g. tiefe philosophische Speculation enthalte; und da es bey einem solchen Versuche von Seiten eines dormaligen französischen Abbé's eben so unbillig wäre zu verlangen, daß Alles in biblischer Einfachheit gefaßt seyn sollte, so verdient ein solcher Versuch schon dann unser Lob, wenn er nichts gegen die Grundsätze des praktischen Christenthums enthält. — Den Beschluß bilden vier kürzere Aufsätze: 5) die Templer in Paris, 6) über das Begräbniswesen der Franzosen, 7) die Propaganda und der Jesuitismus, mit Bemerkungen über die politische Seite des Katholicismus, 8) französische Culturzustände: reformirte Geistlichkeit, Schulwesen, Literatur u. s. w.

Die dritte Abtheilung dieses Bandes führt noch den besondern Titel: *Anecdota maximam partem sacra in itineribus italicis et gallicis collecta*, und enthält folgende, mehr oder minder wichtige Stücke: I. *Fragmenta antiquissima versionis Italiae Marci et Matthaei, nunc Taurinensis etc.*; II. *Testamentum Salomonis, bibliothecae Regiae Parisinae ineditum*; III. *Nova recensio epist. Pilati ad Tiberium etc. e cod. Taurin. Reg. Graece*; IV. *Inediti Taurinensis specimina continentis narrationem Anonymi contra Muhametanos*; V. *Specimina antiquissimorum Bibliorum latinorum etc.*; VI. *Genealogia biblica cod. Lactantii Taurinensis*; VII. *Specimen cod. latini Pentateuchi Lugdun. Italiae vetustissimae*; IX. *Scholia Taurinensis in N. T.*; X. *Codex N. T. Venetus graecus, vulgo Ven. 10, olim Bessarionis etc.*; XI. *Specimina commentarii Theodori Antioch. inedita in prophetas XII min. e cod. incogn. Paris.*; XII. *Fragmenta Italiae Psalmorum, e cod. gr. Paris.*; XIII. *Fragmentum monasterii la Cava prope Neapolim, graecum patristicum, quod tractat eucharistiam sec. VIII.*

Auch die äußere Ausstattung dieses lehrreichen Werkes verdient rühmliche Erwähnung.

L. L.

NEUSTADT a. d. O., b. Wagner: *Weimar-Eisenachische Landeskunde mit histor. und topograph. Bemerkungen nebst Einleit. in die allgemeine Geographie und einer Thüring. Weimarischen Geschichte als Leitfaden zum Gebrauch in Landschulen.* Von Dr. Carl Fr. Ludw. Schumann, Pfarrer zu Dothen. 1836. VII u. 238 S. kl. 8. (18 gr.)

Es ist ein gutes Zeichen, wenn, wie in der Vorrede bemerkt wird, der Wunsch oft ausgesprochen wird, ein Schriftchen zu besitzen, in welchem eine

kurze Nachricht von den Orten der Heimat enthalten ist. Diefem Wunfche entgegenzukommen, hat der Vf. diefes Schriftchen ausgearbeitet. Zu Grunde gelegt ist das Staatshandbuch von S. Weimar-Eifenach vom J. 1835, jedoch ist die Diöcefeintheilung mit der Eintheilung nach Aemtern verfchmolzen worden. Bey jedem Orte find dann noch mit kleinerer Schrift hiftorifche, topographifche und andere Notizen hinzugefügt worden. Jedoch enthalten diefelben viel Unhaltbares; bey einer neuen Ausgabe können fie nochmals einer Prüfung unterworfen werden; darum deuten wir Einiges an. Der Wechfenberg bey Sörta im Amte Vacha foll der *Mons Taunus* des Tacitus feyn, auf welchem Germanicus eine Feltung angelegt haben foll. Es ist aber fo gut, wie ausgemacht, dafs, wenn Tacitus (*Ann. I, 56*) fagt: *posito castello super vestigia paterni praesidii in monte Tauno expeditum exercitum in Caltos rupit*, unter diefem Berg kein anderer zu verftehen fey, als die Höhe bey Homburg, wo noch Refte der Saalburg das ehemalige Dafeyn eines Römercaftells beurdunden. Eben fo wenig kann mit hiftorifcher Gewifsheit behauptet werden, dafs Heinrich der Vogler auf dem Clausberg bey Vogelsberg im Amte Grofsrudedtedt feinen Vogelheerd gehabt und fich dafelbst befunden habe, als ihm die Gefandten die Nachricht von feiner Königswahl brachten. Vor der Fackel der hiftorifchen Kritik befteht diefe Nachricht nicht. Eher noch könnte behauptet werden, dafs Diesburg bey Wolmuthshausen im Amte Kaltennordheim das *Dispargum* des *Gregorius Turon.* (2, 9.) fey, welcher fagt: *Chlodio, qui apud Dispargum castrum habitabat, quod est in termino Thoringorum* (um 437). Der Prof. der Rechte *Wilh. Dietmar* zu Jena (geb. zu Oberkatza im Henneberg'schen 1671, gef. zu Jena den 6 Juli 1759, eines Wagners Sohn), hat diefs in einer Differtation *de situ Dispargi, cuj. Greg. Tur. mentionem fecit.* Jen. 1709 mit vielem Beyfall behauptet. *A. Genfster* in feiner Gefchichte

des Gaues Grabfeld (2 Thle. Schleusingen 1802) will diefs *Dispargum* in die Nähe von Hildburghausen nach Hefsberg verlegen. Aber *Wachter* (thür. Gefch. Leipz. 1826 I, 18) und *Luden* (teutfch. Gefch. Goth. 1826. 2, 583) beftreiten es geradezu, dafs *Dispargum* in Thüringen gelegen habe. Sie vindiciren vielmehr eine ältere Lesart: *Tongrorum*, und *Dispargum* habe jedenfalls jenseits des Rheins gelegen.

Die Orte in Thüringen, welche im J. 873 dem Kloster Fulda zehnteten, führt *J. F. Schannat* (*corp. traditt. Fuldenf. Lipf. 1724. Fol. 402*) auf; fie verdienen genau verglichen zu werden; aber *Zutileba* ist sicher nicht Zottelstädt, sondern vielmehr *Zotaneftat*; *Nemannestorph* und *Nezemannestorph* find wohl Nermsdorf und Nirmsdorf. Nicht *Brautbach*, sondern *Brantbag* (Grofsbrennbach) steht im Verzeichnifs diefer zehentpflichtigen Orte.

Endlich würde es dem Vf. schwer fallen, folgende Behauptungen zu beweifen, dafs Dorndorf früher Dornberg, Mönchsholzhausen früher *Monhore*, Maina früher *Murä* geheiffen habe; dafs Osmanstedt von Erasmus, Kromsdorf von Hieronymus, Mechelrode von Mathilde u. f. w. herzuleiten fey; endlich dafs in Dornburg, Niedertofla, Buchfart, Mittelhausen und bey Udeftedt (Burghausen) wirklich Klöfter gewesen feyen. Noch wollen wir erwähnen, dafs der beliebte Schriftsteller, *A. von Tromlitz*, der Verfaffer der Pappenheimer, Franz von Sickingen u. f. w. (Karl Aug. Friedr. v. Witzleben, Oberft außer Dienst, in Dresden, geb. den 23 März 1773) von dem Orte Tromlitz bey Magdala fich nennt. Im Stile diefer Schrift finden fich sehr viele Nachlässigkeiten, sowie es dem Auge nicht eben wohlthut, dafs die jedem einzelnen Orte beygefügt, oft Seiten langen hiftorifchen und topographifchen Notizen mit gelperrter Schrift gedruckt find.

3. 4.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. *Blankenhayn*, b. Anholt: *Der Pastor Oberlin*. Elfaßifche Novelle, nach dem Franzöfifchen des Paul Merlin von D. *Moritz Wil. Gotthard Müller*. Mit Oberlin's Bildnifs in Steindruck. 1836. 187 S. 12. (1 Thlr.)

Statt dafs man fo vielen Büchern gröfsere Kürze empfehlen möchte, lieffe fich diefer Novelle eine gröfsere Ausdehnung wünfchen, Ergänzungen, aus den vielen Schriften gezogen, die über den merkwürdigen, hochverdienten Oberlin erschienen find. Das Wesentlichste feines praktifchen Wirkens, die geiftige Belebung, das körperliche Wohlbefinden verwilderter, dürftiger Gemeinden in einer rauhen Gebirgsgegend,

die Erhaltung des Friedens, des Glaubens während der Revolutionstürme, ist allerdings ausgesprochen, aber das Wie steht anderswo ausführlicher, und die Seite des prophetischen Hellsehens ist kaum angedeutet, die bei ihm um fo wunderbarer ist, als er sich bey der Bildung feiner Beichtkinder jedes schwärmerischen Auftrugs enthielt, und ganz praktifch verfuhr. Bey allen Vorzügen des Autors und Uebersetzers macht daher das Buch nicht die anderen entbehrlich, was bey feiner Güte zu bedauern ist.

Vir.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M Ä R Z 1 8 3 9.

## M A T H E M A T I K.

LEIPZIG, b. Engelmann: *Lehrbuch der Mathematik für Gymnasien* von Karl Gustav Wunder, Prof. der Mathematik und Physik an der königl. Landesschule in St. Afra zu Meissen. Erster Theil. *Die gemeine Arithmetik nebst den Elementen der Buchstabenrechnung und Algebra.* XX u. 236 S. 1837. gr. 8. (1 fl. 21 Kr.)

Der Vf. versucht durch seine Bearbeitung der reinen Mathematik einem Uebelstande abzuwehren, welcher dadurch entsteht, daß an den meisten schül. Gymnasien die halbjährige Verfertigung der Schüler aus einer Classe in die andere Statt findet, während die Vertheilung der Schüler in die verschiedenen Classen in den mathematischen Lehrstunden dieselbe sey, wie sie durch Kenntnisse und Fortschritte der Einzelnen in den alten Sprachen bestimmt werde. Den hieraus hervorgehenden Nachtheil zeichnet er recht gut, und die zur Vermeidung desselben vorgeschlagenen Auswege veranschaulicht er gleich deutlich. Um nun die Herausgabe seines Lehrbuches zu rechtfertigen, schildert er die Vortheile, welche daraus hervorgehen, daß man für jede Classe, sowohl in der Arithmetik als in der Geometrie einen einjährigen Cursus anordne, aber die in einem jeden enthaltenen Lehren in zwey so viel wie möglich von einander unabhängige Abtheilungen ordne, so daß es für den Schüler gleichgültig sey, welche von den beiden Abtheilungen ihm zuerst vorgetragen werde; jede müsse er verstehen können, wenn ihm auch der Inhalt der anderen wenigstens dem grössten Theile nach unbekannt sey. Allerdings böten sich dabey einige Schwierigkeiten dar, indessen schienen sie doch nicht unüberwindlich.

Allerdings ist es eine mißliche Sache, in der Bearbeitung einer nach ihren einzelnen Theilen und Wahrheiten eng verbundenen und streng consequenten Wissenschaft sich äußeren Verhältnissen bequemen zu müssen; jedoch war der Vf. bemühet, den hiebey sich ergebenden Uebelständen zu begegnen, und die in den Gymnasialunterricht gehörenden Lehren der Mathematik nach der angedeuteten Weise zu vertheilen und nach den dabey zu berücksichtigenden Gesichtspuncten zu behandeln. Er setzt voraus, daß der eigentlich wissenschaftliche Unterricht in der Mathematik, für welchen er sein Lehrbuch bestimmt, in der 4ten Classe beginne; daher ist der vorliegende 1ste Theil auf den arithmetischen Unterricht in der

A. J. L. Z. 1839. Erster Band.

4ten und 3ten Classe berechnet, und bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze; der bald nachfolgende 2te Theil soll die allgemeine Arithmetik enthalten, und eine Anleitung zum arithmetischen Unterrichte in der 2ten und 1sten Classe geben. Eben so wolle er in einem oder zwey folgenden Theilen das in den geometrischen Unterricht Gehörende für alle vier Classen bearbeiten.

Das Ganze zerfällt in zwey Curse. Der erste behandelt in zwey Abtheilungen die reinen, ganzen Zahlen, die verschiedenen Verbindungsarten derselben nebst den entsprechenden Zahlformen, dann die Brüche und benannten Zahlen nebst dem Anfange der Proportionslehre; der 2te Cursus beschäftiget sich in ebenfalls 2 Abtheilungen mit der Potenzen- und Wurzel-Berechnung des 2ten und 3ten Grades; mit der Lehre von den Verhältnissen und Proportionen in reinen und benannten Zahlen und mit der Auflösung der Gleichungen des 1sten Grades; dann mit den Elementen der Buchstabenrechnung und Algebra. Die 1ste Abth. des I Cursus besteht aus 4 und die 2te ebenfalls aus 4, das Ganze also aus 8 Kapiteln, deren 1stes die Einleitung über die Begriffe, Gröfse, Ganzes, stetige und unstetige Gröfse, Mathematik, Zahl, reine, benannte, Rechnen und Numeriren bildet S. 3—5; das 2te handelt von den verschiedenen Zahlstufen und Rechnungsarten im Allgemeinen als Addition und Subtraction, Multiplication und Division, Potenziren und Depotenziren nebst jedesmaligen Formeln für die vorgetragenen Sätze, S. 5—35; das 3te von dem Decimalsystem und den 4 ersten Rechnungsarten in Decimalzahlen, S. 35—52; das 4te von dem Masse, dem Dividius, den Prim- und zusammengesetzten Zahlen und von deren Theilbarkeit S. 52—74; das 5te von den gemeinen Brüchen, S. 74—91; das 6te von den Decimalbrüchen S. 91—114; das 7te von den 4 ersten Rechnungsarten in benannten Zahlen S. 114—118, und endlich das 8te enthält die ersten Sätze der Proportionslehre S. 118—127.

Im 2ten Curse enthält das 1ste Kap. die Lehre von den Potenzen des 2ten und 3ten Grades. Die Berechnung der Quadrat- und Cubik-Wurzel S. 130—155; das 2te die Ergänzung der Lehre von den Verhältnissen und Proportionen, rein in Zahlen, dann in ihren Anwendungen auf praktische Rechnungsarten hinsichtlich der einfachen und zusammengesetzten Proportionsrechnung, Reductionsrechnung, Kettenregel u. dgl., S. 155—187; das 3te die Bestimmungsgleichungen des 1sten Grades nebst Auflösung der Gleichungen mit einer Unbekannten, S. 188—192; das

4te die Anfangsgründe der Buchstabenrechnung oder allgemeinen Arithmetik hinsichtlich der Erklärung der Grundbegriffe, der Rechnungsarten in ein- und mehrtheiligen Gröſſen und der Hauptsätze von Potenzen und Wurzeln, S. 194—216; das 5te die Elemente der Algebra hinsichtlich der Aufgaben zu Gleichungen des 1sten Grades mit einer und mehr Unbekannten, und der Anhang beschäftigt sich mit der Auflösung der Gleichungen des 2ten Grades mit einer Unbekannten S. 217—236.

Aus dieser Inhaltsanzeige ersieht der Leser, daß der Vf. kein vollendetes System der Arithmetik giebt, und für den ersten Unterricht keine ein einziges Ganzes bildende systematische Darstellung und Verknüpfung aller behandelten Lehren geeignet hält, sondern von der Ansicht ausgeht, man müsse mit einer einfachen Auseinandersetzung der Grundbegriffe und Grundoperationen beginnen, welche dann bey wiederholter Behandlung allmählich ergänzt und vervollständigt, theils specialisirt, theils verallgemeinert und nach und nach immer allgemeiner angewendet werden. Daher erklärt er schon im 1sten Curſe den Begriff einer Potenz, und giebt die Ableitung einiger unmittelbar daraus folgenden Sätze für die Rechnung mit Potenzen, worauf im 2ten Curſe die Erweiterung und eine vollstündigere Darstellung folgt, und im 3ten Curſe nachgewiesen werden soll, daß die früher gefundenen Sätze selbst bey gebrochenen Exponenten gelten.

Rec. billigt im Allgemeinen dieses Verfahren, weil die in einem Hauptabschnitte vorgetragenen Lehren für sich ein mehr oder weniger abgeschlossenes Ganzes bilden, der Schüler auf den Zusammenhang der Theile aufmerksam gemacht, und am Schlusse des Abschnittes angehalten wird, die Verknüpfung der Hauptlehren zu überschauen. Auch gesteht er ihm zu, daß durch solche allmähliche Erweiterungen und Vervollständigungen der vorgetragenen Lehren in den Anfängern der Sinn für das Wissen geweckt, und Interesse für die Mathematik erregt werde. Allein er macht im Besonderen auf die dadurch nothwendigen Wiederholungen, auf die Zerstückelungen der einzelnen Disciplinen und auf das Unterbrechen des inneren Zusammenhanges aufmerksam, woraus Nachteile entstehen, welche sowohl in wissenschaftlicher, als pädagogischer Hinsicht sehr wichtig sind, und jenen Interessen für die mathematische Consequenz viel schaden. Er unterscheidet eine besondere und allgemeine Zahlenlehre, und setzt nach der Bezeichnung der Zahlen hinsichtlich ihres Ziffern- und Stellenwerthes (ein Unterschied, welcher bey den allgemeinen Zahlzeichen hinwegfällt) das Wesen der arithmetischen Disciplinen in die Veränderungen, Vergleichen und Beziehungen der Zahlen, unterscheidet eine zweyfache Veränderungsart, eine Vermehrung nach den drey Modificationen, Addiren, Multipliciren und Potenziren und eine Verminderung nach den drey Modificationen, Subtrahiren, Dividiren und Depotenziren in ganzen und gebrochenen, positiven und negativen, einfachen und zusammengesetzten

Zahlen, und schließt hiebey die Elemente des Potenziens der Binomien und Polynomien und das darauf beruhende Wurzelauziehen, die Gesetze der Potenz-, Wurzel- und imaginären Gröſſen nebst den Rechnungen in ihnen ein.

Auf diese Darstellungen läßt er die Gesetze der Gleichungen vom 1sten und 2ten Grade mit einer oder mehr Unbekannten, dann die Gesetze der Beziehungen, nämlich die Verhältnisse, Proportionen, Logarithmen und Progressionen folgen, und stellt alle diese Materien bloß in Ziffernzahlen dar, damit der Schüler das Wesen und die Wichtigkeit, zugleich aber auch den Umfang und den Werth der besonderen Zahlenlehre völlig durchschaut, und lebendig einsieht, wie man mit diesen besonderen Zahlzeichen eben so gut allgemeine Gesetze auffinden könne, als mit den Buchstabenbezeichnungen. Dann erhebt er den Schüler zur allgemeinen Bezeichnung der Gesetze, d. h. führt ihn in die allgemeine Zahlenlehre ein, und sieht jenen durch eigene Geisteskraft im klaren Bewußtseyn der Gesetze diese zu ihrem allgemeinen Charakter erheben. Derselbe fühlt sich auf festem Boden, arbeitet mit Lust und Liebe, und kommt dem Lehrer in freudiger Thätigkeit entgegen. Auch hier findet ein fortwährendes Erweitern und Vervollständigen, nämlich ein Erheben vom Besonderen zum Allgemeinen und ein lebendiges und klares Durchschauen der Gesetze in ihrem allgemeinen Charakter Statt. Die Art und Weise, wie dieser Ideengang in derselben Zeit, in welcher der Vf. den seinigen verfolgen will, bethätigt werden kann, muß Rec. dem nachdenkenden Leser überlassen. Daß nach diesem Verfahren der Unterricht mehr erweckend und anregend ist, und die Selbstthätigkeit des Lernenden weit mehr in Anspruch nimmt, als nach der des Vfs., wird selbst dieser bey unbefangener Beurtheilung desselben nicht widersprechen können. Denn der Anfänger befindet sich in einem Felde, dessen einzelne Partien ihm genau bekannt sind, und deren einzelne Früchte er nur allgemein zu ver sinnlichen hat. Die Darstellungsweise ist seinem Wesen befreundet, da er von der ersten Entwicklung an an das Besondere gewöhnt ist, und nur allmählich zum Allgemeinen fortschreitet.

Rec. achtet die Gründe für den von Hn. W. befolgten Ideengang, und gesteht, daß er selbst denselben vor bereits 12 Jahren mehrfach befolgt, sich aber überzeugt hat, daß derselbe nicht so sicher und gründlich zum Ziele führt als der oben kurz berührte. Wir halten den des Vfs. für geistreich und trefflich, und versprechen uns von ihm für die Schüler sehr gute Fortschritte; allein die öfteren Unterbrechungen des Zusammenhanges der Wahrheiten einzelner Disciplinen können wir nicht für zweckmäßig halten. Freylich müßte die Arithmetik nach ganz anderen Principien behandelt werden, als es allgemein geschieht. Rec. hat es bereits versucht, und wird sich noch mehr bemühen, jener eine andere Behandlung zu verschaffen, welche sie in ihrem wissenschaftlichen Charakter darstellt, und ihre Würde sichert. In vielen Beziehun-

gen stimmt der Vf. mit den Ansichten des Rec. völlig überein, wie der oben bezeichnete Inhalt seiner Schrift deutlich zu erkennen giebt, und unfehlbar würde er den Ideengang des Rec. ganz befolgt haben, wenn er nicht bemüht gewesen wäre, seine Bearbeitung äusseren Verhältnissen anzupassen, womit sich aber Rec. nicht befreunden kann. Der Organismus der Anstalten muß dem Wesen der Wissenschaften angepaßt werden.

In der Einleitung sollte der Vf. von dem Begriffe „Größe“ und ihren Arten auf den Inbegriff der Mathematik, ihren Gegenstand und ihre Theile, auf die mathematische Methode, auf die allgemeinen Grundsätze übergehen; und dann für die Zahlenlehre die Begriffe gleichartige und ungleichartige, ganze, gebrochene, positive, negative, einfache und zusammengesetzte Größen, die verschiedenen Veränderungsarten nach ihrem Wesen, ihren Benennungen und Operationszeichen, formellen und reellen Darstellungen, die Vergleichen und Beziehungen der Zahlen in allgemeinen, klaren und bestimmten Erklärungen verständlichen und diese selbst als positive Wahrheiten, Grundsätze, darstellen, um dem Anfänger nebst einer allgemeinen Uebersicht in das Gebiet der Arithmetik zugleich bestimmte Anhaltspunkte zu verschaffen, welche ihm zur Richtschnur für einzelne Wahrheiten und ihre Begründung dienen.

Da „Zahl“ entweder eine besondere oder allgemeine Menge von gleichartigen Dingen bezeichnet, so sollte der Vf. vorher verständlich haben, was man unter gleich- oder ungleichartigen Dingen verstehe, und wie man sie bezeichnen könne. Statt den Ausdruck  $3 + 5 = 8$  eine Gleichung zu nennen, würde der Vf. sich gewiss viel zweckmäßiger dahin erklärt haben,  $3 + 5$  sey eine formelle und 8 die reelle Summe; ebenso verhält es sich für jede andere Operation; jede derselben ist entweder formell oder reell; durch diesen Unterschied lassen sich die Grundgesetze der verschiedenen Operationen sehr kurz und gründlich behandeln. Recht gut ist der Begriff „Subtrahiren“, als Auffuchen einer Zahl, welche zum Subtrahend addirt eine dem Minuend gleiche Summe giebt, erklärt. Rec. würde doch lieber sagen: Subtrahiren heisse so viele Einzelheiten aufheben, oder wegzählend nehmen, als der Subtrahend anzeige, weil diese Erklärung für die Subtraction in positiven und negativen Größen am kürzesten und gründlichsten zum Ziele führt. Die Darstellung in allgemeinen Zeichen ist wohl für den Sachverständigen, aber nicht für den Anfänger zweckmäßig; sie ist nicht am rechten Orte, da sich dieser wohl schwerlich so schnell vom Besonderen zum Allgemeinen zu erheben vermag. Die Sache selbst verdient allen Beyfall, und charakterisirt den Vf. als ruhigen und scharfsinnigen Denker, der sich besonders Lob dadurch erwirbt, daß er an die Gesetze der Division die der Potenzirung und Depotenzen anreihet, und dadurch den Charakter der Veränderung der Zahlen in ihrem inneren Zusammenhange darstellt, was so viele Mathematiker vernachlässigen.

Ob man übrigens die Grundzahl beym Potenziren nicht besser „Dignand“ nennen würde, will Rec. dem Vf. zur Beurtheilung überlassen. Die Darstellung selbst hält Rec. für sehr gelungen, billigt aber die Zurücksetzung der Rechnungsarten in Decimalzahlen nicht ganz, so gut die Materie mittelst der Potenzen der Grundzahl 10 bearbeitet ist. Zugleich hängen die Erörterungen oft zu sehr zusammen, wodurch dem Anfänger das Studium sehr erschwert ist. Die Theilbarkeit der Zahlen ist vortrefflich behandelt, und läßt die meisten, dem Rec. bekannten Erörterungen hinter sich zurück. Der Bruch ist an und für sich eine bloß formelle Division, wofür Division und Dividend die Namen Nenner und Zähler erhalten; hiemit wird die Bruchlehre einfacher als gewöhnlich. Brüche, deren Nenner in dem Zähler ohne Rest enthalten sind, sind bloße Formbrüche, also nicht uneigentliche zu nennen. Die ganze Behandlung ist gut; die Gesetze sind zureichend begründet, und lassen in dieser Beziehung wenig zu erwarten übrig; hie und da wäre größere Kürze an ihrem Orte, und statt „Doppelbruch“ würde man besser „zusammengesetzter“ sagen. Die Erklärung „Decimalbruch“ ist viel zu wortreich. Denn Decimalbrüche sind besondere Brüche, welche zu Nennern 10 oder irgend Potenzen von 10 haben. Die Darstellung selbst ist etwas complicirt, die der Fassungskraft des Anfängers nicht ganz entspricht, daher in pädagogischer Beziehung Manches zu ändern wäre. Die periodischen Decimalbrüche sind entweder vollständige oder unvollständige, je nachdem die Periode mit der 1sten oder mit jeder anderen Decimalstelle beginnt. Die Einschlebung der Rechnungsarten in benannten Zahlen billigt Rec. nicht; die Materie gehört zur praktischen Arithmetik, sollte daher die Theorie und den Zusammenhang der Lehren nicht unterbrechen. Aehnlich verhält es sich mit den Sätzen der Proportionslehre, sie gehören zur Beziehung der Zahlen, und beruhen auf deren Vergleichung.

Jede formelle Differenz ist ein arithmetisches und jeder formelle Quotient ein geometrisches Verhältniß, weil man in beiden Fällen nach der Beziehung zweyer Zahlen fragt. Der Vf. hat bloß das geometrische Verhältniß vor Augen, mithin ist seine Erklärung einseitig, und entspricht dem Wesen des Begriffes nicht. Proportion ist die Gleichheit zweyer gleicher Verhältnisse, wodurch des Vfs. sehr weitläufige und doch unbestimmte Erklärung sowohl einfach als klar erscheint. Die Aufgabe, zu drey gegebenen Zahlen die 4te Proportionalzahl zu finden, beruht auf dem Gesetze der Gleichheit der Producte aus den äusseren und inneren Gliedern. Der Vf. kehrt die Darstellung um, und verfährt eben darum inconsequent, was Rec. nicht erwartete, da jener fast allgemein eine Wahrheit durch die andere begründet.

Die Entwicklung der Potenzen- und Wurzel-Berechnung des 2ten und 3ten Grades erhält des Rec. Beyfall darum nicht, weil ihr die Einfachheit, Kürze und Bestimmtheit, abgeht; viele Darstellungen

sind sehr umständlich, höchst wortreich und mit großem Aufwand von Kraft und Zeit durchgeführt, wodurch dem Anfänger an der Lust und Liebe für selbstständiges Arbeiten Vieles benommen, und das Interesse sehr vermindert wird. Das Ausziehen der Wurzeln konnte gediegener und doch viel zweckmäßiger behandelt seyn. Die Einschlebung der Ergänzung der Lehre von den Verhältnissen und Proportionen entspricht dem Wesen der Erörterungen durchaus nicht, ist inconsequent und kann eben darum keine Billigung verdienen. Schon die zerstückelte Behandlung der Disciplin selbst ist nicht zu loben; noch weniger aber die Vereinigung mit der Lehre von den Potenzen und Wurzeln und mit den einfachen Gleichungen, da jene auf diesen beruht.

Ueber die Art der Gleichungen spricht der Vf. sehr viel, was sich auf dem halben Raume geben läßt, wenn man den Gesichtspunct festhält, daß man entweder eine formelle Operation wirklich ausführt, und eine analytische Gleichung bildet, also allgemeine Gesetze ableitet, oder den Werth einer mit bekannten Größen verbundenen Unbekannten bestimmen will, also eine synthetische Gleichung hat, welche der Vf. ganz zwecklos „gebrauchliche“ nennen will. Mehr

hat der Name „Bestimmungsgleichung“ für sich, wenn gleich derselbe nicht ganz passend ist, da auch bey den analytischen Gleichungen ein Gesetz bestimmt wird. Der Begriff „synthetisch“ entspricht dem Begriffe „analytisch“ und dem doppelten Charakter der Gleichungslehre vollkommen. Die Auflösung einer einfachen Gleichung lernt der Anfänger nach dem, was der Vf. hierüber sagt, durchaus nicht kennen; sie beruht auf den aus den sechs Veränderungsarten der Zahlen sich ergebenden Gegenätzen und Gesetzen, welche kurz zu begründen und in ihrer Anwendung zu verinnlichen sind. Letzte verlangt für jene Auflösung die Berücksichtigung von drey Gesichtspuncten, das Einrichten, d. h. das Entfernen der Brüche aus Gleichungen; das Ordnen, d. h. das Zusammenbringen der bekannten und unbekanntem Glieder und endlich das Reduciren, d. h. das Ausführen aller angedeuteten Rechnungsarten und das Angeben des absoluten Werthes der Unbekannten. Kennt der Anfänger jene Gesetze und ihre Anwendung nach diesen drey Gesichtspuncten, so löst er jede einfache Gleichung mit einer unbekanntem auf.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

## K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. *Altenburg*, b. Pierer: *Liebe, Rache, Reue* von *Eginhard*. 1838. Erster Bd. 295 S. Zweyter Bd. 248 S. 8. (2 Thlr. 18 gr.)

Ein abgewiesener Freyer, der durch ein Mißverständnis sich für begünstigt hält, brütet Rache gegen das Mädchen, das ihm einen anderen vorzieht. Er erzieht ihr einziges Kind, das er einem Seiltänzer, welcher es raubte, abkauft. Als es zur Jungfrau heranwuchs, bekennt der Seiltänzer auf dem Sterbebett den ganzen Verlauf der Wegnahme. Bald darauf rettet der Rachfüchtige das Mädchen aus dem Feuer, und durch beide Fälle erweicht, gelobt er die Tochter ihren Aeltern zurückzugeben. Es geschieht auch, aber der Vf. grausamer als der Graf, läßt das Mädchen aus Liebe um ihn, den die Mutter ihr nie würde als Gatten erlaubt haben, sterben, so daß aus der Reue allseitiger Gram wird, was zu ersparen und in einen vergnüglichen Ausgang umzuändern war. Die Episode einer Pflgetochter der des Kindes beraubten Mutter verlängert die Geschichte, in der unter anderen Figuren auch die eines Kammerherrn erscheint, von der Art, wie sie in Schauspielen in der Manier von Großmanns unappetitlichen sechs Schüffeln von deutschen Biedermännern Grobheiten einstecken mußten. Die eingestreuten Lebensregeln zeugen für ein gesundes Urtheil, einen scharfen und sicheren Blick, genaue Welt- und Menschen-Kenntniß, die bey alle-

dem nicht kalt und lieblos ist; sie sind offenbar das Beste in dem Buche.

Leipzig, b. Klein: *Achmed Bey, oder der Harem und die Erstürmung von Constantine* im Jahre 1837. Historisches Charakter- und Völker-Gemälde aus Nord-Afrika. Vom Herausgeber des Georg Schöbel. 1838. VIII u. 191 S. (1 Thlr.)

Anekdoten aus Napoleons Leben, besonders während des Feldzuges in Aegypten, Auszüge aus den Zeitungen und aus Semilassos Weltgang, machen den historischen Hintergrund, der an Umfang wie an Interesse das Proscenium weit überbietet, auf welchem die erdichteten Personen sich bewegen. Es sind diese junge französische Officiere, nebst der Couline und Braut des Eimen, die von Seeräubern bey Neapel aufgegriffen und in den Harem von Achmed Bey gebracht wird. Hier hat die kühne Heldenjungfrau von dem Neid und der Eifersucht der Odaliskin viel zu ertragen, aber sie können sie nicht hindern, durch Rath und That ihren Landsleuten bey der Eroberung von Constantine beizustehen.

Das einzig überraschend Neue in der wohlgearbeiteten Mosaik ist, daß die so starren Lilienstengel sich um Myrthenreifer, und Königskronen um Locken winden!

F. K.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M Ä R Z 1 8 3 9.

## M A T H E M A T I K.

LEIPZIG, b. Engelmann: *Lehrbuch der Mathematik für Gymnasien* von Karl Gustav Wunder u. f. w.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von diesen Darstellungen geht der Vf. zur allgemeinen Arithmetik über; nun hat er in den bisherigen Untersuchungen fast alle Gesetze allgemein angegebene, also allgemeine Arithmetik gelehrt, sich also mit dem Verfolgen seines Ideenganges in Widerspruch versetzt. Für die subtraktiven Zahlen erklärt er die doppelte Bedeutung der Zeichen + und — als Operations- und Beschaffenheits-Zeichen nicht, weswegen die Behandlung der sogenannten entgegengesetzten Größen nicht in ihrer völligen Klarheit erscheint, wie man sie von ihm erwarten sollte. Auch findet Rec. die Begründung der Beschaffenheit der Producte aus Factoren mit gleichen oder ungleichen Zeichen, welche sich auf indirectem Wege so einfach und einleuchtend geben lässt. Für die Division gilt dieselbe Bemerkung. Für die Rechnung in Potenz- und Wurzel-Größen vermisst man ihre Eintheilung in gleich- und ungleichartige; gleich- und ungleichnamige, in Bezug auf ihre Dignanden und Radicanen und auf ihre Exponenten; wodurch alle Gesetze sich viel kürzer und bestimmter ausdrücken lassen. Uebrigens vermisst man viele hierher gehörige Gesetze, welche wahrscheinlich in dem folgenden Curfus mitgetheilt werden; eine Unterbrechung, welche nichts weniger als zu billigen ist.

Die Darlegung der Bedingungen einer Aufgabe in den verschiedenen Zahlenoperationen scheint der Vf. „Algebra“ zu nennen, da er diese Aufgaben mit dem Titel „Elemente der Algebra“ bezeichnet. Hierin stimmt ihm Rec. nicht bey, da die Theorie der Gleichungen gewiss auch zur Algebra gehörte, wenn man diesen Begriff in der Arithmetik gelten lassen wollte. Uebrigens hält ihn Rec. für eben so zweckwidrig als unbrauchbar, und rechnet die Gleichungslehre zur Arithmetik; die Aufgaben enthalten bloße Anwendungen der Theorie jener. Für das Bilden der Gleichung aus den Bedingungen der Aufgabe giebt es gewisse Gesichtspuncte, welche stets zu beobachten sind, um jenen Zweck zu erreichen, mithin mußte sie der Vf. kurz erörtern, um jenes Bilden dem Anfänger zur völligen Klarheit zu bringen. Dafs er diese Angabe übersehen hat, kann Rec. nicht billigen. Die Behandlung der Gleichungen mit zwey Unbekannten will

J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

ihm gleichfalls nicht gelungen erscheinen; die Gesichtspuncte der directen Auflösung mittelst Comparison und Substitution verdienen ganz anders behandelt zu werden, als der Vf. sie behandelt, um sie zum klaren Bewusstseyn des Anfängers zu bringen, und diesen in den Stand zu setzen, jede Gleichung auflösen zu können. Vielleicht giebt der nachfolgende Curfus eine genauere Entwicklung dieser und der indirecten Auflösungsart; dann wurde übrigens jener mit dem hier Gegebenen umsonst geplagt.

Der reinen quadratischen Gleichung steht die unreine entgegen, welche der Vf. gemischte nennt; letztere ist wieder vollständig oder unvollständig, je nachdem der die Potenzen der Unbekannten enthaltende Gleichungstheil das vollständige Quadrat eines Binoms enthält oder nicht. Die Ergänzung der unreinen unvollständigen Gleichung ist nicht einleuchtend dargestellt; der Vf. hätte den Anhang besser hinweggelassen, da er doch nicht zum Zwecke, d. h. zum klaren Verständnisse der Sache und der Gründe für das Verfahren führt. Dafs man den Ausdruck  $\sqrt{-16}$  auf die Form  $\sqrt{16}\sqrt{-1} = \pm 4\sqrt{-1}$  reduciren kann, verdient bemerkt zu werden. Möge der Vf. die gegebenen Winke berücksichtigen, und die Versicherung hinnehmen, dafs Rec. seine Arbeit bloß im Interesse der Wissenschaft und der Brauchbarkeit für Gymnasien beurtheilt, und als eine solche kennen gelernt hat, welche viele andere übertrifft.

Das Papier könnte viel besser seyn.

R.

## ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

NÜRNBERG, b. Riegel u. Wiefsner: *Verhandlungen der ersten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Nürnberg 1838.* — 1838. 54 S. 4. (12 gr.)

Der neu gebildete, aus öffentlichen Blättern hinlänglich bekannt gewordene Verein deutscher Philologen und Schulmänner, welcher im November v. J. seine erste Versammlung in Nürnberg gehalten, hat vor anderen solchen Vereinen, deren Beyspiele er ohne Zweifel seine Entstehung verdankt, wenigstens das voraus, dafs gleich in der ersten Schrift, welche sein Daseyn bezeugt, nicht bloß von einer gesellschaftlichen, durch äusseren Glanz und heiteren Lebensgenuss ausgezeichneten Verbindung, sondern von literarischen Bestrebungen die Rede ist. Wir begrüßen ihn daher gern auf das Freundlichste, obgleich nicht ohne geheime Befürchtung, dafs er sich sein

Ziel etwas zu hoch oder zu weit gesteckt habe. Denn sein Zweck ist kein geringerer, als 1) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, daß es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und künstlichen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasse, 2) die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, so wie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichtes nach Möglichkeit auszugleichen, 3) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bey aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren, 4) größere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hilfe einer größeren Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

Wie der dritte und vierte Zweck bey einer alljährlichen, auf wenige Tage beschränkten Zusammenkunft einer nicht allzu geringen und nicht allzu vielfältig wechselnden Anzahl von Philologen und Schulmännern allenfalls erreicht werden könne, begreifen wir; das Uebrige will man wahrscheinlich, wie seither auch ohne persönliche Zusammenkünfte zu geschehen pflegte, schriftlichen Mittheilungen, und öffentlichen für das philologische Publicum bestimmten Schriften, überlassen. Dazu kann vielleicht auch das bey dem Bureau eröffnete *Desiderienbuch* dienen, wenn die jetzigen, dem Geistesverkehr nicht eben sehr günstigen Posteinrichtungen eine öftere und schnelle Verbreitung desselben möglich machen sollten.

Was bey der ersten Zusammenkunft in einem Zeitraume von fünf Tagen von den anwesenden Mitgliedern des Vereins geleistet werden konnte, ist wirklich geleistet worden: wir wollen das Hauptsächlichste aus dem von Hn. C. Fr. Nögelsbach, Gymnasialprofessor zu Nürnberg, verfaßten Protokoll kurz referiren.

Nachdem der vorjährige Präsident, Hr. H. Thiersch in München, die Versammlung zweckmäßig, auch mit der einem wirklich schon erfolgten Einwurfe begehrenden Versicherung, „daß der Verein nur allgemein anregend und ermunternd wirken wolle,“ eröffnet hatte, hielt der Missionar Dr. Schmid einen Vortrag über die *tamulische Sprache* und über den Zustand des Unterrichts in Ostindien, mit besonderer Beziehung auf seine Persönlichkeit. Wenn die Philologen in solchen Fällen noch auf ein *πρόσωπον ηθλavyēs* halten: so werden sie vielleicht wünschen, daß die erste Sitzung mit einem anderen Gegenstande von allgemeinerem Interesse eröffnet worden wäre. Da Hr. Schmid (wie wir aus dem Anhang S. 51 ersehen) eine besondere Abhandlung über *Sprachen- und Völker-Verwandtschaft* hat drucken lassen: so wird hoffentlich ein der Sache kundigerer Recensent in diesen Blättern auf jeden Vortrag zurück zu kommen Gelegenheit finden.

In der zweyten Versammlung hat Prof. Bäumlein eine kleine Abhandlung über den Unterschied der griechischen Negationen, *οὐ* und *μη*, zu Protokoll gegeben, in welcher er Hermann's Behauptung gegen Hartung's Einwendungen zu vertheidigen sucht. Schade, daß die Replik des letzten fehlt!

Anziehender ist des Prof. Rost darauf folgende Ankündigung eines *Vollständigen Wörterbuches der classischen Gräcität*, von welchem sich, nach solchen Vorbereitungen des gelehrten Verfassers und bey so reichen, ihm mitgetheilten Materialien, die hier angeführt werden werden, allerdings etwas Gediegenes erwarten läßt.

Hierauf ein Vortrag des Prof. Hoffer aus Wien über die *deutsche Satzlehre*. Wenn die hier versprochene Skizze dieses Vortrags nicht Bedeutenderes enthalten sollte, als was hier als „Hauptinhalt“ angegeben ist, „daß nämlich der Satz (die Periode) lediglich Verkörperung einer ursprünglichen Anschauung, und als solche, trotz aller Mannichfaltigkeit seiner Gliederung, etwas Eines und Ganzes sey“: so bekennen wir nichts Neues zu erwarten, als etwa die Worte, in welche der Vf. bekannte Ideen eingekleidet hat. Wenn derselbe hinzufügt, „daß dem Schüler, nachdem er den Elementarunterricht absolvirt, die Periode als die *eine* und *untheilbare Totalität*, als welche sie für die *geistige Anschauung* existire, auch in formeller Hinsicht dargestellt und *zum Bewußtseyn gebracht* werden müsse: so wollen wir ihm nicht widersprechen, wohl aber möchten wir ihn fragen, ob er so glücklich sey, seine Schüler in Wien durch eine so hochtönende Theorie zur Technik und Praxis heranzubilden.

Hiermit schlossen sich die *rein philologischen* Vorträge. Die zweyte Reihe betraf die *sachliche* Philologie. Sie eröffnet eine sehr interessante Mittheilung des Prof. Spengel in München über die *herculanischen Rollen*. Was die seither in Neapel und Oxford erschienenen *Volumina Herculanensia* enthalten, wird genau angeführt, dabey der Wunsch ausgesprochen, daß eine lithographirte Ausgabe dieser Rollen veranstaltet werden möchte. Hofr. Thiersch gab hierauf die (hier nicht mitgetheilte) Beschreibung einer herculanischen Rolle, die er in Paris gesehen, und theilte die erfreuliche Nachricht mit, daß von Spengel selbst eine Bearbeitung der *Volumina Herculanensia* zu erwarten sey, von der bereits gelungenene Proben vorlägen.

Hierauf erstattete der Director Ranke von Göttingen Bericht über *Wolf's literarischen Nachlaß* (den er bey des Verewigten Schwiegerohn in Halberstadt selbst eingesehen) und über den *Plan einer von ihm vorbereiteten Ausgabe der lateinischen Schriften desselben*. Einsichtig und wohlwollend! Hofr. Thiersch stellte hierauf den Antrag, die Versammlung solle *Wolf's* Gedächtniß dadurch ehren, daß sie sich zur Subscription für eine in Halle(?) aufzustellende Statue des großen Mannes vereinige, der Dr. Schmid dagegen wünschte, daß man zum Ehrengedächtnisse des Wolfischen Namens Geld sammle, damit junge

Leute von Talent in die ferne Heidenwelt gefendet werden könnten; dem Dr. Ranke endlich schien es für die Zukunft nothwendig, in einer Gesamtausgabe die reichen Früchte jenes genialen Geistes als Musterwerke besonders den jüngeren Philologen auf eine bequeme Weise in die Hände zu geben. Sowie Rec. den sel. Wolf kennen zu lernen vielfache Gelegenheit gehabt hat, glaubt er mit ziemlicher Gewissheit behaupten zu dürfen, daß derselbe zu dem ersten Vorschlage, zumal wenn er sich mit Franz Drake auf Eigner Linie der Bewunderung und Dankbarkeit erblickte, nach seiner Weise gelächelt, zu dem zweyten gar ernstlich den Kopf geschüttelt, den dritten aber, weil Dr. Ranke ein gewissenhafter und bedachtsamer Mann ist, als den besten gebilligt haben würde. Diese Meinung, glaubt Rec. weiter, würde Wolf auch nicht geändert haben, wenn er Dr. Schmid's auf ausdrückliches Verlangen als Beilage (S. 27) angehängte Rede über die Frage, ob das Andenken Wolf's durch eine Statue geehrt werden solle, hätte lesen können, in welcher auf gar wunderbare Weise das, was der Redner wirklich gesagt hat, mit gewöhnlichen, was er noch außerdem hatte sagen wollen, mit kleineren Lettern gedruckt ist. Einer solchen *diffimilitudo litterarum* gab Wolf in seiner Vorrede zu den pseudociceronischen Reden eine ganz andere Deutung. Uebrigens schlug zwar auch Prof. Gerlach (S. 21) vor, Wolfen ein Gedächtnismal zu stiften durch Schrift, jedoch entschied die Stimmenmehrheit für Errichtung einer Statue, zu welcher nun eine Subscription eröffnet werden soll.

Sodann folgte eine kurze Skizze von Prof. Gutenäcker's aus Münsterstadt Vortrage über die griechischen Mathematiker, begleitet von dem öffentlichen Aufrufe an Deutschlands Philologen, sich zu einem neu herauszugebenden *Corpus mathematicorum Graecorum* zu vereinigen, wobey er, der Prof. Gutenäcker, sich zur Bearbeitung von wenigstens drey Schriftstellern erbietet.

Hierauf legte Prof. Rein aus Eisenach, nach einigen allgemeinen Bemerkungen über römisches Recht und römische Antiquitäten, der Versammlung zwey Fragen vor: 1) Entwickelte sich das römische Strafrecht aus uralten theokratischen Institutionen, oder aus der Idee der Selbstvergeltung und Familienrache? Er glaubt, die Gestaltung des römischen Strafrechts sey von beiden Principien bestimmt, und erklärt deren Differenz aus der Stammverschiedenheit der ältesten Bürgerchaft Roms. 2) Kannten die Römer ein Strafrechtsprincip, durch welches sie die Befugnis des Staates, zu strafen, philosophisch rechtfertigten? Er ist nicht der Meinung, daß die Römer eine bestimmte Theorie darüber hatten, ist aber überzeugt, daß sie unbewußt bey Vollziehung der Strafe die Idee der höchsten Gerechtigkeit vor Augen hatten, daneben aber die einzelnen Zwecke der Strafe wohl kannten und anzuwenden wußten. Ungern vermiffen wir hier die weitere Entwicklung der Ideen dieses scharfsinnigen Mannes, der die Philologie über die niedere Sphäre der Grammatik zu erheben weiß.

Eine hierauf im Namen des Prof. von Jan in Schweinfurt mitgetheilte Berichterstattung über den gegenwärtigen Stand der von der Gesellschaft deutscher Naturforscher veranstalteten Bearbeitung der *Naturalis Historia des Plinius* von Hn. Sillig in Dresden versichert, daß die Sache bis jetzt nicht weiter als bis zur Sammlung des Apparats gediehen, und selbst hierin noch Manches zu wünschen übrig sey. Der erkorene Herausgeber wünscht daher, daß hier von anderer Seite her Beystand geleistet würde.

Lehrreicher und eindringend ist ein darauf folgender Vortrag des Prof. Schnitzer von Heilbronn über die Person des Aristophanes in Platon's Symposion, von welchem glücklicher Weise eine genügende Skizze dem Protokoll von des Vf's. eigener Hand hat einverleibt werden können.

In der dritten Versammlung zeichnete sich Prof. Gerlach's gehaltvolle Darstellung des gegenwärtigen Standpunctes römischer Geschichtschreibung vorzüglich aus, welche von der Hand des Vf's. redigirt, in das Protokoll vollständig aufgenommen worden. Niebuhr's große Verdienste werden gebührend gewürdigt, zugleich mit Recht bemerkt, wie der Geist seiner zerstörenden Kritik den wachen Sinn strebender Jünglinge verführt habe, und wie beklagenswerth der neueste Mißbrauch der Kritik, und das tantalische Streben nach einem unerreichbaren Ziele sey. Floskeln, wie *Philosophie der Geschichte*, *Physik der Weltgeschichte*, *politische Physiologie*, sind ein böses Vorzeichen für ernste besonnene Forschung.

Nach diesen tiefen Betrachtungen über die Geschichtschreibung des Alterthums ging Hofr. Thiersch auf die Darstellung einer Specialität über, nämlich der Örtlichkeit der marathonischen Ebene und des aus derselben allein begreiflichen Ganges der Schlacht. Man weiß bereits aus der Allgem. Zeitung (1838. No. 287), daß die Untersuchungen des scharfsichtigen Vf's. auf jenem classischen Boden selbst angestellt worden, und daher doppelt werthvoll sind. Eine dem Inhalte nach verwandte Abhandlung über die Ebene von Crissa, welche Prof. Ulrichs aus Athen eingefendet hatte, soll in den Münchner gelehrten Anzeigen mitgetheilt werden.

Der Tagesordnung gemäß kamen sodann die Vorträge über *Methodologie* und *Pädagogik* an die Reihe. Dr. Bunsen aus Rothenburg lieferte über die Bedeutung der Philologie für das Staatsloben und die Nationalerziehung der Gegenwart eine Abhandlung, von der zwar nur eine sehr kurze Skizze zu Protokoll gegeben worden, welche aber einen denkenden, dem Wahne so vieler Neueren, als näherten die alten Classiker republicanisch-revolutionäre Ideen, mit Kraft entgegen kämpfenden Verfasser zeigt. — Dann ein Vortrag des Prof. Hoffer aus Wien über die Behandlung der *Elementarmathematik*. Seine lobenswerthe Absicht geht dahin, die ältere unwissenschaftliche und das Verständniß der Sache erschwerende Methode aus den Schulen und Lehrbüchern, in welchen sie noch herrscht, zu verdrängen.

Wohldurchdachte und, was wir mit Vergnügen

bemerken, in dem Protokoll mit gehöriger Vollständigkeit ausgeführte Bemerkungen über den Anfang und Ausgang des historischen Unterrichts in höheren Lehranstalten trug zuletzt der Rector Roth von Nürnberg vor, deren Beherzigung wir jedem Schulmanne angelegentlich empfehlen.

Ein lateinischer Epilog des Prof. Nägelsbach von Nürnberg macht den Beschluß. So billig und den dortigen Verhältnissen angemessen wir die Lobsprüche finden, welche hier einigen Bayerischen Gelehrten gezollt werden, so schmerzlich hat uns an diesem Orte, wo wir nichts weniger suchten, die Erwähnung Wolf's und Vossens berührt, *virorum, primum collatis viribus Heynianas laudes atterentium, deinde inter semet ipsos infaustis odiis diffidentium*: wobey, wie natürlich, Hr. Creuzer nicht unerwähnt bleibt, *venerabilis senex, cuius vitam olim aerumnosam reddiderunt capitales inimicitiae, quas ne provecta quidem aetate aut temporis spatio mitigatus exercebat magnus civis eius u. s. w.* Würde Hr. Nägelsbach so zu schreiben wagen, wenn jene Männer, die er solcher Bösartigkeit beschuldigt, noch lebten? Oder ist ihm wirklich unbekannt geblieben, welche Anklagen Voss und Wolf gegen Heyne, und der Erste auch gegen Creuzer, laut und öffentlich erhoben haben, und wie die Angeklagten, oftmals aufgefodert, entweder gar nichts, oder nichts Genügendes zu ihrer Vertheidigung vorzubringen wußten? In der That scheint dem Hn. Prof. Nägelsbach Manches nur durch Hörensagen zugekommen zu seyn, wohin wir auch die von ihm hier beyläufig erwähnte Neuigkeit zählen, daß Wolf reuevoll bey Heyne's Tode Trauerkleider angelegt habe!!

S. 27 wird noch berichtet, daß die nächste Versammlung den 29 Sept. d. J. zu *Manheim* eröffnet werden soll, und Hr. Oberstudien- und Ministerial-Rath Dr. Zell zum Präsidenten erwählt worden sey. Rec. wünscht von Herzen, daß der gute Zweck immer vollständiger zum Besten der Wissenschaft erreicht werden möge. Ph.

### SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) ALTENBURG, b. Pierer: *Der Schleichhändler* von Robert Heller. 1838. Erster Band. 261 S. Zweyter Bd. 253 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)
- 2) DRESEEN u. LEIPZIG, b. Arnold: *Novellen* von Wilhelm Robert Heller. 1838. Zweyter Band. *Der Bettler. Der Finkensteller.* 261 S. (1 Thlr. 12 gr.).

Wer kühnen Gefellen hier zu begegnen meint, die ein wunderbares Geheimniß im Herzen tragen, das sie, trotz der edelmüthigsten Gesinnungen, zu ungesetzlichen Thaten, nebenbey zu Menschenhals drängt, wird sich in diesem Schleichhändler irren.

Er ist ein redlicher Mann, der seine eigene Casuistik recht wacker durchführt. Er würde es für Sünde halten, nur eines Kreuzers Werth wider das Verbot des Landesherrn einzupacken; aber den Zoll-einrichtungen des fremden Staates ist er nicht unterworfen, die zu umgehen, hält er für eine so erlaubte Handthierung wie jede andere. Mit innigster Liebe hängt er an einem lieblichen Mädchen, das er für seine Tochter hält, durch die er mit einem gemein schlechten Kerl in einiger Verbindung steht, der ihn in der Furcht erhält, dem Mädchen und den Leuten zu entdecken, sie sey außer der Ehe geboren. Die Wahrheit enthüllt sich, der Schuft greift der Justiz durch Selbstmord vor, der Schleichhändler giebt sein Gewerbe auf, und lebt vergnügt bey seiner Pflegetochter, die ihre gräßlichen Aeltern wieder fand, und glücklich verheirathet ist. Es ist viel Abwechslung, die Charaktere des Schleichhändlers, des lieberlichen herumziehenden Gauklers und seines Weibes, welche die Mutterliebe adelt, und sie aus der Verworfenheit erhebt, in die eigener Leichtsinns und der Umgang mit ihren ganz nichtswürdigen Genossen sie stürzte, sind gut durchgeführt. Vor Allem ist das junge Mädchen mit allen Reiz unbefangener Unschuld ausgestattet, ihre Natürlichkeit wird nie läppisch noch erkünstelt, eine Klippe, die sogar gerühmte Schriftsteller nicht immer zu umschiffen verstanden. Der gefährliche Gang im Schneesturm über das Gebirg, die Wirthshaus- und Schenken-Scenen sind frisch aus dem Leben gegriffen, sie machen schauern, und ergötzen.

Dieses lebendige Auffassen des Wirklichen hat von den drey Novellen (No. 2) nur der *Finkensteller*. Der Versicherung, daß dabey ein Thatächliches zu Grunde liege, ist zu trauen; dergleichen erfindet sich nicht. Ein vorzüglicher Bassist reitet das Steckenpferd der Singvögel-Liebhaberey auf die originellste Art. Am höchsten gelten ihm die ächte Gattung der Finken, in dem Schmetter der Kanarienvögel entdeckt er nur den ganz verdorbenen Naturschlag einer Vogelkehle, und haßt deshalb diese Sänger. Es ist zu verwundern, daß nicht schon früher von dieser bis zum partiellen Wahnsinn gesteigerten, so eigenthümlich sich äußernden Sucht, die Rede gewesen.

Der *Treulose* hat schlechten Erfolg von seinem Unbestande und die Verlassene stirbt aus Herzenskummer. Für eine Neapolitanerin ist sie zu sehr nordisch empfindsam, wie man denn überhaupt den südlichen Himmel, und das, was darunter vorgeht, nicht so recht wiederfindet.

Der *Bettler* ebnet alle Verworrenheiten und Ungleichheiten, wenn auch auf eine nicht ganz aus der Sache hervorgehende, doch auf eine unterhaltende Art.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M Ä R Z 1 8 3 9.

## P H I L O L O G I E.

FRANKFURT a. M., b. Broenner: *Antibarbarus der Lateinischen Sprache*. In zwey Abtheilungen, nebst Vorbemerkungen über reine Latinität, von Dr. J. Ph. Krebs, Professor am Gymnasium (jetzt Oberlehrer) zu Weilburg. Zweyte verbesserte und stark vermehrte Auflage. 1837. XVI u. 515 S. 8. (2 Thlr.)

Herr Prof. Krebs fügte bekanntlich der dritten Auflage seiner Anleitung zum Lateinschreiben im J. 1822 als Anhang einen kleinen *Antibarbarus* bey, der dann, bey jeder neuen Auflage verbessert und vermehrt, nach der siebenten Auflage im J. 1834 auch in einem besondern Abdrucke verkauft wurde. Im Vorberichte zu diesem Separatabdruck kündigte der Vf. den unter obigem Titel erschienenen vollständigen *Antibarbarus* an, über dessen Inhalt wir nun ausführlich referiren wollen.

Wir hören zuvor über den Zweck u. s. w. des Buches den Vf. selbst.

Was den Zweck eines *Antibarbarus* der latein. Sprache anlangt, „so soll derselbe (laut Vorrede S. VI) den Solöcismen und Barbarismen einen Damm setzen, und wird dadurch grammatisch und lexikalisch, und beides wird durch den Gebrauch der *besseren* Schriftsteller bestimmt. Daher besteht auch dieses Buch aus einem grammatischen und lexikalischen Theile. Anerkannt ist es aber, daß der Sprachgebrauch in der Ciceronischen Zeit der beste gewesen ist, weßwegen man dieser Zeit den Namen der goldenen beygelegt, und die damalige Sprechweise classische genannt hat. Da aber bey dem geringen Umfange von (uns erhaltenen) Büchern jener Zeit sehr schwer zu entscheiden ist, ob nicht sehr viele einzelne Wörter und Wortverbindungen der nachclassischen Zeit, wenigstens der nächsten, ebenfalls für classisch anzuerkennen seyen, so werde auch bisweilen das Nachclassische zugelassen, aber mit Vorsicht und Behutsamkeit. Eine solche Mittelstraße schlägt daher oft dieser *Antibarbarus* ein, so daß er auch dem Nichtclassischen oft einen Platz einräumt, und seinen wahren Werth nicht verkennt.“ — „Groß aber (heißt es S. IX der Vorr.) und unbegrenzt ist das Feld des schlechten Lateins, klar und beengt das des besseren. Jenes soll nun ein *Antibarbarus* durch Angabe des besseren Lateins in die gebührenden Schranken zurückführen, von den Schläcken reinigen und das Schlechte ausmerzen.“ — „Wo soll aber (wird S. XII der Vorr. gefragt) ein

J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

*Antibarbarus* die Grenzen des classischen Lateins setzen, wo anfangen? wo endigen? Darin kann er es durchaus nicht allen recht machen; denn die strengen Puristen, die Ciceronianer, erkannten fast nur Cicero und Cäsar für Classiker; andere erweitern das Gebiet der besseren Sprache bis zu den Antoninen; die meisten sinken herab, bis wie lange sie wenigstens eine lebende war.“ — „Mir scheint (sagt der Vf. S. XIV der Vorr.) in dieser Streitfrage, was ist gut und nachzuahmen, was ist schlecht und zu verwerfen, weit rathfamer, junge ungeübte Lateiner — und für diese ist nur der *Antibarbarus* — nur allein an das Bessere zu verweisen, als ihnen auch das spätere und seltenere anzurathen.“ — „Macht aber (lesen wir S. XIII der Vorr.) nun wohl dieser neue *Antibarbarus* Ansprüche auf Vollständigkeit? Das kann er, zumal in dieser Größe, nicht, der sie (die Vollständigkeit), wie ich schon oben bemerkt habe, unerreichbar ist. Auch ist er nicht aus *Noltenius* großem Schatze (welchen Hr. Kr. am Anfange der Vorrede ein *dickleibiges Mancherley* nennt), noch aus *Janus* philologischem Lexiko, noch aus hundert anderen kleineren Werken über diesen Gegenstand neu zusammenggetragen, sondern nur aus meinen und anderer beym Lesen alter und neuer lateinischer Schriften in meine Adversarien eingetragenen Bemerkungen zusammengestellt und bearbeitet. Jedoch ganz sind vielleicht benutzt *Gasp. Schoppes Infamia Famiani* und sein Buch *de stilo (historico)* und Jo. Vorrst's zwey Bücher *de latinitate merito suspecta* und *de latinitate falso suspecta*; ferner was *Gryfar* (in dem seiner „Theorie des latein. Stils“ einverleibten kleinen *Antibarbarus* des Hn. Krebs) etwa Neues eingestreut hat, und was *Ruhnken* zu *Muretus* und Andere zu *Ruhnken's* Schriften (in *Friedemann's* Ausg.) angemerkt haben. Außer *Weber's* vortrefflicher Übungsschule ist aber insbesondere benutzt *Dr. Antons* (zu Kloster-Rosleben) Abhandlung in *adumbrata quaedam de integritate atque elegantia sermonis latini praecepta* (vom J. 1831), welche gegen den früheren kleinen *Antibarbarus* gerichtet war.“ — „Mit der Zeit (heißt es am Ende der Vorr. S. XV) und bey mehr Muße werd' ich die noch nicht (*sic*) benutzten Bemerkungen anderer Gelehrten, namentlich der Herren *Klotz*, *Stürenburg*, *Wunder* und Anderer, über gute Latinität noch mehr als jetzt geschehen ist, benutzen.“

Haben wir nun im Vorstehenden mit den eigenen Worten des Vfs. dargelegt, was in diesem *Antibarbarus* zu finden ist, so drängen sich unmittelbar folgende Fragen auf:

1) Wie muß ein Antibarbarus der latein. Sprache beschaffen seyn, wenn er den Anforderungen, die man jetzt an ein solches Buch machen kann, entsprechen soll?

2) In wie weit ist das dargestellte Muster eines Antibarbarus in dem Buche des Hn. *Krebs* erreicht worden?

Die erste Frage beantwortet uns auf genügende Weise „*F. Hand's* Lehrbuch des lateinischen Stils S. 133.“ Es heißt dort: „Vergebliche Mühe wird man auf eine vollständige Auffpeicherung alles schlechten Lateins verwenden, zu welcher die Specimina der Schulknaben das meiste Material liefern müßten; man hat daher theils nur das Neue in den späteren und spätesten römischen Schriftstellern zu bezeichnen, theils dasjenige zu bemerken, was an sich verwerflich, doch mit der Zeit sich im Gebrauch unserer heutigen gelehrten Schriftsteller festgesetzt hat, theils die charakteristisch gebildeten Schreibarten der Philosophen, Juristen, Theologen besonders einer Prüfung zu unterwerfen, theils auch die Differenz der verschiedenen Zeiten genauer zu beachten, in welchen einzelne gute Wörter eine Umgestaltung der Bedeutung erlitten habe.“ Nebenbey, fügen wir hinzu, muß Vieles gegen Puristen vor unbedingtem Tadel geschützt, Vieles durch richtigere Begründung zurückgenommen werden. Dabey müssen diejenigen Grundsätze leiten, welche *Hand* in dem angeführten Buche S. 119 ff. über die Reinheit der Sprache und die Wahl des Mustergültigen aufgestellt hat. — Um das Material zum Aufbau eines wissenschaftlichen Antibarbarus der lateinischen Sprache zusammenzubringen, müßten eigentlich alle Schriftsteller in den besten Ausgaben genau gelesen werden, damit man mit Bestimmtheit angeben könne, ob ein Wort u. s. w. allgemein und zu allen Zeiten üblich war, oder ob es bloß Einem Schriftsteller oder Einer Zeit angehört. Wer, wie zeither fast immer geschehen, unsere lateinischen Lexika als Autorität bey solchen Angaben gebrauchen will, der wird immer bey der Dürftigkeit derselben im Finstern tappen. Denn gar manches Wort, gar manche Redensart, die selbst noch das Wörterbuch von *Freund* für nachaugusteisch erklärt, findet sich bey einem oder dem anderen der klassischen Schriftsteller (wie Rec. unten beym Eingehen in das Einzelne des vorliegenden Antibarbarus zeigen wird), nicht zu erwähnen der Wörter und Wendungen, die mit dem Stempel der Unlatinität gebrandmarkt, sich fogar bey Cicero finden (s. unten das zu S. 73, 184 u. ö. Angemerkte). Vorgearbeitet und ergänzt ist schon vielfach theils in Commentaren zu den Schriften der Alten, theils in den Anmerkungen, welche die Herausgeber der lateinischen Schriften Neuerer (eines *Muret*, *Ruhnken*, *Wytttenbach*, *Bentley* u. A.) beygegeben haben; nicht weniger in den neuerdings erschienenen Anleitungen zum Uebersetzen aus dem Deutsehen in das Lateinische (von *Zumpt*, *Grotendorf*, *Weber*, *Froscher* u. A.). Schon durch gewissenhafte Benutzung aller dieser Bücher würde man vorläufig ein Material zusammenbringen

können, mit welchem ein weit gründlicherer Antibarbarus von wissenschaftlichem Werth zusammengestellt werden könnte, als das Werk eines *Nolten* und Anderer ist.

Schreiten wir nun zur Beantwortung der zweyten Frage: *in wie weit hat Hr. Krebs in seinem Buche das aufgestellte Muster eines Antibarbarus der lateinischen Sprache erreicht?* so müssen wir offen gestehen, daß zwar ein großer Sammlerfleiß in dem Buche nicht zu verkennen ist, und im Einzelnen sich eine Menge der lehrreichsten Sprachbemerkungen finden, daß aber der Zusammenstellung des Ganzen ein wohldurchdachter Plan fehlt. Daher das Schwanken des Vers. zwischen classisch und unclassisch, ja zwischen lateinisch und unlateinisch, dem er dadurch zu entgehen suchte, daß er diesen Angaben ein „fast“ oder „beynahe“ vorsetzte, welche sich oft recht sonderbar ausnehmen. Rec. glaubt, daß man dieser Unsicherheit durch die Einteilung in *voraugustisch*, *augustisch* und *nachaugustisch* für das mustergültige oder classische Latein, und in *vorclassisch* und *nachclassisch* für das nicht mustergültige, entgehen könne. *Vor-* und *nachclassisch* sind uns aber bloß solche Wörter, Redensarten u. s. w., für welche sich in dem gewöhnlich sogenannten goldenen Zeitalter schon andere und bessere finden; alle übrigen Ausdrücke, wenn sie nur das Gepräge der ächt lateinischen Bildung an sich tragen, gelten uns für eben so mustergültig, als das beste Wort aus der besten Zeit, um so mehr noch als eine oft nichtsagende Umschreibung Neuerer. Hätte Hr. *Kr.* nach solchen Grundätzen verfahren, dann würde ihm nicht an der einen Stelle ein Wort unlateinisch, an einer anderen wieder erträglich heißen, wodurch er oft mit sich selbst in Widerspruch geräth (s. unten zu S. 85, 187 u. ö.), ja er würde nicht Wörter und Constructionen, welche ganzen Classen von Schriftstellern (z. B. den Historikern) angehören, bloß deshalb verworfen haben, weil sie nicht bey Cicero stehen. — Bey dem Mangel an einem festen Plane finden sich ferner in dem Buche eine Menge Dinge, deren Erörterung gar nicht in einen Antibarbarus, sondern in die Grammatik oder in das lateinische Lexikon gehört, was Hr. *Kr.* auch theilweise selbst gefühlt zu haben scheint, da er häufig auf diese verweist, und dadurch selbst zu verstehen giebt, daß er den Gegenstand nicht gehörig erschöpft habe. Auch scheint sich Hr. *Kr.* überhaupt nicht ganz klar gemacht zu haben, für welche Gymnasialstufe er seinen Antibarbarus schreiben wolle. Für Quartaner und Tertianer kann aber doch ein Buch nicht bestimmt seyn, in welchem fortwährend auf Cicero u. a. Classiker zum Nachlesen, sowie auf Commentare von *Drakenborch*, *Ruhnken* u. A. zur weiteren Belehrung verwiesen wird. Solche Bücher besitzen kaum einige Primaner. Auf der anderen Seite muß man eine Warnung vor Ausdrücken wie *cadere alicui circum collum* und anderen Germanismen, die jeder, der nur einige Kenntniß der lateinischen Sprache besitzt, eben als Germanismen sogleich erkennen muß,

als völlig unnöthig für die höhere Gymnasialstufe erklären. Unwissende giebt es in allen Classen, aber wer, wie Rec. erlebt hat, um endlich (tandem) zu übersetzen, finitus nimmt, weil es in den deutsch-lateinischen Wörterbüchern unter Endlich (aber als Adject.) zuerst steht, dem hilft auch der beste Antibarbarus nichts.

Nach S. V fg. der Vorrede hält Hr. Kr. die Berücksichtigung der Synonymik in einem Antibarbarus für unnöthig. In dem Malse, wie sie Gryfar in seinen Antibarbarus hineingezogen hat, ist ihre Anwendung nicht zu billigen. Aber da, wo es gilt, ein Wort der vor- oder nachaugusteischen Zeit gegen den Vorwurf des Unnöthigen zu schützen, weil im goldenen Zeitalter ein scheinbar ganz gleichbedeutendes vorhanden: da meinen wir, dürfte es doch nicht vom Uebel seyn, wenn der Schreiber eines Antibarbarus den Unterschied beider Wörter auseinander setzt, um zu zeigen, das das nachaugusteische von dem aus dem goldenen Zeitalter ganz verschieden und demnach nicht zu entbehren sey (s. unten zu S. 89 unsere Bemerkg. über admisso und aditus).

Schließlich können wir den Wunsch nicht unterdrücken, es möchte Hr. Kr. künftig allen den Ausdrücken, welche er als unclassisch oder unlateinisch tadelt, sogleich (wie öfter auch schon geschehen ist) die richtigeren beysetzen, und zwar mit einem Belege aus den Alten; dann wird Hr. Kr. auch dem entgegen, was ihn jetzt zuweilen passirt ist, das er nämlich für einen schlechten Ausdruck einen eben nicht besseren substituirt (s. unten zu S. 76, 80, 99 u. ö.).

Um das oben allgemein ausgesprochene Urtheil zu begründen, gehen wir nun zum Buche selbst über.

Was in dem ersten oder grammatischen Theile des Antibarbarus gesagt ist, muß, wenn es überhaupt in einen Antibarbarus gehört, im Ganzen als richtig anerkannt werden. Einzelnes dürfte aber wohl vor dem unbedingt dort ausgesprochenen Tadel geschützt werden können. §. 14, S. 12 nennt Hr. Kr. die Genitivformen mensum, sedium, vatium unclassisch. Aber s. Schneiders Formenlehre I, S. 243 f. Weissenborn's lat. Gramm. §. 67. a. 5. Zumpt Cic. Verr. 2, 74, 182. p. 414. — §. 18 soll die Form istud seyn. Aber Cic. Tusc. I, 6, 12 lesen ja Orelli, Moser, Kühner und Klotz „ut istud dicam.“ Eben so Cic. Rab. Post. 7, 17 u. 14, 38 Orelli die Lesart „istud.“ — §. 19 wird die Form „ausim“ für „aususim“ als unclassisch verworfen. Frotzcher Mur. I, p. 235 nimmt sie bey Cic. Brut. 5, 18 in Schutz. — §. 34 soll der Plur. docti, eruditi für homines (viri) docti od. eruditi falsch seyn: aber dieser Plur. kommt ja ohne homines sehr häufig vor, s. außer den von Klotz Cic. Lael. 5, 17. p. 115 citirten Stellen noch Cic. Off. 2, 2, 7 (wo docti et eruditi), Cic. de Legg. I, 14, 41 (wo docti [Gebildete], opp. agrestes). Cic. Tusc. I, 30, 73 u. de Or. 2, 42, 178 (wo docti). Plin. I, 37, 49 u. 20, 11, 44 (wo eruditi), welche Stellen theilweise schon Forcellini und Scheller unter Deceo und Erudio auführen. — §. 40 wird mei, tui causa,

mei, tui interest oder refert unbedingt verworfen. Aber s. Klotz Cic. Lael. 16, 57. p. 174. Zumpt 3, 52. 121. p. 542. Ochsner Cic. Ecl. p. 222.

Weit mehr ist uns im zweyten oder lexikalischen Theile aufgestossen, was einer Berichtigung benöthigt scheint, welche wir dem verehrten Vf. um so weniger vorenthalten wollen, da er selbst am Ende der Vorrede zur Mittheilung auffodert.

S. 72. Abinc ist weder in der Bedeutung „von hier“ (örtlich) unlateinisch (s. Lucret. 3, 967), noch in der „von jetzt an“ (in Bezug auf die Zukunft, s. Pacuv. b. Charis. 175 P. Symmach. Ep. 4, 39), sondern nur unclassisch. — S. 73 wird Abjicere se alicui ad pedes unlateinisch genannt; aber Gesn. Thes. in v. Abjicio giebt ja schon das Beyspiel Cic. Att. 8, 9, 1: cui tali in re lubenter me ad pedes abjicissem; vergl. Cic. Mil. 36, 100: ego me plurimis pro te supplicem abjeci. Caes. B. G. 7, 15: procumbit omnibus Gallis ad pedes Bituriges, zu welcher Stelle Herzog den Dativ sehr richtig erklärt. — Das ist es falsch, wenn so allgemein behauptet wird, abire werde nicht mit bloßem Ablativ des Ortes gefunden, s. Plaut. Amph. 1, 1, 53 abituros agro Argivos. — S. 76. Abusio heist eben so wenig Mißbrauch, wie abusus, sondern kommt nur als rhetor. t. t. in der Bedeutung „falscher Gebrauch der Tropen (κατάχρησις)“ vor, s. d. Lex. Eben so wenig kann, wie Hr. Kr. will, abuti allein für unser „mißbrauchen“ gelten, sondern die Lateiner setzen ein Adverbium dazu, welches den unrecchten Gebrauch bezeichnet, wie intemperanter oder insolenter oder perverse abuti, oder der Zusatz, wozu etwas gebraucht wird, giebt an, das der Gebrauch ein schlechter sey, wie Cic. Verr. 2, 25, 61: decumanorum nomine ad suos quaestus abuti; und Rosc. Am. 19, 54: iudicio ac legibus ac majestate vestra abuti ad quaestum atque ad libidinem. In Stellen wie Cic. Cat. I, 1 in. ist abuti durch „in Anspruch nehmen“ u. dgl. zu erklären; obgleich nicht zu leugnen, das man das bloße abuti zuweilen durch unser „mißbrauchen“ übersetzen kann, aber nicht gerade muß. — S. 80 Accola ist ganz unser Anwohner, daher neben vicinus und finitimus, die bloß den Nachbar überhaupt bezeichnen, nicht zu entbehren. Für den Plur. accolae sagt Vitr. 8, 3, 8 qui habitant circa (d. i. die Umwohner). — Dasselbst unter Accommodare steht falsch se accommodare alicui (= Jem. gefällig seyn). Es muß bloß accommodare alicui heißen (s. Cic. ad Div. 13, 2, 3: peto a te, ut ei de habitatione accommodes). Eben so falsch ist se commodare alicui für commodare alicui ohne se (wie Cic. ad Div. 13, 54); ebenso commodare alicui in aliqua re (wie Cic. ad Div. 13, 53, 1, wo te Glossen ist) oder bloß aliqua re (wie Cic. ad Div. 13, 35). — Dasselbst heist es: „Accrescere, anwachsen, wachsen, selten, nur einmal bey Cicero, mehr bey Dichtern und späteren Prosaikern für crescere.“ Aber accrescere ist nicht = crescere. Es ist „mehr und mehr steigend zunehmen, = wachsen, = sich vergrößern“, und bezeichnet das „allmälliche Zunehmen.“ — S. 82. Die richtige Bedeutung von acri-

monia und acritudo hätte Hr. Kr. in *Freunds* Wörterbuch finden können. Sie bedeuten nirgends „Hitze, Heftigkeit“, sondern „Energie, Feuerkraft“, sonst hätte *Gell.* 10, 27 nicht *vigor et acritudo Rom. populi* sagen können. — S. 83. Weder *ad hoc*, noch *ad haec* sind unclassisch, sondern eine besonders den Historikern eigene Redewendung, um einen neuen Gedanken anzuknüpfen, und können zur Abwechslung recht gut gebraucht werden, wie *Sall. Cat.* 14, 2 mit *praeterea . . . ad hoc . . . postremo* wechselt; s. *Kritz Sal. Cat.* 31, 8 eine Menge Stellen aus *Sallust*, *Cortie Sall. Cat.* 44 *extr.* Stellen aus Anderen. — S. 84 durfte es bey *Adaequare* nicht heißen „dasselbe habe bey Cäsar auch die Construction *aliquid alicui*“, sondern „es habe sie bey den Historikern überhaupt.“ — Dasselbst heißt es wohl nur aus Versehen „*Addictus* sey in der Bed. *ergeben, zugethan*, unlateinisch, da die gangbarsten Wörterbücher *Cic. Tusc.* 2, 2, 5. *Horat. Ep.* 1, 1, 14 u. a. anführen. — S. 85 wird *Additamentum* in der Bed. „fremder Zusatz, Einschiel eines Anderen“ getadelt, S. 88 aber unter *Adjectio* wieder erträglich genannt, welches Letzte wir nur billigen können. — Daf. heißt es, *Adducere*, *anführen* = *erwähnen*, sey ohne alle Autorität. Aber s. *Sen. de ira* 2, 16, 2: *Errat, qui ea in exempla hominum adducit*. Hr. Kr.'s. unter demselben Artikel befindliche Behauptung, „*adducere* werde in der eigentlichen Bed. *herbeyführen*“ nur mit dem Personalobjecte verbunden, dürfte schon durch den Gebrauch seines Gegensatzes *abducere* mit den Sachobjecte (*Cic. Quint.* 27, 84) widerlegt werden. — S. 86 wird *adequitare* mit dem Dativ nachclassisch genannt; aber *Liv.* hat es oft, s. *Drakenb. Liv.* 1, 14, 7; auch für *ad* mit *Accusat.* haben die Lexika nur *Caes. B. G.* 1, 46 *adequitare ad nostros* (al. bloß *nostros*) als Beleg, obgleich es auch *Liv.* 35, 35, 10 hat. — S. 87. *Adhibere fidem* heißt nicht „*treu seyn*“, sondern „*Redlichkeit anwenden*, = *zeigen* (in einem einzelnen Falle).“ — Nach S. 89 soll *Adjuvare aliquem aliquid facere* unlateinisch seyn. Aber s. *Plin.* 11, 24, 89: *adjuvat mas incubare* (schon bey *Scheller in v. Adjuvo*). — Daf. (S. 89) wird *admissio* = in der Bed. *Audienz* = nachclassisch genannt. Aber *admissio* ist ja der nachaugusteische *t. t.* für „*Zutritt* beyhm Fürsten“, und verschieden von *aditus*, da *admissio* in Bezug auf den Audienzzertheiler (= das Zulassen), *aditus* in Bezug auf den zur Audienz Kommenden steht (= Zutritt). — S. 91 heißt *Adoptatio* altlateinisch. Aber es steht auch *Cic. Tusc.* 1, 14, 31 *ed. Kuehner u. Klotz*) auch noch an anderen Stellen des Cicero in den besten Handschriften. — Dasselbst hätte Hr. Kr. bey *Adjuescere* die Construction mit Ablativ geradezu als richtig anerkennen sollen, da sie wohl keinem Zweifel mehr unterworfen seyn kann, nachdem *Freund* im Wörterbuch u. d. W. darüber so

gründlich gesprochen hat. — Dasselbst konnte *Adulari* mit Dativ wohl seltener, aber nicht nachclassisch genannt werden, da der Dativ bey den Historikern von Nepos an die vorherrschende Construction, ja zu Quintilians Zeiten die ganz gewöhnliche war, s. *Quint.* 9, 3 (nicht 9, 5), 1. — S. 93 *Adytum* ist für das Allerheiligste der griechischen Tempel nicht unbedingt zu verwerfen, wie selbst die angeführte Stelle aus *Caes. B. G.* 3, 105 lehren konnte, wo Cäsar gewiss nicht *quae graeci adyta appellat* hinzugefügt hätte, wenn ihm sein *oculta ac remota templi* deutlich genug gewesen wäre. — Dasselbst soll unter *Aequae* für das unlateinische *aeque minus ac* (= ebenso wenig als) *non magis* gesetzt werden. Aber in dem angeführten Beyspiele: *Wynperffium aequae minus ac Muntinghium in scenam produxi* wäre *non magis* ebenfalls ganz falsch. Es kann nur *neque Wynp. neque Munt.* heißen; *non magis* bedeutet nur „nicht mehr oder nicht minder als“, s. *Reuscher's latein. Gramm.* Bd. 2. §. 225. — S. 97 lesen wir unter *Aeternus*: „*Nachclassisch* ist *in aeternum* in der Bedeutung „*auf immer*.“ Aber *in aeternum* ist ein weit stärkerer Ausdruck als *in perpetuum*, und *Liv.* 4, 4 wäre für *urbe in aeternum condita* (d. i. für alle Ewigkeit) ein *in perpetuum* (d. i. für die Dauer) viel zu matt. — S. 99 unter *Agere* wird, wie in mehreren Auflagen des kleinen *Antibarbarus*, noch immer *personam agere* als mustergültig aufgeführt, da es Hr. Kr. unter *Persona* doch selbst als unlateinisch tadelt. — Nach S. 103 soll *Hand* im Lehrbuch des latein. Stils S. 154 *Alludere* in der Bedeutung *anspielen* einen Germanismus nennen; aber *Hand* spricht bey *alludere* nur von verderbtem Latein (bey *Val. Max.* 3, 7. *ext.* 4), den Satz vorher aber von Germanismen. Das von Hr. Kr. neben mehreren für *alludere* empfohlene *respicere* (was die früheren deutsch-lateinischen Wörterbücher von *Lünnemann, Wülfemann* u. A. unter *Anspielen* aufführen) dürfte in dieser Bed. wohl nicht vorkommen. Unser *Anspielen* ist den Lateinern bald *significare aliquem* oder *aliquid* od. *de aliqua re* (s. *Cic. Tusc.* 2, 25, 60 *Klotz. Cic. Att.* 16, 7, 5. *Suet. Caes.* 9), bald *designare aliquem oratione* (*Caes. B. G.* 1, 18) od. *denotare aliquem* (*Liv.* 4, 55), bald *jocari in aliquid* (scherzend *anspielen* auf u. s. w., *Liv.* 32, 34 *int.*), bald *aliquem significatione appellare* (Jem. durch deutliche Winke so gut als mit Namen nennen, *Cic. ad Div.* 1, 9, 20). Ebenso ist *significatio* = *Anspielung*, s. *Bremi Suet.* Ner. 37. — Nach S. 108 ist *Animare* in der Bed. „*Muth einlösen*“ fast (*sic*) ohne alle Autorität, aber s. (die schon von *Freund* angeführten Stellen) *Macrob. Sat.* 7, 3 *in. u. Tac. Germ.* 29, 3.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M Ä R Z 1 8 3 9.

## P H I L O L O G I E.

FRANKFURT a. M., b. Broenner: *Antibarbarus der Lateinischen Sprache*. In zwey Abtheilungen, nebst Vorbemerkungen über reine Latinität, von Dr. J. Ph. Krebs, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 11 führt Hr. Kr. als brauchbare Umschreibung für *Apostolus* aus *Bembus an Patres et conscripti reipublicae Christianorum*, welches aber *Hand* im Lehrbuch S. 143 mit Recht geziert nennt. Aehnliche Ausdrücke affectirter Theologen tadelt schon *Muret. Var. lect.* 15, 1. — S. 114 heißt es: „*Argentum* in der Bedeutung zählbares Geld fast (*sic*) unlateinisch für *numi*, *Geldsumme* heißt *pecunia* u. s. w.“ Aber *argentum* heißt *Geld*, zählbar oder nicht, nur nicht einzelnes *Geldstück* (*numus*), s. *Ter. Ad.* 3, 3, 15: *argentum annumeravit illico. Liv.* 30, 39 *extr. argentum multaticium* (hingegen *Liv.* 10, 23 *extr. pecunia multaticia*). S. 123. *Autumare* nennt *Quint.* 8, 3, 26 erträglich, was nicht zu übersehen ist. — S. 124 nennt Hr. Kr. *baculum* poetisch und nachlässig für *justis, clavus, scipio*. Aber abgesehen davon, daß *bac.* von *justis* u. s. w. verschieden ist (s. *Doederl. Syn.* 3. p. 266 *sqq.*), so hat ja *Cic. Fin.* 2, 11, 33 u. *Vitr.* 2, 4 *extr.* das Deminutiv *bacillum*. — S. 127 wird unter *Biblia* auch *scriptura sancta* aus *Lactantius* empfohlen, aber unter *Scriptura* von Hr. Kr. selbst getadelt. Der gewöhnlichste Ausdruck bey *Lactantius* ist *sanctae literae*, s. 2, 11, 19; 4, 7, 2; 4, 10, 19; 7, 15, 1 u. ö. — Daß tadelt Hr. Kr. *Bibliothecarius* ohne Noth, da das Wort ganz analog gebildet und bey uns einmal technisch geworden ist. — S. 131. *Callere* ist ein gutes Wort, bedeutet aber nicht bloß etwas kennen, mit etwas bekannt seyn, sondern etwas genau kennen, eine genaue durch lange Erfahrung erworbene Kenntniß von etwas haben, s. *Cic. Balb.* 14, 32: *Ignosco tibi, si neque Poenorum jura calles; reliquas enim civitatem tuam: neque nostras potuisti leges inspicere.* — S. 132 konnte unter *Canere*, statt der gar nicht hieher, sondern in den grammatischen Theil gehörigen Notizen, bemerkt werden, daß *canere* in der classischen Prosa nur = im Liede verherrlichen oder preisen, nicht aber für verherrlichen überhaupt (*celebrare*) gebraucht wird, so daß für in *quadam epistola, quum amicitiam suam et Metrodori grata commemoratione cecinisset* (*Sen. Ep.* 79, 13) Cicero gesagt haben würde *grata comm. celebrare*.  
J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

*brasset* (s. *Cic. Planc.* 40, 95). — S. 138 *Centrum* heißt nur der *Mittelpunct eines Circuls*, daher auch schon der Grund, warum man es nicht für das *Centrum eines Heeres* gebrauchen darf. — S. 142 hätten unter *Clarus* doch wenigstens einige Stellen *Ciceros* und *Quintilians* angeführt werden sollen, aus denen die Bed. „berühmt“ deutlich hervorgeht. *Weber* Uebungsschule S. 338 (Aufl. 2) will aber auch wohl nur sagen, daß man *clarus* nicht überall durch „berühmt“ übersetzen lassen solle. — S. 143 steht: „*Coaequalis*, gleich, gleichhalt, nachlässig und nicht sehr (*sic*) verwerflich für *aequalis*. Wir glauben, die mustergültige Prosa reicht mit *aequalis* und den übrigen von Hr. Kr. angeführten völlig aus, daher wir *coaequalis* geradezu verworfen haben würden. — S. 148 *Commercium* ist denn doch öfter nur *Handel* oder vielmehr unser *Handel und Wandel*, wie *Plin.* 12, 14, 32: *commercium thuris facere*, *Handel* mit *Weihrauch* treiben. *Tac. Ann.* 2, 63 *extr.*: *jus commercii*. — Daß wird *Commilitones* als *Anrede* an *Studirende* gewiß mit *Unrecht* verworfen, da die *Alten* selbst häufig Ausdrücke aus dem *Militärwesen* auf das gewöhnliche *Leben* anwendeten, wie auch *Ovid. Pont.* 2, 5, 72 u. *Appul. Flor.* 2. p. 356, 1 von einem *commilitium studiorum* sprechen, abgesehen davon, daß *commilitones* ein in der *latinitas academica* technisch gewordener Ausdruck ist. — S. 153 nennt Hr. Kr. *concertatiuncula* u. *lufiuncula* gut gebildete, wenn auch neue (besser: neulateinische) Wörter. Wir meinen aber die *Jugend* solle kein neugebildetes Wort gebrauchen, wenn die *Alten* schon ein Wort für den *Begriff* hatten, wie *concertatio* und *lusus*. — Daß verwirft Hr. Kr. mit *Recht concionator* für *Prediger*. Das Wort steht nur bey *Cic. Nat.* 4, 5, 9 in der *Bed. aufwiegelnder Volksredner, Volksaufwiegler, Demagog*, und ein *concionator sacer* wäre ein *verfluchter Demagog*. Unser *Prediger* giebt man wohl am besten durch *orator a sacris*, *Hosprediger* durch *orator a sacris aulicis*. — S. 156. *Conscientia egregia* ist nicht *gutes Gewissen*, sondern *edles Bewußtseyn* oder *Gefühl*, s. *Liv.* 29, 33, 9: *conscientia egregia saepe repetiti paterni regni*, — *religioni ducere* was Hr. Kr. ebendaf. empfiehlt, ist, so viel bekannt, ohne irgend eine alte Gewähr statt in *religionem trahere*, *Liv.* 23 od. *religioni habere* (*Cic. de Divin.* 1, 35 *in.*): *kein Gewissen habend* ist *sine ulla religione ac fide*, *Nep. Dion.* 8, 2. — S. 157 konnte unter *Constare* statt der unnöthigen *Anführung* aller seiner *Constructions*, die jedes gute *Wörterbuch* giebt, nur angeführt werden, daß *constare*

mit bloßem Ablat. in der Bed. *aus etwas bestehen*, nicht bloß bey *Lucret.* u. *Quintil.*, sondern auch (was *Goerenz Cic. de Fin.* 5, 12, 34 u. *de Legg.* 2, 17, 44 leugnet) bey *Cicero* vorkommt, z. B. *de Fin.* 4, 8, 19. — Daß. mußte unter *Constitutio* bemerkt werden, daß es für *Constitution* (= Staatsverfassung) unlateinisch sey. Diese muß durch *instituta ac leges* (*Caes. B. G.* 1, 1) u. dgl., od. umsch. durch *constituere* gegeben werden, wie *Cic. Sext.* 65, 137: *descriptio civitatis a majoribus nostris sapientissime constituta*. — S. 158 lesen wir: „*Contemptus* (,) die *Verachtung* (,) nachclassisch, aber eben so gut für das classische *contemptio*; ja Cäsar braucht von ihm auch den *Dativ* und den *Ablativ*.“ Aber ist denn *Caesar* ist ein *Nachclassiker*? Besser hätte Hr. *Kr.* über *contemptus* so gesprochen: *Contemptus* in activer Beziehung = „das Verachten, das man Jemanden treffen läßt“ ist nachaugusteisch (bey *Cic.*, *Caes.* u. *A.* nur *contemptio*), aber in der passiven Beziehung = „das Verachtet werden, die Verachtung, in der man bey Anderen steht“ schon voraugusteisch und augusteisch, *Lucr.* 3, 65 (wo der *Dativ*) u. 3, 17 (wo der *Accusativ*), *Liv.* 6, 2, 4 (wo der *Ablat.*). — S. 159. *Conterraneus* (bey *Plin.* 1. *praef.* §. 1) nimmt *Hand* Lehrb. S. 134 in Schutz, da es *Plinius* gewiß nicht zuerst gebraucht habe. — S. 167 unter *Dare* wird das schon so oft gerügte *docere fabulam* abermals vom Schauspieler gebraucht für *fabulam agere*, denn *fab. docere* steht nur vom Schauspieldichter, der sein Stück den Schauspielern einstudirt, oder von dem, der ein Stück einstudiren und aufführen läßt (wie *Suet. Claud.* 11); s. *Jen. A. L. Z.* 1836. No. 74. S. 112. — Ebenfalls unter *Dare* soll S. 168 *legem facere* häufiger seyn als *legem dare*; aber *legem facere* ist ja unlateinisch, s. die Ausleger zu *Cic. Phil.* 5, 3, 7. Auch *legem* oder vielmehr *leges condere* (= Gesetze abfassen) steht nur *Liv.* 3, 3 *in.*, so viel bekannt ist.

Doch genug der Berichtigungen. Lassen wir noch Einiges zur Ergänzung folgen.

*Acceptio frumenti* (= Empfang von G.) hat *Sall. Jug.* 29, 4. — *Accingere se* od. *Accingi operi*, *ad opus*, *ad artem* ist nicht mustergültig. — *Ergo adeo* (= folglich auch) ist gutes Latein (bey *Cic. de Legg.* 2, 10, 33), wofür Neuere falsch *ergo etiam* sagen, s. *Stuernb. Cic. Arch.* §. 13. p. 100. — *Admodum* bey Zahlenbestimmungen ist nicht unser ungefähr, *beynahe*, s. *Hand. Turf.* 1. p. 175 *sqq.* — *Aemulari* steht mit *Accusat.* im guten Sinn (= nacheifern), im *Dativ* im übeln Sinne (= neidisch nacheifern, *ἔπιλοῦσθαι*), s. *Spalding Quint.* 10, 1, 122. — *Affinis* für *confinis* (angrenzend) nur sicher bey *Liv.* 28, 17, 5; bey *Cic.* und *Caes.* nur in der Bedeutung *anverwand*, s. *Doederleins Synon.* 5. p. 180. No. 4. — *Affirmanter* für *affirmate* ist nachclassisch. — *Affundere lucem alicui loco* ist unlateinisch (Hr. *Kr.* braucht es S. 219 unter *Fax* selbst). — *Allatator* ist unlateinisch. — *Allevatio* (= die Erleichterung) wird von *Orelli Cic. ad Div.* 9, 1, 1 u. *de Fin.* 1, 12, 40 ohne Noth verdächtigt. Barbarisch aber ist

*allevatio*. — *Alter* für *alteruter* ist gut, s. *Frotscher Quint.* 10, 1, 26 *extr.* — *Angululus* (das Eckchen) falsche Lesart (s. *angellus*) bey *Lucret.* 2, 428, s. *Forbiger* z. d. St. — *Angustia* im Singular sehr selten statt des Plural *angustiae*. — *Ardentes preces* für *heißes Flehen*, *eifriges Gebet* ist unlateinisch. — *Auscultator* für *Horcher* ist unlateinisch; *Plaut. Mil.* 2, 2, 3 u. *Cic. Verr.* 5, 31, 80 sagen *arbitr*; vgl. *Plaut. Mil.* 4, 1, 9: *ne quis nostri sermoni auceps sit*. — *Cachinnare*, nicht *cachinnari*, ist die richtige Form, s. *Zumpt Cic. Verr.* 3, 25, 62. p. 481. — *Caecus alicui rei* (= blind für etwas) ist poetisch; die Prosa sagt *caecus ad aliquid u. caecitas ad aliquid* od. *caecitas alicujus rei*, s. *Wolf Cic. Tusc.* 3, 5, 11. — *Captivitas* (die Gefangenschaft) ist nachclassisch für *servitus*, *conditio servitutis* (*Cic. Cat.* 4, 8, 16). — *Capularis* (= der auf der Grube geht) ist gut nach *Hand's* Lehrb. S. 124. — Da Hr. *Kr.* die falschen Schreibarten der *nomina propria* anführt, so dürfte das bey Neuen so häufige *Carthaginiensis* statt *Carthaginiensis* nicht fehlen, s. *Nilten.* p. 35 (*ed. sec.*). — *Ceritudo* ist unlateinisch, s. *Gesn. Thes. in v.* *Moser* in den Noten zu *Cic. de Republ.* sagt oft *plena certitudo*. — *Christianus* als *Adjectiv* ist gut (bey *Freund* im Wörterbuche fehlt die adjective Bedeutung ganz), wenn auch erst bey Späteren vorkommend, s. *Ammian.* 21, 2 (*christ. cultus*); 25, 10 (*christ. lex*). *Eutrop.* 11, 16 (8) u. *Arnob.* 3. p. 126 *Elm.* (bey beiden *christ. religio*). — *Concessio* (die Erlaubnis), von *Jani Lex.* S. 386 verworfen, findet sich *Cic. Tog. cand. Frgm.* (Tom. II. 6, 1. p. 500 *ed. Orelli*). — *Concinniter* für *concinne* hat nur *Gell.* 18, 2. — *Conflictus* (der Kampf, Streit, Conflict) spätlateinisch (*Pacat. Paneg. ad Theodof.* 34) für *conflictio*. — *Conjecturare* ist falsche (längst geübte) Lesart b. *Sen. N. Qu.* 7, 29 *extr.* — *Corrector scholae* billigt *Eichstädt Deprec. Lat. acad.* p. 5. — *Consecutio* in der Bedeutung Erlangung erst spätlateinisch *Tertull. Baptism.* 18 *extr.* u. d.). In *Krafts* Lexikon steht noch unter *Erlangung* „*consecutio voluptatis* (= Erl. des Vergnügens), *Cic.*“ Aber *Cic. Fin.* 1, 11, 37 heißt es: *ipsa detractio molestiae consecutionem affect voluptatis*, d. h. hat Vergnügen zur Folge. — *Continue* und *continue* für *continenter* sind unclassisch, s. *Freund's* Wörterb. — *Convenit* = *es paßt sich*, *es schickt sich*, ist gut latein., was früher bezweifelt wurde, s. *Benecke* u. *A.* zu *Cic. Cat.* 1, 2, 4. — *Creditum* (= das Darlehn) ist nicht bloß nachaugusteisch, wie *Freund's* Wörterbuch angiebt, sondern steht schon bey *Sallust. Cat.* 25, 4. *Cicero* sagt immer *pecunia credita*. — *Culpare* (= beschuldigen, ist dichterisch und nachclassisch, denn *Varr. L. L.* 9, 5, 11 (den selbst noch *Freund* anführt) wird jetzt *cum non vituperandus sit medicus* gelesen. — *Cupidus* = *cupidus pecuniae* steht schon *Cic. Sext.* 43, 93 u. *Vitruv.* 1, 1, 7, wonach *Freund's* Angabe unter dem W. No. I, B. 2 zu berichtigen. — *Deinceps* für *postea*, *deinde* ist nicht zu empfehlen. — *Depraedari* (= ausplündern) ist unclassisch. — Da Hr. *Kr.* selbst *Lapsio* (S. 286) als ein von *Cicero*

neugebildetes Wort anführt, so können auch noch *despicatio* (Cic. Fin. 1, 20, 67), *judicatio* (= Entscheidung, Cic. Tusc. 4, 11, 26), *concoenatio* u. *συμπόπιatio* (als Uebersetzung von *συνδειπνον* u. *συνπόπιον*, Cic. Cat. Maj. 13 extr. u. ad Div. 9, 24, 3), *atior*, Cic. Tusc. 4, 11, 26) u. a. angeführt werden, welche als ciceronische, nicht als lateinische Wörter gelten müssen. — *Distantia* von örtlicher Entfernung hat schon Vitruv. 6, 1, 7. Derselbe hat dafür auch *abstantia*, 9, 1, 11. — *Enim* heißt nie s. v. a. zum Beispiel, s. Hand Turf. 2. p. 378. No. 3. — Ueber *erroneus* s. Wolf u. Orelli zu Cic. Tusc. 3, 33, 80. — *Escensus* statt *ascensus* ist ohne sichere alte Gewähr, da Liv. 34, 28 mit. u. Tac. Ann. 13, 39, 2 jetzt *ascensu* gelesen wird. — *Exinde* für *ex illo tempore* ist nachclassisch, s. Hand. Turf. 2. p. 668. No. 7. — *Factiosus* wird falsch von Neuern für *parteyföchtig*, *Seclirer* gebraucht. — *Famosus* im guten Sinne für *beröhmt* ist nur nachclassisch, s. *Ruhnken* und *Bremi Suet. Cal.* 19. *Duker Flor.* 3, 7, 6, p. 508. *Buenemann Lactant.* 3, 15, 18. p. 346 sq. — *Gloriam tribuere* u. *Gloria afficere* waren den Römern gar nicht so widersinnig als *Gryfar* (Theorie des latein. Stils S. 302) glaubt, s. *Phaedr.* 1, 7, 3: *quibus honorem et gloriam fortuna tribuit*; u. *Plaut. Amph.* 5, 2, 10: *suis factis te immortalis afficiet gloria*. — *Grandis* steht (was *Gryfar* S. 325 unter *Magnus* leugnet) in der Bedeutung *großartig*, *erhaben* auch von Personen, s. Cic. Brut. 7, 29: *grandes erant verbis*; u. Cic. Or. 34, 119: *quem etiam quo grandior sit, et quoddammodo excelsior, ne physicorum quidem esse ignarum volo*. — Gegen *Bremi Suet. Oct.* 17 muß bemerkt werden, daß *gratiam facere alicujus rei* (= „etwas erlassen“) sich schon *Salust. Cat.* 52, 7 u. *Jug.* 104, 3. *Liv.* 3, 56 mit. findet. — *Gratulator* findet sich nur in einer Glosse bey Cic. Fin. 2, 33, 108, s. *Goerenz* z. St. — *Gravidus* für *trächtig* von Thieren, scheinen die classischen Schriftsteller gern vermieden zu haben, obgleich es auch in der Prosa steht, während die Lexika nur Dichterstellen anführen, s. *Col.* 7, 3, 26. *Plin.* 9, 16, 23. *Pallad.* 4, 13, 6. Der classische Varro gebraucht es niemals, sondern *praegnans* von Thieren und Menschen, s. *Varr. R. R.* 2, 2, 14; 2, 4, 14; 2, 5, 14; 2, 6, 4; 2, 7, 11; 2, 9, 11; 2, 10, 9; 3, 12, 5. — *Humanus* in der Bedeut. *menschlich* = dem Menschen eigen (*hominum*) wird geschützt von *Orelli Cic. Tusc.* 1, 30, 72; vgl. auch *Klotz* z. d. St. — *Imitandus* für *nachahmbar* (*quod imitari possumus*) ist unlateinisch, s. *F. Aug. Wolfs* Recension von *Ruhnken. Elog. Hemsterh.* abgedruckt in *Seebode's Archiv* I, 3. S. 561. — *Imponere alicui rei extremam manum* ist nicht nachclassisch (wie *Hr. Kr.* S. 254 behauptet), s. *Virg. Aen.* 7, 753 sq.; *supremam manum imponere* hat *Ovid. Rem.* 114. — *In dei nomine* statt bloß *dei nomine* ist unlateinisch. — *Legatorius* ist falsche Lesart bey Cic. ad Att. 15, 9, 1, s. *Orelli N. cr.* — *Licet* mit dem *Infinit.* *Passivi* ist gut, s. *Wopkens Lect. Tull.* p. 154 *Frotscher.* — *Magis minusve* sagen die Lateiner nicht für *unfer* (der eine)

mehr oder weniger (als der andere), sondern *alia res magis aliä*, wie Cic. Tusc. 4, 24, 53, das. Wolf. — *Maturum judicium*, ein reifes, gereiftes Urtheil, ist unlateinisch (wenn es auch *Weber* Uebungsch. 260, 38 als gutes Latein anführt). Die Alten sagten *firmum judicium*, Cic. Or. 7, 24. *Quint.* 1, 8, 5; oder *subtile judicium*, Cic. ad Div. 15, 6, 1. *Hor. Ep.* 2, 1, 143; od. *certum judicium*, Cic. de Or. 3, 47, 185; auch wohl *judicium intelligens* (Kennerurtheil), Cic. opt. gen. 4. — *Militia* für *milites* ist nicht spätlateinisch (wie *Hr. Kr.* S. 306 angiebt), sondern nachclassisch, s. *Drakenb. Liv.* Liv. 4, 26, 3. *Benecke Justin.* 32, 2, 2. p. 385 (die nur fälschlich auch Cic. de Legg. 3, 3, 6 hieherziehen, da doch *militiae* dort = *belli tempore*. — *Necne* = *ubitet omnino*, *Deus animans nec ne sit*; so auch *Hor. Sat.* 1, 4, 45. — *Nuditas*, die Blöße, ist ohne irgend eine alte Gewähr, da *Quint.* 10, 2, 23 nach *Codd.* jetzt *jucunditas* gelesen wird. — *Occidere se* hat auch *Aurel. Vict. Vir. ill.* 9, 4 u. 10, 6; *interficere se ipsum* gebraucht *Serv. Sulpic.* 6. Cic. ad Div. 4, 12, 2. — *Pusillus homo* verwirrt *Gryfar* S. 342 (unter *Parvus*) mit Unrecht, s. Cic. de Or. 2, 60, 245. *Hor. Sat.* 1, 5, 69. — *Perlingere* ist nicht unbedingt als unlateinisch zu verwerfen, da es bey verschiedenen Schriftstellern in den besten *Codd.* steht, s. *Kritz Sall. Jug.* 48, 3 und *Georges* lateinisch-deutsches Handwörterbuch u. d. W. — *Pluries* ist nur Conjectur zu *Caes. B. C.* 1, 79; *compluries* aber ist gut nach *Gell.* 5, 21 extr. — *Poëtilla* ist bloße Conjectur zu *Plaut. Truc.* 2, 6, 4, und hätte daher von *Hn. Kr.* nicht S. 367 für *poëtafter* empfohlen werden sollen; vergl. *Matthiae Eloqu. lat. Exempl.* p. 401. *Lindemann ad Vit. Duumv.* p. 201. — *Non possum, quin* ist nicht unlateinisch, s. *Plaut. Trin.* 3, 2, 79 (auch angeführt von Cic. de Or. 2, 10, 39). — *Praebere alicui venenum* st. *dare al. ven.* ist ohne irgend eine alte Gewähr, da jetzt Cic. Tusc. 1, 10, 96 *alicui venenum praebere* gelesen wird. — *Propius aliquem nosse*, für *Jem. näher kennen*, ist ebenfalls ohne eine alte Gewähr; besser *familiariter nosse* (s. *Quint.* 5, 7, 7 u. 6, 4, 8). — *Quaerere salutem apud aliquem*, statt *petere salutem ab aliquo* (Cic. ad Div. 6, 1), ist unlateinisch. — *Der Plural Regulae*, die *Regeln* (*leges*), ist unlateinisch. — *Rimari*, = genau durchforschen, hat Cic. de Divin. 1, 57, 130 (wird von *Schmelfeld* latein. Synon. No. 45 als dicht. und der späteren Sprache angehörig bezeichnet). — *Sacrificare* hat schon Cic. N. D. 2, 27 mit., wie auch *Scheller* angiebt, den *Hr. Kr.* überhaupt wenig nachgeschlagen zu haben scheint. — *Scriptio* heißt *schriftliche Darstellung*, nicht *Schrift*, nach *Klotz Cic. Tusc.* 5, 41, 121. p. 606. Doch haben *descriptio* u. *conscriptio* den concreten Begriff. — *Septemtrionalis* steht schon *Varr. R. R.* 1, 2, 4. *Vitr.* 2, 10, 1 u. 9, 4 (6), 5. — *Submissa voce*, was *Hr. Kr.*, und nach ihm *Gryfar*, früher verworfen, mußte angeführt und als gut mit Cic. Or. 17, 56 u. a. belegt werden. — *Terrenus* = *irdisch* ist unlateinisch, aber noch häufig genug bey Neuern, selbst in Schulbüchern (z. B. *Ellendt's* latein.

Lesebuch S. 59. No. 28). — *Ultio*, die Rache, hat *Liv.* 31, 24, 1 (*Gesn. Thef. in v.*) — *Verbum*, ein Wörtchen, ist neulateinisch. — *Me coactum video* ist und bleibt unlateinisch; denn das von *Klotz* zu *Sintenis* S. 165 angeführte *me privatum videbam* (*Cic. Brut.* 1, 1) ist ganz anderer Art. — *Vitium* von Sprachfehlern ist gut, s. *Auct. ad Her.* 4, 12, 17. *Quint.* 1, 5, 5 *sqq.*; in den Lexicis fehlen solche Stellen.

Rec. glaubt durch vorstehende Berichtigungen und Ergänzungen gezeigt zu haben, daß er nicht eine nur oberflächliche Kenntniß des Buches zur Beurtheilung desselben mitgebracht hat. Möge der hochverehrte Verfasser in den gemachten Ausstellungen nicht Tadelsucht, sondern den guten Willen, dem Buche für eine neue Auflage nützen zu wollen, erkennen. Das Buch enthält des Lehrreichen so viel, daß es auch in seiner jetzigen Gestalt nicht ohne großen Nutzen wird gebraucht werden können; und Rec. gesteht offen und mit Dank sehr viel aus demselben gelernt zu haben, was ihm bey seinen lexikalischen Studien entgangen war. Wenn Hr. *Krebs* die so reichlich vorhandenen Hülfsmittel, namentlich die Erklärer der lateinischen Schriftsteller und die größeren lateinischen Lexika, sorgfältiger, als bereits geschehen ist, benutzt, so wird noch mancher unbegründete Tadel wegfallen, auf der andern Seite aber das Buch an vielen lehrreichen Bemerkungen reicher werden.

Druck und Papier ist, wie bey allen Verlagsartikeln des Hn. Brönner, correct und schön; der Preis des Buches aber für diejenigen, welche es vorzüglich brauchen sollten, wohl zu hoch.

1810.

### F R E Y M A U R E R E Y.

BAMBERG, Humane Buchdruckerey: „*Kurze Geschichte des Buchs: Sarsena, oder der vollkommene Baumeißr.* Nebst einem bisher noch ungedruckten Manuscripte Dr. F. G. Wetzel's über diesen Gegenstand. Herausgegeben von Z. Funck. 1838. 8.

Wenige Bücher hatten bey ihrem Erscheinen mehr Aufmerksamkeit erregt, so viele Schriften dagegen und dafür, so viel Kopszerbrechens über den Verfasser, so viel Neid gegen den Verleger, besonders von Seite seiner Collegen, veranlaßt, als das Buch: *Sarsena*, enthaltend die Geschichte und Entstehung des Freymaurer-Ordens u. s. w.

Kaum war dieses Buch gedruckt und die 1500 Exemplar starke erste Auflage nach einer einzigen Ankündigung in der Leipziger polit. Zeitung während kaum eines Monats verkauft, so erhoben sich von allen Seiten Stimmen über dasselbe. (S. 9.) Freymaurer-Logen, durch den Inhalt desselben wahrcheinlich betroffen, wollten um jeden Preis und auf jede Art den Namen des Verfassers erfahren, und gaben dem Verleger zu verstehen, daß sie diesen Namen gern mit einem Opfer von mehreren tausend Thalern

erkaufen würden (S. 9). Da aber der Verleger sein gegebenes Wort, den Namen des Verfassers während seines Lebens nicht zu veröffentlichen (S. 2) hielt (S. 11), so suchte man nun in allerley Schriften und Broschüren, unter denen sich auch eine, damals berühmte von *Chr. Fr. Gerlach*, einem Buchdrucker und Buchhändler in Freyberg, befand (S. 26), den Inhalt der *Sarsena* zu verdächtigen (S. 11); obgleich edle Maurer versicherten, daß der Inhalt des Buches vollkommen wahr sey (S. 14 bis 21); den Verleger aber suchte man als einen gemeinen Geldspeculanten darzustellen, auch warnte man vor dem Ankauf des Buches (S. 11).

Dennoch ging das Buch gut, und neue Auflagen wurden nothwendig. Allein dieses konnte den Verleger aus einem tiefliegenden Grunde dennoch nicht zufrieden stellen. Denn während sich der Verfasser des *Sarsena*, trotz allen Schmähsens und Schimpfens, ganz ruhig in seiner Verborgenheit hielt (S. 21), schrieb man, auf lauter falsche Muthmaßungen verfallend (S. 10), dem Vater des Verlegers, einem in der ganzen Sache unschuldigen Manne, der keine Ahnung von der Erscheinung des ominösen Buches hatte, der selbst Maurer und Meister von Stuhle der Loge in Zerbst war, die Verfassung des *Sarsena* zu; was diesem Manne viel Verdruss machte, und ihn sogar zu einer öffentlichen Deprecation gegen diese ihm aufgelastete Autorchaft zwang (S. 10. 11). Wie gern hätte nun der Sohn damals schon seinen theuren Vater von der falschen Anschuldigung, von so vielem Verdrusse (vgl. S. 11) befreyet; allein sein Eid hielt ihn zurück. Aber er beschloß, seines Vaters Ehre zu retten, und sollte es auch erst nach dem Tode desselben geschehen können (S. 2).

Und diese heilige Pflicht wird nun im vorliegenden Buche erfüllt, und um so mehr, da man bis jetzt hier und dort immer noch Z. Funck's (d. i. des ehemaligen Bamberger Buchhändlers und Verlegers des *Sarsena*, nun Schriftstellers C. F. Kunz) Vater für den Verfasser des *Sarsena* hielt (S. 2). Z. Funck (S. 2) verkündet nun, nachdem er ungefähr vor einem Jahre vom Tode des Vfs. benachrichtigt worden ist, der Welt laut und bestimmt, daß weder sein dahin geschiedener Vater, noch irgend ein anderer Maurer das Buch *Sarsena* verfaßt habe, sondern der ehemalige Musikdirector, Herausgeber des Wochenblattes *Mnemosyne* etc. *Carl Friedrich Ebers* in Leipzig (S. 6 ff.). So erfährt Deutschland nach 22 Jahren hier zum ersten Male den Namen des Autors des *Sarsena*. Das Uebrige muß man in dem beredten Buche selbst nachlesen.

Eine, den Verehrern Dr. F. G. Wetzel's gewiß willkommene Beilage des Buches ist eine derbe Abfertigung des obenerwähnten Buchdruckers und Buchhändlers *Gerlach*, durch *Wetzel* in Interesse und Namen des Verlegers der *Sarsena*, welche aber bis jetzt nicht gedruckt und veröffentlicht wurde.

Das Buch, gut äußerlich ausgestattet, verdient gekauft und gelesen zu werden. Dr. Schn.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M Ä R Z 1 8 3 9.

## G E S C H I C H T E.

BRÜSSEL u. LEIPZIG, b. Hochhausen u. Fournes:  
*Memoires d'un prisonnier d'état au Spielberg,*  
par *Andryane*, compagnon de captivité de l'illu-  
stre Comte Gonfalonieri. Tome troisieme.  
385 S. Tome quatrieme. 357 S. 1838. 8.  
(3 Thlr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1838. No. 74.]

Der Vf. bemerkt in der Einleitung zu dem dritten Bande, daß er in dieser Fortsetzung Alles, was den Grafen Gonfalonieri betrifft, auf dessen Verlangen unterdrückt habe. Letzter wollte nach so vielem Unglücke seine Tage in Ruhe in Frankreich beschließen, und fürchtete irgend eine Rache für erduldetes Leiden blicken zu lassen. Solche ehrenhafte Gefinnung hat denn auch den großmüthigen Kaiser Oesterreichs bewogen, das Fühlhorn der Gnade über alle verurtheilte oder angeschuldigte Italiäner wegen Staatsverbrechen auszudehnen. Wahrscheinlich lebt G., wenn seine schwache Gesundheit ihm das Reisen erlaubte, jetzt schon wieder in seinem Vaterlande, das jetzt mehr als jemals dem Erzhaufe ergeben zu seyn scheint. Strafe und Verbannung hatte viele in anderer Rücksicht edle Menschen mit sehr erhabenen nationalökonomischen Ansichten getroffen. Heimgekehrt ins Vaterland werden sie bey größerer Welterfahrung gewiß dem monarchischen Princip ehrlich huldigen, und manches Phantasma einzuführen aufgeben, wofür unser Zeitalter noch nicht reif ist, und die erlangte Freude, in der Heimat leben und wirken zu dürfen, nicht durch niedrige Rache trüben an denjenigen, die aus wahren oder irrigem Pflichtgefühl ihre Gegner und Späher waren. Gewaltfam die Verfassung seines Vaterlandes verändern zu wollen, bleibt ein schweres Verbrechen, welches, wenn es gelungen, Italien viel Unheil gebracht haben würde. Excentrische Menschen sind selten Wohlthäter der Menschheit. Unser Loos scheint zu seyn, allmählich zu einem besseren politischen und moralischen Zustande zu gelangen, und diejenigen, die diese Weltordnung zu schnell vorschieben wollen, schaden dem Triumph der guten Sache statt ihm zu nützen. Einen erhabeneren Glanz hat niemals das monarchische Princip verbreitet, als durch die kaiserliche Amnestie. Möge sie reiche Früchte tragen in und aufser Oesterreich und besonders auch den in Deutschland verblendeten Jünglingen zur Ermahnung dienen, die Verbesserung  
J A. L. Z. 1839. *Erster Band.*

der Staatsverwaltungen den Staatshauptern und den Greifen zu überlassen! — Auch der Vf. scheint in den beiden letzten Theilen seiner Straf- und Leidensgeschichte Manches in milderem Lichte zu erblicken.

Der dritte Theil beginnt mit A's. Einführung in das Spielberger Gefängniß *Carcere duro* im umständlichsten Detail. Erzählt er Scenen, die fast unmenzlich scheinen, so übergeht er doch erfreulichere nicht, und rühmt besonders die Humanität mancher Wärter und Oberbehörden, deren sparsamere Gunst durch höhere Befehle oft beschränkt wurde, da der sonst so gütige Kaiser Franz das *Carcere duro* vollkommen vollzogen wissen wollte, bis die leidende Gesundheit der Gestraften durchaus eine mildere Behandlung erforderte. — Als der Kaiser die Direction der Gefangenen selbst übernahm, beabsichtigte er, die in seinen Augen höchst unmoralischen Menschen durch die harte Strafe in moralische zu verwandeln, und so bald dieser Zweck erreicht wäre, aber nicht eher, sie frey zu lassen. Soll man nun A's. Erzählung vertrauen, so war der Monarch besonders in der Wahl der Sendboten, um die Gefangenen in ihrer Sittlichkeit und Religiosität zu inspiciren, bisweilen sehr unglücklich. Wie sehr beschränkten diese Sendboten die den Gefangenen zu Theil gewordene geringe Gunst, und wie viel vermochten sie, und wie wenig die milder gefinnten Oberbehörden! Dieß Alles muß man im Buche selbst lesen, so wie auch den Grund, warum man die verurtheilten Lombarden von den verurtheilten Venetianern streng trennte. Der erhabene Monarch scheint für sehr nöthig gehalten zu haben, im Gefängnisse die noch unentdeckten Verzweigungen der Verschworenen mit dem In- und Auslande durchaus erforschen zu wollen, wogegen die Abneigung der Gefangenen, solche Declarationen zu machen, das Herz des Kaisers noch mehr erbitterte. Er hielt diese Kenntniß für unumgänglich nöthig, um seine Staaten gegen die Verblendung der Verführten zu schützen. Er war sich bewußt, mit höchster Landesväterlichkeit zu handeln gegen alle Unterthanen, und fand sich bisweilen mit Undank belohnt. Viel Interesse gewähren die Berichte über die angewendete List, um unter den Gefangenen Zwiesgespräche einzuführen durch das Leben zweyer derselben in einem gemeinschaftlichen Gefängnisse; was bisweilen eine Gnade, oft aber auch eine neue Strafe war, so wie über die Strenge, mit welcher den Gefangenen jeder Briefwechsel mit werthen Verwandten und Freunden abgeschnitten wurde. Ganz hat es der Vf. doch nicht vermieden, von Gonfalonieri und seinen Erzäh-

lungen in dieser Fortsetzung zu berichten, aber sie mögen doch zufolge des oben mitgetheilten Wunsches desselben, weniger umfassend geworden seyn. Wider Salvotti lieft man noch manche Ausfälle, aber wie hoch stehen dagegen manche Verurtheilte in ihrer Sittlichkeit, ungeachtet ihrer Strafwürdigkeit; wie manche lange Rede lieft man und bewundert dann das Gedächtnis des Vfs., vorausgesetzt, daß es ihm stets treu geblieben ist. Manche Personen, wie der geistliche Missionar Don Stephano, erscheinen freylich im schwarzen Lichte, wie er den Vf. beredete, sich abermals taufen zu lassen in der sorgfamen Voraussetzung, daß die erste Taufe vielleicht unterblieben seyn möchte in den ersten Tagen des Heidenthums in Frankreich. Jahre lang dauerten die Bemühungen der Familie Andryane, im Wege der Gnade vom Kaiser die Freylassung des Gefangenen zu erlangen. Wiederholt wurden oft die Untersuchungen, ob auch die Gefangenen sich ganz nach der Vorschrift betrügen, nicht Bücher schreiben u. s. w. Dem Schluß macht die Trennung A's. von seinem Gefängnisgenossen Goufalonieri. — Der vierte Band erzählt die Geschichte der Einsperrung des Vfs. mit dem ihm verhassten und als Spion Stephanos verdächtigen Richter S. Ein anderer Geistlicher bewirkt die Bekehrung A's. zur orthodoxen katholischen Kirche, und überzeugt denselben von der Nichtigkeit des Materialismus. Abenteuer mancher Art mit Mitgefangenen. Seit dem J. 1828 erfuhr A's. einige Milderung in der Behandlung. Denn der Kaiser glaubte nun, daß seine Seele gerettet sey, und hatte der Schwester des Gefangenen seine Freylassung versprochen. A. erhält Nachricht von seinen Verwandten, welche ihm mit kaiserlicher Bewilligung mitgetheilt wird, und diese Verwandten erhalten vierteljährig Kunde von seinem Befinden. Eine schwere Augenkrankheit befällt A. Pellico erhielt die Freylassung. Die Cholera in Brünn ergreift auch die Gefangenen auf dem Spielberge. Endlich kündigt der Unterdirecteur Wergrat dem gefangenen A. seine Freylassung an; er wurde nach Brünn geschafft, und erhielt im J. 1832 Pässe zur Rückreise nach Frankreich nach vielen vergeblichen früheren höchsten Verwendungen, selbst der jetzigen Königin von Frankreich und der Schwester des Vfs., welcher er am 20 März zu Schärding wiedergegeben wurde.

A. H. L.

BRÜSSEL u. LEIPZIG, b. Hochhausen u. Fournes: *Memoires sur la reine Hortense et la famille Imperiale*. Par Mademoiselle Cochelet, Lectrice de la Reine. (Madame Parquin.) 1838. Tome III. 329 S. Tome IV. 312 S. 8.

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1837. No. 124.]

Die Vfrin. vertheidigt auch in diesen Nachträgen das unschuldige, aller Politik fremde Leben der Exkönigin von Holland, vor deren Ableben sie selbst im J. 1835 starb. Nach der Art der franz. Memoirenschriftsteller weiß sie ihre eigene Biographie mit

derjenigen ihrer Heldin zu verbinden. Die interessante Vfn. fand Verehrer in allen Ständen bis zum Kaiser Alexander, von dem sie manche Briefe mittheilt, und wohl noch mehrere mitgetheilt haben würde, wenn der franz. Policeyminister Herzog Decazes nicht für gut gefunden hätte, ihre Briefschaften und Effecten, die sie in Frankreich zurückgelassen hatte, untersuchen zu lassen, und diese Briefe zurückzuhalten, dem Könige Ludwig XVIII mitgetheilt, und darauf dem Kaiser Alexander zurückgeschickt hätte. In ihrer Jugend war die Vfn. eine Verehrerin der Frau von Krüdener, von deren Briefen sie eine Menge mittheilt, welche deren Geist und mystische Sympathien mit dem gedachten Monarchen ins Licht setzten. Die Memoiren der Exkönigin schliessen sich mit dem J. 1817, ohne daß wir angegeben finden, warum sie nicht weiter reichen. Vermuthlich stand die Vfn. seit ihrer Vermählung mit Hn. Parquin in weniger Verkehr mit Hortensia, obgleich sie deren Freundin und Nachbarin blieb; oder der Wittwer der Vfn. hatte Ursachen, die Fortsetzung nicht erscheinen zu lassen.

Der dritte Band sucht möglichst den in neuester Zeit im Publicum verbreiteten Glauben zu widerlegen, daß eine Verschwörung und kein einseitiger Entschluß Napoleons dessen Rückkehr von Elba im J. 1815 veranlaßt habe. Das historische Interesse dieser beiden Bände liegt in einer gefälligen Darstellung des Hof- und Staats-Lebens Napoleons nach seiner Rückkehr von Elba, und seiner Privatverhältnisse nach der Abdankung desselben, ehe er sich auf dem engl. Kriegsschiffe Bellerophon einschiffte. In dieser Darstellung werden besonders die damaligen Umtriebe der Vorstadt St. Germain, so wie die Theilnahme der Familie Bonaparte, des Herzogs von Vicenza, des Obersten Labedoyere, des Herzogs von Bassano, Benjamin Constants, des Fürsten von Benevent, des Herzogs von Ragusa, des Hn. v. Vitrolles, des Abbé Duval, des Grafen Ducayla, des Hn. Molé, Denons, der Fürstin Wolkonsky, Talliens, Carnots, St. Jean d'Angelys, Cambaceres, Davousts u. Neys, des Herzogs v. Otranto, des Herzogs v. Rovigo, Sebastianis, Lafayetts, Laforests, Talmas, des Herzogs v. Blacas, des General Excelmann, des Cardinals Fesch, an den Schicksalen Hortensiens und mancher Zeitbegebenheiten geschildert. Aus der Erziehung des noch lebenden einzigen Sohnes der Exkönigin erklärt sich dessen chevaleresque Bildung und die Rolle, die er in Frankreich spielte, als er mit Hn. Parquin die Straßburger Garnison revolutioniren wollte. — Einen interessanten Theil dieses Bandes füllt die Beschreibung der abenteuerlichen Reife Hortensiens von Paris nach der Schweiz im J. 1815. Man sieht daraus, wie groß damals die Verfolgungssucht der Ultraroyalisten wider die Bonapartisten war, und wie sonderbar sich die Schweizer Obrigkeiten gegen die ihnen gefährlich scheinende, dahin verwiesene Hortensia benahmen, die ihr Bruder herzlich liebte, aber doch über ihren unbeugfamen Willen sich oft beschwerte. Wie bereitwillig nahmen dagegen 15 und mehr Jahre

später die nämlichen Cantone, politische Verwiesene aus Deutschland, Italien, Polen und Frankreich auf. Uebrigens spricht sich in diesem und im folgenden Theil bitterer Haß wider die franz. Royalisten aus!

Der vierte Band schildert die Leiden und Verfolgungen Hortensiens in Aix in Savoyen, Fouchés edles Benehmen gegen die Familie Bonaparte, die Abtendung des ältesten Sohnes Hortensiens an seinen Vater, die viele Mühe, welche es kostete, ehe die Exkönigin die Reise durch die Schweiz mit vielen Abenteuern nach Constanz erlangen konnte. Die Aufmerksamkeit der Leser wird besonders gefesselt durch die in den Jahren 1815 und 1816 in Süd-Frankreich gegen einander wüthenden Parteyen, die Bekehrungen der Frau v. Krüdener, Hortensiens edles Betragen in Aix, die Verfolgung der Napoleonischen Familie durch die französische Polizey und viele andere Denkwürdigkeiten. — Die Vfn. hat manche Anekdote der Geschichte erhalten, aber den Höfen, die Napoleon stürzten, gewiß nicht geschmeichelt; auch hat sie die Schliche der Bourbonischen Polizey schonungslos aufgedeckt.

A. H. L.

WIEN, b. Schaumburg u. Comp.: *Geschichte des Hauses Habsburg von dem Fürsten E. M. Lichnowsky*. Dritter Theil. *Von der Ermordung König Albrechts bis zum Tode Herzog Albrechts des Weissen*. Auch unter dem besonderen Titel: *Geschichte der Söhne König Albrechts nach seinem Tode*. Mit drey Kupfertafeln. 1838. gr. 8. brosch. (3 Thlr. 8 gr.)

Ueber die Vortrefflichkeit der beiden ersten Bände dieses Geschichtswerkes haben wir uns schon in den EBl. dieser A. L. Z. 1838 No. 78 u. 79 ausgesprochen, und dem Vf. das gebührende Lob wegen seines ernstlichen Strebens, etwas Tüchtiges zu leisten, wegen seiner Treue in Angabe der Quellen, wegen der Vollständigkeit, nach der er ringt, u. s. w. gespendet.

Würdig an die beiden ersten schließt sich der vorliegende dritte Band an. In demselben wird uns des schönen Friedrich von Oesterreich Leben und Streben geschildert, sein Ringen um die Kaiserkrone, die durch des siebenten Heinrich Tod in Italien verwaist war, mit Ludwig dem Bayern und seine Niederlage durch diesen Fürsten, der ein Jahrhundert zu frühe für seine Zeit gekommen war, so wie das bewegte, kriegerische Leben Herzogs Leopold, der Blume der Ritterschaft, erzählt, endlich die Regierung des weissen Albrecht, den man auch den Lahmen nennt, der durch seine große Klugheit und friedfertige, aber dennoch ehrenfeste Politik die Interessen des Hauses Habsburg besser wahrte, als wenn er nicht zufrieden mit Oesterreichs Herzogshute allein, seine Hände nach der Kaiserkrone ausgestreckt hätte. Es ist ein fruchtbarer und ansprechender Zeitraum in der Geschichte Deutschlands, welchen der vorliegende Band umschließt. Welche Masse von Thatfachen ist an die Namen geknüpft, die wir oben genannt ha-

ben! Mit welchem Quellenstudium stellt der Vf. dieselben, oft unter neuen Ansichten, in einer einfachen Sprache auf! Neuheit der Ergebnisse tritt häufig hervor; und durchgehends herrschen die Gesetze der Mäsigung und der geschichtlichen Gerechtigkeit.

Manches unangenehme Gefühl wird im Leser erweckt durch die Anwendung des Grundsatzes, an welchen sich der Vf. gleichsam gefesselt hat, nichts anzuerkennen und in sein Geschichtswerk aufzunehmen, was nicht durch gleichzeitige Urkunden und Geschichtschreiber belegt ist. Dadurch wurde er z. B. abgehalten, dem braven Schweppermann jene bedeutende Stelle in der Ampfinger Entscheidungsschlacht anzuweisen, die er notorisch in den bayerischen Berichten einnimmt. Aus demselben Grunde nahm er keine Notiz von Tell und seinem Schusse, und scheint sogar geneigt, der Tapferkeit der Schweizer andere Motive unterzulegen, als Vaterlandsliebe und Enthusiasmus für Freyheit.

Von entschiedenem Werthe sind auch die Zugaben und Belege zu diesem dritten Bande. Die Beylagen sind: Reihenfolge der Päpste durch den, vom Vf. abgehandelten Zeitraum, mit Anführung der Merkwürdigkeiten jedes Pontificats, besonders in Hinsicht Deutschlands; die Reihenfolge der geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands in diesem Zeitraum, die selbst oder deren Stifte in Bezug mit diesem Theile der Habsburger Geschichte stehen; — Drittes Verzeichniß von Werken, die auf die Geschichte des Hauses Habsburg bis zum Schlusse des dritten Bandes Bezug haben; — zweyte Nachträge zu dem Verzeichniß der Urkunden der Geschichte eben genannten erlauchten Hauses von den ältesten Zeiten bis 1291, nebst einigen Verbesserungen der im ersten Theile dieser Geschichte bereits abgedruckten; — Verzeichniß der Urkunden zur Geschichte des Hauses Habsburg von 1308 — 1358; — Zusätze dazu; — undatirte Briefe, Fragmente aus Urkunden u. s. w., welche daher in die Regesten nicht eingereiht werden konnten, einige derselben mit muthmaßlicher Jahreszahl ihrer Ausstellung; — und Abdruck von 16 sehr wichtigen und interessanten Urkunden aus dem k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archiv zu Wien, welche noch nie abgedruckt worden sind.

Die drey, dem vorliegenden Bande beygegeben, rein und schön ausgeführten Kupfertafeln stellen vor: den König Friedrich den Schönen, nach dem größeren Stammbaume der Ambraser Sammlung in Wien; 2) den Herzog Albrecht den Weissen von Oesterreich, nach demselben Stammbaume; 3) zwey Reiterriegel, eines des Herzogs Leopolds, das andere des Herzogs Albrecht, nach Originalien des k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archivs zu Wien.

Wir stehen nicht an, auch diesen dritten Theil der Geschichte des Habsburgischen Hauses allen Gebildeten nachdrücklich zu empfehlen. Die Geschichte dieses Hauses gehört keineswegs zur *historia specialissima*, sondern zur Weltgeschichte. Die Geschichte Deutschlands und Europa's würde anders lauten ohne dieses Haus.

Dr. Schn.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERN, b. Jenni, Sohn: Dr. *Albrecht Renggers*, ehemaligen Ministers des Inneren der helvetischen Republik, *kleine, meistens ungedruckte Schriften*, herausgegeben von Dr. *Friedrich Kortüm*, Professor der Geschichte an der Hochschule zu Bern. 1838. 240 S. in 8.

Rengger zeigt sich uns in diesen Aufsätzen als geistreicher Mann, seiner Beobachter, vertraut mit den Claffikern und des deutschen Stils auf ausgezeichnete Weise Meister. Diese Aufsätze, davon die grösseren aus Zeitschriften wieder abgedruckt sind, zerfallen ihrem Inhalte nach in historische, gemeinnützige und staatswissenschaftliche. Der erste Aufsatz der ersten Abtheilung über *Ursachen und Wirkungen der französischen Revolution*, 1796 für die Zeitschrift *Humaniora* geschrieben, ist jetzt noch lesenswerth. 2) Zu den *Betrachtungen über die helvetische Revolution*, hier vollständiger als in *Posselts Annalen* Jahrg. 1804, Heft 4, liesse sich ein grosser berichtigender Commentar schreiben. Auch Hn. K. müssen die Aristokraten Schuld seyn, das die helvetische Republik und Regierung unter dem Volk nie recht Wurzel fassen wollte. Das bey der allgemeinen Erhebung gegen dieselbe im J. 1802 ein wirklicher Volkswille hervorgetreten sey, wird geradezu abgeleugnet, es soll alles Folge der Machinationen der Aristokraten gewesen seyn. (R. war unter den revolutionären Magistraten eifrig der Einheitspartey zugethan.) 3) Das *Tagebuch über die Insurrection vom 12 Herbstmonat bis 17 Weinmonat 1802* ist am wichtigsten durch die klaren Blicke in die Erbärmlichkeit, Rathlosigkeit und Selbstverlassenheit der damaligen Regenten und Truppenchaft, die es eröffnet; eine gründlichere Rechtfertigung jener sogenannten Insurrection liesse sich wohl schwerlich schreiben, als jenes Tagebuch. — Der erste Aufsatz der zweyten Abtheilung ist eine im Jahr 1793 vor der helvetischen Gesellschaft gehaltene Rede über die *politische Verketzerungssucht in unseren Tagen*. Sie ist vorzüglich gut geschrieben, giebt das Bild dieses Uebels in kräftigen Zügen und foderte damals auf: Eintracht durch That und Rede zu fördern; schön gesagt, gut gemeint; wer stört aber am Vorabend einer Revolution die Eintracht? 2) *Beytrag zur Geschichte der Erfindungen*; — die Kunst des Brieferechens, *agens provocateurs* und Telegraphen bey den Alten nachgewiesen. 3) *Von den Mundarten der deutschen Schweiz, als einem Hindernisse der Cultur*; — vorzüglich gegen die Gewohnheit in der Schweiz, das auch die gebildeten Stände im Umgang unter sich nur der Volksmundart sich bedienen; — ein, jedem Fremden auffallender Uebelstand. 4) *Ueber die fortschreitende*

*Vervollkommnung des Menschengeschlechts*: eine Lieblingsidee des Vf., an einzelnen thatfächlichen Wahrnehmungen nachgewiesen; z. B., das durch die jetzige Art Krieg zu führen, dieser, weil kostbarer, hiemit weniger möglich geworden seye. 5) *Beyspiele der Consequenzen und Inconsequenzen der Religionslehre*; consequent ist den Vf. der Katholik, welcher die Fortdauer der Wundergaben in der Kirche glaubt; inconsequent der Protestant, welcher glaubt, Luther und Calvin hätten zwar den richtigen Sinn der Bibel aufgefasst, seitdem aber jede fernere Untersuchung geschlossen wissen will; consequent dagegen der Rationalist, welcher eine ewige Grundlage bey veränderlicher Form der Religion annehme, und die Bibel so wie jedes andere Buch auslege. 6) *Von der Uebersetzung der höhern Berufsarten, oder von der Berufsnoth*; Klagen hierüber zu führen ist leichter, als ausführbare Mittel der Abhülfe anzugeben; die beiden, welche Hr. K. vorschlägt: Unterricht und Vertheilung des Grundeigenthums, reichen gewiss nicht aus, und sind zudem in überreichen Masse vorhanden. 7) *Ueber den Gang der Bevölkerung im C. Aargau*. Es will uns fast bedünken, der Vf. gehöre zu denjenigen, für welche keine Uebervölkerung denkbar ist. 8) *Ueber die Einheit bey Geisteswerken*; dieser Aufsatz schliesst etwas unbefriedigend mit einer kurzen Inhaltserklärung von *Horat. Carm. III, 11*. — Voran in der dritten Abtheilung stehen *Ansichten über den schweizerischen Bundesverein*, vom Jahr 1814. Gemäss seiner unitarischen Idee spricht der Vf. für eine stärkere Cantongewalt in der Schweiz. 2) *Ueber die Folgen der Befreyung Griechenlands*, 1827 für die *Allg. Zeitung* geschrieben. Der seitherige Erfolg mag den Vf. zu der Ueberzeugung gebracht haben, das er damals an einem lieblichen Traum sich ergötzt habe, wenn er meinte, die griechische Sprache könnte durch jene Befreyung sich wieder verjüngen, und zur allgemeinen Sprache der Gelehrten Europa's werden. Uebrigens wird man in diesem Aufsatz den feinen Kenner des Griechischen wahrnehmen. 3) *Bericht über den Zustand des Districts Stanz* (nach dessen Verwüstung durch die Franzosen im Jahr 1798), ein Ministerialbericht an die helvetische Regierung; mitunter Beytrag zur Würdigung der damaligen Regenten, wenn man liest, das die Städte Zürich und Bern ihre reichen Wohlthaten lieber aufs Gerathewohl über, als durch Vermittelung der helvetischen Regierung, welche in glänzendem Mißtrauen stand. 4) *Vom Zusammenhang der politischen und theologischen Rechtgläubigkeit*; unbedeutend, und doch liesse sich hierüber viel, und weit mehr noch über das Gegentheil sagen.

P. T.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M Ä R Z 1839.

## P H Y S I K.

LEIPZIG, b. Wigand: *Populäres physikalisches Lexikon, oder Handwörterbuch der gesanten Naturlehre für die Gebildeten aus allen Ständen von Gotthard Oswald Marbach, Doctor der Philosophie und akademischem Docenten zu Leipzig.*

Auch unter dem Titel:

*Encyklopädie der Experimentalphysik, der Astronomie, Geographie, Chemie, Physiologie, Chronologie nach dem Grade ihrer Verwandtschaft mit der Physik von Gotthard Oswald Marbach, Dr. der Philos. u. f. w. 1834 — 1837.*  
4 Bände. I Bd., A—D, VIII u. 642 S. mit 8 Steindrucktafeln. II Bd., E—G, IV u. 696 S. mit 5 Steindrucktafeln. III Bd., H—M, II u. 750 S. mit 7 Steindrucktafeln. IV Bd., N—Z, IV u. 1004 S. mit 9 Steindrucktafeln. gr. 8. (11 Thlr.)

Es ist schon lange als ein nicht unbedeutender Mangel in der Literatur empfunden worden, daß wir noch kein dem jetzigen Zustande der Wissenschaft entsprechendes Wörterbuch der Physik besaßen, welches mit gehöriger Vollständigkeit eine populäre Darstellung verbindet, in sofern seit dem Erscheinen von C. P. Funke's Handbuch der Naturlehre, insbesondere für Ungelehrte und für Liebhaber dieser Wissenschaft, eine geraume Zeit verfloßen ist, und die Wissenschaft so viele und große Katastrophen erfahren, daß schon seit längerer Zeit der Wunsch lebhaft werden mußte, ein Werk dieser Art verjüngt zu erhalten. Wir brauchen in dieser Rücksicht nur einen Blick auf die Umwandlungen zu werfen, welche die Wissenschaft in Beziehung auf die chemischen Artikel erfahren, Umwandlungen, durch welche es nöthig wurde, alle Artikel dieses Inhalts neu zu bilden. Dazu kommt, daß durch die neuen Nachweisungen das Chemische mit dem Elektrischen in so genauer Verbindung steht; daß ferner die Entdeckung der Polarisation und Interferenz der Lichtstrahlen die Lehre vom Lichte ganz umgestaltet hat; daß die Krytallographie eine Gestalt gewonnen, an welche zu jener Zeit kaum noch zu denken war.

So haben wir denn in *Marbach's* Wörterbuche allerdings ein völlig neues Werk vor uns, das aber sein Gutes mehr dem Verdienste Anderer verdankt. Der Vf. spricht sich über sein Unternehmen selbst so aus:  
J. A. L. Z. 1839. *Erster Band.*

„Ich hoffe, unparteyische Richter werden mir das Verdienst des Fleißes und der sorgfamen Benutzung der Quellen, die bey einer so lebendigen Wissenschaft, wie die Physik ist, täglich sich vermehren, zuerkennen. Für nöthig habe ich erachtet, die Beschreibung von Instrumenten und von Beobachtungen nach den besten Autoritäten wörtlich zu geben, weil durch ein Wiedergeben mit anderen Worten leicht die Sache in ein unrechtes Licht gestellt wird, oder scheinbare Kleinigkeiten, auf die oft gerade das Meiste ankommt, weggelassen werden können.“

Zu dieser allgemeinen Anzeige fügen wir noch einige Bemerkungen über die Behandlung einzelner Artikel.

Die alphabetische Ordnung läßt hier schon fast vollständig die Artikel erscheinen, welche die mit einander verwandten Erscheinungen, Körperarten u. s. w. betreffen. Die chemischen Artikel enthalten zum großen Theil nach dem Namen der Elemente die chemischen Lehren, so weit sie hieher gehören. Ausserdem sind unter dem allgemeinen Namen mancher Verbindungen die hauptsächlichsten dahin einschlagenden Gegenstände zugleich mit erwähnt. So enthält der Artikel: „Aetherisches Oel“ zugleich die Namen und Charaktere der vorzüglichsten Stoffe dieser Beschaffenheit. Neben den Artikeln der Physik, im engeren Sinne des Wortes, sind zugleich die Gegenstände specieller Naturwissenschaften, namentlich der Astronomie, physischen Geographie, Meteorologie und Anthropologie, wiewohl in sehr dürftiger Form dargestellt. In dem Artikel: „Wind“ zeigt der Vf. noch die größte Gewandtheit. Der Darstellung der mineralogischen Artikel, z. B. des in elektrischer, optischer und thermischer Hinsicht so wichtigen Kalkspathes, Diamants, Sapphyrs, Quarzes, Dichroits, Topases, Gypses, Flußspathes, Bernsteines, Boracits und anderer ist auch nicht mit einer Sylbe gedacht worden. Unter den optischen Artikeln sind durch ihre etwas vollständigere Behandlung des Gegenstandes der Artikel „Licht, Linsenglas, Mikroskop, Polarisation und Zerstreuung“ für ziemlich gelungen zu betrachten. Dagegen vermissen wir diesen Vorzug in den zu dieser Classe gehörigen Artikeln: „Beugung“, „Spiegel“ und „Brechbarkeit“, welche unbelchadet leichter Verständlichkeit mit ganz allgemeinen mathematischen Ausdrücken vereinigt werden konnten. Wir erinnern deshalb besonders rückfichtlich der Beugung an die Ausdrücke für monochromatische Wellensysteme, die parallel und in gleicher Richtung polarisirt sind, wobey die Con-

struction von den ersten Gleichungen für die Oscillationsgeschwindigkeit eines vibrirenden Punctes  $U = A \sin. \left( 2\pi \frac{t}{T} \right)$  und für die Ausweichung eines vibrirenden Punctes für einen beliebigen Augenblick  $X = -B \cos. \left( 2\pi \frac{t}{T} \right)$  ausgehen kann, indem A das Maximum der Oscillationsgeschwindigkeit eines Punctes, B die Oscillationsamplitude und T die Zeit einer vollständigen Oscillation, oder t die Zeit vom Anfange der Bewegung an bezeichnet, und woraus die Gleichungen für die Oscillationsgeschwindigkeit eines Aethertheilchens zu derselben Zeit  $v = a \sin. \left[ 2\pi \left( \frac{t}{T} - \frac{x}{\lambda} \right) \right]$

und für die Ausweichung desselben  $h = -H \cos. \left[ 2\pi \left( \frac{t}{T} - \frac{x}{\lambda} \right) \right]$  folgt; indem a die Vibrationsintensität bezeichnet, welche in größerer Entfernung vom leuchtenden Puncte einige Wellen lang constant genommen werden kann; H die größte Ausweichung; x die Entfernung vom leuchtenden Puncte und  $\lambda$  die Wellenlänge ausdrückt. Der Vf. wäre schon durch die Berücksichtigung der Fresnel'schen Theorie, welche im *Mémoire sur la diffraction de la lumière* (in den *Mém. de l'acad. roy. des sciences T. V.*), sowie im 3—50 Bde. der Poggendorff'schen Annalen gegeben ist, auf eine gediegene Darstellung gelangt, deren einfachste Form wir dem Physiker *Schwerd* verdanken. Dem oben erwähnten Artikel: „Licht“ ist auch die chemische Wirkungsweise, sowie die Zu- und Abnahme der Beleuchtung in verschiedenen Entfernungen vom leuchtenden Körper mit einverleibt, wiewohl fürs Nachschlagen es angemessener gewesen wäre, wenn diesen Verhältnissen die besondern Artikel: *Photochemismus* und *Photometrie* gewidmet worden wären. Dabey können wir nicht umhin, zu bemerken, daß rücksichtlich der chemischen Wirkungen des Lichtes im Vergleich zu der Phosphorescenz viel zu wenig gesagt worden ist, und die neuesten, schon vor dem Erscheinen dieses Werkes bekannt gewesenen Nachweisungen, wodurch diese Lehre außerordentlich bereichert wurde, gänzlich übergangen sind. Unter den ebenfalls der Optik angehörigen Artikeln heben wir im Besonderen noch den der „Schatten“ heraus, um den Vf. rücksichtlich der farbigen Schatten auf das Unhaltbare der Ansicht einer durchaus subjectiven Erscheinung aufmerksam zu machen, indem es hienach unmöglich ist, das Schwarze der Schatten zu erklären, sobald der den Schatten gebende Körper der farbigen Fläche, auf welche der Schatten geworfen wird, sehr nahe rückt. Weit natürlicher dürfte wohl die Ableitung dieses Phänomens aus Beugungsverhältnissen seyn.

Mit der Ansicht sind wir ganz einverstanden, der Eintheilung der Krystalle in Krystallsysteme das mit den optischen, thermischen und elektrischen Erscheinungen im innigsten Causalzusammenhange stehende rechtwinklige und schiefwinklige Verhältniß trimetrischer Gestalten zu Grunde zu legen, und hienach

die trimetrischen Gestalten als tesserale, tetragonale rhombische, klinorhombische und klinorhomboidische von den tetrimetrischen (hexagonalen und rhomboëdrischen) zu unterscheiden; allein der Vf. hätte auch diesen Causalzusammenhang zugleich mit erwähnen sollen, wenn er seinen Artikel einen wirklich encyclopädischen genannt wissen will.

Es erhellet wohl aus dieser Anzeige, daß der Vf. den Anforderungen, welche man an ein dergl. Werk von dem bezeichneten Gesichtspuncte aus billigerweise stellen kann, nicht durchaus Genüge geleistet, daß er vor Allem mehr eigenen Fleiß auf dasselbe hätte verwenden, und namentlich den einzelnen Artikeln die gehörige Vollständigkeit und Gleichmäßigkeit der Darstellung ertheilen müssen, um wenigstens dadurch zur Erweckung der Neigung zu einem tieferen und weit mehr befriedigenden Studium beyzutragen.

In Hinsicht der geometrischen Ausführung der Figuren, sowie des Drucks und Papiers und wegen der den einzelnen Bänden beygegebenen Register verdient das Werk allen Beyfall.

R.

- 1) FRANKFURT a. M., Druck und Verlag von Brönnert: *Beyträge zur Physik und Chemie*. Eine Sammlung eigener Erfahrungen, Versuche und Beobachtungen von Dr. R. Böttger, Dozenten der Physik und Chemie bey dem physikalischen Vereine in Frankfurt, correspondirendem Mitgliede der Wetterauischen Gesellschaft für die gesamte Naturkunde, Ehrenmitgliede des Apothekervereins im nördlichen Deutschland und wirklichem Mitgliede der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hilfswissenschaften in Frankfurt a. M. Nebst einer Steindrucktafel. 1837. VIII u. 128 S. 8. (18 gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Tabellarische Uebersicht der specifischen Gewichte der Körper*. Ein alphabetisch geordnetes Handbuch für Freunde der Naturwissenschaften, insbesondere für Chemiker, Physiker, Techniker und Mineralogen von Dr. R. Böttger u. s. w. 1837. XII u. 181 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

[Vgl. Ergänzungsbl. zur Jen. A. L. Z. 1837. No. 74.]

In No. 1 giebt der Vf. eine Reihe eigener Erfahrungen und Beobachtungen, die zum Theil schon in wissenschaftlichen Zeitschriften bekannt gemacht worden sind, zum Theil aber hier zum ersten Mal den Naturforschern vorgelegt werden. Ein specielles Urtheil über diese Bekanntmachungen zu geben, und ins Einzelne überzugehen, würde bey mehreren der vorliegenden interessanten Beobachtungen eine Wiederholung der Versuche nothwendig machen; Rec. hebt daher nur die Beobachtungen hervor, von denen er glaubt, daß sie von besonderer Wichtigkeit sind, und sich an seine eigenen Beobachtungen über denselben Gegenstand anreihen! Vorerst aber wird er auf Einiges aufmerksam machen, welches wegen seines wissenschaftlichen Interesses ein weiteres Forschen wünschenswerth macht.

Der Vf. bemerkt in seiner II Abhandlung, daß eine verdünnte Borax-Auflösung die Eigenschaft habe, große Mengen von Harnsäure aufzulösen, und gründet hierauf ein Verfahren, letztere darzustellen. Es fragt sich nun, ob dieses Verhalten durch die Bildung einer Doppelsäure oder dadurch begründet werde, daß der Borax sich noch alkalisch verhält; der Vf., dem größere Quantitäten Harnsäure zu Gebote stehen, durfte diese Bemerkung nicht unbeachtet lassen. In seiner XXX Abhandlung hat derselbe gezeigt, daß durch die langsame Verbrennung von Schwefeläther, Essigäther und Salpeteräther ganz verschiedene Säuren gebildet werden, und daß es ihm nicht gelungen sey, auf dieselbe Weise aus Alkohol eine Säure zu gewinnen, weshalb er die Bildung der Lampensäure auf diesem Wege abspricht. Sehr wünschenswerth wäre es jedoch, wenn der Vf. letzten Versuch auf die Weise abänderte, daß er noch weniger Luftzutritt gestattete, als in seinem Apparat Statt findet, und daß er sein Versprechen hinsichtlich des weiteren Verfolgens der Eigenschaften der durch die ersten Substanzen erhaltenen Säuren bald realisirte. Es ist über die Lampensäure schon so viel Verschiedenes beobachtet und geschrieben worden, daß eine umfassende Bearbeitung dieses Gegenstandes sehr noth thut.

Das, was der Vf. in XIII über das *Braconnot'sche* Verfahren, auf Zink zu schreiben, beobachtet hat, hat Rec. später, jedoch mit Abänderung der Behandlungsweise, bestätigt gefunden. Er konnte niemals es durch bloßes Scheuern mit Sand dahin bringen, daß die mit der Feder auf das Zink gemachten Striche die gehörige Feinheit behalten hätten. Wird jedoch das Zink zuerst mit einer Säure behandelt, und dann nach dem Abspülen mit Wasser mit irgend einem reinigenden Pulver geputzt, so behalten die Federstriche die ursprüngliche Stärke. Verdünnte Schwefel- und Salz-Säure eignen sich jedoch nicht so gut hiezu, wie verdünnte Salpetersäure. Die mit letzter gereinigten Zinkbleche zeigten noch nach Verlauf eines Vierteljahres die ihm durch diese Säure gegebene Silberfarbe, während die mit beiden ersten Säuren und besonders die mit Salzsäure gereinigten Zinkbleche im Verlauf dieser Zeit wieder angeläufen waren, wodurch die darauf geschriebenen Zeichen für eine unbedeutende Ferne schon undeutlich wurden.

Das unter XXII angegebene Verfahren, den Phosphor im höchst fein vertheilten Zustande und weiß darzustellen, möchte Rec. nicht den pharmaceutischen Chemikern empfehlen, wenigstens würde der inneren medicinischen Anwendung des fraglichen Präparats die Bereitungsweise entgegenstehen, wenn gleich für den äußerlichen Gebrauch diese nicht in Anschlag zu bringen wäre.

Für das unter XXIV angegebene Verfahren, die Verbindung des Phosphors mit Schwefel darzustellen, sind die Chemiker dem Vf. großen Dank schuldig. Rec. weiß aus eigener Erfahrung, mit welcher Gefahr die Darstellung dieser Präparate ver-

bunden ist, besonders wenn die Verbindung nach der älteren Verfahrungsweise etwas beschleunigt werden soll; er will hier noch bemerken, was zwar längst bekannt ist, aber nicht immer beachtet wird, daß die Flamme des Phosphors und seiner brennbaren Verbindungen am schnellsten durch irgend ein fettes Oel gelöscht werden kann, was freylich dem alten Sprüchwort: „Oel ins Feuer gießen“ zuwiderläuft, sich aber doch in der Praxis bewährt.

Was unter XXV über Amalgame und besonders deren Darstellung angegeben ist, kann Rec. nicht unterlassen, allen Chemikern, welche sich besonders mit Vorträgen über Chemie beschäftigen, zu empfehlen. Die Erscheinungen, welche sich hier darbieten, und die Rec. mehrere Mal zu beobachten Gelegenheit gehabt und genommen hat, sind so auffallend, daß sich nicht allein der Chemiker dafür interessieren muß, sondern auch die Zuhörer in chemischen Vorträgen davon zur Liebe für Chemie hingezogen werden müssen.

Rec. kann schließlich noch bemerken, daß kein Leser und besonders kein forschender Chemiker vorliegendes Buch unbefriedigt aus den Händen legen, und auch aus den anderen hier nicht weiter hervorgehobenen Abhandlungen Neues erfahren wird. Auch für den Techniker hat dieses Buch Interesse, da es einige bloß die Technik betreffenden Abhandlungen enthält, z. B. VI das Mittel, wodurch ausgemittelt werden kann, ob Stärkemehl kleberhaltig sey, oder nicht, und XXVI die Darstellung eines fast wasserhellen Copalfirnißs. Das Buch verdient daher eine allgemeine Verbreitung. Rec. muß noch bemerken, daß eine mehr wissenschaftliche Ordnung der Abhandlungen erforderlich gewesen wäre. So hätten z. B. die Abhandlungen XV und XXXI füglich hinter einander gestellt werden müssen.

Der Druck ist correct und, wie das Papier, gut.

In No. 2 giebt der Vf. das specifische Gewicht der verschiedenen bis jetzt hierauf untersuchten festen, tropfbarflüssigen und gasförmigen Substanzen in alphabetischer Ordnung und tabellarisch aufgestellt. Rec. konnte sich nur darauf beschränken, daß er mehrere Angaben mit denen in anderen Tabellen und in Lehrbüchern aufgezeichneten Zahlen verglichen, und sich von der Correctheit überzeugt hat; eine specielle Revision ist bey solchen Tabellen nicht gut ausführbar, und würde eine ebenso umfassende Arbeit als die Ausarbeitung derselben selbst seyn. Rec. muß noch bemerken, daß er bis jetzt kein Buch kennen gelernt hat, in welchem eine so vollständige Zusammenstellung der specifischen Gewichte der Körper aufgenommen ist. Es ist daher eine sehr nutzbare und verdienstvolle Arbeit des Vfs., welche verdient, daß sie allen denjenigen bekannt werde, die sich mit Naturwissenschaften sowohl in wissenschaftlicher als auch in technischer Beziehung beschäftigen.

Druck und Papier sind gut.

Fr. Dbr.

## NATURGESCHICHTE.

DRESDEN u. LEIPZIG, b. Arnold: *Arithmonomia naturalis seu de numeris in rerum natura tentamen e Mineralogia, Botanice et Zoologia illustratum auctore Alberto Sonnenburg. Cum tabula aenea. 1838. VI u. 124 S. 4. (1 Thlr.)*

Diese kleine Schrift ist ein Versuch eines in der gelehrten Welt zum ersten Male auftretenden Verfassers, die verschiedenen Zahlenverhältnisse in der Natur auf gewisse Grundzahlen zurückzuführen. Hören wir selbst, wie er sich sein Problem stellt: „*Hoc enim libello principales numerorum rationes, quae arctissime cum terrae natura nexae sunt, ad Dyadem et Triadem, quae numeros habeo fundamentales, reducere tentavi. Quo in studio occupatus ubi vis motum in spiram, quam idcirco multum perfectus sum, reperi.*“ (pag. V—VI)

Zunächst drängt sich bey diesem Thema der Abhandlung die Frage auf: „Wird durch eine solche Aufgabe, auch wenn sie wirklich gelöst würde, die Wissenschaft in etwas gefördert?“ Die Naturphilosophen, d. h. nicht etwa solche Forscher unter diesem Namen verstanden, denen es darum zu thun ist, den Geist eines mit Nothwendigkeit sich entwickelnden Fortschrittes in der Natur zu entdecken, werden unbedingt mit einem „Ja“ antworten, da bey ihnen die Zahlen die Stelle der Logik vertreten müssen. Wir aber können von unserem Standpuncte aus jenen Bestrebungen nur einen sehr untergeordneten Werth beylegen, zumal wenn diese Untersuchungen zu keinem allgemeineren und tieferen Resultate führen, als in der vorliegenden Schrift. Erhalten wir denn etwa eine nähere Einsicht in das Leben der Pflanze und in den Begriff des vegetativen Organismus überhaupt, wenn uns gesagt wird, in der Pflanzenbildung herrscht die Zahl fünf vor? Oder erforsche ich das tiefe Geheimnis des animalischen Lebens, wenn man sagt, hier herrscht die Sechse?

Sehen wir nun aber näher zu, was es denn mit der Reduction der zusammengesetzteren Zahlenverhältnisse auf einfachere für eine Bewandnis habe, so können wir uns auch hiedurch nicht befriedigt finden. Um bey jenen oben erwähnten Beyspielen von der Pflanze und vom Thiere stehen zu bleiben, so wollen wir unseren Lesern nur hier des Vfs. eigene Worte, die sich auf die Reduction und Vermittelung der Einheit beziehen, anführen, und er möge dann selbst urtheilen, wie viel Werth auf solche Untersuchungen zu legen sey. Nachdem nämlich gesagt worden ist, das die Pflanze einerseits zum Univerſum (d. i. solare Seite), andererseits zum Centrum der Erde (d. i. tellurische Seite) strebe, heißt es S. 48: „*Haec agitatio seu hoc certamen inter noctem et lucem, a minimo ad maximum ascendens dicimus vitam vegetabilem. Vita vegetabilis, haec Dyas, in qua denuo certant altioris potentiae objectum cum subjecto, gravitas cum magnetismo, electricitas disenda, Dyas in Triade liberata, lucis intelligentibus prima auguria exhibet. Definit Dyas libe-*

*rata tempus, ideoque, quod attinet ad manifestationem, in fluido versatur. Sunt ergo principales ejus agitationes: redire a fluido, ab indifferentia ad polos, ad rigida et spirabilia rursusque poli concurrunt. Vita vegetabilis igitur tanquam in spiram agit; eadem enim evadit e fluido; prima igitur agitatio discessus et amborum polorum tanquam circumvolutio dextra et sinistra, congressus amborum polorum, fluidum, tertia circumvolutio seu reditus ad primam. Prima manifestatio vitae vegetabilis Dyas in Triade necesse est. Est vesicula vegetabilis Dyas in Triade indolem clarissime ante oculos ponit.“* Andelmos weiter unten: „*Pentae est Dyas in Triade soluta.*“ Aehnlich wird für das Thier die Hexas als die herrschende Zahl unter dieser Formel (I + II + II + I) gefunden (S. 86), und es heißt dann: „*Monas liberata in Hexade paulatim gradatimque Pentadem sibi subjiciens sub Dyadis indole prodit estque Trias.*“

Für die, welche an solchen Untersuchungen Gefallen finden, und etwas Tieferes darin zu erblicken wissen, als wir, möge eine kurze Inhaltsanzeige von dem, was sie in dem Buche zu finden haben, hier folgen: Der erste Abschnitt besteht wieder aus mehreren Abtheilungen, von denen die erste zu entwickeln sucht, welche heilige Scheu die Völker des Alterthums vor den Zahlen hatten, und wie sich diese auf die verschiedenste Weise darstellt. Dafs hier vor Allem die mystischen Formeln der alten Aegypten, der Chaldäer, Magier, Araber und Pythagoräer herbegeholt werden, kann man sich schon denken; selbst Plato und Aristoteles müssen es sich gefallen lassen, diesem Völkchen Gesellschaft zu leisten. Dann folgen die §§. *De Monade, Dyade et Triade; de spira seu de Numerorum serie naturali; de Pentade et Hexade; ratio singularum rerum inter se; de Magnetismo terrestri; de gravitate; de electricitate; de calore et luce.* Der zweyte Abschnitt handelt *de harmonia; de crystallis; systema senarium; systema quaternarium; systema bino-singularium; systema singulobinarium; systema singularium; de crystallisatione; de vita vegetabili.* Nachdem hier das Allgemeine gegeben ist, entwickelt er das Pflanzenreich nach *Reichenbach's* System; dasselbe geschieht auch in der letzten Abtheilung, die vom thierischen Leben handelt.

Die beygegebene Tafel enthält verschiedene mystische Siegel und Zeichen abgebildet, als *Sigillum Aetheris et Junonis, des Pentagramma, der mensa Charitum* u. s. w.

Uebrigens erkennen wir den sehr großen Fleiß des Vfs., mit dem er alle nur möglichen, für seinen Zweck dienlichen Schriften benutzte, sehr gern an, und lassen ihm auch die Begeisterung für seinen Gegenstand gar gern, können aber nicht umhin, zu bedauern, das dieser Fleiß, auf einen ergiebigeren Boden übertragen, gewiß reichlichere Früchte getragen haben würde.

Die äußerliche Ausstattung ist sehr gut.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M Ä R Z 1 8 3 9.

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

HANNOVER, im Verlage der Hahn'schen Hof-Buchhandlung: *Theoretisch praktisches Lehrbuch der Stilistik für obere Classen höherer Schulanstalten und zum Selbstunterricht von Dr. S. H. A. Herling*, Prof. am Gymnasium zu Frankfurt a. M., Mitgliede des Frankfurter Gelehrtenvereins für deutsche Sprache. Zweyter Theil: *Die stilistische Analyse*. 1837. XII u. 444 S. 8.

Auch unter dem besonderen Titel: *Praktische Zergliederung der stilistischen Darstellungsweisen*. Ein Hülfsbuch für den stilistischen Unterricht in den oberen Classen höherer Schulen und zur Selbstübung im richtigen Verständniß und in gründlicher Beurtheilung des Gelesenen von Dr. S. H. A. Herling u. s. w. (1 Thlr. 20 gr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur J. A. L. Z. 1837. No 7.]

Dieser zweyte Theil ist rasch dem ersten gefolgt, und soll uns nun Gelegenheit geben, über das ganze Werk ein Urtheil zu fällen. Zuvor nur noch ein Wort über das Verhältniß dieses zweyten Bandes zum ersten. In diesem hatte der Vf. die abstracten Regeln der Theorie der Stilistik gegeben, hin und wieder zwar schon mit Beyspielen belegt, ohne jedoch selbige einer ausführlichen Beurtheilung zu unterwerfen; in jenem, dem vorliegenden, hat er eine ziemlich reiche Sammlung von Musterstücken an einander gereiht mit Anfügung besonderer Bemerkungen über jedes einzelne in Bezug auf die im ersten Theile aufgestellten Regeln. „Der Vf. setzte sich dabey“, um uns seiner eigenen Worte (in der Vorrede zum 1sten Theile S. 112 f.) zu bedienen, „es zur wesentlichen Aufgabe, zunächst in jeder Darstellung die Bedeutsamkeit des Ganzen, seine rhetorische Zweckmäßigkeit oder seine ästhetische Gestaltung aufzufassen, erst von da aus die Zweckmäßigkeit und Zusammenstimmung seiner Theile und ihrer Fügung nach allen Beziehungen zu beurtheilen. Nur da, wo es besonders nöthig war, hat er auch die Wahl des Ausdrucks einer besonderen Beurtheilung oder Erläuterung unterzogen. Oft hat er zugleich auf die Schönheit der Darstellung in sprachlicher und rhythmischer Hinsicht, auf die besondere Eigenthümlichkeit der Form und der Darstellungsweise aufmerksam gemacht“, immer mit Hinweisung auf den theoretischen Theil, so daß sich Regel und Beyspiel gegenseitig erläutern und ergänzen. — Bey der Wahl der Stücke

J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

hat den Vf. die möglichste Mannichfaltigkeit der stilistischen Formen geleitet, um keine der aufgestellten Regeln ohne hinlängliche Belege zu lassen, sodann die Berühmtheit der Verfasser und, um dadurch in mancher Rücksicht gemeinnütziger zu werden, gerade die grössere Bekanntheit der Stücke selbst, von denen dann vielleicht dem Lehrer noch andere Zergliederungen und Kritiken zur Vergleichung zugänglich seyn könnten. Wenn auch Bruchstücke gewählt wurden aus solchen Ganzen, die man nur ungern, sey es der Fehlerhaftigkeit der Form oder des Inhaltes wegen, in den Händen der Schüler sähe: so ist dies immer mit Vorsicht und ganz im Interesse dieses pädagogischen Wunshes und in einer Absicht und in einer Weise geschehen, welche zugleich die Wahl hinlänglich rechtfertigt.“ Einige dieser Bruchstücke sind aus den lateinischen Classikern genommen, die meisten Beyspiele und Musterstücke aus der deutschen Literatur.

Rec. hat das Werk seit seinem Erscheinen fortwährend in Händen gehabt, vielfach benutzt und wiederholt durchgenommen und kann es Lehrern und Lernenden empfehlen als eine höchst zweckmäßige Sammlung von Musterstücken, und als eine sehr nützliche Anleitung, zu lernen, wie und mit welchem Geiste und nach welchen Seiten hinschauend man überhaupt lesen müsse, um einzudringen in den Charakter eines solchen Stückes und des Schriftstellers selbst, und zu erkennen, was es heisse, ein guter Stilist seyn und werden. Denn der Vf. hat Recht, wenn er in dem Vorworte zum 2ten Theile S. 17 sagt: „An solchen Sammlungen ist im Allgemeinen kein Mangel. Wohl vermisst man aber jenes Streben (und jene Belehrung), die Bedeutsamkeit des Ganzen, seine rhetorische Zweckmäßigkeit und ästhetische Gestaltung aufzufassen, und erst von da aus die Zweckmäßigkeit und Zusammenstimmung aller ihrer Theile und ihrer Fügungen nach allen logischen, rhetorischen, ästhetischen und rhythmischen Beziehungen zu erkennen, und jedes in seiner besonderen Eigenthümlichkeit zu verstehen. Es ist dies mehr als die bloß logische und grammatische Erläuterung einzelner Ausdrücke und syntaktischer Fügungen.“ Eben aus diesem Grunde ist das vorliegende Buch zugleich eine treffliche Anweisung für junge Philologen und Lehrer, wie sie die Schriften der Alten theils mit ihren Schulen zu lesen haben, nicht allein um jene richtig und allseitig zu beurtheilen, sondern auch von ihnen die Kunst der schriftlichen Darstellung zu lernen. Denn gerade darin wird noch

immer in unseren Schulen, namentlich in den Gymnasien, geübt, daß nur immer über Grammatik und Sprachtheorie gelehrt und gepredigt, der eigentliche Kern der classischen Schriftsteller übersehen und übergangen wird. Es ist allerdings eine Kunst, die Todten wieder zu erwecken, ihren Geist vollständig zu erkennen und darzustellen; aber man sollte sich und Andere doch nicht um diesen schönen Genuss bringen, um den Genuss, das nachdenken und empfinden zu können, was jene reichbegabten Geister einst in den höchsten Weisheitstunden selbst gedacht und empfunden haben. Das ist ja das Ziel des Studiums der classischen Literatur! Der Philolog soll dem Musiker gleichen, der zwar nicht selbst componirt, aber doch im Stande ist, fremde Compositionen fertig zu spielen, und dadurch sich und Anderen verständlich zu machen und den hohen Genuss zu bereiten, sie völlig zu verstehen, d. h. sich dabey das zu denken und das zu fühlen, was der Componist gedacht und empfunden hat, als er das Kunstwerk schuf. In dieser Beziehung können wir aber nichts Besseres thun, als von unserer eigenen Literatur anfangen; in derselben lernen wir am sichersten die Kunst, die Alten zu erklären und zu verstehen, und so sind wir dem Vf. den aufrichtigsten Dank schuldig, daß er im vorliegenden Werke dazu anleitet.

Damit will Rec. nicht behauptet haben, daß der Vf. dem denkenden Lehrer nicht noch manchen Spielraum liesse zu weiteren Bemerkungen oder zu Berichtigungen der aufgestellten Ansichten und Erklärungen, oder daß er uns *immer* fehlerhaftes das Richtige getroffen zu haben. Wir nehmen als Beispiel das in seiner Art unübertreffliche Gedicht von *Tiek*: „Der Frühling.“ (No. 26. S. 63 ff.) Hier würde Rec. noch Folgendes zur richtigen Würdigung desselben hinzugefügt wünschen. Das Gedicht zerfällt in zwey Haupttheile, davon der erste das Kommen des Frühlings, der zweyte sein Scheiden besingt. Das Ganze ist Allegorie, der Frühling ist personificirt als ein kleiner munterer freundlich lächelnder Knabe. Ist dieses Bild vom Dichter im Augenblick der dichterischen Begeisterung passend gewählt? und warum? Der Charakter des kleinen spielenden Knaben ist mit Bezug auf die Eigenthümlichkeiten des Frühlings trefflich gezeichnet und durchweg so gehalten. Besonders anmuthig, naiv wird des Spielzeuges erwähnt, das der alte Winter verlegt und zerstört hat, und nun wieder vom Knaben zusammengesucht werden muß, ingleichen des Ausputzens des Waldes mit grünen Blättern (wie das Anputzen eines Zuckerbaumes), des Unterrichtens der Nachtigall im Gesange, des Hinaufkletterns an die Aprikosenwand; des Schüttelns des Köpfchens u. s. w. Ganz angemessen diesem naiven geschäftigen Treiben des Knaben ist — ein Punct, den der Vf. gar nicht berücksichtigt hat, und der doch wohl in einer Stilistik hervorzuheben war — durchweg die Form, das Versmaß, das sich immer in abwechselnder Form fortbewegt, stets harmonirend oder angemessen dem jedesmaligen Walten des Kindes. So z. B. sind zur Schilderung des geschäftigen

Tändelns des Knaben die hüpfenden Daktylen, dagegen beydem Schlusse:

„Wie röthlich und bläulich lacht  
Das Thal, wenn er erwacht!“

die Spondeen oder Jamben vortrefflich gewählt. Wie schön wechselt der Vers bey Schilderung der Blumen. Herrlich paßt zur Tulpe der steife Vers: „Die Tulpe steht mit steifem Kosputz da“, desgleichen später wieder zu seinem Sinne der lange Vers: „Da denken die Menschen, der jauchzet“ und dagegen wieder zu seinem Inhalte der kurze: „Denn alle fühlen sich beglückt.“ Auch das Freye und Ungebundene in der Folge der Reime entspricht dem regellosen Tändeln des Knaben.

Treffend erinnert der Vf.: Der Wendepunct des Ganzen ist gleichsam die Erscheinung der Liebe und da erst „danken die Menschen und jauchzt der Vögel ganzer Chor.“ Aber *dunkel* können wir nicht finden „die Liebe, welche aus Jesminlauben hervortritt.“ Sie hat dort gleichsam ihren Sitz, weil Liebende sich dort besonders gefallen. Recht dagegen hat der Vf., wenn er hinzufügt: Es sind nicht wohl beglückte Liebespaare, denn die Menschen empfangen sie nackt. Diese Liebe ist also wohl (sollte heißen: vielmehr) eine (die) Liebe weckende Göttin. Fälschlich setzt der Vf. hinzu: Und erst jetzt scheinen die Blumen ein süßes Verlangen zu fühlen. Denn zu diesem Gedanken liegt kein Grund im Gedichte.

Zu Anfange des zweyten Theiles ist der Uebergang höchst einfach und natürlich, überaus schön das Bild des Strebens der Blumen und süßen Verlangens, so daß sie mit welchen Häuptern stehn. Der Vers: „Vollendet ist mein Thun — ruhn“ dürfte etwas zu altklug seyn für einen solchen Knaben, wie der Frühling im Uebrigen dargestellt ist; dagegen ist seiner kindlichen Natur durchaus angemessen das Folgende: „Ich bin zu klein u. s. w. Alle Trostgründe aber, welche der kleine Knabe auführt, um bey seinem Scheiden keinen Kummer, keine Thräne zu erwecken, erregen gerade im Gegentheil ein süßes Verlangen, einen süßen Schmerz. Ausgezeichnet schön ist der Schluß: „Ade, Ade, ist die Liebe nur da, so bleibt auch der Frühling ewig nah.“ Er enthält außer dem letzten Troste noch eine liebliche, freundliche Mahnung, doch dafür zu sorgen, daß uns der Frühling (der geistige) auch dann nicht fehle, wenn der (eigentliche) Frühling entschwunden ist; wir sollen Liebe (im allgemeinen Sinne des Wortes, d. h. warmes Gefühl für alles Gute, Rechte, Wahre und Schöne, Liebe zu und bey Gott und den Menschen) uns zu erhalten und zu bewahren suchen. Frühling aber ist im übertragenen Sinne für Frische und Glück des Lebens zu nehmen. Insofern ist unrichtig, was Hr. H. S. 65 sagt: Diese Liebe (nämlich die, welche im Frühlinge die Wesen beglückt) erscheint mit jedem neuen Frühlinge, und doch soll sie nach dem Schlusse auch in seiner Abwesenheit da bleiben, damit der Frühling ewig bleibe.“ Solche Fehler (!) stören die Wirklichkeit des Ganzen der Darstellung. — Aber hier ist gar kein Fehler, im

Gegentheil ein außerordentlich liebliches Spiel mit den Worten. Wie hier, so können wir mit dem Vf. auch darin nicht übereinstimmen, wenn er im Vorhergehenden die Ausstellung macht: Das erste Erwachen des Frühlings und dann ein anderes Erwachen des Frühlings und dann ein hinaufklettern an der Aprikosenwaldigen Grunde, das Hinaufklettern an der Aprikosenwand und dann erst später über das Gitter und die Wand im Garten, in dessen Wegen noch der Schnee liegt, sind gleichfalls Nachlässigkeiten der Zeichnung. — Mit Nichten. Denn das erste Erwachen ist ein ganz anderes als das zweyte, und bey der Aprikosenwand braucht man nicht an eine Wand im Garten, sondern muß an ein Spalier am Hause, auf dem Hofe denken. Noch eher wäre zu tadeln, daß Tieck den Knaben nach Indien gehen, und doch wieder bey uns erwachen läßt. Allein der Dichter, der so naiv kindlich dichtet, braucht nicht alle Umstände so ängstlich zu berücksichtigen; er soll vielmehr die Kunst verdecken, der Erzählungsweise der Menschen im gewöhnlichen Leben folgen, und diese pflegt nicht so kritisch zu verfahren.

Wir haben an diesem Beyspiele zeigen wollen, daß der Vf. mitunter etwas zu dürftig sey, und in allen seinen Ansichten und Urtheilen nicht volle Beystimmung verdiene. Im Ganzen aber verleugnet sich auch in diesem Buche nicht der Scharf sinn und der Fleiß, welchen der Vf. sonst schon bewährt hat, und der Lehrer, welcher sich des Hn. H's. Leitung überläßt, wird selten irre gehen.

Um nun noch eine allgemeine Charakterisirung des ganzen Werkes zu geben, so enthält dasselbe eine Menge sehr trefflicher, der Sache angemessener, theils aus früheren Schriften, namentlich aus den alten Classikern entlehnter, theils selbst erdachter Regeln zur Kunst der Stilistik, die auch vom Standpunkte des Vfs. aus, der keinem bestimmten philosophischen Systeme huldigt, sehr gründlich durchgearbeitet, und nach einem gefunden Sinne und Urtheile an einander gereiht sind, wobey mit gutem Blicke die ehemalige unerschöpfliche, von elender Kleinheitskrämerey zeugende Lehre der alten Rhetoriker von den Figuren vermieden ist. Auffallend war uns nur, daß der Vf. das Werk nicht recht eingeleitet. Es trägt an der Stirn den Titel: Lehrbuch einer Stilistik, d. h. einer Anweisung, wie man sich schriftlich ausdrücken soll in jedem Verhältnisse, und doch beginnt es mit der Definition der Rede, womit eine Rhetorik beginnen muß. Hier waren die gegenseitigen Beziehungen aus einander zu setzen. Auch weiß der Rec. nicht, ob nicht der Vf. im Allgemeinen besser von dem Begriffe der Kunst ausgegangen wäre, also das an die Spitze gestellt hätte, was er §. 137 ff. im ersten Theile behandelt hat. Dabey wird ihm sehr zu Statten gekommen seyn, was Hegel in seinen Vorlesungen über Aesthetik über Kunst gesagt hat. Mit Unrecht hat der Vf. auf diesen Philosophen, der nur durch seine halbtollen Nachtreter bey Manchem in eine Art von Verruf gerathen ist, keine Rücksicht genommen.

Zu Ende der Vorrede des ersten Theiles deutet

Hr. H. kurz an, daß er Willens sey, einen dritten Theil für die eigentlichen Stilübungen auszuarbeiten, falls ihm Muße werde, und in der wohlwollenden Aufnahme des Publicums die aufmunternde Veranlassung fände. Daß die letzte nicht ausbleiben werde, hofft der Rec., weil er wünscht, daß Hr. H. diesen Entschluß ausführe; denn über einen Unterrichtsgegenstand, wie der obige ist, in welchem von den meisten Lehrern so viel und so oft gefehlt wird, kann nicht genug geschrieben werden, und vom Vf. läßt sich immer etwas Gediegenes erwarten.

M.

### AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, bey Götschen: *Theoretisch-praktische Grammatik der Englischen Sprache für Lehrer und Lernende.* Von Conrad Lüdger, ehemaligem Privatlehrer mehrerer lebender Sprachen in London, Bremen, Hamburg und Leipzig. Vierte durchaus umgearbeitete und verbesserte Ausgabe von Johann Sporschil. 1837. 308 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Der neue Herausgeber dieser Grammatik sagt in der Einleitung zu derselben: Die englischen Lehrer der richtigen Aussprache (Orthoepisten) erfanden, um die verschiedenen Laute ihrer Selbstlauter zu bezeichnen, eine Bezifferung. Dieselbe Methode ist von den neuesten deutschen Lexikographen, namentlich von Hilpert, angenommen worden, dessen treffliches Wörterbuch wir hiemit dem Anfänger wie dem Kenner der englischen Sprache anempfehlen. Die Bezifferungsmethode hat vor der Angabe der Aussprache mit deutschen Buchstaben voraus, daß sie Laute andeutet, die uns im Deutschen entweder ganz fehlen, oder die doch nur sehr unvollkommen ausgedrückt werden. Wir sind daher zwar der ursprünglichen Methode dieser Grammatik treu geblieben, haben aber doch die Aussprache in Klammern nach der Bezifferungsmethode gegeben, damit der Lernende, welcher Hilpert's englisch-deutsches Wörterbuch zu Rathe zieht, sich an dieselbe zum Voraus gewöhne. Daß Hr. Sp. nicht nur der ursprünglichen Methode dieser Sprachlehre treu geblieben ist, sondern auch die Aussprache in Klammern nach der Bezifferungsmethode den englischen Wörtern beygefügt hat, ist zwar zu loben; da jedoch in den neueren Grammatiken die Aussprache der englischen Wörter größtentheils mit deutschen Buchstaben bezeichnet ist, welches dem Lernenden das Studium der englischen Sprache sehr erleichtert, so möchte gleichwohl das letzte Hilfsmittel nicht ganz zu verkennen seyn. In dieser Absicht folgt in dem ersten Hauptstück dieses Buches eine Bezifferungstabelle, in welcher der Laut der Vocale angegeben ist, wie: à in *fate*, *páper* — wie e in *steht*, *Leber*. Es ist dieß veraltet und soll heißen: wie e in (dem Worte) *Leber* steht. S. 62 sollte der Ablativ der dritten Person von *he*, er, *from him*, von ihm; von *she*, sie, *from her*, von ihr; von *it*, es, *from it*, von

han; *they*, *he*, *from them*, von ihnen, nicht weg-lassen seyn; auch bey den übrigen Fürwörtern sollte dieser Casus nicht fehlen. Der Vollständigkeit des Conjugirens wegen vermisst man ungern bey der Conjugation der Hülfzeitwörter die Angabe der Pronominal-Endungen der dritten Person des Singulars *she*, *he* und *it*, *es*. S. 94, wo mit der Aufzeichnung der unregelmäßigen Zeitwörter der Anfang gemacht ist, sollte das Particium *borne*, von *to bear*, tragen, ohne *e* stehen. Ueber die verschiedenen Bedeutungen der Adverbien, Präpositionen und deren Anwendung hat sich Hr. Sp. sehr deutlich und umständlich erklärt, und ihre Anwendung in vielen Beyspielen gezeigt. Das ist nicht weniger auch der Fall in Hinsicht des Gebrauches der Interjectionen. Nach der Formenlehre folgen S. 135 Uebungen über die Grammatik — Leseübungen. Ein sylbige Wörter, die sich auf einen einzelnen Consonant endigen. S. 138 ein sylbige Wörter mit dem stummen *e*; mit Doppellauten. S. 141 einige ganze Sätze, welche aus lauter ein sylbigen Wörtern bestehen. S. 142 einige ganze Sätze, in welchen kein Wort vorkommt, welches mehr als drey Sylben hat. S. 143 einige ganze Sätze, in welchen kein Wort vorkommt, das mehr als vier Sylben hat u. s. w. S. 145 Declamations-Uebungen. *Ariadne on the isle of Naxos*. S. 151 Uebungen in Beziehung auf die Formenlehre. S. 167 Syntax oder Wortfügungslehre. Die Einleitung in diese Lehre ist sehr verständlich abgefaßt, und zeugt von dem philosophischen Geiste, der überhaupt überall in dieser Sprachlehre waltet. S. 170. Erstes Hauptstück. Von dem Substantiv und seiner Zusammenstellung mit Substantiven. S. 173. Zweytes Hauptstück. Von dem Artikel und seiner Zusammenstellung mit dem Substantiven. S. 195. *A course on thee, thou tyrant, thou has blasted the happiness of my life*, Fluch Dir, Tyrann, Du hast das Glück meines Lebens vernichtet. In dieser Redensart findet sich der Druckfehler *has* statt *hast*. Die Bemerkung, daß man in der Auslassung des beziehenden Fürworts, wie auch von Präpositionen behutsam seyn müsse, wenn man Dunkelheit und Zweydeutigkeit vermeiden wolle, sucht Hr. Sp. durch angeführte Stellen von *Pope*, *Locke*, *Addison* und *Swift*

darzuthun. Ebenso hat er auch über den äußerst schwereren richtigen Gebrauch des *shall* und *will* S. 212 u. f. eine sehr genügende Erläuterung gegeben. S. 262 beginnen Uebungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Englische nach den Regeln der Syntax. Eine dieser Aufgaben zum Uebersetzen S. 264 sollte ihres Inhaltes wegen, welcher der aufblühenden Jugend in moralischer Hinsicht nicht zusagt, nicht vorkommen. Dies gilt auch von dem S. 278 erzählten sehr anstößigen Vorfalle, der sich unter feindselig gesinnten Schülern zugetragen habe, und wobey das Ansehen eines Lehrers ganz aus den Augen gelassen worden sey. Nach den Uebungen über die Wortfügung folgen noch einige Anhänger. Der erste dieser Anhänge enthält eine kurze Uebersicht der wichtigsten Regeln der Wortfügung mit fehlerhaften Beyspielen zur Berichtigung. Der zweyte Anfang handelt von den Interpunctionen. Der dritte zeigt Verstöße an gegen die Grammatik in den Schriften des Dr. *Johnson* und des Dr. *Watts*. In dem vierten findet man die Aussprache verschiedener Eigennamen.

Das vorliegende Sprachlehre, einen hohen Grad von Brauchbarkeit für Alle besitzt, welche schon einige wissenschaftliche Vorkenntnisse der englischen Sprache haben, das erleidet keinen Zweifel, und die neue Bearbeitung dieses Werkes ist Hr. Sp. sehr wohl gelungen. Seine Aufgabe konnte dabey keine andere seyn, als, mit Beybehaltung des Systems und der Methode *Lüdgers*, die in dem Buche vorkommenden Irrthümer zu verdrängen, seine aus eigenem gereiftem Nachdenken gewonnenen Ansichten mit den ihm zugänglichen Forschungen Anderer zu vergleichen, und auf diese Weise dem Werke eine größere Vollständigkeit zu verleihen. Wie die englische Sprache seiner Meinung nach am besten gelehrt und erlernt werde, hierüber ertheilt Hr. Sp. in dem Vorworte seiner Grammatik einige ebenfalls befriedigende Winke.

Das Buch ist auf sehr schönem Papier, äußerst correct und ohne strenge Rücksicht auf Oekonomie gedruckt.

C. a. N.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. Königsberg in der Neumark, b. Windolf u. Striese: *Novellen und Erzählungen*. Von Herrmann von Keyserlingk, Dr. der Philosophie. 1838. IV u. 295 S. 12. (1 Thlr. 16 gr.)

Gefunde und wohlschmeckende Nahrung für den verständig

digen Mittelschlag, der nicht nach auserlesenen Leckeren hascht, die nicht selten unter der lockenden Hülle gefährliches Gift bergen. Hier wird er angenehm sich unterhalten, ohne Nachempfindung von Kopf- und Herzens-Schmerz.

F—k.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M Ä R Z 1839.

## P Ä D A G O G I K.

ESSEN, b. Bädeker: *Wegweiser für deutsche Lehrer.* In Gemeinschaft mit Bormann, Hentschel, Hill, Knebel, Knie, Lüber, Mager, Mädler und Prange bearbeitet und herausgegeben von Dr. F. A. W. Diesterweg, Director des Seminars für Stadtschulen in Berlin. 1838. Neue Auflage in zwey Bänden. Erster Band XXXVI u. 521 S. Zweyter Band IV u. 450 S. gr. 8. (3 Thlr. 20 gr.)

Ein Wegweiser! Unsere pädagogische Literatur hat viele Wegweiser aufzuweisen; mit jedem Jahre mehreren sie sich; denn jedes Lern- und Lehr-Buch soll im Grunde doch weiter nichts als ein Wegweiser seyn. Auch der rüstige Vf. des vorliegenden Wegweisers hat uns schon mit so manchem Werke beschenkt, welches einen höchst segensreichen Einfluß auf die bessere Gestaltung des Elementarunterrichtes geübt hat. Das vorliegende ist ein neuer erfreulicher Beweis von der unermüdeten Thätigkeit und dem warmen Eifer des Hn. D. für Lehrerbildung und Volksveredlung. Diese Schrift gehört nicht zu den gewöhnlichen und alltäglichen auf- und bald wieder untertauchenden literarischen Producten; nicht zu den Werken, die, wenn sie gelesen, ihren Zweck erreicht haben, sondern zu den Schriften, die klassischen Werth haben. Sie enthält einen Schatz der köstlichsten und segensbringendsten Erfahrungen, der tiefsten Beobachtungen, der ernstesten Anregungen auf dem Gebiete der Pädagogik. Man liest es, und immer wieder liest man es, weil es des Geistes voll ist, gleich einer unerschöpflichen Goldgrube, weil sich der eigene Geist daran erfrischt und aufrichtet, weil der denkende Geist bey wiederholtem Lesen immer wieder Neues darin entdeckt. Solche Schriften bedürfen wir auch; sie sollten die Hausmannskost jedes deutschen Lehrers seyn. Der Dorflehrer, der einigermaßen sich fortbildet, und nicht durch drückende äußere Verhältnisse in seiner Thätigkeit eingeschränkt wird, findet hier manche belehrende Winke und das Ziel lichtvoll vorgesteckt, nach welchem er zu streben hat. Der Stadtlehrer, der höheren Anforderungen genügen soll, und dem mehr Mittel zu Gebote stehen, findet hier das Ziel in voller Klarheit vorgezeichnet, das er, wenn er sonst kein Miethling und Schwächer ist, erreichen kann. Der Lehrer an höheren Schulen mag auch einmal das Werk ernstlich studiren. Die Weltweisheit wird ihm

J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

nur zu leicht die gefährliche Meinung beybringen, er habe den naturgemäsesten Weg zur Bildung des Geistes eingeschlagen. Gewöhnlich ist es aber umgekehrt. Darum empfehlen wir diese Schrift unbedingt allen Lehrern in unserm deutschen Vaterlande, denen es um Selbstständigkeit des Geistes, um wahre Lehrerbildung zu thun ist. Das Ganze ist kein Receptbuch, sondern Denkstoff zum Prüfen.

Vor drey Jahren erschien das Werk zum ersten Male; jetzt wird das Schiff zum zweyten Male vom Stapel gelassen, und zwar mit reichlich verwarhter Fracht und verändertem Titel. Die Vermehrungen bestehen theils in Zusätzen, in bis auf die neueste Zeit fortgeführter Literatur, theils in Umarbeitungen der einzelnen Lehrgänge, theils in fünf neuen Abschnitten, worauf wir unten noch zurückkommen.

Die erste Anregung zur Abfassung dieser Schrift wurde dem Vf. durch das königl. Schul-Collegium gegeben, welches eine kurze, aber genügende Anleitung zu einer bildenden Behandlung der verschiedenen Unterrichtsgegenstände in der Volksschule für die Lehrer derselben wünschte. Diesem Zwecke stimmte er bey, und unterwarf sich einem Plane zur Ausführung des Ganzen, der aber über die von der vorgesetzten Behörde angedeuteten Grenzen hinausging. Der Vf. nämlich fühlte, es fehle nicht bloß an einer genügenden Darstellung der Methoden im Volksunterricht, sondern auch an einem Leiter bey der aus der großen Menge von Lehrschriften zu treffenden Auswahl, überhaupt also an einem Führer bey dem Streben vieler angehenden und im Amte thätigen Lehrer nach Bildung und Fortbildung. Zur Erreichung dieses Zweckes soll vorliegende Schrift mitwirken, und sie soll dem Lehrer das Endziel der Lehrerbefrebung aufstellen, die allgemein richtigen didaktischen und methodischen Grundsätze und ihre Anwendung auf die einzelnen Unterrichtsfächer des Volksschulunterrichts nachweisen, und auf die bedeutendsten Schriften hinweisen, durch welche der Lehrer sich die erforderliche allgemeine und besondere Bildung erwerben, und welcher er als Führer bey der Praxis des Unterrichts sich anvertrauen könne. Alles in den verschiedensten Fächern selbst zu leisten, schien ihm jenseits der Grenzen seiner Zeit und seiner Kraft zu liegen. Er sah sich deshalb nach Mitarbeitern um, und fand sie. Es sind die auf dem Titel genannten. Eine absolute Congruenz und Identität ihrer Meinungen und Ueberzeugungen mit den seinigen war nicht zu verlangen. Ein Wegweiser zur Bildung soll nicht zur Beknechtung, sondern zur Be-

freyung des menschlichen Geistes beytragen. Daher fodert der Herausgeber jeden selbstständigen und nach Selbstständigkeit strebenden Geist auf, das Geschäft der Prüfung selbst zu übernehmen, und die Einheit in der Uebereinstimmung des Besonderen mit dem Allgemeinen mit Muth und Vertrauen aufzufuchen. Wahr sagt Hr. D.: „Es giebt Viele, welche meinen, man müsse den Lehrern nur Richtiges, Unbedingtes und Absolutes geben, um sie zur unbedingten, wenn auch zum Theil erzwungenen und (klavischen Annahme und Befolgung der aufgestellten Satzungen zu bestimmen. Zu diesen gehöre ich nicht. Ich kann mir keine wahre, selbsteigene, d. h. zu eigenen gewordene Bildung denken, ohne Untersuchung und Prüfung, ohne Selbstdenken und Anstrengung.“ „Gegen das Vor- und Nach-Sprechen, gegen die traurige Autorität in Sachen der Bildung möchte ich mitwirken. Das Reich dieser Herrschaft ist grösser, als man, selbst mit Phantasie begabt, vermuthen sollte.“ Bestimmt ist daher diese Schrift für strebende Jünglinge und strebende Lehrer. Sie eignet sich nicht für solche, die ohne eigenes Nachdenken auf einem ausgetretenen Wege fortwandeln; noch für die, welche in irgend einer Zeit ihres Lebens die Aufgabe ihrer Bildung für vollkommen gelöst erachten. Vielmehr will sie von Anfang bis zu Ende die Prüfung und Forschung der Lehren in Anspruch nehmen. Auf absolute Richtigkeit aller einzelnen Sätze kommt es daher nicht an, und die Schrift macht keinen Anspruch darauf. Der Leser soll ein selbstständiges Urtheil gewinnen, sich eigene Ansichten bilden, Alles näher erwägen, nichts auf Treue und Glauben hinnehmen, sondern prüfen und untersuchen. „Das Buch ist schlecht — muß ich selbst (bemerkt Hr. D. in der Vorrede zur 2 Auflage) sagen, wenn ich es mit dem vergleiche, was es seyn könnte. Ich werde mich freuen, wenn ein Anderer mehr leistet. Aber zugleich fodert es die Aufrichtigkeit, zu gestehen, daß ich meine, es werde doch das Seinige leisten — anregen zum Nachdenken — über Schlandrianismus und Mechanismus erheben — für die große Sache der Jugendbildung befeuern — auch manches Neue vorführen.“ Rec. zweifelt keinen Augenblick, daß es seine Mission erfüllen, und zum Fortschreiten in Lehre und Leben ein Großes beytragen werde.

Das Ganze zerfällt in zwey Theile, von denen der erste (S. 1—171) das Allgemeine, der zweyte das Besondere umfaßt, und das noch Uebrige des ersten Bandes und den ganzen zweyten Band füllt. Im allgemeinen Theile, der ganz von Hn. D. bearbeitet ist, spricht derselbe zuerst (S. 3—13) über „die Bestimmung und Aufgabe des Menschen- und Lehrer-Lebens.“ Hohe Forderungen macht er hier an Jeden; aber man fühlt es auf jeder Seite, wie tief er über diesen Gegenstand nachgedacht hat, und wie er sich hier auf einem Felde befindet, in welchem er zu Hause ist. Selbstthätigkeit im Dienste des „Wahren und Guten“ ist die Aufgabe des Menschenlebens; diesen Ausdruck wählt der Vf. unter

vielen. Begeistert zeigt er, wie diese Aufgabe für den Erzieher und Lehrer noch bedeutungsvoller sey, weil er sich das Geschäft der Erziehung und Bildung zum Lebensberufe erkoren. Man lese sie selbst die herrlichen Gedanken des Vfs.: eines Auszuges sind sie nicht fähig. Im zweyten Abschnitte beantwortet Hr. D. die Frage (S. 13—34): „Unter welchen Bedingungen gedeiht das Streben nach intellectueller Bildung, nach Einsichten und Kenntnissen, durch Bücherstudium?“ Drey Bedingungen sind es, unter welchen man intellectuelle Bildung gewinnen kann: „Unbedingte, reine Liebe zur Wahrheit; Erforschung und Prüfung der Wahrheit; Gründlichkeit des Studiums, Vielseitigkeit der Betrachtung, Anwendung und Uebung.“ Hierauf folgen „Rathschläge zum Studiren“ und „Rathschläge, welche der Lehrer in Betreff seines Schulunterrichts zu beobachten hat.“ Wir empfehlen sie jedem nach Geistesbildung strebenden Lehrer auf das Angelegentlichste. Hierauf folgt im dritten Abschnitte (S. 34—88) eine „Anleitung zum Studium der Elementar-Pädagogik, Didaktik und Methodik.“ In diesem Abschnitte setzt der Vf. ein Vierfaches aus einander: 1) Wem das Studium der Pädagogik, Didaktik und Methodik besonders zu empfehlen sey, und wem nicht; 2) Was von den dahin einschlagenden Schriften im Allgemeinen und in besonderer Beziehung auf die Elementarschule bis jetzt geleistet worden; 3) das Nöthigste über die Begriffe der Pädagogik, Didaktik und Methodik; 4) Welches sind die wichtigsten, empfehlenswertheften Schriften über Elementar-Pädagogik, Didaktik und Methodik? Diese vierte Frage ist am ausführlichsten behandelt; über die empfohlenen Schriften ist ein kurzes Urtheil und wo möglich belehrende Winke, die bey dem Studium derselben zu benutzen sind, beygefügt. Die Literatur ist in dieser zweyten Auflage reichlich vermehrt worden; freylich möchte aber auch der Reichthum derselben für den Unkundigen einigermaßen verwirrend seyn. 67 Schriften über Pädagogik, Didaktik und Methodik sind hier genannt. Es ist eine reich besetzte Tafel, und den Lehrern ist recht gesunder Appetit zu wünschen. Neben „Demeter's Handbuch zur Bildung angehender Schullehrer“ verdiente wohl auch Hoffmann's „Praktisches Handbuch der deutschen Volksschul-Versaffung und des Schulrechts“ (Dresden, 1832 u. 1836) aufgeführt zu werden; denn es enthält alle auf das Volksschulwesen Bezug habende Gegenstände zunächst in Beziehung auf die in den königl. sächsischen und königl. preussischen Staaten bestehenden Gesetze und Einrichtungen. Der letzte Abschnitt enthält (S. 88—171) „die Anlagen des Menschen und die aus ihrem Wesen entspringenden allgemeinen didaktischen Gesetze und Regeln.“ Da er den wichtigen Zweig des pädagogischen Wissens, die Kenntniß der geistigen Anlagen des Menschen, in einem solchen Werke nicht erschöpfen konnte, so giebt er nur das Wichtigste und Wesentlichste, und empfiehlt es als reichhaltigen, fruchtbaren Denstoff. S. 112 bis 129 giebt der Vf. eine kurze Psychologie, wel-

che die meisten Leser überschlagen mögen. Er gab sie bloß darum, weil jetzt schon vielen Lehrern solche Kost zufließt. Sie befähigt zu einem Blick in die Wissenschaften, und ist ein Gegengift gegen die Anmaßung. Denn das Schwere macht bescheiden. So viel Wahres und Beherzigungswerthes Hr. D. auch hier ausspricht, so läuft doch auch manches nicht haltbare mit unter; z. B. S. 120 heißt es: „Es ist daher undenkbar, unbegreiflich, daß die Seele etwas vergessen sollte. Der Annahme eines eigenen Gedächtnisses bedarf es daher nicht einmal.“ Annahmevermögens haben schon ein Gleiches ausgesprochen, z. B. *Beneke*, *Arnold*. Also wäre es nichts mit einem Gedächtnisse? Die Uebungen des Gedächtnisses, welche sich seit Jahrhunderten als wirksam erwiesen haben, sind also unnütz? Unsere Schulen bedürfen demnach keine besonderen Gedächtnisübungen (siehe S. 52 zu *Schweizer's* Methodik). Nun Rec. weiß es aus Erfahrung, daß er ein Gedächtnis hat, daß seine Schüler auch eines haben, und er kann versichern, daß er sich durch solche Ansichten nicht abhalten läßt, für die Uebung des Gedächtnisses in seiner Schule Sorge zu tragen. Mögen Andere für die Uebung der „Beharrungskraft unserer Vorstellungen“ sorgen; im Grunde genommen, bilden sie dann auch das Gedächtnis. Von S. 130 giebt Hr. D. allgemeine Regeln für den Unterricht in Betreff des Schülers, in Betreff des Lehrstoffs, in Betreff äußerer Verhältnisse, der Zeit des Ortes, des Standes u. s. w., und in Betreff des Lehrers. Von den vielen wichtigen Bemerkungen und reichen Erfahrungen, welche Hr. D. hier mittheilt, möchte Rec. gern etwas mittheilen, wenn er nicht fürchtete, zu weit zu werden; wir verweisen darum jeden Leser auf das Werk selbst. Es sind goldene Aepfel in silbernen Schalen.

Der zweyte Theil enthält in 18 Abschnitten Folgendes: 1) Anschauungs- und Sprech-Uebungen; 2) der Unterricht in der Religion von Dr. *Bormann* in Berlin; 3) der Unterricht im Lesen; 4) der Unterricht in der deutschen Sprache; 5) der Schreibunterricht von Dr. *Mädler* in Berlin; 6) der Unterricht im Singen von *Hentschel* in Weisensfels; 7) der Unterricht im Zeichnen von demselben; 8) der Unterricht in der Geographie von *Bormann*; 9) Geschichte von *W. Prange* in Weisensfels; 10) Naturgeschichte von *A. Lüben* in Aschersleben; 11) Naturlehre und mathematische Geographie; 12) Zahlenlehre; 13) Formen- und Raum-Lehre. Folgende Aufsätze sind in der 2ten Auflage neu hinzugekommen: 14) Ueber das Französische von Dr. *Knebel* in Kreuznach; 15) der Unterricht in fremden Sprachen überhaupt von Dr. *Mager* zu Genf; 16) der Unterricht der Blinden von *J. G. Knie* in Breslau; 17) der Unterricht der Taubstummen von *Hill* in Weisensfels; 18) über Erziehung zur Vaterlandsliebe, Patriotismus und was damit zusammenhängt. Die Abhandlungen ohne Namen rühren von Hn. *Diestlerweg* selbst her. S. 175—191 werden die Anschauungs- und Sprech-Uebungen behandelt. Zuerst zeigt der Her-

ausgeber im Allgemeinen, daß es der früheren von *Bafedow* und von *Rochow* herrührenden Verstandes- und Denk-Uebungen jetzt nicht bedürfe, weil jeder Lehrgegenstand der Volksschule geistbildend behandelt werden müsse; die *Pestalozzi'sche* Schule habe diese Uebungen aus der Schule verwiesen, und fordere nur Anschauungs- und Sprech-Uebungen. „Wenn das fünf- oder sechsjährige Kind (heißt es S. 180) den Boden der Schule betritt, so befindet es sich in der Regel in einem solchen Geisteszustande, daß es für den eigentlichen Unterricht reif gemacht werden muß. Seine Aufmerksamkeit soll geweckt, seine Sprachkraft entfesselt werden. Denn von Beidem hängt die Gedeihlichkeit des Unterrichtes vorzüglich ab, von der Befestigung der Zertreutheit oder von der Energie der Aufmerksamkeit, oder von der Fähigkeit, die Gedanken auf einen Gegenstand zu fixiren, und von der Fertigkeit, seine Vorstellungen durch Worte zu bezeichnen. Diese großen und wichtigen Zwecke verfolgen die sogenannten Anschauungs- und Sprech-Uebungen auf der ersten Stufe des Unterrichtes. Es sind Anschauungs-Uebungen, weil das Anschauungsvermögen das Grundvermögen aller wahren intellectuellen Bildung ist, und es sind Sprech-Uebungen, weil man sich nur durch das Ausprechen der Vorstellungen und Gedanken der Kinder vergewissert, daß sie die richtigen Vorstellungen aufgefaßt haben, und weil der klare Gedanke nur mit dem Worte entsteht.“ Hierauf folgt die Aufzählung der wichtigsten Lehrschriften über diesen Unterrichtsgegenstand. Neben *Spekter's* „Fabeln für Kinder“ verdiente wohl auch *Zerrenner's* neueste Schrift „Handbuch zu Denk- und Sprech-Uebungen nach des Verfassers Bildertafeln“ (Magdeburg, 1838. 2 Thlr. 12 gr.) einen Platz.

S. 195—234 zeigt Hr. B. in dem Abschnitt über den Unterricht in der Religion zuerst die Wichtigkeit des Religionsunterrichtes für die Elementarschule, worauf er auf die Behandlung dieses Unterrichtes zu sprechen kommt. Er unterscheidet 4 Stufen, deren jede 2 Jahr umfassen soll. Den zu bearbeitenden Lehrstoff der ersten Stufe liefern die Geschichten Alten Testaments, von denen der Lehrer einzelne Erzählungen hervorheben, und mit wenigen Worten den Zusammenhang andeuten soll. Auf der zweyten Stufe ist der zu bearbeitende Lehrstoff die bibl. Geschichte des Neuen Testaments mit Berücksichtigung des eigenthümlichen, specifischen Unterschiedes der neutestamentlichen und der alttestamentlichen Geschichten und der historischen, und der historisch-dogmatischen Abschnitte der Evangelien. Auf der dritten Stufe soll das Kind noch näher mit dem Inhalte der heiligen Schrift, und zwar mit dem Theile derselben, der in dem Vorhergehenden noch nicht berührt wurde, also mit dem Nicht-Historischen bekannt gemacht werden, die vierte Stufe soll das gewonnene Material ordnen und zusammenstellen. Nun bringt der Vf. noch einiges der Ueberlegung Würdige über „Lehrform und Lehrton“ bey dem Religionsunterrichte zur Sprache, worauf die Angabe der Lehrmittel für den Schüler

und Lehrer folgt. Statt der veralteten „biblischen Geschichten“ von *Seiler* verdient gewiss *Zahns* „biblische Historien“ und „biblische Geschichte nebst Denkwürdigkeiten“ einer näheren Empfehlung. Neben „*Luthers Katechismus*“ von *Herder* verdient auch folgendes Büchlein einen Platz: „*Luthers kleiner Katechismus*, worin zum richtigen Lesen und Erlernen desselben die Betonung angedeutet, und das Verständniß des Inhalts durch kurze Fragen erleichtert ist, nebst einem Verzeichniß von Bibelprüchen für jedes Hauptstück von *W. A. Bernhardt*. (Berlin, 1839. 2 $\frac{1}{2}$  Thlr.)

S. 235—323. finden wir den Abschnitt „über den Unterricht im Lesen“ vom Hn. *Diesterweg*. Es ist, wie alle Abschnitte des Herausg., ein in seiner Art gelungener, worauf wir alle Lehrer aufmerksam machen, denn er verfolgt das Lesen vom Minimum bis zum Maximum. Die erste Frage ist: „Wie bildet der Lehrer seine Lesefertigkeit weiter?“ Der Vf. antwortet: „durch Aufmerksamkeit auf anerkannt gute Leser; durch das Streben nach geistiger Ausbildung überhaupt, besonders durch das Studium der Muttersprache; und durch das Studium der Leseregeln selbst.“ Bey der zweyten Frage beschäftigt sich der Vf. mit der rechten Weise des Lesenlehrens nach den drey Stufen: des mechanischen, logischen und ästhetischen Lesens. Nun folgen von S. 253 an die Lehrmittel für den Lehrer und Schüler beym Leseunterricht, wobey der Vf. noch manches Brauchbare und Wissenswerthe mittheilt. Unter den Lehrmitteln für das ästhetische Lesen verdiente auch *Kannegiessers* „deutsches Declamatorium“ (Leipzig 1837) einer lobenswerthen Empfehlung, es enthält viel Unbekanntes und doch Treffliches aus der deutschen Literatur. Der Abschnitt über den Unterricht in der deutschen Sprache (S. 324—383) vom Herausg. bringt unter 3 Rubriken den Zweck des Sprachunterrichts, die Methode desselben und die Lern- und Lehr-Mittel zu demselben zur Sprache. Es enthält einen reichen Denkstoff für strebende Lehrer. In zwey Anhängen spricht der Vf. noch über den Rechtschreibunterricht und über die Aufsatzlehre. S. 384—406 giebt Hr. Dr. *Mädler* einen kurzen Unterricht in der Kalligraphie nebst den nöthigen literarischen Hülfsmitteln. Die folgenden beiden Abschnitte über „den Unterricht im Singen“ (S. 407—478), und über „den Unterricht im Zeichnen“ (S. 479—521) von Hn. *Hentschel*, haben in dieser neuen Ausgabe eine vielfache Vermehrung erfahren, und die abgerissenen Andeutungen der ersten Auflage sind zu einem lebendigen Bilde zusammen-

gestellt worden. Eine grössere Sparsamkeit in den angeführten Citaten wäre für eine neue Ausgabe wohl zu empfehlen. Die *Hentschel'schen* Lehrgänge kann man wohl erst nach einer praktischen Durcharbeitung richtig beurtheilen.

Im zweyten Bande unseres Wegweisers treffen wir zuerst einen Abschnitt S. 1—34 über „den Unterricht in der Geographie von *Bormann*, der einige bemerkenswerthe Verbesserungen erfahren hat. Bey der Anführung von *Vogels* „Schulatlas“ ist auch noch die Anzeige der II Lieferung hinzuzufügen, welche die einzelnen europäischen Staaten enthält, mit Berücksichtigung des historischen Elements. Der Abschnitt über den Unterricht in der Geschichte war in der ersten Auflage vom Hn. Dir. *Schubart*. In einem Zusatz des Herausg. wurde schon auf die verschiedenen Einwendungen hingewiesen, welche dieser Aufsatz bey vielen Lesern hervorrufen werde, nämlich: daß hier zu viel gefodert sey, daß diese allgemeine Anweisung für den Volksschullehrer zu hoch gehe. Sie sind nicht ausgeblieben. Die Kritik hat den Aufsatz für verfehlt bezeichnet, so viel Wahres und Richtiges Hr. *Schubart* auch aussprach. In dieser neuen Auflage ist dieser Aufsatz gestrichen, und ein anderer vom Seminarlehrer *Prange* in Weisensfels gegeben worden. „Das Wesen der Geschichte, die Bedeutung des Unterrichts in der Geschichte für die Volksschule, die Anwendung der allgemeinen Unterrichtsgrundsätze auf den Unterricht in der Geschichte, die Eigenthümlichkeiten desselben, die Ordnung des geschichtlichen Unterrichtsstoffs, die Anforderungen an den Geschichtslehrer und die literarischen Hülfsmittel“: das ist der Inhalt dieses Abschnitts von S. 34—93. Sehr wahr sagt der Vf. S. 35 über das Wesen der Geschichte: „Das göttliche Walten in der Geschichte ist derselben eigentlichstes Wesen. Es zu ergründen, ist begreiflicher Weise nicht Sache der Volksschule; aber den göttlichen Wegen, so weit es ein kindliches Gemüth zu fassen vermag, nachblicken lernen, und eine immer lebendigere Ahnung von dem gnädigen Walten der weisen Vorsehung in der Menschlichen Schicksale gewinnen: das ist die Hauptaufgabe des Geschichtsunterrichts in der Volksschule.“ Vier Principien empfiehlt er darum für denselben in der Volksschule; nämlich für die Wahl des Unterrichtsstoffs, das „kirchengeschichtliche“ und das „vaterländische“. Für die Behandlung des Stoffs das „biographische“ und „geographische“ Princip.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M Ä R Z 1 8 3 9.

## P Ä D A G O G I K.

ESSEN, b. Bädeker: *Wegweiser für deutsche Lehrer.* In Gemeinschaft mit Bormann, Hentschel, Hill, Knebel, Knie, Lüben, Mayer, Mädler und Prange bearbeitet, und herausgegeben von Dr. F. A. W. Diefterweg u. s. w.

(Bechluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Den geschichtlichen Unterricht vertheilt der Verf. nach den vier Alterstufen des Kindes während des neunjährigen Schulunterrichts. Auf der ersten Altersstufe ist der zu behandelnde Stoff: die heilige Geschichte des A. u. N. T. mit Beachtung des Kirchen-, des bürgerlichen Jahres und der chronologischen Folge. Der Lehrstoff der zweyten Altersstufe ist eine erweiternde Wiederholung der biblischen Geschichte, Geschichten aus der Kirchengeschichte bis zur Annahme des Christenthums unter den deutschen Völkern, nebst Beachtung derjenigen Männer und Begebenheiten aus der Specialgeschichte anderer Völker, welche eng mit jenen Geschichten zusammenhängen. Auf der dritten Altersstufe kommen nun in der ersten Hälfte Geschichten aus der deutschen Geschichte, und in der zweyten Hälfte Geschichten aus der Zeit der Reformation. Die vierte Altersstufe giebt in der ersten Hälfte eine erweiternde Wiederholung des Lehrstoffs auf der dritten Stufe, mit besonderer Berücksichtigung der Zeit von Luthers öffentlichen Auftreten an, und mit Hinzufügung einer ausführlicheren Geschichte der Männer und Begebenheiten unseres Jahrhunderts; in der zweyten Hälfte kommen alsdann noch ausführlichere, wahre Erzählungen aus der allgemeinen Geschichte alter und neuer Zeit nach ethnographisch-synchronischem Princip. Dieser Lehrgang ist in der Anlage richtig und naturgemäß; aber in der Ausführung bey den beschränkten Unterrichtsverhältnissen in mehreren Volksschulen, wird es wohl stocken. Doch Ideale müssen gesteckt werden. In der Angabe der literarischen Lehrmittel wäre wohl mehr kritische Auswahl nöthig gewesen. Das 27 Seiten lange literarische Verzeichniß wird manchen Lehrling verwirren und ihm die Wahl schwer machen. In dem Abschnitt über den Unterricht in der Naturgeschichte (S. 94—123) spricht Hr. Lüben zuerst vom Zweck und Werth des Unterrichts in der Naturgeschichte, alsdann über die methodischen Grundsätze und Regeln für die Behandlung desselben, hierauf stellt er einen Lehrgang für denselben auf, welcher

J A. L. Z. 1839. Erster Band.

chem die vorzüglichsten Lehrmittel folgen. Der Aufsatz ist in dieser neuen Ausgabe bedeutend überarbeitet worden, besonders in der Aufstellung des Lehrganges. Der Vf. hat Eigenthümlichkeiten; er beginnt mit der Betrachtung der Arten, im zweyten Curfus folgen die Gattungen, im dritten die natürlichen Familien, und der vierte Curfus beschließt mit dem inneren Bau und der Natur der Geschöpfe den Lehrstoff. Zwar sind die Ansichten der analytischen Behandlung des naturgeschichtlichen Unterrichtes nicht neu, haben auch hie und da viele Gegner gefunden; aber Rec. stimmt in das Wort *Diefterwegs*, daß Hr. Lüben besonders die Frage nach der Methode in dem naturgeschichtlichen Unterricht angeregt und ventilirt hat. Freylich werden viele Lehrer mit Rec. dahin übereinstimmen, daß in niederen Volksschulen bey den jetzigen Unterrichtsverhältnissen von des Vfs. Methode, und dem Lehrgange nur eine sehr dürftige Anwendung zu machen ist. Die folgenden 3 Abschnitte sind wieder vom Herausg. Durch den Unterricht in der Naturlehre und der mathematischen Geographie (S. 124—146) soll die „die Kenntniß der Erscheinungen und die Kenntniß ihres gesetzmäßigen Verlaufs erstrebt werden.“ Der ganze Lehrgang darin zerfällt in folgende Stufen: zuerst: was? Die Kenntniß und Auffassung der einzelnen Erscheinungen; dann: wie? der gesetzmäßige Verlauf der Erscheinungen, Auffassung der Naturgesetze; zuletzt: warum? Auffspürung der den Gesetzen und Erscheinungen zu Grunde liegenden Ursachen und Kräfte. Diese Methode ist also eine regressive, eine Elementarmethode. Zu bedauern ist es nur, daß wir in der physikalischen Literatur noch kein Werk besitzen, welches den Anforderungen der Wissenschaft und der Methodik zugleich entspräche.

Es thut uns leid, daß es der Raum dieser Zeitschrift verbietet, noch mehr des Lehrreichen und Anziehenden aus den übrigen Abschnitten über den Unterricht in der Zahlenlehre, in der Formen- und Raum-Lehre, im Französischen, in fremden Sprachen überhaupt, der Blinden, der Taubstummen, und aus dem Aufsatz „über Vaterlandsliebe, Patriotismus, und was damit zusammenhängt, den Lesern vorzulegen; aber wir freuen uns diese Muster- und Meister-Arbeit allen deutschen Lehrern auf das Wärmste zu empfehlen.

Die Verlagshandlung hat auch für eine würdige äußere Ausstattung gesorgt.

B. in. N.

## P A T R I S T I K.

LEIPZIG, b. Tauchnitz: *Bibliotheca Patrum ecclesiasticorum latinorum selecta*. Ad optimorum librorum fidem edita, curante E. G. Gersdorf. Vol. I. Auch unter dem besondern Titel: *S. Clementis Romani Recognitiones*, Rufino Aquilej. presbytero interprete. Ad librorum Mss. et edn. fidem expressae, curante E. G. Gersdorf, Phil. Dr. Art. M., bibliothecae Univ. litt. Lips. praef. prim. cet. 1838. X u. 254 S. 8. — *Vol. II.* Auch unter dem Titel: *Th. C. Cypriani opera genuina*. Ad optimorum librorum fidem expressa brevique adnotatione instructa, curante D. J. H. Goldhorn. Phil. Dr. Art. M. Theol. Lic. et priv. doc. in Univ. litt. Lips. biblioth. Paull. cult. cet. *Pars I. Epistolae*. 1838. VIII u. 254 S. 8. (Beide 1 Thlr. 16 gr.)

Ueber Zweck und Anlage dieser *Bibliotheca selecta* spricht sich der Herausgeber nur gelegentlich am Schlusse der Vorrede zum ersten Bande S. IX fg. dahin aus, das er dieselbe auf wiederholtes Ersuchen des Verlegers unternommen, und als Gehülfe dabey, wie er sagt, *viros litteris et antiquitatis christianae studiis eruditissimos* gewonnen habe, das er dadurch den Theologen ein brauchbares Hülfsmittel in die Hände zu geben gedenke, um gründliche Kenntniß des christlichen Alterthums zu fördern, und das die Werke Cyprians, Lactantius und Tertullians bald hinter einander folgen würden. Wir finden auch wirklich dieses Unternehmen recht verdienstlich und zeitgemäß, und es verdient diese *Bibliotheca Patrum latinorum selecta* der im Schwickert'schen Verlage seit 1826 erscheinenden *Bibliotheca sacra Patrum graecorum* (f. J. A. L. Z. 1838. No. 72.) würdig an die Seite gestellt, und insbesondere jüngeren Theologen, die sich gründliche Kenntniß des christlichen Alterthums verschaffen wollen, angelegentlichst empfohlen zu werden. Da nämlich die früheren besseren Sammlungen und Ausgaben der Kirchenväter immer seltener werden, auch deren Gebrauch für das erste Quellenstudium manche Unbequemlichkeit darbietet, und daher leicht zum bloßen Nachschlagen verleitet: so sind dergleichen Handausgaben, wie die gegenwärtige und die erwähnte Schwickert'sche, die besten Mittel, zu einem gründlichen Quellenstudium einzuladen, und sie verdienen um so mehr unseren aufrichtigen Dank, wenn auch ihr Preis, wie die äufsere Ausstattung, diesem Zwecke vollkommen entsprechen. Was insbesondere diesen letzten Umstand betrifft, so dürfte unsere *Bibliotheca Patrum latinorum* nur mit der neueren Pariser, von Caillau und Guillon besorgten, übrigens aber wenig brauchbaren *Collectio SS. Patr. selecta*, deren vier erste Bände wir näher eingesehen haben, im Vergleich zu stellen seyn.

Unter diesen Umständen würde es unbillig seyn, dem Herausgeber deshalb einen Vorwurf zu machen, das er die Reihe der lateinischen Kirchenväter ge-

rade mit den *Recognitiones Clementis* eröffnet hat, da bekanntlich diese Schrift keinen Lateiner, sondern einen Griechen zum Vf. hatte. Sagt doch schon Rufinus in der *praefatio ad Gaudentium epist.*: *Suscipe, anime mi, redeunte ad te Clementem nostrum, suscipe jam Romanum*; und seit dem fünften Jahrhunderte wurden, wie bekannt, die Recognitionen in der lateinischen oder abendländischen Kirche noch häufiger gelesen als in der griechischen. Auch ist Rec. höchst wahrscheinlich, das der Vf. dieses polemisch-religiösen Romans (so möchten wir die Schrift kurzweg charakterisiren) entweder denselben im Abendlande geschrieben oder doch längere Zeit sich daselbst aufgehalten haben möge.

Was nun diese neue Ausgabe selbst betrifft, so enthält sie nur den lateinischen Text nach der Rufinischen Uebersetzung. An eine Wiederherstellung des ursprünglichen Textes der Clementinen ist aus bekannten Gründen gar nicht zu denken; man kann höchstens nach einer solchen Berichtigung desselben fragen, das man das Ganze mit geringerem Anstosse zu lesen im Stande ist. Und eine solche Berichtigung verdanken wir auch der kritischen Sorgfalt des Herausgebers. Er benutzte hiezu, ausser den früheren Ausgaben, noch zwey Leipziger Handschriften und die Varianten zweyer Berner, welche zu diesem Zwecke waren verglichen worden. Kurze kritische Noten geben darüber Rechenschaft.

Der zweyte Band unserer *Biblioth. sel.* wird die acht Schriften *Cyprian's* von Karthago enthalten. Der erste Theil liefert uns zuvörderst die Briefe dieses Bischofs. Die Wichtigkeit derselben zur Kenntniß der damaligen Zeit ist bekannt; vorzüglich in Beziehung auf Begriff, Umfang und Verwaltung der christlichen Kirche. Um aber manche Stellen dieser Briefe, die sich auf die Einheit der Kirche beziehen, richtig zu verstehen, muß man das Buch *de unitate ecclesiae* (worauf sich Cyprian selbst *ep. 54* beruft), kennen, und wir würden es zweckmäfsig gefunden haben, wenn der Herausgeber jenes Buch hier gleich mit aufgenommen hätte, was um so weniger befremden durfte, da dieses ohnedies kurze Buch eigentlich ein Brief oder Circularschreiben war, auch schon von den Alten unter diesem Titel angeführt wird. — Uebrigens hat sich der Herausgeber in der kritischen Behandlung des Textes nur an die in den früheren Ausgaben dargebotenen Hülfsmittel halten können, ist aber in der Wahl der Lesarten immer mit der nöthigen Vorsicht verfahren. Auch sind einige wenige, theils eigene, theils aus den früheren Ausgaben entlehnte erklärende Anmerkungen eine zweckmäfsige Beygabe. Und wir erlauben uns hier schon im Voraus darauf aufmerksam zu machen, das auf dergleichen Anmerkungen bey der Herausgabe des Tertullian wohl noch mehr Rücksicht zu nehmen seyn dürfte.

Schliesslich wünschen wir von Herzen, das dieses verdienstvolle Unternehmen durch gehörige Unterstützung von Seiten des Publicums möglichst gefördert werden möge. L. L.

## LITERATURGESCHICHTE.

LAUSANNE, b. Corbaz: *Notice biographique sur le General Frédéric César de la Harpe, précepteur de l'Empereur de Russie, Alexandre I, Directeur de la republique helvétique, citoyen suisse du canton de Vaud; par C. Monnard.* 1838. VIII u. 99 S. 8.

Der am 30 März 1838 im beynahe vollendetem 84ten Altersjahr verstorbene *Friedrich Cäsar Laharpe* ist einer derjenigen Zeitgenossen, über dessen öffentliches und politisches Wirken die Meinungen noch lange Zeit unvermittelt sich gegenüberstehen werden. Denn selbst seine Celebrität als Erzieher des Kaisers Alexander hängt von dem Urtheil ab, welches sich ein jeder über den *Monarque philanthrope* und dessen Einwirkung auf die großen Ereignisse in Europa während der ersten funfzehn Jahre dieses Jahrhunderts sich gebildet hat. Wie dieses aber sich gestalte, eine Thatsache wird immer zu Gunsten des kaiserlichen Zögling und seines Lehrers vom rein menschlichen Standpunct aus sprechen: das ungetrübte Verhältniß, welches bis zum Tode des Ersten zwischen beiden bestand, und dessen schönes Denkmal — ein ununterbrochener Briefwechsel — dem Publicum nicht vorenthalten werden dürfte. Seinem Privatcharakter nach mag *Laharpe* in den späteren Jahren seines Lebens, in welchen der Vf. in vertrauliche Nähe zu ihm kam, in sorgensfreyer Lage, bey kräftiger Gesundheit und einem äußerst glücklichen Gedächtniß, durch Genügsamkeit (bey welcher er selbst eine angebotene grössere Pension ausgeschlagen hatte), Wohlthätigkeit (besonders in mancherley Aufmunterungen und Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse), Zugänglichkeit und Bereitwilligkeit, jungen Leuten in geistiger und praktischer Ausbildung an die Hand zu gehen, ein heiteres Bild dargeboten haben. Dafs er kein *laudator temporis acti* war, ja ein solcher nicht seyn konnte, muß jedem einleuchten, der die politische Rolle, welche er spielte, auch nur einigermaßen kennt. Wem politische Neuerungen, Verbesserungen der Constitutionen und der Schulbücher und die *propagation du lumière* die Angelpuncte in dem Daseyn des Menschengeschlechts sind, der muß froh seyn, die Vergangenheit hinter sich zu wissen.

Seiner öffentlichen Wirksamkeit nach wird *Laharpe* anders von dem Waatländer, welcher den Begründer der politischen Selbstständigkeit seines Cantons in ihm verehrt, anders von dem Schweizer, der in ihm einen Hauptantifister der Umwälzung und der französischen Invasion erblicken muß, unbefangener vielleicht als durch beide von dem Deutschen, der nun nicht gerade dem herrschenden Schwindelgeist verfallen ist, beurtheilt werden. Ein etwas ernütes Wort, welches einst der betagte Seckelmeister *Steiger* zu Bern, dessen Haus übrigens dem jungen *Laharpe* zu dem zwanglosten wissenschaftlichen Verkehr stets offen stand, zu ihm gesprochen, alsbald aber wieder auf die mildeste Weise gut gemacht hatte

(S. 7, 8), verletzte den Hochmuth des jungen Waatländers (dessen Kopf schon von den amerikanischen Ideen eingenommen war), auf eine so empfindliche Weise, dafs er von diesem Augenblicke an den Vorsatz fafste, Alles zu versuchen, um seine Heimat der bernerschen Hoheit zu entreißen. Der Zufall führte ihn nach Rußland in die bekannten Verhältnisse, und man dürfte jenem unbedenklich ein welt-historisches Moment zugestehen, wenn wirklich nur *Laharpe's* Vorstellungen die Kaiserin Catharina im Jahr 1793 vermocht haben sollten, der für die Sache des französischen Königshauses auf dem Marsch befindlichen Armee Gegenbefehl zuzusenden. Es ist dieses von *L.* wiederholt behauptet worden; wir müssen es dahin gestellt seyn lassen. — Sein Biograph gesteht, dafs er von Rußland aus eine *activité prodigieuse* entwickelt habe, *pour affranchir la Suisse du joug aristocratique, mais surtout pour soustraire le Pays-de-Vaud à la domination bernoise*; zu deutsch: um Mißvergnügen hervorzurufen und Aufruhr zu stiften. Hiezu hätte der Rath von Bern schweigen, diesem gleichgültig zusehen sollen! So hat derselbe im Jahr 1791 die späteren Zeitbegriffe, nach welchen die rechtmäßigen Regierungen Aufwieglern gegenüber sich nur passiv verhalten dürfen, nicht anticipiren können. Er klagte bey der Kaiserin Catharina. Dafs diese bey der Entfernung, bey ihrem Standpunct, bey ihrer Zuneigung zu den französischen Sophisten, es bey der bloßen Warnung bewenden liefs, *L.* solle sich nicht mehr in die politischen Angelegenheiten der Schweiz mischen, darüber hat man sich nicht zu verwundern. Als nach seiner Rückkehr die Regierung von Bern ein mittlerweile ausgesprochenes Verbannungsurtheil nicht zurücknehmen wollte, sogar einen Fahndungsbefehl gegen ihn erliefs, sintemal man sich damals noch nicht zu der sublimen Weisheit verstiegen hatte, mit Unruhestiftern zu kokettiren, schwur er dieser Regierung tödtlichen Hafs. Er ging nach Paris, und spiegelte dem Directorium ein Befugnifs (abgeleitet aus einer sogenannten Garantie des Laufanner-Vertrags von 1564 durch König Karl IV) zu Einmischung in die Waatländischen Angelegenheiten vor, und da dieses bereitwilliges Gehör lieb, dehnte er seine Beglückungsprojecte mittelst französischer Bajonette auf die gesamte Schweiz aus, woran er an *Ochs* von Basel einen rüstigen Mitarbeiter fand. *L's.* Bekümmerniß über die Plünderungen des sogenannten Befreyungsheeres ist ein Beweis, wie die Leidenschaft verblendet. Hätte er nicht zum Voraus wissen können, dafs den raubgierigen Franzosen seine Waatländer Gefühle fremd bleiben, die Aussicht, ein friedliches Land rauberen zu können, erwünscht seyn werde? Wo blieb der bey des Seckelmeisters *Steigers* Aeußerung aufstrebende Unabhängigkeitsstolz, als *L.* die Stelle eines helvetischen Directors nur dann annehmen wollte, wenn seine Person in Paris gefällig wäre; wo das Bewußtseyn, einem freyen Volk anzugehören, als er dort erst anfragte, ob man an der helvetischen Verfassung etwas ändern, einige Mitglieder

des Directoriums durch andere ersetzt dürfe (S. 37)? Uns will bedünken, daß er als Director gern mehr als eine *cranerie insigne*, durchgeführt hätte. Für eine solche müssen wir auch den Wahn bezeichnen, welcher in der Intrigue vom 7 Jan. 1800 einen Plan erblicken wollte: *Se renverser le gouvernement au profit de l'Autriche!* Das Actestück (p. 42), in welchem sich L. damals gegen den *mepris des droits du peuple* verwahrt, erscheint jetzt nach 38 Jahren als lächerlich, da man auch zu jener Zeit von dergleichen Serail-Revolutionen so wenig Einfluß verspürte, als Theil daran nahm; hingegen müssen noch jetzt fremde Agenten das unheimliche Gefühl über die damaligen Zustände hervorgerufen haben (S. 29). S. 49 wird der mysteriöse Brief vom 18 May 1800, mit der Unterschrift *Mousson*, berührt, welches L.'s Verhaftung und heimliche Entweichung nach Paris zur Folge hatte. Diese Flucht muß doch einen Schatten auf ihn werfen, da bey dem Gefühl der Unschuld ein Mann, der sonst nach seinen Principien unverzagt auftreten sollte, eine Untersuchung nicht zu scheuen hat. *Laharpe* bezog unfern von Paris ein Landgut, dessen Bewirthschaftung, neben wissenschaftlichen Beschäftigungen in Verkehr mit ausgezeichneten Männern, seine Zeit angenehm ausfüllte. Außer in den Tagen der schweizerischen Consulten, wo er aus allen Kräften für das Einheitsystem zu wirken sich bemühte, sehen wir ihn erst im Jahr 1812 für politische Gestaltungen von Neuem wirkend, zu Paris und zu Wien, um die Person des Kaisers Alexander, dessen Ansichten in Bezug auf die höheren schweizerischen Verhältnisse durch die seinigen bestimmt wurden. Neben einen Schatz von Briefen, unter denen die des Kaisers von Rußland obenan stehen, hat L. noch *Memoires* über sein Leben und namentlich seine *bedeutungsvolle* Einwirkung auf Rußland hinterlassen, zu deren Veröffentlichung Hoffnung vorhanden ist.

P. T.

## S C H Ö N E K Ü N S T E.

BONN, in der Schulgen-Bettendorff'schen Kupferdruckerey: *Kalligraphische Blätter* von *Wilhelm Schulgen*. I u. II Heft. 1823. Bestehend aus 18 Blättern im größten Quartformat. 1—2 (10 gr.)

Nur durch Zufall, aber mit Unrecht, ist die Anzeige dieser kalligraphischen Blätter verspätet worden, denen wir in Bezug auf schöne Formen der Buchstaben, auf netten und feinen Stich (von *Ludy*) auf kostbaren Druck, und besonders auch auf sinnig gewählten Inhalt keine ähnlichen an die Seite zu setzen wüßten. Wir finden hier deutsche, lateinische, französische, englische Schriftzüge, dergleichen große verzierte Anfangsbuchstaben in seltener Harmonie. Nur die gothische Schrift und die großen Anfangsbuchstaben mit Verzierungen haben uns weniger angesprochen; die erste ist zu wenig lesbar, und die letzten scheinen uns mit Schnörkeln überladen. Alle übrigen Schriftzüge empfehlen sich durch edle Einfachheit und, wo es thunlich war, durch leichte, gefällige Schwingungen. Jede Tafel, welche nicht bloß das Alphabet in verschiedenen Sprachen darstellt, enthält eine treffliche, gedankenreiche Stelle aus den besten Autoren der Nation, deren Schriftzüge geliefert werden. Mehreren ist noch ein Denkpruch von *Goethe* vorgefetzt, so daß dieses Werk nicht bloß die Hand der Lehrlinge mechanisch beschäftigen, sondern zugleich ihren Geist wecken und unterhalten kann. Wer nach diesen kalligraphischen Vorschritten schreiben lernt, wird einen zwiefachen Vortheil gewinnen, wenn er zugleich den lehrreichen Inhalt derselben seinem Gedächtnisse einprägt. Lehrer und Schüler, Eltern und Kinder werden dem Vf. für diese wohlgelungene Unternehmung danken.

Bdf.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. Königsberg in der Neumark, b. Windolf u. Strielse: *Historisch-romantische Erzählungen. Maria Balthasar. Hans Grote. Hennig Grote. Hammer und Schale.* 1838. 289 S. 8. (1 Thlr.)

Ehedem mußten die Schüler zur Stärkung des Gedächtnisses die Geschlechtstafel der Patriarchen und israelitischen Könige auswendig lernen, was ungefähr für die Ausbildung des Geistes ebenso fördernd war, als die Lesung des vorliegenden Buches. Es ist die Frage, ob sich die Namen je-

ner alten Hebräer tiefer ins Gedächtniß prägen, als die Vorgänge, die Personen aus obigen Erzählungen. Rec. wenigstens vermochte es nicht, mit dem besten Willen nicht, nach einigen Stunden sich etwas Weiteren davon zu erinnern, als daß es historische Begebenheiten waren, die außer dem Weichbilde der Verlagshandlung Niemand interessieren, zumal da die Träger der Geschichten die Erlaubniß, langweilig zu seyn, bis zur Ungebühr mißbrauchen.

u.



# INTELLIGENZBLATT

der

## JENAI S C H E N

### ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

M Ä R Z 1 8 3 9.

#### L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N.

##### Nekrolog. \*)

*Johann Friedrich Eusebius Lotz.*

In der Nacht vom 12 zum 13 November 1838 starb zu Coburg der als Schriftsteller, wie als Staatsmann gleich ausgezeichnete und berühmte herzogl. sächs. Coburg-Gothaische wirkliche Geheime Conferenzrath *Johann Friedrich Eusebius Lotz*, Ritter des königl. sächs. Civilverdienstordens, Comthur des königl. portugiesischen Ordens *de nossa Senhora da Conceição de villa vicosa*, Comthur erster Classe des herzogl. sächs. Ernestinischen Hausordens, von Seiten der großherzoglich und herzoglich sächs. Höfe Sprachmann im Schiedsgerichte des deutschen Bundes, — im 69sten Lebensjahre, nachdem er nur erst wenige Tage der rasch zunehmenden Gewalt der Krankheit nachgegeben, und seine rastlose Thätigkeit, wie man hoffte, nur auf kurze Zeit unterbrochen hatte. Er war der zweyte Sohn des herzogl. sächs. hildburghäusischen Justizamtmanns *Lotz*, zu Sonnenfeld, wo er am 13 Januar 1771 geboren wurde, und bis zum 13ten Lebensjahre eine sorgfältige Erziehung erhielt. In den Jahren 1784 bis 1787 besuchte er das herzogliche Gymnasium Casimirianum zu Coburg, an welchem damals aufser dem Director, M. Laurenz Adam Bartenstein, die Professoren Johann Christian Briegleb, Johann Melchior Lachmann, Johann Friedrich Facius, auch Johann Heinrich Slevogt und Heinrich Georg Hornschuch, und neben diesen Johann Friedrich Meermann und Johann Heinrich Martin Ernesti als Lehrer wirk-

ten, und war so glücklich, in dem Hause seines Verwandten und Taufpathen, des Diakonus Friedrich Eusebius Scherzer, insbesondere auch einen wohlwollenden Pfleger und Bildner des tiefbegründeten, aber alles frömmelnde Aussehen verschmähenden, religiösen Sinnes zu finden, welcher frühzeitig im frommen Elternhause geweckt und genährt, auf allen Lebenswegen des edlen Mannes schönster Schmuck geblieben ist, und im Angesichte des nahen Todes, dessen Unvermeidlichkeit er am ersten und lebhaftesten erkannte, ihm Kraft, Muth und Freudigkeit bewahrt hat. Mit dem öffentlich ausgesprochenen Lobe eines Jünglings, „welcher sich durch seine Talente, durch seinen Fleiß und durch seine gute Auf-führung bisher rühmlich ausgezeichnet hat“, wie es in dem Programme heißt, welches der Professor Briegleb, zur Ankündigung einer von jenem zu haltenden Festrede (1786) schrieb, bezog er (1787) die Universität Jena. Er machte hier (bis 1790) in allen Zweigen der Jurisprudenz und der Staatswissenschaften so ausgezeichnete Fortschritte, daß der damalige Professor, nachherige Ordinarius Dr. Reichardt ihn für die Universität zu gewinnen wünschte. Auch entsprach eine solche Laufbahn ganz den Neigungen des jungen Mannes; und er hatte sich schon angeschickt, die juristische Doctorwürde zu erwerben, als der Tod seines Vaters ihn nöthigte, in die Heimat zurück-zukehren. Er bestand das Staatsexamen mit vielem Ruhme, wurde zum Hofadvocaten ernannt, und widmete sich nunmehr zuvörderst der advocatorischen Praxis, erst zu Sonnenfeld, dann zu Hildburghausen. *Lotz* hat dieser ersten 5 Jahre seines praktischen Lebens stets mit Freudigkeit gedacht. Sie galten ihm als die fruchtbarste Vorschule für seine späteren Berufsverhältnisse; und die unglaubliche Gewandtheit, mit welcher er jede Art von Geschäften anzugreifen und geschickt durchzuführen wußte, war durch die man-nichfaltigen Arbeiten, welchen er als Sachwalter seinen Fleiß und sein Nachdenken widmen mußte, ohne Zweifel begründet und vorbereitet worden.

\*) Obgleich wir diesen Nekrolog erst mehrere Monate nach dem Ableben des sel. *Lotz* erhalten haben: so geben wir ihm doch auch jetzo noch gern eine Stelle in unseren Blättern, theils weil er einen sehr urtheilsfähigen und verdienstvollen Mann zum Verfasser, theils weil der Verewigte seit dem J. 1805 bis zu seinem Tode mit unserm Institut als Recensent in ununterbrochener Verbindung gestanden hat.

Im Jahr 1795 erhielt *Lotz*, mit der Anwartschaft auf die Stelle eines *Regierungs- und Confistorial-Secretärs*, den Auftrag, das Archiv zu Hildburghausen zu ordnen, und trat, auch durch dieses Geschäft von Neuem und in höherem Maße für den Staatsdienst befähigt, im December 1796 in die ihm zugedachte Secretärstelle ein. Seine Verdienste wurden bald erkannt und belohnt. Er erhielt (1801) das Prädicat eines herzogl. *Raths*, wurde (1804) als erster *Regierungs- und Lehn-Secretär*, auch *geheimer Secretär*, zum *Canzleyrath* ernannt, und übernahm zugleich die Aufsicht über das geheime Archiv. Es hatten sich bis dahin alle Verhältnisse für *Lotz* so glücklich gestaltet, daß ein baldiger Eintritt desselben in die Reihe der höheren Staatsdiener mit Zuversicht erwartet werden konnte. Um so überraschender mußte ihm und Allen, welche seine Vorzüge zu würdigen verstanden, die Versetzung desselben (1806) als *Centammann* nach Heldburg kommen. Aehnliche Erscheinungen in demselben Staate zu derselben Zeit, deren Erläuterung zum Theil in der Biographie des Herzogs Friedrich im *Regenten-Almanache* (1827) zu finden ist, erklären die unerwartete Maßregel. Aber *Lotz* fühlte sich verletzt, und gab von nun an gern den verschiedenen Einladungen zu einer Anstellung im Auslande Gehör, an welchen es einem Manne, der auch als Schriftsteller schon einen Namen gewonnen hatte, nicht lange fehlen konnte. Er hatte sich bis dahin insbesondere mit staatsrechtlichen, staatswirthschaftlichen und verschiedenen, das Polizeyfach betreffenden Studien beschäftigt, und folgte deshalb gern (im Mai 1810) dem Rufe, welcher ihm die Stelle eines *wirklichen Rathes in der herzoglichen Landesregierung zu Coburg* bot, und ihn in einen, seinen Kenntnissen, wie seinen Neigungen entsprechenden Wirkungskreis einführte. Von nun an entwickelte *Lotz* eine eben so einflußreiche, als unermüdete Thätigkeit. Sein Werth wurde immer mehr erkannt, und eine Menge der ehrenvollsten und schwierigsten Aufträge bethätigten das Vertrauen, mit welchem ihn von nun an und unausgesetzt bis zu seinem Tode die Weisheit seines fürstlichen Herrn ehrte. Er nahm (1814) an den Verhandlungen wegen der Peräquation der Kriegskosten zu Arnstadt Theil, übernahm (1816) das jenseits des Rheins gelegene, dem herzoglichen Hause Sachsen-Coburg zuerkannte Fürstenthum Lichtenberg, organisirte und leitete über ein Jahr lang dessen Verwaltung, und war einer der thätigsten Mitarbeiter an der Einführung der landständischen Verfassung im Herzogthume Coburg (1821). Er nahm (seit dem Monat März 1822) provisorisch auch an den Geschäften des herzoglichen Ministeriums Theil, bewirkte die Uebernahme der Herrschaft Greinberg in Oberösterreich und die

Organisation ihrer Verwaltung (1822), und fand besonders während der Verhandlungen und Streitigkeiten über die Succession in dem Herzogthume Sachsen-Gotha und Altenburg (1822, dann 1825 bis 1826) vielfache Veranlassung, die Fülle seiner Wissenschaft und diplomatischen Kunst in tüchtiger Geschäftsleitung und in umfassenden Producten schriftstellerischer Thätigkeit an den Tag zu legen. Er war deshalb schon im Monat Juli 1824 zum *Geheimen Regierungsrathe* ernannt; im December 1824 aber als *Geheimer Assistentrath* in das Ministerium aufgenommen worden, und brachte (1826) auf einer Mission an den königlichen Hof zu Dresden den Abschluß des Vertrages zu Stande, nach welchem die Vertheilung der durch das Aussterben des herzoglichen Hauses Sachsen-Gotha und Altenburg eröffneten Lande gefchehen ist. — Einen Antrag, in herzoglich sächf. meiningische Dienste zu treten, welcher ihm damals gemacht wurde, lehnte er ab; einem früheren (1819) zu einer Professur des Staatsrechts und der Staatswirthschaft an der Universität zu Bonn würde er mit der wieder erwachten alten Neigung gefolgt seyn, wenn nicht die Liebe zu einem Wirkungskreise, in welchem er als Theoretiker und Praktiker zugleich nützen konnte, und die Anhänglichkeit an seine neue Heimat ihn gefesselt hätte. Sein Fürst lohnte ihm seine Treue durch die Ernennung zum *Geheimen Conferenzrath* (1827) und andere Huldbezeugungen, vornehmlich aber durch das Vertrauen, mit welchem ihm auch fernerhin die wichtigsten Arbeiten übertragen wurden. Das Organisationsgeschäft in dem nunmehr vereinigten Herzogthume Gotha und Coburg (1828) ward größtentheils von ihm vollbracht. Bald darauf (1830) leitete er zu München Verhandlungen über Gebietsausgleichungen im Betreff des in-clavirten Amtsbezirks Königsberg, über den Abschluß an den mitteldeutschen Zollverband u. s. w. ein, und kehrte in der Eigenschaft eines Generalcommissärs auch noch einmal in das Fürstenthum Lichtenberg zurück, um die dort entstandenen Unruhen zu beschwichtigen. Bald nachher ging dieses Fürstenthum an die Krone Preußen über, und seit dieser Zeit konnte *Lotz*, ungestört durch wiederholte und länger andauernde Reisen in die Ferne, seinen Berufsgeschäften und der Wissenschaft leben: Nur nach Gotha mußte er jährlich auf längere Zeit dem herzoglichen Ministerium folgen, und wenige Monate vor seinem Tode führte ihn noch einmal eine Geschäftsreise auf die Allodialgüter der durchlauchtigsten Prinzen zu Sachsen-Coburg und Gotha, Pölzig und Baiersdorf im Herzogthume Altenburg. — Zu den Auszeichnungen, welche er erlebte, gehört außer den Orden, die ihn als wohlverdiente Ehrenzeichen schmückten, die Ernennung zum Spruchmann in dem Schiedsgerichte des

deutschen Bundes. Diese Wahl, eine Anerkennung seines ehrenwerthen Charakters, wie seiner durch Erfahrung und Wissenschaft gewonnenen Tüchtigkeit, ward von ihm und seinen vielen Verehrern mit Freuden vernommen. — Ueber den Charakter des vortrefflichen Mannes konnte unter denen, die ihm jemals nahe gestanden hatten, kein Zweifel seyn. Schlicht und einfach war sein ganzes Wesen; die aufrichtige Biederkeit, die unter allen Wechseln des Lebens ihm blieb, mußte ihm viele dankbare Freunde gewinnen. Er liebte gefelligen Umgang, wenn er im Dienste sich müde gearbeitet hatte, und lebte gern unter jüngeren und älteren Freunden, mit welchen ein wissenschaftliches Gespräch möglich war. Seine Geradheit und Offenheit fesselte die Herzen, und die Entschiedenheit, mit welcher er seine Meinung aussprach, wenn er um Rath gefragt, um Verwendung gebeten wurde, bewahrte Viele vor vergeblichen Hoffnungen und thörichten Erwartungen. Lotz arbeitete viel und mit Leichtigkeit. Sein Scharfblick machte lange Erwägungen unnöthig, und seine Geschäftsgewandtheit, unterstützt von einem großen Reichthum der mannichfaltigsten Kenntnisse, setzte ihn in den Stand, Schwierigkeiten leicht zu überwinden oder zu beseitigen. — Wie schwer er auch fast immer mit Berufsgeschäften belastet war, so wußte er dennoch für die Wissenschaft stets einige Stunden zu gewinnen. Selbst auf Reisen und während jedes längeren Aufenthaltes in der Ferne war er mit seinen Lieblingsstudien beschäftigt. Eine reiche Zahl von Recensionen, besonders in der Hallischen und Jenaischen Literaturzeitung, viele Aufsätze in *Pölitz's* Jahrbüchern und anderen Zeitschriften, und seine bekannten und vielfach gepriesenen größeren Werke sind die Frucht dieses Fleißes, und der wohlgeübten Kunst, die Zeit auszukaufen. Er gab 1799 bis 1800 juristische und staatswirthschaftliche Nachrichten heraus, welche vergriffen sind. Am meisten gerühmt sind seine Schriften: *Ueber*

den Begriff der Polizey und den Umfang der Staatspolizeygewalt (1806); über öffentliche Arbeitshäuser und deren zweckmäßige Organisation (1811); seine civilistischen Abhandlungen (1820); die *Revision der Grundbegriffe der Nationalwirthschaftslehre* (4 Bde. 1811); und sein *Handbuch der Staatswirthschaftslehre* (3 Bde.), von welchem eine neue Auflage kurz vor seinem Tode erschienen war. Er hatte an diesem Buche noch mit jugendlicher Frische gearbeitet. Ein altes Hämorrhoidalübel, welches im letzten Sommer ihm besonders lästig wurde, veranlaßte ihn, die Heilquellen in Kissingen zu besuchen. Er fand jedoch die erwartete Hebung seines Leidens nicht. Doch setzte er, mit gewohnter Emsigkeit, seine Berufsarbeiten fort, und unterzog mit gewohnter Lebhaftigkeit und unermüdlischer Anstrengung einige Wochen hindurch sich dem Vicariat der Präsidialgeschäfte. Fast plötzlich aber brach seine Kraft; er mußte zu Bette bleiben, und erkannte sofort, daß seine letzte Stunde nahe sey, als Alle noch für seine Wiederherstellung frohe Hoffnung hegten. Mit der stillen Ruhe eines Weisen ordnete er sein Haus; dann segnete er seine Kinder und Kindeskinde mit der Fassung eines Christen, der gern gelebt hätte, wenn Gott es wollte; aber eben so gern starb, weil er mit Dank den Segen erkannte, den Gott im Leben ihm verliehen, und die ihm vorausgegangene Gattin, und die ihm nachwehenden Kinder auf ewig wieder zu sehen hoffte. — Allgemein war die Trauer um den theueren Mann! Eine zahlreiche Gefellshaft von Freunden und Verehrern folgte ihm zur Gruft. Die Worte des Predigers, einfach und wahr, wie der Mann, dem sie galten, fanden gleichen Anklang in allen Herzen. Zwey Söhne, des Vaters würdig, überleben ihn, mit ihnen zwey edle Töchter und ein hoffnungsvoller Enkel. Zwey Töchter mußte er vor sich sterben sehen. Das Gedächtniß aber dieses Gerechten lebt im Segen! — Eine ausführliche Biographie wird ihm nächstens den verdienten Denkstein setzen.

## L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N .

### I, Neue periodische Schriften.

Bey *Fleischmann* in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

#### Der Schulfreund.

*Erstes und zweytes Heft.*

Der Inhalt dieser Zeitschrift ist von höchster Wichtigkeit, nicht allein für Seelforger und Lehrer, sondern auch für Eltern; möchte sie in recht vielen Familien Segen verbreiten!

### II. Ankündigungen neuer Bücher.

*Anzeige für Juristen und Cameralisten!*

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen, aber nur in wirklich soliden Buchhandlungen vorrätzig zu finden:

*Sintenis* (Dr. C. Fr. F.), *Erläuterungen über verschiedene Lehren des Civilprocesses*, nach *Linde's* Lehrbuch, in einzelnen Abhandlungen. Erstes Heft, mit Umschlag. gr. 8.  $\frac{2}{3}$  Thlr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Zur *Jubilaten-Messe* wird fertig und ver-  
sendet:

v. *Preuschen* (Dr. Fr.), *Die Gerechtigkeits-  
theorie*, 2 Theile. gr. 8.

*Linde* (Dr. u. Canzler), *Handbuch des deut-  
schen Civilprocesses*, nach seinem Lehrbuche.  
Zweyter und letzter Band: *die Lehre von  
den Rechtsmitteln*. gr. 8.

*Schmittbender* (Dr. Fr.), *Systematische  
Encyclopädie der gesamten Staatswissen-  
schaften*. 1ster Band, in Großoctav, circa  
72 Bogen stark, worauf ich das verehrliche  
Publicum aufmerksam mache.

Gießen, im Januar 1839.

G. F. Heyer, Vater.

Bey *K. F. Köhler* in Leipzig erschien so eben  
und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber

**Gewissens- und Glaubens-Freyheit**  
*sowohl in moralisch-religiöser als in rechtlicher  
Hinsicht.*

Ein Friedenswort

an alle Religionsparteyen,

vom

Professor *Krug*,

Dr. der Theologie und Philosophie.

gr. 8. brosch. 6 Gr.

### Neu erschienene Bücher

der *Dieterich'schen* Buchhandlung in Göttingen:

*Dahlmann*, F. C., *Quellenkunde der deut-  
schen Geschichte*, nach Folge der Begeben-  
heiten geordnet. 2te verb. Auflage. gr. 8.  
à 16 gGr.

*Grefe*, Fr. B., *Leitfaden zum Studium des  
Hannoverschen Privatrechts*. 1ster Theil.  
2te verbesserte und vervollständigte Ausgabe.  
gr. 8. à 1 Thlr.

*Martens*, *Recueil de Traités et d'autres  
actes remarquables*. Nouveaux Suppléments  
pr. F. Murhard. Tom. I. à 4 Thlr. 12 gGr.

*Müller*, C. O., *Oratio in sacris saecularibus  
Academiae Georgiae Augustae* d. 18 Septb.  
1837. 4. à 4 gGr.

*Schaumann*, A. Fr. H., *Ueber das Chroni-  
con Corbejense bey Wedekind*, Noten. Bd. I.  
S. 374—99. 8. à 12 gGr.

— — — *Geschichte des niedersächsischen  
Volkes von dessen erstem Hervortreten auf*

*deutschem Boden an bis zum Jahre 1180.*  
Mit 2 Charten. 8. à 3 Thlr.

*Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes*,  
herausg. von *Ewald*, v. d. *Gabelentz*, *Kose-  
garten*, *Laffen*, *Neumann*, *Rödiger*, *Rückert*.  
Bd. II. Heft 2. gr. 8. à 20 gGr.

Bey *Julius Wunder* in Leipzig ist erschie-  
nen und in allen Buchhandlungen zu haben:

### English Synonymes

*explained in alphabetical order; with copious  
illustrations*, by *George Crabb*, A. M.

(*Author of the universal technological dictionary  
and the universal historical dictionary.*)

A new Edition revised and corrected  
by *J. H. Hedley*.

Preis 3 Thlr.

*Crabb's* als classisch anerkanntes Wörter-  
buch der englischen sinverwandten Wörter ist  
zur tieferen Kenntniß der englischen Sprache  
unentbehrlich. Diese von Herrn *Hedley* be-  
sorgte neue Ausgabe desselben dürfte daher al-  
len Freunden der englischen Sprache sehr will-  
kommen seyn.

### III. Kunst-Anzeige.

*Literarisch-artistische Ankündigung.*

*Gratis.*

Ein ausführlicher Prospectus über den im  
Verlage des Unterzeichneten von jetzt ab, auf  
*Subscription* herauskommenden grossen, dabey  
*äußerst billigen*,

**Neuen naturhistorischen Original-Atlas**  
*in methodischer Reihenfolge;*

**Deutsches National-Prachtwerk,**

63 Royal-Velin-Blätter,

in 21 monatlichen Lieferungen,

jede 3 Blätter *elegantester Ausstattung* umfassend,  
à Blatt *colorirt* 8 gGr. oder 36 Kr. rheinl.;  
*schwarz* 4 gGr. oder 18 Kr. rhein. (so, daß die  
*colorirte* Abbildung circa auf 6 Pfennige und die  
*schwarze* Abbild. auf 3 Pf. nur zu stehen kommt);  
welcher *jedem* naturgeschichtlichen Lehrbuche als  
treffliches Erläuterungsmittel zu dienen wohl ge-  
eignet ist, kann sofort in *jeder Buch- wie Kunst-  
Handlung gratis* in Empfang genommen werden.  
Anmeldungen zur *Subscription* werden zu *jeder  
Zeit überall* angenommen.

Breslau, im März 1839.

*Fr. Hentze*, Buchhändler.

# I N T E L L I G E N Z B L A T T

der

## J E N A I S C H E N

### ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

M Ä R Z 1 8 3 9.

#### L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N.

##### I. Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Der feitherige Director der staats- und landwirthschaftlichen Akademie Eldena bey Greifswald, Hr. Dr. *Friedrich Schulze*, wird im Mai dieses Jahres einem an ihn ergangenen, ehrenvollen Rufe zu der von ihm bereits früher bekleideten ordentlichen Professur der Staats- und Cameral-Wissenschaften an der Universität Jena folgen, und das von ihm früher daselbst geleitete landwirthschaftliche Institut wieder herstellen, welches in die enge Verbindung mit der Universität treten wird. Der Zweck dieses Institutes soll ein dreyfacher seyn: 1) sollen darin junge Männer, welche bereits die Landwirthschaft einige Zeit praktisch betrieben haben, Gelegenheit finden, in diesem Fache sich praktisch und theoretisch weiter auszubilden; 2) angehende Landwirthe, welche bereits anderweitig mit der landwirthschaftlichen Theorie sich beschäftigt haben, werden als Mitglieder dieser Anstalt vorzugsweise die Studien der allgemeinen Landwirthschaft, Taxationslehre, Staatswirthschaft, Nationalökonomie und der übrigen Wissenschaften, welche zu einer Universitätsbildung gehören, unter Leitung des Directors betreiben; 3) ist die Anstalt zur Bildung solcher Staatswirthe bestimmt, welche dem Staate im Fache des Finanzwesens und der Gewerbspolitik, oder als Oekonomie-Commissarien dienen wollen. Weitläufiger hat Hr. Professor *Schulze* seinen Plan in einer Schrift entwickelt, welche unter dem Titel: *Nachricht von dem landwirthschaftlichen Institute zu Jena, welches am 27sten Mai 1839 eröffnet werden soll*, zu Greifswald unlängst gedruckt worden ist.

Hr. *Carl Frommann*, Licentiat und außerordentlicher Professor der Theologie zu Jena, hat von der theologischen Facultät zu Rostock, unter dem Decanate des Hn. Prof. Dr. *Fritzsche*, die Doctorwürde, und zwar (wie das darüber ausgefertigte Diplom besagt) „*propter insignem eruditionem theologiam scriptis probatam egregiamque docendi facultatem ultro*“ erhalten.

Dem Professor der griechischen und römischen Literatur an der Universität Marburg, Hn. Dr. *Carl Franz Christian Wagner*, wurde am 22 Januar 1839 die vor 50 Jahren an diesem Tage von der Universität Helmstädt verliehene Doctorwürde der Philosophie durch die philosophische Facultät zu Göttingen, als einem Gelehrten: „*de studiis et antiquarum et recentiorum linguarum optime merito, cum nostra academia, cui quondam discens et docens decori erat, conjuncto*“, durch ein Ehrendiplom erneuert. Die Universität sprach durch ein von dem Professor der Beredamkeit, Hn. Dr. *Carl Friedrich Hermann*, verfaßtes, Juvenal's dritte Satire behandelndes, Programm, der Stadtrath durch ein Gedicht seine Glückwünsche aus; Se. K. Hoheit der Kurprinz verlieh dem Jubilar den Charakter eines Geheimen Hofrathes.

Hr. Superintendent und Oberprediger *Greiling* zu Ascherleben hat die Schleife zum rothen Adlerorden 3ter Classe; den rothen Adlerorden 3 Classe ohne Schleife Hr. Hofrath und Prof. *Thiersch* in München; den rothen Adlerorden 3 Cl. mit der Schleife: der Seminardirector und Prediger *Häbler* zu Marienburg; die Consistorial- und Schul-Räthe Hr. *Jacob* zu Posen und Hr. *Wagner* zu Münster; Hr. Oberforstirath und Prof. Dr. *Pfeil*, Director der Forstlehranstalt zu Neustadt-Eberswalde; Hr. Prof. und Maler *Völcker* in Berlin u. v. A.; den rothen Adlerorden 4 Classe: Hr. Geh. Obertribunal- und Geh. Legations-Rath *Eichhorn* in Berlin; der Professor an der Thierarzneyhschule zu Berlin, Hr. *Gurlt*; Hr. Prof. Dr. med. *Hecker* an dastiger Universität; Hr. Prof. Dr. theol. *Kosgarten* in Greifswald; Hr. Geh. Medicinalrath *Krukenberg* in Halle; Hr. Musikdirector *Löwe* in Stettin u. v. A. erhalten.

Hr. Professor Dr. *Freytag* in Bonn hat den königl. niederländischen Löwenorden; der Generalmusikdirector, Hr. Dr. *Spontini* in Berlin den päpstlichen Gregoriusorden, und der Rector der Gelehrtenhschule zu Plön, Hr. Dr. *Tröge*, den Danebrogorden 4 Cl. erhalten.

Hr. Gymnasialrektor und Prof. Dr. *Bomhard* zu Ansbach ist auf sein Ansuchen von den Rectoratsgeschäften entbunden worden, und hat den Charakter „Schulrath“ erhalten; die Rectoratsfunctionen aber hat Hr. Prof. Dr. *Elsberger* übernommen.

Unter den 36 außerordentlichen Mitgliedern des zu Hannover errichteten Staatsrathes befinden sich auch Hr. Geh. Justizrath *Mühlenbruch* (der aber diese Function bereits abgelehnt hat), Hr. Confistorialdirector *Jochmus* zu Hannover und Hr. Oberappellationsrath *Planck*; unter den 16 Aessoren auch Hr. Oberschulrath *Kohlrausch*.

Der seitherige außerordentl. Professor der Rechte an der Universität Gießen, Hr. Dr. *Weiss*, ist zum ordentl. Professor daselbst; desgleichen der außerordentl. Professor des Rechts, Hr. Dr. *Ahrennds* in Bonn zum ordentlichen Mitgliede der Juristenfacultät in Breslau ernannt worden.

Hr. *Dan. von Mensi* ist zum Director der philosophischen Studien in Innsbruck ernannt worden.

Der Privatdocent der Philosophie in Halle Hr. Dr. *Tuch*, hat wegen seines Commentars zur Genesis von der theologischen Facultät zu Zürich die Licentiatenwürde *honoris causa* erhalten.

In Gießen ist der bisherige Privatdocent Hr. Dr. *Ritgen* zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt worden.

Der seitherige Privatdocent der Theologie zu Greifswald, Hr. Licentiat *Haffe*, ein Hegelianer, hat eine außerordentliche Professur in der theologischen Facultät erhalten.

Hr. Oberlehrer *Sauppe* in Zürich ist zum außerordentl. Professor der classischen Philologie an dasiger Universität ernannt worden.

Der bisherige außerordentl. Prof. Hr. Dr. *Heinr. Bronn* zu Heidelberg ist zum ordentlichen Professor in der dasigen philosophischen Facultät; zu außerordentl. Professoren aber sind die Privatdocenten Hr. Dr. *Heinr. Zöpfl* in der juristischen, Kreisoberbeharzt Hr. Dr. *Franz Joh. Nägele* in der medicinischen, und Hr. Dr. *Reinh. Blum* in der philosophischen Facultät ernannt worden.

Hr. Dr. jur. *Gust. Wenzel* ist zum Professor der ungarischen Statistik, der pragmatischen Geschichte Ungarns und des ungarischen Staats- und Berg-Rechts bey der k. k. thesaurianischen Ritterakademie zu Wien, und Hr. Dr. jur. *Joseph Brunner* zum Professor des ungarischen bürgerlichen und peinlichen Rechtes ernannt worden.

Der als Dichter bekannte Secretär des Kronprinzen von Bayern, Hr. Dr. *Daxenberger*, hat den Charakter eines königl. geheimen Secretärs erhalten.

Die theologische Facultät zu Greifswald hat Hn. Prediger *Barth*, zu Calw im Königreiche Württemberg, ihre Doctorwürde erteilt.

Der bekannte Pfarrer, Hr. Dr. *Rud. Stier* zu Frankleben bey Merseburg, ist zum Pfarrer in Wichlingshausen bey Elberfeld befördert worden.

Hr. Prof. und Archidiakon *Pischon* und Hr. Prediger *Beneke* zu Berlin sind zu Aessoren des dasigen königl. Confistoriums der Provinz Brandenburg ernannt worden.

Hr. Dr. *Bernhard Heine* zu Würzburg ist zum *Professor honorar.* für die Orthopädie und Operationslehre ernannt worden.

Die erste Classe des königl. niederländischen Institutes der Wissenschaften, Literatur und schönen Künste hat die Professoren Hn. Dr. *Just. Liebig* zu Gießen, und Hn. *Berghaus* zu Potsdam zu correspondirenden Mitgliedern ernannt.

Der k. k. Appellationsgerichtsath Hr. *Thadd. Peitner*, Ritter von Lichtenfels, ist zum Director der philosophischen Studien am Lyceum zu Klagenfurt ernannt worden.

Die ordentlichen Professoren des Rechts an der Universität zu Halle, Hr. Dr. *Henke* und Hr. Dr. *Pernice* haben das Prädicat „Geheime Justizräthe“ erhalten.

Der durch einige kleine Schriften und Predigten bekannte Hr. *Theodor August Friedrich Kleinschmidt*, seitheriger Pfarrer zu Karlshafen, ist zum Subdiakon an der evangelisch-lutherischen Cathedral- und Pfarr-Kirche zu Marburg ernannt worden.

Der Privatdocent der Philosophie zu Marburg, Hr. Dr. *Krahmer*, hat von der evangelisch-theologischen Facultät zu Gießen die Licentiatenwürde *honoris causa* erhalten.

## II. Nekrolog.

In der Nacht vom 9 zum 10 November 1838 starb zu Prag *Peter Beer*, Lehrer der Moral, Geschichte und Geographie an der dasigen israelitischen Hauptschule, als Schriftsteller durch mehrere historische, dogmatische und asketische Werke bekannt, geb. am 19 Dec. 1763.

Am 19 Nov. zu Erlbach in Bayern *Johann Burkh. Staps*, kön. Decan, Districtschulinstructor und Stadtpfarrer, 70 J. alt.

Am 21 Novemb. zu Buchholz der landgräfl. hessen-homburgische Geh. Hofrath *Pastörf*, geb. 1767.

Am 28 Dec. zu Paris der Historienmaler *Langlois*, Mitglied des Institutes, Ritter der Ehrenlegion.

Am 3 Januar 1839 zu Paris *Franquelin*, ein sehr talentvoller und geachteter Genremaler, gegen 40 J. alt.

Am 7 Januar zu Ansbach Dr. *Joh. Daniel Albr. Hoeck*, pension. kön. bayer. Regierungsrath, früher ordentl. Prof. der Cameralwissenschaften an der Universität Erlangen, als Schriftsteller durch zahlreiche Schriften historischen, staatswirtschaft-

lichen, statistischen und topographischen Inhaltes rühmlich bekannt.

Am 13 Januar zu Rom *Jos. Ant. Koch*, ein ausgezeichnete Maler, seit 1794 in Rom anwesend, geb. zu Elbing-Alp in Tyrol 1768.

Mitte Januar zu Warschau *Joseph Mrozinski*, ehemaliger polnischer General, auch als Schriftsteller bekannt, im 55 Lebensjahre.

Am 19 Januar zu Berlin *G. A. Schneider*, pensionirter königl. Capellmeister, Director der Militärmusikhöre des Gardecorps und Mitglied des Senates der Akademie der Künste, 69 J. alt.

Am 3 Februar zu Bamberg *Dr. Paul Osterreicher*, kön. bayer. Rath und Archivar, als

Schriftsteller im Gebiete des deutschen Staatsrechts, der Archivwissenschaft und insbesondere der Specialgeschichte Frankens rühmlich bekannt, 73 J. alt.

Am 5 Febr. zu Braunschweig *Dr. Carl Geo. Chr. Hartlaub*, praktischer Arzt, auch als medicinischer Schriftsteller wohl bekannt, geb. 1797.

Am 6 Febr. zu Nobitz bey Altenburg *Carl Leopold Friedrich*, Pfarrer daselbst, Verf. vieler die Technologie und deutsche Sprache betreffenden Artikel in *Pierers* encyclopädischem Wörterbuche, 46 J. alt.

Am 8 März zu Augsburg der als gelehrter Astronom bekannte Domcapitular *Stark*.

## L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N.

### I. Ankündigungen neuer Bücher.

Bey *Fleischmann* in München ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Lehrbuch**  
der  
**christlichen Religion,**  
zum Gebrauche in den oberen Classen der  
Gymnasien und verwandter Lehranstalten,  
verfasst von  
*Dr. J. Hamberger.*

gr. 8. 1839. 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Ein Unterrichtsbuch für höhere Lehranstalten, ganz wie es unsere Zeit fodert, und wie es oft und vielseitig gewünscht worden. Hoher Dank gebührt dem Verfasser für die Bearbeitung eines so ungemein zweckmäßigen Schulbuches, das wir an allen protestantischen Lehranstalten dem Religionsunterrichte zu Grunde gelegt wünschten. Aber auch für den Theologen, so wie für jeden Freund christlicher Wahrheit ist dieses Werk eine höchst wichtige Erscheinung.

Bey *E. B. Schwickert* in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

*Grunert, J. A., Elemente der analytischen Geometrie, zum Gebrauche bey Vorlesungen.*  
Erster Theil. Mit 3 Figurentafeln. gr. 8.  
20 Bogen. 1 Thlr. 8 Gr.

*Jahn, G. A., Die Wahrscheinlichkeitsrechnung und ihre Anwendung auf das wissenschaftliche und praktische Leben.* Mit 1 Figurentafel. 15 Bogen, gr. 8. 1 Thlr.  
Leipzig, im März 1839.

So eben ist erschienen:

**Kurzgefasstes**  
**exegetisches Handbuch**  
zum  
**Alten Testament.**

Zweyte Lieferung:

**H i o b.**

Von

*Ludwig Hirzel,*

Dr. d. Theologie und Professor an der Universität zu Zürich.

Lex. 8. 1 Thlr.

Die erste Lieferung dieses *Handbuchs* erschien im October vorigen Jahres, und enthält:

**Die kleinen Propheten.**

Von

*F. Hitzig,*

Dr. u. Professor der Theologie an der Universität zu Zürich.

Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, 1 März 1839.

*Weidmann'sche Buchhandlung.*

Bey *K. F. Köhler* in Leipzig ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

An den Herrn Consistorialrath und Generalsuperintendenten *Dr. Hefekiel* in Altenburg der *Dr. Jonathan Schuderoff* in Ronneburg: über das an die gesamte Prediger- und Schullehrerschaft des Herzogthums Altenburg erlassene Consistorial-Rescript vom 13 November 1838. 8. brosch.  
Preis 4 Gr.

## II. Vermischte Anzeigen.

### Antwort, Erklärung und Verbesserung.

(Mit einer Zugabe: hinsichtlich unserer ersten Sachwissenschaft.)

1) Auf die Anfrage, da- und dorthier: wann das zweyte Heft der Schrift „Schelling in München“ u. f. w. erscheinen werde, — hier die Antwort: Schon bey Erscheinung des ersten Heftes ward der Verlagshandlung (der Herder'schen zu Freiburg im Breisgau) angezeigt, das erst nach einiger — vielleicht längerer — Zeit das zweyte Heft folgen solle. Der Verf. wollte und will erst die weitere Entwicklung Dessen, was zu dieser Schrift Anlaß und Stoff gegeben hat, abwarten. Und es soll ihm, fürwahr, recht lieb seyn, wenn er im 2ten Hefte Solches mittheilen kann, was dem gegen das Ende des 1ten geäußerten Wunsche und Grundsatz entsprochen.

2) Uebereilt, wie ein Befangener gesagt, war die Herausgabe des 1ten Heftes sicherlich — nicht. Der ehemalige (quiescirte) Professor, dem die Sache aus mehreren Gründen so nahe lag, hatte ja zehn Jahre gewartet — seit der Rückkehr des Herrn v. Schelling aus Erlangen, wo er 6 bis 7 Jahre verweilt hatte, und seitdem er die Professur (eine ordentliche) der Philosophie angetreten. Auch dürfte, nach dem bereits Mitgetheilten, mit vollem Nachdruck gefragt werden: Wo ist, seitdem es eine Literatur und eine Professur giebt, Solches vorgekommen? Der Zusatz auf dem Titelblatte: „eine literarische und akademische Merkwürdigkeit“, hatte demnach guten Grund. Und im entfernteren Deutschland mußten, wie es schien, beide Mittheilungen, und besonders die, welche den „Professor“ (nächst dem „Schriftsteller“) betrifft, desto willkommener seyn, da seit dem Eintritte des Hn. v. Sch. das Verzeichniß der Vorlesungen an der „neuen“ (!?) Universität öffentlich nicht mehr erschienen war. Denn im ersten Jahre, wo derselbe — nach Verlegung der altbayerischen Hochschule von Landshut nach München — noch zu Erlangen weilte, wurde der Lectionskatalog noch in die öffentlichen Blätter, selbst in die Allgemeine Zeitung eingerückt. (Die Vorlesungen der Universtitäten zu Erlangen und Würzburg werden noch immer in gelehrten Zeitungen bekannt gemacht.) Es soll jedoch hiemit nicht gesagt werden, daß die Bekanntmachung jenes Katalogs zeither nach dem Wunsche oder bestimmten Verlangen des neuen ordentlichen Professors unterblieben: nur von der Thatfache ist hier die Rede. — Eine Hauptaufgabe war dem Verf. auch hiebey: Freymüthig und gerecht! So muthig als ruhig verweist er auf den Inhalt selbst, und besonders gegen die Mißdeutung von irgend einer Seite her, auf Seite 32, betreffend den Umstand, daß er (wie sein Lehrgenosse) nach dem Wunsche, oder, wie öfters gefragt worden, nach dem

bestimmten Verlangen des jetzt so Beglückten, als vordem Berühmten von der Universität entfernt ward. Uebrigens ist dem Verf. besonders über diese Schrift sehr Freundliches von Mehreren und auch von Männern, deren Name in ganz Deutschland einen guten Klang hat, bereits zugekommen. Der Beweis steht zu Gebote.

3) Noch ist ein sinnflörender Druckfehler, der leicht übersehen werden kann, zu verbessern. S. 62, Z. 8 v. u. ist zu lesen: bey schönen Anlagen und der Gabe des Vortrags, anstatt: schönen Anlagen der Gabe u. f. w. Es ist hier die Rede von einem ausgezeichneten Commentator des Identitätssystems, G. M. Klein, demselben, welchen der Urheber dieses Systems vornehmlich in Absicht auf das Religiöse und Moralische kräftig empfohlen hatte. (Derselbe starb schon vor einiger Zeit als Rector des Gymnasiums zu Würzburg und außerordentl. Professor der Philosophie daselbst.) Was nun aber aus dem Grundprincip, nachdem das Reale oder — hinsichtlich der Thätigkeit der Subjects — Objective als Eines mit dem Physischen schlechthin aufgestellt worden, unter dem Namen Gott hervorgehen könne, ist leicht zu ersehen; und was aus diesem Sachprincip hervorgegangen, ist auch in jener Schrift so gezeigt worden, daß kein Widerspruch, wie auffallend auch das Resultat gewesen, erfolgen mochte. Nehme ich hingegen, wie bey dem Genannten recht gern, den besten Fall an: so geht die Folgerichtigkeit ab. Auch erscheint, indem er die Religionsphilosophie vor der Moralphilosophie auführte, eine Verkehrtheit in der trefflichen Darstellung: die Verwechslung des wissenschaftlichen Standpuncts mit dem des praktischen Lehrers, des Predigers und Erziehers in Betreff des Höchsten. Das Heilige ist ja ein Moralisches, und für jede gültige Rede von Gott das Erste, Entscheidende! — An der Hochschule in München darf nach einer neuen Anordnung kein Professor der Philosophie jenen Hauptzweig derselben ferner geben: die Religionsphilosophie ist der theologischen Facultät übertragen! (Warum? Oder wie ist dies bey Sch's. bekannter Stellung daselbst erklärbar?) — Der Hr. Geh. Rath giebt noch immer Nichts von Dem, was bisher philosophischer Lehrgegenstand geheissen, weder die (allgemeine) Philosophie oder Metaphysik, noch irgend einen Zweig oder Hauptzweig derselben. Von dem Schriftsteller verlautet zugleich, wie bekannt, noch immer Nichts nach so vielen Ankündigungen in früherer und neuerer Zeit. — „Uebrigens (so lautet der berühmte Schluß jener Schrift) ist es ja nicht schlechthin unmöglich, daß von Seiten unseres Schriftstellers noch Anderes komme. Jedes menschliche Wesen, das Subject geworden ist, und den Weg der Bildung betreten hat, auch der größte Gelehrte und Denker steht ja unter dem menschlichen Grundgesetze der Vervollkommnung, der Fortbildung.“



Und was gewünscht wurde, was höchst willkommen seyn würde, ist eben (mehr oder weniger ausgebildet und hervortretend) jener Grundbegriff, vermöge dessen die Philosophie im Gegensatze mit der bloß physischen und so materialistischen Ansicht der Dinge, aber zugleich in schöner Harmonie mit jedem Anderen, an seinem Orte wohl Gültigen hervorgeht, und sich überall geltend macht. Denn es hat die Philosophie als Wissenschaft (nicht die bloße Speculation oder die Speculation als solche!) eine innere, sachliche Beziehung, wie auf die ächte, höhere und vollständige Geistesbildung des einzelnen Menschen, so auch auf jede — wahrhaft — positive Wissenschaft, und dadurch auf die höchsten Bildungsanstalten der Menschheit.“

Es ist nämlich — nach meiner Ansicht, nach meiner vollen Ueberzeugung in Folge einer so vieljährigen Theilnahme an dieser Wissenschaft — die Grundfrage:

1) ob nach dem alten, noch immer herrschenden Schulprincip „Subject und Object“ = das Logische und Physische da, wo eben nicht die (bloße) Logik und die Physik zu geben ist, nicht der Formalismus auf der einen Seite, und der Materialismus auf der anderen hervorkommen müsse, *wofern man folgerichtig verfährt*;

2) ob die Zweyheit, „das Ueberfinnliche und Sinnliche“ = das eine und das andere Reale nicht mit der Einheit, welche dem Standpunkte der Menschheit und der Bestimmung des Menschen entspricht, sich wohl vertrage;

3) ob, wenn das Reale dergestalt abgetheilt worden, nicht das Erste der eigentliche Gegenstand der Philosophie heißen müsse, ja ob dieses Reale (die Hauptsache in der allgemeinsten Bedeutung der Wissenschaft) und hiemit die Philosophie nicht — *vermöge der Folgerichtigkeit* — verschwinde, sobald man Etwas von Dem, was nur bedingten Werth hat, zu dem Objecte der Philosophie zählen will;

4) ob dieselbe, wenn sie demnach unsere erste Sach- oder Real-Wissenschaft ist, nicht eine innere Beziehung auf jede positive Wissenschaft habe, so daß, wenn der Sachgrund, welchen sie legt, verkannt wird, unter den Namen Theologie und Jurisprudenz der eigentliche Materialismus, nur so oder anders gefärbt, hervorkommen müsse;

5) ob die Philosophie vermöge solcher Verbindung mit dem Positiven, nicht eine wahre Freundin, eine treue Verbündete des Staates und der Kirche genannt werden könne, ja müsse — gegen die Feinde der Menschheit von jeder Farbe, gegen jedes Extrem u. f. w.;

6) ob daher, nach dieser Grundansicht von der Philosophie, ihr Ansehen nicht zunehmen, *neue* und größere Theilnahme ihr nicht werden müsse oder könne, und

7) ob diese Ansicht der Sache, dieser Grundbegriff von der Philosophie nicht insbesondere ein triftiges Mittel sey:

1) gegen die *Gleichgültigkeit*, welche in Betreff dieser Wissenschaft gegenwärtig bey so Vielen, wie bekannt, selbst bey „Studirten“ und sonst wohl Cultivirten, obwaltet;

2) gegen den *Mißbrauch*, welchen Uebelwollende von so mancher neueren und neuen Erscheinung unter dem Namen Philosophie gemacht haben und fortwährend machen, — wie viel Schatten ist bey dielem Spotte, diesen Mißdeutungen auf unsere erste Sachwissenschaft schon gefallen! — und

3) gegen die *Gefahren der Speculation*, zumal für jüngere, talentreiche und aufstrebende Köpfe, da man so leicht wiederum in dem alten scholastischen Kreise, nur mit dieser und jener neuen Variante, sich umhertreibt; wo dann schöne Kräfte verzehrt, selbst große Talente verbraucht werden, während ein großes weites Feld sich eröffnet, wenn das Ueberfinnliche in seiner Fortbildung — zum Geistigen, neben dem Physischen, zum Sittlichen, Rechtlichen u. f. w. — betrachtet wird?

Ward doch in unserer Zeit mehr als Einmal und so positiv als möglich behauptet: „Die Philosophie ist eigentlich Speculation“, ja: „Das Wesen der Philosophie besteht in der Speculation!“ — Allerdings *ist die Philosophie („als Wissenschaft“)* *jedesmal auch Speculation; aber ist denn die Speculation (jedesmal) auch Philosophie?*

Ja gewiß, auch die Speculation hat ihre Gefahren, selbst in dem Falle, wo kein Subjectives, das ungültig — unwürdig — ist, sich einfindet, zum Grunde liegt oder noch eintritt.

Und wie genehm ist das neu-scholastische Treiben den Feinden der Menschheit (wie der Philosophie)! Indem ausgezeichnete Köpfe mit diesem Allgemeinen, diesen Formalitäten sich abmühen, bleibt desto weniger Zeit und Raum für das Wichtigste, zumal für die Hauptzweige der Philosophie. Eine durchgeführte Darstellung derselben, der eigentlich philosophische Cours, ist da unmöglich.

In Süddeutschland dient — gegen seine Absicht, aber in der That und in mehr als einer Weise — ein großes und reiches Talent dem neu-aufstrebenden Pfaffenthume; mit dem sich der Despotismus so gern verbündet: also auf Kosten der Kirche und des Staates! Auch dieses ward in der genannten Schrift so dargethan, daß Nichts dagegen verlauten mochte. Und wie Vieles, das offenbar jenem Grundbegriffe nicht zufugt, ist in jüngster Zeit aus Norddeutschland gekommen, wenn auch Manches, was mittelbar nützen kann und trefflich heißen darf, sich dabei eingefunden! — Diese neue Scholastik, wie

solche im Ganzen vorliegt, nährt mächtig den alten Kaltfinn gegen die Philosophie.

Wie könnte aber ohne diese Wissenschaft unsere „*deutsche Bildung*“ glücklich fortgehen? Schön und hochschätzbar sind die neuen *physikalischen* und *historischen Vereine*. Wird jedoch unsere erste Realwissenschaft hiebey nicht wenigstens vorausgesetzt, wird die Philosophie weggeworfen, verachtet oder so behandelt, als wäre da kein Reales, überall kein Festes und ganz Entchiedenes: dann ist auch ein glücklicher Fortgang jener Wissenschaften ganz unmöglich, während zunächst, wo immer die Folgerichtigkeit eintritt und besteht, der eigentliche Materialismus und der Positivismus (welcher im Grunde und nach seinem Endresultate nichts Anderes ist) erfolgen muß — selbst auf Kosten des Staates und der Kirche, wenn auch erst in seinen weiteren Folgen.

Allerdings ist die Philosophie in sofern, als ihr Gegenstand nicht zu dem Sichtbaren, Fassbaren u. s. w. gehört, die *unentschiedenste* aller Wissenschaften; aber sie ist auch die *nothwendigste*: muß denn nicht, wer — berufen zur höheren wissenschaftlichen Bildung — sich dieser Wissenschaft entfremden will, alsdann entweder dem Mysticismus oder dem Materialismus sich hingeben, je nachdem er nämlich dem Ueberfinnlichen, dem ersten Realen, nur seinen Kopf, oder Herz und Kopf entzieht?! Denn von dem eigentlichen oder consequenten Materialismus ist hier die Rede. Und wohin führt der Mysticismus, ja die Mystik selbst, wenn der *formale* Mangel nicht aufgehoben wird, sondern, was dann nothwendig folgt, zunimmt und durchgreifend wird? — Der *reale* Vorzug der Mystik (der eigentlichen oder, wie Kant sagte, reinen) bleibt und besteht darum nicht minder, wenn sie mit der Sophistik verglichen wird. Daher eine innere, sachliche Verwandtschaft der Mystik mit der Metaphysik — so wie eben diese der Sache oder dem Gegenstande nach mit der Philosophie Eins ist —, obwohl nicht gesagt werden darf: *Metaphysik und Mystik* (geschweige *Mystik und Philosophie*) *sind Eins*.

Auch die neue, bereits von Mehreren im deutschen Norden und Süden beliebte Verbindung eines Positiven, welches zu dem Gegenstande der (positiven) Theologie und der Jurisprudenz gehört, mit einem Speculativen unter dem Namen Philosophie, kann überall nichts Besseres schaffen. Denn

I. sobald ein Positives, *worüber eine Verschiedenheit der Ansicht unter Gutgesinnten möglich ist*, an die Stelle der Philosophie gesetzt wird: so tritt auch mit diesem Worte der Hyperkatholicismus („Ultrakatholicismus“) nothwendig ein: im Grunde ganz Eins mit jenem Dogmatismus, der den Besitz der Wahrheit und hiemit der Philosophie schlechthin zuerst und dann

ausschließend an die Form nach deren Gestaltung zum Systeme band, also ganz folgerecht jeden Andersdenkenden aus der Zahl der Philosophen oder Philosophirenden strich, „*annihilirte*“ u. s. w.;

II. so wie da Katholiken und Protestanten, z. B. in einer Zeitschrift für die wissenschaftliche Philosophie sich vereinigt hätten, müßten die wunderlichsten Mißtöne vorkommen, wenn da Jeder als „*christlicher Philosoph*“ seine Ansichten ganz offen darlegte — hielte aber irgend Einer zurück, wo wäre dann die Geradheit, die offene Mittheilung, wie solche von dem Geiste der Wissenschaft gefodert wird? — und wären zwey Solche als Professoren der Philosophie an einer und derselben Universität angestellt: so gäbe es, im gesetzten Falle, gewiß *Controvers-Vorlesungen*, so wie es in früherer Zeit, als die bekannte theologische Polemik herrschte, *Controvers-Predigten* gab (auch ist leicht zu ersehen, was z. B. einem Katholiken, der sein Positives auf einer protestantischen Hochschule als ordentlicher Professor der Philosophie vortragen wollte, unfehlbar begegnen würde, vorausgesetzt, daß er nicht politisiren, geschweige denn heucheln wollte!); und was den Hauptpunct betrifft,

III. so bald Etwas von Dem, was mit dem Ueberfinnlichen (nach jener Ansicht) nicht in *unmittelbarer* Verbindung steht, an die Stelle des Gegenstandes der Philosophie treten soll: so verschwindet 1) die Philosophie, und dann 2) auch jede positive Wissenschaft, die (jene) Theologie sowohl, als die positive Rechtswissenschaft. Man sehe wohl zu, ob dies nicht folgen müsse, fehlt anders nicht der Muth oder die Kraft, ganz folgerecht zu verfahren! Aber die volle objective Gültigkeit dieser Behauptung kann freylich nur Dem einleuchten, welcher Dasjenige, woran der Mensch nach seiner überfinnlichen Anlage oder im Sachunterschiede von den bloß physischen Dingen Theil nimmt, als den unmittelbaren und so eigentlichen Gegenstand der Philosophie anerkennt.

Jene Verbindung, jenes Gemisch von Positivem und Speculativem neben Einzellnem, was der Philosophie angehört, aber da nur auf Kosten der Folgerichtigkeit und hiemit der Wissenschaft oder Wissenschaftlichkeit Statt finden kann, macht folglich das Uebel in jeder Hinsicht nur ärger.

Dieser neue Versuch entstand eben daher, weil man der Philosophie ein eigenes und so eigentliches Object mit Bestimmtheit nicht zuerkannt hatte, während — im besten Falle — das „*Reale*“, welches der besagten Schulanficht zufolge, schlechthin und so eigentlich das Physische ist, dem Gemüthe und hiemit dem Geiste (Denkgeiste) außerhalb des Gebietes der Physik nicht genügte. Denn das Formale, Logische oder Speculative kann, wie sehr auch dasselbe gelei-

gert werde, die Sache — zumal die Hauptsache, das erste Reale — nicht schaffen, nicht ersetzen.

Und heisst das neue Gebilde — vielleicht Kunstgebilde, selbst eine Art von Poesie, in einer neuen scholastischen Kruste — nunmehr die „*christliche Philosophie*“; so muß dagegen bemerkt werden: diese Benennung ist, wissenschaftlich betrachtet, in jeder Hinsicht unhaltbar. Denn

A. versteht man unter dem „Christlichen“ Solches, was mit dem Ueberfinnlichen, wie dieses zum Wesen der Menschheit gehört, unmittelbar oder innerlich verbunden ist: dann fällt das Christliche mit dem Philosophischen in Eins zusammen: dann ist offenbar die Philosophie als solche christlich, und folglich jener Ausdruck pleonastisch, unwissenschaftlich, ein Verstoß gegen die formale Wissenschaft — eine Sünde gegen die Logik;

B. wird aber unter jenem Worte Solches verstanden, was mit diesem Realen oder Sachlichen im Menschen keineswegs so verbunden ist, und worüber eben darum eine Abweichung in der Ansicht zufolge äußerer Umstände und Verhältnisse, der Erziehung, des früheren und späteren Unterrichts u. s. w. unter Gutgefinnten (wahrhaft Würdigen) Statt finden kann: dann ist jene Benennung sogar ein Sachwiderspruch, eine Sünde gegen die (eigentliche) Metaphysik, so wie die Quelle und die Lofung eines neuen Intolerantismus rückfichtlich aller Früheren, Andersdenkenden vor und nach Christus.

Nur dem frommen Sinne in Verbindung mit beschränktem Denkgeiste in Betreff des Ersten, was Noth ist, und der selbstfüchtigen Politik, im Staatskleide sowohl als im Priesterrocke, mögen jene positiv-christlichen Worte (nach irgend einer dogmatischen Deutung) wohl zusagen: man weiß, wozu dieser Politik jenes Positive dient oder dienen soll! Ein neues Mittel zum alten Zweck ist dann auch dieser Gebrauch der Worte „Erbfünde, Erlösung, Gottheit Christi, Dreyeinigkeit“ u. s. w. — diese neue Firma mit der Aufschrift „Philosophie“. Aber selbst für das positive Christenthum, für die Religion und die Kirche ist der Nutzen von Seiten dieser neuen „Methode“ unter dem Namen *Philosophie* (mit dem oder ohne den Beynamen *christlich*) nur scheinbar: der Nachtheil bey dem gegenwärtigen Stande der Geistescultur im Ganzen ist, zumal mittelbar weit überwiegend.

Mögen mit bestimmter Hinsicht auf jenen Grundbegriff von der Philosophie, von unserer ersten Sach- oder Real-Wissenschaft (im scharfen Gegensatz mit der bekannten, noch immer herrschenden Ansicht, welcher zufolge nur die Naturwissenschaft so genannt werden soll), — die zwey letzten Schriften des Verfassers im Fache der

wissenschaftlichen Philosophie \*) scharf, auch mit besonderer Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand dieser Wissenschaft in Deutschland geprüft werden! In denselben sind die Resultate eines mehr als vierzigjährigen und wenigstens so rasilosen als redlichen Strebens niedergelegt.

In die *Leibnitzisch-Wolfsche* Schule — nicht ohne besondere Vorlimmung für diese Wissenschaft — zuerst geführt, dann aber mit *Kant* und *Jacobi* bald näher bekannt, und frühe zu dem Entschlusse gelangt, keinem Systeme sich zu ergeben, wohl aber jegliches zu prüfen, zu würdigen, und dann immer wiederum selbstthätig („selbstdenkend“) fortzuschreiten, war dem Verfasser seit so vielen Jahren eine heilige Aufgabe. Eine Menge von Vorarbeiten, betreffend alle die Systeme der Zeit und jedes Vorzügliche, was ihm aus irgend einer späteren Schule, bey steter Theilnahme an seinem Berufsgegenstande und somit an jeder neuen Erscheinung dieser Art, zugekommen, — könnte als Thatbeweis vorgelegt werden. Auch könnte wohl Keinem, der die spätere Auflage irgend eines seiner Lehrbücher mit der früheren vergleichen möchte, die Bemerkung entgehen, daß er fortwährend zu lernen, und stets wieder theils schärfer zu bestimmen, theils tiefer einzudringen wohl bestrebt gewesen. Ueber Einzelnes aber, was besonders wichtig schien, findet sich die Ansicht des Verf. in dem Buche: „*Erläuterung einiger Hauptpunkte der Philosophie, mit Zugaben über den Widerstreit der Ansichten von Jacobi, Schelling und Friedr. Schlegel*“ (Landshut, 1812), nächst dem früheren „*Vernunft und Verstand*“ (Stuttg. 1808), und dann so viel später in den zwey unten genannten Schriften.

Bedarf dieser Zusatz einer Entschuldigung, so findet sich hoffentlich ein besonderer Grund in der ganz eigenen Lage des Verfassers. Die Professur war sein Lebenselement, und zwar nicht bloß auf dem Katheder, sondern auch mittelst der wissenschaftlichen Conversation in seiner Wohnung; wie noch gar Viele bezeugen könnten. Als ihm nun ein so theurer und (wie nicht minder bekannt) so gefegneter Wirkungskreis entzogen ward, mußte er sich desto mehr dem Berufe des Schriftstellers zuwenden, wollte er anders das Evangelische: „*Wirket, so lange es Tag ist!*“ noch befolgen.

Landshut, im März 1839.

Dr. J. Salat.

\*) „*Die Hauptgebrechen der deutschen Philosophie als Wissenschaft, und wie dieser Zustand dem neu-aufstrebenden Geiste der Verfinsternung zu Statten gekommen*“, Stuttgart, 1834; und „*Beytrag zur Emancipation der Philosophie*“, — auch unter dem Titel: „*Versuche zur Befreyung der Philosophie aus den Banden der Scholastik und Phantastik*“, daselbst 1835.

Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage im Januar-, Februar- und März-Hefte der J. A. L. Z. und in den Ergänzungsblättern von No. 1—24 Schriften recensirt worden sind.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numern des Stückes, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt. Der Beysatz EB. die Ergänzungsblätter.)

- Anholt in Blankenhain 51.  
 Anton in Halle 41.  
 Appun in Bunzlau EB. 10.  
 Arnold in Dresden u. Leipzig 3. 53.  
 57. EB. 14. 16.  
 Artistisches literar. Institut in Bamberg 5. 6. 23.  
 Aue in Altona EB. 21.  
 Bädeker in Effen 59. EB. 18.  
 Balz'sche Buchhandlung in Stuttgart 11.  
 Barth in Leipzig 51. EB. 16.  
 Beck u. Fränkel in Stuttgart 8.  
 Beck'sche Buchhandl. in Nördlingen 32. EB. 2.  
 Borntträger in Königsberg EB. 6.  
 Brockhaus in Leipzig 5. 39.  
 Brönnner in Frankfurt a. Main 54.  
 57 (2).  
 Bühler in Magdeburg 22.  
 Bürckle u. Höhr in Zürich EB. 6.  
 Burmeister u. Stange in Berlin 39.  
 Calve in Prag 29.  
 Corbaz in Lausanne 60.  
 Gottsche Buchhandl. in Stuttgart u. Tübingen 16.  
 Creuz in Magdeburg EB. 10.  
 Diehl in Darmstadt EB. 19.  
 Dieterich in Göttingen EB. 8.  
 Duncker u. Humblot in Berlin 7.  
 13. 40.  
 Dyk in Leipzig EB. 16.  
 Eisenach in Leipzig 46.  
 Engelmann in Leipzig 52.  
 Enslin in Berlin 49. EB. 24.  
 Ernst in Quedlinburg 9.  
 Eilingersche Buchhandl. in Würzburg 20. 35.  
 Ferber in Gießen 23. 30.  
 Fischer u. Fuchs in Leipzig 12.  
 Fleischmann in München 5.  
 Franke in Quedlinburg 41.  
 Fröbel in Rudolfstadt 2.  
 Gödsche in Meissen 14.  
 Göfchen in Leipzig 31. 58.  
 Grimmer'sche Buchhdl. in Dresden EB. 13.  
 Groos in Heidelberg EB. 17.  
 Hahn in Hannover 8. 33. 58.  
 Hammerich in Altona EB. 20.  
 Hans in Basel 12.  
 Hartleben in Leipzig EB. 7.  
 Heinrichshofen in Magdeburg EB. 8. 11.  
 Hentze in Breslau EB. 10 (6).  
 Herbig in Leipzig EB. 22.  
 Herder zu Freiburg im Breisgau 10. EB. 10.  
 Heyer in Gießen 23. 49.  
 Hinrichs in Leipzig 39.  
 Hirschwald in Berlin 6. 49.  
 Hochhausen u. Fournes in Leipzig 56 (2). EB. 9.  
 Höhr in Zürich 2 (2).  
 Hoffmann'sche Verlagshandl. in Stuttgart 26 (2).  
 Humann'sche Druckerey in Bamberg 55.  
 Jenisch u. Stage in Augsburg EB. 4.  
 Jenni, Sohn, in Bern 56.  
 Kirchheim in Mainz EB. 23.  
 Klein in Leipzig 37. 52.  
 Köhler in Leipzig 20.  
 König in Bonn 31.  
 Kollmann in Leipzig 41. EB. 20.  
 Krüger in Dortmund 2.  
 Langenwiesche in Barmen EB. 5.  
 Leibrock in Braunschweig 15.  
 Leich in Leipzig 1.  
 Leske in Darmstadt 36.  
 Literarisch - artistisches Institut in Bamberg EB. 4.  
 Löffler in Stralsund 34.  
 Löflund in Stuttgart 20.  
 Logier in Berlin 27.  
 Lucius in Braunschweig 15.  
 Meline in Brüssel u. Leipzig EB. 15. 21.  
 Metzler'sche Buchhandl. in Stuttgart 39 (4).  
 Nasse in Soest 45.  
 Neumann in Elbing 20.  
 Nicolai in Berlin 29.  
 Orell, Füßli u. Comp. in Zürich 18. EB. 6. 16.  
 Palm u. Enke in Erlangen 23.  
 Perthes in Hamburg EB. 1. 12.  
 Pichler in Wien EB. 14.  
 Pierer in Altenburg 52. 53.  
 Reclam in Leipzig 18 (2).  
 Reichenbach in Leipzig 25.  
 Riegel u. Wielsner in Nürnberg 53.  
 Rieger u. Comp. in Stuttgart EB. 27.  
 Sander'sche Buchhandl. in Berlin 16.  
 Sauerländer in Frankfurt a. M. 5. 13. 15. EB. 19.  
 Schaumburg u. Comp. in Wien 56.  
 Schieferdecker in Zeitz 50. EB. 10.  
 Schröder in Berlin 47.  
 Schulgen - Bettendorff'sche Kupferdruckerey in Bonn 60.  
 Schulthes in Zürich 33.  
 Schulze'sche Buchhandl. in Oldenburg 39.  
 Schulz'sche Buchhandl. in Hamm 36.  
 v. Seidel in Sulzbach 48 (2).  
 Stackebrand in Berlin 20 (2). 48.  
 Tauchnitz in Leipzig 60.  
 Thome in Berlin 32.  
 Vandenhoeck u. Ruprecht in Göttingen 20.  
 Voigt in Weimar 19 (2).  
 Wagner in Neustadt a. d. O. 3. 47. 51.  
 Walther in Dresden 46.  
 Weber in Leipzig 32.  
 Weidmann in Leipzig 21.  
 Weise in Stuttgart EB. 12.  
 Wigand in Leipzig 26. 41 (5). 57. EB. 7.  
 Windolff in Königsberg in d. Neumark 58. 60.  
 Winter in Heidelberg 50.  
 Zabern in Mainz 24.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A P R I L 1 8 3 9.

## T H E O L O G I E.

- 1) HALLE, b. Schwetschke u. Sohn: *Der Freyherr von Sandau oder die gemischte Ehe.* Eine Geschichte unserer Tage, von Dr. K. G. Bretschneider, geh. Ober-Conf. Rath u. General-Superintendenten zu Gotha, Ritter des herzogl. Ernestin. Hausordens. Zweyte Aufl. 1839. VI u. 210 S. 8. (21 gr.)
- 2) DRESDEN u. LEIPZIG, in d. Arnoldischen Buchhandlung: *Die gemischten Ehen, namentlich der Katholiken und Protestanten, nach den Ansichten des Christenthums, der Geschichte, des Rechtes und der Sittlichkeit,* mit besonderer Rücksicht auf das religiöse Zeitbedürfnis dargestellt von Dr. Christ. Friedr. von Ammon, Vicepräsidenten des evang. Landesconsistoriums, geh. Kirchenrathe bey dem Ministerium des Cultus u. öffentlichen Unterrichts und Oberhofprediger in Dresden. 1839. XV u. 205 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Erörterung seines Gegenstandes zu geben beabsichtigte, indem er sich, wie er S. IV selbst sagt, nicht allein bemühte, „die Lehre unserer heiligen Bücher, besonders der christlichen, von den ungleichen Ehen in ihrer vollen Bestimmtheit und Klarheit vorzutragen, sondern auch die Urtheile und Aussprüche der Kirchenväter, der wichtigsten Concilien, so wie die Verordnungen des römischen und kanonischen Rechtes hierüber zu sammeln, ihre Aechtheit zu erforschen, sie in ihrem Zusammenhange darzustellen, und ihre Verpflichtungsfähigkeit für unsere Zeit nach bewährten Grundsätzen des Christenthums zu prüfen“: so wählte Hr. Dr. Bretschneider dagegen die populäre Darstellungsweise; er wollte nicht für Gelehrte und Staatsmänner, sondern für das große Publicum, für alle Gebildete der katholischen und evangelischen Kirche (S. IV) schreiben, da zu deren Verständigung und Beruhigung in diesen Angelegenheiten noch wenig oder nichts geschrieben worden sey. Er hatte aber nicht nöthig, wegen dieser Form der Darstellung um Nachsicht zu bitten; denn gerade diese Darstellung ist ihm, wie in seiner früheren Schrift: „Heinrich und Antonio,“ zu welcher gegenwärtige ein Seitenstück seyn soll, meisterhaft gelungen, und sie gewährt nicht allein eine angenehme Unterhaltung, sondern auch vielseitige, Gemüth und Ueberzeugung mit gleicher Kraft tief ergreifende Belehrung. Es kann daher dieser Schrift nur zur Ehre gereichen, wenn katholische Zeloten, die Feinde religiös-sittlicher Aufklärung, dieselbe bereits zur Zielscheibe ihrer Spottes gemacht haben, und sie wird den Endzweck, den der Vf. im Auge hatte (S. III), nur um so sicherer erreichen, nämlich ein unbefangenes Urtheil über die jetzigen Mafsregeln des römischen Stuhls gegen die evangelischen Regierungen Deutschlands und gegen die gemischten Ehen zu vermitteln, der dadurch angeregten Erbitterung zwischen Katholischen und Evangelischen zu steuern, beide Theile zu christlicher Vertraglichkeit und Einigkeit zu stimmen, dem lieblosen Ketzerhaffe zu begegnen, und endlich diejenigen, welche in gemischter Ehe leben, oder eine solche schliessen wollen, auf die Schwierigkeiten dieses Verhältnisses und auf die Gefinnungen und Ueberzeugungen hinzuweisen, bey denen allein in solchen Ehen auf Frieden und häusliches Glück gerechnet werden könne. Rec. hat auch wirklich schon an so manchem Leser dieser Familiengeschichte in Erfahrung gebracht, das sie den angegebenen Zweck vollkommen erreichte, und dies überhebt uns alles weiteren Urtheils.

Zu den Mitteln, deren sich das gesunkene Pfaffenthum bedient, um wenigstens im Kleinen seine angemaßten Rechte zu behaupten, gehören auch die Hindernisse, welche man von dieser Seite her den gemischten Ehen in den Weg zu legen sucht. Die nachtheiligen Folgen, welche daraus hervorgehen, sind bekannt genug, und man muß sich nur wundern, wie oft die wachsamsten und aufgeklärtesten Staatsregierungen doch nicht im Stande waren, diesem Unfuge für immer zu steuern, und Eingriffen gegen die bestehenden bürgerlichen Gesetze vorzubeugen. Leider hat aber hier der katholische Geistliche vermöge des Beichtstuhles eine Gewalt in den Händen, an welcher oft die weiftesten Gesetze und Mafsregeln der Staatsregierungen scheitern müssen; und da man einmal das Uebel an dieser seiner Wurzel anzugreifen und völlig auszurotten nicht vermag, so giebt es kein besseres Mittel dagegen, als die möglichste Beförderung von Toleranz und Aufklärung unter dem Volke. Aus diesem Grunde verdienen auch Schriften, wie die vorliegenden, allgemeine Verbreitung; und es war uns erfreulich, in einem der neuesten Tagesblätter zu lesen, das eine deutsche Staatsregierung von der Bretschneider'schen Schrift eine hinreichende Anzahl Exemplare habe ankaufen und vertheilen lassen. Wenn nämlich der Vf. der unter No. 2 angeführten Schrift mehr eine wissenschaftlich gelehrte

A. J. L. Z. 1839. Zweyter Band.

Was ferner die Schrift des Hn. Dr. v. *Annon* betrifft, so haben wir uns bereits oben über den Endzweck derselben ausgesprochen, und die nähere Angabe ihres Inhaltes wird zeigen, auf welchem Wege der Vf. diesen Zweck zu erreichen suchte. Das Ganze zerfällt in *zehn* Abschnitte: der erste stellt die gemischten Ehen dar nach der heil. Schrift des A. T., der zweyte nach den Grundsätzen des N. T., der dritte die Stimmen der Kirchenväter, der vierte die Verordnungen der Concilien von dem zu Elvira bis zum Trienter über die gemischten Ehen, der fünfte das hierher gehörige neurömische, kanonische, päpstliche und allgemeine protestantische Recht, der sechste die Ansichten der katholischen Dogmatik und Sittenlehre, der siebente die beharrliche Verwerfung der gemischten Ehen von Seiten des römischen Stuhles und der achte die bürgerliche Gesetzgebung der neueren Zeit über diesen Gegenstand, während die beiden letzten Abschnitte die gemischten Ehen theils aus dem Gesichtspuncte der Humanität, theils als unabweisliches Zeitbedürfnis in religiöser und geselliger Beziehung betrachten. — So wahr und gründlich wir dieses Alles vom Vf. durchgeführt finden, so können wir doch die frohe Hoffnung, welche derselbe am Schlusse seines Werkes ausspricht, nicht eher vollkommen mit ihm theilen, bevor nicht die ganze Eheangelegenheit in beiden Kirchen richtiger geordnet ist, und zwar theils nach den unumstößlichen Principien des Vernunftrechtes, nach welchem die Ehe als solche nur aus dem Gesichtspuncte eines bürgerlichen Vertrags zu behandeln ist, theils nach dem Geiste und Zwecke des reinen Christenthums, welches der Kirche und ihren Dienern nur einen sittlichreligiösen Einfluß auf jenes bürgerliche Verhältniß gestattet. Die Geschichte selbst zeigt uns, daß alle noch so weisen Gesetze und Mafsregeln, welche den Ungebührißnen Steuern sollen, die aus der Vermengung des Kirchlichen und Bürgerlichen nothwendig hervorgehen müssen, ihren Zweck nie vollkommen erreichen. Warum sollen wir nicht die frohe Hoffnung hegen, daß einst die Quelle aller dieser Ungebührißne werde von Grund aus gehoben werden können?

L. L.

LÜNEBURG, b. Herold u. Wahlstab: *Jesus und Judas*. Ein historisch-kritischer Versuch, nebst einem Sendschreiben an den Professor Dr. Ullmann. 1836. XXII u. 71 S. gr. 8.

Nach des Dr. *Paulus*, *Goldhorn* u. A. Vorgange erfucht der Vf., welchem wir hier zuerst als Schrifteller begegnen, eine Apologie des Judas Ischarioth, indem er die gewöhnliche Ansicht, daß Habsucht und getäufchte Hoffnung diesen Apostel zu seiner unheilvollen That verleitet habe, zu bekämpfen sucht, und dagegen die bekannte Hypothese vertheidigt: Judas, in irdischer Messiaserwartung befangen, habe durch seinen Verrath den Herrn zu einem entscheidenden Schritte nöthigen wollen, und eine Erhebung des

Volkes zu Gunsten desselben erwartet. Das Geld habe er vom Synedrium nur genommen, um dasselbe über seine wahre Absicht zu täuschen. So lobenswerth und rühmlich auch jeder Versuch ist, die Ehre desjenigen Mannes zu retten, den der Herr selbst durch die Wahl zum Apostelamte seines besonderen Vertrauens würdigte, und so wenig wir den Fleiß und den Scharfsinn verkennen, mit welchem der Vf. seine Hypothese vertheidigt, oder die Kenntnisse, die er hiebey entwickelt hat: so sind wir doch nicht vermocht worden, unsere Ueberzeugung von der Richtigkeit der gewöhnlichen Ansicht aufzugeben. Die vom Vf. geltend gemachten Hauptgründe sind im Allgemeinen dieselben, welche schon von den früheren Apologeten des Judas aufgestellt wurden, namentlich die Geringfügigkeit der Summe von 30 Silberlingen (nach unserm Gelde 25 bis 26 Thlr.), welche die Habsucht des Judas unmöglich habe anlocken können, und die verzweifelungsvolle Reue des Letzten. Allein, abgesehen davon, daß das Geld damals in Palästina in etwas höherem Werthe stand, als jetzt bey uns, lehrt die Erfahrung hinlänglich, daß Menschen aus der niederen Volksclasse selbst um noch geringeren Gewinn zu großen Verbrechen fähig sind. Auch macht unter den Evangelisten nur Matthäus die Summe namhaft, welche Judas empfing. Mit Recht aber ist die historische Richtigkeit dieser Angabe neuerdings bezweifelt worden, indem der Evangelist Cp. 27, 9 f. in dem Verrathe um die genannte Summe eine Erfüllung der Weissagung bey Zach. 11, 12 f. findet, und mithin die Möglichkeit gegeben ist, daß Judas eine weit grössere Geldsumme empfing, die Angabe von 30 Silberlingen aber erst in der mündlichen Tradition aus der messianisch gedeuteten Stelle des Sacharja sich bildete. Was ferner die Reue des Judas betrifft, so ist schon oft bemerkt worden, daß nicht selten auch in den verstocktesten Bösewichtern nach wirklich vollbrachtem Verbrechen das Gewissen mit furchtbarer Gewalt erwacht sey. Zwar will der Vf. diese Wahrnehmung nur auf solche Verbrechen beschränkt wissen, welche in Uebereilung und Jähzorn begangen worden seyen, wird aber schwerlich Beystimmung finden. Andere Gründe, durch welche Hr. *Sch.* seine Hypothese zu stützen sucht, gehören, so weit unsere Kenntniß der über den fraglichen Gegenstand gepflogenen Verhandlungen reicht, ihm eigenthümlich an, sind aber noch weit weniger haltbar, als die zuvor genannten, z. B. der S. 30: die Offenheit, mit welcher Judas an der Spitze der Schaar dem Herrn entgetretete, und ihn mit dem Freundschaftszeichen des Kusses begrüßte, beweise deutlich, daß er „seiner That sich nicht geschämt (leider allerdings nicht! Rec.), und nicht ein Werk der Finsternis, sondern etwas Gutes, ein Werk des Lichtes zu vollbringen gewähnt habe;“ wobey der Vf. sich doch die zahllosen Beyspiele von Schamlosigkeit und Frechheit hätte vergegenwärtigen sollen, zu welcher die sittliche Verdorbenheit von jeher fähig gewesen ist. — Wedurch aber jeder Versuch einer Apologie des Judas

verunglücken muß, das ist die arge Gewaltfameit, mit welcher die solcher Hypothese ungünstigen Stellen der Evangelien behandelt werden müssen. Auch Hn. Sch's. Schrift liefert hiefür einen schlagenden Beweis. So erklärt derselbe das Wort ἀργύριον bey Marc. 11, 14 und Luc. 22, 5 durch etwas Geld, um damit diese beiden Evangelisten mit Matthäus in Einklang zu bringen, nach dessen Angabe Judas nur die geringe Summe von 30 Silberlingen empfing. Am meisten macht dem Vf. die Stelle bey Joh. 12, 4 ff. zu schaffen, welche nach der gewöhnlich und gewis einzig richtigen Erklärung einen Beweis enthält von früheren Unterschleifen des Judas bey der Kaffeverwaltung. Um diese lästige Instanz zu beseitigen, faßt er das Wort κλέπτης in der Bedeutung *Schalk, hinterlistiger Mensch*, und die Worte τὰ βαλλόμενα ἐβάσταξε erklärt er: „er pflegte das Hineingelegte zu tragen,“ ohne zu bedenken, das auf diese Weise neben dem unmittelbar vorhergehenden γλωσσόκομον εἶχεν eine lästige Tautologie entstehen würde. So sollen die Worte nicht einmal im Sinne des Evangelisten eine Hinweisung auf frühere Unterschleife enthalten, sondern nur den Gedanken ausdrücken, Judas habe die Worte in V. 5 als hinterlistiger Mensch gesprochen, dem es nicht um die Armen, sondern um seinen Vortheil zu thun gewesen, und Johannes mache diese Bemerkung im falschen Rückschlus von dem Verrathe um Geld auf die frühere Gesinnung des Judas, ohne von letzter thatfächliche Beweise gehabt zu haben. Allein wollen wir die oben genannte Tautologie umgehen, so kann βασιτάζειν nur *aufserre* bedeuten (vgl. Matth. 8, 17. Joh. 20, 15. Jos. Ant. VIII, 2 u. a. St.), dies aber ist *per euphemismum* s. v. a. *stehlen*, und mithin muß auch κλέπτης in seiner gewöhnlichen Bedeutung festgehalten werden. Ist es also gewis, das sich diese Stelle auf wirklich vorgekommene Veruntreuungen des Judas bezieht, so kann auch Johannes nicht erst durch einen Rückschlus vom Verrathe auf diese Beschuldigung gekommen seyn, wenn er sich nicht eines unverantwortlichen Leichtsinns hat schuldig machen wollen. Diese Schwierigkeit scheint auch unser Vf. gefühlt und darum zu der gerügten Erklärung seine Zuflucht genommen zu haben.

So wenig wir aber dem Vf. in der positiven Begründung seiner Ansicht beystimmen können, desto größeres Lob müssen wir seiner Bestreitung der Ansichten *Daubs, Ullmanns* u. A. zollen, welche in dem vorausgeschickten Sendschreiben an Hn. Kirchenrath *Ullmann* enthalten ist, dem der Vf. die erste Anregung zu seiner Untersuchung verdankt. Die genauere Untersuchung des allerdings sehr schwierigen Gegenstandes müssen wir bey dem engen uns hier verstateten Raume den theologischen Fachzeitchriften überlassen. Hier sey nur noch bemerkt, das die Schrift des Vfs. an einer höchst lästigen Breite und Redseligkeit leidet, das häufig Wiederholungen derselben Gedanken uns aufgestoszen sind, und der Vf. in der logischen Anordnung die einzelnen Momente der Un-

tersuchung nicht immer gehörig aus einander gehalten hat.

Δ—μ.

MAGDEBURG, b. Rubach: *Zwey und siebzig Geschichten des Alten Testaments und zwey und siebzig Geschichten des Neuen Testaments* in lithographirten Darstellungen, mit dazu gehörigem Texte, von *Carl Becker*, Missionar. 16 Hefte. 1838. gr. 8. in farbigem Umschlage. (2 Thlr.)

Veranlassung zur Herausgabe dieses Werkes gab dem Vf. ein älteres, unter dem Titel: 60 biblische Geschichten, in Kupfer geätzt, von *Rudolph Schellenberg* in Winterthur 1774 herausgegebenes, welches gegenwärtigem, in Bezug auf Lithographie grossentheils zum Grunde liegt. Da nämlich jenes Werk nur Wenigen bekannt und der Text zu demselben mangelhaft und für die jetzigen Bedürfnisse unzureichend erschien, auch die im Jahre 1826 erschienene neue Auflage diesem Mangel nicht abhalf: so entschloß sich Hr. B., dasselbe in neuer Form und mit neuem Texte herauszugeben. Auch die Lithographie erlitt bedeutende Veränderungen, endlich sind 12 Darstellungen ganz neu. — Der Vf. suchte an dem reichen Stoffe, den der historische Theil der heil. Schrift darbietet, die Gnade und Erbarmung Gottes zu zeigen, welche sich in der Führung seiner Kinder kund giebt, die bey der Verleugnung ihres eigenen Willens, nur das Wort und den Willen ihres h. Vaters zur einzigen Richtschnur für ihren Glauben und ihr Leben annehmen. An den Züchtigungen Gottes sollte zugleich sein Ernst gegen jeden Sünder gezeigt, und an dem Beyspiele der von Gott Abgefallenen dargethan werden, das das Losgeriffenseyn von der Quelle des Lichtes und des Lebens zeitliches und ewiges Unglück mit sich bringe. Das Werk ist daher besonders für Aeltern und Erzieher bestimmt, welche hier reichliche Gelegenheit finden, an der anschaulichen Darstellung des geschichtlichen Inhaltes der h. Schrift, wofür das kindliche Gemüth am empfänglichsten ist, noch viele Auseinandersetzungen, belehrende und ermunternde Zurechtweisungen anzuknüpfen.

Was nun zunächst die lithographischen Darstellungen betrifft, so sind dieselben von ungleichem Werthe. In den ersten 6 Heften des A. T. sind dieselben von dem Lithographen *Werner* in Magdeburg. Sie wurden nach der eigenen Bemerkung des Verlegers allgemein und mit Recht als mißlungen befunden. Besser sind die in den beiden letzten Heften des A. T. und in den 8 Heften des N. T. von Hn. *Kelße* und *Sohn* in Magdeburg. Der zu jedem Bilde gehörende Text erzählt kurz und gut die biblische Geschichte zur Erläuterung der Abbildung, und ist mit kurzen praktischen Anmerkungen versehen. Der Geist, der in dem Ganzen weht, ist der des stabilen Kirchenglaubens. Wenige Beyspiele sind zur Bestätigung hinreichend. So belehrt uns der Vf., das vor dem Falle der ersten Menschen kein Thier noch das andere zerrifs; auch hatte sich die übrige Creatur,

samt allen Elementen, noch nicht zur Rache gegen den Menschen gerüftet, wie es, leider! jetzt gehe; die Schlange ist vormals wahrscheinlich anders gestaltet gewesen, und hat mit den Menschen in größerer Zutraulichkeit gelebt. Der Erzählung der Sündfluth ist bloß die Bemerkung beygefügt: „Die Sündfluth ist ein Vorbild des jüngsten Tages. Laßt uns wachen!“ — Bey der Erzählung 1 B. Mos. 18, als die drey Männer zu Abraham kommen, sagt Hr. B.: „Der, welcher Abraham anredete, war der Sohn Gottes in menschlicher Gestalt, die er auf eine Zeit lang angenommen hatte.“ — Jacob und die Himmelsleiter sind auch hier abgebildet. Sonderbar ist es uns immer vorgekommen, ein bloßes Traumbild zum Gegenstande einer Abbildung zu machen. Sirach spricht C. 34, 3: „Träume sind Bilder ohne Wesen.“ — Indem von Jacob die Rede ist, wird erzählt: es rang mit ihm der Sohn Gottes „in menschlicher Gestalt.“ Wo im Laufe der Geschichte von Pharao die Rede ist, schreibt der Vf. mehrmals: „König Pharao,“ was falsch ist, indem „Pharao“ nicht Name, sondern Titel ist. — Mitunter sind die praktischen Bemerkungen, die am Schlusse der Geschichte stehen, sonder-

bar; z. B. wo von Joseph und seinen Brüdern die Rede ist: „Laßt uns bedenken, lieben Brüder, daß unser Herr Jesus sich um unserer Sünden willen auch hat um 30 Silberlinge verkaufen lassen, damit er uns erlöse aus der Gewalt des Teufels. Auch wir haben ihn verleugnet, ihm Kummer und Schmerz gemacht. Laßt uns unsere Missethat reuig anerkennen, ihm zu Füßen fallen, ihn um Erbarmung bitten, so wird er uns zurufen: „Ich bin Jesus, euer Bruder und Heiland.“ Wie gesucht, ja unnatürlich ist diese Anwendung! — Da, wo erzählt wird, Moses sey vom Herrn erwählt worden, die Israeliten zu befreien, derselbe aber Einwendungen macht, spricht Hr. B.: „Man sieht hieraus, daß es bey schwierigen Aemtern gar nicht auf die Würdigkeit des Menschen ankommt, sondern auf die göttliche Berufung.“ Das ist doch zu viel gesagt! Ueber die Sonne, welche bey der Kreuzigung Jesu ihren Schein verlor, heißt es: „die Sonne wollte gleichsam nicht bescheinen die Martirer ihres Schöpfers.“ *Sapienti sat.* — Zu den gelungensten lithographischen Darstellungen rechnen wir: Hiob, die Flucht nach Aegypten und die Auferstehung Jesu.  
R. K. A.

## K L E I N E S C H R I F T E N.

**ERBAUUNGSSCHRIFTEN.** Erlangen, b. Enke: *Zwey Predigten am hundertjährigen Jubiläum der Neustädter Kirche zu Erlangen*, als am II. Adventsonnt. 1837 gehalten von Dr. Fr. W. Phil. von Ammon, Decan u. f. w. u. Dr. Konrad Irmischer, zweytem Pfarrer. 1837. 27 S. 8. (geh. 3 gr.)

Das Thema der Vormittagspredigt des Hn. v. Ammon über das am 2ten Adventsonnt. gewöhnliche Evang. Luc. 21, 25—36 lautet: „Wie die heutige Jubelfeyer uns unvergeßlich werden kann.“ Die Disposition: 1) Wenn die Ereignisse, auf welche sie hinweist, uns im Glauben stärken; 2) wenn wir sie so begehen, daß sie erbauliche Eindrücke in uns zurückläßt; 3) wenn wir Vorsätze fassen, die beweisen, daß die Erfahrungen eines ganzen Jahrhunderts für uns nicht verloren gehen; 4) wenn wir unsere Liebe zu diesem Hause durch Zeugnisse bekräftigen, welche noch rühmlich zu den Nachkommen reden.“ Der Vf. hat nicht genugsam in der Ausführung gezeigt, wie die Feier uns *unvergeßlich* werden kann; er konnte vielmehr, wie er die Sache aus einander setzt, sein Thema auch stellen: wie begehen wir auf die rechte Weise das heutige Fest? Hr. v. A. weiß recht biblisch zu reden, nur häuft er mitunter die Bibelstellen allzu sehr. So recht angesprochen hat uns überhaupt die Predigt nicht. Gemüth und Herz müssen bey einer solchen seltenen Feier mehr von dem Redner in Anspruch genommen werden, als es hier geschehen

ist. Besondere Feste erheischen auch eine besonders ergreifende Sprache. — Die Nachmittagspredigt hielt Hr. Pfarrer Irmischer. Auf interessante Weise bespricht er in der Einleitung seiner Predigt das hier ganz an seinem Orte stehende, Historische, indem er die Gemeinde an die Entstehung dieser Kirche, so wie an die Prediger erinnert, welche in derselben das Wort Gottes verkündigt haben. Die einzelnen historischen Angaben sind sehr detaillirt; so wird unter anderem erzählt, daß an dem Tage der Einweihung der Kirche, vor 100 Jahren, 260 fl. 23  $\frac{1}{2}$  Xr. in den Klingelbeutel gelegt wurden. Aus dem Texte 1 Petri 2, 5 zieht er das Thema: „Das geistliche Haus des Herrn und sein heiliges Prießterthum;“ und zwar 1) nach seiner Beschaffenheit, 2) nach seiner Bestimmung. Das Thema ist nicht klar und deutlich ausgedrückt, da der Hörer aus demselben nicht abnehmen kann, wovon die Rede seyn werde. Hr. I. stellt nämlich den Christen dar als ein geistliches Haus und als Prießter, der seine Opfer dem Herrn darbringt, nämlich: Lob, Dank und ein geängstetes und zerschlagenes Herz und sich selbst, mit allen Trieben, Neigungen und Begierden, und dann Liebesbeweise gegen die Brüder. Auch dieser Vortrag hat uns nicht ganz befriedigt, obgleich wir dem guten Willen des Vfs. gern alle Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen.

R. K. A.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A P R I L 1 8 3 9 .

## J U R I S P R U D E N Z .

MEISSEN, b. Klinkicht u. Sohn: *Das Pandektenrecht*, aus den Rechtsbüchern Justinians nach den Erfordernissen einer zweckmäßigen Gesetzgebung dargestellt und mit vergleichenden Hinweisen auf das französische, österreichische und preussische Recht begleitet von Dr. Paul Ludolph Kritz, königl. sächs. Ober-Appellationsrath. *Ersten Theiles erster Band*. 1835. XVI u. 496 S. gr. 8. (2 Thlr. 18 gr.)

Die Aufgabe, die sich der Vf. bey dem Werke gestellt hat, besteht in der Darstellung dessen, was die Römisch-Justinianischen Rechtsbücher als ein bey uns noch geltendes Gesetzbuch enthalten. In einem jeden Abschnitte sind die Resultate der Forschungen, als ein von diesen selbst gesondertes Ganzes, in möglichst bestimmten, leicht übersehbaren Sätzen, gewissermaßen in der Form eines Gesetzbuches, vorangestellt, und auch im Aeußeren durch grössere Schrift hervorgehoben. Dann folgt in jedem Abschnitte die Begründung jener Sätze, die Darlegung der Forschungen selbst, worauf dieselben beruhen, und verhält sich zu den damit zu begründenden und weiter auszuführenden Hauptsätzen ungefähr so, wie zu einem Gesetzbuche die Entwicklung der Motive derselben, oder auch wohl wie ein dazu geschriebener Commentar. Eine Abweichung von dieser Anordnung findet sich bey der Darstellung der Lehre von der *fidejussio* und dem *constitutum* S. 140—168, wo die Resultate erst an's Ende gestellt sind. Angehängt ist den meisten Abschnitten, und bey einigen passenden Orten in Noten eingeschaltet, eine vergleichende Hinweisung auf neuere Gesetzgebungen. Der Vf. wollte bey der Motivirung der aufgestellten Hauptsätze (welche sich natürlich von den, die legislative Politik zu Rathe ziehenden, Motiven eines eigentlichen, neuen Gesetzbuches wesentlich durch das Anschließen an das schon Gegebene unterscheidet) sich nur an die Quellen, nicht an die Autoritäten, wenigstens nicht als solche, halten; und in der That erscheint der begründende Theil jedes Abschnittes auch äußerlich vorzugsweise in der Gestalt einer Exegete der abgedruckten Quellenbelege; wobey es indess an kritischen Bemerkungen über die Zweckmäßigkeit einzelner Bestimmungen des Röm. Rechts nicht fehlt, auch hin und wieder die Trivialität des Inhaltes mancher Stellen des *corpus juris* gerügt wird. Bemerkungen dieser letzten Art sind indess wohl selbst sehr

J. A. L. Z. 1839. Zweyer Band.

entbehrlich, indem einestheils die Sätze in mancher Stelle sich nicht so sehr von selbst verstehen, als es denen scheint, welche die besonderen Beziehungen, worin ein allgemeiner Satz in der ursprünglichen Fassung und Bedeutung der Stelle eingeschränkt zu werden verdiente, und die dabey zu befeitigenden Zweifelsgründe, vielleicht nicht genug kennen oder doch zu wenig beachten; anderentheils aber der Vf. sich die wirkliche oder scheinbare Trivialität jener Stellen nur ganz einfach zum Beweggrund hätte dienen lassen können, derselben gar nicht zu erwähnen. Doch fehlt es bey dem Vf. auch nicht ganz an Erklärung des ursprünglichen Zweckes solcher Bemerkungen, die nur trivial *scheinen*, z. B. S. 139. — Das Werk muß — so hofft auch der Vf., wenn dasselbe nur einigermaßen gelungen sey — dem Praktiker so erwünscht seyn, als dem dogmatischen Rechtsgelehrten. Kein mit der römischen Jurisprudenz zusammenhängendes Dogma, bemerkt der Vf. hiebey ferner, lasse sich mit Sicherheit auffassen, bevor man wisse, „was das römische Recht *an und für sich* und abgesehen von der Dogmatik ist.“ Dies kann nun freylich wohl nur von dem sehr lobenswerthen Bestreben verstanden werden, sich dem Ideale einer ungetrübten und ungemischten Auffassung des Röm. Rechts möglichst *anzunähern*, und so die bisherigen, weniger gelungenen Versuche zur Darstellung dieses Rechts (wie die *Dogmengeschichte* sie als Vorbild, Vorarbeit, Uebergangsstufe, oder auch zur Warnung vor Mißgriffen, kennen lehrt) zu übertreffen, fortzubilden, oder als irreführend zu beseitigen. Und in diesem Sinne ist es wohl zu nehmen, daß der Vf., laut des Einganges der Vorrede, den selbstverleugnenden, zu neuem Forschen anregenden Entschlusse faßte, seine bisher Jahre lang dem Röm. Rechte zugewendeten Studien als bloße Propädeutik, als Vorübung anzusehen, um erst noch zu lernen. — Weiter macht der Vf., an einer schon erwähnten Stelle der Vorrede (S. V, VI), insbesondere hinsichtlich des Interesses seines Werkes für die, welche das *corp. jur.* als bedeutendstes Document der Culturgeschichte, des Röm. Volkes betrachten, — die treffende, auch für Praktiker sehr zu beherzigende Bemerkung, daß die Forschung sich jederzeit Rechenschaft darüber zu geben habe, was wirklich antiquirt sey, oder nicht. Es setzt nämlich erst das (ohne vorgefaßte Meinung über die praktische Brauchbarkeit eines Satzes zu suchende) Verständniß irgend einer Stelle des Röm. Rechts uns in den Stand, zu beurtheilen, in wie fern dieselbe heutzutage anwendbares Recht

enthalte; und es lassen sich auch aus solchen Stellen, die, ihrem Hauptinhalte nach, antiquirtes Recht vortragen, allgemeinere Principien abstrahiren, die auch noch für die heutige Anwendung von Bedeutung sind, und gleichwohl nur mit Hülfe der richtigen Würdigung des ganzen Inhaltes der Stelle daraus entlehnt werden können. — Die Pandekten, als der wichtigste Bestandtheil des *corp. jur.*, sollen auch in dem vorliegenden Werke in der Regel als diejenige Masse behandelt werden, welcher Codex und Novellen als Bestätigungen oder Modificationen unterzuordnen sind. — Der Verf. glaubte, aus einem triftigen, mit der individualisirenden Methode der römischen Juristen zusammenhängenden Grunde, mit dem speciellen Theile, und in diesem mit solchen Materien beginnen zu müssen, deren antiquirte Bestandtheile die übrigen noch geltenden am wenigsten überwiegen; dies sey nun der Fall mit den Contracten, insbesondere den Consensual-Contracten. Unter diesen hat der Vf. wieder, nach der Legalordnung (in den Digesten), mit dem Mandate (D. 17, 1) den Anfang gemacht, dann aber nicht sogleich mit der *societas* (D. 17, 2), sondern mit den Lehren fortgefahren, welche mit dem *mandatum* in einer inneren Verwandtschaft stehen, von demselben also nach unserer Art, zu classificiren, welche sich mehr nach materiellen Bestimmungsgründen richtet, nicht füglich zu trennen sind. Dies sey nun der Fall mit der Bürgschaft (nebst dem *SCtum Vellejanum*), ferner mit der *exercitoria actio* und mit der *negotiorum gestio* (mit welcher letzten dann wieder die *in rem versio* zusammenhänge). Gerade das *mandatum* und die so eben erwähnten, sich an dasselbe anschließenden, Materien sind es denn nun auch, welche den Inhalt des vorliegenden ersten Bandes ausmachen. — So viel noch den Plan des ganzen Werkes betrifft, so will der Vf. nur solche Rechtsinstitute, welche im Wesentlichen uns und den Römern gemeinschaftlich sind, und zwar ein jegliches unter der entsprechenden Pandektenrubrik, erörtern. Wenn jedoch ein bey uns geltendes Rechtsinstitut bey den Römern sich in ein streng civilrechtliches und in ein dem *jus gentium* angehöriges Institut spaltete, so will der Vf. die dem einen und dem anderen bestimmten Rubriken verschmelzen, und „aus dem Amalgame beider abstrahiren“, was wir als geltendes Recht anzusehen haben. Ein Beyspiel hievon liefern im vorliegenden Bande die *fidejussio* und das *constitutum debiti alieni*. Bey Gelegenheit dieses Letzten ist aber auch das *const. deb. proprii* erörtert. Eine Rubrik, die durchaus den Antiquitäten angehört, will der Vf. nur exegetisch behandeln, in Verbindung mit einem verwandten und praktischen Recht enthaltenden Titel. So kommt z. B. im ersten Bande die *actio quod jussu* in einem Anhange zu dem Abschnitte von der *in rem versio* vor. — Bey Behandlung der einzelnen Titel selbst, erklärt der Vf., sich die Aufgabe gestellt zu haben, die Fragmente, größtentheils casuistischen Inhaltes, auf dem Wege sondernder und combinirender Abstraction in diejenigen allgemeinen Regeln und specielleren

Sätze aufzulösen, die eine nur auf das römische Recht basirte Gesetzgebung würde auszusprechen haben, wenn sie die erforderliche Vollständigkeit erstrebte, ohne doch sich das unerreichbare Ziel zu setzen, welches, seltsam genug, noch immer das Ideal mancher Praktiker zu seyn scheint, nämlich den Richter durch Erschöpfung aller möglichen Fälle zu einer Gesetz-Anwendungs-Maschine machen zu wollen! Mit Recht bemerkt der Vf., „dass die *Praxis* nicht nur der *historischen*, dass sie auch der *rationellen* Basis ermanget, wenn der Praktiker nicht gelernt hat und nicht weiß, was in den Justinianischen Gesetzbüchern steht, und was nicht darin steht“; — und dass, wenn sich die *Gesetzgeber* in diesem Falle befinden, eine neue Civilgesetzgebung eine sehr gewagte Frage an das Schicksal bleibt. Es leben nämlich auch die Mitarbeiter an Gesetzentwürfen immerhin in ihrer Zeit, sind in ihr herangebildet und aus ihr hervorgegangen. Die Ansichten, welche sie bey Erlernung des bisherigen positiven Rechtes sich angeeignet haben, werden nothwendig, wenn auch zum Theil unbewusst, einen bedeutenden Einfluss auf ihre Gesetzentwürfe äußern, wobey sie vielleicht nur Vernunft und Erfahrung (welche beide ohne wissenschaftliche Bildung und richtigen Blick so trügerisch sind) — wähen zu Rath gezogen zu haben, da sie doch nur *ihre*, zum Unglücke vielleicht gerade nur halb wahre oder auf Mißverständnis beruhende, *Theorie des gemeinen Rechtes* in die neuen Gesetze hinüber tragen. Leicht kann es vorkommen, dass die *echte* Ansicht des Römischen Rechtes weit vernunftmäßiger, consequenter und ausführbarer ist, als manches Axiom einer vermeintlichen Rechtsphilosophie, das seinen Ursprung doch nur unrichtig aufgefaßten oder angebrachten positiven Rechtsätzen zu verdanken hat.

So viel von des Vfs. Tendenz überhaupt und deren Wichtigkeit. In wie fern derselbe die sich gestellte Aufgabe gelöst habe, davon soll nun versucht werden einige Rechenchaft abzulegen. So dankenswerth das Bestreben ist, den uns im Römischen *Rechtsbuche* gegebenen *Stoff*, so weit derselbe in noch Anwendbarem besteht, so gut als thunlich in die *Form* eines *Gesetzbuches* zu bringen: so scheint es uns doch, als würdige der Vf. einerseits nicht ganz richtig den Zweck und das Wesen des *corp. jur. civil.*, eben indem er dasselbe zu sehr als ein eigentliches *Gesetzbuch* behandelt, da es doch, seinem größten und schätzbarsten Theile nach, immer nur die Natur eines *Rechtsbuches* hat; andererseits aber sind auch umgekehrt, die Hauptsätze, welche in dem vorliegenden Werke gewissermaßen als Artikel eines Entwurfes zu einem Civil-Gesetzbuche aufgestellt worden, zum Theil solchen Inhaltes, dass sie nicht sowohl in ein Gesetzbuch gehören, als vielmehr nur in ein juristisches Lehr- oder Hand-Buch, wie namentlich Definitionen. Diese beruhen auf Abstractionen, und sind der Wissenschaft zu überlassen. Aus jener Verkennung des Standpunctes der Redactoren eines *Rechtsbuches* (welches schon dazu dienen kann, der Rechtsunsicherheit abzuhelfen), im Gegenfatze

derer, welche ein Gesetzbuch entwerfen, erklärt es sich, daß der Vf. die sich im *corp. jur.* findenden Wiederholungen (namentlich die Aufnahme mancher Rescripte des Codex, die nur Pandektenrecht enthalten) den Compilatoren nicht selten fast zum Vorwurfe zu machen scheint. — Was nun die Frage betrifft, in wie fern dem Vf. im Allgemeinen sein Plan gelungen sey: so hätte derselbe vielleicht noch mehreren Stoff, als er den Hauptsätzen überwiesen hat, in die Form eines Gesetzbuches bringen können; doch würde es unbillig seyn, darüber mit dem Vf. zu rechten; wir glauben es ihm gern, wie lange er oft gewählt und überlegt habe, ehe er sich zur Auswahl jenes Stoffes entschlossen; und wir nehmen die Ergebnisse seines wissenschaftlichen Forschens dankbar auch da an, wo sie uns nicht in den Hauptsätzen, sondern in den begleitenden Erörterungen dargeboten sind. Fragen wir nun weiter, wie viel der Vf. in diesem Werke überhaupt, d. h. abgesehen davon, in welcher Form und bey welcher Gelegenheit, für die Wissenschaft geleistet habe: so hat derselbe einerseits, wie sich schon von vorn herein erwarten läßt, da er durch frühere civilistische Schriften rühmlich bekannt ist, den Erwartungen, welche man hienach von dessen gegenwärtiger Arbeit hegen durfte, im Ganzen entsprochen, sich aufs Neue als einen feinen Kenner des Röm. Rechts bewährt, und manchen sehr schätzbaren dogmatischen und exegetischen Beytrag zu den von ihm behandelten Lehren geliefert. Andererseits finden sich im Einzelnen, wie dies bey der Ausführung eines so schwierigen und vielumfassenden Unternehmens kaum anders möglich ist, auch manche Mängel, sowohl in der Form, als dem Inhalte nach; und sowohl hinsichtlich ausgesprochener Meinungen, als der Auswahl und Exegese der Quellen-Belege. Wir werden Verschiedenes, worin wir vom Vf. abweichen, im Folgenden bemerklich machen, mehr, um die Aufmerksamkeit zu beweisen, womit wir das Werk studirt haben, als um das allgemein abgegebene Urtheil zu motiviren. Am wenigsten werden wir darüber streiten, ob nicht einzelnen Pandektenstellen verhältnißmäßig eine all zu umständliche Exegese gewidmet, andere hingegen zu wenig beachtet worden; denn hiebey hängt immer sehr viel von individueller Ansicht ab. Für einen erheblichen Fehler halten wir es dagegen, daß die Meinungen Anderer nur ausnahmsweise und an sehr wenigen Stellen berücksichtigt sind. Denn wenn gleich der Vf. daran sehr wohl gethan hat, daß er nicht etwa Allegate von Autoritäten als solchen anhäufte, indem dies, wenn es nicht eitles Prunken ist, doch leicht zu dem Mißbrauche verleitet, daß der Leser in zweifelhaften Fällen sich nach einem unkritischen und unzuverlässigen Stimmenzählen entscheidet: so würde doch eine öftere kritische Würdigung bisheriger Auslegungen und Erörterungen erfrischend für den Leser, und der Einsicht in die zu erörternden Lehren förderlich gewesen seyn. Es versteht sich wohl von selbst, daß der Vf. erst manche Schriften studirt und benutzt hat, wenn sie gleich nicht

allegirt sind; auch kann der Leser des Werkes, wenn er andere Schriften vergleichen will, Allegate dazu ohne Schwierigkeit anderwärts finden. Allein wir reden hier auch nicht vom bloßen Allegiren, sondern von einer prüfenden und sichtenden Vergleichung, welche der Vf. zwischen seinen Ansichten und denen Anderer öfter hätte anstellen sollen, und wodurch sein Werk an Brauchbarkeit sowohl für Theoretiker als für Praktiker wesentlich gewonnen haben würde. Der Raum dafür aber hätte sich ohne Vermehrung der Bogenzahl und ohne Verengung des (ohnehin schon zu ökonomischen) Druckes wohl gewinnen lassen, wenn andererseits manche, nach des Vfs. eigenem Bemerkn unbedeutende, oder wegen ihrer Klarheit keiner Erläuterung bedürftige, Stellen aus dem *corp. jur.* nicht abgedruckt worden wären. — Als einen Formfehler finden wir am vorliegenden Buche den Gebrauch mancher veralteten und schwerfälligen, nur dem Kanzleystile angehörigen, oder andererseits beliebig neu gebildeter, Ausdrücke zu rügen, welche mit des Vfs. Quellenkunde und Scharfsinn sehr contrastiren, wenn sie gleich darin Entschuldigung finden mögen, daß sie vielleicht in den sächsischen Gerichten üblich sind. Dahin gehören: *gefällig*, in dem Sinne von: fällig, S. 130, 173; *verhangen*, statt: *verhängt*, S. 130; *Gebahren*, st. *Benehmen*, S. 64 und öfter; *Rembours*, *remboursiren*, S. 68, 97, 119; *verschritten*, S. 173; *einhalten*, st. *einwenden*, oder: *vorhalten*, S. 365; *Rechtszuständigkeit*, S. 177; *entgegennehmen*, S. 161; *originirend*, S. 156; *obligat* (st. *obligirt*), S. 147, 162; *ohn streitig*, in *der Masse*, u. dgl. m. Ein fast unverständlicher Purismus ist S. 241, Z. 7 und 9 der Gebrauch des Wortes: *rücksichtlich*, in dem Sinne von: *relative*. — An der äußeren Einrichtung des Werkes ist nicht nur der Mangel an Columnen-Ueberschriften auszufetzen, sondern fast noch mehr erschwert wird das Studium desselben dadurch, daß bey Erklärung der Belege nur auf die Numern der einem jeden Abschnitte vorangeschickten, zu beweisenden Hauptsätze verwiesen, und dabey nicht auch die Seitenzahl, wonach diese Sätze leichter aufzufinden wären, angegeben ist, so daß man auf's Gerathewohl so lange rückwärts nachschlagen muß, bis man den Anfang des Abschnittes erreicht.

Wir gehen zu Bemerkungen über einzelne Stellen des Buches über, und beginnen dabey, wie das Werk selbst, mit der Definition des Mandates. Der Vf. sagt, der Mandatscontract sey das Uebereinkommen, wodurch Jemand eine Geschäftsführung auf Rechnung und Gefahr eines Anderen übernehme. Bey dieser Definition finden wir Zweyerley zu erinnern.

*Erstens* nämlich bedarf das Wort: *Geschäftsführung* selbst wieder einer Erklärung. Der Vf. hat eine solche auch bey einer anderen Gelegenheit wirklich geliefert, indem er (S. 348) die Geschäftsführung ohne Auftrag (*negotiorum gestio*) eine Verwaltung von *Vermögensangelegenheiten* nennt. Auf solche beschränkt sich das Mandat nun zwar nicht; um so

mehr aber hätte es alsbald der besonderen Bemerkung bedurft, daß der Auftrag auch auf eine an sich nicht pecuniäre Angelegenheit (z. B. Liebes- oder Ehren-Sache, wissenschaftliches Sammeln u. s. w.) gerichtet seyn könne, wenn nur der Mandant ein ästimates Interesse dabey hat, oder, selbst außer diesem Falle, der Mandatar zum Zwecke der Ausrichtung des Auftrags hat Auslagen machen müssen, wie im Falle der *l. 16 D. mand.*, bey *Vf. S. 5.* — Zu unserer zweyten Ausstellung an obiger Definition giebt die darin ausgesprochene Ansicht Anlaß, daß die Uebnahme des Mandats *auf Rechnung und Gefahr* des Mandanten geschehen müsse. Dies ist nämlich *nicht immer* der Fall; und nur so viel richtig: *a)* daß der *Regel nach* allerdings der Mandant die Gefahr trägt, schon darum, weil meistens nur er bey Ausrichtung des Mandats interessiert ist, wo denn aber sich jener Satz schon von selbst versteht, und also das davon hergenommene Merkmal überflüssig ist; und *b)* daß, wenn ansatzweise das Geschäft der Mandanten *an sich gar nicht angeht*, zur Existenz eines Mandats im juristischen Sinne es gehört, daß der Mandant die Gefahr übernehme, weil er sonst in gar keiner rechtlichen Beziehung zu dem Gegenstande des Auftrags stehen würde, vgl. *l. 60. D. mand.* und den *Vf.*, *S. 5 n. E.* — Der *Vf.* bemerkt *S. 3*, mit Bezug auf *l. 2. pr. D. h. t.*, wo von dem Mandate, an dessen Ausrichtung *nur dem*

Mandatar gelegen ist, gesagt wird, es sey *super vacuum*, und deshalb unverbindlich: Es könnte etwas nicht *überflüssiger Weise* vorhanden seyn, wenn es nicht überhaupt vorhanden wäre. Dagegen erinnern wir nur daran, daß, was rechtlich unwirksam, — juristisch auch so gut als nicht vorhanden, und deshalb schon von dem Begriffe auszuschneiden ist, wenn, wie hier, die Unwirksamkeit in dem Mangela eines so wesentlichen Merkmals, als das Interesse ist, ihren Grund hat. Dagegen beweist auch keineswegs die vom *Vf.* angeführte *l. 8. §. 6. mand.*, wo ein *Mandati actio* hinterdrein wegfällt (*cessat*), weil der Erfolg zeigt, daß die Unterlassung der Ausrichtung des Auftrags dem Mandanten nicht nachtheilig geworden ist. Hier fehlt es aber doch nicht an jenem Kennzeichen des Mandatscontracts; denn es ist in *l. 8. §. 6. cit.* von Angelegenheiten des Mandanten (und zwar gerade von den bekannten Beyspielen: *ut fundum mihi emeret, negotia mea gereret*) die Rede; und nur die Nichtausrichtung des fraglichen Geschäfts durch den Mandatar hatte sich als unschädlich ausgewiesen dadurch, daß der Mandant selbst oder ein Dritter das Geschäft noch zeitig und gehörig besorgt hatte, oder die Besorgung überhaupt entbehrlich geworden war.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

## K U R Z E A N Z E I G E N.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. Hamburg, b. Nestler und Melle: *Elementarbuch zur Erlernung der Englischen Sprache*, nach den *Seidenstücker'schen* Elementarbuch der französischen Sprache, bearbeitet von *James R. Aubrey*. 1836. 108 S. 8. broch. (10 gr.)

Der *Vf.* dieses kurz abgefaßten Elementarbuches zur Erlernung der englischen Sprache würde, wie er in der Vorrede desselben sagt, es nie unternommen haben, die schon so große Anzahl der englischen Sprachlehren zu vermehren, wenn er sich nicht für überzeugt gehalten hätte, daß ein Lehrbuch, wie dieses vorliegende, für diejenigen, welche die englische Sprache gründlich zu erlernen wünschen, schon wegen der so geschätzten und bewährten Methode, nach welcher er es entwarf, eine willkommene Gabe seyn werde. Diese Methode, welche den Lernenden, selbst bey dem Mangel an Fähigkeit, allmählich und sicher zur gründlichen Kenntniß jeder anderen Sprache führt, bey deren Erlernung sie angewendet wird, ist bekanntlich zuerst von *Dr. Seidenstücker* bey dem Unterrichte in der französischen und lateinischen Sprache angewendet worden. Auch *Hr. A.* hat, wie er versichert, durch die Anwendung dieser Methode, sehr glücklich gewirkt, und sich dadurch bewegen gesehen, dieselbe durch die Herausgabe dieses Lehrbuches nachzuahmen, und man muß ihm zugestehen, daß er redlich bemüht war, diese neue Lehrmethode mit den Eigenthümlichkeiten seiner Muttersprache in Einklang zu bringen, und in einigen Abweichungen von *Seidenstücker's* Lehrmethode mit Vorsicht und nach gemachter Erfahrung zu

Werke gegangen sey. Die zweyte und dritte Abtheilung, welche zu diesem Elementar-Lesebuche gehört (der grammatische Theil und ein Bändchen Gespräche), soll der ersten Abtheilung binnen kurzer Zeit nachfolgen.

Der Anfang dieses kleinen Werkes ist mit ganz kurzen Sätzen gemacht, in welchen aber nur einige Bey- und Hauptwörter und Nebenwörter zu oft vorkommen, wie z. B. *good, useful, horse, very*. Hierauf folgen die Hilfszeitwörter *to be, seyn* und *to have, haben*, nebst Redensarten zur Anwendung dieser Verben — kurze Beschreibungen von bekannten und merkwürdigen Thieren. Eine Erzählung von Fleiß und Trägheit, von *Dr. Percival*. — Wörter zu den Aufgaben. — Der Herausgeber hat es vorgezogen, daß die Conjugation eines regelmäßigen Zeitwortes eher hier erscheine, als in den Aufgaben selbst, da in dem folgenden Wörterverzeichniß alle Zeitwörter im Infinitiv und nicht in den Modis und in den Zeiten, in welchen sie in den Aufgaben vorkommen, angegeben werden, damit das Gedächtniß des Schülers im Conjugiren geübt werde. Die unregelmäßigen Zeitwörter sind jedesmal über die Vocabeln der Aufgaben gestellt, zu welchen sie gehören, und die schon vorgekommenen Vocabeln werden nicht wiederholt. In den vollständig aufgeführten Conjugationen fehlt im Singular der *Tempora* die Angabe der dritten Person weiblichen Geschlechts.

Die Druckfehler sind am Ende aufgezeichnet. Druck und Papier verdienen Beyfall.

C. a. N.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A P R I L 1 8 3 9.

## J U R I S P R U D E N Z.

MEISSEN, b. Klinkicht u. Sohn: *Das Pandektenrecht*, aus den Rechtsbüchern Justinians nach den Erfodernissen einer zweckmäßigen Gesetzgebung dargestellt und mit vergleichenden Hinweisen auf das französische, österreichische und preussische Recht begleitet von Dr. Paul Ludolph Kritz, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Wenn der Vf. S. 3 a. E. des Falles gedenkt, dass nur der Mandatar bey Ausrichtung des Auftrags *interessirt* seyn sollte, und deshalb *cessat mandati actio*: so ist nicht zu übersehen, dass, obgleich auch in einem solchen Falle das Mandat rechtliche Bedeutung und Wirksamkeit haben kann, das Verhältniss dann doch immer von der Art seyn muss, dass eine *Angelegenheit des Mandanten* mit im Spiele und zu besorgen ist. Der Auftrag wird alsdann insbesondere zu einer *Erlaubniss*. Ein Beyspiel wird dies erläutern. Es giebt eine Art, den Anderen zu beschenken, dadurch, dass ich ihm gestatte, etwas statt meiner zu stipuliren, oder in Empfang zu nehmen. Auch dieses *permittere* ist ein Mandat. Obwohl nun hiebey der Mandatar, als mein Donatar, vorzugsweise *interessirt* ist: so ist es doch auch ein *Geschäft meiner, des Mandanten*, welches bey dieser Gelegenheit mit *besorgt* wird. Wenn A dem B eine Summe schenken will, und dieselbe von C zu fordern hat: so kann er, statt diese *erst selbst einzucassiren*, und dann dem B hinzugeben, geradezu dem B *Assignment* zu deren Empfang ertheilen. Wenn nun B von dieser Erlaubniss Gebrauch macht, und C diese Anweisung respectirt: so hat freylich B den Hauptvortheil von dem ganzen Hergange. Dabey ist aber auch dem A ein Geschäft besorgt, vielleicht eine Unannehmlichkeit erspart; wenn er nämlich seine Forderung bey C nicht gern selbst *eincaffiren* mochte. Ein *mandatum* des A an den B liegt dann immerhin vor, wengleich die *mandati actio directa* auf Ablieferung des Empfangenen nicht Statt findet, vgl. l. 39. *D. de donatt. int. vir. et ux. l. 34. pr. D. de novatt. et deleg. l. 8. C. de obl. et act.* Davon wieder verschieden ist der Fall, wo die *contraria mandati actio* nicht entsteht wegen des *donandi animus des Mandatars*, d. h. wegen dessen sofortigen Verzichtes auf Ersatz des Aufwandes, l. 32. *D. de pact. l. 6. §. 2. D. mand.* Es fällt also jede Regressklage weg. Hat der Geschäftsherr die Geschäftsführung sogar *verbo-*

J A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

ten, so versteht sich dies selbst, weil dann ein Mandat offenbar nicht vorliegt, stillschweigend nicht einmal ein jedes, vergl. d. Vf. S. 14. — Das juristisch wirkfame Mandat, welches nur des Mandatars *Angelegenheit betrifft*, wird, im Gegenfatze des unverbindlichen bloßen *consilium hortatio*, vom Vf. S. 4, mit Recht durch das Erfoderniss der *Bestimmtheit* (Specialität der anempfohlenen Handlung) charakterisirt. Mit Unrecht aber legt er Gewicht auf *potius* in l. 2. §. 6. *D. mand.*, als liege nämlich die das Mandat ungültig machende *Unbestimmtheit* in der Aufforderung, sein Geld lieber verzinslich auszuleihen, als Grundstücke damit zu kaufen; da sie doch vielvielmehr daher rührt, dass der Mandant nicht befügt, *wem* der Mandatar leihen (oder, wenn jener den umgekehrten Rath giebt, welche Grundstücke er kaufen) möge, vergl. die vom Vf. S. 4, 6 angef. l. 48. §. 2. *D. h. t.* und §. 6 *in f. Inst. de mand.* — Wird das Mandat zunächst nur im Interesse eines Dritten ertheilt: so liegt doch eben damit die *Angelegenheit* auch im eigenen Interesse des Mandanten, mag dieser nun verbunden gewesen seyn, im Interesse des Dritten thätig zu werden, oder durch Ertheilung jenes Mandates eine *actio negot. gestor. contraria* gegen denselben erwerben. Zunächst diese beiden Fälle erwähnt der Vf. S. 6 nachträglich daselbst, aber auch noch den, wo der Mandant darum keine *neg. gest. act.* gegen den Dritten hat, weil dessen Interesse kein *pecuniäres* ist, indem ihm z. B. nur ein Kunstgenuss verschafft werden soll. Weis nun der Mandant, dass er keine *neg. gest. act.* gegen den Dritten habe: so kann er nur die Absicht haben, sich gegen denselben gütig zu bezeigen; — ihm zu schenken, kann man hier nicht einmal sagen, weil dazu die Zuwendung eines *pecuniären Vortheils* gehören würde. Ist das Interesse des Dritten ein *pecuniäres*: so kann der Mandant bey Ertheilung des desshalbigen Mandates aber auch die *Absicht* haben, zu schenken, d. h. hier, die *n. g. act. contr.* nicht zu erwerben; ein Fall, dessen der Vf. nicht gedenkt, der aber eben so wenig, als der vom Vf. zuletzt erwähnte, gegen den obigen Satz beweist, indem es dem Mandatar gegenüber als in des Mandanten Interesse liegend anzusehen ist, dass dieser sich dem Dritten gütig bezeige (*arg. l. 2. §. 2. D. de donatt.*).

FULDA, Müllersche Buchhandlung: *Die Nichtigkeitsklage in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, besonders gegen Erkenntnisse der deutschen obersten Gerichtshöfe*, erörtert und beleuchtet

von *L. Herquet*, Doctor der Philosophie und der Rechte, kurhessischem Regierungs-Director a. D. u. f. w. 1838. VI u. 120 S. 8.

Die hier abgehandelte Materie gehört zu denjenigen, über welche die Processualisten keinesweges völlig einig sind, und die durch die Particular-Legislationen in Deutschland ebenfalls auf eine sehr verschiedenartige Weise behandelt wurden. Der Vf. erwirbt sich das Verdienst, das Ganze auf eine erschöpfende Weise dargelegt, vorzüglich aber, rechtshistorisch das Institut der *Nichtigkeitsklage* (gegen sogenannte unheilbare Nichtigkeiten) aus den römischen, kanonischen, Reichs- und Particular-Gesetzen gründlich entwickelt zu haben, so daß man seine Monographie in der That erschöpfend nennen kann. Das Ergebniss der Forschungen des Vfs. ist von ihm selbst in folgende Sätze zusammengefaßt:

*I.* In Bezug auf den Begriff der Nichtigkeit, das Wesen und die Dauer der Nichtigkeitsklage ergibt sich 1) daß die Nichtigkeit eines Erkenntnisses durch den Mangel *wesentlicher* Erfordernisse desselben erzeugt und durch die *Nichtigkeitsklage* verfolgt wird, im Gegensatze der *Rechtswidrigkeit* desselben, welche durch die *Appellation* zu verfolgen, und 2) daß die Nichtigkeitsklage *eine bloß persönliche* Klage ist, welche während dreißig Jahren ange stellt werden kann, und mit Ablauf derselben verjährt.

*II.* In Bezug auf den *Gerichtsstand* der Nichtigkeitsklage ergibt sich, 1) daß deren Statthaftigkeit nach dem römischen Rechte bey demselben Richter durch das deutsche Recht nicht aufgehoben, vielmehr von diesem durch das Anerkenntnis der Nichtigkeitsklage, als einer persönlichen, mit 30 Jahren verjähren Klage, und durch modificirte Zulassung derselben bey den Reichsgerichten gegen die eigenen Erkenntnisse dieser, bestätigt worden, und daß 2) die Statthaftigkeit der Nichtigkeits-Klage bey dem *höheren* Richter, ungeachtet der Eigenschaft derselben als persönliche Klage, durch das deutsche Recht dadurch ausgesprochen worden daß solches bey den Reichsgerichten Nichtigkeitsklagen gegen Erkenntnisse demselben untergeordneter Gerichte zugelassen hat.

Die diesen Grundsätzen entgegenstehenden Ansichten einiger Processualisten hat der Vf. auf eine überzeugende Weise widerlegt; auch steht unstreitig die Mehrzahl der Rechtsgelehrten in dieser Hinsicht auf seiner Seite. — Am schwierigsten, und in mancher Hinsicht am bedenklichsten ist die Entscheidung der Frage: wenn die Nichtigkeitsklage in dem Falle begründet sey, *da der Richter angeschuldigt wird, gegen ein Gesetz gesprochen zu haben*. Denn es ist in die Augen leuchtend, daß unter diesem Prätexte vielleicht die Hälfte aller Erkenntnisse eines Gerichtes von einem gewandten Advocaten angefochten werden könnte, und da wäre denn das selbst in letzter Instanz erfochtene Recht 30 Jahre lang ziemlich unsicher. Doch auch hier hat der Vf., nach den ge-

setzlichen Bestimmungen, dargewiesen, wie sich in jedem einzelnen Falle beurtheilen lasse, ob ein Erkenntnis gegen ein Gesetz (*contra jus in thesi*), oder gegen das gesetzmäßige Recht des Streittheils (*contra jus in hypothesi*) anstöße, und auch hier genügend die Schwierigkeit gelöst.

Daß die Nichtigkeitsklage in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten auch gegen Erkenntnisse der deutschen obersten Gerichtshöfe, und zwar, der Natur der Sache nach, *bey diesen selbst*, Statt finde, konnte schon nach der Reichsgesetzgebung nicht bezweifelt werden, und ist von dem Vf. genügend ausgeführt. Besonders beachtenswerth ist aber die Darlegung der heutigen Particulargesetzgebungen und Praxis aller deutschen obersten Gerichtshöfe, welche der Vf. auf das Vollständigste mittheilt. Hier findet sich denn, daß von 17 obersten Gerichten für die Statthaftigkeit der Nichtigkeitsklage gegen ihre eigenen Erkenntnisse sich (nach Gesetzen und Praxis) 13 entschieden haben, *bey zweyen* die Entscheidung der Frage annoch *zweifelhaft* ist, *zwey* dagegen jene Statthaftigkeit *verneinen*. Zu den letzteren gehören das Obertribunal zu Stuttgart und das Oberappellationsgericht zu Carlsruh und das zu Wisbaden. — Zuletzt beschäftigt sich der Vf. damit, die rechtlichen Mittel zur Bekämpfung der Praxis der Minderzahl der deutschen Gerichte anzudeuten, worunter denn als letzte Instanz die Beschwerdeführung bey dem Bundestage, wegen verweigerter Justiz nicht veräußert ist, aufzuführen. So sehr nun auch Rec., wenn nur von einer *Praxis* der Gerichte die Rede, in dieser Beziehung den Ansichten des Vfs. beynimmt — denn diese Praxis wäre gegen die Gesetze, — so kann er doch nicht der Ansicht seyn, daß auch in dem Falle, wo ein *specielles Gesetz* die Nichtigkeitsklage bey einem höchsten Gerichte ausschliesen würde, dann dieser Umstand nicht die Unstatthaftigkeit der Klage selbst, sondern nur die Nothwendigkeit eines *Specialgerichtes*, als höheren Richter, zur Folge haben könnte: denn durch ein solches Gesetz wäre deutlich genug ausgesprochen, daß mit dem Erkenntnis des höchsten Gerichtes die Sachen völlig definitiv entschieden seyn sollten. In der hessen-casselschen Bestimmung (§. 48 der vorliegenden Schrift), wo nur von *Rechtsmitteln* (zu denen die *Nullitäts-Klage* streng genommen nicht gehört) die Rede ist, befindet sich jedoch eine solche verbietende Bestimmung keinesweges.

Eine Nichtigkeitsklage gegen *austrägalgerichtliche Erkenntnisse* zuzulassen, würde dem Rec. äußerst gefährlich erscheinen. Man kann darauf rechnen, daß diese in solch einem Falle nie fehlen, und der Hauptzweck der Austrägal-Justiz dadurch vernichtet werden würde.

F. K. v. Str.

GIESSEN, b. Ferber: *Ueber das possessorische Klagerecht des juristischen Besitzers gegen sei-*

nen Repräsentanten. Eine Probefchrift von Th. A. Ludwig Schmidt, beider Rechte Doctor. 1838. 84 S. 8. (9 gr.)

Die vorliegende Schrift giebt mehr und giebt weniger, als man dem Titel nach von ihr erwartet. Mehr: denn wer würde wohl in einer Abhandlung über eine so ganz specielle Frage, wie die vorliegende, eine auf 36 Seiten durchgeführte Untersuchung über den sogenannten Rechtsgrund des Besitzes suchen? Weniger: weil die Resultate der ganzen Untersuchung ungenügend erscheinen. Die Schrift ist aber auch anders geschrieben, als man erwartet; mindestens scheint in einer Abhandlung wie diese, ein genereller Theil unter die systematischen Besonderheiten zu gehören.

Dieser generelle Theil soll die im Allgemeinen für den vorliegenden Fall geltende Rechtsregel enthalten, was durch folgendes Verfahren versucht wird. Voran steht jene Untersuchung über den Rechtsgrund des Besitzes-Schutzes. Der Vf. entscheidet sich hier für die Theorie, wonach in dem Schutze des Besitzes eine Befragung der Eigenmacht zu suchen ist. Seine Gründe dafür sind nicht eben neu, und es liegt im Wesentlichen diese ganze Untersuchung dem Hauptgegenstande fern genug, daß wir sie ganz übergehen können. — In diesem ersten Theile werden ferner die verschiedenen Fälle des Repräsentations-Verhältnisse beym Besitze aufgezählt; streng genommen vielleicht nicht ganz vollständig. Endlich wird hier die Frage aufgeworfen von dem Einflusse jener gebilligten Theorie auf den Interdicten-Schutz in den vorliegenden Repräsentations-Fällen. Nur die angriffsweise sich äußernde Selbsthülfe — so argumentirt der Vf. — nicht die zur Vertheidigung vorgenommene ist regelmässig verboten; alle Verbote der letzten sind unter die Ausnahmen zu rechnen. Da nun der Repräsentant durch Verweigerung der Besitzes-Restitution, insofern die Detention bey ihm, dem Repräsentanten, lediglich ist, nicht angriffs-, sondern nur vertheidigungsweise zu Werke geht: so fällt ein solches Verfahren nicht unter die Kategorie der verbotenen Selbsthülfe, und es haben mithin die Interdicte, als auf dem Verbote der Selbsthülfe allein beruhend, regelmässig nicht Statt. Folglich: wenn wir in einem bestimmten Repräsentations-Verhältniss den Interdicten-Schutz dem Besitzer gegen seinen Repräsentanten gewährt finden, so ist das eine Ausnahme, welche, wie alle Ausnahmen, strict zu interpretiren ist.

Solche Fälle giebt es nun allerdings; und mit der Interpretation der dahin einschlagenden Gesetzes-Stellen beschäftigt sich der zweyte sog. specielle Theil der Abhandlung. Dem Vermieher werden bekanntlich gegen den Miether die Besitzes-Interdicte von den Römischen Juristen zugesprochen. Die Weise, wie der Vf. mit diesen Quellen-Zeugnissen umgeht, zeugt deutlich, wie mißlich es ist, mit einer bestimmten, mitgebrachten Theorie an die Erklärung der Quellen zu gehen, nicht aus diesen selbst seine Theo-

rien zu schöpfen. Was ist mit diesen Pandekten-Stellen anzufangen? Natürlich sind es nach den obigen Vorderfätzen strict zu interpretirende Ausnahmen. Dies wird näher dadurch zu begründen versucht, daß für das *interd. unde vi* folgende Behauptungen aufgestellt werden. Erstens kann nur derjenige dejicirt werden, welcher den Natural-Besitz ausübt; dieß thut der durch einen Repräsentanten besitzende nicht, folglich ist auch regelmässig in diesem Falle das genannte Interdict nicht anwendbar. Merkwürdig ist hiebey, daß der Vf. selbst die Stelle citirt, welche mit dürren Worten das Gegentheil von jenem Vordersatze sagt: *sive autem corpore, sive animo possidens quis dejectus est, palam est, eum vi dejectum videri etc.* — Die zweyte Behauptung ist: die für das *interd. unde vi* erforderliche Gewalt müsse stets eine *corporalis* seyn. Hiefür wird — und ein solches Verfahren verdient eine Rüge — *fr. 1. §. 29. D. de vi* aus dem Zusammenhange gerissen. Allerdings hat dort Pomponius diesen Satz; allein Ulpian, welcher diese Behauptung des Pomp. an jener Stelle anführt, verwirft sie ausdrücklich. — Weiter wird daraus, daß dem durch einen Repräsentanten besitzenden das Selbstvertheidigungsrecht fehle, der Schluss gemacht, daß gegen diesen selbst keine *vis* möglich sey. Wir wollen dahingestellt seyn lassen, ob demselben dieß Recht überhaupt fehle (und ob er es nicht vielmehr dadurch wirklich hat, weil in den Händen des Repräsentanten das *corpus* und damit auch dessen Vertheidigung liegt); jedenfalls steht das *fr. 18. D. de vi* (welches auch der Vf. citirt), ausdrücklich entgegen, wenn es am Ende sagt, daß der den Käufer nicht zulassende Repräsentant dem Verkäufer gegenüber *per vim* besitze. — Endlich hält sich der Vf. noch an den Ausdruck, insofern vom *colonus*, welcher den Käufer nicht zuläßt, gesagt wird: *videatur dejecisse locatorem*. Soviel ist natürlich gewiß, wer meinen Mandatar dejicirte, hat mich nicht selbst dejicirt; wenn jedoch die Handlungen, welche gegen meinen Stellvertreter vorgenommen werden, so angesehen werden, als wären sie gegen mich selbst gerichtet: *videor ipse dejectus esse*. — Für das Interdict *uti possidetis* sind die Gründe des Vfs. kaum so gut, wie die vorliegenden.

Betrachten wir nun die Quellen, nicht wie sie S. 62, 63 abgedruckt sind, sondern im *corpus juris* selbst (weil dort Druckfehler Sinn in Unsinne verwandeln, wie überhaupt bey einer hinreichenden Anzahl der ausgedruckten Gesetzes-Stellen), so finden wir auch nicht die Spur von einer etwaigen Ausnahme. Zunächst haben wir es nicht etwa mit einer positiven, durch ein Gesetz begründeten Vorschrift zu thun, sondern die Juristen entscheiden, wie sie das so oft thun, nach den Grundfätzen des Besitzes den vorliegenden Fall. Sie sagen nicht, daß etwas *utilitatis causa* gegen die Rechtsconsequenz angenommen sey, sondern finden sogar die Schwierigkeit lediglich darin, daß hier der Repräsentant den neuen Repräsentanten, nicht den Besitzer selbst, nicht zuließ; natürlich finden sie, die Sache sey gerade so zu behandeln

als wäre der Besitzer selbst deſicirt. Wie es in dieſem Falle zu halten ſey, iſt ihnen ganz unzweifelhaft; der Beſitz hat eben das Interdict. — Ebenſo einfach iſt die Sache beym *uti poſſidetis*.

Aus dieſen Gründen möchte die vorliegende Schrift ihrem letzten Zwecke nach als nicht genügend erſcheinen. Betrachten wir ſie in ihrer Eigenschaft als Probſchrift, ſo iſt, wenn auch völlige Schärfe und Ordnung der Argumentation vermißt wird, fleißige Ausarbeitung und gefunde Ueberlegung derſelben kaum abzuſprechen; ſo daß der Vf., wenn er ſich anders von vorgefaßten Meinungen frey macht und gründlicher bey ſeinen Interpretationen zu Werke geht, künftighin Gediegeneres zu leiſten, wohl befähigt ſeyn möchte.

A. Sdt.

BRAUNSCHWEIG, b. Eduard Leibrock: *Sammlung intereſſanter Auffätze aus dem Gebiete des gemeinen Rechts*. 1837. Erſtes Heft. 180 S. 8. (16 gr.)

Der ungenannte Herausgeber dieſer Sammlung juridiſcher Auffätze beabſichtigt, durch dieſelbe einem Bedürfniffe jener praktiſchen Juristen zu entſprechen, welche in dem Gedränge ihres Geſchäftslebens auſer Stande ſind, mit ihrer Wiſſenſchaft gehörig fortzuſchreiten, und alle jährlich erſcheinenden Zeiſchriften über das gemeine Recht und die einzelnen, daſſelbe betreffenden ſelbſtſtändigen Abhandlungen zu leſen. Die Idee iſt nicht tadelnwerth, und wir finden ſie in dem uns vorliegenden Hefte gut realiſirt. Die Auswahl der hier gegebenen Auffätze iſt reich (63 an der Zahl) und in Hinblick auf praktiſche Wichtigkeit gelungen. Namentlich auch aus dem Criminalrechte iſt manches Intereſſante von *Bauer, Mittermaier, Hitzig, Spangenberg* u. ſ. w. aufgenommen. Es ſollen jährlich 2—3 Hefte der Sammlung erſcheinen.

Druck und Papier iſt gut; der Preis mäſſig. Wir zweifeln daher nicht an beyfälliger Aufnahme dieſes Unternehmens, und ſehen einer glücklichen Fortſetzung deſſelben entgegen.

1394.

### SCHÖNE KÜNSTE.

WESEL u. LEIPZIG, b. Klönne: *Des Schuſters Zögling*. Romantiſches Sitten- und Charakter-Gemälde aus den Zeiten des Kaiſers Rudolph von Habsburg. Von *Ed. Spindler*. 1838. Erſter Band. 307 S. Zweyter Bd. 319 S. Dritter Bd. 223 S. (3 Thlr. 12 gr.)

Etwas leichte Waare, ungefähr wie die ſpäteren wohlfeileren Nachahmungen beliebter koſtbarer Stoffe und Geräthe. Flüchtig betrachtet ſcheint es daſſelbe vorzügliche Fabrikat; ſorgfältig unterſucht, bemerkt man bald die flüchtige Arbeit, den Mangel an intenſiven Werth. So ſcheint dieſer Roman in Geiſt und

Sinn der hiſtoriſchen von *Walter Scott*, aber es iſt ihm öfterer das Räuſpern, als das Genie, abgucken. An Breite übertrifft er das Original, und mit der Zeitrechnung wird es noch weniger genau genommen. So wird häufig beym h. Nepomuck geſchworen, der um 100 Jahre ſpäter den Märtyrertod erlitt. — Dieſe Fehler wären jedoch zu überſehen, wenn nur die Geſchichte, die Charaktere aus einander ſielen, wenn nur eine wahrhaft bedeutende Geſtalt ſich vorfände, und wenn nicht Unruhe, verſplitterte Handlung, für Bewegung, und romantiſches Leben gelten ſollte.

Es iſt der Schuſterzögling der natürliche Sohn König Ottokars von Böhmen, der Gegner Rudolph's von Habsburg. Der Schuſtergeſelle errettet ihn vom Tode im Bodensee, worin ihn eine Creatur des Königs geworfen, welches Rüdiger Waltram, ein Böſewicht erſter Inſtanz iſt, und Greuelthaten eben ſo oft des eigenen Vortheils halber, als aus bloßer Liebhaberey begeht. Er verfolgt den Geretteten, Jacob Müller genannt, bis er, Rüdiger, den wohlverdienten Tod durch Henkers Hand, erleidet. Jacob iſt hoch oben auf des Glückes Rad, bald tief unten, bald gefangen, bald Räuberhauptmann, tödlich verwundet, und ſchnell neue Heldenkraft gewinnend, befreyt und Befreyer, zuletzt Templer. Das Selteſte an ihm iſt, daß er ohne Liebe durchs Leben geht, die Neigung zu einer ſchönen Jüdin, die ſpäter eine fahrende Nonne wird, iſt nicht zu rechnen. Dieſe Jüdin iſt, auſer Jacobs Pflegemutter, die kaum ſichtbar wird, die einzige weibliche Geſtalt, die man gern betrachten mag. Seine Mutter ſehen wir nur übermüthig und tief gebeugt, faſt wahnſinnig. Ihre Zoſe wird, ob ihrer Leichtigkeit entſchuldigt, aber ſie begeht Thaten nicht allein der gemeinſten Buhlerey, ſondern auch der ausgeſuchteſten Bosheit; ſie iſt es werth, Gefährtin Rüdigers zu ſeyn. Ottokars Gemahlin Kunigunde iſt wenig beſſer wie ſie, und auch ſie fällt aus ausschweifender Sinnlichkeit in vollendete Ruchloſigkeit, ohne daß ein verſöhnender Zug den Gedanken aufſteigen lieſs, daß dieſe beſtialiſchen Geſchöpfe einſtmals menſchlich empfanden. Eine Hexe iſt ein zu abgenutztes Möbel, als daß ſie beſondere Erwähnung verdiene.

Ottokar iſt ein Melodramen-Tyrann, und der Kayſer nimmt ſich etwas chameleontiſch aus, bald püſſig, bald bieder männlich, nach allen vier Winden zerfahrend.

Wenn das Vermögen gebricht, etwas Ungemeines zu leiſten, kann allenfalls gewarnt werden, das vergebliche Streben fortzuſetzen, aber wo es nur am Willen gebricht, an Ernſt fehlt, die geſaſte Idee auszudenken, den Plan mit Einſicht anzulegen und auszuführen, da muß die Kritik ſtrenger richten und dringend anempfehlen, es mit den Erzeugniſſen genauer zu nehmen, und unter der Aegide eines beliebten Namen die Geringſchätzung des Publicums functionirt wähen.

Vir.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A P R I L 1 8 3 9 .

## M E D I C I N .

BERLIN, b. Reimer: *Klinische Darstellung der Krankheiten und Bildungsfehler des menschlichen Auges, der Augenlieder und Thränenwerkzeuge nach eigenen Beobachtungen und Untersuchungen*, herausgegeben von Dr. Friedrich August von Ammon, Leibarzt Sr. Maj. des Königs von Sachsen, Ritter des k. f. Civil-Verdienstordens, Hofrath, Arzt der Blindenerziehungsanstalt zu Dresden und des Augenkrankenheilvereins daselbst u. s. w. *Erster Theil* (auch unter dem besonderen Titel) enthaltend: *Klinische Darstellungen der Krankheiten des menschlichen Auges*, mit 377 illuminirten Figuren auf drey und zwanzig Tafeln. 1838. Fol. (20 Thlr. netto).

Die Bilderfucht hat in unserer Zeit so überhand genommen, daß nicht bloß der Werth der Kinderdrucken, Taschenbücher und Reisebeschreibungen nach der Zahl und Vortrefflichkeit der sie zierenden illuminirten und nicht illuminirten bildlichen Darstellungen abgemessen wird, sondern daß auch selbst Dissertationen und andere größere wissenschaftliche Werke, wenn sie eine gute Aufnahme finden wollen, ohne eine solche schwarze oder bunte Zugabe zu erscheinen sich kaum getrauen. Wenn dieser Bilderdienst der wahren Wissenschaftlichkeit gefährlich zu werden droht, so ist er doch in der Medicin, deren Gebiet zunächst das Sinnlich-Wahrnehmbare umfaßt, nicht immer am unrechten Orte; jähbey der jetzigen Richtung, die ihre Bearbeitung auf die mehr materielle Seite des Lebens, besonders auf die Form desselben, zumal auf seine unendlich kleinen, nur mikroskopisch erkennbaren Bestandtheile genommen hat, sogar unentbehrlich. Der Anblick einer einzigen guten Abbildung erregt oft eine viel klarere Vorstellung von dem zu behandelnden Object, als die genaueste und sorgfältigste wörtliche Beschreibung desselben. Vor Allem gilt dies aber von der Ophthalmologie. Die Krankheiten des Auges stellen sich bey der oberflächlichen Lage, fast völligen Durchsichtigkeit und Individualität dieses edeln Organs mit größtentheils so objectiven und nur durch den gleichen Sinn wahrnehmbaren Symptomen dar, daß sie schon deshalb sich vorzugsweise mehr als die Krankheiten jedes anderen Organs, selbst des ihnen in dieser Hinsicht nahekommenen Hautorgans, zur bildlichen Darstellung eignen. Die oft so unbedeutend scheinenden und doch so charakteristischen Verschiedenheiten und Abstufungen in

J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

den Farbennüancen, in den Trübungen der durchsichtigen Medien, in der Form und dem Verlauf der Gefäße, in der Beschaffenheit der Exsudate u. s. w. macht keine noch so genaue und bis ins Kleinliche gehende Beschreibung, welche oft mehr verwirrt, so anschaulich, wie eine gelungene Abbildung. Am allerwenigsten ist aber der Nofograph im Stande, den Gesamteindruck, welchen der Complex der Erscheinungen einer gewissen Krankheitsform hervorbringt, mit Worten zu schildern, da diese sie nur nach und nach vor dem inneren Sinn des Lesers vorüberführen. Gute Abbildungen von Krankheitszuständen des Auges sind daher als ein wesentliches Förderungsmittel des Studiums der Augenheilkunde anzusehen.

Wir müssen es demnach dem berühmten Vf. obgenannter Schrift sehr Dank wissen, daß er seinen vielen Verdiensten um Chirurgie und Ophthalmologie noch das neue hinzufügte, uns eine möglichst vollständige Sammlung ophthalmologischer Abbildungen zu liefern. Durch weise Benutzung der in seinem weiten Wirkungskreise sich ihm reichlich darbietenden Gelegenheit, brachte er ein Werk zu Stande, dem kein gleiches die auswärtige Literatur aufzuweisen hat. Denn auch *Demour's* bekannte Schrift, welche mit der seinigen noch einigermaßen verglichen werden könnte, steht ihr an Vollständigkeit, Seltenheit und Naturtreue der Abbildungen weit nach. Aber auch den Künstlern *Hettenhausen* und *Kranz*, die mit großer Kunstfertigkeit die Natur so treu wiedergaben, wie dem wackern Verleger, welcher ein nicht den Ersatz des großen Kostenaufwands deckendes Unternehmen auf eigene Hand wagte, das in einem viel kleineren Maßstabe in Frankreich nur mit Beyhülfe der Regierung zu Stande kommen konnte, und wobey er, was Papier, Druck, Stich und Sauberkeit der Illumination betrifft, nichts sparte, gebührt ein Theil unseres Dankes.

Nach dem Plan des Verfs. soll das Werk in drey Folio-Bänden, ausser einer möglichst systematischen Darstellung der äußeren Erscheinungen der Augenkrankheiten, auch eine bildliche Darlegung der pathologischen Histologie oder der Natur und des Sitzes derselben enthalten, mithin bildliche Darstellungen der Form und des Wesens der Krankheiten in sich vereinigen. Um das Werk nicht über die Gebühr zu erweitern, blieben solche Krankheitsformen davon ausgeschlossen, die als schnell vorübergehende Krankheitserrscheinungen anzusehen sind, und keine Veränderungen im Auge hinterlassen. Der Anordnung der Abbildungen wurde das anatomische Princip zu Grunde

gelegt. Der erste Theil giebt auf drey und zwanzig Tafeln in dreyhundert sieben und siebenzig Figuren die Darstellung der Krankheiten des menschlichen Auges, der zweyte wird auf zwölf Tafeln die Krankheiten der Augenlieder, der Thränenwerkzeuge und der Augenhöhle behandeln, und im dritten Theil sollen auf einer gleichen Anzahl Tafeln die Bildungsfehler des Auges und seiner Hülforgane dargestellt werden. Auch macht der geehrte Vf. Hoffnung, wenn diese klinischen Darstellungen Beyfall finden, sie später noch durch Supplemente zu bereichern. Die Masse des abgebildeten Materials erregt Erstaunen. Denn überschlägt man nach Maßgabe des ersten Bandes den Inhalt der beiden folgenden, so würde das ganze Werk wenigstens siebenhundert und sechzig Abbildungen enthalten, während das *Demours'sche*, welches unter den bisher erschienenen Kupferwerken über Augenkrankheiten bey Weitem das reichhaltigste ist, nur hundert und fünf und neunzig zählt. Dazu kommt, daß die von unserem Vf. gelieferten Abbildungen mit sehr wenig Ausnahmen Originale sind. Bedenkt man nun die großen Schwierigkeiten, die sich der Zustandebringung solcher Abbildungen entgegenstellen, das Auffinden dazu geeigneter Künstler, die große Empfindlichkeit kranker Augen, die selten eine länger dauernde Beschauung gestattet, der Eigensinn der Kranken selbst oder ihrer Umgebungen, welcher dem Arzte oft gerade die interessantesten Fälle entzieht, die flüchtige Dauer und große Veränderlichkeit mancher Krankheitszustände u. s. w.: so bewundert man die Größe des hier Geleisteten, und wird mit Dank für den Vf. erfüllt, welcher sich allen diesen Schwierigkeiten unterzog, und mit deutschem Fleiß und deutscher Beharrlichkeit sie glücklich überwand.

Dann zeichnet sich das vorliegende Werk vor vielen anderen seines Gleichen auch dadurch aus, daß es sich nicht bloß mit der Darstellung der äußeren Krankheits Symptome im lebenden Zustande begnügt, sondern auch bey vielen Krankheiten fleißige Zergliederungen des Auges nach dem Tode liefert, woran es bisher noch sehr gebrach. Der Gebrauch des ganzen Werks ist endlich durch ein den Tafeln vorangeschicktes Register sehr erleichtert worden. Ob derselbe nicht auch durch Quartformat und durch gänzliche Absonderung des erklärenden Textes in einem Octavband für den Leser noch etwas bequemer hätte gemacht werden können, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Eine Vertheuerung des Werks wäre freylich wohl die nothwendige Folge davon gewesen.

An einer in jeder Hinsicht so vorzüglichen Schrift noch Aussetzungen zu machen, fällt uns schwer. Indessen verlangt Recensentenpflicht, daß auch der Wissenschaft ihr Recht widerfahre und das den Ansprüchen derselben minder Genügende erwähnt werde.

Der Herausgabe pathologischer Abbildungen kann eine doppelte Absicht zu Grunde liegen, entweder Darstellungen einzelner merkwürdiger Krankheitsfälle oder der Krankheitsformen selbst zu liefern. Im er-

stem Falle sind die Abbildungen treue Porträts von Krankheitsindividuen, im letzten von einer mehr oder weniger großen Anzahl an derselben Krankheit Leidender abstrahirte Ideale, welche in einem Gesamtausdruck den Typus der Gattung und Art liefern. Nur selten wird ein einzelner Fall, das Krankheitsindividuum, zum Repräsentanten der ganzen Gattung dienen können. Das letztere Verfahren ist compendiöser und für den Anfänger unterrichtender, das erste wahrer und dem Erfahrenern in mehrer Hinsicht interessanter. Liefert es eine große Zahl von einzelnen Fällen, so schließt es auch zugleich meistens jenes mit ein. Denn der Beschauer kann sich dann selbst von dem Einzelnen das Idealbild der Krankheitsform abstrahiren. *Demours* hat bey der Herausgabe seines Werks offenbar der letzte Zweck gelehrt, wie dies schon die vereinte Darstellung verschiedenartiger, oft in der Natur gar nicht an einem und demselben Auge zugleich vorkommender Anomalien beweist. Daß unser Vf. die zweyte Methode befolgte, wie dies schon der Titel: *klinische Darstellungen* bezeugt, können wir keineswegs mißbilligen. Weniger aber stimmen wir ihm bey, wenn er die Abbildungen *anatomisch* ordnete, und zwar gerade aus dem von ihm selbst angeführten Grunde. Er hält nämlich das anatomische Ordnungsprincip für das geeignetste, „weil jede andere Behandlungsweise des Stoffs zur Trennung in der Natur verbundener und zur Zusammenstellung getrennter Gegenstände geführt haben würde, während durch die hier befolgte Methode jede Tafel ein wissenschaftliches Ganze bildet.“

Hätte der geehrte Vf. eine *pathologische Anatomie* des Auges liefern wollen, so würden wir ohne Widerrede das anatomische Princip für das allein richtige und für das dem Zweck angemessenste mit ihm halten. Da er aber *klinische Darstellungen der Krankheiten* des menschlichen Auges giebt, so kann unseres Bedünkens auch nur der *pathologische Gesichtspunct* die Ordnung und Zusammenstellung des Materials bestimmen. Denn nicht das Substrat, der Mutterboden macht einen bestimmten Krankheitsproceß zu dem, was er wesentlich ist, wenn schon er ihm einige Modificationen zu ertheilen vermag, sondern sein Wesen hat er als ein *Ens sui generis* in sich selbst. Daher auch in einem und demselben Gebilde die verschiedenartigsten Krankheiten vorkommen, und ein und der nämliche Krankheitsproceß sich in den ungleichartigsten Geweben entwickeln, und sie zugleich zum Substrate haben kann. Durch die anatomische Ordnung muß daher gerade das pathologisch Zusammengehörige zerrissen, und das sich Fremde vereint werden, wie es auch in der That hier geschehen. Die Darstellungen der *Blennorrhoea recens natorum* sind auf fast 10 Tafeln, der *Ecchymose* auf 9 Tafeln zerstreut. Abbildungen der *Iritis* finden sich auf sieben, der *Cirsophthalmie* und *Melanose* auf fünf bis sechs, der *Chorioideitis* auf drey; der *Inflammatio tunicae propriae humoris aquei* auf zwey Tafeln vereinzelt u. s. w. Die *Scrofulosis oculi* muß sogar in zwey verschiedenen Bänden gesucht werden.

Wir bedauern dieses strenge Festhalten an dem anatomischen Princip, wodurch der pathologische Gesichtspunct, wenn auch nicht ganz verdrängt, doch zu sehr in den Hintergrund gestellt wurde, um so mehr, als gerade das Auge, vermöge seiner Organisation und physiologischen Bedeutung nach, sich besonders dazu eignet, durch Auffindung und reine Darstellung der wahren Krankheitsformen eine große Lücke in der Nosologie zu füllen. Jener Gesichtspunct verleitet aber gar zu sehr, sich nur an ein einzelnes oder an einige hervorstechende Symptome zu halten, und den ganzen Complex zu einer Einheit unter sich wesentlich verbundener Erscheinungen zu übersehen. Demselben Grund ist es daher auch wohl zuzuschreiben, daß vollständige Darstellungen der *Syphilis*, *Arthritis*, des *Rheumatismus*, der *Scrophulosis oculi* u. s. w. vermisst werden. Auch die den Tafeln beygegebenen Erläuterungen, welche sich durch Kürze und Deutlichkeit auszeichnen, scheinen uns unter dem vorherrschenden anatomischen Gesichtspunct etwas gelitten zu haben. Sie halten sich zu ausschließlicher an das Objective, und begnügen sich mit einer genauen anatomischen Beschreibung der kranken Theile, lassen aber oft die pathogenetische Deutung des Wahrzunehenden vermissen, wie z. B. Tab. I. Fig. 11. die rhomboidalisch sich kreuzenden Gefäße der *Conjunctiva* eine katarhalisch-scrophulöse Augenentzündung höchst charakteristisch zuerkennen geben; wie Tab. III Fig. 1. 2. eine scrophulöse *Keratitis* abgebildet ist. Daher auch meistens der allgemeine Gesundheitszustand des mit dem Augenleiden behafteten Subjects bey der Beschreibung der abgebildeten Theile unberücksichtigt geblieben. Wenn derselbe aber bey keinem örtlichen Krankfeyn oder Bildungsfehler unbeachtet gelassen werden sollte, so ist diese Rücksicht bey Krankheiten der Augen ganz unerlässlich. Denn wegen der innigen Wechselbeziehung, in welcher das Auge mit dem ganzen Organismus als totale Wiederholung desselben steht, können Krankheiten desselben nicht bloß oft nur allein durch Berücksichtigung des ganzen Kranken richtig beurtheilt werden, sondern auch allgemeine Krankheiten, oder Krankheiten anderer Körpertheile finden oft erst ihre richtige Deutung und ihr wahres Licht durch Bezugnahme auf das Auge und durch Vergleichung gleichnamiger Krankheitsprocesse desselben mit ihnen. Wie oft verräth sich eine allgemein schlummernde, latente Krankheit, die durch kein deutliches Lebenszeichen im übrigen Körper sich zu erkennen gab, durch ihren Widerschein im Auge?

Bey dieser vorwiegenden anatomischen Richtung der Behandlung ist doch zuweilen die tiefere anatomische Bedeutung mancher pathologischer Zustände übersehen, und das pathologisch-functionelle Verhältniß oder ein einzelnes dynamisches Symptom vorzugsweise berücksichtigt worden, wie z. B. die Figuren sechzehn und achtzehn bis zwey und zwanzig auf der ersten Tafel als *Xerosis bulbi* aufgeführt werden, da doch die Trockenheit ein bloßes Symptom und theilweise Ursache des eigentlichen pathologischen Zustan-

des ist, welcher in einer Umwandlung des serösen und Schleimhaut-Gewebes der *Conjunctiva* in vorzugsweiser Ausbildung des Epidermoidalgewebes besteht, wie dies auf normale Weise bey dem Aal und Lumpfische der Fall ist. Das *Pterygium cellulofum, sarcomatosum* auf derselben Tafel stellen, dem Wesen nach betrachtet, auch nur verschiedene Entwicklungsstufen der sich in Muskelgewebe metamorphosirenden Bindehaut dar. Ist diese Metamorphose vollendet, hat sich ein Theil der *Conjunctiva* der Form, so wie der Textur nach in wirkliches Muskelgewebe umgewandelt, so nennen es dann die Ophthalmologen *Pterygium crassum*.

Doch genug dieser Bemerkungen, welche vielleicht mehr in den subjectiven Ansichten des Rec., als in der Sache selbst ihren Grund haben, und nur dazu dienen mögen, dem von ihm gespendeten gerechten Lobe ein doppeltes Gewicht zu ertheilen.

Um nun dem Leser von dem hier dargebotenen Reichthum einen, wenn auch nur unvollkommenen Begriff zu geben, wollen wir auf einiges Interessante der einzelnen Tafeln aufmerksam machen, woran sich noch mehre dabey sich ergebende Bemerkungen knüpfen lassen werden.

Auf der ersten Tafel befindet sich eine Reihe schöner Darstellungen der *Blennorrhoea recens natatum* und mehrerer Pterygien. Auf der zweyten verdient die mikroskopische Abbildung mehrere Hornhautgeschwüre und Hornhautverdunklungen hervorgehoben zu werden. Die dritte Tafel stellt vorzüglich die *Keratitis* mit ihren Folgen Lymph-, Eiter-Blutexsudaten, dar. Die fünfte Figur widerlegt augenscheinlich die Meinung derer, welche an einer blutigen Secretion in Folge der Entzündung zweifeln. Neben einem eiterartigen Exsudat zwischen den Lamellen der bekanntlich keine Blutgefäße enthaltenden *Cornea*, findet sich hier theils eine kleinere Quantität Bluts von rundlicher Form in der Mitte derselben, theils eine größere Menge eines hellrothen Blutes von halbmondförmiger Gestalt an ihrem unteren Rand, ein wahrer *Onyx sanguineus*. Außerdem sieht man auf derselben Tafel noch einige gute Abbildungen der Entzündung der *Descemet'schen* Haut.

Tab. IV. Interessante Darstellung der Veränderungen, welche das Auge nach der Bildung einer Sclerotalpupille (Fig. 11—15) und nach der Operation des Staphyloms erleidet (Fig. 17. 18 und Tab. V. Fig. 12—16). Ferner Abbildungen von Hornhautnarben, bey denen sich trotz der Steifheit und Elastizität der Hornhaut doch das Gesetz der Cicatrification in der concentrisch nach der Narbe hinlaufenden Faltenbildung bewährt. Tab. VI. VII. Innere anatomische, zum Theil mikroskopische Untersuchung des Hornhautstaphyloms. Verwachsung der *Iris* mit der Hornhaut findet sich durchgängig, was schon *Beer* als wesentliche Bedingung der Staphylombildung aufstellt. Dann zum Theil Hypertrophie der Hornhaut selbst mit Gefäßentwicklung in ihrer Substanz, welche selbst als eine knopfartige Hervorragung an ihrer innern Oberfläche sich zu erkennen giebt. Diese, so wie über-

haupt die Verdickung der *cornea*, scheint mir die Folge der öfter wiederkehrenden Entzündungen, so wie des häufigen Platzens der oft enorm ausgedehnten staphylomatösen Hornhaut und der Wiederverwachsung der dadurch entstandenen Oeffnung durch plastische Lymphe zu seyn. Ehe aber das Narbenhäutchen noch gehörige Festigkeit erlangt, um dem Andrang des in zu großer Menge abgefonderten *humor aqueus* gehörigen Widerstand leisten zu können, wiederholt sich dieser Proceß von Neuem, wodurch die entzündliche Reaction und die Abscheidung plastischer Lymphe als prophylaktisches und curatives Naturheilbestreben fast in Permanenz erhalten, und dadurch eine so reichliche Ablagerung jener bewirkt wird. Einen Vorgang, den ich bey einem mit *Scrofulosis oculi* behafteten Mädchen im hiesigen Landkrankenhaus jetzt täglich vor Augen habe. Der Sehnerv ist zuweilen vor und hinter dem *Chiasma* in Folge des längeren Nichtgebrauches des Auges geschwunden. Bey einem großen *Hydrops oculi* ist nicht bloß das schwarze Pigment und die *Iris* partienweise in Folge des starken Drucks aufgefogen, sondern sogar die Netzhaut vernichtet (Fig. 10). Das *Staphyloma posticum scleroticae* zeigt sich auch hier als *Hydrops posticus scleroticae* (Fig. 5—7. 12—17). Eine Verbindung des *Hydrops internus* mit *posticus scleroticae*, hat eine eyformige Vergrößerung und Verlängerung des Augapfels zur Folge, wie Fig. 17 zeigt. Tab. VIII enthält Darstellungen der Entzündung des *Orbicularis ciliaris*, des *corpus ciliare*, der *Descemet'schen* Haut und der *Chorioidea* nebst ihren Folgen. Viele Abbildungen dieser Tafel beweisen, wie nicht selten *Iritis* mit Entzündungen jener übrigen genannten Gebilde, mit Ablagerung plastischer Lymphe auf diesen Theilen u. s. w. verbunden ist. Merkwürdig ist (Fig. 6) die gelbe Färbung des *Orbicularis ciliaris* bey einem Ictericen, ohne daß die *Sclerotica*, die sonst doch am ersten sie zeigt, in ähnlicher Weise tingirt war. Auch die Bluthäufung im *Circulus venosus Iridis* Fig. 7. ist nicht zu übersehen. Tab. IX u. X stellen Cataracten mit den interessantesten Complicationen, z. B. mit *Coloboma Iridis*, *Irideremia* dar. Eine schöne, die Entwicklung der *Catar. glaucomatosa* erläuternde Reihenfolge von Abbildungen findet sich hier gleichfalls. Tab. X. Fig. 2. 10 zeigt die *Cataracta nigra*. Fig. 14. 15 halten wir ebenfalls mit dem Vf. nicht für eine solche, sondern für eine auf Lähmung der *retina* beruhende Amaurose.

Tab. XI liefert die innere anatomische und zum Theil mikroskopische Untersuchung des grauen Staars und damit manche interessante Ergebnisse. Daß ein ähnlicher *Arcus senilis*, wie in der Hornhaut, auch

in der vorderen Linsenkapsel sich bilden könne, beweist Fig. 1. 2. Sternstaare scheinen, Fig. 16 19. zufolge, auch durch Dehiscenz der Linse nach ihrem sternförmigen, senkrechten Durchgange der Blätter zu entstehen, welche durch Zusammenschrumpfung sehr harter Staare erzeugt wird. Sonst bringt den Sternlinsenstaar einen Erguß plastischer Lymphe hervor, welcher in den durch den senkrechten Durchgang der Blätter gebildeten Kluften verhältnißmäßig reichlicher erfolgt. Bey dem Sternkapselstaar geschieht eine diesem Durchgange analoge Absonderung plastischer Lymphe auf der vorderen Fläche der Kapsel, welche vielleicht durch eine der positiven Electricität gleichartig wirkende polare Thätigkeit diese Gestalt erhält. Ergießungen nach dem horizontalen Durchgange der Blätter finden auch Statt, wie dieß der Fig. 23. 27. 35. 41. abgebildete senkrechte Durchschnitt harter Linsencataracte zeigt. Merkwürdig sind auch Fig. 12. 24., weil sie beweisen, daß sehr partielle und zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten des Linsenkörpers Statt findende Trübungen vorkommen können. Durch ihre Form oder durch ihre Farbe sich auszeichnende Staare sieht man Fig. 32—40. Zu wünschen wäre die nähere Angabe, ob alle dargestellten Cataracten im frischen Zustande oder nach ihrer Aufbewahrung in Weingeist gezeichnet wurden.

Tab. XII erhält auf Fig. 1—29 noch eine Seite von Cataracten; Fig. 30—35 Darstellungen der Veränderungen, welche die Staaroperation im Auge nach sich zieht; Fig. 1—2 beträchtliche Ablagerung von Kalkmasse auf Linse und *Sclerotica*; Fig. 3—11 Darstellungen des trockenhülfigen Kapsellinsenstaars, worunter sich Fig. 8 durch die Regelmäßigkeit der Faltenbildung in der zusammengeschrunpften Kapsel auszeichnet. Eine freywillige Trennung der vorderen von der hinteren Kapsel scheint dabey zuweilen auch vorzukommen, wie die mikroskopische Darstellung von Fig. 11. beweist, wo man deutlich die vordere und hintere Kapsel nur durch einzelne Fäden mit einander zusammenhängen sieht. Die durch die Lupe gezeichnete Untersuchung einer *Cataracta chorioidealis* (Fig. 12) zeigt, daß bey der großen Regelmäßigkeit der von schwarzem Pigment gebildeten Figuren diese ihre Entstehung keiner zufälligen Ablösung desselben von der *Uvea*, sondern einer durch eine Entzündung hervorgerufenen abnormen Secretion und Gestaltung desselben verdanken, wobey vorherrschende Venosität nur ein mit bedingendes Moment zu seyn scheint. Eine Mittheilung über den allgemeinen Gesundheitszustand des Subjects, welches diese Cataract lieferte, vermißt man ungern.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A P R I L 1 8 3 9.

## M E D I C I N.

BERLIN, b. Reimer: *Klinische Darstellung der Krankheiten und Bildungsfehler des menschlichen Auges, der Augenlieder und Thränenwerkzeuge nach eigenen Beobachtungen und Untersuchungen.* Herausgegeben von Friedrich August von Ammon u. s. w. Erster Theil (auch unter dem besonderen Titel) enthaltend: *Klinische Darstellungen der Krankheiten des menschlichen Auges u. s. w.*

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Tab. XIII. bildet die unglücklichen Folgen der Operation durch Dislocation, Zerstückelung und Extraction der Linse mit Hornhautschnitt nach Oben und Unten ab, als: Vorfalle, Wiederaufsteigen der Linse, Entzündung der *Tunica propria humoris aquei*, Verschließung der Pupille, Nachstaar. Wir zeichnen einen Kapselnachstaar (Fig. 12.) aus, wo die vordere Kapsel durch einen Kreuzschnitt getrennt, und die Linse dislocirt worden war. Die dadurch entstandene kreuzförmige weitklaffende Spalte in der Kapsel gestattet den Lichtstrahlen allein den Eingang, während der übrige Theil derselben verdunkelt ist, und einen Kapselnachstaar bildet. Auffallend war uns noch Fig. 24, eine netzförmige Verschließung der Pupille nach einer Staarextraction darstellend, wegen ihrer großen Ähnlichkeit mit einer von Wadrop (*Ess. on morb. anat. of the Eye. Vol. II, tab. IX. fig. 3.*) gelieferten Abbildung. Sie könnte zum Beweis dienen, wie die Natur auch bey den Verbindungen einen und denselben Typus befolgt, wenn sie nicht etwa eine Copie der letzten ist, was sich aber im Texte nicht bemerkt findet.

Tab. XIV. enthält Fig. 1—7. interessante Verletzungen der *Iris*. Fig. 1. 2. zeigt einen eingekeilten Stein splitter in der Substanz der *Iris*, welcher mit Glück nach Eröffnung der Hornhaut ausgezogen wurde; mehrere Fälle von Loslösung der *Iris* vom Ciliarligament nach Verwundungen und Erschütterungen des Auges; Anschwellungen plastischer Lymphe an der vorderen Fläche der *Iris* und Verdickung ihres serösen Ueberzugs in Folge einer Entzündung desselben. Merkwürdig ist ein frey in der vorderen Augenkammer an radienförmigen Filamenten, welche ringsum von der *Iris* ausgehen, aufgehängenes scheibenartiges Exsudat Fig. 24. durch die Lupe vergrößert abgebildet. Dafs die Pseudoproducte

eine gleiche Beschaffenheit mit den Gebilden haben, von welchen sie hervorgebracht werden, zeigt sich auch hier. Alle von der entzündeten *Uvea* erzeugten Faserstoffauschwitzungen haben eine schwarze oder bräunliche Farbe (Fig. 17—23). Auf derselben Tafel finden sich auch gute Abbildungen von Hypertrophie, Verdickung und Induration der Substanz der *Iris* (Fig. 14. 15.), *Iridoncofs* genannt.

Tab. XV. enthält Abbildungen vorzüglich solcher Krankheitszustände der *Iris*, *Chorioidea*, des Glaskörpers und der Netzhaut, welche auf Desorganisation der Centralgebilde des Auges beruhende Amaurosen erzeugen. Fig. 2. Vorherrschende Venosität des Auges mit Pigmentbildung nicht blofs in dem Gewebe der *Iris*, sondern auch in der *Conjunctiva palpebrarum*. Fig. 2—5 wieder der eigene hypertrophische und indurirte Zustand der *Iris*, *Iridoncofs* von Einigen benannt, in Verbindung mit bedeutender Varicosität des Auges. Fig. 6. Entzündung des Glaskörpers (?). Fig. 7. 8. Augen mit einer eigenen rubinrothen Pupille. Wahrscheinlich war hier eine heftige *Chorioideitis* mit Mangel des schwarzen Pigments vorhanden, welche dieses Phänomen hervorbrachte. Die spätere Untersuchung dieser Augen nach dem Tode (Tab. XX. Fig. 7. 8.) scheint unsere Vermuthung zu bestätigen. Fig. 20. würde dann eine diesem Zustande verwandte krankhafte Affection der *Chorioidea* darstellen. Fig. 13. 14. 16. zeigen die Folgen der Augengicht mit vorherrschender Venosität und Ablagerung von Knochen- oder Kalk-Masse auf der Gefäßhaut. Fig. 17. 18. 19. ebenfalls sehr vorwaltende Venosität mit üppiger Pigmenterzeugung, so dafs dasselbe sich vom Pupillarrand bis auf die vordere Fläche der *Iris* begiebt. Fig. 22—24 Entartungen der *Chorioidea*, welche nur Folge einer vorausgegangenen Entzündung derselben seyn können.

Tab. XVI. vorzüglich Spuren heftiger Entzündung und ihrer Producte in *Sclerotica*, *Iris*, *Chorioidea* und *Corpus ciliare*. Fig. 2. 8. 10. 18. Darstellungen der *Blenorrhoea recens natorum* in den inneren Augen gebilden, sich hauptsächlich als heftige Entzündung der *Sclerotica*, *Chorioidea* und *Retina* manifestirend. Nicht zu übersehen ist die Fig. 16. 17. gegebene Abbildung zweyer von einer Masernmetastase ergriffener Augen. Das Kind starb einige Tage nach entstandener Augenleiden an einer Hirnentzündung. Die Netzhaut erscheint hier vorzüglich stark entzündet und beurkundet dadurch ihre innige Verbindung mit dem Gehirn. Der Glaskörper war es nicht, die Linse

zerfloßen. Fig. 1. *Icterus* der inneren Theile des Auges.

Tab. XVII. ist ganz den Krankheiten des Glaskörpers gewidmet, und um so werthvoller, als es uns bisher noch an gründlichen Untersuchungen derselben fehlte. Mehrere Darstellungen heftiger Entzündungen und Gelbsucht desselben. Fig. 2. 4. beweisen, daß eine wahre Trübung und auch eine blaugrüne desselben existire, wodurch die Meinung Derjenigen widerlegt wird, welche an dem Daseyn eines wahren Glaucoms zweifeln, und das Phänomen der meergrünen Verdunkelung weiter hinter der Pupille stets in einer anomalen Affection der *Retina* und *Chorioidea* suchen. So wahr es ist, daß oft Desorganisationen der letztgenannten Gebilde für Glaucom gehalten werden, so wenig kann man doch an einer Verdunkelung des Glaskörpers selbst zweifeln, welche von verschiedenartigen, meist durch Dyscrasieen oder Entzündung desselben bedingten Krankheitszuständen hervorgebracht wird. Ich habe mich durch Untersuchung kranker Thier- und Menschen-Augen von dieser Thatsache ebenfalls zu überzeugen, häufig Gelegenheit gehabt. Ich fand die Glasfeuchtigkeit nicht selten getrübt, in eine gelbliche, oft jauchenartige Flüssigkeit verwandelt, die Glashaut verdickt, undurchsichtig oder ganz zerstört. Eine beginnende Verknöcherung des Glaskörpers sieht man Fig. 16. 17. Besonders interessant ist aber Fig. 8, die Darstellung eines horizontalen Durchschnitts des Glaskörpers, wo sich Eiter im *Canalis Petitii* bey noch durchsichtiger Linse und ihrer Kapfel vorfand.

Tab. XVIII. enthält Fig. 1—16. interessante Darstellungen der *Atrophia bulbi*. Merkwürdig ist die dabey constant vorkommende Zusammenfaltung der *Sclerotica*, als ein Beweis, daß letzte von der Atrophie verhältnißmäßig am wenigsten zu leiden hat. Die übrigen Figuren stellen Verknöcherungen der Krystalllinse und des Glaskörpers dar, welche meistens mit einander verbunden vorkommen, dann schalenartige Ablagerungen von Knochenmasse an der inneren Oberfläche der *Chorioidea*, wobey die vollkommene Erhaltung der Ciliarnerven auffällt.

Tab. XIX. Krankheiten der *Chorioidea* und *Retina*. Entzündung beider Membranen mit Absonderung einer großen Menge plastischer Lymphe. Ferner Blutcongestionen, Blutextravasate in der Netzhaut, Verdickung derselben. Ablagerung schwarzen Pigments auf ihrer äußeren, wie auf ihrer inneren Oberfläche. Auffaugung der Netzhaut in Folge eines *Hydrops internus* (Fig. 15. 17.), strickartige Zusammendrehung derselben durch einen *Hydrops externus* veranlaßt. Der Gegensatz zwischen Pigment- und Wasser-Absonderung zeigt sich auch hier auffallend. Bey *Hydrophthalmus* ist das schwarze Pigment der *Chorioidea* sehr vermindert, fehlt zum Theil ganz und gar. Merkwürdig ist der feste Zusammenhang der Netzhaut mit der hinteren Linsekapfel im Auge eines neugeborenen Kindes (Fig. 16.), weil er für die Ansicht zu sprechen scheint,

daß die *Zonula ciliaris* ein zur Netzhaut gehöriger Theil, eine Fortsetzung derselben sey.

Tab. XX. enthält mehrere organische Krankheiten der Sehnerven und der Netzhaut, welche amaurotische Blindheit veranlassen. Fig. 1—4. zeigt Exsudate auf der äußeren Fläche der *Retina* und Verwachsung derselben mit der *Chorioidea*. Fig. 9. Amaurose mit Blepharoplegie des linken Auges eines 1½ jährigen Kindes durch eine tuberculöse Geschwulst veranlaßt, welche zwischen *pons Varoli* und dem *Chiasma nervorum opticorum* saß, so daß sie den rechten Sehnerven drückte. Hier wirkte also der Kreuzung der Nervenfasern im *Chiasma* zufolge die Geschwulst mehr auf das linke, als auf das rechte Auge. Fig. 10. 11. Ausschwitzung plastischer Lymphe auf den Sehnerven vor und hinter der Kreuzungsstelle, wie auf dieser selbst, nebst krankhafter Beschaffenheit der Sehlügel. Die Wirkung dieser Desorganisation im Leben ist leider nicht angegeben. Fig. 12—17. verschiedene Durchschnitte des *nerv. opt.* mit Blutextravasat in seinem Kern, mit Ausschwitzung plastischer Lymphe zwischen Neurilem und Mark. Fig. 7. 8. *Hydrops* zwischen *Chorioidea* und *Retina*, mit Schwinden des Glaskörpers, wodurch jene zusammengefaltet. Auch hier ist der feste Zusammenhang des vorderen Theils der *Retina* mit der Linsekapfel merkwürdig. Tab. XXI. zeigt Fig. 1—11. eine schöne Reihenfolge der Entwicklung des Medullarsarcoms in denselben Augen, wobey der Ausgang in *Atrophia bulbi* fast bezweifeln macht, ob es ein wahres Medullarsarcom gewesen, wenn nicht die Abbildung selbst und die große Erfahrung des Vfs. diesen Zweifel beseitigte. Fig. 12. 15. interessante Abbildungen eines von der *Sclerotica* entsprungenen Schwammes, dessen übles Aussehen wohl von der Operation abschrecken konnte, welche jedoch von einem glücklichen Ausgange gekrönt wurde. Fig. 16. 17. Abbildungen einer Melanose des Auges, wie wir sie noch nicht besitzen. Tab. XXII. die anatomische Darstellung des Medullarsarcoms. Fig. 11. scheint doch mehr ursprünglich *fungus durae matris* gewesen zu seyn, wie dies aus den dazu gehörigen Abbildungen Fig. 1. 2. hervorgeht, und auch die Ansicht der seitlichen Segmente desselben Auges Fig. 5—10. bewährt, die keine medullarsarcomatösen Massen zeigen. Fig. 3. 4. enthalten aus tuberculöser Materie gebildete Geschwülste.

Tab. XXIII. liefert auf Fig. 3. 8. 9. Darstellungen melanotischer Geschwülste des Auges von ungewöhnlicher Form und Größe. Pathologisch merkwürdiger ist jedoch die allmähliche Entwicklung der Melanose in Fig. 1. 2. 6. Stark entwickelte Varicosität des Auges, vorherrschend venöser Charakter ist auch hier die erste Bedingung ihrer Bildung. Das schwarze Pigment hat sich in einzelnen zerstreuten, dann allmählich zu Streifen zusammenfließenden Punkten auf der vorderen Oberfläche der *Iris*, in der Pupille, auf der inneren Fläche der *Sclerotica* abgelagert. Zur Erläuterung ist noch Fig. 10. die Abbildung einer im *Ovario* sich entwickelnden Melanose beygefügt. Man sieht, wie

zuerst hier in der Substanz des Eyerstocks sich eine gefäßreiche Membran erzeugte, von deren innerer Oberfläche das Pigment theils in einzelnen zerstreuten Körnchen, theils in dichten Massen abgefordert wurde. Bildung einer venösen Gefäßhaut scheint daher der normalen, wie der abnormen Pigmentsecretion vorhergehen zu müssen.

Welche Fundgrube zur Bereicherung sowohl der pathologischen Anatomie, als der Diagnostik der Krankheiten des Auges durch diese Abbildungen eröffnet worden, wird die flüchtige Aufzählung ihres Inhalts zur Genüge gelehrt haben. Ein solches Werk bedarf keiner besonderen Empfehlung. Es ist nicht bloß dem Augenarzt von Fach, sondern auch dem Anatom und jedem auf höhere Ausbildung Anspruch machenden Arzte unentbehrlich.

Den uns eben zur Hand gekommenen zweyten Band dieser unserer Literatur so große Ehre bringenden Arbeit freuen wir uns nächstens anzeigen zu können.

C. W. St.

### NATURGESCHICHTE.

KÖNIGSBERG, b. Gräfe u. Unzer: *Naturgeschichte der höheren Thiere mit besonderer Berücksichtigung der Fauna Prussica*. Ein Handbuch für Lehrer der Jugend, Oekonomen, angehende Forstmänner und Freunde der Natur von J. G. Bujack, Oberlehrer am Friedrichs-Collegium zu Königsberg und der königl. physikalisch-ökonomischen, sowie der königl. deutschen Gesellschaft Mitgließe. 1837. XX u. 427 S. nebst zwey Kupfertafeln. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Schon v. Baer, als er noch in Königsberg war, versprach uns eine *Fauna Prussica* zu liefern, welche die höheren in Ost- und West-Preussen, dem alten Königreiche Preussen, einheimischen Thierclassen umfassen sollte. Da indess der ehrenvolle Ruf nach Petersburg unserem Vaterlande diesen würdigen Forscher entzog, und sein neuer Beruf seine ohnehin schon durch die vielen physiologischen Arbeiten so sehr in Anspruch genommene Thätigkeit noch mehr beschränkte, so dürfte jenes früher gegebene Versprechen wohl nie verwirklicht werden, und wir müßten unsere Hoffnung, eine Fauna jener Gegenden zu erhalten, ganz aufgeben, käme uns nicht Hr. Bujack mit einer ähnlichen Arbeit freundlich entgegen, die zwar v. Baer's versprochene Schrift nicht ersetzen, doch wenigstens einem dringenden Bedürfnisse abhelfen wird.

Im Allgemeinen kennen wir zwar schon den Bestand jener Fauna durch Dr. Lorek's Abbildungen zur *Fauna Prussica*; indess ist jenes Werk ohne erläuternden Text; und da es gar keine näheren Angaben über die einzelnen Arten enthält, so verfehlt es eigentlich den Zweck einer Fauna. Daher wurde Hr. Bujack vom Verleger jenes Kupferwerkes zur Bearbeitung eines zweckmäßigen Textes aufgefordert, der nun in dieser vorliegenden Schrift gegeben wird.

Das Werk ist ganz populär gehalten, um für Jederman zugänglich zu seyn; und hauptsächlich hat es auch den Zweck, als Handbuch bey dem naturhistorischen Unterrichte in Schulen zu dienen. Denn der Vf. ging von dem ganz richtigen Grundsatz aus, daß der Schüler nur dadurch eine richtige Einsicht in das System der Natur gewinnen könne, wenn er z. B. für das Thierreich nur den ihn umgebenden Arten ihre Stelle im Systeme anzuweisen vermöge, und höchstens ein Gleiches mit den vorzüglichsten ausländischen Thieren zu thun im Stande sey. Ueberhaupt sieht man es dem ganzen Buche an, daß es zum Unterrichte in Schulen bearbeitet wurde: denn überall sind die Thierschilderungen bündig und interessant gehalten, und gewöhnlich nichts vorausgesetzt; die exotischen Thiere sind nur ganz kurz in ihren allerwichtigsten Repräsentanten erwähnt worden, damit der Schüler wegen ihrer Stellung im Systeme nicht im Zweifel bleibe. Dies thut dem Naturforscher keinen Eintrag; denn abgesehen davon, daß dadurch das größere Publicum mehr gewonnen hat, findet sich auch manche neue Beobachtung und interessante Beziehung in der Beschreibung der einheimischen Arten, bey denen auch jedes Mal des freundlichen Gebers der betreffenden Art an das Königsberger Museum Erwähnung geschieht. Denn dieses scheint besonders des Vfs. Autorität zu seyn, zumal er bey Weitem nicht alle in seiner Gegend vorkommenden Thiere selbst beobachtet hat. Da man sich auf die Angaben im Museum verlassen kann, so giebt uns des Vfs. Arbeit ein ziemlich richtiges Bild von dem animalischen Leben in Ost- und West-Preussen, das bey Bearbeitung der geographischen Verbreitung der Thiere überhaupt eine ziemliche Lücke ausfüllen dürfte; und man kann hiebey den Wunsch nicht unterdrücken, eine ähnliche Uebersicht über die Faunen nicht nur aller Provinzen des preussischen Staates, sondern aller Länder überhaupt zu besitzen.

Ein Anhang liefert besonders für den eigentlichen Naturforscher eine systematische Uebersicht der bis 1837 bekannt gewordenen Arten der vier höheren Thierclassen jener beiden Provinzen, aus dem wir uns einige der wichtigsten Resultate mitzutheilen erlauben. In Lorek's Fauna sind 54 Arten Säugthiere abgebildet, von denen unser Vf. aber 10 einziehen zu müssen glaubt, nämlich 4 jetzt ausgestorbene Arten, *Felis Lynx*, *F. catus ferus*, *Ursus arctus* und *Bos Urus*; ferner 4 problematische Arten hinsichtlich des Vorkommens, als *Sorex araneus*, *Myoxus nitela*, *Mustela Lutreola* und sogar der etwas südwestlich schon so gemeinen *Cricetus vulgaris*. Als nicht eingebürgert war zu betrachten *Cervus dama* und problematisch als Art ist *Canis Lupus niger*. Die Spitzmäuse und Fledermäuse sind noch nicht gründlich untersucht, und von dieser Seite dürfte sich die Fauna noch um mehrere Arten erweitern. Der Bestand der Fauna hat seit Jahrhunderten an Arten wenig, an Individuen aber unge-

mein abgenommen. *F. Lynx*, *Ursus Arctus* und selbst *Pteromys volans* waren früher vorhanden, sind aber jetzt weiter nach Osten gewichen, wofür aber dorthin mit den Hunnenschwärmen die Rattencolonieen eindringen.

Die ornithologische Fauna zählt 253 Arten, und zwar 151 Landvögel und 102 Arten Wasservögel, von denen die letzten noch auf beträchtliche Erweiterung hoffen können. Im Uebrigen bestätigt sich das alte Gesetz, daß mit der Zunahme der Landescultur nordische Vögel ab- und südliche Vögel zunehmen. Die herpetologische Fauna anlangend, hat Dr. Lorek 21 Arten abgebildet. Von diesen ist eine als hier nicht vorhanden anzusehen, wenigstens in hohem Grade problematisch, nämlich *Salamandra maculata*, und zwey sind wahrscheinlich nur Varietäten von *Vip. Berus*, nämlich *V. Chersea* und *Vip. Prester*; es bleibt mithin ein Bestand von 18 Arten. Fische hat Lorek 82 Arten abgebildet; der Betrag ist aber nach Bujak's ichtyologischer Fauna 84 Arten. Wahrscheinlich ist dieser nicht ganz sicher, und wird bey größerer Aufmerksamkeit auf die dortigen zahlreichen Fische noch etwas zunehmen. — Noch besonders beachtenswerth ist, daß manche höhere Thiere an den Grenzen Rußlands, Preußens und Polens, da, wo sich Ost- und West-Europa zu scheiden scheint, in ihrem Vorrücken von Osten nach Westen Halt machen, obwohl es hier keine Naturgrenzen giebt. So geht der über ganz Nordasien verbreitete *Arctomys Citillus* bis Böhmen nur der ebenfalls nordasiatische *Pteromys volans* über die russisch-deutschen Ostseegrenzen und über die Waldungen Polens nicht hinaus. Der über den Norden der neuen Welt und über Nordasien verbreitete Biber scheint über die Weichsel und ihre Nebenflüsse hinaus westwärts nur hin und wieder sehr sporadisch vorzukommen. Ebenso scheint der die Flusssufer des Nordens und Ostens von Europa vom Eismeere bis zum schwarzen Meere bewohnende Störz, *Mustela Lutreola*, in Schlesien die Westgrenze seiner Verbreitung zu finden. Das Schneehuhn macht im Memelthale Halt, und geht nicht weiter nach Westen, und die Sumpfschildkröte geht in Ostpreußen über das Pregelthal nach Norden nicht hinaus.

Die Abbildungen, welche die anatomischen Andeutungen erläutern sollen, sind unbedeutend, und konnten wegbleiben.

n.

### BAUKUNST.

NÜRNBERG, b. Riegel und Wiefsner: *Der kleine Byzantiner. Taschenbuch des byzantinischen*

*Baufils.* Zum Gebrauch für Architekten und technische Lehranstalten bearbeitet von K. Heideloff. 1837. 8.

Der Vf. macht in der Vorrede auf die Wichtigkeit des byzantinischen Bauftiles aufmerksam, der eben wieder in die Mode kommt, wenn auch nicht gerade im Großen, doch wenigstens im Kleinen. Er zeigt auch, wie dieser Stil keine eigenthümlichen Schönheiten habe, und wie er besonders durch eine ausnehmende Freyheit in der Darstellung charakterisirt sey, im Gegensatze mit dem griechischen und römischen Bauftil, bey welchem Gesetze und Verhältnisse obwalten, welche in strenger Folge mit einander verbunden sind, welche Folge namentlich bezüglich der Säulen, ihrer Verhältnisse, Capitälern und Stellung eintritt, für welche Dinge dagegen in dem byzantinischen Bauftil kaum Regeln aufzuführen sind. Deshalb sind in der vorliegenden Schrift die verschiedenen Gegenstände, als Portale, Säulen, Capitälern und mancherley Verzierungen, hauptsächlich durch Beyspiele erläutert, zu denen die schönsten und denkwürdigsten Originale gewählt wurden. Bey allen denjenigen Abbildungen, bey welchen der Gegenstand die Entwicklung einiger Regeln zuließ, oder bestimmte Verhältnisse der Ausmessung, sind diese überall angegeben. Freylich kann man aus denselben für eigene Erfindung nicht so viel abstrahiren, als aus denen, welche für die anderen beiden Bauftile die Norm bilden. Uebrigens geben die Darstellungen doch eine Menge Anhaltspuncte, besonders da der Vf., ungeachtet der Kleinheit des Formats, auf manchen Tafeln mehr als ein Muster giebt. Bis auf ein Paar Tafeln Verzierungen sind Alles bloß Umriss mit verstärkten Schattelinien, reinlich und hübsch gezeichnet, wie man dies von Heideloff gewohnt ist. Wem daran liegt, sich durch Betrachtungen von mehr Originalen weiter zu belehren, dem sind solche namhaft gemacht in der, freylich sehr kurzen, Geschichte dieser Baukunst, welche der Erklärung der Tafeln vorgefetzt ist.

Auf dem Umschlage des Werkchens sind abgebildet: Kaiser Ludwig der Bayer (nach dem Basrelief im großen Rathhause zu Nürnberg aus jener Zeit), während dessen Regierung der byzantinische Stil sein Ende erreichte, und Kaiser Karl der Große als Begründer dieses Stils in Deutschland.

Wir können das Schriftchen mit Recht Allen empfehlen, welche einen Ueberblick über den Gegenstand bekommen wollen. Auch das Außere ist empfehlend im Papier und Druck.

Tchn.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A P R I L 1 8 3 9.

## P H I L O S O P H I E.

*Schriften zur Geschichte des Hegelschen Systems der Philosophie.*

- 1) HALLE, b. Anton: *Die Hegelingen*. Actenstücke und Belege zu der sog. Denunciation der ewigen Wahrheit, zusammengestellt von Dr. *Heinrich Leo*. 1838. 44 S. gr. 8. br. Zweyte mit Nachträgen vermehrte Aufl. 1839. 106 S. 8. (4 gr.)
- 2) LEIPZIG, b. O. Wigand: *Preussen und die Reaction*. Zur Geschichte unserer Zeit. Von Dr. *Arnold Ruge*. 1838. 174 S. gr. 8. br. (1 Thlr.)
- 3) QUEDLINBURG, b. Franke: *Dr. Ruge und Hegel*. Ein Beytrag zur Würdigung Hegel'scher Tendenzen, von *Karl August Kahnis*. 1838. 102 S. gr. 8. br. (12 gr.)
- 4) LEIPZIG, b. Kollmann: *Der Hallische Löwe und die marzialischen Philosophen unserer Zeit; oder neuester Krieg auf dem Gebiete der Philosophie*. Dritter Beytrag zur Geschichte der Philosophie des 19ten Jahrhunderts, vom Prof. *Krug*. 1838. 47 S. gr. 8. br. (6 gr.)
- 5) Ebendaf., b. Wigand: *Aufruf an das protestantische Deutschland wider unprotestantische Umtriebe, und Wahrung der Geistesfreyheit gegen Dr. Heinrich Leo's Verketzerungen*, von Dr. *G. O. Marbach*. Erster Artikel. 1838. 48 S. gr. 8. br. Zweyter Artikel. 1839. 48 S. (16 gr.)
- 6) Ebendaf., b. Wigand: *Heinrich Leo vor Gericht*. Dramatische Scene aus dem Leben gegriffen, von *A. Hegeling*. 1838. 47 S. gr. 8. br. (6 gr.)
- 7) Ebendaf., b. Wigand: *Heinrich Leo der verhalterte Pietist*. Ein Literaturbrief von Dr. *Ed. Meyen*. 1838. 44 S. gr. 8. br. (6 gr.)
- 8) Ebendaf., b. Wigand: *Die deutsche Theologie*. Ein polemisches Votum gegen Prof. Dr. *Leo* in Halle von Dr. *Carl Zschiesche*, evangel. Prediger zu Dössel bey Wettin. XVI u. 62 S. gr. 8. br.

(Fortsetzung der in No. 45 abgebrochenen Recension.)

In den Nachträgen zu der zweyten Auflage der *Hegelingen* antwortet Hr. *Leo* auf die Schriften seiner Gegner. Es habe ihm, seit er zuerst seine Anklage gegen die unchristliche und antichristliche Lehre der Hegelingen in Druck gegeben, ein schier unverstümmelter Brunnen des Trostes und der Freude gesprungen. *J. A. L. Z.* 1839. Erster Band.

delt in aller Art Verhöhnung und persönlichen Angriffs von seinen Gegnern (S. 43). „In der Wuth meiner Gegner, fährt er fort, ward ich der Macht gewis, welche der Herr den Worten meiner Anklage gegeben. Wie mußten diese wenigen Zeilen gewirkt haben, daß sie so Einen nach den Anderen von den überberathenen Jünglingen der Secte so schlecht gerüstet in den Kampf trieben? Ja, es war, wie wenn ein mächtiger Feind in ein lüderlich bewachtes Lager fällt, und nun Einer ohne Harnisch, der Andere ohne Helm, der Dritte gar ohne Hofen dem Feinde in die Hände läuft. Auch habe ich durch diese persönlichen Angriffe Manches über mich selbst gelernt, und sittlich die größten Vortheile davon gehabt, da ich eine schönere Veranlassung, mich in Geduld und Treue zu üben, nicht leicht hätte finden können.“ (S. 44). Das ist recht schön, aber wo bleiben denn die übrigen christlichen Tugenden? Namentlich die Nächsten- und Feindes-Liebe, die Veröhnlichkeit, die Bereitwilligkeit zum Vergeben und die Selbstbeherrschung, um erlittenes Unrecht dem Anderen nicht wieder zu vergelten, sich nicht zu rächen und nichts nachzutragen? Möchten doch unsere Bemerkungen dazu dienen, ihn auch zu diesen Tugenden anzuspornen! Einen Theil der ihm gemachten allgemeinen Vorwürfe weist er treffend zurück, wie den Wechsel seiner politischen und religiösen Ueberzeugungen, hinzufügend: „Es gäbe keinen Apostel, wenn die Bekehrung etwas Unrechtes wäre.“ (S. 55.) Nicht so glücklich vertheidiget er sich gegen die Wendung, als habe er die Nation zum Schiedsrichter gemacht zwischen Kläger und Beklagten in dieser Sache. Denn indem er seine eigenen Worte so interpretirt: „Das Urtheil der Nation kümmert mich in dieser Angelegenheit nicht das Allermindeste“ (S. 43), geht er offenbar zu weit. Das Urtheil der Nation, wozu doch auch die ihm Befreundeten, Gleichgesinnten, an deren Achtung ihm etwas gelegen seyn muß, sowie die Unparteyischen, eines richtigen Urtheils Föhigen gehören, kann und darf ihm nicht gleichgültig seyn, und man begreift nicht, wie Hr. *Leo* die ganze Anklage mit den nöthigen Actenstücken öffentlich bekannt machen konnte, wenn nicht das Publicum dadurch von den frevelhaften Tendenzen der Hegelingen in Kenntniß gesetzt, und zu einem Urtheile über den ganzen Streit aufgefordert werden sollte. Ganz ungenügend ist dagegen das, was er zur Bemäntelung der Incompetenz seines eigenen Urtheils in philosophischen Angelegenheiten vorgebracht hat (S. 47). Und dennoch ist auch

hier die Meinung von seiner eigenen Tüchtigkeit so groß, daß er hinzusetzt: „Wenn ich von mir sage, ich hätte nur wenig Anlage zu methodischer Philosophie, so schließt das nicht aus, daß ich immer noch mehr Anlage besitze, als die philosophischen Größen *Michelet's*, *Meyen's* und *Ruge's*, welchen wirklich das Aeußerste von philosophischer Impotenz zuzuschreiben ist.“ (S. 48.) Deshalb gelingt es ihm auch hier nicht, in der Vertheidigung gegen *Michelet's* Entgegnung in der Berliner literar. Zeitung einen wissenschaftlichen Unterschied zwischen Hegelianern und Hegelingen in der Weise darzuthun, wie er gern möchte, um seinen Lehrer, sowie einige Schüler derselben, wie *Gabler*, *Hinrichs*, v. *Henning*, *Schaller* und *Göschel*, von dem Vorwurfe zu retten, daß sie die Persönlichkeit Gottes geleugnet hätten. Es kommt ja nicht bloß darauf an, daß diese Gelehrte die Persönlichkeit Gottes behaupten, und sich öfters dieses Ausdrucks bedienen, sondern die Frage kann von *Hr. Leo's* Standpunkte aus nur die seyn, ob diese Persönlichkeit Gottes dieselbe sey, welche das Christenthum lehrt; was nach dem Bisherigen verneint werden muß. Der Vf. der Schrift unter No. 6: *Heinrich Leo vor Gericht*, unter dem angenommenen Namen *A. Hegeling*, glaubte ihm durch die Andeutung einer jüdischen Abstammung Schaden oder Wehe zu thun. Darauf entgegnet nun *Hr. Leo*, er würde, wenn er wirklich von Abrahams Samen wäre, in große Gefahr des Stolzes gerathen, von so hochfürstlichem Geschlechte zu seyn, wie das der Erzväter war, von so welthistorisch adlichem Geblüte, wie das Blut Israels; allein dem sey nicht so. Hierauf fertigt er den Vf. der Schrift unter No. 7, *Dr. Ed. Meyen*, als einen Pasquillanten, der sich in diesem Pasquill abermals denüncirt, und darin einfach und schamlos gelogen, und außerdem noch viel Hämißches und Albernes vorbringe, ausführlicher ab, was wir aber hier nicht bis in die Einzelheiten und das confuse Stadtgeklätsch verfolgen können.

Die Gegner mußten, nach unserer Ueberzeugung, die sogenannte *Denunciation der ewigen Wahrheit*, entweder im Vertrauen auf die allesbesiegende Kraft der Wahrheit, mit Verachtung strafen und dazu schweigen, oder sich mit Ruhe und Würde vertheidigen, und die einzelnen Punkte der Anklage zu widerlegen suchen. Das Verfahren dagegen, welches sie fast durchgängig gewählt haben, in einem gereizten, leidenschaftlichen, durchaus persönlichen, selbst die größten Unanständigkeiten und gemeinsten Schimpfwörter nicht verschmähenden Tone zu antworten, kann unmöglich zum Ziele führen, und muß ihrer eigenen Sache in den Augen des Publicums noch mehr schaden. Denn die leidenschaftliche, sich ganz vergeßende Aufwallung und das haltungslose Einstürmen auf den gemeinschaftlichen Feind muß den Verdacht erregen, daß sie sich durch die Anklage getroffen fühlen, und ihre persönliche Stellung im Staate für gefährdet halten, und Einer unter ihnen, der *Dr. Marbach*, hat fogar einen Aufruf an das ganze protestantische

Deutschland ergehen lassen, und einen Angstschrey der Hegel'schen Schule erhoben, als ob der deutschen Geistesfreyheit der Untergang gedrohet würde. Gesetzt auch, alle Beschuldigungen, welche sie auf Prof. *Leo* häufen, daß er von jüdischer Abstammung, ein großer Verehrer des Judenthums, ein gefallener Engel der Speculation, ein verhallender Pietist, heimlicher Katholik und Jesuit u. s. w. sey, wären wahr, so folgt doch daraus nicht die Nichtigkeit der *Leo'schen* Denunciation und die Wahrheit des Hegel'schen Systems. Wir können daher auch diesen sämtlichen Schriften in der vorliegenden Streitsache nur einen geringen wissenschaftlichen Werth beylegen, und in der Anzeige derselben, alles bloß Persönliche ausscheidend, uns kurz fassen.

*Hr. Dr. Ruge*, der Vf. der Schrift unter No. 2, ist unstreitig ein Mann von Talent, Geist und Kraft. Seine *Platonische Aesthetik*, Halle, 1832, ist ein schätzbarer und verdienstlicher Beytrag zur Geschichte der griechischen Philosophie, wodurch eine wahre Lücke in diesem Zweige der Literatur größtentheils ausgefüllt worden ist. Nicht so glücklich ist er in der vorliegenden Schrift, mit der er sich auf ein Gebiet gewagt hat, für welches er weniger Talent zu haben scheint. Der erste Abschnitt, überschrieben *der Geist unserer Gegenwart*, enthält eine freye, aphoristische Zusammenstellung der verschiedenartigsten Gegenstände. Die Religiosität und der Patriotismus, Körners und Max von Schenkendorfs mittelalterliche deutsche Herrlichkeit, die Demagogie und die burschenschaftliche Romantik, die heilige Allianz und die Juden, Hegel und das preussische Militärsystem, die protestantische Inquisition und der Pietismus stehen wohl in bunter Reihe neben einander, aber das dialektische Band dieser Momente ist ganz schlaff, weil sie nicht nach ihrer Wahrheit gewürdigt worden. *Hr. Ruge* ist der deutsche Geist der Mittelpunkt, von dem aus die Welt bewegt wird (S. 9), im deutschen Geist ist das protestantische Deutschland der Kern (S. 2), in diesem wieder Preussen mit seinen großen Staatsmännern die Intelligenz und ihre Macht (S. 32—36), und endlich in Preussen die *Hegel'sche* Philosophie der glänzendste Lichtblick, die absolute Macht des Staats, in welcher die *anerkannte und geliebte Wirklichkeit* sich gestaltet und begreift. Wie einseitig dies Alles ist, liegt am Tage. *Hr. Dr. Ruge's* Patriotismus ist an sich lobenswerth, er darf ihn aber nicht zur Ungerechtigkeit gegen andere Staaten und ihre Tendenzen verleiten. Wir sind gewiß weit entfernt, Preussens große, ewig denkwürdige Thaten zur Befreyung Deutschlands verkennen, und den Ruhm des Königs, seiner Helden und Staatsmänner schmälern zu wollen: aber was würde aus Preussen geworden seyn, wenn nach der Schlacht bey Bautzen Oesterreich neutral geblieben wäre, oder gar mit Napoleon sich verbunden hätte? Dann hätte Preussen höchst wahrscheinlich Sachsens Schicksal gehabt, und es wäre nur noch von einem Kurfürsten von Brandenburg oder einem Großherzoge von Preussen die

Rede. Darum Jedem das Seine! In dem zweyten Abschnitte, den *Gedanken der Reaction*, eine Kritik des *Leo'schen Sendschreibens an Görres*, erkennt es Hr. Ruge an, das Leo in seinem innersten Kerne ein freyer, ein kühner und ein protestantischer Mann ist. Wo er unfrey und katholisch ist, da ist er es unbewußt und seinem Genius zuwider. Er war durchaus nie der Meinung, von dem Principe der freyen Wissenschaftlichkeit abzufallen, er würde der Letzte seyn, der die Zuchtrüthe auf seinem Rücken duldet, sein tapferes Dreinfahren gegen die *Diestlerweg'schen* Verunglimpfungen unserer Universitäten hat dies zur Genüge publik gemacht, und eben so wenig ist er geneigt, die Hand aufzuheben gegen Preußen und seine Verfassung (S. 60): aber sein zwischen München und Berlin hin- und hergerissenes Wesen, diese totale Hypochondrie, die mit Staat, Religion und Wissenschaft der Gegenwart, d. h. mit *Gott und der Welt*, so bitterlich unzufrieden ist, dieser gelbfüchtige philosophisch-religiöse Dilettantismus *Leo's*, der weder den Tag des Geistes, noch die Morgenröthe des Gemüthslebens, noch die Sonne des Vaterlandes anders, als durch seine Gallenbrille sieht, — das ist wahrhaftig nicht die Stimmung und nicht das Bewußtseyn, welches die Unverschämtheit der Kukuksbrut (die Angriffe der Hierarchisten auf den Protestantismus und die deutsche Geistesfreyheit) über Bord werfen könnte (S. 61). Die feindlichen Gedanken der Reaction durch *Görres* und Consorten lehnen sich auf 1) gegen die Berechtigung des Verstandes, und schreyen darum gegen Aufklärung und Rationalismus, 2) gegen die deutsche Reformation, 3) gegen die Berechtigung der neuesten Geschichte, d. h. gegen die französische Revolution und die daraus entsprungenen Staatsbildungen (S. 66). *Leo* operirte früher auf allen Punkten in dieser Reaction, und sucht auch noch in dieser Broschüre, ehe er schließlichs zu der neuen Confession kommt, die abgetragene contrarevolutionäre Nachtmütze des alten dickköpfigen *v. Haller* wieder aus dem Lumpenkasten hervor, und, was noch widerwärtiger ist, er sucht auch Vernunft in die Devise des Berliner Wochenblattes hineinzubringen, und diese perfiden Verdächtigungstiraden gegen den Liberalismus, diese hündische, aber treulose Kriecherey einer verkappten Clique, diese nimmt er noch immer in Schutz (S. 64). Diese Gedanken *Leo's* und der Berliner Clique, welche Bruderschaft gemacht haben mit den Gedanken von *Görres*, als die Wurzel aller Empörung gegen unsere theuersten und heiligsten Güter, diese sind es, mit denen wir es zu schaffen haben, dem der Kopf zu zertreten ist (S. 65). Diese reactionären Gedanken wiederholt *Leo* in dem Sendschreiben mit solcher Vorliebe und in solcher Ausbildung, das es als der eigentliche Urtext und Repräsentant dieses reactionären Sauerteiges betrachtet werden kann (S. 67). Von *Hengstenberg* hat er die gottlose Mode angenommen, das Christenthum zu einem Parteynamen zu mißbrauchen, und über die Christlichkeit aller möglichen Individuen abzuurtheilen. *Diese Aus-*

*schließlichkeit der Pietisten ist das Katholische an ihnen* (S. 70). An der Reformation veründigt er sich 1) durch die dogmatische Fassung der Reformation, nach welcher für ihn nicht die Selbsterkenntniß des Geistes die Eine ewige Wahrheit ist, sondern das ihm die verschiedenen Placita, Dogmen, durch Stimmenmehrheit festgestellte religiöse Vorstellungen, oder, wie in unserer Confession, das Bekenntniß der Uebereinstimmung mit solchen Satzungen der Vorzeit, das ihm diese rohe Gestalt des Geistes mehrere ewige Wahrheiten darstellt, dergestalt, das eine Meinung, eine Vorstellung, man weiß nicht durch wen, zur ewigen Wahrheit neben anderen ewigen Wahrheiten werden kann. 2) Durch die Sehnsucht nach Zucht und Bau, die unserm gegenwärtigen kirchlichem Leben abgehen (S. 79). In dem folgenden Abschnitte geht dann Hr. Ruge näher auf die *denuncirende Reaction durch Leo und das Berliner politische Wochenblatt* ein. Er fürchtet diese Denunciation nicht. Denn sie können nicht darauf antragen, ihn abzusetzen, weil er Hallischer Bürger und Pfänner ist, und in dieser Qualität ein einträgliches sicheres Amt besitzt. Die wohllobliche Hallische Pfännerenschaft hat nur zwey Dinge zu fürchten, ein Erdbeben und eine Revolution, beides Wechselfälle, die, so Gott will, bey seinen Lebzeiten nicht eintreten werden (S. 99). Das Bewußtseyn dieser freyen, sicheren und glücklichen Stellung, deren sich nur Wenige zu erfreuen haben, treibt seine Keckheit bis zum Uebermüthe, so das er seinen Gegnern zuruft: „Ihr seyd literarisch zu vernichten. Wir, die wir Euch gegenüber treten mit dem zweyschneidigen Schwerte des Gedankens, sind der Blitz der Wahrheit, der Euch vernichtet, indem er Euch beleuchtet“ (S. 101. 102). Die Denunciation selbst fertigt er bloß damit ab, das *Leo* die Philosophie, welche er nicht begreife und um die er sich nicht bekümmert, gleichwohl anklage, und einen Unterschied zwischen den *ächtten* Hegelianern und den Hegelingen festsetzen wolle, der an sich nichtig ist. Beide Momente haben auch wir schon oben herausgehoben und gegen *Leo* geltend gemacht, aber zugleich bemerkt, das dadurch die Anklage selbst, in sofern sie sich auf Schriften aus der *Hegel'schen* Schule stützt, nicht zurückgewiesen wird, aber freylich in den drey ersten Punkten auf *Hegel's* Schriften selbst ausgedehnt werden muß. So gern wir nun auch *Hu. Ruge's* Eifer für die Geistesfreyheit und Wissenschaft jenen Reactionen gegenüber anerkennen, so glauben wir doch nicht, das er mit dem von ihm gewählten Verfahren viel ausrichten werde. Denn Einmal muß eine so leidenschaftliche, fanatische, rücksichtslose Polemik, welche den Gegner auf das Tiefste zu erniedrigen sucht, indem sie in ihm nur den Dämon blinder Widerfetzlichkeit, tolle Phantasmagorien, Unken aus dem Sumpfe verfaulter Vorzeit, unverschämte Eulen, Rattenkönige, mattes Geschmeiß, welches mit der Fliegenklatsche todtgeschlagen werden muß, und Gott weiß was noch erblickt, nicht bloß erbittern und reizen, sondern sie wird auch der Sa-

che selbst, für die er die Waffen ergreift, unfehlbar schaden. Das Pommerische Dreinschlagen mit dem Kolben wird Niemanden von dem Pietismus heilen, und keine Menschenseele abhalten, der einmal gewählten Richtung zu folgen. Ist der Pietismus samt dem Conventikelwesen wirklich eine so bedenkliche Geisteskrankheit, die zwar in ihrem Ursprunge sporadisch, doch in ihrem Verlaufe epidemisch wirkt, so wären vor Allem die Ursachen dieser in unserer als hochgebildet gepriesenen Zeit so befremdenden Erscheinung zu erforschen. Diese liegen zunächst in dem gegenwärtigen Zustande der protestantischen Kirche selbst. So lange die meisten protestantischen Geistlichen nur eine trockene Verstandesmoral predigen, welche das Herz kalt läßt, und dagegen die Auslegung des Wortes Gottes, und alles Belebende, Erhebende, Tröstende und Befeligende, was das Christenthum hat, in den Hintergrund stellen, so lange sie fortfahren, die Schranken zwischen sich und den Laien bis auf den Grund nieder zu reißen, und wie in der Kleidung, so in ihrem ganzen Lebenswandel sich den Weltleuten gleichzustellen, und von dem Strudel der Zerstreungen und Vergnügungen eines luxuriösen Lebens sich hinreißen zu lassen, so lange darf man sich nicht wundern, wenn die Kirchen leer stehen und die Conventikel sich füllen. Durch die Schriften des N. T. zieht sich ein durchgreifender Gegensatz zwischen dem Irdischen, Leiblichen, Weltlichen, und dem Himmlischen und Geistigen, der vergänglichsten Luft der Welt und der göttlichen Natur des wahren Christen, der Weisheit dieser Welt und der höheren, durch Christus geoffenbarten Weisheit. Der Beruf des Geistlichen, der zu dem auserwählten Geschlechte, dem königlichen Priesterthume und dem heiligen Volke gerechnet werden will, und der Verkündigung dieser höheren Weisheit sein Leben weihet, bringt es daher schon mit sich, daß er von dem Geräusche der Welt sich zurückziehe und ihrer eitlen Luft entfage. Wer hiezu nicht Kraft genug in sich fühlt, der ergreife einen anderen Beruf. Die bloß moralischen Predigten haben außerdem noch das Gefährliche, daß sie die Gemeinde aufzufodern scheinen, den Lebenswandel des Predigers selbst mit den vortragenen Lehren zu vergleichen, wo sich denn oft ein schneidender Contrast herausstellt. Gesetzt nun, eine durch vielfaches Unglück und Leiden, sowie durch Schuld und Sünde schwerbelastete, tiefgebeugte, zerknirschte Seele sucht das Gotteshaus, um hier Ruhe und Trost, Vertrauen zu sich selbst und neue

Kraft zum Guten zu gewinnen, und sie vernimmt darin nur eine trockene Moral aus dem Munde eines Mannes, dessen Handlungen seinen Worten widersprechen; mit welchen Gefühlen wird sie die heilige Stätte verlassen? Wird sie diese nicht als eine entweihte fliehen, und Trost und Hülfe in der eigenen Wohnung oder der Versammlung einiger gleichgesinnter Gemüther suchen? Wo die Geistlichen dieses erkannt haben, und den von ihren Amtsbrüdern betretenen Abweg vermeiden, da füllen sich auch die Kirchen wieder, und das Conventikelwesen verliert sich allmählich. Sodann glauben wir, daß die *Hegel-Philosophie*, zu der Hr. Dr. Ruge geschworen hat, da sie das Gefühl und das ganze Gemüthsleben so sehr verkennt und erniedrigt, und das religiöse Bewußtseyn so schneidend verletzt, nicht diejenige sey, durch welche man den Pietismus mit Erfolg bekämpfen kann. Das wäre gerade so, als wenn man eine Herzkrankheit durch ein allgemeines chronisches Nervenleiden heilen wollte. Gleichwohl scheint man höheren Ortes diese Meinung zu haben, und deshalb diese Philosophie wie ein Schooskind zu pflügen und auf Kosten anderer zu verhätscheln. In diesem stolzen Bewußtseyn der höheren Protection ruft Hr. Dr. Ruge seinem Gegner zu: *Bey wem willst Du die Philosophie verdächtigen und denunciiren?* Doch wohl nicht bey dem Ministerium des Unterrichts, welches die genaueste Kenntniß nicht nur der Terminologie, sondern auch der Begriffe dieser Philosophie hat? (S. 98.) Wir beugen gegen das Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten alle mögliche Verehrung, und erkennen dessen große Verdienste um die Wissenschaften freudig an; aber daß dasselbe die genaueste Kenntniß der *Hegel'schen* Philosophie besitze, ist uns nicht bekannt, und wir müssen dies so lange bezweifeln, als noch keine öffentlichen Proben davon vorliegen. Ja es scheint uns sogar, als wäre das hochverehrliche Ministerium, welches bey seinem so umfassenden Wirkungskreise wohl wichtigere Geschäfte hat, als das gründliche Studium des *Hegel'schen* Systems, von dieser Philosophie durch seine Herren Referenten nicht genau unterrichtet worden, weil es sonst, da es auch die geistlichen Angelegenheiten zu leiten hat, eine dem Geiste des Christenthums widerstreitende Lehre nicht so begünstigen, und dagegen die ihr entgegengesetzten niederdrücken oder beseitigen würde, wie es doch unleugbar zu geschehen scheint.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

APRIL 1839.

## PHILOSOPHIE.

Schriften zur Geschichte des Hegelschen Systems der Philosophie.

- 1) HALLE, b. Anton: *Die Hegelingen* u. s. w., von Dr. Heinrich Leo u. s. w.
- 2) LEIPZIG, b. Wigand: *Preussen und die Reaction*. Zur Geschichte unserer Zeit von Dr. Arnold Ruge u. s. w.
- 3) QUEDLINBURG, b. Franke: *Dr. Ruge und Hegel*. Ein Beytrag zur Würdigung Hegel'scher Tendenzen von Carl August Kahnis u. s. w.
- 4) LEIPZIG, b. Kollmann: *Der Hallische Löwe und die marzialischen Philosophen unserer Zeit; oder neuester Krieg auf dem Gebiete der Philosophie* u. s. w. vom Prof. Krug u. s. w.
- 5) Ebendaf., b. Wigand: *Aufruf an das protestantische Deutschland wider unprotestantische Umtriebe, und Wahrung der Geistesfreyheit gegen Dr. Heinrich Leo's Verketzerungen*, von Dr. G. O. Marbach u. s. w.
- 6) Ebendaf., b. Wigand: *Heinrich Leo vor Gericht*. Dramatische Scene aus dem Leben gegriffen, von A. Hegeling u. s. w.
- 7) Ebendaf., b. Wigand: *Heinrich Leo der verhaltene Pietist*. Ein Literaturbrief von Dr. Ed. Meyen u. s. w.
- 8) Ebendaf., b. Wigand: *Die deutsche Theologie*. Ein polemisches Votum gegen Prof. Dr. Leo in Halle von Dr. Car Zschiesche, u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Schrift unter No. 3: *Dr. Ruge und Hegel*, von Kahnis, ist ganz gegen Dr. Ruge gerichtet. Hr. Kahnis ist noch Student, er entschuldigt aber seine Kühnheit, gegen den Dr. Ruge aufzutreten, damit, das er sich seinem Gegner völlig ebenbürtig achtet, in der doppelten Beziehung, einmal in sofern beide in der literarischen Welt nichts zu verlieren haben, ja der Vf. möglicher Weise noch gewinnen kann, und sodann in sofern weder Dr. Ruge, wie sein Gegner sagt, in die Hölle der Brotlosigkeit gejagt werden können, indem der Gegner als Privatdocent nichts hat, und Hr. Kahnis noch gar nichts ist; wobey freylich der Gegner als Hallischer Bürger und Pfänner den Vorsprung hat, wenn das Salz seines Geistes J. A. L. Z. 1839. Erster Band.

dumm werden sollte, zu dem materiellen recurriren zu können (S. 2). Der Vf. will nun gegen seinen Gegner nicht *qua* Pfänner, oder *qua* Privatdocent, als in welcher Function er ziemlich unschädlich ist, sondern nur in so weit er ihn für eine vorlaute, grobe Charaktermaske einer verderblich erscheinenden Richtung hält, öffentlich in die Schranken treten: jedoch sey dieser Plan nicht in seinem Gehirne allein, sondern unter freundschaftlicher Mittheilung gereift (S. 3). Daraus folgt aber nicht, wie Dr. Meyen schließt, das Hr. Kahnis eine Creatur Leo's, und dieser der Souffleur gewesen sey; vielmehr hat Prof. Leo ausdrücklich erklärt, er habe ihn erst kennen gelernt, als dessen Schrift gegen Dr. Ruge schon ausgearbeitet war. (*Die Hegelingen*, 2te Aufl. S. 103) „Diejenige Fraction der Hegel'schen Schule, welche in den Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst dominirt, in ihren für Wissenschaft und Leben bedenklichsten Stellungen kritisch zu bekämpfen, und in wissenschaftlicher Kritik mit denselben Waffen, mit denen sie streitet, ist der Grund und Sinn seines Auftretens“ (S. 4). Und es ist gewiß auch nicht uninteressant, von der Jugend freymüthig ausgesprochen zu hören, wie sie zwischen den Lehrern scheidet und ihre Principien in sich verarbeitet. Hr. Kahnis beleuchtet nun zuerst das literarische Treiben des Dr. Ruge im Allgemeinen, und weist die Angriffe desselben auf Leo und Tholuck zurück, bey welcher Gelegenheit er die alleroberflächlichste Kenntniß der Theologie entwickelte. Das Substanzielle seiner ganzen Kritik sey *Pietistenhafs*, in dem er sich nicht bloß in theologischen und philosophischen Aufsätzen, sondern auch da, wo er über die *Düsseldorfer Malerschule* und die *Hallische Kunstausstellung* rede, reichlich ergieße, aber immer so, das sein ganzer literarischer Gesichtskreis sich auf Halle beschränke. In der Theologie existirt für ihn nur Tholuck, in der Geschichte und Politik nur Leo, in der Kunst nur die *Hallische Ausstellung*, und in der Philosophie nur Erdmann: kurz, er ist ein veritabler und aufrichtiger Hallischer Bürger und Pfänner. Seine Polemik sey ebenso frech, als grob und roh, und bey großer Ignoranz höchst arrogant; in der Logik sey er völlig impotent und noch unbekannt mit den ersten Handgriffen der Dialektik. Wie man aus diesen und ähnlichen noch stärkeren Ausdrücken sieht, schont Hr. Kahnis seinen Gegner nicht, und will ihn nicht schonen; er soll mit dem Mase gemessen werden, mit dem er Andere mißt: auf einen groben Klotz gehöre ein grober Keil. Der Franzose sagt: à vilain, vilain

*et demi.* Wir billigen dieses Verfahren nicht; wir können aber doch auch Hn. *Kahnis* deswegen nicht verdammen, daß er für seine Lehrer in die Schranken getreten ist; und wenn er in seinem Eifer zu weit gegangen, so verdient er wegen seiner Jugend eher eine Entschuldigung, als wie Dr. *Ruge* und Consorten. Und die Entrüstung eines jugendlichen Gemüthes über unwürdige Behandlung verdienter Lehrer und die Entweihung der Heiligthümer der Nation durch unreine Hände ist doch wahrhaftig keines der schlechtesten Zeichen der Zeit. Der Vf. spricht sich darüber am Schlusse seiner Schrift ganz offen aus. „Es ist hier die Frage: ob die *Nation*, die *deutsche Jugend* ihr schönes, reiches Gemüthsleben verkaufen will für ein leeres Wortgeplapper mit unverständenen Begriffen? Ob ihr der Drang nach subjectiver moralischer Vollendung wirklich eine Schraube ohne Ende dünkt? Ob ihr der Jubel über den in Dampfmaschinen triumphirenden Menschengest, eine Zeitungsbegeisterung, ein Saalbadern über christliche Kunst und ein bodenloses Gewäsche über Dreyeinigkeit, Veröhnung, Gottmenschheit u. s. w. als Thaten und Werke erscheinen, mit denen sie sich die Höllenfahrt in die eigene sündhafte Brust ersparen und dermaleinst vor den Richter gerechtfertigt treten könne? Ob sie, nachdem ihr der *Eine* einen *Mythus* gegeben, der *Andere* ein *Factengespenst* vorgemacht, dankgerührt einem Privatdocenten zu Füßen fallen will, wenn derselbe aus logischen Gründen einen *historischen Christus* erweist, so dürr, daß es Einem grauen könnte, den seinen Herrn und Heiland zu nennen? Ob ihr *Gott* hienieden so ganz *wirklich* dünkt, daß sie dermaleinst, zufrieden, ein flüchtiges Moment eines Stadiums des Weltgeistes gewesen zu seyn, entweder der Vernichtung entgegengehen, oder, wenn's gut geht, zusehen will, wie der Geist aus der Höhe weiter processirt? Gewiß! die deutsche Jugend, welche unter Leben und Kampf, Freyheitsruf, Vaterlandsjubel und Schlachendonner jung geworden ist, wird im einmüthigen kräftigen Gegensatze einen Geist geltend machen, der mehr Leben, Kraft und Ernst vertragen kann, und doch demüthigerer Art ist, als der, welchen dieß ohnmächtige, dürre, und doch grauenhaft übermüthige Volk ausschreyt“ (S. 101. 102). Hr. *Kahnis* erhalte und besetze sich in dieser Gesinnung, und er wird gewiß bey seinem Talente für die Wissenschaft etwas Bedeutendes leisten.

Die *vierte* Schrift: *Der Hallische Löwe und die marzialischen Philosophen unserer Zeit*, von Prof. *Krug*, ist zwar, da sie einen besonderen Gegenstand behandelt, ein selbstständiges Werkchen; sie kann aber auch als Fortsetzung der beiden früheren Schriften: *Schelling und Hegel*, und: *über das Verhältniß der Philosophie zum gesunden Menschenverstande*, betrachtet werden. Sie will das Wunderfame und Merkwürdige, das sich seitdem in der Philosophie zugezogen hat, mit möglichst unbefangener Aufmerksamkeit in Erwägung ziehen, und Betrachtungen daran knüpfen, die vielleicht geeignet seyn dürften, etwas zum Heile der Wissenschaft selbst beyzutragen (S. 4).

Nach einigen vorläufigen Bemerkungen über den vor Kurzem in der *Hegel'schen* Schule selbst ausgebrochenen allgemeinen Vernichtungskrieg wendet sich der Vf. zu der *Leo'schen* Schrift, welche als ein merkwürdiges und beachtenswerthes Ereigniß der Zeit, und nicht als eine gewöhnliche Streitschrift, eine ausführlichere Besprechung erfordere. In ihr wird zuerst der Widerspruch herausgehoben, daß von der *Hegel'schen* Schule aus eine Umwälzung der Kirchen- und Staats-Formen zu befahren sey, gleichwohl aber die Schriften der Hegelingen so geschrieben seyen, daß sie nur die mit ihrem Inhalte Einverständenen anlocken, alle Uebrigen aber abschrecken, und ihnen als verachteter Unrath unbedeutend erscheinen“ (S. 18). Der *erste* Punct der Anklage, daß diese Partey den *Atheismus* ganz offen lehre, sey nicht erwiesen, indem aus allen von *Leo* angeführten Stellen der Gegner nur der *Pantheismus*, nicht aber der *Atheismus* hervorgehe, zwischen beiden aber ein himmelweiter Unterschied sey. Der *Atheismus* sey kategorische Leugnung des göttlichen Wesens, Aufhebung alles *Theismus* (S. 20). Der *Theismus* dagegen sey Glaube an Gott, und dieser habe sich in drey Formen ausgesprochen, als *Monotheismus*, *Polytheismus* und *Pantheismus* (vgl. auch des Vfs. *encycl. philos. Lexikon*, Art. *Deismus* und *Atheismus*). Wir sind nicht ganz der Meinung, und glauben, Hr. Pr. *Krug* halte sich mehr an die Worte und die subjective Vorstellung, als an den Begriff. Auf den *Begriff Gottes* kommt aber hiebey Alles an. Wer da sagt, ich glaube an einen Gott, an ein einziges, oder an mehrere göttliche Wesen, der ist den Worten nach gewiß kein Atheist; wenn aber das Wesen, welches er für Gott hält und göttlich verehrt, nicht wirklich Gott ist, so glaubt er der Sache nach (*objectiv* gedacht) nicht an Gott. Es hat mithin auch derjenige, welcher Gott im Begriffe erfasset hat, und an den *wirklichen Gott* glaubt, ein Recht, zu Jenem zu sagen: Von meinem Standpuncte aus, dem höheren und wahren, muß ich Dich für einen Atheisten halten. So waren z. B. die Griechen in sofern keine Atheisten, als sie wirklich an mehrere Götter glaubten, und sie konnten in diesem Glauben wahrhaft religiös und sittlich handeln; aber gleichwohl müssen wir von unserem christlichen Standpuncte aus sie für Atheisten halten, weil die Homerischen Götter, welche naturphilosophische und andere Ideen ihnen auch zum Grunde liegen mochten, doch keine wirklichen persönlichen Wesen waren, und ihr Daseyn auf einer Illusion beruhte, so daß die Griechen etwas für Gott hielten, was nicht Gott ist. Wer bloß an die Unendlichkeit und Allmacht der unbewussten, blind wirkenden Naturkraft glaubt, dieselbe für Gott hält und göttlich verehrt, wäre mithin nach Hn. Pr. *Krug's* Deutung kein Atheist, und doch muß er für einen Atheisten gehalten werden, weil eine blind wirkende Naturkraft den Namen Gott nicht verdient. Nur dürfen wir freylich von dem Atheismus nicht, wie so oft geschehen, sofort auf Unsittlichkeit und innere Verworfenheit schließen, da der Glaube an Gott mit dem sittlichen Han-

denn in keinem nothwendigen Zusammenhange steht. Mit dem zweyten Klagepuncte, betreffend die Lehre der Hegelingen über die Menschwerdung Gottes und das Mythische im Christenthum, ist der Ankläger nach des Vf. Meinung nicht nur angebrachtermaßen, wie die Juristen sagen, sondern ein für allemal abzuweisen. „Der Philosophie steht es frey, ob sie von solchen positiven Dogmen des Christenthums, wie die Menschwerdung Gottes, Kenntniß nehmen will, oder nicht. Nimmt sie davon Kenntniß, so steht ihr auch frey, dieselbe nach ihren anderweiten Principien zu erklären. Ueberhaupt aber kann eine positive Religionslehre der Philosophie nicht zur Norm dienen, was sie lehren sollte, oder nicht. Dagegen muß die Philosophie auf das Förmlichste und Feierlichste protestiren. So vergriff sich ein protestantischer Professor gerade an dem, was der Grundpfeiler unserer protestantischen Kirche ist, freye Forschung in der Schrift, und freye Prüfung des Gefundenen“ (S. 25—28). Hier scheint uns aber der würdige Vf., indem er den Prof. Leo eines offenbaren Trugschlusses beschuldigt, selbst einen logischen Fehler begangen zu haben. Er zieht aus der Anklage Consequenzen, welche unmittelbar nicht darin liegen. Die Anklage sagt nur, die Lehren der Hegelingen von der Menschwerdung Gottes stimmen nicht mit dem Christenthume überein, läßt aber die freye Forschung in der Schrift unangefochten. Jeder Christ hat eben Kraft des protestantischen Princip, auf welches sich Hr. Prof. Krug beruft, das Recht, von einer Schule der Philosophen zu sagen: Nach meiner innigsten Ueberzeugung sind ihre Lehren dem Christenthum entgegen, und da ich dieses für wahr, dem Menschengeschlechte für heilsam, und zu seiner Veredlung für nothwendig halte, so halte ich eben deshalb jene für falsch, für schädlich und verderblich, und warne vor ihnen. Auch scheint er das protestantische Princip zu weit auszudehnen. Der Protestantismus, wie er durch die Reformation begründet worden ist, beruht auf der unbedingten Geistes- und Gewissens-Freiheit in der Religion, und demnach auf der freyen Forschung in der heiligen Schrift, nach bester Ueberzeugung, unabhängig von jeder menschlichen Autorität und Anmaßung mit ihren Satzungen. Er ist, wie in seinem Ursprunge, so in seiner Fortbildung, ein christlicher, die Göttlichkeit des Christenthums, als einer unvergänglichen Erziehungsanstalt des Menschengeschlechts, nicht verleugnender. Damit will aber der Protestantismus weder die frechen Angriffe auf das Christenthum, wie sie das *junge Deutschland* zu wagen sich nicht entblödet hat, noch jede philosophische Schule, welche das Christenthum, unter dem Vorwande der Reinigung und Verklärung durch den Begriff, in seiner Wurzel tief verletzt, oder jedes bodenlose literarische Geschwätz, welches mit der Devise *Geistesfreyheit* prahlt, in Schutz nehmen und als Geistesverwandte liebkoosen; sondern er betrachtet dieses Alles als ein krebstartiges Geschwür, welches ausgeschnitten werden muß, bevor es den ganzen Leib durchfrist. In dem dritten Anklagepuncte, das Leugnen der persönlichen Fortdauer

nach dem Tode betreffend, habe Leo nicht ganz Unrecht, doch sey eine persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode schon lange vor der Hegel'schen Schule von vielen Philosophen und Theologen bezweifelt oder gar geleugnet worden, und der Vf. selbst könne sich mit der crassen Vorstellung eines Himmels in lauter Lust und Freude für die Guten, und einer Hölle in Qual und Elend für die Bösen nicht befreunden, sondern das Beste sey, sich mit dem einfachen Glauben an Unsterblichkeit zu begnügen, und nicht mit unnützen, weil unbeantwortlichen, Fragen über die Beschaffenheit jenes Lebens die edle Zeit zu verderben, die wir pflichtmäsig zur Entwicklung und Ausbildung unserer selbst und Anderer in diesem Leben benutzen sollen“ (S. 30. 31). Allerdings dürfen wir uns von dem künftigen Leben keine grobsinnlichen Vorstellungen machen, nicht bloß, weil uns dazu alle Data fehlen, sondern auch weil es zu traurig wäre, wenn das hiesige mit allen seinen kleinlichen Sorgen und Angelegenheiten eines philisterösen Zustandes und der ganzen Misere eines intricaten gesellschaftlichen Knäuels in einer zweyten Auflage wiederkehren sollte; aber wir können uns doch auch nicht denken, daß durch ein allgemeines Nivelliren die wesentlichen Unterschiede aufgehoben, und der Gebildete mit dem Barbaren, der Gute mit dem Bösen, die Genien des Menschengeschlechts mit seinem Auswurfe, und Alles, was hier durch eine sittliche Antipathie sich flieht, zu einer ewigen Brüderschaft verdammt werde: sondern es muß eine Sonderung eintreten, so daß Jedem nach dem Grade seiner Fähigkeit und Würdigkeit der Schauplatz angewiesen werde, auf welchem er das meiste Gute wirken kann, und auch dem tief Gefallenen die Möglichkeit bleibe, in sich zu gehen, sich zu läutern und zu erheben. Der Gedanke daran ist aber keine Zeitverschwendung, weil er auf unser Verhalten in diesem Leben mächtig einwirkt. Ein Vortheil für die Hegelingen kann aber daraus, daß schon vor ihnen viele Philosophen und Theologen die Unsterblichkeit bezweifelt oder gar geleugnet haben, unmöglich erwachsen, weil die Fehler Jener nicht mit den Fehlern Dieser entschuldigt werden können. Ueber den vierten Punct der Anklage haben wir uns schon mißbilligend ausgesprochen, und stimmen deshalb dem Vf. bey. In einem *Nachworte* vertheidigt er sich noch gegen den Vorwurf, als ob er in seinen alten Tagen noch umfattern und ein Hegelianer werden wolle. Er habe nur gegen Leo geschrieben aus Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit, weil er in seiner Anklage nicht Maß und Ziel halte, und überhaupt den Streit aus dem Gebiete der Wissenschaft auf eine gehässige Weise in das des Staats und der Kirche gezogen. Diefs verdient allerdings Tadel, aber damit wird, wie wir dargethan haben, die Anklage selbst noch nicht entkräftet, und wir dürfen die Gerechtigkeit gegen die Angeklagten nicht mit der Ungerechtigkeit gegen den Kläger erkaufen; und diefs um so weniger, da der menschliche Richter kein Herzenskündiger ist.

Der Vf. der *fünften Schrift*, Hr. Dr. Marbach,

hatte nicht nöthig, wie er gethan, einen solchen Angstschrey zu erheben, als ob die deutsche Geistesfreyheit durch die *Leo'sche* Anklage gefährdet sey. Wenn gründliche Kritiken des *Hegel'schen* Systems bey einer Regierung nichts fruchten, so wird die *Leo'sche* Anklage noch weniger haften. Hr. Dr. *Marbach* kehrt die Sache um, und klagt *Leo* vor dem Richterstuhle des protestantischen Deutschlands an: 1) des feindlichen Angriffs gegen die protestantische Geistesfreyheit; 2) des Abfalls von dieser Geistesfreyheit; 3) der verleumderischen Verketzerung derjenigen, welche, wenn auch hie und da irrend, doch im ernstlichen Ringen nach Erkenntniß dem Principe des Protestantismus treu geblieben sind; 4) der schmachlichen Heucheleiy vor den Menschen, vor ihm selbst und vor Gott, in sofern er, selbst Protestant, die Grundfeste zu erschüttern strebt, auf welcher die protestantische Kirche und der Staat ruhen (S. 8). Hr. Dr. *Marbach* veründigt sich hier gleich Anfangs in seiner Gegenklage auf eine gröbliche Weise an der protestantischen Geistesfreyheit, auf die er sich beruft, indem er die Gewissensfreyheit seines Gegners antastet, und ihn der Heucheleiy beschuldigt, also mehr ausläßt, als er verantworten kann. Hierauf wird, wie wir schon bemerkt haben, die protestantische Kirche die Sache der *Hegelingen* schwerlich zu der ihrigen machen. In dem Folgenden legt dann der Vf. zu seiner Rechtfertigung sein eigenes Glaubensbekenntniß ab, klar und offen, damit Jeder sich davon überzeugen könne, daß es christlich, d. i. biblisch ist (S. 11). Zu diesem Zwecke stellt er eine Vergleichung zwischen der Philosophie und Religion an, welche aber nicht zum Vortheil der Philosophie ausschlägt. „Die philosophische Erkenntniß ist nämlich nicht vollkommener, als die Offenbarung; die Philosophie begreift die Wahrheit nur als Gedanke, d. h. in allgemeiner Form, sie giebt daher keine Bestimmung über den Geist, als einen, welcher dieser einzelne ist, sondern überläßt dieses für immer der Religion. In dieser Bescheidenheit liegt der Grund, aus welchem *Hegel* überall in seinem Systeme sich enthalten hat, über Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit des Menschengeistes zu sprechen, oder richtiger, warum er nie auf dieses Thema zu sprechen gekommen ist (S. 17. 19. 22). Solches Thema gehört nur der Religion an. Darin, daß die Philosophie es der Religion überläßt, liegt eben die volle Anerkennung dessen, was die Religion dem Menschen zu geben vermag, die Philosophie aber nicht: Trost, Erhebung in seinen herbsten Stunden, denen er sich nicht zu entziehen vermag, und wenn er auch der gewaltigste aller Philosophen wäre (S. 23). Nur die Religion kann das erwachte geistige Bedürfniß des Individuums in seiner ganzen Fülle befriedigen (S. 28). Die Philosophie gehört dem Geiste an, wie er ein fortwährend zu vollkommenerer Ausbildung gelangendes Selbstbewußtseyn von sich selbst hat, — die Religion

gehört dem Geiste an, wie er innerlich ewig ein und derselbe, nämlich göttlichen Ursprunges ist. Die Philosophie hat daher eine in der Zeit ins Unendliche fortschreitende Entwicklung, die Religion dagegen hat durch Christus ihre Vollendung erhalten, so daß sie zwar vom Verstande, nicht aber vom Herzen verschieden genommen werden kann“ (S. 29). Hr. Dr. *Marbach* verräth hier eine auffallende Unkenntniß des *Hegel'schen* Systems, wie sie sich doch vor Allen Derjenige nicht sollte zu Schulden kommen lassen, der sich zur Vertheidigung desselben berufen glaubt. *Hegel* hat nicht bloß in der *Encyclopädie*, da, wo er von der geoffenbarten Religion und deren Verhältniß zur Philosophie handelt, diesen Gegenstand berührt, sondern auch in der *Religionsphilosophie*, der Spitze des ganzen Systems, der Offenbarung und der Entwicklung der göttlichen Dreyeinigkeit den ganzen dritten Theil gewidmet, endlich noch zum Ueberflusse noch besondere *Vorlesungen über die Beweise für das Daseyn Gottes* gehalten. Der Vf. scheint von diesen Werken nie etwas gesehen oder gehört zu haben. Und in der *Religionsphilosophie* sagt *Hegel* ausdrücklich, der Gegenstand der Religion, wie der Philosophie ist Gott, und *Nichts als Gott und die Explication Gottes*, so daß Religion und Philosophie in Eins zusammenfallen, beide Gottesdienst sind, aber jede auf eigenthümliche Weise (*Werke* 11ter Bd. S. 5). Auch kann es die Philosophie gar nicht umgehen, sich über die Persönlichkeit Gottes auszusprechen, da diese in der positiven Religion gegeben ist, und nun ganz natürlich die Frage entspringt: wie diese Persönlichkeit Gottes zu denken ist, und ob überhaupt das absolute, unendliche Wesen, als der wahre Gegenstand der Philosophie, auch als persönliches Wesen gedacht werden müsse? Ueber die Unsterblichkeit aber zu sprechen war für *Hegel*, da diese Frage mit den religiösen Interessen in der genauesten Verbindung steht, theils in der *Religionsphilosophie*, theils in der *Encyclopädie*, in der Philosophie des Geistes, hinlängliche Aufforderung gegeben, und wenn er nicht darauf eingegangen, und diesen Gegenstand, wie schon bemerkt, nur ganz flüchtig, gleich einem bedeutungslosen, berührt, so war dies nicht Bescheidenheit, welche ohnedieß seine Stärke nicht war, sondern ein wirklicher Fehler, der dem Systeme zu nicht geringem Vorwurfe gereicht. In dem eigenen Glaubensbekenntnisse, welches der Vf. im zweyten Artikel über die Persönlichkeit Gottes, über Christus und die Unsterblichkeit ablegt, ist allerdings viel Christliches enthalten, und wir unterdrücken alle weitere Bemerkungen um so lieber, als er (S. 8) mit vieler Bescheidenheit gesteht, er habe bis jetzt von der *Hegel'schen* Philosophie noch so viel zu lernen, daß er sich noch nicht herausnehmen möge, sie zu belehren, und seine *ehrliebe Begeisterung für eine heilige Sache*, für die Religion (S. 47) Anerkennung verdient.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A P R I L 1 8 3 9.

## PHILOSOPHIE.

### Schriften zur Geschichte des Hegelschen Systems der Philosophie.

- 1) HALLE, b. Anton: *Die Hegelingen* u. s. w., von Dr. Heinrich Leo u. s. w.
- 2) LEIPZIG, b. Wigand: *Preussen und die Reaction*. Zur Geschichte unserer Zeit von Dr. Arnold Ruge u. s. w.
- 3) QUEDLINBURG, b. Franke: *Dr. Ruge und Hegel*. Ein Beytrag zur Würdigung Hegel'scher Tendenzen von Carl August Kahnis u. s. w.
- 4) LEIPZIG, b. Kollmann: *Der Hallische Löwe und die marzialischen Philosophen unserer Zeit; oder neuester Krieg auf dem Gebiete der Philosophie* u. s. w. vom Prof. Krug u. s. w.
- 5) Ebendaf., b. Wigand: *Aufruf an das protestantische Deutschland wider unprotestantische Umtriebe, und Wahrung der Geistesfreyheit gegen Dr. Heinrich Leo's Verketzungen*, von Dr. G. O. Marbach u. s. w.
- 6) Ebendaf., b. Wigand: *Heinrich Leo vor Gericht*. Dramatische Scene aus dem Leben gegriffen, von A. Hegeling u. s. w.
- 7) Ebendaf., b. Wigand: *Heinrich Leo der verhallerte Pietist*. Ein Literaturbrief von Dr. Ed. Meyen u. s. w.
- 8) Ebendaf., b. Wigand: *Die deutsche Theologie*. Ein polemisches Votum gegen Prof. Dr. Leo in Halle von Dr. Carl Zschiesche, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Schrift No. 6. *Heinrich Leo vor Gericht*, von A. Hegeling, hat zum Zweck, Leo mit seiner Anklage dadurch zu beschämen, dass ihm vor Gericht vorgehalten wird, wie er selbst, von jüdischer Abstammung (was aber unrichtig ist), in seinen *Vorlesungen über die Geschichte des jüdischen Staates*, auf eine ähnliche Weise wie Straufs, gelehrt, die Geschichte der ganzen Zeit von Moses bis zur Eroberung des gelobten Landes sey durch Priester absichtlich verfälscht und ganz entstellt worden, der Pentateuch enthalte Geschichten voller Unmöglichkeiten, entsprungen aus einer Reihe viele Jahre später aufgezeichneter Volksagen. Er habe dadurch das alte Testament untergraben, und damit auch dem J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

neuen sein Fundament genommen, die göttliche Offenbarung geleugnet, und sey deshalb selbst als Anstifter des von ihm denunciirten Vergehens zu betrachten. Hierauf erhält er mit Beziehung auf das Preussische Allg. Landrecht einen Verweis, und wird mit einer Vermahnung entlassen.

Herr Dr. Ed. Meyen, der Vf. der *siebenten Schrift: Heinrich Leo, der verhallerte Pietist*, scheint weder von dem Hegel'schen Systeme, noch von der Philosophie überhaupt etwas zu verstehen; weshalb wir einer weiteren Beurtheilung dieser aus Schimpfreden, Stadtgeklätsch, und Floskeln anderer Schriftsteller zusammengestoppelten Broschüre überhoben seyn können.

Die achte Schrift: *Die deutsche Theologie*, ein polemisches Votum gegen Prof. Leo von Dr. Carl Zschiesche war schon vor zwey Jahren, bald nachdem der Vf. in *Tholucks literarischem Anzeiger für christl. Theologie und Wissenschaft überhaupt* Jahrg. 1836. No. 26. Leo's Aufsatz über die neuesten Erscheinungen der theologischen Literatur gelesen hatte, als Brouillon niedergeschrieben; sie erscheint aber jetzt ausgeführt, theils wegen der Persönlichkeit Leo's, welche auch in dieser Beziehung Berücksichtigung verdient, theils weil Leo's Streben nicht als eine isolirte Erscheinung dasteht, sondern auf das Wirken einer *dunkelen Geisterloge* hindeutet, deren Zwecken der Vf. entgegenzutreiben sich genöthigt sieht. Er will für die Geistesfreyheit und das Christenthum kämpfen, aber nicht für das Alt-Lutherische, sondern für dasjenige, wie es uns nach dem gegenwärtigen hohen Standpunkte der Wissenschaft erscheinen muss. Da der Vf. auf die Leo-Ruge'schen Verhandlungen selbst nicht eingeht, so genüge hier die allgemeine Bemerkung, dass dieses Votum, einige Provincialismen und geluchte Ausdrücke abgerechnet, gut und mit der Haltung geschrieben ist, welche des Vfs. Amt und Würde fodern.

Während der Ausarbeitung dieser Anzeige haben wir noch folgende Schriften erhalten:

- 9) LEIPZIG, b. Otto Wigand: *Neu entdeckte Jesuitenbriefe*. Bevorwortet durch ein Sendschreiben an Herrn Dr. Heinrich Leo. Zum erstenmal herausgegeben von B. Hegeling. 1839. 72 S. gr. 8. br.
- 10) HALLE, b. Anton: *Sanct Georg*. Ein Versuch zur Begründung des Neu-Hegelianismus, von Dr. Hugo Eifenhart. 1838. XVIII u. 22 S. gr. 8. br.

11) Ebendaf. b. Anton: *Die Götterdämmerung.*  
Ein Versuch zur Begründung des angewandten  
Neu-Hegelianismus, von Dr. *Hugo Eifenhart.*  
(Werk 2). 1838. XVI u. 22 S. gr. 8. br.

Das Sendschreiben an Prof. *Leo* von dem Herausgeber der Jesuitenbriefe ist scharf und bitter. Der Vf. wirft ihm vor, er habe die Hegelianer als Revolutionäre, Atheisten und Pantheisten vor ganz Deutschland denunciirt, ein *Revolutionär* aber sey nach dem Preuss. allem Landrechte ein Hochverräther; und ein *Atheist* ein Mensch, der sich in jeder Beziehung von Gott losgesagt hat, er ist ein lebendiger Teufel mit Fleisch und Bein. In den nordamerikanischen Freystaaten sollte Jemand vor Gericht einen Eid leisten; er erklärte aber, er könne denselben nicht schwören, denn er glaube an keinen Gott. Man erließ ihm den Eid, und liefs ihn ungekränkt gehen, aber Jedermann wandte sich von ihm; wo er hinkam, floh man ihn wie die Pest, und er mußte in die Wildniß auswandern. So könnten wir zwar nicht handeln, aber kein redlicher Vater könnte sein theures Kind zu einem solchen Teufel in die Schule schicken, er könnte nicht mit gutem Gewissen zu einem solchen Teufel in die Kirche gehen, und von ihm die heiligen Sacramente und den letzten Trost empfangen. Dann wird ihm zu Gemüthe geführt, daß durch seine Anklage, wenn sie wahr wäre, *Hegel* auch mit getroffen werde, der darüber erschrecken müßte, welche Schlange er in seinem Busen genährt habe. Die Lobrede auf seinen Lehrer sey nur ein Judaskuß, den er mit Abscheu zurückweisen würde. Er trete mit seiner Anklage nicht allein auf, sondern in Begleitung des *Berliner politischen Wochenblattes*, des Organs der aristokratischen Partey, und der *Hengstenbergischen Kirchenzeitung*, des Organs der pietistischen Partey. Von beiden sey er nur als Sturmbock vorgeschoben worden. Die nachfolgenden erdichteten *Jesuitenbriefe*, denen aber gewisse Thatfachen zum Grunde liegen, sollen ihm wohl vorzüglich die Augen darüber öffnen, daß hinter diesen, so wie früher hinter den demagogischen burschenschaftlichen Umtrieben die *Jesuiten* stecken, welche die pietistischen Conventikel in Berlin, Königsberg, Breslau, Halle u. s. w. als Mittel zu einer *Reaction* gegen die Reformation brauchen, und daß *Leo* selbst, ohne es zu wissen, ein Organ derselben sey. Noch seyen die Festungen angefüllt von den unglücklichen jungen Männern, welche sich gegen den Staat vergangen haben. Er wolle diesen Jammer noch vermehren, noch mehrere unglücklich machen und an ihrem weiteren Fortkommen hindern, was ganz unchristlich sey. Der Zweck des Vfs. ist allerdings löblich und sein Raisonnement enthält viel Wahres, jedoch nicht ohne Uebertreibung. Denn er geht offenbar viel zu weit, wenn er annimmt, ein Atheist sey ein wahrer Teufel in Menschengestalt, den jeder wie die Pest fliehen müsse. Der Glaube an Gott hat zwar eine große Gewalt über das menschliche Gemüth zur Erregung der Tugend, er bewirkt aber ein tugendhaf-

tes Leben nicht nothwendig, so daß der Mensch nur die Hände in den Schoofs zu legen braucht, und dabey allen Anfechtungen des Bösen überhoben ist. Die tägliche Erfahrung lehrt es ja, wie viele Christen in ihrem Glauben an Gott und bey der ängstlichen Befolgung der religiösen Ceremonieen, sobald die verhängnisvolle Stunde der Verführung schlägt, unglaublich schwach werden, die besten Vorsätze vergessen, und bis zur tiefsten Unsitlichkeit fallen können. Es muß also auch wenigstens möglich seyn, ohne den Glauben an Gott sich aufrecht zu erhalten, da ja auch der Atheist an sein Gewissen gebunden ist, und, wie sehr auch sein irre geleiteter Verstand Gott verleugne, doch diesem in ihm gegenwärtigen Gotte zu entfliehen nicht vermag. Das glänzendste Beyspiel hievon giebt *Fichte*. Dieser war, so lange er in Jena lehrte, Atheist. Er leugnete ausdrücklich, daß Gott ein persönliches, seiner selbst bewusstes Wesen sey, und glaubte nicht an Gott, sondern nur an ein *Göttliches in dem Menschengeiste, die moralische Weltordnung.* Selbst in seiner *Appellation gegen die Anklage des Atheismus* (Jena 1799), und der *gerichtlichen Verantwortung* (Jena 1799) wiederholt er nicht bloß diese Behauptung, sondern fügt auch noch hinzu, Gott sey gar nichts Substanzielles, selbst das *Seyn*, die Existenz dürfe von ihm nicht ausgesagt werden: er sey bloß Regent der übersinnlichen Welt. Nun ist aber ein Regent der übersinnlichen Welt, der weder existirt, noch etwas von sich weiß, eine Chimäre, und die moralische Weltordnung selbst konnte doch nichts Anderes seyn, als entweder das Moralgesetz in seiner gebietenden Nothwendigkeit, oder das durch die Thätigkeit freyer Wesen begründete übersinnliche Geisterreich, und das Product ihres vereinigten Wirkens; in allen Fällen ist aber dieses moralische Reich ohne einen selbstständigen, absoluten Urheber unbegreiflich und unerklärlich, und die Wurzel desselben bloß die blind wirkende Natur, welche die vergänglichen Blüten des endlichen Ichs aus sich heraustreibt, und nach ihrem Verwelken wieder aufnimmt. Und dennoch behauptete *Fichte*, diese übersinnliche Welt des Moralischen sey unser wahrer Geburtsort und der einzig feste Standpunct für die rechte Weltanschauung, von ihm aus allein lasse sich die Natur construiren und begreifen, welche an sich nichts als eine wesenslose Erscheinung und trüber Niederschlag unserer Reflexion, erst dadurch Bedeutung erhalte, daß sie der nothwendige Schauplatz ist, auf welchen dieses göttliche Reich der moralischen Weltordnung gegründet, befestiget und immer weiter ausgebreitet werden soll. Indem er so auf immer vollkommnere Entwicklung dieses göttlichen Keims in uns drang, und die strengste Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung der Pflicht zur Erreichung unserer Bestimmung fodert, und sein eigenes Leben danach richtete, so war er religiös und gottesfürchtig auf eigene Weise, und derselbe Gott, nach dessen Erkenntniß sein Geist vergebens rang, war ihm im Gewissen gegenwärtig. Die Befürchtungen des Vfs. aber, als könnte die *Leo'sche* Anklage auf die äußere Stellung der Hegelianer

nachtheilig wirken, und ihre Anstellung oder weitere Beförderung im Amte verhindern, weil das Kammergericht in Berlin auch über die jungen in die demagogischen Umtriebe verwickelten Männer das *schuldig* ausgesprochen, und dieses den Eltern, armen Wittwen und Bräuten einen unermesslichen Jammer bereitet habe, sprechen eben nicht zu Gunsten der Hegelianer, und sind eher dazu geeignet, Verdacht zu erregen. Denn ist das Kammergericht wirklich, wie der Vf. behauptet, streng unparteylich, ist die Lehre der Hegelianer dem Staate in keiner Beziehung gefährlich und ihr Leben unbescholten, so wird die Anklage ihnen nicht das Geringste schaden, und auf den Ankläger zurückfallen. Findet aber das Gegentheil Statt, sind ihre Zwecke staatsgefährlich; so leben wir nicht ein, warum zu ihren Gunsten die Gesetze des Staates durchlöchert werden, und sie ungestraft bleiben sollen, wenn doch die Studenten, in deren Jugend und natürlicher Freyheitsliebe eher eine Entschuldigung zu finden ist, für ähnliche Vergehen so hart gestraft werden. Und der Regierung darf es doch wahrlich nicht gleichgültig seyn, in welchem Geiste die Wissenschaft auf Universitäten vortragen wird. Eine unbedingte Lehrfreyheit auf Universitäten kann die Regierung zwar als Grundsatz *in abstracto* aufstellen, in einzelnen Fällen aber muß sie diese beschränken, nämlich dann, wenn diese Lehrfreyheit gemißbraucht wird, und das substantielle Leben des Staates selbst gefährdet. Um das Verhältniß der Universitäten zum Staate zu entscheiden, können weitläufige historische Deductionen über die ursprüngliche Selbstständigkeit der Universitäten und die successiven Metamorphosen derselben, mit der Berufung auf viele Autoritäten, so wie die Klagen über ihre gegenwärtigen Beschränkungen nichts helfen. Die Frage ist vielmehr: Was sind *gegenwärtig* die Universitäten? und was können und sollen sie seyn, an sich und in dem Staate, nach den Urbildern beider, der Wissenschaft und des Staates? Wenn der Staat, wie es jetzt der Fall ist, entweder eine Universität stiftet, wie die zu Berlin, oder die schon errichteten erhält, beschützt, zu ihrem Bestehen und Gedeihen besondere Fonds anweist, ihnen Statuten giebt, Lehrer für bestimmte Fächer anstellt, besoldet und eidlich verpflichtet, so ist eine solche Universität ohne Widerrede eine Staatsanstalt, und der Universitätslehrer ein Staatsdiener. Der Staat will in der Universität theils gehörig vorbereitete Jünglinge für die Kirche und den Staat unmittelbar erziehen, theils für die Wissenschaft in ihrer Selbstständigkeit eine Freystätte gründen, damit sie hier feste Wurzel schlage, und von diesem geistigen Brennpuncte aus ihre lebendigen Zweige in alle Theile des Staatslebens treibe und den ganzen Organismus des Staates mit Ideen befruchte. Gestattet nun die Regierung den Lehrern unbedingte Lehr- und Pressfreyheit, so geschieht dies nur in der Erwartung und dem Vertrauen, daß sie nichts lehren werden, was einen Umsturz der bestehenden Verfassung bezweckt, die Würde des Regenten verletzen und dessen persönliche Stel-

lung gefährden könnte. Wollte z. B. ein akademischer Lehrer in einem monarchischen Staate die Republik als die vollkommenste Staatsform anpreisen, nach deren Verwirklichung man streben müsse, so könnte er mit gutem Gewissen sein Lehramt nicht länger verwalten, und die Regierung müßte ihn von seinem Amte entfernen, wenn sie nicht die Waffen gegen sich selbst kehren und eine Schlange ernähren wollte. Sie mag sonst für ihn sorgen, oder ihn anderswo placiren; aber an dieser Stelle ist er gefährlich. Dasselbe gilt von der Religion. Der Staat will durch die Universität junge Männer zum Dienste für die Kirche erziehen lassen, und zwar wie die deutschen Bundesstaaten für die christliche Kirche, es sey für eine oder für mehrere Confessionen. Er betrachtet die Religion als die substantielle Grundlage menschlicher Bildung, und fodert daher nicht bloß, daß schon die Kinder, noch ehe sie sich für einen bestimmten Beruf, entscheiden, oder wo der kindliche Genius schon frühzeitig durch einen göttlichen Instinct seine Sphäre ergreift, wie in der Musik, wenigstens gleichzeitig in der Religion unterrichtet werden, und sind sie reif geworden zu einer bestehenden Kirchen-Gemeinde sich bekennen. Gesetzt nun, ein Mitglied der theologischen Facultät einer Universität trägt eine Lehre vor, welche dem Christenthume widerspreitet, und alles Positive zu vernichten strebt, so mag die Regierung ihm wohl, um die Wissenschaft nicht zu verletzen, volle Pressfreyheit gestatten, aber als Lehrer kann sie ihn nicht anstellen, da seine Lehre ihre eigenen Zwecke vereitelt, und die Substanz des ganzen Staatslebens selbst gefährdet; und die ihm anhängenden Schüler können mit gutem Gewissen, wollen sie nicht Heuchler seyn, kein Kirchenamt annehmen. Nun denke man sich, was doch möglich ist, die ganze theologische Facultät einer Universität bestehe aus solchen Gelehrten, und sie stütze sich auf eine Philosophie von gleicher Tendenz, und man lasse aus dieser Pflanzschule alljährlich eine gewisse Zahl junger Männer in den Dienst der Kirche treten, und man sehe dann nach zehn Jahren zu, was aus dem Christenthume und der Moral geworden ist; und man klage dann über die reisenden Fortschritte der Unsittlichkeit und der Verbrechen aller Art, über die Auswanderungen der Altgläubigen, über die pietistischen Conventikel, über die Halsstarrigkeit und Anmaßung der katholischen Kirche, so wie über die Jesuitischen Umtriebe und revolutionären Aufwiegelungen. Wir klagen Niemand an; aber wie die Saat ist, so wird die Erndte seyn.

Die beiden letzten Schriften No. 10 und 11 berühren zwar unmittelbar den Leo'schen Streit nicht, wir glauben sie aber nicht übergangen zu dürfen, weil sie den *Neu-Hegelianismus*, eine von der Tendenz der Hegelingen abweichende Form der Wissenschaft, zu begründen versuchen. Der Vf. derselben, Hr. Dr. *Eisenhart*, wie es scheint durch Prof. *Schaller* in Halle in die Alt-Hegelsche Philosophie eingeführt, und von ihm aufgefodert, die staatswissenschaftlichen

Grundfätze seines Meisters ins Einzelne zu verarbeiten, tritt nun hier vielmehr als Gegner derselben auf, und wendet sich der Ansicht von *Göschel*, noch mehr aber der von *Fichte* und *Weisse* zu. Die Bestrebungen der beiden letzten Gelehrten setzt er vorzüglich darein, daß sie für die Wissenschaften der Natur und des Geistes noch eine stetige Ergänzung der alten Lehre durch die *Anschauung* fodern. Das von ihm selbst Hinzugefügte ist, wenigstens so weit es in diesen Schriften vorliegt, unbedeutend. Mit Recht hebt er für die Idee der Welt, als der Einheit der Natur und des Geistes, besonders die *Dynamik* heraus. Ueber die verkehrte Stellung der Kategorie der *Kraft* in *Hegel's* Logik und die Nothwendigkeit, sie an die Spitze der Naturphilosophie zu stellen, haben wir uns schon früher in unseren polemischen Schriften ausgesprochen. Die Darstellung des Vfs. läßt noch Vieles zu wünschen übrig; unbehülflich und trocken ist sie weder ansprechend, noch anregend. Mit einigen Hegelingen theilt der Vf. den fratzenhaften Einfall, denn einen Gedanken kann man es nicht nennen, daß es unsere Bestimmung sey, *Götter* zu werden, und zwar eben sowohl neben dem ursprünglichen Gotte als jenseits — der Leiblichkeit, so gut als er dieses nur außerhalb derselben ist. Es giebt dann wirklich einen aus Natur und Bewußtseyn gewordenen Gott, und zwar nicht bloß Einen, jenen stillen Geist, den wir Jesus Christus nannten, sondern so viele Götter als Menschenkinder, die durch die göttliche Wissenschaft zur Tugend und *endlichen Allmächtigkeit* getrieben werden. (*St. Georg* S. 17, 18. *Götterdämmerung* Vorr. XVI). Der übrige Inhalt der beiden Schriften, der *Richard-Rothesche* Ausfall gegen die Kirche, sowie die streitbare Zueignung an *Görres* liegt außer den Grenzen der gegenwärtigen Anzeige.

Die Leistungen der beiden zuletzt genannten sehr achtungswürdigen Denker, *Fichte* und *Weisse*, verdienen allgemeine Aufmerksamkeit und Berücksichtigung, weil sie abermals einen erfreulichen Beweis geben, wie der deutsche Geist muthig die Fesseln abstreift, welche eine engherzige Schulphilosophie ihm anzulegen leidenschaftlich bemüht ist. Beide haben den Hegelschen Standpunct durchbrochen, und sich auf einen höheren erhoben. Beide kommen darin überein, daß das Hegel'sche System keinen festen Stützpunkt habe, weil ihm eine wirkliche Erkenntnistheorie mangle, daß der Uebergang von der Logik zur Philosophie ein unberechtigter Sprung sey, und die höchsten Probleme der Philosophie, die Persönlichkeit Gottes, die Freyheit und Unsterblichkeit des menschlichen Geistes auf eine unbefriedi-

gende Weise behandelt worden seyen. Beide halten zur Begründung der Metaphysik eine Erkenntnistheorie, in welcher die wahre Methode der Philosophie, deren Erfindung das unsterbliche Verdienst *Hegel's* sey, erst ihre Rechtfertigung erhalten müsse, für das nothwendigste Erfoderniß, und wollen so noch einmal auf *Kant's* Weg zurückkommen. Beide verhehlen sich die Schwierigkeit dieses Unternehmens nicht. Sie wollen deshalb die Philosophie nicht in den engen Gedankenkreis einer Schule eingepfercht wissen, sondern nur das Fruchtfeld unendlicher Forschung innerhalb einer gemeinen Grundansicht eröffnen, wo die Wissenschaft asymptotisch unendlich fortschreiten kann, ohne je mit der Hyperbel der göttlichen Anschauung zusammenzufallen. Dadurch ist die Möglichkeit eines gemeinschaftlichen, sich gegenseitig anerkennenden Wirkens für die Philosophie eben so gegeben, wie dieses in der Mathematik und den Naturwissenschaften schon längst besteht. Dieses ist uns ganz aus der Seele geschrieben, und in diesem Geiste haben wir uns schon öfters ausgesprochen. Die *Hegel'sche* Schule, welche aber kaum noch eine Schule zu nennen ist, da sie täglich mehr in sich zusammensinkt und verwittert, wie denn schon, während wir diese Anzeige geschrieben, *Hinrichs* in den *Hallischen Jahrb. für Deutsche Wissenschaft und Kunst* 1839. S. 60. *Michelet's* oben erwähntes Werk als ein ganz verunglücktes, und ihn selbst als einen ohne alle Einsicht und Erkenntniß Urtheilenden bezeichnet. Diese Schule mag dann, wähnend, in den nachgeschriebenen Heften ihres Meisters die ewige Wahrheit selbst zu besitzen, sich chinesisch abschließen und den weiteren Fortschritten zusehen; sie hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie sitzen bleibt, und ihr Weltgeist diese abgenutzten Werkzeuge wegwerfend ihnen mit Hohngelächter den Rücken kehrt. Ihr banges Angstgeschrey über Denunciation ist das letzte convulsivische Erzittern der alten Schulphilosophie, welche sich nochmals mit aller möglichen Kraft an den vaterländischen Boden anklammert, ehe sie ihn für immer verläßt. Mag aber auch diese ephemere Weisheit unter der Sonne der weltlichen Macht in einigen Theilen unseres gemeinsamen Vaterlandes noch so üppig wuchern, so wollen wir wenigstens dahin zu wirken suchen, daß auch unter diesen Verhältnissen die hiesige, der protestantischen Geistesfreyheit geweihte Universität ihren alten Ruhm behaupte, und diese verdächtige Schlingpflanze hier nicht aufkomme.

*Bachmann.*

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A P R I L 1 8 3 9 .

## M U S I K.

STUTTGART, b. Köhler: *Encyclopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften, oder Universal-Lexikon der Tonkunst.* Bearbeitet von M. Fink, de la Motte Fouqué, Dr. Grosheim etc. und dem Redacteur Dr. Gustav Schilling. V Bd. Moritz bis Ries. 749 S. nebst einer Notenbeylage. 1837. — VI Bd. Riesenharfe bis Zyka. 924 S. nebst einer Notenbeylage. 1838. gr. 8. Jeder Bd. 5 Thlr. netto.

(Vergl. Jen. A. L. Z. 1837. No. 227.)

So sehen wir denn nun diese Encyclopädie so weit vollendet, als überhaupt eine vollendet werden mag, d. h. bis auf die Supplemente, deren Erscheinung, laut Ankündigung, bereits kräftig betrieben wird. Ungeachtet aller Ausstellungen im Einzelnen, welche bey Anzeige der vier ersten Bände von uns und anderen Rec. gemacht worden sind, ist und bleibt dieses Werk dennoch unbestreitbar das größte, umfassendste und verdienstlichste seiner Art und selbst auch für seine strengsten Richter und entschiedenen Gegner ein unentbehrliches. Unternehmungen dieser Art sind stets mit außerordentlichen, fast endlos sich häufenden Schwierigkeiten verbunden, und die Unternehmer setzen sich dabey leicht den schmerzlichsten Verlusten an Zeit und Capital aus; woher es denn kommt, daß unter Tausenden kaum Einer an das Wagniß eines solchen Baues auch nur den Finger zu legen den Muth hat. Wenn aber solch ein Bau, von kühner Hand unternommen und durchgeführt, einmal fertig dasteht, dann ist's leicht, Manches daran zu mäkeln und auch wohl ernstlich zu tadeln. Allein die Klügeren gelangen doch bald genug zu der Einsicht, daß es besser sey, in einem grossen, wenn auch theilweise aus alten Steinen erbauten Palaste mit tüchtigen Nebengebäuden und Gartenanlagen zu wohnen, als in einer Hütte, oder wohl gar ganz unter freyem Himmel in der Wüste. Mit jenem Palaste aber möchten wir die Encyclopädie in Vergleich bringen. Der Hauptriß, die Grundanlage ist gut; auch fehlte es nicht an tüchtigen Bauleuten, welche die ihnen übertragenen Räume aus *eigenem* Material trefflich auszufüllen wußten. Dabey kommen dann aber auch wieder manche schwächere Parteen zum Vorschein; theils übertünchtes Holzwerk, das dem unkundigen Auge als massives Baustück erscheinen möchte; theils erborgter Säulenschmuck, zwar preiswürdig an und

J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

für sich, aber doch schwach eben in seiner bruchstückartigen Erborgtheit.

Schon bey der Anzeige der ersten beiden Bände bat Rec. nicht ohne besonderen Grund, im Allgemeinen um Angabe der benutzten Quellen. Dieser Anforderung ist aber leider hin und wieder selbst in solchen Fällen nicht genügt worden, in welchen man, durch offene Anführung der benutzten, ja zum Theil wörtlich ausgeschrieben Autoren, dem Vorwurfe des Plagiats leicht hätte vorbeugen können. Zwar kommen auch wohl in andern grösseren wissenschaftlichen Werken umfassendere Auschreibungen aus andern Büchern vor; allein durch Nennung der Verfasser ist denn doch diesen ihr gutes Recht gewährt. Dafs solches von dem Vf. der Artikel: Rhythmus, Tonmalerey, Sonate u. v. a. m., welche sehr lebhaft an *Seidels* Charinomos erinnern, unterlassen worden ist, können wir nicht billigen. — Dabey sind aber auch die vorliegenden letzten zwey Bände wieder reich an trefflichen Originalaufätzen. Hr. Prof. *Marx* hat mit gewohnter Gründlichkeit das Fach der Harmonielehre vertreten, und ausserdem sehr werthvolle Biographien von *Moscheles*, *Mozart*, *Spontini* u. a. ausgezeichneten Musikern gegeben. Den letztgenannten Meister zumal hat er ganz mit der Ruhe, strengen Unparteylichkeit, Umsicht und freudigen Anerkennung seiner tüchtigen Leistungen gewürdigt, welche wir von ihm gewohnt sind. Mit besonderem Vergnügen begegnen wir stets dem verehrungswürdigen Vf. der Compositionslehre auch auf dem Gebiete der Biographie, und zwar vorzüglich deshalb, weil er, ohne sein scharfes Auge je für das Tadelnswerthe verschlossen zu halten, mit warmer, begeisterungsvoller *Liebe* dem Anschauen grosser Lebensbilder sich hingiebt, und ihre Zeichnung zu entwerfen sucht, gleich fern von eigensinniger Abneigung wie von einseitiger Vorliebe und frostiger Kälte. — Von Dr. *Fink* finden sich neben andern sehr werthvolle Abhandlungen über *niederländische, schottische und deutsche Musik, Oper und Operette, Oratorium, Symphonie* u. a. m. Die Artikel *Oper* und *Operette* sind ganz mit der Umsicht und Gründlichkeit gearbeitet, welche man von dem Vf. des Buches: „*Wesen und Geschichte der Oper*“ zu erwarten hat. Im Artikel *Oratorium* hätte auch wohl der Name eines *Löwe* und die ihm eigene Gestaltung des Vocalatorium die wohlverdiente Erwähnung finden mögen, und Rec. begreift nicht, weshalb jener verdienstvolle Oratoriencomponist ganz übergangen worden. Reich an trefflichen Bemerkungen ist der, an einigen Stellen vielleicht

nur etwas zu breitgehaltene Aufsatz desselben Vfs. über Symphonie, in welchem die Geschichte, das Wesen und die Bedeutung dieser höchsten und umfangreichsten unter allen Formen der Instrumentalmusik im Ganzen sehr genügend erörtert wird. Der Vf. tritt hier der von uns vor einigen Jahren gegen *Reil's* vertheidigten, auch von *Marx* u. a. vertretenen Ansicht bey, welcher *Beethovens heroische*, so wie seine *Pastoral-Symphonie* und *Spohrs Weihe der Töne* ihre Ueberschriften zu verdanken haben, und nach welcher allmählig auch wohl noch viele andere bereits vorhandene und noch kommende Werke dieser Art ihre Ueberschriften erhalten werden. Bey *Beethovens* unvergleichlicher Kraft, Klarheit und Consequenz in Zeichnung der von ihm dargestellten Lebensbilder und Seelenzustände, bey welcher unwillkürlich, durch Vermittelung des klar und lebendig nach irgend einer Seite hin angeregten Gefühls, auch das Vorstellungsvermögen auf einen festen Punct hingeleitet wird, kann man zuletzt fast immer den von ihm verfolgten poetischen Hauptgedanken auch da mit ziemlicher Gewissheit ergründen, wo dieser von dem grössten aller Instrumental-Tondichtern, dem *Goethe* der Musikwelt, nicht durch die Sprache bezeichnet ist. So hat Rec. nach jahrelangem, aufmerksamen Studium der C-moll-Sinfonie die feste Ueberzeugung gewonnen, daß die durch die einzelnen Sätze derselben angeregten Geistes- und Gemüths-Geühle in ihrer Zusammenwirkung zuletzt in dem schönen und reichen Grundgedanken zusammenströmen: *Des Zweiflers Weihe durch des Glaubens Kraft und Sieg*, unter welchem betrachtet jenes große Tongedicht in seinen einzelnen Theilen im schönsten und bedeutungsvollsten Zusammenhange erscheint. Daß man aber *Beethovens* Meisterschöpfungen folgend und ihnen mit empfänglicher Seele ganz sich hingebend, von ihm fast immer auf klare poetische Anschauungen und Grundgedanken hingeleitet wird, welche aus den von ihm angeregten Gefühlskreisen hervordringen, gleich dem klaren Bilde der Sonnenscheibe aus dem Lichtgewölk der Morgenröthe, eben darin beruht die *Goethe'sche* Kraft seines Genius und eben darin beruht hauptsächlich das Interesse seiner ganz Europa durchwandernden Werke, welche, der Stolz deutscher Kunst, nicht leicht ein anderes ihrer Art neben sich aufkommen lassen. — So spricht hier Rec. wiederholt den Satz aus: wenn durch große Tongemälde, wie sie das Fach der Sinfonie im Gebiete der reinen Musik vorzugsweise aufzuweisen hat, zusammenhängende Gefühlserregungen, Gemüthsbewegungen und Anschauungen der Einbildungskraft zur klaren kunstmäßigen Ausprägung gelangen, so muß wohl durch ihr Zusammenwirken in der Seele des tonverständigen und hinreichend vorgebildeten Hörers zuletzt ein klares Gedankenbild erzeugt werden. Die Wahrheit dieser Behauptung wird Jedem einleuchten, der es erkannt hat, in welcher genauen Wechselwirkung zumal die höheren Geistes- und Gemüths-Geühle mit dem Vorstellungsvermögen und durch dessen Vermittelung mit der Vernunftthätigkeit stehen.

Wenn daher *Hegel* behauptet hat, daß er sich bey der Instrumentalmusik nichts zu denken vermöge, so kann er damit entweder nur ein rein abstractes Denken gemeint haben, in dessen Bereich die Musik allerdings nicht einzudringen vermag, oder es hat ihm, wie so manchen anderen großen Philosophen und Aesthetikern, deren Orakelsprüche über die Musik sich seit 40—50 Jahren aus einem Buche in das andere hinüberschleppen, doch der feinere Toninn, das ernstlichere Musikstudium gefehlt.

Falls nun aber dem Componisten bey dem Schaffen größerer Tonwerke wirklich ein poetischer Grund- und Haupt-Gedanke vorschwebt, wie es unseres Bedünkens stets der Fall seyn sollte, so ist es, wie Hr. Dr. *Fink* ganz richtig bemerkt, nothwendig oder doch sehr wünschenswerth, daß er ihn, zur leichteren Verständigung, mittheile. Wenigstens wird dadurch die richtige Auffassung des betroffenen Werkes und das tiefere Eindringen in den Geist desselben stets und gemein erleichtert, jedem Mißverständniß vorgebeugt, und der Kunstgenuß, weit davon entfernt, wie es die Gegner unserer Ansicht ohne allen Grund behaupten, eine Beeinträchtigung zu erleiden, aufs Reichste gefördert. Möchte es übrigens Hn. Dr. *Fink* gefallen, seine diesfallsigen Ansichten an irgend einem anderen Orte bald einmal ausführlicher und schärfer darzulegen. Seine Stimme ist gewichtvoll genug, um die Kunstjünger vielleicht noch nachdrücklicher, als wir selbst es bereits gethan haben, vor dem verderblichen Wahne zu bewahren, daß die Musik weiter nichts sey, als ein schales Spiel mit bedeutungslosen oder höchstens nur allerley dunkele, träumerische Gefühle anregenden Tonformen. Nur der Nebel und Schwebel der Aferkunft flieheth die Betrachtung im Lichte des klaren Gedankens; die wahre, eine Tochter des Lichtes, drängt sich zum Lichte heran.

Den unbedingten Lobsprüchen, welche Hr. Dr. *Fink* der C-dur Sinfonie von *Mozart*, ertheilt, kann Rec. nicht beypflichten. Der erste Satz derselben bewegt sich zum Theil in einer so steifen Rhythmik, als marschirten darin die Reichstruppen des siebenjährigen Krieges auf. Auch fehlt es in diesem Satze nicht an Gemeinplätzen, wie man sie nicht leicht einem neueren Componisten nachsehen möchte. Die übrigen Sätze sind edler gehalten, und der letzte freylich ist wohl einer der schwungreichsten, tiefsten und erhabensten, welche die Musik aufzuweisen hat. Indem wir es anderen Rec. überlassen, andere wichtigere Artikel näher zu beleuchten, erlauben wir uns bey dem eben in Rede stehenden noch eine Erinnerung. Bd. VI. S. 551 sagt Hr. Dr. *Fink*, bey Erwähnung von *Spohr's* Sinfonie „die Weihe der Töne“: „*Spohr* hat im ersten Satze seiner Tonübersetzung (Rec. protestirt gegen diesen Ausdruck und möchte dafür lieber *Nachdichtung* lesen) schon etwas aufgenommen, in das Reich der Töne gespielt, was ein Widerspruch in sich, nicht hineingehört.“ Rec. vermuthet, daß damit auf *Spohr's* Tonmalerey angepielt sey. Er weiß es wohl, daß ältere Theoretiker sie unbedingt verwerfen; allein bey strenger Durchführung ihrer Ansicht würde die Mu-

sich in ihrem Wirkungskreise auf das Minimum verkürzt sehen, und zwar ohne allen genügenden Grund. *Gottfr. Weber* und *Prof. Marx* haben dies in ihren hierauf Bezug habenden Schriften und Abhandlungen hinlänglich gezeigt. Die Musik kann sich der Tonmalerey eben so wenig entschlagen, wie die Dichtkunst. Beide haben sich indess im gleichen Malse zu hüten, sie als etwas anderes zu betrachten und zu behandeln, als ein untergeordnetes Mittel zur Erreichung höherer künstlerischer Zwecke. Hätte *Spohr* in jenem Sinfonietatze weiter nichts gegeben als Hindeutungen auf den gesiederten Sängchor, welcher die Natur durch den Zauber des Tones belebt, so würde er allerdings deshalb zu tadeln seyn. Allein jene Andeutungen erscheinen nur beyläufig, als eins der mannichfaltigen Mittel, durch welche er seinen Hauptgedanken „die Weihe der Töne“ auszuprägen gesucht hat, angewendet mit demselben feinen Tacte und Geschmacke, mit welchem es der gemüthliche *Haydn*, der geniale *Beethoven* und der geistreiche und sinnige *M. v. Weber* und *a. Meister*, ihres Ortes auch gethan haben. — Abgesehen von diesen Differenzen in einzelnen Punkten gereicht es *Rec.* zu großer Freude, in den Resultaten seiner eigenen Untersuchungen vielfach mit *Hn. Dr. Fink* zusammenzutreffen, und unumwunden die Anerkennung auszusprechen, welche vorzüglich seinen Forschungen über die Oper und seinen übersichtlichen Darstellungen der schottischen und deutschen Musik kein Unbefangener verlagern wird.

Werthvolle biographische Beyträge haben in den vorliegenden beiden Bänden, unter anderen, vorzüglich auch *Kellstab* (*Schröder-Devrient*, *Naumann*) *Schilling*, *Ritter von Seyfried*, *Schnyder von Wartensee* und *Baron von Winzingerode* geliefert. Sehr interessant sind die Biographien *Salieris*, *Paganinis*, *Piccinis*, der *Gräfin de Rossini* (*Sontag*) und *a. m.* behandelt, und es findet sich darin manches Neue. Bey *Salieris* Schilderung ist am Schlusse durch die Bemerkung: „Was von einer gewissen Selbstanklage in des Meisters Geistesverwirrung gefabelt wurde, verdient als schmähliche Verläumdung, nur durch Verachtung bestraft zu werden“ wahrscheinlich auf die in sehr vielen Journalen und anderen Schriften erzählte Anekdote hingedeutet, nach welcher *Salieri*, im Wahnsinne sich selbst angeklagt haben soll, *Mozart* aus Künstlerneid vergiftet zu haben. *Rec.* hätte wohl eine gründlichere Widerlegung dieses weit verbreiteten Gerüchtes gewünscht, welches sich, *Salieris* Wahnsinn oder Geisteschwäche im hohen Alter vorausgesetzt, auch ohne die Annahme „schmählicher Verläumdung“ als wahr denken läßt.

Weniger genügend scheinen uns die Biographien von *Reichardt*, *Franz Schubert*, *Abt Vogler*, *Gottfr. Weber* und *Mar. v. Weber* behandelt zu seyn. *Reichardt* tritt, ungeachtet der verbessernden Zusätze des Redacteurs, dessen fleißige Feder überhaupt gar manche einseitige Ansichten und Urtheile der Mitarbeiter auszugleichen und zu berichtigen gesucht hat, weder seiner Licht-, noch seiner Schatten-Seite nach,

in seiner Eigenthümlichkeit klar hervor. Er war einer der talentvollsten Musiker seiner Zeit, der in seinen zu früh bey Seite geschobenen Werken vieles höchst Frische und Lebenswärme gegeben hat, woran wir uns, wie z. B. an einem den begeisterungsvollsten Aufschwung athmenden Psalm, auch wohl jetzt noch das Herz erquicken mögen. Seine Opern verdienen vornehmlich wegen geschmackvoller und richtiger Behandlung des Recitativs auch jetzt noch die aufmerksame Beachtung der Kunstjünger. Dabey war er ein höchst feiner, vielseitig gebildeter Kopf, gewandter Schriftsteller und gewürfelter Weltmann, aber zugleich auch ein intrikanter Mengtschinalles von ungemessener Eitelkeit und unerfättlichem Ehrgeize, dessen Biographie eine eben so schwierige als interessante Aufgabe ist, deren Lösung noch zu erwarten steht. — *Abt Vogler* ist im Universallexikon mit zwey Seiten abgethan, während er schon als Componist so viel und noch größeren Raum verdient hätte; ganz abgesehen von seinen Leistungen als Theoretiker und Neuerer im Fache der Orgelbaukunde. Sein Simplificationsystem ist zwar erwähnt, aber nicht genauer erörtert, was wohl in einem besonderen Artikel hätte geschehen mögen, der hoffentlich im Nachtrage seine Stelle finden wird. In *M. v. Webers* Biographie bleiben manche dunkle Partieen in seiner Stuttgarter Lebensperiode unaufgeklärt. Von *G. Weber* sieht man wohl aus der hier dargebotenen Lebensskizze, was er geworden, aber man begreift nicht, wie er es geworden? *Zelters* Biographie trägt zu sehr das Gepräge einer Apotheose. Seine an Anfeindung gränzende Nichtbeachtung alles dessen, was in der Kunst außerhalb seiner Sphäre lag, und einer ihm fremden Richtung folgte, seine massive Derbheit und spöttische Wegwerfung, mit welcher er gern gegen Leistungen auftrat, an welchen er selbst nicht wenigstens mittelbaren Antheil hatte, hätte nicht so ganz übergangen werden sollen. — Auch in diesen beiden Bänden bewährt übrigens die Encyclopädie, im Vergleich zu anderen derartigen Werken den Ruhm ungleich größerer Reichhaltigkeit. Doch haben wir bey dem bisherigen Gebrauche der zwey letzten Theile folgende Namen von Componisten vermisst: *Probat*, *Pearfall*, *Reinwald*, *Rietz*, *Schwindel*, *Soltyk*, *Sayve*, *Schadeck*, *Schmoll*, *Tixier*, *Talestri*, *Vern*, *Wedemann*, *Wapper*, *Woets*, über welche wir im Supplementbände wenigstens kurze Notizen zu sehen wünschen. Auch vermissen wir *Scheibler*, Erfinder des Tonmessers. Bey dem Artikel „Opernhaus“ im 4ten Bande war in akustischer Hinsicht auf den Artikel „Theater“ verwiesen, welcher sich indess nicht vorfindet. Auch hätten wir gewünscht, dem Vorstellungsvermögen einen besonderen Artikel gewidmet zu sehen, insofern es bey den musikalischen Eindrücken, welche wir empfangen, in Verbindung mit dem Gefühlsvermögen eine wichtige Rolle spielt.

Bey allen diesen Ausstellungen im Einzelnen erkennen wir übrigens mit Freuden die Gediegenheit und vielseitige Brauchbarkeit des Werkes in sehr zahlreichen anderen und das große Verdienst, wel-

ches sich Hr. Dr. *Schilling* theils als Redacteur, theils als Verf. zumal derjenigen Artikel erworben, bey deren Ausarbeitung er weniger eng an *Seidels* Charinomos und andere Schriften sich anschliessend, die Resultate eigener Forschungen niedergelegt hat.

Für kräftige Förderung des grossen Unternehmens gebührt der Verlagshandlung Lob. Das gewählte Papier hat sich wenigstens in des Rec. Exemplar bey sehr fleissigem Gebrauche der ersten Bände als haltbar erwiesen, und ist sich bis auf den letzten Heft gleich geblieben. Weniger können wir die Correctheit des Druckes rühmen. In manchen einzelnen Heften zumal hat Rec. eine so grosse Zahl sinnentstellender und Irrthümer veranlassender Druckfehler bemerkt, das er mit anderen Recc. sich zu der Bitte an die Redaction und Verlagshandlung vereinigt, zum Besten der Käufer, deren Zahl sich bey dem bleibenden Werthe des Werkes gewiss mehr und mehr vergrössern wird, eine gründliche Revision zu veranstalten. Das übrigens die Redaction in dem Supplementbände die in verschiedenen kritischen Blättern hervorgetretenen wesentlichen Berichtigungen selbst auch ihrer entschiedenen Gegner beachten werde, läst sich bey ihrem encyclopädischen Geiste wohl mit Recht erwarten. Möge das Werk bis zum Ende den Meister loben!

S.

### SCHÖNE KÜNSTE.

DRESDEN u. LEIPZIG, b. Fleischer: *Der Troubadour*. Romantisches Gemälde aus dem letzten Viertel des 12ten Jahrhunderts von *Ernst von Brounow*. 1839. Erster Band. X u. 278 S. Zweyter Band. IV u. 282 S. 8. (3 Thlr.)

Die Zeit, wo das Buch ein schon des Namens wegen gesuchtes gewesen, ist vorüber. Wer denkt in unseren Tagen, wo man nur für Dampf und Actienhandel schwindelt und schwärmt, wohl an romantische Poesie, mit ihren für Frauenschöne und Waffenglanz schwärmenden Troubadours und Minnesängern? Ein grosses Publicum kann daher der Autor nicht erwarten, aber das kleine, welches ihn liebt, wird mit Rec. einverstanden seyn, das der Roman eine recht frische und lebendige Abspiegelung der romantischen Zeit des Mittelalters ist, und eine getreue dazu, denn die Liebe für den Gegenstand riss ihren Schilderer bey alledem nicht zu Fälschungen hin, auch ist ein fleissiges Quellenstudium zu bemerken, das nicht zum Schulten, zur trockenen Weitschweifigkeit, zum faden Ungeschmack verleitet.

Die historische Vorhalle eröffnet den Gesichtskreis im Allgemeinen für die Bilder im Einzelnen, die dem Beschauer sich darbieten; auch entwickeln sie bündig und doch ausreichend den Begriff des Romantischen. Der Troubadour verläst die Werkflatt sei-

nes Oheims und Pflegers, eines Waffenschmidts in Toulouse, um dem Jongleur Frontignan nachzuziehen, durch den er mit den genanntesten Troubadoure jener Tage bekannt wird, am Hofe der Vicegräfin Comengarde v. Narbonne Zutritt erhält. Die Lehren des unterrichteten, lebensweisen Troubadours Borneil befähigen den jungen Ademar selbst zu diesem Stand. Seine Gaben, verbunden mit einer anmuthigen Persönlichkeit erwerben ihm die Gunst des Bannerherrn Folco v. Ventadour, der ihn zum Ritterdienst anlernt, ja die Hand der Tochter bewilligt, welche er schon, ehe er ins Schloß kam, wie sie noch in einem Kloster auferzogen wurde, liebte. Die Liebescenen zwischen diesen jungen unschuldigen Personen sind mit ungemeiner Zartheit und Lieblichkeit, mit dem unvermischten Zauberduft der Jugend entworfen; sie sind einer der anziehendsten Punkte der Geschichte, die ohne sichtliche Spaltung das Geschichtliche mit dem Erfundenen, die Wahrheit und Dichtung verbindet. — Folco's Anhänglichkeit an die Waldenser, durch einen trügerischen Diener und eine leidenschaftliche Frau in das gebäffigste Licht gestellt. Der Bann wird über ihn und Ademar ausgesprochen, welcher nur dadurch sich löst, das die Tochter mit einem früheren Freyer, Hugo von Tarascon sich verbindet. Ademar, der von seinem bisher ihm unbekanntem Vater, dem Ritter Born, anerkannt wird, macht unter König Philipp August und Richard Löwenherz den Kreuzzug mit, die Liebe einer schönen Saracenin rettet ihm das Leben, und da er nicht gelonnen ist, das Gegenstück zu dem Grafen von Gleichen abzugeben, tödtet sie sich; er kehrt in die Heimat zurück, um sich mit der Wittwe Taracos, von dem Sterbenden auf dem Schlachtfeld ihm verlobt, zu vermählen.

Die Fabel ist geschickt erfonnen, um eine klare und gedrängte Uebersicht der damaligen Zustände zu geben, der Liebeshöfe und Turniere, der Lebensweise der Troubadoure und Jongleure, der Ritter in ihrer Häuslichkeit, sowie der Kreuzfahrer. Der Autor wollte neben dem poetischen Treiben der Minnesänger zugleich das damalige Ritterwesen, die Macht des Klerus, und den feudalistischen Wirrwarr auflösen, ein Vorhaben, das eines glücklichen Gelingens sich erfreut.

Das Vorwort ist zuvörderst für die Recc. bestimmt, aber andere Leser würden sich einen Genuß entziehen, wenn sie es überschlagen wollten. Es giebt philosophische Andeutungen, klar und sinnig über den Wechsel des Zeitgeistes, und was damit verwandt ist. Die Vorhalle belehrt auch über die Dichtarten der fröhlichen Kunst, und über das wirklich Historische in der geistvollen Dichtung, die solche Benennung auch verdient, wenn sie in ungebundener Rede, und nicht in den nachgebildeten und überletzten Reimen der Provenzalen spricht.

n.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A P R I L 1 8 3 9.

## ERDBESCHREIBUNG.

**HALLE**, b. Schwetschke und Sohn: *Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner.* Zum Gebrauch bey dem Unterricht in Schulen und Familien, vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande, sowie zum Selbstunterricht. Von Dr. *Ludwig Gottfried Blank*, Domprediger und Professor zu Halle. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit erläuternden Abbildungen. 1837. 3 Theile, zusammen 1824 S. (7½ Thlr.)

Dieses Werk, welches auf 114¼ Bogen das Wissenswürdigste aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner vorführt, und zwar seinen Stoff so vertheilt, daß  $\frac{5}{8}$  des Raumes auf Europa,  $\frac{1}{8}$  auf die übrigen Erdtheile verwendet wird, hat im Publicum einen eben so großen Beyfall gefunden, als es in Wahrheit ein dringendes Bedürfnis befriedigt hat. Der Kreis, dem die Zusammenstellung des wichtigsten Naturkundlichen bisher abging, und der nicht im Stande ist, die zahlreichen, in mannichfachen Werken und Blättern zerstreuten geographischen Berichte über die verschiedenen Länder zu benutzen, — und ein solcher Kreis ist es, für den der Vf. gearbeitet hat — verlangte für seinen Zweck keine streng wissenschaftliche Darstellung, keine neue Discipplingestaltung, kein das ganze geographische Material umfassendes Gebäude. Wir haben deshalb von diesem Allen im vorliegenden Werke ganz abzusehen, und dürfen auch nicht eine Darstellung erwarten, die durch jene aus eigener Anschauung fließende Frische, jene auf gründliche Bearbeitung von Originalwerken gestützte Zuversicht sich auszeichnet, und durch neue Beobachtungen alle irrthümlichen Vorstellungen hinwegräumt; dieses Alles lag weder im Plan des Vfs., noch im Bedürfnis derer, für die er schrieb. Was er uns gegeben hat, ist vielmehr rücksichtlich des Inhalts eine für den Selbstunterricht wohl geordnete, reiche Auswahl aus dem vorhandenen geographischen Material, rücksichtlich der Form eine allgemein verständliche, einfache Darstellung. Der Vf. sagt selbst hierüber in der Vorrede zur dritten Auflage seines Werkes: „Es soll dieses Handbuch keine vollständige Geographie, noch viel weniger eine genaue Statistik der Länder seyn, sondern was ein gebildeter Reisender von einem Lande, welches er betritt, vorzugsweise zu wissen, und allenfalls zu sehen wünscht, was ihm ein möglichst anschauliches

J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

Bild der Natur des Landes, des Volkes, seiner Geschichte, Literatur und Kunst geben kann, nur das konnte ich als für mich brauchbar erkennen.“

Zur Vollendung eines solchen Aufbaues war eine große Masse von Material zu bewältigen, wozu nicht minder Kenntniß und Kraft, als auch Liebe und Beruf zur Sache gehörten. Der Vf. hat, mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, auf eine befriedigende Weise seine Aufgabe gelöst. Wenn ein solcher Bau fertig, und Gemach um Gemach kunstreich ausgestattet ist, dann behagt es uns freylich, darin zu wohnen, ohne daß wir oft dabey bedenken, wie viel Mühe, Zeit und Talent das Ganze erforderte, bevor und während es zu unserem Nutzen und Gefallen bereitet ward. Natürlich ist bey einer solchen Arbeit, deren Stoff eben sowohl durch seine Größe, als auch durch seine einzelnen, bey dem steten Zuwachse an neuen Beobachtungen und Erfahrungen zu berichtenden Theile leicht Irrthümliches zuläßt, sehr wohl erklärlich, daß sie in Einzelheiten noch manche Berichtigung zuläßt. Die Belege hiezu folgen weiter unten. Eben so wenig liefs es sich vermeiden, daß der Vf. in der Durchführung seines Principis in der Auswahl der beachtungswerthen Gegenstände hie und da fehlgriff, entweder Manches nur andeutete, was mehr hervorzuheben, oder Manches überging, was in mehrfacher Beziehung zu erwähnen, Anderes höher anschlug, als es verdiente. So sind einige wichtige geographische Beziehungen, die für den Vf. sehr fruchtbar werden, und seinem Werke noch mehr Interesse gewähren mußten, durch das Ganze hindurch wenig oder gar nicht berücksichtigt worden. Während nämlich das Wichtigste in topographischer, orohydrographischer und geschichtlicher Beziehung, auch sonst das Nöthige über Production, Industrie und Cultur zweckmäßig behandelt wird, so sind dagegen die charakteristischen Naturconstruktionen der einzelnen Räume und die davon abhängigen ethnographischen und geschichtlichen Verhältnisse entweder gar nicht berührt, oder nur lose angedeutet, so daß der in der Natur immer Statt findende tiefere Zusammenhang zwischen dem Raum und seinen Producten und Bewohnern nicht zur Anschauung kommt. Wir verweisen auch hiefür auf das später Folgende. Ferner auch müßten, so weit Rec. das Princip des Vfs. erkannt hat, wo möglich alle unsicheren Hypothesen ferngehalten, dagegen nur die objective, dem allgemeinen Forum der zeitigen Wissenschaft zugehörige Wahrheit zur Grundlage aller Schilderungen gemacht werden. Damit fallen dann auch alle: wahrscheinlich, vielleicht,

vermuthlich — solche Exponenten schwankender Meinungen und subjectiver Anschauungen müssen aus populären Werken, wozu wir auch des Vfs. Handbuch rechnen, mit Recht verdrängt werden, weil hier die Sache, wie sie ist, ohne alle hypothetische Deutung gegeben werden muß. Wir werden solchen Hypothesen namentlich in der Einleitung begegnen. Endlich fodert Rec. hie und da noch grössere Bestimmtheit in den Angaben überhaupt, besonders aber Uebereinstimmung bey solchen, die öfters wiederkehren, sowie auch Gleichförmigkeit der Schreibart. So heisst es Bd. I. S. 436: „Die penninischen und lepontinischen Alpen reichen vom Mont Blank bis zum Gotthard.“ S. 437: „Die Kette vom Gr. Bernhard bis zum Gotthard bildet die penninischen und lepontinischen Alpen.“ S. 448 findet sich *Ziel*, S. 451 zweymal *Zihl*. Nur letzte Schreibart ist die richtige. S. 449 steht *Thiele*, S. 451 *Thielle*. Nach S. 438 liegt die Maïenwand an der Grünfel, nach S. 468 an der Furka. Bd. II sagt der Vf. S. 183: *die Queich*, S. 195: *der Queich*; denn auf letzter Seite steht zweymal am Queich. Bd. III. S. 350 heisst es: „Und ebenso wird es (Aegypten) noch jetzt gewöhnlich (?) getheilt in Saïd Ober-Aegypten, Wostani Mittel-Aegypten und Bachari oder Unter-Aegypten. Warum steht das Bindewort *oder* nicht nach Saïd und Wostani? Bd. I. S. 297 heisst es bey den Producten Englands: „Zu den England mehr eigenthümlichen Producten dieser Art gehören: das Zinn, *ein in Europa überhaupt seltenes Metall*, in England findet es sich von vorzüglicher Güte in den Provinzen Cornwall und Devonshire, ausserdem beynahe nur noch im Erzgebirg in Deutschland und in Böhmen.“ Bd. II. S. 12 heisst es: „Zwey Metalle aber besitzt Deutschland, die *in Europa zu den selteneren gehören*, und in grösserer Menge nur in südlichen Gegenden vorkommen: das Quecksilber nämlich u. s. w. vorzüglich bey Idria im Oesterreichischen und bey Zweybrücken. Das *zweyte seltenere Metall* ist das Zinn. Es kommt in Böhmen und im Erzgebirge vor, sonst aber in Europa nur noch in England.“ S. 217: „Man findet (in Böhmen) Silber, Bley, Kupfer, Eisen, Graphit, Steinkohlen und *das in Europa seltene Zinn*.“ S. 183: „Rheinbayern liefert *ein in Deutschland seltenes Metall*, das Quecksilber, jährlich über 600 Cntr.“ S. 241: „Bey Idria, einer Bergstadt mit über 4000 E., befinden sich die reichsten Quecksilbergruben von Europa. Die Ausbeute beträgt jährlich 4—5000 Cntr. Quecksilber und 1200 Cntr. Zinnober.“ Vergleicht man die Citate dieser 5 Seiten mit einander, so wird man einerseits eine und dieselbe Sache mehrmals wiederholt finden, was nicht nöthig war, andererseits aber auch zugleich wahrnehmen können, das die wiederholten Angaben vom Quecksilber nicht zusammenstimmen, indem einmal Europa, ein ander Mal Deutschland dieses Metall selten und doch auch wieder Idria die reichsten Gruben dieses Metalls haben soll. Warum ist aber hiebey übergangen worden, das sich auf deutschem Grunde, ausser zu Idria und in Rhein-

bayern, noch Quecksilber, wenn auch in kleinen Quantitäten, zu Horzogowitz in Böhmen, dann in Sachsen, Nassau und im Siegenschen findet? Horzogowitz giebt ungefähr jährlich 25 Cntr.

Indem wir nun zur Rechtfertigung unserer ersten Ausstellung übergehen, folgen wir im Allgemeinen dem Vf. in der Anordnung der behandelten Gegenstände, sind aber bey dem reichen Inhalte des Werkes durch den beschränkten Raum dieser Blätter genöthigt, vorzugsweise nur einzelne Gruppen aus dem Gesamtmaterial herauszuheben.

Die Einleitung (Bd. I. S. 1—120) enthält aus mehreren Hilfswissenschaften der Geographie die allgemeinen Vorbegriffe zum Verständniß des Handbuchs. Zu dem Ende giebt der Vf. ausser der mathematischen Geographie das Wissensnöthigste aus der Physik, Technologie, populären Astronomie, allgemeinen Topographie, Politik und Cultur der Völker. Es ist das Ganze im Allgemeinen klar und dem Zwecke gemäss dargestellt. Nur hie und da hat uns die Weise, wie hier der Vf. seine Gegenstände aufstiftet und anordnet, nicht befriedigen können. So hätten nach dem Umfange dieser Einleitung und nach der Bedeutung, welche die Dampfmaschinen für die ganze Erde erlangt haben, diese gleichfalls schon hier beschrieben werden müssen. Der Vf. hat ihre Geschichte und Beschreibung unter England gegeben. Der auf S. 47 aufgenommene Artikel über Astrologie, wenn anders der Einflufs der Gestirne auf die Erde nicht unter dem Artikel der Astronomie, was Rec. für geeigneter findet, abgehandelt werden soll, ist nicht vollständig gearbeitet, insofern er nicht daran erinnert, das noch unter den heutigen Völkern der Glaube an die Einflüsse der Gestirne auf das Leben der Menschen fortdauert, und das selbst dieser Glaube beziehungsweise eine wissenschaftliche Bedeutung hat. Rückfichtlich des Ersten denke man doch nur an die abergläubigen Vorstellungen von den Kometen und an die weitverbreiteten Meinungen von der Wirkfamkeit des Mondes auf unser Leben; rückfichtlich des Anderen läßt dieser Glaube eine ernste, wissenschaftliche Betrachtung zu, insofern wir die Sonn- und Mond-Einflüsse auf die Fluida unseres Erdkörpers (Ebbe und Fluth des Oceans und selbst hoher Binnenseen, Luftströmungen, Mondwandeln u. s. w.) nicht wegleugnen können. Es ist also hier wohl ein wahrer Glaube von einem falschen zu unterscheiden, und nur letzter ist als Wahn zu behandeln, nicht aber jener, den die Wissenschaft anerkennt und zu begründen weis. Ebenso wenig hat uns das, was der Vf. S. 52 vom Barometer sagt, befriedigt. Hier wünschten wir, das derselbe die atmosphärischen Gesetze, auf die neuere Atmospärologen, namentlich *G. W. Dove* (Meteorologische Untersuchungen Berlin 1837), aufmerksam gemacht haben, mehr beachtet hätte; es würde dann die Behauptung: „Weil nun die Erfahrung gelehrt hat, das bey schönem Wetter das Barometer hoch, bey Regen und Sturm niedrig steht, so bedient man sich dieses Instruments auch häufig als eines, aber sehr

unzuverlässigen Wetterpropheten; und das Barometer wird eben deshalb auch häufig Wetterglas genannt“ — es würde dann diese Behauptung modificirt worden seyn, und das „*sehr Unzuverlässige*“ einer gehörig begründeten Darstellung Platz gemacht haben. Dasselbe gilt auch von dem auf S. 61 aufgestellten Satze: „In unseren Gegenden des nördlichen Europa sind die Winde höchst unregelmäßig, so daß sich weder in ihrem Entstehen noch in ihrer Richtung ein Gesetz erkennen läßt.“ Dies wird künftig, wenn auf die von *Dove* vorgelegten atmosphärischen Gesetze Rücksicht genommen, sich ebenso wie das Obige abändern, und wir werden dann hier statt des „*höchst unregelmäßigen, gesetzlosen*“ die nöthige Hindeutung auf das Drehungsgesetz der Winde, auf den Kampf zweyer Luftströme, auf den davon abhängenden Barometerstand und auf Anderes der Art mehr erhalten, Dinge, die uns die hier in Frage stehende Sache doch anders und zwar mit der Beobachtung übereinstimmender und um der dadurch gewonnenen allgemeinen Resultate willen anziehender und lehrreicher darstellen, als die hier noch vom Vf. festgehaltene Meinung. Ebenso durfte auch bey den Orcanen die aus Erfahrung und Beobachtung gezogene Erklärung: „Die Fluth der Stürme bewegt sich gleichfalls nach dem Drehungsgesetz, und zwar auf der nördlichen Halbkugel von links nach rechts, auf der südlichen von rechts nach links, so aber, daß die Achse des Wirbelwindes in immer sich gleich bleibender Richtung fortschreitet“ — nicht übergangen werden. Diese übrigens höchst merkwürdige Angabe der neueren Naturforscher gewinnt in dem allgemeinen Gange der Luftfluth der nördlichen und südlichen Halbkugel, durch mehrfache elektrische Erscheinungen und dadurch ihre Bestätigung, daß auf diese Weise die bisher wunderbarsten und contrastirendsten Erscheinungen, welche die Orcane begleiten, sich leicht auflösen und deuten lassen. Auf S. 64 heißt es: „Die s. g. Sternschnuppen, die sich viel häufiger als man gewöhnlich glaubt, ja vielleicht täglich ereignen, sind wahrscheinlich nichts Anderes als Feuerkugeln, die in den höchsten Regionen der Atmosphäre entstehen.“ Hier stoßen wir nun auf eine von den Vermuthungen, mit denen der Vf. die Kenntniß des Publicums zu bereichern sucht; etwas weiter unten werden wir einer anderen Hypothese begegnen, welche der Vf. nicht einmal, sondern mehrmals ausspricht. Aber derselbe hätte besser gethan, statt seiner Meinung das zu geben, was wir bis jetzt im Allgemeinen von den Sternschnuppen wissen: 1) daß sie aus dem Welt- raume in unsere Atmosphäre kommen; 2) daß sie nicht vom Monde auf die Erde geschleudert werden; 3) daß sie sich in großen Höhen, in Abständen von mehreren, selbst von 30 — 40 Meilen über der Erdoberfläche und in bestimmter Richtung bewegen; 4) daß die Geschwindigkeit ihrer Bewegung die der Planeten ist. Auf S. 67 wird nur der Sonnenregenbogen, nicht aber der Mondregenbogen gedacht. Letzte werden aus erklärlichem Grunde weniger beobachtet, und doch sind sie nicht selten. Rec. hat

namentlich in Gebirgsgegenden mehrere und diese sehr deutlich gesehen. Was der Vf. S. 76 von den Meeresströmungen sagt, ist lange nicht genügend. Besonders war hier die Wichtigkeit der Sache für die Nautik, für die Saamenverbreitung und für die großen Holzflößen der Meere hervorzuheben. S. 96 sagt der Vf. unter No. 3 des Artikels von den Versteinerungen Folgendes: „Alle in den nördlichen Ländern gefundenen Pflanzen-Versteinerungen sind von südlichen Pflanzen, als Palmen, große Farrenkräuter u. s. w.; die Thiere aber waren, wie die Gestalt der Zähne lehrt, pflanzenfressende und von einer Größe und Art, wie man jetzt ebenfalls nur in den tropischen Ländern ähnliche findet. Dies macht es wenigstens höchst wahrscheinlich, daß die Neigung der Erdoberfläche zur Ebene ihrer Bahn in jenen vorgeschichtlichen Zeiten eine ganz andere, und die Schiefe der Ekliptik also ebenfalls bedeutend größer gewesen sey, so daß die jetzt nördlichen Länder ein viel heißeres Klima haben konnten, als jetzt. Ob damit, wie jedoch höchst wahrscheinlich, eine ganz verschiedene Umwälzungs- und Umlaufs-Zeit der Erde verbunden gewesen: dies kann man nur als Vermuthung aufstellen.“ Nach diesem will der Vf. die einst höhere Wärme der polaren Gegenden aus einer damals größeren Schiefe der Ekliptik, also aus einer vordem größeren Neigung der Erdoberfläche gegen die Erdbahn erklären. Diese noch vor Kurzem von mehreren Seiten her begünstigte Hypothese scheint auch dem Vf. sehr zu gefallen; denn er kommt öfters in seinem Werke darauf zurück. Aber warum hat denn der Vf. nicht der anderen, für die Erklärung derselben Sache zur Zeit schwebenden Hypothesen gedacht? Ist die hier aufgeführte etwa die wahrscheinlichere? etwa die glücklichere und natürlichere? Des Vfs. „*höchst wahrscheinlich*“ scheint allerdings dies zu sagen. Worauf stützt sich aber diese Wahrscheinlichkeit? Rec. kennt keinen Anhaltspunct für diese Hypothese in der Natur, wie denn auch die Physiker diese und andere derartige Hypothesen, welche mehr Schwierigkeit bringen, als sie zu haben scheinen, aufgegeben, und sich vorzüglich an *Fourier's* mehr naturgemäße allmälige Abkühlung der Erdkruste gehalten, welche durch das Resultat der Beobachtungen *Gräfer's* (wonach die in der Tiefe vorkommenden Pflanzenarten höher hinauf verschwinden, und anderen Platz machen) einen thatsächlichen Anhaltspunct erhält, der überdies durch andere Gründe, namentlich daß die Pflanzen- und Thier-Reste der tertiären Formation an Zahl und Verschiedenheit der Species nach Oben wachsen, und unter mittleren Breiten nicht der tropischen, sondern der subtropischen Zone angehören, noch mehr Festigkeit gewinnt. Einer gleichfalls älteren, auf dem jetzigen Standpuncte der Wissenschaft überwundenen Hypothese begegnen wir auf S. 99. Hier sagt der Vf. unter dem Artikel *Erdbeben*: „An unterirdische Verbindungen der Vulcane durch Canäle u. s. w. ist dabey nicht zu denken; wohl aber scheint es, als sey die Anwesenheit von Steinkohlenflötzen eine Haupt-

bedingung zur Entstehung der Vulcane und der Erdbeben, die meist auch nur in solchen Gegenden verspürt werden, wo sich Steinkohlenflöze und Lager finden. Die Gleichzeitigkeit der Ausbrüche sehr entfernter Vulcane, als des Vesuvus und des Hekla, deutet daher nicht auf eine unterirdische Verbindung, sondern auf einen lebendigen Zusammenhang, der auf der gleichförmigen Beschaffenheit der Structur der Erdrinde beruht, wo die gleichartigen Substanzen auf eine ähnliche Weise, und also zu gleicher Zeit, angeregt werden.“ Rec. verweist gegen diese Ansicht auf *Nöggerath's* und *Burkart's* Bau der Erdrinde und auf die Schriften von *v. Humboldt*, *v. Buch* und *Fr. Hoffmann*. Was im ersten Werke durch bildliche Darstellung, ist im letzten durch gründliche Entwicklung dargethan, daß nämlich die vulcanische Gewalt einen tieferen Ursprung als in den Schichten in der Erdkruste habe. Auf S. 101 lesen wir unter dem Artikel *Wüsten*: „Besteht der Boden aus gänzlich trockenem, unfruchtbarem Sande, so heißt die Gegend eine Wüste.“ Dieser Begriff von der Wüste ist zu eng, umfaßt deshalb auch weder jene wüsten Striche, deren Boden Feuersteingeröll (Theile vom petr. Arabien), noch jene, welche Kiesboden haben (Theile der Kobi).

Was der Vf. S. 105 u. 106 von der Veränderung des Klima sagt, enthält manche Unrichtigkeiten, von welchen wir nur Eine hervorheben. S. 106 heißt es nämlich von Palästina, daß die Temperatur dieses Landes gegen sonst ungleich heißer geworden sey. Allein *Arago* hat durch unleugbare Thatfachen dargethan, daß das heutige Klima von Palästina sich gegen früher um nichts geändert hat. Nach sicheren Beobachtungen hört die Cultur der Weinberge in allen den südlichen Gegenden auf, deren mittlere Jahrestemperatur + 18° R. ist, und ebenso fängt die Cultur der Dattelpalme im Großen in denjenigen südlichen Gegenden an, deren mittlere Temperatur + 17° R. ist, wonach man also + 17½° R. für die mittlere Temperatur aller der Länder annehmen kann, wo der Bau der Datteln beginnt, und wo der Weinbau aufhört. Wie stand es nun um den Anbau dieser beiden Pflanzenarten in Palästina vor 3300 Jahren? Nach dem *Pentateuch*, nach *Josephus* und den Profanscribenten (*Plinius*, *Tacitus*, *Ammianus Marcellinus*) waren Palmwälder am Jordan (*Jericho*, *Debora*), und die Juden aßen die Datteln als Früchte ihres Bodens; ebenso war der Weinbau ein wichtiger Gegenstand der Bewohner. So war also Palästina in der alten Zeit eines der Länder, wo die Cultur der Dattelpalme anfang, und der Weinbau aufhörte. Im Norden des Libanon gab es keine Palmwälder, im Süden Palästinas, in Arabien keine Weingärten; das heißt die mittlere Temperatur Palästinas war damals 17° 5 R. m. T. Wie steht es nun heute mit der

mittleren Temperatur dieses Landes? Wenn nun gleich uns bis jetzt directe thermometrische Beobachtungen von Palästina fehlen, so vermögen wir glücklicherweise sie durch Beobachtungen aus Aegypten zu ersetzen. Cairo hat + 17° 6 R. m. T. Jerusalem liegt 1° 6 nördlicher als Cairo. Da nun 1 Breitengrad jener Gegend 0° 15 Aenderung des Thermometers giebt, so findet man für die mittlere Temperatur Jerusalems + 17° 2, was mit dem Obigen + 17° 5 nahe zusammenstimmt, und wir müssen schliessen, daß Palästinas mittlere Temperatur sich seit 3300 Jahren nicht merklich verändert hat. Daß allerdings dies Land in unseren Tagen ungleich wüster ist, als sonst, ist wahr, rührt aber nicht von der Veränderung seines Klimas, als vielmehr von seinem geschichtlichen Schicksal her. Deshalb sagt *Jowett* (*Christian researches in Syria and the holy Land*. London, 1825. S. 308): „Ich muß gestehen, daß es einen eigenen melancholischen Eindruck macht, wenn man so viel Land wüste liegen, und so wenige Bewohner im Lande sieht. Doch hat man keinen Grund, das Land von Natur für unfruchtbar zu halten. Seine gegenwärtige Unfruchtbarkeit kann keineswegs natürlichen Ursachen beigemessen werden, sondern deutet im eigentlichsten Sinne auf den richterlichen Fluch hin. Ein gerechter Gott hat in lang aufgeschobener Erfüllung seiner Drohungen das fruchtbare Land zur Wüste gemacht, um der Gottlosigkeit derer willen, die darin wohnten: aber es war diese Gottlosigkeit, diese wachsende Gottlosigkeit der Einwohner, selbst das Werkzeug, wodurch die entsetzliche Umwandlung geschah.“ In Rücksicht der allgemeinen, hier in Frage stehenden Sache räumen wir übrigens dem Vf. gern ein, daß durch locale Veränderungen einzelne Striche der Erdoberfläche eine Ab- oder Zunahme ihres Klima erleiden können; aber so wie hier die Sache selbst dargestellt ist, scheint mehr eine launenhafte Veränderung im Klima zu herrschen, was in der höchst legitimen Natur nicht denkbar ist. Wir finden den Grund dieses Schwankens und Abweichens bey dem Vf. darin, daß er aus Vorliebe zu manchen Hypothesen die wirklich wirklichen, wahren Factoren des Erdballes übersehen. Dies bezeugt vor Allem die aus der ungenauen Auffassung der klimatischen Veränderungen gezogene Folgerung (S. 116): „Die Kälte scheint also von Nordwest (?) her, die Wärme von Südost (?) und vielleicht auch überhaupt im Osten (?) zuzunehmen, welches, wenn gleich bis jetzt noch nicht vollkommen erklärlich, doch vielleicht mit den bekannten periodischen Veränderungen der Abweichung der Magnetnadel, sowie mit der Ab- und Zunahme der Schiefe der Ekliptik zusammenzuhängen scheint.“

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A P R I L 1 8 3 9.

## ERDBESCHREIBUNG.

HALLE, b. Schwetschke u. Sohn: *Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner.* Zum Gebrauch bey dem Unterricht in Schulen und Familien, vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande, sowie zum Selbstunterricht. Von Dr. Ludwig Gottfried Blank u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In einem solchen populären Werk ist jede Behauptung ungeeignet, die gegen alle Erfahrung anstößt. Zuerst ist in der geschichtlichen Zeit keine Ab- und Zunahme der Schiefe der Ekliptik gekannt, vielmehr die Stabilität derselben, folglich könnte die Schiefe der Ekliptik gar nicht mit der Abweichung der Magnetnadel zusammenhängen. Ferner die Behauptung, daß die Kälte im Westen, die Wärme in Osten ihren Sitz habe, ist allgemein ausgesprochen eben so unhaltbar und unrichtig, und streitet namentlich gegen das geographische Gesetz, daß die Ostküsten und Oststriche der continentalen Länder kälter als ihre Westküsten sind. Diefs bestätigen alle wissenschaftlich geographischen Werke, worauf hier Rec. verweisen muß. Aber auch diess Gesetz leidet durch bestimmte natürliche Verhältnisse seine Ausnahme. So ist die Küste von Chile und Peru kälter als die Ostküste von Südamerika. Diefs hat jedoch seinen Grund in dem südpolaren Strom, der an der Westküste Südamerikas dem Aequator zueilt.

Auf S. 110 erwähnt der Vf. die Albinos und Kretins. Was jene betrifft, so sind sie allerdings im Allgemeinen ein tropisches abnormales Gebild; doch kommen hie und da auch in den temperirten Gegenden vor, wie z. B. in Sieghartskirchen zwischen Wien und St. Pölten ein eingeborener Albino lebte, den Prof. Schmidt als einen wahren anerkannte. Rückfichtlich der Cretins ist die Behauptung des Vfs., daß sie vorzüglich im Salzburgischen und im Walliser Thal vorkommen, dahin zu berichtigen, daß keine Provinz Oesterreichs diese Halbmenschen in so großer Zahl hat, als Steiermark, wo sie Trotteln, Togger, Gacken, Fexen heißen. Im Salzburgischen, wo es deren im Ganzen wenige giebt, heißen sie Togger oder Gacken. Der Vf. behauptet unter dem Artikel Oesterreich noch einmal mit Unrecht dasselbe, was er hier von Salzburg sagt. Uebrigens sind Cretinismus und Kröpfe nicht, wie der Vf. S. 111 angiebt, immer zugleich vorhanden; die Trotteln in Grätz

J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

und an anderen Orten der Steiermark sind meistens ohne Kröpfe. Auf S. 117 rechnet der Vf. die chinesische See mit dem Meerbusen von Tunkin und Siam und die Sunda- und Malacca-Straße zu dem indischen Meere. Mit Recht wird aber in guten geographischen Lehrbüchern diess Alles zum stillen oder östlichen Ocean gerechnet, weil es rückfichtlich der Bewegung seiner Fluthen von dem großen Ocean abhängt.

Was nun die Darstellung des Wissenswürdigsten der Erde und ihrer Länder selbst betrifft, so wählen wir als Gegenstand unserer Beurtheilung vorerst aus dem I Bande die Schweiz. Der Vf. giebt S. 435 ihren Arealinhalt zu 696 Q. M. an, bemerkt jedoch dazu noch, daß er nach Anderen über 800 Q. M. betrage. Für den Flächeninhalt der Schweiz indessen kann keine bestimmte Zahl angegeben werden, indem ein bedeutender Theil derselben noch gar nicht vermessen ist. Deshalb variiren auch selbst bey Schweizer Geographen die Angaben, doch meist zwischen 716 und 873  $\frac{2}{3}$  Q. M. Des Vfs. Angabe ist demnach zu klein. Die Bevölkerung dieses Landes ist allgemein und zwar mit mehr als 200,000 Seelen aufgeführt. Richtiger hätte der Vf. gesagt: mit nahe an 2,200,000 S. Die bestimmte Bevölkerungszahl der Schweiz nach den neuesten, Anfangs 1837 dem Vorort angegebenen Verzeichnissen der einzelnen Cantone ist 2,177,420 E. (s. neue Züricher Zeitung v. 19 Mai 1837). Die Schilderung des Schweizer Bergbodens ist klar und richtig, nur die Höhenangaben sind meist ungenau. So ist, um nur einige Fälle anzugeben, der Tödi mit 1,2000' statt 12,890', der Susten mit 10,700' statt 1,0910', der Titlis mit 10,700' statt 10,820', der Baduz mit 9,200' statt 9,110' aufgezeichnet. Auch die Höhen der Seen sind größtentheils unrichtig. Der Thunersee soll 1,780' über dem Meere liegen. Nun hat aber der Brienzersee nur 1,766' Meereshöhe, folglich kann jener See, da er 10' tiefer liegt, als der Brienzersee, nur 1,756' Meereshöhe haben (nach Berner Triangulirung 1,761', nach Weiß gar nur 1,701' als Mittel aus 41 Beobachtungen). So liegt der Neuenburgersee nicht 1,320', wie der Vf. angiebt, sondern 1,340' über dem Meere. Der Vierwaldstättersee hat 1,350', nicht 1,320', auch nicht 1392. Rec. könnte auch hier noch mehrere Differenzen aufführen, wenn er nicht schon diese für hinreichend hielt. Die Autoritäten seiner Zahlangaben finden sich übrigens in dem Werk von v. Knorau (Beschreibung des Landes der Eidgenossen. Zürich, 1838). Auf S. 438 wird die erste Besteigung der

Jungfrau ins Jahr 1811 statt ins Jahr 1812 gesetzt. Uebrigens ist sie 1828 noch einmal von 6 Grindelwaldnern erklimmt worden. S. 442 heißt es von den Wind- oder Staub-Lavinen, daß sie minder gefährlich seyen, theils weil sie oft aus nicht sehr bedeutenden Massen, theils weil sie aus noch lockerem Schnee bestehen, aus welchem die Verschütteten zuweilen sich selbst herauswinden können. Diese Darstellung der Sache ist nicht richtig, denn gerade das Hauptmoment, wodurch die Staublavinen zu den gefürchtetsten in den Alpen gehören, ist übergangen, nämlich der sie begleitende Windstoß, der durch die vom schnellen und hohen Fall der Schneemasse zusammengedrückte Luft bewirkt wird. „Sie sind gefürchtet, sagt *Fr. Hoffmann* (in seinen physikalischen Vorlesungen 1 Bd. S. 257), weil sie plötzlich aus unerstiegenen Höhen herabfallen, werden weniger schädlich durch die Schwere ihrer Massen, als durch den Druck der Luft, welche unter der schnellfallenden, sich zerstreueten lockeren Schneemenge auf eine fürchterliche Weise zusammengedrückt wird, und an den Seiten entweicht. Es entstehen daher bey Niederfallen in den Umgebungen derselben oft furchtbare Windstöße, deren Wirkungen in der That ungeheuer sind, denn sie brechen große Felsstücke los, reißen ganze Wälder mit den Wurzeln aus dem Boden, und schleudern Häuser wie Spreu durch die Lüfte. Sie entstehen indess nicht in allen Wintern“ u. s. w. Diese *Hoffmann'sche* Ansicht ist der Natur entlehnt, nicht aber die des Vf. Uebrigens umfassen die 3 Arten von Lavinen, welche der Vf. angiebt, nicht die auf flachgeneigten Flächen allmählich abgleitenden Schneemassen, die s. g. Rutschlavinen, und somit ist diese vierte Art der Lavinen im Handbuch übergangen. — S. 453 hätte wohl bemerkt werden müssen, daß mit gutem Erfolg in Basellandschaft auf Salz gebohrt wurde, was an Weisheit, Reinheit und inneren Gehalt das französische und mehrere deutsche Salze übertrifft. Schon bezieht der Bubendorfer Landwirth Salzsole aus der Saline, woraus er Bäder bereitet. Auf S. 460 gedenkt der Vf. der alten Burg Kyburg, sagt aber von ihr weiter nichts, als daß sie bis zum J. 1798 bewohnt gewesen sey. Kyburg ist aber weniger dadurch berühmt, daß es bis zum J. 1798 bewohnt wurde, was sogar nur in gewisser Beziehung wahr ist, als dadurch, daß das weitläufige, aus mehreren Gebäuden bestehende Schloß einst der Sitz der Grafen von Kyburg war, deren Namen der Kayser von Oesterreich und der König von Spanien noch jetzt in ihrem Titeln führen, und daß der dabey liegende Ort Kyburg, welchen der Vf. gar nicht erwähnt, jetzt ein Pfarrdorf ist, einst aber eine Stadt und bis 1798 Hauptort der großen Landvogtey Kyburg war, aber durch die Staatsveränderungen dieser Zeit sehr herunterkam. Bey dem Canton Bern ist zu bemerken, daß sein Flächenraum 139 □M. enthält, nicht 121 □M., wie der Vf. angiebt, und daß unter den Flüssen dieses Cantons die Saane fehlt, die von Laupen bis Weileroltingen hieher gehört. Auch durfte Laupen, ein Landstädtchen an der Senne, einst eine

Reichsstadt und Berns Bundesgenossin, dann seine Untergebene, um des Siegs willen, den die Berner den 21 Juli 1339 über die Grafen von Aarberg, Kyburg, Neuenburg, Nydau, Greyerz, über die Bischöfe von Basel, Lausanne und Sitten und über die Freiburger erkämpften, und der ihr Aufblühen begründete, in diesem Handbuch nicht fehlen. Auf S. 464 ist die Angabe von dem Relief des General Pfüffer, der ersten Arbeit dieser Art, dahin zu berichtigen, daß sein Raum 180 Quadratstunden umfaßt, und daß darauf die Cantone Zug und Unterwalden, der größte Theil von den Cantonen Luzern, Uri und Schwyz und Einiges von Bern, Zürich und Aargau dargestellt sind. Nach dem Vf. hat dieses Relief nur 60 Quadratstunden Areal, und umfaßt nur den Canton Luzern und Theile der benachbarten Cantone. Der Canton Uri hat 22 Q. Meilen, nicht 20, wie sich S. 466 findet. Das Urerenthal ist nach S. 468 3 Stunden lang und 1 Stunde breit. Wenn der Vf. die Richtung von NO. nach SW. meint, so sind es allerdings 3 Stunden; steigt man aber bis Furka und in die Oberalp hinan, so hat das Thal mehr als 6 Stunden. Vom Canton Schwyz heißt es S. 469: „Das Land ist zwar sehr gebirgig, hat indess keine Schneeberge und Gletscher.“ Dieß ist, streng genommen, unrichtig. Denn auf den Berghöhen des Bifithales und auf dem Pfanner- und Redertenstock liegt Firn und ewiger Schnee. Dieser, wenn auch kleine Theil des Cantons gehört also zu dem Hochalpenboden. Auf S. 471 heißt es: „Die Glarner traten schon 1352 in den Bund der Bundesgenossenschaft.“ Mit dieser Behauptung stimmt die Geschichte nicht vollkommen überein. Allerdings neigten sich die Glarner, nachdem sie von der Herrschaft des Frauenstifts Sekingen an Oesterreich abgetreten, und von dem neuen Herrn härter gehalten wurden, als es unter der entfernten weiblichen Herrschaft der Fall gewesen, zur Mehrzahl auf die Seite der Eidgenossen, aber eben weil diese dem anderen Theil des Glarnervolks nicht recht trauen zu können meinten, so wurde der Bund für Glarus weniger günstig als für die anderen Bundesglieder, und längere Zeit genossen die Glarner im eidgenössischen Verein noch nicht die vollen Rechte der übrigen Bundesgenossen. Dieß geschah zum Theil vor dem Jahr 1352. Erst nach dem alten Züricher Krieg wurde den Glarnern ein neuer, besserer Bundesvertrag mit den übrigen 7 Ortsschaften zugestanden. Wenn der Vf. S. 470 erzählt, daß die Eidgenossen in der Schlacht bey Morgarten gegen 20,000 Feinde nur 15 Leute verloren hätten, so soll dieß wohl nichts Anderes sagen, als: Sie wollten nur 15 Mann verloren haben. Freiburg im Uechtland wird S. 477 „eine arme und traurige Stadt“ genannt. In wiefern, ist nicht angegeben. Bezieht es der Vf. auf das Außere der Stadt, so widerprechen dem die Schweizer Geographen, wie unter anderen *Knonau* in seiner Erdkunde der Eidgenossen S. 425 sagt: Freiburg ist im Ganzen gut gebaut, und seit einiger Zeit verschönert sich die Stadt bemerkbar. Alle Häuser sind aus Steinen. Man sieht viele große

Häuser, wo Zierlichkeit mit Einfachheit verbunden ist. Mehrere Straßen sind lang und breit und nach Zwischenräumen findet man angenehme freye Plätze, doch verhindern es einige allzusteile oder krumme Straßen, und mehrere gleichsam in den nächsten freyen Raum hingestellte Häuser, daß man die Stadt durchaus schön (nach des Rec. eigener Anschauung sind überhaupt wenige Städte der Schweiz durchaus schön gebaut; dies gilt aber von anderen Ländern in gleicher Weise) nennen kann. Die reiche Gasse ist eine der schönsten in der Stadt. Auf den meisten Brunnen befinden sich Zierrathen.“ Hat demnach der Vf. nicht das Aeußere der Stadt meinen können, so gelten seine Ausdrücke vielleicht entweder dem strengkatholischen Geiste oder der materiellen Armuth der Freiburger. Rückfichtlich des ersten Punctes gilt aber dieses Urtheil auch von anderen Orten, die durch eine gleiche Richtung sich auszeichnen, rückfichtlich des anderen Punctes ist Freiburg im Verhältniß zu vielen anderen Cantonsstädten der Schweiz nicht arm zu nennen.

Wir wenden uns zum Nachbarland Tyrol, das im 2ten Band, S. 212 u. f. w. beschrieben ist. Die allgemeine Beschreibung von Tyrol ist eine Identificirung mit der Schweiz. Wie es aber immer gewagt ist, zwey Länder zu identificiren, zeigt sich auch hier. Die dem Naturforscher eigenthümliche Aufgabe wird allezeit verbleiben müssen, die Länder in ihrer Aehnlichkeit und gegenseitigen Beziehung, aber auch in ihrer Sonderung und Eigenthümlichkeit zu betrachten. Erst dann tritt eine Charakteristik der Erdräume hervor, welche nützt und festelt. Der Vf. sagt S. 212 also: dies Land (Tyrol) verdient mit Recht in jeder Hinsicht den Namen der deutschen Schweiz. Seiner Beschaffenheit nach ist es augenscheinlich ein nur politisch von der Schweiz getrennter Theil. Hier wie dort die höchsten Alpen (hier auch Almen genannt), Berge mit ewigem Schnee, Gletscher, hier Ferner, Lavinien, hier Lähnen; dieselben Producte, gleiches Klima und auch im Charakter der Bewohner manche Züge der Aehnlichkeit. Die rhätischen Alpen, die Fortsetzung der Graubündner, durchziehen mit ihrem Hauptkamm Tyrol von W. nach O., und bilden die Haupttheilung in nördliches und südliches. Ihre Verzweigungen verbreiten sich nach allen Richtungen südlich und nördlich, und zwischen ihnen liegen die bewohnten Thäler, wovon die wichtigsten, nördlich das große Innthal, südlich das große Etschthal, das der Eisack und das Pusterthal sind. In Allem zählt man 29 bewohnte Thäler. — Der Hauptreichtum des Landes besteht außerdem wie in der Schweiz in der Viehzucht, dann im Holze und im nördlichen Theile vorzüglich im Bergbau auf Silber, Kupfer, Bley und Salz. Die Bevölkerung ist nur gering, geringer selbst als in der Schweiz, und betrug 1835 nur 785,000 Seelen, und auch diese kann das Land nicht allein ernähren, und jährlich wandern an 30,000 Tyroler aus, um im Ausland durch mancherley Handarbeit, Gewerbe und Handel etwas zu verdienen, womit sie gewöhnlich

gegen den Winter in die Heimat zurückkehren.“ Wir vergleichen mit dieser allgemeinen Beschreibung von Tyrol die von A. Lewald, der in seinem Tyrol S. 1 also sagt: „Das Tyrol ist ein seltsames Land; eine wahre Felsenburg — aber der kolossalsten Art. Eine Verchränkung von Felsen, ein Netz, ein Roß, man nenne es, wie man will, kein Vergleich wird passend befunden. Der Witz verläßt uns. *Die Schweiz ist anders, ganz anders.* Die Schweiz hat Ebenen zum Kornbau, der nordwestliche Theil von Constanz nach Basel läßt das Hochland kaum ahnen; Tyrol weiß nichts davon; nicht im Umfang einer Stunde verleugnet es seinen Charakter; es ist gebirgig durch und durch. Daher fehlt ihm auch Getreide; es hat an vielen Orten kein Brod für seine Söhne, die es dennoch warm und treu lieben. Die Schweiz hat Seen, eine Wasser- und Nixen-, und Najaden-Pracht, die ihr Reisende von allen Seiten herbeiziehen; Tyrol hat seine sprudelnden Quellen, seine brausenden Ströme, seine lieblichen Gebirgsflüßchen, aber die großen Wasserspiegel fehlen ihm, um seiner Felsen Füße zu baden, ihre Häupter wieder zu strahlen.“

Beide Verfasser sind, wie man hieraus sieht, entgegenetzter Ansicht. Wer hat Recht? Einerseits Jeder, andererseits Keiner. Tyrol hat seine große Aehnlichkeit mit der Schweiz, das ist wahr; aber auch seine Eigenthümlichkeit. Beides muß hervorgehoben werden, um das Land in seinem wahren Charakter zu erfassen, was nicht geschehen kann, wenn nur das Eine oder das Andere behauptet, und darauf hin die Beschreibung eines Landes basirt wird. Bey unserem Vf. vermiffen wir, eben weil Tyrol mit der Schweiz identificirt ist, die charakteristische Auffassung des tyroler Bodens und der tyroler Natur. Daß beide Länder Alpen, Berge mit ewigem Schnee, Gletscher, Lavinien haben, dies macht noch keine Gleichheit zweyer Länder aus, giebt auch keine Einsicht in die Naturconstruction eines Landes. Der Alpenwurf oder Alpengang in Tyrol hat nur die Haupttrichtung der Centralalpen, sonst aber eine andere Position, als der der Schweiz, wodurch auch dem Lande andere eigenthümliche Verhältnisse nothwendig zukommen. Die Schweiz hat ihre Längenthäler in der Südkette, im Norden ihre längeren Querthäler und welligen Vorebenen, ihr fehlen die ausgebildeten Südthäler. Es ist hier vom Süden her ein plötzlicher Umsprung der italiänischen Natur zur Alpenwelt, des Horizontalen zum Verticalen; vom Norden dagegen ein allmähliches Eindringen durch viele Vorhallen in die Central-Alpenwelt. In Tyrol ist dies anders und zwar umgekehrt. Der Grundbau ist im Ganzen hier wie dort rückfichtlich der Größe und Gewalt der Construction und rückfichtlich der Haupttrichtung der Längenschne gleich, aber in Tyrol sind die Längenthäler auf die Nordseite, die Querthäler auf die Südseite gelegt. Der rasche Umsprung der Ebene zur Hochalpenwelt ist im Norden, das allmähliche Vordringen durch Vorhallen im Süden. Daher hier das weite Hereinathmen der italiänischen Wärme und Natur in die langgeöffneten Südthäler, das weite

Aufsteigen italiänischer Producte und Sitte und Sprache in diesen Südthälern Tyrols. Unser Vf. hat einer bestimmten Auffassung des Landes auch dadurch geschadet, daß er ganz unbestimmt sagt: die rhätischen Alpen durchziehen mit ihrem Hauptkamm Tyrol von W. nach O., und bilden die Haupttheilung in ein nördliches und südliches. Eben in Bezug auf die Gebirgsconstruction war das Land in 3 fast parallele Gebirgszüge zu theilen, in den eigentlichen rhätischen Alpenzug, den Hauptstock, der von Graubünden bis Salzburg streicht, und die klimatischen, botanischen, ethnographischen und Cultur-Unterschiede zwischen dem germanischen und italiänischen Tyrol, zwischen Nord und Süd dieses Landes bedingt. Am Fuß dieses Zugs liegen die Längenthäler, am Nordfuß das Innthal, am Südfuß das obere Etsch- und Eisack-Thal. Nördlich vom Inn, parallel mit jenem Binnenzug streicht der zweyte Hauptgebirgszug, die tyroler oder deutschen Alpen. Der dritte Hauptzug, die trienter Alpen, ziehen südlich vom Binnenzug, vom Gardasee in einem großen Bogen bis zum S. Pelegrino, wo dann der Zug als karnisches (Alpen-) Hochland auftritt. Dies im Allgemeinen über Tyrols räumliche Verhältnisse. Vieles Andere, was der Vf. über die Producte des Landes und über das Leben seiner Bewohner sagt, ist theils nicht bestimmt genug, theils deutet es auf eine Verschiedenheit der tyroler und schweizer Verhältnisse. Nehmen wir nur unter den mancherley möglichen Beziehungen die Industrie, wie verschieden ist diese auf dem Boden beider Länder! Tyrol kann nur einen kleinen Theil seiner Bewohner daheim ernähren, deshalb die steten und starken Erwerbzüge der Tyroler in die Ferne; die Schweiz dagegen hat sich ungeheuere Industriepuncte geschaffen, wodurch sie theils ihre Bevölkerung dichter und reicher machen kann, als Tyrol, theils auch viele Ausländer um der Arbeit, um der Schönheit des Bodens und um seiner freyen Institutionen willen ins Land zieht. Ebenso vermissen wir bey unserem Vf. die Durchföhrung des Gegenfatzes zwischen Nord- und Süd-Tyrol, welcher sich nicht allein in dem Naturbau des Landes, in seinen Producten, sondern auch in ethnographischer Hinsicht bemerkbar macht. Wie sehr sind in Sitten und im Charakter, in Gebräuchen und in der Gefinnung der Nord- und Süd-Tyroler von einander verschieden! Schon wenn man den Brenner von Norden her überschritten hat, sieht man Vieles geändert. Das lustige, raufende, jodelnde, tanzende Tyrol, sagt Lewald, wie man es im Zillertal und in den Innthälern findet, verschwindet. Mit dem Weinbau sollte die ausgelassenste Fröhlichkeit beginnen; so glaubt man, aber hier ist es umgekehrt. In den prächtigsten Weinlaubgängen, die sich auf Stunden erstrecken, unter dem Schatten von Kastanien und Feigen erkirbt der jauchzende Jodler und

nur selten, fast verstohlen, hebt sich der Fuß zum Tanz beym Klang der einsamen Zither. Nicht mit Unrecht läßt sich größtentheils dieser ernstere Charakter den Geistlichen zuschreiben, die oft sehr anhaltend gegen Tanz und Lustigkeit eifern. Ferner, während der deutsche Thalbewohner sich eine bunte Kleidung mit bäuerlicher Nettigkeit erfand, geht der italiänische, mit geringer Ausnahme, nur schmutzig einher, gewöhnlich in Manchester von verschoffenen Farben, und sieht in den aufgeschürzten Hemdärmeln und den bloßen braunen Armen, mit dem markirten Gesichte, einem Bilde gleich, das uns unsere Phantasie wohl oft in unserer nördlichen Heimat bey der Lectüre abenteuerlicher Räuber geschichten vormalt. Und dennoch nennt der italiänische Tyroler seinen deutschen Bruder: *porco tedesco*, und macht sich über seine Art zu leben, zu essen, zu trinken lustig, worin er freylich viel einfacher und nüchterner ist. Auch über die Sprachen der tyroler Landschaften ist nichts bemerkt, und doch hat Tyrol wie die Schweiz vieles Eigenthümliche in dieser Hinsicht. Wenn deutsch in den Nordthälern, italiänisch in den Südthälern gesprochen wird, so sind doch in den verschiedensten Hochthälern uralte Dialekte heimisch, die aus der alten rhätischen Völkerzeit und von vielen hieher geflüchteten Völkertrümmern gerettet sind. Sicherheit des Alten liegt ja in der eigenthümlichen Welt hoher Gebirgsgegenden. Man denke deshalb nur an die verschiedenen romanischen Dialekte im Engadin, an die Sprache der Badioten in Enneberg, an das angeblich Altetruskische im Grödenthal. Tyrols Bevölkerung giebt der Vf. für das Jahr 1835 zu 785,000 Seelen an. Dies ist unrichtig \*), denn die amtlichen Angaben haben eben für dies Jahr 813,408 Einwohner, und zwar in den einzelnen Kreisen: Roveredo 106,479, Trient 183,268, Botzen 107,072, Brunecken 100,736, Schwatz 127,242, Imst 92,438, Bregenz 96,173, zusammen 813,408 E. Der Vf. schreibt Inn und doch Innsbruck. Warum nicht Innsbruck? Bey Brixen bedurfte es der Erwähnung, daß es der Sitz eines Fürstbischofs sey. Wenn das Grödenthal seiner Holzwaaren wegen genannt wird, so war auch das angrenzende Enneberg oder Abteythal wegen seiner wunderbaren Dolomitgebirge, die Dolomieu zuerst 1789 beobachtete, und überhaupt wegen seines durch und durch vulcanischen, stets noch unruhigen Bodens zu erwähnen.

\*) Wie die Bevölkerung Tyrols, so ist überhaupt die von Oesterreich vom Vf. zu gering angesetzt. Oesterreich hat nicht über 34, sondern über 35 Mill. Einw. In seinen deutschen Ländern wohnen 11,245,000 S.; in Ungarn mit der Militärgrenze 12,501,000 S.; in Siebenbürgen 1,963,000; in Galizien 4,395,000; im lombardisch-venetianischen Reich 4,575,000; in Dalmatien 365,000 S.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

APRIL 1839.

## ERDBESCHREIBUNG.

**HALLE**, b. Schwetschke u. Sohn: *Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner.* Zum Gebrauch bey dem Unterricht in Schulen und Familien, vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande, sowie zum Selbstunterricht. Von Dr. Ludwig Gottfried Blank u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Von Botzen sagt der Vf., dass es gut und schon in italiänischem Geschmack gebaut sey. Diese Behauptung ist jedoch einzuschränken. Bis auf eine einzige Straße der Kaufleute, in der sogenannten Laubenform gebaut, und bis auf einige öffentliche Plätze ist Botzen unreinlich und unregelmässig. Die Bauart der Häuser kann nicht italiänisch genannt werden, vielmehr ist es die in Süd-Tyrol übliche Bauform, zu deren Eigenthümlichkeiten gehört, dass sich die Zimmer um weite Hallen reihen und dass das Dach offen ist, und sich darüber die sog. Lichthaube wölbt, welches ein zweytes, lichtiges, über der Oeffnung wie ein Mantel schwebendes Dach ist, das auf schlanken Säulen ruht, und Licht und Luft, aber auch Schnee und Regen ins Innere des Hauses einfallen lässt. Bey Botzen waren seine Zelten, ein Backwerk, durch Oesterreich gleich den Linzer Torten renommirt, und ausserdem Gries, gleichsam die Vorstadt von Botzen, wegen seiner Kirche, der schönsten in Tyrol, zu erwähnen. Uebrigens sind die vier vom Vf. gerühmten Messen dieser Stadt jetzt ohne alle Bedeutung; ihr Verkehr und ihre Seidenfabriken haben sich nach Trient herabgezogen. Bey Trient hat der Vf. mit Unrecht das Volksfest des heiligen Vigilius, des im ganzen Land sehr verehrten Bischofs und Märtyrers (+ 403 durch Henkershand), übergangen. In den Tagen dieses Festes ziehen viele Tausende aus allen Gegenden Tyrols andächtig und neugierig herbey, und die ungetheilte Festfreude der eigenen und der fremden Bevölkerung giebt der Stadt einen grossartigen Charakter. Meran war allerdings früher die Hauptstadt von Tyrol (weßhalb es noch von den Bewohnern der umliegenden Thäler schlechthin die Stadt genannt wird), aber wohl verstanden, nicht von dem Umfang des heutigen Tyrol, sondern von dem Besitzthume der alten Grafen von Tyrol, welches sich auf das obere Etschthal (das sog. Landl, woher der bekannte Tanz Ländler oder Ländler seinen Namen hat) und auf einen Theil von Botzen bis nach Pontalto im Engadinn

J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

beschränkte. Bey Bregenz wird der Malerin *Kaufmann*, sonst im ganzen Lande keines Künstlers weiter gedacht. Warum gerade dieser Künstlerin allein, da doch Tyrol sehr viele Künstler (die Kunstgeschichte nennt 400 Tyroler) hervorgebracht hat und darunter viele ausgezeichnete Maler, wie Koch, Knoller, Schöpf, Pozzo, Strudl, Troger, Weirötter? Unter seinen Architekten war Wilhelm von Innsbruck der Erbauer des schiefen Thurmes zu Pisa.

Wie Rec. hier in der Schilderung, welche der Vf. uns von Tyrol giebt, das wahre und anziehende Gemälde der eigenthümlichen Bodengefalt und Bodenfallung und die davon abhängigen socialen und geschichtlichen Volksverhältnisse vermisst, so steht es auch fast durchgehends bey den übrigen Ländern. Wir begegnen in diesem Handbuche nicht jener lebendigen, fruchtbaren Beziehung, in der Land, Volk und Geschichte zu einander stehen, nicht jenem Hineinführen in den inneren Verband der geographischen und geschichtlichen Elemente, sondern im Grunde noch der Gewohnheit mancher unserer Geographen, geschichtliche Uebersichten zu den einzelnen Ländern hinzuzufügen. Wie reich auch die Ausstattung des Einzelnen ist, es bleibt doch das Ganze eine mechanische und keine chemische Mischung. Nie werden wir die weltgeschichtliche Bedeutung verstehen, welche den Bau- und Wohn-Plätzen der Erde durch des Schöpfers Hand eingedrückt ist, wenn wir nicht die Geschichte als Commentar der Erdbildung nehmen. Der Einfluss, den der Boden auf die Zustände seines Volkes, und umgekehrt den dieses auf seine Heimat ausübt, denn Land und Volk stehen in gegenseitiger Einwirkung zu einander, lässt sich, um irgend ein Beyspiel festzuhalten, sehr deutlich in Europa an Griechenland nachweisen. Bey dem Vf. lesen wir zwar Vieles über den griechischen Boden, sehr Vieles über die Schicksale seines Volkes, aber wir finden weder den scharf ausgeprägten Naturtypus Griechenlands, noch die ethnographischgeschichtliche Beziehung dargestellt, die doch hier so leicht vor die Seele desjenigen treten muss, der über das Land das Wissenswerthe aufzeichnen will. Denn, sagt sehr richtig *Leo v. Klenze* (Aphoristische Bemerkungen, gesammelt auf seiner Reise nach Griechenland. Berlin, Reimer 1838), wenig Ländercomplexe auf dem Rund der Erde möchten zu finden seyn, welche eine so ausgesprochene und günstige Charakteristik ihrer geographischen, physischen und klimatischen Verhältnisse darbieten als Griechenland; dies Land habe noch ebenso diese Eigenschaften, wie in der ältesten Zeit, noch immer bestehen dieselben geographischen

und physischen Bedingnisse wie ehemals, das Volk, welches Hellas bewohne, so und nicht anders zu bilden und zu entwickeln; auch habe sich in allen Zeiten bewährt, daß seine Entwicklung nach allen Richtungen dieselbe gewesen wie in alter Zeit, wenn Unterdrückung und Slaverey in kleinen Zwischenräumen der eigenthümlichen Kraft dieser Nation freyen Lauf und Aufschwung gestatteten, und daß sich hieraus vollkommen die Richtigkeit des Ausspruchs erkläre, der die Griechen *une nation indestructible* nennt. Dieser Verein von Local- und geschichtlichen Verhältnissen, fährt v. Klenze fort, die Gewalt des griechischen Bodens und Himmels, die nie ganz abgerissene Tradition einer höheren Vorzeit war es auch, was bewirkte und stets noch bewirken wird, daß, welche Nationen auch auf griechischem Boden sich festsetzen, diese bald wieder selbst zu Griechen wurden und werden mußten. So aber war es, so ist es, und so wird es wohl stets in diesem Lande seyn.

Darum haben sich 1) alle die verschiedenen Völkerstämme, die in den ältesten Zeiten, wie die seit 2000 J. eingewandert sind, so die römischen, gothischen, celtischen, slavischen, fränkischen, italischen und catalonischen Residuen (bis auf die ebenfowohl für Griechenland als für ganz Europa unauflöselichen Türken) bald dem Land und seiner früheren Bevölkerung assimiliert und sind zu Griechen geworden; darum hat sich 2) nach derselben Bedingung und Naturfunction durch alle Katastrophen hindurch Sprache, Gesinnung, Charakter, Tugend und Laster Griechenlands erhalten.

Aber nicht allein in Griechenland, sondern auf allen Erdräumen zeigt sich eine beharrende Eigenthümlichkeit im Boden und in der Volksentwicklung, deren Auffassung und Darstellung für Jedermann höchst wichtig und lehrreich seyn muß. Wir werden diese darum überall, wo sie umfangreiche Werke der Erdkunde zur Seite liegen lassen, ungern vermissen, besonders bey allen den Ländern, die entweder eine sehr geschichtliche Bedeutung erlangt haben, oder denen, nach allen ihren Verhältnissen zu urtheilen, noch eine wichtige Rolle in der Geschichte vorbehalten ist.

Nöthigte nicht der Raum dieser Blätter, unsere Beurtheilung zu schliessen, so würden wir auf mehrere einzelne Darstellungen des Vfs. hinweisen, die auf älteren Berichten beruhen und keineswegs mit neueren übereinstimmen. Wir geben aus dieser vorbehaltenen Reihe nur Ein Beyspiel.

Daß die wichtige Provinz Natal an der Südostküste Afrikas von den unabhängigen Häuptlingen der Eingebornen an die Engländer (zu Gunsten ihrer Handelsinteressen) abgetreten und nun eine Colonie der Engländer geworden, dies ist vom Vf. gar nicht erwähnt. Sowohl Natal nämlich, als auch die De Lagoa-Bai waren schon seit 1805 zu Folge der Capitulation der Capcolonie als englische Besitzungen anzusehen. Wenn nun gleich diese Colonieen bis 1836 wenig von der englischen Regierung beachtet, und selbst seit des Lieutenant Farewells Tod unsicher gemacht worden sind, so blieb Natals Lage, Klima und Natur zu wichtig, als daß dies nicht die Re-

gierung geneigt machen mußte, sich der Colonisten daselbst anzunehmen und mit den Eingebornen sich abzufinden. Und in der That hat die weisse Einwohnerchaft schon einen Plan der Stadt ihrer Provinz, Victoria genannt, entworfen und die inneren Verhältnisse der Regierung geregelt. Statt dieser Mittheilung sagt unser Handbuch Bd. III S. 119: die Küste von Natal ist noch nie unterfucht worden. Aber auch dies ist unrichtig. Denn nicht allein *Farewell*, *Gardiner* und *A. Smith* haben uns über dies Land Nachricht gegeben, und besonders ist Letzter ein wissenschaftlicher Berichterfatter dieser Küstengegend, sondern auch manche Speculanten der Capcolonie gingen nach diesem Land, um sich von seiner gerühmten Lage zu überzeugen. Noch sey bemerkt, daß das Gebiet der Colonie im O. vom Meer, im W. vom Gebirg Quathlamba, von den Flüssen, dem Togala im S. und dem Omzinkula im S. begrenzt wird, und gegen 14,000 engl. Q. Meilen umfaßt. Ueber Natal haben wir vor Kurzem von *Pöppig* in seinen malerischen Ansichten (Leipz. 1838) einen sehr schätzenswerthen Aufsatz erhalten.

In Portugal wird *Santarem* übergangen, eine durch ihre Einwohnerzahl, Lage, 14 Klosterpaläste und königlichen Grabmäler berühmte Stadt; in Oberitalien die 7 *Gemeinden* oder *cette Comuni*, ein 17 Meilen langer, zwischen der Brenta und Etsch an der Südgrenze von Tyrol sich hinziehender Bezirk, dessen Einwohner von deutschem Ursprung sind, deutsch reden, eigene Gesetze, eigene Kleidung und Gebräuche haben; dergleichen die 13 *Gemeinden* in Veronischen; in Sachsen die um Zittau gelagerte Gruppe von mehr als 30 Fabrikörtern, von denen manche 4—8000 Einw. haben, und unter denen *Grossschönau* selbst neben Berlin mit seinen Damastwebereyen noch großartig dasteht; in Bayern *Altötting*, ein Ort, der als Wallfahrtsort und durch *Tilly's* Grab und außerdem dadurch wissenschaftlich ist, daß hier das Herz jedes verstorbenen bayerischen Regenten beygesetzt wird, ferner *Eichstädt* an der Altmühl, die Residenz des Herzogs von Leuchtenberg. Bey Würzburg heißt es nur: Diese Stadt war einst die Hauptstadt eines schon 741 vom heiligen Bonifacius gestifteten Bisthums. Warum wird nicht des für Würzburg höchst wichtigen Apostels Kilian gedacht, dessen Grab man im neuen Münster zeigt, dessen Name in Unterfranken vielen Orten und zahllosen Personen als Taufname und selbst als Zuname gegeben, und der eben in dieser Gegend als Heiliger verehrt wird? Warum wird nicht angegeben, daß Würzburg einst die Hauptstadt Frankens, dann ein fürstbischöflicher Sitz, in neuerer Zeit auf einige Zeit die Residenz eines Großherzogs war, und jetzt die Hauptstadt von Unterfranken ist? Selber im reichhaltigen Register fehlen doch noch einzelne wichtige Namen, z. B. Helena, obschon dieses Band III. S. 430 gut abgehandelt \*) ist. B.

\*) Nur irrt der Vf., wenn er angiebt, daß auf Helena viel Regen sey. Wahr ist einzig, daß auf dieser Insel selten Regen fällt, dagegen ihre Spitzen ganz in Wolken eingehüllt sind, und daß über die 1760' hohe (nicht 2000' hohe)

**HERMANNSTADT, b. Thierry: Statistische Skizze der siebenbürgischen Militärgrenze, von J. H. Benigni von Mildenberg, Feldkriegs-Secretär bey dem k. k. siebenbürgischen General-Commando. Zweyte vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage. 1837. XI u. 181 S. 8. (20 gr.)**

Die Umarbeitung eines Buchs, das einen der unbekannteren Theile Europa's zur Kenntniß bringt, kann nur erwünscht seyn, und wird dies um so mehr, wenn sein Vf. in der Vorrede versichern darf, nur Fortschritte zum Besseren in der Einrichtung und Verwaltung der von ihm geschilderten Bezirke machen seine neuere Ausgabe nöthig (S. IV). Die kurze Einleitung giebt eine Geschichte des ungarischen und siebenbürgischen Grenzinstituts, das mit den römischen Militärcolonieen wenigstens einige Aehnlichkeit hat, wenn es auch jetzt mehr Polizeyanstalt gegen Räuber und Pest, als eine Abwehr andringender Kriegsvölker ist. Entstand es doch ebenfalls aus dem Zwecke, die neueroberten Landstriche zu sichern, nämlich gegen die Türken. Zugleich diente es der Absicht, Einöden, die der Krieg geschaffen hatte, zu bevölkern. Wallachische und Seckler-Truppen sind es, deren Ansiedlungen, in 5 Regimentsbezirken, die Grenze gegen Moldau und Wallachey schützen. Sie bilden aber nicht ein zusammenhängendes Gebiet, sondern sind, besonders die Husaren der Seckler, in mehreren Provinztheilen zerstreut, daher der Flächeninhalt nicht angegeben werden kann. Die Karpathen-Pässe, welche den Zugang von der Moldau und Wallachey nach Siebenbürgen schliessen, sind die hauptsächlichsten Punkte der Bewachung. Rec., der nicht im Stande ist, die Genauigkeit in den Angaben des Vf. zu controlliren, begnügt sich, die wichtigsten, da das Werkchen doch nicht viele Verbreitung finden wird, hier mitzutheilen.

Die Zahl der Individuen belief sich 1830 auf 168,061, um 36,118 mehr als 1803. Die Durchschnittszahl der Individuen, die eine Familie bilden, ist 9. Dies erklärt sich daraus, daß besonders die Wallachen schon mit 18—19 Jahren heirathen, die Mädchen mit 15 und Grosväter von etlichen und dreißig Jahren nichts Seltenes sind. Von dieser Bevölkerung sind 10,765 im wirklichen Militärdienste. Die Grenzer sind in 11 Marktstellen und 284 Dörfern angesiedelt, wovon jedoch weit die meisten nicht von ihnen allein bewohnt werden. Die Nationalität der Seckler ist die ungarische; ihre Sittlichkeit hat sich in neuerer Zeit gehoben. Dagegen stehen die Wallachen in Bildung und Thätigkeit noch weit zurück, wozu nicht wenig neben dem langen Druck, unter dem die Nation lag, die griechische Kirche, der sie angehört, mit ihren unwillkürlichen Priestern, ihren vielen Festtagen und Gebräuchen beyträgt. Die Seckler dagegen sind zu  $\frac{2}{3}$  römisch-katholisch, zu  $\frac{1}{3}$  protestantisch und unitarisch (focinianisch). Der Ackerbau, der auf dem dortigen Boden viel Fleiß fodern würde, wird ohne Kenntniß besserer Erfahrungen und

Grundsätze betrieben. So baut man z. B. nur nach 8 Jahren dieselbe Getreideart wieder auf demselben Boden, und läßt zwischenein denselben je das zweyte Jahr brach liegen. Daher nährt auch der Feldertrag des Grenzgebiets seine Bewohner bey Weitem nicht. Noch schlechter steht es mit Futterbau und Viehzucht, welche letzte immer noch ärmlich genug, ohne Beyhülfe der nahen Moldau und Wallachey, wo man das Vieh überwintern läßt, vielleicht auf ein  $\frac{1}{2}$  vermindert werden müßte. Man weiß natürlich dort nur von Waidefütterung. Die Wälder, auf deren Ertrag die dortige Natur den Bewohner stark genug hinweist, werden wenig nützlich, indem keine Holzcultur, keine ökonomische Behandlung des Holztrags Statt findet. Am ehesten ist noch der Bergbau ergiebig. Von Handwerken darf kaum die Rede seyn. Auch Handel kann bey Allem, was die Regierung für die Communication durch Straßens Löbliches gethan hat, nicht Statt finden. — Wie armfelig muß demnach der Zustand dieser Grenzgebiete ehemals gewesen seyn, wenn man das, was der Vf. in der Vorrede von bedeutenden Verbesserungen sagt, nicht für ein bloßes Compliment an die Regierung halten will! Ob der Lehenszustand, in welchem die Grenzer leben, und die militärische Verwaltung nicht auch, zusammen mit den nationalen Sitten, einem kräftigeren materiellen Aufblühen der Colonieen im Wege steht?

Die persönlichen Verhältnisse des Grenzbewohners, als Officiers (zugleich Verwaltungsbeamten), Beamten (beym Civilwesen der Provinz), Geistlichen (meist den Grenzfamilien angehörig), gemeinen Grenzers, Schellér (eine Art gemietheter Knechte ohne Militärpflicht), die Pflichten des Militärdienstes und der Gemeindebürgerchaft, wobey sich zeigt, daß in der Praxis (wenn auch nicht im Reglement) die Militärpflicht dem Ackerbau schaden muß, und dennoch jener nicht recht genügt werden kann (da auch Invaliden im Dienste sind), die verschiedenen realen Verhältnisse des Eigenthums (Seckler und wallachische Adelige) und der Nutznießung (unterthänige Wallachen), die Grenzverfassung, sowohl die militärische, als die bürgerliche (unter welcher die komische Charge der Regiments-, Bataillons-, Escadrons-Hebamme nicht vergessen ist), dies Alles bespricht der Vf. des Näheren. Auch Contumaz-Anstalten, Kirche und Schule sind nicht übergangen. Bey beiden geht hervor, daß zwar die österreichische Regierung viel Gutes befördert hat, immer aber noch von 16,180 Kindern (wovon 7103 Mädchen) zwischen 7 und 12 Jahren nur 11,150 (worunter 3,444 Mädchen) Unterricht erhalten, und daß die wallachische Geistlichkeit auf einer viel zu tiefen Bildungsstufe steht. Angehängt ist eine Tabelle sämtlicher Ortschaften der Militärgrenze, mit Bemerkung ihrer Eintheilung in provinzieller und militärischer Hinsicht. — Die ganze Schrift trägt das Gepräge genauer Kenntniß und ungeschmückter Darstellung, wenn auch ihre Form nicht besonders anzieht.

W. H. D. V.

Fläche, worauf Longwood liegt, ein feuchtkalter Südostpaßat weht.

HERMANNSTADT, b. Thierry: *Transilvania*, periodische Zeitschrift für Landeskunde. Redigirt von *Jof. Benigni von Mildenberg* und *Carl Neugeboren*. 1837. Erster Band. XXI u. 285 S. Zweyter Band. 290 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Neben dem nächstliegenden patriotischen Zwecke, Vaterlandsliebe durch die Kenntniß der Heimat zu wecken, und heimischen Forschern einen Ort zu geben, wo sie ihre Resultate niederlegen könnten, vermochte die Herausgeber zur Gründung dieser Zeitschrift der Umstand, „dass in den auswärtigen Compendien und Lehrbüchern mehr Irrthümer und Unrichtigkeiten über Siebenbürgen enthalten sind, als über die Länder der anderen Hemisphäre“ (S. III). Eine kurze, zwar dem wissenschaftlichen Interesse nicht genügende, aber doch klare Uebersicht der Geographie und Geschichte geht als Basis in der Einleitung voran.

Die Aufsätze sind theils geschichtlichen, theils geographischen (sowohl naturwissenschaftlichen als statistischen) Inhalts. Zu jenen gehören 1) *Andreas Bathori, Cardinal und Fürst von Siebenbürgen*. (Aus zum Theil ungedruckten Quellen.) Von *C. Neugeboren*. (Erster Band S. 1—66. 121—235. Zweyter Band S. 1—29). Eine treffliche Arbeit, der es mehr zum Lob als zum Tadel anzurechnen ist, dass sie bey ihrer Solidität der Politur ermangelt, welche man jetzt vom Geschichtschreiber erwartet. 2) *Chronologische Darstellung des Handels und der Industrie in Siebenbürgen unter der Regierung österreichischer Fürsten vom Grafen Joseph Kemény* (S. 67—112). Vorausgeht eine gedrängte Geschichte derselben Gegenstände von Anfang an, die uns zeigt, wie von den 3 landständischen Nationen die *Sachsen* allein für Handel und Gewerbe etwas leisteten, und wirklich bedeutenden Handel hatten, während die *Seckler* und *Ungarn* dem Feldbau und Kriegsdienste lebten. Daher der Reichthum der sächsischen Städte Kronstadt, Hermannstadt, Bistritz, ihre festen und prächtigen Bauten. Mit der Losreißung Siebenbürgens von Ungarn nach der Schlacht bey Mohács (1526) sank in den beständigen Unruhen und Kriegen Handel und Gewerbfsamkeit so, dass man griechische Kaufleute mit grossen Freyheiten ins Land rufen mußte. Sie konnten sich erst wieder heben, als (1688) das Land unter Oesterreich gekommen, und im Frieden von Passarowitz (1718) dieser Besitzstand gesichert war. Allein das Mißtrauen gegen die Türken, der österreichische Seehandel von Ostende aus, der den levantischen Transit durch Siebenbürgen schwächte, neue Kriege und Pest ließen bis zum Aachner Frieden (1747) nichts Tüchtiges aufkommen. Das österreichische Mauthsystem war Ursache, dass man die Waaren aus Leipzig und Breslau nach Siebenbürgen holte, besonders alle Seide-, Wolle-, Baumwolle-, Leinwand-Manufacte und Pelzwaaren. Ausführlich werden die Bemühungen der Maria Theresia um Hebung des

siebenbürgischen Handels dargestellt, wobey denn auch Blicke auf das Steigen des österreichischen Handels im Ganzen vorkommen. Die Geschichte reicht nur bis 1768. 3) *Szászváros mit seiner Umgebung geschichtlich dargestellt von der Gründung bis zur Schlacht auf dem Brotsfelde 1480* von *D. J. L.* (S. 236—252), ein nicht uninteressanter Beytrag zur Geschichte der deutschen Colonisation und der Türkenkriege. 4) *Reise nach Varkely in antiquarischer Hinsicht im J. 1832* von *M. J. Ackner* (S. 264—285 II, 222—290); beachtenswerthe Mittheilung über die Städte des alten Dacien und über römische Privatwohnungen und Tempel. 5) *Versuch des Beweises, dass der Grund der Sachsen in Siebenbürgen ein wahres Lehn sey*. (B. II. S. 33—61). 6) *Zweifel, Widersprüche und abweichende Meinungen verschiedener Geschichtschreiber über Abstammung, Geschlechtsfolge, Nachkommen der älteren Könige von Ungarn* (B. II. S. 62—92). 7) *Ueber den Geburtsort des Dichters, Redners und Staatsmannes Jac. Piffo*. (II, 93—96) 8) *Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Albat Huet, Hermannstadter Königsrichters* von *Joh. G. Schafer*, (II, 97—165), ein Beytrag zur näheren Schilderung der in No. 1 enthaltenen siebenbürgischen Verhältnisse. 9) *Mich. Weifs, Stadtrichter in Kronstadt und die Fehde gegen den Fürsten Gabriel Bathori*, von *B. von M.* (II, 167—197), ein histor. Bild aus derselben Epoche. 10) *Georg Soterius, von Joh. Karl Schuller* (II, 198—221), eine literarhistorisch-biographische Notiz. Der geographische Antheil an der Zeitschrift ist etwas sparsamer bedacht: 1) *Beyträge zur geologisch-geognostischen Kenntniß von Siebenbürgen*, von *M. Bielz* (I, 113—119), Notizen über merkwürdige Petrefacte und eine eigenthümlich gelagerte Knochen-Breccie. 2) *Uebersicht der Gebirgsformationen in Siebenbürgen*, von *Fangh* (I, 253—260), Angabe der Bildungen vom Granit durch alle Hauptglieder bis zum Alluvium, mit Bemerkung der geographischen Lage und des Bergbaus in jeder Formation. — Viel zu unbestimmt bezeichnet. 3) *Notizen über die Bevölkerung Siebenbürgens* (I, 261—263). Auf die Zählung von 1786 hin wird die stets evidente Population der Militärgrenze zur Berechnung der Zunahme gebraucht. Resultat für 1832: 2,034,373 auf 1132 Q. M. (letzte nicht sicher, weil zu wenig vermessen ist). 4) *Beytrag zur Gebirgskunde von Siebenbürgen* (II, 236—290), über die Nagellue-Bildung am südlichen Saum der Karpathen gegen die Wallachey.

Aus dieser Uebersicht geht hervor, wie die Geschichte bis jetzt in der *Transilvania* reicher bedacht ist, als die Geographie. Zu rathen wäre, gegen manche doch etwas unfruchtbare, wenn auch gelehrte Artikel, tüchtige naturwissenschaftliche Landeschilderungen in die weiteren Bände aufzunehmen. Geschichtliche Darstellungen, wie No. 1. 4. 8, werden allerdings stets eine Zierde der Zeitschrift seyn. Die typographische Ausstattung ist nach einem veralteten Schnitte.

W. H. D. V.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A P R I L 1 8 3 9.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

WEIMAR, bey Hoffmann: *Aischylos Tragödien*, griechisch mit Anmerkungen von Gottlieb Carl Willh. Schneider, Dr. d. Philos. u. Prof. am Gymn. zu Weimar. Bd. 1: *Prometheus*. 1834. Bd. 2: *Die Sieben gegen Theben*.  
LEIPZIG, bey A. S. Böhme. Bd. 3: *Die Perfer*. 1837. 8. (3 Thlr.)

Es gereicht dem verewigten Prof. Schneider zur Ehre, daß er nach Bearbeitung des Sophokles sich von seinem Eifer für das Studium der Griechen auch zu einer ähnlichen des Aeschylus bestimmen, und durch die vielen Schwierigkeiten, welche bey der Verderbtheit des Textes und bey so wenigen Vorarbeiten seinem Beginnen entgegenreten mußten, nicht davon zurückschrecken ließ. Auch war seine Unternehmung zeitgemäß und lobenswerth, da theils das Interesse für der alten Griechen Seyn und Treiben, für ihre Leistungen in redenden und bildenden Künsten seit mehreren Jahrzehnden durch Gelehrte und Regierungen, durch Forschungen und Entdeckungen in ihrem alten Vaterlande mächtig angeregt und gefördert war, so daß recht Viele, statt mit den fabrikmäßig gelieferten Uebersetzungen sich zu begnügen, nach der Lectüre der Originale verlangten, theils weil das Studium der griechischen Sprache auf den meisten Gymnasien so gründlich getrieben und so weit fortgeführt wird, daß auch die Tragiker jetzt der Jugend nicht mehr all zu viele Schwierigkeiten darbieten. Denn daß auch die Tragiker auf Schulen gelesen werden müssen, darüber kann wenigstens bey allen denen kein Zweifel aufsteigen, welche die Beschäftigung mit der griechischen Sprache überhaupt für nöthig halten, und einsehen, daß nur an Geistigem und durch Geistiges der jugendliche Geist sich entwickeln und reifen könne, und daß, wie die griechische Tragödie das Höchste ist, was je der menschliche Geist hervorgebracht hat, so auch der zu Lösung der höchsten Aufgaben des irdischen Lebens bestimmte Geist der für die Wissenschaften und den Staatsdienst zu bildenden Jugend durch nichts mehr angeregt und gehoben werden kann, als durch eben jene vollendetste Schöpfung des griechischen Genius. Schüler und überhaupt angehende Leser dieses Dichters scheint nun der sel. Schneider zunächst berücksichtigt zu haben, da er so oft die wörtliche Uebersetzung beyfügt, und manches Grammatische berührt, was bey geübteren Lesern als bekannt voraus-  
A. J. L. Z. 1839. Zweyter Band.

gesetzt werden konnte. Dagegen zeigt sich darin einige Inconsequenz, daß hinwiederum Manches beygefügt worden ist, was angehenden Lesern noch zu fern liegt, sie zerstreut, und mehr auf Aufhäufung eines reichen gelehrten Apparates berechnet ist, der theils nicht so gar schwer herbeizuschaffen, theils hier nicht an der rechten Stelle war. Auf Berichtigung des vielfach corruptirten Textes hat der Herausgeber mit Recht ebenfalls Bedacht genommen, und hie und da Glückliches geleistet, wiewohl eben dadurch, daß derselbe die Kritik des Textes und zugleich die Erklärung für Anfänger dieses Studiums fördern wollte, manche Schwierigkeit und manche Ungleichmäßigkeit in der Behandlung herbeigeführt worden ist. Daß uns die Erklärung an vielen Stellen nicht genügt, müssen wir im Voraus erklären; wiewohl wir das Verdienstliche des Bahnbrechens, wo sich nur wenig Spuren von gründlichen Vorgängern vorfinden, durchaus nicht verkennen. Um unser Urtheil an einzelnen Stellen nachzuweisen, wählen wir absichtlich nicht das erste, sondern das dritte Bändchen, die *Perfer* enthaltend, in welchem sich der Herausg. schon vertrauter mit seinem Autor und der dabey anzuwendenden Behandlungsweise zeigen konnte, als in dem ersten.

Zunächst halten wir die längere Inhaltsanzeige nicht für passend, weil dergleichen vorgängige Uebersichten des jüngeren Lesers Interesse lähmen. Besser ist es, daß der Lehrer den Schüler selbst den Gang der Handlung erforschen und entwickeln läßt, so daß in Folge der erhaltenen Eindrücke von Schritt zu Schritt das Verlangen nach der endlichen Entscheidung immer mehr gespannt, und der Eifer im Lesen und Forschen immer mehr angeregt wird. Dann ist der in den ersten Versen enthaltene Gedanke nicht deutlich so aufgefaßt: *Dieses zwar der Perfer, die zogen nach Hellasland, wird Treues genannt* (wir hier führen einerseits zwar unter den nach Hellas gezogenen Persern den Ehrennamen Getreuer), — *um die Rückkehr aber — ist unheilahnend überaus aufgeregt das Gemüth von innen* (andererseits aber haben wir auch außerordentlich viele Sorgen und Unruhe). Es muß aber so heißen: „Wohl werden wir der gen Griechenland gezogenen Perfer Getreue (treue Stellvertreter) genannt, und sind auch der Güter und goldreichen Wohnsitze Bewahrer, aber hinsichtlich der Heimkehr des Königs (*ἀμφὶ δὲ νόστον*) steht unser Sinn, unsere Zuversicht nicht so fest, sondern sie wankt in Folge trüber Vorbedeutung. Das *καὶ* nämlich vor *τῶν ἀφνειῶν* bedeu-

tet nicht und zwar, sondern und wohl, und allerdings. Zu Περσῶν mußte bemerkt werden, daß der Plural für den Singular steht, da hier zunächst nur von dem Könige die Rede seyn kann, und daß dieser Gebrauch sich besonders bey den Tragikern oft findet, daß die redende Person, wena sie aus irgend einem Grunde sich scheut, die Person, welche sie im Sinne hat, zu nennen, sich des allgemeineren Plurals bedient. Aus des Sophokles Oedipus Tyr. u. f. w. ist dieß bekannt genug, mußte aber hier bemerkbar gemacht werden. Dagegen bedurften die Worte οὐς ἐφορεύειν, V. 5.—7 keiner Erklärung, außer der Bemerkung, daß αὐτὸς in Verbindung gesetzt werden müsse mit Περσῶν οἰχομένων und τὰδε πιστά, so daß das αὐτὸς den Grund andeutet, warum sie als möglichst treue Bewahrer des Seinen und des Staates sich zeigen müßten, weil er nämlich selbst, für sich allein sie ausgelesen, und ihre Wahl nicht einem Anderen überlassen habe. Im 7ten Verse ist nicht daran zu zweifeln, daß χώρας der Genitiv ist, da ἐφορεύειν εἰλ. so viel ist als ἐφόρους εἶναι ἔλλετο, welches sich daraus ergibt, daß es sich gut an das φύλακες anschließt. Auch liegt dieß schon in der Endigung εὐω, wie bey πρεσβεύω, die nicht dieselbe Bedeutung hat, wie ἄω, z. B. in ἐφορᾶν. — Vers 8 mußten die Worte πολυχρόσου στρατιᾶς erklärt, und nicht bloß auf Herodot verwiesen werden. — V. 11 erklärt der Herausg. ἐσωθεν durch: von innen, von selbst, unwillkürlich. Es bildet aber vielmehr den Gegensatz von der äußeren Ruhe und Ordnung, die der Chor bewahrt, indem er weisse Alles schützt, während er im Inneren nicht so ruhig, sondern höchst aufgereggt ist durch bange Besorgniß. — V. 13 ist über ὀρχακε bemerkt, es heiße hier: er ist fortgegangen, verschwunden. Letztes ist aber zu stark, und in dieser Bedeutung wird auch meist das Medium gebraucht, und zur Verstärkung διοίχομαι, wie Eurip. Or. v. 174. — Hinsichtlich der Worte νέων δ' ἀνδρα βαύζει, V. 12 schwankt der Herausg. in der Erklärung, indem er bey βαύζει ein Mal man supplirt, ein Mal Ἀσία aus Ἀσιατογενῆς, und wieder ein Mal θυμός. Letztes ist aber allein das Richtige, da die Worte ὁροσκοπεῖται θυμός bey ihrer Kürze und Dunkelheit eine Epexegefe erheischen, und βαύζειν, sowie Agam. v. 437: τὰδε σιγά τις βαύζει, das stille Seufzen und Verlangen ausdrückt. Das Herz des Chors, der nur Greise vor sich sieht, verlangt junge Männer zu sehen. Und bey den Worten ἄγγελος und ἱππεύς muß man sich aus dem Vorhergehenden νέων ἀνδρῶν hinzudenken, sowie sich daran ebenfalls das οὔτε anschließt, V. 16, welches der Herausg. unrichtig auf Περσῶν bezieht. Ἄγγελος ist wohl ein vom Herrn zu diesem Zweck besonders abgeandter Bote, ἱππεύς einer der im persischen Reiche üblichen ἡμεροδρομοί, welche dergleichen Botschaften, so wie sie an den Grenzen des Reichs ankamen, sogleich weiter beförderten. An Fußboten und reitende Boten zu denken, möchte wohl keine rechte Beziehung haben, auch nicht aus den gebrauchten Worten zu ermitteln seyn; denn das lat. milites equitescue wird

ganz mit Unrecht hierher gezogen. — V. 17 wird hinsichtlich des Wortes ἔρκος sonderbarer Weise auf V. 341 verwiesen, und da die Erklärung geliefert, welche gleich hier hätte gegeben werden sollen. Zu V. 19 ist die Bemerkung über ἔβαν ἐπὶ ναῶν, daß die Truppen nicht zum Theil bey Sufa auf Flußschiffen eingestiegen seyen, fast komisch (wenigstens für denkende Leser überflüssig), da an die Fahrt durch den Persischen Meerbusen um Afrika herum doch wohl Niemand denken wird. — In demselben Verse ist βάδην nicht gerade langsam, sondern im Gegenfatze von ἰαπεύοντες und πλεόμενοι, was in ἐφ' ἰσπων und ἐπὶ ναῶν liegt, nur so viel als βαίνοντες. — V. 20 bedeuten die Worte πολέμου στίφος παρέχοντες nicht bloß: das Kriegsheer bildend, sondern: des Krieges buntes Gedräng und Getümmel darstellend. Denn στίφος vom Verbo στείβω deutet offenbar das Verhältniß an, wo von nahe an einander stehenden Kriegern immer einer in die Fußstapfen des Anderen tritt. — V. 27 steht das Präens σούται nicht darum, weil die Handlung noch als fortdauernd dargestellt wird, sondern weil sich der Chor den Aufbruch wie eben geschehend vergegenwärtigt. — V. 28 ist ψυχῆς ἐντλήμονι δόξῃ übersetzt durch: nach des kühnwagenden Multhes Ruhme, d. i. da sie in dem Rufe kühner und muthiger Männer stehen. Dieß ist aber matt, da unmitttelbar vorhergeht δεινὸν δὲ μάχην furchtbar im Kampfe. Die ganze Stelle muß vielmehr so aufgefaßt werden: „furchtbar im Kampfe vermöge des Herzens duldsamen Sinnes, d. i. vermöge ihres zu Erduldung jeder Beschwerde und zu jedem Wagstück leicht bereiten Sinnes.“ Denn δόξα ist die ritterliche Gesinnung und Ansicht des Lebens, welche insofern ἐντλήμων ist, als sie sich willig jedem Wagstück und jeder Beschwerde unterzieht. — V. 33 des Nils Beywort πολυθρόμων auf die Volksmenge Aegyptens zu beziehen, möchte wohl minder poetisch und natürlich seyn. Da ὁ μέγας vorausgeht, so muß man vielmehr so übersetzen: „Der gewaltige, mit seiner Wasserfülle vieles Land nährende Nil.“ — V. 34 ist bey Σουσισκάνης nicht ἐστὶ oder εἰσὶν zu suppliren, sondern von V. 25 her wirkt noch das Verbum σούται fort, wie dergleichen weit ausgedehnte Constructions öfter bey den Tragikern vorkommen. Doch ist hier auch noch eine andere Construction möglich, wenn man V. 39 u. 40 nach ἐρέται u. δεινὸν Kommata setzt, und δεινὸν πλήθος auch mit jenem Eigennamen schon in Verbindung bringt. — V. 37 bedurfte das Wort ὀρνυπίους einer Erklärung. Dagegen konnte V. 38 ἐφέπων, als aus Homer bereits bekannt, unerläutert bleiben. — V. 41 war es ganz unpassend, statt Stellen aus Classikern, z. B. Herod. 1, 94 und andere, zur Erläuterung zu citiren, zur Erklärung des Wortes ἀβροδιαίων auf Spanheim und Blomfield zu verweisen. Dahin gehörte das Sprichwort; μήτε Λυδῶν καρύκας, μήτε μαστίγων ψόφους, welches Athenäus aufbewahrt hat, und die sprichwörtlich gebrauchten Verba λυδίσειν u. λυδίσειν, für üppig seyn. — V. 41—43 sind die Worte

Αυδῶν ὄχλος, οὗτ' ἐπίπαν ἠπειρογενὲς κατέχουσιν auf die weite Verbreitung der Lydier als Kaufleute und Künftler zu beziehen. — V. 51 hat doch die frühere Wellauer'sche Erklärung der Worte λόγῃς ἀκμονες durch *Ambose* viel für sich, weil nämlich auf den Ambosen, ohne diese zu beschädigen, die Lanzen erst geschmiedet werden, und diese geborenen Griechen, welche an jener Stelle erwähnt werden, gleichsam Ambos gegen Lanze, Eisen gegen Eisen streckten. Auf jeden Fall ist die Erklärung: *unermüdet in der Lanze* in diesem kraftvollen Zusammenhang etwas unbedeutend. Und lieber würden wir, da ja die Lydier für die Erfinder des Schmelzens und Verarbeitens der Erze galten, jene Worte: *Ambose der Lanzen*, so auffassen, daß sie so viel als *Urheber, Verfertiger der Lanzen* anzeigen; zumal da die gleich darauf erwähnten Myser ἀκουτιστάι heißen, weil sie, dem Herodot zu Folge, im Feuer gehärtete Wurfspieße führten. — V. 54 wird σὺρδην nicht passend durch: *ziehend, in Zügen* übersetzt; denn das fand ja bey den übrigen Truppen auch Statt. Es bedeutet hier vielmehr: *zusammengeworfen in eine Masse*, sowie σὺρμα auch eine zusammengeschleppte Masse bedeutet. „Ein buntes Gemisch von Landtruppen sendet Babylon, und auch Mannschaft fähig zum Schiffsdienst.“ Denn das καὶ V. 50 entspricht dem vorhergehenden τε, nach ναῶν, und beide schließen die Epexege des σὺρδην ein; *Babylon sendet gemischt, theils Seeleute, theils Bogenschützen*. Der Herausg. dagegen übersetzte καὶ durch *und zwar*. Die ἐποχοὶ ναῶν sind solche, die sich auf Schiffen zu halten wissen, die an das Schifferleben gewöhnt sind. Daß aber die Schiffsleute zuerst genannt werden, ist ganz natürlich, da Babylon an einem großen Flusse lag, und also leicht Schiffsvolk stellen konnte. Außerdem lieferte es aber auch Bogenschützen, was sich mit jenem Handwerk recht gut verträgt, da die Bootsleute durch Bogenschützen am besten gedeckt wurden, und in Verbindung mit diesen auch am meisten schaden konnten. — Zu V. 56 konnte bemerkt werden, daß τε hier um so eher ganze Sätze verbinden konnte, als hier immer bloß Theile eines Ganzen, nämlich des großen persischen Heeres, an einander gereiht werden. — Die V. 57 über das Präsens gemachte Bemerkung wiederholt sich zu oft. Der Leser muß nun schon wissen, warum hier immer das Präsens steht. — V. 58, wo es heißt: τὸ μαχαιοφόρον ἔθνος ἐκ πάσης Ἀσίας ἐπεταὶ δειναῖς βασιλέως ὑποπομπαῖς. sträubt sich der Herausg., unter dem letzten Worte *Aufgebote* der Truppen zu verstehen, und will lieber *Unterbefehlshaber* verstanden wissen. Allein deren Erwähnung wäre hier, so ausgedrückt, sehr matt. Das Wort ὑποπέμπειν, wovon ja jenes stammt, drückt wie das lat. *submittere* aus, daß der König nach allen, auch bis zu den entferntesten Völkern Hochasiens hinaufsandte, und zwar mit beygefügter Androhung seiner Ungnade, wenn sie nicht Folge leisteten, was durch das Adj. *δειναῖς* ganz deutlich angedeutet ist. — Die zu V. 69 beygefügte wörtliche

Uebersetzung ist bey der Leichtheit der Stelle sehr überflüssig. Zweckmäßiger wäre es gewesen, die Worte des Herodotus, durch welche des Aeschylos Worte λινοδέσμων σχεδία erläutert werden, hier abdrucken zu lassen. — Die Uebersetzung von V. 73 ff. ist wiederum unnöthig, und noch überdies sehr hart. Zu Erklärung des Wortes θούριος mußte auf Homer verwiesen werden, wo θούριος ἄλλη und θούριος ἄρης gleiche Bedeutung haben. Hier an unserer Stelle liegt übrigens darin eine Anspielung auf das Uebereilte und Unnöthige in der Unternehmung des Xerxes. — Zu V. 75 hat der Herausg. nicht entschieden, ob in den Worten πολυάνδρον δ' Ἀσίας θούριος ἄρχων ἐπὶ πᾶσαν χθόνα ποιμανόριον θεῖον ἐλάτνει jenes ποιμανόριον als Accusativ oder als Nominativ, als Object oder Subject anzunehmen sey. Letztes ist aber offenbar das richtige, da es dann eine Opposition von ἄρχων ist. Zumeist spricht dafür, daß in derselben Tragödie V. 237 ποιμάνωρ den Anführer der Griechen bedeutet, im Munde der Atossa nämlich, welcher darauf geantwortet wird: οὗτινος δοῦλοι κέκληνται, φωτὸς οὐδ' ὑπήκοοι. Dies Wort erinnerte natürlich die Griechen an die Zeit vor Homer, wo es bey ihnen auch noch ποιμένες καῶν gab. Ποιμανόριον θεῖον im Munde des Persers ist nichts anderes, als *göttlicher Hirt der Männer*. Um des kraftvolleren Ausdruckes willen steht, wie so oft, das Abstractum für das Concretum. Dieser Ausdruck paßt auch ganz gut in den Zusammenhang der Gedanken, welcher so aufzufassen ist: „Hinüber gezogen nach Europa ist das ganze Heer; denn des mächtigen Asias kampflustiger Herrscher, der göttliche Hirt der Männer, rückt gegen das ganze Land (gegen Griechenlands ganze Macht zu Land und zur See) von zwey Seiten, d. i. mit doppelter Heeresmacht, heran, vertrauend sicheren Führern, die das Fußvolk führen, welches sie im Kampfe üben, und vom Meere (als geübte Seeleute) nahen; er des goldweidenden, über Gold gebietenden Geschlechtes göttergleicher Held.“ Daß er zwey Mal *göttlich* genannt wird, in θεῖον ποιμανόριον u. ἰσοθεὸς φῶς kann im Munde des slavisch gesinnten Persers nicht auffallen. Mit jenem abstracten ποιμανόριον läßt sich zunächst ἀνακτορία u. ἀνακτόριον bey Homer vergleichen und προστασίη bey Callimachus, *Epigr. 42, 4*. S. *Bernhardys* Syntax u. f. w. S. 46. Ueberhaupt liebt Aeschylus um des darin liegenden Nachdruckes willen diesen Gebrauch des Abstractums; so V. 147 τόξου ὄμμα; V. 149 λόγῃς ἰσχύς; V. 171 γηραλέα πιστώματα; 247 τοῦδε δράμημα φωτὸς statt τοῦδε δραμόντος φωτὸς. Vergl. κήδεν μὲ ἐμὸν Eurip. Or. 460. ποθεινὸν ὄνομα ὀμιλίας ἐμῆς Eur. Or. 1054. Beym Euripides in den *Suppl.* V. 178 findet sich auch noch der ähnliche Ausdruck νεανίας ποίμην; V. 658 aber ποιμένες ὄχων die Lenker der Schlachtwagen, u. ποιμένες λόχων Eur. *Phoen.* 1147. — V. 83 ist πολὺχειρ καὶ πολυνάυτης nicht sowohl: *mit vieler Mannschaft und schiffreich*, als: *reich an tapferen Händern zum Kampf und reich an Schiffern* oder *Ruderern*. Hiawiederum sind die V. 79 genannten ἐφέ-

ταί keine anderen, als die von Herodotus B. 7, K. 82 zu Ende genannten Oberbefehlshaber, die hier erwähnt werden mußten, und jenen Namen erhielten, weil sie die Mannschaften vorwärts trieben (ἐφίημι) und zum Kampfe ermunterten. Es sind also dieselben, welche bey Herod. K. 96: οἱ τὸ πᾶν ἔχοντες κρᾶτος genannt werden. — V. 82 sind die Worte Σύριον θάρρα διώκων erklärt durch: ein syrisches Gespann treibend; vergleicht man aber ἐλαύνειν ὄχους Eurip. Suppl. 118, so wird man mehr geneigt, jene Worte so zu erklären: syrisches Gespann, also syrische Schlachtwagen vor sich her treibend, statt führend; wodurch wiederum eine besondere Waffengattung des persischen Heeres angedeutet wird. — V. 89 mußte bemerkt werden, daß dies eine Anspielung auf die persische Kampfweise sey, welche Herodotus B. 7, K. 82 erzählt. — V. 102 ff. ist auch nicht das Rechte getroffen. Ein Mal sagt der Her. über den ganzen Gedanken: Der Chorführer fährt fort, das V. 87—92 Behauptete zu widerlegen u. s. w. Jenes ist aber nicht der Fall; im Gegentheil wird das früher Ausgesprochene nur amplifizirt und auf der Götter Bestimmung zurückgeführt. Dann übersetzte der Her. so: göttlicher Seits nämlich herrschte als Bestimmung vor ehemals, und lag ob den Persern mauertheilende Kämpfe durchzumachen u. s. w. Aber ein Mal ist das κατὰ μοῖο' ἐκράτησεν nicht richtig genommen, nämlich intransitiv: es herrschte als Bestimmung vor. Nun gestattet der Gebrauch des Verbi κρατέω an sich diese Annahme allerdings; allein in diesem Falle würde nicht κατὰ dabey stehen, sondern ἐπὶ. Dann ist auch das Verb. ἐπισκήπτω intransitiv genommen: es lag ob den Persern, ohne nachzuweisen, daß jenes Verbum in dieser Bedeutung vorkomme, was nicht glaublich ist, da es der Grundbedeutung widerstrebt. In der hier anzunehmenden Bedeutung injungere steht es auch Prom. 667 und öfter beym Sophokles, wie Ellends Lexikon beweiset, und Wellauer hat daher dieselbe mit Recht hier festgehalten. Natürlich muß man dann aber auch das vorausgehende ἐκράτησε transitiv nehmen, was auch dem Tempus jenes Zeitwortes am angemessensten ist, da ja, wenn die intransitive Bedeutung hier gelten sollte, nicht der Aorist, sondern das Imperfectum stehen würde. Darum nehme man κατεκράτησε in der Bedeutung: bewältigen, bändigend niederwerfen, und nicht bloß für imperium tenere, wie Wellauer übersetzte. Auch kommt ja selbst das einfache κρατεῖν bekanntlich mit dem Accusativ vor; die beygefügte Präposition κατὰ aber hat hier dieselbe Kraft und Beziehung wie in καταλθεῖν niederbrennen, κατασχύνειν durch Schmach niederbeugen, καταθρακοῦσθαι, zu Kohlen niederbrennen, καταπαύειν niederbeugen, alles bey Aeschylus, καταξενυγῆναι in ein Joch niederbeugen, bey Sophokles u. s. w. Die Worte τὸ παλαιόν hat der Her. durch ehemals erklärt, in welcher Bedeutung es allerdings oft genug vorkommt. Allein in den

Zusammenhang paßt es besser, und schließt sich auch an ἐπέσκηψε passender an, wenn man jene Worte in Verbindung mit den übrigen so versteht: „Denn nach der Gottheit Willen (θεοθεν) bewältigte das Schicksal das, was von Alters her bestand (τὸ παλαιόν, d. i. die alten Mächte Afiens, Assyrer, Medier, Babylonier, Armenier), und verlieh den Persern thurmzerfetzende Kriege und freudigen Rosskampfes Getümmel zu durchschreiten und Bürgervertreibungen.“ Hieraus ergibt sich aber noch deutlicher, daß jenes κατὰ in κατέσκηψε die durchs Schicksal herbegeführte Niederdrückung und Unterjochung der alten asiatischen Reiche durch die Perser ausdrückt. Μοῖρα steht hier zur Abwechslung für δολομητις πάντα θεοῦ (V. 39), und die nächsten Worte sind Erläuterungen von V. 93—101: Das Schicksal warf nieder, stürzte die Macht, die vordem in Asten herrschte, und verlieh gleich einem stützenden Stab den Persern Kampfluft u. s. w.; denn κατεκοράτησε und ἐπέσκηψε bilden Gegensätze. Nach πόλεων steht übrigens auch bey jener unserer Erklärung ganz passend δέ und nicht τε, da man sich bey πολέμους πύργ. das so oft ausgelassene μὲν hinzudenken kann. Das Wort ἀναστάσεις bedeutet übrigens nicht Staatenzerrüttungen, sondern zunächst das mit der Einnahme verbundene Austreiben der Einwohner aus den eroberten Städten, wie es durch ἀνάστατον ποιεῖν und ἀναστατοῦν ebenfalls ausgedrückt wird. Und dieß schließt sich hinwiederum ganz passend an das vorhergehende διέπειν an, das Durchziehen der Städte, deren Bewohner man aus ihren Wohnsitzen vertreibt. Auf ähnliche Weise heißt es von den Furien πάντα γὰρ αὐταὶ τὰ κατ' ἀνθρώπους ἔλαχον διέπειν, Eumen. 891. Der Herausg. scheint bey ἀναστάσεις supplirt zu haben εἶσιν; denn er übersetzt: doch giebt es Staatenzerrüttungen; da müßte aber doch vor πόλεων ein Kolon, nicht ein Komma stehen. — V. 108 ist nicht erwähnt, daß μανθάνειν hier in der prägnanten Bedeutung steht, wie Prom. 62 und Eum. 86. — V. 111 lag es nahe, bey Erklärung des ἐσοράν durch: einen Anblick ertragen, die gleiche Bedeutung von videre bey den latein. Dichtern zu vergleichen. — V. 120 ist ἀντίδουπον unglücklich durch gelösartig übersetzt. Es bedeutet hier: wiederhallend, zurücktönend diese Klage. Dieses Wort findet seine Erklärung in den Worten des Euripides, Suppl. 62 ff.: ἄρῶν ὅδ' ἄλλος ἔρχεται γόων διάδοχος, und ähnlich ist auch der Ausdruck ἀντήρεις στερνῶν πλαγᾶ, gegen einander sich erhebendes, abwechselndes Schlagen der Brust in des Sophokles Elektra V. 89. Die Worte μὴ πόλις πόθηται bedeuten auch nicht: dieß erfahre aber nicht (nämlich: meinen Kummer, meine Sorge), denn da würde wohl der Imperativ stehen; sondern, wie so oft mit Auslassung eines Furcht oder Besorgniss ausdrückenden Verbuns: „wenn dieß nur nicht die Stadt erfährt, die männerleere große Stadt Susa.“

(Der Befehl folgt im nächsten Stücke.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A P R I L 1 8 3 9.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

WEIMAR, b. Hoffmann: *Aeschylus Tragödien*,  
griechisch mit Anmerkungen von Gottlieb Carl  
Wilhelm Schneider u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hier läßt der Dichter den Zuhörer die nahe liegende Folge selbst errathen, nämlich die: „denn da wird endloses Klagegetöse sich erheben!“ Nach dieser Apolopestis fährt derselbe fort: „auch die kiffinische Stadt wird davon wiederhallen.“ Dabey ist aber nicht an das Wort *ὄα*, den eingeschalteten Klageruf, zu denken, sondern an des Chores Besorgniß wegen des erwähnten Wagetücks der Perfer. Auffallend ist also die Art, wie der Herausgeber die griechischen Worte *καὶ τὸ Κίσινον πόλιμα — βυσσίνους δὲν πέπλοις πέση λάκεις* verbindet, und die Uebersetzung: „auch die kiffinische Stadt wird eine gelösartige seyn, ach! indem dieses Wort der weibervolle Haufen ruft, in die battistnen Schleyer aber dringe Reissen.“ Denn *βυσσίνους — λάκεις* nimmt der Herausgeber ebenfalls als Ausruf der Weiber, was doch sehr gezwungen und steif erscheint, namentlich da der Coniunctiv *πέση* steht, und nicht der Imperativ. Es würde besser seyn, wenn man nach *πόλιμα* einen Punct setzte, und nach *ἔπος* ein Komma, nach *ἀπὸν* aber ein Kolon, so daß sich der Gedanke so gestaltete: „denn wiederhallen, Wiederhall wird finden dies Wort nach allen Seiten hin (*ἀντὶ* eigentlich: sich gegenüber), wenn der Weiber Menge es klagend ruft. Zerreißen möchte dann gerathen in die battistnen Gewände“, statt: „zerrissen möchten dann werden die battistnen Gewände.“ — V. 130 übersetzte der Herausgeber: „nachdem es vertauscht (überschritten) die umjochte (überhaute) beidem Lande (Asia und Europa) gemeinsame Meeresfläche (den beiden Erdtheilen gemeinsamen Hellenpontos).“ War nun diese Uebersetzung für Schüller berechnet, wie wahrscheinlich ist, so mußte das Einzelne noch etwas genauer ausgedrückt werden. Das Wort *ἀμφίσευκτον* ist nämlich gebildet wie *ἀμφικύπελλον*, ein Gefäß, welches an zwey gegenüberstehenden Seiten Henkel hat, und *ἀμφίστυλον*, was an zwey gegenüberstehenden Seiten Säulen hat, und bedeutet: was an zwey einander gegenüber liegenden Stellen ein Joch trägt, hier also die Balken und Bohlen, die vom festen Lande hinab auf die Schiffe und von Schiff zu Schiff gelegt waren, also: das hüben und drüben vom Joch belastete Gestade. Das

Wort *ἔξαμείβας* bedeutet auch nicht bloß vertauschen, überschreiten, sondern ein verlassenes Ufer nach dem anderen verlassen, von beiden Ufern sich entfernen; denn nicht ohne Grund steht das *ἔξ* vor dem Verbum. Die Bedeutung von *πρὸν* wird auch nicht genau genug entwickelt. Der Herausgeber erwähnt, man verstehe darunter gewöhnlich die Brücke selbst; übersetzt es aber selbst ohne weiteren Beweis durch *Meeresfläche*. Dem widerstrebt aber schon der Ursprung des Wortes. Richtiger übersetzte es schon *Wellauer* durch *promontorium*, *Passow* durch: *die vorragende, weil vorspringende Chersonesus*. Die genaueste Erklärung aber ist wohl die, daß man unter *πρὸν* den auf beiden Seiten, sowohl auf der asiatischen, als der europäischen Seite, sich ins Meer allmählich hinablenkenden Abhang versteht, an welchen sich die Schiffbrücke anlehnte, und den sie also mit ihren Enden, mit ihren äußersten Jochen berührte, und mit sich verband. Denn bloß die thracische Halbinsel zu verstehen, verhindert schon das Epitheton *ἀμφίσευκτον*, welches ja auf beide Seiten deutet. *Κοινὸς πρὸν* wird aber jener doppelte Abhang genannt, weil derselbe *gemeinsam* wurde den Bewohnern der beiden durch die Brücke verbundenen Länder Asien und Europa, die nun mittelst desselben mit einander verkehrten. Doch konnte er auch schon in sofern *κοινὸς* heißen, weil auch beym Gebrauch der Segelschiffe der beiderseitige Abhang zum gemeinsamen Landungsplatze diente. — V. 146 ist ebenfalls nicht ganz richtig aufgefaßt: *doch da naht als ein Göttern gleiches Licht für die Augen* (als eine für die Augen ebenso glänzende und herrliche Erscheinung, wie die Erscheinung von Göttern) *die Mutter des Königs*. In den Anmerkungen schwankt der Herausgeber hinsichtlich der Construction des *ἴσον*, ob es mit *θεῶν* oder mit *ὀφθαλμοῖς* zu verbinden sey. *Θεῶν ὀφθαλμοῖς* soll, meint er, heißen: die Augen unter den Göttern, d. i. den höchsten der Gottheiten, also: „*doch da naht als eine den höchsten unter den Göttern gleiche Glanzerscheinung die Mutter des Königs*.“ Das ist aber sehr gesucht. Der Sinn ist, den Worten nach, einfacher dieser: *doch da naht des Königs Mutter, ein den Göttern Augen gleiches Licht*. Der Chor nämlich, überzeugt, daß er die vorliegenden Verhältnisse berathen, und zu Beruhigung der Gemüther einen Bechluß fassen müsse, ermangelt aller Kunde vom Heer, also alles Lichts zu Beleuchtung der Verhältnisse, und somit aller Anhaltspuncte der Berathung. Da naht die Königin; von ihr hofft er Licht zu erhalten, wie

J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

sonst öfters nach dem Glauben der Alten die Götter Licht in des menschlichen Lebens Dunkel bringen. Der Götter *Augen* stehen für dieses Licht, so wie Auge überhaupt bey den Tragikern oft für *Licht* und *Heil* steht. Man sehe *Soph. Oed. R. v. 987*: μέγας γ' ὀφθαλμὸς οἱ πατρὸς τάφοι, wo ὀφθαλμὸς das Licht bezeichnet, welches dem Oedipus über sein Leben aufzugehen, sein Leben zu erhalten, zu beruhigen schien, indem er durch den Anblick des väterlichen Grabes sich vor der Furcht, den Vater unwissentlich zu tödten, für gesichert hält. Aehnlich ist *Antig. 596 (600)*: ἐτέτατο φῶς ἐν Οἰδίπῳ δόμοις; *Trachin. 202*: ἀελπτον ὄμμα φήμης; *Electra 1346*: ὃ φίλτατον φῶς, ὃ μόνος σῶτηρ δόμων; *Aesch. Pers. v. 165*: ὄμμα γὰρ δόμων νομίζω δεσποτοῦ παρουσίαν; *Agam. 508* vom Agamemnon: ἦκει γὰρ ὑμῖν φῶς ἐν εὐφρόνῃ φέρων; *Eumen. 979*: ὄμμα γὰρ πάσης χροῦνός Θεσηδος ἐξίκουτ' ἄν; *Aj. Locr. 1, 4*: τὸ χρύσειον τῆς Δίκης ὄμμα, und die Götterbilder werden im Agamemnon gebeten: παιδοῖσι τοῖσιδ' ὄμμασι δέξασθε. Auch das oft von Zeus und anderen Göttern gebrauchte ἐφορᾶν, *drauf* oder *dreinschauen* für *walten*, *lenken*, weist auf jenen Gebrauch des Wortes ὀφθαλμὸς hin. Mehr in die Bedeutung der *Freude* geht dagegen jenes Wort *Aesch. Pers. 292* über. Somit wäre nun wohl die einfachere Erklärung der oben angegebenen Worte gerechtfertigt.

Alle diese Ausstellungen sollen nur zeigen, welche Schwierigkeiten sich dem Herausgeber entgegenstellten, und an vielen Stellen noch nicht überwunden und beseitigt sind, nicht aber das Verdienstliche seiner Arbeit schmälern. Zugleich wünschlich wir, daß sich bald Jemand finden möge, der dieses Werk vollende.

Druckfehler finden sich nicht so gar häufig. Wir wollen nur *Pers. 339* erwähnen, wo δεοί statt θεοί steht, und *341* ἐκρος statt ἔρκος, und ebenso in der Anmerkung.

Das Aufsere dieser Ausgabe ist sehr anständig, und der Druck für die Augen gefällig.

923.

### AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

COBURG u. LEIPZIG, b. Sinner: *Englischer Wegweiser für Auswanderer, oder leicht faßlicher Unterricht, die englische Sprache in kürzester Zeit lesen, sprechen und schreiben zu lernen.* Mit besonderer Rücksicht für die Auswanderer nach Amerika. Herausgegeben von J. Lewin, Lehrer der englischen Sprache zu Coburg. 1837. 111 S. 8. (broch. 9 gr.)

Daß Auswanderer nach Amerika das Bedürfnis eines kleinen Werkes, welches sie mit der englischen Sprache in der kürzesten Zeit und auf eine leicht faßliche Weise bekannt macht, und die Conversation mit den Einwohnern dieses Erdtheils erleichtert, wie der Herausgeber dieser Schrift in dem Vorworte derselben sich erklärt, schmerzlich empfunden haben, das leidet keinen Zweifel. Wenn aber Hr. L. be-

hauptet, er habe diesem Bedürfnisse auf eine Weise abzuhelfen gesucht, daß jeder Auswanderer durch den Gebrauch dieser Schrift in den Stand gesetzt werde, sich in wenig Tagen mit dieser Sprache vertraut zu machen, so kann und darf doch die Bekanntschaft mit derselben nur als beschränkt gedacht und angenommen werden, wie sich dieses aus der Kürze der Zeit und ohne Beyhülfe eines Lehrers leicht folgern und schliessen läßt. Zur Conversation mit geborenen Engländern gehört vielmehr nicht bloß das richtige Decliniren und Conjugiren der Haupt- und Zeit-Wörter ihrer Sprache, sondern auch die richtige Stellung derselben nach besonderen Regeln. So behauptet auch der Vf. gewiß zu viel, wenn er im Vorworte sagt: „In diesem Werke ist Alles so deutlich erklärt, daß man eines Lehrers völlig entbehren kann, und sich in den neuen Lebensverhältnissen mit Leichtigkeit zu bewegen im Stande ist“; denn eben weil der grammatische Theil desselben sehr kurz abgefaßt erscheint, so bedarf der Lernende um so mehr des mündlichen Unterrichts. Daß den in diesem kleinen Buche enthaltenen englischen Wörtern die Aussprache derselben beygefügt ist, verdient Beyfall; und es würde dasselbe eine noch größere Brauchbarkeit erreichen, wenn die zuletzt folgenden Redensarten im Englischen zu näherer Verständigung wörtlich übersetzt wären, und hierauf erst die Aussprache der Wörter folgte. Was diese nun anbetrifft, so muß man bedauern, daß dieselbe fast mehr nach der alten als nach der neuen Mundart angegeben ist, und sich auch nicht immer gleich bleibt, wie folgende Beispiele dies lehren: S. 2 *a man* (e mähn) für *eh mann*, *a woman* (e wumann) für *eh uummen*. S. 4 *much* (matsch), besser *mottich*. Auf eben derselben S. *the oldest* (thi oldest) oder *the eldest* (thi eldest). Vorher ist die Aussprache des Artikels *the* mit *the* bezeichnet, und hier dagegen mit *thi*, welches aber, weil es den scharfen Accent hat, richtiger durch *the* oder *dseh* ausgedrückt wird. S. 5. *tooth* (tufs), Zahn, für *tuhds*, *teeth* (tiet) Zähne, für *tihds*. S. 9. *My* (mai) mein, für *mei*. Hierauf folgt *thy* (dhei) dein, als richtig bezeichnet. S. 10. *which* (witsch) für *uitsch*, welcher; *what* (wagt) für *uatt*. S. 11. *I myself* (ei misself), für *ei meisself*. S. 11 ist bey der Conjugation des Zeitworts *to can*, können, die 2 Person des Singulars, *thou canst*, ausgelassen. Diese Auslassung, welche man sehr ungern vermisst, findet man auch in den Conjugationen der nachfolgenden Zeitwörter. S. 24 werden die unregelmäßigen Zeitwörter im Einschlusse *ablautende* Verben genannt. Der Ausdruck: unregelmäßige Verben ist schon genug; denn nicht alle zu diesem gegebenen Verzeichnisse gehörenden Zeitwörter sind nach Angabe der verschiedenen Zeiten als *ablautende* zu betrachten, z. B. *I set*, ich setze; *I set*, setzte; *set*, gefetzt; *I shed*, ich vergesse; *I set*, ich vergoß; *shed*, vergoffen. Anders verhält es sich z. B. mit den Zeitwörtern *I know*, ich kenne; *I knew*, ich kannte; *known*, gekannt; *I mistake*, ich irre; *I mistook*, ich irrte; *mistaken*,

geirrt u. s. w. Nach diesen Zeitwörtern sollten auch die Präpositionen, Adverbia, Conjunctionen und Interjectionen angeführt seyn, welches aber nicht geschehen ist. Es folgen nachher einzelne Wörter nebst der Aussprache, durch welche gewisse Gegenstände nach ihrer Verschiedenheit und im Zusammenhange angegeben sind, und den größten Theil dieser Schrift ausmachen. Dafs die zur Gewöhnung an Conversation und zu deren Erleichterung gewählten Gegenstände größtentheils nach ihren Bestandtheilen dargestellt sind, und mehr ein Ganzes ausmachen, als man dies in ähnlichen Büchern nicht immer vorfindet, gereicht diesem Werkchen zu einem Vorzuge. Zu diesen Gegenständen gehören folgende: *Of celestial and religious subjects*, von himmlischen und religiösen Gegenständen. Diese Rubrik ist nicht angegeben. S. 33. *of relationship*, von der Verwandtschaft. Auf dieser S. ist *aunt*, Tante, mit *aunt* bezeichnet, welches gewöhnlich *ant* ausgesprochen wird. S. 34. *Of the human body*, von dem menschlichen Körper. S. 36. *Of the soul and its passions and from* (dafür: *of*) *bodily infirmities*, von der Seele und ihren Leidenschaften und von den Krankheiten des menschlichen Körpers. S. 39. *Of eating and drinking*, vom Essen und Trinken. S. 41. *Of dress*, von der Kleidung. S. 43. *Of a town and its environs*, von einer Stadt und ihren Umgebungen. S. 47. *Of study* (statte dafür: *stoddi*, vom Studiren. S. 48. *Of dignities and tradesman*, von Würden und Handwerksleuten. S. 49. *Of the world*, wöehld für *world*, von der Welt. S. 51. *Of the seasons and time*, von der Zeit und Jahreszeiten, sollte heißen: *of the time and seasons*. S. 52. *Of the months and days of the week*, von den Monaten und Tagen der Woche. S. 53. *Of (the) animals*, von (den) Thieren. S. 54. *Of (the) birds*, von den Vögeln. S. 56. *Of the garden, flowers, trees etc.*, von dem Garten, den Blumen und Bäumen. *Orchard*, attschard, für ahrtschard u. s. w. In den Hauptwörtern, welche sich auf *y* endigen, ist *y* mehrentheils anstatt *i* mit *e* bezeichnet, z. B. *bounty*, Güte, *baunte* für *baunti*; *liberality*, Freygebigkeit, *liberalite* für *liberaliti*, welches von der gewöhnlichen Aussprache abweicht. Druck und Papier sind gut.

C. a. N.

### KIRCHENGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Tauchnitz: *Liber decanorum facultatis theologiae Vitebergensis*. Ex autographo edidit Carol. Ed. Förstemann, Phil. Dr. 1838. 176 S. 8. (1 Thlr.)

Der verdienstvolle Herausgeber, Hr. Bibliotheksecretär Dr. Förstemann in Halle, hatte vor einigen Jahren im Auftrage des königl. preuss. Ministeriums der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten die Bibliothek der ehemaligen Universität Wittenberg, welche jetzt im homiletischen Seminar daselbst aufbewahrt wird, so wie das Archiv jener Hochschule zu untersuchen. Er war so glücklich, sowohl das

Album der Universität, als auch das Decanatsbuch der theologischen Facultät aufzufinden. Beide Urkunden wurden nach Halle gebracht auf Befehl des Hn. GR. Delbrück, Curators dieser Universität. Mit Recht wundert sich Hr. F., dafs das Decanatsbuch, obchon im Manuscript hie und da als Quelle benutzt, bis jetzt noch nicht durch den Druck zu öffentlicher Kenntniß gebracht worden sey. Freylich ist dasselbe aber auch, nach Hn. F.'s Angabe, in vielen Partien so schlecht geschrieben, dafs selbst Letzter, obchon als geübter Leser alter Handschriften hinlänglich bekannt, nur erst nach längerem Zögern zur Herausgabe sich entschliessen konnte. Und wir haben alle Ursache, uns zu freuen, dafs er seine Bedenklichkeiten überwand. Denn nicht nur muß jedem ächten Protestanten, im allgemeinen Interesse an der als Wiege der Reformation berühmten Universität Wittenberg, diese ziemlich vollständige Sammlung officieller und authentischer Nachrichten über die wichtigeren Begebnisse der theologischen Facultät jener Lehranstalt willkommen seyn, sondern dieselbe wird auch als eine neu eröffnete Quelle dem Kirchen- und Literar-Historiker die erprieslichsten Dienste leisten. Viele in diesem Decanatsbuche enthaltenen Notizen scheinen zwar jedes allgemeinen Interesse zu ermangeln; aber wer möchte verkennen, wie oft selbst die unbedeutendste, wenn nur authentische Notiz, z. B. über eine Doctorpromotion, zum historischen Anhaltspuncte werden kann für eine Reihe von Combinationen?

Das Decanatsbuch besteht aus zwey Abtheilungen, deren erste (S. 1—78) von Stiftung der Universität an bis zum Monat März des Jahres 1594 reicht. Sie wird mit einer kurzen Notiz über die Stiftung und Einweihung der Universität eröffnet, und schließt mit einer Verordnung des Herzogs Friedrich Wilhelm von Sachsen-Altenburg, als Administrators der Kurfachsen, an die Universität, vom 6 März 1594, jeden bey dieser Lehranstalt Anzustellenden oder zu Promovirenden die zur Erhaltung der Lutherischen Orthodoxie aufgestellten Visitationsartikel unterschreiben zu lassen. Außerdem enthält diese Abtheilung theils kürzere, theils ausführlichere Nachrichten über Aufnahme, Entlassung, Abgang und Todesfälle der theologischen Professoren, über die promovirten oder nostrificirten Baccalauren, Licentiaten und Doctoren, über Facultätsbeschlüsse, über Streitigkeiten in der Facultät, theologische Colloquia und Convente, an welchen die Facultät oder Deputirte derselben Theil nahmen; ferner einige Schreiben der Universität an den Kurfürsten über Wiederbesetzung vacanter theologischer Professuren oder Predigerstellen, die kurfürstl. Antwortschreiben darauf und andere kurfürstliche Erlasse; selbst an Allotriis fehlt es nicht. So findet man Nachrichten über die Resignation Kaiser Karl's V, über Ferdinand's I Regierungsantritt, über Einfälle der Türken in Polen und Rußland, über den Untergang der unüberwindlichen Flotte, die Ermordung des Königs Heinrich's III von Frankreich u. s. w. Ja Prof.

*Jodocus* läßt während seines Decanates im Jahre 1589 weder die strenge Kälte des Wintersemesters, noch die der Gesundheit so schädliche Hitze des Sommersemesters unbemerkt (S. 65. 68.) Dagegen ist über die in der Schlacht bey Mühlberg erfolgte Katastrophe des Ernestinischen Hauses Sachsen und die Uebergabe der Universität an das Albertinische Haus nichts eingetragen. In den Nachrichten über die der Reformation unmittelbar folgende Zeit werden auch vielfach die kirchlichen und theologischen Händel berührt, in welche die Facultät oder einzelne Mitglieder derselben verflochten waren. Dafs die meisten Begebnisse in der Facultät von den zeitigen Decanen selbst, obchon diese in der dritten Person von sich reden, aufgezeichnet sind, ergibt sich nicht nur aus einzelnen Stellen, in denen es ausdrücklich heifst, der Decan habe das Nachfolgende niedergeschrieben, sondern auch aus den Handschriften selbst, von welchen viele dem Herausgeber anderwärts her bekannt waren. Derselbe hat auch, was nur gebilligt werden kann, in dem Abdrucke die alte Orthographie beybehalten.

Viele dieser Nachrichten sind nicht nur in kirchen- und literarhistorischer Beziehung interessant und wichtig, sondern können zugleich auch als Beitrag zur Kenntniß des Geistes der betreffenden Zeit betrachtet werden. Manche Notizen, besonders spätere Randbemerkungen, erregen die Heiterkeit des Lesers. So wird in der älteren Zeit der Universität nicht unbemerkt gelassen, wem die Promotionsgebühren zurückgegeben oder ein Theil derselben erlassen wurde; dergleichen wird, besonders von Luther während seiner Decanatsführung, der von den Doctoranden gegebenen glänzenden Frühstücke (*prandium liberale, splendidum, magnificum* u. dgl.) gedacht. S. 4 wird unter dem Decanate des Professors *Johann v. Staupitz* über Luther bemerkt: „*Die nona de Marcio 1509 magister martinus ad bibliam est admissus, sed vocatus Erphordiam adhuc non satisfecit facultati.*“ Hiezu hat späterhin Luther die joviale Randbemerkung gemacht: „*Nec faciet, quia tunc pauper et sub obedientia nihil habuit. Solvet ergo Erfordia.*“ — S. 28 wird unter Carlstadt's Decanat bemerkt: „*Is (Carlstadt) tum (bey einer Doctorpromotion am 3 Febr. 1522) palam testabatur, post hoc ne se ullum in quemvis gradum subverturum.*“ Darüber bemerkt Luther am Rande: „*Et ego testor hac mea manu, me in eodem actu affuisse Et etiam has sacrilegas voces ex ore ejus blasphemio audisse (Sed quibus tunc palam reclamare non licuit): Et prudens facio impie, quod propter ij flor. promoveo. Et contendebat ex matth. 23: neminem esse vocandum patrem aut Magistrum in terra, Sed unum esse Magistrum in coelis etc. Ex quibus intelligitur, quo spiritu cepit suam theologiam. Mart. Luther m: propria.*“

Die zweyte Abtheilung (S. 79 — 138), unter der Aufschrift: „*Senatus de collegio theologiae studii albioreni*“, enthält ein Verzeichniß der seit Stiftung

der Universität bis zum April 1786 promovirten oder nostrificirten Baccalauren, Licentiaten und Doctoren, ohne anderweite Nachrichten. Bis zum Jahre 1511 sind bloß die Namen der Promovirten genannt; von da an wird auch das Datum der Promotion, etwas weiterhin auch das Decanat und Präsidium bemerkt, unter welchem die Promotion geschah. Doch fehlen in diesem Verzeichnisse viele Baccalauren und Licentiaten, welche in der ersten Abtheilung aufgeführt wurden. Die letzte Promotion ist die eines Licentiaten, von unserm bekannten Zeitgenossen, *Michael Weber*, vollzogen, welcher 1815 bey Aufhebung der Universität Wittenberg sich mit nach Halle versetzen ließ. Warum das Verzeichniß hier abbricht, hat Hr. *P.* nicht bemerkt, noch auch, ob eine Fortsetzung existirt.

Ein Appendix enthält folgende interessante Actenstücke: 1) die Statuten der theologischen Facultät vom Jahre 1502 (S. 141 — 151); 2) dieselben nach Einführung der Reformation vom Jahre 1532. Bemerkenswerth ist, dafs in denselben die Professoren und Doctoren der Theologie auf die drey ökumenischen Symbole und auf die Augsburgische Confession eidlich verpflichtet werden; 3) die von Christian I im Jahre 1588 der ganzen Universität gegebenen Statuten (S. 161 — 176). In denselben weht ein für jene Zeit in religiöser Beziehung sehr liberaler Geist. So wird ein früher erlassener, aber wenig befolgter Befehl eingeschärft, über *Melanthons Loci* Vorlesungen zu halten, wozu nachher ein Lutherischer Zeloit das *Marginale* beyschrieb: „*Diff war eine gute prae-paratio ad introducendum Calvinismum.*“ Auch wird die früher auf Verlangen der Universität erlassene kurfürstl. Verordnung, nach welcher alle bey der Universität anzustellenden Professoren das ConCORDIENBUCH unterschreiben mußten, zurückgenommen, „*diweyl befunden worden, das daraus bis-hero allerhandt vngelegenheyt entstanden, vnd derwegen aus unsern itzgen professorn etliche vntterthenigst angefucht, sie mit solcher subscription nicht beschweren zu lassen*“ — nur sollen „*hinführo die professores sich still und eingezogen erzeuggen, von den streittigen Händeln nicht ergerlich disputiren, sich nach Gottswort zu der Augspurgischen Confession, derselben Apologia, vnd der nach Trient uff das daselbst gehaltene Concilium gefertigten Repetition, Auch den Lehrschriften Lutheri und Philippi bekennen, vnd darüber nichts moviren.*“ Wie sehr contrastirt mit dieser Milde der Glaubenszwang, welcher einige Jahre nachher vom Herzog Friedrich Wilhelm von Altenburg, als Administrator der Kurfachsen, wieder eingeführt wurde! Auch noch zu vielerley anderen Betrachtungen und besonders lehrreichen Vergleichen mit der Gegenwart geben die hier abgedruckten drey Statuten Anlaß; doch müssen wir uns weiterer Bemerkungen enthalten, um den uns vergönnten Raum nicht zu überschreiten.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A P R I L 1 8 3 9.

## M E D I C I N.

LEIPZIG, b. Wunder: *Die unstimmen Einwirkungen und die Krankheiten des Körpers und der Seele während und nach der Ueberschwemmung von Pesth.* Dargestellt von A. Schoepf, d. Med. u. s. w. Dr., außerordentl. Prof. d. Gesch. d. Med. u. s. w. in Pesth. 1839. VIII u. 77 S. 8. (12 gr.)

Eine recht interessante Schrift! Der Vf. war Augenzeuge des furchtbaren Ereignisses, welches der unglücklichen Hauptstadt Ungarns vom 13—16 März 1838 fast den völligen Untergang brachte, und Beobachter zugleich der mannichfaltigen Eindrücke, welche diese entsetzliche Katastrophe in dem körperlichen und geistigen Leben der Einwohner hervorrief und zurückließ. Die Ergebnisse seiner aufmerkamen Beobachtung sind ein dankenswerther Beytrag zu der Kenntniß des menschlichen Seelenlebens insbesondere; denn in diesem reflectirten sich vorzüglich die furchtbaren Eingriffe aller Art, welche in jenen Tagen des Schreckens das Leben der von jenem furchtbaren Schicksal Getroffenen mit vernichtender Gewalt bestürmten. Zwey Punkte hebt der Vf. vorzüglich hervor, erstens den *Nichteintritt* einer verherenden Epidemie, welcher doch nach allen Gründen der Theorie und Erfahrung nach einer solchen Ueberschwemmung erwartet werden konnte, die noch Wochen lang hernach die Einwohner einer mit Wasserdünsten übermäßig geschwängerten Atmosphäre aussetzte, die sie aller Bequemlichkeit, selbst aller Nothdurft des Lebens beraubte, die allen Schädlichkeiten, welche aus übermäßiger geistiger und körperlicher Anstrengung entspringen, absolute Gewalt verschaffte. Eine solche Epidemie trat nicht ein, und die mit dem Ereignisse selbst in Verbindung stehenden Krankheiten betrafen entweder nur Einzelne, oder sie hatten in untergeordneten Verhältnissen der nachfolgenden Lebensweise ihren Grund. Zweytens ist bemerkenswerth und leicht erklärlich, daß die mit dem Ereignisse in Verbindung stehenden Krankheitszustände zunächst mehr oder weniger aus gewaltigen Störungen des Nervenlebens, insbesondere des Gehirns, entsprangen, und daß dieselben von hier aus bey der gebildeten Classe sich vorzüglich in der psychischen, bey der gemeineren Volksclasse in der somatischen Sphäre des Lebens abspiegelten. — Im Besonderen ordnet der Vf. seine Darstellungen nach einzelnen Rubriken folgendergestalt. Der erste J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

Abchnitt (S. 1—8) beschreibt die Ueberschwemmung selbst, und führt namentlich einzelne Beyspiele ungeheurer Anstrengungen und Leiden an, welche, ohne Erkrankung hervorzurufen, ertragen wurden. — Der zweyte Abchnitt (S. 8—13) schildert den epidemischen Krankheitscharakter des Jahres 1837 bis zur Ueberschwemmung 1838 als einen im Allgemeinen gastrischen, namentlich mit Ausschluß aller entzündlichen Beymischung, also dem auch anderwärts beobachteten entsprechend. — Während der Ueberschwemmung selbst aber traten nicht sowohl neue Krankheiten — chirurgische Verletzungen, die indess ebenfalls im Ganzen auffallend selten waren, ausgenommen — hervor, als vielmehr durch den ungeheuren Eingriff auf das Nervensystem viele vorher vorhandene, selbst bedeutende, acute sowohl als chronische (namentlich gichtische) Krankheiten, plötzlich wie durch einen Zauberschlag verschwanden. Der Vf. belegt dies durch mehrere interessante Beyspiele, z. B. durch zwey sehr heftige Katarrhalfeber, welche ohne irgend eine Krise, und ohne daß später sich üble Folgen gezeigt hätten, plötzlich verschwanden. In sehr großer Zahl verschwanden leichtere katarrhalische, rheumatische und congestive Leiden. Dagegen wurden bedeutendere Congestionen häufig bis zu Blutungen, selbst tödtlichem Schlagfluß gesteigert. Eine Wöchnerin starb an Hämorrhagie des Uterus, welchem erst Verlust der Sprache, dann Convulsionen vorhergingen. Bey einem Hämorrhoidarius entstanden häufig wiederkehrende höchst profuse Mastdarmlutungen, gleichzeitig mit melancholischen Affectionen. Sehr interessant war es, zu beobachten, wie häufig hartnäckige, selbst Jahre lang bestandene, krankhafte Absonderungen entweder dauernd oder auf kürzere Zeit durch den heftigen Eindruck, welchen das unglückliche Ereigniß bey den Kranken machte, ohne Schaden verschwanden. Unter Anderem wurde ein mercurieller Speichelfluß, ein höchst hartnäckiger *Fluor albus* und eine langwierige Lungenblennorrhoe permanent beseitigt. — Häufig dagegen war Seitenstechen, Husten, Diarrhoe. — Am häufigsten verschwanden seit der Schreckensnacht des 15 März rein nervöse Affectionen, vorzüglich bey Frauen. Frühgeburten dagegen waren sehr häufig. Nicht selten auch entstand vorübergehender oder bleibender Wahnsinn, am häufigsten fixe Ideen, die sich in der Regel um das Ereigniß selbst drehten; am häufigsten bey Frauen. Die einzelnen vom Vf. mitgetheilten Fälle sind in vieler Beziehung von Interesse.

Im 4 Abchnitte (S. 38—45) bespricht der Vf.

das Verhalten der Kinder, der Irren und der Blinden während der Ueberschwemmungstage. In Bezug auf die Störungen, welche der kindliche Lebensprocess durch die unglückliche Katastrophe erlitt, läßt es sich leicht erklären, daß dieselben ausschliesslich, wenigstens bey jüngeren Kindern, die körperliche Seite des Lebens trafen; es starben sehr viele Kinder vom 1sten bis 3ten Lebensjahre, namentlich aus der niederen Volksclasse, welche im Allgemeinen der Vorwurf der unverantwortlichsten Sorglosigkeit trifft, an Diarrhoen, Ruhren, Krampfhusten und *Hydrocephalus*, der in der Regel als Wasser Schlag verlief. Unter ihnen des Vfs. einziges Kind. — Auf Geistes- kranke machte zuweilen das Ereigniß einen sehr bedeutenden Eindruck. Noch mehr auf die Zöglinge des großen Blinden-Instituts, die aber auch hier wieder auffallende Beweise ihres scharfen „inneren Sinnes“ an den Tag legten. Sie waren bey Rettung von Effecten, selbst bey Sicherungsmaßregeln außerordentlich thätig, und verloren durchaus nicht die Besonnenheit, welche diese Unglücklichen gewöhnlich so auffallend charakterisirt. Von krankhaften Störungen des Körpers und der Seele blieben sie gänzlich frey. — In Folge der so raschen und bedeutenden Umwandlungen, welche der Boden, die Wohnungen und vor Allem das Trinkwasser erfuhren (fünfter Abschnitt, S. 45—49), entstanden in den nächsten Tagen nach der Ueberschwemmung, vorzüglich in einzelnen großen Localitäten, welche man dem Volke eingeräumt hatte (im Rochusspital und Ludoviceum befanden sich z. B. 10,000 Personen!), und in welchen, namentlich in den ersten Tagen, eine unglaubliche Unreinlichkeit herrschte, häufige Diarrhoen und Brechdurchfälle: aber zu der allgemein befürchteten Typhusepidemie kam es trotz aller Verpestung der Luft durch Menschendunst und Unrath jeglicher Art merkwürdiger Weise durchaus nicht. Der sechste Abschnitt (S. 49—77) enthält die näheren ärztlichen Berichte über den Gesundheitszustand in den einzelnen zur Beherbergung der Verunglückten eingerichteten Localen, und zeigt, daß, wenn auch Diarrhoen und Ruhren, namentlich in Folge des schlechten Trinkwassers, außerordentlich häufig waren, doch die Sterblichkeit durch das beklagenswerthe Ereigniß verhältnißmäßig nur wenig (für die ganze Stadt um etwas mehr als das Doppelte) zunahm. Mortalitätstabellen dienen zum Belege. Später stellte sich gar bald das gewöhnliche, mit dem Eintritt des freundlichen Mai selbst ein geringeres als das gewöhnliche Sterblichkeitsverhältniß wieder her, und der Vf. versichert, daß als wirkliche Opfer der mittelbaren und unmittelbaren Folgen der Ueberschwemmung nicht viel mehr als 300 Personen angenommen werden dürfen.

Dies sind in wenigen Zügen die Hauptgedanken vorliegender Schrift, durch welche sich der Vf. den Dank Aller erwerben wird, welche die Schicksale größerer Menschenvereine mit Aufmerksamkeit beachten. Glück genug für Pesth, daß sich von Neuem bewährte, wie die Entstehung von Epidemien selbst

beym entfesseltsten Wüthen der Elemente nicht möglich ist, ohne daß durchgreifendere allgemeinere Veränderungen, an denen noch aller Scharfsinn der Theoretiker und alle Sorgfalt der Beobachter zu Schanden geworden ist, sich ihnen zugesellen.

Die Schreibart des Vfs. ist klar und einfach, die Ausstattung der Schrift sehr gut.

H. H.

BERLIN, im Verlage der Nauck'schen Buchhandlung: *Lehrbuch der Geburtskunde*. Ein Leit- faden bey akademischen Vorlesungen und bey dem Studium des Faches von Dr. *Dietr. Wilh. Heinr. Busch*, königl. preuss. Medicinalrathe, ordentl. Professor der Medicin an der königl. Friedr. Wilhelms-Universität zu Berlin, Director des klinischen Instituts für Geburtshülfe, Ritter des rothen Adlerordens 4ter Classe, mehrerer gelehrter Gesellschaften Mitgliede. Dritte Auflage. 1836. XVI u. 514 S. gr. 8. (3 Thlr. 8 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1830. No. 183 u. 184.]

Mit Hinweisung auf jene ausführliche Recension der ersten Auflage dieses Lehrbuches berichten wir mit Vergnügen, daß dasselbe nicht allein in Deutschland sich eines ungetheilten Beyfalles zu erfreuen hatte, so daß in kurzer Zeit zwey Auflagen vergriffen wurden, sondern daß ihm auch im Auslande eine ehrenvolle Aufnahme zu Theil wurde, indem es in Amsterdam in das Holländische und in Christiania in das Dänische übersetzt worden ist.

Obgleich die Zahl der Paragraphen dieser neuen Auflage nur um sieben vermehrt worden ist: so hat doch der Vf. nicht veräuert, alle unterdessen kund gewordenen Entdeckungen und Verbesserungen vorzüglich des technischen Theiles der Entbindungskunst sorgfältig zu prüfen und hinzuzufügen. Dies Letzte gilt vornehmlich von der Application und dem ferneren Gebrauche der Geburtszange bey der dritten und vierten gewöhnlichen Kopf- oder Hinterhauptslage, mit nach den Schambeinen gerichteter Stirn, und bey der ersten und zweyten Gesichtslage. Während man nämlich bisher, auf die irrige Ansicht gestützt, daß die Stirn sich *unter* die Schamfuge stelle, in dem 4ten Geburtszeitraum, allgemein anrieth, die Richtung der Zangengriffe schief abwärts länger beyzubehalten, als in gewöhnlichen Fällen, und dieselben erst später mäsig zu erheben, so daß die Zange längere Zeit in der ersten Position geführt, und zuletzt nur in die zweyte Position übergeht, in welcher der Kopf auch ausgezogen wird, giebt der Vf., auf Erfahrung und die richtigere Ansicht sich stützend, daß sich die Stirn *hinter* die Schamfuge stellt, den Rath, anfangs so lange die Tractionen in der ersten Position zu machen, bis das Hinterhaupt auf das Mittelfleisch kommt, alsdann, in einem kurzen Uebergange durch die zweyte, die Zangengriffe sogleich in die dritte Position zu erheben, um das Hinterhaupt zuerst über das gespannte Mittelfleisch bey sorgfältiger Unterstützung desselben hervorzuheben, und

dann die Zangengriffe wieder in die zweyte Position zurückzufenken, um nunmehr, während das Hinterhaupt von dem Damme hinuntersteigt, durch eine oder zwey Tractionen in horizontaler Richtung die Stirne und das Gesicht hinter der Schamfuge hervorzuziehen. — Auch für die 1ste und 2te Gesichtslage, bey welcher Kinn und Mund unter dem Schambogen hervortreten, und wo man früher wie bey der 3 und 4 Schädelgeburts längere Zeit in der ersten Position Tractionen machte, und die Extraction des Kopfes in der zweyten Position beendigte mit Aufopferung des Dammes, schlägt der Vf. ein besseres Verfahren vor, indem er dem Mechanismus bey diesen Geburten mehr entsprechend anrät, so lange die Tractionen in der ersten Position fortzusetzen, bis das Kinn und der Mund unter dem Schambogen hervortreten, und die Stirne den Damm spannt, alsdann aber in einem kurzen Uebergange mit den Tractionen durch die zweyte Position in die dritte überzugehen, und den Kopf bey hinreichender Erhebung der Handgriffe zu entwickeln. — Rec. hat beide Verbesserungen in seiner geburtshelferischen Praxis angewendet und zweckmäsig gefunden, so das er sich verbunden fühlt, dem Vf. darin völlig bezustimmen.

Was die Einrichtung dieser dritten Auflage betrifft, so ist in Beziehung auf die Behandlung des Stoffes selbst die frühere Anordnung beybehalten worden; dagegen hat der Vf. den Wünschen des Rec. u. A. gemäß die Literatur, welche in der ersten Auflage am Ende des ganzen Werkes verzeichnet war, jedem einzelnen Abschnitte oder Paragraphen auf zweckmäsigere Weise beygegeben. An das Ende des Buches hat er dafür zur leichteren Auffindung der einzelnen Gegenstände ein in alphabetischer Ordnung gearbeitetes Sachregister gestellt.

Rec. kann nur wünschen, das auch diese dritte Auflage, welche übrigens in Beziehung auf Druck und Papier gleichfalls vortrefflich ausgestattet ist, recht bald vergriffen seyn möge.

D. X. S.

BERLIN, b. Enslin: *Irrenstatistik der Provinz Westphalen mit Hinweisung auf die medicinisch-topographischen Verhältnisse sämtlicher einzelnen Kreise derselben*, von Dr. Wilh. Ruer, Director der Irren-, Heil- und Pflege-Anstalt zu Marsberg u. s. w. 1837. VIII u. 173 S. kl. 8. (21 gr.)

Je weiter die Kreise sind, auf die sich jetzt der forschende Blick auch des Arztes richtet, desto nothwendiger sind Gesamtübersichten, und aus diesen erst wird er die wahre Deutung des Einzelnen finden können. Darum heißen wir auch die in diesem Werkchen gelieferten statistischen Notizen willkommen, besonders da man jetzt dem Zustande der Irren von allen Seiten eine besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Nachdem eine Erweiterung der Irrenanstalt für die Provinz Westphalen zu Marsfeld beschlossen war, hielt

es die weise Regierung für nothwendig, zuerst den Bestand der in der Provinz vorhandenen sich zur Aufnahme in jene Anstalt qualificirenden Irren genau zu ermitteln, und übertrug im J. 1829 dem Vf. dieses wichtige Geschäft, mit der gleichzeitigen Instruction, nebenbey die besonderen Local- und Person-Verhältnisse u. s. w., welche hie und da eine grössere oder geringere Frequenz des Irrseyns bedingten, auszukundtschaften, sowie die einzelnen Aerzte über die Hauptmomente der Qualification oder Untauglichkeit einzelner Irrer zu belehren. Dies genüge, um zu zeigen, wie dem Vf. alle möglichen Hülfsmittel zu Gebote standen, um mit dem Resultate seiner Bemühungen etwas Dankenswerthes zu liefern. Der Gegenstand ist zu speciell, um Näheres über den Inhalt des Werkes mitzutheilen; das dieser aber mit aller Umsicht und Genauigkeit behandelt ist, und manche interessante Bemerkungen veranlaßt, kann Rec. mit voller Ueberzeugung versichern.

F.

BERLIN, b. Gröbenschütz u. Seiler: *Aerztlicher Rath für Musiktreibende*. Nach den Angaben des königl. preuss. Kammermusicus August Sundelin, zusammengetragen von Karl Sundelin, Med. Dr. u. Prof. VI u. 58 S. 8. (12 gr.)

An sich wäre der Gedanke, dem musiktreibenden Publicum einen ärztlichen Rathgeber in die Hände zu legen, wohl ein zeitgemäßer und nützlicher zu nennen, da seit *Hunnius*, welcher einen *Arzt für Schauspieler und Sänger* (Weimar 1798) herausgab, Nichts über diesen Gegenstand erschienen ist. Wir können aber den Vfn. der vorliegenden Schrift, so vieles Wahre, Gute und Nützliche dieselbe auch enthält, nicht zugestehen, das ihre Arbeit allen Anforderungen, welche an eine Schrift der Art gemacht werden können, entspreche. Der Reichthum des hier abgehandelten Materials — indem auf alle möglichen Werkzeuge der Vocal- und Instrumental-Musik, sowie auf alle denkbaren bey diesen in Thätigkeit kommenden Organe des Körpers Rücksicht genommen wird — ist zu bedeutend, als das auf 58 Seiten über irgend einen Gegenstand mehr als das Aller-nothdürftigste gesagt werden könnte. Namentlich ist der so wichtige Gesang viel zu kurz abgehandelt worden. Mit der Theorie der Stimme sind überdies die Vff. völlig im Reinen, und nehmen die von *Liskovius* unbedingt an. — Unter den angehängten Recepten befindet sich doch eines, welches Opium, und ein anderes, welches Zinkvitriol enthält; im Buche selbst werden Mischungen mit Salzsäure und Schwefelsäure angegeben.

Papier und Druck sind gut. Das die Verleger die Anzahl wegliessen — das Buch erschien schon vor mehreren Jahren — ist jedenfalls eine Unredlichkeit.

H. H.

## B O T A N I K.

BRESLAU, b. Max u. Comp.: *Bemerkungen über die geographische Vertheilung und Verbreitung der Gewächse Großbritanniens, besonders nach ihrer Abhängigkeit von der geographischen Breite, der Höhe und dem Klima.* Von Hewett Cottrell Watson. Uebersetzt und mit Beylagen und Anmerkungen versehen von C. T. Beilschmied. 1837. XX u. 261 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Ein neues Verdienst hat sich Hr. Beilschmied durch Uebersetzung des ausgezeichneten englischen Werks von Watson erworben, welches als Muster gelten kann, wie die phytogeographischen Verhältnisse in einem jeglichen Lande behandelt werden müssen, wenn sie für die Wissenschaft sich wirklich erspriesslich erweisen sollen. Denn hier wird nicht allein eine Instruction für den Beobachter geliefert, sondern auch durch Ausführung derselben ein Beispiel gegeben, wie man für andere Fälle zu verfahren habe. Doch liefs es der Uebersetzer nicht blofs bey einer lesbaren Verdeutschung bewenden, sondern er hat auch durch mancherley Anmerkungen und Thaten den Werth des Werkes um ein Bedeutendes erhöht. Der Inhalt zerfällt im Grunde in 2 Abtheilungen; die erste enthält Bemerkungen über die physikalische Geographie, über das Allgemeine der Flora und Vegetation Britanniens, über die Verbreitung der Pflanzen innerhalb der Grenzen des Reichs, und endlich über die Verbreitung britischer Pflanzen über andere Länder. Die zweyte Abtheilung schliesst Tabellen über die Verbreitung der Pflanzen innerhalb Britanniens und über die geographische Verbreitung der britischen Pflanzen ein, sowie ein Verzeichniß sowohl der nach den Local-Floren am allgemeinsten verbreiteten britischen Pflanzen, als auch der Synonyma in *Lindley's Synopsis of the British Flora* verglichen mit der in *Hooker's British Flora* angenommenen Nomenclatur — und endlich Beylagen, welche die Höhenverbreitung von Pflanzen in Schottland, relative Höhe von Pflanzenstandorten gegen einander, Pflanzen Irlands u. s. w.; ferner die Verbreitung der Coniferen und Amentaceen im tropischen Amerika und in Europa, dergleichen der Proteaceen u. s. w., die Beziehungen zwischen Pflanzen und den Gebirgsarten, worauf sie wachsen, und die Pflanzenverhältnisse der Pariser Flora, nach *Chevalier's Flora* berechnet, betreffen. Wenn wir irgend noch Etwas zu wünschen hätten, so ist es, das auch die Kryptogamen dabey berücksichtigt seyn möchten; denn an der Vollständigkeit der Untersuchung innerhalb der hier gesteckten Grenzen hinsichtlich der Pflanzen möchte kaum Etwas auszusetzen seyn, indem sowohl die Elemente der Berechnungen, als auch die Berechnung selbst genau mitgetheilt, und Alles mit den gehörigen Quellen und Grundlagen versehen ist. Wir wollen besonders denjenigen dieses Buch zum Studium empfehlen, die erkennen, das der Reiz der botanischen Studien eigentlich nicht sowohl in Auf-

findung der Pflanzen, sondern in der Beziehung derselben zu der Localität, des Klima und der gesamten Aussenwelt liege, und das hierin eine Gesetzmässigkeit herrsche, die nur durch solche phytogeographische Arbeiten, als hier vorliegen, gehörig erkannt werden kann. Deutschland hat das Verdienst, durch A. v. Humboldt zuerst die Bahn in diese interessanten Gebiete gebrochen zu haben; allein England hat in Watson den Mann gefunden, der zuerst die Anwendung der allgemeinen Idee bis ins Einzelne verfolgte. Für mehrere Theile Deutschlands und der Schweiz haben wir treffliche hieher gehörige Arbeiten; wir dürfen dabey nur an die von Unzer und Herr erinnern, ohne anderweitigen Verdiensten im Geringsten zu nahe treten zu wollen; allein noch fehlte der deutsche Watson, welcher die einzelnen Bruchstücke zu einem Ganzen vereinte. Möchte diese Schrift in ihrem deutschen Gewande zum Erwecken eines solchen beytragen! Die äussere Ausstattung ist rühmlich, nur möchte man einige Druckfehler wegwünschen. Noch erlaubt sich Rec. einen Wunsch auszusprechen. Hr. Beilschmied hat schon so viele Gewächse ausländischer Literatur auf deutschen Boden verpflanzt, wofür ihm die gelehrte Welt aufrichtigen Dank zollte, das man wohl hoffen darf, er werde auch fernerhin ein Vermittler des Inlandes mit dem Auslande bleiben. Er würde sich aber für den grössten Theil der Botaniker noch ein höchst ausgezeichnetes Verdienst erwerben, wenn er auch besonders solche Kupferwerke für deutsche Beutel zugänglich machte, welche sonst wegen Kostbarkeit von dem einzelnen Privatmanne kaum angeschafft werden können. Hiemit meinen wir jedoch nicht, das auch die Kupfer wiedergegeben würden, sondern nur, das der Text so compendiös als möglich geliefert würde. Zu dergleichen Werken rechnet Rec. besonders *Wallich plantae asiaticae rariores* und *Royle Illustrations of the Botany and other branches of the natural History of the Himalayan mountains and of the Flora of Cashemere*. Von dem ersten Werke, welches, beyläufig gesagt, 900 Fr. kostet, sind kaum 6—8 Exemplare in Deutschland, und was enthält es nicht für einen sowohl die systematische als geographische Botanik erläuternden Schatz! Aehnliches läst sich von *Royle's Illustrations* sagen, aus denen nur das Botanische genommen, und das Zoologische für einen besonderen Abdruck aufgespart werden könnte. Dergleichen Excerpte, wie wir sie hier andeuten, würden gewiss noch mehr Käufer finden, als solche Uebertragungen (wie dankenswerth und schätzbar sie auch durch neue Zugaben seyn mögen) kleinerer und daher auch wohlfeilerer Schriften, welche man schon leichter im Original erhalten kann, als solche kostbare Kupferwerke. Wäre dabey auch noch die Seitenzahl des Originals angegeben, so würde dies selbst bey Citaten von entschiedenem Nutzen seyn.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A P R I L 1 8 3 9.

## P H I L O S O P H I E.

ZÜRICH, b. Ziegler und Söhnen: *Neues praktisches System der Logik* von Dr. Eduard Bobrik, ordentl. Professor der Philosophie (in Zürich). Ersten Theiles erster Band. *Ursprüngliche Ideenlehre*. 1838. XVI u. 346 S. 8.

Im Zeitalter Alexanders des Großen entdeckte Aristoteles die Formen des Denkens und wurde dadurch der Gründer der Logik. Länger als zweytausend Jahre haben die Logik des Aristoteles und die Geometrie des Euklid die Basis der Wissenschaften gebildet; durch die dunklen Zeiten der europäischen Cultur ziehen sie sich als der hellstimmernde Faden hindurch, an welchem der wissenschaftliche Gedanke der Griechen bis zu uns gelangte, und im Lichte der Aufklärung haben sie die strengste Prüfung des zweifelsüchtigsten Urtheils tadellos bestanden. Selbst Kant, der unbestechliche Cenfor philosophischer Lehren, erkannte die Entdeckungen des großen Macedoniers nicht bloß als fehlerfrey an, sondern glaubte sogar, daß dieselben so vollständig wären, daß alle kommenden Zeiten ihnen nichts mehr hinzuzufügen haben würden. Seit der ersten Zeit ihrer Entdeckung hat die Logik den Maßstab hergegeben, nach dem man die Richtigkeit jeder philosophischen Untersuchung zu prüfen und die Stellung jeder wissenschaftlichen Aufgabe zu orientiren verlangte. Aber die Gegenwart hat ein so theueres Vermächtniß der Vorzeit verächtlich von sich geworfen, und im Zeitalter der Aufklärung ist die Kenntniß der Logik in den Schulen der Philosophen in Vergessenheit gerathen. Neben einer Menge von logischen Lehrbüchern, welche in der letzten Zeit unsere Literatur überfluthet haben, liefert auch das oben Genannte eine durchgängige Bestätigung für unsere eben ausgesprochene Behauptung. Hr. Bobrik ist mit der Aristotelischen Logik ganz und gar unzufrieden, sowohl rückfichtlich ihres „wesentlichen Inhaltes“, als auch ihrer äußeren Gestaltung“, und er verlangt eine „Totalreform“ der ganzen Logik (Vorr. V). Wer als Reformator einer Wissenschaft auftreten will, muß vor allen Dingen nachweisen, daß in der bisherigen Fassung ihrer Aufgabe ein Fehler versteckt liege. Wenn er diesen Fehler aufgedeckt hat, muß er dann weiter zeigen, wie die Aufgabe dieser Wissenschaft richtig zu fallen sey. Hr. Bobrik aber hat solche Präliminarien nicht für nöthig erachtet, er geht gleich

J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

mit einer gewissen eifertigen Sicherheit auf die Sache selbst los. Nur einmal so im Vorbeygehen wirft er verächtlich die Bemerkung hin, „daß die Aristotelische Logik keine Formen und keine Beweglichkeit habe, die dem Geschehen und Werden entsprechen.“ Zum Glück hat er sich nicht erst die Mühe gegeben, den Sinn dieser Bemerkung anzugeben, denn da würde er gefunden haben, daß gar keiner darin liegt. Dies erweckt gleich am Eingange der Vorrede einen Verdacht gegen das Vorhaben des Vfs., und dieser Verdacht wächst, je weiter man in der Vorrede fortlieft. Man muß erstaunen, wenn man sieht, bis zu welchen chimärischen Einfällen sich ein wissenschaftlich gebildeter Mann verirren kann, wenn er den sicheren Boden wissenschaftlicher Forschung verläßt, und sich willkürlichen Phantasieen hingiebt. Rec. hebt nur vorläufig einen solchen Einfall aus der Vorrede heraus. S. XI sagt der Vf.: „Für die ausgebildete *Begriffssphäre* hält er (der Vf.) es angemessener von *inneren* und *äußeren* Begriffen zu sprechen, als von *höheren* und *niedrigen*. Auf der Oberfläche der Sphäre liegen die individuellen Begriffe, den Mittelpunkt bildet eine reale Wesenheit. Jeder Radius ist in vier Abschnitte zu theilen. Von dem realen Mittelpunkte bis zu den Essentialien, von den Essentialien bis zu den Attributen, von den Attributen bis zu den Modificationen, von den Modificationen bis zu den Relationen.“ Welche Begriffsverwirrungen! welche Unkenntniß der Logik! Die Logik unterscheidet Inhalt und Umfang an den Begriffen. Unter Umfang oder Sphäre des Begriffes versteht sie den Inbegriff der Vorstellungen, die unter ihm stehen. Anstatt dieser aus der Natur der Sache genommenen Unterscheidung bildet sich unser Vf. die ganz willkürliche Fiction von einer Kugel, welche alle Begriffe enthält, gleichsam einer selbstständigen Weltkugel der Begriffe. So lieb dem Vf. dieses Bild auch ist, so hat er es dennoch nirgends weiter ausgemalt; ja er hat es sogar mit einer solchen Unsicherheit fixirt, daß es unbestimmt bleibt, ob es nur *eine* solche Begriffssphäre giebt, welche alle menschlichen Begriffe umschließt, oder ob nicht vielmehr jeder Gattungsbegriff seine eigene Kugel habe. Aber dieses Bild ist noch obendrein falsch, indem es nach zwey Seiten hin die wahre Ansicht der Sache verkehrt. Einmal nämlich versetzt es die Einzelwesen auf die Oberfläche der Kugel, und schließt sie somit von der Sphäre des Begriffes aus, da sie doch umgekehrt gerade im Umfang des Begriffes ste-

hen. Das andere Mal aber liegt in dem Ausdruck „Individualbegriff“ und in der ganzen Vorstellungsweise der Fehler des scholastischen Realismus, d. h. der Hypostasirung der allgemeinen Begriffe versteckt. Den Mittelpunkt einer solchen Begriffssphäre soll nämlich eine reale Wesenheit bilden, in diesem Mittelpunkt steht aber der Gattungsbegriff. Wenn es eine solche selbstständige Begriffssphäre gäbe, wie Hr. Bobrik voraussetzt, so müßte es auch ein Princip geben, nach welchem wir den Gattungsbegriff zu Artbegriffen, diese zu Unterarten und sofort bis zu „Individualbegriffen“ specificiren könnten. Ein solches ist unmöglich, weil die Begriffsbildung gerade auf dem umgekehrten Wege, nämlich durch Abstraction erfolgt. Daher kommt es aber auch, daß den Begriffen diese Selbstständigkeit gar nicht zukommt, welche ihnen Hr. Bobrik beymißt. „Individualbegriffe“ giebt es gar nicht und kann es nicht geben, da wir alle Einzelwesen nur anschaulich und nicht durch Begriffe erkennen. Hr. Bobrik, der ein so großer Freund der Scholastiker ist, hätte sich schon können durch Occam belehren lassen, daß das *principium haecceitatis* in der Anschauung liege. Doch die Erinnerungen an die Vergangenheit scheinen unseren Vf. nicht so lebhaft zu begleiten, wie die Hoffnungen, die er von der Zukunft hegt. Von dieser erwartet er, es werde ihr noch gelingen, für die Begriffssphäre — eine „qualitative Stereometrie“ zu erhalten. Wenn der Vf. den einfachen Ausdruck Stereometrie der Begriffssphäre gebraucht hätte, nun so hätte man diesen Einfall, obnerachtet er für sich selber eine Chimäre ist, etwa wie ein Luftschloß ansehen können, das in der Phantasie unseres Vfs. wohl irgendwo sein Plätzchen haben wird. Da er aber hinzufügt, daß diese Stereometrie eine qualitative seyn solle, so ist das gerade so viel, als wenn er verlangte seine eigenen phantastischen Luftschlößer massiv zu bauen. Hr. Bobrik muß nämlich wissen, daß der Ausdruck „qualitative Stereometrie“ nach der Kunstsprache der aristotelischen Logik und nach der Ansicht des gesunden Menschenverstandes eine *contradictio in adjecto* ist.

Das Buch selbst zerfällt in eine Einleitung und in fünf Kapitel, welche folgende Ueberschriften haben: Idee der Apperception, Idee der Begriffssphäre, Idee der Begründung, Idee des Urtheils und Idee der Widerspruchslösung. Sehen wir Einzelnes davon näher an!

Der Vf. erklärt die Logik für die Kunstlehre des wissenschaftlichen Denkens (S. 1), und das zwar deswegen, weil sie die Darstellung der Formen des Denkens sey, und die Darstellung der Formen etwas Wohlgefälliges enthalte, und somit in das Gebiet der Kunst gehöre (S. 5). Nun Gott behüte uns nur vor einer sentimentalischen Logik! Unsere modernen Philosophen sind wirklich galante Herren. Die ernste geharnischte Minerva ist zu barsch und spröde gegen sie gewesen. Diese Herren möchten ihr deshalb gern einige bessere Sitten und etwas Urbanität beybrin-

gen, sie möchten sie gern in eine schmelzende, hingebende Venus verwandelt sehen, mit der es sich ja wohl gemächlicher leben ließe. Wie ist nun wohl Hr. Bobrik auf diese arge Verwechslung von Kunst und Wissenschaft geführt worden? Darüber giebt er selbst in der Vorrede (S. VIII) folgende Auskunft: „Die genannte Kunst selbst bezweckt, dem noch unwissenschaftlichen Gedankenstoffe Formen zu geben, welche das Urtheil der Wahrheit und Gewißheit erregen.“ Der Vf. will nämlich, daß der Stoff des Wissens eine gewisse Form und Gestalt durch das Erhalte, was er die Kunstlehre des wissenschaftlichen Denkens nennt, und was er an die Stelle der alten Logik gesetzt haben will. Da können wir ihm nun die Unselbstständigkeit dieser seiner Logik leicht nachweisen. In unserer Erkenntniß giebt es nämlich einen Theil, und dahin gehören alle nothwendigen und allgemeinen Wahrheiten, deren wir uns nur denkend bemächtigen können. So giebt es selbst einen gewissen Stoff unseres Wissens, den wir nur durch die Denkformen haben, dessen wir uns nur vermittelt der Begriffe, Urtheile, Schlüsse und Systemenformen bewußt werden können. Hr. Bobrik's Logik dagegen setzt den ganzen Stoff unseres Wissens als schon gegeben voraus, und könnte somit gar nicht einmal bestehen, wenn nicht die Aristotelische Logik verdeckt hinter ihr stände.

Der Vf. glaubt eine neue Entdeckung gemacht zu haben, indem er die Urtheile in *wissenschaftliche* und *logische* eintheilt. Unter letzten versteht er diejenigen, deren Prädicat „wahr“ oder „falsch“ ist (S. 14). Allein damit hat der Vf. nur bewiesen, daß er die einfachsten logischen Sachen nicht versteht. Wahr und falsch sind gar keine Prädicate in Urtheilen, sondern Wahrheit und Falschheit gehören zur Modalität der Urtheile. Einem Urtheile kommt Wahrheit zu, wenn die Behauptung desselben Grund hat; ein Urtheil ist falsch, wenn es ungegründet ist. Ich kann allerdings sagen, die Behauptung des Daseyns Gottes ist wahr; daß die Normänner unter Erik Raudas Anführung Amerika entdeckt haben, ist wahr; aber das sind nicht einmal Urtheile über meine Urtheile, sondern bloße Vergleichungsformeln, in denen ich gegebene Urtheile in Rücksicht ihrer Begründung, d. h. in Rücksicht ihrer Wahrheit oder Falschheit vergleiche. Wenn nun der Vf. weiter lehrt: „Das wissenschaftliche Urtheil bildet sich aus dem logischen hervor“ (S. 14), so hat das gar keinen Sinn mehr. Denn da müßte man über Wahrheit und Falschheit eines Urtheils entscheiden können, ehe man noch das Urtheil selbst kennt. Das wäre eine herrliche Sache! da könnten die Mathematiker sich ihre schwierigen Beweise, die Physiker ihre mühsamen Experimente ersparen. Die ganze Einleitung wimmelt von solchen Behauptungen, und es würde die Grenzen dieser Blätter weit überschreiten, wollten wir alle einzeln auführen und in ihrer Nichtigkeit darstellen. Nur eins wollen wir noch zur Probe anführen. S. 3 heißt es: „Principien sind

Begriffe und Sätze, welche die zweyfache Eigenschaft haben, an sich selbst gewiß zu seyn und neue Gewisheit zu erzeugen. Dafs etwas ein Princip sey, läßt sich hinsichtlich der ersten Eigenschaft nur durch den vergeblichen Versuch des Denkens erkennen, eine Begründung des Principis zu finden; hinsichtlich der zweyten Eigenschaft nur durch den gelungenen Denkversuch, die neue Gewisheit daraus abzuleiten. Ob aber etwas ein *wahres* Princip sey, läßt sich nur an der Unmöglichkeit des Gegentheils erweisen, also durch den vergeblichen Denkversuch, das Gegenheil zu denken; und ferner an der Wahrheit der abgeleiteten Folgen. In allen vier Fällen der Prüfung, welche der Logik anheimfällt, sind also nicht die Principien selbst, sondern ist das Denken der unmittelbare Gegenstand der Logik.“ Eine Wissenschaft, die nur versuchsweise und durch blindes Herumtappen ihre Principien erlangen kann, ist wahrlich ein armlseliges Ding. Hr. *Bobriks* neue Logik mag vielleicht so eine Wissenschaft seyn, darüber mögen wir nicht streiten, aber die Logik des Aristoteles und jede wahre Wissenschaft ist ganz gewiß nicht diesem blinden Zufall preis gegeben. Uebrigens vernichtet sich der Gedanke des Vfs. selbst. Denn ein wahres Princip soll seyn, 1) dessen Gegenheil zu denken unmöglich ist, und 2) dessen abgeleitete Folgen wahr sind. Da könnte es 1) gar keine wahren Principien geben. Denn wessen Gegenheil kann man nicht denken? 2) soll die Wahrheit der Folgen aus der Wahrheit des Principes folgen, und die Wahrheit des Principes soll aus der Wahrheit der Folgen sich ergeben. Das ist ein Widerspruch.

Der geneigte oder geduldige Leser, welcher die Einleitung glücklich überwunden hat, wird vielleicht in den folgenden Kapiteln eine Belehrung über logische Gegenstände erwarten; er wird vielleicht zu erfahren hoffen, was ein Begriff, ein Urtheil, ein Schluß, ein Beweis oder eine Eintheilung sey, wie wir zu diesen Denkformen kommen, und welche Rolle sie in unserer Erkenntniß spielen. Aber alle diese Sachen hat Hr. *Bobrik*, wie *Cervantes* sagt, im Dintenfaße stecken lassen. Keine einzige Lehre hat er bestimmt entwickelt, keinen Satz mit Beyspielen belegt, so dafs er gar nicht gewahr wird, wie er den Boden unter den Füßen verliert. Das Eigenthümliche seiner Ansichten deutet er immer nur in höchst unbestimmten allgemeinen Formeln an. Aus diesen erfieht man aber, dafs der Vf. Logik mit Metaphysik auf das Härteste verwechselt, und zwar auf eine Weise, dafs ein Bastard von *Hegelscher* und *Herbart'scher* Lehre zum Vorschein kommt.

In dem ersten Kapitel wird zunächst unter dem fremdklingenden Titel: *Idee der Apperception* von dem Unterschied des Wissens und Denkens in höchst unbestimmten Ausdrücken gesprochen. Das logische Urtheil soll nach und nach die Form der Wahrheit an das bewegliche Denken bringen, und es zum stabilen Wissen verwandeln. So werden Wissen und Denken nur wie Form und Gehalt des Gedankens

unterschieden, und nachher wird wieder ganz willkürlich die Form nur in die Gültigkeit des Gedankens gesetzt. Diefs erinnert an die dürftige Dialektik der ersten Ionier, welche mit ihrem *πέρας* und *ἀπειρον* einen verwandten Unterschied zu fixiren suchten; nur dafs hier die ähnlichen Abstractionen viel unbeholfener gehandhabt werden. Aber wo bekommt denn das Denken den Gehalt seiner Gedanken her? Diese höchst nöthige Frage hat Hr. *Bobrik* gar nicht erst aufgeworfen, und doch kommt Alles hier auf deren Beantwortung an. Daher kommt es, dafs er stillschweigend voraussetzt, das Denken vermöchte sich seinen Gehalt selbst zu geben. Mit dieser Hypothese der Selbstständigkeit des Denkens ist er aber dem logischen Dogmatismus verfallen.

Hierauf folgt das zweyte Kapitel mit der Ueberschrift: *Idee der Begriffsphäre*. Um zugleich eine Probe von der Darstellungsgabe des Vfs. zu geben, wollen wir den Inhalt seiner §§ wörtlich folgen lassen. §. 25. „Die Begriffs-Sphäre ist Harmonie der Intensität und Extensität des subjectiven Denkens.“ §. 26. Die Intensität des subjectiven Denkens fixirt den Inhalt der Begriffe. §. 27. Die Intensität des subjectiven Denkens für sich bleibt mangelhaft. §. 28. Die Extensität des subjectiven Denkens bestimmt den Umfang der Begriffe. §. 29. Die Extensität des subjectiven Denkens bleibt für sich allein mangelhaft. §. 30. Die Idee der Begriffs-Sphäre ist die zweyte in der systematischen Reihe der logischen Ideen, weil sie die erste Bestimmtheit der Apperception in sich enthält. Die Idee der Begriffs-Sphäre enthält Keime der anderen drey logischen Ideen in sich, am meisten von der Idee der Begründung.“ Jetzt sind wir fertig. Da kann nun ein Jeder erfahren, was es mit den Begriffen für eine Bewandniß habe, der es nicht zu wissen verlangt. Mit solchem armlseligen Formelkram glaubt Hr. *Bobrik* das alte zweytausendjährige Gebäude der Logik über den Haufen geworfen zu haben! Seine „Begriffs-Sphäre“ haben wir schon oben kennen gelernt; wir gehen deshalb gleich zu dem folgenden Kapitel über, welches: *Idee der Begründung* überschrieben ist. Hier zeigt sich die vollständige Verwechslung der Logik mit der Metaphysik am auffallendsten. Wer es weiß, dafs Begründung durch Beweise gegeben wird, dafs Beweise durch Schlüsse geführt werden, dafs Schlüsse aus Urtheilen bestehen, d. h. wer nur die nothdürftigste Kenntniß der Logik besitzt, der wird sich wundern, wenn er sieht, dafs unser Vf. die Lehre von den Urtheilen nicht blofs *nach* der Lehre von der Begründung abhandelt, sondern sie sogar aus derselben abzuleiten vorgiebt. Doch an solche systematische Kleinigkeiten darf man sich nicht stoßen; hier wird die Wissenschaft genial getrieben, und ein Genie überspringt Alles — selbst die Wahrheit. Wir erfahren zuerst, dafs „die Begründung die Harmonie zwischen der Intensität und Extensität des objectiven Denkens sey“ (S. 59). Alsdann werden wir auf S. 65 u. 68 belehrt: „dafs die Intensität des objectiven

Denkens die Grade der Position bestimme,“ und „dafs die Extensität des objectiven Denkens die Arten der Gründe bestimme.“ Zur Erläuterung dessen, werden auf eine höchst wunderliche Weise die *Kantischen* Kategorien der Modalität mit des Aristoteles 4 Gründen: ὄλη, μορφή, αἰτία τῆς κινήσεως und τὸ οὐ ἔνεκα verglichen. Wir können recht gut einen alten Bekannten unter dieser Vermummung wieder erkennen. Es ist der grundehrliche Parmenides, der uns hier in einem Berliner Modefrack begegnet. Aber der alte Herr ist auch erstaunlich alt und schwach geworden, und der moderne Rock kleidet ihn auch gar zu burlesk. Doch allen Scherz bey Seite; wir haben in der That hier weiter nichts als die alte eleatische, in der Geschichte der Philosophie so oft wiederkehrende Lehre, welche aus bloßen Begriffen erkennen will, wie das unendliche Werden aus dem ewigen Seyn entspringe, — jene alte dialektische Lehre des Parmenides vom Seyn und Nichtseyn und von dem Werden. *Kant* hat uns den Fehler jeder solchen metaphysischen Lehre vom Seyn und dem Einem klar und deutlich gezeigt. Durch ihn belehrt wissen wir, dafs eine jede solche Lehre nur *durch den Fehler der Amphibolie der Reflexionsbegriffe* entstehen kann. Aber was hat uns das für die wissenschaftliche Bearbeitung der Philosophie geholfen? Nichts, als dafs unsere jüngeren Philosophirenden sich gar nicht einmal darum bekümmern. Immer von Neuem vertrauen sie sich den Abenteuern jener trügerischen Dialektik an, sie wiederholen den alten Fehler immer wieder aufs Neue, und vergrößern ihn durch die plumpesten Mißgriffe. Denn Hr. *Bobrik* verwechselt geradezu diese alte metaphysische Lehre, jene vorgebliche dialektische Einsicht der Abfolge des Werdens aus dem Seyn mit der logischen Begründung der Urtheile. Einen so handgreiflichen Fehler hat sich kein vorkantischer Philosoph zu Schulden kommen lassen. So spricht Hr. *Bobrik* (S. 78): „Die Unveränderlichkeit der Gründe mitten in allen ihren wechselnden Erscheinungen bedingt die erste Form der Begründung und damit auch des Schlusses. Diese Selbsterhaltung, als Identität bezeichnet, giebt den Ausdruck des *ist*, besonders für die Bestandtheile der Begriffssphäre. Jede äufsere Stufe der Begriffssphäre erscheint als eine Entwicklung einer tiefer liegenden inneren, jedoch so, dafs eine in der Mitte liegende diese Entwicklung vermittelt habe. Z. B. die Erde gehört zu einer äufseren Stufe der Begriffssphäre Weltkörper, aber in der Mitte der

Entwickelungen liegt Planet; so bilden Erde, Planet, Weltkörper eine Schlussreihe (!). Die Erde *ist* ein Planet; hier bedeutet das *ist* das wesentliche Seyn, die begründete Form; und weiter, der Planet *ist* ein Weltkörper ebenfalls, somit ergibt sich auch die Erde *ist* ein Weltkörper.“ Um das letzte zu verstehen, mufs man wissen, dafs „die *Wahrheit* die Entelechie des Gedankens ist“ (S. 78). Solche hohe Weisheit vermöchte wohl der grofse Aristoteles selbst nicht zu fassen, und wenn er ausdrücklich deshalb wieder auferstünde.

Nach dieser ungründlichen Lehre von der Begründung kommt der Vf. zu dem, was er die *Idee des Urtheils* nennt. Was ist ein Urtheil? Man höre und bewundere! „Das Urtheil ist ein Sphärenverhältnifs, dargestellt nach dem Mafse der Begründung.“ Um nicht allzu weitläufig zu werden, wollen wir nur zweyerley aus diesem Kapitel herausheben. S. 87 heifst es: „Soll man nicht Urtheile verwechseln mit müßigen Einfällen oder grammatischen Satzübungen, so bedeuten sie offenbar sprachlich dargestellte Erkenntnißacte, Resultate eines irgend wie gelungenen Denkens; sie müssen also einerseits das Mafse der Begründung an sich tragen, andererseits mufs — denn das ist das Erkennen — das Besondere sich darstellen, als enthalten unter dem Allgemeinen. Dieß Verhältnifs des Besonderen zum Allgemeinen ist ein Sphärenverhältnifs. Es kann sich auf zweyfache Weise darstellen. Entweder ist das Allgemeine *gegeben*; sodann ist das Urtheil ein Subfunktionsurtheil, es *bestimmt* das Besondere durch das Allgemeine. Oder das Besondere ist nur allein gegeben, und das Allgemeine dazu soll erst aufgefunden werden, dann ist das Urtheil *reflectirend*.“ Nun stellt man in jedem Urtheil die Unterordnung des Subjects unter das Prädicat vor. Das Prädicat ist das Allgemeine und die Subjectsvorstellung das Besondere. Also haben Hr. *Bobriks* „reflectirende Urtheile“ kein Prädicat, und sind mithin keine Urtheile, sondern solche logische Undinge, wie oben seine Schlüsse, die nicht aus Urtheilen bestehen. Hr. *Bobrik* hat gewaltig fehlgegriffen, dafs er *Kant* als Gewährsmann für diese Unterscheidung anführt. Denn hätte er nur die angezogene Stelle aus der Kritik der Urtheilskraft näher ansehen wollen, so würde er gefunden haben, dafs dort gar nicht vom *Urtheil*, sondern vom *methodischen Verfahren* der Urtheilskraft die Rede ist.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A P R I L 1 8 3 9.

## P H I L O S O P H I E.

ZÜRICH, b. Ziegler u. Söhne: *Neues praktisches System der Logik* von Dr. Eduard Bobrik u. s. w.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 93 und 94 lesen wir: „dafs die Copula mehr als eine willkürliche Verknüpfung zu bedeuten habe, ist am deutlichsten in denjenigen Urtheilen, welche eine Art zum Subject, und die Gattung zum Prädicat haben. In einem solchen erscheinen die *extrema judicii* als selbstständige Totalitäten; aber zugleich ist auch der nothwendige Zusammenhang derselben in der Sphäre, oder ihre innere Identität darin ausgedrückt, und diese höhere Totalität der nur scheinbar selbstständigen Totalitäten von Gattung und Art, die Identität der Sphäre, und damit die Natur des Urtheils, ist in der Copula, in dem Seyn enthalten. Die dem Urtheile zum Grunde liegende Einheit der Sphäre, neben der scheinbaren Theilung dieses Grundes in Subject und Prädicat hat dem Urtheile diese Bedeutung und den Namen des *urprünglichen Theilens* gegeben. Jedoch die scheinbare Selbstständigkeit der beiden Extreme gehört eben nur der Erscheinung des Begriffs an, wie er aus seiner Sphäreinheit in die Sprache hinaus treten kann. Nachzuweisen ist es leicht, dafs wenigens von Seite des Subjects keine solche Selbstständigkeit Statt findet. Würde z. B. die Erde überhaupt noch seyn, wenn sie nicht das Prädicat Planet hätte? Von Seite des Prädicats scheint es zulässiger, dafs es sein Subject entbehren könnte, und dennoch fortbestehen. Der Planet könnte auch in den übrigen Formen, aufer der der Erde erscheinen; nur fehlte ihm dann wenigstens die vollständige Entwicklung seiner Sphäre; irgend eine seiner Kräfte wäre nicht zur Wirksamkeit der Energie gekommen. Im Urtheile also gehört unbestritten das Prädicat zum Seyn des Subjects.“ Zuerst bemerken wir, dafs Hr. Bobrik seinen Scharfsinn ganz vergeblich angestrengt habe, um die Etymologie des Wortes Urtheil ausfindig zu machen. *Urtheil* kommt nämlich nicht von *Ur-theilen*, sondern von dem altdeutschen *ordalen*, auslagen, behaupten, wovon noch *Ordalie*. Doch das ist hier nur Nebensache. Wichtiger ist es, dafs der Vf. dem Subjecte im Urtheil die Existenz abspricht, und sie nur dem Prädicate beylegt. „Würde die Erde überhaupt noch seyn, fragt er, wenn sie nicht das Prädicat Planet hätte?“ O, dafs doch Hr. Bobrik ja nicht müde werden möchte zu sagen und immer wie-

J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

der zu sagen: die Erde ist ein Planet! Die gar nicht unbeträchtliche Kugel von einem Halbmesser, dessen Länge 860 geogr. Meilen beträgt, würde ja sonst aufhören ein Ding in der Welt zu seyn, und was sollte erst aus dem werden, was auf Erden krecht und fliegt. Möge doch Hr. Bobrik bedenken, dafs seine eigene Existenz in Gefahr schwebt, wenn er nicht so großmüthig ist, der Erde eine längere Existenz zu bewilligen. Doch halt! Hr. Bobrik fügt hinzu: „Der Planet könnte auch in den übrigen Formen, aufer der der Erde erscheinen.“ O, wir verstehen seine Rede sehr wohl. Es ist die Geschichte von *Stilpo's* Kohl. Der Vf. meint, Juno, Pallas, Ceres und Vesta seyen auch Planeten. Das ist vortreflich. Nur muß Hr. Bobrik wissen, dafs am Himmel der strahlende Stern des Abends glänzt, den die Liebenden kennen, und der röthliche Mars, den der finstere Herzog von Friedland fürchtete; und dafs „der Planet“ kein Gegenstand ist, der in der Welt herumspatziert, sondern ein Begriff, d. h. eine allgemeine Vorstellung, die nur in seinem Kopfe sich befindet. So kann sich ein Philosoph in seinen eigenen Begriffen verwirren, wenn er keine Logik kennt. In der Welt ist Alles bestens bestellt; Confusion giebt es nur in den Köpfen der Menschen. Das letzte Kapitel des Buchs unter dem Titel: *Idee der Widerspruchslösung* ist ein weitläufiger Excurs über diesen einfachen Text. Wir können die Grundgedanken und den Zweck des Ganzen in folgender Weise kurz angeben: Das Gegebene der Erfahrung ist voller Widersprüche. „In dem Gedanken des Raumes, der Zeit, der Bewegung, des Organismus, des Ichs, der Causalität liegen in ihren ersten Auftreten eine Menge von Widersprüchen.“ (S. 148). Um diese Widersprüche aufzulösen, muß man nach der Methode der Beziehungen einen Ergänzungsbegriff suchen, welcher die widersprechenden Merkmale vereinigt. Der Zweck dieses Verfahrens liegt darin, dafs der Vf. die Erfahrungserkenntnis für Schein erklären, und an deren Stelle ein *mixtum compositum* von Aristotelischer Entelechielehre und Leibnitzischer Monadologie setzen will. Wie steht es nun mit den Widersprüchen, welche an den Erfahrungsgegenständen haften? Napoleon ritt in der Schlacht von Bautzen seinen berühmten Schimmel. Was hatte wohl dieses Pferd Widersprechendes an sich? Doch hören wir selbst einige von den Widersprüchen des Vf's. S. 166 sagt er: „Vorhin ist die Materie des Gegebenen als Mittelstufe zwischen dem Nichts und dem Realen, kurz mit dem Namen des *Scheins* benannt worden. Es

ist nun hervorzuheben, welche Mangelhaftigkeit in der Setzung liegt, mit welcher wir die Materie der Erfahrung uns vorzustellen pflegen.

1) Die sinnlichen Empfindungen sind der Dauer nach beschränkt.

2) Sie werden immer nur in Verbindung mit anderen sinnlichen Empfindungen gegeben. Der Ton einer Glocke mit der Farbe, Härte, Schwere des Metalls.

3) Während der beschränkten Dauer einer solchen Empfindung wird sie bald stärker, bald schwächer, eine mit dem reinen Seyn unvereinbare Ab- und Zunahme.

Da nun trotz aller dieser Beschränkungen die Nothwendigkeit der sinnlichen Empfindungen stehen bleibt, sie in ihrer Eigenthümlichkeit und in der bestimmten Zeit und Umgebung zu denken, so gelten sie für Ausdrücke des Seyns. Hiemit aber ist ein offener Widerspruch eingetreten: Die absolute unbeschränkte Position soll sich darstellen in einer beschränkten und relativen.“

Rec. bemerkt hierauf Folgendes: 1) Die sinnlichen Empfindungen werden nicht *gedacht*, sondern *angesehen*. Es kommt daher schon eine große Unsicherheit in dieses ganze Raisonement wenn der Vf. vom Denken der Farben, Töne u. s. w. spricht. 2) In dem ersten Satze liegt nur ein Widerspruch, wenn der Vf. voraussetzt, daß jede Empfindung die ganze unendliche Zeit hindurch dauern soll; in dem zweyten dann, wenn er voraussetzt, daß es nur eine Art von Empfindungen geben dürfe; in dem dritten aber, wenn er voraussetzt, daß es kein Werden giebt. Also widerspricht sich die Thatsache oder der Gegenstand der Erfahrung nicht selber, sondern er widerspricht der Voraussetzung, welche der Vf. mit hinzubringt. Der Widerspruch liegt mithin nicht in den Dingen, sondern in den eigenen Gedanken des Vfs. Aber wer heist ihn auch solche grundlose Voraussetzungen zu machen, denen die Erfahrung widerspricht? Es ist fast komisch zu sehen, wie Hr. *Bobrik* selbst diese Voraussetzungen erschließt, und doch nicht bemerkt, daß er es mit *erschlossenen* Behauptungen zu thun hat. Denn nachdem er selbst die Voraussetzung als einen Schlusssatz aufgewiesen hat, bleibt er doch in dem Wahne, daß sie ihm durch Erfahrung gegeben sey. Hr. *Bobrik* hat sich nämlich darauf capricirt, daß es kein Werden und keine Veränderung geben dürfe, um einen Widerspruch in die Natur hineinzubringen, welche uns überall Wechsel und Veränderung zeigt. Zur Rechtfertigung seiner Annahme macht er nun S. 217 folgenden Schlufs:

*Oberf.* Wenn Veränderung wirklich vor sich ginge, so könnte es nur geschehen durch äußere Ursachen oder innere Ursachen oder absolutes Werden.

*Unterf.* Es giebt aber weder äußere Ursachen noch innere Ursachen noch absolutes Werden.

*Schlusf.* Also geht keine Veränderung wirklich vor sich.

Die Sache ist sehr einfach. In diesem Schlusse ist der Untersatz falsch und somit auch der Schlusssatz. Aber abgesehen von diesem Fehler bemerken wir nur noch, daß, wenn der Satz: es giebt keine Veränderung durch Erfahrung, gegeben wäre, so dürfte er nicht erschlossen, d. h. aus Prämissen gefolgert werden. Aber die Erfahrung zeigt das gerade Gegentheil von Hn. *Bobriks* Annahme. Was haben wir nun an dem Ganzen? Einen trefflichen Beitrag zu dem Ausdruck von *Heine*:

Zu fragmentisch ist Welt und Leben.  
Ich werd' mich zum deutschen Professor begeben,  
Der weiß es vortrefflich zusammenzusetzen;  
Er macht ein erklecklich System daraus,  
Mit feinen Nachtmützen- und Schlafrock-Fetzen  
Stopft er die Lücken des Weltenbau's.

A.

INNSBRUCK, gedruckt mit Wagner'schen Schriften:  
*Moralisch - praktische Seelenlehre.* Von Mag. Chir. *Lunger*, Operateur und Wundarzt an der k. k. Provinzial-Irrenanstalt zu Hall in Tyrol. 1837. X u. 143 S. 8. (16 gr.)

Daß es ein sehr gewagtes Unternehmen sey, wenn sich Laien mit der Bearbeitung philosophischer Wissenschaften beschäftigen, zeigt das vorliegende Buch in hohem Grade. Der Vf., bey dem wir es gern anerkennen, daß er sich als Arzt mehr als gewöhnlich mit der Psychologie beschäftigt hat, und dessen guten Willen wir eben so wenig ableugnen wollen, ermangelt doch zu sehr der philosophischen Vorbildung, und dadurch zugleich der Schärfe des Denkens und der Bestimmtheit in seinen Definitionen und Distinctionen, als daß seine Schrift in irgend einer Weise belehrend und befriedigend seyn könnte. Freylich wähnt er ganz neue Entdeckungen gemacht und ein neues Licht über das Wesen der Seele verbreitet zu haben, aber es finden die Worte auf seine Schrift vollkommene Anwendung: Das Wahre ist nicht neu, und das Neue ist nicht wahr. Insbesondere bestrebt sich der Vf. darzuthun, daß die Seele nicht, wie die Philosophen glaubten, gleichsam eine Sammlung oder ein Gehäuse von Kräften, sondern daß sie eine einzige und einfache Kraft sey, daß aber das, was man Seelenkräfte zu nennen pflege, nichts anderes, als Grade und Wirkungen bezeichne. Hierbey scheint er indessen die Philosophen nicht recht verstanden zu haben; denn darin stimmen doch wohl alle überein, daß die Seele eine einzige Kraft sey, und sie reden daher nicht sowohl von Kräften als Vermögen der Seele, d. h. von der verschiedenen Art und Weise, wie die Seele wirksam seyn kann, was dann dem Wesentlichen nach mit der Behauptung und Ansicht des Vfs. übereinstimmt. Wenn er aber glaubt, darin etwas besonders Wichtiges aufgestellt zu haben, daß er alle die einzelnen Wirkungsarten von der Seele als Erkennungskraft ableitet, so können wir um so weniger in dieser Ansicht einen Vorzug erkennen, als grade diese Ableitung die Ursache der unrichtigen Auffassung und Vermengung

der verschiedenen Seelenvermögen ist. Wie sehr ihm aber dieser letzte Vorwurf mit Recht gemacht werden kann, könnten wir durch eine sehr große Anzahl von Beyspielen beweisen, beschränken uns indessen der Kürze wegen auf einige wenige. So bestimmt der Vf. die Aufmerksamkeit als erste Bedingung des Verstandes, und behauptet daher, daß ohne sie kein Verstand möglich sey. Aber kann denn nicht Vermögen da seyn, ohne daß man aufmerksam ist? Im andern Falle müßten ja unaufmerksame und zerstreute Menschen wenigstens momentan verstandeslos seyn; wir können daher ihm nur soviel zugeben, daß der normale Gebrauch des Verstandes ohne Aufmerksamkeit nicht Statt finden könne. Der Aufmerksamkeit werden ferner Vermögen oder Aeußerungen zugeschrieben, welche nur durch dieselbe bedingt sind und eigentlich nicht ihr, sondern dem Verstande angehören, z. B. Witz, Scharfsinn, Vergleichen, Unterscheiden u. s. w. Der Verstand wird bestimmt als Erkennung oder Grad der Erkennung. Nun ist doch wahrlich der Verstand nicht die Erkennung selbst, sondern das Vermögen zu erkennen. Die Vernunft ist dem Vf. Vernehmung der Harmonie, an einem andern Orte das Vermögen des menschlichen Geistes, das harmonisch Erkante zu verbinden; ob sie auch ein Vermögen der übersinnlichen Begriffe oder Ideen sey, und ob überhaupt ein solches Vermögen existire, darüber findet man keinen Aufschluß. Wohl aber sollen wir die Pflicht haben, uns die Vernunft zu eigen zu machen, als wenn dies nur möglich wäre, wenn wir sie nicht von Natur befäßen; der Vf. hat wohl nur damit sagen wollen: wir hätten die Pflicht, sie auszubilden. Auffallend ist ferner die Ansicht des Vfs. über das Fühlen, welches er, in sofern es ein sinnliches ist, *Gefühl*, in sofern es geistiger Natur ist, *Fühlung* nennen will. *Fühlung* ist ihm aber die Einsicht der Vernunft, verbunden mit dem Bewußtseyn der Wahrheitsgründe, so daß geistig nur derjenige fühlt, welcher nicht nur die Richtigkeit des Urtheils einsieht, sondern sich auch der Gründe bewußt ist. Wie aber der Vf. nach einer solchen Definition noch von dunklen Gefühlen reden könne, ist freylich schwer einzusehen. Begeisterung soll Vergnügen über ein gegenwärtiges oder nahes sicheres Glück, Zufriedenheit, Vergnügen über das Vergangene seyn. Besonders unglücklich ist indessen der Vf., wenn er sich auf Erklärung biblischer Begriffe einläßt. Ihm ist z. B. *lóyos* = Wahrheit, und die Sünde wider den heiligen Geist der Ungehorsam gegen die Vernunft; dann müßten ja alle Sünden in diese Kategorie gehören.

— a —

### KUNSTGESCHICHTE.

MÜNCHEN, b. Fleischmann: *Allgemeines Künstlerlexikon, oder Nachrichten von dem Leben und den Werken der Maler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher* u. s. w., nebst den Monogrammen, von Dr. G. C. Nagler. 2ter, 3r, 4r,

5r u. 6ter Band. 1835—1838. Jeder Band ungefähr 576 Seiten. gr. 8. (Der Band 2 Thlr. 6 gr.)

Wir haben schon früher in diesen Blättern (1837. No. 118) auf die ersten Hefte dieses umfassenden Werkes aufmerksam gemacht, und damals bereits ausgesprochen, daß dasselbe ein ehrenvolles Denkmal des gründlichsten deutschen Fleißes sey; auch jetzt können wir nicht umhin, uneres früheres Urtheil zu wiederholen.

Jeder Hauptartikel erscheint in seinem richtigen historischen Standpunkte, so wie diesen die strengere Anforderung beym Erwachen des reineren Geschmacks in der Kunst bestimmt hat. Unsere Zeit hat in der Kunstgeschichte strenger gerichtet, und die Mängel aufgedeckt, welche die Schriftsteller der Periode des Ungeschmacks in der Kunst mit gewaltigem Lobe bedeckten, während sie die guten Meister der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts als kalt und pedantisch verschrienen. Indessen gab es auch in der Zeit des allmäligen Verfalles der Kunst Männer, welche das Uebel erkannten, aber nicht zu heilen im Stande waren. Um nicht zu hungern, mußten sie endlich ebenfalls dem einmal verdorbenen Geschmacke der Zeit huldigen, und die Kritik pöfaunte ihren Ruhm aus. Die Kunstrichter wußten damals recht gut von Reinheit und Adel der Form, von charakteristischem Ausdrucke, von Meisterschaft der Technik u. s. w. zu sprechen, in Wahrheit aber ist von allen diesen Dingen in den Werken damaliger Zeit wenig oder nichts zu finden.

Es ist bekannt, wie *Bernini*, *Lebrun*, *da Santa Fede* u. s. w. den guten Geschmack drangsalten, und wie unendlich schwer es einem *Carstens* wurde, einem reinen Streben Eingang zu verschaffen. In Deutschland fand dieses Streben durch hochbegabte Meister, wie *Cornelius*, *Overbeck*, *Schadow*, *Wach* u. A. erfreulichen Anklang; in Frankreich und in dem französischen Italien können sich die Künstler noch immer nicht von dem Einflusse der Bühne frey halten. So hat denn die Kunstgeschichte verschiedene Perioden, welche frühere Schriftsteller gar nicht beachteten, oder wenigstens nur obenhin als etwas Unwesentliches berührten; unser Vf. aber unterscheidet dieselben sorgfältig, so wie er denn stets mit Einsicht zu Werke geht, und unparteyisch jedem Verdienste seine Krone reicht, in welcher Lande es sich auch findet. Interessant sind die Parallelen, die er zwischen französischen und deutschen Künstlern zieht, z. B. im Artikel *Gudin*, *Jaquotot* u. s. w. *Mad. Jaquotot* ist eine gepriesene französische Schmelzmalerin, aber auch Deutschland hat mehrere ausgezeichnete Künstler dieser Art aufzuweisen, namentlich München, worauf der Vf. zurückkommt. Wer die modernen französischen Künstler und ihre Leistungen kennen lernen will, der findet in diesem Lexikon reiche Angaben, wie in keinem andern deutschen Werke. Viel größere Schwierigkeiten bieten sich hierin auf deutschem Boden dar, da der deutsche Künstler einem Unternehmen dieser

Art nicht so willfährig ist, theils aus Laune, theils aus allzugroßer Bescheidenheit. Der Vf. bemerkt dieses selbst in seinem Werke und sagt: er hätte hie und da vergebens auf nähere Angaben gewartet. Dennoch ist sein Lexikon überaus reich an Nachrichten über lebende deutsche Künstler, wie nicht minder über die Meister der holländischen und flamändischen Schule, von welchen Letzten man sehr viele vergebens in anderen deutschen Werken sucht; *Fiorillo's* Geschichte der zeichnenden Künste ist dadurch bedeutend ergänzt worden, besonders in Bezug auf die altdeutsche und niederländische Schule — ein Vorzug dieses Lexikon's, der es neben seinen anderen reichen Notizen unentbehrlich macht.

So wie der Vf. ein stattliches Heer von Malern namentlich aufführt, so ist dieses auch der Fall mit den Kupferstechern und Lithographen. In Vielem schließt sich dieses Werk an den *Peintre graveur* von *A. v. Bartsch* würdig an, in anderen Artikeln steht es als einzige Quelle da, wie denn überhaupt als schätzenswerthes Handbuch für Freunde der Graphik.

Der Vf. hatte eine schwierige Aufgabe; es galt, ein gutes Werk dieser Art, das Künstler-Lexikon von *Fuesly*, zu übertreffen; beym Vergleiche beider zeigt es sich, daß Hr. Dr. *Nagler* als rüstiger Kämpfer den Kampfplatz behauptet. Der gute *Fuesly* ist bey dreyfachem *Alphabet* und bey allem Reichthum von Aggregaten dennoch nicht sehr erschöpfend. Hr. N. hat seine Nachrichten schön verbunden zu abgerundeten Theilen eines großen Ganzen, welchem so weite Grenzen gezogen sind, wie in keinem anderen Werke dieser Art. Allerdings könnte es noch ausführlicher seyn, indem viele Namen übergangen sind, welche bey *Fuesly* vorkommen; allein es sind dieses durchaus Namen geringerer Bedeutung, die

füglich wegfallen konnten. Zu jeder Zeit gab es ja Leute, die sich Künstler nannten, ohne es zu seyn, und hätte der Vf. auf alle diese Rücksicht genommen, so müßte sein Lexikon zu Folianten anwachsen. Dennoch überschreitet es die von dem Vf. bestimmte Bändezahl, was wir dem sich häufenden Reichthume an Materialien zuschreiben. Für diese vermehrte Bändezahl, welche den Preis des Lexikons allerdings etwas höher stellt, muß aber der Kunstfreund dem Vf. Dank wissen, denn er erhält ein Werk, das in seiner Art möglichst erschöpfend ist. In Wahrheit, nirgends findet man z. B. über die Künstler: *Adam, Bodmer, Cornelius, Doehling, David, Delacroix, Delacroix, Descamps, Desnoyers, Donatello, Dou, Drevel, Dubut, Duprè, Duvivier, Dyck, Eyeden, Felsing, Fragonard, Frank, Groff, Guerin, Halder, Hamerani, Frommel, Gandolfi, Cl. Gelée, Giotto, Girodet, Goes, Gudin, Heideloff, Hensel, Herrmann, Hefs, Hohe, Jackson, Janson, Janssen, Isabey, Kager* u. s. w. so interessante, so erschöpfende Notizen, als hier. Aber auch unter den älteren Künstlern wird es wenige geben, von denen nicht bisher unbekannte Thatfachen erwähnt würden. Besonders ist dieses bey den italiänischen Künstlern der Fall, über welche die Angaben bey *Fiorillo* und in anderen älteren Werken nicht mehr genügen.

Erfreulich ist das regelmässige Erscheinen der Lieferungen, von welchen beynahe monatlich eine ausgegeben wird. Wir wünschen dem Vf. Gesundheit und Ausdauer; an Anerkennung von Seite des kunstliebenden Publicums kann es einem solchen Vf. und einem solchen Werke nicht fehlen.

Auch dem Verleger sind wir wegen Ausstattung des Werkes, billigen Preises u. s. w. belobende Anerkennung schuldig.

D. Sch.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

ГВЯСЯЦАТВ. *Aschaffenburg*, b. Pergais: *Die Schlacht von Dettingen mit ihren Vorgängen*. Von *Franz Joseph Adolph Schneidawind*, der Philosophie Doctor, k. b. Professor der Geschichte am Lyceum zu Aschaffenburg u. s. w. Mit dem Plane der Schlacht. 1838. 8.

*J. Milbiller* und Andere haben in ihren Geschichtswerken die Schlacht bey Dettingen vom 27 Juni 1743 ein bloßes Treffen genannt. Das Unhistorische dieser Benennung zu widerlegen, und zu zeigen, daß ein Kampf von 60,000 Mann, auf einem kritischen Terrain, mit dem ergebenden Resultate, wie die Dettinger Schlacht, welche für Kaiser Carl VII und für Oesterreich folgenreich war, weil Frankreich von jetzt an für das Interesse des Kaisers erkaltete, den Namen einer Schlacht in der Geschichte des Erbfolgekrieges führen müsse, war die Aufgabe, welche sich der Vf. in vorliegender Schrift gesetzt hatte. Er hat sie gut gelöst.

Nach einer sehr lobenswerthen Einleitung über die Ursache des Erbfolgekrieges und den Verlauf dieses Krieges bis zum Momente der Dettinger Schlacht 1743, folgt eine klare und lebendige Beschreibung der Schlacht selbst, welche *Marien Theresens* Bundesgenosse, König Georg II von England und Kurfürst von Hannover, an der Spitze der sogenannten pragmatischen Armee gegen die Franzosen unter dem Marschall Noailles, resp. gegen den eifertigen Duc de Grammont, gewonnen hatte. Der Vf. hat diese Schlacht, so viel thunlich, nach deutschen Quellen darzustellen gesucht. Auch hat er einen sehr sauber gearbeiteten Plan derselben, von seiner Hand gefertigt, beygegeben, und den Werth des Ganzen dadurch noch mehr erhöht.

Die Ausstattung der Schrift ist sauber, und der Preis derselben beyspiellos wohlfeil.

E.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A P R I L 1 8 3 9.

## ERDBESCHREIBUNG.

STUTT GART, im Literatur-Comptoir: *Europa und seine Bewohner* u. s. w. Achter Band. Auch unter dem besonderen Titel: *Die Königreiche Schweden und Norwegen, das Kaiserthum Rußland und Königreich Polen und Freystaat Krakau.* Von Prof. Dr. P. A. F. C. Poffart, Mitglied der königl. griech. archäologischen Gesellschaft zu Athen u. s. w. Erste Abtheilung. *Die Königreiche Schweden und Norwegen enthaltend.* 1838. X u. 522 u. 255 S. 8. (3 Thlr. 9 gr.)

Dieses der königl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm gewidmete Werk ist als eine Zierde der gesamten Sammlung, deren achten Band es ausmacht, zu betrachten. Es erreicht gewiss vollständig seinen Zweck, und gewährt, wie dieses laut Vorrede beabsichtigt wird, ein treues Bild von den Eigenthümlichkeiten Schwedens und Norwegens. Es fehlte bisher in Deutschland an einer ziemlich vollständigen Beschreibung der großen scandinavischen Halbinsel, ja selbst sonst gute geographische Handbücher enthalten darüber nur Unvollständiges; und nicht allein *Neigebaur's* Werk, sondern auch mehrere andere beweisen dies zur Genüge. Ja der Vf. nennt es, und nicht ohne Grund, eine Sünd' und Schande, daß für die nordischen und slavischen Länder noch so wenig gethan ist. Namen läse man in vielen geographischen Handbüchern, die gar nicht existiren, besonders wenn von Rußland, Polen, Illyrien u. s. w. die Rede ist und dies komme daher, weil die wenigsten Geographen die Sprache jener Länder verstehen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Werk alle zeithero in deutscher Sprache abgefaßten und diesen Gegenstand umfassenden Schriften weit hinter sich zurück läßt, und in allen einzelnen Abtheilungen eine genaue Kenntniß und richtige Auffassung des zu bearbeitenden Stoffes beurkundet. Besonders wird man manches Neue in den Abschnitten bezeichnet mit finnischer Sprache, schwedische Literatur und Verfassung finden. Ueber den Standpunct des literarischen Verkehrs in Schweden wird S. 83 folgende auf das Jahr 1830 bezügliche Uebersicht mitgetheilt:

Theologie . . . . .	Anzahl 121.	Werth Thlr. 40. — gr.
Philosophie . . . . .	— 11. — —	8. 28. —
Philologie . . . . .	— 29. — —	3. 24. —
Erziehungsschriften . . . . .	— 32. — —	25. 44. —
Schöne Wissenschaften (52 Rom.)	— 134. — —	92. 28. —

Transport 327 Bco. Thlr. 173 4gr.

J. A. L. Z. 1839. *Zweyter Band.*

Historische Wissenschaften	—	88. — —	90. 26. —
Geographie . . . . .	—	30. — —	26. 32. —
Staatswissenschaften . . . . .	—	77. — —	25. 38. —
Physische Wissenschaften . . . . .	—	20. — —	27. — —
Medicinische Wissenschaften	—	20. — —	11. 20. —
Oekonomie . . . . .	—	35. — —	11. 40. —
Mathematische Wissenschaften	—	25. — —	5. 32. —
Juristische Wissenschaften . . . . .	—	46. — —	14. 34. —
Schöne Künste . . . . .	—	4. — —	3. 32. —
Verm. Gegenstände (außer Zeit.)	43.	— —	41. 36. —

Summa 715 Bco. Thlr. 429. 30 gr.

Die Anzahl der Zeitungen im ganzen Reiche betrug im Jahre 1833: 80, wovon 19 in Stockholm; der Journale waren 20, wovon 15 in Stockholm. Man sieht hieraus, daß die schwedische Literatur in den letzten Jahren bedeutend vorgeschritten ist; zu wünschen wäre nur, daß der Buchhandel, dieser mächtige Hebel, besser organisirt würde.

Einen höchst interessanten Beytrag zu den früheren Adelsvorurtheilen in Schweden liefert die Note zu S. 168: „Der Professor der Physik und Botanik zu Åbo, *Alaunus*, lehrte 1642 öffentlich in einer Streitschrift von der Natur (*de natura*), daß der Adel nicht bloß eine menschliche Einrichtung, sondern in der Natur gegründet sey; und daß Eltern von vornehmer Geburt auch Kinder von edlerem Charakter erzeugten.“ Die eigentliche topographische Partie des Buchs enthält Alles, was man nur immer über diesen Gegenstand zu erfahren wünschen kann.

Die zweyte Abtheilung des Werks ist der Beschreibung des Königreichs Norwegen gewidmet. Auch hier wird man denselben Fleiß in der Bearbeitung, dieselbe umsichtige Benutzung der besseren Materialien und eine wohlgeordnete Verbindung der einzelnen Elemente erkennen, wie bey der Beschreibung des Königreichs Schweden. Ein schönes Bild wird S. 28 vom norwegischen Familienleben aufgestellt, das, wie Rec. nicht zweifelt, nicht im Einzelnen, sondern in der Hauptmasse des Volks sich wiederfindet: „Mit inzigster Treue sind sich die Gatten zugethan. Sobald die Söhne dem Kindesalter entwachsen sind, übt der Vater keine unterdrückende Gewalt mehr über sie aus; sondern ist vielmehr jetzt Rathgeber, Freund und Vertrauter. Groß ist die Geschwisterliebe. Weib und Kind und andere Angehörige vor Mangel zu schützen und in eine glückliche Lage zu versetzen, zu erfreuen, ist des Norwegers Bestreben.“

Auf die drey wichtigsten Nahrungsweige des Norwegers, Fischerey, Waldbenutzung und Bergbau, ist im Werke alle nur mögliche Berücksichtigung genommen worden, und man wird hier nicht leicht ei-

nen Gegenstand von nur einiger Erheblichkeit vermissen. — Die Vermehrung der Armen ist leider auch in Norwegen wie in anderen Staaten eine unglückliche Erfahrung der neueren Zeit. Bedeutend soll besonders die Armenlast in Christianland seyn, so daß in den neuen amtlichen Berichten eingestanden wird, die Stadt sey zur Verforgung ihrer Armen, bey dem immer mehr in Verfall gerathenden Gewerbszustande, schlechterdings unvermögend. Von 7,488 Einwohnern werden hier 700 aus der Armencaße unterhalten, mithin beynahe  $\frac{1}{10}$ . Von dem zwangsweise zusammengebrachten Armengelde müssen  $\frac{5}{8}$  durch  $\frac{1}{8}$  der steuerpflichtigen Einwohner aufgebracht werden, und der vormals als der höchste gesetzlich festgesetzte Betrag ist schon über das Sechsfache gesteigert worden.

Die von S. 220 an folgenden Nachträge mögen ja bey Benutzung und Beurtheilung dieses trefflichen Werkes bestens berücksichtigt werden.

Möge die zweyte Abtheilung dieser in jeder Hinsicht vorzüglichen Arbeit recht bald erscheinen!

C. v. S.

PRAG, in der Calve'schen Buchhandlung: *Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse*. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswertheften im Gebiete der gesamten Länder- und Völker-Kunde. Herausgegeben von *Johann Gottfried Sommer*, für 1839. Siebenzehnter Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. 8. CLIX u. 322 S. (2 Thlr.)

[Vgl. Erg. z. Jen. A. L. Z. 1837. No. 40.]

Es würde überflüssig seyn, noch etwas zum Lobe und zur Empfehlung dieses Taschenbuchs sagen zu wollen, da dasselbe seinen Zweck verfolgend, in immer gleichem und bleibendem Werthe sich erhält.

Die jeden einzelnen Jahrgang eröffnende allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen ist eine so schätzbare Gabe, und ist sowohl für den Mann vom Fache, wie für den Laien so instructiv, daß Rec., wie er es auch früher gethan hat, auf die wichtigsten in derselben abgehandelten Gegenstände aufmerksam zu machen, sich für verbunden erachtet.

Unter den neuen Entdeckungen im Gebiete der Länder- und Völker-Kunde verdienen die Erforschungen der Nordküste von Amerika durch *Dease* und *Simpson* die vorzüglichste Beachtung. Ihr zur Seite ist die Landreise des Cap. *Back* zur Auffuchung des Cap. *Rofs* zu stellen. Wichtig sind die Resultate, die aus den auf diesen Reisen Statt gefundenen Entdeckungen hervorgehen. Ueber *Blofseville* und seine Begleiter fehlt es noch immer an Nachrichten. Die französische Regierung hatte im letzten Sommer die *Recherche* unter der Leitung des Naturforschers *Gaimard* abermals für rein wissenschaftliche Zwecke nach dem nördlichen Eismeere abgeschickt.

Der dänische Naturforscher Dr. *Pingel* hat im Jahre 1836 eine Reise nach Grönland gemacht, und der königl. Akademie der Wissenschaften zu Kopen-

hagen einige merkwürdige Thatfachen mitgetheilt, welche beweisen, daß die westliche Küste dieses Landes einer allmählichen Senkung unterworfen ist. Die Beschreibung der Reisen, welche der britische Botaniker *Douglas* in den Jahren 1824—1827 nach dem Columbiaflusse in Nordamerika unternommen hat, so wie 1829—1834 nach Nord-Californien und den Sandwichinseln, ist zu London erschienen, und gewährt für die betreffende Wissenschaft manches Neue und Interessante. Ueber die Untersuchung des Flusses Sacramento in Californien, durch den britischen Cap. *Belcher*, ist in einer der Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu London Rechenschaft ertheilt worden. Sehr beachtungswerth ist hiebey die Bemerkung: „Uebersieht man den ganzen Hafen von San-Francisco mit dem Sacramento-Flusse, so findet man hier einen schönen Spielraum für anzulegendes Capital, falls die Regierung ihre Bürger beschützen wollte.“

Die vereinigten Staaten von Nordamerika werden fortwährend von europäischen Reisenden besucht, unter welchen ein gewisser Dr. *Leitner*, ein geborener Würtemberger, welcher zum Theil mit Unterstützung des Württembergischen Vereins für Naturwissenschaften reiste, ein Opfer seines Berufs geworden ist. Nicht minder eifrig ist man in Südamerika bemühet, neue Entdeckungen zu machen und die früheren zu berichtigen oder zu vervollständigen; besonders merkwürdig ist das, was Dr. *Pentland* von Bolivia aus berichtet. Nach seinen erneuerten Messungen des Illimani, hat dieser Berg eine Höhe von 22,391 Par. Fuß. In Guyana war der Naturforscher *Schomburgk* anhaltend mit der Fortsetzung seiner Untersuchungen beschäftigt. Er fand am Essequibo dieselbe üppige Vegetation, die er an den Ufern der anderen Gewässer des britischen Guyana angetroffen hatte. Auch über das niederländische Guyana darf im Verlaufe des nächsten Jahres neuen Berichten durch einen deutschen Naturforscher Dr. *Gundlach* aus Marbach entgegengefahren werden. Nicht ohne geographische Wichtigkeit ist der Bericht über eine Reise, welche der in Diensten des Freystaats Peru stehende General *Müller* im Juli 1835 nach den inneren Gegenden nördlich und östlich von Cuzco und zu den Chunches Indiern gemacht hat. Der vornehmste wissenschaftliche Nutzen, den diese Reise gebracht hat, besteht in der Hindeutung auf die mögliche Aufklärung über einen sehr zweifelhaften Punct in der Hydrographie jener weiten Ebenen, nämlich in Bezug auf die Quellen, die Zuflüsse und den allgemeinen Lauf des großen Flusses Purus, welcher einer der vornehmsten Zuflüsse des Maranon oder Amazonen-Stroms ist, und die Aussicht zu einer Wasser Verbindung mit Bolivia vom atlantischen Meere aus darbietet.

In Afrika erwarben sich zwey sehr wackere Deutsche, der kaiserlich österreichische Bergcommissär *Russeger* und sein Gehülfe der Botaniker *Kotschy*, große Verdienste um die Erweiterung der Erdkunde. Auf die Bitte Mehemed Ali's, Vicekönigs von Aegypten

ten, hatte Sr. Maj. der Kaiser von Oesterreich im Jahre 1836 mehrere Bergleute zum Behufe mineralogischer Forschungen nach Aegypten geschickt. An die Spitze dieser Expedition wurde nun *Ruffeger* gestellt, der auch auf seinem Forschungszuge den Bahr el Azreck hinauf, bis in das durch seinen Goldreichtum bekannte Land Fafoglo (Dar Fassokl) an der südwestlichen Grenze von Abyssinien gekommen war.

Zum Behufe der Erforschung des Laufs des Bahr el Abiad hat sich in Aegypten ein Verein von europäischen Reisenden gebildet, welche einen Eingeborenen aus Dongola zu jenem Zweck abschicken wollen. Auch zwey Herren *d'Abbadie*, Franzosen, waren im Herbst 1837 von England nach Aegypten gegangen, in der Absicht, über Suez, Dschidda und Mokka in Arabien nach Massaua in Abyssinien zu reisen. Nach einem Berichte vom 10 März 1838 aus Massaua, fand Hr. *Thomson d'Abbadie* es sehr schwierig, auf den besten Charten, die er vom rothen Meere befaß, die Namen der verschiedenen Vorgebirge zu erkennen.

Oeffentlichen Blättern zu Folge schickt die französische Akademie der Wissenschaften eine Commission von Gelehrten zur wissenschaftlichen Untersuchung des Gebietes von Algier ab. Auch hat sich im August 1837 zu Paris ein Verein von Gelehrten und Künstlern gebildet, um gemeinschaftliche Nachgrabungen auf dem Boden von Karthago zu veranstalten, um die gefundenen Alterthümer nach Frankreich zu bringen. Eingegangenen Nachrichten zu Folge, ist Capitän Alexander, der eine Reise längs der Westküste von Südafrika, von der Capstadt bis in das Land der Damaras unternahm, in ersterem Orte, mit manchen neuen geographischen Ermittlungen zurückgekommen. Ein junger Schweizer, Dr. *Lang*, ist in portugiesische Dienste getreten, und hat sich im Sept. 1838 nach Angola begeben, um naturgeschichtliche Sammlungen für das Museum zu Lissabon zu machen. Der als ausgezeichnete Botaniker bekannte Dr. *Brunner* aus Bern ist im August d. J. in Lissabon von den Capverdischen Inseln eingetroffen. Er war vier Monate lang, sowohl in den französischen als englischen Besitzungen der Küste von Guinea, in St. Louis, Gambia und Gore, mit botanischen Forschungen beschäftigt. Die schon mehrmals zur Sprache gekommene Aufnahme der Küsten von Afrika durch britische Seeofficiere ist jetzt bis zur Küste von Ashanti gelangt, und eilt nun ihrer baldigen Beendigung entgegen. Was die Untersuchung der Azoren anbelangt, so haben sich derselben die Herren *Gulnick*, *Gigat* und *Hochstetter* unterzogen. Unter den wichtigsten Entdeckungen in Asien verdienen die der Küsten von Nowaja-Semlja die vorzüglichste Beachtung. Der kais. russische Akademiker *von Bär* hat nicht nur einen umfassenden Bericht über die bisherigen Arbeiten daselbst an die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften erstattet, sondern auch im Sommer 1837 selbst eine Reise nach Nowaja-Semlja unternommen. Aus dem Berichte beygefügten Charte geht hervor, daß jetzt die Küsten von

ganz Nowaja-Semlja bekannt und aufgenommen sind, mit alleiniger Ausnahme der nordöstlichen, zwischen 75 und 77° Br. befindlichen Küste. Nicht minder erfolgreich als die Expedition der russischen Seefahrer im hohen Norden sind für die geographischen Wissenschaften die Arbeiten russischer Gelehrten im südlichen Theile des russischen Reichs gewesen. Das trigonometrische Nivellement zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere ist glücklich beendigt worden, und hat das Ergebniß geliefert, daß es wirklich eine Senkung des Bodens in dieser Gegend giebt, daß sie aber nicht so beträchtlich ist, als aus den früheren barometrischen Messungen von *Parrot* und *Engelhardt* hervorzugehen schien. Ein großer Theil Klein-Asiens ist im Sommer 1836 vom Engländer *Hamilton* bereist worden, und seine Forschungen erstrecken sich von der Küste des Marmara-Meeres südöstlich bis zum Berge Argäus und von da zurück in westlicher Richtung bis Smyrna. Von dem britischen Lieut. *Lynch* wurde in der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London am 28 Mai 1838 ein Schreiben aus Bagdad vorgelesen, worin seiner in mannichfaltigen Beziehung interessanten Reise nach Kleinasien Erwähnung geschieht. Der britische Oberstlieutenant *Shiel* hat im Juli und August 1836 eine Reise von Tabris durch Kurdistan, über Wan, Bitlis, Siest und Erbil nach Suleimaniych unternommen, dessen weitläufiges Tagebuch sehr viel schätzbare Notizen enthält. Derselbe Lieut. *Shiel* machte im Mai und Juni 1837 eine Reise durch den Bezirk Alamut im nördlichen Persien. Ein nur gering bekanntes Land hat er 280 Meilen durchstreift, und den Bezirk Alamut nicht einmal auf den besseren Charten verzeichnet gefunden. Ein anderer in persischen Diensten stehender Engländer, *W. Taylor Thomson*, bestieg im Sept. 1837 den Vulcan Demavend. Um genauere Kenntniß von dem jetzigen Zustande der Nestorianischen Christen in Kurdistan einzuziehen, und das Gebirgsland zu erforschen, welches sie in den Bezirken von Hakari, Dschulamerik, Amadiab u. s. w. bewohnen, ist der als Arzt und Naturforscher der letzten Euphrat-Expedition bekannte Dr. *Ainsworth*, in Begleitung des Hn. *Raffell* und des Hn. *Rassam*, eines aus Mosul gebürtigen Nestorianers, im Juni 1838 von London nach Constantinopel abgereist. Ferner war französischen Blättern zu Folge der Gelehrte *Eusebe de Salles*, mit einer wissenschaftlichen Sendung in Aegypten, Arabien, Persien und Ostindien beauftragt, im Dec. 1837 von Marseille abgereist. Der im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuchs erwähnte Vortrag, welchen der österreichische Naturforscher *Karl Freyherr von Hügel*, in der Versammlung der deutschen Naturforscher zu Prag, am 18 Sept. 1837 über seine in den Jahren 1830—1836 ausgeführte große Reise nach Aegypten, Südasien und Australien gehalten hat, ist in dem seitdem zu Prag erschienenen Bericht über diese Versammlung vollständig mitgetheilt worden. Ein Prager Naturforscher, Hr. Dr. Med. *Helfer*, ist gegenwärtig in den englischen Besitzungen Ostindiens für die Erweiterung

rung unferer Kenntnisse jenes Theils von Südasien thätig.

Ans der in London erschienenen Beschreibung der Reise *Moorcrofts* geht hervor, daß derselbe Ladak zum Gegenstand hat. Ebenso ist der Reise *Ruschenbergers* Erwähnung geschehen. Der durch seine frühere große Reise im Inneren von Asien bekannte engl. Cap. *Burnes* ist bereits seit 1837 von Seiten der britisch-ostindischen Regierung mit einer Sendung an die Fürsten beauftragt, deren Länder zum Stromgebiete des Indus gehören.

In Betreff Australiens (wie die engl. Geographen jetzt vorzugsweise Neu-Holland nennen) wird von den Entdeckungsreisen des Major *Mitchell*, deren in den früheren Jahrgängen schon gedacht worden ist, nächstens ein vollständiger Bericht erscheinen.

In der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft am 8ten Jan. 1838 legte der Engländer *Polack*, welcher kürzlich von Neu-Seeland und Madagascar zurückgekommen war, wo er sich einige Jahre aufgehalten hatte, verschiedene Zeichnungen vor, und gab mündlich sehr genaue Nachrichten über die Sitten und Gebräuche und den Handelsverkehr der Neuseeländer.

Die französische Corvette *Bonite* ist im October 1827 von ihrer Reise um die Welt in Brest wiederum eingetroffen; auch sind von den französischen Schiffen *Astrolabe* und *Zélée*, welche 1837 unter dem Capt. *Dumont d'Urville* ebenfalls eine Reise um die Welt angetreten haben, im August 1838 Nachrichten aus Chili in Paris eingetroffen.

„Während nun“, so sagt der Vf., „so viele kühne und geschickte Männer in allen Gegenden des Erdbodens zu Wasser und zu Lande bemühet gewesen sind, das Dunkel, welches noch so manche Gegend bedeckt aufzuhellen, hat es sich gezeigt, daß es auch in Europa noch Länder giebt, wo sich neue Entdeckungen machen lassen.“ Und hier findet der Vf. es angemessen, der wichtigsten hieher gehörigen Leistungen und Nachrichten zu gedenken.

Nachdem Rec. die Einzelheiten dieser belehrenden Uebersicht hervorgehoben hat, kann er um so mehr den eigentlichen Text des Taschenbuchs hier nur summarisch angeben, da es mehr darauf ankommt, die gute Auswahl zu bezeichnen, als in die einzelnen Gaben, die mindestens in Auszügen durch Journale bekannt worden sind, einzugehen. Die einzelnen Abhandlungen führen folgende Titel: 1) Wanderungen durch Irland; 2) Erinnerungen an Palästina, nach *Berggren*, *Buckingham*, *Carne*, von *Geramb*, *Marmont* und *Monro*; 3) die Kaffern und ihr Land, nach *Streckman* und einem Artikel des London Qua-

terly Review; 4) *Moorcrofts* Reise nach Ladak; 5) zur Kenntniß von Ceylon, nach *Ruschenberger* und 6) Cochinchina, nach *Crawford*. Zur Verschönerung dieser literarischen Producte dienen folgende mit ausgezeichnetem Fleiße durchgeführte Stahltafeln: a) Vorgebirg Fairhead (aus *Ritchie Ireland picturesque u. s. w.*); b) Moschee Omar zu Jerusalem (aus *Horne Biblical Keepsake*); c) Capelle der Geburt Christi zu Bethlehem (aus demselben Werke); d) Gruppe von Kaffern verschiedener Stämme (aus *Stroman Wandering*); e) Empfang *Bougainvilles* bey den cochinchinesischen Mandarinern (aus *Bougainville Journal de la Navigation u. s. w.*); f) Grotte und Pagode im Inneren der Marmorberge der Bay von Turan (aus demselben Werke).

Möge dieses zeitgemäße Unternehmen noch eine lange Reihe von Jahren glücklichen Fortgang haben!

C. v. S.

BAMBERG, im literar-artistischen Institute: *Reisebilder. Originalbeyträge zur neuesten Länder- und Völker-Kunde*. Gesammelt und herausgegeben von Dr. *J. Haller*. I Bändchen. (Auch unter dem Titel: *Reisebilder aus England und Frankreich u. s. w.*) 1838. VIII u. 384 S. 8. (1 Thlr. 3 gr.)

Diese Reisebilder enthalten zuerst Skizzen aus und über England, gezeichnet im J. 1836 von Dr. *J. Gambihler*. Dieser schildert die Leichtigkeit und den moralischen Einfluß der Reise nach England an sich; die Adelaide-Galerie in London, wo bekanntlich für die schönen Künste und physikalischen Wissenschaften die schönste Anregung in der neuesten Zeit geschah. Auf diese Darstellung folgt eine Geschichte des Themse-Tunnels in London, ein Blick in die dasigen Spielhäuser, und eine interessante Schilderung der englischen Polizey und Polizey-Verhandlungen, als des treffendsten Gemäldes der englischen Sitten, besonders in der gemeineren Classe, ohne daß die Verhältnisse der oberen Stände unberührt geblieben wären.

Der zweyte Theil liefert die Reise eines Kammerherrn *v. H.* durch das südliche Frankreich im J. 1836. Derselbe reiste von der Schweiz nach Lyon und Avignon, von Marseille nach Toulon, Arles, Nimes, Montpellier, Toulouse, Bordeaux, und erzählt alle seine Beobachtungen, welche er sowohl auf dem platten Lande, als in Seehäfen und Städten mit vorurtheilslosem Auge gemacht hat. Die Schreibart ist fließend, hie und da bilderreich. Druck und Papier schön.

E.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A P R I L 1 8 3 9 .

## M U S I K .

1) DRESDEN u. LEIPZIG, in der Arnoldischen Buch- und Musikalien-Handlung: *Praktische Orgelschule*. Enthaltend: *Uebungen für Manual, Pedal, Choräle mit Zwischenspielen, Präludien, Postludien, figurirte Choräle und Choralvorspiele, Fugen und kanonische Tonstücke von verschiedenen Meistern*. Nach pädagogischen Grundfätzen geordnet und in dem „Handbuch zur praktischen Orgelschule“ mit unterrichtlichen Bemerkungen, Zergliederungen und Erläuterungen begleitet. Nebst Beyspielen zur ersten Anleitung im Phantasiren. Für sich bildende Orgelspieler, insbesondere für den Orgelunterricht in Seminarien und Präparanden-Schulen. Herausgegeben von *Friedr. Wilh. Schütze*, Lehrer am Freyherrlich von *Flocher'schen* Schullehrer-Seminar zu Dresden. 1838. 25½ Bg. gr. Notenformat.

2) Ebendasselbst: *Handbuch zu der praktischen Orgelschule von demselben*. 1838. X u. 144 S. gr. 8. (beide Schriften 3 Thlr.)

Wir zählen vorliegendes Werk unter die freundlichsten Erscheinungen der musikalischen Literatur zur Förderung des Orgelunterrichts; denn es hilft einem wesentlichen Bedürfnisse durch seine pädagogische Grundlage ab, und wir halten es für Pflicht, alle Orgelspieler und Musiklehrer darauf aufmerksam zu machen. Die Grundfätze, welche den Vf. bey dieser Arbeit leiteten, sind folgende: Eine Orgelschule muß, neben methodisch geordneten Elementar-Uebungen zur Besiegung technischer Schwierigkeiten im Manual und Pedal, einen Schatz classischer Compositionen enthalten; denn nur an solchen Tonstücken, die in artistischer und ästhetischer Hinsicht ausgezeichnet sind, kann sich der Kunstjünger zur Vollkommenheit heranbilden. Ehe das eigentliche Spielen nun angeht, trägt Hr. *Schütze* in der sogenannten Vorschule Manches aus der allgemeinen Musiklehre vor. Der erste Theil beginnt alsdann mit ganz einfachen Uebungen, bey denen sich der Schüler wichtige Aeußerlichkeiten: richtige Haltung des Körpers, der Hände und Finger, insbesondere aber den guten, kunstgerechten Anschlag der Orgelkasten aneignen soll. Hierauf folgen Choräle und Zwischenspiele nach den Hauptgattungen der verschiedenen Gefühle — Freude, Trauer, Klage, Ergebung,  
J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

Bitte, Ernst, Glaubensmuth — geordnet, Uebungen mit Berücksichtigung von mancherley Zeichen und Manieren, zwey- und dreystimmige Tonstücke nebst einigen Inventionen von *S. Bach* und Pedal-Uebungen. Ist der Schüler so zu einem gewissen Grade musikalisch herausgebildet worden, so schickt ihn nun der Herausgeber in die Schule tüchtiger Meister des Orgelspiels. Es folgen darum in der Orgelschule auserlesene Tonstücke rühmlichst bekannter Tonsetzer, nämlich im ersten Theile: „Kleine Präludien von *Ch. H. Rink*, *M. G. Fischer*, *J. W. Häfslar*; grössere Präludien von *Rink*, *C. E. Gebhardi*, *Fischer* u. A.; Nachspiele von *Küttel* und *Fischer*; im zweyten Theile: Figurirungen verschiedener Choräle und Choralvorspiele von *Rink*, *Oley*, *Becker*, *Fischer*, *Seb. Bach* u. A.; Fughetten von *Rembt*; Fugen von *Albrechtsberger* und *S. Bach*; Doppelfugen von *Kellner*, *Albrechtsberger*, *S. Bach*; kanonische Tonstücke von *S. Bach*.

Bey der Einübung dieser Orgelstücke wird nun ein gründlicher Musiklehrer das Erstreben technischer Fertigkeit nicht als erstes und letztes Ziel seines Unterrichtes anerkennen, ebenso wenig als man bey dem Lese-Unterricht das mechanische Lesen für alleiniges Strebziel halten darf; er wird vielmehr bey dem Schüler auf „inneres Verständniß“ der Compositionen, auf „Ausbildung seines musikalischen Gefühls“, „Stärkung des Tongedächtnisses“ thunlichst hinzuwirken streben. Wie der Schüler nun mit den Abschnitten, Sätzen, Perioden, ferner mit den Motiven und Gedanken, endlich mit dem Charakter eines Tonstückes bekannt zu machen sey, giebt das Handbuch an. Die Tonstücke in der Orgelschule sind nun so geordnet, daß die, welche ein Motiv oder einen Gedanken besonders künstlich ausspinnen, denen folgen, in welchen die Ausarbeitung einfacher ist. Im zweyten Theile der Orgelschule wird die Aufmerksamkeit des Lernenden nicht nur bey den figurirten Chorälen, sondern auch besonders bey den Choralvorspielen, und ganz besonders bey den Fugen auf diesen wichtigen Gegenstand hingelenkt. Bey den Fugen lernen sie inhaltschwere musikalische Sätze oder Themata kennen, aus denen jene künstlichen Tonstücke entwickelt worden sind. Der zweyte Theil der Orgelschule bereichert übrigens die musikalischen Kenntnisse des Schülers noch in so fern, als er Vieles aus der höheren Theorie der Tonsetzkunst populär vorträgt. Es wird hier nämlich an Beyspielen das Wesen der Choralfigurirung im einfachen, doppelten und drey- und vierfachen Contrapuncte, ferner das

Wesen der einfachen und Doppel-Fuge und des Kanons erläutert. Denn der künftige Organist darf über diese Gegenstände nicht in völliger Unwissenheit bleiben.

Bey den Chorälen berücksichtigt der Herausgeber besonders den Ausdruck und Charakter, welcher durch untergelegten Text noch merklicher hervortritt. Bey den Präludien fragt er später, ob der Charakter: feyerlich, erhebend, freudig, lebhaft, erregend, lieblich, ruhig, sanft genannt werden kann. Bey den Choralvorspielen zu freudigen Chorälen wird nachgewiesen, wie das Thema oder Motiv schon an sich erregend ist, wie aber der freudige Ausdruck durch lebhaft figurirende Stimmen erhöht wird; bey den Choralvorspielen zu klagenden Chorälen, wie das Thema oder Motiv schon an sich klagt, und wie die einzelnen Stimmen, in einfacher, nicht erregender Figurirung einhergehend, denselben Ausdruck athmen u. s. w. In der Regel wird neben einem Choralvorspiel von Rink ein zu demselben Chorale von Fischer gearbeitetes Vorspiel gegeben. Der königl. sächs. Hoforganist, Hr. Joh. Schneider, hat auch sehr viele Zwischenspiele für die Orgelschule gearbeitet.

„Wenn nun der Schüler“, sagt Hr. Schütze im Vorworte, bey den Spielen der Orgelstücke (beym Einüben, Vorspielen und Wiederholen) auf den rhythmischen Bau, auf die Motive und Gedanken, endlich auf den Charakter ein stetes Augenmerk richtet; wie vielseitig wird dann nicht sein Geist beschäftigt und angeregt? Der Herausgeber hat in seinen Orgelstunden die Einrichtung getroffen, daß, während Orgelstücke vorgespielt werden, die Nichtspielenden eine halbe oder auch die ganze Stunde hindurch selbige in der Ferne nachlesen. Dabey müssen sie auf die Sätze, auf die Motion und deren Durchführung genau Acht haben; auch wird ihnen wohl gestattet, die Motion schwach nachzusingen. Haben die zuhörenden Schüler das vorzuspielende Tonstück schon selbst gespielt, oder haben sie es doch schon oft gehört, dann fodert der Lehrer auch auf, ohne Buch, bloß nach dem Gehör, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den Gang jeder Stimme zu verfolgen. Daß öfteres Anhören guter Musikstücke sehr bildet, ist bekannt. Wie bildend muß es nun für den Schüler seyn, gute Orgelstücke anzuhören, die er ihrem Baue nach genau kennt! Wenn man in bezeichneter Weise einige Jahre hindurch den sich bildenden Organisten bey vielen Tonstücken auf Satzbau, auf die Motive und Gedanken, auf den Ausdruck hinlenkt, sollte da nicht Verstand, Urtheilskraft, musikalisches Gefühl, das musikalische Ohr sehr gebildet und geschärft werden?“

Somit hätten wir die lobenswerthe Tendenz dieses neuen Orgelwerkes hervorgehoben. Wir zweifeln nicht, daß die gute Absicht des Herausgebers erreicht, und dadurch ein recht wackeres Leben und Treiben in unseren Seminarien und Präparanden-Schulen erzielt werde. Möge der achtungswerthe Herausgeber die Freude erleben, daß sein Werk eine weite Verbreitung gewinnen, und unsere Lehrer

und Seminaristen für die edle Musica erwärmen werde. Choralgesang, Orgelspiel und Gottesdienst können nur durch solche Werke gewinnen.

Der Verlagshandlung gebührt das ehrenvolle Lob für die äußere Ausstattung und Correctheit des Drucks aufs Beste gesorgt zu haben. Auch der Preis ist nicht zu hoch.

B. in N.

### JUGENDSCHRIFTEN.

- 1) REUTLINGEN, b. Mäcken jun.: *Das erste Schulbuch für die unterste Classe der Elementarschulen auf dem Lande und in kleineren Städten.* Von Raimund Jacob Wurst, Oberlehrer am königl. Waisenhause zu Weingarten (jetzt Professor und Director am Lehrer-Seminar zu St. Gallen). Erste Abtheilung, enthaltend: *Das elterliche Haus.* Eine gekrönte Preisschrift. Mit königl. württembergischem Privilegium. 1834. 156 S. 8. (18 kr. oder 5 gr.)

Auch unter dem Titel:

*Das elterliche Haus, ein Elementarbüchlein für den ersten Schreib-, Lese-, Sprach- und Lebens-Unterricht für Elementarschulen u. s. w.* Nach Dr. Grafer's Grundsätzen bearbeitet u. s. w.

- 2) Ebendasselbst: *Das erste Schulbuch für Elementarschulen auf dem Lande und in kleineren Städten.* Von R. J. Wurst. Zweyte Abtheilung, enthaltend: *Der Wohnort.* Eine gekrönte Preisschrift u. s. w. 1835 S. 8. (27 kr. oder 7 gr.)

Auch unter dem Titel:

*Der Wohnort. Ein Lehr- und Lese-Buch für die erste Classe der Elementarschüler u. s. w.* Nach Dr. Grafer's Grundsätzen bearbeitet von R. J. Wurst u. s. w.

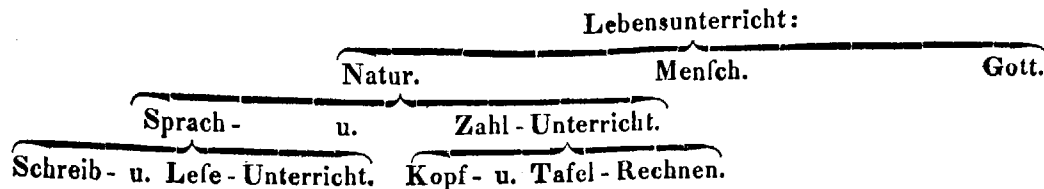
- 3) Ebendasselbst: *Die zwey ersten Schuljahre. Eine Anleitung zum Gebrauche des ersten Schulbuches und zur Behandlung sämtlicher Unterrichtsgegenstände in der ersten Elementarclasse, nebst vollständiger Stoffsammlung zu den ersten Denk-, Sprech- und Rechtschreib-Übungen.* Nach Dr. Grafer's Grundsätzen bearbeitet von R. J. Wurst u. s. w. Mit vier Steindrucktafeln. 1835. X u. 386 S. gr. 8. (1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 4 gr.)
- 4) LEIPZIG, b. Hochhausen u. Fournes (Allgemeine Niederländische Buchhandlung): *Der Denkfrend. Erstes Lehr- und Lese-Buch, enthaltend den ersten Zeichen-, Schreib-, Lese- und Sprach-Unterricht.* Nach Dr. Grafer's Grundsätzen bearbeitet von Eduard Netz, Elementarlehrer an der Bürgerschule zu Jena. 1837. 118 S. 8. (6 gr.)
- 5) Ebendasselbst: *Der Denkfrend. Zweytes Lehr- und Lese-Buch, enthaltend das Aelternhaus*

oder den ersten Lebensunterricht. Nach Dr. Grafer's Grundfätzen bearbeitet von E. Netz, Elementarlehrer u. s. w. 1837. 208 S. 8. (8 gr.)

- 6) Ebendasselbst: *Anleitung zum Gebrauche des Denkfreundes*. Nach Dr. Grafer's Elementar-Unterrichtsmethode bearbeitet von E. Netz u. s. w. Nebst einem Vorworte von Dr. Heinrich Gräfe. Mit lithographirten Tafeln. 1837. X u. 116 S. 8. (6 gr.)

Wiederum erhält unsere an Fibeln, Lesebüchern und Anleitungen zum Elementarunterricht überfüllte Literatur durch obige Schriften einen neuen Zuwachs. Ihre Erscheinung wird aber dadurch gerechtfertigt, daß sie sich von anderen Büchern dieser Art wesentlich unterscheiden, indem sie nach Dr. Grafer's System bearbeitet, für den Schreibleseunterricht eingerichtet, und überhaupt hinsichtlich des Lehrstoffs so angelegt sind, daß sie nicht bloß als Lesebücher, sondern auch als planmäßige Lehr- und Repetir-Bücher der gesamten Lebenskenntnis für die erste Elementarclasse gebraucht werden können.

Der hochverdiente und einsichtsvolle Schulmann Dr. Grafer, der sich um die Begründung eines zweckmäßigen Lehrweges bey dem Elementarunterricht und namentlich um die Feststellung des Unterrichtsstoffes nach allgemein gültigen Grundfätzen und um die naturgemäße Verbindung des ersten Lese- und Schreib-Unterrichts ein ausgezeichnetes Verdienst erwarb, hat besonders in seiner „Divinität und Elementarschule fürs Leben“ mit philosophischem Geiste nachgewiesen, daß es im Grunde nur Ein Wissen oder Eine Kenntniß gäbe, nämlich die Kenntniß des Menschenlebens. Von diesem Principe aus entwickelte Grafer den Unterrichtsstoff und die Unterrichtsweise zu einem wahren Lebensunterrichte. Alle Lehrgegenstände sind nach diesem Principe bloß Zweige dieser Einen Erkenntnis, und müssen, wenn der Unterricht ein wahrer Menschenunterricht seyn soll, als Eine Kenntniß auf jeder Stufe des Unterrichts vorkommen. Wie sich nun aus dieser Einen Kenntniß des Lebensunterrichtes alle Lehrgegenstände für die Elementarschule entwickeln, zeige folgendes Schema:



Diese Unterrichtsgegenstände sind der Stoff, welchen vorliegende Werke theilweise praktisch für die erste Schulzeit darstellen.

Grafer's System des Elementarunterrichts ist keine verunglückte Idee, wie viele einseitige Kritiker behaupten, sondern es entspricht den Anforderungen an ein gutes Unterrichtssystem am meisten, bildet den Schüler am allseitigsten, und bereitet ihn am besten fürs Leben vor. Daß diese Unterrichtsmethode noch so wenig verbreitet, und noch nicht so allgemein angewendet wird, als sie es ihrer unbestreitbaren Vorzüge wegen verdiente, hat in dem Mangel an praktischer Durcharbeitung, an praktischen Lehrbüchern und Anleitungen seinen Hauptgrund. Hr. Wurst und Hr. Netz liefern einen schätzbaren Beytrag zur weiteren Verbreitung, näheren Kenntniß und praktischen Darstellung der Grafer'schen Unterrichtsmethode.

No. 1 und 2 aus dem Bedürfnisse eines zweckmäßigen Schulbuches für die erste Elementarclasse, mit besonderer Rücksicht auf den Schreiblese-Unterricht hervorgegangen, und durch die ehrende Anerkennung des hochpreislichen königl. katholischen Kirchenraths in Würtemberg, welche sie des ersten Preises würdig erkannte, veröffentlicht, enthalten in den beiden Abtheilungen Folgendes:

*Erste Abtheilung:* Das elterliche Haus. Erster Theil: Laute Wörter und Sätze in den Grafer'schen Elementarschrift-Leseübungen in einsylbigen, zwey-

sylbigen, dreyfylbigen und zusammengesetzten Wörtern in der Druckchrift. Zweyter Theil. I. Das Haus, der Wohnplatz der Familie. II. Die Bewohner des Hauses. III. Die Bedürfnisse der beiderseitigen Bewohner des Hauses.

*Zweyte Abtheilung:* Der Wohnort. I. Das Gemeindeleben. II. Die Lehre von den Menschen. III. Belehrungen über das Verhältniß des Menschen zu Gott. IV. Der Wohnort und seine Umgebung. V. Naturgeschichte. VI. Naturlehre. VII. Die Ortsbewohner. Anhang. Das Wichtigste aus der Sprachlehre.

Was den Inhalt dieses ersten Schulbuches anlangt, so ist er größtentheils aus verschiedenen, anerkannt vorzüglichsten Jugendschriften zusammengetragen; sehr Vieles ist aus Dr. Grafer's „Elementarschule“; Manches ist auch freye Bearbeitung; weitere Ausführung mündlicher Winke und Andeutungen, die der Vf. von Dr. Grafer erhielt. Darum ist das Buch auch vorzugsweise für solche Schüler bestimmt, welche im Schreiben und Lesen nach Dr. Grafer's Grundfätzen unterrichtet werden; indess kann es auch bey jeder anderen Leselehre — es mag dabey das Buchstabiren, Lautiren oder Elementiren zu Grunde gelegt seyn — gleich zweckmäßig gebraucht werden.

Die Anleitung No. 3 zum Gebrauche des ersten Schulbuches ist während des Unterrichtes entstanden, und ihren wesentlichen Theilen nach nichts Anderes,

als die Beschreibung eines bey dem Unterrichte während der zwey ersten Schuljahre in einer ersten Elementarclasse angewandten Lehrverfahrens, welches sich durch mehrjährige Erfahrung als zweckmäßig erprobt hat. Es enthält aufer mehreren Einleitungen eine ausführliche falsche Anleitung zum Schreiblese-Unterrichte nebst Andeutungen, wie auch von den Freunden des Lautirens oder Buchstabirens der erste Lese-Unterricht mit dem Schreiben verbunden werden könne, und giebt auferdem über Zweck, Plan und Gebrauch des „ersten Schulbuchs“ die nöthigen Aufschlüsse. Unbedingt empfehlen wir daher vorliegende Schrift allen Elementarlehrern und Lehranfängern als Führer, allen Schlandrianisten als Wecker, allen geübten Lehrern aber als geordnete Materialienammlung. Besonders schätzenswerth sind die Materialien zu den Denk-, Sprach- und Rechtschreib- Uebungen (S. 340—386). Wir machen alle Elementarlehrer darauf aufmerksam.

Die Werke des Hn. *Netz*, auf demselben Principe ruhend, wie die vorhergehenden, sind ein Versuch, die Ideen *Grafer's* in ihrer Grundlage und Ausführbarkeit praktisch darzustellen, mit Berücksichtigung der wechselseitigen Schuleinrichtung. Der Vf. fühlte sich noch besonders zur Herausgabe seiner Schriften aufgefordert durch die Schriften *Grafer's* und durch den Wunsch, ein Lehrbuch zu besitzen, das zugleich ein Repetirbuch in kindlich steigender Sprache sey, worin der Lehrer immer Gelegenheit finde, das gedankenlose Lesen zu verbannen, ohne dabey den Lese-Unterricht zu stören, und das zugleich einen natürlichen Uebergang von der Schreib- zur Druck-Schrift enthalte. Diese Lesebücher sollen weniger Lehr-, sondern Repetir-Bücher seyn. Sie enthalten jedoch den systematischen Lehrgang *Grafer's*, können dem Lehrer als Leitfäden dienen, und machen ein theures Compendium überflüssig. Die Form ist eine systematisch-aphoristische, d. h. die Kenntnisse sind nach der Unterrichtsmethode *Grafer's* geordnet, und in Kürze mit Vollständigkeit für die beiden ersten Lebensverhältnisse bearbeitet; der Lehrstoff ist in einzelne Lesestücke vertheilt, die nach den Grundsätzen *Grafer's* mit einander zusammenhängen. Profaische und poetische Stücke wechseln mit einander ab, in denen theils Belehrungen mitgetheilt, theils verschiedenartige Gemüthsbewegungen ausgedrückt sind, so, wie sie in dem steigenden Kindesalter vorkommen.

Das erste Lehr- und Lese-Buch enthält einfache Laute, Umlaute, zusammengesetzte Ganzlaute in

Sylben, Wörtern und Sätzen, zuerst in der Elementarschrift, dann in der Druckschrift.

Das zweyte Lehr- und Lese-Buch enthält:  
 I Abschnitt. Das Haus. 1 Stufe. Auffassen des Hauses im Ganzen und seinen Theilen nach Namen und Eigenschaften. 2 Stufe. Nutzen und Gebrauch des Hauses und seiner Gegenstände. 3 Stufe. Entstehung des Hauses, seiner Theile und Gegenstände. 4 Stufe. Auffassen der Begriffe von Recht, Güte, Schönheit u. s. w.  
 5 Stufe. Auffassen der Form und Gestalt der Dinge.  
 II Abschnitt. Die Bewohner des Hauses. 1 Stufe. Die Bewohner, sinnlich betrachtet. 2 Stufe. Der Mensch, nach seinen geistigen Eigenschaften und Beziehungen betrachtet. Zusammenleben der Menschen im Hause. III Abschnitt. Bedürfnisse der Bewohner des Hauses. IV Abschnitt. Die Sprache.

Der Vf. hat das Ganze in einer lichtvollen Ordnung zusammengefügt, und recht speciell ausgeführt; statt der schrägen Stellung der Elementarschrift, wie bey *Wurfl*, wählte er die senkrechte; die Belehrungen über Gott treten früher ein, als bey *Wurfl*; überhaupt hat sich Hr. N. viele Modificationen in der *Grafer'schen* Leselehrart erlaubt. Das ist das Zeichen eines strebenden Lehrers, der über seine Aufgabe selbst nachgedacht hat. Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig. Solche Abänderungen sind nur Manieren, aber keine Verunstaltungen des Geistes der Methode. Ueberhaupt sind des Vfs. Denkfrennde nebst Anleitung, recht wacker gearbeitete Elementarbücher, und Rec. unterschreibt, was Dr. *Gräfe* im Vorworte zur „Anleitung“ sagt: „Wie nichts Menschliches vollkommen ist, so wird sich auch an des Vfs. Anleitung (und an seinem Denkfrennde) noch mancher Mangel finden. Indes sind es nicht Mängel von der Art, ein ungünstiges Urtheil zu begründen, und der Unbefangene wird des Vfs. Kenntniß der *Grafer'schen* Elementarunterrichts-Methode, seinen Eifer für Schulbildung, seine Liebe zur Kinderwelt, seine Vertrautheit mit deren Bedürfnissen, sein Geschick im Unterrichten in keinem Falle verkennen, und zugleich bemerken, daß derselbe nicht in Einseitigkeit nur *Grafer's* Ansichten huldigt, sondern auch die anderen um den Unterricht verdienten Männer kennen zu lernen, und für sich zu benutzen ernstlich bemüht gewesen ist.“

Mögen diese Schriften recht bald in die Hände unserer strebenden Elementarlehrer kommen, und die weitere Verbreitung des Lebensunterrichtes fördern.

B. in N.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A P R I L 1 8 3 9.

## SCHÖNE KÜNSTE.

AUGSBURG, b. Jenisch u. Stage: *Sämmtliche Werke von J. Morier*. Aus dem Englischen von *Friedrich Wilhelm Bruckbräu*. 1837. Erster und zweyter Theil (mit fortlaufender Seitenzahl) *Ajischä, die Jungfrau von Kars*. 859 S. 16. (1 Thlr. 4 gr.)

Ein junger reicher Engländer, Namens Osmond, wohlkundig der orientalischen Sprachen, besonders der türkischen, kommt auf seinen Reisen im Morgenlande auf den übelberüchtigten Landstrich von Kurdistan, auf der Grenze von Persien und der Turkey, in welchem die Secte der Jesiden ihr Räuberhandwerk treibt. Ein Häuptling dieses verwaorlosten Stammes, den man nicht ganz grundlos für einen Anbeter des Satans hält, der durch und durch nichtswürdige Kara Bey, kommt mit Osmond in Conflict. Dieser geräth in seine Gefangenschaft, soll vergiftet werden, wird befreyt und hilft den Russen des Räubers Veste erobern. Aus übertriebener Grosmuth schenkt er dem Böfewicht Leben und Freyheit, die dieser nun anwendet, Ränke jeglicher Art zu spinnen, und den Engländer und seine Geliebte zu verderben, bis ihn im Hafen von Rhodos die gerechte Strafe erreicht, und er erschossen wird. Osmonds Liebe zu der reizenden Anjischä bringt ihn in vielfache Bedrängnisse und seltsame Abenteuer. Das schöne Mädchen hält sich für die Tochter eines redlichen, etwas einfältigen Mufelmanns in Kar und einer Griechin, an der aufser einer angenehmen Persönlichkeit auch kein gutes Haar ist. Sie war Anjischä's Amme, die sie ihren britischen Aeltern entführte. Die Pest rafft das ruchlose Weib hinweg, ehe sie die Absicht ihres Handels erklären konnte zum Verdrufs der Leser, wenn auch zum Wohlgefallen des Erzählers. Unter den Kurden und Türken hat Anjischä viele Nachstellungen zu erdulden, sogar der Grofsultan stattet ihr einen Besuch ab, und will sie in seinem Harem einführen. Als die Noth am höchsten gestiegen ist, offenbart sich ihre Abkunft, früher, als der Geliebte, der den Grund zu ihrer Bekehrung legte, gelangt sie nach London, der glücklichen Verbindung steht nichts mehr entgegen.

Die türkischen und kurdischen Sitten sind mit vieler Lebendigkeit geschildert, man merkt es, das ein Sachverständiger seine Beobachtungen niederlegte. Obleich die türkische Justizpflege wortärmer und kürzer, als die unserige ist, und in ihr die Be-

A. J. L. Z. 1839. *Zweyter Band*.

siehungen förmlich systematisch betrieben werden, giebt es doch einige Aehnlichkeit zwischen den orientalischen und europäischen ungerechten Richtern, nur das diesen das Handwerk durch die Gesetze und die öffentliche Meinung beschränkt wird. Fanatische Priester giebt es auch bey uns, wengleich sie keinen Turban tragen.

Das Gräßliche in der Geschichte ist ohne Ekel-erregung, nicht blutig ausgepinselt. Komische Charaktere, wie Osmonds Begleiter, der hafensüßige Mustapha, und komische Situationen wie die Plünderung von Osmonds Effecten, wobey die Stiefelhaken für Torturinstrumente gehalten werden, erhellen ein Gemälde, das, seiner Composition nach, ein düsteres Aussehen haben muß. Es zeigt mit kräftiger Wahrheit die Verfunkenheit einer ursprünglich wohlbegabten Nation, deren Entadelung durch Despotismus, fanatische Glaubenslehren und Erniedrigung des Weibes zum Spielball der Luft, unaufhaltfam fortgesetzt wird. Denn wo der Grundstein nichts taugt, kann eine spätere Polirung des Gebäudes nur eine scheinbare Besserung hervorbringen, die bald verwittert, und in ein Nichts sich auflöst.

Vir.

BRAUNSCHWEIG, b. Meyer sen.: *Bonaparte und der Doge*. Von Baron von *Lamonthe-Langon*. Aus dem Französischen von Dr. *E. Brinckmeier*. 1838. Erster Theil 232 S. Zweyter Thl. 288 S. 12. (2 Thlr.)

Welche reiche, schier unerschöpfliche Fundgrube sind nicht die *Gesta* des größten Mannes des Jahrhunderts! Wie viel seiner Thaten und Züge wurden nicht von dem Geschichtschreiber und Geschichtsforscher, dem Sittenschilderer, dem Anekdotensammler ausgebeutet, und noch immer giebt er dem Romanschreiber Stoff zu bändereichen Werken, die ohne ihn ziemlich matt seyn würden. Das wollen wir jedoch nicht auf das vorliegende Buch anwenden, welches bekannte Gegenstände so darzustellen weiß, das sie sogar den Reiz der Neuheit nicht verlieren. Wie viel ist nicht schon über die dem Romantiker so erspriessliche Verfassung der alten Venetia gesprochen worden, und doch nehmen wir den gedrängten Abriss derselben hier mit Vergnügen auf. Der Zeitpunkt ist glücklich gewählt; denn immer, gleich der sinkenden Sonne, zeigen sich auch irdische Dinge kurz vor dem Untergange, am glänzendsten, am eigenthümlichsten. Wir sehen daher das alte Venedig in

seinen Tugenden und Fehlern sich noch einmal zum Widerstand gegen Fremdherrschaft erheben, auf die Vollstreckung nicht mehr zeitgemäßer Gesetze streng halten, aber die Aufwallung war nur ein schnell verlöschtes Strohfeuer, vor dem Kampf verlagte der Muth, das künstliche Staatsgebäude in seinem Grunde morsch, stürzte durch Bonapartes Dazwischenkunft etwas früher zusammen. Ob die Sittigung so tief gesunken war, daß die Meuchelmörder ein ehrbares, anerkanntes Gewerbe ausmachten, überlassen wir den Geschichtsforscher zu beurtheilen. Hier ist von diesem Glauben ein guter Gebrauch gemacht. Der Bandit, ein rachedürstiger verbannter junger Venetianer, und eine Alte von der vielfach verzweigten Spillmagen-schaft, der Meg Merrelies, sind die Haupthebel der Geschichte, in sofern sie den Roman bildet. Bey der Entwendung der Gebeine des heiligen Marcus geht manches Seltsame vor, das, wenn auch nicht in einer Geschichte Venedigs, doch in dem Roman sich gut und glaubwürdig ausnimmt. Daß dieser mit dem Tadel des letzten Doge schließt, nicht nach dem Beyspiele des Cato von Utica als Selbstmörder sein Leben beschloß, ist ganz im Geschmack der *jeune France*.

Die Erzählung ist fließend übersetzt, und was daran zu rügen wäre, wie z. B. die Verwandlung der h. Justine in einen Justinus, sind wir geneigt auf die Rechnung des Setzers zu bringen.

Vir.

MEISSEN, b. Goedsche: *Abendländische Tausend und eine Nacht, oder die schönsten Märchen und Sagen aller europäischen Völker*. Zum ersten Male gesammelt und neu bearbeitet von J. P. Lyser. Mit 30 Bildern nach Original-Zeichnungen des Herausgebers. II Bändchen. 254 S. III Bdchen. 252 S. IV Bdchn. 266 S. V. Bdchen. 256 S. VI. Bdchen. 256 S. 16. VII Bdchen. 256 S. (3 Thlr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1838. No. 155.]

Der Lichtstrahl, welcher die Schwermuth des Freyherrn und manches Geheimnißvolle in seinem Schloß erleuchten will, ist zu schwach, zu schnell vorübergehend, als daß wir etwas Mehreres erfahren, als wovon der erste Theil berichtet, nämlich, daß ein Schweres auf ihn lastet, sey es nun Schuld, oder Mißgeschick. Doch werden seine Nächte ruhiger, und was für uns die Hauptsache ist, die Erzählungen gehen fort. Bekanntes und Unbekanntes gliedert sich hier zu einer Kette von verschiedenen Mustern zwar, aber meistens dem Zweck des Ganzen angemessen. Allbekannte Märchen, wie die von Aschenbrödel, Knüppe! aus dem Sack, die Wünsche u. A. m. Die Kiffhäuser und Rubezahl-Sagen, die Mythen von Faust, Don Juan, Robert den Teufel u. s. w. waren nicht abzuweisen, sie sind die Grundsteine zu dem glänzenden Bau, den die Phantasie und ein kindlicher Glaube in unbekannter Urzeit, im Abendlande auführten, in der leitenden Idee sich

gleich in den verschiedenen Ländern, nur verschieden in der äußeren Form, welche Volksthümlichkeit und die Zeit der Ueberlieferung bestimmte. Auch ist meistens die Variation eines unverwüthlichen Thema's gewählt, welche den Begriff, die Bedeutung des Märchens und der Sage am klarsten enthüllt. Mit der Grundlage hat man also jede Ursache zufrieden zu seyn, nicht ganz so mit dem weiteren Ausbau. Wollen wir auch nicht mit dem Sammler rechten, daß er wahrhaft *schöne* Märchen und Sagen von unsern vaterländischen Dichtern aufnahm, obgleich sie manchen als zu freye Erfindung trotz ihrer inneren Trefflichkeit hier nicht ganz am Platze dünken dürften; wollen wir sogar zugeben, daß Theaterstücke wieder zurück novellirt werden, so begreifen wir doch nicht, warum nicht lieber Macbeth statt Hamlet gewählt wurde, dessen Verdienst in der Charakterisirung eines Individuums besteht, das für die Geschichte des Märchens und der Sage von keinem Belang ist, statt daß die Fabel von Macbeth noch im Volke lebt, und sich an die übrigen Hexengeschichten anreihen ließ. Noch seltsamer ist das Aufgreifen des Feenmärchens der Gräfin d'Aulnoy, Gracioso und Percinet, das manierirt mühsam zusammen erfunden ist, in dem man die parfümirten Damen, die perückten und bebänderten Marquis und Chevaliers am Hof Ludwig XIV (nicht des XV, wie es im Buche heißt) wittert. Wirklich scheint es, es habe der Würfel diese Numer aus dem *Cabinet des Fées* herausgefunden, eine nicht zufällige Wahl wäre gewiß auf eine Feerey gestoßen, die nicht bloß durch Patronen gemalt wurde.

Wie vortrefflich ist dagegen der Abschnitt von den Glocken, wie unsichtig, genügend sind die unterschiedlichen Versionen zusammengetragen. Auch die Schwänke, die anekdotenartigen Sagen sind lustig, voll Mark und deutlicher Gestalt. Es giebt deren noch viele als Ueberlieferung und freye Dichtung. Der feine Geschmack des Herausgebers, der ja selbst Künstler ist, wird in dem noch übrigen Rest des in so vieler Hinsicht verdienstlichen Werkes das zu wählen wissen, was den allseitigen Forderungen genügt, die man an ihn zu thun berechtigt ist.

n.

DRESDEN u. LEIPZIG, b. Fleischer: *Ahasver*. Episches Gedicht von *Julius Mosen*. 1838. 187 S. (1 Thlr. 12 gr.)

Ahasver zweifelt an der Göttlichkeit Christi, er wird aus einem früheren Anhänger seiner Lehre der wüthendste Verfolger Jesu und seiner Jünger, nachdem der halstarrige Jude sein Zwillingsspaar hatte selbst tödten müssen. Als er Christus nicht vergönnt, bey seinem Hauße zu rasten, wird der Bannfluch, daß er den Tod nicht schmecken soll, über ihn ausgesprochen, doch mit der Milderung, daß ihm drey Fristen zu seiner Bekehrung gegeben sind, und auch jedesmal seine Kinder wieder erstehen sollen. Das erste Mal geschieht dies bey der Zerstörung Jerusa-

lems durch Titus, er tödtet den Geliebten seiner Tochter, die dieser zum Christenglauben bekehrte. Das zweyte Mal ergiebt er sich der Abgötterey, unter Julian den Abtrünnigen, seine Kinder sollen das Opfer seiner Halsstarrigkeit werden, Christus nimmt die Unschuldigen in sein Paradies. Das dritte Mal fängt er an, von dem zornigen Gotte seiner Väter sich zu wenden, und an die Religion der Liebe zu glauben, er will Gott in den Menschen anbeten, wohlthun und beglücken, das Universum mit Liebe umfassen, aber böse Geister wandeln seinen Sinn, er wird mit Mahomed der eifrigste Christenverfolger, und muß nun wandeln bis ans Ende aller Tage.

Das Gedicht schließt seiner Natur nach die Veröhnung und ein wirkliches Ende aus, es ist jedoch im Einzelnen sehr schön tragisch grofsartig, stellenweis elegisch weich und lieblich. Die Schöpfung der Dämonen, die Verbindung der Natur mit Gott, gehören zu den ersten, der Traum des Ahasver, nach welchem er von seinem Trotz abläßt, eine Ahnung von Glaube, Hoffnung und Liebe in ihm aufdämert, gehört zu der letzten Gattung, das Gespräch mit dem Tode gewissermaßen zu beiden.

Die Herbigkeit dieser Mythe hat noch kein Arbeiter bewältigen können, auch dieser nicht. Christus erscheint jedes Mal dem Ahasver gegenüber rachgierig und unverföhnlich, wie der Herr Zebaoth, der die Sünden der Väter an den Kindern strafft bis ins 4te Glied. Auch hier heist es:

„Auch ich bin nicht deshalb herabgekommen,  
Den Frieden euch zu bringen, doch ein Schwert!  
Du hast zuerst die Fehde angenommen.

In ihr zerbrechen alle ird'schen Schranken,  
Mir gegenüber hast du dich gestellt,  
Wie ein Gedanke wider den Gedanken.

So ringe weiter! weiter! Zwischen beiden  
Wird einst, wo sich vollendet hat der Kreis,  
Das allerletzte Weltgericht entscheiden.“

Sämtliche vier Abtheilungen des Gedichtes, eine jede in mehreren Gefängen, sind in dieser Versart geschrieben, welche die Terzinen mit grofser Freyheit behandelt.

Vir.

BUNZLAU, b. Appun: *Heloise von Sault oder der päpstliche Hof im 14ten Jahrhundert*. Frey nach dem Französischen von *Fanny Tarnow*. Erster Theil, 264 S. Zweyter Theil, 260 S. Dritter Theil, 251 S. 8. (3 Thlr. 8 gr.)

Noch einmal wird Königin Johanna von Neapel in ihrem ganzen Liebreiz, aber auch in ihren Schwächen und Fehlern uns vorgeführt, wir sehen sie als Vermählte Ludwigs von Tarent, und sind noch Zeuge des gewaltsamen Todes der Matrone. Als anziehende Decoration wird Laura, die von Petrarka der Vergeflichkeit Entriffene, aufgestellt, sie ist eine Zierde des heiteren, Turnier und Feste liebenden Hofes in Avignon, dem Papst Clemens, ein fröhlicher, genussüchtiger Fürst, durch Sittenstrenge kein Hindernis in

den Weg legt. Aber eigentlich Unfittliches geschieht nicht vor unsern Augen, desto mehr Schlechter, durch Eigennutz und Rachfucht bedingt. Die Titelheldin, welche die Pest zu einer reichen Erbin machte, erleidet Verfolgungen jeder Art, ehe es gelingt, dafs ein maurischer Prinz das schöne Fräulein als sein Gemahl heimführt. Diese gemischte Ehe geräth besser, als viele unserer Tage, sie dauerte lange, ehe der Mann durch Meuchler Hand fiel, um dieses meinen zu können.

Der frischen lebendigen Abschilderungen damaliger Zustände sind viele im Buche. Sind sie nicht alle geschichtlich wahr, so ist doch der schöne Schein dankbar anzuerkennen.

F. K.

SCHLEUSINGEN, b. Glafer: *Drey Novellen aus dem Leben*. Von Z. Funk. *Liebe u. Aristokratismus*. C. T. Hoffmann und die Epigonen. *Corfkanische Blutrache*. 1839. 313 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Beide Erzählungen erfordern, dafs man des genialen Hoffmanns Leben und seine *Kreisleriana* kenne, so wie die Fahrten eines Musikanten von *Ludwig Bechstein* herausgegeben. Hoffmann ist bekannt genug, um das auf ihn Bezügliche zu verstehen, und Interesse zu nehmen, aber nicht also ist es mit seinen Epigonen, nicht ein jeder weifs etwas von dem Musikdirector *Elster* in Bamberg, dem fast eben so schlimm wie seinem Vorgänger Hoffmann (wörtlich) mitgespielt wurde, denn seine Leiden entstanden ja von dem singenden, und im Orchester musizirenden Personal. Der geplagte Musikdirector kann sich jetzt damit trösten, dafs diese Leidensgeschichte für den ruhigen Leser eine ergötzliche ist. — Der Maler in Liebe und Aristokratismus verleugnet zwar eine schöne Fürstin, aber die gewaltige Anstrengung dieser Lüge kostet ihr das Leben, auch beglückte ihn früher ihre Liebe. Bey der Aufführung von *Goethe's Tasso* geben beide ein Schauspiel im Schauspiel, der Fürst ist wirklich der Pinselfürst, für den ihn ziemlich unverholen der Maler ausgiebt, auch die Hofleute sind am Verstand wie an den Augen für blind zu erachten, dafs sie von der Neigung ihrer Durchlauchtigsten nichts merken.

Die Blutrache endet mit dem Tode eines ganzen Geschlechts. Die liebenden Ehegatten, von welchen ein jeder Theil den Vater des anderen mordete, geben sich zuletzt selbst den Tod. Eine wahre Geschichte mag der schrecklichen, aber nicht empörenden, nicht ins Uebertriebene schweifenden Begebenheit zu Grunde liegen. Auch von ihr heist es, sie verdanke ihre Entstehung dem fahrenden Musikanten.

F. K.

MANNHEIM, b. Loeffler: *Carl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz und Luise von Degenfeld, oder Leidenschaft und Liebe*. Geschichtlicher Roman von Fr. von Stengel. 1838. 274 S. 8. (1 Thlr.)

Die Liebe des feurigen Kurfürsten von der Pfalz zu dem reizenden Hoffräulein von Degenfeld, die Trennung von seiner jähzornigen, eigensinnigen, auch als Liebende unliebenswürdigen Gemahlin, die nachmalige Verbindung mit der Degenfeld, bilden den geschichtlichen Theil der Erzählung. Den romantischen macht die Neigung eines Ritters von Hohenlohe zu jener Louise aus, sein Gram über ihre Gleichgültigkeit, die er Untreue nennt, der Trost, den ihm die herzliche Liebe einer holden Jungfrau gewährt, seine und ihre ferneren Schickale samt der Vorgesichte. Wahres und Erfundenes verbindet sich zu einem gerundeten Ganzen, so wie auch nebst der natürlich guten Schreibart die Zartheit zu rühmen ist, mit der die Vfn. bedenkliche Verhältnisse darstellt, ohne ihnen durch den züchtigen Schleier, den sie überwirft, die Deutlichkeit der Umrisse zu rauben. Eben so verdient die Mäßigung ein dankbares Anerkennen, mit welcher die Hauptcharaktere dargestellt sind. Der Kurfürst und seine Gemahlin Charlotte sind irrende, wenn man eifern will, sündige Menschen, aber keine Teufel; für ihr Vergehen werden sie gestraft, die vielleicht nicht schuldigere, aber widerwärtigere Fürstin wohl zu hart, hier konnte keine Sühnung geschehen, die bey einer Geschichte, die sich in den Thatfachen treu an die Wahrheit hält, ganz am unrechten Platz gewesen wäre. Da jedoch alle übrigen Personen zu Glück gelangen, ein verhärteter Böfewicht dem Tode nicht entlaufen kann, so schließt die Geschichte wie ein milder Abend nach einem gewittertschwülen Tage, still, friedlich und labend.

F. K.

DRESDEN u. LEIPZIG, b. Arnold: *Original-Beyträge zur deutschen Schaubühne*. III. *Der Zögling*, Lustspiel. *Vetter Heinrich*, Schauspiel. *Der Unentschlossene*, Lustspiel. Zum Besten des Frauenvereins in Dresden. 1838. 443 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

(Vergl. A. L. Z. 1838. No. 85.)

Die erlauchte Verfasserin fährt fort, auf die anmuthigste Weise von der Bühne herab Lebenserfahrungen, sittliche Lehren aussprechen zu lassen. Zugleich setzt sie uns von Neuem über ihre Kenntniß bürgerlicher Familienzustände, die Wahrheit der Darstellung in Verwunderung. Mit ungemeiner Zartheit ist der Charakter der älteren Frau in dem Zöglinge behandelt. Sie liebt ihren Zögling, aber die Neigung siegt nicht über die Vernunft, wie die Uebrigen, und auch die Zuschauer glauben. Im letzten Act, der zwey später als der erste spielt, verbindet sie den Zögling mit ihrer Nichte. Sie hatte bereits damals in einem Briefe sich erklärt, ihn mit einem, seinen Jahren angemessenen Mädchen verheirathen zu wollen, während er glaubte,

es beträfe das Eheversprechen mit ihm. Muthmaßt man auch den Ausgang, so überrascht er dennoch.

*Vetter Heinrich* ist ein naiver Ingeniu, den die Geschlossenheit eines Abenteurers bey der Jugendliebten austicht, er ist liebend genug, ihr die Verirrung des Geschmacks zu verzeihen. Ob der Ehemann nicht nachtragender seyn wird, als der Bräutigam, ist eine Frage, die das Theaterpublicum nicht kümmert. Was über die Hochzeit beym Schluß des Stücks hinausreicht, geht ihn weiter nichts an.

*Der Unentschlossene* läßt ebenfalls in Zweifel, ob seine Aenderung von Dauer seyn werde. Aber er nimmt sich in seiner Zerstretheit liebenswürdig aus, und seine Herzensneigung steht fest, darum hat er die Zuschauerinnen für sich, die ihm wenigstens einen Theil des männlichen Publicums schon gewinnen werden, ist es ja doch, aufer der Mutter, auch der wakere Freund, und auch die Braut.

t.

- 1) LEIPZIG, b. Weber: *Johann Ziska*. Historischer Roman von *F. Th. Wangenheim*. 1838. Erster Theil. *König Wenzel*. 222 S. Zweyter Theil. *Tabor und Horeb*. 176 S. Dritter Theil. 176 S. 12.
- 2) Hamburg, b. Berendsohn: *Historische Novellen* von *F. Th. Wangenheim*. *Der Todesengel*. *Der Schlemiehl*. *Der Bremense*. 193 S. 12. (20 gr.)

Das langathmige erste Buch ist an Umfang, wie an Gehalt, seinen schwächteren Brüdern vorzuziehen, es entwirft ein ziemlich deutliches Bild der Hussitischen Zustände, des feigen, wollüstigen, grausamen Wenzel, seines besseren, wenn auch nicht musterhaften Bruders Kaisers Sigismund. Das Gemälde ist nicht überschwarz, und nicht überhell, gute verständige Prosa, die nur so viel von Poesie und Liebe in sich trägt, um auch Liebhabern des Romantischen zu gefallen, die neben dem Geschichtlichen auch noch eine Geschichte begehren.

*Der Todesengel* ist einem Christen, der Jude wurde, der zornmüthige Strafengel, der die ersten Aeltern aus dem Paradiese trieb, einem frommen Greise der ernst heitere Genius, der in die schönere Heimat führt, und so zeigt er einem jeden, der in dieser Erzählung ihn erblickt, ein anderes Gesicht, bald wohlwollend, bald abstoßend. *Schlemiehl* ist satirisch humoristisch, etwas mehr unbefangene Lustigkeit, und diese Ironie land- und seefahrender Novellen wäre recht ergötzlich.

*Der Bremense* fördert eine Gesellschaft Europäer wieder nach Amerika, denen wir dort ein so williges Anerkennen wünschen, als wir den Verdiensten ihres geistigen Vaters leisten.

vir.

# INTELLIGENZBLATT

der

## JENAI S C H E N

### ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

APRIL 1839.

#### LITERARISCHE NACHRICHTEN.

##### I. Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

J e n a.

In der hiesigen *Allg. L. Zeitung*, welche zugleich die Annalen der Universität vollständig zu liefern hat, darf eine akademische Feierlichkeit nicht mit Stillschweigen übergangen werden, welche am 26 Februar dieses Jahres zu Ehren des Seniors der Akademie, Herrn Geheimen Hofraths Dr. *Eichstädt*, begangen wurde. Da der Gefeierte selbst Redacteur dieser Zeitung ist, und dessen Bescheidenheit nicht einwilligt, daß er von dem ihm gewidmeten Tage Bericht erstatte, so würde in der Geschichte unserer Universität eine Lücke entstehen, wenn nicht ein Anderer einträte, und von dem in vieler Hinsicht denkwürdigen Tage auch in diesen Blättern eine ausführlichere Erzählung niederlegte. Ich erlaube mir daher, dasjenige, was ich in einem Localblatte, den hiesigen Wochenblättern No 17, flüchtig schrieb, auch hier, doch vervollständigt, zu wiederholen.

Vor 50 Jahren hat Hr. Geh. Hofrath und Ritter Dr. *Eichstädt* am 26 Februar 1789 die Würde eines Doctors der Philosophie zu Leipzig erworben. Diesen von der Leipziger Universität gefeierten Tag machte die hiesige zu dem ihrigen, weil ihr fast das ganze Leben und in demselben eine reichhaltige Wirkksamkeit des gelehrten und berühmten Mannes gewidmet war, und sie sich verpflichtet fühlte, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um den verdienten Dank und die gebührende Verehrung einmal vollständig auszusprechen. Der akademische Senat ordnete einen öffentlichen Actus an, in welchem der Jubilar selbst als Redner aufzutreten bereitwillig war; doch ward der ganze Tag zu einem festlichen für alle Mitglieder der Universität und für die Stadt, indem man mit der Berücksichtigung des persönlichen Verdienstes eine Werthschätzung dessen verband, was die Wissenschaft

seit funfzig Jahren auch auf dieser Stelle an Begründung und Belebung gewonnen hat. Die durchlauchtigsten Erhalter ermangelten nicht, ihre der Universität zugewendete Gnade in der huldvollen Anerkennung der Verdienste des ältesten Lehrers aufs Neue kund werden zu lassen; die Corporationen der Universität beeiferten sich, ihre Hochachtung und collegialische Freundschaft dem Jubelgreise an den Tag zu legen; die Studirenden nahmen würdigen Antheil, die Stadt und deren Behörden schlossen sich den Glückwünschenden an, welche selbst aus der Ferne herbegekommen waren, und denselben in den großen und schön geschmückten Räumen seiner Wohnung begrüßten.

Folgen wir dem Tage, so begrüßte den Jubelgreis am frühen Morgen eine Musik, bey welcher die hiesige Schützengesellschaft ein Ehrendiplom überreichte. Der Hr. Curator der Universität Freyherr von *Ziegeler* überbrachte die Ehrengeschenke der durchlauchtigsten Landesfürsten. Ein huldvolles Handschreiben Sr. K. Hoheit des Großherzogs von Weimar-Eisenach begleitete eine kostbare goldene Dose, welche die Namenszüge des hohen Gebers in Brillanten zierte. Ihre Durchlauchten, die Herzöge von Altenburg, Coburg-Gotha und Meiningen-Hildburghausen hatten den Orden des Ernestinischen Hauses durch den Herrn Ordenskanzler übersendet. Die philosophische Facultät zu Leipzig erneuerte das Andenken der vor funfzig Jahren verliehenen Doctor- und Magister-Würde durch ein von dem dermaligen Prokanzler Hrn. Professor *Westermann* und dem Decan Hrn. Prof. und Ritter *Wachsmuth* vollzogenes Ehrendiplom, und sprach ihre Glückwünsche mit der Bezeichnung aus: *Olim Academiae Lipsiensis, nunc Jenensis per octo amplius lustra decori splendidissimo, cuiusvis generis litterarum cultori ingeniosissimo, antiquitatis fontium reconditissimorum aperiendorum atque exhaustiendorum artificii sagacissimo, Latini sermonis elegantiarum atque subtilitatis imitatori egregio.* Die hiesige

Universität legte ihre Wünsche in einer von dem Hrn. Prorektor Dr. *Guyet* und zwey Decanen überreichten Tafel dar: *Musarum sacerdoti, in quo omnes, qui sapiunt, divinam ingenii vim admirantur, splendido doctrinae eximiae exemplo, ad quod imitandum optimus quisque suspicit, philologo celeberrimo, qui totius antiquitatis thesauros perscrutatus est, academico oratori eloquentissimo, cuius mirificam artem vix quisquam hodie superabit.* Die theologische Facultät liefs durch ihren Primarius Hrn. Geh. Kirchenrath *Baumgarten-Crusius* das Diplom der theologischen Doctorwürde, welche dem Jubilar schon früher die Universität zu Rinteln ertheilt hatte, als Nostrification einhändigen. Im Namen der juristischen Facultät überbrachte Hr. Geh. Rath *Schmid* als Decan das Diplom der juristischen Doctorwürde. Das philologische Seminarium, dessen erster Director Hr. Geh. Hofrath *Eichstädt* ist, bezeugte seine Verehrung in einer von dem Senior des Seminariums, Hrn. *Heimburg*, verfassten und von einer Deputation überreichten Druckchrift: *De loco quodam in Taciti vita Agricolae* (Cap. II, init.). Deutsche und lateinische Gratulationschreiben waren in grosser Menge eingegangen: so von dem herzogl. geheimen Ministerium in Altenburg, von der herzogl. Landesregierung als Consistorium zu Coburg, von dem herzogl. Oberconsistorium zu Gotha, von dem herzogl. Consistorium zu Altenburg, von dem großherzogl. Gymnasium in Weimar, von dem herzogl. Gymnasium zu Gotha. Aus seiner Vaterstadt Oschatz in Sachsen erhielt der Jubilar durch den dortigen Stadtrath, nach Einverständnis mit den Stadtverordneten, das Ehrenbürgerrecht in einem von dem Hrn. Bürgermeister *Hoffmann* ausgefertigten gedruckten Diplom, welches eine von Hrn. *Siegel* gedichtete Ode begleitete. Namhafte Gelehrte hatten neue dem Jubilar gewidmete Werke durch ehrende Zuschriften eingefendet: Hr. Geh. Consistorialrath *Danz* allhier seine *Initia doctrinae patristicae, introductionis instar in Patrum ecclesiae studium*; Hr. Professor *Wüstemann* in Gotha die von ihm und von Hrn. Geh. Hofrath *Jacobs* herausgegebenen *Commentationes, Orationes, Carmina Doeringii*; Hr. Prof. *Gustav Succow* allhier eine Abhandlung *De crystallorum densitatis et axis principalis inter se ratione*; Hr. Professor *Obbarius* in Rudolstadt eine in zierlichem Latein gefertigte Votivtafel; von Hrn. Dr. *Loebe* in Altenburg Beyträge zur Textberichtigung und Erklärung der Skeireins; vom Hrn. Dr. *Seidel* in Leipzig eine Abhandlung über die Kräfte und Eigenschaften des Lattichs (*Lactuca*), nebst einem Vorworte als Erklärungsversuch zur Würdigung der Heilmethode, insbesondere der Homöopathie. Unter den eingefendeten Gedichten zeichnete sich besonders eine lateinische Elegie

aus, welche der berühmte Herausgeber des Virgilius, Hr. Conrektor *Wagner* in Dresden, für sich und im Namen des ehemaligen Gerichtsdirectors zu Benndorf, jetzigen Hofraths und Justizamtmanns zu Dresden, Hn. *Lucius*, gedichtet und dem Druck übergeben hat. Ein deutsches Gedicht, welches der Facultätsdiener Hr. *Senf* überbrachte, hatte unseren Naturdichter *Treunert* zum Verfasser.

Um 12 Uhr begann die von der Akademie angeordnete Feier in der geschmackvoll verzierten Aula, wohin zwey Senatoren den Herrn Jubilar begleiteten. Nach musikalischer Einleitung trat vor einer zahlreichen Versammlung Hr. Hofrath *Göttling* als Redner auf, und sprach *de Eichstädtii oratore*. Darauf bestieg der Jubelgreis mit festem Schritte den Rednerstuhl, und hielt eine nicht allein kunstreiche, sondern aus dem Inneren der Seele entnommene Rede, in welcher er Alles dessen mit Würdigung und Dank gedachte, was ihm seit der Zeit seines akademischen Lebens durch Gnade der Fürsten und durch Wohlwollen der Gönner und Collegen zu Theil geworden ist. Reich und gross stellte sich die Summe des Empfangenen dar; aber nicht minder voll und innig sprach sich das lebendigste Gefühl der Dankbarkeit und Verehrung aus, und jeder Anwesende hatte hier einen Beweis gefunden, wie auch durch lateinische Worte die Gemüther der Zuhörer kräftig bewegt werden können, was namentlich an jener Stelle erkennbar hervortrat, in welcher der Redner des unsterblichen Fürsten Carl August's gedachte, und tief ergriffen die seelenvollen Worte vorzutragen kaum selbst vermochte. Erfreut wurden die Hörer am Schluß der Rede durch die Zusage, mit welcher der Jubelgreis auch für die Zukunft seine Wirksamkeit der Akademie verhiefs, und dadurch die ungeschwächte Kraft seines gewifs noch lange Jahre hindurch thätigen Geistes beurkundete.

Um 2 Uhr versammelte sich eine Gesellschaft von 110 Personen, auf dem schön verzierten und wohlgeordneten Rosenfaale zum Festmahle, bey welchem in den die Toasts begleitenden Reden Geist und Gemüth eine reiche Nahrung fand. Unter den Gästen sah man den Hrn. Staatsminister *Schweitzer*, den Hrn. Geheime-Rath v. *Müller*, den ehemaligen Curator Hrn. Oberhofmeister v. *Motz*, den Hrn. Consistorialpräsident *Peucer*, den akademischen Finanzcommissarius Hrn. Kammerrath v. *Rott* aus Weimar, den als Schriftsteller bekannten Engländer Hrn. Maltheferitter von *Lawrence*; mehrere Gelehrte aus Coburg, Gera, Weimar, und viele Freunde des Jubelgreises. Auch nahm ein zweyter Jubelgreis, welcher an demselben Tage zu Leipzig promovirt worden war, Hr. Superinten-

dent *Vökler* aus Eckardtsberga, an der Festlichkeit Antheil. Am Abend bewegte sich durch die Strafsen ein feierlicher und wohlgeordneter Fackelzug der Studirenden, welche dem verehrten Lehrer ein Lebehoch brachten. So endete der Tag, welcher dem Verdienste geweiht war, und dessen Bedeutung uns verpflichtet, ihn in die Annalen unserer Universität einzutragen. Möge die Zukunft den aufrichtigen, für das Leben und Wohl des Gefeierten vielfach ausgesprochenen Wünschen in Allem entsprechen!

F. Hand.

## II. Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Hr. Geheime Kirchenrath und Generalsuperintendent Dr. *Böckel* zu Oldenburg hat das Ehren-Kleinkreuz des neugeifteten großherzogl. oldenburgischen Haus- und Verdienst-Ordens erhalten.

Der bisherige Professor der inneren Heilkunde in der medicinischen Facultät zu Paris, Hr. Dr. *Andral*, hat die durch *Broussai's* Tod erledigte Professur der allgemeinen Pathologie und Therapie in derselben Facultät erhalten.

Der vor Kurzem zum Professor der ausländischen Literatur zu Rennes ernannte Gelehrte, Hr. *Xav. Marmier*, hat das Kreuz der Ehrenlegion, und von der philosophischen Facultät zu Leipzig die Doctorwürde erhalten.

Hr. Consistorialrath und Prof. Dr. *Lücke* in Göttingen ist zum wirklichen Mitgliede des kön. Consistoriums in Hannover, Hr. Consistorialrath Dr. *Brandis* zum Generalsuperintendenten des Fürstenthums Calenberg, und der bisherige Consistorialaffessor und zweyte Hof- und Schloß-Prediger, Hr. *Leopold*, zum Consistorialrathe und ersten Hof- und Schloß-Prediger ernannt worden.

Der Professor des Rechts, Hr. Hofrath Dr. *Hünel* in Leipzig, und Hr. Prof. Dr. jur. *Witte* in Halle sind von der kön. Akademie der Wissenschaften in Turin zu correspondirenden Mitgliedern ihrer Classe für moralische, historische und philologische Wissenschaften ernannt worden.

An die Stelle des in Ruhestand versetzten k. k. Hofrathes und Hofdolmetschers Freyherrn v. *Hammer-Burgstall* ist der bey der k. k. Gesandtschaft in Constantinopel angestellt gewesene Hofrath von *Husszar* zum k. k. Hofdolmetscher der geheimen Staatskanzley ernannt worden.

## III. Nekrolog.

Am 14 Februar starb zu Dresden nach kurzem Krankenlager die junge Dichterin Fräulein *Adelaide Reinhold* aus Hannover, welche als Schriftstellerin unter dem Namen *Franz Berthold* bekannt ist, und deren meist novellistische Geisteswerke sich theils in Zeitschriften zerstreut, theils in den „*Novellen und Erzählungen*“ von *Ludwig Tieck* zusammenfinden.

Am 25 Februar zu Weimar der hoffnungsvolle junge Bildhauer *Friedr. Ad. Leonh. Straubz*, ein Schüler *David's*, Mitglied der Akademie der bildenden Künste in Paris.

Am 19 März starb in Weimar der Hofrath und Dr. philof. *Stephan Schütze*, der sich seit dem J. 1804 von Magdeburg dorthin gewendet hatte, wo er fern von öffentlichen Geschäften und zurückgezogen von zerstreuem gesellschaftlichem Leben, begünstigt durch äußeres Glück, sich einem gewählten Kreise gleichgesinnter Freunde und der Muse widmete, der er feinen nicht unbedeutenden Ruhm in Deutschland verdankt. Viele Jahre hindurch war er ein sehr fleißiger Mitarbeiter an unserer A. L. Z. im Fache der schönen Künste.

## L I T E R A R I S C H E   A N Z E I G E N.

### I. Neue periodische Schriften.

Die

*Annalen der Physik und Chemie*; herausgegeben von *J. C. Poggendorff* zu Berlin, der Jahrgang von 12 Heften oder 3 Bänden, mit Kupfern, gr. 8. geh. 9 Thlr. 8 Gr.

erscheinen, wie seither, auch in diesem Jahre regelmäßig, und werden ihren allgemein anerkannten Werth zu behaupten wissen.

Der Jahrgang 1839 bildet den 122. 123 und 124sten Band der ganzen, oder den 46. 47 und 48sten Band der neuen unter Redaction des Hrn. Prof. *Poggendorff* erschienenen Folge.

Neu eintretenden Abonnenten wird bedeutende Preisermäßigung für die früheren Jahrgänge hie-mit zugesichert.

Das 1ste Heft dieses Jahrgangs ist erschienen und versandt.

Leipzig, im Februar 1839.

*Joh. Ambr. Barth.*

### II. Ankündigungen neuer Bücher.

In dem Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Handbuch der Mineralogie,**  
*oder Anleitung, die Mineralien auf eine leichte  
 und sichere Weise durch eigene Untersuchung zu  
 bestimmen. Für Schulen, Anfänger in der Mine-  
 ralogie, und Jeden, der ein gefundenes Mineral  
 gern auf der Stelle nach Namen, Eigenschaften,  
 Benutzung u. s. w. kennen lernen möchte,*  
 bearbeitet von

A. Herr,

Lehrer am königl. Gymnasium zu Wetzlar.

Mit vier Steindrucktafeln und einer Farbentafel.  
 27 $\frac{1}{2}$  Bogen, gr. 8. geh. Preis 2 Thlr.

Der als Naturhistoriker in der gelehrten Welt  
 rühmlichst bekannte Verfasser übergibt unter obigem  
 Titel unferen höheren Schulen, besonders  
 Berg- und Gewerbs-Schulen, Forst- und ökonomi-  
 schen Lehr-Anstalten, auch Anfängern in der  
 Mineralogie, und Allen, welche durch Selbststudium  
 diese Wissenschaft erlernen wollen, ein  
 Handbuch, welches Jeden, der es gebraucht,  
 auf dem angenehmsten und sichersten Wege zur  
 Kenntniß der Mineralien führt. Wer dieses  
 Buch in der Hand und einen Feuerstahl in der  
 Tasche hat, der kann von einem ihm unbekann-  
 ten Mineral in einigen Minuten, ja in noch viel  
 kürzerer Zeit Namen, Beschreibung, Angabe des  
 Gebrauchs u. s. w. auffinden; er darf nur fein  
 Buch fragen: wie heißt dieses Mineral? und er  
 erhält auf der Stelle die gewünschte Antwort.  
 Einfachheit, Klarheit und Bestimmtheit im Aus-  
 drucke, wie in der ganzen Bearbeitung des Stoffes  
 geben bey der erforderlichen Genauigkeit und  
 Vollständigkeit in der Angabe der Kennzeichen,  
 diesem Buche einen eigenthümlichen Werth, und  
 hinsichtlich des Gebrauchs für Anfänger einen  
 entschiedenen Vorzug vor Allem, was unsere mi-  
 neralogische Literatur darbietet. Das ist das Ur-  
 theil, welches einer unserer ersten Naturforscher,  
 ein in unserem Staate sehr hochgestellter Gelehrter,  
 über diese Schrift abgegeben hat: und wir  
 glauben daher, sie mit gutem Gewissen bestens  
 empfehlen zu können.

**Wetzlar'sche Beyträge**  
 für

**Geschichte und Rechtsalterthümer,**

von

Dr. Paul Wigand.

1ster Band, 3tes Heft. gr. 8. geh. Preis 8 gGr.

Inhalt: Beyträge zur Geschichte des Schlosses  
 Hohensolms. — Der Büchernachdruck im 16ten

Jahrhundert. — Die Achtserklärung des Ritters  
 Frau von Sickingen u. s. w.

**Aufgaben zum Zifferrechnen,**  
 entworfen und systematisch geordnet  
 von H. Fries.

1ster Theil, enthaltend: die Grundrechnungs-  
 arten mit unbenannten und benannten gan-  
 zen Zahlen. 2te Auflage. gr. 8. geh. 4 gGr.  
 — 2ter Theil, enthaltend: die Grundrech-  
 nungsarten in Brüchen mit unbenannten und  
 benannten Zahlen, die Verhältnisse und Pro-  
 portionen. gr. 8. geh. 4 gGr.

**Antworten auf diese Aufgaben.**

Erster und zweyter Theil. gr. 8. geh. à 3 gGr.

**Der Katholik und der Protestant.**

*Ein Wort des Friedens.*

kl. 8. geheft. Preis 2 gGr.

Wetzlar, im März 1839.

Carl Wigand.

Bey-Julius Wunder in Leipzig ist er-  
 schienen:

*The Library of the newest English Novels,  
 Tales and Poems* — (Bibliothek der neue-  
 sten englischen Novellen, Erzählungen und  
 Gedichte). 5ter Band, 1tes und 2tes Heft.  
 Jedes Heft kostet 4 Gr. — Der Band aus  
 6 Heften bestehend 1 Thlr. (Von den frü-  
 heren 7 Bänden ist jeder einzelne Band, für  
 sich bestehend, noch à 1 Thlr. zu haben.)

*The English and German Dialogist, with a  
 Synopsis of the Grammar and Idiom of both  
 Languages for the use of the two Nations,*  
 by J. H. Hedley. — (Englische und deutsche  
 Gespräche, nebst einer vergleichenden Ueber-  
 sicht der Grammatik und des Idioms beider  
 Sprachen, zum Gebrauche beider Nationen,  
 von J. H. Hedley.) Preis 21 Gr.

Von des Herrn Professor E. F. Germar's  
 „*Fauna insectorum Europaea*“ ist Fasciculus 21,  
 25 Platten Insecten, illumin. nebst Text 1 $\frac{1}{2}$  Thlr.,  
 erschienen, und die bestellte *Continuation* ver-  
 sendet.

Halle, 26 März 1839.

C. A. Kümmel.



# I N T E L L I G E N Z B L A T T

der  
J E N A I S C H E N  
A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

A P R I L 1 8 3 9 .

## L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N .

### Univerſitäten-Chronik.

L e i p z i g .

Verzeichniſs der im Sommerhalbjahre 1839  
auf der Univerſität Leipzig zu haltenden  
Vorleſungen.

(Der Anfang iſt auf den 6 Mai feſtgeſetzt.)

I. *Theologiſche Facultät.* — *Winer, D. G. B., P. O., d. Z. Dechant,* bibliſche Theologie des N. Teſtaments, 4 T. *öffentl.*; chriſtliche Dogmatik nebst ſpecieller Dogmengefchichte, erſten Theil, 6 T.; Brief an die Hebräer, 2 T. — *Winzer, D. J. F., P. Prim.,* bibliſche Theologie des A. T., 4 T. *öffentl.*; Brief an die Römer, 4 T.; Briefe an die Galater, Ephiefer u. Koloffor, 2 T.; exegetiſche Uebungen der Lauſitzer Predigergeſellſchaft. — *Illgen, D. C. F., P. O.,* Patriſtik, 4 T. *öffentl.*; hiſtoriſch-theologiſche Geſellſchaft; Examinatorium über Kirchengefchichte, 4 T. — *Großmann, D. C. G. L., P. O.,* das Evangelium Johannis, 4 T.; jüdiſche Philoſophie zur Zeit Jeſu und der Apoſtel, 4 T. *öffentl.* — *Krehl, D. A. L. G., P. O.,* homiletiſches Seminar, 4 T. *öffentl.*; Homiletik, 4 T.; praktiſche Theologie, 4 T.; Moral, 4 T. — *Niedner, D. C. W., P. O.,* die Apoſtelgeſchichte des Lukas, exegetiſch und hiſtoriſch erläutert, 4 T. *öffentl.*; chriſtliche Kirchengefchichte, erſten Theil, 6 T. — *Lindner, D. F. W., P. E.,* populäre Dogmatik, 2 T. *öffentl.*; Pädagogik, Didaktik und Methodik, nebst Anleitung zum Katechiſiren und zum zweckmäßigen Organifiſiren und Inſpiciren der verſchiedenen Schulen, 4 T.; katechetiſche Uebungen, 2 T. — *Theile, D. K. G. W., P. E.,* chriſtliche Religionsphiloſophie, 2 T. *öffentl.*; kritiſche Geſchichte des Lebens Jeſu, mit beſonderer Rückſicht auf *Straufs* und *Weißes*, 2 T. *unentgeltl.*; theologiſche Hodegetik, 2 T.; das Evangelium Matthäi, 4 T.; das Evangelium und die Briefe des Johannes, 4 T.; Examinatorium über die geſamte Dogmatik, 4 T.; und über bibliſche Theologie, 2 T.; exegetiſche Geſellſchaft des N. Teſt.; hebräiſche

Geſellſchaft. — *Wolf, D. F. A.,* homiletiſche Uebungen der Lauſitzer Predigergeſellſchaft. — *Fleck, M. F. F., P. E.,* meſſianiſche Weiſſagungen der Propheten, 2 T. *öffentl.*; die Briefe des Johannis und Jacobus, 2 T. *unentgeltl.*; ſynoptiſche Erklärung der erſten drey Evangel., 4 T.; hiſtoriſch-kritiſche Einleitung in die Bücher des N. Teſt., 4 T.; Examinatorium über Dogmatik, in z. beſt. St.; exegetiſch-dogmatiſche Geſellſchaft. — *Küchler, M. K. G.,* Theol. Lic. Philoſ. P. E., auſerwählte Pſalmen, 2 T. *öffentl.*; exegetiſch-dogmatiſche Geſellſchaft. — *Anger, M. R.,* Theol. Lic., hiſtor.-kritiſche Einleitung in die Bücher des N. T., 4 T. *unentgeltl.*; Examinatorium über Dogmatik, 4 T.; exegetiſche Geſellſchaft des N. T.; exegetiſche Geſellſchaft des A. T. — *Hänſel, M. F. M. A.,* Theol. Lic., dogmatiſche Beweiſtellen, 4 T.; homiletiſche Uebungen. — *Gilbert, M. R. O.,* Theol. Lic., katechetiſche Uebungen; die Paſtoralbrieſe des Paulus, 2 T. *unentgeltl.*; katechetiſche Geſellſchaft. — *Goldhorn, M. D. J. H.,* Theol. Lic., iſraelitiſche Nationalgeſchichte, 2 T. *unentgeltlich*; Examinatorium über Kirchengefchichte, in z. beſt. Stunden.

II. *Juriſtiſche Facultät.* — *Puchta, D. G. F., P. O., d. Z. Dechant,* Inſtitutionen mit innerer und äußerer Rechtsgefchichte, 10 St.; Examinatorium über dieſelben, 2 T. *öffentl.* — *Günther, D. K. F., P. Prim.,* Fac. Jur. Ordin., allgemeines Staatsrecht, 4 T. *öffentl.*; Wechſelrecht, 4 T.; Encyclopädie und Methodologie des Rechts, 2 T.; Concursrecht nebst Concursproceſs, 2 Tage. — *Klien, D. K., P. O.,* Einleitung zur praktiſchen Jurisprudenz, verbunden mit Quellen- und Subſidien-Kunde, 4 T. *öffentl.*; das Syſtem des gemeinen deutſchen und ſächſiſchen Civilproceſſes, 8 St.; das öffentliche und Privat-Kirchenrecht der Katholiken und Proteſtanten, inſondere nach deutſcher und ſächſiſcher Geſtaltung, 6 T. — *Schilling, D. F. A., P. O.,* äußere Geſchichte des römischen Rechts, 4 T. *öffentl.*; Inſtitutionen mit der inneren Geſchichte des römischen Rechts, nach ſeinem Lehrbuche, 10 St., verbunden mit einem lateiniſchen Repetitorium darüber, 1 St. —

*Steinacker, D. W. F.*, P. O., sächsisches Privatrecht, mit Ausschluß des Obligationen- und Erb-Rechts, 6 T.; Obligationen- und Erb-Recht, 2 T. *öffentl.*; Referir- und Decretir-Kunst, unter Mittheilung von Gerichtsacten, 4 T. — *Marezoll, D. G. L. T.*, P. O., Pandekten, nach *Mühlenbruch*, 14 St.; gemeines und sächsisches Criminalrecht, 6 T.; die Lehre vom Eigenthum und Besitz, 2 T. *öffentl.* — *Hünel, D. G.*, P. O. def., äußere Geschichte des römischen Rechts und Verfassung des römischen Staats, 4 T. *öffentl.*; Institutionen und innere Geschichte des römischen Rechts, 8 St.; Quellenkunde des röm. Rechts, Fortsetzung in z. best. St. *öffentl.* — *Schilling, D. B.*, P. E., gemeines und sächsisches Lehnrecht, 4 T. *öffentl.*; Pandekten, nach *Mühlenbruch*, 12 St.; das gemeine in Deutschland geltende Kirchenrecht, 4 T. — *Weiske, D. J.*, P. E., deutsche Rechtsgeschichte, 2 T. *öffentl.*; deutsches Privatrecht und Lehnrecht, 6 T.; Encyclopädie und Methodologie des Rechts, 2 T. — *Schneider, D. R.*, P. E. def., öffentliches Recht des deutschen Bundes, mit einer kurzen Uebersicht des Reichsstaatsrechts, 2 T. *öffentl.*; Examinatorium über röm. Recht, 2 T. — *Albrecht, D. W. E.*, deutsches Privatrecht, 6 T. — *Schellwitz, D. H.*, Staatswirtschaftslehre, 2 T.; natürliches Staatsrecht, 2 T. — *Berger, D. A.*, Criminalproceß, 3 T.; sächsisches Privatrecht, 6 T., verbunden mit einem *unentgeltlichen* Repetitorium; Examinatorien. — *Höpfner, D. L.*, Referir- und Decretir-Kunst, nach f. Leitfaden zu Vorlesungen, und mit Bezug auf f. Schemen, unter Mittheilung von Acten, 3 T. zweymal. — *Vogel, D. E. F.*, juristische Hermeneutik, 2 T. *unentgeltl.*; deutsches Privatrecht und Lehnrecht, 6 T.; Institutionen und Geschichte des römischen Rechts, 12 St.; Uebungen der *Otto'schen* juristischen Gesellschaft; Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur. — *Poppe, D. J. G. M.*, Institutionen mit innerer und äußerer Geschichte des röm. Rechts, 6 T., mit einem *unentgeltlichen* Repetitorium, 2 T.; Examinatorium. — *Busse, D. G. W.*, Encyclopädie und Methodologie des Rechts, 2 T. *unentgeltlich*; Criminalproceß, 4 T. — *Heimbach, D. G. E.*, Geschichte des römischen Privatrechts, seit Constantin bis auf die neuesten Zeiten, 2 T. *unentgeltl.*; römischer Proceß, 2 T. *unentgeltl.* — *Frege, D. W.*, Naturrecht, nebst einer Vergleichung mit den vorzüglichsten positiven Rechten, 2 T.; Examinatorium. — *Schaffrath, D. W. M.*, Grundwissenschaft des Civil- und Criminal-Processes, 4 T.; schriftliche Uebungen in der gerichtlichen und advocatorischen Civilproceßpraxis, mit Vertheilung der Rollen des Richters, des Klägers und des Beklagten, und einem Repetitorium über die Theorie und Praxis des Civilprocesses, 6 T.; Naturrecht mit einer Philosophie des römischen Rechts, 3 T.

III. *Medicinische Facultät.* — *Weber, D. E. H.*, P. O., d. Z. Dechant und Rector, Knochen- und Bänder-Lehre, 4 T. *öffentl.*; allgemeine Anatomie und Bildungsgeschichte des menschlichen Körpers, 4 T.; Physiologie, 6 T. — *Kühn, D. K. G.*, P. O., Fac. Med. Sen., die vorzüglichsten Kapitel der Physiologie, 4 T. *öffentl.*; die verschiedenen Arten der Augenentzündung, 2 T. *öffentl.* — *Kuhl, D. K. A.*; P. O., Chirurgie, 4 T. *öffentl.*; über Augenoperationen, 2 T. *unentgeltl.*; chirurgische Demonstrationen an Krankenbetten, 2 T. — *Clarus, D. J. C. A.*, P. O., klinische Uebungen im königl. Institute am Jacobshospitale, 12 St. *öffentl.* — *Jörg, D. J. C. G.*, P. O., Entbindungskunst nach seinem Compendium, 4 T. *öffentl.* und 2 T. *privatim*; geburtshülftliche Klinik in der königl. Entbindungsschule, 6 T.; über Kinderkrankheiten, 4 T.; Phantomübungen, in z. best. St. — *Heinroth, D. J. C. A.*, P. O., empirische Psychologie, 2 T. *öffentl.*; Orthobiotik, nach f. Compendium, 2 T. *öffentl.*; das System der Seelenheilkunde, nach f. Compendium, 6 T. — *Wendler, D. C. A.*, P. O., medicinische Polizeywissenschaft, 4 T. *öffentl.*; Staatsarzneykunde für Juristen, in z. best. St.; Anleitung zur Ausstellung von Fundscheinen, für angehende Gerichtsärzte, 2 T. — *Kühn, D. O. B.*, P. O., Stöchiometrie, und darauf über einige genauer durchzugehende Gegenstände, 2 T. *öffentl.*; organische Chemie, 4 T.; chemisch-praktische Uebungen in seinem Laboratorium, 4 Stunden. — *Schwügrichen, D. C. F.*, P. O., Naturgeschichte, mit Benutzung der öffentlichen, der feinigsten und anderer Privat-Sammlungen, 2 T. *öffentl.*; Botanik, 4 T. — *Cerutti, D. L.*, P. O. def., specielle Therapie, ersten Theil; Fieber und Entzündungen, 4 St. *öffentl.* und 4 St. *privatim*; Poliklinik in Verbindung mit Hrn. Prof. D. *Braune*, 6 T. *öffentl.* — *Braune, D. A.*, P. O. def., allgemeine Therapie, 2 T. *öffentl.*; Arzneimittellehre, 6 T.; Repetitorium über dieselbe, 2 T. *öffentl.*; Poliklinik in Verbindung mit Hrn. Prof. D. *Cerutti*, 6 T. *öffentl.* — *Kunze, D. G.*, P. E., über Heilkräfte der Pflanzen im Allgemeinen, 2 T. *öffentl.*; Encyclopädie der Botanik, mit Rücksicht auf *Candolle's* Anleitung, und durch Pflanzen des akademischen Gartens erläutert, 4 T.; botanische Uebungen im Universitätsgarten, 2 T., und Sonnabends Nachmittags anzustellende Excursionen. — *Radius, D. J.*, P. E., klinische Demonstrationen am Krankenbette im Hospitale zu St. Georgen, 3 T.; den 2ten Theil der Arzneimittellehre, Receptirkunst, nach *Chouiant*, 2 T. — *Hasper, D. M.*, P. E., allgemeine Pathologie und Semiotik, 4 T. *öffentl.* — *Ritterich, D. F. P.*, P. E., Uebungen in der Augenklinik in der Heilanstalt für Augenkranke, 6 T. *öffentl.*; über Augenkrankheiten, 2 T.; Anleitung zu Augenoperationen, in z. best. St. — *Walther, D. J. K. W.*, P. E., chirurgische Poliklinik, in Ver-

bindung mit Hrn. Prof. D. Carus, 6 T. *öffentl.*; über syphilitische Krankheiten, 2 T.; medicinische Chirurgie, 2 T. *öffentl.* — Carus, D. E. A., P. E., gesamte Chirurgie, 4 T. *unentgeltl.*; chirurgische Verbandlehre mit der Lehre von den Knochenbrüchen und Verrenkungen, 2 T.; die Orthopädie oder die Lehre von den Verkrümmungen, 2 T. *unentgeltl.*; chirurgische Poliklinik in Gen., 2 T. *unentgeltl.*; chirurgische Prof. D. Walther, 6 T. *unentgeltl.* — Kneschke, D. E. H., Abriss der Geschichte und Bücherkunde der Medicin, 2 T. *unentgeltl.*; Encyclopädie und Methodologie, 2 T.; Receptirkunst, 2 T.; über Augenkrankheiten, 2 T. — Bock, D. K. E., gesamte Anatomie nach der Lage der Theile, 6 T.; anatomisch-chirurgische Vorträge über einzelne Theile des menschlichen Körpers, 2 T. *unentgeltl.*; Chirurgie mit besonderer Berücksichtigung der Anatomie und Zuziehung anatom. Präparate, in z. best. St. — Ajsmann, D. F. W., vergleichende Anatomie der Wirbelthiere, 4 T. *unentgeltl.*; desgleichen der wirbellosen Thiere, 2 T. *unentgeltl.*; menschliche Physiologie, in z. best. St.; Examinatorium über anatomisch-physiologische Gegenstände. — Schreiber, D. M., Diätetik, 2 T. *unentgeltl.*; klinische Propädeutik, 4 T. — Haffe, D. K. E., Leitung der Repetitionen im königl. klinischen Institute, zu d. best. St.; pathologische Anatomie, 2 T. *unentgeltl.*; chirurgische Anatomie in Demonstrationen an Leichnamen, in z. best. St. — Lincke, D. K. G., über Ohrenkrankheiten, 4 T. — Neubert, D. K. A., allgemeine Pathologie und Therapie, 5 T.; Erläuterung ausgewählter Kapitel aus Celsus und anderen Schriftstellern, nach f. *Chrestomathia medica*, 2 T. *unentgeltl.*; Disputirübungen. — Weber, D. E. F., Theatr. anat. Professor, Anatomie und Physiologie der Sinnesorgane, 2 T. *unentgeltl.* — Lehmann, D. K. G., über wichtigere Gegenstände der physiologischen und pathologischen Chemie, 2 T. *unentgeltl.*; gerichtliche Chemie, 2 T.; Examinatorium über Physik und Chemie. — Platner, D. E. F., vergleichende Anatomie, 4 T. *unentgeltl.* — Merkel, D. K. L., über die vorzüglichsten Heilquellen, 4 T.; über die krankhaften Folgen der Onanie und anderer Jugendverirrungen, 2 T. *unentgeltl.*; Diagnostik der Krankheiten mittelst physikalischer und chemischer Zeichen, 2 T. *unentgeltl.*; Examinatorium.

IV. Philosophische Facultät. — Wachsmuth, W., P. O., d. Z. Dechant, Geschichte der französischen Revolution, 4 T. *öffentl.*; allgemeine Weltgeschichte von der großen Völkerwanderung an, 6 T.; historische Gesellschaft. — Hermann, D. G., P. O., Reg. Sem. philol. Dir., über Homers Hymnen, 4 T. *öffentl.*; Geschichte der griechischen Poesie, 2 T.; griechische Gesellschaft; Uebungen im königl. philologischen Seminar, Erklärung des Prometheus von Aeschylus, und (unter nächster Leitung des Hrn. Prof. Klotz) der

Satiren von Horaz. — Krug, D. W. T., P. Hon., philosophischer Cursus, ersten Theil, Fundamentalphilosophie, Logik und Metaphysik, nach seinem Handbuche, 6 T. *öffentl.* — Drobisch, M. W., P. O., die Lehre von den höheren Gleichungen, mit Berücksichtigung f. „Grundzüge“, 4 St. *öffentl.*; Statik, 4 T.; Grundlegung und encyclopädische Uebersicht der gesamten Philosophie, 2 T.; Logik, 2 T. — Haffe, F. C. A., P. O., Geschichte und Statistik der europäischen Staaten des ersten Ranges, 4 T. *öffentl.*; Urkundenlehre, Heraldik und Genealogie, 2 T.; Darstellung des politischen Zustandes von Europa, nach dem Inhalt der Verträge seit dem Wiener Congresse, 2 T. — Pohl, J. F., P. O., Cameralpraxis, 4 T. *öffentl.*; Landwirthschaftslehre, nach Burger, ersten Theil, 2 T.; cameralistisch-praktische Uebungen, cameralistische Gesellschaft. — Westermann, A., P. O., über das Ste Buch des Thucydides, 2 T. *öffentl.*; Geschichte der griechischen Historiographie, 4 T.; Uebung im Latein-Schreiben und Sprechen. — Fechner, G. T., P. O., Experimentalphysik, ersten Theil, 4 T.; Optik, zweyten Theil, 2 T. *öffentl.*; Akustik, 2 T. *öffentl.* — Fleischer, H. L., P. O., Erklärung des Koran, 2 T. *öffentl.*; muhamedanische Theologie, 2 T. *öffentl.*; Erklärung von Saadis Gulistan, und nach deren Beendigung Erklärung irgend eines anderen persischen Werkes, 2 T.; arabische Gesellschaft. — Erdmann, O. L., P. O., Experimentalchemie, 6 T.; chemisch-praktische Uebungen im königl. Laboratorium, 6 St.; erwählte Kapp. der technischen Chemie, 4 T. *öffentl.* — Hartenstein, G., P. O., Rechtsphilosophie, 4 T.; Metaphysik, 4 T.; Geschichte der neueren Philosophie, 4 T. *öffentl.*; psychologische Uebungen der Lausitzer Prediger-Gesellschaft. — Bülow, F., P. O. del., Encyclopädie der Staatswissenschaften, 4 T. *öffentl.*; Staatswirthschaftslehre, 2 T. *unentgeltl.* — Möbius, A. F., P. E., physische Astronomie, 2 T. *öffentl.*; Elemente der praktischen Astronomie, 2 T.; Uebung in Lösung geometrischer Aufgaben, 2 T. *unentgeltl.* — Seyferth, G., P. E., systematische Uebersicht der in der heil. Schrift vorkommenden heidnischen Religionen, 2 T. *öffentl.*; Mythologie der Griechen und Römer, 2 T. — Nobbe, K. F. A., P. E., über das 1ste und 2te Buch der Republik von Cicero, 2 T. *öffentl.*; Uebungen einer lateinischen Gesellschaft. — Plato, G. K. L., P. E., Pädagogik, 4 T. *öffentl.* und *unentgeltl.*; Katechetik, 2 T.; katechetische Uebungen; katechetisch-pädagogischer Verein. — Klotz, R., P. E., Reg. Sem. philol. Adj., lateinische Literaturgeschichte, 4 T.; über Cicero's tusculanische Gespräche, 2 T. *öffentl.*; im königl. philologischen Seminar Erklärung der Satiren des Horaz; Uebungen seiner lateinischen Gesellschaft; philologische Uebungen der Lausitzer Prediger-Gesellschaft; Uebung im Latein-Schreiben und Sprechen. —

Pöppig, E., P. E., Zoologie, 2 T. *öffentl.*; zoologische Uebungen, 2 T. *unentgeltl.* — Redlob, G. M., P. E., Erklärung der 12 ersten Kapitel des Jesaias, nach vorausgeschickter Erörterung über das hebräische Prophetenthum, 2 T. *öffentl.*; hebräisch-philologische Gesellschaft; Anfangsgründe der äthiopischen Sprache, in z. best. St.; Uebungen in der hebräischen Grammatik. — Becker, W. A., P. E., über das häusliche Leben der Griechen, 2 T. *öffentl.*; über Juvenals Satiren, 2 T. *öffentl.*; archäologische Gesellschaft. — Beck, M. J. R. W., P. u. Lect. ling. francogall., eine Vergleichung des mechanischen Baues, der Wortfügung und des Geistes der romanischen Sprachen und der englischen Sprache, in französischer Sprache, 2 T. *öffentl.*; Erklärung von *Lamartine's Meditations*, 1 St. *unentgeltl.* — Flathe, M. J. L. F., deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, 4 T.; Geschichte des Alterthums, 4 T. *unentgeltl.* — Jacobi, M. W. F. L., Nationalökonomie, 4 T.; die Lehre vom Pflanzenbau, 2 T. *unentgeltl.* — Beer, M. E. F. F., syrische Sprache, nach *Uhlemann's Grammatik und Chrestomat.*, 2 T. *unentgeltl.*; chaldäische Sprache, nach *Winer's Grammatik und Chrestomat.*, 2 T. *unentgeltl.* — Marbach, M. G. O., Fundamentalphilosophie und Logik, 4 T.; Geschichte der griechischen Philosophie, nach f. Compendium, 4 T. *unentgeltl.* — Petermann, M. W. L., Botanik, nach seinem Lehrbuche der Gewächskunde, 4 T.; botanische Demonstrationen und Excursionen, mit Benutzung f. *Flora Lips. excurjoria*, 2 T.; über die europäischen Getreidearten, 2 T. *unentgeltl.*; Examinatorium über theoretische und praktische Gewächskunde. — Biedermann, M. F. K., Fundamentalphilosophie und Logik, 2 T.; Naturrecht, 2 T.; über die neuesten Vorgänge in der Philosophie, und ihre Resultate für das Leben, 1 St. *unentgeltl.*; Uebungen der philo-

sophischen Gesellschaft. — Haupt, M. M., Geschichte der älteren deutschen Poesie, nebst Erklärung von Probestücken, 6 T. *unentgeltl.*; über des Tacitus *Germania*, 4 St. *unentgeltl.*; Uebungen der lateinischen Gesellschaft. — Kerndörffer, M. H. A., Lect. publ., Theorie der Declamation, mit erläuternden Beyspielen aus deutschen Classikern, nach f. Handbuche „Teone“, 2 T. *öffentl.*; Anleitung zum geregelten mündlichen Vortrage, für künftige Religionslehrer, 2 T.; desgl. für Studierende aus anderen Facultäten, 2 T.; Anleitung zum geregelten schriftlichen Vortrage, 2 T. — Rathgeber, M. F. A., Lect. publ., Anfangsgründe der italiänischen Sprache, nach *Ife's ital. Lesebuche*, nebst Auswahl vorzüglicher Stellen aus *Possart's Antholog. ital.*, 1 St. *öffentl.*; Anfangsgründe der spanischen Sprache, nach *Keil*, in Verbindung mit *Francefon's Tesoro de la lengua y litteratura castellana*, 1 St. *öffentl.* — Fink, M. G. W., Lect. publ., neues System der theoretischen Musik, 2 T. *öffentl.* und 2 T. *privatim*; Grammatik der Tonkunst, 2 T. in z. best. Stunden.

Uebrigens wird der Stallmeister *Richter*, der Fechtmeister *Berndt* und der Tanzmeister *John* auf Verlangen gehörigen Unterricht ertheilen. Auch können sich die Studierenden des Unterrichts der bey der Zeichnungs-, Maler- und Architektur-Akademie angeestellten Lehrer bedienen. — Der Conservator der akademischen naturhistorischen Sammlung, *Moritz Gerhardt*, wird auf Verlangen die Bereitung von Naturalien lehren. — Die Universitätsbibliothek wird täglich 2 Stunden geöffnet, nämlich Mittwochs und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr, an den übrigen Tagen von 2 bis 4 Uhr; die Rathsbibliothek aber Montags, Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. — Zu der naturhistorischen Sammlung der Universität findet Mittwochs und Sonnabends von 10 bis 12 Uhr freyer Zutritt Statt.

## L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N .

### Ankündigungen neuer Bücher.

Bey *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. *Theodor Marezoll*,  
Lehrbuch der Institutionen  
des römischen Rechtes.

gr. 8. 1839. 1 Thlr. 18 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wörterbuch der lateinischen Sprache, von *Carl Friedrich Barth*. Stereotyp-Ausgabe. 8. brosch. 16 Gr.

Vocabularium als Anhang zu vorstehendem Wörterbuche. 3 Gr. (*Wird einzeln, auch ohne das Wörterbuch verkauft*).

Leipzig, im April 1839.

*Karl Tauchnitz.*

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M A I 1839.

## T H E O L O G I E.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Entwurf der praktischen Theologie*. Von Dr. Philipp Marheineke, königl. preuss. Oberconsistorial-Rathe, Senior der theolog. Facultät an der Universität, Pastor an der Dreyfaltigkeitskirche zu Berlin, Ritter des rothen Adler-Ordens dritter Classe. 1837. XII u. 299 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Als Entwurf der praktischen Theologie verdient diese Schrift doppelte Auszeichnung: einerseits weil der Vf. auch hier seinem bekannten wissenschaftlichen Standpunkte getreu zu bleiben suchte, und dadurch, obschon noch mehr durch lebendigen Sinn für praktisches Christenthum, zu wichtigen Ergebnissen geleitet wurde, die auch Beystimmung von Seiten derer finden werden, welche jenen Standpunct nicht unbedingt billigen können; andererseits wegen der einfachen Anordnung, Kürze und Bestimmtheit, womit der Vf. das Gebiet der genannten Wissenschaft umfasst und behandelt, sowie wegen der rühmlichen Bescheidenheit, mit welcher er sich hier (S. VI) über dieses wirklich verdienstliche Werk ausgesprochen hat. Er konnte natürlich in demselben, wie er selbst sagt, nicht darauf ausgehen, den ganzen vollständigen Inhalt der praktischen Theologie darzulegen; seine Absicht war nur, diesen Inhalt im Allgemeinen zu umgreifen, und ihn in seinen einfachsten Principien zu begreifen, damit der Ort, an den jeder nothwendige Theil dieser Wissenschaft zu stellen sey, und somit auch der Zusammenhang, in welchen derselbe einzutreten habe, leicht ausfindig gemacht werden könne (S. VII). Um so weniger hatte er nöthig, diesen Grundriß nur mit Bedenklichkeit hervortreten zu lassen, und zwar aus dem Grunde (S. IX), weil, wer jetzt in theologischen Dingen nicht unphilosophisch zu Werke gehe, keine Schonung erwarten dürfe. Rec. wenigstens ist sich seinerseits nicht bewußt, dem Vf. zu einer solchen Klage je Veranlassung gegeben zu haben, und glaubt auch diesmal seine Unparteylichkeit behaupten zu können.

Der Vf. zerlegt das Ganze der praktischen Theologie in drey Theile. Nach vorausgeschickter Einleitung handelt der erste Theil von der christlichen Kirche, der zweyte von der evangelischen Kirche, und der dritte von der einzelnen Gemeinde. Die Einleitung zerfällt in drey Abschnitte. In den beiden ersten wird Begriff und Zweck der praktischen Theologie J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

bestimmt. Nachdem sich hier der Vf. in seiner bekannten philosophischen Methode durch eine Reihe von Sätzen und Gegensätzen hindurchgewunden, erklärt er uns erst im letzten §. des zweyten Abschnittes den Begriff der praktischen Theologie. Sie ist nämlich nach ihm die Wissenschaft, welche den Zweck hat, mittelst des Begriffes aller seiner Functionen den evangelischen Geistlichen in den Stand zu setzen, daß er eine seiner Bestimmung angemessene Wirksamkeit in seinem Amte auszuüben vermöge. Zu dieser Erklärung würde er ohne so viele Umwege gekommen seyn, wenn er sofort von dem Wesen und Zwecke der christlichen Religion und Kirche ausgegangen, danach den Begriff der Theologie überhaupt, und dann der praktischen Theologie insbesondere bestimmt hätte. Rec. will zwar den Ausdruck: praktische Theologie, wie er gewöhnlich geworden, nicht unbedingt verwerfen; unpassend aber bleibt er immer, wie uns der Vf. in Gemäßheit der von ihm aufgestellten Definition zugestehen wird, in welcher nicht von einem Wissen in eigentlicher Beziehung auf Gott, sondern in Beziehung auf zweckmäßige amtliche Wirksamkeit des evangelischen Geistlichen die Rede ist. Da sich schon daraus der Unterschied der theoretischen und sogenannten praktischen Theologie klar genug ergibt, wozu jene Reihe von Voraussetzungen, in denen dialektischer Scharfsinn unnöthige Schwierigkeiten zu machen und zu lösen sucht? Wir theilen hievon unseren Lesern nur Ein Beyspiel mit. §. 6 wird gelehrt, daß die Theologie, welche nicht die praktische sey, die theoretische sey, daß diese ein Wissen rein um des Wissens willen, jene ein Wissen um des Handelns willen sey; es sey eine Nothwendigkeit, daß der Begriff der Theologie sich nach diesen beiden Seiten hin spalte, und diesen Unterschied auch auch aus sich hervorsetze: denn nicht nur seyen beide in dem Gegenstande der Theologie an sich bereits enthalten, sondern auch nur so gelange, was das Moment des Wissens und das Moment des Handelns sey, in gleicher Weise zu seinem Rechte. Daß die Theologie auch theoretisch sey, sey schon dadurch angedeutet, daß sie die praktische sey, und Niemand könne wissen, daß sie die praktische sey, ohne zugleich an sie, als theoretische, zu denken. Es könne daher die Wahrheit, daß die Theologie ihrer wesentlichen Natur nach praktisch sey, nicht die Bedeutung haben, daß sie nur die praktische sey, vielmehr, um dieses wahrhaft zu seyn, müsse sie auch die theoretische seyn, um zu sich selbst zu kommen, sich durch

diese vermitteln. Wir überlassen unseren Lesern das Urtheil über das Lehrreiche solcher Deductionen; auch die Redensarten: der Begriff solle den Unterschied aus sich hervorsetzen, die theoretische Theologie müsse zu sich selbst kommen — werden sie sich leicht zu erklären wissen.

Der *dritte* Abschnitt handelt von der Methode der praktischen Theologie. Auch hier kann der Vf. nicht umhin, seine philosophische Ansicht über den Begriff der wissenschaftlichen Methode voranzuschicken. Auf die Methode kommt nach ihm in der Wissenschaft Alles an; denn sie ist der Geist der Wissenschaft und er in ihr, als ihrem Leibe, die Alles bewegende und bestimmende Seele, die allgemeine und nothwendige und durch beides die vernünftigste Form der Wissenschaft. Diese vernünftigste Nothwendigkeit ist die Gesetzmäßigkeit, in der die Freyheit selbst erst zu ihrer Wahrheit kommt; es ist der vernünftige Geist in seinem Begriff, der sich in der Wissenschaft methodisch bewegt. Dafs diesen Behauptungen Wahrheit zum Grunde liege, ist nicht zu leugnen; die wissenschaftliche Form, nach welcher die verschiedenartigen Erkenntnisse methodisch zu behandeln sind, beruht auf den logischen Denkgesetzen, und ist darum eine gemeinliche und nothwendige. Dafs aber in der Wissenschaft auf diese Form oder Methode *Alles* ankomme, dafs es nur der vernünftige Geist in *seinem* Begriff sey, der sich in der Wissenschaft methodisch *bewege*, das sind offenbar einseitige Behauptungen. In der Wissenschaft kommt bekanntlich eben so viel auf die Sache selbst, die Erkenntnisse, welche methodisch behandelt werden sollen, als auf die Form, in welcher dieses geschieht, an; der Begriff, so allgemein hin ausgesprochen, beherrscht die Wissenschaft nicht allein. Woher weifs der Vf. §. 39, dafs das Object der praktischen Theologie ein dreyfaches sey, welches sich als ein Continuum in den Begriffsbestimmungen des Allgemeinen, Besonderen und Einzelnen entwickle? Etwa aus dem Begriffe der praktischen Theologie allein? Sagt er sehr richtig §. 33, dafs der Begriff der Kirche allein der richtige Wegweiser sey, um zu einer richtigen Eintheilung der praktischen Theologie zu gelangen, so war doch hier am Orte, vorläufig den Begriff der christlichen Kirche nach der Lehre des N. T. zu erörtern, und dann zu zeigen, wie insbesondere die evangelische Kirche diesen Begriff aufgefaßt, und durch die neue Kircheneinrichtung zu verwirklichen gesucht habe. Unleugbar hat die von dem Vf. vorgeschlagene Eintheilung der praktischen Theologie ungemein viel für sich; der Grund aber hievon liegt doch nicht zunächst darin, weil das Object dieser Wissenschaft ein dreyfaches seyn soll, welches sich als ein Continuum in den Begriffsbestimmungen, Besonderen und Einzelnen entwickle, oder, wie es bald noch eigenthümlicher ausgedrückt wird, weil der Begriff der Kirche *sich* diese drey Bestimmungen *gebe*. Warum, fragen wir, giebt sich der Begriff der Kirche diese drey Bestimmungen? Warum kann das Ob-

ject der praktischen Theologie als ein dreyfaches betrachtet werden? Ist nicht der Begriff der *christlichen* Kirche, der *christlich evangelischen* Kirche ein geschichtlich gegeben, den wir, als solchen, nicht nach unserer Willkür bestimmen dürfen?

Nach dieser Einleitung behandelt der *erste* Theil die Lehre von der christlichen Kirche in *drey* Abschnitten. Im *ersten* wird der Begriff der christlichen Kirche entwickelt. So vortreffliche Gedanken dieser Abschnitt enthält, so erstaunte Rec. doch nicht wenig, in dieser ganzen Darstellung (S. 35 bis 68) auch nicht eine einzige Bibelfelle angeführt, erklärt und Folgerungen daraus gezogen zu finden. Auch in einem bloßen Entwurfe der praktischen Theologie durfte die biblische Begründung des Begriffs der christlichen Kirche nicht fehlen, zumal in unserer Zeit, da es bey der Geschiedenheit theologischer Ansichten recht nothwendig wird, auf dem Grunde der einfachen Schriftlehre wieder auf Vereinigung hinzuwirken. Der Vf. leitet den ersten §. dieses Abschnittes mit folgenden Worten ein: „Um, was die christliche Kirche in ihrer Wahrheit sey, zu erkennen, ist auf die Idee der Gemeinde zurückzugehen. So ist sie der unendlich sich verwirklichende Gedanke Gottes und in der Schrift als das Reich Gottes dargestellt.“ Wir erwarteten nun natürlich eine bestimmte Erklärung theils von dem, was der Vf. die Idee der Gemeinde nennt, theils von der Idee des Reiches Gottes, wie sie in der Schrift dargestellt wird. Statt des ersten erhalten wir eine Reihe philosophischer Sätze, welche, wie sie dastehen, es nicht zu einem klaren Begriffe kommen lassen, auch Speculation und Geschichte sonderbar durch einander mischen. So lesen wir §. 44: „Das Anfangen der wahren Religion ist nur das Anfangen der Menschen und Völker für sie, welche nicht angefangen hat. Die Idee der Gemeinde ist mit Gott gleich ewig. Dafs Gott nicht kann ohne seine Gemeinde seyn, ist mit der *Schöpfung* des Menschengeschlechts ausgesprochen, mit dieser Nothwendigkeit, dafs Gott Schöpfer der Welt sey. Die Identität der Freyheit Gottes mit jener Nothwendigkeit ist in der Schrift als die Liebe bestimmt, in der die Welt ihren Anfang genommen“ u. s. w.? Was versteht hier der Vf. unter der wahren Religion? Meint er, wie wir nicht anders glauben können, die christliche, also die durch Jesum Christum geoffenbarte Erkenntniß Gottes, so ist es offenbar gegen alle Geschichte, zu behaupten, diese habe nie angefangen. Was soll es ferner heißen, die Idee der Gemeinde ist mit Gott gleich ewig? Wo war diese mit Gott gleich ewige Idee vorhanden? Etwa bey den Juden oder bey den Heiden? In welchem Sinne konnte Gott als Schöpfer nicht ohne seine Gemeinde seyn? Wo sagt die Schrift, dafs die Identität der Freyheit Gottes mit der Nothwendigkeit, dafs er der Schöpfer sey, die Liebe sey, in welcher die Welt ihren Anfang genommen? Man sieht wohl, dafs auch diesen Sätzen des Vfs. etwas Wahres zum Grunde liege, in sofern nämlich, wie der Vf. selbst im Folgenden zeigt, als unter Juden und Heiden

eine Ahnung der wahren Religion, ein Bedürfnis nach religiöser Gemeinschaft vorhanden war. Warum aber gelangten sie nicht zum vollen Bewußtseyn dieser Idee? Und warum leben heute noch Millionen Christen sogar, die kaum eine Ahnung vom Christenthume, als der wahren Religion, oder von religiöser Lebensgemeinschaft in diesem Christenthume haben? Um dies zu erklären, haben wir nicht nöthig, uns mit halbbarbarischen, jedoch philosophisch klingenden Worten, Subjectivität und Objectivität, Individualität und Nationalität u. a. herumzuschlagen: es war die überwiegende Hinneigung zur Sünde, die Verleugnung der höheren sittlichen Natur des Menschen und in ihr des Sitten- oder Vernunft-Gesetzes, das zu Gott hinleitet, als göttliches Gesetz von jedem vernünftigen Wesen anerkannt und beobachtet werden soll, und dies ist noch heute die Ursache, warum so viele Christen heidnisch gesinnt sind. Indem Christus lehrte, daß das Reich Gottes in uns sey, daß wir es suchen sollen durch Recht und Gerechtigkeit, durch Erfüllung des göttlichen Willens, daß wir uns dann der innigsten Liebe des Vaters würden zu erfreuen haben, gründete er seine Gemeinde auf diesen Glauben an sich, als den Christus; und damit seine Bekenner in Bewahrung dieses Glaubens eine äußere sittlich-religiöse Lebensgemeinschaft erhalten möchten, setzte er die Sacramente ein. Die Stifter der evangelischen Kirche haben daher den Begriff der Kirche gewiß ganz im Geiste Christi und seiner Apostel bestimmt, als eine Gemeinde der Heiligen oder Gläubigen, in welcher das Evangelium richtig gelehrt und die Sacramente in gleicher Weise verwaltet werden. So viel der Vf. auch über das Wesen der Kirche spricht, gewiß die weitere Ausführung der reinen einfachen Schriftlehre würde die folgenden vortrefflichen Erläuterungen über Gottesdienst, und dessen Erfordernisse und wesentliche Theile, noch zweckmäßiger vorbereitet haben. Daneben rechnet er zu dem wahrhaft christlichen Glauben (§. 53 fg.), der die Menschen in Christi Geiste vereinigen soll, auch Lehren, für welche sich kein christlich-biblisches Grund angeben läßt, die daher auch in keiner nothwendigen Beziehung zu dem sittlich-religiösen Leben des Christen stehen, welches derselbe als Mitglied der Kirche führen soll. So sagt der Vf. §. 53, die Idee der Gemeinde, als des Reiches der Wahrheit, Freyheit und Allgemeinheit für alle Menschen und Völker, habe sich vermittelt durch den einigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, in dessen Person Gott selbst die menschliche Natur in ihrer Wahrheit, Freyheit und Allgemeinheit angenommen habe; nach §. 54 soll der wahrhaft christliche Glaube der Glaube seyn an den Sohn Gottes, dem Wesen nach von Gott dem Vater nicht verschieden. Allein nach den Grundlehren der heiligen Schrift war der einige Mittler zwischen Gott und den Menschen der *Mensch* Jesus Christus; nach denselben Lehren giebt es nur Ein göttliches Wesen, und Jesus wollte nur als Christus und Sohn Gottes anerkannt seyn. Daß aber Gott

selbst die menschliche Natur in ihrer Wahrheit, Freyheit und Allgemeinheit angenommen habe, davon erinnern wir uns eben so wenig etwas in der heiligen Schrift gelesen zu haben; vielmehr sagt Johannes, dem der Vf. wegen des *ὁ λόγος σὰρξ ἐγένετο* diese Lehre beylegen zu müssen glaubt, und der doch Augenzeuge der Erscheinung Christi gewesen war, ausdrücklich, daß niemand je Gott gesehen habe. Wie konnte ein Apostel glauben, daß Gott selbst die menschliche Natur in ihrer Wahrheit, Freyheit und Allgemeinheit angenommen habe?

Einer der lehrreichsten Abschnitte ist der nun folgende *zweyte* über den Unterschied der Glieder der Kirche. Wir erinnern uns kaum irgendwo diesen Gegenstand in dieser Kürze und Bestimmtheit so geistreich und befriedigend behandelt gefunden zu haben. Der Vf. verwirft mit Recht die Unterscheidung verschiedener *Stände* in der Kirche: denn das Element, in welchem der Unterschied unter den Gläubigen sich erhebe, sey rein allein das der Religion, und an und für sich, d. h. nach der Lehre des Evangeliums, seyen alle Stände vor Gott gleich: die geheiligte Gesinnung allein, womit man in jedem Lebe, habe einen Werth, nicht auf die Form der äußerlichen Erscheinung und Beschäftigung komme es an, sondern auf das Substantielle des Inhaltes (S. 110). Dagegen sey das von Christo selbst in seiner Kirche eingesetzte Amt das *Amt* der Geistlichen, welche als Diener und Werkzeuge der Religion des Geistes das Amt, welches den Geist giebt und überliefert, nicht nach ihrem Sinne und Willen, sondern im Geiste Christi, in seinem Namen und Auftrage, führen sollen. Zwar, heißt es weiter S. 113, kann keiner der Geistlichen ein Apostel seyn im ursprünglichen, eigentlichen Sinne; doch kann und soll apostolischer Geist auf ihnen ruhen, und in ihnen wirken, und es bleibt daher das Apostolat stets das edelste Vorbild des geistlichen Amtes. Wenn aber der Vf. im folgenden §. eine noch grössere und tiefere Vorbildlichkeit für das geistliche Amt in dem dreifachen Amte Christi finden will, so wird man das Gefuchte dieses Vergleiches von selbst erkennen, und passender wäre es uns vorgekommen, wenn nach dem in der Augsburger Confession festgestellten Begriffe der Kirche das geistliche Amt nach seinen beiden Haupttheilen, als Lehramt und Verwaltung der Sacramente, welches Beides die Seelforge der Erwachsenen in sich schließt, dargestellt worden wäre. Im Sinne der evangelischen Kirche, in welcher zwar die Lehre von dem weltveröhnenden Tode Jesu und die Erinnerung an diesen Tod im Abendmahl von der höchsten Bedeutung sind, aber alles wirkliche Opfer, nachdem Christus das Eine und letzte Opfer vollbracht hat, hinwegfallen muß, kann das Wort *Priester*, von Geistlichen oder Nichtgeistlichen gebraucht, nur bildliche Bedeutung haben, mithin nicht geeignet seyn, einer wissenschaftlichen Eintheilung zum Grunde gelegt zu werden.

Der *dritte* Abschnitt endlich behandelt die Ein-

heit der Kirche und des Staats, oder richtiger das Verhältniß beider zu einander: denn an Einigkeit zwischen Staat und Kirche ist wohl zu denken, nie aber an eine Einheit beider. Die richtige Ansicht, von welcher aus diese Frage beantwortet werden muß, deutet der Vf. gegen das Ende dieses Abschnittes, jedoch nicht scharf genug, §. 158 an. Hier sagt er nämlich: „Die dritte Form ist die der concreten Einheit von Staat und Kirche. Diese Einheit ist nicht, wie die abstracte, die Einerleyheit; gegen sie tritt der Unterschied ein, aber dieser ist auch kein Gegensatz; gegen diesen ist die Einheit nichts Anderes, als die *Einigkeit*, das Verhältniß der *Vernunft*, der *Liebe*. Die Einheit ist das Bewußtseyn der Einheit des Principis, der Bestimmung und des Zwecks im Unterschiede selbst von Staat und Kirche.“ Aus dem nun, was der Vf. weiter hinzufügt, sieht man, daß er einseitig immer den christlichen Staat vor Augen habe, ohne auch dabey den Unterschied der Confessionen zu beachten. „Der Staat“, fährt er fort, „weiss, was er wäre, ohne die geheiligte Gesinnung, ohne Religion und Frömmigkeit, und die Kirche weiss, daß sie außer demselben aller Wirksamkeit und Wirklichkeit für ihre frommen Gesinnungen und Zwecke entbehren müßte.“ Dies gilt allerdings von einer wahrhaft christlich gesinnten Staatsregierung, bey bestehender Gleichheit der Confession ihrer selbst und der Unterthanen; allein die Frage über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche hat doch offenbar eine allgemeinere Bedeutung, und betrifft die Bestimmung des Rechtsverhältnisses zweyer, ihrem Zwecke nach verschiedener, und in dieser Hinsicht zunächst als selbstständig zu betrachtender Vereine. Hat doch der Staat längst vor dem Christenthume, als solcher, bestanden, und die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte beweist, daß die Kirche außer dem Staate (was aber nur heißen kann: von ihm nicht anerkannt) keinesweges aller Wirksamkeit und Wirklichkeit für ihre frommen Gesinnungen und Zwecke habe entbehren müssen. Christus und seine Apostel haben sich bekanntlich nie in Angelegenheiten des Staates als solchen gemischt, vielmehr dessen Bestehen, als gegründet auf göttliche Anordnung, anerkannt. Und so wahr es auch ist, daß die Grundlehre des Christenthums von der Wiedergeburt und Erlösung aller Menschen auch auf die Staatsangehörigen, Unterthanen so gut als Obrigkeiten, ihren Einfluß äußern müsse, so geschieht dies doch nur auf mittelbarem Wege, und ändert nichts in Beziehung auf das Rechtsverhältniß, welches zwischen Staat und Kirche bestehen soll. Dieses Rechtsverhältniß kann aber an sich kein anderes seyn, als dasjenige, welches Statt findet zwischen dem Staate und jedem anderen Vereine, der sich in ihm zur Er-

reichung eines besonderen Endzweckes bildet: der Staat hat nur das Recht, darauf zu sehen, *ne quid respublica detrimenti capiat* (was auch der Vf. §. 161 dagegen einwenden möge), und daraus gehet hervor der Grundsatz der politischen Toleranz gegen alle Religionsformen, die nichts Staatswidriges enthalten, und deren Bekenner treue Unterthanen sind. Dagegen hat die Kirche, jedoch unter der erwähnten negativen Beaufichtigung des Staates, das Recht, ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten auf jede Weise selbst zu ordnen, die sie ihren Grundsätzen am angemessensten findet. Der Mißbrauch, der oft, z. B. von Seiten der Puritaner, mit diesem Grundsatz gemacht worden, beweist nichts gegen die Richtigkeit des Grundsatzes selbst, und dieses halten wir für das *ursprüngliche* Verhältniß der Kirche zum Staate, wie ja noch heute das Verhältniß zeigt, in welchem da, wo politische Toleranz herrscht, die verschiedenen Confessionen zu dem Staate oder dessen Regierung stehen. Der Vf. bemerkt dagegen §. 159, nachdem er §. 158 von der Confessorial-Verfassung gesprochen, daß sich in ihr das Wahre der Episkopal-Verfassung erneuere; dieses Wahre aber bestehe darin, daß die *bischöfliche* Institution, uralt in der christlichen Kirche und befreit von der hierarchischen Anmaßung, den innigsten Verband mit dem Staate nicht ausschliesse, und daß der Landesherr auch da, wo man keine Bischöfe habe, als oberster Bischof betrachtet werde, der die Kirche seines Landes durch eine geistliche Behörde, von der auch weltliche Mitglieder nicht ausgeschlossen, regieren lasse. Dies sey das ursprüngliche Verhältniß der Kirche zum Staate gewesen, wie schon Constantine in jener bekannten Aeußerung anerkannt habe, und die oberbischöfliche Würde des Landesherrn deute an, daß in seiner Person die concrete Einheit des Staates und der Kirche zu schauen sey. Rec. staunte nicht wenig, den Vf. auf einmal, ohne weitere Vermittelung, als höchstens durch geschichtliche Hindeutungen, bey diesem Satze angelangt zu sehen. Hat denn etwa der Landesherr als solcher das Recht, sich die oberbischöfliche Würde in der Regierung der Kirche selbst anzueignen? Oder liegt dies etwa in dem Begriffe und Zwecke der Kirche? Wie, wenn der Landesherr nicht Christ, nicht Bekenner einer in seinem Lande bestehenden Confession ist? Etwas ganz Anderes ist es, wenn die Kirche stillschweigend oder ausdrücklich dem Landesherrn die oberste Leitung ihres Vereins überträgt, oder überläßt; und dies finden wir allerdings dem Geiste unserer evangelischen Kirche am *entsprechendsten*, jedoch nur dann, wenn der Landesherr selbst dieser Confession zugehörig ist.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M A I 1839.

## T H E O L O G I E.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Entwurf der praktischen Theologie.* Von Dr. Philipp Marheineke u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Daher kam es auch, daß zur Zeit der Kirchenverbesserung dieses Recht stillschweigend den ersten protestirenden Fürsten in ihren Landen überlassen wurde: nicht, weil sie schon als Landesherrn einen Anspruch darauf gehabt, sondern weil sie es waren, welche sich durch die Stiftung und Erhaltung der neuen Kirche, durch die Anordnung ihrer Verfassung, jedoch immer unter Berathung der als Repräsentanten derselben dastehenden Theologen, thatächlich als die Begründer und Regierer der Kirche erwiesen hatten. Das Unstatthafte seines Satzes scheint der Vf. selbst einigermaßen gefühlt zu haben; denn er bemerkt, es folge nicht, daß der Landesherr deswegen keinen Unterschied mache zwischen Staat und Kirche, sondern nur, daß Niemand die Freyheit der Kirche besser beschützen könne, als er, und also auch dies folge nicht, daß er die Kirche nur in derselben Weise wie den Staat, sondern nur *im Namen und Geiste der Kirche selbst* regiere. — Unbedingt falsch ist endlich die weitere Folgerung des Vfs., daß die Diener der Kirche, wie sie dieses sind, auch Diener des Staates seyn sollen. Staatsbürger nur sind und bleiben sie und als solche allen Rechten und Verpflichtungen der bürgerlichen Ordnung unterworfen; allein als Diener des göttlichen Wortes, wie unsere Kirche diesen Ausdruck so bezeichnend gewählt hat, dienen sie nicht zunächst dem Staate oder dem Fürsten als solchem, sondern nur, in sofern der Staat ein *christlicher* Staat oder ein christlicher Fürst es ist, der die oberste Leitung der Kirche vertritt.

Der zweyte Haupttheil unseres Werkes geht über zu der evangelischen Kirche, und behandelt im ersten Abschnitte das *Glaubensbekenntnis* dieser Kirche. Der Vf. geht auch hier von seiner Ansicht aus, daß das, was alle christlichen Gemeinden in der ganzen Welt mit einander verknüpfe und in der Einheit erhalte, der christliche Glaube in seiner kirchlichen Gestalt und geschichtlichen Ueberlieferung sey, und diesen findet er in dem apostolischen Symbolum: denn es sey nicht die Bestimmung der Bibel, ein Glaubensbekenntnis überflüssig zu machen oder gar

J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

selbst zu seyn. So richtig dies Letzte ist, so bedenklich bleibt es doch, das apostolische Symbolum, das bekanntlich weder von den Aposteln verfaßt, noch in seiner ersten ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen ist, für den christlichen Glauben in seiner kirchlichen Gestalt und geschichtlichen Ueberlieferung ohne Weiteres zu erklären. Bescheidene Achtung gegen das von den Reformatoren festgestellte Princip von dem höchsten constitutiven und richterlichen Ansehen der heiligen Schrift hätte den Vf. wenigstens zu der Angabe des Grundes bewegen sollen, daß nicht bloß darum das *Symbolum apostolicum* den christlichen Glauben enthalte, weil es alle christlichen Gemeinden mit einander verbinde u. f. w., sondern weil es im Wesentlichen mit der Lehre der heil. Schrift übereinstimme. Man siehet aber aus dem Folgenden bald, warum der Vf. dieses als Grundsatz auszusprechen Bedenken trug. Zwar soll nach §. 174 allen Anhängern der evangelischen Kirche die Freyheit, in welcher die Bekenntnisse dieser Kirche entstanden sind, das Recht der Prüfung, Untersuchung und Beurtheilung ihres Inhaltes nach dem Worte Gottes vergönnt, ja diese Freyheit soll zunächst durchaus die Unabhängigkeit von aller menschlich gebietenden Autorität in Glaubenssachen und die reine Berufung auf das Wort Gottes in der Schrift seyn. Wie aber stimmt es damit zusammen, wenn §. 176 mit klaren Worten behauptet wird: nur die Kirche könne darthun, daß und welchen Sinn und Verstand die heilige Schrift habe, *jedes einzelne* Subject aber könne dies nur, nicht sofern es nur mit sich, sondern sofern es mit der Kirche vereinigt sey, und den Glauben derselben zu dem seinigen gemacht habe? Wird nicht hiemit der Grundsatz der evangelischen Kirche von der heiligen Schrift, als der allein entscheidenden und richtenden Norm in Glaubenssachen, wiederum untergraben, der Grundsatz, nichts für christliche Glaubenswahrheit zu halten, was nicht durch deutliche Stellen der heiligen Schrift bewiesen werden kann? Und wer und wo ist denn die Kirche, welche darthun kann, daß und welchen Sinn und Verstand die heilige Schrift habe? Der Vf. weiß so gut als Rec., daß die Reformatoren der Vorzeit von dem Grundsatze ausgingen, die Schrift aus ihr selbst zu erklären, daß aber eine solche Erklärung nur durch die Regeln der richtigen Interpretation, und nicht durch unsere Autorität, bedingt werde. Er läßt uns jedoch auch hier nicht im Dunkeln, warum er der Kirche ein solches Ansehen zu-

gestanden wissen will: in der Schrift soll gar mancher Glaubensartikel nur noch substantiell (?) und unbestimmt ausgesprochen, und ebendamit der verschiedensten Erklärung fähig seyn. Hieher rechnet er beyspielsweise die wesentliche Gegenwart Christi im Abendmahl, die Zurechnung der ersten Sünde, die Lehre von der Trinität, die Kindertaufe; er selbst ist aufrichtig genug, zuzugestehen, daß man diejenigen, welche anderer Meinung über diese Glaubenspunkte sind, am wenigsten von der Schrift aus widerlegen könne. Nun, wenn dies letzte wirklich der Fall ist, wenn die heilige Schrift nicht einmal Wort und Begriff jener Lehren enthält, vielmehr sich schon ein großer Theil der Kirche für eine schriftgemäßere, in den deutlichsten Stellen ausgesprochene Erklärung entschieden hat, was nöthiget uns, die frühere Kirche für infallibel zu halten, oder wohl gar der sogenannten Wissenschaft, d. h. einer neueren, infallibel seyn wollenden philosophischen Schule, die höchste Entscheidung zu überlassen? Dann verwandeln wir das reine und lautere Wort Gottes wieder in Kirchen- und Menschen-Satzungen, und untergraben so den Grundstein der evangelischen Kirche.

Rec. hofft durch das Bisherige die Eigenthümlichkeit auch dieses sonst vortrefflichen Werkes bemerklich gemacht zu haben, und begnügt sich, den Inhalt der folgenden Abschnitte kürzlich anzugeben.

Der zweyte Abschnitt des zweyten Theiles behandelt das Kirchenregiment und den Kirchendienst der evang. Kirche, der dritte den Gottesdienst, und zwar 1) das Princip desselben, 2) die Mittel zum Zweck und 3) dessen Organismus. Der dritte Theil, oder die einzelne Gemeinde, stellt dar im ersten Abschnitte die Bildung der Gemeinde oder den Jugendunterricht, im zweyten die Versammlung derselben oder die Predigt, im dritten den Einzelnen in der Gemeinde oder die Seelsorge, und zwar 1) die Bekehrung, 2) die Segnung und 3) die Weihung.

Druck und Papier sind ausgezeichnet.

L. L.

SULZBACH, in der v. Seidelschen Buchhandl.: *Die heiligen Schriften des Alten Testaments*, nach dem Grundtexte und der lateinischen Vulgata, mit erklärenden Sachparallelstellen, übersetzt und herausgegeben von *Leander van Efs*, der Theol. Doctor. *Zweyter Theil*. 1836. 822 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1824. No. 201.]

Hr. Dr. van Efs hat durch dieses, nunmehr vollendete große, schwere und äußerst mühsame Werk der deutschen Bibelübersetzung auf den Beyfall und den lebhaftesten Dank des gesamten deutschen Volkes den gerechtesten Anspruch, und solcher wird ihm auch von allen denen, die es fleißig in die Hand nehmen, zu Theil werden, obwohl er sich gern auch schon mit dem eigenen Bewußtseyn seines Strebens begnügen wird.

Einen großen Theil seines Lebens hat Hr. v. E. daran gesetzt, dieser Arbeit die möglichste Tüchtigkeit und Vollendung zu geben. Im Jahr 1822 erschien seine erste rechtmäßige Ausgabe der einen Hälfte des verdeutschten A. T., und wir haben sie bereits in diesen Blättern freudig begrüßt, und nachgewiesen, daß die neue Uebersetzung von den richtigsten Gesichtspuncten und Grundätzen ausgehe, und mit der gehörigen Sprach- und Sach-Kenntniß gefertigt sey. Jetzt liegt nun auch der äußerste Schlussstein des hohen Doms vor uns, den Hr. v. E. der deutschen christlichen Welt erbaut hat. Es gereicht ihm aber zum höchsten Ruhme, daß er nicht geilt hat, sondern im Gegentheile mit dem Fortschreiten seiner Arbeit immer bedächtiger und umsichtiger geworden ist. Luther vollendete seine Uebersetzung der ganzen heiligen Schrift — ein damals freylich noch ungleich schwereres Unternehmen, da noch kein brauchbarer Versuch der Art ihm vorlag, beynahe alle Hilfsmittel ihm abgingen, und er sogar eine eigene heilige Sprache seinem Volk erst schaffen mußte — in dem Zeitraume von 12 bis 13 Jahren. Hr. v. E. brauchte noch mehr Zeit dazu, aber er hatte auch erwogen, daß man an ihm, dem in stiller Ruhe und Muße lebenden, nicht in das öffentliche kirchliche Treiben verschlungenen oder eingreifenden, nicht von Ketzermeistern angefallenen, nicht im unaufhörlichen Kampfe mit den gewaltigsten geistigen Mächten der Erde und — wir möchten sagen — der Hölle begriffenen, im 19ten in den Wissenschaften wie keines der vorhergehenden fortgeschrittenen Jahrhunderte lebenden Manne weit größere Ansprüche, als an jenem seiner Vorgänger, machen würde. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß der Mensch auf einem großen historischen Schauplatze, oder unter außerordentlichen Kämpfen mit dem Schicksale, seine ganze Kraft weit leichter anwende, und daß ihm das Schwerste eher gelinge, als in ununterbrochener Ruhe.

Hr. v. E. hat seit seiner ersten Beschäftigung mit dieser Uebersetzung alle die Leistungen der Exegese, sowie überhaupt der neueren tiefer gehenden Sprachforschung, zu seinem fortdauernden Studium gemacht, und gewiß alle und jede Urtheile über seine Arbeit, die ungedruckten wie die gedruckten, vernommen, erwogen und benutzt. Was Rec. vor 14 Jahren seiner und der Verlagshandlung Berücksichtigung empfehlen zu müssen vermeint hatte, ist treulich und gewissenhaft selbst bis auf das jetzt durchgängig sehr gute Papier befolgt worden. Wir hatten namentlich an dem ersten Theile dieser Uebersetzung Mehreres an dem deutschen Ausdruck ausgesetzt, und eine noch sorgfältigere Reinigung desselben gewünscht. Unverkennbar hat der Uebersetzer mit immer vermehrter Kraft mit dem Genius seiner Sprache gerungen, und daher sind die Perioden in diesem neuen Bande noch mehr gerundet, und unverständliche Hebraïsmen und Gräcismen gemindert worden.

Die neue Gabe enthält den *Hiob*, die *Psalmen*,



Man sieht, so viel Treffliches Hr. v. E. auch gegeben hat: er wird mit der durchgreifenden Revision seiner Arbeit und ihrer immer grösseren Vollkommenheit nie fertig werden. Aber dieses thut seinem Ruhme nicht den mindesten Abbruch.

Druck und Papier sind sehr zu loben. Druckfehler fanden wir fast keinen, oder ganz unbedeutende z. B. S. 695 Habak. 1, 13 fehlt das Fragezeichen.

XII.

## KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: Rückblick auf die theologischen und kirchlichen Richtungen und Entwicklungen der letzten fünfzig Jahre. Ein Glückwunschschriftchen, seinem theueren Vater, dem Hn. Georg Christian Friedr. Gieseler, Doctor der Theologie, erstem Prediger in Werther bey Bielefeld zu seinem (fünfzigjährigen) Jubiläum den 24 Mai 1837 dargebracht von Johann Carl Ludwig Gieseler, Doctor u. ord. Professor der Theologie zu Göttingen. 1837. 26 S. geh. gr. 8.

Die Veranlassung zu dieser an Umfang zwar kleinen, aber an innerem Gehalte reichen und sehr beherzigenswerthen Schrift ist auf vortgehendem Titel hinlänglich angegeben. Nach kurzem einleitenden Glückwunsche an den Jubilar schildert der Vf. in klarer und ansprechender Weise den mit Semlers Bestreitung der orthodoxen Ansicht von den Dämonischen des N. T. im J. 1760 beginnenden großartigen Umchwang der Theologie, besonders den Einfluß der Universität Halle (welche der Jubilar im J. 1778 bezog) auf denselben; das gleichzeitige und schon früher begonnene Eindringen französischer Flachheit, Frivolität und Freygeisterey, welche die Paläologen keinen Anstand nahmen, mit dem erwachten freyen, jedoch nach deutscher Art und Weise religiös-ernsten Forchtungsgeiste für gleichartig zu erklären, um dadurch den Letzten desto sicherer zu verdächtigen; die Reactionsmafsregeln des Königs Friedrich Wilhelm II; den Einfluß der Kant'schen Philosophie; die weitere Verbreitung französischer Oberflächlichkeit und Freygeisterey durch die Emigranten; die Zeit der Noth und Prüfung Deutschlands unter französischer Zwingherrschafft und die Erhebung unseres Volks zu Sieg und Freyheit, welche politische Ereignisse dazu dienten, dem religiösen Leben der Deutschen einen mächtigen Umschwung und neue Spannkraft zu geben, leider aber auch Viele zu den Extremen des Orthodoxismus, Mysticismus und der Frömmelrey führten. Der Vf. hebt hierauf die Aehnlichkeit hervor zwischen den herrschenden politischen und theologisch-kirchlichen Richtungen in ihrer Ansicht über den Werth und die Geltung des Historischen in Kirche und Staat. Er unterscheidet drey theologische Hauptrichtungen der neueren Zeit: die pietistisch-symbolische, die historisch-kritische (rationalistische) und die dogmatisch-philosophische. Von letzter heist es unter Anderem S. 16: „Sie will den symbolischen Kirchenglauben von einem höheren Standpuncte aus durchaus vernünftig begriffen und denselben dadurch zu einem höheren Selbstverständnisse, welches ihm bis dahin abgegangen sey, erhoben haben; indess muß sie den gewis nicht unbegründeten Vorwurf hören, daß die Ideen, welche sie in dem symbolischen Lehrbegriffe aufzuweisen sucht, nicht aus demselben entwickelt, sondern in denselben hineingetragen seyen.“ Man sieht hieraus, daß der Vf. die Hegel'schen Theologen meint. Rec. vermißt an dieser Schilderung des jetzigen theologischen Parteywefens die Genauigkeit und Vollständigkeit. Namentlich mußte der Vf. die jetzt hervortretenden zwey Fractionen des historisch-kritischen Rationalismus hervorheben, so wie er die verschiedenen Schattirungen der zahlreichen Schule Schleiermachers, dergleichen den Anhang Neanders nicht ohne Weiteres einer der von ihm unterschiedenen Hauptparteyen wird einfügen können. Keinesfalls durfte Schleiermachers im Ganzen

genommen wohlthätiger Einfluß auf die Theologie übergangen werden, so wenig auch Rec. zu den unbedingten und enthußastischen Lobrednern dieses Mannes gehört. Nur der kindlichen Pietät des Vfs. ist es zu Gute zu halten, wenn derselbe die im J. 1809 gegen die Irreligiosität und den Unglauben geschriebenen „Reden“ seines Vaters „zur Empfehlung der Religion“ erwähnt, die fast gleichzeitig und zu demselben Zwecke erschienenen geistvollen Reden Schleiermachers mit Stillschweigen übergeht; wiewohl Rec. keinesweges in Abrede stellen mag, daß in des Letzten Reden der Unglaube mehr auf homöopathische Weise zu heilen gesucht werde.

Eben so wahr als beherzigenswerth sind die Betrachtungen, mit welchen Hr. G. seine Darstellung schließt, namentlich über die Thatsache, daß die Reformation des 16ten Jahrhunderts nur auf dem religiös-praktischen Gebiete sich bewegte, dagegen die speculativen Dogmen des katholischen Lehrbegriffes unverändert stehen liefs; über die segensreichen Folgen, welche diese Beschränkung für die damalige Zeit hatte; über die Nothwendigkeit einer nachträglichen Prüfung der speculativen Dogmen in neuerer Zeit mittelst der frey gewordenen Wissenschaft; über die aus solcher Prüfung mit Nothwendigkeit hervorgehenden Streitigkeiten, durch welche die Einheit der Kirche nicht gefährdet werde. Nur müßte man sich vor Verdammungs- und Verketzerungs-Sucht zu bewahren suchen, so wie vor zwey Untugenden, welche den alten Theologen fremd waren, die sich aber jetzt nicht selten bemerklich machen. Die eine ist „ein wunderliches Vornehmthum“, welches sich so behrdet, als ob die Nichteinverständenen, oder die Gegner als niedriger organisirte Menschen zu betrachten wären. Es gehört dieß einer Schule an, und scheint sich aus einem hauptstädtischen Conversationstone auf das Gebiet der Wissenschaft verirrt, hier aber sich mit der alten gelehrten Derbheit verletzt, und so selne höchst widrige Art gewonnen zu haben, welcher man nur wünschen kann, daß sie dem allgemeinen Besremden bald wieder weichen möge.“ Die andere Untugend ist der „Mangel an Deutlichkeit und Bestimmtheit.“ „Nur zu oft“, bemerkt der Vf. unter Anderem, „stößt man gerade da, wo deutliche Begriffe am meisten Noth thaten, auf schwebende Luftgestalten, die nirgends scharf bestimmt und begrenzt sind, und jedes Versuches einer Analyse spotten: statt wahrhafter Gedanken gaukelt eine bunte Phraseologie mannichfache Bilder dem Leser vor, und nimmt dabey den Schein einer tieferen Erforschung an, welche die klare Erörterung als Flachheit zurückweisen das Recht habe. So wird auch das flache Sumpfwasser, welches wegen seiner Trübe den Grund nicht sehen läßt, sich für tief ausgeben, und den mächtigen Strom, durch dessen klare Wellen auch die kleinsten Gegenstände am Boden sichtbar werden, flach scheitern können.“

Nicht unbemerkt läßt Rec., daß wir den als Schriftsteller bekannten Jubilar aus dieser Schrift auch von höchst achtungswürdigen Seiten seines Charakters kennen lernen, namentlich als einen Mann vom edelsten deutschen Patriotismus, den er besonders in der drückendsten Zeit der Fremdherrschafft bewährte.

A—μ.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M A I 1839.

## JURISPRUDENZ.

MÜNCHEN, in der kön. Hofbuchdruckerey von J. Rös: *Theoretisch-praktische Bemerkungen zum dermaligen bayerischen Civilgerichts-Verfahren* von Dr. Joseph v. Stürzer, Ministerialrathe im k. bayr. Staatsministerium der Justiz u. s. w. Aus dessen Manuscripten-Nachlasse, mit einer Vorrede des Dr. Karl Joseph v. Mittermaier, großh. badischen Geheimenrathes u. s. w. Herausgegeben von Karl Gutschneider, k. Kreis- u. Stadtger.-Protocollisten zu München. 1838. X u. 938 S. 8. (Preis 4 fl.)

Es ist ein schätzbares, wenn auch an sich nicht nothwendiges Zeugniß (denn wer kennt nicht v. Stürzers Verdienste als Mensch, Gelehrter, Lehrer, Richter u. s. w.?) von der Vortrefflichkeit vorangezeigter Schrift, daß der berühmte Hr. v. Mittermaier dieselbe mit einem ehrenden Vorworte in das Leben einführt. Was wir in dem Werke zu suchen haben, wie es in unsere Hände kommt, ersehen wir aus diesem Vorworte und aus der beygefügtten Erinnerung des Herausgebers. Letzter nämlich, ein Verwandter Stürzers, ward Eigenthümer des Manuscripts, welches aus Heften Stürzers zu seinen Vorträgen über den Proceß bestand. Der Herausgeber versichert, ohne Noth sich keine Veränderung am Originale oder dessen Diction erlauben zu haben; seine Thätigkeit beschränkte sich angeblich darauf, daß er das bisweilen fragmentarische Manuscript zusammenstellte, die Citate berichtigte, und die neuesten Bestimmungen der Proceß-Novelle vom 17 November 1837 (v. Stürzer hatte als königlicher Commissär den Entwurf dieses Gesetzes in der zweyten Kammer der bayr. Stände vertheidigt, den Landtags-Abschied und die Promulgation des Gesetzes aber nicht erlebt) einschaltete. Im Ganzen erhalten wir also neue skizzirte Collegienhefte, wobey der Vf. auf seine mündliche Erläuterung gerechnet hatte; allein dessen ungeachtet hat das Werk auch in seiner jetzigen Gestalt einen eigenthümlichen Werth, selbst für das grössere juristische Publicum. Denn Stürzer hat, wie Mittermaier in seinem Vorworte richtig bemerkte, überall in seinen Vorträgen den Begriff der Sache, welche er behandelte, klar festgestellt, die in jeder Lehre leitenden Grundsätze angegeben, das Particularrechtliche an den gemeinen deutschen Proceß angeknüpft, einzelne Streitfragen erörtert, und hiedurch seine Schrift allgemein interessant gemacht. Daß dieselbe seinen

J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

Schülern und Freunden ein besonderes schätzbares Denkmal seyn werde, ist ohnedieß nicht zu bezweifeln. Sehr bedauern müssen wir nur, daß wir Stürzers eigene Ansicht über die Proceßnovelle vom 17 Novbr. 1837 aus diesem Werke nicht entnehmen können, da doch gerade Er bey seinem Dienstesverhältnisse der Mann gewesen wäre, welcher hier die wichtigsten Aufklärungen hätte geben können. Und da Rec. nun doch einmal auf dem Gebiete des Bedauerns sich befindet, so will er dasselbe hier auch sogleich darüber aussprechen, daß das Buch durch eine furchtbare Menge der abscheulichsten Druckfunden entstellt ist. Der Herausgeber fügte ein Verzeichniß der wesentlichen von neun enggedruckten Seiten (etwa 500 Druckfehler!) bey, und entschuldigt diese — wir möchten sagen — Calumnie an dem literarischen Nachlaß eines so hochgeehrten Mannes mit der einfachen Bemerkung, daß der Druck unter Umständen erfolgte, welche dem Herausgeber die Correctur unmöglich gemacht hatten. Aber war denn in München Niemand zu finden, der um Geld und gute Worte die Correctur gut besorgen konnte? Solche Mißsachtung des Autors und des Publicums verdient eine ernste Rüge. — Doch nun zur Sache!

In der Darstellung folgte der Vf. der Ordnung des *Codex juris Bavarici judicarii* v. J. 1753, und bey jedem einzelnen Paragraphen desselben wurde, insofern neuere Gesetze eine Abänderung daran bewirkten, die Veränderungen bemerkt; auch wurde alenthalben beygefügt, was nun endlich Rechtens sey.

Die vorausgeschickte Einleitung (S. 1—74) verbreitet sich I) über Proceß und Proceßgesetzgebung überhaupt — (römischen) — gemeinen deutschen bayerischen Proceß; II) über das Princip, auf welchem der bayerische Proceß beruht, — insbesondere in Vergleichung mit dem, der preussischen Proceßordnung zu Grunde liegenden Principe; III) über die Form des bayerischen processualischen Verfahrens, in Vergleichung mit dem französischen, auch im bayerischen Rheinkreise noch geltenden Gerichtsverfahren. Beygefügt ist IV) eine kurze Geschichte der bayerischen Proceßgesetzgebung, und V) eine Darlegung der Quellen und Hilfsmittel, dann die Uebersicht der Literatur des bayr. Proceßes; jedoch mangelt die Angabe der Literatur über die Proceß-Novelle vom 17 Nov. 1837.

Diese Einleitung ist sehr interessant, besonders in der IVten Rubrik. Die Darstellung ist klar und belehrend, die Sprache charakteristisch; man meint,

den sel. Vf. in seiner Einfachheit und Herzlichkeit zu hören, wenn es (S. 29) von der Darlegung der Grundzüge des französischen Gerichtsverfahrens heißt: „Kann der Vf. nicht aus eigener, sinnlicher Wahrnehmung referiren; ist es somit, so zu sagen, nur Bücherweisheit, was er zu sagen im Stande ist: so hat ihn doch amtliche Veranlassung in die Nothwendigkeit und in den Stand gesetzt, den Gang des franz. Verfahrens genau zu erforschen.“ — Die neu gegebene Skizze dieses Verfahrens und die beygefügtten Bemerkungen über dasjenige, was wünschenswerth seyn dürfte, weisen hinlänglich nach, daß der Vf. auch hier seines Stoffes Meister ist.

Als besonders praktisch-wichtig muß hier die Zusammenstellung der verschiedenen Verordnungen (S. 59 u. fg.) über die Einführung des *Cod. jur. Bav.* im Königreiche Bayern erwähnt werden. Nur hätte der Vollständigkeit wegen, hinsichtlich des Kreises von Unterfranken und Aschaffenburg (vormal. Untermainkreis) auch angeführt werden sollen, in welchen Bezirken desselben die *bayerischen* Novellen zum Codex — und wo die sog. *Würzburger* Novellen gelten. v. Spies in seinen *Ergänzungen* zur bayr. Ger. Ordnung und *Seuffert* in seinem *Commentare* zu denselben geben hievon näheren Aufschluß.

Bey Angabe der Literatur über den bayer. Civilproceß hat sich S. 71, Nr. 16 der Irrthum eingeschlichen, daß daselbst als Verfasser einer „*Erläuterung der bayer. Gerichtsordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten* (Würzburg)“ ein gewisser „*Sartorius*“ genannt wird, während der wohlbekannte Herausgeber dieser anonymen Schrift ein in Würzburg wohnhafter quiescirter Beamter ganz anderen Namens ist, und dieselbe nur bey dem *Buchdrucker Sartorius* daselbst gedruckt wurde.

Die drey ersten Kapitel der bayer. Gerichts-Ordnung bilden gleichsam den *generellen* Theil oder die *Propädeutik* derselben, und handeln von *Gerichten*, *Gerichtsstand*, *Gerichtsperson*, *Proceß*, *Arten des Proceßes*. Sie sind die Grundlage des ganzen processualischen Gebäudes, und es ist daher sehr zu billigen, daß hier der Vf. der Sache eine größere Ausführlichkeit gewidmet hat. Daß er hiebey nicht in leere Weiterschweifigkeit ausartete, läßt sich von ihm erwarten. — Im Eingange jedes Kapitels ist die betreffende Literatur angeführt, welcher sich der Vf. bey seiner Erörterung zu bedienen schien.

Dem Vf. hier *im Einzelnen* zu folgen, kann nicht im Plane des Rec. liegen. Wir erlauben uns also hier nur folgende Bemerkungen: Wenn derselbe *I Kap.* §. 3 (S. 90) in der Lehre vom *Foro* — gegenüber der Ansicht *Seuffert's* in seinem *Commentare* z. G. O. — behauptet, *Accessisten*, *Practicanten*, *Schreiber*, *Handelsgehilfen* u. dgl. hätten ihren Gerichtsstand nicht an dem Orte ihres Aufenthaltes, weil ihnen der *animus manendi* fehle, sondern es trete, sofern sie ihren früheren Wohnort gänzlich verlassen hätten, das *forum originis* ein, so können wir seiner Ansicht nicht beystimmen. Abgesehen von der in ihr liegenden Härte für den Gläubiger, welcher nur das

leere Nachlaufen im eigentlichen Sinne hätte, muß wohl auch von Personen der genannten Art angenommen werden, daß sie den *animus manendi* an dem fraglichen Orte haben, indem dieser *animus* factisch aus ihrem Aufenthalte selbst zu entnehmen ist, und es gar nicht darauf ankommt, daß sie wünschen, etwa späterhin den Ort wieder in anderer Eigenschaft (z. B. als wirkliche Staatsdiener) zu verlassen. Wir schließen uns also hier *Seuffert's* Ansicht an.

Rühmend müssen wir anerkennen, daß die *Lehre de foro* durch Anführung der mannichfaltigsten Beispiele äußerst deutlich gemacht worden ist. Auch wußte der Vf. die einzelnen Fälle in ihrer *Möglichkeit* mit einer bewundernswerthen Schärfe, welche von seiner tiefen praktischen Einsicht zeuget, hier, und an anderen Stellen des Buches zu berücksichtigen, und allenthalben eine tüchtige Entscheidung darüber zu geben.

Die Ansichten desselben über *Administrativ-Justiz* (S. 175) und Entscheidung der *Competenzconflicte* durch das *Justizministerium* (S. 186) sind seiner ganz würdig. Sein Trost ist: „*Lex positiva* will es anders.“ Die besten Ansichten bleiben dem Gesetze gegenüber nur *pia vota*. — Von des Vfs. Charakter zeuget auch seine Aeußerung, da er von der Aufhebung der einst bey dem Hofrathcollegio bestandenen adeligen und gelehrten Bank (S. 232) spricht, indem er in den Ausruf ausbricht: „*Optime, quod sic! Was soll der Adel da wirken, wo nur Intelligenz zu herrschen hat!*“ — Leicht wäre es gegenwärtig, an manchen Gerichtshöfen Bayerns wieder eine Adelsbank zu errichten, da öfter eine große Anzahl der Gerichtsmitglieder aus Adeligen besteht. Vergl. das *bayer. Staatshandbuch* v. J. 1839 (namentlich bey dem Artikel: „*Appellat.-Gericht von Unterfranken*“).

S. 234 wird in dem Kap. *von den gerichtlichen Haupt- und Neben-Personen* ein organisches Edict v. 24 Juli 1808 aufgeführt, wonach bey Befetzung der erledigten Oberappellationsstellen das Oberappellat.-Gericht mit seinem Gutachten vernommen werden soll. Allein wir müssen leider! bemerken, daß diese sehr zweckmäßige Bestimmung längst außer Uebung gekommen ist.

In dem IIIten Kap. vom *Gerichtsproceße* ist die Darstellung der Lehre vom *Executivproceße* besonders schätzbar; eben so auch jene vom *petitorio* und *possessorio*.

Das IV—VIIIte Kap. *inclus.* hat das *erste Stadium* des Proceßes, — die *Klage*, *Exception*, *Replik*, *Duplik*, die *Nebenhandlungen*, *Legitimation* u. dgl. zu seinem Gegenstande. Die Lehre von den Klagen (besonders auch die von der *provocatio ex lege diffamavi* und *ex lege si contendat*) wird auf eine äußerst klare und umfassende Weise erörtert. Nur ist die immerwährende Abtheilung unter Ziffern und Buchstaben aller Art für den *Leser* störend, und man fühlt hier recht sehr den Mangel des mündlichen Vortrags, auf welchen hier die skizzierte Darstellung des Vfs. mehr, als irgendwo berechnet war.

Kap. IX—XIII *inclus.* behandelt das Beweis-*stadium*. Der Vf. vertheidigt hier die Ausdrücke *probatio plena, semiplena, semiplena major, semiplena minor*, indem er sagt (S. 601): „Viel ist gegen den Einfall der Rechtslehrer, die Ueberzeugung des Richters als mathematische GröÙe zu behandeln, erinnert worden. Aber wenn es bey der Frage von Ueberzeugung einen Punct giebt, wo die Vernunft zwischen Annahme und Verwerfen in der Mitte schwankt, so wird es wohl auch gestattet seyn, die zwischen dieser Mitte und den äußersten Enden liegenden Puncte mit einfachen, genau bestimmten Ausdrücken zu bezeichnen.“

Der Ansicht des Vfs. vom *anticipirten Beweise* (S. 611) können wir nicht beystimmen. Die *Process-Novelle* v. 22ten Juli 1819 sagt nämlich: „*Der anticipirte Beweis hat die Folgen des Aufgelegten*.“ Wenn also Jemand auf ungeeignete Weise den Beweis angetreten hat, so muß er sich unseres Erachtens die Folgen hievon selbst zuschreiben. Der Vf. hingegen meint, der Richter müsse nun, den ungeeigneten Beweis nicht berücksichtigend, selbst interloquiren. Allein diese scheint uns gegen den Geist jener Folgen zu seyn, welche das Gesetz der Beweisanticipation geben will. Diese ist ein *Vorzug*, verbunden mit *Risiko* (ein *plenum opus aleae!*); Letztes würde aber nach des Vfs. Ansicht ganz hinwegfallen.

Das XIV Kap. handelt von der *Entscheidung des Streitigen*, das XV und XVIe von den *Rechtsmitteln*. Auch in Durchführung dieser Materien hat der Vf. sich als *Meister vom Stuhle* (wie er *Gönner* nannte) bewiesen.

Nachdem im XVIIten Kap. die Mittel, auf andere Weise, als durch *Process* die Uneinigkeit zu heben (nämlich durch *Vergleich, Compromiß, Loos*), und die gesetzlichen Grundsätze über die *Streitkosten* erörtert worden sind, spricht das Kap. XVIII von der *Execution*, wovon sich dann die beiden letzten Kapitel mit den Vorschriften vom *Concurse* (*Prioritätserkenntnisse*) anschließen.

Das vorliegende Werk an schätzbaren Einzelheiten sehr reich sey, wurde auch unlängst bey einer gelegentlichen Erwähnung desselben in *Seuffert's Blättern für Rechtsanwendung* (1839. No. 3) anerkannt, dasselbe aber auch als ein „*bey seiner Herausgabe leider arg verunstaltetes Opus*“ bezeichnet. Und mit Recht, wenn man erwäget, was wir oben von den *Druckfehlern* gesagt haben. Dazu kommt noch, daß das Einschalten der Bestimmungen der *Novelle* v. 17 Nov. 1837, wobey die *Ziffer* der treffenden §§. derselben mitten auf der Seite angegeben wurden, während der Vortrag in der Hauptsache unter ganz anderen Abtheilungen fortläuft, sich höchst sonderbar ausnimmt. Ueberhaupt hätten die Bestimmungen dieses Gesetzes nicht so nackt mit den Worten des *Textes* hingeworfen werden sollen. Das Werk würde sehr an Werth gewonnen haben, wenn der Herausgeber wenigstens die Ansichten mit aufgenommen hätte, welche v. *Stürzer* als Vertheidiger

des *Gesetzentwurfes* in der *Ständeversammlung* vom J. 1837 so schön entwickelt hat. Auch hätten die bereits über dieses Gesetz erschienenen Werke von *Puchta, Spies* u. A. dem Herausgeber Materialien genug geliefert, durch Beyfügung von Anmerkungen (wobey er übrigens seine Quelle hätte nennen müssen, um den Leser genau darüber in Kenntniß zu setzen, was von v. *Stürzer* selbst herrühre) das Buch zu vervollständigen. Es wäre auch sehr zweckmäßig gewesen, selbst *Stürzers* Materialien genau zu prüfen, Manches hinwegzulassen, Anderes beyzufügen, und das Ganze mehr abzurunden, überhaupt so hinzustellen, daß man zur Verständigung nicht immer den *Codex* zur Seite haben muß. Der Herausgeber verdient Dank, daß er uns das Werk nicht ganz vorenthielt, — aber einen ernsten Tadel, daß er es in seiner gegenwärtigen Gestalt (wir möchten sagen — *Ungehalt*) gegeben hat. Wenn er jedoch in seinem Vorworte behauptet, er habe bey Herausgabe dieses Werkes nicht gewinnen wollen, und der Preis decke *höchstens* die Kosten des Druckes, so wollen wir dieses zur Ehre der bayerischen Juristen nicht glauben; denn abgesehen davon, daß alle Gerichtsbehörden höchsten Ortes ermächtigt worden sind, das Buch auf *Regiekosten* anzuschaffen, so wird es auch gewiß in der Bibliothek keines bayer. Rechtsgelehrten fehlen, welchem seine Wissenschaft etwas gilt.

1394.

### STAATSWISSENSCHAFTEN.

ERLANGEN, in der Palm'schen Verlagsbuchhandlung: *Ueber Länder- und Staaten Ein- und Abtheilungen überhaupt und die neueste Reichseintheilung Bayerns insbesondere*, samt unmaßgeblichen Bemerkungen über die Nothwendigkeit einer Reform und neuen Formation der Landgerichts- Bezirke Bayerns. 1838. 84 S. 8. (6 gr.)

Mit lobenswerther Freymüthigkeit äußert sich der ungenannte Vf. im Vorworte, daß Alles, was eine Regierung in Beziehung auf die Gesellschaft, deren Angelegenheiten sie zu ordnen und zu besorgen hat, theue dem öffentlichen Urtheile der Staatsgenossen, die davon freudig oder schmerzlich berührt werden, unterworfen sey, und zwar um so mehr, je weniger sie politisch frey und (durch ihre Vertreter) reich an Einfluß auf die Angelegenheiten der sogenannten Verwaltung seyen. Im letzten Falle sey die *Publicität* das einzige Organ, wodurch ihr Urtheil ausgesprochen werden könne, sowie der einzige Weg, auf dem eine Regierung von dem wirklichen Eindrucke, den eine *Administrativ-Maßregel* auf die Gesellschaft mache, unterrichtet werde, um hienach, wenn sie sonst will, solche zu modificiren, denn ein anderes Zwangsrecht, als die freye Ueberzeugung, stehe der *Publicität* nicht zu Gebote.

Die königl. bayerische Regierung respectire dieses öffentliche Urtheil auf eine großmüthige Weise

und in einem hohen Grade; es bestehe — was vielleicht dem Leser dieser Blätter, seither nicht in dem Malse bekannt war, eine *vollkommene* Pressfreyheit über *innere Angelegenheiten*, zum Ersatz für die Beschränkung der Presse nach Aussen; falls jene nur auf eine redliche, offene und bescheidene Weise vortrete.

Die neue Reichs-Eintheilung Bayerns, welche unter dem 29 Nov. 1837 so urplötzlich hervortrat, hat durch diese unerwartete Erscheinung das ganze Land ungemein, aber keinesweges unangenehm überrascht, da sich darin ein reiner Sinn und eine seltene Tiefe des Gefühls und der Achtung für historische Erinnerungen ausdrückt und den einzelnen Stämmen der Nation ihre bereits untergegangenen Völker-Namen wiedergegeben werden.

Hätte Rec. statt über die vorliegende Schrift sich über die Eintheilung der Provinzen eines Landes, nach ihren in der Natur liegenden Begrenzungen, und die Benennung derselben nach ihren Hauptströmen oder Gebirgen auszusprechen, so würde er diese gewiß aus mancherley Gründen eher, als die Eintheilung nach alten, zum Theil untergegangenen, zum Theil sich längst vermischten Völkerschaften bevorzugen. Doch dieß gehört nicht hieher. Die vorliegende Schrift spricht sich gleichfalls nicht unbeschränkt beyfällig für die neuere Eintheilung Bayerns aus. Im ersten oder allgemeinen Theile wird von den allgemeinen Grundsätzen über Reichs-, Haupt- und Unterabtheilungen überhaupt gehandelt. Der Vf. sucht den ersten und nächsten Typus zu einer solchen Eintheilung in den herkömmlichen und ursprünglichen Namen und einzelnen Theilen des Staates und nennt dieses den *geschichtlichen*; giebt aber auch hiebey zu, daß das historische Princip allein nirgend und nimmermehr einen sicheren Halt und Ankerpunct für Gegenwart und Zukunft gewähre.

Das Historische allein könne daher nie ein selbstständiger Grund, sondern höchstens nur ein Ornament einer praktischen Staats-Abtheilung werden u. s. w. Der Vf. bemerkt ferner, es sey ein großer Fortschritt in der Staatenabtheilungskunde gewesen, daß man an die Stelle des Todten ein Lebendes, die blühende Natur setzte. Es wären aber Geschichte und Natur nicht die einzigen Kriterien und Merkmale, nach denen eine Staats- und Reichs-Eintheilung bemessen und entworfen werden dürfe, sondern es müßte hiezu noch ein Drittes treten und dieses Dritte sey das Leben oder der Mensch, und zwar nach allen seinen menschlichen und bürgerlichen Hauptbeziehungen, nach Sitte, Glaube und Verkehr. Hiezu rechnet der Vf. 1) die Stammgenossenschaft, 2) das kirchliche oder religiöse Bekenntniß und

3) den Verkehr oder die Quelle, aus der dem Unterthanen seine Nahrung, seine Erhaltung, sein Brod zufließe, d. h. die Gegend, wo er Arbeit, Lohn, Absatz, oder einen Markt für seine Erzeugnisse und Bedürfnisse findet.

Der zweyte Abschnitt des Buches handelt von der Provinzial-Unterabtheilung, oder der Bildung der Amtsbezirke. Hier wird erwähnt, daß es dabey hauptsächlich auf zwey Puncte ankomme: einmal, auf das rechte quantitative oder Größen-Verhältniß, und dann auf das rechte qualitative oder Geschäfts-Resort, wogegen auch von dem strengwissenschaftlichen Gesichtspuncte aus sich nichts einwenden läßt. Die Auseinandersetzung der bey der Bildung von Unterbezirken oftmals begangenen Fehler ist aller und jeder Beachtung werth, besonders in Beziehung auf das, was dabey von der mehr oder weniger beschwerlichen Verwaltung der Justiz und Polizey gesagt worden ist.

In dem zweyten oder besondern Theile wird nun die neue bayerische Reichs-, Haupt-, sowie Unter-Eintheilung (nach Amts- und Gerichts-Bezirken) gewürdigt. Bekanntlich hat vom 1sten Jan. 1838 an die Eintheilung des Staates nach Stromgebieten aufgehört, und einer neuen Eintheilung nach Stämmen Platz gemacht. Der Staat erhielt an die Stelle der 8 älteren, folgende 8 neuere Kreise: 1) Oberbayern, 2) Niederbayern, 3) Pfalz, 4) Oberpfalz und Regensburg, 5) Oberfranken, 6) Mittelfranken, 7) Unterfranken und Aschaffenburg und 8) Schwaben und Neuburg.

Mit großer Umsicht und einer bedeutenden Kenntniß von Localverhältnissen ist in dem vorliegenden Büchelchen der Mängel gedacht worden, die aus dieser rein geschichtlichen Reichs-Eintheilung nothwendig sich herausstellen müssen, und der Vf. läßt tröstend und beruhigend die Hoffnung blicken, es möge nachträglich dem Uebel abgeholfen werden, daß gar keine Aenderung in der bisherigen Bildung der Unterbezirke (Landgerichte) vorgenommen worden, sondern dieselbe wie sie ist, an die neuen Kreise übergegangen sey, während doch die Wünsche deshalb so laut, allgemein und wohl auch nicht unbegründet gewesen seyen.

Diese der Bogenzahl nach kleine Schrift verdient daher, wie aus diesen Andeutungen hervorgeht, nicht nur gar sehr der Beachtung, aber nicht allein von Seiten derjenigen, die im Königreiche Bayern die Reichs- und Provinzial-Eintheilungsverhältnisse zu berathen haben, sondern sie wird auch dem Gelehrten von Fache manche Belehrung gewähren.

C. v. S.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M A I 1839.

## M E D I C I N.

WIEN, auf Kosten des Vfs., in Commission b. Heubner: *Versuch einer Kritik der wissenschaftlichen Grundlage der Medicin von Stanisl. Tóttényi*, Dr. d. Med. und Mag. d. Geburtsh., k. k. Rathe und ordentl. Prof. d. allg. Pathologie, Therapie u. s. w. *Erster Band*. 1838. XL u. 334 S. gr. 8.

Die Medicin entbehrt nach Jahrtausenden, in denen sie von erfahrenen und rohen Händen bearbeitet worden ist, nach so vielen Versuchen des ungleichsten Werthes, ihr wissenschaftliche Grundlage und sicheren Halt zu geben, doch immer noch dieser letzten so sehr, daß selbst ihre erfahrensten Jünger noch in Ungewissheit sind, ob es je gelingen werde, sie systematisch zu begründen, ja daß Viele an einem Erfolge der Art gänzlich verzweifeln. Zu diesen Letzten gehört der Vf. des vorliegenden Buches durchaus nicht; allein er wirft allen bisherigen, namentlich den neueren Versuchen, die Medicin auf feste Principien zu gründen, eine um so grössere Unsicherheit des Erfolgs vor, je weniger sich ihre Urheber dessen, was eigentlich Noth thue, bewußt waren. — Das „Programm“ und die Vorrede enthalten Klagen über den jetzigen Stand der Medicin, über ihre Vertreter; sie enthalten den Voratz des Vfs., mit festem Muthe und rastloser Geduld das schwierige Werk zu beginnen, und die Grundlagen der Medicin streng zu prüfen. Leider sind aber diese *Prolegomena* nicht geeignet, uns mit dem Vertrauen zu erfüllen, daß das Gelingen so erfreulich seyn werde, als der redliche Voratz. Schon die Schreibart des Vfs. leidet an einer Breite und Schwülfigkeit, welche die Lectüre des ganzen Buches, selbst abgesehen von dem Inhalte, zu einer höchst unergleichlichen machen. Die häufigen Bilder und Vergleichen, von dem Vf. absichtlich angebracht, „um den Leser zu erheitern“, scheinen ebenfalls in einer rein wissenschaftlichen Schrift nicht am Platze. Rec. wird dessen ungeachtet dem Vf. Schritt für Schritt folgen, und dem Leser einen Begriff zu verschaffen suchen, wie derselbe seine schwierige Aufgabe angreift, und wie er sie löst.

In dem ersten „*Philosophie*“ überschriebenen Abschnitte hebt der Vf. *von der Kraft* zu reden an. „An welche Klippen gerathe ich gleich beym Antritt meiner Irrfahrt (*nomen et omen!* Rec.) durch die Medicin? Himmlischer Genius, erhabene Geduld, J. A. L. Z. 1839. *Zweyter Band*.

sey mir armen Wanderer hold!“ u. s. w. Das Resultat der nun folgenden sehr weiterschweifigen, mit wenig oder keiner Ordnung vorgetragenen Untersuchungen über den Begriff der Kraft ist nun dieses, daß die Annahme einer Kraft an sich im Gegenfatze zur Materie (insbesondere einer Lebenskraft) dem rein Körperlichen des Organismus gegenüber unstatthaft sey, daß demnach auch die Annahme des Causalitätsgesetzes, als der Basis aller medicinischen Theorieen, in sich zusammenfalle, daß die dualistische Ansicht vom Wesen des Lebens Unfönn enthalte, daß der Geist ebenso wenig sich seinen Körper baue, als umgekehrt der erste ein Product körperlicher Functionen sey, daß es ebenso wenig zwey Lebenskräfte, die der Attraction und Repulsion gebe, sondern daß diese und alle ähnlichen Erscheinungen bloß der formelle Ausdruck der Lebensthätigkeit seyen, daß der einzelne Lebensproceß zu der Gesamtheit der lebendigen Dinge nicht in feindlichem Gegenfatze, sondern in freundlichem Verhältniß stehe u. s. w. Das ist *in nuce* der Inhalt einer 45 Seiten langen Untersuchung, welcher der Vf., nach des Rec. Meinung, sehr wohl hätte entzathen können, da es doch wohl keinem verständigen Menschen einfällt, sich alles das, was die *Sprache* symbolisch nennt, damit die Räthsel des Lebens einigermaßen erklärlich werden, für wirklich existirend zu halten. Oder sind dem Vf. die neuesten Werke unserer Physiologen so unbekannt geblieben, daß er glauben kann, die *Einheit* des Lebens zuerst philosophisch begründet zu haben? Wie klar und anziehend hat nicht kürzlich *Blumröder* (Das Irrefeyn oder psychiatrische Grundfatze. Leipzig, 1836) das Alles erörtert; wie viel tiefer ist er nicht in diese Frage eingedrungen! Mit einem Worte, der Vf. hätte sich die Mühe sparen können, Dinge zu widerlegen, über die wir endlich doch schon eine ziemliche Weile einig sind, und er würde es vielleicht wirklich gethan haben, wenn er sich stets seiner Objecte klarer bewußt geworden wäre. So aber wird er oft durch seine Bilder und Vergleichen von dem wahren Gegenstande seiner Erörterung abgelenkt. Er beweist z. B. die von ihm angenommene Irrigkeit des Satzes, daß dem Lebensproceß zugleich Abhängigkeit von der Außenwelt und eigene Selbstständigkeit zukomme, vorzüglich durch die geringe und vergebliche Gegenwirkung, welchen die Sardelle dem sie verschlingenden Wallfische entgegengesetzt. Das Meer hegt aber doch auch den gewaltigen Hay und grössere Thiere der Art, und vergaß der Vf., daß der Kampf des

Organismus mit den Elementen einem Kampfe zwischen gleichartigen Geschöpfen nicht verglichen werden darf, da jenen im günstigsten Falle immer nur ein höchst zweifelhafter Grad der Belebtheit zukommt. Das Bild des Ringenden, der zugleich sich selbst aufrecht zu erhalten, und mit derselben Kraft seiner Muskeln den Gegner zu Boden zu drängen sucht, oder ein ähnliches hätte den Vf. erinnern sollen, wie schädlich es sey, allgemeine Erörterungen an einseitige Vergleichen anzuknüpfen.

Im 2ten Abschnitte (S. 46—179) handelt der Vf. von den Incoercibilen, zunächst vom Lichte. Wir wollen nicht die wohl nicht ganz unzulässige Frage aufstellen, ob eine so weitläufige Untersuchung über eines der schwierigsten Probleme der Physik in einer Kritik der wissenschaftlichen Grundlage der Medicin am rechten Orte sey; jedenfalls glauben wir, daß dieser Abschnitt den Physikern nicht genügen werde, da er auf dem Wege des abstracten Raisonnements Fragen zu erörtern sucht, deren Lösung diese nur auf dem Wege der Beobachtung und des Experiments für möglich halten. Wir können nur die Resultate des Vfs. festhalten. Das erste derselben ist (S. 75), daß das Licht und die Farbe der Körper nicht von dem eingefogenen und wieder zurückgefrachten Lichte der letzten herrühre. Die eigene Meinung des Vf. tritt nicht klar hervor, indess scheint es, daß derselbe (und wer stimmt ihm hierin nicht bey, auch ohne dazu durch des Vfs. Expositionen gelangt zu seyn) dem subjectiven Factor bey der Wahrnehmung des Lichtes und der Farben, der lebendigen Thätigkeit unseres Auges, den größeren Antheil zuschreibt. Wenigstens heißt es S. 76: „Nicht die zurückgeworfenen Farben, sondern die zurückgeworfenen Lichtwellen (besser: Wellen der gespannten Luft) bedingen die Farbenempfindung im Auge. Und da bey der gebrochenen Lichtwelle einige Strahlen in Unthätigkeit versetzt, andere durchgelassen, andere zurückgeworfen werden, erweckt die Art und Weise des Zusammenfließens der letzten die Farbenempfindung. Die Lichtwelle hat keine Farbe, auch der gefärbte Körper nicht (?!), sondern die Anordnung der Molekülen eines Körpers, seine Form, Elasticität, Dicke u. s. f. modificirt den auffallenden Lichtstrahl, dessen Vibrationen, auf unser Auge zurückgeworfen, diejenigen Empfindungen hervorrufen, die wir Farbenempfindung nennen.“

In ähnlicher Weise, d. h. überall von einem sehr tüchtigen Studium der Physik zeugend, aber stets doch in höchst weitreichender, breiter, vieles Ungehörige berührender und deshalb äußerst ermüdender Rede, sucht der Vf. zu beweisen, daß es irrig sey, die Wärme (welche er geneigt ist, als eine Modification des Lichtes zu betrachten) und die Electricität als selbstständige Naturkräfte zu betrachten; vielmehr sey dieselben lediglich als Naturvorgänge, mehr oder minder organische Proceße oder Producte derselben zu betrachten. Dies scheint uns wenigstens

die endliche Meinung des Vfs. zu seyn. Wer aber sollte ihm hierin nicht beystimmen! Es ist wirklich zu bedauern, daß der Vf., welchem es an Kenntnissen und Scharf sinn durchaus nicht gebricht, seine Kräfte an einem Thema verschwendet hat, dessen Abhandlung, so viel Wahres sie auch darbietet, doch wenig nur des Neuen enthalten konnte. Uebrigens sind die letztgenannten Abschnitte, vielleicht, weil sich hier eine reellere Grundlage darbietet, weniger abstract gehalten, der Ton ist einfacher, weniger überfchwenglich, als z. B. in dem Kapitel von der Kraft.

Die 3te Abhandlung (S. 179—192): „*vom Geiste*“ (welches Wort der Vf. mit Seele in Einem Sinne nimmt) enthält nichts mehr und nichts weniger als eine kurze, nicht eben klare und scharfe Darstellung der Hauptsätze der neueren Philosophie von *Fichte*, *Schelling* und *Hegel*; sodann die Beweise a) für die Selbstständigkeit, Realität des Geistes, b) die Widerlegung der Meinung, daß der Geist eine innere reale Lebenskraft sey. — Der 4te Abschnitt, *vom Stoffe* (S. 192—222), beweist metaphysisch und physiologisch die Realität des Stoffes, sodann die Identität desselben mit der Kraft. Die Fehler des Vortrags, die wir oben rügten, kehren hier und in den folgenden Abschnitten: *vom Ich*, (S. 223—259) und *vom Leben* (S. 259—334) so sehr wieder, daß Rec. wirklich froh war, als er das Ende des Buchs erreicht hatte. Er muß leider bekennen, daß ihm die Lectüre desselben wenig oder Nichts genützt hat, ohne daß er etwa zu denen gezählt werden könnte, welche an philosophischen Untersuchungen über die Grundlagen des ärztlichen Wissens kein Interesse nehmen: aber er stellt an diese als erste Forderung die der Klarheit, Kürze und Prägnanz der Form, und diese erste Forderung sieht er vom Vf. — obgleich derselbe sich S. 223 rühmt, nicht in einer „*streng wissenschaftlichen (dunkeln)*“ (!? Rec.) Sprache zu reden — nicht erfüllt.

Es hat den Anschein, als sollten diesem ersten Bande noch mehrere folgen; ja bleibt der Vf. bey seiner bisherigen Methode, so dürfen wir alles Ernstes noch 4—5 starke Bände erwarten.

An undeutlichen Ausdrücken, fehlerhaften Constructionen (z. B. „*ohne*“ fast durchgängig mit dem Dativ.) und falschen oder doch unnötigen Interpunctionen fehlt es nicht. Indess wollen wir diese dem Vf. (ungarischer Abstammung) gern zu Gute halten. Papier und Druck sind ausgezeichnet. II.

BERLIN, b. Enslin: *P. Rayer's*, consult. Arztes des Königs d. Franzosen, Arzte a. d. Charité u. s. w., *theoretisch-praktische Darstellung der Hautkrankheiten*. Nach der zweyten durchaus verbesserten Ausgabe des Originals in deutscher Uebersetzung herausgegeben von Dr. *Herrmann Stannius*. In drey Bänden. Erster Band. 1837. XII u. 504 S. 8. (2 Th'r. 12 gr.)

*Rayer's* Werk hatte schon in seiner ersten Auflage auch bey deutschen Aerzten Anerkennung ge-

funden; mittlerweile wurde in Frankreich schnell eine zweyte Auflage nothwendig; es erschienen Uebersetzungen ins Englische und Italiänische, und so müssen wir denn dem verdienstvollen Uebersetzer Dank dafür wissen, das er uns diesen allerdings nicht unwichtigen Beytrag zur näheren und besseren Kenntniss einer so interessanten Krankheitsclasse besonders genießbar zu machen suchte. In der *Einleitung* (S. 1—33) werden wir so ziemlich mit den Grundansichten *R.'s* bekannt gemacht, der, wie es auch von einem gründlichen, die Physiologie und allgemeine Pathologie nicht aus dem Auge verlierenden Forscher zu erwarten war, das Erscheinen der Hautkrankheiten nicht als nur örtliche Leiden, oder doch nur mit sehr großer Beschränkung betrachtet. Wir müssen es daher billigen, wenn hier verlangt wird, man solle die Hautkrankheiten nicht von den andern trennen; denn sie seyen wirklich allgemeine Krankheitszustände, bey denen die Hauteruption oft ganz unwesentlich ist, sie seyen dagegen recht oft constitutionelle Leiden, wofür ja auch ihre Erblichkeit spreche u. s. w. Hierauf folgt eine sehr ausführliche Mittheilung der Ansichten sämtlicher Schriftsteller über Hautkrankheiten von Hippokrates bis auf die neueste Zeit herab; sie zeugt, wie das ganze Werk, von der Vertrautheit des Vfs. mit der Literatur, besonders der älteren, and, was bey Franzosen oft vermisst wird, auch der deutschen. S. 34 bis 37 handelt der Vf. von der *Classification der Hautausschläge*. Hautkrankheiten nennt er überhaupt alle diejenigen Krankheitsformen, welche mit irgend unterscheidenden Kennzeichen auf der äußeren Hautfläche sich zeigen. Die Hauptrubriken der Eintheilung sind folgende: *I Abtheilung*: Krankheiten der Haut: I. Entzündungen der Haut. A. unter einer Elementarform erscheinend: 1) exanthematische; 2) bullöse; 3) vesiculöse; 4) pustulöse; 5) furunculöse; 6) gangränöse; 7) papulöse; 8) squamöse; 9) tuberculöse. B. unter mehreren Elementarformen erscheinend: 1) Verbrennungen; 2) Erfrierungen; 3) Syphiliden. II. krankhafte Secretionen der Haut. III. Congestionen und Hämorrhagieen auf und unter der Haut. IV. Anämia. V. Neurosen. VI. Angeborene und erworbene Bildungsfehler der Haut: 1) der ganzen Haut; 2) eines Grundbestandtheiles derselben. *II Abtheilung*: Krankhafte Veränderungen der mit der Haut zusammenhängenden Gebilde: 1) der Nägel; 2) der Haare. *III Abtheilung*: Fremde Körper an der Oberfläche der Haut, in ihrer Substanz und unterhalb derselben, belebte und unbelebte. *IV Abtheilung*: Der Haut ursprünglich fremde Krankheiten, die aber doch manchmal eigenthümliche Veränderungen derselben veranlaßt, *Elephantiasis* der Araber. — Der Vf. gesteht selbst das Mangelhafte auch dieser Eintheilung zu, meint sie aber wenigstens damit zu entschuldigen, das sie rein praktisch sey, das Auffinden überhaupt und besonders das der Diagnose erleichtere, was allerdings Niemand verkennen wird.

Im speciellen Theile dieses Werkes behandelt

das 1ste Kapitel die *Entzündungen der Haut*. Hier finden wir wieder erst noch im Allgemeinen eine nicht ganz genaue Definition von dieser Abtheilung der Hautkrankheiten. Der Vf. versteht nämlich darunter alle die Krankheitsformen, bey denen an einem Punkte, an einer Gegend oder an der gesamten Oberfläche der krankhaft empfindlichen Haut eine verstärkte Ansammlung von Blut Statt hat, worauf, als Ausgang, Desquamation, abnorme Secretion oder Verschwärung der erkrankten Theile eintreten kann. Dann werden die 8 äußeren specifischen Formen, unter denen die Hautentzündungen auftreten können, die allgemeinen Symptome, der anatomische Charakter, die Aetiologie, Diagnose, Prognose und Behandlung recht vollständig und durch eine Menge eingestreuter literarischer und praktischer Bemerkungen, anziehend erörtert. Unter den Hauptentzündungen finden wir hier abgehandelt: 1) die *exanthematischen*, unter ihnen S. 143 *Erythema*, und zwar: *Intertrigo*, *papulatum*, *tuberculatum*, *nolofum*, *marginatum*, *circinatum*, *fugax*, chronisches. S. 167 *Erysipelas*, und zwar: einfaches, phlegmonöses, Gesichtsröse, Röse des behaarten Kopfes, der Brustdrüsen, der Nabelgegend, der Schaambuge, des Hodensackes und der Vorhaut, der Gliedmaßen, des ganzen Körpers. S. 196 *Maffern*, *Rubeola*, und zwar: *vulgaris*, *sine catarrho*, *nigra*, *Febris morbillosa*, *anomala*. S. 225 Scharlach, und zwar: *simplex*, *anginosa*, *maligna*, *sine exanthemate*. S. 255 Röheln, *Roseola*, und zwar: *aestivalis*, *autumnalis*, *annulata*, *infantilis*, *variolosa*, *vaccina*, *miliaris*, *febrilis*, *rheumatica*. S. 268 *Urticaria*, und zwar: *acuta*, *febrilis*, *chronica*, *tuberosa*, *intermittens*. S. 282 Künstliche Exantheme. 2) Die *blasenförmigen* Hautentzündungen; unter ihnen S. 287 *Pemphigus*, *acutus*, *chronicus*; S. 320 *Rupia*, *simplex*, *prominens*, *escharotica*; S. 331 künstliche blasenförmige Entzündungen, Wasserblasen, Vesicatorien; 3) *vesiculöse* Entzündungen, und unter diesen: S. 341 *Herpes*, *Zoster*, *H. phlyktaenoides*, *circinatus*, *labialis*, *praeputialis*, *vulvaris*, *Iris*. S. 386 *Eczema*, *simplex*, *rubrum*, *impetiginoides*, *chronicum*, dann der einzelnen Körperstellen. S. 446 *Hydrargyria*, *mitis*, *febrilis*, *maligna*. S. 462 Krätze. S. 481 Frieselfieber, gutartiges und böses. S. 499 Schwitzbläschen: *Sudamina*. S. 502 künstliche vesiculöse Entzündungen.

Was die Ausarbeitung der einzelnen Materien betrifft, so hätten wir wohl hie und da die Beschreibung der einzelnen Aussehungsformen etwas genauer gewünscht, so das das Charakteristische derselben mehr hervorgetreten wäre; doch wird dieser Mangel meistens durch die Diagnosen wieder ausgeglichen: der Verlauf dagegen, der anatomische Charakter und die Prognose sind sehr genügend, und zeugen von der Umsicht des Vfs. bey seinen vielfachen Erfahrungen. Die Behandlung ist großentheils sehr einfach; bey ihr werden gewöhnlich alle bekannt gewordenen Mittel und Methoden angegeben, aber nur selten entscheidet sich der Vf. für eine oder die an-

dere, und giebt sie oft ohne alle Kritik, z. B. bey dem Scharlach. Immer sind historische Bemerkungen und eine ziemliche Anzahl von Krankheitsfällen beygefügt, welche letzten, für das deutsche Publicum wenigstens, füglich sehr hätte beschränkt werden können. Mehrere Ausschlagsformen sind vom Vf. mit besonderer Vorliebe behandelt; unter diesen zeichnet sich namentlich das *Erysipelas* und vorzugsweise wieder das *Pseudoerysipelas* aus; die Behandlung des letzten hätten wir mit solcher Sicherheit hier nicht erwartet. So viel wir wissen, hat der Vf. zuerst die künstlichen Ausschläge mit abgehandelt, was dankbar anzuerkennen ist. Ueberhaupt aber stehen wir keinen Augenblick an, trotz so mancher kleiner Fehler, welche meistens nur der französischen Schriftstellerfittigkeit zur Last gelegt werden müssen, dieses Werk für das vollständigste und praktisch-brauchbarste über die Hautkrankheiten zu erklären.

Die Uebersetzung ist treu und fließend (*Vesiculae* S. 39 sind jedoch nicht durch *Blasen* zu übersetzen); die Bemerkungen des Uebersetzers, obgleich nur wenige, sind zweckmäßig ergänzend; wir wünschen, daß sie besonders auch auf den letzten Band des Werkes mit ausgedehnt werden mögen. Ob auch die Kupfertafeln und das Register des Originals hinzukommen werden, ist zwar nicht angedeutet worden; doch ist es jedenfalls sehr wünschenswerth. Die Ausstattung ist schön, und der Druck correct (nur S. 40 und 42 ist Kennzeichen und S. 43 Schleimheiten stehen geblieben). Der Preis ist etwas hoch.

F.

### SCHÖNE KÜNSTE.

SIEGEN, b. Friedrich: *Harold, der Zigeunerkönig. Ein historisch-romantisches Gemälde aus der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, theilweise unter dem Grafen, dem nachmaligen Fürsten Johann Moritz von Nassau von Herrmann von der Sieg.* Nebst einem wohlgetroffenen Bildnisse des Fürsten Johann Moritz von Nassau. IV u. 311 S. (1 Thlr. 9 gr.)

Der umständliche Titel läßt dem Historiker wohl keinen Zweifel übrig, auf welche Thatfachen sich obiges Werk gründe. Für den mit der Specialgeschichte minder Vertrauten dient die Nachricht, daß es sich um die Umtriebe der Jesuiten handle,

welche Protestanten und Katholiken in dem Siegenischen Lande aufs Heftigste wider einander verfeindeten, den Halbbruder des calvinistischen Moritz von Nassau gegen ihn aufwiegelten, diesem nach dem Leben steheten, und endlich bey einer Erbschleicherey sich der niedrigsten Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke bedienten. Der bevortheilte Alfred von Kölba, den jene Väter in die Kutte zwingen, ihn der Freyheit, der Habe berauben, später Mordversuche wagen, vereitelt ihre Ränke, rettet den Fürsten, und, bereits auf dem Schafott, wird ihm Leben und Glück. Seine treuesten Anhänger bey seinen abenteuerlichen verwegenen Zügen sind die Zigeuner, zu deren König er gewählt wird, eine Sache, die in einer Erzählung, welche weit mehr Wahres als Romanhaftes hat, etwas auffällt. Die Liebesscenen ordnen sich bescheiden der Haupthandlung unter, die wieder in Erinnerung gebracht zu haben, wohl ein schicklicher Zeitpunkt seyn mag.

Vir.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Otto und Johanne. Ein Gemälde der Tugend und Liebe im Familienleben von G. Neffert.* 1838. 290 S. 12. (1 Thlr.)

Wäre nicht so Manches in dem Buche, was ganz deutlich auf unsere Zeit hinweist, wir würden einen Druckfehler annehmen, und 1788 statt 1838 lesen. So können wir nur beklagen, daß eine so unschuldige Zärtlichkeit, eine so harmlose Genügsamkeit, eine so gänzliche Bekehrung der Schlechten, ein Lohn, der der Tugend auf dem Fusse nachgeht, wenn nicht völlig aus dem Leben, doch aus dem Roman verschwunden, und statt dessen spitzfindige Vernünfteley, die Sophistik der Leidenschaft gereicht wird. Wenn man dort Zuckerwasser anbietet, so kommt jetzt Rum, über Cayenne-Pfeffer abgezogen, an die Reihe. Die reichen Onkel aus Ostindien, die scheinbar verarmt zurückkehrenden und die in der Prüfung wohl bestehenden Nessen, sind sogar in dem Roman verschwunden; auf der Bühne lassen sie sich nur, wie zu einem Costümball verkleidet, halb verschämt sehen. Wer der nun abgeschiedenen Herrlichkeit nachblicken will, betrachte dies wohlgemeinte Gemälde, das keinen Anstoß giebt, sparsam an Gemeinplätzen ist, und in seinen Tugendlehren sich kurz faßt.

Vir.

### KLEINE SCHRIFTEN.

BRUNNENSCHRIFTEN. Bamberg, im liter.-artif. Institute: *Die Heilquellen in Griechenland.* Beschreibung der Heilquellen von Patradgik, Aidispo und der Thermopylen von Dr. Landerer, Hofapotheker S. M. des Königs Otto von Griechenland zu Athen. 1837. 24 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. gab diese analytische Untersuchung der Heilquellen von Griechenland nach der Aufforderung des verstorbenen Minister-Präsidenten von Rudhart an den griechischen Ge-

sandten, Fürst A. Maurokordato in München, um den Druck derselben zu veranstalten. Die Wissenschaft erhält dadurch eine schätzbare Bereicherung, indem eine solche Untersuchung nur aus dem längeren Aufenthalte eines mit hinlänglichen chemischen und medicinischen Kenntnissen ausgerüsteten Gelehrten hervorgehen konnte, als welchen der Vf. durch vorliegende Abhandlung sich bewährt hat.

E.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M A I 1839.

## PHILOSOPHIE.

MÜNCHEN, in der Lindauer'schen Buchhandlung:  
*Handbuch der Logik zunächst zum Behufe  
für Vorlesungen von Andreas Erhard, Doc-  
tor und Professor in München. 1839. VI u.  
230 S. 8.*

Der Vf. giebt nach einigen psychologischen Vorbe-  
merkungen in kurzen und fast aphoristischen Sät-  
zen eine Uebersicht der logischen Lehren nach fol-  
gendem Schema:

### A. Reine Logik.

#### I. Elementarlehre.

- 1) Vom Begriffe,
- 2) Vom Urtheile,
- 3) Vom Schluß.

#### II. Methodenlehre.

- 1) Von der Definition,
- 2) Von der Division,
- 3) Von der Argumentation,
- 4) Vom Systeme.

### B. Angewandte Logik.

- 1) Beschränkung der Erkenntniß. 2) Grenzen des Erkennens. 3) Uebel des Erkennens. 4) Hilfsmittel dagegen.

Diesen voran sind unter den Namen *Fundamentallehre* einige Paragraphen gestellt, worin der Satz der Identität und des Widerspruchs, des ausgeschlossenen Dritten und des Grundes als die logischen Grundgesetze aufgeführt werden. Im folgenden ersten Abschnitt sind alle diejenigen Kunstausdrücke zusammengestellt und erklärt, welche in der Lehre vom Begriff vorzukommen pflegen. Der Vf. hat hiebey eine recht klare und übersichtliche Zusammenstellung gewonnen. Nach dieser folgt in der zweyten Abtheilung die Lehre vom Urtheile. Der Vf. erklärt das Urtheil als die unmittelbare Bestimmung einer Vorstellung durch einen Begriff. „Damit“, fährt er fort (S. 49), „sind aber für jedes Urtheil, als logische Synthesis zweyer Vorstellungen, die drey nothwendigen Elemente gegeben: a) eine Vorstellung, welche als die zu bestimmende gedacht wird (*notio determinanda*), — gewöhnlich *Subjectsbegriff* genannt. b) Ein Begriff, welcher als die andere Vorstellung bestimmend gedacht wird (*notio determinans*), — *Prädicatsbegriff*. c) Die Art und Weise der logischen Synthesis, wie sie unter einander für das Bewusstseyn in Verhältniß gesetzt sind, — die *Copula* genannt.“ Subject und Prädicat bilden die *Materie*, die Art und Weise ihrer Synthesis im Bewusstseyn aber die *Form* des Urtheils. DemgemäÙ hebt der Vf. (S. 50) die Relationsunterschiede des kategorischen, hypothetischen und disjunctiven Urtheils als

A. J. L. Z. 1839. Zweyter Band.

die eigenthümlichen Unterschiede in der *Form des Urtheils* hervor. Die Betrachtung der Quantität und Qualität, welche die Form des Subjectes und Prädicates bestimmen, hat er dann einzeln für jede der drey Urtheilsformen besonders angestellt, und die Lehre von der Modalität als Anhang dazu gegeben.

Nach diesen folgt unter der Ueberschrift: „Von der Vergleichung der Urtheile“ eine kurze Uebersicht derjenigen Lehre, welche in den gewöhnlichen Logiken unter dem Namen der Lehre von den Verstandeschlüssen abgehandelt wird. Diesem ist ein Anhang beygegeben, welcher „vom Satze und der Frage“ handelt. Hierauf geht der Vf. zu der Lehre von den Schlüssen über. Die Schlüsse theilt er, wie die meisten Logiker, nach den relativen Unterschieden ihrer Obersätze in kategorische, hypothetische und disjunctive; bey der Ausführung dieser Lehre bespricht er aber die einzelnen Schlußarten gerade in der umgekehrten Ordnung. Als Anhang hiezu folgt unter der Ueberschrift: „Von der Wahrheit und Falschheit der Schlüsse“ eine kurze Aufzählung der Trugschlüsse. Die Unvollständigkeit seiner Darstellung entschuldigt hier der Vf. mit einer moralischen Reflexion von *Troxler*, „dass nur die Wahrheit einfach, die Lüge aber immer vielzünftig und vieldeutig, daher ein verworrenes, in sich selbst verstrickendes Gewebe sey“ (S. 130). Von der Betrachtung der Denkformen geht der Vf. im zweyten Abschnitt zu der „Methodenlehre“ über. Unter diesem Namen hat er nämlich die Formen der systematischen Einheit in *Definition, Division, Argumentation* und ihrer Verbindung im *System* besprochen. Die Ausführung selbst ist sehr dürftig und mager, und geht fast nicht über die Namenerklärung der gebräuchlichsten Kunstausdrücke hinaus. An der letzten Stelle jedoch fängt die Logik unseres Vfs. an etwas hyperbolisch zu werden. Den Grund der systematischen Einheit im System findet er nämlich in der *Idee* (S. 617). „Da aber alle Ideen unter sich selbst wesentlich Eins sind, und nur die verschiedenen Beziehungen der einen Urdee, der Gottheit darstellen, so steht an der Spitze aller geistigen Einheiten die Urdee der Gottheit, deren wissenschaftliche Entwicklung die Aufgabe der Philosophie und speciell der Metaphysik ist. Alle übrigen Systeme tragen daher ihre *besonderen Ideen*, welche sie als den Anfangspunkt ihrer Wissenschaft bezeichnen, von dieser Urdee der Gottheit zu Lehen“ (S. 167). Da indessen der Vf. keins weiteren Folgerungen daraus zieht und keine einzige Anwendung von diesem Gedanken macht, so sieht man auch nicht,

zu welchen Fehlern ihn diese Transcendenz seiner wissenschaftlichen Principien verleitet haben würde.

Der zweyte Haupttheil, die *angewandte Logik*, fängt mit einer vielversprechenden Betrachtung an. „Die *Wahrheit*, sagt der Vf. S. 171, wurzelt im Gemüthe, und sproßet aus dem ursprünglichen Selbstbewußtseyn des Geistes unmittelbar und mit einer Nothwendigkeit hervor, so daß der Mensch dieser ursprünglichen Wahrheit nicht einmal widersprechen kann, ohne sein Urselftbewußtseyn, also sich selbst, durch Widerspruch zu vernichten. Die Idee der Wahrheit, als dieses Unendliche im Menschen bedarf aber der Entwicklung und Fortbildung, zum klaren Bewußtseyn durch das mittelbare Erkennen der denkenden Intelligenz, und das Erkennen der Idee wäre im Menschen vollendet, wenn die denkende Intelligenz alle ihre Wahrheiten als in der unmittelbaren Wahrheit des Urselftbewußtseyns begründet und von ihr abgeleitet erkennen würde. Dazu wären aber für die denkende Intelligenz vor Allem durchaus objectiv gültige, allgemeine Grundsätze erforderlich, durch welche als absolut vollkommene Selbstentwicklungen der unmittelbaren Wahrheit der Idee alle anderen Wahrheiten getragen und durchdrungen würden.“ Hätte der Vf. hier untersucht, wie diese ursprüngliche oder unmittelbare Wahrheit in uns gegründet sey, wie und warum sie durch das mittelbare Erkennen uns erst zum Bewußtseyn kommen könne, wie in dieser Entwicklung vor dem Bewußtseyn der Irrthum möglich sey, und auf welche Weise wir in den Besitz jener allgemeinen Grundsätze gelangen: so würde er auf höchst wichtige Untersuchungen geführt worden seyn, welche die Kritik der Vernunft berühren, und welche vielleicht auch mehrere seiner logischen Lehren modificirt hätten. Allein der Vf. läßt dieses ganz fallen, und bespricht in den folgenden Paragraphen die Lehre von der Beschränkung der menschlichen Erkenntniß, den Graden der Gewißheit, dem Irrthum und der Vermeidung desselben in einer Weise, welche wenig Verschiedenes von unsern gewöhnlichen Handbüchern darbietet.

Rec. muß im Allgemeinen Zweyerley lobend anerkennen. Einmal hat der Vf. die Grenzen der Logik richtig anerkannt, und sich frey gehalten von der gefährlichen Verwechslung logischer und metaphysischer Lehren, wodurch unsere philosophischen Angelegenheiten in die allgemeine Verwirrung gerathen sind. Dann aber hat er zweytens auch durch psychologische Vorbemerkungen seiner Logik eine erkenntnistheoretische Basis zu geben versucht. Allein über die Ausführung selbst können wir im Einzelnen nicht so günstig urtheilen. Dafür erlauben wir uns noch folgende einzelne Bemerkungen.

1) In der „psychologischen Vorlehre“ unterscheidet der Vf. ganz richtig das Gefühls-, Begehrungs- und Erkenntniß-Vermögen als die drey Grundkräfte des menschlichen Geistes. Da er aber diese schon im folgenden Paragraph mit den verschiedenen Stufen der Ausbildung eines jeden von diesen Vermögen verwechself, so bringt er dadurch gleich anfangs eine

gewisse Verwirrung in seine psychologischen Ansichten, welche ihren nachtheiligen Einfluß vorzüglich in Rücksicht der Unsicherheit der Bedeutung vom Worte „Gefühl“ geltend macht. „Gefühl“ bedeutet dem Vf. nämlich die unterste Stufe der Erkenntniß und zugleich ein besonderes von der Erkenntniß specifisch verschiedenes Geistesvermögen. Nach diesen Begriffsbestimmungen erörtert der Vf. seine schon oben erwähnte Unterscheidung des Erkennens in mittelbares und unmittelbares folgender Weise. Er unterscheidet zuerst eine Erscheinungswelt und eine Ideenwelt und fährt dann so fort: „Für die Anregungen beider, in ihr sich vermittelnden Welten besitzt dann auch die Seele eigene Organe; für die Anregung des Endlichen den *Sinn* schlechtweg, welcher die Anschauung des Endlichen (der Erscheinung) vermittelt, für die Anregung des Unendlichen die *Vernunft*, welche die Anschauung des Unendlichen (der Ideen) giebt. Das Bewußtwerden der Erscheinungen und der Ideen in der Anschauung (niedere und höhere Wahrnehmung) bildet das *unmittelbare Erkennen* unseres Ichs. Werden aber beide Wahrnehmungen der Freythätigkeit (Spontaneität) des Geistes unterworfen, so entsteht das *mittelbare Erkennen* — das Denken im weiteren Sinne.“ Rec. behält sich vor, diese Erkenntnistheorie, welche ganz an *Friedrich Heinrich Jacobi* erinnert, an einem anderen Orte ausführlich zu prüfen, und bemerkt hier nur Folgendes: Der Vf. hat fürs Erste gar nicht angegeben, wie er zu dem Unterschied einer Erscheinungs- und einer Ideen-Welt komme. Wenn er dann ferner der Vernunft eine intellectuelle Anschauung zuschreibt, und sie dem zufolge als einen höheren Sinn der niederen sinnlichen Wahrnehmung entgegengesetzt, so müßte einmal ihre Erkenntniß von unmittelbarer Klarheit und die Gegenstände ihrer Wahrnehmung müßten einzelne individuelle Dinge seyn. Beides ist aber nicht der Fall nach des Vfs. eigener Meinung. Wäre diese Erkenntniß unmittelbar klar, d. h. wäre sie Anschauung, wozu bedürfte es dann noch des Bewußtseyns um dieselbe? wir hätten ja dasselbe in und mit ihr selbst ohne alle künstliche Vermittelung. So liegt ein innerer Widerspruch in diesen Behauptungen unseres Vfs. Ebenso steht es mit dem Zweyten. Bestäße die Vernunft eine Anschauung, so müßte sie doch offenbar Gegenstände, d. h. Dinge in der Welt anschauen, und wenn es auch Dinge einer anderen Welt wären. Nun nimmt sie aber nach des Vfs. Behauptung bloß das Allgemeine wahr. Das Allgemeine sind aber Begriffe und Gedanken im menschlichen Geiste und keine Gegenstände draußen in der Welt. Also besitzt auch die menschliche Vernunft keine Anschauung. Ferner verwechself der Vf. die Spontaneität im Erkennen mit der Willkürlichkeit im Denken, und hat sich damit in seinen eigenen Begriffen verwickelt. Denn in §. 7 erblickt er die Spontaneität gerade im Denken, also in der Willkürlichkeit der Reflexion, und spricht seinem niederen und höheren Wahrnehmungsvermögen dieselbe ab. Mit diesem in völligen Widerspruch legt er §. 38 die

Spontaneität dem höheren Sinne oder der Vernunft gerade als das Charakteristische bey!

2) Der Vf. hatte in seiner Fundamentallehre, wie wir oben gesehen haben, die Gesetze der Identität und des Widerspruches, des ausgeschlossenen Dritten und des Grundes als die logischen Grundgesetze aufgestellt. Von diesen drey Gesetzen nun, meint er, linge die dreyfache Unterscheidung der logischen Form des Urtheils in kategorische, hypothetische und disjunctive ab. Allein hier hat unser Vf. gewaltig fehlgegriffen. Denn abgesehen von der Unvollständigkeit der Aufzählung der logischen Grundgesetze, indem das *dictum de omni et nullo* ja auch mit zu ihnen gehört, so gelten alle diese Gesetze ganz gleichmäßig für jedes bestimmte Urtheil. Möge der Vf. nur bedenken, daß diese Gesetze ja selbst in Urtheilen ausgesprochen werden, und daß sie also gar nicht ausgesprochen werden könnten, wenn sie nicht schon die Urtheilsformen als vorhanden voraussetzten. Weit gefehlt, daß die Urtheilsformen in ihnen ihren Ursprung haben sollten, so entspringen sie gerade umgekehrt aus der reinen Form des Urtheils. Da aber ein einzelnes bestimmtes Urtheil entsteht, sobald ein wirklicher Gehalt (des Subjects und Prädicats) in die reine Urtheilsform tritt, so gelten auch die logischen Principien ganz gleichmäßig für alle wirklichen Urtheile. Diese Sache ist von bedeutender Wichtigkeit nicht nur für die Logik insbesondere, sondern für die ganze Philosophie überhaupt. Die Verkennung der wahren Natur der logischen Grundsätze und der logischen Erkenntniß ist der Grund der Verwirrung in deutscher Philosophie. Die richtige Kenntniß des Ursprunges der logischen Grundsätze verschafft uns aber eine genügende Einsicht auch in das Wesen derselben, und zeigt uns somit, wie wir jenen Fehler vermeiden können. Die logischen Gesetze haben nämlich im Reflexionsvermögen selbst ihren Sitz; sie entspringen aus der *bloßen Form* der Wiederholung unserer Gedanken vor dem Bewußtseyn. Wie die Reflexionsbegriffe die einzigen Begriffe sind, so sind sie die einzigen Grundsätze, welche *nur* im Reflexionsvermögen ihren Ursprung haben. Wer ohne Beachtung dieses ihres eigenthümlichen psychisch-anthropologischen Ursprunges dieselben selbstständig an die Spitze der ganzen Logik stellt, dem objectiviren sie sich zu Weltgesetzen, und gewinnen den Anschein von objectiven Principien der Bestimmung des Wesens der Dinge. Der Fehler der Amphibolie ist damit schon gemacht, und die logischen Fictionen von einem All der Realitäten, einem nothwendigen Wesen, welches sein Daseyn schon im Begriffe bey sich trägt, einem dialektischen Denken, welches sich den Gegenstand seines Gedankens aus eigener Machtvollkommenheit giebt, und so viele andere der Art sind unvermeidlich. Das Gespenst einer speculativen Logik, der wahre Spukgeist der Philosophie, äßt alsdann immer von Neuem und wird niemals gebannt. Auch für unseren Vf. ist dieser Fehler nicht ohne Folgen gewesen, indem er ihn verleitet hat, *alle* kategorischen Urtheile für analyti-

sche zu halten. Denn S. 55 sagt er: „Da das kategorische Urtheil nur eine Entwicklung der im Subjecte enthaltenen Merkmale nach ihrer positiven und negativen Seite ist, so wird die Wahrheit dieser Urtheile im Allgemeinen durch das Gesetz der Identität und des Widerspruchs bestimmt, d. h. das bejahende Urtheil ist *wahr*, wenn das Prädikat mit dem Subjecte nach dem Gesetz der Identität übereinstimmt, das verneinende Urtheil ist wahr, wenn das Prädikat dem Subjecte nach dem Gesetze des Widerspruchs entgegengesetzt ist.“ Also die Wahrheit aller kategorischen Urtheile müßte aus dem Satze der Identität und des Widerspruchs eingesehen werden können, d. h. sie müßten samt und sonders analytische seyn. Wie völlig unrichtig das ist, zeigt die einfachste Betrachtung. Wenn man sagt: dieser Tisch hier ist rund, so folgt das weder aus dem Satze des Widerspruchs noch der Identität. Denn wenn er auch vier-eckig wäre, so läge doch kein Widerspruch darin.

Papier und Druck des Buches sind gut.

A.

### JUGENDSCHRIFTEN.

- 1) HAMBURG, in der Heroldschen Buchhandlung: *Deutsches Lesebuch* von Carl Straus, Vorsteher einer Lehranstalt für Knaben in Hamburg. 1838. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 282 S. (7 gr.)
- 2) STUTTGART u. LEIPZIG, b. Rieger: *Unterhaltendes und belehrendes Lesebuch für Schule und Haus*. Herausgegeben von Bauerheim, Vorsteher einer Töchterschule in Stuttgart. 1838. Erster u. zweyter Theil. 125 u. 243 S. (22 gr.)
- 3) BERLIN, b. Dunker und Humblot: *Deutsches Lesebuch*. Von Ernst Wilhelm Kalisch, Oberlehrer an der königl. Realschule zu Berlin. Erste Abtheilung. 1836. Zweyte Abtheilung. 1838.
- 4) BAMBERG, Liter. artist. Institut: *Aufgaben für Schule und Haus zur Selbstbeschäftigung der Jugend. Die nothwendigsten Lehrgegenstände aus dem bürgerlichen Leben umfassend*. Erste Abtheilung. *Die Aufsatzlehre*. 1838. 63 S. (4 gr.)

Diese sämmtlichen Schriften mit derselben Tendenz der Jugendbildung, unterscheiden sich nur, daß No. 1—3 auf Erwerbung nützlicher Kenntnisse, No. 4 aber die Sprechübung und deren Fertigkeit bezweckt. Von dem deutschen Lesebuche, das voran steht und in einer zweyten Auflage erscheint, läßt sich eine beyfällige Aufnahme vermuthen. Der Inhalt ist der Absicht völlig angemessen. Es zerfällt das Ganze in 3 Abtheilungen, als Fabeln, Märchen und Erzählungen, Bruchstücke aus der Geschichte der Deutschen, — woher? Eine dritte Abtheilung enthält: Beschreibungen und Schilderungen aus der Natur-, Länder- und Völker-Kunde, mit Beschreibung des menschlichen Körpers.“ Meistens gut.

Der Vf. von No. 2 will mit dem „Lesebuche“ die Jugendseele für höhere Natur- und Lebens-Anschauung gewinnen, im Gemüthe fromme und sittliche Gefühle wecken, und den Verstand mit nützlichen Wahrheiten bereichern, beabsichtigt aber auch zugleich den Lesezweck, durch Conversationston. Im ersten Abschnitte ersten Theils sind: *Meissners, Lessings, Herders, Grimms* u. A. Fabeln, — im zweyten poetische Erzählungen von *Tiedge, Schubert, Mahlmann* u. A. mit verständiger Auswahl benutzt. Bey dem zweyten Theile des Buches mit: Unterhaltungen aus der Naturgeschichte, Geographie und Weltgeschichte ist *Schubert, Nösselt, Neander, Luden* und *Menzel* benutzt. Diese Auswahl verdient Anerkennung.

Den Eingang zu No. 3, einer beachtenswerthen Jugendschrift eines denkenden Pädagogen, bildet eine poetische, gemüthliche Epistel an Berlins berühmten Schulmann — *Spillecke*, ehrenvoll für diesen, wie für den Vf. Ueber das Ganze aus 3 Abtheilungen spricht sich der Herausg. dahin aus: das die erste Abtheilung sich an das Elementar-Lesebuch anschliesse, um den Schüler zum Lesen aus den Quellen vorzubereiten, also schon für die über der „Elementarbildung“ stehende Schüler in „Gymnasien, Progymnasien“ und Realschulen bestimmt sey. Unverkennbar ist hier ein häufig übersehener Gesichtspunct aufgefaßt. — Das deutsche Lesebuch soll weder bloßes *Lehr-* so wenig, wie „*Unterhaltungsbuch*“ seyn. Es soll vielmehr beide *Elemente* enthalten. wahre und beherzigenswerthe Winke über diesen Gegenstand sind hier mitgetheilt. Ueber eine Behauptung in der Vorrede S. 9 „aus dem verständlichen Lesen werde sich das verständige, und aus diesem das *declamatorische* — ergeben“, können wir mit dem Vf. nicht übereinstimmen. Ist Letztes nämlich im eigentlichen Sinne, der Tiefe und des Reichthumes der deutschen Sprache wegen, eine höchst schwierige Kunst, die wenig Gebildete sich anzueignen vermögen und wohl manche Lehrer ihren Schülern durch Vorsprechen, Hinweisungen u. s. w. nicht als freye Entwicklung, sondern mehr als mechanische Nachab-

mung mittheilen zu können, sich im Stillen werden gestehen müssen: so folgt von selbst, das *Declamation*, Lesen mit Betonung, von dem Schüler nicht mechanisch nachgeahmt und angeeignet werden könne, sondern von ihm im Umfange und im Geiste der deutschen Sprache wahrhaft *erkannt* und danach *geübt* werden müsse, wie es *Diesterweg* so trefflich gezeigt hat. Die zweyte Abtheilung mit ausgewählten Gedichten deutscher Classiker und historischen Mittheilungen von *Humboldt* u. A. dürfte der aufwachsenden Jugend nicht wenig Interesse und geistigen Genuss gewähren. Das Ganze ist sehr empfehlungswerth.

No. 4 soll eine Anleitung zur Anfertigung schriftlicher Aufsätze im künftigen Geschäftsleben für die Jugend seyn. Gehört zwar genau genommen ein solcher Unterricht allerdings in die Schule, so lehrt doch die Erfahrung, das er wohl in manchen Schulen wenig oder doch nicht ausführlich und hinreichend genug getrieben wird, das mithin dergleichen Anweisungen, wie vorliegende, besonders, wenn sie auf Selbstübung berechnet sind, nicht als überflüssig betrachtet werden können. Das Ganze der kleinen Schrift zerfällt in 4 Theile, und enthält Mittheilungen über Aufsätze, Dictate, Erzählungen, Beschreibungen u. s. w. S. 1 heisst es: „Gedanken sind die Hauptsache bey allen Aufsätzen, wie die *Materialien* eines Gebäudes.“ Wahr. Regeln, nach welchen sie zu ordnen sind. — Gut. — Aber eins vermissen wir, wie der an Gedanken in der Regel noch arme Schüler sich damit bereichern, sie erweitern und aneignen könne. Das geschieht durch anregende Fragen, die sich derselbe entweder selbst vorlegt, als: *wer — was? wo? wie?* in einzelnen Fällen, wie es *Krug* u. A. nachgewiesen haben. Oder der Lehrer macht durch anregende Fragen über den gegebenen schriftlichen Gegenstand aufmerksam, und fodert den Schüler zur Selbstbeantwortung und ausführlichen Zusammenstellung auf.

Das Ganze ist brauchbar zur Anwendung.

D. R.

## KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Berlin, b. Ende: *Theater von M. Scribe und dessen Mitarbeitern*. In einer Auswahl des Besten. Aus dem Französischen. Drittes Bändchen. *Eine fixe Idee*: Komödie in einem Act. Von *Scribe* u. *Paul Duport*. Uebersetzt von *L. Buhl*. 88 S. 16. (4 gr.)

Die fixe Idee ist die des jungen Frankreichs, und beyläufig des jungen Deutschlands, der Zerrissenheit, die ihre Meinung durch Selbstmord zu Selbstmord zu apotheosiren sich

verpflichtet glaubt. Die Vf. haben richtig eingesehen, das nicht mit langer Moral der Manier beyzukommen ist, sie haben sich deshalb damit kurz gefaßt, und sie mit den viel wirksameren Waffen des Spottes angegriffen, der noch gewichtiger seyn würde, wenn die komische Ader reichlicher flösse, und wenn der Witz ohne hydraulische Mühwaltung von selbst den Dialog durchströmte.

Vir.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M A I 1839.

## NATURWISSENSCHAFTEN.

HALLE, b. Schwetschke u. Sohn: *Systematische Encyclopädie und Methodologie der theoretischen Naturwissenschaften* von Dr. *Gustav Saccow*, ordentlichem Honorar-Professor der Philosophie an der Universität zu Jena. 1839. XII u. 313 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Unser, dem naturforschenden Publicum bereits durch mehrere physikalische und mineralogische Beyträge rühmlichst bekannte Vf. stellt mit diesem Werke abermals eine neue Frucht seiner Studien und Erfahrungen der öffentlichen Beurtheilung aus. Er hat sich dabey an einen äußerst schwierigen Gegenstand gewagt, welcher vor ihm auch nur in Andeutungen oder doch wenigstens in dieser Art der Ausführung noch nicht bearbeitet war. Während wir nämlich in jedem Zweige der Wissenschaften mit Encyclopädieen allerley Zuschnittes überreichlich versehen sind, so werden wir hingegen in der gesamten naturwissenschaftlichen Literatur nach einem ähnlichen Werke vergebliche Nachfrage thun.

Wollen wir nun ein solches Unternehmen nach Zweck und Begriff richtig würdigen, so müssen wir einen doppelten Standpunct der Beurtheilung wohl unterscheiden. Es stehen dann und wann Männer, wie *Baco*, *Newton*, *Kant* auf, welche man, obschon in einem weiteren Sinne, doch eigentlich Encyclopädiker nennen sollte. Mit dem bisherigen Zustande der Wissenschaft und allen Leistungen in ihr hinlänglich vertraut, geht ihnen, gleichsam durch vorahnenden Seherblick, eine neue Idee derselben auf, und indem sie diese mit der Wirklichkeit vergleichen, spannen sie ihre Forderungen höher, als bisher. Ihren Ideen gemäß entwerfen sie einen neuen Plan, thun Vorschläge zur Verbesserung und Erweiterung, und eröffnen dem Kundigen neue Ausichten in bedeutungsvollem Wirken für Studium und Erfindung. Sie haben Förderung und Aufnahme der Wissenschaft im Auge, und suchen diese hauptsächlich in einer aus der Idee hergeleiteten Veränderung der Methode zu bewirken, gemeinlich begeistern sie kühnauffrebende Jünglinge zu muthiger Theilnahme. Von einem etwas anderen Gesichtspuncte geht eine Encyclopädie und Methodologie irgend einer Wissenschaft aus, wie sie dem genaueren Studium derselben in der Weise vorausgeschickt werden muß, als die Betrachtung der großen geographischen Generalcharten dem Studium der einzelnen Specialcharten vorangeht. Ein solcher encyclo-

J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

klopädischer Abriss des vielumfassenden und reichhaltigen naturwissenschaftlichen Ganzen, dessen Bearbeitung einen Mann erfordert, welcher mit genügender Kenntniß aller einzelnen Theile und bisherigen Leistungen einen Ueberblick über das Ganze verbindet, um das organische All der Dinge, welches wir Natur nennen, in seinen Fugen und Gliedern im Abbilde der Wissenschaft darzustellen, liegt uns in obigem Werke vor. Ein solches wird besonders in unseren Tagen, wo Reiz des Gegenstandes und Richtung der Zeit den Eifer für Naturstudien so ungemein beleben, die Entdeckungen sich dergestalt drängen, daß ein Jeder sich fast ausschließlich nur auf einen Zweig beschränkt, ein verdienstliches Unternehmen, wenn es nicht nur den Anfänger in den weiten Schauplatz der Natur einführt und mit den Arten ihrer Erforschung, den nöthigen Erfodernissen ihrer Bearbeitung bekannt macht, die Aufgaben vorzeichnet, welche sie dem betrachtenden Menschen stellt, und ihre Lösungen andeutet, so weit sie bisher in unserer Gewalt sind, sondern vor allen Dingen durch ein lebendiges Gemälde des Ineinandergreifens aller Zweige der Naturwissenschaften in ihm die Ueberzeugung erweckt, daß bey aller Vorliebe für ein besonderes Fach der wahrhafte Gelehrte auch in diesem Gebiete sich einen Gesamtüberblick über das ganze Feld erwerben, und eine vertraute Bekanntschaft mit ihm unterhalten müsse. Ausserdem würde eine Encyclopädie nur ein unnützes Register seyn, welches der in der reichen Schatzkammer der Erfahrung einheimische Naturforscher mit Widerwillen abweist, oder, wenn sie nicht strenge innerhalb der Grenzen einer formalen Encyclopädie bleibt, einen ungenügenden Auszug der Wissenschaften darstellt, welcher um so weniger zu billigen wäre, als oberflächliches Studium der Wissenschaft die nothwendige Folge seyn würde.

An diese nöthigen Vorbemerkungen, welche wir mehr angedeutet, als ausgeführt haben, schliessen wir unsere Beurtheilung des vorliegenden Werkes an, welches in einer leichten und falschen Sprache Anfängern Aufgabe und Gegenstand sämtlicher Naturwissenschaften, so wie die Erfodernisse und methodischen Regeln ihres Studiums vorlegt, eine Aufgabe, über welche sich der Vf. selbst in der Vorrede in den Worten ausspricht: „Das gegenwärtige Werk beabsichtigt, den Studirenden und anderen Freunden der Naturwissenschaften eine gedrängte Ueberzicht ihrer verschiedenen Richtungen zu geben, und dadurch in das besondere Studium der letzten einzuführen. Den Zweck, vorzüglich Anfängern zur Richtschnur zu

dienen, wird es rechtfertigen, wenn der Vf. seinen Standpunct nicht in einer solchen wissenschaftlichen Höhe genommen hat, welche diesem widerstreben würde. Sein Hauptgesichtspunct mußte vielmehr seyn, durch scharfe Sonderung der verschiedenen Zweige der Wissenschaft nach ihrem Gegenstande und durch Verbindung derselben nach ihrer inneren logischen Ordnung seine Aufgaben zu lösen.“ Wie der Vf. diesen verschiedenen Anforderungen genügt hat, soll aus einer Anzeige des Inhaltes hervorgehen, an die wir hie und da einige Bemerkungen anknüpfen werden.

Der Vf. theilt sein Werk in zwey Theile: in einen *allgemeinen*, welcher in zwey Abschnitte, im ersten nämlich Erörterungen über Encyclopädie und Methodologie überhaupt, und im zweyten eine allgemeine Uebersicht der systematischen Encyclopädie und Methodologie der theoretischen Naturwissenschaften enthält, — und in einen *besonderen* Theil, welcher die Ausführung der Entwürfe jenes zweyten Abschnittes befaßt.

Da auf der Universität Hodegetik gelesen und billigerweise auch gehört werden sollte, so scheint uns der ganze erste Abschnitt des allgemeinen Theiles, welcher dahin einschlagende Gegenstände betrifft, so löbliche Gesinnungen und richtige Einsicht für einen lebendigen und freyen Geist, so wie gegen das bloß Statutarische und Handwerksmäßige (bis auf wenige Begriffe, welche dem zweyten Theile einzuverleiben wären) sich darin offenbaren, im Allgemeinen als eine etwas überflüssige Zugabe. Es bedarf bey Darstellung einer einzelnen Wissenschaft nur Nachweisung der Fäden, mit denen sie an anderen hängt, und es kann kein besonders beabsichtigter Zweck ein solches Ausschweifen auf andere Untersuchungen entschuldigen.

Der zweyte Abschnitt des allgemeinen Theils sucht in zwölf Numern, von denen jedoch einige, wie die neunte, zehnte und zwölfte mehr in den methodologischen Abschnitt des besonderen Theiles gehören, das gesamte Gebiet der Naturwissenschaften systematisch zusammenzustellen, und die Grundlinien ihrer methodischen Erkenntniß zu zeigen. Wiewohl wir nun mit dem Vf. im Ganzen einverstanden sind, auch den Sinn seines Ganges, welcher ihn von der Betrachtung des Allgemeinen zu dem Besonderen, von der systematischen Aufstellung der zur Physik und Psychologie gehörenden Arten der Erscheinungen zu ihrer Anwendung auf alle durch sich selbst abgeforderte Gegenstände fortführt: so geben doch die in einzelnen Numern folgenden Andeutungen kein recht anschauliches, einer encyclopädischen Propädeutik angemessenes Bild eines organischen Ganzen, noch lassen sie wahrnehmen, wie sich die Naturwissenschaften aus dem Kreise menschlichen Wissens aussondern, und gerade diese Art ihrer Erforschung in Anspruch nehmen. Mit einem Worte, eine genetisch-analytische Entwicklung ist für den Anfänger jederzeit einer synthetischen vorzuziehen; so sehr letzte auch etwaigen logischen Forderungen

entsprechen mag. Da wir von dem engen Standorte menschlicher Wahrnehmungsweise aus zu umfassender Erkenntniß der Naturgesetze und zu einem sicheren Ueberblick des Ganzen der Sinnenwelt mit einer die Schärfe der Sinne unendlich übertreffenden Genauigkeit gelangen, so wäre es wohl besser, statt eine Definition der Natur, eine Classification ihrer Erscheinungen und eine Aufzählung ihrer Erforschungsmethoden zu Grunde zu legen, von der Betrachtung dessen auszugehen, was sich den Sinnen des Menschen gruppenweise, oder in einzelnen Erscheinungen bis zu einer Zusammenfassung in ein Weltall darstellt. Wäre ein solcher Ueberblick gewonnen, so sollte man zeigen, wie in diesem anschaulich gegebenen Ganzen physische und in Besonderem morphotische Proceße, trotz des Umlaufs der Gestirne und der Umwandlungen um und an der Erde, welche den erstaunenden Forscher sogar in eine sagenleere Zeit zurückführen, nur die Wiederkehr derselben Wirkungen als Gesetze bey bleibender Urfache erblicken lassen. Daran wäre endlich die Frage zu knüpfen: wie erhebt sich nun der forschende Mensch zu der Erkenntniß dieser Gesetze, als der Aufgabe der Naturwissenschaft, wobey dann die vom Vf. sehr wohl ausgeführten Methoden der vom Experiment unterstützten Beobachtung und ihrer Zurückführung auf Gesetze, unter Voraussetzung einer mathematisch-physischen Verstellungsweise *a priori* zur Sprache kommen. So wird dem Anfänger Aussicht und Einsicht zugleich gegeben; es wird ihm der Gegenstand allseitig gezeigt und die Art angedeutet, wie er auf der Grundlage der Wahrnehmung sich doch zu einer festen und sicheren Wissenschaft erheben könne. Das gilt der Methode der Darstellung. Was nun das Princip der Anordnung betrifft, welches der Sonderung aller einzelnen Disciplinen zu Grunde liegt, so ergiebt es sich von selbst, daß sich einzelne Körper, oder die an ihnen und zwischen ihnen durch eigenthümliche Erscheinungen und Gesetze sich kund gebenden Proceße an und für sich oder einzelne Systeme von Wechselwirkungen der Betrachtung darbieten. Dieser ganz natürliche Eintheilungsgrund, nach welchem wir, weil einzelne Körper und ein System von Körpern in ihrem Bestehen von allgemeinen Gesetzen abhängig sind, eine Lehre von physischen und organischen Proceßen *in abstracto* und eine Anwendung derselben auf das Bestehen und die Veränderung der unserer Wahrnehmung gegebenen, einzelnen Dinge für sich oder in einem wechselseitigem Zusammenhange erhalten, giebt uns nun zwar eine allgemeine theoretische Naturwissenschaft (Physik mit Einschluß der Chemie) und mancherley Arten der speciellen Naturwissenschaften (eine Eintheilung, welcher auch unser Vf. gefolgt ist); es wird sich in der Darstellung der einzelnen Zweige selbst nie die scharfe Trennung beybehalten lassen, wie sie die logische Theilung fodert, daher man zufrieden seyn muß, wenn ein Kreis gleichartiger Erscheinungen unter einen bestimmten Titel gebracht ist. Auch werden wir finden, daß, obgleich bey den neuen Fortschritten in der Naturkunde einzelne Zweige

zu ansehnlichem Umfang anwachsen, und ein selbstständiges Ansehen gewinnen, Isolirung dem Geiste der Naturwissenschaft, deren Seele Analogie und Combination ist, mehr schadet als nützt.

Unser Vf. hat alle bisherigen Theile angedeutet und sogar unter dem Namen Morphologie einen besonderen Zweig der Physik bestimmt, einen Zweig, welcher uns die mancherley, aus der eigenthümlichen Natur jedes Wesens mittelst des Bildungstriebes hervorgehenden Gestalten zu erklären, die Viel besagende Aufgabe hat. Dagegen aber vermiffen wir einen Abriss einer allgemeinen Bewegungslehre, d. h. der Darstellung aller Grundgesetze der Bewegung, welche allen körperlichen Phänomenen zu Grunde liegt, und den Theorien aller übrigen physikalischen Erscheinungen eine sichere mathematische Grundlage giebt. Denn was der Vf. als Phoronomie aufführt, ist so viel als Gravitationslehre, und nur eine Anwendung aller Gesetze der Bewegung auf die Erscheinungen der Schwere an der Erde. Dafs aber den Erscheinungen der Adhäsion, welche in allen Lehrbüchern der Physik in Verbindung mit der Cohäsion abgehandelt wird, eine besondere Lehre gewidmet worden ist, und die reine, allgemeine Chemie, ihres grossen Umfanges ungeachtet, als eine einzelne Disciplina der Physik, den übrigen wissenschaftlichen Zweigen derselben, der Morphologie, der Phoronomie, der Akustik, der Optik, der Thermologie, der Polaritätslehre (Magnetismus und Electricität) und Adhäsionslehre beygeordnet ist, hat unsern vollkommenen Beyfall. Endlich ist die Psychologie allerdings auch eine theoretische Naturwissenschaft, dürfte aber bey einer zweyten Auflage entweder ganz wegzulassen, oder mit einer grösseren Sorgfalt und Ausführlichkeit und zwar in der Weise zu bearbeiten seyn, dafs zugleich das Verhältnifs der Seele zum organischen Leibe deutlich hervortritt. Die wenigen dürftigen Notizen, welche der Vf. darüber mittheilt, geben in der That keine hinreichende Vorstellung von dem Gegenstande und den verschiedenen Gesichtspuncten der Psychologie, als Physik der Seele überhaupt.

Nächst den *allgemeinen* naturwissenschaftlichen Zweigen, sind die *speciellen*, d. h. diejenigen Naturwissenschaften dargestellt, in welchen specielle Objecte, Gestirne, Atmosphäre, Mineralien, Pflanzen, Thiere und Erde ins Auge gefasst werden, für deren allgemeine Unterscheidung der Vf. eine Einleitung vorausgeschickt hat, welche wir als einen sehr gelungenen Abschnitt des Werkes zu bezeichnen haben, und in dem Vf. einen eben sowohl classisch gebildeten, als umsichtsvollen Naturforscher erkennen laßt. Die einzelnen speciellen Theile, die Astronomie, Atmosphärologie, Oryktognosie, Phytologie, Zoologie, Geognosie, Geologie, Geographie, sowie die psychische Anthropologie, sind, wie die allgemeinen, nach Begriff und Inhalt und zwar in der Weise verzeichnet, dafs dieselben lauter Aufgaben enthalten, und somit zum besonderen Studium vorbereiten. Und hiedurch wird ein Anfänger allerdings mit dem gesamten Reich-

thume der bisherigen Forschungen übersichtlich bekannt. Sollte aber nicht überhaupt unser Vf. sein Verdienst dadurch erhöht haben, und zu einer noch gelungeneren Darstellung geführt worden seyn, dafs er gezeigt hätte, wie wir eigentlich auf jede jener Aufgaben gelangen, indem er dem Gange der Erfindung, nach welchem sich an wahrgenommenen Erscheinungen die Beobachtungen und Vergleichen anschliessen, methodisch gefolgt wäre? Dadurch hätte auch die jedem Zweige beygegebene Literatur, in welche in der That nur Werke geschichtlichen und nie veraltenden Werthes aufzunehmen sind, ein anderes Ansehen gewonnen; sie würde so zur Quelle der weiteren Belehrung für die im Text nur angedeuteten Winke erhoben worden seyn. Auch verbände ein solcher Vortrag den jetzigen Stand der Wissenschaft mit ihrer Geschichte, und würde mit ihrem Ueberblicke auch Einsicht in ihren Gang und Aussicht auf künftige Bereicherungen gewähren. Indefs können wir es rüchlich der vom Vf. gegebenen Darstellung aller speciellen Theile, die uns im ganzen Werke sehr gelungen dünken, nur billigen, dafs er dieselben mit den Grundätzen der vorzüglichsten Meister, und zwar eines *H. W. Brandes*, *Kämtz* und *Naumann* in Verbindung gebracht hat, sowie er in Beziehung auf die methodische Grundansicht der ganzen Wissenschaft lediglich *Fries* gefolgt ist. Er hat sich überall an die zu erklärenden Erfahrungen gehalten, und wenn es auf philosophische Begriffsbestimmung ankam, ist er der richtigen Ansicht treu geblieben, ohne sich von der nichts sagenden Formelspielerey der sogenannten Naturphilosophen verleiten zu lassen.

Werfen wir endlich einen Blick auf die besondere *Methodologie*, den zweyten Abschnitt des besonderen Theiles, so finden wir in derselben eine treffliche Skizze. Dasselbst bezeichnet nämlich der Vf. zuerst den Zweck und die Erfodernisse des naturwissenschaftlichen Studiums in einer solchen Vollständigkeit und Genauigkeit, dafs kaum etwas vermiffet werden dürfte, und nur der Wunsch übrig bleibt, dafs viele Naturforscher von einer gütigen Natur oder günstigen Lage auf die bezeichnete Weise zu diesen Studien angesteuert oder befähigt seyn möchten. Hierauf folgen die besonderen Vorschriften für das Studium einzelner Disciplinen und die wissenschaftlichen Erfahrungsmethoden. Das Langweilige, das dergleichen Anweisungen oft haben, hat der Vf. durch mancherley piquante Bemerkungen und zahlreich eingewebte recht lehrreiche Beyspiele, welche treffende Belege für das Gesagte darbieten, auf eine sehr ansprechende Weise entfernt.

Wir haben diesen ersten Entwurf einer systematischen Encyclopädie und Methodologie der theoretischen Naturwissenschaften hauptsächlich in Hinsicht der Methode, des Entwurfes und der Darstellung geprüft, weil wir fest überzeugt sind, dafs ein solches, in der angedeuteten Weise noch mehr vervollständigtes Unternehmen grossen Nutzen stiften wird.

Unser Vf. hat brav vorgearbeitet und in einem bisher unbetretenen Gebiete Bahn gebrochen mit einem Fleiße, einem Eifer und einer Umsicht, die wir unparteylich anerkennen müssen. Wir enthalten uns daher um so mehr einzelner Ausstellungen, als wir von Herzen wünschen, daß sich studirende Jünglinge dieses Werkes mit der Liebe bedienen möchten, mit welcher es geschrieben ist!

V.

### S T A T I S T I K.

WIEN, b. Heubner: *Statistik* von Moritz Fränzl, Doctor der Rechte, k. k. Professor der Statistik und p. t. des praktisch-europäischen Völkerrechts an der Theresianischen Ritter-Akademie zu Wien. *Erster Band*. Enthaltend: 1) *Die Theorie der Staatenkunde*, dann 2) *Schilderung Océaniens, Afrika's, Asien's und Amerika's*, endlich 3) *die erste Abtheilung der Statistik Europa's oder Land und Leute der europäischen Staaten*. 1838. XII u. 396 S. 8. (2 Thlr. 3 gr.)

Statistik ist ein vielbedeutendes umfangreiches Wort, das in dem Sinne, in welchen es eigentlich genommen werden muß, hier gar nicht gemeint seyn kann. Der Vf. sagt nämlich: die Statistik ist die Schilderung der Staaten aus dem politischen Gesichtspuncte. Es kann hier nicht der Ort seyn, sich über Begriffe zu verständigen; daß die hier gegebene Definition aber nicht ausreicht, geht schon daraus hervor, daß es dann keine Mercantil-, Geld-, Medicinal-, Militär- u. s. w. Statistik geben könnte. Oder bezieht der Vf. diese Gegenstände auf den von ihm angegebenen politischen Gesichtspunct? Inzwischen wir wollen annehmen, daß seine Statistik in den drey von ihm S. 6 aufgestellten Hauptbedürfnissen des menschlichen Geschlechts: Sicherheit oder Gründung und Schutz des Rechts, physisches Gedeihen oder Nationalreichthum und moralische Veredlung oder Bildung des Geistes oder Charakters zu suchen sey; dann bewegt sich aber sein Stoff in viel zu engen Grenzen. So findet man nicht das Verhältniß der Geburten zur Bevölkerung und den Todesfällen, kein Wort von den besonders häufig vorkommenden Verbrechen und den darauf gesetzten Strafen, von den Zahlenverhältnissen der Religionsparteyen. Ebenso vermisst man auch alle Andeutungen über meteorologische Verhältnisse u. dergl. mehr. So hält Rec. dafür, daß das Werk ein geographisches Compendium, aber keine Statistik ist.

Zum Leitfaden dieser Zusammenstellung haben dem Vf. die Werke eines *Balbi*, *Schubert*, *Schön*, *Montgomery*, *Martin*, *Folger* und *Forfell* hauptsächlich gedient. Nur die Theorie, das System, die Auswahl, die Verbindung und grösstentheils die Einkleidung sey — so sagt der Vf. — sein Verdienst oder seine Schuld. Wir haben an dem Werke zu tadeln: 1) die ungleiche Verarbeitung des gesamten Stoffes. So ist den afrikanischen und asiatischen Reichen eine grössere Berücksichtigung als den deutschen Staaten gewidmet. Das Königreich Würtemberg ist z. B. mit 20 Zeilen, Hohenzollern-Hechingen mit 3 Zeilen, Herzogthum Braunschweig mit 13 Zeilen u. s. w. abgefertigt. Kann so eine Compilation auf den Namen Statistik Anspruch machen? 2) gemeine Ausfälle wie S. 348: „Wir gönnen den Berlinern ihre Systeme, ihren Sand, ihre Butterbäume und noch mehr dazu“; 3) sucht man in einem geographischen Werke — denn das ist es doch nur — das Neueste, von dem der Vf. unterrichtet seyn kann, wie z. B. daß schon seit 4 Jahren im Königreiche Sachsen nicht mehr die Eintheilung nach *Kreisen* besteht, sondern das Land in *Kreisdirectionen* eingetheilt ist; 4) muß die Schreibung der Namen durchgehend die seyn, wie sie die Regierungsbehörden gebrauchen. So heisst es nicht *Meinungen*, sondern *Meinungen*; 5) die Grenzen sind nicht jedesmal richtig und bestimmt bezeichnet. So sehet S. 351: „Sachsen-Altenburg.“ Dieses an das Königreich Sachsen und Schönburgische Reicelsherrschaften anstossende Herzogthum u. s. w. Nach dieser Wortstellung sehet es aus, als ob die Schönburgischen Reicelsherrschaften ein besonderer Staat seyen; sie sind jedoch nur ein kleiner Bestandtheil des Königreichs Sachsen; dann aber auch, als ob kein Land weiter an Altenburg grenze, und doch stossen auf der Abendseite auf einer nicht unbedeutenden Länge das Preuss. Herzogthum Sachsen, das Großh. Weimar, sowie die Reußischen Fürstenthümer daran.

Uebrigens enthält das Werk allerdings manches Gute, Brauchbare und Nützliche, und zeigt aller Orten von einer grossen Belesenheit des Verfassers. Wenn, wie wir nicht zweifeln, bey einer künftigen zweyten Auflage eine so sorgfältige Revision der Materialien vorgenommen, und das Statistische im Werke auch auf dem Titel als Nebensache bezeichnet wird, so wird das Werk sich den besseren deutsch-geographischen Lehrbüchern anschliessen können.

C. v. S.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M A I 1839.

## KIRCHENGESCHICHTE.

ERLANGEN, b. Palm: *Richard von St. Victor und Johannes Ruysbroek*. Zur Geschichte der mystischen Theologie von Dr. J. G. V. Engelhardt. 1838. XIV u. 400 S. gr. 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Auf den Titel dieses verdienstlichen Werkes hätte noch beygesetzt werden sollen: „Nebst einer Uebersetzung von *Bonaventura's itinerarium mentis in deum*.“ Denn diese Abhandlung findet sich hier S. 384—400 vollständig, um das in der Vorrede S. XI angedeutete Verhältniß dieses berühmten scholastischen Theologen und Mystikers zu dem Victoriner *Richard* zu erläutern, was Rec. sehr dankenswerth findet.

Hr. Dr. E. hat bey dieser seiner neuesten Arbeit zunächst Alles auf den *Johannes Ruysbroek* abgesehen, und *Richard* so wie *Bonaventura* sollen seinem Helden nur zur Folie dienen. Wir wollen uns daher zuerst mit dem zweyten Theile unseres Buches beschäftigen, welcher S. 165 mit dem Leben, Schriften und Lehre *Ruysbroek's* beginnt, und samt den Anmerkungen den größeren Raum desselben ausfüllt.

„*Johannes Ruysbroek*“, sagt Hr. E. gleich im Eingange seiner Schrift, „nimmt in der Geschichte der mystischen Theologie eine so bedeutende Stelle ein, daß er eine eigene Bearbeitung wohl zu verdienen schien. Es ist bekannt, wie hoch seine Zeitgenossen und die Freunde der mystischen Theologie im 15 Jahrhundert ihn verehrten.“ Wir setzen mit *Arnold* in s. Geschichte der mystischen Theologie S. 309, und mit *Bayle* hinzu, daß „ihn auch die späteren Protestanten und Calvinisten gelobt haben.“ Darum dürfte wohl manchem unserer Leser ein Gefallen geschehen, wenn wir ihrem Gedächtnisse mit einigen Nachrichten über diesen merkwürdigen Mann und seine Schriften entgegen kommen.

*J. Ruysbroek*, der nach S. 346 in einer alten Handschrift bald *Johannes Rusebruch*, bald *Reisbruch* genannt wird und im Lateinischen *Rusbrochius* heißt, ist muthmaßlich 1293 in dem Dorfe Ruysbroek an der Senne zwischen Brüssel und Hall geboren, und zuerst — was Hr. E. doch hätte anführen sollen — Vicar, sodann aber Pfarrer an einer Kirche (*de l'église de Sainte Gudule*) zu Brüssel bis zu seinem 60sten Jahre gewesen, innerhalb welcher Zeit auch einige seiner Schriften fallen. Hierauf entzog er sich den ihm lästigen weltpriesterlichen Geschäften, ging nach Grünthal, 2 Stunden von Brüssel entlegen, J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

und wurde dort Gründer und erster Prior der regulirten Chorherren vom Orden des heiligen Augustin daſ. nach *Valer. André bibl. belg.* S. 555. Hier lebte und schrieb er, doch Letzteres mit Wochen langen Unterbrechungen, in welchen „er die Gnade oder göttliche Inspiration nicht fühlte“, bis er den 2 Dec. 1381 im 84 Jahre starb.

Man nannte ihn den *doctor ecstaticus* (Vorrede S. III), auch, fügt Rec. hinzu, den zweyten *Dionysius Areopagita*. Er war, sagt, *Bayle*, „un homme ignorant, mais fort devot et contemplatif, et tout-à-fait interieur, et qui s'enfonça de telle sorte dans les abîmes de la theologie mystique, qu'il passe pour un des plus grands maitre de cette science.“

Von seinen Schriften sind bis jetzt fast nur Uebersetzungen bekannt, die wir meistens dem *Laurentius Surius* zu verdanken haben. Man scheint aber in den allerwenigsten größeren und älteren Bibliotheken noch nicht genug nach diesen Schriften gesucht zu haben, und wir möchten den Hn. E. fragen, warum er sich nicht nach Brüssel gewendet habe, wo er wenigstens hätte ermitteln sollen, was an der Behauptung in des schon von uns angeführten *Valerius Andreae bibliotheca et topographia belgica* (Löwen 1643.) S. 556 u. f. w. wahr sey, daß in dem Kloster Grünthal das Manuscript mehrerer seiner Werke zum Theil mit einer latein. Uebersetzung von seinem (*des Ruysbroek*) Zeitgenossen *Wilhelm Jordanus* aufbewahrt werde. Hr. D. E. hat nur drey deutsche Handschriften in der Münchener Centralbibliothek benutzt, welche er in s. Vorr. S. IV. VI. und in den *Anmerkungen* S. 345 sehr genau beschreibt, auch sehr dankenswerthe Proben daraus vorlegt. Diese treffen mit der latein. Uebersetzung des *Surius* genau überein, weshalb wir nicht zweifeln dürfen, daß unsers *R.'s* mystisches System vollständig erkannt werden kann, und vom Hn. E. höchst gelungen aufgestellt worden ist.

Rec. hat nun diese letzte Behauptung zu begründen. Sehr zweckmäſsig ist schon die zwiefache Weise zu nennen, mit welcher Hr. E. bey seiner Arbeit zu Werke gegangen ist. Er hat nämlich S. 173—264 *Ruysbroek's* Lehre aus seinen sämmtlichen Schriften *systematisch* dargestellt, und S. 337—344 den Inhalt der einzelnen *Schriften*, deren 14 sind, nach der in den Büchern selbst gegebenen Ordnung mitgetheilt. Jene Lehre hat er in folgende Fächer gebracht: *Gott an sich. Die Dreyeinigkeit. Christus. Schöpfung. Der Mensch. Weg des Menschen zu Gott: actives*

*Leben. Das innere Leben. (Die drey Einheiten im Leben. Die zweyte Ankunft Christi. Die vier Ausgänge. Die dritte Ankunft Christi. Die Gnade. Weg zum inneren Leben und die Stufen desselben. Die drey Begegnungen. Die Gaben des Geistes.) Das contemplative Leben. Die Liebe. Hindernisse der Contemplation. Das Abendmahl. Die Kirche.* Unter diesen Ueberschriften erhalten die Leser den eigentlichen Stoff oder Geist der R'schen Werke vollständig, und zwar in der kürzesten Fassung, d. h. mit Weglassung der dem R., wie allen seines Gleichen, gewöhnlichen unzähligen Wiederholungen. „Dem Leser“, sagt Hr. E. Vorr. S. XIV, „sollte der geordnete Stoff vorliegen, aus dem er sich sein eigenes Urtheil bilden könnte. Ich habe deshalb überall die eigenen Ausdrücke dieses Schriftstellers gebraucht, um nicht durch eine Aenderung in diesen ein fremdes Licht aus der Bildung (?) unserer Zeit auf jene frühere fallen zu lassen, was bey dogmenhistorischen Untersuchungen immer schädlich gewirkt hat.“ Auf diese Weise, so wie noch dadurch, daß S. 279 ff. und S. 347 ein Theil des deutschen und des *Surius'schen* lateinischen Textes abgedruckt erscheint, wird es dem Leser leicht genug gemacht, sich mit der Gedanken- und Phantasie-Welt eines der ausgezeichnetsten Mystiker auf's Bestmögliche bekannt zu machen: mit dem einen aber kennt man dann der Hauptsache nach alle die übrigen.

Es kann uns nicht einfallen, R's. Lehren selber hier einschalten zu wollen. Aber erlaubt muß es uns seyn, einige Bemerkungen hieher zu setzen, aus denen sich auf das ganze Denken und Treiben dieses Mannes und seiner wärmsten Anhänger schliessen läßt. Ueber Gott und Christus wird nur Weniges und Dürftiges gesagt. Dies darf jedoch bey den Mystikern nicht auffallen: sie haben nur mit dem Verhältnisse des Menschen zu Gott zu thun; und je dunkler sie das Hauptobject lassen, desto leichter kann sich ihre Einbildung mit jenem beschäftigen. Von Gott heißt es: „Gott ist sein selbst und aller Creaturen Bild, die überwesentliche Wesenheit aller Seyenden, seine Gottheit der unerschöpfte Abgrund, in welchen man sich im glücklichen Irregehen verliert. Seine Natur wirkt Alles, in sofern sie fruchtbar ist (!). In ihm sind vier abgründige Eigenschaften, nämlich zwey emanirende, Weisheit und Liebe, und zwey hinein ziehende, Einheit und Wesenheit.“ — „Christus ist nicht seine Person oder Hypostase, wie die übrigen Menschen, sondern der Sohn Gottes ist seine Hypostase und Form. Er ist eine Person mit Gottes Wort. Er hinterließ uns die sieben Sacramente und die äußeren Kirchengüter. Nach seiner Menschheit ist er Lichtbringer insbesondere der katholischen Kirche; nach seiner Gottheit ist er golden, weil er sich uns aus Liebe gegeben. Er hat drey körperliche und drey geistige Kräfte: durch jene war er mächtig und freygewillt zu aller Gerechtigkeit; durch diese gehorham zu allen sieben Tugenden, immer offen gegen Gott, verschlossen gegen die Weltlust. Seine vernünftige Seele ist eins mit Gott.“

Bey dem Menschen hält sich R. länger auf, und hier stößt man ganz unerwartet auf manches sehr Anziehende und Treffliche. Hier einige Beyspiele: „Alle Menschen haben gleiche natürliche Würde, Freyheit und Adel.“ — „Vom Willen hängt Alles ab. Wolle Demuth und Liebe, und du hast sie. Das kann dir Gott selbst nicht nehmen. Der Wille macht die Sünde, auch ohne That.“ — „Vier Tugenden, Discretion, Muth, Mitleid und Unschuld muß man immer zusammen haben, weil man keine ohne die andere haben kann: sie begreifen Alles, was wir uns selbst und dem Nächsten schuldig sind.“ — „Ohne Freyheit ist nie ein verdienstliches Werk vollbracht worden. Sie faßt alle geistigen Schätze in sich; sie ist die offene Hand, die immer giebt.“ Rec. gesteht, etwas Schöneres über die Freyheit noch nicht gelesen zu haben, und will daher auch dem Manne, der dieses Wort ausgesprochen hat, seine vollkommene Freyheit in allen seinen übrigen uns, dem Rec., sehr wenig einleuchtenden Ansichten ohne harten Widerspruch lassen. Das ist aber keine leichte Sache, wenn man am Schlusse der Betrachtung über den Menschen Folgendes liest: „Die irdischen Güter sind uns vor Allem dazu gegeben, daß wir davon die Zehnten und Erstlinge und alles das bezahlen, was für den Dienst der Kirche und der Priester von uns gefodert wird.“

Bis zu S. 195 ist indels immer noch wenig Mystisches zu finden: dieses beginnt recht eigentlich S. 202 mit den drey Einheiten im Menschen. Auch daraus einzelne Stellen: „Im Menschen ist eine dreyfache natürliche Einheit, einmal in Gott, die andere bezieht sich auf die höchsten Kräfte, wo diese auf gewisse active Weise aus der Einheit des *Spiritus* oder *mentis* ihren Ursprung ziehen; die dritte ist die Eigenthümlichkeit oder Sammlung der körperlichen Kräfte in der Einheit des Herzens. Aus dieser Einheit geht alle Gnade hervor. Aus der Einheit kommt die Zerknirschung, daraus die sinnliche Liebe, daraus die Andacht, daraus der Dank, und aus dem Danke kommt ein doppelter Schmerz über ungenügsamen Dank und zu geringe Fortschritte. Dieser Schmerz ist Wurzel, Anfang und Ende aller unserer inneren Tugenden. Die zweyte Stufe (die erste fehlt;) der ersten geistigen Ankunft Christi ist die süße Eintröpfung seiner Gnade, welche Wollust des keuschen Herzens und der sinnlichen Kräfte wirkt, aus der die Trunkenheit hervorgeht, in welcher einige singen, andere weinen, andere hüpfen, andere verstummen und schmelzen. Die dritte Stufe sind Revolutionen oder Visionen u. s. w. In der einfachen Vision sind Hören und Sehen eins. Dies ist *raptus*.“ — „Betrachtet und geschaut kann werden die erhabene Natur der Gottheit, daß in ihr Einfachheit ist und unzugängliche Höhe, unbegreifliche Breite, ewige Länge, dunkles Schweigen, ungeheure Wüste.“ — „Die Fülle der Gnade fließt in drey Bäche aus; der dritte ist eine inspirirte Hitze.“ — „Die Dreyeinigkeit ist eine unbegreifliche Klarheit.“ — „Wenn der Mensch sich in fruitiver Neigung über alle Handlungen und Tugenden einfach in sich zurückzieht, einfach in

fruitiver Liebe einblickend, begegnet ihm Gott ohne Mittel in einem einfachen Lichte, das sich als Dunkel, Nacktheit, Nichts darstellt.“ — „In der fruitiven Neigung besiegt er gleichsam Gott, und wird ein Geist mit ihm, und gelangt dadurch zu einem fruitiven Geschmack.“ — S. 225 u. 226 findet sich schon der Pantheismus vollständig aufgestellt, aber auch widerlegt. Ihm und allen „ähnlichen falschen und bedenklichen Sätzen“ setzt R. die Lehre von der *Contemplation* entgegen. „Wenn wir mit Gott zugeneigtem Geiste frey mit Gott zusammenhängen, so treten wir aus uns selbst heraus, und werden ein Geist mit ihm. Er vereinigt uns mit sich in der ewigen Liebe, die er selbst ist. Das ist das contemplative Leben.“ Diese einfache Beschreibung wird nun S. 234 ff. erweitert. Aber unsere Leser werden mit Rec. fragen: Ist das etwas Anderes, als was jetzt von den meisten Lehrfüßlern der Philosophen und Theologen gelehrt wird? (Vergl. S. 256. Zeile 8 v. u.) Man höre auch aus S. 264: „Noa baute eine Arche, dann baute Moses eine, die letzte Arche oder Lade aber ist Gott selbst, oder die Kirche oder jeder fromme Mensch.“

Zu der besseren Beleuchtung oder Verständlichmachung der R.'schen Schriften und überhaupt der mystischen Theologie wird nun, wie schon gedacht, *Richard* von *St. Victor*, oder überhaupt die Schule von *St. Victor* aufgeführt, von welcher Hr. Dr. E. S. XI der Vorr. sehr trefflich sagt: „Die Schule von *St. Victor*, *Richard* insbesondere, hatte auf ein wissenschaftliches System der Mystik hingearbeitet, und *Bonaventura* faßte die Mystik in die schärfste dialektische Form. Indem aber *Richard* die mystische Theologie, oder wie sie bey ihm heißt, die Lehre von der *Contemplation* in ein System zu fassen versuchte, gelangte er zu der Idee einer christlichen Wissenschaft im weitesten Sinne, und dieß ist es, was ihn vorzüglich auszeichnet.“ Und S. XIII heißt es von *Richard's* Verhältniß zu *Ruysbroek*: „Bey *Ruysbroek* findet sich von dieser wissenschaftlichen Richtung nichts, er hat die Consequenz des Denkens nicht, durch welche die Abhandlungen *Richard's* insgesamt als strengverbundenes Ganze erscheinen, aber *Ruysbroek* ersetzt die logische Folgerichtigkeit des Victoriners durch eine so zu sagen historische Consequenz in der Darlegung der inneren Erfahrungen, welche er mit der Genauigkeit und Anschaulichkeit eines Augenzeugen giebt. Diese Art der Behandlung ist bey seinen Nachfolgern die herrschende geworden, und sie ist es, die durch *Tauler* und *Kempis* auf die Reformation Einfluß gewonnen hat. Der Weg, den *Richard* eingeschlagen hatte, und den nach ihm *Bonaventura* verfolgte, führte über Dogmatik und Moral hinaus zu der Idee einer umfassenden christlichen Wissenschaft. Auf diesen Weg sind nach der Reformation Theosophen und Philosophen zurück gekommen, und nicht nur der Gegensatz von *Contemplation* und *Dialektik*, der in der neueren Entwicklung der Philosophie unter anderen Namen hervorgetreten ist, sondern auch jene in ihrem tieferen Grunde psychologische Behandlung der Philosophie,

welche *Hamann* zu *Kant's* Verwunderung für eine mystische erklärte, weisen auf den Punct der Geschichte zurück, wo aus dem Kampfe *Abälard's* und *Bernhards* sich bey den Victorinern die Ahnung einer allgemeinen christl. Wissenschaft hervorthat.“ Man sieht, daß in dem Gebiete des Geistes, welches das mystische heißt, sich eine ganz umgekehrte Richtung zeigt, als auf den übrigen Gebieten des menschlichen Denkens und Wissens herrscht. Dort geht die Theorie der Praxis voran, und hier wie sonst auch überall der letztern nach.

*Richard* hatte nämlich schon im 12 Jahrh., also 2 Jahrhunderte vor *Ruysbroek*, die Idee einer christlichen Wissenschaft empfangen. Man weiß von seinem Leben nur, daß er, ein Schotte, von dem ersten Abte des Klosters *St. Victor* in Paris, *Hilduin*, allda aufgenommen, und nach sorgfältigster Benutzung des Unterrichts *Hugo's* von *St. Victor* im J. 1159 Subprior und 1162 (nach Anderen 1164) Prior wurde. Hier starb er als regulirter Chorbherr oder Canonicus.

Seine sämtlichen Schriften zerfallen in 3 Classen, deren erste die Abhandlungen, welche die *Contemplation* und ihre Vorbedingungen betreffen; die zweyte bilden die Bücher und Tractate, welche sich mit der Dreyeinigkeit beschäftigen, oder sich auf diese Lehre beziehen; die dritte begreift die exegetischen Arbeiten. Diese Schriften, 37 an der Zahl, sind zu *Rouen* 1650 in 2 Folianten erschienen. Für seinen Stil ist die Bemerkung bezeichnend, daß ihn, wie er selbst S. 87 gesteht, der Mangel an Worten zwingt, die Bedeutungen der von ihm gebrauchten Worte bald auszudehnen, bald einzuschränken, und dem Bedürfnisse nach angemessen damit zu wechseln.

Hr. E. geht nun S. 20—164 in das Einzelne dieser Bücher ein, und wir erlauben uns, über das mit der äußersten Sorgfalt Gegebene, wie oben bey *Ruysbroek*, auf Einiges die Leser desselben besonders aufmerksam zu machen.

Nachdem *Richard* zuerst von der Ausrottung des Bösen und der Förderung des Guten S. 22 gehandelt hat, geht er S. 28 zu dem Zustande des inneren Menschen über. Hier steht gleich an der Spitze die köstliche Stelle: „Die Begierde führt zum Entschlusse. Der Entschluß ist nicht möglich ohne freyen Willen. Der freye Wille beherrscht jede Handlung und jede Begierde. Wenn das Böse schon an der Thüre ist, so ist es doch die (bloße) Begierde nach dem Bösen; man ist noch Herr darüber. Keine Begierde wird zur That ohne freywillige Zustimmung. Der freye Wille ist das höchste Gut des Menschen: er hat das Bild der Ewigkeit, ja der göttlichen Majestät; denn er hat, wie Gott, Niemanden über sich. Dem Schöpfer geziemt es nicht, ihm Gewalt anzuthun, das Geschöpf kann es nicht. Weder Hölle, noch Himmel, noch Welt können die Zustimmung des freyen Willens erzwingen.“ — Noch tiefer gedacht scheint dem Rec. das Wort S. 83: „Auch dasjenige, was wir wider Willen dulden, und dem keine Klugheit und kein Streben widerstehen kann, ist mehr der Natur eingeboren, als von außen verhängt. Ein

Anderes ist, das Böse im bloßen Denken zu spüren, und ein Anderes, es aus freywilliger Neigung und mit Ueberlegung zu begehen.“ Man würdige auch den Ausspruch S. 34: „Die Heilmittel der Sünde sind Gebote, Drohungen und (oder) Verheißungen.“ — S. 34 wird von der Belehrung des inneren Menschen und der geistigen Uebung gehandelt, und S. 48 von der Vorbereitung zur Contemplation. Hieraus eine Stelle: „Der Vernunft dient die Einbildungskraft; ohne diese würde jene nichts wissen, nie zur Kenntniß des Unsichtbaren aufsteigen, wenn ihr die Einbildungskraft nicht die Form der sichtbaren Dinge vorstellte.“ — „Die Einbildungskraft ist der erste Weg zur Contemplation. Ihr kommt die heil. Schrift zu Hülfe. Sie beschreibt Unsichtbares durch Formen sichtbarer Dinge, und prägt deren Erinnerung durch die Schönheit lieblicher Bilder den Geistern ein.“ — „Sie ist Mutter und Sohn, oder Instrument und That, *Genus* und *Species*, daher *visus* das Gesehene und das Sehende. — „Wenn die Contemplation geboren wird, stirbt die Vernunft.“ — S. 60 ff. soll die *Gnade der Contemplation* beschrieben werden, man findet aber mehr die Natur der Contemplation aus einander gesetzt. Auf S. 88 schließt sich der Auszug aus dem *Richard'schen* Werke *de contemplatione*. Die nun folgenden Abhandlungen von S. 89 bis 96 sind bloß allegorisch, nicht mystisch; daher übergehen wir sie. Sodann folgen die *Schriften über die Dreyeinigkeit* S. 97—147, und *über verschiedene Gegenstände* S. 147—156. *Richard's* Hauptwerk *de trinitate* wird vom Hn. E. trefflich eingeleitet, indem er die fast allgemeine Ansicht, daß es von einem ganz anderen Standpunct ausgehe, als seine mystischen Schriften, für irrig erklärt. Die scholastischen und die mystischen Schriften, für irrig erklärt. Die scholastischen und die mystischen Theologen waren nämlich nicht in der Richtung auf das Ziel, sondern nur darin verschieden, daß jeder sich auf einem andern Punkte des Weges befand. Beider Basis war die Kirchenlehre; die kirchliche Mystik steht der häretischen, so wie die kirchliche Scholastik dem gegenkirchlichen Streben entgegen, welches die Gegenstände des Glaubens aus der Vernunft allein begreifen und erläutern zu können meinte. Auch *Richard* hat die Freyheit dialektischer Untersuchung für sich in Anspruch genommen; in seinen Büchern von der Dreyeinigkeit ist er durchaus Dialektiker. Man höre, wie er S. 108 die Dreyeinigkeit Gottes beweiset! „Im höchsten Gute ist die Fülle und die Vollkommenheit der Güte, also auch die höchste Liebe. Denn es giebt nichts Vollkommneres als die Liebe (*amor*), sie muß aber, um Huld (*charitas*) zu seyn, nicht auf sich, sondern auf Anderes gehen. Wo also keine Mehrheit der Person ist, kann keine Huld seyn. Die Liebe gegen die Geschöpfe reicht nicht hin, denn

das wäre untergeordnete Huld, die in Gott nicht seyn kann, der nur höchst lieben kann, was der höchsten Liebe werth ist. Liebte Gott bloß sich selbst, so wäre es die höchste Liebe nicht; er bedarf zur höchsten Liebe einer Person, welche Gott ist. Auch würde das Glück des höchsten Wesens mangelhaft seyn, wenn es seine Herrlichkeit nicht mittheilte“ u. s. w. Hier auch eine geistvolle Stelle aus einer von den Schriften *Richard's*: „Die Bücher, welche Offenb. Joh. 20, 12. erwähnt werden, sind die Gewissen der Menschen, gleichsam geschriebene Handlungen; die Herzen der Richtenden sind gleichsam Gesetze (*decreta canonum*). Beym jüngsten Gerichte hören wir das Denken Anderer und sehen ihre Empfindungen; deshalb kann dieses Gericht so schnell vorübergehen, und auch deshalb, weil der Strahl des himmlischen Lichtes von Christi Herzen ausgehend und dem der Apostel sich mittheilend Alles plötzlich wie ein Blitz erleuchtet.“

Unsere Leser sehen nun aus dem hier Vorgelegten, daß durch Hn. E.'s Arbeit eins der wichtigsten Werke zur Kenntniß der mystischen Theologie zu Tage gefördert worden sey, wobey auch die Kenntniß des *Wesens* und *Geistes* derselben nothwendig darein geht. Nirgends dürfen sie hier einen Mangel fürchten, oder werden sie in Ungewissheit gelassen werden; sie haben gleichsam mit Hn. E. die vollständige Reihe längst bestäubt gebliebener Bücher selbst durchgelesen. Zwar läßt Hr. E. weder den *Richard* noch den *Ruysbroek* in ihrem eigenen Sprachidiom reden; aber er giebt dafür mit der gewissenhaftesten Treue und größtentheils mit wahrer Meisterhaftigkeit die deutsche Uebersetzung der gewis nicht mit Leichtigkeit zu lesenden Originalschriften oder der früheren mittelhochdeutschen Bearbeitungen derselben. Zu diesem Zwecke bildet er oft neue Wörter. Wir haben hievon schon in dem Obigen zwey Beyspiele gegeben, fügen nun aber noch folgende hinzu: S. 46. „Die *Neidigkeit* (*invidentia*) ist ein häufiger Neid (*invidia*), welcher die Seele nicht ruhen läßt. Die *Vielfalt* der fünf Sinne S. 195 und 248; *bildlos* S. 201 (ein reines und bildloses Herz) und öfters; das *wesliche* Ueberschauen (*superessentialis contemplatio*) u. dgl. m.

Den übrigen Theil des Buches von S. 299 an füllen *Anmerkungen*, und das schon gedachte *Itinerarium* des *Bonaventura*. Zu bedauern ist hier nur, daß den Anmerkungen nicht die Seitenzahl der Stellen beygefügt ist, zu welchen sie gehören, was so leicht gewesen wäre.

Eine Eigenschaft ihrer Anhänger, die Vorliebe zur *Zahl* bey der Aufstellung ihrer Behauptungen, findet sich auch in diesem Werke fast auf einer jeden Seite mehrmals.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M A I 1 8 3 9.

## S P R A C H K U N D E.

HALLE, Waifenhaus: *Ueber Sprachen- und Völker - Verwandtschaft* von Dr. Bernhard Schmid. 1838. 28 S. 4.

Der Vf. will in dieser, den im vorigen Jahre in Nürnberg verfammelten Philologen und Pädagogen gewidmeten Schrift nichts weniger thun, als „einige authentische Winke geben, wo und auf welche Weise philologisch - historische Entdeckungen gemacht werden können“, d. h. wie man durch Vergleichung der Sprachen die Verwandtschaft der Völker bestimmen könne. Muß Rec. nun des Vfs. Ansicht im Allgemeinen loben, nämlich das Sprachstudium nur dann wahrhaft förderlich seyn, und bedeutame, wichtige Resultate für den historischen Zweck liefern könne, wenn es in einem philosophischen Geiste und nach besonnenen und wohlbegründeten etymologischen Regeln durchgeführt wird (wiewohl dazu auch noch ein Mehreres gehört); auch das Hr. Schmid mit den neueren Sprachforschern die Verwandtschaft der Sprachen nicht allein nach Gleich- und Aehnlich-Lauten der einzelnen Wörter, sondern auch und hauptsächlich nach der Uebereinstimmung der grammatischen Formen bestimmt wissen will: so kann er doch das Verfahren des Vfs. im Einzelnen um so weniger billigen, weil er durchaus jenen von dem Vf. als nöthig befundenen „philosophischen Geist“ oder eigentlich jenen Sprachgeist gänzlich vermisst, der sich todten und fernem, zum Theil auch nur wenig bekannten Sprachen doch so zu insinuiren, sie sich so zu verlebendigen versteht, das er die Sprache nicht als eine todte Masse von Wörtern und Formen ansieht, sondern Leben, Gesinnung, Bestrebungen der Völker selbst aus ihnen erkennt; mit Einem Worte, das er in der zu vergleichenden Sprache denkt.

Unter Anderem zieht der Vf. die armenische Sprache in Vergleich, und sucht sie als zu dem indogermanischen Sprachstamme gehörig nachzuweisen. Die Behauptung ist nicht neu: bekanntlich hat zuerst Klaproth in der *Asia Polyglotta* (S. 15 u. 42) das Armenische dem indo-germanischen Stamme zugeheilt, während Andere es zwischen die türkischen Dialekte und kaukasischen Sprachen, wie Pallas, Andere zwischen die semitischen und kaukasischen Sprachen stellten, ohne die Verwandtschaft mit irgend einer anderen Sprache zu erkennen, wie Adelung im Mithridates. Die Ansicht ist gewiß richtig.  
J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

nur ist gerade noch das Armenische weniger gründlich in dem Kreise der vergleichenden Sprachkunde erörtert und verglichen worden, und wenn der Vf. eine tüchtige Vergleichung des Wörterschatzes und der grammatischen Formen angeestellt hätte, so hätte er sich einen großen Dank erworben, zumal da Petermann, dem wir die neueste armenische Grammatik verdanken (*Grammatica linguae armenicae*, Berlin 1837), die Prolegomena, welche sich über diesen Gegenstand weitläufig verbreiten werden, erst in dem zweyten Theile geben wird.

Hr. Schmid stellt zuerst S. 6 das armenische, griechische, lateinische und englische Hülfswort nebst der ersten armenischen Conjugation neben einander, welches also lautet:

em	elul	sum	am	es sirem (ich liebe)
es	es	es	art	tu sires
é	éori	est	is	na siré
emk	éopév	sumus	are	mek siremk
ek	éoré	estis	arc	tuk sirek
ek	elot	junt	are	noka siren

Zuvörderst muß Rec. bemerken, das das Armenische ungenau gegeben ist, da die zweyte Person des Plurales *ék* und *sirék*, also mit demselben Laute, wie die dritte Person Singularis, nicht aber *ek* und *sirek* geschrieben seyn sollte. Hr. Schmid sagt nun zur Erklärung: „Ein Blick auf diese vergleichende Tabelle lehrt, 1) das das armenische Hülfswort *em*, mit der Wurzel eines anderen Zeitwortes verbunden, die Conjugation des Activums bildet, die armenische Sprache wenigstens in dieser Hinsicht ausgezeichnet einfach, regelmäsig und in sich abgeschlossen ist.“ Dunkler hätte sich der Vf. kaum ausdrücken können. Aber wenn er sagt, das Hülfswort *em* bilde, mit einer Wurzel zusammengesetzt, das *Activum*, so ist dies nur halb wahr; denn mit *em* ausgehend, und nach der ersten Conjugation flectirt, sind auch mehrere Verba Neutra (s. Petermann S. 232 ff.), und umgekehrt sind viele nach der zweyten Conjugation auf *am* Activa oder vielmehr Transitiva (Petermann S. 232), wie auch Hr. Schmid S. 7\* bemerkt, aber hinzusetzt: „Der Umstand, das *luanam* Activum (Transitiv) ist, und folglich eine Ausnahme von der §. 1 angegebenen Regel, hat mit unserm Hauptgegenstande nichts zu thun.“ Dies widerspricht doch der oben angegebenen Regel!

2) Führt er fort, „das, da das armenische Hülfswort regelmäsig ist, als das vielleicht irgend eines anderen kaukasischen Dialekts, das Armenische diesen Theil der Ursprache des Menschengeschlechts am treuesten erhalten zu haben scheint.“

Das ist in Wahrheit eine seltsame Behauptung! Das regelmässigste nennt Hr. Schmid das armenische Hülfswort; nun dann meint er es doch wohl in der Weise, weil es sich den Vocal *e* immer erhält, und nur einzelne, bestimmte Endconsonanten annimmt; denn in einer anderen Beziehung könnte das Armenische z. B. vor dem Griechischen keinen Vorzug hinsichtlich der Regelmässigkeit haben. Aber diese Regelmässigkeit ist nur scheinbar, und zwar wenn man das Armenische mit lateinischen Buchstaben schreibt; aber z. B. mit griechischen geschrieben, lautet es: *ἐμ, ἐς, ἦ, ἐμκ, ἦκ, ἐν*, und welchen Vorzug nun das Armenische vor dem Griechischen hat, wenigstens nach äusseren Gründen, ist demnach nicht abzusehen. Ein nicht recht klarer Begriff ist auch „die Ursprache des Menschengeschlechts“, welcher nun um so mehr an Credit in der Verbindung verliert, in welcher er hier steht, da wo von dem *Verbum substantivum* die Rede ist, welches Rec. auf die Ursprache zurückzutragen, für ebenso willkürlich als gefährlich hält. Aber warum kommt denn das lateinische *sum* hier gar nicht in Betracht, welches ja noch viel regelmässiger war, da es, wenn wir *Varro. L. L. IX, 57* glauben dürfen, früher hiess (*olim dicebatur*) *esum, es, est, esumus etc.*? Der Vf. setzt hinzu: „Das griechische *εἶσι* war wohl ohne Widerrede ursprünglich *ἐντι*, dann *ἐντοι* (?) oder *ἐνοι*, woraus *εἶσι* wurde: folglich scheint auch *εἶσι* aus dem armenischen *ek* entstanden zu seyn.“ Das Verhältniß der beiden Formen *εἶσι* und *ἐντι* zu einander ist unrichtig angegeben, und Hr. Schmid scheint die gegenseitige Bedingung des Buchstabenwechsels im Griechischen gar nicht zu kennen, das beweist auch das Setzen eines *ἐντοι*. Gegen alle Grammatik aber ist es, anzunehmen, *ἐντι* sey entstanden (also paragogisch?) aus *en*. Wenn wirklich das armenische und indogermanische und in specie das griechische *Verbum substantivum* einander so ähnlich sind, so wird doch wohl nach allen sonstigen Erscheinungen der Formenbildung das armenische *en* durch Apokope oder vielmehr durch allmähliche Abschleifung aus *ἐντι* entstanden seyn, so wie auch *ε* der 3 Person vielleicht für *et* oder eine mit ähnlichem Consonanten auslautende Form steht. Und was soll nun endlich die Beyfügung des Englischen, wenn Hr. Schmid nicht darin das Hülfswort in dieser Sprache in seiner Entartung und Entstellung desselben darstellen wollte? Denn da die erste Person *am* hat, so konnte der Vf. aus anderen germanischen Sprachen viel Entsprechenderes wählen, z. B. isländisch *em*; aber es ist in alle Wege unpaffend, das *Verbum substantivum* der germanischen Sprachen, besonders im Präsens, so ganz neben das einer anderen, selbst verwandten, zu setzen, da dies Tempus in jenen Sprachen aus mehreren Stämmen, zumeist dreyen oder vier, zusammengesetzt ist. — Diese einzelnen Punkte in Betracht gezogen, kann man auch nicht glaublich finden, daß, was Hr. Schmid 3) sagt, das armenische Hülfswort als die Grundlage aller indo-europäischer

Conjugationen erscheine. Denn, wie bereits bemerkt, sind die Formen *ε* und *en* zwar einfach, aber deshalb nicht regelmässig, und sie sind es erst geworden, nicht vom Uranfange gewesen, weil sie, wenn sie sonst in das indo-germanische Sprachensystem gehören, durch Abwerfung des charakteristischen Endconsonanten entstanden sind. Sodann aber geht, wenn wir auch für den Singular gern und bereitwillig die Uebereinstimmung anerkennen, doch für den Plural alle Aehnlichkeit verloren, wenn wir nur *emk* und *ek* mit allen übrigen indo-germanischen, ja indoeuropäischen Sprachen verglichen, das Ungarische ausgenommen, was Hr. Schmid auch unten mit in das Mittel bringt, welches aber freylich nicht zu dem Sprachstamme gehört, den wir unter dem Namen des indo-germanischen begreifen, nicht einmal, wenn wir von einem indo-europäischen reden. Dazu kommt, daß man die übrigen Tempora und Modi dieses *Verbi substantivi* im Armenischen nicht vergleichen darf, um sich bey Hn. Schmid's Resultate zu begnügen. Da von dem Ungarischen eben die Rede war, so bemerkt Hr. Schmid noch S. 7, daß die Armenier und Ungarn von einem und demselben Stammlande gekommen seyn müssen. Diese Behauptung widerspricht nun schnurstracks seiner früheren; denn wenn die Armenier zu dem indo-germanischen Stamme gehören, so stammten sie eben ursprünglich aus Indien, oder wie wir den Stammsitz sonst nennen wollen; gehören sie aber mit den Ungarn zu demselben Stamme, so sind sie aus einem weit nördlicheren Lande gekommen; denn die Ungarn gehören zu dem finnisch-tatarischen Stamme. Daß die Armenier aber viele Berührungspunkte mit finnischen und anderen Sprachen des nördlichen Asiens haben, erkannte schon *Klaproth* a. a. O. S. 97 an. Besonders gilt dieses von dem Wörterschatze der armenischen Sprache. Hr. Schmid hat der Wörter nur wenige angeführt, was wohl beweist, daß er *Klaproth's* Wörterverzeichnis (S. 98—107) nicht gekannt hat.

Die wenigen Wörter, welche Hr. Schmid S. 6 in Vergleichung stellt, sind: *mjetz* (richtiger *mjeds*) mit dem griechischen *μείζων*. Warum vergleicht aber denn der Vf. den Comparativ *μείζων* und nicht den Positiv *μέγας*? Wenn er Armenisch verstand und die indo-germanischen Sprachen, so konnte er ja leicht wissen, daß in vielen anderen Wörtern das armenische *dsa* dem *g* und *y* entspricht, z. B. *ardsal* = *argentum*. Rec. verweist der Kürze willen auf *Petermann* S. 23. Uebrigens schreibt und vergleicht auch schon *Klaproth* S. 101 richtig.

*ail*: unrichtig statt *ajl* und *ahl* (vgl. *Petermann* S. 33), indem der Vf. *i* und *h* oder *j* verwechselt; übrigens ist die Vergleichung mit *alios*, *ἄλλος* richtig (vgl. auch *Petermann* S. 30 u. 182). *akarach*: ist wieder unrichtig geschrieben, und dazu ein zusammengesetztes Wort.

*kuch*: muß heißen *gow*, daher fällt auch die ganz unstatthafte Vergleichung des rein provinziellen *küche* weg, und weder im Sanskrit noch im

Perfischen heist das Wort *ko*, sondern, dem Armenischen ganz entsprechend, *go*.

*or*: so schreibt Hr. Schmid, und sagt, es werde ausgesprochen wie *wur*, aber weder Schreibung noch Aussprache ist richtig, sondern *kur* muss es heissen. Daraus ergiebt sich auch ein Urtheil über des Vfs. Zusammenstellung mit *uro* und *buro*. Uns ist nicht bekannt, das das armenische *hh* oder *h* irgendwo noch dem *b* im Indo-Germanischen entspräche, wohl aber dem griechischen  $\pi$  (s. *Petermann* S. 26), so das *kur* und  $\pi\upsilon\rho$  zunächst zusammengestellt werden müssten, wiewohl *Bopp* (Vergleichende Gramm. S. 124 f.)  $\pi\upsilon\rho$  zur Wurzel *PU* zieht, so das *r* gar nicht zum Stamme gehört. Wie dem auch sey, das lateinische *buro* stellt sich nicht unmittelbar zu *kur*, sondern zu  $\pi\upsilon\rho$ ; übrigens ist die Annahme eines *buro* wohl ausser allem Zweifel (s. *Schneider's* Latein. Gramm. I. S. 538, vgl. 534), wie schon *Mazochius* zu *Vossi Etymolog. L. L. II. p. 788* entschieden ausspricht. Wegen des Anlautes mit einer Adspiration oder einem verwandten Buchstaben darf wohl auch das hebräische  $\text{כּוּר}$  und  $\text{כּוּר}$  nicht verglichen werden, sondern will man überhaupt die semitischen Sprachen in diesen Kreis zur Vergleichung ziehen, vielmehr  $\text{כּוּר}$ ; noch weniger richtig aber, um dies beyläufig zu erwähnen, zog *Mazochius* *l. l.*  $\text{כּוּר}$  zu *buro*; denn dies Wort hat die Bedeutung *comburare* nur in angewandtem Sinne, während es eigentlich *depascere, consumere* heist.

*astch*: richtiger *asdeg*, ist richtig mit dem griechischen  $\alpha\sigma\tau\eta\sigma$  zusammengestellt; ein lateinisches *aster* fördert die Sache nicht; aber *stella* und das germanische *stiarna, stairno* gehört hieher.

*mi* ist richtig zu *ula* gestellt; aber mit *mi* hat es dann gewiss nichts zu thun; überhaupt müssen alle Conjunctionen, als der Abstraction angehörig, sofern sie nicht etwa von anderen Wörtern gebildet sind, bey Vergleichung von Sprachen, welche sich durch äussere Umstände so fern gerückt worden sind, aus dem Spiele gelassen werden.

*gin* auch wohl recht zu  $\gamma\upsilon\upsilon\eta$  gestellt; der Stamm ist auch in den germanischen Sprachen.

*nu* ist mit *νός* richtig verglichen, und müsste *nurus* hinzugefügt werden; das aber das lateinische *nubere* dazu gehörte, wäre gegen alle Wortbildung, und so weit hergeholt auch Hr. Schmid die Abbildung des *nubere* von *nubes* erscheint, so wird er sie sich doch noch gefallen lassen müssen.

*kar*: Hr. Schmid sagt, vielleicht die Wurzel von  $\chi\epsilon\sigma\upsilon\alpha$ ; aber diese Ableitung wäre wohl Xylandrifch; denn  $\chi\epsilon\sigma\upsilon\alpha$  ist von  $\chi\epsilon\iota\sigma$  abgeleitet, und heist eigentlich, was man mit der Hand fassen kann, ein Handstück, also ein handrechter, handgroßer Stein.

*mart* heist nicht der *Mann*, sondern der *Mensch*, daher kann es nicht mit *mas* zusammengestellt

werden; das Wort ist asiatisch, passende Vergleichenungen dazu führt *Klaproth* S. 103 an.

Schliesslich wundert sich Hr. Schmid, das er bey der so grossen Uebereinstimmung germanischer Formen eine so geringe „Anzahl identischer Wörter“ gefunden hat. Ein tieferes Eingehen in die Sache hätte ihm vielleicht deren mehrere gezeigt, und wir erwarten von Hn. *Petermann*, der nicht nur eine gehörige Kenntniss des Armenischen besitzt, sondern auch eingeweiht ist in die Forschungen der neuen Schule, nähere Nachweisungen über diesen Punct. In dem Folgenden nimmt Hr. Schmid auch das Ungarische und das Nieder-Bretagnische auf, Sprachen, die schwerlich zu dem indo-germanischen Stamme gehören, und von der letzten sagt er selbst S. 8, das die Aehnlichkeit der Conjugation wohl der Einmischung des Lateinischen zugeschrieben werden könne, so lange nicht andere Thatfachen beweisen, das diese Formen dem reinen und ursprünglichen celtischen Dialekt (?) angehörten. Fester hält er das Böhmisches, von dem er S. 8 *Bemerk.* Merkwürdiges aufstellt.

Darauf folgt ein Verzeichniss von Zahlwörtern, die er, ohne Rücksicht auf den Beweis für das Gehören des Armenischen zum Indo-Germanischen, zusammenstellt; dabey ergiebt sich ihm eine „äusserst merkwürdige Analogie der Zahl- und Für-Wörter“, wodurch man sich fast genöthigt fühlen müsse, anzunehmen, das sehr früh sich zwey oder drey Dialekte der menschlichen Sprache gebildet hätten, das jeder von diesen Urdialekten Ein Wort für *Eins* und für *Ich*, ein anderes Wort für *Zwey* und für *Du* besaßen, verschieden von dem des anderen Dialekts — aber das in einer uns räthelhaften Revolution diese Wörter unter einander geworfen wurden — *ohé, jam satis!* Rec. bemerkt nur noch, das die von §. 9 an folgenden etymologischen Regeln theils sehr trivial (er will sie freylich für die studirende Jugend bloß geschrieben wissen), theils auch sehr unbegründet sind, und die Anwendung nicht allgemein billigenwerth ist.

Rec. will gern glauben, das Hr. Schmid sein Missionsgeschäft mit Eifer betrieben, und, um mit Segen unter den Heiden zu wirken, sich einige Kenntnisse ihrer Sprachen verschafft habe; auch sieht man, das er in irgend einer Weise von den Forschungen der neueren Zeit auf dem Gebiete der Sprachkunde Notiz genommen hat; allein ein erfolgreiches Mitrathen und Mitwirken zur Errichtung des grossen Baues ist nur möglich durch eine richtige Auffassung der Tendenz, ein ruhiges Gehen auf dem gebahnten Wege, ein vorsichtiges Vermeiden von möglichen Verirrungen vom rechten Wege, überhaupt aber eine gründliche Kenntniss der allgemeinen Sprachlehre und der theilhaftigen Sprachen. Rec. muss aber bezweifeln, das Hr. Schmid, mit jenen nöthigen Vorbereitungen versehen, zu der Abfassung dieser Schrift geschritten ist.

Lb.

## ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN u. LEIPZIG, im Verlag von Heymann: *Statistisch - topographisch - historische Uebersicht des preussischen Staates* von Dr. Fr. Förster. Mit einer Charte des preussischen Staates und drey Stahlstichen: I. Belehnung Friedrich's VI mit der Kurmark Brandenburg, II. Krönung Friedrich's III zum ersten König von Preussen, und III. Portrait Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm III. XXIII u. 425 S. (1 Thlr. 12 gr.)

Der Vf. bemerkt im Vorworte ganz richtig, daß die genaue Kenntniß des Staates in seinen historischen und statistischen Beziehungen nicht allein von Jedem, der auf Bildung Anspruch macht, gefordert werde, sondern unerläßliche Pflicht eines jeden wohlgeleiteten Staatsbürgers sey, und daß nur aus genauer Bekanntschaft mit der Vergangenheit und Gegenwart des Staates wahrhafte Vaterlandsliebe hervorgehe. Derselbe hat die ausgezeichnetsten Gegenden seines Vaterlandes als Soldat und als Fußwanderer kennen gelernt. Um die Reiselust im edleren Sinne bey der gegenwärtigen Jugend wieder zu wecken, hat er auf die Schönheiten der vaterländischen Gegenden, namentlich des Riesengebirges, der Insel Rügen, des Harzes, des Thüringer Waldes, der Ostseeküste, der Rheingegenden und Neuschatels aufmerksam gemacht, und zugleich geologische und botanische Nachweise hinzugefügt. — Dieses Alles verdient lobende Anerkennung; aber es ist auch nicht zu verkennen, daß derartige blumige Ausschmückungen, wie sie der Vf. beliebt hat, das Werk bedeutend erweitern und vertheuern.

Zur Berichtigung der Bevölkerungsangaben des gesamten Staates, der Provinzen und Regierungsbezirke sind am Schlusse, S. 405, die in der Staatszeitung im Juli 1838 erschienenen neuesten Nachrichten hierüber mitgetheilet worden. Hier erfährt man zuerst, daß das Werk noch im Jahre 1838

verfaßt ist, was füglich auf dem Titel hätte bemerkt werden sollen.

Wenn man auch recht gern zugestehet, daß das Werk zu den besseren seiner Art gehört, so bedarf es doch bey einer etwaigen 2ten Auflage noch mancher Sichtung und Berichtigung, besonders was das Zahlenwerk anbelangt. So hat der Marktflecken Groß-Vargula wohl kaum 900, geschweige 9000 Einwohner. Die Umgegend von Tennstädt soll unmuthig seyn; dem Rec. ist Derartiges nicht vorgekommen. Daß *Goethe's* und *Schiller's* Anwesenheit — wahrscheinlich nur kurze — den Badeort Lauchstädt soll berühmt gemacht haben, ist wohl nicht so ernstlich gemeint. Beichlingen S. 236 gehört keinem Grafen, sondern nur Baron Werthern. Wenn der Vf. bemerkt, daß drey Officiere auf dem Kirchhofe zu Hirschberg (S. 168) begraben liegen, so ist er wohl etwas zu weit in das Detail gegangen. S. 225 findet man einen Kreis und eine Stadt Liebenwalde aufgeführt; dieser Name existirt nicht, sondern es soll heißen Liebenwerda. Auf derselben Seite steht auch unter den Marktflecken: Mückenburg, soll aber stehen: Mückenberg; auch hätte bemerkt werden sollen, daß er an der schwarzen Elster liegt.

So ist bey großen Ortschaften an bedeutenden Strömen die Angabe dringend nöthig, auf welchem Flusufer der Ort liegt. Bey der Bezeichnung von Festungen ist dies aber ganz unerläßlich. So z. B. vermißt man dies bey Torgau (S. 226) und Wittenberg (S. 227). Bey Merseburg (S. 232) hätte wohl erwähnt werden sollen, daß hier der Sitz einer königl. Regierung ist.

So ließe sich noch sehr Vieles aufführen, was eine Verbesserung wünschenswerth macht. Die dem Werke beygefügte Charte ist zu einer summarischen Uebersicht recht zweckdienlich, und die graphische Darstellung des Verhältnisses des Flächeninhalts und der Bevölkerung der Provinzen zu einander innreich.

C. v. S.

## KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Hinrichs: *Der Missionär. Historisch-romantische Skizzen aus Tunis und Malta.* Von Karl Jäger, ehemaligem Secretär und Reisebegleiter des Fürsten Pückler Muskau. IV u. 253 S. 12. (1 Thlr. 4 gr.)

Die dürftige Geschichte, in sofern es die Erfindung betrifft, ist eine erflossene, um die Greuel zu enthüllen, welche unter der Maske der Religion die Missionäre in Nordafrika treiben, und wie wenig die Bibelgesellschaften zur Veredlung der Menschen fruchten. Laut Angabe sollen Thatfachen zum Grunde liegen, daß die Mehrzahl der Missionäre aus ehemali-

gen Juden, die aus Noth und Eigennutz sich bekehrten, aus verlaufenem Gefindel aller Art bestehe, welche unter dem Deckmantel der Glaubensverbreitung dem Laster fröhnen, und ihre irdische Wohlfahrt begründen. Es mag der rüdtigen Schaafa in diesem Stande vielleicht mehr als in jedem anderen geben; aber Ausnahmen hätten gelten müssen, und wären es nur die des religiösen Schwärmers gewesen. *Qui dit trop, ne dit rien*: das hätte der Autor bedenken müssen.

Vir.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M A I 1 8 3 9.

## ERDBESCHREIBUNG.

ZÜRICH, b. Orell, Füsli u. Comp.: *Erkunde der Schweizerischen Eidgenossenschaft*. Ein Handbuch für Einheimische und Fremde. Von Gerold Meyer v. Knouau. Erster Band. Zweyte, ganz umgearbeitete, stark vermehrte Auflage. 1838. 8.

Der Vf. dieser Schrift, deren Titel wohl richtiger *Landeskunde* als *Erkunde* heißen sollte, durch anderweitige Arbeiten dem Publicum rühmlichst bekannt, gab zuerst im J. 1831 die ersten 6 Bogen dieses Bandes heraus, welche in der Schweiz wie in Deutschland eine gute Aufnahme fanden. Dadurch sah sich der Vf. veranlaßt, nun um so treuer und eifriger sein Werk nach der überall gut geheissenen Anlage zu bearbeiten, und so haben wir jetzt schon die 2te Auflage vom ersten Band und werden bald den 2ten Band erhalten, der, nach des Vfs. Versicherung, in der Handschrift beynahe ganz ausgearbeitet ist.

Dieser erste Band handelt zuerst im Allgemeinen von der Geschichte des Landes, von seinem Namen, seiner Lage, Grenze, Grösse und seinem Klima, von seinem Bergboden, seiner Alpenwirthschaft, seinen Gewässern und Erzeugnissen und darauf von den einzelnen Cantonen, von denen hier 13 geographisch und topographisch geschildert werden.

Der Name *Schweiz*, der jetzt dem ganzen Land der Eidsgenossen beygelegt ist, und im Ausland vor diesem einheimischen Namen das Vorrecht erlangt hat, war ursprünglich ein ganz partieller, ging aber dann, als sich der Schweizerbund bildete, auf die sich anschließenden Cantone über, und zwar aus localen und moralischen Gründen. Darauf deutet *Bullinger* hin, und dem stimmen *Felix Schmidt*, *Fugger*, *Tschanner* u. A. bey, sowie auch der Vf. sich dieser Meinung in der Einleitung zuneigt, ihr aber entschieden in der speciellen Beschreibung des Cantons Schwyz beytritt. S. 321 sagt er nämlich: „Weil im alten Zürcherkriege die anderen Eidsgenossen gleichsam als die Hülfsvölker der Schwyzer angesehen wurden, so ging ihr Name auch auf dieselben über, und das Wort Schweizer wurde allmählich die gewöhnliche Benennung der ganzen Nation.“

Was der Vf. von den Gefahren, welche die Schweiz durch ihre Zwischenstellung zwischen Deutschland, Frankreich und Italien haben soll, ausspricht, hat nur dann Wahrheit, wenn die Schweiz sich als ein ganz eigenthümliches Land betrachten kann. Nun  
J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

aber überwiegt deutsche Sprache, deutscher Geist und deutsche Abstammung in der Schweiz jedes andere nationale Element, und selber die Natur der Schweiz ist von Deutschland her zugänglich, gegen Italien und Frankreich mehr geschlossen, so daß die Schweiz, genau genommen, von Deutschland als eines seiner Glieder gegen Italien und Frankreich angesehen, mit natürlichem und geschichtlichem Grund angesehen werden muß, und daß die Schweiz in ihrer Isolirung von Deutschland von keiner Bedeutung und Energie seyn kann. Was die neuere Zeit thatsächlich darthat, daß für die Schweiz in ihrem Anschließen an Deutschland mehr Segen und Sicherheit liege, dieß hat man in diesem Lande bis zur Zeit der Reformation stets einstimmig geglaubt und festgehalten. Noch im Jahre 1519 schrieben die Schweizer in der Beforgnis, Franz I könne wirklich zur deutschen Krone gelangen, eine dringende Mahnung an die Kurfürsten, „ein Haupt von der Tütschen und nitt von der Wälfchen Nation zu wählen.“ Zugleich gelobten sie, sie würden immer gut „adlerisch“ d. h. kaiserlich gesinnt bleiben, es sey nie ihre Absicht gewesen, sich von den zwey Hauptständen der Christenheit, vom Kaiser und Papst loszureißen, und wenn sie sich in eine besondere Eidsgenossenschaft verbunden hätten, so habend wir allwägen vorbehalten das H. Röm. Reich.“ Aber gerade die Reformation übte nicht geringen Einfluß, die Schweiz von Karl V, der keine Neigung zur Reformation hatte, und damit auch von Deutschland loszutrennen.

Die Bodengestaltung der Schweiz wird vom Vf. mit Einsicht und Klarheit behandelt. Besonders lieb war es uns, zu lesen, daß derselbe die äussere Structur, was bey wahrhaft geographischen Werken immer geschehen muß, und wofür er namentlich in *Ebels* Werk über den Bau des Alpengebirges ein herrliches Muster hat, zugleich in enge Beziehung zu den Felsarten, woraus die jedesmaligen Züge bestehen, gebracht, und dadurch die Naturconstruction durch die Unterlage bestimmt hat. Diese Methode bringt allein in die verworrensten Verhältnisse Ordnung und Licht. Daher sagt der Vf. mit Recht S. 19 in Bezug auf seine Arbeit: Die Kalkalpen sind, wie die Uralpen, eine ungeheure Ruine, ein wildes Gewirr von Felsketten, Hörnern, Klüften, Schlünden und Thälern, aus deren Richtungen, Umrissen und Gestalten die wahre Beschaffenheit der Anordnung nicht erkannt werden könnte, wenn man nicht die innere Structur dabey zur Leiterin nähme. Durch diese Methode hat der Vf. jene unfruchtbare Oro-

graphie, die das Natürliche, wir meinen die von höheren Functionen der Natur abhängende Erdbildung in die Fesseln der politischen, also bloß menschlichen Eintheilung einzwängt, glücklich und zum hohen Gewinn der Sache vermieden.

Eine richtige Anschauung der Oberfläche des Landes vermittelt der Vf. dadurch, daß er erst das Hügel-, Berg- und Alpen-Land nach tiefer begründeten Verhältnissen verzeichnet, dann 4 Hauptketten annimmt, und zugleich deren Haupt- und Nebenzweige verfolgt. Die erste Hauptkette streicht vom Col de Ferret über den Bernhard, Cervin, Monte Rosa, Simplon, Rheinwaldhorn, Bernhardin, Tambohorn zum Umbrail. Diese Kette begreift mehr als die *Alpes Penninae et Lepontiae* der Alten, deren Grenzpunkte der Bernhard, Simplon und Bernhardin waren. Die zweyte Hauptkette, der Zug von Dent de Morcles über die Diablerets, Altels, Jungfrau, Finsteraarhorn, Galenstock, Crispalt, Födi, Hausstock, Scheibe zur Galanda, bildet die fast parallele Kette des vorigen Zugs; auch laufen mit ihr die großen Längenthäler der Schweiz (das der Rhone und das des Rheins) parallel). Ihr Haupttheil besteht aus den s. g. Berneralpen (*summae Alpes* der Alten). Die dritte Hauptkette erstreckt sich vom Tour d'Ay und Mayen über den Dent de Jaman, Branleire, Schlundi, Stockhorn, Blume, Ralligstöcke, Hohgant, Brienzgrath, Pilatus, Rigi, Mythen, Roggenstock, Miessern, Wiggis, Speer, Kurfürsten zum Säntis. Diese Kette indess ist keine, wenigstens nach der Oberflächengestaltung genau zusammenhängende, sie wird vielmehr an 5 Stellen (von der Saane, Aar, Reufs, Muetta u. Linth) durchbrochen.

Hinsichtlich der verticalen Verbreitung der Producte theilt der Vf. das Land in 7 Regionen. Diefs ist gut. Aber mißfallen hat uns, daß er einerseits hier nicht auf den Süd- und Nord-Abhang der Alpen im Allgemeinen, dann nicht auf einzelne glücklich gelegene Localitäten Rücksicht genommen hat, wodurch die verticalen Extensionen Modificationen erleiden mußten; andererseits auch weder bestimmte Angaben über die untere, noch über die obere Grenze der Pflanzenarten gegeben hat, was wir doch mit Recht von einem solchen Specialwerke erwarten könnten, und diefs um so mehr, als hier schon manche Vorarbeiten zu Hülfe kommen. So müssen wir denn freylich sagen, daß mit diesem Theil die Wissenschaft nicht gefördert ist. Gelungen ist hingegen wieder das, was der Vf. über die Landwirthschaft sagt, wobey wir erfahren, daß diese am vorzüglichsten in den Cantonen Zürich, Basel, Aargau, Thurgau, Waat und Genf steht, und daß das kostbarste Land nicht nur in der Schweiz, sondern nach dem Vf. in ganz Europa im Ryssthal in der Waat zu finden sey, indem der gewöhnliche Preis eines Morgens Weinreben auf 6—12,000 Schweizerfranken zu stehen kommt. Uebrigens gilt die Behauptung des Vfs. nicht absolut, sondern nur in Bezug auf die Benutzungsart des Bodens. Denn daß wir in Europa viele Gegenden besitzen, die an und für sich eine

ungleich größere Productionskraft besitzen, als die besten Striche in der Schweiz, wird uns der Vf. zugeben müssen; daß sie aber weit weniger benutzt sind, als das Ryssthal, diefs macht natürlich den relativen Unterschied.

Die Holzklage wird auch in der Schweiz, ob schon man über 200 holzartige Gewächse von der Eiche und dem Mandelbaum bis zu den Gesträuchen trifft, doch gleich nachdrücklich geführt, ja wohl nachdrücklicher als in den Flachgegenden, und zwar diefs aus einem Grund mehr als bey uns. Durch die große Abtreibung und Zerstörung der Wälder nämlich hat man in den höheren Gebirgsgegenden das Herabglittschen der Schutthalden, das Stürzen der Lavinen, die Erkältung der Gegend und die verwüstende Gewalt der Gebirgsbäche bey heftigen Regengüssen sehr vermehrt, und dadurch die Gefahr für die Thalbewohner bedeutend erhöht.

Was nun die Cantonbeschreibung des Vfs. betrifft, so gleicht sie einer Galerie von Landschaften, auf denen die mannichfachen Gruppen der Natur, das Alterthümliche in Gebäuden und Anlagen, die erhabenen, der wilden Naturgewalt trotzendes Menschenwerke und selber geschichtliche Züge künstlerisch dargestellt werden. Beym Durchlesen dieser Cantonschilderung dünkt uns, wir schritten mit dem Vf., als einem tüchtigen Kenner seiner Landschaften, durch die Schweiz, und freuten uns über die Weise, wie er uns die landschaftlich bedeutendsten und geschichtlich wichtigsten Punkte seines Lebens vorführt, dabey aber, um den Effect durch keine trockenen Angaben zu schwächen, alle Zahlen meidet. Diefs letzte Verfahren ist uns bey dem Streben des Vfs. nach einer rein geographischen Darstellung erklärlich, und kann, da die nothwendigen statistischen Mittheilungen über die Schweiz dem geographischen Gemälde noch wohl als besondere Zusätze angereihet werden, nicht getadelt werden, wohl aber diefs, daß der Vf. die Sitten, Gebräuche und ethnographische Charakteristik der Cantonbewohner nicht in sein Gemälde mit aufgenommen hat. Die Anschauung des inneren Volkslebens dünkt uns doch ungleich höher als die der Natur, und wir vermiffen ungleich unlieber diese, als jene, wenn einmal eine wegfallen sollte. Auch bedauern wir das Wegfallen des ethnographischen Elementes gerade hier um so mehr, als die Schweiz vielfache Beyträge zur allgemeinen und speciellen Ethnographie geben kann, und der Vf. vor Vielen dazu berufen und befähigt war, was seine geschichtliche Tüchtigkeit und sein sonstiger scharfer Blick in die Natur bezeugt.

Sehen wir indess davon ab, so müssen wir, und diefs ist unser Urtheil über das Ganze, bekennen, daß der Vf. durchaus eine große Vertrautheit mit seinem Vaterlande an den Tag legt, überall eben so gründlich als geschickt seinen Gegenstand behandelt, und vieles Einzelne aufhellt, was uns die über die Schweiz sehr zahlreich vorhandenen Schriften dunkel und verworren gelassen haben. Zugleich spricht er sich als einen freysinnigen Patrioten aus, dem das Wohl und die Bildung seines eidesgenössischen Volkes am Her-

zen liegt, und der darum jedes Ausgreifen desselben in rohe Gewalt, wie in Basellandschaft, und alle hierarchischen Umtriebe und alle Hemmnisse einer hellen, vernünftigen Fortbildung, wie im Canton Schwyz, rügt und verabscheut.

Br.

**LEIPZIG**, in der Hinrichs'schen Buchhandlung: *Schulatlas der neueren Erdkunde für Gymnasien und Bürgerschulen*. Nach den Forderungen einer wissenschaftlichen Methode des geographischen Unterrichtes bearbeitet und zusammengestellt von Dr. *Karl Vogel*, Director der vereinigten Bürgerschulen zu Leipzig und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Zwey Lieferungen in 14 colorirten Charten mit Randzeichnungen und Text. 1837. Querfolio. (1 Thlr. 8gr. od. 2 fl. 24 Kr. rhein.)

Die Geographie erfreut sich jetzt von allen Seiten einer reichlichen Beysteuer, immermehr verläßt sie die alten Wege des Herkommens, der Einseitigkeit, und fängt an tüchtige Kräfte zu erregen. Die trefflichen Werke von *Ritter, Zeune, Berghaus, Hofmann, v. Raumer, Roon* u. A. lassen tiefere Blicke in das Wesen der Erdkunde im rechten, viel umfassenden Sinne des Wortes thun, während die schätzbaren Lehrbücher von *Zachariä, Blank, Schacht, Volger, Andree* u. s. w. einen besseren Weg zur nöthigen Vermittelung der Einheit der verschiedenen Disciplinen angedeutet und vorgezeichnet haben. Aber von verschiedenen Seiten erheben sich immer noch viele Streitfragen hinsichtlich der bey dem geographischen Unterricht in Schulen anzuwendenden Methode. Während nach der älteren Methode der geographische Unterricht nur ein Mißmasch von Namen und Zahlen, ein todter Gedächtniskram, ein Gerippe ohne Fleisch und Blut ist, und nur hie und da einige Räubereyen auf anderen wissenschaftlichen Gebieten ausübte, — hat die *Aogreen'sche* Methode, bey welcher es bloß auf Figuration der Länder und ihrer Lage zum Erdganzen abgesehen ist, viele Freunde gefunden, während noch Andere die Geographie möglichst isolirt von allen anderen Disciplinen behandeln. Doch bey allem Streben nach einer besseren Methode, blieb man immer noch an einer großen Einseitigkeit kleben, indem man vergaß: „nicht allein die Felsknochen, noch das Erdfleisch, das sie umgiebt, noch das Geäder des lebendigen Wassers, das die geographischen Bilder durchströmt, geben für sich allein der Erdoberfläche ihre volle Bedeutung, sondern erst das *organische* Leben, welches sich auf ihr entwickelt und gestaltet, vollendet ihr Wesen, und macht ihre Betrachtung und Erforschung allgemein anziehend und nützlich.“ Schon längst nannte man, — und das mit vollem Rechte — die Chronologie das eine Auge der Geschichte, während man die Geographie als das andere bezeichnete; aber man dachte nicht daran, daß beide Augen räumlich bey einander stehen müssen.

Darum ist es ein inhaltsschweres Wort *Herbarts* in seinen Umrissen zu pädagogischen Vorlesungen, mit welchen Hr. Dr. *Vogel* das Vorwort zur richtigen Beurtheilung des vorliegenden neuen Schulatlasses eröffnet: „Die Geographie ist eine associirende Wissenschaft,

und sie soll die Gelegenheit benutzen, Verbindung unter mancherley Kenntnissen, die nicht vereinzelt stehen dürfen, zu stiften; sie ist nicht allein das eine Auge der Geschichte, sondern auch das der Naturkunde. Ohne sie fehlen den historischen Begebenheiten die Stellen und Distanzen, den Naturproducten die Fundorte, der populären Astronomie fehlt die ganze Anknüpfung, der geometrischen Phantasie eine der wichtigsten Anregungen.“

Aus der Wahrheit dieses Ausspruches eines der größten Denker unserer Zeit ergiebt sich nun die doppelte Bedeutung der Geographie als Wissenschaft und als Unterrichtsgegenstand im Verhältniß zu den übrigen Doctrinen. Alle Unterrichtsgegenstände stehen vereinzelt auf den Lectionsplänen, und finden auch ihre vereinzelte Behandlung in den Stunden, höchstens daß hie und da bey einem sich darbietenden Anknüpfungspuncte auch ein Seitenblick auf verwandte Objecte geworfen wird. Wünschenswerth wäre es daher, wenn eine Doctrin ein Verbindungsglied zwischen allen anderen Objecten abgäbe, damit der Schüler das in seiner Einheit wieder erblicke, was die Wissenschaft zum Behuf des Unterrichtes aus seiner Verwandtschaft herausgerissen hat. Eine solche associirende Wissenschaft ist nur die Geographie; sie giebt dem Lehrer die beste Gelegenheit, von dem Willen des Schülers in mathematischer, physikalischer, naturhistorischer und historischer Hinsicht eine treue Anwendung zu machen. Der geographische Unterricht hat nun nach dieser *Herbart'schen* Ansicht nicht mehr die Erde an und für sich nach Configuration, Elevation und anderen räumlichen und geometrischen Verhältnissen und Beziehungen zu betrachten, sondern als den Schauplatz, auf dem die Geschichte ihre Facta vorführt, als die Mutter der Producte, als die Werkstatt der Kräfte und Gesetze, ja als das Pilgerland der Menschen selbst, auf dem sie ihre Reise zum Himmel vollenden.

Vergebens sah sich Hr. Dr. *Vogel* nach Lehrmitteln um, welche die Idee der oben ausgesprochenen Verbindung der Geographie mit der Geschichte und Naturkunde auf gleiche Weise, wie der mit den mathematischen Wissenschaften, verfolgten und darzustellen sich bemühten, um auf diesem Wege die Vorstellung zur „*sinnlich-verständigen Auffassung*“ zu erheben, und ein vollständiges, klares Bild von dem Erdganzen, wie von den einzelnen Theilen seiner Oberfläche, zu ermöglichen. Die zahlreichen, zum Theil sehr schätzbaren Schulatlasse dienten bisher nur den nächsten Bedürfnissen der Geographie, während alle übrigen Elemente eines vollständigen erdkundlichen Bildes dem Worte und dem Vortrage des Lehrers überlassen blieben. Daher entschloß sich Hr. Dr. *V.* zur Realisirung der *Herbart'schen* Idee in *sinnlich-verständiger Anschauung*. Dieser „*neue Schulatlas*“ soll die fünf Hauptmomente eines schulgerechten geographischen Bildes: Configuration, Elevation, Vegetation, Animalisation und Population, so zu vereinen suchen, daß sie als ein Ganzes auf dem Wege der sinnlichen Anschauung zur geistigen des Schülers gebracht werden.

Der ganze Atlas zerfällt in 2 Lieferungen. Die erste enthält: 1) Europa, 2) Asien, 3) Afrika, 4) Nord-

Amerika, 5) Süd-Amerika, 6) Oceanien, 7) das Königreich Sachsen. Die zweyte enthält: 1) die Staaten des deutschen Bundes nebst Polen, 2) Frankreich und Belgien, 3) die brittischen Inseln und Holland, 4) Skandinavien und die russischen Ostseeländer, 5) Spanien und Portugal, 6) die Alpen-Halbinsel, 7) die Balkan-Halbinsel.

Die Charten sind hinsichtlich ihrer Sauberkeit und Gefälligkeit, ihrer Klarheit der Situation, ihrer Deutlichkeit der Schrift, ihres rechten Mases in der Anführung der Gebirge und Namen, ausgezeichnet zu nennen. Nur die Gegenden Nord-Deutschlands sind dergestalt mit Seen überladen, daß die Charte dadurch viel von ihrer Gefälligkeit verloren hat.

Doch unter Blick richtet sich vorzüglich auf die überaus charakteristischen, sinnig gruppirten Randfiguren, die durch Abbildung der merkwürdigsten Hauptpflanzenformen, der wichtigsten Thiergattungen, des Brustbildes eines Menschen, die Vegetation, Animalisation und Population veranschaulichen. In den Randzeichnungen zu den Charten der ersten Lieferung herrscht mehr das naturhistorische Princip in Betrachtung der gesamten festen Oberfläche unseres Planeten vor, während in der zweyten Lieferung die Verbindung der Geographie mit der Geschichte angestrebt worden ist; deshalb veranschaulichen die Elemente in den Randzeichnungen dieser Lieferung wichtige Wappen, charakteristische Landesproducte aus dem Pflanzen- und Thierreich, theils Nationaltrachten und Sitten, theils Eigenthümlichkeiten der Baukunst, theils endlich in lakonischer Kürze einzelne Namen großer Geister. Die den einzelnen Gegenständen beygefügte Nummern verweisen auf ein dem Ganzen vorgeheftetes Blatt, auf welchem der kurze Text zu den Randzeichnungen geliefert ist. Diese Randzeichnungen sind so sauber ausgeführt, und die Bilder und Zahlen der zweyten Lieferung in solcher zierlicher Verschlingung und sinniger Auswahl dargestellt, daß sie unbedingt den Beyfall aller Kenner verdienen werden.

Wie der Herausgeber seine Aufgabe gelöst hat, wollen wir an der Charte von Asien und von den deutschen Bundesstaaten nachweisen.

Außer dem sauber ausgeführten und in keiner Hinsicht überladenen Bilde finden wir in den Randzeichnungen zu Asien 1) an Pflanzen: Rhabarber, Kürbis, Melone, Thee, Ginfeng, Lotos, Kaffee, verschiedene Palmen, Kampfer, Zimmtbaum, Garzinie, Pfeffer, Nepenthe, Banian-Baum, Aprikose, Ingwer, Trachantbaum, Lärchenbaum; 2) an Thieren: Tieger, Zobel, Moschusthier, Elephant, geschwänzter Affe, Buckelochs, Dschaggetai, backtrisches Kameel, Fausthuhn, Hase und Huhn, Pfau, Manabuschorch, Nashornvogel, Fasan, Ganges, Krokodil, Brillenschlange. Oben ist das Brustbild eines Menschen des mongolischen und unten des malayischen Stammes.

In den Randzeichnungen zu den Staaten des deutschen Bundes ist das naturhistorische Element mit dem historischen vertauscht worden. Die Grundzüge des deutschen Volkscharakters: innige Frömmigkeit, rüstige Thatkraft, ernste Wissenschaft und heitere Kunst, sind

durch Figuren unten angedeutet, welche den Raum um und unter der deutschen Eiche, dem schönsten Symbole unseres Vaterlandes, einnehmen, zwischen denen hindurch der Blick auf angebaute Fluren, weidende Heerden, rauschende Ströme und alte Burgen schaut. Rechts erinnert der *Stephans-Dom* zu Wien an das Himmelantrebende deutscher Baukunst, während links der *Römer* zu Frankfurt a. M. uns viele deutsche Kaiser ins Gedächtniß zurückruft, die hier den Bund der Treue mit dem biedern deutschen Volke schlossen. Die Brustbilder in dem oberen Rande und in den Seitenrändern stellen Karl den Großen, Heinrich I, den Städtegründer, Conrad II, den Salier, Friedrich I, den Hohenstaufen, Rudolph v. Habsburg und den letzten Fürsten des deutschen Reiches, den edlen Kaiser Franz II dar, und bilden somit die Hauptperioden in der deutschen Reichsgeschichte. Sechs Wappen in dem oberen Rande repräsentiren die Hauptstaaten Deutschlands: Der österreichische Doppeladler und der preuss. Königsadler in segensreicher Eintracht auf dem Gipfel der alten deutschen Eiche. Links sind die Wappen von Bayern und Württemberg und rechts von Sachsen und Hannover. In zwey Fächern des oberen Randes finden sich die wichtigsten Zahlen aus der deutschen Reichsgeschichte, z. B. 9. 375. 496. 800. 843. 955 u. s. f. Sechs Ehrentafeln an den Seitenrändern nennen uns die Sterne des ersten Lichtes am Himmel deutscher Nation, Wissenschaft und Kunst. Die eine Tafel nennt uns die berühmtesten Helden: *Fronberg, Wallenstein, Bernhard v. Weimar, Prinz Eugen, Laudon* bis auf *Blicher*; eine andere Tafel die größten Dichter von *Ottfried* bis auf *Schiller* und *Schlegel*; wieder eine andere die berühmtesten Männer aus verschiedenen Wissenschaften, z. B. *Albert M., Luther, Kopernikus, Lessing, Leibnitz, Herder, Kant, Fichte, Hegel, Schleiermacher, v. Humboldt, C. Ritter* u. s. w. Auf den übrigen Tafeln werden uns theils ausgezeichnete Künstler genannt, z. B. *Erwin v. Steinbach, Dürer, Kranach, Schadow, Rauch, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven* u. s. w. theils durch Erfindungen berühmte Männer, z. B. *Gutenberg, O. v. Guericke, Sonnenfelder* u. s. w., theils berühmte Pädagogen, wie *A. H. Franke*, der fromme Stifter des Hallischen Waisenhauses, *v. Rochow*, der Begründer einer besseren Methode des Volksschulunterrichtes, *Heinecke*, der Begründer des Taubstummenunterrichtes, *Zeune*, der Begründer des Blindenunterrichtes in Deutschland.

Auf gleiche Weise sind nach dem ersten Beyspiele die übrigen Erdtheile, und nach dem zweyten die übrigen Staaten Europas durch Randzeichnungen charakterisirt, um die Bedeutung der Erdkunde als associirende Wissenschaft geltend zu machen, und den Unterricht darin im Allgemeinen zu vereinfachen und zu erleichtern.

Das kön. Pr. Ministerium des Unterrichtes hat sich bewogen gefunden, diesen Atlas allen Provinzialbehörden zu empfehlen. In kurzer Zeit hat der Vf. auch eine kurze Anleitung zum Gebrauche dieses Schulatlases versprochen, so wie auch die einzelnen Staaten des deutschen Bundes in der Verlagshandlung erscheinen werden.

B. in N.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M A I 1839.

## G E S C H I C H T E.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg u. Sohn: *Mittheilungen zur Erläuterung der Braunschweigischen Geschichte und Gesetzgebung*. Von G. P. von Bülow, vormals herzogl. Braunschweigischem Cammerdirector. 1839. VIII u. 112 S. gr. 8. (16 ggr.)

Der Vf., welcher sich durch eine mehr als vierzigjährige Staatsdienst-Laufbahn im Herzogthume Braunschweig auf das Rühmlichste ausgezeichnet, während dieser die wichtigsten Geschäfte, namentlich eine Berichtigung und Festsatzung der Landesgrenzen mit Hannover glücklich zu Ende gebracht, gehört, wie auch bereits seine mannichfachen, mit verdientem Lobe aufgenommenen literarischen Leistungen darthun, in die Kategorie derjenigen Staatsmänner, welche, ohne allen politischen Neuerungen Haß geschworen zu haben, doch bestimmte Gegner aller *revolutionären* Bestrebungen sind, und die das Wohl des Ganzen durch ruhiges Fortschreiten zum Besseren zu erreichen suchen. So konnten ihm denn Auftritte und Vorgänge, wie sie — obwohl unstreitig nicht ohne die Schuld eines feinen Standpunct gänzlich verkennenden, jungen, schlecht berathenen und leidenschaftlichen Fürsten — im Jahre 1830 im braunschweigischen Lande hervortraten, nicht zusagen; er hätte eine ruhigere Ausgleichung der Zerwürfnisse gewünscht, die auch bey einiger Nachgiebigkeit des Herzogs Karl leicht zu erreichen gewesen wäre, und zog sich von seinen wichtigen Aemtern auf sein im Hannöverschen gelegenes Landgut zurück. — Er war aber, obwohl nur mit dem Charakter eines Cammerdirectors, der That — nicht stets dem Einflusse, und also auch nicht der Verantwortlichkeit nach — *erster Minister* des Herzogs Karl, welchem er bey dessen wichtigsten und entscheidenden Fehlgriffen oft mit Muth, doch ohne Wirkung, entgegen getreten war. — Die Zeit liegt zu nahe; als das in *diesen* Beziehungen genauere Erörterungen jetzt schon räthlich wären; obige kurze Andeutungen von Seiten des Rec. waren aber nothwendig, um anzudeuten, auf welchem Anschauungspuncte der Vf. auch in der hier mitgetheilten Darstellungen steht.

„Die letzte Zeit vor der im Jahre 1830 eingetretenen Staatsveränderung ist absichtlich unberührt geblieben, und überhaupt zurückgehalten, was irgend hätte auf Ereignisse und Erscheinungen Beziehung nehmen oder bezogen werden können, die damit in J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

einiger Verbindung gestanden haben;“ sagt der Vf. in der Vorrede. Auch diese Zurückhaltung ist aus Obigem leicht zu erklären und ist dem Vf. keinesweges zu verdenken. Vor dem Ablaufe einer gewissen Zeit können Thatfachen nicht *sine ira et studio* dargelegt werden.

In dem vorliegenden Hefte sind *dreyzehn* Aufsätze enthalten, aus welchen durchaus die dargelegte Sinnes- und Anschauungs-Weise des würdigen Vfs. und eine seltene Unparteylichkeit hervorleuchtet. Hier ist kein Schatten von einer Mißstimmung, zu welcher es dem Vf. wohl nicht an Anlaß gefehlt haben möchte. Die *erste* Abhandlung führt die Ueberschrift: *Adel und Aristokratie im Herzogthume Braunschweig um die Zeit der französischen Revolution und der Restauration des Welfenhauses*. — Der Vf. zeigt, daß der Adel, als Adel, gar keine Vorrechte vor dem Bürgerstande im braunschweigischen Lande hatte, daß der letzte adelige Güter erwerben, und die damit verknüpften Gerechtsame ungeschmälert ausüben konnte, und daß eine gewisse gesellschaftliche Trennung beider Stände, die freylich vorhanden war, eben so gut dem Bürgerstande als dem Adel zur Last gelegt werden mochte, und überdem nur aus ganz natürlichen Verhältnissen, wie sie alleenthalben vorhanden sind, hervorgegangen sey. Nur die höhern *Hofämter* wurden, wie dieses in ganz Europa üblich, mit Personen von Adel, aber vielfach mit Neugeadelten, besetzt. So war es; dieses kann Rec. aus eigener Erfahrung bezeugen. Nur folgende geringe Ausnahmen, die der Vf. anzuführen wohl kaum der Mühe werth geachtet hat, waren vorhanden. Der Sohn eines bürgerlichen Rittergutsbesitzers, oder ein solcher selbst, konnte das ritterchaftliche akademische Stipendium, welches jährlich 300 Rthlr. betrug, nicht erhalten; die Tochter eines solchen konnte in das adelige freyweltliche Stift Steterburg, freylich schon nach den Statuten desselben, welches einige Ahnen für die Aufzunehmenden erforderte, nicht aufgenommen werden; eine bürgerlich geborene Dame konnte, und wenn sie auch einen adeligen Staatsminister geheirathet hätte, ohne besondere höchste Dispensation, wovon dem Rec. nur ein Beyspiel erinnerlich ist, nicht am Hofe präsentirt werden. — In diesen *drey* Puncten standen die Bürgerlichen den Adelligen nach, in allem Uebrigen, namentlich hinsichtlich der Civil- und Militär-Aemter, hatte vollkommene Gleichheit Statt.

II. *Bemerkungen zu den Artikeln im Rotteck-Welferschen Staatslexikon: Braunschweig (Herzog-*

*thum) Braunschweig (Stadt) und Braunschweigische Landstände.*

Ein jedes encyclopädisches Wörterbuch ist seiner Natur nach eine „bestellte Compilation,“ und schon nach dieser nicht zu trauen. Werden aber die Artikel desselben nur mit gewissenhaftem Fleiße von Sachkennern ausgearbeitet, und wenn auch ohne den Beystand des Genius, der sich nicht bestellen läßt, so kann ein solches Werk bedeutenden Nutzen haben. — Mit welcher Flüchtigkeit die hier ausgezeichneten Artikel, die durch die Masse ihrer historischen Fehler eine gänzliche Unbrauchbarkeit derselben herbeyführen, ausgearbeitet seyn, zeigt der Vf. auf eine unwiderlegbare Weise. Diese Fehler, die zum Theil Schnitzer sind, die einem braunschweigischen Tertianer bey einer Veretzungs-Prüfung den Eintritt in Secunda versperren würden, hier aufzuzählen, möchte unzweckmäßig erscheinen. Doch empfiehlt Rec. jedem Besitzer des Staatslexikons den vorliegenden Artikel als berichtigenden Nachtrag.

III. *Zur Geschichte der Herstellung der Landschaft im Herzogthume Braunschweig im Jahre 1819.*

IV. *Nachlese zur Geschichte des Landtages vom Jahre 1819.*

Rec., der in dem ersten Hefte seiner „staatswissenschaftlichen Mittheilungen“ (Braunschweig 1831) eine solche Geschichte geliefert hat, und besonders dazu competent zu seyn glaubte, da er bey eben dieser Herstellung vorzüglich thätig gewesen und allenthalben als Augenzeuge erzählen konnte, erkennt die hier gelieferten Beyträge für wichtig an. So gesteht er z. B. in seinem Aufsätze die Gerechtfame der Theidinghaufenschen Ritterchaft übersehen zu haben.

Wenn er nun, nach so geraumer Zeit, die öffentlichen Verhältnisse des braunschweigischen Landes in den Jahren 1813—1819 von Neuem in Betrachtung zieht, und findet — nachdem der Tod schon bedeutend gelichtet und zum Theil die Zeit herbeygeführt hat, wo freyer zu reden erlaubt ist, — welche unverantwortlichen Fehler am Ende des Jahres 1813 von dem damals aus drey Mitgliedern bestehenden engern Ausschusse der braunschweigischen Landschaft begangen worden, die nur *hinzunehmen* brauchten, was durch die nun aufgelöste Verfassung des Königreichs Westphalen der Landschaft entzogen war, so kann er einen tiefgefühlten Unwillen nicht zurückdrängen. — Und wie nützlich hätte eine in Wirklichkeit getretene Landschaft, durch kräftigen Beyrath in den höchsten öffentlichen Angelegenheiten, dem Lande werden können! — Braunschweig hatte unglückliche, ganz erschöpfende, Anstrengungen gemacht. — Wo wurden sie ihm belohnt, während andere deutsche Fürsten für ihre Länder die bedeutendsten Vortheile erwarben? — *Mit nichts.* Es blieb zerstückt, in seinen einzelnen Bestandtheilen getrennt, und so gänzlich von den Nachbarn abhängig nach wie vor. — Was hätte ein energisches, sachkundiges Mitglied der Landschaft, als deren anerkanntes Organ, zu

rathen und zu wirken vermocht! — Doch Personen der Art sind zu jeder Zeit den Machtthabern unbequem. Der Patriotismus in den Jahren 1813—1816 äußerte sich vorzüglich darin, die westphälische Regierung eine „*ufurpatorische*“ und den König von Westphalen, von dem man nichts mehr zu fürchten hatte, einen „*Zwangsherrn*“ zu nennen; übrigens aber dachte man besonders darauf, sich selbst eine möglichst sichere Lage zu verschaffen. — Es giebt entscheidende Momente, wie im Leben des Einzelnen, so im Leben der Staaten, wo das Höchste erlangt werden kann, was billig zu wünschen steht, die aber, unbenutzt geblieben, nie in der Art zurückkehren. In einer solchen Zeit kann ein Einzelner unermesslichen Vortheil stiften, selbst allein durch Rathgeben. — Man kann nicht annehmen, das Männer der Art dem braunschweigischen Lande gänzlich gefehlt hätten: aber sie waren in einer Lage, nicht wirken zu können.

V. *Ueber die herzogliche Verordnung vom 2ten Jan. 1818 und von dem Rechtsstreite wegen des vormaligen Deutschordensgutes Lucklum.*

Der letzte der hier berührten Gegenstände, nämlich der Streit wegen des Gutes Lucklum, zwischen der herzoglichen Cammer und dem Käufer des Gutes, welcher solches während der Dauer des Königreichs Westphalen erworben, ist der Hauptzweck in vorliegender Erörterung. Der Vf. steht auf der Seite der herzoglichen Cammer, deren Director zur Zeit des Rechtsstreites er war; der Rec. hat die entgegengesetzte Meinung in einer eigenen Abhandlung vertheidigt, welche den Titel führt:

*Sind von der ehemaligen Regierung des Königreichs Westphalen die Güter des deutschen Ordens, welche in den nicht förmlich abgetretenen Provinzen desselben liegen, auf eine zu Recht beständige Weise veräußert worden?*

und die unter No. XVII in seinen *Beyträgen zur Rechtswissenschaft Deutschlands* (Göttingen 1818) abgedruckt ist. — Die von dem Rec. vertheidigte Meinung, der übrigens persönlich bey der Beantwortung der von ihm aufgestellten Rechtsfrage interessiert war, hat, und zwar größtentheils aus den von ihm entwickelten Gründen, in der höchsten Instanz den Sieg davon getragen. Er empfiehlt, seine Gründe mit denen des Vfs., die ebenfalls nicht ohne Gewicht sind, zu vergleichen, enthält sich aber selbst einer solchen Vergleichung, da er zu sehr als Partey erscheinen möchte.

VI. *Herzogliche Schatullgüter.* Während der Regierung des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand ist kein Landgut als Schatullgut behandelt, die Schlösser und dazu gehörigen Gärten ausgenommen, vielmehr der gesamte Grundbesitz des Landesfürsten, ohne irgend eine Unterscheidung, von den Cammern zu Braunschweig und Blankenburg wie Cammergut verwaltet worden. Bey der selbst die längste Verjährungszeit übertreffenden Dauer dieser Vermischung ist daher (sagt der Vf.) jetzt jener Unterschied von

aller Realität entblößt und gänzlich erloschen. — So giebt es denn im Herzogthume Braunschweig, außer den Besitzungen, die der Fürst aus seinem Privatvermögen erworben hat, die billig dahin zu rechnen sind, keine Schatullgüter.

#### VII. Zur Geschichte der Benutzung der Cammer- und Kloster-Güter.

Der Vf. erzählt auf eine anziehende Weise und auf authentische Nachrichten gestützt, wie seit den frühesten Zeiten das Braunschweigische Cammergut verwaltet wurde. Anfangs, wie überall in Deutschland, durch Selbstbenutzung der Fürsten, dann, seit der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, durch Verpachtung. Von hier entwickelt er die Grundsätze, welche successiv die administrierenden Behörden bey den Veranschlagungen geleitet haben. Der ganze Aufsatz ist ein wichtiger Beytrag zur Regierungsgeschichte des Herzogthums Braunschweig.

#### VIII. Ueber einige Gegenstände der neuern Gesetzgebung. Die Aufzeichnungen des Vfs. beschränken sich hier auf Bemerkungen:

a) über die Gesetzgebung hinsichtlich der sogenannten „Patentmühlen“, d. i. solcher Mühlen, die auf den Grund westphälischer Concessionen angelegt sind, und

b) über die neue Legislation hinsichtlich der Verpflichtung der Jagdberechtigten zum Ersatz des von dem Wilde verursachten Schadens. — Was den ersten Punct anbetrifft, so kann Rec. nur dafür halten, daß das in dieser Beziehung verordnete gerichtliche Verfahren höchst unzweckmäßig sey, indem es zu einer großen Menge vermeidlicher noch jetzt fortdauernder Processen die Veranlassung gegeben und in mancher Hinsicht schädlich — durch Zerstörung vorhandener Mühlenanlagen — gewirkt hat. — Das Einfachste wäre unstreitig gewesen, durch eine eigene Commission summarisch untersuchen zu lassen, welchen Antheil die sogenannten „Patentmüller“ von den auf den alten Mühlen haftenden Lasten zu übernehmen hätten. — Indem man aber die äußerste Gerechtigkeit zu üben glaubte, wurde man in gewisser Hinsicht ungerecht. Dieses die Ansicht des Rec. — In Beziehung auf den zweyten Gegenstand (die Wildschäden-Entschädigung) sagt der Vf. von der Verordnung vom 16ten September 1827: „Es war ein Versuch, den Jagdberechtigten gegen Ansprüche zu decken, denen er nicht ohne Aufopferung eines wesentlichen Theils einer hergebrachten Gerechtfame vorzubeugen vermag, zugleich aber den Pflichtigen gegen den Nachtheil einer übermäßigen Wildhegung sicher zu stellen. Der Berechtigung die gebührende Beachtung, und der Verschuldung ihre natürliche Wirkung!“ — Dem Rec. scheint obige Verordnung ungenügend. Entweder man muß den Jagdberechtigten für jeden Schaden verantwortlich machen, den sein Wild verursacht, oder man muß dem Eigenthümer der Landfrüchte erlauben, das Wild, welches er auf seinen Feldern trifft, todtschießen zu dürfen. Die Sicherstellung eines Jagdvergnügens kann gar

nicht in Betracht kommen. — Der von der Jagd zu erzielende Nutzen ist aber im Verhältniß zu dem Schaden, den das gehegte Wild dem Ackerbaue zufügt, ein nur sehr wenig in Betracht zu ziehendes Object.

#### IX. Das Cammergut des Herzogthums Braunschweig. Das Resultat dieser wichtigen, auf einer historischen Basis beruhenden Abhandlung ist, nach dem Vf., folgendes:

Vom Cammergute des Hauses Braunschweig gehören nur die Regalien in Regel, und wo nicht als Ausnahme ihre privatrechtliche Natur vorliegt, zum Staatsgute, der Grundbesitz aber und die Lehnherrschaft im Zweifel zum herzoglichen Familienvermögen, sofern nicht von einzelnen Theilen dargethan werden kann, daß sie nicht nur vom Staatsgute des deutschen Reichs, sondern zugleich mit der Bestimmung den herzoglichen Vorfahren verliehen worden sind, die Dotation des ihnen übertragenen Reichsamt zu bilden. Das im Cammergute begriffene weltliche Hausvermögen hat die Eigenschaft eines altdeutschen Stammguts, befindet sich also im Gesamteigenthume des ganzen Hauses, und nur der Nießbrauch in den Händen des jedesmaligen regierenden Mitgliedes desselben. Es haftet darauf zugleich eine gewisse Obliegenheit gegen das herzogliche Gebiet, jetzt den Staat des Herzogthums, bezüglich auf die Lasten der Landesregierung. Mit Uebernahme der Würde eines Reichsfürsten ward nämlich die Verpflichtung eingegangen, den damit verbundenen Aufwand zu befreien, und darauf aus dem Hausvermögen zuschießend zu verwenden, was davon nicht etwa durch die hergebrachten Einkünfte des Landesfürsten als solchen, d. h. durch Beeden, die Regalien u. s. w. gedeckt werden würde. Dieses ist der Grund und die Natur der Verbindlichkeit, einer dem fürstlichen Familienvermögen auferlegten dinglichen Belästigung, welche aber dem Lande und dessen Ständen ein Miteigenthum zuzuwenden offenbar nicht geeignet war und ist, obwohl neuere Staatsrechtslehrer dieses Verhältniß so darstellen. \*) Ihr Maß ging aus der Reichsverfassung hervor, und bezog sich auf die Rechtspflege und Sicherung gegen auswärtige Feinde und innere Störungen; betraf also die Kosten der Anführung des Aufgebots im Kriege, der Handhabung der Landespolizey und der Ober- und Straf-Gerichte, indem die der niederen Gerichtsbarkeit patrimonialer Natur waren, und daher dem Herzog nur als Gutsherrn oblagen. Mit Entwicklung der Reichs- und Kreis-Verfassung ergab sich fortichreitend die Nothwendigkeit, das Land zur Mitwirkung bey Tragung der Regierungslasten heranziehen, und bestimmte sich, was vom Cammergute und was vom Lande dazu beygetragen werden mußte. In dem Verhältnisse, wie die Stellung des Fürsten von der Patrimonialherrschaft in die Fürstenschaft nach den Principien der Staatswissenschaft allmählich übergegangen, veränderte sich auch die Verpflichtung

\*) Staatslexikon von Rotteck und Welker, IV. S. 463.

tung zur Uebertragung der Regierungskosten, und mit der Ausbildung des Gebiets zum Staate, ging allmählich das Recht der Beysteuer zu den Staatslasten in Form freyer Bewilligung in die Verbindlichkeit über, diese Lasten zu übernehmen.

Noch folgen vier Aufsätze von minderer Wichtigkeit, von denen Rec. hier nur die Ueberschriften mittheilt.

X. *Berichtigung einer Stelle in des Vfs. Beyträgen zur neuern Geschichte Braunschweigs (1833).*

XI. *Ueber einige von der Regierung in den ersten Jahren nach der Restauration (1814) angeordnete öffentliche Arbeiten.*

XII. *Grenzberichtigung mit Hannover.*

XIII. *Errata und Berichtigungen zum Artikel: Hannover, im Rotteck - Welker'schen Staatslexicon. VII. S. 375 (Igd).*

Die ganze Sammlung ist unbedenklich als eine besonders für das Herzogthum Braunschweig höchst wichtige zu bezeichnen, und zeigt so recht deutlich, was dieses dadurch verlor, daß ein Staatsmann von solchen Fähigkeiten und Kenntnissen, als auch hier wiederum der Vf. bekundet, aus dem öffentlichen Dienste in der besten Kraft seiner Jahre schied.

F. K. v. Str.

LEIPZIG, in der Weygand'schen Verlags-Buchhandlung: *Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für höhere Unterrichts-Anstalten und zum Selbstunterricht Gebildeter.* Erster Band. *Geschichte des Alterthums* von Dr. Ludwig Ramshorn, Schulrath und Professor am Gymnasium zu Altenburg. Herausgegeben von Dr. Ludwig Flathe, Prof. an der Universität zu Leipzig. 1838. 237 S. gr. 8. (12 gr.)

Auch unter dem Titel:

*Lehrbuch u. s. w. von Dr. Ludwig Flathe. Erster Band. Geschichte des Alterthums.*

Wenn trotz der großen Anzahl von Lehrbüchern für die Geschichte, welche wir für höhere Unterrichtsanstalten besitzen, noch fortwährend neue der Art und Bestimmung an das Licht treten, so ist das Erscheinen derselben schon in sofern erfreulich, als sich darin ein reges Streben nach innerer größerer Vervollkommnung dieses wichtigen Lehrzweiges kund thut. Jedoch haben dieselben auch den positiven Nutzen, daß sie den Lehrern, deren Ansichten und Geschmack immer verschieden sind und bleiben werden, eine größere Anzahl zur Auswahl darbieten, und zugleich, wenn sie anders aus innerem Beruf hervorgegangen, und mit Fleiß und Umsicht gearbeitet worden sind, wesentlich dazu dienen, die Methode des Unterrichts selbst weiter zu führen. Rec.

nennt daher diese Reliquien des ehrwürdigen *Ramshorn* willkommen, und zwar um so mehr, da sich dieses Lehrbuch nach Stoff und Form den besten aller vorhandenen anreihet. Es zeichnet sich dasselbe durch wissenschaftlichen Ton und Geist, durch umfangene historische Kritik, durch treffende Charakteristik der einzelnen Völker, Perioden und Personen, und durch übersichtliche Darstellung der Ereignisse vortheilhaft aus. Die in die Anmerkungen aufgenommene genaue Anführung der Quellen nach Buch und Kapitel, und die sorgfältige Rücksicht auf alte Geographie, Religion, Cultur, Verfassung und Alterthümer überhaupt können außerdem nur dazu dienen, den Werth des Buches zu erhöhen. Es eignet sich daher dasselbe vollkommen dazu, dem Unterricht in den oberen Classen der Gymnasien zu Grunde gelegt zu werden; für untere und selbst mittlere Classen ist es zu hoch gehalten, und auch wohl von dem Vf. nicht bestimmt. Weniger scheint es dem Rec. für den Selbstunterricht Gebildeter passend zu seyn. Versteht man nämlich unter diesem relativen Ausdruck „Gebildete“ solche, welche die Gymnasial- oder auch die Universitäts-Studien durchgemacht haben, so werden und müssen diesen die Hauptdata der Geschichte bekannt seyn, und sie bedürfen keinen besonderen Selbstunterricht mehr, sondern etwa nur eine Wiederholung, welche allerdings nach diesem Lehrbuch mit Nutzen wird angeestellt werden können. Haben aber diese „Gebildeten“ früher keinen gründlichen Unterricht in der Geschichte gehabt, dann ist das Lehrbuch in keiner Weise für sie zureichend. Vieles ist für sie dann ohne Interesse, vielleicht auch unverständlich, in jedem Fall das Ganze zu kurz, und solche werden darum bessere Belehrung und Ausfüllung ihrer Kenntnisse in den Büchern suchen, welche theils ausführlicher, theils minder wissenschaftlich und so zu sagen gelehrt sind, vielmehr durch ihre Form eine mehr angenehme Lectüre und Unterhaltung gewähren, als dies bey einem Lehrbuch der Fall seyn kann. Deutet ja schon nicht der Name „Lehrbuch“ darauf hin, daß es nur dazu bestimmt ist, dem von dem Lehrer erteilten Unterricht zu Grunde gelegt zu werden.

Im Einzelnen hat indessen Rec. noch zu bemerken, daß in der Einleitung die alte Geschichte in drey Zeiträume getheilt ist, nämlich, 1) von den ältesten Staaten bis auf Cyrus, 2) bis zur Schlacht bey Actium und 3) bis zum Untergange des weströmischen Reiches, daß jedoch in der Ausführung in dem Buche selbst die beiden letzteren nicht getrennt erscheinen, daß zwar am Ende des ersten Zeitraums eine Zeittafel beygefügt ist, für den zweyten und dritten aber fehlt, daß die römische Geschichte im Vergleich mit der griechischen zu weitläufig erscheint, und endlich, daß in beiden Geschichten der besseren Uebersicht halber mehr Abschnitte zu wünschen wären.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M A I 1839.

## A S T R O N O M I E.

BRÜSSEL, b. Hauman: *Traité d'Astronomie*. Par Sir John Herschel. Traduit de l'Anglais, et suivi d'une addition sur la distribution des orbites cométaires dans l'espace. Par Augustin Turnot. 1835. kl. 8. mit eingedruckten Abbildungen.

Das Original des Werkes, dessen französische Bearbeitung (nicht bloße Uebersetzung) wir hier anzeigen, macht einen Theil einer Encyclopädie aus, welche unter dem Titel: „*Cabinet Cyclopaedia*“ von dem Dr. Lardner, in Verbindung mit einer Anzahl der bedeutendsten englischen Schriftsteller, besorgt worden ist. Der Name des Vfs., die Originalität seines Vortrages, und die ganz ausgezeichnete Behandlung mehrerer der schwierigsten und interessantesten Partien der Wissenschaft, namentlich der planetarischen Topographie, der Sideral-Astronomie und der Perturbationslehre, geben demselben Ansprüche auf eine sorgfältigere und ausführlichere Anzeige; und wir haben zu diesem Zwecke, unter mehreren, die vorliegende französische Ausgabe hervorgehoben, da sie sich, aufser den auf dem obigen Titel angeführten Bereicherungen, auch in äußerer Rücksicht durch eine sehr bequeme niedliche Gestalt und übrige Einrichtung auszeichnet.

Der Gang des Vfs. durch die Unermesslichkeit seiner Wissenschaft ist im Allgemeinen der, schon vor ihm, namentlich von Biot, mit so vielem Glücke verfolgte heuristische, indem er seine Leser vom sinnlichen Anscheine der Himmelsbewegungen nur allmählich auf den Standpunct des Begreifens einer rotatorischen und progressiven Bewegung der Erde, als einfachen Grund jener so verwickelt aussehenden Erscheinungen, erhebt. Nachdem es ihm aber solcher Gestalt nur erst gelungen ist, durch ein einleitendes Detail, in welches wir ihm, ohne trocken zu werden, freylich nicht folgen können, die Ueberzeugung seiner Leser zu begründen, daß die so unerschütterlich unter ihren Füßen vermeinte Erde ein Irrstern gleich den übrigen Planeten sey, so geht er nunmehr auf die, durch diese Analogie so viel interessanter gewordene, nähere Betrachtung jener übrigen Planeten ein; und über diese, schon oben als eine der bedeutendsten Partien des Werkes bezeichnete Topographie unseres Planetensystems, in ihrer neuesten Gestalt, wollen wir ihn nun zuerst näher vornehmen. Unsere Leser werden ihm und uns gerade dabey am

J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

liebsten zuhören; — man macht von Zeit zu Zeit gern eine neue Reise durch Italien, Frankreich u. s. w. — warum nicht durch unser Planetensystem?

Er führt uns bey dieser topographischen Beschreibung unseres Planetensystems gleich zur Sonne, und zeichnet unter den mehrfachen Ansichten über die Naturbeschaffenheit dieses grossen, die Erde an Oberfläche mehr als 12,000 Mal übertreffenden Gestirns diejenige seines Vaters aus, welcher zu Folge der Sonnenkörper selbst wahrscheinlich den Planeten ähnelt, und eine, gleich diesen, mit einem Dunkkreise umgebene Kugel bildet, um welche sich aber, als äußerste Hülle, noch eine besondere Lichtsphäre zieht, die die eigentliche Ursache der Licht- und Wärme-Wirkungen der Sonne abgiebt. — Glücklicherweise ist diese Ansicht von der Natur der Sonne durch die neuesten Beobachtungen aufser allen Zweifel gesetzt worden, und besonders äußert sich der Director der königlichen Sternwarte zu Neapel in einem uns vorliegenden Berichte vom 25ten Januar d. J. folgendermaßen darüber: „Ueber die Sonnenflecke wußten die Astronomen bis jetzt noch nicht ganz Bestimmtes; grosentheils neigte man sich indeß bereits zur Hypothese des älteren Herschel, welcher zu Folge diese Flecken als Oeffnungen oder Risse in der die Sonne umgebenden Photosphäre angesehen werden müssen, durch die der opace eigentliche Sonnenkörper sichtbar wird. Meine jetzigen Beobachtungen erheben diese Meinung zur Gewißheit: die Sonnenflecke sind wirklich von Zeit zu Zeit entstehende ungeheuere trichterförmige Oeffnungen in der leuchtenden Hülle, welche die Sonne zu äußerst umgiebt, und durch diese Risse hindurch erblickt man den schwarzen Sonnenkörper. Diese Oeffnungen entstehen durch Eruption eines unter der Lichthülle liegenden, nicht leuchtenden, aber ebenfalls transparenten Fluidums (der Sonnenluft); indem sich dieses Fluidum ausdehnt, verdichtet es den leuchtenden Stoff um den Rand der verursachten Risse, und drängt ihn in lange Streifen eines weit glänzenderen Lichtes als der übrigen Lichtsphäre zusammen\*). Dieses aufsteigende Fluidum, einer Luftblase ähnlich, die sich auf die Oberfläche des Wassers drängt, verursacht durch die verschiedenen Richtungen, welche es einschlägt, in den Oeffnungen, die schon von so vielen Astronomen mit Erstaunen wahrgenommen wor-

\*) In der That zeigt die Beobachtung in der Nähe der Flecken immer hellere Stellen, welche man nur der Zusammendrängung der aus den Rissen entfernten Lichtmaterie zuschreiben kann.

den sind; und die Heftigkeit, mit welcher es die Lichtsphäre durchbricht, läßt auf die Kraft der in ihm vorgehenden Revolutionen schließen, und welche an die Bewegungen in der irdischen Atmosphäre mahnen. — An einem der größten jetzt von mir beobachteten solcher Sonnenflecke oder trichterförmigen Risse in der Sonnen-Lichtsphäre nahm ich Folgendes wahr: Der obere Rand würde nach genauen Berechnungen unsere Erdkugel dreyzehn bis funfzehn Mal haben einschließen können, die untere oder innere, kleinere aber höchstens vier Mal. Dieser zweyte Rand, gleichsam das Becken der trichterförmigen Oeffnung, erschien noch sehr weit vom dunkeln Sonnenkörper entfernt: die ganze Tiefe der Oeffnung bis hinunter auf diesen festen Sonnenboden mochte wohl 1700 Meilen betragen \*). In sehr kurzer Zeit veränderte sich der scheinbare Boden der Oeffnung (d. h. also die zunächst unter der Lichthülle liegende Schicht des Sonnendunkelkreises) auf die auffallendste Weise, und die Oeffnung dehnte sich, in Folge davon, bald bedeutend aus, und zog sich wieder zusammen; diese Zusammenziehungen dauerten aber nur einen Augenblick, indem das Fluidum mit erneuerter Kraft durchdrang, die leuchtende Materie wieder verdrängte, und die erste Ausdehnung der Oeffnung herstellte.“

Diese so schöne Bestätigung der *Herschel'schen* Beobachtungen und Schlüsse giebt uns, wie gesagt, wenigstens die Ueberzeugung, daß der Sonnenball eine dunkle Kugel enthalte, und daß seine Licht- und Wärme-Wirkung lediglich von der Photosphäre ausgehe, welche die äußerste Hülle jenes festen Kerns bildet. Vielleicht verschafft uns die verwundernswürdige *Daguerre'sche* Entdeckung, von der man für die beschreibende Astronomie überhaupt ganz Außerordentliches erwarten darf, bald eine gute *Charte* des Sonnenballes, welche diese Flecken darstellt; und wir dürfen dann hoffen, *mikroskopisch* auf einer solchen *Daguerre'schen* Sonnencharte dasjenige nähere Detail auszumitteln, welches uns die unmittelbare *teleskopische* Beobachtung des Sonnenballes selbst noch nicht hat entdecken lassen.

*Mercur*, zu welchem unser astronomischer Reisender nunmehr übergeht, ist uns hinsichtlich der Elemente seiner Bahn, gleichwie des Wißbaren über seine Naturbeschaffenheit, durch von *Lindenau* und *Schröter* bekannter geworden. Der Letzte machte zuerst die Bemerkung, daß das Licht dieses Planeten oft gegen die Lichtgrenze hin, d. h. also, da, wo die oben von der Sonne beleuchtete Halbkugel mit der anderen, noch dunklen Hälfte zusammentrifft, bedeutend abnehmend erschien, welche Beobachtung auf eine ziemlich dichte Mercuratmosphäre schließen ließe, die das Sonnenlicht an dieser Grenze schwächt. Er schloß ferner aus den Wiedererscheinungen eines

deutlich kenntlichen Streifens der Mercursoberfläche auf eine Rotationszeit dieses Planeten von 24 Stunden 1 Minute. Seine Axe ist gegen die Ebene seiner Bahn etwa  $70^\circ$  geneigt (auf der Erde beträgt diese Neigung bekanntlich  $66\frac{1}{2}^\circ$ ), und der davon abhängige Gegenatz der Jahreszeiten muß also, abgesehen von anderen Einflüssen, Aehnlichkeit mit Demjenigen haben, was wir in dieser Hinsicht bey uns beobachten. Berge beobachtete *Schröter* viele auf dem Mercur, zuerst nur in den Polarregionen, später aber auch in der Aequatorialzone, so daß also die ganze Oberfläche dieses Planeten damit bedeckt scheint; die Höhe einiger dieser Berge schlägt er auf  $2\frac{1}{2}$  Meilen an, welches um so mehr Verwunderung erregt, wenn man in Betracht zieht, daß der Mercur'sdurchmesser nur 600 Meilen, etwa den 3ten Theil des Erdmessers faßt, nach welchem Verhältnisse die dortigen Berge niedriger als die irdischen Gebirge seyn sollten. Die langen Schatten so hoher Berge scheinen aber bestimmt, den Bewohnern dieses, der Sonne so nahen Planeten Schutz vor dem blendenden Glanze des Tagesgestirns verleihen zu sollen. — Mercur ist übrigens nur ein kleiner Planet: seine Oberfläche beträgt wenig über Eine Million Quadratmeilen, also beyläufig den zehnten Theil der Erdoberfläche.

*Venus* ist bekanntlich das glänzendste Gestirn unter den Planeten unseres Systems. Doch bemerkt man in den Quadraturen, daß sich dies so glänzende Licht an der Lichtgrenze nach der Nachtseite hin in eine matte, blaulichgrüne Farbe verliert, weil nämlich dort die Sonnenstrahlen, wie wir dies schon für den Mercur erinnert haben, *horizontal* durch die Venusatmosphäre gehen, und dadurch von ihrer Stärke verlieren. Das Vorhandenseyn einer solchen Atmosphäre, und damit wahrscheinlich auch mehrerer anderer Lebensbedingungen im irdischen Sinne, findet sich also durch die directe Beobachtung angezeigt. Man hat ferner auch auf diesem Planeten, gleichwie auf dem Mercur hohe Berge beobachtet, bey deren Gestaltung die Natur die nämlichen wohlthätigen Absichten für die Bewohner gehabt zu haben scheint. Können wir uns also von dem Zustande dieser letzten auch keinen deutlichen Begriff machen, so scheint doch aus der Analogie zu folgen, daß eben keine gar zu große Verschiedenheit des Lebens auf der Venus gegen das irdische Leben Statt finde. Gewiß aber ist die Hervorhebung gerade *dieser* Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten eine der interessantesten Seiten aller planetarischen Topographie.

Vom *Mars* bringt der Vf. eine niedliche Zeichnung nach Beobachtungen bey, welche am 16 Aug. 1830 mit dem großen Spiegelteleskop zu Sloug angestellt wurden. An diesem Planeten ist zunächst seine starke Abplattung darum auffallend, weil er nur eine langsame Umdrehungsbewegung hat: er ist viel kleiner als die Erde, und vollendet seine Rotation doch erst in  $27\frac{1}{2}$  Stunde; dennoch beträgt jene Abplattung  $\frac{1}{6}$ , d. h. der Polardurchmesser verhält sich zum Aequatorial-Durchmesser = 15:16, oder,

\*) Diese Schätzung stimmt wieder sehr wohl mit den früheren *Herschel'schen* Beobachtungen, denen zu Folge die Photosphäre auch eine bedeutende Höhe über dem eigentlichen festen Sonnenkörper hat.

wenn man den letzten in 16 gleiche Theile theilte, so würde der erste nur 15 solcher Theile enthalten. Das Licht des Mars ist *roth*, welcher Umstand, wie der Vf. bemerkt, auf eine meist ocherartige Beschaffenheit des dortigen Bodens schliessen läßt. Eine der interessantesten Beobachtungen ist aber, daß die Polargegenden dieses Planeten ebenso mit Schnee und Eis bedeckt zu seyn scheinen, wie die unferigen, indem sich diese Gegenden durch ein viel glänzenderes Licht vor der ganzen übrigen Marsfläche auszeichnen, und zwar mit der Maßgabe, daß diese glänzende Zone an jedem Pole um die Zeit seines Winters am grössten ist, mit Annäherung der Sonne allmählich bis auf eine gewisse Grenze abnimmt, im Verhältnisse des Scheidens der Sonne wieder wächst, zunächst dem Pole aber ziemlich unverändert bleibt. Es muß dabey noch in Betracht gezogen werden, daß die Schiefe der Ekliptik auf dem Mars, statt, wie bey uns, nur  $23\frac{1}{2}$  Grad, vielmehr fast 29 Grade, und daß das Jahr dieses Planeten 687 Tage beträgt, wodurch der Winter so viel energischer und länger wird. — Ueberlegt man nun, daß unsere Polargegenden, wenn gleich in einem, nach diesen beiden Verhältnissen, niederen Grade, dem Beobachter auf dem Mars ähnliche Erscheinungen darbieten müssen, daß sich mit dem Winter der Schneeglantz weiter nach dem Aequator verbreiten, im Sommer aber nach den Polen zurückweichen, und daß er endlich innerhalb einer gewissen Grenze um die Pole herum immer wahrgenommen werden werde: so ist man fast gezwungen, aus der vollkommenen Aehnlichkeit der Wirkung auf die allgemeine Gleichheit der Ursache zu schliessen. Die Beobachtung zeigt sogar, daß die weissen Mars-Polarzonen nicht scharf kreisförmig begrenzt sind, sondern an einigen Stellen weiter, an anderen weniger auslaufen, dem zufolge es also auf diesem Planeten, gleichwie auf der Erde, Gegenden geben muß, welche, bey gleicher Breite, eine kältere Boden-Natur haben, als andere. Auf der Erde bewirken insbesondere Land und Meer einen solchen Unterschied; und man hat also großen Grund, auf dem Mars Aehnliches anzunehmen. — Alle diese höchst auffallenden Aehnlichkeiten machen den Mars zu einem überaus interessanten Gegenstande für den irdischen Beobachter\*).

Den *Jupiter* nennt unser Vf. „*la plus magnifique des planètes*“ (worin wir ihm, auf Grund einer mehrmals eingestandenem besonderen Vorliebe, von ganzem Herzen beystimmen), und bringt auch von ihm (nach Beobachtungen zu Sloug, am 23sten Sept. 1832 mit dem 20füßigen Spiegelteleskop) eine Abbildung bey. Was den Leser auf derselben so gleich auffallen wird, sind die mehrfachen, durch eine dunklere Färbung von der übrigen Planetenfläche unterschiedenen, sämtlich dem Aequator parallelen Streifen oder Gürtel.

\*) Ueber die vier sogenannten Planetorden gehen wir, bey der noch Statt findenden fast gänzlichen Unbekanntheit ihrer Naturbeschaffenheit, weg.

Starke Vergrößerungen haben gelehrt, daß dieselben nicht dem Körper des Jupiters selbst, sondern dem Dunklkreise dieses Planeten angehören; sie erinnern recht eigentlich an die tropischen Regen unferer Erde, welche auch zu gleichen Zeiten in denselben Parallelkreisen zu entstehen pflegen, und einem entfernten Beobachter ähnliche Erscheinungen darbieten werden. Nur spricht die Dauer dieser so regelmäßig gestalteten wolkenartigen Verdichtungen auf dem Jupiter für den constanteren Charakter der dortigen Witterung. Diese Gleichmäßigkeit wird wohl besonders dadurch bedingt, daß die Schiefe der Ekliptik auf dem Jupiter wenig über 3 Grad beträgt, so daß sich also die Sonne dort *beständig* im oder ganz nahe am Aequator befindet, welches bey uns bekanntlich nur zur Zeit der Aequinoctien Statt findet. Der grössere Theil der Jupiters-Oberfläche muß also eine ununterbrochene Lenz- oder Herbst-Witterung haben, freylich in dortiger Art, von der wir uns natürlich übrigens nur einen sehr unvollständigen Begriff machen können. Indes ist es doch schon viel, daß wir jene Constanz der atmosphärischen Erscheinungen in einer solchen Harmonie mit der Constanz des Sonnenstandes auf dem Jupiter finden: der unwiderlegliche Augenschein zeigt uns hier Ursache und Wirkung in einem Zusammenhange, wie dieselbe Folge für die Erde eintreten müßte, wenn die Sonne nach der Frühlingsnachtgleiche einmal nicht weiter nach Norden zu uns beraufrückte, sondern von nun an ununterbrochen im Aequator verweilte. — *Jupiter* behält mit diesen Streifen, im *Ganzen* genommen ziemlich immer dasselbe Ansehen, kleinere Veränderungen gehen aber darum nicht weniger in ihrem Inneren vor. Um die Beobachtung derselben haben sich unser Vf. und vor ihm der bekannte deutsche Astronom *Schröter* große Verdienste erworben. Jener setzt die Vorgänge in Verbindung mit Winden, etwa nach Art unferer Passatwinde, welche in parallelen Richtungen mit dem Aequator wehen; dieser hat durch seine Beobachtungen oft einen Zuwachs, eine Verdichtung, oder auch wieder Abnehmen in den einzelnen Streifen nachgewiesen, gerade so, wie es bey irdischen Wolken eintreten würde. Ueber den *atmosphärischen* Ursprung der Erscheinung scheint also gar kein Zweifel obzuwalten.

Ein sehr schönes Schauspiel müssen den Bewohnern des Jupiter die *vier Monde* dieses Planeten gewähren, davon die drey ersten gewöhnlich ein reines weisses Licht zeigen, während der vierte in einem milden bläulichen Glanze erscheint. Schon durch mäßige Fernröhre kann man sie sehr gut beobachten, und, bey ihrer schnellen Bewegung, wahrnehmen, wie sie bey einander vorbeyst rücken, und vom Schatten des Planeten verdunkelt werden, und selbst über die Scheibe desselben hinweglaufen u. s. w. Sind sie aber voll und zusammen auf der Nachtseite des Jupiter, so muß diese dadurch eine starke Erleuchtung erfahren. Sie werfen übrigens, neuen Beobachtungen zufolge, gleich unserm Monde, ihrem Hauptplaneten beständig dieselbe Seite zu, und dre-

hen sich also, während eines Umlaufes, auch nur Ein Mal um ihre Achse. Diefs scheint demnach ein allgemeines Himmelsgesetz aller Nebenplaneten zu seyn. Wir haben an einem andern Orte Vermuthungen über den Grund dieser Unter-Einrichtung gewagt.

„*Un mécanisme encore plus merveilleux, et, s'il est permis de s'exprimer ainsi, plus artistement élaboré, s'observe sur Saturne*“, sagt der Vf., zu diesem Planeten übergehend, von dessen Ringe er zunächst sprechen will. In Bezug auf diesen Ring können wir sogleich vervollständigend bemerken, daß der Berliner Astronom *Encke* indess eine wichtige Entdeckung über die Einrichtung dieses merkwürdigen Himmelskörpers gemacht hat. Bekanntlich wurde nämlich schon früher, vorzüglich deutlich durch *Pound* und *Hasley*, eine Theilung dieses Saturn-Ringes in zwey, in gleicher Ebene liegende Ringe von ungleicher Breite beobachtet; und die Beobachtungen von *Herschel dem Vater* bestätigten dies Zerfallen des Ringes in zwey, durch einen freyen Zwischenraum getrennte, concentrische Ringe, also einen *äußeren* und einen *inneren*. Späterhin wollte man schon Wahrnehmungen einer noch weiteren Theilung gemacht haben; allein sie waren unbestimmt. Vor Kurzem bemerkte nun aber *Encke* wirklich, daß jener *äußere* Ring nahe in der Mitte durch einen freyen Zwischenraum abermals in zwey Ringe getheilt ist, so daß man sich den Saturn jetzt von *drey* Ringen umgeben denken muß\*). „Mit

\*) Man denke sich, zur Veranschaulichung, in der Ebene dieses Papieres einen Kreis, welcher den Saturn-Aequator vorstellt, umgeben von einer, in derselben Ebene liegenden, durch zwey freye Zwischenräume in drey concentrische Ringe zerschnittene, und vom Saturn wieder durch einen freyen Raum getrennte Scheibe. Nach mehrfachen Messungen hat der Durchmesser des Aequators 17 Secunden (die Decimalen lassen wir weg); die Breite der drey Ringe beträgt resp.  $\frac{1}{2}$ ,  $\frac{1}{2}$  und 4 Secunden, und jeder der beiden sie trennenden Räume  $\frac{1}{2}$  Secunde; der freye Raum zwischen der Saturnkugel und der inneren Kante des ihr nächsten Ringes aber umfaßt 6 Secunden. Einer Bogen-Secunde entspricht in der Entfernung Saturns von der Erde eine lineare Ausdehnung von 1000 Meilen, daher man die Anzahl der Secunden nur mit 1000 zu multipliciren hat, um die Größe in Meilen zu finden. Der Aequators-Durchmesser des Saturn enthält hienach 17,000 Meilen; die Entfernung von da bis zur nächsten Ringkante beträgt 6000 Meilen; der innere Ring aber hat 4000 und jeder der beiden andern Ringe 500 Meilen *Breite*, und jeder ist vom folgenden durch einen freyen Zwischenraum von 500 Meilen getrennt. — Außersert auffallend ist die gegen diese Breite *höchst geringe Dicke* der Ringe, welche Dicke *Bessel*, durch *Rechnung*, noch nicht 30 Meilen findet. — Daher

diesem seinem Ringe“, heist es ferner bey *Herschel*, „bildet Saturn eine der außerordentlichsten Erscheinungen am Himmel. Man denke sich in der That die prächtige große Kugel, umfaßt vom staunenswürdigen Ringe, begleitet von sieben Satelliten, geziert mit Streifen um den Aequator, wechselseitig erhellend und verfinstert den Ring und die Trabanten, oder von ihnen erhellt und verfinstert; alle Theile des Saturnsystems also nach Umständen einander Licht zuwerfend; die Ringe und Monde erhellend die Nächte der Saturnbewohner; die Kugel und Trabanten erhellend die dunklen Theile des Ringes; Planet und Ringe rückwärts die Monde mit dem reflectirten Sonnenlichte bestrahlend, wenn sie zur Zeit der Conjunctionen desselben beraubt sind. — Welch ein Planet!“

Den *Uranus* endlich zeichnet wieder eine andere, durch die neuesten Beobachtungen vollkommen bestätigte, höchst merkwürdige Natur-Einrichtung aus. Statt daß nämlich die Rotations-Axen aller übrigen Planeten unseres Systems einen sehr großen Winkel mit der Ebene der Bahn machen, fällt sie bey diesem Weltkörper vielmehr mit derselben zusammen, so daß also die Sonne bey ihrem scheinbaren, 87 unserer Erdenjahre dauernden, Umlaufe um den *Uranus* dem *Meridian* folgt, und jedem der beiden Pole in das Zenith tritt. Gefetzt also, dieser Fall habe heut für den einen oder den anderen der beiden Pole Statt, so befindet sich dieser jetzt gleichsam im Mittage eines halb- (42-) jährigen Tages, während dessen die Sonne, in einem Schraubengange, vom Horizont bis zum Scheitelpunct, heraufgestiegen ist, und ebenso wieder hinabsinkt, und auf welchen eine eben so lange Nacht folgt, in der die Sonne den Fußpunct erreicht, und also den Gegensatz von Wärme und Kälte, Licht und Finsternis, so weit sie vom Sonnenstande abhängen, zu einem Maximo macht. Was also bey uns an den Aequinoctialtagen hinsichtlich des Sonnenstandes für den *Aequator* in 27 Stunden eintritt, erfolgt für die *Pole* des *Uranus* in 84 Jahren. — Wie erstaunt möchten wir seyn, wenn wir das ganze Detail der schon aus diesem einzigen unzweifelhaften Umstände herfließenden großen Lebensverschiedenheit auf dem *Uranus* und unserer Erde kennen sollten!

erscheinen die Ringe, wenn sich die Erde in ihrer Ebene befindet, auch nur als ein äußerst feiner Faden, an welchen die ziemlich ebenfalls in derselben Ebene liegenden Saturnsmonde wie Perlen angereiht sind.

Rec.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M A I 1839.

## A S T R O N O M I E.

BRÜSSEL, b. Hauman: *Traité de l'Astronomie.*  
Par Sir John Herschel. Traduit de l'Anglais,  
et suivi d'une addition sur la distribution des  
orbiles cométaires dans l'espace, par Augustin  
Tournot u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die *Sideral-Astronomie*, als der zweyte der angeführtemassen von uns hervorzuhebenden Abschnitte dieses Werkes, d. h. der Inbegriff der neuesten Forschungen über die Entfernung, Grösse, physische Beschaffenheit u. f. w. der Fixsterne, verdankt bekanntlich den mühsamen Beobachtungen unseres Vfs. auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung einen grossen Theil ihrer heutigen Ausbildung. Indess ist doch eins ihrer wichtigsten Elemente, die *Entfernung der Fixsterne von der Erde*, darüber er sich noch nicht mit Bestimmtheit erklärt, und über welche wir daher wiederum eine vervollständigende Notiz hinzufügen, erst seitdem festgesetzt worden. Der Königsberger Astronom *Bessel* hat nämlich, durch eine eigenthümliche Methode, zum ersten Male die Entfernung eines Fixsterns, des Sterns 61 im *Schwan*, von der Erde mit Sicherheit bestimmt, und dieselbe 1,314,000 Mal grösser als die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne (20 Millionen Meilen) gefunden. Die Leser mögen aus der ungeheuren Zahl (1,314,000 Mal 20,000,000) auf die Schwierigkeiten dieser Bestimmung schliessen. — Gleichermassen hat *Bessel*, wie wir auch noch hinzuzufügen haben, die Forschungen des Vfs. über die *Grösse der Fixsterne* vervollständigt, indem er die *Masse* des eben angeführten Sterns, 61 im *Schwan*, ziemlich der Masse unserer *Sonne* gleich findet, welches also, bey der grossen Wahrscheinlichkeit eines ähnlichen Dichtigkeitsverhältnisses, auch auf einerley *Grösse* schliessen lassen würde.

Sehr interessant sind die Details, welche *Herschel* über die *periodischen Sterne*, d. h. über diejenigen Sterne beybringt, welche zu verschwinden scheinen, nach längeren oder kürzeren Perioden wieder sichtbar werden, oder aber auch binnen ähnlichen Perioden einem regelmässigen Lichtwechsel unterworfen sind, und dann wohl auch *veränderliche Sterne* genannt werden. Er sucht den Grund dieser auffallenden Erscheinung mit uns in einer Planetenumgebung, von welcher dergleichen Sterne, nach dem Vorbilde unserer Sonne, nur vielleicht oft in längeren Zeiten, umkreist werden, so daß der *Zwischentritt* eines fol-

J. A. L. Z. 1839. *Zweyter Band.*

chen dunkelen Körpers zwischen den Stern und den irdischen Beobachter eine periodische Verstärkung oder Verdunkelung bewirke. „*A quel dessein pensons nous donc*“, fügt er hinzu, „*que ces astres magnifiques aient été dispersées dans les abîmes de l'espace? Ce n'est pas sans doute pour éclairir nos nuits (but qui aurait été atteint bien plus simplement en donnant à la terre une lune de plus), ni pour briller comme un vain spectacle, vide de sens et de réalité. Non il faudroit avoir étudié l'astronomie avec un esprit bien étroit, pour s'imaginer que l'homme soit l'unique objet des soins du Créateur, et pour ne pas voir, dans ce vaste et admirable appareil qui nous entoure, un plan qui se rapporte à d'autres races d'êtres animés. Les astres, sans aucun doute, sont elles-mêmes des soleils et les centres autour desquels circulent d'autres planètes, ou d'autres corps, dont nous ne saurions avoir d'idée, mais tous habités aussi bien que la terre!*“

Hinsichtlich des dritten und letzten der von uns ausgezeichneten Abschnitte dieses Werkes, der *Perturbationstheorie* nämlich, ist man bis jetzt der Meinung gewesen, daß es unmöglich sey, dieselbe ohne den Beystand der höheren Analysis abzuhandeln.

Selbst der berühmte Verfasser der *Exposition du système du monde (Laplace)* hat sich in diesem schönen Werke meistens darauf beschränkt, die durch die Kunstgriffe einer höchst verfeinerten Analysis gefundenen Sitze in gewöhnliche Sprache zu übersetzen, ohne Rechenschaft über den zu ihrer Auffindung eingeschlagenen Weg, oder ihren inneren Zusammenhang mit der Natur der Sache zu geben. Den letzten Versuch macht nun unser Vf. Er beweist, daß die geometrische Synthesis in ihrer edlen Einfachheit und Augenscheinlichkeit bey dieser Untersuchung ohne Noth aufgegeben worden ist, und bedient sich ihrer mit Glück, um den von der tiefstnigsten Analysis eingeschlagenen Weg anzudeuten, und ihre verwickeltesten Sätze auf einfache und allgemeine Betrachtungen zuzückzuführen. „Wenn es“, so leitet er seine sehr klare und den Lesern in dieser Vereinfachung gewiß willkommene Darstellung der so sehr verwickelten Lehre ein, „wenn es im Univerfum keine Körper weiter, als z. B. Sonne und Erde gäbe, so würde die letzte um die, als gemeinschaftlichen Schwerpunkt betrachtete, erste, den reinen *Kepler'schen* Regeln und dem Anziehungsgesetze gemäfs, in alle Ewigkeit dieselbe Ellipse beschreiben. In dem Augenblicke aber, da ein dritter Körper hinzutritt, wirkt seine

Anziehung natürlich auf jene beiden ersten Körper, stört ihre Beziehungen, und vernichtet die mathematische Genauigkeit der elliptischen Bewegung. Perturbationen (Strömungen) sind also die Abweichungen der Himmelskörper von ihrem regelmäßigen elliptischen Laufe, welche durch die, von ihrer Mehrzahl bedingte, wechselseitige Anziehung hervorgebracht werden. Indefs sind die Massen der Planeten, davon sonach diese störende Anziehung abhängt, im Verhältnisse zur Sonne, welche Hauptanziehung ausübt, sehr unbedeutend: die Masse des Jupiter, als die bedeutendste unter allen, beträgt noch kein Tausendtheil der Sonnenmasse. Was die Monde betrifft, so ist zwar die Sonne selbst die Ursache der Störungen der reinen elliptischen Bewegung um den Hauptplaneten; allein in diesem Falle wird die Wirkung einer so grossen Masse durch den, im Verhältnisse zur Entfernung jenes Hauptplaneten, stets überaus bedeutenden Abstand, wiederum sehr geschwächt. Dieser Umstand erleichtert natürlich die Untersuchung. Nachdem ihr eigentlicher Gegenstand solchergestalt aber in ein vollkommen klares Licht gestellt worden ist, so geht der Vf. in gleich gemeinverständlicher Darstellung zu der Verschiedenartigkeit der Folgen jener Störungseinflüsse über, und erläutert den wahren Sinn des Gegenstandes der mit dem Namen der *periodischen* und *jäcularen Ungleichheiten* belegten Störungen. Seine, ohne Beyhülfe schwieriger analytischer Entwicklungen befolgte, eigenthümliche Methode zeigt nämlich, daß der störende Einfluss nicht durch alle Perturbationen auf gleiche Weise bewirkt wird. Bey einigen derselben erfolgt nur eine, in enge Grenzen eingeschlossene, und zwischen derselben hin- und her schwankende Veränderung; und diese Art von Störungen heisst eben deswegen „*periodisch*“, und hat nur einen vorübergehenden, keinerley Bedürfnis für die Dauer des Weltsystems erregenden Charakter. Anders scheint es sich, wenigstens auf den ersten Blick, mit den sogenannten *jäcularen* Störungen zu verhalten. Ihr Einfluss äussert sich langsam, und wird nur erst nach Jahrhunderten merklich, woher ihr Name kommt; allein sie könnten, bey einem dauernden und ununterbrochenen Bestreben im nämlichen Sinne, das Bestehen des Planetengebäudes wirklich endlich gefährden. Allein auch hinsichtlich ihrer gelingt es dem Vf., trotz fortwährender Ausschließung analytischer Kunstgriffe darzuthun, daß selbst diese säcularen Störungen, mit einer einzigen, gleich näher zu erwähnenden, Ausnahme, an Perioden, wenn gleich von ungleich längerer Dauer, gebunden sind, und sich ihr Resultat demgemäss ebenfalls auf eine Oscillation innerhalb unübersteiglicher Grenzen beschränkt. Jene einzige Ausnahme betrifft das bekannte *stete Vorwärtsgehen der Apfiden*, welches somit die einzige, ohne Aufhören wachsende, oder wahre Säculargleichung in unserem Systeme ist. Glücklicherweise hat indess aber nur bey diesem einzigen Elemente ein immerwährender Fortgang nach derselben Richtung auf den Zustand und die Dauer des Systems keinen Einfluss; und der Vf. kann da-

her schliesslich zu dem höchst interessanten, wichtigen, grossen und erhebenden Resultate gelangen: „*dass unser ganzes Sonnensystem für unabsehbare Zeiten um einen mittleren Zustand, welcher von dem jetzigen recht wesentlich verschieden ist, oscillirt hat, und oscilliren wird, „et que par conséquent l'arrangement actuel de ce système est tel, que rien ne s'oppose à-la durée éternelle!*“ — Damit verlassen wir ihn.

DN.

## ERDBESCHREIBUNG.

PRAG, b. Calve: *Das Königreich Böhmen statistisch-topographisch dargestellt* von Joh. Gottfr. Sommer. Sechster Band. Pilsener Kreis. 1838. XXVI u. 387 S. (2 Thlr. 4 gr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur J. A. L. Z. 1837. No 80.]

Mit jedem neuen Bande nimmt der Werth dieses trefflichen Werkes zu. Den Vf. unterstützte in der Herbeyleferung des Stoffes der berühmte Oberburggraf Hr. Graf *Chotek* und in der allgemeinen Beschreibung des Kreises und seiner statistisch-physikalischen Verhältnisse Hr. Prof. *Zippe* in Prag, der auch manche Topographien geliefert hat. Die vielen genauen Höhenmessungen verdankt dieser Theil den Hrn. Professoren *David* und *Hallaschka*. Möchte Hr. *Sommer* sein gediegenes Werk bald fortsetzen, was bey dem edeln, ihm von den Behörden und manchem Ortskundigen verliehenen Beystande möglich seyn muß. Der Kreis hat 68 $\frac{1}{2}$  Quadratmeilen Oberfläche, viel Wald, Gebirge, Teiche, die man jedoch oft in Wiesen verwandelt, Mineralquellen, Eisen, Steinkohlen, 7,497 Pferde, deren Haltung jedoch abnimmt, da sowohl die Herrschaften als die Unterthanen häufig die Feldarbeiten mit Ochsen zu bestellen anfangen, 82,547 Stück Rindvieh, 233,670 Stück Schaaf, deren grössere Zahl Eigenthum der Gutsherren, die kleinere aber Eigenthum der Mediatunterthanen ist. Auffallend war es Rec., daß keiner der Guts- und Herrschafts-Herrn Borstenvieh hält; und doch haben sie ansehnliche Rindviehheerden, welche ein geschätzter Agronom, der Fürst von Löwenstein-Werthheim-Rosenberg, noch kürzlich durch edleres Ragenvieh aus Ostfriesland verbesserte. Auch halten die Obrigkeiten keine Ziegen, sondern nur die Unterthanen. Rühmlich ist auch in diesem Kreise das Bestreben der Herrschaftsverwaltungen, durch manche örtlich geeignete Fabricatur oder mit oft wenig Gewinn betriebene Bergwerke die Subsistenz der oft sehr armen Unterthanen zu erleichtern. Leider wird die durch ihr Doppelspinnrad berühmte böhmische Flachspinnerey durch den niedrigen Preis ihrer Waare sehr gedrückt, da man auch in Oesterreich den Fehler beging, die leidige Fabrication der baumwollenen Stoffe zu begünstigen, statt solche zu ersticken. Ungeachtet dieser nun fast unbelobten häuslichen Arbeitsamkeit der kleinen Grundbesitzer soll doch nach des Vfs. Angaben nur etwa  $\frac{1}{2}$  Procent der Einwohner Arme

seyn. Darunter scheint aber der Vf. wohl nur die versorgten Armen zu verstehen; denn nach den Berichten der Reisenden herrscht die Betteley im Kreise noch sehr. Der Graf Chotek setzt zwar die Sammlung und die Autorisation besonderer Armenfonds eifrig fort; allein die Ortsobrigkeiten scheinen diesen schönen Plan zum Theil nur ungern durch eigene Beyträge zu unterstützen. Der als Patriot, Alterthumsforscher und Schriftsteller allgemeine geschätzte Gutsherr *Matthias Kalina v. Jäthenstein* gründete indess an der Mies das Dorf Kalinowes mit 12 neuen Einwohner-Familien. Möchten dieses schöne Beyspiel zum Besten ihres eigenen Vermögens und des Publicums, sowie ihrer Unterthanen die Grundherren Böhmens mit ihren Wirthschaftsämtern nachahmen! Möchten doch die leider meistens abwesenden Herrschaftseigenthümer so edelmüthig seyn, an der Sonnenseite mancher Gebirge für fleißige und wegen Erwerbes verlegene Unterthanen kleine Wohn- und Wirthschafts-Gebäude zu errichten, und jeder als arbeitsam anerkannten Familie ein bis zwey oder mehr Joch eingefriedigten Landes zur Spaten- und Obst-Cultur, auch Stallfütterung, gegen einen die Herrschaft völlig entschädigenden jährlichen Erbpachts-Kanon anzuweisen, welcher Canon unbedenklich in jedem Jahrhundert um 10 Procent steigen kann. Wie aber und was besonders zu cultiviren sey, das müßte ein Multerwirth die neuen Anbauer lehren, da hier der Boden, die Oertlichkeit und der Markt die richtige Anweisung geben dürften. Wie die Landesherrn in civilisirten Staaten gleichsam die irdische Vorsehung sind, ebenso die Gutsherrn in ihren Herrschaften. Eine *Lex agraria* zu empfehlen, wäre unsinnig; aber wenn einzelnen Herrschaften die Beyträge zur Armenunterhaltung lästig scheinen, so dürfte sie die geringe Nutzung ihrer Wälder bewegen, einen Theil der Oberfläche mit eigenem Gewinn den Unterthanen zu einem in jedem Jahrhundert steigenden Erbzins einzuräumen, was besonders bey allmählicher Ausdehnung des Plans ihre Kasse nicht beschweren kann. Doch möchten wir rathen, dahin zu wirken, daß wenigstens zum *größeren Theil* die Anbauer sich nicht von einem technischen Fabricantenerwerbe ernähren. Alle von einem ununterbrochen verbesserten Boden gewonnene Nahrung ist ein Gewinn auch für die Nachkommenschaft, und die Erdmischung durch den Spaten jeder Mischung durch Pflug und Harke so weit vorzuziehen, daß bey der steigenden Bevölkerung der Grund und Boden sich mehr vertheilen muß, wenn man nicht das Elend der Eigenthumslosigkeit der größeren Einwohnerzahl, wie in Irland, aufkeimen lassen will. Selbst in England, wo man das Bestehende so ungern abändert, entschließen sich dazu manche Grundherren, weil sie dies ihrer Humanität und ihrem persönlichen Vortheil angemessen finden. — Die Bevölkerung des Kreises hat 210,132 Köpfe, also auf der Q. Meile 3,068 Einwohner. Auch in diesem Kreise, dessen meiste Bewohner Slaven sind, zeigen sich noch die Folgen der hussitischen Bürger- und

Religions-Kriege und der großen Achtserklärung Kaiser Ferdinand's II wider die Insurgenten aus der Classe des Magnaten- und Ritter-Standes; und nach den mitgetheilten Notizen drückt der schwache Wildstand den Landwirth keineswegs. Der Forstertrag ist bey fast jeder Herrschaft nach der vorgenommenen Schlagregulirung in der Topographie angegeben. Der steinige Boden und das rauhe Gebirgsklima erklären die mäßige Fruchtbarkeit des Kreises, der nur 8,380 grundbesitzende Bauern und 274 Häusler enthält. Der Grund und Boden ist folglich nur sehr wenig vertheilt. Der Kreis zählt nur zwey Protestanten, aber desto mehr Israeliten ohne landwirthschaftliche Nahrung. Die Bergwerke liefern besonders Eisen, Schwefel, Alaun und Steinkohlen. Auch herrscht viele Glasfabricatur, und die Herrschaft Sedlitz führt vielen Wacholderfaß außer Landes. Die Kalk- und Märgel-Düngung, die Bienenzucht und den Obstbau, sowie eine gute Käsebereitung vernachlässigt man im Ganzen, wenigstens von Seiten der Unterthanen, deren Wohlstand manche Wirthschaftsämter zwar nicht befördern, wohl aber zu befördern vernachlässigen. Doch beginnen einige der letzten die Fabrication des inländischen Zuckers aus Runkelrüben. Manche Meierhöfe der Obrigkeiten sind verpachtet; aber in den kleinen Gütern gab man hie und da die obrigkeitlichen urbaren Gründe, was sehr nachahmungs- und lobenswürdig ist, in Erbzins. Im nahen Oberfranken mit einer zahlreichen Reichsritterschaft kennt man längst keine großen Landgüter mehr, und doch herrscht dort etwas mehr Wohlstand, wenn gleich auch dort die Menge der Israeliten den kleinen Landwirth buchstäblich ausaugt; und wenn diese Ritterschaft jetzt weniger reich ist, so rührt das nicht von der Vererbpachtung, sondern von den höheren Auflagen und von dem seltenen Fideicommiss und Majoratwesen in Bayern her. Die Waidkultur hebt sich in den fruchtbareren Districten, und die Potaschenfiederey bewährt, daß überflüssiger Wald vorhanden ist. In Brezina lebte der nun verstorbene würdige Naturforscher Graf *Caspar Sternberg*, und verbreitete von hier aus seine Wohlthaten und Kenntnisse. Die specielle Topographie giebt stets genau an, wo ein geschichtlich, amtlich oder literarisch berühmt gewordener Mann wirkte oder starb. — Die einzige bedeutende Stadt des Kreises ist *Pilsen* mit 8,926 Einw. mit dem Kreisamte, der Kameralverwaltung für Pilsen und den Kreis Waltau, der Kameralfällenverwaltung, einer Zolllegestätte und dem das Kreisriminalgericht bildenden Pilsener Magistrat, einer philosophischen Lehranstalt, einem Gymnasium, einer Haupt- und böhmischen Trivialschule, einer Kleinkinderbewahranstalt u. s. w. — In der Topographie der Herrschaft Zwikowetz und Chlum (des Ritters *Kalina v. Jäthenstein*) ist der landwirthschaftliche Zustand so genau dargestellt worden, daß wir wünschen, der Vf. möge diese Schilderung künftig bey Beschreibung der übrigen Kreise zum Muster nehmen, da in einem solchen Werke der gegenwärtige

Personal- und Real-Zustand der Landwirthschaft doch immer das Wichtigste ist. — Das Marienbad des Stifts Tepel verschickt jährlich 350,000 Flaschen aus seinen Heilquellen, mit einem artigen Gewinn, der aber grossentheils für nothleidende Besucher und für die Verschönerung der Gegend und die Gemächlichkeit der Brunnengäste verwendet wird.

A. H. L.

### SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT a. M., b. Sauerländer: *J. F. Coopers sämtliche Werke*. 1838. Erster Theil. 346 S. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. C. F. Nietsch. 16.

Unser Reisender legt in dieser Beschreibung immer mehr seine Yankee-Natur ab, ohne jedoch aus der Haut zu fahren, in das entgegengesetzte Aeusserste überzuschlagen, ein hassender zornränkiger Renegat zu werden. Er eifert nur gegen die Vorurtheile seines Volks, er glaubt nicht wie seine Landsleute, das Alles in Europa, sogar die leblose Natur, geringer sey, als in Amerika. Vielmehr giebt er zu, das dort Gebirgsformen malerischer, als im Heimatlande seyen, das das Blau des mittelländischen Meeres der graugelblichen Farbe der See bey Neuyork vorzuziehen sey, was auch für die Landseen und die meisten Flüsse gelte. Die geselligen Verhältnisse sind ihm leichter, angenehmer in Europa, als in den vereinigten amerikanischen Staaten, wo der mercantile Geist, die Erwerbsfucht kein anderes Gespräch noch Interesse aufkommen läßt, als etwa das für politische Zänkereyen. Nur in Livorno findet er die Unarten eines allein Handel treibenden Volkes im geselligen Umgang wieder. So sagt er: „Das immer vorwärts strebende Durchsetzungssystem, und der mit dem schwankenden Urtheil der Menge leichtbefriedigte Geschmack unserer Landsleute machen es fast unmöglich, in irgend einem Dinge etwas mehr als Mittelmässigkeit zu erstreben.“ — Ferner heisst es „die unruhige, übergeschäftigte Lebensweise unserer Landsleute verhindert sie, im Geringsten darauf zu denken, wie sie sich schön und anmuthig ausdrücken können.“

Er durchreift als ein verständiger Mann, der nicht nach dem äusseren Schein urtheilt, der bey dem *Das* auch auf das *Warum* sieht, die Gegenden, für deren Schönheiten er Empfänglichkeit mitbringt. Seine Ansichten sind freymüthig, aber unparteyisch. Da ihm weder die Interessantheit, noch modische Zerissenheit, noch Kunstkammergey und Alterthümeley

anklebt, so stören auch keine aufgeblasenen geschraubten Formeln den richtigen Gang der Reisebeschreibung, welche gefällt, ob man gleich nichts Neues erfährt, sie auch nicht im engeren Sinne geistreich ist.

*Cooper* ist kein platter Profaiker, aber an begrenzter poetischer Auffassung ein ächter Yankee. Das Idyllische, auch wohl das Elegische, sogar bedingungsweise das Epische in der Natur und in den Zuständen, faßt und erkennt er wohl an, aber wie das Phantastisch-Romantische eintritt, wo die Einbildungskraft das Schöne und Grosse mit schafft, versagt ihm Gesicht und Gefühl, und Gedanke, und auch das humoristisch-Naive ist ihm ein fremdes Element. Zuweilen spricht sich Sehnsucht, eine Ahnung nach Poesie im vollstem Umfang aus, aber klar wird er sich darüber nicht.

Betrachtet man ihn so, dann wird es nicht auffallen, das seine Schilderung des römischen Carnivals matt und seicht ist, das seine Kunsturtheile einseitig, ohne Frische und lebendiges Durchdringen des Gegenstandes sind. Ein richtiger Tact läßt ihn jedoch meistens dabey kurz seyn, wodurch der mangelnde Sinn überdeckt wird. Am schlimmsten kommt das wunderbarliche Venedig weg, dessen Zauber zu sehen, ohne Hülfe einer reichen Einbildungskraft unmöglich ist. So sieht er in den herrlichen Erzgebilden in der Garnisonkirche zu Insbruck nur aufgestellte Rüstungen; Maximilians Denkmal entgeht ihm ganz, und selbst von der Gegend stellt er ein sehr unvollkommenes Gemälde auf. Ambras versetzt er sogar in eine viel zu grosse Entfernung von der Stadt. Ob manches Undefinitive in den Beschreibungen Schuld des Autors, oder die des Uebersetzers sey, liess sich nur bey Vergleichung des Originals bestimmen, welches letzte aber dem Rec. nicht vorliegt. So oder so, braucht der Verdeutschter nicht mit buchstäblicher Treue seiner Urschrift zu folgen; er konnte z. B. sagen, das wunderthätige Madonnenbildnis mit dem Jesuskind, statt das Bildnis hält das Bild des Jesuskindes in Arm, wodurch man auf einen falschen Begriff verleitet wird u. dgl. m. So hätte er auch wissen sollen, das die verwittwete Großherzogin von Toscana und die Gemahlin von deren Stiefsohn Schwestern und nicht Tante und Nichte sind, und die Genealogie dahin abändern müssen, was bey einer abermaligen oder ersten Durchsicht der Uebersetzung auch wohl geschehen wäre.

Vir.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M A I 1839.

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

- 1) LEIPZIG, b. Bernh. Tauchnitz jun.: *Kritisch-erklärendes Handwörterbuch der deutschen Sprache, mit Hinzufügung der gewöhnlichen in der Umgangssprache vorkommenden Fremdwörter und Angabe der richtigen Betonung und Aussprache.* Nebst einem Verzeichnisse der unregelmäßigen Zeitwörter. Von F. A. Weber. Stereotypausgabe. 1838. VIII u. 698 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.)
- 2) DARMSTADT, b. Jonghans: *Kurzes deutsches Wörterbuch für Etymologie, Synonymik und Orthographie.* Von Friedrich Schmitthener. Zweyte, bedeutend vermehrte Auflage. 1837. VIII u. 574 S. 8. (2 Thlr.)
- 3) LEIPZIG, b. Brockhaus: *Kleines A-B-C-Buch für Anfänger im Lesen und Schreiben. Synonymen und Homonymen.* Von J. G. v. Quandt. 1838. XV u. 567 S. 8. (2 Thlr.)

*Adelung's* für die Bedürfnisse seiner Zeit berechnetes und noch immer nicht ganz überflüssig gewordenes großes grammatisch-kritisches Wörterbuch der deutschen Sprache, welches zum ersten Male 1774 ff. erschien, wurde damals zwar fast überall mit vielem Beyfalle aufgenommen, und erlebte 1793 ff. eine neue Auflage. Allein die, von großen Kennern unserer Muttersprache, unter denen J. H. Vofs zu nennen hinreicht, gleich Anfangs bemerkten und mit Nachdruck gerügten Mängel traten, aller Nachhülfe des emsigen Vfs. ungeachtet, je länger, je mehr hervor, und wurden für J. H. Campe die Veranlassung, 1807 fgg. ein neues Wörterbuch der deutschen Sprache unter seiner Aufsicht und seinem Namen erscheinen zu lassen. Auch dies sehr umfangreiche Werk, das nach einer ungefähren Berechnung 50,000 Artikel mehr, als das *Adelung'sche*, enthält, und nach den besten Quellen bearbeitet wurde, konnte nach wenigen Jahren nicht mehr genügen. Es fiel nämlich gerade in eine Periode, in welcher die deutsche Sprache in einem erfreulichen Aufschwunge begriffen war, und tüchtige Meister nicht allein durch classische Leistungen in diesem Idiom, sondern auch durch grammatische und kritische Forschungen, rüstig an ihrer Vervollkommnung arbeiteten. Als sich daher nach der Befreyung Deutschlands, die während der Fremdherrschaft in bedenklichem Grade (vergl. *Campe* a. a. O. Thl. I. S. IV) gesunkene Theilnahme an der Sprache J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

che der Väter wieder hob, und Viele, von der Bewunderung der Fremden, von welcher jedoch der Vf. von No. 2 (S. IV) die Deutschen auch jetzt noch nicht ganz freyspricht, zurückkommend, sich der Muttersprache wieder zuwandten, konnte auch die *Campe-Bernd'sche* Arbeit gerechten Forderungen nicht mehr genügen, und es ist seitdem auf vielfache Weise versucht worden, diese Lücke nach den Erfodernissen der Zeit auszufüllen und die Bekanntschaft mit unserer Muttersprache durch eine genügende lexikalische Zusammenstellung ihres ganzen Reichthumes zu erleichtern. Einige neuere Versuche dieser Art finden wir in den drey oben angezeigten Schriften. Sie sind jedoch, wiewohl sich an keiner dieser Schriften die gute Absicht und der Fleiß der Bearbeiter verkennen läßt, von sehr verschiedenem Gehalte, und suchen jenes Ziel auf ganz von einander abweichende Weise zu erreichen.

No. 1 kündigt sich als ein Werk an, das neben möglichster Vollständigkeit und Falschheit zugleich allgemeine Zugänglichkeit gewähren solle, und das sich jeder Gebildete zur weiteren Fortbildung und der Schüler zum Schulgebrauche anschaffen könne. Daneben soll es aber auch bey der großen Verbreitung, welche die deutsche Sprache auswärts, namentlich in England, Frankreich, Rußland, den Ostseeländern u. s. f. gefunden hat, dem Ausländer als ein Leitbuch in die Hände gegeben werden, das ihm, neben dem Wortverständnisse, auch die Erlernung der Aussprache erleichtere. Zur Erreichung dieses Zweckes hat der Vf. seinen eigenen, in der Vorrede niedergelegten Angaben gemäß, 1) sein besonderes Augenmerk auf die Betonung der Wörter gerichtet, und die Aussprache aller Wörter durch Beyfügung des Tonzzeichens und durch Angabe der Länge und Kürze der Sylben angedeutet; 2) die Bedeutung der Wörter auf falsche Weise anzugeben gesucht, und zugleich die gangbarsten Redensarten erläutert, die sinnverwandten Wörter und abweichenden Constructionen angegeben, die dichterischen und provinziellen, die veralteten und gemeinen Ausdrücke, sowie die Sprichwörter und sprichwörtlichen Begriffe bezeichnet, und 3) hat er nach Vollständigkeit gestrebt, also nicht allein die zusammengesetzten Wörter, wenn sie eine von den einfachen nur irgend abweichende Bedeutung haben, und sich nicht durch sich selbst erklären, aufgenommen, sondern auch die gebräuchlichsten Kunstausdrücke in den Handwerken, Künsten und Wissenschaften hinzugefügt, endlich auch alle diejenigen Fremdwörter aufgenommen, welche

in der deutschen Schrift- und Umgangs-Sprache als eingebürgert zu betrachten sind, und ihren fremden Ursprung durch ein vorgefügtes Sternchen angedeutet, ihre Aussprache aber in Parenthese beygefügt. So lobenswerth an sich diese Grundfätze sind, nach welchen Hr. W. gearbeitet hat, so läßt doch die Ausführung noch viel zu wünschen übrig. Es mag allerdings 1) von Nutzen seyn, die richtige Betonung der deutschen Wörter in einem solchen, auch für Ausländer bestimmten Lexikon recht auffallend hervorzuheben, und es ist diess an einigen in Deutschland erschienenen Wörterbüchern fremder Sprachen gelobt worden; allein die Art und Weise, wie es Hr. W. gethan hat, scheint uns nicht die richtige zu seyn. Er hat nämlich jedem einzelnen Worte in Parenthese die Bezeichnung der Länge und Kürze aller Sylben nebst dem Tonzeichen beygegeben, z. B. *Abendmahlzeit* (—<sup>u</sup>—), *Notariatsinstrument* (—<sup>u</sup>—<sup>u</sup>), *Notariatsstempel* (—<sup>u</sup>—<sup>u</sup>—<sup>u</sup>). Es hätte hier, schon aus Rücksicht auf die Raumerparnis, eine bedeutende Reduction eintreten können, indem nicht allein bey Wörtern von gleicher Zusammensetzung, die hier oft in großer Anzahl unmittelbar auf einander folgen, wenigstens die Bezeichnung des *gemeinschaftlichen* Wortes unterbleiben durfte, wie z. B. bey den 48 von *Abend*, oder bey den 101 von *Feuer* abgeleiteten oder damit zusammengesetzten Wörtern die Bezeichnung der beiden ersten Sylben (—<sup>u</sup>) durchgängig entbehrlich war; sondern indem sich, ohne den Werth des Buches zu beeinträchtigen, sogar noch ein Schritt weiter hätte thun, und die bloße Tonbezeichnung beyfügen lassen. Rec. sieht nämlich nicht ein, wem die Angabe der Länge und Kürze aller Sylben zum Nutzen gereichen solle. Wahrscheinlich hat der Vf. die Fremden dabey berücksichtigt; allein für diese ist die Angabe der Sylbe, auf welcher der Nachdruck ruht, vollkommen ausreichend; um die Länge oder Kürze der übrigen Sylben kümmern sie sich in der Regel wenig. Vielleicht hat aber Hr. W. ganz besonders die Poeten dabey im Auge gehabt; doch auch für Dichtungen läßt sich von diesen Angaben nicht wohl ein Gebrauch machen, denn ein wahrer Sänger bedarf ihrer nicht, da ihn sein angeborener Tact vor Verstößen bewahrt, und selbst der Dichter geringeren Schlages sucht sich lieber mit den leichten Vorschriften der Prosodie bekannt zu machen, als daß er immer sein kritisches Handwörterbuch nachschlägt. Viel zweckmäßiger ist daher die von Hn. S. in No. 2 beliebte Einrichtung, nach welcher lediglich die Hauptsylbe, wenn wir sie so nennen dürfen, nach ihrem verschiedenen Bedürfnisse eine entsprechende Bezeichnung erhalten hat, z. B. der Häfer, der Hägestolz, Hédwig, die Hése, das Schéckfal, der Schórnstein. Daß bey einem so umfangreichen Buche, worin fast unzählige Angaben der bezeichneten Art vorkommen, auch dann und wann eine fehlerhafte angetroffen wird, soll dem Vf. nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Ein Beyspiel der Art ist S. 528 *Nordlicht*, welches als Trochäus aufgeführt wird; ein anderes S. 37 *Amtsbeerber*

(—<sup>u</sup>—<sup>u</sup> ft. —<sup>u</sup>). Bey dem Worte *Platina* (S. 555) fehlt der Vf. darin, daß er die doppelte Bezeichnung —<sup>u</sup>— und —<sup>u</sup> neben einander stellt. Für die von ihm angenommene Schreibart ist nämlich *Plátina* die angemessene Aussprache, doch ist richtiger *Platinna* zu schreiben und *Plátinja* auszusprechen. Ueberhaupt hätte Hr. W. die Aufführung verschiedener Betonungen vermeiden sollen. Genau genommen kann doch nur *eine* die richtige seyn, und gerade die *richtige* sucht man bey dem Nachschlagen des Lexikons. So mißbilligt Rec. auch S. 63 bey *Arithmetik* die Angaben —<sup>u</sup>—<sup>u</sup> oder —<sup>u</sup>—<sup>u</sup>, indem der Ton auf der Endsyllbe liegt. Längen und Kürzen sind nicht selten verwechselt. — Was 2) die den Wörtern beygegebenen Definitionen und anderweitigen Erläuterungen betrifft: so ist zwar die Mehrzahl derselben genügend und ihre Anordnung im Allgemeinen lobenswerth; doch ist die Zahl derjenigen, bey welchen sich gegründete Ausstellungen machen lassen, bedeutend genug, um der unbedingten Empfehlung des Buches in dieser Hinsicht hinderlich zu seyn. Einige, aus mehreren ausgehobene Beyspiele werden darthun, daß manche Erklärungen ganz ungenügend sind, andere zu Mißverständnissen Anlaß geben und noch andere besser stillsirt seyn könnten. Wenn es nämlich S. 36 heist: „*Ammeister*, der Titel gewisser obrigkeitlicher Personen“: so kann diese Erklärung irgend einen Leser eben so wenig befriedigen, als (S. 674) der Art: „*Weizen*, Namen einer gewissen Getreideart“, oder (S. 132): „*Bergpredigt*, die Predigt vor den Bergleuten“, wo auf Matth. 5—7 gar keine Rücksicht genommen ist. Einen Artikel dagegen, wie S. 191: „*Cardinal*, der vornehmste Geistliche nach dem Papste“: kann ein der Sache nicht ohnehin schon kundiger Leser leicht mißverstehen, da es bey der Erklärung des Hn. W. näher liegt, zu denken, wie es *einen Papst* gebe, werde auch wohl nur *ein Cardinal* existiren, als daß *Cardinal* der gemeinsame Ehrentitel sämmtlicher Mitglieder des heiligen Collegiums sey, das aus den vornehmsten katholischen Geistlichen nach dem Papst besteht. Wenn wir auch manche Artikel besser stillsirt wünschten: so veranlassen uns dazu Stellen, wie S. 115: „*Beet*, ein abgetheiltes Stück Land zu Gewächsen in einem Garten“, oder S. 216: „*Doppelheirat*, eine Heirat, da der Bruder oder die Schwester des Mannes oder der Frau die Schwester oder den Bruder der Frau oder des Mannes heirathet“ u. dergl. m. Daß nicht auf alle Bedeutungen der Wörter, namentlich auf die un-eigentlichen und von unsern Dichtern eingeführten — obgleich der Vf. auch ihrer in der Vorrede gedenkt — Rücksicht genommen werden konnte, brachte wohl der beschränkte Raum mit sich, doch hätte manches Ueberschene, wenn auch nur mit wenigen Worten, schon deshalb angedeutet werden sollen, weil das Buch auch für Ausländer bestimmt ist, die bey der Lectüre eines deutschen Dichters an diesem Werke einen sehr unvollkommenen Rathgeber finden werden, und sich oft eines mitleidigen Lächelns über

die Phantase unserer Dichter sicher nicht erwehren können. So lesen wir z. B. in *Goethes* „Blümlein Wunderschön“:

Dein Purpur ist aller Ehre werth  
Im grünen Ueberkleide,  
Darob das Mägdlein dein begehrt,  
Wie Gold und Edelgeschmeide.

Der Leser tutz bey dem Worte *Ueberkleide* und schlägt sein Lexikon nach. Hier findet er S. 643: *Ueberkleid* s. *Oberrock*; in dem Art. *Oberrock* aber (S. 531) weiter nichts, als: „der Rock, welcher über die übrigen Kleider gezogen wird.“ Zu diesen vermissten Erläuterungen hätte sich entweder durch Weglassung mancher niedriger und gemeiner Ausdrücke Raum schaffen lassen, welche zuverlässig selten, vielleicht gar nicht gesucht werden, oder durch Ausmürzung häufig wiederkehrender Bemerkungen, welche sich, wie z. B. die Angabe *reg. Z.* (regelmäßiges Zeitwort) dadurch gleich zu Anfang ein für alle Mal hätten abthun lassen, daß der Vf. gebeten hätte, diejenigen Zeitwörter, bey welchen kein Zusatz der Art zu finden wäre, als regelmäsig anzusehen. Oft wird auch der Leser zu lange herumgezogen, bis er endlich die von ihm gesuchte Definition zu lesen bekommt. Von *Bienenkönigin* (S. 146) sieht er sich z. B. auf *Weiser* (S. 673), und von da auf *Weißel* hingewiesen; dagegen hat *ächt* (S. 27) sowohl, als *echt* (S. 236) seine besondere, nicht einmal vollkommen übereinstimmende Erklärung gefunden, ohne alle Andeutung, daß beide Wörter eigentlich eins und dasselbe und streng genommen, ihrem Zusammenhange mit *Ehe* gemäß, nur das letzte richtig sey, weshalb hier eine bloße Hindeutung auf dieses gerechtfertigt gewesen wäre. — 3) Rückichtlich der Vollständigkeit darf Rec. dem *W.*'schen Werke sein Lob nicht vorenthalten, denn das Buch enthält eine solche Masse von Wörtern, daß man sich im Verhältnisse nur selten bey dem Nachschlagen getäuscht sehen wird. Es ist jedoch bey dem großen Reichtume unserer Sprache gar nicht auffallend, wenn sich hie und dort, der Sorgfalt des Vfs. ungeachtet, noch manche Lücken finden, zumal nicht nur die echtdeutschen, sondern auch die gangbarsten fremden Wörter und die Kunstausdrücke der verschiedenen Handwerke, Künste und Wissenschaften, der Jäger, Seefahrer, Militärs u. s. f. aufgenommen werden sollten. Besonders unter den zusammengesetzten und abgeleiteten Wörtern ist noch manches nachzutragen, dessen Abwesenheit sich bey des Vfs. Bestreben, die möglichste Vollständigkeit zu erzielen, nicht wohl erklären läßt. Dahin rechnet Rec. z. B. aus dem Buchstaben *B* die Wörter *Beetochse* (der zur linken Hand vor den Pflug gespannte Ochse, weil er immer auf dem Beete gehen muß), *Berberitze* (*Berberis*), *Bergaron* (eine Art Schlangenkraut), *Bergengelwurz* (*angelica fativa*), *Bergpeppich* (*Bergpeterilie*, schwarzer Euzian), *Bergfluchs* (*Steinfluchs*), *Bergkompafs* (*Grubenkompafs*), *Bergamottöl* (*Bergamottenöl*, ein wohlriechendes Oel, welches man aus der Schale der auf einen Bergamottenbaum gepropf-

ten Citrone erhält), *Beutellehen* (mit Geld erworbenes Lehen), *Beutelmeise*, *Bibelabschnitt* (*Perikope*), *Bibelausleger* (*Exeget*), *Bibelauslegung* (*Exegese*), *Biberbaum* (*magnolia L.*), *Biberratte* (*Bifamratze*), *Bichel* mit *s. Compositis*, *Bindebaum* (*Heu-, Wiesen-Baum*), *Birkenspanner* (ein Nachtfalter), *Blattlauskäfer* (*Marienkäfer*), *Blattversilberung*, *Blattfiel* u. s. f., ferner aus dem Buchstaben *S.* viele Zusammensetzungen mit *Schande*, *Scharte*, *Schatten*, *Schaum* u. s. w. Manches Uebersehene der Art wird Hr. *W.* in *J. H. Kaltschmidt's* Gesämtwörterbuche der deutschen Sprache und in dessen sprachvergleichendem Wörterbuche der deutschen Sprache finden, worin die hochdeutschen Stammwörter in den germanischen, romanischen und vielen anderen europäischen und asiatischen Sprachen, besonders in der Sanskritsprache nachgewiesen, mit ihren Stammverwandten zusammengestellt, aus ihren Wurzeln abgeleitet und nach ihren Urbedeutungen erklärt, auch die abgeleiteten und die wichtigeren zusammengesetzten Wörter kurz erläutert werden. *Agitator*, *Cholera*, *Conservative* (was um so mehr autgenommen seyn sollte, da *Opposition* und sogar *Coalition* einen Platz gefunden haben), *Locomotive*, *Streichholz*, *Streichriemen* und andere Wörter, die erst in der neuesten Zeit allgemein in Gebrauch gekommen sind, sucht man nebst vielen dichterischen Ausdrücken vergeblich; zu vollständig sind dagegen die nur in der Pöbelsprache üblichen und niedrigen Ausdrücke abgehandelt. Hier hätte der Vf. sich mit Aufzählung der zusammengesetzten und abgeleiteten Wörter gar nicht befassen sollen; denn gerade dadurch, daß er diese in solcher Vollständigkeit aufzählt, wird der Mangel anderer besserer Wörter um so auffallender. Weit angenehmer würde vielen Besitzern des Buches eine Berücksichtigung der deutschen *Eigennamen* und ihrer *Bedeutung* gewesen seyn, die fast ganz übergangen sind.

Druck und Papier sind sehr ansprechend, und nur Stellen findet sich, der kleinen Lettern ungeachtet, ein Druckfehler, wie z. B. S. 14 vor *Ablativ* die mangelnde Bezeichnung als Fremdwort, S. 17 *Apfelzen* statt *Abpelzen*, S. 154 *Blättervergoldung* st. *Blattvergoldung*.

No. 2 steht zwar, was die äußerliche Erscheinung betrifft, dem unter No. 1 beurtheilten Werke nach, allein an innerem Gehalte ist es, wie sich von dem Vf. der Ursprachlehre und der von uns in dieser *A. L. Z.* 1834 E. B. No. 64 mit gebührendem Lobe angezeigten deutschen Sprachlehre erwarten liefs, weit vorzüglicher. Hr. *S.* hat sich bey seiner ganz selbstständigen und mühevollen Arbeit seinen Kreis weit enger gesteckt, und wollte nicht für jederman arbeiten; ja seine Arbeit setzt (S. VI) einen grammatischen *Curfus* voraus, wodurch das natürliche, in der Sprache selbst entwickelte System derselben, dessen Darstellung das Ziel der neueren deutschen Sprachforschung gewesen ist, zu klarem und bestimmten Bewußtseyn gebracht worden. In der trefflich geschriebenen, auf kleinem Raume viel Lesenswerthes

enthaltenden Einleitung (S. 1—23) hat überdies der Vf. die Grundätze der Wortbedeutung in 3 Abschnitten, 1) von den Lauten; 2) von der Wurzel; 3) Vergleichung stammverwandter Sprachen mitgetheilt. Die Ausführung derselben gehörte zwar nicht ins Wörterbuch; aber dasjenige, was Hr. S. hier gegeben hat, reicht schon hin, den aufmerksamen Leser auf den einzig richtigen Weg aller Etymologie hinzuweisen, die nur der mit Erfolg wagen kann, der mit der Lehre von der Lautverschiebung, welche die Einsicht in die rechte Natur des Consonanten, sowie mit der von Umlaut und Guna, welche die Einsicht in die Natur des Vocals öffnet, vollkommen vertraut ist. Wer diese Lehren nicht kennt, wird, „dem Betrüge des Scheins hingegeben, vom Klange der Wörter berückt und geneckt, und so er die Einheit und das Gesetz erfassen will, hascht er den täuschenden Schall, und so er mitreden will, schwatzt er Unziemliches (S. 23).“ Die in der Vorrede näher angegebene Einrichtung des Wörterbuches selbst ist folgende. Zuerst steht die neuhochdeutsche Wortform, wie sich dieselbe nach den Grundätzen der geschichtlichen und vergleichenden Grammatik ergibt. Zur Vergleichung ist die alt- oder mittelhochdeutsche Form, vielfach auch diejenige anderer Mundarten beygesetzt. Die hinzugefügten Citate sind aus den Quellen selbst, oder aus den besten Hülfsschriften entnommen. Bey Aufzählung der Wörter hat Hr. S. zugleich ihre richtige Betonung (immer mit Rücksicht auf ihre Etymologie) anzugeben und auch hiedurch seinem Buche einen Vorzug vor ähnlichen zu ermitteln gesucht. Dafs er es auf eine Weise bewerkstelligt hat, welche zur Nachahmung empfohlen zu werden verdient, haben wir schon oben bey unserer Anzeige von No. 1 angeführt. Nur selten ist, was bey einer solchen Menge von Wörtern nicht zu verwundern, das Tonzeichen entweder ganz weggeblieben, oder (wie bey *Dóctoren* S. 116) falsch gesetzt worden. Wo das Etymon des Wortes sich nicht unmittelbar kund giebt, ist die Wurzel, auch wohl (aus *Accommodation*) das starke Verbum angegeben, und öfters das formell gleiche Wort anderer Sprachen angeführt. Die Urbedeutung des Wortes wird aus der Wurzel erklärt, und dadurch das Princip für die Beurtheilung der Synonyme gegeben. Strenge Definition der Urbedeutungen lag, da die Sprache überall nur Anschauungen malt und bezeichnet, nicht im Plane des Vfs. (S. VII). Fremdwörter, die aus dem Deutschen stammen, und nur rückentlehnt sind, wie *Club*, *engagiren*, *Garde*, *Infanterie*, ferner ganz eingebürgerte, sind aufgenommen; auch die gebräuchlichsten übrigen sind berücksichtigt. Die Kenntniß der Bedeutung, welche ein Wort im Neudeutschen hat, wird oft vorausge-

setzt; sie soll nur erläutert werden. Eine mehr kritische und umfassende Erklärung haben aber die echtdeutschen Eigennamen gefunden.

Aus dem Gesagten wird ungefähr schon deutlich geworden seyn, was in diesem Werke zu suchen und zu finden ist. Doch glaubt sich Rec. noch über die Vollständigkeit, die man von einem Wörterbuche zu verlangen pflegt, die aber Hr. S. in diesem Sinne gar nicht erstrebt hat, aussprechen zu müssen. Da nämlich, wie schon bemerkt worden, der Vf. für Knaben und Ungebildete gar nicht geschrieben hat: so konnte er die fast zahllose Masse alier abgeleiteten oder zusammengesetzten Wörter, deren Bedeutung sich bey einigem Nachdenken aus der Vergleichung mit den Stammwörtern von selbst ergibt, ausscheiden. Während daher z. B. No. 1 auf S. 1—26 gegen 1000 mit *Ab* zusammengesetzte Wörter enthält, finden sich in No. 2 deren nur 20; aber Rec. vermisst höchstens noch die Wörter *abkarten* und *abfluten*, welche eine besondere Erläuterung verdient hätten, da sie sich mit Hilfe ihrer Sammwörter nicht vollkommen erklären lassen. *Schwenck* hat sie daher in sein Wörterbuch der deutschen Sprache in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung aufgenommen; bey ihm fehlen dagegen andere Wörter, wie *Ablafs*, *ablassen*, *abnehmen*, *abnutzen* (abnützen), *Abschlag*, *absetzen* u. s. f., welche ihres häufigen Gebrauches und ihrer Bedeutung wegen noch weit weniger, als jene beiden, entbehrt werden dürften. Mit besonderem Fleiße und meistens auf selbstständige Forschungen gestützt hat der Vf. die schon erwähnten, in anderen Werken der Art häufig ganz übersehenen Eigennamen behandelt, und er übertrifft hierin alle seine Vorgänger bedeutend. Die Erklärungen derselben, sowie sämtlicher vorkommender Wörter, sind, wo sie überhaupt nöthig erscheinen, im Allgemeinen zwar kurz und bündig, aber doch verständlich. Zu kurz schien sich uns der Vf. dann und wann bey den Fremdwörtern ausgedrückt zu haben, wenn er z. B. S. 26 sagt: „*Abstract*, von *abstractus*, abgeschieden, im Gegensatz von *concret*.“ Daher die *Abstraction*;“ oder das: „Der *Accent*, vom lat. *accentus*, der Ton;“ oder S. 30: „Der *Affect*, die *Affecte*, vom lat. *affectus*.“ Seltener ist dies bey ächtdeutschen Wörtern der Fall, wie z. B. S. 37, wo wir lesen: „Die *Andacht* von *an* und *denken*, *ahd. diu anadächt Do. I, 201*; von dem einfachen *mhd. dáht f. der Gedanke, Trist. 1774*. Daher *andächtlich* (*ahd. anadächtlich* *ibid.*);“ oder das: „Der *Anger*, *Mz.* die *Anger*, *ahd. ankar, m.* Nebenform von *Acker*.“ Bekanntlich wird *Anger* fast ausschließlich von einer grasigen Fläche, einem Stücke Grasland gebraucht.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M A I 1 8 3 9.

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

- 1) LEIPZIG, b. Bernh. Tauchnitz jun.: *Kritisch-erklärendes Handwörterbuch der deutschen Sprache, mit Hinzufügung der gewöhnlichen in der Umgangssprache vorkommenden Fremdwörter und Angabe der richtigen Betonung und Aussprache.* Nebst einem Verzeichnisse der unregelmäßigen Zeitwörter. Von F. A. Weber u. f. w.
- 2) DARMSTADT, b. Jonghans: *Kurzes deutsches Wörterbuch für Etymologie, Synonymik und Orthographie.* Von Friedrich Schmitthenner u. f. w.
- 3) LEIPZIG, b. Brockhaus: *Kleines A-B-C-Buch für Anfänger im Lesen und Schreiben. Synonymen und Homonymen.* Von J. G. v. Quandt u. f. w.

(Beschluß der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die dem Ausdrucke des Verfassers eigenthümliche Bestimmtheit vermißt man nur sehr selten. Eins der wenigen Beyspiele dieser Art, wodurch sich leicht Mißverständnisse erzeugen, findet sich S. 27 und 30. Dasselbst lesen wir: „Der *Achät*, die *Achate*, von dem griechischen *ἀχάτης*. S. *Agät*.“ — „Der *Agät*, der *Achat*, *ahd. agtstein*.“ — „Der *Agstein*, ein Name des *Bernsteins*.“ Sollte man nicht glauben, *Achat* sey f. v. a. *Bernstein*? Oeffters hätten wir noch, wodurch die Einsicht in die Bedeutung der Wörter erleichtert worden wäre, eine Hinweisung auf ein verwandtes Wort an ihrem Platze gefunden. Ganz sachgemäß wird z. B. S. 38 bey *Angst* auf *enge* hingewiesen, bey dem nachzuschlagenden *Enge* fehlt aber jenes Wort ganz. So konnte bey *Amboß* (S. 34) auf *bassen* (S. 74), bey *Alkoven* (S. 33) auf *Koben* (S. 256), bey *Aber* (S. 25) auf *Aster* (S. 30) verwiesen seyn. Gewagt erscheinen im Verhältnisse nur sehr wenige Erklärungen und Ableitungen, wie z. B. die des Wortes *Affe* (S. 29) von der Wurzel *av* oder *af*. Als einen Ueberfluß bezeichnen wir die Anführung eines und desselben Wortes nach verschiedener Orthographie. Der Vf. ist einer von denjenigen Sprachgelehrten, denen hierin eine entscheidende Stimme zukömmt. Es wäre daher zu wünschen gewesen, daß er gerade in diesem Werke nur die von ihm für richtig erkannte Schreibart adoptirt, oder doch die minder richtige nur beyläufig neben der richtigen signalisirt hätte. Wenn aber der Laie z. B. S. 27 *Acht* und S. 124 *Echt*; S. 34 *Ältera* J. A. L. Z. 1839. *Zweyter Band*.

und S. 131 *Ellern*; S. 39 *Änte* und S. 134 *Ente*; S. 36 *Änsig* und S. 132 *Emfsig* (*Emfig*) u. dgl. m. findet: so wird er nicht wissen, für welche Schreibart er sich zu entscheiden habe. Warum der Vf. S. 21 *Aichen* schreibt, geht zwar aus dem von ihm beygesetzten lateinischen Worte *aequare* hervor; da jedoch jenes Wort in so genauem Zusammenhange mit *Ehe* und *echt*, d. h. gefetzmäßig, steht, möchten wir der Schreibung *Eichen* den Vorzug geben. Alle diese Bemerkungen schmälern jedoch den Werth dieses trefflichen Werkes um so weniger, als es dem Vf. ein Leichtes seyn wird, sie bey einer neuen Auflage zu beseitigen. Auch dürfte alsdann eine häufigere Vergleichung der vorkommenden Wörter mit ähnlichen oder verwandten der übrigen Sprachen des *arischen* Stammes eine Vielen gewiß sehr willkommene Zugabe seyn. Das Buch verdient übrigens, was schließlich noch bemerkt sey, nicht bloß in die Hände Gelehrter und Studirender zu kommen, sondern im wahren Sinne ein Hausbuch gebildeter Familien werden. In jedem gebildeten Familienkreise begegnet es sehr häufig, daß die Kinder, namentlich in jüngeren Jahren, den Vater oder die Mutter mit Fragen nach der eigentlichen Bedeutung der Wörter bestürmen, und gern wissen wollen, warum dies und jenes so und nicht anders heiße. Gewöhnlich werden Kinder, was ihre Wißbegierde wahrlich nicht anfeuern kann, mit solchen Fragen zur Ruhe verwiesen, weil die Gefragten keine Auskunft darüber zu geben wissen. Als ein wahres Hülfsbuch für solche sehr häufig vorkommenden Fälle läßt sich ihnen deshalb dieses S'sche Werk empfehlen, dessen Vf. wir noch oft auf diesem Felde zu begegnen wünschen.

No. 3 ist, wie man schon aus seiner Zusammenstellung mit den beiden vorhergehenden Büchern entnommen haben wird, durchaus nicht das, was sein Haupttitel, sobald man die Wörter nur in ihrer gewöhnlichen Bedeutung nimmt, anzudeuten scheint. Hr. v. Q., der sich zwar in seinem Vorworte ausdrücklich gegen den, durch den Schmutz- oder Neben-Titel des Buches etwa angeregten Verdacht verwahrt, als habe er sich durch angestellte Vergleichungen einiger sinnverwandter Wörter in die Reihe der Sprachforscher eindrängen wollen, ist doch durch dieses Werk factisch in ihre Reihen getreten, und Sprachforscher, wie Sprachlehrer, werden den geistreichen Mann gern in ihrer Mitte sehn. Er hat sein Buch den *Anfängern im Lesen und Schreiben* gewidmet; er versteht aber unter *Lesen* nicht, nach der gewöhnlichen Definition, Buchstaben zu Wörtern zu-

sammenfallen, oder (nach No. 1. S. 478) die Buchstaben in Sylben, Wörtern und Sätzen gleichsam mit den Augen zusammenfassen und aussprechen, oder auch nur ihren Sinn sich vorstellen, sondern „*Geschriebenes verstehen*“, und unter *Schreiben* nicht bloß Wörter lesbar aufzeichnen und sichtbar darstellen (s. No. 2. S. 426), oder (nach No. 1. S. 600) durch Schriftzeichen und mittelst eines flüssigen oder trockenen färbenden Stoffes dem Auge sichtbar machen, sondern „seine Gedanken durch Worte mittheilen, wobey der Schnabel der Feder die Stelle des Mundes ersetzt.“ In diesem Sinne, heißt es S. VI, können wir aber nur dann lesen und schreiben, wenn wir uns des vollen Werthes und der bestimmten Bedeutung der Wörter bewußt sind, und dieses Wissen, welches auf einem lebendigen Gefühle beruht, soll durch dieses Büchlein geweckt werden. Der Vf. bestrebt sich daher, die Reizbarkeit des Gefühls für die Bedeutung der Wörter zu wecken, und gleichsam das Gehör der Seele zu schärfen, daß sie den im Worte aufs Leifeste ausgesprochenen Gedanken vernimmt, und auch den Miston von nicht übereinstimmenden Worten und Gedanken gewahr wird. Man könnte wohl dem Vf. den Einwurf machen — und er hat ihn selbst ausgesprochen — daß sich das Gefühl für den wahren Gehalt der Wörter durch kein Mittel besser ausbilden lasse, als durch die Lectüre unserer classischen Schriftsteller. Allein Rec. kann leider aus seiner Erfahrung bezeugen, daß unsere besten Autoren noch lange nicht genug und, mit sehr wenigen Ausnahmen, noch lange nicht auf eine Weise gelesen werden, welche ein tüchtiges Hülsbuch zu dem angegebenen Zwecke entbehrenlich machen könnte. Man findet zwar seit der bekannten Preisherabsetzung der *Goethe'schen* und seit der schönen und wohlfeilen Taschenausgabe der *Schiller'schen* Werke dieselben — sehr weit verbreitet, aber bey Vielen gehört es, ohne daß sie an das Lesen nur von Ferne denken, zum guten Tone, sie in schönem, durch den Gebrauch leicht Noth leidendem Einbände bey sich sehn zu lassen; Viele, weit entfernt, bey ihrer Lectüre sich auch nur ein wenig anstrengen zu wollen, lesen nur, was ohne besondere Geistesihätigkeit verständlich ist, und sind zufrieden, wenn sie den Gang des Romans u. s. f. kennen gelernt haben, dessen künstlerische Form und Sprache sie nicht interessiert; derjenigen Männer und Frauen dagegen, die mit Nachdenken und Ueberlegung lesen, und durch ihre Lectüre ihren Sinn für Wahrheit und Schönheit im Ausdrucke bilden wollen, ist nur eine geringe Zahl. Der Grund dieser Erscheinung liegt unserer Ansicht nach in dem mangelhaften Schulunterrichte. Zwar wird manchen Philologen, u. a. *Fr. Thiersch* in s. bekannten Werke über den Zustand des öffentlichen Unterrichtes im westlichen Deutschland u. s. w., in unseren Gymnasien noch zu viele Zeit auf die Muttersprache verwendet, und sie glauben, ihre Kenntniß ließe sich vollkommen genug so nebenher bey Gelegenheit der Uebersetzung alter Classiker erwerben; allein durch ein solches Verfahren kann niemals Liebe zu unserer Sprache, Aner-

kennung des Schönen, was in ihr geleistet worden, und sicherer Gebrauch ihrer Schätze hervorgerufen werden. Lieber würde daher Rec. auf Gymnasien und Realschulen das Studium des Altdeutschen, dessen Einführung auf höheren Unterrichtsanstalten der Vf. von No. 2 (S. IV) sich freut, vorläufig noch bey Seite gesetzt, dagegen der Lectüre der besten deutschen Schriftsteller wöchentlich' mindestens 2 Stunden in allen Classen zugewiesen sehn. Diese Lection könnte durch einen tüchtigen Lehrer, der seine Schüler in Hn. v. G's. Sinne *lesen* lehrte, äußerst fruchtbringend werden. Unbedenklich könnte zu diesem Behufe auch das gegenwärtige Buch in passender Auswahl verwandt werden, worin sich ein mit seiner Sprache und mit seiner Zeit vertrauter Mann, ohne sich (obgleich er S. XI *Kant's* Anthropologie neben *Goethe's* Werken zu lesen empfiehlt) einer philosophischen Schule unbedingt anzuschließen, oder eine doch unerreichbare und ein Buch der Art sogar weniger genießbar machende Vollständigkeit zu erstreben, möglichst selbstständig und lebhaft (mithin selbst für jüngere Leser anziehend), oft mit ergötzlichem Humor über die wahre Bedeutung der deutschen Wörter ausspricht, ihren Begriff und Unterschied zur klaren Erkenntniß bringt, und dadurch den Schlüssel zu ihrem richtigen Gebrauche liefert. Immer weiß er an dem Alten und Bekannten irgend eine neue, nicht selten überraschende Seite hervorzuheben, und dadurch den Leser so zu fesseln, daß man, statt in dem Buche zu blättern, bald zur anhaltenden Lectüre übergeht, und es nicht ohne die mannichfaltigste Belehrung aus der Hand legt. Wir glauben daher zuversichtlich, daß das Buch nicht Wenigen, wie der Vf. S. X voraussetzt, sondern recht Vielen willkommen seyn wird. Denn im Allgemeinen ist der Deutsche, was seine Ausdrucksweise betrifft, im raschen Fortschreiten begriffen, und es muß jedem, der seinem mündlichen und schriftlichen Ausdruck Anerkennung sichern will, sehr darum zu thun seyn, daß er sich bestimmt aussprechen lerne, und sich der Bedeutung der Wörter deutlich bewußt werde. Manchen Leser und manche Leserin wird sich freylich Hr. v. Q. selbst durch die Freymüthigkeit verschertzt haben, womit er die Verkehrtheiten der Zeit aufdeckt und gelfelt, wie z. B. S. 491 bey Gelegenheit der Zusammenstellung von *säugen*, *saugen*, *stillen*, *tränken*: „Weil die Säuglinge sich am leichtesten beruhigen, wenn sie an der Mutter Brust gelegt werden: so nennt man das *Säugen* in Hinsicht seiner befähigenden Wirkung auch *stillen*. Da es sich hübsch ausnimmt, wenn eine junge Frau ihr Kind säugt, so thun es einige Male auch Damen. In diesem Falle weiß man nicht, welches Wort das passendste ist. *Säugen* erinnert zu sehr an eine natürliche Handlung, aber Damen machen so etwas mit großer Kunst, als plastisch-mimische Darstellungen, und *Tableaux vivants* müssen erst vor dem Spiegel versucht werden. Darum ist *säugen* in diesem Falle unpassend. *Stillen* kann man dann auch nicht sagen, denn das ist gar nicht der Zweck, sondern Sache der gemei-

nen Amme; auch werden vornehme Kinder still und artig geboren.“ Ähnliches findet sich S. 333, wo von *Geschmeide, Putz, Staat, Schmuck, Zierde, Ziererey* die Rede ist. Dasselbst heißt es u. a.: „Nicht allein Goldschmiedsarbeiten werden jetzt unter *Geschmeide* verstanden, sondern auch in weiterer Bedeutung Edelsteine und Perlen, obgleich an diesen die *geschmiedete* Fassung das Unbedeutendste ist. Das Wort ist überdies veraltet, und man nennt jetzt *Schmuck* das, wodurch die Damen den Neid anderer Frauen auf sich ziehen. Der *Putz* ist eine leichte Verzierung der Bekleidung, und wenn beym *Schmuck* der grose Werth das Wichtigste ist: so ist beym *Putz* die schöne Wahl am erforderlichsten. Man *putzt* sich mit Bändern und Blumen, und *schmückt* sich mit Juwelen und Perlen. Der Jugend gehört der *Putz* und der *Schmuck* den Frauen in reiferen Jahren. Eine *geputzte* Dame und ein *geschmücktes* junges Frauenzimmer sind lächerlich und bey Letztem ist es ein zweydeutiges Merkmal.“ Vergl. auch S. 998 (*Freundschaft, Liebe, Zuneigung, Minne*): „Von den neumodischen Schriftstellern wird dieses Wort (*Minne*) wieder hervorgefucht. Sie bedienen sich desselben, wie die neumodischen Maurermeister, die durch einen sogenannten gothischen Schnörkel ein Lusthaus zu einem Dom oder einer Ritterburg zu stempeln glauben.“ Die Erklärungen sind fast durchgängig befriedigend und gründlich, denn der Verf. hat bey aller, ihm schon oben zugestandenem Selbstständigkeit doch die Forschungen eines *Ade- lung, Schmitthener, Schwenck* (nicht *Schwenk*, wie Hr. v. Q. schreibt) u. A. nicht unberücksichtigt gelassen, und bezieht sich wiederholt auf sie. Auch durch Beyspiele aus deutschen Dichtern belegt er nicht selten seinen Spruch; besonders und mit Recht ist es *Goethe* (warum schreibt er immer *Göthe*?), der ihm hier secundiren muß. Seinen König in Thule führt er sogar mehrmals an. Hr. Pastor *Seidemann* in Eschdorf, ein Freund des Vfs., dem dieser das Manuscript vor dem Abdrucke mitgetheilt, hat hier und da Anmerkungen hinzugefügt, welche einiges von Hn. v. Q. Uebersene ergänzen, aber, woran ihre Entstehung Schuld seyn mag, öfters zu abgerissen dastehn. Zuweilen widerspricht er auch nicht unwitzig unserem Vf., z. B. S. 302: „Wer die Schläge des Schicksals ruhig erträgt, ist *geduldig*, wer sich aber von den Menichen Alles gefallen läßt, ist *gelassen*. Das Lamm ist ein Bild der *Geduld*, der Esel ein Bild der *Gelassenheit*.“ Zu diesen Aeußerungen des Hn. v. Q. bemerkt Hr. Past. S.: „*Gelassenheit* ist die Fertigkeit, bey glücklichen oder unglücklichen Zuständen ruhig zu bleiben. *Gelassen* seyn ist häufig ein Lob. Die Beyspiele von Schaf und Esel unterschreibe ich nie. Der Esel zumal schlägt schon in *Raff's* Naturgeschichte aus.“

Druck und Papier sind vorzüglich.

E. S.

## JUGENDSCHRIFTEN.

- 1) MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Athenaeum*. Auserlesene Gedichte der neueren Zeit, zu Redeübungen für Deutschlands Jugend, herausgegeben von *Alexander Cosmar*. 1837. XIV u. 322 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)
- 2) DANZIG, b. Anhuth: *Deutsches Lesebuch für Gymnasien und höhere Bürgerschulen*. Herausgegeben vom Prof. Dr. *Joh. Aug. O. L. Lehmann*, Director des königl. Gymnasiums zu Marienwerder, Mitgliede des frankfurtischen Gelehrtenvereines für deutsche Sprache und der königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Preussen. Erster Theil. Für die unteren Classen. Erste und zweyte Abtheilung, 2te verbesserte Auflage. XXVI u. 378 S. Zweyter Theil. Für die mittleren Classen. Erste Abtheilung. VIII u. 278 S. Zweyte Abtheilung. VI u. 296 S. 1836 u. 1837. (2 Thlr. 4 gr.)

Hr. *Cosmar*, der Herausgeber des *Odeums* für gesellige Kreise, beschenkt unsere deutsche Jugend mit einer neuen Anthologie, die sich dadurch von anderen Sammlungen unterscheidet, daß sie nicht das funfzigmal Gedruckte zum Einundfunfzigstenmale wiederbringt, sondern nur Gedichte der neueren Periode unserer Literatur. Deshalb sucht man hier vergebens nach den Poesieen *Schillers, Goethes* und anderer classischen Dichter. Ihre Werke sind theils in den vielen Ausgaben derselben, theils in Auswahl durch frühere Blumenlesen der Jugend leicht zugänglich. Hr. *Cosmar* selbst bemerkt über seine Auswahl im Vorwort Folgendes: „Aus den Taufenden von Blüten, welche in neuerer Zeit dem Garten der Poesie entsprossen, der deutschen Jugend hier einen duftenden Kranz zu winden, war mein Bemühen. Sind nicht alle Blüten des Kranzes der lieblichen Rose oder der prächtigen Lilie zu vergleichen, so vergesse man nicht, daß wir auch gern das bescheidene Veilchen pflücken, um uns — wenn auch nur für Augenblicke — an seinem Dufte zu laben.“

Wir finden hier Dichtungen von *W. Alexis, Arndt, Bube, Castelli, Chamisso, Ebert, Ferrand, Gerhard, Grün, Gruppe, Heine, Holtey, Immermann, Kerner, Lenau, Mosen, Müller, Pfizer, Rückert, Schefer, Schenk, Schwab, Seidl, Streckfuss, Tieck, Uhland* u. A. m. Ob aber der Herausg. durch seine Sammlung den Lehrern in Schulen ein treffliches Material zu Redeübungen geliefert hat, muß die Erfahrung lehren. Einige Bemerkungen können wir jedoch nicht unterlassen. Hr. C. hat die Gedichte nach dem Alphabet der Dichter geordnet; das ist nicht pädagogisch. So wie alle Übungen für die Jugend vom Leichterem zum Schweren fortschreiten müssen, eben so muß dies auch in den Lehrbüchern theilweise angedeutet seyn, sonst entsteht ein buntes Durcheinander.

Ein anderer Mangel liegt in der unbestimmten Angabe des Zweckes. Hr. C. sagt bloß: „für Deutschlands Jugend.“ Aber die Jugend in Deutschland ist

groß, und mannichfaltig sind ihre Bedürfnisse. Der Volksschüler verlangt Anderes als der Bürgerschüler, und dieser wieder Anderes als der Gymnasiast; daher findet nicht Jeder hier gleich Brauchbares, was gewiß nicht lobenswerth ist. Wenigstens hat der Herausg. durch sein Athenaeum anderen Sammlern vorgearbeitet. „Der Spittelleute Klagelied“ S. 68 und „der Student von Prag“ S. 96 haben uns nicht recht angesprochen; Rec. würde rathen, bey einer neuen Auflage diese Stücke mit trefflicheren zu vertauschen.

Druck und Papier sind sehr gut, wie es bey solchen Werken gewöhnlich geschieht.

Das Lesebuch von Dr. *Lehmann* unter No. 2 liegt uns in seiner zweyten Auflage vor, ein Beweis, daß es den Anforderungen, welche man an solche Arbeiten macht, lobenswerth genügt, und sich dadurch Beyfall erworben hat. Ueberblicken wir sorgfältig die Inhaltsangabe der einzelnen Abtheilungen, so kann man sich nur freuen über das reiche Material, den kritischen Blick und die pädagogische Kenntniß des Herausgebers. Jede der vorliegenden Abtheilungen enthält einen prosaischen und einen poetischen Abschnitt. Im ersten Theile findet man im prosaischen Abschnitt: Erzählungen, Beschreibungen und Schilderungen, Briefe und Lehraufsätze; in dem poetischen Abschnitte wieder vier Rubriken: Fabeln; poetische Erzählungen, Parabeln und Idyllen; Legenden und Sagen, Romanzen und Balladen; lyrische Gedichte. Diese Eintheilung finden wir in jeder der vier Abtheilungen, nur daß im zweyten Theile im poetischen Abschnitte noch Bruchstücke vom Epos und vom Drama vorkommen.

In der lezenswerthen Vorrede spricht sich Hr. *L.* über die Wichtigkeit des Sprachunterrichtes und über die Gesichtspuncte aus, welche ihn bey der Herausgabe des Lesebuchs geleitet haben. Er sagt darüber S. IV: „Die Lesung deutscher Classiker in Schulen, soll im Allgemeinen sichere Entwicklung des Denkvermögens, vielseitige Entfaltung und Leitung der Phantasie, Erweckung des Gefühls für das Wahre, Gute und Schöne und Pflege ächter Religiosität, im Besonderen aber tiefere Kenntniß und Bildung in der Muttersprache, begeisterte Vaterlandsliebe und Liebe zur deutschen Sprache und Literatur begründen und fördern.“ Deshalb finden wir die in ähnlichen Sammlungen schon längst mitgetheilten Stücke; doch dürfen wir dabey nicht vergessen, daß das Classische stets classisch bleibt, und die Wiederholung immer nur für den Lehrer, nicht aber für die heranwachsende Jugend eine Wiederholung ist. Bey der Auswahl sah Hr. *B.* mehr auf Classisches, als auf Classiker; deshalb finden wir hier Stücke aus den reichhaltigen Goldschachten unserer classischen Heroen älterer und neuerer Zeit, und zwar aus den Quellen selbst größtentheils geschöpft, ohne andere durch kritische Gewissenhaftigkeit sich auszeichnende Sammlungen zu verschmähen. Eine Eigenthümlichkeit hat Hr. *L.* seinem Werke dadurch gegeben, daß er viel Vaterländisches aus seiner nächsten Umgebung in Ost-Preußen mitgetheilt hat. Die Veranlassung lag bey

ihm hiezu in der Vaterlandsliebe, welche mit inniger Trauer auf die Thatfache hinblickt, daß unsere Jugend noch immer häufig genug bey den Pelasgern und in Philadelphia mehr zu Hause ist, als in der traulichen Heimat.

Rec. erlaubt sich nun noch dem Werke, für eine neue Auflage einige kurze Bemerkungen beyzufügen. Die acht bibl. Erzählungen von *Hebel*, womit die erste Abtheilung S. 1—16 beginnt, haben zwar einen recht frommen Zweck; allein hier stehen sie an unrechter Stelle. Biblische Geschichten müssen mit den Worten der Bibel erzählt werden, weil auf allen Stufen im Religionsunterrichte immer die Bibel Grundlage bleibt. Sodann hat der Schüler auch schon mehrere Bildungsstufen überschritten, die eine Bekanntschaft mit der bibl. Geschichte voraussetzen. Eben so überflüssig erscheinen uns auch die Briefe und die geistlichen Lieder z. B. I. 167, 171, 173, 354, 355 u. a. m. Erste passen nicht in einer solchen Sammlung, theils ist ihre Form veraltet, theils haben sie auch wenig Interesse für die Jugend; letzte finden sich in alten guten Gesangbüchern, lassen keine solche grammatische Zergliederung zu wie die anderen Stücke, und nehmen sich auch nicht gut zwischen weltlichen Stücken aus.

Der Herausg. hat gute prosaische Lesestücke aufgenommen, aber Rec. möchte ihm rathen, statt der einfachen Erzählungen, mehrere naturhistorische Beschreibungen aufzunehmen, damit der Schüler eine recht tiefe Kenntniß der Natur erlangt, und zu weiteren eigenen Beobachtungen angeregt und befähigt wird. Dasselbe gilt auch von den Fabeln, deren man hier sehr viele findet. Dies kann Rec. nicht billigen, denn es giebt nur wenige von diesen der Jugend zuerst zugänglichen Gedichten, bey welchen die darin enthaltenen Lehren ungesucht und wie von selbst herauspringen, und von der Seele gern und mit schneller und lebendiger Ueberzeugung aufgenommen werden; abgesehen aber von der mehr oder weniger poetischen Behandlung einer Fabel, ist dies der einzige Werth, den diese Dichtungsart haben kann, und wo eine Lehre gesucht gegeben ist, und sich also aufdringen will, da hält Rec. eine Fabel eher für schädlich als nützlich.

Einige Stücke kommen wohl auch zu früh, z. B. „der Morgen von *Hirschfeld*“ I, 67 u. a. Die Sprache ist viel zu bilderreich, als daß es möglich ist, die Gedanken dem kindlichen Gemüthe klar zu machen; das tiefere Verständniß steht erst höheren Bildungsstufen offen.

Die Orthographie des Vfs. hat auch einige Eigenheiten, denn er schreibt z. B. durchgehends: Star, Sat, Schar, Herde, Sal, Schofs, Flut u. s. w. Größere kritische Gewissenhaftigkeit bleibt ihm daher bey einer neuen Auflage immer noch übrig, und wir überlassen die gegebenen Bemerkungen seiner eigenen Prüfung.

Druck und Papier ist gut, letztes im zweyten Bande noch besser als im ersten.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M A I 1839.

## AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

- 1) MAINZ, b. v. Zabern: *Grammatik der französischen Sprache* von P. J. Weckers, wirkl. Lehrer an der großh. Realschule zu Mainz. 1838. XVI u. 512 S. 8. (21 gr.)
- 2) DESSAU, b. Ackermann: *Erste Anleitung zur richtigen Aussprache des Französischen, verbunden mit einem systematisch geordneten französisch - deutschen Wörterverzeichnisse, einer Sammlung der üblichsten Gallicismen, sowie der bekanntesten Sprichwörter.* Für den Schul- und Selbst - Unterricht bearbeitet von Dr. C. Noël, Prof. am herzogl. Gymnasium zu Dessau. 1838. VI u. 244 S. 8. (12 gr.)
- 3) LEIPZIG, b. Rostosky u. Jackowitz: *Französisches Lesebuch für Bürger- und Real-Schulen, sowie für die unteren Classen der Gymnasien,* nach einem neuen Plane bearbeitet und herausgegeben von Dr. Friedrich Moritz Trögel, Lehrer der französischen Sprache an der Bürger- und Real-Schule zu Leipzig. 1838. XVI u. 286 S. 8. (20 gr.)
- 4) DRESDEN u. LEIPZIG, b. Arnold: *Choix de lectures françaises.* Cours I, destiné aux classes inférieures des collèges, aux instituts et aux leçons privées, par H. A. Manitius, Dr. et maître au collège de St. Croix à Dresde. 1838. XII u. 196 S. 8. (16 gr.)
- 5) Ebendasselbst, b. demf.: *Choix de lectures françaises.* Cours II, destiné aux classes supérieures des collèges, aux instituts et aux leçons privées par H. A. Manitius. 1838. VI u. 486 S. 8. (16 gr.)

No. 1 ist eine sehr verdienstliche Arbeit, bey deren Abfassung Hr. W. besonders drey Punkte im Auge gehabt hat: 1) falsche Erklärung der Regeln der französischen Sprache, mit Hinweisung auf die Regeln unserer Muttersprache; 2) möglichste Begründung der Regeln; 3) Uebergang vom Leichterem zum Schwierigeren. Der Vf. hat die Grammatik in zwey Curse getheilt, deren erster den etymologischen, der zweyte den syntaktischen Theil bildet. Beide zerfallen sehr zweckmäsig in 9 Kapitel, die sich mit ganz entsprechenden Gegenständen beschäftigen; in beiden handelt nämlich Kap. 1 vom Hauptworte; Kap. 2 vom Artikel; Kap. 3 vom Beyworte; Kap. 4 vom Fürworte; Kap. 5 vom Zeitworte, J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

Kap. 6 vom Adverbium; Kap. 7 von den Präpositionen; Kap. 8 von den Conjunctionen; Kap. 9 von den Interjectionen. Ausserdem findet sich an der Spitze des ersten Cursus noch die Lehre von der Aussprache und der Profodie, an der des zweyten die Lehre von der Orthographie. Mit Recht sind den Regeln in beiden Cursen nicht nach dem seit Meidinger so gewöhnlichen Brauche deutsche Uebersetzungsaufgaben beygegeben, sondern diese in einen besonderen Abschnitt am Schlusse des Buches verwiesen (S. 436 — 511); französische Beyspiele aber, wie sie zur Erklärung der Regeln nothwendig erscheinen, sind in ziemlicher Menge da, und zwar im ersten Cursus mit deutscher Uebersetzung, im zweyten meistens ohne dieselbe, was wir ganz angemessen finden, da der Schüler, welcher bis zu diesem Abschnitte vorgeückt ist, schon Wörterkenntnis und Uebersetzungsgewandtheit genug haben muß, um diese Beyspiele nöthigenfalls sogar ohne fremde Hülfe zu verdeutlichen. Es wird diefs um so mehr der Fall seyn, wenn der Schüler schon vor dem Gebrauche dieser Grammatik noch immer nach einer modificirten *Hamilton'schen* Manier auf die wissenschaftliche Erlernung der französischen Sprache vorbereitet worden ist, was zu thun wir mit voller Ueberzeugung anempfehlen. Denn so sehr wir uns auch seit der Uebertiedelung dieser Methode nach Deutschland gegen ihre Anwendung in öffentlichen Lehranstalten erklärt haben, sobald nicht 1) der Genius der Muttersprache gehörige Berücksichtigung dabey fände, 2) die für die Lectüre bestimmten Abschnitte den Fähigkeiten des Lehrlings entsprechend ausgewählt, und nicht für Groß und Klein dasselbe Buch (das Evangelium St. Johannis) beybehalten, sowie 3) dem etymologischen Theile der Grammatik bald einiger Einfluß zugestanden, und der syntaktische angereicht würde: so nehmen wir doch keinen Anstand, unter diesen Bedingungen und als Vorbereitung auf die Grammatik, welche namentlich Kinder schon durch ihre Trockenheit und ihre Abstractionen abschreckt, während sie leichte Sätze oder kleine Fabeln gern überetzen, auswendig lernen, und sich auf diese Weise gleichsam spielend einen schönen Wörrervorath erwerben, jene Methode besonders da als nützlich anzuerkennen, wo nachher Lehrer von so gründlicher Bekanntschaft mit der französischen Sprache, wie Hr. W., die Leitung der grammatischen Studien übernehmen. Nicht so vollkommen, wie über diesen Punct, ist Rec. mit dem Vf. darüber einverstanden, daß er bey den Abweichungen des franzö-

fischen Idioms von dem Deutschen immer nur angegeben hat, wie ein französischer Ausdruck im Deutschen, nicht aber, wie ein deutscher im Französischen gegeben wird. Das Ziel alles Erlernens der französischen Sprache wird nämlich immer für den Deutschen die Fertigkeit bleiben, sich im Französischen geläufig und richtig auszudrücken. Diese Fertigkeit kann er aber nur dann ganz erreichen, wenn er, von seiner Muttersprache ausgehend, die Abweichungen des fremden Idioms von derselben klar einsehen lernt. Er kann dies zwar auch bey Gelegenheit der Lectüre französischer Schriftsteller; aber wir halten es demungeachtet für zweckmäfsig, wenn auch die Grammatik schon darauf Bedacht nimmt, damit es nicht dem Zufall überlassen bleibe, ob der Lehrling mit allen diesen abweichenden Eigenthümlichkeiten bekannt werde, oder nicht. Bey der Reichhaltigkeit und sehr guten Auswahl der zur Erlernung der Regeln beygegebenen Beyspiele wird jedoch jeder Lehrer, der selbst mit der Sache vertraut ist, bey dem Gebrauche dieser Grammatik manichfache Veranlassung finden, seine Schüler mit den hauptsächlichsten Verschiedenheiten der Art bekannt zu machen, und was hier etwa noch nicht vorgekommen, wird bey Uebersetzung der am Schlusse beygegebenen deutschen Aufgaben sicher erledigt werden. Besondere Auszeichnung verdienen wegen ihrer fleissigen, bey Benutzung der besten Quellen (z. B. des *Dictionnaire raisonné des difficultés grammaticales de la langue française par J. Ch. Laveaux*, der *Grammaire de Restaut*, der *Grammaire des Grammaires par Girault-Duvivier*, des *Examen critique de la grammaire des grammairres par M. J. Dessiau*, der *Grammaires von Noël und Chapsal*, von *Landais*, von *Wailly* u. s. f.) doch möglichst selbstständigen und gründlichen Bearbeitung, sowie wegen ihrer grossen Reichhaltigkeit die Abschnitte, welche sich mit der Aussprache (S. 1—34), der Orthographie (S. 207—230), mit dem Zeitworte (S. 94—196 und S. 330—388), mit dem, anderwärts gewöhnlich fliefmütterlich behandelten Verhältnifsworte (S. 201—203 und 405—427) beschäftigen. Die mitgetheilten Paradigmen sind überall recht zweckmäfsig und so ausführlich, wie es die Deutlichkeit erfordert. Die in dem Abschnitte, welcher dem Hauptworte gewidmet ist, durchgeführte Ansicht, daß die französische Sprache keine eigentliche Declination kenne, ist auch die unferige. Noch neulich haben wir sie gegen *Hauschild*, der in seinem *Dictionnaire grammatical de la langue française* (Leipzig, 1837) S. 58 das Dafeyn einer französischen Declination behauptet, in den neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik (Bd. XXIII. Heft 2. S. 224) kurz zu vertheidigen gesucht. Denn wenn wir auch zugeben wollen, daß bey wenigen *Fürwörtern* eine Fallabwandlung angenommen werden kann: so muß dies doch durchaus bey den Haupt- und Bey-Wörtern verneint werden, welche nur eine Zahlabwandlung kennen. Die französische Akademie hat auch aus diesen Gründen die Annahme

einer Declination verworfen, indem sie im Art. *Cas* sagt: „*Il n'y'a point de cas proprement dits dans la langue française, quoiqu' il y ait des désinences différentes dans les pronoms.*“ Es scheint freylich im Gebrauche, besonders in Gymnasien, manchen Vortheil darzubieten, wenn man die französische Grammatik der lateinischen so ähnlich, als möglich, einrichtet, weil der Schüler mit dem Systeme derselben schon bekannt ist; allein die Art, wie Hr. W. S. 49 die Verhältnisse des Hauptwortes als *sujet*, *régime direct* und *régime indirect* darstellt, ist so einfach und einleuchtend, daß sie gewiß keine Schwierigkeiten darbietet, und in anderen, als gelehrten Schulen fällt nun gar jener Grund für die Beybehaltung der Declinationen ganz weg, und die *W.*'sche Einrichtung unterliegt in denselben nicht dem mindesten Anstande. Rec. billigt nicht weniger die Wegräumung des sogenannten Theilungsartikels. Da er sich auf den ersten Blick als einen Bestandtheil des gewöhnlichen Artikels zeigt, dessen eigenthümliche Uebersetzung nur von einer Ellipse herrührt: so ist es auf jeden Fall weit vorzüglicher, wenn man dem Schüler diesen eigenthümlichen Gebrauch erklärt, und sein Gedächtniß eben so wenig mit einem neuen Paradigma belastet, als man in den deutschen Grammatiken die Hauptwörter im Theilungsinne getrennt vorzutragen pflegt. Die Umsicht, mit welcher Hr. W. gearbeitet hat, ist auch an allen Einzelheiten des Buches bemerkbar, und wo etwa hier und dort der Ausdruck noch präciser, die Definitionen (z. B. S. 94) noch genügender seyn könnten, wird der Vf., dem dies bey dem eigenen Gebrauche des Buches nicht entgehen wird, bey Gelegenheit einer neuen Auflage nachzuhelfen nicht versäumen. — Druck und Papier sind sehr gut.

No. 2 wird, da es in den neueren Fremdsprachen unumgänglich nöthig ist, daß sich der Anfänger, ehe er zu Uebersetzungen und grammatischen Uebungen fortchreitet, vor Allem eine gute Aussprache aneigne, von Regeln über die Aussprache der Laute, Sylben und Wörter eröffnet. Zwar gesteht der Vf., worin ihm jeder Kenner beystimmen muß, selbst (in der Vorrede S. III und in dem Buche S. 5) ein, daß sich die Aussprache des Französischen, deren Darstellung durch Zeichen außerordentlichen Schwierigkeiten unterliege, und noch durch keinen Versuch ganz erreicht worden sey, eigentlich nur durch mündlichen Unterricht erlernen lasse; allein *allgemeine* Regeln können dennoch darüber aufgestellt werden, welche nach des Rec. Erfahrung, sobald man sie falsch, in gehöriger Aufeinanderfolge und in möglichster Vollständigkeit giebt, das Gedächtniß des Anfängers zu unterstützen sehr geeignet sind. Der Vortrag des Hn. N. ist nun zwar falsch; allein die Anordnung seines Stoffes sagt uns minder zu, und eben so wenig können wir mit ihm in Bezug auf die Vollständigkeit übereinstimmen. Er behandelt nämlich die Aussprache in folgender Ordnung: *E, C, G, H, I consonne, S, X, Z, Ai, Aie, Au, Eau, Ay, Am, Amp, An, Auc, And, Ang, Ans,*

*Em, En, Ent, Aim, Ain, Ein, Im, In, Ym, Yn, Ei, Eu, Oeu, Ou, Aou, Oi, Jen. Un, Ui, Et, Ez, Er, Il, Ill, Ch, Gn, Ph, Qu, Ti.* Warum er die Buchstaben u. s. f. auf diese Weise rangirt hat, ist nicht abzusehen; denn er hat dadurch nicht einmal den Vortheil erreicht, daß er keine Beyspiele hätte vorzubringen brauchen, welche erst im Nachfolgenden ihre Erläuterung finden. Er hat vielmehr diesen Fehler häufig begangen, und sich dann mit Einschleifen oder Anmerkungen helfen müssen. Auch manche Lücken finden sich noch. So ist über die Aussprache des *T* nichts weiter gesagt, als was bey Gelegenheit von *Et, Ant, Ent, Ti* und der Aussprache stummer Endconsonanten vor einem Vocal bemerkt wurde. Wie aber das *T* in anderen Fällen zu behandeln sey, wird nicht gesagt, wenn es nicht etwa in der S. 6 zu dem Worte *belles* gemachten Anmerkung begriffen seyn soll: „Die Endconsonanten werden gewöhnlich im Französischen verschwiegen.“ Es heißt aber dem Anfänger gar zu viel zugemuthet, solche Anmerkungen von einem Buchstaben auf den anderen übertragen. Der erwähnte Mangel fällt übrigens um so mehr auf, als das Buch in anderer Beziehung sehr vollständig ist, und z. B. S. 21 eine große Sammlung von Wörtern enthält, in welchen *qua, que, qui* wie im Lateinischen lautet; ebenso S. 15 viele Vocabeln, in welchen *um* wie *omm* lautet u. dgl. m. Davon abgesehen ist die Beyspielsammlung reichhaltig genug, um den Schüler in der richtigen Aussprache zu befähigen; und es wäre höchstens zu bezweifeln, ob ein Anfänger bey Selbstunterrichte, für welchen der Titel das Buch ebenfalls bestimmt, vollkommen damit ausreiche. Die übrigen Abschnitte des Buches: kurze Sätze zur Uebung in der Aussprache (S. 25—64), gemischte Sätze mit Bezug auf das nachfolgende Wörterverzeichnis (S. 65—93), Fabeln (S. 94—116), Denkprüche (S. 116—11), *Vocabulaire français - allemand* (S. 120—225), Sammlung von Gallicismen und Sprichwörtern (S. 227—244), entsprechen gerechten Anforderungen weit besser. Die Auswahl der Uebungsfätzchen im Lesen und Uebersetzen, die der kleinen Fabeln und Denkprüche ist lobenswerth; nur kann Rec. nicht glauben, daß Hr. N. die Stücke: *Le nid de fauvette* (S. 103) und: *Le berceau* (S. 105) im Ernste unter die Fabeln rechnen möchte. An ansprechenden Fabeln für die Jugend sind die Franzosen sehr arm. *Roussseau* hat dies im *Emile* (Buch II) an einem aus *La Fontaine* hergenommenen Beyspiele (*Le corbeau et le renard*) mit siegenden Gründen nachgewiesen. Die Fabeln sind wohl schön und zierlich stilföhr, ihre Moral ist gut; aber für die Fassungskraft von Kindern taugen sie gar nicht. Die von Hr. N. ausgewählten gehören zu den erträglichsten. In dem systematisch geordneten Wörterverzeichnis finden wir die allgemein bekannten Zusammenstellungen von Wörtern, welche sich auf den menschlichen Körper, auf die Nahrung, die Verwandtschaft, das Haus und Hausgeräth, die Kleidung, die Krankheiten, die Religion, die Kir-

che, die Elemente, die bürgerlichen Aemter und Verbindlichkeiten, die Sprache, die Waaren, Gewichte und Maße, die Thiere und Pflanzen, den Landbau, den Soldatenstand, die Tugenden und Laster, die Zeit u. dgl. m. beziehen. Daran schließen sich S. 191 die Taufnamen, S. 192 die Namen einiger Länder, Städte, Flüsse und Berge, S. 197 die Zahlwörter, S. 199 die gebräuchlichsten Beywörter, S. 299 die Fürwörter, S. 210 die Zeitwörter, welche die gewöhnlichsten Handlungen ausdrücken, S. 219 Nebenwörter, S. 223 Bindewörter, S. 224 Bindewörter, S. 224 Verhältnißwörter, S. 225 Ausrufungswörter. Dieses Verzeichniß sowohl, als die Sammlung von Gallicismen und Sprichwörtern verdient allen Beyfall. Der Anfänger, welcher sie gehörig eingeübt hat, kann zu einem höheren Curfus übergehen.

Druck und Papier sind wie bey No. 1. Jener fällt besonders gut in's Auge, doch ist er nicht frey von Fehlern.

No. 3 kann als Vorbereitungsschrift zum Gebrauche einer französischen Grammatik in dem, von Rec. bey Beurtheilung von No. 1 angedeuteten Sinne empfohlen werden. Es ist nach einem verständigen Plane entworfen. Der Vf. hat sich nämlich durchgängig bestrebt, die Lesestücke nach einem planmäßigen Stufengange zu ordnen, was namentlich im Anfange höchst nothwendig ist, da ohne einen solchen Stufengang in den Kenntnissen der Schüler immer Lücken bleiben werden. Das Buch beginnt deshalb mit dem einzelnen Worte, geht von diesem zum einzelnen Satze, von da zum Gespräche *Dialogues* S. 49—76), vom Gespräche endlich zu fortlaufenden Mittheilungen *Contes* S. 77—87, *Introduction à la connaissance de la nature* S. 88—107, *Histoire naturelle* S. 108—138, *Voyages et descriptions* S. 139—167, *Histoire* S. 168—200, *Lettres* S. 201—240, *Modèles de lettres de change, billets, promesses etc.* S. 240—247) über. Es ist ferner bey Ausarbeitung des Lesebuchs alle Sorgfalt darauf verwandt worden, daß der Inhalt auf den Schüler nicht nur nicht störend einwirke, sondern ihn selbst in moralischer Hinsicht fördere. Wir haben uns gefreut, in dem Hgbr. einen jener gewissenhaften Sprachlehrer zu finden, die der Jugend nichts bieten wollen, was nur im Entferntesten auf ihre Sitten einen nachtheiligen Einfluß haben oder ihr Zartgefühl verletzen könnte; und wenn er auch, was uns nicht entgangen ist, manche ganz bekannte Anekdote u. dergl. aufgenommen hat: so schmälert dies, da es im Verhältnisse nicht häufig geschehen ist, doch den Werth des Buches nicht, das ohne alle Beforgniß Knaben und Mädchen in die Hände gegeben werden kann. Aber auch das ist lobenswerth, daß Hr. T. bey Auswahl seiner Lesestücke immer darauf sah, daß sie zwar wissenschaftlich bildend, jedoch zugleich der Fassungskraft der Schüler angemessen seyen. Giebt man nämlich dem Anfänger unverständliche, zu schwere, über abstracte Gegenstände sich verbreitende Lesestücke in die Hände, deren Schwierigkeit noch dadurch vermehrt wird,

dafs sie aus dem Zusammenhange geriffen sind: so verliert er nur zu leicht alle Lust und Liebe zur Sprache, die, nach des Vfs. richtiger Bemerkung (S. XII), obnehin bey dem Elementarunterrichte noch nicht grofs seyn kann, die aber, wenn sie genährt und gepflegt wird, mehr, als der beste Lehrer, zu wirken vermag, und überdiess wird es ihm nicht möglich seyn, das Gelesene auswendig zu lernen, oder, wenn es ihm auch aus Furcht vor der Strafe gelänge: so wird er es doch nicht lange behalten. Der Gang, welchen der Lehrer bey dem Gebrauche dieses Buches einzuschlagen hat, wenn derselbe wirklichen Nutzen bringen soll, ist von dem Vf. selbst im Eingange des Buches vorgezeichnet worden. Der Lehrer soll nämlich nur Schritt vor Schritt und nicht eher weiter gehen, bis der Schüler das überletzte Lesestück ganz verstanden und auswendig gelernt hat. Ferner soll er den Schüler die Regeln aus den gegebenen Beyspielen selbst finden lassen, was jenem bey der Menge derselben über eine Regel nicht schwer fallen wird. Endlich soll er eine Menge Sätze nach den vorliegenden Beyspielen und der daraus abstrahirten Regel nachbilden lassen. Auf diese Weise wird nicht allein der Schüler in die Grammatik nach und nach eingeführt, und auf ihren wissenschaftlichen Gebrauch genügend und auf die leichteste Art vorbereitet, sondern auch durch die freye Bildung solcher Sätze der Anfang im Sprechen gemacht. Das am Schlusse beygefügte Wörterverzeichnis bezieht sich nur auf den ersten Cursus. Denn sobald der Schüler diesen beendet hat, kann ihm mit Nutzen ein französisches Wörterbuch in die Hände gegeben werden, deren wir brauchbare und wohlfeile genug besitzen.

Druck und Papier ist zu loben.

No. 4 und 5. Der Vf., der in einer französisch geschriebenen Vorrede zum ersten Cursus die Gründe auseinandersetzt, welche ihn zur Herausgabe dieses Buches veranlafsten, sah sich weder für seine öffentlichen, noch für seine Privatlectionen von einem der vielen französischen Lesebücher befriedigt. Wenn er auch mit dem von uns vor anderen empfohlenen Haag'schen Lesebuche in vielen Stücken zufrieden seyn zu können glaubte: so vermifste er doch selbst an diesem und an dem ähnlichen Werke von Noël und La Place (aus welchem der Vf. von No. 1 1834 eine Auswahl besorgt hat) immer noch Manches, dessen Mangel in seinen Augen den Werth dieser Bücher schmälerte. Namentlich rechnet er dahin, den Mangel einer methodischen Stufenfolge, die systematisch vom Leichterem zum Schweren fortschreitet. Allein hier geben wir Hn. M. zu bedenken, dafs ein Lesebuch für Geübtere andere Rücksichten verdient, als ein solches, wenn es nur für Anfänger bestimmt ist. Ein Lesebuch dieser Art mufs, wie wir auch oben bey der Beurtheilung von No. 3 einräumten, sorgfältig auf ein allmähliches Fortschreiten vom Leichten zum Schweren berechnet; ein Lesebuch für Geübtere dagegen, wie die von Haag und Weckers, kann nach dem Urtheile tüchtiger Kritiker und Schulmänn-

ner und nach dem Vorgange der besseren deutschen, lateinischen und griechischen Chrestomathien mit gutem Erfolge auch nach den verschiedenen Stilarten geordnet seyn, um diese bey den Lesern zur klaren Erkenntniß zu bringen, wodurch natürlich die Berücksichtigung des allmählichen Fortschreitens erschwert, oder ganz unmöglich gemacht wird. Hr. M. durfte daher, unseres Ermessens, zwar in seinem ersten, für untere Classen, jedoch schon für solche Schüler, die einige Fortschritte in der Grammatik gemacht, und, wo möglich, bereits die unregelmässigen Zeitwörter kennen gelernt haben, bestimmten Cursus die Rücksicht auf das stufenweise Aufsteigen vom Leichten zum Schwereren nicht aus den Augen lassen, im zweyten, für höhere Classen bearbeiteten dagegen konnte er sich freyer bewegen, und obgleich er sich in seiner Vorrede nicht in diesem Sinne ausspricht: so scheint er doch, durch richtigen Tact geleitet, in demselben gefammelt zu haben. Im ersten Cursus finden sich nämlich leichte Biographien berühmter Männer (*Friedrich's II, Voltaire's, J. J. Rousseau's, Montesquieu's, Helvetius, Bossuet's, Fénelon's, Maffillon's*) S. 1—24; ferner (S. 25—40) etwas schwierigere Briefe von *Voltaire, Friedrich II, Helvetius, Pascal* und Frau v. *Seigné*; dann (S. 41—88) geschichtliche Stücke von *St. Evremont, Buffierre, Mignet und Ségur*; endlich (S. 89 fg.) Reifschilderungen von Frau v. *Staël, Du Paty, Volney, Buffierre, Barthélémy*. Die Schreibart der beiden letzteren Abschnitte bietet schon grössere Schwierigkeiten dar. An sie schliesst sich der zweyte Cursus (No. 5), welcher 1) philosophische Abschnitte (S. 1—42) von *Fénelon, Helvetius, Nicole, Voltaire, Mercier, J. J. Rousseau, Thomas, Malebranche, Raynal, Chateaubriand, B. de St. Pierre*, 2) Musterstücke oratorischer Prosa (S. 43—80) von *d'Aguesseau, Bossuet, Fléchier, Buffon, Bourdaloue, Maffillon, Bailly, Thiers, Desèze, Bonaparte, d'Alembert*, 3) Dichtungen von *J. B. Rousseau, Lamartine, Béranger, Victor Hugo, Houdard, Caf. Delavigne, Voltaire, Delille, Barthélémy* und *Méry, Corneille* (S. 41—151), 4) einen Anhang enthält, welcher (S. 152 bis 186) *Melange* betitelt ist, und Anekdoten, Räthsel, Charaden, Auszüge aus den *Pensées de Pascal*, den *Pensées et maximes de Rochefoucauld* u. s. f. mittheilt. Die Auswahl, welche Hr. M. aus den, von ihm benutzten Autoren für seinen Zweck getroffen hat, macht seiner Sorgfalt alle Ehre, und Rec. ist überzeugt, dafs das Buch mit vielem Nutzen in Schulen und bey dem Privatunterrichte wird gebraucht werden können. Ein reichhaltiges Wörterbuch giebt dem nachschlagenden Schüler Rechenenschaft über die Bedeutung der vorkommenden Wörter; doch stimmt auch hier, wie in anderen Punkten, Hr. M. mit dem Vf. von No. 3 überein, und hat nur dem ersten, nicht aber dem zweyten Cursus ein Lexikon beygefügt. Ueber die Zweckmässigkeit dieses Verfahrens haben wir uns oben schon ausgesprochen.

Druck und Papier wie bey No. 3.

E. S.



# J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M A I 1839.

### P H I L O L O G I E.

**P**RENZLAU, b. Vincenz: *De usu particulae Adeo brevis observatio*. Scriptit Dr. Car. Guernherus Reinhold. Supplementum ad Turfelinum (?) ab Handio editum. 1838. 32 S. kl. 8. (6 gr.)

Auch unter dem Titel:

*Supplementa ad Turfelinum (?) ab Handio editum*. Scriptit Dr. C. G. Reinhold. Particula I. *Adeo*. (6 gr.)

**H**r. R. beabsichtigt in dem anzuzeigenden Schriftchen nicht, was der Titel zu glauben verleiten könnte, Zusätze und Ergänzungen zu *Hand's Turfelinus* zu liefern, sondern, bey aller Anerkennung des Fleißes und der Sorgfalt, unzufrieden mit der von *Hand* befolgten Methode, will er an der Partikel *adeo* zeigen, wie solche Gegenstände zu behandeln seyen. Es heißt darüber S. 6: *ipse (Handius) quoque ex propria particulae significatione plurimas sibi fecit notiones alias tamque alienas, ut vix particulam ipsam in iis agnoscere possis. Satis temere hoc factum est, quum quisque intelligat, propriam significationem valere quam maxime, nec ullam notionem, nisi quae petita sit ex illa, veram esse ac probabilem.* Hr. R. scheint nicht beachtet zu haben, was *Hand* selbst I, XIII über die Grundbedeutung und die Auffassung der vielfachen Eintheilungen gesagt hat, und namentlich in Rücksicht auf die Partikel *adeo* mit Unrecht zu behaupten, daß er ganz fremdartige Bedeutungen derselben beygelegt habe, da sich in diesem Artikel leicht alle von *Hand* aufgestellten Bedeutungen aus der ursprünglichen entwickeln, wohl aber zu beklagen ist, daß die zusammengehörigen von einander gerissen sind, indem nicht sowohl der Zusammenhang der einzelnen Gebrauchsweisen mit der Grundbedeutung, als das Vorkommen derselben in verschiedenen Zeiten und bey verschiedenen Classen von Schriftstellern, zum Eintheilungsprincip gemacht ist. Hr. R. sucht alle Erscheinungen im Gebrauch von *adeo* auf zwey Bedeutungen zurückzuführen: den *usus proprius*, welcher überall herrschen soll, wo wirklich *ut* folgt, oder der Satz so umgestaltet werden kann, daß *ut* folgen müßte, und den *usus petitus*, wo *adeo* unserm Unterstreichungszeichen entspreche, und seine ganze Bedeutung auf das Wort übertrage, mit dem es verbunden sey. Wir vermissen hierin eine genaue Entwicklung der Grundbedeutung auch in etymologischer Hinsicht, besonders eine Beachtung der

J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

Verbindung von *ad* mit dem Dativ, *s. Hartung*: Ueber die *Casus* S. 84 u. 205, ferner eine Herleitung der zweyten Gebrauchsweise aus der ersten, die sich nicht so leicht erklären läßt, als Hr. R. S. 16 meint: *haec petita notio, quam non alienam esse a propria, quisque intelligit*, von *Hand* aber S. 143 richtig erläutert wird, der nur nicht beachtet, daß in diesem Falle *adeo* auf den Satz, in dem es steht, beschränkt wird, während es sonst nach aufsen hin wirkt, und die Ergänzung in einem anderen Satze findet. Dann hat Hr. R. den temporalen Gebrauch, der sich in seine zwey Fächer nicht einordnen läßt, eben so wenig beachtet, als den seltenen localen, und nicht nachgewiesen, wie es gekommen sey, daß gerade diese Partikel im Gegensatz zu mehreren ähnlich gebildeten, wie *quoad*, *quousque* u. A. zur Bezeichnung der Intensität verwendet sey, noch weniger, wie sich dasselbe von anderen verwandten Partikeln, wie *quidem*, unterscheide, wodurch allein erst volle Klarheit erlangt werden kann.

Was nun die erste Abtheilung (den *usus proprius*) betrifft, so beschäftigt sich Hr. R. fast nur damit, nachzuweisen, daß in allen Fällen, wo *adeo* auf einen vorhergehenden Gedanken zurückweist, und den hohen Grad einer Erscheinung als Erklärungsgrund des hohen Grades einer anderen anfügt, die eigentliche Bedeutung von *adeo* Statt finde, und alle solche Sätze leicht so umgestaltet werden könnten, daß *ut* folge, z. B. *quum Hanno perorasset, nemini omnium certare cum eo necesse fuit: adeo prope omnis senatus Hannibalis fuit*, wird umgestellt in: *adeo — erat, ut nemini — necesse esset*. Daß hier *adeo* die erwähnte Bedeutung habe, ist so klar, daß man nicht begreift, warum so viele Worte darüber gemacht werden, und *Hand* hat diesen Gebrauch nicht geschieden von den übrigen, weil er darin eine neue Bedeutung erkennt, er sagt ja ausdrücklich S. 151: „*nemo rationem in omnibus unam, sed diversa orationis forma variatam, investigavit subtiliter*“; und sucht nur dann das verschiedene logische Verhältniß der Gedanken, das Hr. R. ganz übergeht, nachzuweisen; sondern weil sie den Schriftstellern nach Cicero eigenthümlich ist, was Hr. R. gar nicht erwähnt. Denn was S. 12 gesagt wird: *scriptores illos nobis sic male loqui, si verbo tenus veritas, facile concedo; bene ut pulchre Latinis scripssisse, quisque sentiat*, trifft die Hauptsache nicht, obgleich gerade die Berücksichtigung dieser Verschiedenheit des Gebrauchs in den einzelnen Perioden für die Einsicht in die Entwicklung der Bedeutungen von der größ-

ten Wichtigkeit ist. Was aber die Umsetzung solcher Sätze in die Construction mit *ut* betrifft, so bedurfte sie so großer Weitläufigkeit nicht, da die Folge von *ut* das Wesen von *adeo* nicht erklärt, und jene Umstellung die Kraft und den Nachdruck, den *adeo* in dem erwähnten Gebrauche hat, ganz verwischt, wie es geschehen würde, wenn man z. B. *videtis illum subcrispo capillo — is est Claudius in is, qui etc.* verwandeln wollte. Es ist daher auch nicht zu billigen, daß S. 12 Sätze mit folgendem *ut* eingemischt, und als jenem ganz gleich dargestellt werden. Ganz fremdartig, und nur deshalb hieher gezogen, weil die Beziehung auf einen anderen Satz, die *adeo* in dieser Bedeutung fodert, nicht beachtet ist, scheinen die S. 14 erwähnten Stellen *Sallust. Cat. 37 extr.* und die daselbst von *Corte* erwähnten *Sall. Jug. 65. 110. Cic. Verr. 4, 64, 143* (Hr. R. citirt noch 6, 64), in denen *adeo* sich nur auf einen Begriff in dem Satze, wo es steht, bezieht, was auch von Hr. R. anerkannt wird, der aber *Sall. Cat. 37 extrem. id adeo malum multos post annos in civitatem reverterat* erklärt: so sehr (so stark, in dem Grade) war dieses Uebel u. s. w. was nicht eingeräumt werden kann, da vorher gar nicht von der Größe des Uebels, sondern von diesem selbst die Rede war; *adeo* kann sich nur auf *id* beziehen, dieses Uebel sogar, wie es richtig von *Kritz* zu 37, 2 aufgefasset wird, oder wie es *Hand* S. 145 nimmt: und dieses Uebel, der auch die übrigen Stellen berücksichtigt. Auch was ebendasselbst über *adeo* und *ideo* gesagt wird, ist eben so ungenügend, als unklar, wie nach S. 28 *Cic. Fam. 8, 15* (Hr. R. hat 159) *adeo* gelesen, und dieses mit *quod graviore ictu* zusammenhängen könne. Falsch aufgefasset ist auch S. 13 die Stelle *Quint. 12, 11, 16. quaelibet enim ex iis artibus — in paucos libros contrahi solet: adeo infinito spatio ac traditione opus non est*, wo *adeo* mit *infinita* zusammenhängen, und bedeuten soll: einer so sehr endlosen Unterweisung bedarf es nicht; was weder in sich einen passenden Sinn giebt, noch zu dem Vorhergehenden, wo nicht von einer endlosen Unterweisung, sondern von der Kürze derselben die Rede ist (*discendi ratio ut non multos annos poscat*), paßt. Richtig erklärt die Stelle *Hand* S. 155; und Hr. R. hätte leicht seine beliebte Umstellung anwenden und sagen können: in so hohem Grade bedarf es nicht einer endlosen Unterweisung, daß sie in wenigen Büchern gegeben werden kann. Nicht abzusehen ist ferner, warum Hr. R. S. 8 *Hand* tadelt, daß er behaupte, durch *adeo* werde eine *Conclusio* gemacht, und doch selbst S. 9 sagt: *sic nos quoque in initio sententiae, quae omne id, quod diximus, concludit dicere: so sehr, non est, quod moneam*, wo nicht einmal die genauere Bestimmung, wie von *Hand* S. 152, 3. hinzugefügt ist. Die durch *adeo* mit folgendem *ut* bewirkte Gleichstellung von zwey Beschaffenheiten (s. *Hand* S. 137) ist ganz übergangen.

Im zweyten Theile wird dargestellt, wie *adeo* dazu diene, einzelne Begriffe hervorzuheben und zu verstärken. Auch hier wird mancher ungegründete Ta-

del über *Hand* ausgesprochen, z. B. daß er die Behauptung der alten Grammatiker, die sich selbst nicht gleich bleiben, *adeo* stehe oft überflüssig, verwirft, und wenn Hr. R. S. 17 sagt: *quodam modo enim certo abundat, sed quodam modo dixi, non omnino*, so sagt er entweder nichts, oder giebt zu, daß die Behauptung *Donat's* falsch sey, daß er die Verstärkung von *ipse* durch *adeo* als etwas Neues aufstelle u. A. Vorzüglich ist Hr. R. damit beschäftigt, nachzuweisen, daß *adeo* nicht immer, wie *Hand* behaupte, sich enklitisch an das vorhergehende Wort, das es hervorhebe, anschliesse, sondern auch vor demselben vorhergehen könne. Rechnen wir einzelne Fälle, von denen es *Hand* S. 138, 4 selbst einräumt, und die Hr. R. S. 27 mit Unrecht hieher zieht, ferner einige unsichere Stellen ab, so dürften wohl wenige übrig bleiben, die Hr. R.'s Ansicht bestätigten. So zieht er bey vielen Stellen mit *neque adeo* dieses zum Folgenden, obgleich dadurch nur eine ähnliche Verstärkung der Negation ausgedrückt wird, wie durch das verwandte *ne — quidem*; bey vielen anderen lehrt der Zusammenhang, daß die Verbindung von *adeo* mit dem folgenden Worte nicht möglich ist. So will Hr. R. *Plaut. Amph. 1, 1, 97 hoc commini magis, quia illo die impransus fui, adeo* zu dem zweyten *hoc* beziehen, und *tempore* verstehen, was ganz verkehrt ist, da es keinen Sinn giebt: in dieser Zeit erinnere ich mich daran, weil ich damals nicht gegessen hatte; da *hoc — magis, quia* auf das Engste zusammenhängen, und der Zusammenhang fodert: gerade daran (an den Kampf, der vom Morgen bis zum Abend dauerte) erinnere ich mich deshalb um so mehr, weil etc. *Plaut. Cas. 3, 2, 4 nunc adeo nequaquam accersam* kann *adeo* nicht zu dem an sich schon starken *nequaquam* gezogen werden, sondern es gehört zu *nunc*, und steht dem *properarem* V. 1 entgegen. *Mil. gl. 2, 2, 4 nunc adeo edico omnibus* würde es verkehrt seyn, *adeo* zu dem entfernten *omnibus* zu beziehen, es gehört zu *nunc*, und hebt den Gegensatz zu dem früher Geschehenen hervor; *Terent. Andr. 2, 6, 7 nihil hercle, aut si adeo bidui est aut tridui* begriffe man nicht, was *adeo* bey *bidui* bedeute, bey *tridui* aber eine Verstärkung fehle; *Plaut. Cas. 5, 4, 23 si ego unquam adeo posthac tale admisero*, ist die Auffassung: „wenn ich jemals künftig“ (schief, da die Zukunft sich von selbst versteht, das *unquam* aber eine Verstärkung zuläßt. Ebenso unpassend ist die Verbindung von *adeo* mit dem folgenden Worte *Valer. Flacc. 5, 20 magna adeo comitum, numerosaque pubes*, da es eben so wenig einleuchtet, warum *comitum* hervorgehoben, als es klar ist, warum *magna* verstärkt ist. Ganz verkehrt ist *Virg. G. 1, 287 multa adeo gelida melius se nocte dedere* die Verbindung von *adeo* mit *gelida*, da gerade dieses hier nur schmückendes Beywort ist, und eine solche Hervorhebung gar nicht zuläßt, wie es auch im Folgenden V. 289 ff. immer fehlt (daß es *Servius* durch *valde* erklärt, kann nichts beweisen, da er dieses Wort auch sonst s. *Virg. Aen. 4, 427* bey *haec adeo* so erklärt), während das Uner-

wartete und Ungewöhnliche in *multa* gerade ein *adeo* herbeyführt; nicht minder falsch ist die Beziehung von *adeo* Virg. G. 2, 323: *ver adeo frondi nemorum, ver utile silvis etc. zu frondi nemorum*, da der Frühling den übrigen Jahreszeiten entgegengesetzt wird, als die Zeit, in der sich das Laub u. s. w. und so auch der Weinstock entwickeln s. *Wagner Quaest. XXVI*. Es würde zu weit führen, wenn wir alle von Hr. R. berührten Stellen und Deutungen durchgehen wollten, und ist nicht nöthig, da derselbe seine Ansicht selten begründet, sondern bloß hinstellt. Wir bemerken nur noch, daß S. 27 mit Unrecht Stellen, wo *adeo ut* zusammengehört, hier hervorgezogen werden, die zum Theil falsch gedeutet sind. So soll *Plaut. Rud. dandum huic argentum est probum; Id ego huic dabo, adeo me ut hic emittat manu* interpungirt werden: *dabo adeo, me ut* und *adeo* sich auf *huic* beziehen, da doch offenbar die Absicht bey dem Geben hervorgehoben wird. Eben so soll *Aul. 3, 2, 26 adeo ut tu meam sententiam jamjam noscere possis, adeo zu sententiam* gehören, auf dem gar kein Nachdruck liegt. Zuletzt handelt Hr. R. S. 29 ff. von *atque adeo*, er verwirft die Deutung sogar, die *Hand* annimmt, und stellt, weil *Cic. Verr. 3, 50 quo jure atque adeo quo id potius more fecisti* (Hr. R. schreibt *quod id*) die Meinung auf: *forjan et loco anteced. similibusque ceteris haec vox subintelligenda est*. Da er aber nicht näher angiebt, was das für Stellen sind, und wieder S. 30 bemerkt: *non omnibus vero locis potius subintelligendum esse, docet locus laudatus Terent. Hec. 3, 3, 36*; da ferner an jener Stelle aus Cicero nicht allein *Ernesti*, sondern auch *Zumpt* nicht ohne Grund das *potius* verdächtig ist: so dürfte es sich nicht der Mühe verlohnen, noch ein Wort über diese Ansicht zu verlieren. — Die an vielen Stellen nahe liegende Bedeutung von *adeo*: und *dazu*, die sich leicht aus der Zusammenfassung des Wortes erklärt, ist nirgends genauer berücksichtigt, denn die S. 27 ausgesprochenen Behauptungen sind noch keine Beweise.

Uebrigens hat sich Hr. R. seine Arbeit sehr leicht gemacht, er hat die von *Hand* angegebenen Stellen nur anders rangirt: viele kann er nicht einmal im Zusammenhang nachgelesen haben, sonst würde er nicht auf Erklärungen, die der Gedankengang widerlegt, geraden seyn, und nicht Druckfehler wie S. 22 wo nach *Hand Virg. Aen. 6, 629* statt 7, 629 wiederholt ist, aufgenommen haben; nur einmal findet sich außer *Hand* noch *Corte* benutzt. Wenn Hr. R., wie der Titel erwarten läßt, noch andere Partikeln behandeln will, so wird er, wenn nicht seine Beyträge zu dem *Turfellinus* ebenso unbedeutend und mangelhaft ausfallen sollen, wie der vorliegende Versuch, genauer als es von ihm und *Hand* geschehen ist, die Etymologie berücksichtigen, die Grundbedeutung bestimmter entwickeln, die verschiedenen Gebrauchsweisen in den verschiedenen Perioden sorgfältiger scheiden, mehr den Zusammenhang der Gedanken und die Art, wie er durch die Partikeln bestimmt wird beachten, und überhaupt mehr Sorgfalt auf seine Arbeiten verwenden müssen. W.

BRUNSCHWEIG, b. Fr. Vieweg u. Sohn: *Die Oden des Quintus Horatius Flaccus*. In den Versarten der Urschrift deutsch mit beygefügem lateinischem Texte von *Adolph Friedrich von der Decken*. Erster Band XIII u. 317 S. Zweyter Band 203 S. 1838. gr. 8. (netto 3 Thlr. 8 gr.)

Keines der Ueberreste der classischen Literatur des Alterthums ist so oft in den neueren Sprachen nachgebildet worden, als die Oden des venusinischen Dichters. Der unaussprechliche Reiz, der in ihnen liegt, das Beruhigende und doch Erhebende der in ihnen vorherrschenden Philosophie, hat sie seit nunmehr fast zweytausend Jahren wie zum Eigenthume jedes höher Gebildeten der europäischen Menschheit gemacht. Daher denn unstreitig das Bestreben, in der Muttersprache wiederzugeben, was mit solcher Kraft in süßen und einschmeichelnden Tönen zum Gemüthe sprach.

In diesem Wettkampf, sich den Horaz zum Eigenthum zu machen, ist Deutschland gewiß nicht zurückgeblieben, und da seine Sprache erlaubte, die Sylbenmasse des römischen Alterthums nachzubilden, so ging das Bestreben der deutschen Uebersetzer vorzüglich dahin, auch in dieser Beziehung zu leisten, was irgend zu leisten möglich seyn könnte. — Hier jedoch die Klippen, an welchen so mancher Versuch zum Ziele zu gelangen scheiterte. Muß man gleich mit Freude und mit Anerkennung einräumen, daß — abgesehen von den jambischen Versen — die deutsche Sprache im Stande war, sich den Hexameter und das elegische Versmaß ganz zu eigen zu machen, so fehlt sehr viel, eben dieses von dem alcäischen, dem sapphischen und den übrigen Oden-Versmaßen des griechischen und römischen Alterthums sagen zu können. Sie werden ewig unserer Sprache fremd bleiben. Und doch läßt sich auf der anderen Seite nicht leugnen, daß es ein vergebliches Unternehmen seyn würde, ein Gedicht in einem Versmaße nachzubilden zu wollen, in welchem dasselbe ursprünglich nicht abgefaßt war. Noch weit weniger als durch eine Uebersetzung in Prosa würde man in einer solchen seinen Charakter erkennen. Es erschiene als etwas Neues, als etwas Fremdes. Hieraus folgt denn die Nothwendigkeit, sollten die Oden des Horaz nachgesungen werden, dieses in den Versarten der Originale zu versuchen. Der literarischen Welt ist bekannt, was in dieser Beziehung *Ramler*, *Klamer Schmidt*, *Voss* und *Scheller* geleistet haben. Gewiß sehr Beachtenswerthes: aber es ist in den Händen derer geblieben, welche den Horaz in der Urschrift zu lesen im Stande waren. In das Publicum, welches mit Entzücken z. B. *Schillers* Gedichte liest und singt, drang bis jetzt keine Nachbildung Horazischer Oden, und doch sind solche so verständlich, daß sie in dieser Beziehung gewiß den Leistungen des genannten Dichters in dieser Gattung nicht nachstehen.

Der Vf. der vorliegenden Arbeit, k. hannoverscher Legationsrath, ein Sohn des berühmten Historikers *Grafen von der Decken* zu Hannover, machte es sich zum Zwecke, die Versmaße des Horaz noch

treuer und genauer, als es bisher geschehen, im Deutschen nachzubilden. So hat derselbe, z. B. in den choriambischen, sapphischen und alcäischen Versmaßen nicht allein die drey auf einander folgenden Längen des Originals so viel als möglich beybehalten, sondern auch die Cäsur in der fünften Sylbe des sapphischen eingeführt, und selbst die minder wichtigen Cäsuren im dritten und vierten Verse der alcäischen Strophe fast durchgehends gehalten. Ferner ist er bemüht gewesen, den rhythmischen Accent so wenig als möglich von dem sprachlichen abzuweichen zu lassen. — Diese Fesseln machten nun aber wieder einige Freyheiten nothwendig: es war nicht möglich, diejenige Wörtlichkeit der Uebersetzung beyzubehalten, deren sich vorzüglich *Voss* beflissen hat. — Dennoch aber ist der Vf. nirgends untreu geworden; ja Rec. möchte glauben, hin und wieder hätte, nach dem Bestrebungsziele des Vfs., die Freyheit noch etwas weiter in Anspruch genommen werden können. — Um nun dem Leser in einer Probe zu zeigen, wie sich die Arbeit des *H. v. d. Decken* zu denen seiner berühmtesten Vorgänger verhält, setzt hier Rec. das schöne Gedicht *an Melpomene* (IV. 3.) hin, welches so oft, und von den grössten Dichtern, nachgeahmt ist, und das jeder Gebildete im Original auswendig weiß.

Wen dein Auge, Melpomene,  
Anfah freundlich einmal, da er geboren ward,  
Nie wird solchen des Ithmus Zweig,  
Faußkampf lobnend, erhöhen, nicht in Olympia's

Rennbahn tragen ein Sturmgewiss,  
Siegprankglänzend, und nicht wird Triumphators Ruhm,  
Lorbeerblätter um's hehre Haupt,  
Iha, weil nieder er warf trotziger Kön'ge Drohn,

Glorreich zeigen dem Capitol;  
Ihm wird aber die Fluth, gleitend an Tiburs Strand,  
Wird sanft dämmerndes Laubgewölb  
Anwehn heilige Kunst Äoler Liederklangs.

Roma, Weltengewalt'ge, Dein  
Anwuchs achtet mich werth heil'ger Genossenchaft  
Glanzreich thronenden Seherchors,  
Und schon weniger nagt neidischer Zahn an mir.

O holdfeelige Saiten und  
Anmuth tönenden Sings mächtige Pierinn,  
Die du schweigenden Fischen selbst  
Machtvoll, wenn es gefiel, Schwanengefang verließst,

Du gabst einzig das Hochgehenk,  
Dafs hinzeigend man mich nennt im Vorübergehn  
Minnwart (?) Römischen Lautenspiels:  
Dafs ich athm' und gefall, wenn ich gefall', ist Dein.

Bey dieser schönen Nachbildung, mag sie auch an ein Paar Stellen etwas frey erscheinen, wüßte Rec. kaum etwas auszusetzen, als den „*Minnwart*“ (*Pidicen*) in dem vorletzten Verse. Soll der Charakter der Gedichte des Horaz nicht gestört werden, so sind in einer Uebersetzung desselben alle veraltete, oder gar nicht allgemein verständliche Wörter zu vermeiden, und eben so Ausdrücke, welche in der modernen *romantischen* Poesie aufgenommen seyn mögen.

Eine Nebenache hat noch Rec. an dem Werke auszusetzen, die nämlich, dafs nicht die ursprüngliche Folge der Oden beybehalten ist, sondern, dafs sie nach den Versarten hier geordnet erscheinen.

Das Aeufsere des Werkes ist sehr schön.

F. K. v. Str.

## KURZE ANZEIGEN.

STAATSWIRTSCHAFT. Bamberg, im liter. artist. Institute: *Freymüthige auf Selbsterfahrung gegründete Ansichten über den Verfall des Ackerbaues in verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes, und über die geeignetsten Mittel, demselben kräftig vorzubeugen.* Sendfchreiben an alle Grofs- und Klein-Gutsbesitzer in Bayern. Von *H. Rainprechter*, Ritter. 1837. XIV u. 118 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. beginnt mit dem Motto: der Bauer soll verkaufen, nicht einkaufen wollen. Er widmet seine Schrift dem General-Comité des landwirthschaftlichen Vereins, als vorzüglichstem Beförderer vaterländischer Cultur, indem er seit einer Reihe von Jahren beobachtete, mit wie vielen Hindernissen dasselbe stets zu kämpfen habe, um das Bessere zu bewirken. Nach einer kurzen Einleitung über das Gewagte des Landmanns

in der Bebauung des Bodens unter Beziehung auf das Hazardspiel, handelt er in 6 Kapiteln: 1) vom Grund und Boden, 2) vom Viehstande, 3) von den Dienstboten, 4) von dem Grundeigenthümer, 5) von den Hindernissen des Wohlstandes, 6) von den Mitteln, diesen zu befördern. In allen diesen Verhältnissen sucht der Vf. aus seiner eigenen Erfahrung das landwirthschaftliche Glaubens-Bekenntniß zu bestätigen: Der Oekonom soll von seinem Grund und Boden, aus seinem Viehe, durch seine Dienstboten, und aus seiner eigenen Thätigkeit den höchst möglichen Gewinn zu ziehen suchen. Mit besonderer Freymüthigkeit schwingt er die Geißel über die vielen Mißbräuche, welche gesetzlich und ungesetzlich in Bayern noch Statt finden.

E.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M A I 1 8 3 9.

## PHYSIOLOGIE.

BASEL, in der Schweighäuser'schen Buchhandlung:  
*Der Somnambulismus.* Von Prof. Fr. Fischer.  
Erster Band. *Das Schlafwandeln und die Vision.* 1839. 366 S. kl. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Die Erscheinungen des *thierischen* oder besser des *Lebens-Magnetismus* sind zwar schon seit den ältesten Zeiten in das Gebiet der Erfahrung getreten, auch zum Theil im Alterthum durch Kunst hervorgerufen worden; aber erst unserm Zeitalter war es vorbehalten, sie mit mehr Besonnenheit anzuschauen, und in ihnen eine neue, bisher ungekannte, Region des Seelenlebens zu entdecken. Dennoch ist man in der Erklärung des Phänomens nur bis zu den ersten Elementen gekommen, und so viel Enthusiasmus dasselbe auch aufregte, tapfen wir doch immer noch im Dunkeln, wenn vom wahren Zusammenhange der Erscheinungen mit den anderweiten Kräften der Seele die Rede ist. Eine Hauptursache der traurigen Wahrnehmung liegt darin, daß der Magnetismus von Anfang an in üble Hände gerieth, und von Enthusiasten zu allerley Künsten der Charlatanerie gemißbraucht wurde. Im Alterthume konnte man dies von dem Stande der Naturwissenschaften und der Physiologie kaum anders erwarten; aber die Sache wurde auch nicht besser, als im letzten Viertel des 18ten Jahrhunderts von dem Schweizer *Mesmer* die Entdeckung gemacht wurde, daß in der menschlichen Hand die Kraft liege, Erscheinungen eigenthümlicher Art bey Kranken hervorzurufen, und dadurch auf ihre Heilung zu wirken. *Mesmer* selbst hüllte aus egoistischen Rücksichten die Entdeckung in den Schleier des Geheimnisses, theilte sie in Paris nur einer geschlossenen Gesellschaft von Eingeweihten mit, und entzog sie so der streng wissenschaftlichen Untersuchung. Dadurch gerieth sie in Frankreich meistens in die Hände von Charlatanen, in Deutschland aber unter wunderlüchtige Enthusiasten, welche durch Einmischung ihrer Phantasie die Facta entstellten, oder wohl gar die Beute absichtlichen Betrugens wurden, und die Kunststücke des letzten für ächte Wahrnehmungen ausgaben. Dadurch wurden aber besonnene, vom ächten Geiste der Wissenschaft durchdrungene Männer abgeschreckt, sich mit einer Sache zu beschäftigen, die sie von vorn herein als Trug und Täuschung erkennen zu müssen glaubten, und indem sie so das Kind mit dem Bade ausschütteten, würde die merkwürdige Entdeckung bald wieder in Vergessen-

A. J. L. Z. 1839. *Zweyter Band.*

heit gerathen seyn, wenn nicht Einige unter ihnen, von der verwerflichen Aufsenseite nicht zurückgeschreckt, in den Berichten der Enthusiasten doch Manches bemerkt hätten, dessen Realität nicht zu leugnen war, und dadurch bewogen worden wären, sich des verlassenen Kindes anzunehmen, und es durch verständige Behandlung dem Leben und der weiteren Ausbildung zu erhalten. Mit Dank nennen wir daher die Namen eines *Wienhold*, *Heinecke*, *Gmelin*, *Kluge*, *Kieser* und *Anderer*, welche durch besonnene Versuche und Beobachtungen das Wahre von dem Falschen zu scheiden suchten, und erkannten, daß die Erscheinung nicht dem Kreise der Wunder, sondern der Psychologie und der Natur angehöre, eine Wahrheit, die schon dadurch hätte erkannt werden sollen, daß der künstliche Magnetismus durch ähnliche Mittel (durch Streichen mit der Hand) erregt wurde, wie der Erdmagnetismus, die Elektrizität, die Wärme u. s. w. Dennoch ist bis jetzt die Zahl der Verwerfenden oder Gleichgültigen noch immer die größte, weil viele Erscheinungen von der Art sind, daß sie mit allen bisherigen psychologischen und physiologischen Grundfätzen im Widerspruche zu stehen scheinen, und daher von Vielen im Voraus für Selbsttäuschung oder Spiele fremden Betrugs gehalten werden. Daher findet man in gelehrten Zeitschriften selten Bücher angezeigt oder mit ruhigem Verstande gewürdigt, welche Erscheinungen des Lebensmagnetismus zum Gegenstande haben. Aber wir hoffen, daß endlich die Zeit gekommen ist, dieses Stillschweigen zu brechen, und die volle Aufmerksamkeit einer Entdeckung zu widmen, welche kaum von einer anderen an Wichtigkeit übertroffen wird, über so manches in der Erfahrung Vorkommende richtige Aufschlüsse gewährt, ganz neue Seiten des menschlichen Geistes offenbart, und, statt den Aberglauben zu nähren, geradezu das beste Mittel ist, ihn zu bekämpfen und in sein Nichts zurückzuweisen, der Vernunft aber die Herrschaft aufs Neue zu sichern.

Mit Vergnügen zeigen wir daher die Schrift des Hn. Prof. *Fischer* an, die eine verständige Betrachtung der sämtlichen magnetischen Erscheinungen sich zum Ziele gesetzt hat, und eben dadurch geschickt ist, die Aufmerksamkeit des Gelehrten auf dieselben hinzulenken, und dieses Feld dem Gebiete der Wissenschaft dauernd zu sichern. Dies muß in der That jetzt um so mehr gewünscht werden, da man im Lande der Seherin von Provorst die magnetischen Phänomene aufs Neue dazu mißbraucht, den Glauben an Gespenster und Teufelsbe-

sitzungen wieder zu erwecken, und dem crassesten Aberglauben Thür und Thor zu öffnen. Von dieser Schrift ist gegenwärtig bloß der erste Band erschienen, der noch nicht vom künstlichen Magnetismus, sondern nur von Phänomenen handelt, die zwar mit jenem aus derselben Quelle fließen, aber von selbst sich im Seelenleben entwickeln, und wegen ihrer größeren Verbreitung vom Unglauben weniger verworfen werden können. Rec. wird jetzt den Inhalt dem Leser vorführen.

In der Einleitung giebt der Vf. eine Erklärung des Begriffs *Somnambulismus* und eine Uebersicht der damit verbundenen Erscheinungen. Der Somnambulismus sagt er, begreift theils die künstlich hervorgerufenen Zustände des thierischen Magnetismus, theils die von selbst entstandenen abnormen Zustände des Schlafwandels, die mannichfaltigen Formen der Vision und die außerordentlichen Metamorphosen des Bewusstseyns in Krampfanfällen. Sämmtliche Zustände haben das gemein, daß ein Erwachen des Menschen innerhalb des Schlafes, nicht aus dem Schlafe, Statt findet. Die Organe, in denen die Seele wach, bleiben im Schlafe, und bringen ihr weder Kunde von der Außenwelt, noch vermag sie durch dieselben auf letzte zu wirken, oder wenn beides ja zu geschehen scheint, so geschieht es doch auf ganz andere Weise und nach anderen Gesetzen. Während des Erwachens in diesem Schlafzustand zeigt sich die Seele von neuen, außerdem verborgenen Seiten, und beginnt ein eigenes Leben, das *Nachtleben*, entgegengesetzt dem *Tagleben*; im letzten weiß sie in der Regel durchaus nichts von dem ersten, obgleich umgekehrt, weil die höhere Potenz des Taglebens durch das Nachtleben nicht ganz verdrängt werden kann. Die Phantasie, selbst die Intelligenz und andere Seelenkräfte, zeigen sich vollkommen. Die Schöpfungen der ersten erhalten einen Schein von Realität, vermöge dessen sie von dem schlafwachen Individuum als außer ihm empfunden werden. Die Erscheinungen entwickeln sich Außenweise immer vollkommener, wobey sich aber zwey Hauptgrade unterscheiden lassen: der *somnambule Traum* oder die *Vision* und das *Schlafwachen* oder *Hellsehen*. Bey dem ersten lebt das Individuum willenlos in seinem Traumkreise, bey dem letzten findet ein freyer vernünftiger Verkehr mit der Außenwelt statt. Diese Stufen sind aber niemals ganz von einander isolirt, vielmehr greifen sie mehr oder weniger in einander. Der reine somnambule Traum, der ohne allen Verkehr mit der Außenwelt bleibt, findet nur in der kataleptischen Ekstase, bey den Visionen der Scheintodten, im Paroxysmus der Hexen u. dgl. statt. — Ein häufiger Mittelzustand zwischen den beiden Hauptstufen ist das *Traumwachen*, bey dem das Individuum zwar mit der Außenwelt verkehrt, aber auf andere Weise, gleichsam nur von einem solchen Verkehr träumt, indem es ganz von dem Gange seiner Traumideen beherrscht wird. Auf dieser Zwischenstufe stehen die meisten Schlafwandler, viele Visionäre, die Befessenen u. s. w. — Der *Schlafwache* oder *Hellsehende* tritt dagegen

in freyeren Verkehr mit der Außenwelt, und zwar in desto freyeren, je mehr er in seinem Inneren erwacht; doch bleibt er immer auf gewisse Kreise der Außenwelt beschränkt, und nimmt nicht Alles, sondern nur das wahr, was mit seinen Traumideen in Verbindung treten kann. Sein Handeln ist oft so verständig, daß der Traumzustand nur durch die Unempfindlichkeit der Sinnorgane oder eine gewisse Nothwendigkeit in den Ideen und Handlungen vom normalen Wachen sich unterscheidet, und daß, wenn das letzte eingetreten ist, keine Erinnerung des abnormen Zustandes zurückbleibt.

Die merkwürdigste Erscheinung bey dem somnambulen Traum ist die hochgesteigerte plastische Schöpferkraft der Phantasie, deren Bilder als außer dem Individuum befindlich erscheinen, mit ihm sprechen und so handeln, als ob sie der realen Welt angehörten. Doch noch weit merkwürdiger sind die Erscheinungen des *Hellsehens*, die indessen am deutlichsten bey dem künstlichen Magnetismus hervortreten, und im natürlichen Somnambulismus sich nur in ihren Anfängen zeigen. Sie sind daher auch diejenigen, welche den meisten Widerspruch erfahren haben, da in denselben die Seele Kräfte zu besitzen scheint, von denen man im normalen Wachen durchaus nichts bemerkte. Um so mehr verdienen solche Zustände die sorgfältigste und unbefangenste Prüfung, und es müßte Hauptpflicht des Arztes und Psychologen seyn, ihre Wahrheit oder Unwahrheit aufs Festeste zu ermitteln, denn sie sind es gerade, welche die wichtigsten Aufschlüsse über die Natur der Seele und ihr Verhältniß zum Körperlichen geben können. Die Schwierigkeit des Unternehmens müßte eben so wenig davon abschrecken, als Voreingenommenheit, sey es nun dafür oder dagegen, den Blick des Beobachters trüben. Wer mit festem Willen und kalter Ruhe und Besonnenheit das Wahre sucht, und keine Rücksichten scheuet, der wird es finden, wenigstens in so weit, als es dem Kreise des Menschen überhaupt zugänglich ist.

Der Vf. erklärt nun, warum er sein Werk mit den Erscheinungen des natürlichen Somnambulismus beginne. An der Existenz desselben würde auch von den erbittertsten Gegnern nicht gezweifelt, die Phänomene seyen weit bekannter, an Betrug und Täuschung weit weniger als bey dem künstlichen Magnetismus zu denken; doch sey er mit diesem aufs Innigste verwandt, und wenn es gelinge, den natürlichen Somnambulismus zu erklären, so sey dadurch auch der Weg zur Einsicht in den künstlichen eröffnet. Er handelt in diesem 1ten Bande vom *Schlafwandeln* und der *Vision*, und wird im 2ten und 3ten die höheren Stufen des ganzen Phänomens darzustellen suchen, nämlich den künstlichen Magnetismus und den hellsehenden Krampfsomnambulismus, welcher letzte auch von selbst zu entstehen pflegt.

Das *Schlafwandeln* ist die am häufigsten vorkommende Form des natürlichen Somnambulismus. Das Individuum ist in demselben entweder bloß *Traumwandler*, oder in höherer Stufe *Traumhandler*, welche Stufe sich auch zu einer Art *Hellsehen* erheben,

und dann fast nicht vom normalen Tagwachen unterschieden werden kann. Entsteht dieser Zustand mitten im Tagwachen, so werden alle Tagsarbeiten fast ohne Unterbrechung fortgesetzt (*Tagarbeiter*); ist aber zur Nachtzeit der Fall, so werden die Tagesgeschäfte in der Nacht während des somnambülen Schlafs vollzogen (*Nachtarbeiter*).

Mannichfaltiger sind die Erscheinungen der *Vision*. Sie kann *erstens* mitten in das klare Tagwachen hereintreten (*Tagesvision*), wohin alle sogenannten *Hallucinationen* oder unwillkürlichen Sinnvorspiegungen, die *Phantastien der Fieberkranken*, die sämtlichen *Geister- und Gespenster-Erscheinungen* und das *zweyte Gesicht* in den schottischen und dänischen Inseln gehören, mit welchem bisweilen auch ein gewisser Grad des Hellsehens verbunden ist. *Zweytens* kann die Vision als *Schlafvision* erscheinen, wenn sie bloß im Inneren, abgeschnitten von der Außenwelt, vor sich geht; dann ist sie reiner somnambüler Traum, dessen Gestalten aber die volle Lebendigkeit der Tagesanschauungen haben. Hiezu sind zu rechnen die *Hexenfahrten*, die *Seelenwanderungen der Scheintodten*, die *Ekstasen und Entzückungen* der Schwärmer, Heiligen und Märtyrer. Diese Träume können in die Erinnerung des wachen Subjects übergehen. Die Beschaffenheit aller dieser Erscheinungen wird durch die Denkungsart und die Bildungsstufe des Träumenden bedingt. — Entwickelt sich neben der Vision zugleich das Hellsehen zu einem somnambülen Ich, so entsteht die *hellsehende Vision*, ein merkwürdiger Doppelzustand, bey dem das Individuum sich als *es* selbst, dann aber auch als ein *fremdes* erscheint, das mit ihm spricht, Rath ertheilt, das zukünftige voraus bestimmt, ermahnt und warnt, und gewöhnlich mit dem Namen eines *Führers* belegt wird. Diesem Führer sieht und hört das ziemlich nüchtern und besonnen gewordene träumende Subject zu, folgt ihm u. s. w. In diesem Falle geschieht es zuweilen, das in ein träumendes und hellsehendes getheilte Bewusstseyn in ein solches Verhältniß zu sich selbst tritt, das das eine das andere ganz verschlingt. Behält das träumende die Oberhand, so entsteht der Zustand der *Befessenheit*. Das somnambüle Subject verwandelt sich, selbst mit seinen hellsehenden Blicken, ganz in die Traumgestalt, spricht und handelt als ein ganz Anderer. Bemächtigt sich aber das hellsehende Bewusstseyn des träumenden, so verschwinden die Traumgestalten; das Individuum wird besonnen, vernünftig, und tritt auf ganz neue Weise hellsehend in Wechselverkehr mit der Außenwelt; alle Geisteskräfte werden hochgesteigert und das Unwillkürliche und Phantastische verschwindet, und nimmt die Form der Freyheit und Vernünftigkeit des Subjects selbst an. Diese letzten beiden Grade der Vision werden erst in den folgenden Bänden betrachtet, indem der gegenwärtige erste sich nur auf die *Tages- und reine Schlaf-Vision* beschränkt. — Bey dem *Schlafwandler* wird selten das Geistige, vielmehr nur das Körperliche, durch den somnambülen Zustand gesteigert, und die Gliederbewegung bis zur höchsten Kunst erhoben;

bey der *Vision* ist es gerade umgekehrt. Darum nennt der Vf. das Schlafwandeln auch *Gliederfornambulismus*, die Vision und das Hellsehen aber *intellectuellen Somnambulismus*.

Nach dieser Einleitung, in deren Darstellung wir dem Ideengange des Vfs. genau gefolgt sind, wird nun in der ersten Abtheilung des Buchs das *Schlafwandeln* abgehandelt. Dieses wird nach dem Grade des inneren Erwachens in die Stufen des *Schlafredners*, des *Traumwandlers*, des *Traumhandlers*, der in etwas höheren Graden zum *Tagewandler* (*Tagarbeiter*) und *Nachtarbeiter* wird, unterschieden, und jede dieser Formen charakterisirt und durch Beyspiele erläutert. Die Darstellung des Vfs. zeichnet sich durch Klarheit und Deutlichkeit aus, die Beyspiele sind zweckmäsig gewählt, und an ihrer Wahrheit möchte schwerlich etwas ausgesetzt werden können. Ohne hierüber in näheres Detail einzugehen, geben wir dem Leser nur eine kurze Uebersicht der verschiedenen Zustände.

Der *Schlafredner* steht auf der niedrigsten Stufe des Somnambulismus. Geht man aber in den Kreis seiner Ideen ein, so kann man ihn zur Unterredung bringen, wenn nämlich zwischen dem Frager und Gefragten ein Rapport bewirkt werden kann. (Das Volk giebt die Regel, man solle den Schlafredner an der großen Zehe fassen, allerdings ein Mittel, um den Rapport zu bewirken.) Alsdann wird der Schlaf tiefer, das innere Erwachen heller; bisweilen zeigen sich sogar einige hellsehende Blicke und ein niederer Grad von Steigerung der Geisteskräfte. — Das *Traumwandeln* ist ein durch Gliederbewegung vermittelt somnambüler Wahrnehmung der Außenwelt verwirklichter Traum. Dahin gehören die sogenannten *Nachtwandler* (Mondfüchtige); (der Vf. hat keine Bemerkung darüber gemacht, ob der Mondschein, wie man glauben könnte, einen Einfluß auf diesen Zustand hat); doch können diese auch zu den folgenden Stufen gerechnet werden. Bisweilen gehen aus diesem Zustande Erinnerungen in das wache Leben über. Das *Traumhandeln* zeichnet sich durch mehr Ruhe und vernünftigeren Inhalt der Traumideen aus, ohne daß doch die Intelligenz bis zur vollen Freyheit fortgeschritten ist; die Thätigkeit des Subjects bezieht sich auf die Tagesverrichtungen, und setzt sie fort; die Wahrnehmung der Außenwelt bleibt durch die Traumideen beschränkt; die Erinnerung geht nicht in das wache Leben über. Der *Nachtarbeiter* steht in Hinsicht des nach Außen gerichteten Erwachens noch auf der Stufe des Traumhandlers, aber das innere Erwachen ist fortgeschritten. Die Traumphantasie ist nicht mehr thätig, dagegen hat sich die somnambule Thätigkeit auf intelligente und vernünftig gewordene Productionen geworfen. Was am Tage gedacht und als Voratz gefaßt wurde, wird jetzt ausgeführt; die Gegenstände des Handelns sind meist intellectueller Art: Aufsätze, Gedichte, musikalische Compositionen u. dgl. Den letzten Schritt endlich zum hellen innerlichen und äußerlichen Erwachen thut der *Tagwandler* oder *Tagarbeiter*. Er nimmt fast alle äußeren Gegenstände richtig wahr, und setzt seine Tagesge-

schäfte gerade so fort, als ob er im vollen normalen Wachen wäre. Dagegen ist von geistreicher Erhebung der Ideen oder von originellen Sprüngen der träumerischen Phantasie gar keine Rede, alles ist vielmehr trivial und alltäglich. Nur die im Gedankenlaufe fortdauernde starre, mechanische Nothwendigkeit unterscheidet diese Stufe vom wirklichen Wachen, und wenn dieses eingetreten ist, fehlt die Erinnerung des Traumzustandes.

Der Vf. geht nun zur Erklärung des Somnambulismus über, die aber nur eine vorläufige ist, weil sie ihre Ergänzung erst bey der Darstellung des künstlichen Magnetismus finden kann. Die Kraft, welche in allen diesen Zuständen thätig ist, ist nämlich keine andere als die *Lebenskraft*, welche, wie der Vf. sich ausdrückt, im Somnambulismus zur Seele erwacht. Im gesunden Zustande vermittelt diese Kraft alle mechanischen Functionen des Organismus (Blutumlauf, Athmungs- und Verdauungs-Processu. s. w.), und ist dann an Bewußtlosigkeit und die Gesetze der Nothwendigkeit gebunden; im Somnambulismus aber, wo das Tageslicht eingeschlafen ist, werden diese Bande mehr oder weniger gelöst. Der Vf. führt nun die Unterschiede dieser Kraft von der freyen Seele an, und hebt die Gegensätze streng hervor, die beide zwey von einander ganz getrennte Wesen darzustellen scheinen, zeigt aber dann, daß diese Unterschiede doch nur im Mehr oder Weniger bestehen, und genau genommen verschwinden, so daß beide als Eine und dieselbe Kraft angesehen werden können, die als *Geist* vermittelt der loseren Verbindung mit dem Nervensystem im Tagewachen sich freyer und mit Bewußtseyn äußern kann, als *Lebenskraft* aber im innigsten Zusammenhange mit den nicht nervösen Organen steht, und eben dadurch sich zur Bewußtlosigkeit und Nothwendigkeit gebunden hat, im Schlafwachen aber von ihren Fesseln entbunden wird, so daß sie zum Bewußtseyn und zu Anfängen von Freyheit erwachen, und die Natur der Tagseele, obgleich mit Beschränkungen, annehmen, und so gleichsam als eine zweyte Seele, als *Nachtseele*, erscheinen kann. Dieses Erwachen der Seele als *Lebenskraft* geschieht theils innerhalb des Nervensystems, wodurch der *Gehirnsomnambulismus* gebildet wird, theils in anderen, dem Tagesbewußtseyn verschlossenen, nicht nervösen Organen, wodurch der *vegetative Somnambulismus* hervorgerufen wird. Aus diesen Principien werden nun alle angeführten Erscheinungen des Somnambulismus von dem Vf. erklärt, und zwar, wie es uns scheint, ziemlich befriedigend. Wir möchten auch an das in 'er Natur eine so wichtige Rolle spielende

Gesetz der Polarität und an die Lehre vom Gebundenseyn und Freywerden einer und derselben Kraft in verschiedenen physischen Zuständen erinnern, und beides auf den Somnambulismus anwenden.

Unser Körper ist mit einem geistigen Wesen verbunden, das wir *Seele* nennen. Das Verbindungsglied beider ist ein unsichtbares, vielleicht dem Lichte ähnliches, nur in höherer Potenz wirkendes Wesen, dem wir den Namen *Nervenfluidum*, *Nervengeist* geben, weil es im Nervensystem seinen Hauptsitz zu haben scheint, und durch dasselbe seine Wirkungen vermittelt. Dieses (freylich nur hypothetische) Wesen hat, gleich anderen Inponderabilien, zwey entgegengesetzte Pole, die wir *positiv* und *negativ* (*Tag-* und *Nacht-Pol*) nennen wollen. Der erste vermittelt die Eindrücke der Sinne auf die Seele und deren Einwirkungen auf die Muskeln, gehört also dem *Tagleben* an, der letzte aber dient ihr, alle Bewegungen des inneren Organismus hervorzubringen und zu leiten. Im Embryo tritt er zuerst als bildende und schaffende Kraft der Seele auf, und webt als *Lebenskraft* den ganzen Organismus. Auch nach der Geburt bleibt er noch lange vorherrschend, weil sein Geschäft immer noch fortgesetzt und so wenig als möglich gestört werden muß; doch beginnt mit derselben das Erwachen des positiven Pols, dessen Thätigkeit nun allmählich immer größer wird. Beide theilen sich nun in die Herrschaft über das Leben. Der *Tagpol* wird der Hauptvermittler des Taglebens, und da seine Functionen zum Bewußtseyn der Seele kommen, so tragen dieselben in vorzüglichem Grade das Gepräge der Freyheit und Willkür, denn die Seele kennt als Geist nur das Gesetz der Freyheit, nicht das der Nothwendigkeit. Der Hauptsitz des *Tagpols* ist das Nervensystem des Gehirns, mit dem die Nerven aller Sinneswerkzeuge zusammenhängen. Der *Nachtpol* vermittelt alle Bewegungen des inneren Organismus, denn er waltet vornehmlich da, wo er schon als bildende Kraft seinen Hauptsitz hatte. Seine Functionen aber sind isolirt von dem Nervensysteme des Gehirns, kommen daher im normalen Zustande nicht zum Anschauen der Seele, folglich auch nicht zum Bewußtseyn. Er gehört daher zum Nachtleben, und wenn mit dem Ende des Tages der positive Pol seine Thätigkeit einstellt, und das Bewußtseyn der Seele für dieselbe gebunden wird (Schlafzustand), so tritt der *Nachtpol* mit erhöhter Kraft auf, und widmet diese insbesondere dem Geschäft der feineren Verdauung und der Verbreitung des Nahrungstoffes durch den Körper, um dadurch dem *Tagepol* neue Stärke zur Erneuerung des Taglebens zuzuführen.

(Der Beschlusse folgt im nächsten Stücke.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M A I 1839.

## P H Y S I O L O G I E.

BASEL, in der Schweighäuser'schen Buchhandlung:  
*Der Somnambulismus.* Von Prof. Fr. Fischer  
u. f. w.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von den Wirkungen des Nachtpols werden nur die durch ihn geschaffenen Bilder der Phantasie, die wir Traum nennen, vor die Seele gebracht, und diese gehen nicht selten in das Bewusstseyn des Tagelbens über, besonders Träume im Beginne des Einschlafens und kurz vor dem Erwachen, weil da der Tagespol noch nicht zur Ruhe gebracht ist, oder sich anhebt, seine Thätigkeit wieder zu beginnen. Treten aber krankhafte Zustände ein, so entsteht Unordnung in dem naturgemässen Gange. Der negative Pol erlangt einen gewissen Grad von Ueberspannung, wodurch der positive geschwächt und unter Umständen so herabgedrückt wird, daß die Functionen desselben außer der Zeit ihr Ende erreichen, die Nerven der Sinne ihre Thätigkeit verlieren, und das Bewusstseyn der Seele für dieselben aufhört, kurz ein Schlafzustand des Tagelbens erzeugt wird. Die Thätigkeit des Nachtpols kann dagegen so stark werden, daß sie die Schranken, welche sie bisher vom Gehirnnervensystem trennten, überspringt, und zum Bewusstseyn gelangt; doch behält sie dabey ihren Charakter der Nothwendigkeit mehr oder weniger bey, und nur bey sehr hoher Intensität erscheinen Anfänge von Freyheit und verständigem Wirken, obgleich nie völlige Entfesselung, denn von äusseren Gegenständen werden nur die zum Bewusstseyn gebracht, welche mit dem krankhaften Subjecte in gewissen Verbindungen stehen, andere bleiben davon ausgeschlossen. Die Träume des Nachtlebens erscheinen nun vermöge ihres hohen Grades von Lebendigkeit der Seele als Wirklichkeiten, treten mit dem äusseren Realen mehr oder weniger in Verbindung, und setzen sie dadurch in den Stand, im Sinne derselben zu empfinden, zu erkennen, zu denken, zu sprechen und zu handeln, entweder für sich allein, oder in Wechselwirkung mit Anderen, welche es verstehen, in den Traumpreis sich einzudrängen. Es ergeben sich dabey, besonders im künstlichen Magnetismus, oft Erscheinungen, die an analoge der Electricität und des Erdmagnetismus erinnern. Auf diese Art würde also das somnambule Leben als ein Hervortreten des negativen Pols erscheinen, oder, wie der Vf. sagt, als eine Umwandlung der Lebenskraft

J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

in die Seele; es würde gewissermassen eine Umkehrung der beiden Pole Statt finden, nur daß jeder seiner Natur im Ganzen treu bliebe. Die Seele scheint jetzt ein doppeltes Bewusstseyn zu haben, eins für das Tag-, das andere für das Nacht-Leben, nur daß das letzte auch das erste mit umfaßt, weil es nur in der Region des Tagbewusstseyns entsteheu kann, indem die Thätigkeit des negativen Pols das Nervensystem des Gehirns afficirt.

Der Hauptsache nach ist unsere Erklärung von der des Vfs. wenig verschieden. Wirkt die Seele im Nervensystem des Gehirns, so erscheint sie als *Intelligenz* und ihre Wirkungen gehören dem Reiche der Freyheit an; wirkt sie aber in anderen mit jenem wenig oder gar nicht zusammenhängenden Organen, so bleibt ihre Thätigkeit dem Bewusstseyn verborgen und wird von dem Gesetze der Nothwendigkeit geregelt; sie selbst erscheint dann als *Lebenskraft*. Aber diese Lebenskraft kann unter Umständen zur *Seele*, d. h. der Geist kann sich dieser Wirkungen bewußt werden, und in dieser Sphäre seiner Thätigkeit als empfindend, erkennend u. dergl. m. erscheinen, nur daß dann alle diese Functionen den allgemeinen Charakter der ganzen Sphäre, zu der sie gehören, nämlich den der Nothwendigkeit, an sich tragen, und nur bey hoher Intensität einen Schein von Freyheit annehmen. Das Wunderbare des Nachtlebens hat nur in der Ungewöhnlichkeit seinen Grund. Träte z. B. der innere organische Bau, die Bewegung der Säfte u. f. w. immer in das Anschauen der Seele, so wäre nichts natürlicher, als die fehlerhaften Anomalien wahrzunehmen, den Gang der Krankheit zu bestimmen, Heilmittel anzuordnen u. f. w. Aeusere Verletzungen kommen zur Anschauung, und darum ist auch der Arzt bey der Heilung derselben weit sicherer, und kann den ganzen Verlauf oft schon im Voraus angeben.

Die Idee mehrerer Physiologen, daß das Gangliensystem das Organ sey, in welchem sich die Seele im somnambulen Leben offenbare, verwirft der Vf., und hält, mit Berufung auf viele Wahrnehmungen im künstlichen und natürlichen Somnambulismus, die *Haut* für das Organ, welches dabey in Wirksamkeit tritt. Seine Gründe haben uns indessen nicht ganz überzeugt, denn weder beym Gehirn-, noch bey dem Ganglien-System sind die sichtbaren Nerven selbst das vermittelnde Organ, sondern vielmehr jenes unsichtbare Wesen, das wir Nervengeist nannten, und dessen Existenz freylich nur eine hypothetische Annahme ist, das aber doch kaum geleugnet werden kann, wei-

es ganz undenkbar ist, daß eine unmittelbare Verbindung zwischen Seele und jener Marksubstanz der Nerven Statt finden könnte, wenn nicht dieselben als Träger eines ätherischen Stoffes angesehen werden sollen, dessen unendliche Feinheit gegenseitige Einwirkungen erst möglich macht. Doch

ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist.

Der Vf. wendet nun seine Principien an auf die Erklärung der Haupterscheinungen des Schlafwandels. Diese sind:

1) *Die Wahrnehmung der Außenwelt bey eingeschlafenen Sinnen.* Die Augen sind ohne Empfindung, und doch bewegt sich der Somnambule, liest und schreibt u. s. w., als ob er sehen könnte. Das Ohr ist taub für den stärksten Schall, und hört doch die leiseste und entfernteste Rede gewisser Personen. Auch der Tastsinn ist auf gewöhnlichem Wege unempfindlich. Nachdem nun der Vf. gezeigt hat, wie sich dies alles nicht erklären lasse, stellt er die Ansicht auf, daß die Lebenskraft in den Gefäßen und Muskeln der Haut zum somnambülen Leben erwache, und durch dieses Organ das Außere empfinde, was denn nur wegen der Analogie ein Sehen, Hören u. s. w. genannt werde, ohne daß dabey an Licht- und Schall-Wellen gedacht werden dürfe. Nur die somnambüle *Fernwahrnehmung* erfordere ein besondres Medium, von dessen Natur aber erst späterhin (in den folgenden Zeilen) die Rede seyn könne. Wir empfehlen übrigens dem Leser diesen ganzen sehr interessanten und klar geschriebenen Abschnitt.

2) *Die oft außerordentliche Steigerung der Kraft und Geschicklichkeit der Gliederbewegung.* Diese begreift sich, sagt der Vf., wenn die zur Seele erwachte Lebenskraft die Urheberin derselben ist, von der die Seele, durch die Tagesarbeit ermüdet, immer wieder neue Kraft und neue Lebendigkeit schöpft, die nun, zur Seele geworden, den Gliedern ihren ganzen unverfügbaren Schatz von Kräften und Kunstfertigkeiten zuführt, und als ihre Baumeisterin auch den geschicktesten Gebrauch von denselben zu machen wissen wird. Der Leser wird hier merkwürdige Schilderungen von solcher Gliederbewegung im Veitsanz finden.

3) *Der geschlossene Erinnerungskreis des somnambülen Gedächtnisses.* Er umfaßt das ganze wache Tagleben nicht minder als das somnambüle Nachtleben, aber im Tagleben bleibt das letzte der Erinnerungskraft verschlossen, einige besondere Fälle ausgenommen, während in einem folgenden somnambülen Zustande das Erinnern an den früheren mit der größten Lebendigkeit wieder vortritt. Diese Erscheinungen finden ihre Erklärung darin, daß die Seele als Lebenskraft sich eines anderen Organs bedient, als bey dem Tagwachen, wo sie die Form der freyen Intelligenz hat. Hat sie auch wachend Erinnerungen von dem somnambülen Zustande, so beweist dieses, daß derselbe bloßer *Gehirnsomnambulismus* gewesen, wobey das Gehirn selbst als vegetatives Organ der Lebenskraft wirkt, somit leicht Erinnerungen in

das Tagleben übergehen können, weil das vermittelnde Organ dasselbe bleibt.

Hiemit schließt sich die erste Abtheilung des vorliegenden Bandes. Die zweyte, bey der wir viel kürzer seyn können, begreift die *Vision*. Zuerst von den Erscheinungen derselben im Alterthume und von den Mitteln, sie hervorzurufen. Zu solchen Mitteln gehören mehrere narkotische Substanzen (Wurzel des blauen Eisenhut, Bilsenkraut, Opium), gewisse Arten Räucherungen, betäubende Körperverdrrehungen (Zauberer der Lappen, Schamanen, Derwische), Ansteckung durch die phantastischen Träume Anderer, religiöse und abergläubische Einwirkungen auf das Gemüth.

Die niedrigste, nämlich dem Tagwachen am nächsten kommende und oft plötzlich in dasselbe eingreifende Vision ist die *Tagesvision*, ein somnambüles Bilderspiel vor den Augen und Ohren der zuschauenden Seele. Es gehören dahin: 1) die *Hallucinationen*, wie sie Opium, Brantwein und andere narkotische Substanzen, auch Blutcongestionen (*Fr. Nicolai*) hervorbringen können. Die Erscheinungen gränzen oft ans Wunderbare, lassen sich aber recht gut durch das Bildungsvermögen der Lebenskraft erklären.

2) Das *Gespenstersehen*, insofern es nicht von bloßer Einbildung oder absichtlichem Betrug herrührt, eigentlich nur eine auffallendere Art von Hallucinationen, deren Veranlassungen versteckter und tiefer liegen. Eine der gefürchtetsten Arten ist das Sehen des *eigenen Ich* (Doppelseher, Doppelgänger), aber eine am wenigsten zu beachtende Production der Lebenskraft. Merkwürdig ist bey solchen Hallucinationen die Wirkung der *Ansteckung*, vermöge der auch Andere dasselbe sehen, was der Eine sieht. Der Vf. verbreitet sich umständlich über die verschiedenen Arten derselben. Sogar auf Säuglinge und Thiere kann dieselbe übergehen. Wir verweisen den Leser auf diesen Abschnitt, der Vieles, wenn auch nicht Alles erklärt. Das Eine scheint uns gewiß, daß es eine Geisterwelt, wie die Würtemberger sie uns wieder einreden wollen, nicht geben könne. Wenn es aber richtig ist, daß der magnetische Somnambule in der Seele Anderer, z. B. des Magnetiseur, lesen kann, welches wir aus einer Berührung der beiderseitigen Nervenfluida, die über die Körpergrenze hinausgetreten sind, erklären möchten; wenn es ferner gewiß scheint, daß der durch den Tod in eine andere Daseynsform Uebergegangene sich immer noch innerhalb der Grenzen der Sinnenwelt befinde: so glauben wir, eine durch magnetischen Rapport vermittelte Einwirkung eines Abgeschiedenen sey nicht unmöglich; nur die Form, in der uns diese Einwirkung erscheint, ist subjectiv, und ein Product der schöpferischen Phantasie des Schauenden, welches durch den übrigen Habitus seiner Denkweise und durch den Stand seiner geistigen Bildung bestimmt wird. Wenn die Geschichte, welche *Wieland* in seiner Euthanasia mittheilt, wirklich treu erzählt ist, so scheint sie kaum anders erklärt werden

zu können, als durch einen Eindruck, den der letzte Gedanke der sterbenden Frau auf die Seele des mehrere Meilen entfernten Professors machte, und der nun die Phantasie desselben veranlafste, ihre Gestalt ihm vorzumalen. Eine solche Erklärung scheint uns gar nicht hyperphysisch, sondern durch viele Erscheinungen des magnetischen Somnambulismus vollkommen bestätigt. Aber mit *Kerner* das Angefchauete selbst für objectiv nehmen zu wollen, darin liegt der Irrthum.

3) Die *religiöse Vision*, entbunden und gestattet durch religiöse Exaltation. Die schwärmerische Begeisterung verwandelt die Gespensterfratzen in hohe himmlische Gestalten, die Gemüthsstimmung ist nicht Furcht und Entsetzen, sondern eine zum höchsten Entzücken gesteigerte Erhebung zu Gott und göttlichen Dingen. Dahin gehören die Genien, Schutzgeister und Dämonen, welche einzelnen mystisch überreizten Männern im Alterthum erschienen, die Engel des alten und neuen Testaments, die Visionen der Heiligen. Umständlich wird von den Visionen der Jungfrau von Orleans und Schwedenborgs gehandelt. Die Wirksamkeit der Ansteckung findet auch in dieser Classe statt, wohn in insbesondere die gemeinschaftlichen Visionen der philadelphischen Gesellschaft gehören, die sich im Jahre 1631 um den Engländer *Pordage* gebildet hatten.

4) Das *zweyte Gesicht* in Schottland und Dänemark, in früheren Zeiten allgemein daselbst verbreitet, gegenwärtig nur noch einzeln im hohen Norden Schottlands und dessen Inseln, sowie auch in einigen kleinen dänischen Inseln. Die Cultur des Vestandes hat es verdrängt, weil eben dadurch der Tagespol an Kraft gewinnt, und mit überwiegender Stärke die unheimlichen Wirkungen des Nachtpols verschleucht. Auch ist es sehr möglich, daß der Aberglaube der früheren Zeit viel Unwahres berichtet hat. Auch hiervon wird umständlicher gehandelt. Ansteckung findet ebenfalls statt, die sogar auf Pferde und Kinder übergeht. — Es folgen nun einige Bemerkungen zur Erklärung der verschiedenen Arten der Tagesvision, das Nähere kann erst bey Betrachtung des künstlichen Magnetismus gegeben werden.

Die *Schlafvision* steht um eine Stufe tiefer und vom Tagwachen entfernter als die Tagesvision, hat aber unendlich viele Grade der Steigerung und Entwicklung. Vom gewöhnlichen lebhaften Traum an kann dieselbe bis zur Entzückung, ja bis zur Entrückung aus dem Leibe mit todenähnlicher Erstarrung des letzten steigen, wobey der Tagespol völlig gebunden, der Nachtpol bis zur höchsten Lebhaftigkeit entbunden wird. Zu den höheren Graden gehören die *Entzückungen und Ekstasen der Schwärmer, die Visionen der Scheintodten, und die Ausfahrten der Hexen*. Die charakteristische Eigenthümlichkeit dieser ganzen Vision ist die im wachen Zustande *nachbleibende Erinnerung*, sie mag also hauptsächlich ihren Sitz im Nervenlystem des Gehirns selbst haben. Die hiezu gehörigen Beyspiele beschließen den ersten Band.

Rec. ist in der Anzeige dieses Werkes absichtlich etwas umständlich gewesen, weil es ihm ein hohes Bedürfnis der Zeit scheint, die Aufmerksamkeit der Psychologen und Naturforscher (denn auch in deren Gebiet gehört das Besprochene) auf Erscheinungen zu lenken, die so tief in das Leben und unser geistiges Seyn eingreifen, die auf der einen Seite den Aberglauben und die Unvernunft nähren können, auf der anderen aber gerade die mächtigsten Waffen sind, jenen zu stürzen und die Vernunft in den vollen Besitz ihrer Herrschaft zu setzen. Bloßes Ignoriren und vornehmes Zurückweisen thut es wahrlich nicht, der Aberglaube bleibt, weil er sich in der That auf reelle Erscheinungen stützt, und verachtet nur desto mehr die kurzsichtige Vernunft. Jener erklärt mit *Klaus Harms*, daß es überall mit der Vernunft nichts sey, und sucht nun das Heil des Menschengeschlechts in der gänzlichen Verstossung dieser Gotteskraft und in der Herrschaft seiner mystisch-religiösen Vorstellungsart. Welchen Nachtheil dies bringe, das haben die nächstvergangenen Jahre fattsam gelehrt. Also Muth gefaßt, ihr Freunde der Vernunft und des Wahren! blicket kühn dem drohenden Gespenst in die Augen, scheidet das Wahre von dem Unwahren, das Reelle von der Täuschung, und seyd überzeugt, ihr werdet endlich einen herrlichen Sieg erringen. Wie in allen Fällen, wo neue Seiten des menschlichen Geistes sich offenbaren, neue Entdeckungen auf dem Gebiete irgend einer Wissenschaft gemacht werden, das Wahre nicht sogleich getroffen wird, so wird es auch hier seyn. Hypothetische Erklärungen werden allerdings den Anfang machen müssen, aber sobald diese nur jeden hyperphysischen Charakter zurückweisen, und an die klaren Aussprüche der Vernunft sich halten, so werden immer sorgfältigere und besonnenere Betrachtungen gewiß endlich den Isis Schleier lüften, und die Wahrheit in ihrer reinen und einfachen Gestalt uns erkennen lassen. Auch dem Staate muß an der Bearbeitung dieses Feldes liegen, denn sein wahres Interesse liegt gerade in der Aufrechthaltung der Vernunft und der Beseitigung alles Unvernünftigen.

Schließlich bemerken wir noch, daß der Stil des Vfs. klar, deutlich und nüchtern ist, wie er es bey solchen Untersuchungen seyn muß; hie und da stießen wir auf einige südliche Provinzialismen und einige, vielleicht nur durch Schreib- oder Druckfehler entstandene Verletzungen grammatischer Richtigkeit; doch dieses Wenige wollen wir nicht weiter urgiren. Eine vollständige Bearbeitung des vorliegenden Gegenstandes ist übrigens das Werk des Vfs. noch nicht; es trägt mehr das Gepräge einer Skizze; aber wenn es nur seinen Zweck erfüllt, die Gleichgültigkeit aus ihrem Schlafe aufzurütteln, so kann es den Anfang zu einer in dieser Hinsicht besseren Gestaltung unserer psychologischen und physiologischen Ansichten machen. — Druck und Papier, so wie auch fast durchgängige Correctheit des Drucks machen der Verlagshandlung Ehre.

Die von demselben Vf. herausgegebene *Natur-*

*lehre der Seele für Gebildete*, auf welche derselbe im vorliegenden Werke einige Male verweist, ist uns bis jetzt noch nicht näher bekannt geworden.

R\*\*

### SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Der moderne Lazarus. Zeit - Novelle von Karl Eitner.* 1838. VI u. 414 S. 8. (2 Thlr.)

Es ist dieser moderne Lazarus ein dem Fleische wie dem Geiste nach Neuerstandener, von dem durch die Wiedergeburt die Schlacken abfallen, die das edle Gestein in einem Wust trüben Schwadens, unreifen Metalls verborgen. Er geneset von den zerstörenden Kämpfen, indem er, ein Kind seiner Zeit, besungen war. Er ist „eins der Gemüther, welche von der Natur so empfindlich organisirt sind, daß sie das stürmende Nahen eines neuen Lebensfrühlings gar wohl fühlen, ja auch nach dem Eintritte desselben eine tiefe Sehnsucht empfinden, und die nichts desto weniger in die natürliche Behaglichkeit des bisherigen Daseyns sich doch so eingelebt haben, daß sie aus dieser nicht heraus können, ohne in einen krankhaften, schmerzlichen Zustand zu verfallen. Sie wechseln das Alte nicht mit dem Neuen, wie ein gleichgültiges Modekleid mit dem anderen, sondern sie müssen eines ersten, bitteren Todes in ihrer Vergangenheit sterben, um dann in ihrer Zukunft mit frischem kräftigem Leben zu erwachen, und mit dieser eben so innig zu verwachsen, wie sie mit jener Vergangenheit verwachsen waren. Solche Gemüther sind es, in denen sich die Wandlungen der Zeit nicht nur als äußerliche Umformungen, sondern als innen heraus geschehende Entwicklungen darstellen.“

Aus Obigem ersieht man, daß der Vf. beabsichtigte, an einem Individuum den Gährungsproceß der Zeit darzustellen, die, ehe sie das Wahre und Dauernde geboren, schweren Krämpfen unterliegen muß. Die Männer der Bewegung sind verschieden abgestuft, doch fehlt der eigentliche Schwärmer; Julius, der Held, wird zwar in gewisse Ansichten des Zeitgeistes hineingelistet, aber er begeistert sich nicht für sie, in seinem traurigsten Grübeln über das Unzulängliche der Vergangenheit und Gegenwart schwingt er sich doch nie zu kühnen Hoffnungen durch die zu verwirklichten Pläne für die Zukunft auf. Die ihn verlocken wollen, taugen sämtlich nicht viel. Pascher ist der beste unter ihnen, er meint das Rechte zu wollen und zu können, er ist eitel und gewinnfichtig, nicht schlecht, aber leicht und gemüthlos, ohne Phantasie, das Nächste, was mit dem bloßen Verstande zu durchschauen, zu erkennen ist, wohl berechnend, aber beschränkt, wenn es darauf ankommt, das Göttliche in der Religion, das Ewige in der Liebe, den kindlichen Glauben, das Einfachste und wieder das

Höchste in der menschlichen Seele zu begreifen, ja nur zu ahnen. Es sind in seiner Schilderung herrliche Aufschlüsse über den Unterschied von Genie und Talent gegeben, wie überhaupt das ganze Buch reich an eben so tief als klar gedachten Ideen ist. Die übrigen Bündler, Unzufriedene, oder wie man sie sonst nennen mag, sind theils Schelme, die im Trüben fischen möchten, theils gelangweilte Schwachköpfe, die emancipirten Frauen trösten sich der Herrschaft der Materie. Eine niedliche Philine taucht unter ihnen auf, und eine wahnsinnige Sängerin läßt beklagen, daß sie nur so flüchtig und selten erscheint, denn eine großartige Frauennatur ist in ihr zu ahnen.

Eigentliche Polemik ist nicht in der Erzählung, keine grellen Gegensätze, keine Uebertreibung irgend einer Art, aber auch kein mattes Vernünfteln, keine Frau Baserey. Das Stabile, Veraltete hat keine Repräsentanten, die man ungern vermisst, aber auch keine blinden Lobredner, denn die beiden Gestalten, welche überaus würdig das *juste milieu* vertreten, von *Bendheim* und *Hedwig Arnt*, wissen so gut das Alte mit dem Neuen zu verbinden, daß, dächten und handelten Viele wie sie, bald jeder Streit über Meinungen geschlichtet seyn würde. Dabey sind sie keine abstracten Begriffe, keine Ideale, die statt tief, nur hohl und kalt sind, sie empfinden menschlich wahr und warm, sie sind die hellen Sterne am Horizont, den ein klarer Geist, eine sichere Urtheilskraft, ein reines Gefühl vor uns ausbreiten.

n.

ALTONA, b. Hammerich: *Die Memoiren des Teufels.* Frey nach dem Französischen des *Frédéric Soulié* von *Julius Schoppe.* 1839. 3ter Theil. 237 S. 4ter Thl. 265 S. 8. (3 Thlr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1838. No. 239.]

Luizzi fährt fort, von dem Teufel gehöhnt und verachtet zu werden, wie denn überall mit ungemeinem Verstand die Nichtswürdigkeit des Menschengeschlechts dargethan ist. Bediente, Kleinbürger, Damen der *haute volée*, Wucherer, Dandys, Gerichtspersonen, Aerzte, kurz Alles, was sich in der Weltstadt bewegt, sind nur dümmer, feiger, erbärmlicher als der Teufel, keinesweges besser als er, vielmehr hat dieser noch eher Regungen des Gefühls, als die Menschen. Das Schlechte, das Laster in allen Formen feyert Triumphe, das Gute, ja auch nur das Schwache, das mit verzeihlichen Fehlern bemakelte Bessere, das Irregeleitete unterliegt der Meinung und dem Glück. Wer in dem Entschluß, sich das Leben zu nehmen, noch schwankt, kann sich durch Lesung dieser Bände darin befestigen; er wird finden, daß es noch einen Schuß Pulver werth ist, den, um sich das Gehirn zu zerfchmettern.

n.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M A I 1 8 3 9.

## P H Y S I K.

DARMSTADT, b. Leske: *Lehrbuch der Physik für höhere polytechnische Anstalten* von G. Lamé, Professor an der polytechnischen Schule zu Paris, deutsch bearbeitet von Dr. C. H. Schnufe. 1838. Erster Band mit 9 lithographirten Tafeln. 531 S. Zweyter Band mit 6 lithographirten Tafeln. 459 S. 8. (Erster Bd. 2 Thlr. 12 gr. Zweyter Bd. 2 Thlr. 6 gr.)

Das französische Original, dessen erste 2 Bände uns in der Uebersetzung vorliegen, erschien unter dem Titel: „*Cours de physique de l'école polytechnique par G. Lamé etc. Paris*“ in 3 Theilen, und hat wegen seiner klaren und dem neuesten Stande der Wissenschaft angemessenen Darstellungsweise allgemein eine ehrenvolle Anerkennung gefunden. In der That sind die Lehren von der Wärme, vom Lichte, von der Elektricität und dem Magnetismus in diesem Werke so gründlich abgehandelt, daß man von der gedrängten Sprache eines Lehrbuchs füglich nicht mehr verlangen kann, und daß in Vergleich damit einige weniger besonnen und sorgfältig ausgearbeitete Stellen dem Ganzen seinen Werth nicht nehmen können. So braucht die Veranstaltung einer deutschen Uebersetzung nicht weiter gerechtfertigt zu werden; ja eine unsichtige Bearbeitung möchte bey der geringen Anzahl noch brauchbarer deutscher Lehrbücher der Physik einem wirklichen Bedürfnisse abgeholfen haben.

Nach den Worten der Vorrede hat der Vf. in gegenwärtigem Werke den Inhalt seiner an der polytechnischen Schule zu Paris gehaltenen Vorlesungen zusammengefaßt. Diese Vorlesungen sollen in einem sehr beschränkten Zeitraume die Zöglinge mit den Hauptsätzen und Erscheinungen der Physik bekannt machen; daher konnte sich der Vf. auf weitläufige Entwicklung mathematisch-physikalischer Theorien, technische Anwendungen und das Geschichtliche der Wissenschaft nicht einlassen. *Petit* und *Dulong*, seine Lehrer und Vorgänger im Amte, die beide, fern von überflüssigen Hypothesen und unbestimmten Phantasien, die Erfahrung als die einzige Quelle physikalischer Wahrheiten ansahen, haben ihm als Muster vorgeschwebt; ihre Vorträge sucht er so treu als möglich wiederzugeben.

Nach den Ueberschriften der Titel enthält der erste Band: die allgemeinen Eigenschaften der Körper — die physikalische Theorie der Wärme; der zweyte: Akustik — physikalische Theorie des Lichts. J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

tes; der dritte: Elektricität — Magnetismus — Elektrodynamik. Dieß ist die Ordnung des Vortrages; abgetheilt ist der Text nur in kleinere Abschnitte (*leçons*) und Paragraphen, die durch das ganze Werk fortgezählt werden.

Unter der Ueberschrift: *Allgemeine Eigenschaften der Körper* finden wir zuerst Alles vereinigt, was unter keine der übrigen paßte, nämlich: Begriff, Umfang und Zweck der Physik, die allgemeinen Eigenschaften der Körper, ihr Aggregatzustand und ihre Mechanik. Nach der flüchtigen Behandlung dieser Theile und der dabey herrschenden Unbestimmtheit der Begriffe zu urtheilen, scheint ihnen der Vf. keinen großen Werth beyzulegen. Sollte auch hierin *Dulong* und *Petit* treu befolgt worden seyn, so möchte sich diese Geringschätzung der physikalischen Grundbegriffe und Grundsätze, die sich in allen Inductionen der Experimentalphysik als leitende Maximen geltend machen, in ihrer Schule früher oder später rächen; ja wir meinen schon in diesem Werke ihren nachtheiligen Einfluß zu finden, wenn z. B. die Atomistik nicht als eine bloße Meinung über die mechanische Zusammensetzung der Körper hingestellt wird, sondern als eine unbezweifelte richtige Ansicht über deren wahre Natur.

1) „Die Physik“, heist es §. 1, „aus ihrem allgemeinsten Gesichtspuncte betrachtet, umfaßt das Studium der ganzen Natur, d. h. die Beschreibung der Wesen und Körper (*êtres et corps*), ihre verschiedenen oder ähnlichen Eigenschaften, ihre gegenseitigen Einwirkungen auf einander, endlich alle Erscheinungen, welche sie darbieten, und die Gesetze, welche in diesen Erscheinungen herrschen.“ Außerdem daß diese Erklärung nicht in der bündigsten und schärfsten Form gegeben ist, klingt wenigstens in der deutschen Uebersetzung die Zusammenstellung der Worte „Wesen und Körper“ höchst auffallend. Denn was ist das Wesen in der Natur anders, als die leblose, träge Materie, das Körperliche? Ohne weiter den bereits angedeuteten Unterschied zwischen beschreibenden und theoretischen Naturwissenschaften auszuführen, und dadurch nach und nach das eigentliche Gebiet der Physik im engeren Sinne genau abzugrenzen, scheidet der Vf. zuerst die Wissenschaft der organischen Natur aus, dann Astronomie, Geologie und Mineralogie, und Chemie, oder die anorganische Anatomie, und behält noch die *Physik* übrig, als diejenige Wissenschaft, „welche vorzugsweise die allgemeinen Eigenschaften der Körper, und diejenigen Erscheinungen derselben betrachtet, wel-

che keine fortdauernden Veränderungen in ihrer inneren Zusammensetzung zur Folge haben, und daher von mehreren allgemeinen Ursachen abzuhängen scheinen, deren Wirkungs-Gesetze und Erklärung gesucht werden“. Die ersten Worte dieser Erklärung ziehen wieder Naturbeschreibung in das Feld der Physik; und haben wir weiter unter *innerer Zusammensetzung* die *chemische* zu verstehen, so wird der Begriff einer physikalischen Erscheinung hier nur negativ, durch die Ausschließung der chemischen gegeben, und die ganze Erklärung scheint mehr behufs einer scharfen Trennung von Physik und Chemie, als der Bestimmung des Gebietes der ersten aufgestellt zu seyn. Dann läßt sich aber noch einwenden, daß zwar der chemische Proceß, in sofern er einen qualitativen Austausch der Elemente mehrerer Körper erzeugt, in der Physik nicht in Betracht genommen werden kann, daß er aber ganz den physikalischen Untersuchungen anheim fällt, in sofern er der Erfolg von Anziehungskräften ist, oder durch bewegende Kräfte, z. B. die der galvanischen Ströme, hervorgerufen wird. Wahrlich, wenn der Umfang der einzelnen Naturwissenschaften nicht durch schärfere Begriffe, als die hier gegebenen, von einander getrennt werden könnte, so würde der vom Vf. befürchtete Fall, sie möchten in einander überfließen, unvermeidlich eintreten.

§. 2 stellt der Vf. den Zweck jetziger physikalischer Forschungen so dar: „Es kommt nicht bloß darauf an, die empirischen Gesetze zu erforschen, nach denen man die Erscheinungen in eine geringere Anzahl von Classen theilen kann, sondern gegenwärtig müssen die wirklichen Gesetze derselben, und darauf die eine Ursache, die sie alle hervorbringt, das allgemeine Gesetz, welches alle umfaßt, bestimmt werden.“ Allerdings besteht die Aufgabe der Physik immer darin, die Unterordnung der Erscheinungen unter Gesetze so allgemein, als möglich, zu geben; die Frage aber, ob sich alle Erscheinungen in ihrer Abhängigkeit von einer Grundursache zeigen lassen, müßte nach dem jetzigen Stande der Erfahrung durchaus verneinend beantwortet werden, indem wir Kräfte von ganz verschiedener Wirkungsweise und Intensität anzunehmen genöthigt sind. Wir würden für jetzt schon sehr zufrieden seyn, wenn wirklich alle Erscheinungen unter der geringen Anzahl von Ursachen, welche wir sogleich aufzählen werden, mit Nothwendigkeit ständen. Der Vf. nimmt nämlich nur drey Kräfte an, welche in den Erscheinungen des Universums thätig sind: 1) die Anziehung der Materie in die Ferne; 2) die gemeinschaftliche Ursache von Licht, Wärme, Elektrizität und chemischer Verwandtschaft; 3) das Lebensprincip. Daß die Erscheinungen des Lichtes, der Wärme, der Elektrizität und des Magnetismus, der chemischen Verwandtschaft unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunct gestellt werden müssen, kann nach der jetzigen Ausbildung der Erfahrung mit Recht behauptet werden; allein wir haben noch nicht die empirischen Gesetze ihrer Verbindung, viel weniger

das mathematische Natur-Gesetz, aus dem sie sich theoretisch ableiten ließen. Mit Nothwendigkeit er giebt sich auch nicht die Annahme einer einzigen Ursache; es könnten ja eben so gut mehrere seyn, in verschiedener Combination zusammenwirkend.

Bey der Darstellung der Methode für physikalische Naturforschung wird gesagt (§. 3): „eine Naturerscheinung ist irgend eine Veränderung in dem Zustande eines Körpers; sie besteht in einer Bewegung, oder ist die Wirkung einer Bewegung, deren Ursache gefunden werden soll.“ Zu den Gesetzen der Erscheinungen, d. h. den „constanten Relationen zwischen Ursache und Wirkung“ kommen wir durch Experimentiren, Beobachten und Schließen nach Analogie. Der Inbegriff der Gesetze, vermittelt welcher sich die zwischen Ursache und Wirkung einer gewissen Classe von Erscheinungen Statt findende Abhängigkeit erklären läßt, ist eine physikalische Theorie. „Da nun (§. 6) die Entdeckung des Grundgesetzes einer Theorie nur das Geschäft des Verstandes seyn kann, so wird hiebey die Anwendung der mathematischen Analysis unumgänglich nothwendig.“ Was soll nun damit eigentlich gesagt seyn? Von den Erscheinungen zu ihren mathematischen Naturgesetzen werden wir durch *rationelle* Inductionen geführt, und dabey dienen mathematische Grundätze der reflectirenden Urtheilskraft allerdings als leitende Maximen; aber das eigentliche Geschäft der höher ausgebildeten Mathematik, des Calculs beginnt doch erst, nachdem das mathematische Naturgesetz einer Theorie gefunden ist, mit ihrer Entwicklung.

Von den allgemeinen Eigenschaften der Körper werden §. 6 zwey Classen unterschieden; in die erste Classe gehören diejenigen, welche jeder Art der Materie nothwendig zukommen; sie sind: *Ausdehnung*, *Undurchdringlichkeit*; in die zweyte Classe diejenigen, welche sich zwar auch an aller Materie finden, aber zu ihrer Existenz nicht nothwendig erforderlich zu seyn scheinen; diese sind: *Porosität*, *Theilbarkeit* bis auf Atome, *Beweglichkeit*. Zuerst scheint uns die hier gemachte Eintheilung der allgemeinen Eigenschaften in 2 Classen unstatthaft zu seyn. Denn da die Natur eines Dinges den Inbegriff seiner Eigenschaften bedingt, so gehört eine jede Eigenschaft mit gleicher Nothwendigkeit zur Bestimmung derselben, mithin sind alle Eigenschaften, die wir der Gesamtheit der Naturkörper zuschreiben, auch gleich nothwendig in ihrer Natur begründet. Zweytens können wir die hier aufgeführten allgemeinen Eigenschaften nicht durchgehends anerkennen. Es ist überhaupt sonderbar, mit welcher Willkür und oft weniger Kritik manche Physiker in diesem Punkte verfahren. Wie kommen wir überhaupt zur Kenntniß dieser allgemeinen Eigenschaften? *Empirische* Inductionen können wegen ihrer eigenen Unvollständigkeit nichts mit Nothwendigkeit bestimmen; es bleiben also als allgemeine Eigenschaften nur diejenigen stehen, *ohne welche* wir uns einen Körper nicht *vorstellen* können, d. h. sie müssen aus den *Formen der Anschauung* abgeleitet werden, sind somit *Ausdeh-*

nung, Theilbarkeit und Beweglichkeit. Im Folgenden werden die einzelnen aufgeführten Eigenschaften näher beleuchtet. §. 7—12 handelt von der Ausdehnung und den Mitteln, sie zu messen; man findet hier auch Nonius, Comparator, Mikrometerschraube u. s. w. Undurchdringlichkeit und Porosität (§. 13 bis 14) sind dem Vf. bloß wegen seiner strengen Atomistik nothwendig geworden. Beide sind nicht im Sinne des gemeinen Sprachgebrauchs zu nehmen, sonst würde der Vf. später besonders in der Optik in Widersprüche gerathen. Jeder Körper ist ein Aggregat von Molekülen, die nicht an einander stoßen, sondern sich durch Anziehungs- und Abstossungs-Kräfte in bestimmten Entfernungen von einander erhalten. Nur die Moleküle selbst haben eine unveränderliche GröÙe, und sind ganz incompressibel und undurchdringlich. Warum aber diese Ansicht der mechanischen Zusammenfassung der Körper die richtige sey, wird wenig erörtert, eine andere Ansicht gar nicht erwähnt. Ohne über die Fruchtbarkeit derselben zu streiten, möchten wir nur die wenigen zum Beweis ihrer Richtigkeit oder Nothwendigkeit ausgesprochenen Sätze bezweifeln; sie sind folgende: „dass (§. 14) die Naturkörper aus nicht zusammenstoßenden materiellen Theilchen bestehen, welche gröÙere oder kleinere Zwischenräume zwischen sich lassen, zeigen folgende Erscheinungen. Bey einem hinlänglichen Drucko dringt Quecksilber durch Leder. Durch Zusammendrückung läßt sich das Vorhandenseyn von Wasser in den Poren des Holzes nachweisen, und Aehnliches.“ Ferner (§. 16): „kann die Theilung der Materie bis ins Unendliche gehen? Dieses ist nicht anzunehmen; denn die chemischen Eigenschaften der materiellen Theilchen würden nothwendig durch Veränderung ihrer Form und GröÙe auch verändert werden.“ Hiebey ist wohl zu merken, dass der Vf. (§. 2) die chemische Verwandtschaftskraft, als eine nur in der Berührung auf der Berührungsfäche wirkende ansieht. Wir möchten wohl wissen, worin die Schlusskraft der eben erwähnten Behauptungen liege.

Mit §. 19 beginnt die reine Bewegungslehre. Die Statik wird gänzlich als bekannt vorausgesetzt, und aus der Mechanik sollen nur diejenigen Sätze angeführt werden; „die zum Studium der Physik erforderlich sind.“ Die Entwicklung der mechanischen Theorie geht nach dem Vf. nur von dem Principe der Trägheit und dem der Proportionalität von Kraft und Geschwindigkeit aus; beide sind Erfahrungssätze. Am Ende dieser Vorlesung werden *Schwere* und *Anziehung*, *Zusammendrückbarkeit* und *Elasticität* zu Eigenschaften der Materie gemacht, deren Existenz in den folgenden Vorlesungen bewiesen werden soll.

Die zweyte Vorlesung giebt einen Ueberblick der allgemeinen Bewegungslehre, indem die Gesetze der gleichförmigen Bewegung (§. 21—24), der ungleichförmigen (§. 25—29), der centralen (§. 30—31) historisch aufgezählt sind, und im Folgenden auf den besondern Fall der Schwere angewandt werden.

„Eine Kraft“, heist es §. 21, „kann auf einen Körper entweder nur während eines unmeßbar kleinen Augenblicks, oder fortwährend und stetig wirken. Im ersten Falle heist die Kraft eine augenblickliche; sie theilt dem Körper eine Bewegung mit, welche gleichförmig genannt wird, u. s. f.“ Da die längere oder kürzere Zeitdauer, während welcher eine Kraft wirkt, nichts zu ihrem Wesen Gehöriges ist, also kein Unterscheidungsmerkmal der Kräfte abgeben kann: so scheint der Vf. hier Kräfte anzunehmen, die im Differentiale der Zeit eine endliche Beschleunigung erzeugen. Später heist es: Augenblickliche Kräfte sind künstlich wirkende; alle Naturkräfte wirken stetig, sind beschleunigende. Man sieht also, dass Mittheilung von Bewegung und Wirkung einer Kraft, oder Quantität von Bewegung und Mafs der Beschleunigung, d. h. die statische und mechanische Bedeutung des Wortes Kraft mit einander vermengt sind. Deshalb gilt auch (§. 24) der *Cartesiansche* Satz von der Quantität der Bewegung als Mafs der Kraft. Zu den weiteren Ausführungen haben wir nichts zu bemerken, als dass *Kater's* Reversionspendel unerwähnt geblieben ist, obgleich (§. 40) von der Schwingungslänge eines zusammengesetzten Pendels, und (§. 43) von der Messung der Veränderlichkeit der Schwere nach der gröÙeren oder geringeren geographischen Breite eines Ortes gehandelt wird.

Die zu Anfang der dritten Vorlesung gegebene Hypothese über die Constitution der Körper ist im Wesentlichen schon *G. E. Fischer's* Idee, dessen Lehrbuch der mechanischen Naturlehre bekanntlich unter *Biot's* Leitung ins Französische überfetzt, und auf den französischen Lyceen als Lehrbuch eingeführt wurde. *Fischer* nimmt an, dass in jedem Punkte der Materie in 3, vielleicht auch mehreren Richtungen Anziehung vorhanden sey, aber im Allgemeinen nach den verchiedenen Richtungen von verschiedener Intensität. Beym Uebergange aus dem starren in den flüssigen Zustand werden sich dann alle Punkte der Materie so ordnen, dass durch die ganze Masse alle gleichartigen Anziehungsaxen in allen Punkten einander parallel liegen. So ist das krySTALLINISCHE Gefüge erklärt, nur mus dann das Erscheinen von Zwillingskrytallen als eine gänzliche Störung des KrySTALLISATIONSprocesses angesehen werden, weil die KrySTALLAXEN sich nicht immer durch die ganze Masse der verbundenen Individuen gleich bleiben. Dies möchte gegen *Fischer's* Hypothese ein um so gewichtigerer Einwurf seyn, je gefetzmäÙiger Zwillingbildungen Statt finden. Aufser dieser Anziehungskraft, die bloß eine Function der Entfernung der Moleküle ist, mus noch eine Repulsivkraft angenommen werden, die sich als eine Function der Entfernung und der Wärme darstellt. Beym tropfbar flüssigen Zustande zeigt sich die Wirksamkeit der Anziehungsaxen nur noch in ihrer Klebrigkeit; die Lage derselben hat auf die Bedingungen ihres Gleichgewichts nur noch wenig Einfluss; zugleich wird die Repulsivkraft der Wärme bedeutender. Endlich bey elasti-

schen Flüssigkeiten wird die Wirkfamkeit der Axen fast ganz Null; die Anziehung selbst kann nur sehr gering seyn gegen die Repulsivkraft der Wärme, da sich alle Gasarten durch die Wärme gleichmäsig ausdehnen.

An diese Betrachtungen wird *Hydrostatik* und *Dynamik* angeknüpft. In gedrängter Kürze betrachtet der Vf. die Gestalt der Oberfläche einer schweren Flüssigkeit, Bodendruck, Druck auf die Unterlage eines mit einer Flüssigkeit gefüllten Gefäßes, Mittelkraft aller Druckkräfte auf die Gefäßwände, Bedingungen des Schwimmens, des Wasserstandes in Communicationsröhren, und aus der Hydrodynamik die Gesetze der Ausflusgeschwindigkeit. Die Mittelkraft aus den Druckkräften, welche die Flüssigkeit auf die Wände des Gefäßes ausübt, wird §. 57 dem Gewichte der Flüssigkeit gleichgesetzt. Dies ist nur richtig, wenn der Widerstand der Seitenwände unendlich groß ist; denn nur unter dieser Bedingung werden die horizontalen Componenten der Druckkräfte absolut aufgehoben. Gilt die Bedingung nicht, so ist wegen des allseitigen Druckes der Flüssigkeit gar keine Mittelkraft möglich.

*Aërostatik* und *Aërodynamik* füllt die beiden nächsten Vorlesungen. Die Hauptätze der Entwicklung sind ungefähr folgende. Zwischen Gasen und Dämpfen findet kein wesentlicher Unterschied Statt, und es ist wahrscheinlich, daß man dahin gelangen wird, alle bisher als permanent elastisch betrachtete Gase tropfbar flüssig zu machen. Auf ein im Gleichgewicht befindliches Gas wirken zweyerley Kräfte, der Druck auf seine Oberfläche, der sich durch seine ganze Masse gleichmäsig fortpflanzt, und ein von der Schwere herrührender, der sich mit der Lage des betrachteten Punctes ändert. Der so erzeugte Gesamtdruck heißt die *Elasticität* des Gases; zu ihrer Messung dient das *Barometer*, die *Luftpumpe* und *Compressionspumpe*. Die vorzüglichsten Luftpumpen sind nach dem Vf. diejenigen mit zwey Stiefeln und Ventilsteuerung, und unter diesen die nach *Babinet's* Angabe construirten, doppelt wirkenden. Bey allen Pumpen der Art kann wegen des Verbindungschanals der beiden Stiefel der schädliche Raum nie ganz vermieden werden. Die Gültigkeit des *Mariotte'schen* Gesetzes wird durch Beschreibung der Versuche für homogene Gasmassen, Gasmengemenge, allein und in Berührung mit absorbirenden Flüssigkeiten dargethan; als Anwendung folgt die Lehre vom atmosphärischen Druck auf tropfbare Flüssigkeiten (Saugpumpen, *Mariotte'sche* Flasche, Heber).

Die 6te Vorlesung beschäftigt sich zuerst mit den Vorrichtungen, die zur Hervorbringung einer constanten Ausflusgeschwindigkeit tropfbarer und elastischer Flüssigkeiten dienen, und einigen physikalischen Spielereyen; dann giebt sie die Bestimmungsmittel des *absoluten* und *specifischen Gewichtes* der Körper und ihrer *Volumina*. Die Ausdehnung und Zusammenziehung der Körper bey chemischen Verbindungen gehört weniger hieher. Uebrigens wird ein sehr häufig unbeachteter Umstand hervorgehoben, indem die mit Hülfe der Wage gewonnenen Resultate nur als relative Gewichte der Körper gelten, die einer Correction bedürfen. Jeder Körper verliert nämlich an der Wage das Gewicht der von ihm verdrängten Luft.

Was man gewöhnlich unter den *Hindernissen der Bewegung* versteht, nämlich Festigkeit der Körper und Reibung, macht den Inhalt der 7ten und 8ten Vorlesung aus; auch ist hier Alles aufgenommen, was mit der Elasticität in einiger Verbindung steht, als: Härte, Zähigkeit, Dehnbarkeit, die Lehre vom elastischen Stosse, Adhäsion (hier Cohäsion genannt), Compressibilität und Capillarität tropfbarer Flüssigkeiten. Als eines besonderen Falles der Torsionsfestigkeit sind die Verhältnisse bey *Coulomb's Drehwage* (§. 120) erklärt.

Hiemit ist die Mechanik beendet. Ueber den Werth oder Unwerth der Darstellung wird man nach der gegebenen Schilderung leicht urtheilen können. Uns scheint sie weniger als selbstständige physikalische Theorie, als wegen ihrer häufigen und nothwendigen Anwendung im Folgenden aufgenommen zu seyn.

Die Lehre von der *Wärme* wird ganz im Sinne der Atomistik begründet. Die ihrem Wesen nach unbekanntes Ursache, deren veränderliche Energie die Veränderungen der Dichtigkeit und des Aggregatzustandes der wägbaren Körper bewirkt, wird *Wärme* genannt. Die in einem unveränderlichen Raume (§. 146) oder den ihn erfüllenden Körpern befindliche Wärmemenge ist constant; einen solchen Zustand des Gleichgewichts zwischen der Molecularattraction und der Repulsivkraft der Wärme nennt man die *Temperatur* eines Körpers. Zu ihrer Messung, also als *Thermometer*, könnte jede von ihr abhängige Wirkung dienen; unter diesen Wirkungen ist die Veränderung des Volumens diejenige, welche sich am genauesten messen läßt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

M A I 1839.

## P H Y S I K.

DARMSTADT, b. Leske: *Lehrbuch der Physik für höhere polytechnische Anstalten von H. Lamé u. f. w.*, deutsch bearbeitet von Dr. C. H. Schnuse u. f. w. Erster und zweyter Band.

(Bechluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Obgleich die Angaben des Quecksilber-Thermometers, dessen Construction (§. 148—155) genau beschrieben ist, zwischen  $-36^{\circ}$  und  $+100^{\circ}$  mit den wirklichen Veränderungen der Intensität der Wärme übereinstimmt, so kann es doch weder zur Bestimmung kleiner und plötzlicher Temperaturveränderungen, noch der Temperatur sehr kleiner Massen, und sehr hoher Grade derselben gebraucht werden; die deshalb erforderlichen Instrumente: Luft- und Differential-Thermometer, Thermoskop und Pyrometer, werden in den folgenden §§. beschrieben. Allein diese Thermometer geben nur unter sich vergleichbare Anzeigen; auf das wahre Maß der Wärmezunahme kommt man nur durch Vergleichung der absoluten, durch sie bedingten Ausdehnung verschiedener Körper. Wie dieser Ausdehnungscoefficient für starre Körper und tropfbare Flüssigkeiten gefunden wird, zeigt Vorlesung 10. Der sinnreiche Apparat, mit dem *Petit* und *Dulong* die Bestimmung der absoluten Ausdehnung des Quecksilbers mit so unübertrefflicher Genauigkeit gelang, ist mit Recht besonders hervorgehoben (§. 164—171); denn die dadurch erlangten Resultate liegen fast allen anderen Bestimmungen zu Grunde. Allein die hier erwähnte, von *Dulong* und *Petit* als nahe genug richtig angewandte Relation

$$D = \Delta + K,$$

wo *D* den Coefficienten der scheinbaren Ausdehnung des Quecksilbers in einem Gefäße,  $\Delta$  den seiner absoluten und *K* den der absoluten Ausdehnung des Körpers, woraus das Gefäß besteht, bedeutet, darf nach *Rudberg* (*Pogg. Ann.* Bd. 41, S. 271 u. Bd. 45, S. 119) nicht angewandt werden; sie giebt zu sehr von der Wahrheit abweichende Resultate. Die 11te Vorlesung enthält die Ausdehnungsgesetze für Gase, die Theorie des Luftthermometers, Vergleichungsformeln für Thermometer, die aus verschiedenen Körpern bestehen; in der 12ten Vorlesung werden die Ausdehnungscoefficienten auf die Correction der abgelesenen Barometerhöhen, der specifischen Gewichte, *Breguet's* Thermometer und *Borda's* Pyrometer angewandt.

Nachdem die Erscheinungen der Wärmestrahlung  
J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

beschrieben sind, sagt der Vf. (14te Vorlesung §. 226): sie alle lassen sich in Zusammenhang bringen, wenn man annimmt, daß jedes ponderabele Körpertheilchen allseitig Wärmestrahlen ausfendet, deren Intensität von seiner Temperatur abhängig ist, und daß es außerdem die Fähigkeit hat, einen gewissen Theil der Wärmestrahlen, welche durch sein System oder in der Nähe desselben hindurchgehen wollen, zurückzuhalten oder zurückzuwerfen. Die Hypothese setzt zunächst voraus (§. 227 am Ende), daß die strahlende Wärme ein schweres Mittel bis auf eine gewisse Tiefe durchdringen kann, ehe sie ganz zurückgehalten oder zurückgeworfen wird; sie führt ferner zu dem Schlusse, daß diejenigen Körper, welche die meiste Wärme ausstrahlen können, auch den größten Theil der von Außen auf ihre Oberfläche gelangenden Wärme absorbiren. Die erste dieser Folgerungen ist durch *Melloni's* genaue Versuche bestätigt. Diese sind daher vollständig mitgetheilt; man vermisst nur die Polarisation der Wärmestrahlen. Auch scheint der Einfluß der Beschaffenheit der Oberfläche (§. 232) nach *Melloni's* neuesten Beobachtungen weniger auf ihrer mehreren oder minderen Glätte, als auf der durch das Poliren erzeugten Verdichtung der Masse zu beruhen. Die Wahrheit der zweyten Folgerung gründet sich auf *Dulong's* und *Petit's* Versuche über die Proportionalität des Absorptions- und Emissions-Vermögens der Körper, die in der 15ten Vorlesung mitgetheilt sind. Die letzte Prüfung der Hypothese besteht darin, daß sie auch von der Mittheilung der Wärme im Inneren eines homogenen Körpers Erklärungen giebt, die mit der Erfahrung übereinstimmen (16te Vorlesung). In gedrängter Kürze, aber verständlich und treffend, schildert der Vf. in der 17ten Vorlesung die Rechnungs- und Beobachtungs-Methoden, wie sie *Dulong* und *Petit* zur Erforschung der Abkühlungsgesetze einer starren Masse im leeren Raume und in einer Gasatmosphäre ausgebildet haben. Hierauf läßt er die Lehre von der *Wärmecapazität* und die Mittel ihrer Messung folgen, und geht dann auf die durch die Wärme bedingten Veränderungen des Aggregatzustandes übrig, nämlich Schmelzen, Bildung und Elasticität der Dämpfe (19te Vorlesung), Wechselwirkung der Atmosphäre und der Dämpfe, Sieden und Condensation, Vergleichung der Dämpfe und Gase (20ste Vorlesung), Dichtigkeit der Dämpfe, latente und sensible Wärme derselben (21ste Vorlesung). Unter den hier einschlagenden Betrachtungen ist die Beschreibung der von *Dulong* und *Arago* über die Spannkraft der Wasserdämpfe bey sehr hohen Temperaturen ange-

stellten Versuche bey Weitem am ausführlichsten (§. 507 — 312). Sie erstreckt sich nicht allein auf die Art und Weise der Beobachtung, sondern auch auf die Construction des Apparates bis ins Einzelne. Der Abschnitt von den Ursachen der Wärme (22ste Vorlesung) endigt mit dem Eingeständnisse, daß die eigentliche Wärme-Erzeugung noch unter keine mathematisch-physikalische Theorie gebracht werden könne; „Die Hypothesen und Principien, welche wir über den Ursprung der Wärme selbst, oder in der Absicht, eine gewisse Anzahl von Erscheinungen mit einander zu verbinden, aufgestellt haben, müssen nur als Mittel der Nebenordnung oder Vergleichung der Erscheinungen betrachtet werden.“ Von den Anwendungen der früheren Betrachtungen auf *Meteorologie* findet sich außer der Höhenmessung durch Barometerbeobachtungen (§. 360) und der Aëronautik (§. 391) nur sehr wenig. Auch die *Hygrometrie* ist sehr dürftig ausgeführt. So wird unter den hieher gehörigen Instrumenten nur *Saussure's* und *Daniell's* Hygrometer und *Leslie's* Psychrometer genannt.

Wir wollen uns nun mit Uebergang der *Akustik* (22—28ste Vorlesung) sogleich zu der *Optik* wenden, in deren Darstellung die Eigenthümlichkeit dieses Lehrbuches und sein Werth in Vergleich gegen andere am deutlichsten hervortritt. Bey allen Erscheinungen, die mit der Wärme, dem Lichte und der Elektrizität zusammenhängen, sagt der Vf., spielen die wägbaren Atome eine passive Rolle; wir werden daher zur Annahme unwägbarer Agentien geführt. Ob es übrigens möglich ist, alle genannten Erscheinungen unter eine Ursache unterzuordnen, ob sie durch verschiedene Wirkungsweise einer einzigen hervorgebracht werden, diese Frage kann erst nach dem vollständigen und gründlichen Studium aller Erscheinungen beantwortet werden. Die große Aehnlichkeit zwischen strahlender Wärme und Licht läßt schliessen, daß ihnen eine Ursache zu Grunde liege. Verdiente daher auch von dieser Seite die Emissionstheorie vor der Undulationstheorie den Vorzug, so hat einestheils ihre Ausbildung zu viele Hülfshypothesen nöthig gemacht, anderentheils giebt sich die analoge Erklärung der sinnlichen Eindrücke auf Auge und Ohr noch natürlicher. Wie dem auch seyn mag: der Vf. geht den sichersten Weg, indem er zuerst die Lichtphänomene unter mehreren Gesichtspunkten hauptsächlich zusammenfaßt, und zwar in folgender Ordnung: Verbreitung des Lichtes, Geschwindigkeit und Intensität, Photometrie (29ste Vorlesung); Reflexion an ebenen und sphärischen Spiegeln, Heliostat (30ste Vorlesung); Brechung, Theorie der Linsengläser (31ste Vorlesung), Dispersion, dunkle Linien im Sonnenspectrum, dessen Wirkung auf Wärme-Erzeugung und chemische Zerlegung, eigenthümliche Farben der Körper, Achromatismus, Theorie des Regenbogens (32ste Vorlesung); physiologische Optik (33ste Vorlesung); Beschreibung der *Camera obscura* und *lucida*, der Mikroskope und Fernröhre (34ste Vorlesung); doppelte Brechung und Polarisation (35ste Vorlesung). Die Darstellung ist hier, wie überhaupt in ganzen Werke, kurz, klar und lebendig. Die

physiologische Optik ist in so beschränktem Raume besonders gelungen; bey den subjectiven Farbeerscheinungen, hier nicht ganz passend zufällige Farben (*couleurs accidentelles*) genannt, sind hauptsächlich *Plateau's* Forschungen benutzt worden. Die folgenden Betrachtungen sollen die Undulationshypothese aus der Erfahrung begründen, und die oben beschriebenen Erscheinungen aus ihr erklären. Unter den Begründern dieser Hypothese wird hier, wie auch in mehreren anderen Lehrbüchern, *Descartes* genannt. In dem Beweise des Reflexions- und Refraktions-Gesetzes vergleicht *Descartes* die Bewegung des Lichtes mit der einer Kugel, die auf eine harte oder weiche Fläche stößt. Daraus liefse sich eher schliessen, daß er die Emanationshypothese, wenn überhaupt eine, angenommen habe. Eigenthümliches und Neues wird man in einem so kurzen Abrisse nicht erwarten. Die Theorie ist von dem Standpunkte aus dargestellt, auf den sie vorzüglich *Fresnel's* Scharfsinn gebracht hatte. Dessen Ansicht ist der Vf. auch darin treu geblieben, daß er die auf der Schwingungsrichtung senkrechte Ebene Polarisations-Ebene nennt. Dagegen folgt aus *Cauchy's* analytischer Untersuchung *Memoire sur la dispersion etc. Prague*), daß die Polarisations-Ebene in der in der Schwingungs-Richtung liegt, und die von *Neumann* zur Bestätigung seiner Rechnung (Ueber den Einfluß der Krystallflächen u. s. w. Berlin) angestellten Versuche (*Pogg. Ann.* Bd. 40) scheinen den Streit zu Gunsten der letzten Ansicht entschieden zu haben. Die Principien der Theorie sind nach dem Vf. folgende: 1) In jedem Raume und selbst zwischen den Theilchen der Körper befindet sich ein äußerst elastisches Fluidum, der Lichtäther; sein statischer Zustand ist durch die Abstoßung seiner eigenen Theile, und die Wirkungen der wägbaren Atome auf sie bedingt. 2) Die leuchtenden Körper schwingen wie die tönenden, aber mit weit größerer Schnelligkeit. Diese Schwingungen werden dem Aether mitgetheilt, und die dadurch erzeugten Wellen bringen die Empfindung des Lichtes hervor. Die Möglichkeit transversaler Schwingungen, sowie die Abhängigkeit der Fortpflanzungs-Geschwindigkeit einer vibrirenden Bewegung von der Länge der Wellen und der Schwingungszeit versucht der Vf. nicht mechanisch zu beweisen; das Letzte nimmt er als Bewegungsgesetz aus *Cauchy's* Rechnungen auf. Sein Gang ist dann so gewählt, daß zuerst (36 und 37ste Vorlesung) diejenigen Erscheinungen zur Sprache kommen, die sich mit gleicher Leichtigkeit aus longitudinalen als transversalen Schwingungen erklären lassen, nämlich Interferenz und Beugung. Aus der Nichtinterferenz rechtwinkelig zu einander polarisirter Strahlen leitet er nach *Fresnel* die Nothwendigkeit der Annahme transversaler Schwingungen ab. Diefes bidet den Uebergang zur Theorie der Doppelbrechung, deren Hauptsätze er nach *Fresnel* so viel wie möglich im Zusammenhange, nebst den von *Hamilton* daraus gezogenen Folgerungen — konische Brechung — in der 38sten Vorlesung aufstellt. Die 39ste Vorlesung enthält die Modificationen, die dem

Lichte durch Reflexion und Brechung eingepägt werden; endlich die 40ste Vorlesung die durch die ungleiche Geschwindigkeit der gewöhnlichen und ungewöhnlichen Strahlen in doppeltbrechenden Kry- stallen erzeugten Interferenz-Erscheinungen.

So hat der Vf. seine letzte Aufgabe gelöst, indem er ein treues Bild der *Fresnel'schen* Untersuchungen gab, und in ihr Verständniß, so weit es die Kürze der Darstellung erlaubte, einführte. Es fragt sich nun, ob damit Alles für das Verständniß der Undulationstheorie geleistet ist. Nach den Urtheilen unserer ausgezeichnetsten Mathematiker hat *Cauchy* die Theorie so sicher und vollständig begründet, als es mit dem jetzigen Hülfsmittel der mathematischen Analysis geschehen konnte. Demnach wäre von dieser Seite nichts mehr zu hoffen. Soll aber die analytische Zeichensprache gedeutet werden, so würde eine umsichtige Beleuchtung des Problems in der Hinsicht noch Bedeutendes leisten können, das sie entschiede, welche Vorstellungsweisen bloß als Bedürfniß und Hülfsmittel der Rechnung, welche als Bestimmungen der Natur des Lichtes angesehen werden müssen.

Es bleibt uns nun noch übrig, von dem Verdienste des Uebersetzers zu reden. Die Uebersetzung ist eine ganz wörtliche. Außer einigen Verstößen gegen den Genius der deutschen Sprache, Vernachlässigungen des einmal eingeführten Sprachgebrauches — so wird anstatt Wellenlänge in der Optik Wellenbreite gesagt — finden sich auch ein Paar Uebersetzungsfehler, so giebt *Schnufe* (Bd. I. S. 93. Z. 9 v. u.) „*acide carbonique*“ Kohlenstoff; ferner (Bd. I. S. 110 unterste Zeile) „*cloisons verticales C, C', que surmonte le niveau*“ — durch „Scheidewände, welche über das Niveau hinausragen“. Der Uebersetzer sagt, er habe das Werk mit den nöthigen Zusätzen versehen. Allerdings hat er *Weber's* Wellentheorie als Anhang dem zweyten Bande zugegeben; außerdem finden sich aber sehr wenig Zusätze, und diese wenigen möchten nicht alle nöthig, wenigstens nicht alle dem Plane des Werkes angemessen seyn. Ganz unnöthig, ja ebenso unverständlich als unanständig ist die am Ende der 7ten Vorlesung gegen *Uhde's* Schrift „Versuche einer genetischen Entwicklung der KrySTALLisationsgesetze, Bremen“ geführte Polemik. Wer den *Kant'schen* Unterschied zwischen Raum erfüllen und Raum einnehmen nicht kennt, dem muß allerdings der Satz: „Die Materie erfüllt den Raum nicht durch ihre Gegenwart, sondern durch ihre Attractions- und Repulsions-Kraft“ paradox klingen. Die Materie nimmt den Raum durch ihre Gegenwart ein; sie erfüllt ihn aber, d. h. sie ist undurchdringlich vermöge jener beiden Kräfte. Die Erwähnung von *August's* Psychrometer, *Körner's* Schwefeläther-Hygrometer, *Brewster's* Beobachtungen über Reflexion an Metallflächen, *Neumann's* optischen Entdeckungen und Aehnlichem hat dem Uebersetzer nicht nöthig geichienen. Die einzige Note zur Optik erklärt den *Gauß'schen* Heliotropen.

Außer dem über zwey Seiten langen Verzeichnisse von angegebenen Druckfehlern finden

sich noch sehr viele; Papier, sowie die Kupfer sind gut.  
D. E. S.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Dunker: *Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur.* Dritter Band. 1839. 259 S. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Dieser dritte Band der von Hn. Hofr. *Dorow* in Berlin herausgegebenen Denkschriften bietet viel Interessantes dar, und zeigt eine Discretion, die selbst bey dem Abdrucke von Briefen verstorbenen Männer als etwas höchst Wünschenswerthes erscheint, ja in einem höheren Grade hervorzuheben ist, da sich leider nicht alle Mittheilungen ähnlicher Art in unserer Zeit durch diese Tugend ausgezeichnet haben.

Unter den bisher ungedruckten Briefen dieses Bandes sind der Zeit nach die frühesten die zwischen der Prinzessin *Sophie Wilhelmine* von Baireuth und dem Reichsgrafen *Philipp Adolph von Metternich-Winneburg und Beilstein* im Jahre 1726 gewechselten Briefe und Verhandlungen über die zwischen beiden erlauch- ten Personen beabsichtigte Vermählung. Die Prinzessin war die Schwägerin der mit dem Markgrafen von Baireuth vermählten Schwester Friedrich's II und späterhin Wittwe Carl Eduard's, des letzten Fürsten von Ostfriesland, der Graf der Urgroßvater des kaiserl. österr. Staats-Kanzlers, des Herrn Fürsten von Metternich. Diese Documente geben ein anschauliches Bild von der Art, wie im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Verheirathungen dieser Art eingeleitet und festgestellt wurden. Der Brief der Prinzessin an ihren „ausgewählten englischen Adolph“ zeugt, trotz der französischen Ausdrücke und des fehlerhaften Deutsch, von großer Zärtlichkeit und Sorge für den ihr bestimmten Bräutigam. Aus den siebziger Jahren desselben Jahrhunderts ist eine Reihe sehr anziehender Briefe des ruhmwürdigen Feldmarschalls *von Kalkreuth* mitgetheilt worden, die er in den Jahren 1778 und 1779 als damaliger Oberst an *Caroline Lucius*, verheirathete *Schlegel*, nach Dresden gerichtet hat. Die im neunten Bande von *Gellert's* sämtlichen Werken nach seinem Tode gedruckten Briefe dieser Dame an *Gellert*, die mit mehreren Bereicherungen aus der Dresdener Bibliothek im Jahre 1823 von *Ebert* zu Leipzig herausgegeben worden sind, hatten *Kalkreuth's* Aufmerksamkeit in einem solchen Grade erregt, daß er durch seinen Freund, den Buchhändler Reich in Leipzig, die nähere Bekanntschaft der Dame *Lucius* suchte, und in sieben, an sie während des Feldzugs gegen Oesterreich im Jahre 1779 gerichteten Briefen die reinste Freundschaft und Bewunderung ihrer trefflichen Eigenschaften ausspricht. Das geistige Leben *Kalkreuth's*, seine Ansichten über Natur, Schönheit und Wissenschaft, seine Philosophie, als deren Lehrmeisterin er die Demoiselle *Lucius* bezeichnet, liegen im eleganten Französisch so offen dar, daß diese Briefe, die überdies nützliche Aufschlüsse über des Obersten Familie und Bildung enthalten, ein sehr willkommener Beytrag zur Charakteristik dieses Feldherrn sind, über dessen öffentliches und militärisches Leben die *Minerva* in ihren neuesten Hefen so schätzenswerthe Mittheilungen ge-

bracht hat. Nach einer von Dem. Lucius denselben beygefügten Nachricht haben sich Beide — damals siebzehnjährige — zuerst im Jahre 1811 zu Weissenfels gesehen, als Kalkreuth von einer diplomatischen Mission aus Paris zurückkehrte. Dem Lucius, deren Gatte damals Prediger zu Burgwerben bey Weissenfels war, ist vor acht oder neun Jahren in sehr hohem Alter zu Dresden gestorben. Von einem ganz besonderen Interesse sind die Briefe zweyer preussischen Staatsmänner, *Wilhelm v. Humboldt's* und *v. Beyme's*, die dem Herausgeber durch die Gefälligkeit des Geh. Legationsrathes *Varnhagen von Ense*, an den sie gerichtet waren, zukamen. In *Humboldt's*, wie in *Beyme's* Briefen verdienen vorzüglich die Urtheile über den Fürsten Hardenberg hervorgehoben zu werden. „Meine Empfindungen“, schreibt der Erste (S. 6), für diesen Mann sind zu allen Zeiten, auch wo wir gänzlich von einander abweichen, dieselben geblieben. Man kann mit Wahrheit von ihm sagen, daß, wenn man die Begebenheiten von 1810 bis 1816 als die Entwicklung eines Drama betrachtet, ein Dichter keinen geeigneteren Charakter hätte finden können, dieselbe für Preussen herbeizuführen, als den seinigen“, und so spricht *Beyme* mit der innersten Anerkennung (S. 204) von „der Herzengüte und Seelengröße des Fürsten Staats-Kanzlers“. Ueber *F. A. Wolf, Rahel, Graf Schlaberndorf* lesen wir geistreiche Bemerkungen *Humboldt's*, von denen wir nur eine Stelle auf S. 9 herausheben: „Zwischen *Wolf* und *Goethe* macht in den allgemeinsten Charakterzügen die Nemesis den bestimmtesten Unterschied.“ Das klingt sehr paradox. Allein in *Goethe* war ein Hauptzug die göttliche Scheu, das beständige Maßhalten in Allem, die Bewahrung der nothwendigen Schranken. In *Wolf* war ein Streben nach dem Gegentheil, ein Uebermaß, oft selbst im Vortrefflichen, daher bisweilen eine eben so göttliche Vermessenheit. Sehr schön war in *Wolf* die reine und ungeheuchelte Verehrung *Goethe's*, und dieser war dagegen, besonders zuletzt, wahrhaft ungerecht gegen ihn, und erkannte lange nicht genug seinen, auch abgesehen von aller Gelehrsamkeit, wahrhaft großen und weitumfassenden Geist. Der Minister *v. Beyme* äußert sich vortrefflich über die diplomatischen Ansichten im Jahre 1815, und schließt damit, daß Tugend doch in allen Ständen die Hauptsache sey, und daß, wo sie nicht sey, Alles (auch die Einführung der Volksvertretung in die Staatsformen) nicht bestehe: es bleibt daher die Haupt Sorge für den Staat, richtige Begriffe von Gott in Umlauf zu bringen, und die Regierung mit der Kirche auf das Innigste zu vereinen (S. 206). Seine übrigen Briefe beziehen sich auf die von ihm im April 1830 zuerst bekannt gemachten Beweise der Großmuth des jetzigen Königs von Preussen, wodurch derselbe im Jahre 1804 aus eigener Bewegung *Schiller's* einen Gnadengehalt von jährlich 3000 Thlr. nebst freyem Gebrauche einer Hof- Equipage durch Hn. *v. Beyme* zusichern ließ. Diese Briefe sind ein schöner Commentar zu *Preufs's* würdig einfacher Rede bey der Beerdigung des Ministers *v. Beyme* am 13ten December 1839 \*).

\*) *J. D. E. Preufs*, Worte der Erinnerung am Sarge des wirkl. Geh. Staats-Ministers Herrn *D. v. Beyme*. Berlin, 1838. 16 S. 8.

Die übrigen Briefe in deutscher Sprache sind von Grafen *Schlaberndorf*, von *E. J. A. Hoffmann*, von *Joh. Falk*, von *Niebuhr*, *Jacobi*, dem verstorbenen Staats-Minister von *Bernstorff*, von der Frau *v. d. Recke* und von *Gottsched* geschrieben. Jeder hat seine Eigenthümlichkeiten. *Schlaberndorf* schreibt für die politischen Verhältnisse Deutschlands im Jahre 1814 und über einen in Nord-Amerika durch Bürgertugend zu begründenden Reichsadel, *Niebuhr* über Sachsen und Preussen, die Frau *v. d. Recke* über papistisches und pietistisches Treiben, *Falk* über seine wohlthätigen Anstalten, *Jacobi* über literarische Gegenstände. *Hoffmann's* Briefe an den Präsidenten von *Hippel* bieten anziehende Nachträge zu seiner von *Hitzig* verfaßten Biographie. Von derselben Hand sind wohl die beygefügtten Einleitungen, in denen besonders *Hoffmann's* ungerechtes Urtheil über den verstorbenen Justiz-Minister von *Kirchhausen* berichtigt wird. Mit *Hoffmann's* genialen Briefen contrastirt im hohem Grade *Gottsched's* Brief an den Rector *Stoppe*, wo unter andern Homer und Milton „schwülstige Dichter“ S. 52 genannt werden.

Aus dem Nachlasse des Geh. Leg. Rathes *Bartholdy* ist ein Aufsatz desselben über die Kunstausstellung im Palaß Laffarelli zu Rom im April 1819 mitgetheilt, so wie eine Reihe vertraulicher Briefe des Sir *William A'Court*, des jetzigen Lord *Heytesbury*, der in den Jahren 1819 und 1820 englischer Gesandter in Neapel war. Die in englischer Sprache geschriebenen, und von dem Grafen *Lust* überetzten und eingeleiteten Briefe sind von sehr mannichfaltigem Inhalte. Politik, Literatur, Hof- und Tages-Geschichten wechseln ab, und gewähren, trotz der langen Frist, die seit der Abfassung dieser Briefe verfloßen ist, eine gar nicht uninteressante Lectüre.

Unter den Denkschriften steht ein merkwürdiges Actenstück obenan. Es ist die von *Adam Müller* im Auftrage mehrerer märkischer Edelleute unter dem 11 Februar 1811 verfaßte Vorstellung gegen die neuen Gesetze des Fürsten Hardenberg, ein Meisterstück deutscher Schreibart, voll Feinheit und Achtung gegen die Verdienste des Staatskanzlers, aber auch mit sehr bestimmter, doch keineswegs unehrerbietiger Hervorhebung der Beschwerden der Antragsteller, von der sich der verstorbene General von der *Merwitz* allein unterzeichnet hatte. Darauf folgt die Correspondenz des Generals von *Tauentzien* mit dem Obersten von *Loffan* über die Uebergabe von Magdeburg im Jahre 1814, zu welcher der genannte Oberst als preussischer Commissär abgeordnet war, um die Festung von dem Marquis von Valazé, den Ludwig XVIII aus Paris gesendet hatte, zu übernehmen, ebenfalls ein lesenswerthes Stück. Die letzte Denkschrift enthält mehrere Berichtigungen des *H. von Bardeleben* über die im ersten Theile der *Dorow'schen* Sammlung geschilderten Verhältnisse zwischen den Generalen von Bülow und von *Tauentzien* vor und nach den Schlachten bey Groß-Beeren und Dennewitz.

- I N T E L L I G E N Z B L A T T  
der  
J E N A I S C H E N  
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

M A I 1 8 3 9.

L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N.

I. Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Der Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach K. Hoheit haben dem Professor der Staats- und Cameral-Wissenschaften an der Gesamtuniversität Jena und Director des staats- und landwirthschaftlichen Institutes daselbst, Hn. Dr. *Schulze*, das Prädicat „Hofrath“ verliehen.

Der berühmte Professor Hr. Dr. *Schönlein* in Zürich hat einen ehrenvollen Ruf an die Universität Berlin als Professor der Medicin und Director der Klinik, mit dem Prädicate eines geheimen Medicinalrathes und einem Gehalte von 2000 Thlr. erhalten und angenommen.

Der Professor der katholischen Theologie zu Bonn, Hr. Dr. *Braun*, ist zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für die Rheinprovinz ernannt worden.

Der königl. bayer. Staatsminister des Inneren, Hr. v. *Abel*, und der Reichs- und Staatsrath im ordentl. Dienst, Hr. v. *Maurer*, haben das Großkreuz des königl. griechischen Erlöserordens erhalten.

Hr. Bibliothekar *Ludwig* in Würzburg ist zum außerordentlichen Professor der Geschichte und Geographie daselbst ernannt worden.

Der bisherige Privatdocent an der Universität Leipzig, Hr. Dr. *Bock*, ist zum außerordentl. Professor daselbst ernannt worden.

Die Professur der orientalischen Sprachen an der Universität Prag ist Hn. Prof. Dr. *Maran* übertragen worden.

Der durch seine naturwissenschaftlichen Forschungen bekannte Hr. Dr. *Carl Reichenbach* zu Blansko und Schloß Reichenberg in Mähren, ist vom Könige von Würtemberg in den Freyherrnstand erhoben worden.

Der außerordentl. Professor der Rechte an der Universität Leipzig, Hr. Dr. *Robert Schneider*, hat die Stelle eines Substituten für zwey Professoren in dasiger Juristenschule erhalten.

Hr. Oberappellationsgerichtsath Dr. *Winckler* in Dresden ist, in Anerkennung seiner dem Vaterlande 50 Jahre lang gewidmeten treuen und nützlichen Dienste, von Sr. Majestät dem Könige von Sachsen mit dem Charakter eines Geheimen Rathes beehrt worden.

Der Papst hat den Staatssecretär Cardinal *Lambruschini* zum Großprior des Hierosolymitanordens ernannt.

An des entlassenen Hn. Dr. *Weber's* Stelle ist zum Professor der Physik an der Universität Göttingen Hr. Dr. *Lifling* aus Frankfurt a. M. ernannt worden.

Der König von Bayern hat Hn. Professor *Arndts* in Bonn zum ordentl. Professor des Civilrechts an der Universität München ernannt, auch demselben das Indigenat ertheilt. Desselben ist Hr. Privatdocent *Höfler*, eine Zeitlang Redacteur der Münchener politischen Zeitung, zum Professor ernannt worden.

An die Stelle des verstorbenen *Brouffais* ist von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften Hr. *Barthélemy St. Hilaire* erwählt worden.

Der Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach hat den Director des freyen Kunstinstitutes zu Weimar, Hn. Hofrath Dr. *Schorn* und seine rechten ehelichen Nachkommen in den Adelsstand erhoben.

Der als theologischer und geographischer Schriftsteller rühmlich bekannte Hr. Diakonus Dr. *Hoffmann* zu Winnenden im Königreiche Würtemberg, ist als Inspector der Missionsanstalt nach Basel berufen worden.

Der kais. russische wirkliche Staatsrath, Hr. Prof. *Fischer von Waldheim* in Moskau, hat den St. Annen-Orden 1 Classe, und der Director des Marine-Cadettencorps, Viceadmiral von *Krusenstern*, bey Gelegenheit seines 50jährigen Dienstjubiläum, den Alexander-Newski-Orden in Brillanten erhalten.

Die erledigte Stelle eines Archivars zu Bamberg ist dem bisherigen Archivar zu Würzburg,

Hn. Dr. *Hungershausen* übertragen, und an dessen Stelle der Reichsarchivadjunct Hr. Dr. *Huschberg* zum Archivar in Würzburg ernannt worden.

Der Physicus und Lehrer bey der Hebammenanstalt in Kiel, Hr. Dr. *G. A. Michaelis*, ist zum außerordentl. Professor in der medicinischen Facultät ernannt worden.

Der seitherige außerordentl. Professor der Theologie zu Bonn, Hr. Dr. theol. *Redepenning*, hat einen Ruf als ordentlicher Professor der Theologie nach Göttingen, um die durch *Potts* Tod und *Ewalds* Abgang entstandenen Lücken im Fache der alttestamentlichen Exegese und orientalischen Literatur auszufüllen, und zugleich die erledigte erste Universitätspredigerstelle zu übernehmen, erhalten und angenommen.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 8 April wurde Hr. *Agassiz* von Neufchatel, bekannt durch seine Arbeiten über fossile Fische, mit 21 Stimmen zum Correspondenten der zoologischen Section gewählt. Sein Mitbewerber, welcher 20 Stimmen erhalten hatte, war Prinz *Musignano*, Lucian Bonapartes Sohn, welcher zu Rom und Florenz große ornithologische Kupferwerke auf seine Kosten herausgibt.

Hr. Consistorialdirector *Jochmus* in Hannover ist in den „Rang von Generalmajor“ — dies ist wörtlicher Ausdruck der Hannöverschen Zeitung — erhoben worden.

## II. Nekrolog.

Am 20 Nov. 1838 starb zu Meiningen Dr. *Caspar Ihling*, pensionirter Rector und Professor des dasigen Gymnasium.

Am 21 Nov. zu London der ausgezeichnete Kupferstecher *John Taylor*, Esq. Senior der englischen Künstler, im 99 Lebensjahre.

Am 23 Nov. zu London *Charles John Smith*, Esq., als tüchtiger Kupferstecher, besonders im topographischen und antiquarischen Fache rühmlich bekannt, geb. 1803.

Am 27 Dec. st. zu Kleinheubach, zwar nach längerem Unwohlseyn, doch gänzlich unerwartet, am Schlagflusse der Erbprinz *Constantin* zu Löwenstein-Wertheim, Rocheforter-Linie, geb. am 28 Sept. 1802, ein hochgebildeter Fürst, Verf. folgender anonym erschienener Schriften: 1) *Widerlegung einiger in neuerer Zeit verbreiteten falschen Nachrichten in Bezug auf den Ursprung des hochfürstl. Hauses Löwenstein-Wertheim*, mit einem Urkundenbuche; Werth. 1831. 2) *Einiges über den Mißbrauch der gesetzgebenden Gewalt*; Frankf. a. M. 1832. 3) *Unter welchen Bedingungen ist das Gedeihen der landständischen Verfassungen im deutschen Bunde zu erwarten?* Heidelb. 1833. 4) *Betrachtungen über die Un-*

*zulänglichkeit des 14ten Artikels der deutschen Bundesacte zur Befriedigung der mediatisirten Reichsstände*; Heidelb. 1833; und 5) *Beyträge zur Philosophie des Rechtes*; Heidelb. 1836.

Am 28 Dec. zu Dublin Dr. *Richard Lawrence*, protestant. Lord-Erbischof von Cashel, Primas des Königsreichs Irland u. f. w., besonders durch seine „*Remarks upon the systemat. Classification of the MSS. adopted by Griesbach*“ u. m. a., besonders aber durch seine Studien über die äthiopische Uebersetzung des A. und N. Testaments und durch seine englische Uebersetzung des pseudepigraphischen Buches Henoch rühmlichst bekannt, geb. 1759.

Am 31 Dec. zu Wangen im Canton Zürich *Georg Finslen*, Pfarrer daselbst, Mitglied des Züricher Kirchenrathes und Verf. des neuen Züricher Katechismus, geb. 1793.

Am 12 Januar d. J. st. in Göttingen der Privatdocent Dr. *G. W. Boehmer*, ein gelehrter Jurist, dem auch unsere A. L. Z. manchen schätzbaren Beytrag verdankt.

Am 1 Februar zu Rastadt Dr. *Alc. Winnefeld*, Prof. am dasigen Lyceum.

Am 2 Febr. zu Rom *Gius. Valadier*, Prof. der Architektur und Vorsteher der öffentlichen Bauten, Ritter der Ehrenlegion, geb. daselbst d. 27 März 1757.

Am 6 Febr. zu Bamberg Dr. *C. Fr. Speyer*, kön. bayer. Medicinalassessor, Kreis- und Stadtgerichtsarzt, auch als medicinischer Schriftsteller rühmlich bekannt, geb. zu Arolfen 1780.

Am 8 Febr. zu Wäldenbürg *Joh. Ado. Trube*, Organist und Mädchenlehrer daselbst, durch die Bearbeitung und Herausgabe eines Choralbuches nach *Hiller* mit Zwischenspielen, und als Lehrer wohl verdient, 50 J. alt.

Am 13 Febr. zu Leipzig Dr. *Heinr. Blümner*, k. sächs. Oberhofgerichtsath u. f. w., durch seine vielseitige, gründliche und fruchtbare Schriftstellerey im Fache der Jurisprudenz, Staatswissenschaften, Philologie und Belletristik rühmlichst bekannt.

Am 14 Febr. zu Arnberg in Westphalen *Friedr. Ado. Sauer*, kön. preuss. Consistorialrath, kathol. Stadtpfarrer und Landdechant, auch als theologischer Schriftsteller bekannt, ein durch seine duldsamen Gefinnungen, wie durch seine Verdienste um Kirche und Schule höchst verdienter Mann, geb. 1765.

Am 15 Febr. zu Dresden Dr. *Anton Friedr. Eischer*, Arzt am kön. Josephinenstifte daselbst, als fruchtbarer Schriftsteller, namentlich in der populären Medicin bekannt, geb. 1778.

An demselben Tage zu Wien Dr. *Thomas Dolliner*, k. k. wirklicher Hofrath, als juristischer und historischer Schriftsteller rühmlichst bekannt, 70 J. alt.

Anfangs März zu Christiania *Jens Esmark*, Professor der Mineralogie an dafiger Univerfität, auch Verf. mehrerer deutscher Schriften in diefem Fache.

Am 4 März zu Meiffen *Paul Reinhard*, kön. fächf. Kammercommissionsrath und Kreisamtmann, Vf. der Schrift: „die Stadt Meiffen, ihre Merkwürdigkeiten und malerifche Umgegend“, im 53 Lebensjahre.

Am 11 März zu Wien der Hofrath *v. Martin*, welcher durch eine lange Reihe von Jahren die wichtige Stelle eines Directors vom Cabinet des Kaiſers bekleidet hat.

Am 13 März zu Breslau der Professor der Staatswiſſenſchaften *Dr. Schön*.

Am 23 März zu Bonn der bekannte Professor Medicinalrath *Windifchmann*.

Am 6 April zu Zwickau der Buchhändler *Schumann*.

Am 9 April zu Dresden der Buchhändler *Wagner*, Befitzer der *Walther'schen* Buchhandlung.

Am 18 April zu Stuttgart der Prälat *von Pahl*, in einem Alter von 71 Jahren.

Am 21 April zu Berlin nach längerem Leiden der kön. preuff. Hofrath und Prof. der Medicin *Dr. Friedrich Hufeland*, als Schriftfteller beſonders durch fein Werk über die Sympathie

(Jena, 1811) rühmlich bekannt, geb. zu Weimar den 7 Juli 1774. Früher war derfelbe zuerft in Merfeburg, dann in Fulda, ferner in Freyburg (in Schleſien), fpäter in Weimar und hierauf in Jena als praktiſcher Arzt, fo wie am letztgenannten Orte zugleich als akademiſcher Lehrer thätig gewefen.

### III. Vermifchte Nachrichten.

Zufolge der durch *Dr. Straußens* Berufung zum ordentlichen Professor der Theologie im Canton Zürich hervorgerufenen Bewegungen hat der groſſe Rath, auf Bericht des Regierungsrathes, am 18 März, nach langen und hitzigen Debatten, mit 149 gegen 38 Stimmen entſchieden, den designirten Professor *Dr. Strauß* in Ruheſtand zu verſetzen.

In *Rheinwald's* Repertorium für die theologifche Literatur und kirchliche Statiſtik, 1839, Märzheft, S. 282, befindet ſich unter der Rubrik „Beförderungen, Ehrenbezeugungen“ auch wörtlich folgende Nachricht: „Der Pfarrer zu Bilk, Ritter des päpſt. Sporns, *D. Binterim*, wurde von dem Landgericht zu Düſſeldorf zu Amtsentſetzung, Verluſt der National-Cocarde und zweyjährigen Feſtungsarrest verurtheilt.“

## L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N.

### Ankündigungen neuer Bücher.

So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

*Rückert*, Commentar des Briefes Pauli an die Römer. 2 Bände. Zweyte, fehr vermehrte u. verbesserte Auflage. Preis 2 Thlr. 18 Gr.

Leipzig, den 24 April 1839.

*F. Volkmar.*

Bey *Hinrichs* in Leipzig iſt fertig geworden:

*Stein's*, *Dr. C. G. D.*, *Kleine Geographie für den Schul- und Hand-Gebrauch*. Nach den neueren Anſichten umgearbeitet vom Prof. *Dr. Ferd. Höfchelmann* in Berlin. Einundzwanzigſte, rechtmäßige Auflage. Bearbeitet von *Dr. K. Theod. Wagner*, ordentlichem Lehrer der Geographie und Geſchichte an der Realschule zu Leipzig u. ſ. w. gr. 8. (23½ Bogen.) 1839. 16 Gr.

Auch in dieſer neuſten Geſtalt wird *Stein's*

kleine Geographie als bequemes Handbuch zum Nachſchlagen und als das reichhaltigſte aller in Schulen gebrauchten geographiſchen Lehrbücher erfunden werden. Es iſt mit den neuſten Bereicherungen der Wiſſenſchaft und den politiſchen Veränderungen der Gegenwart in Einklang gebracht, und durch geeignete Einrichtungen des Druckes, trotz vielfältiger Veränderungen und Zuſätze, der äußere Umfang erhalten worden.

*Stein's*, *Dr. C. G. D.*, *Naturgeſchichte für Schulen*. Mit beſonderer Hinſicht auf Geographie und Technologie. Vierte, umgearbeitete und vermehrte Auflage, von *Dr. Ferd. Reuter*. Mit 2 Kupfertafeln. gr. 8. 1839. 16 Gr.

Iſt vorzüglich für Gewerbs-, Real- und Bürger-Schulen allgemein zu empfehlen, und die Fortſchritte und neuen Entdeckungen in der Wiſſenſchaft ſind jetzt möglichſt klar und vollſtändig darin entwickelt.

*Virgillii Opera ad optt. libr. fidem edid. perpetua et alior. et ſua adnot. illuſtr. atque Indicem rer. locupletiff. adjec. A. For-*

*biger.* III Partes. (106 Bogen comprefs gr. 8.) 1837—1839. 4 Thlr. 8 Gr.

Wir freuen uns, hiemit die Vollendung diefer vielbeehrten, höchst vollftändigen und preiswürdigen Handausgabe anzeigen zu können.

In meinem Verlage hat fo eben die Preffe verlaflen:

## Deutfches Hausbuch

für

Stadt und Land,

oder *Bildungs-Bibliothek für Geift und Herz.*  
Erfte Abtheilung: Länder- und Völker-Kunde,  
1fte Lieferung. — Zweyte Abtheilung: Natur-  
lehre, 1fte Lieferung. — Dritte Abtheilung:  
Mechanik und Mafchinenlehre, 1fte Lieferung,  
mit 12 Steindrucktafeln. gr. 8. 1839.

Preis 1 Thlr. 6 Gr.

*Eine ausführliche Anzeige dieses Werkes ift in allen Buchhandlungen zu haben.*

Dresden, im März 1839.

*Gerhard Fleischer.*

### Literarifche Anzeige.

Bey *C. A. Schwetschke und Sohn* in Halle ift erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Systematifche Encyklopädie und Methodologie

der

theoretifchen Naturwiffenfchaften,

von

*Dr. Gustav Succow,*  
ordentlichem Honorar-Profeffor der Philosophie  
an der Univerfität zu Jena.

In Octav. Preis 1 Thlr. 12 gGr.

Das Erfcheinen dieses Werkes, in welchem der systematifche Zusammenhang und die Methode des Studiums der theoretifchen Naturwiffenfchaften auf eine fehr gründliche Weife

dargestellt find, wird dem Studirenden und jedem anderen Freunde dieser Wiffenfchaften um fo willkommener feyn, je weniger bekanntlich dieser Gegenstand bis jetzt theils überhaupt, theils genügend von Anderen behandelt wurde.

Im Verlage der *Gebrüder Reichenbach* in Leipzig erschien fo eben, und ift durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

## Wiffenfchaft und Univerfität

in ihrer Stellung zu den

praktifchen Interessen der Gegenwart.

Eine Gegenfchrift gegen:

Professur *K. H. Scheidler:* „*Ueber die Idee der Univerfität und ihre Stellung zur Staatsgewalt.*“

Von

*Dr. Carl Biedermann,*  
aufserordentl. Professor der Philosophie an der  
Univerfität Leipzig.

8½ Bogen. 8. brosch. 16 Gr.

Im vorigen Jahre erschien von demselben Verfaffer:

## Fundamentalphilosophie.

Von

*Dr. F. C. Biedermann.*

XVI und 412 Seiten, gr. Octav. In Umschlag.

Preis 2 Thlr.

Bey *Fr. Weber* in Ronneburg ift fo eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

*Limmer, K.,* *Urkundlich-pragmatische Geschichte der Lausitzen u. f. w.* 8. Preis 1 Thlr.

Womit das ausgezeichnete Werk: „*Die Bibliothek der sächsischen Geschichte*“ geschlossen ift.



# INTELLIGENZBLATT

der

J E N A I S C H E N

## ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

M A I 1 8 3 9.

### L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N.

#### Vermischte Nachrichten.

##### *Die projectirte Aufhebung der Universität Zürich.*

Es ist gewiss eine dem gelehrten Publicum nicht wenig auffallende Erscheinung, dass eine im Jahr 1833 gegründete Universität schon im J. 1839 durch ihre eigenen Stifter mit der Aufhebung bedroht ist, ohne dass äufsere Unglücksfälle neuerlich die Kraft derselben gebrochen, oder ihre Existenz in Gefahr gesetzt haben. Eine so klägliche Wendung der Dinge muss Jederman die Muthmassung aufdringen, dass die Stiftung selbst ohne genügende Kenntniss und ohne Besonnenheit unternommen worden sey. Wer das Leben in Zürich und die daselbst wirkenden Personen kennt, muss einsehen, dass schon im Anfange die für eine tüchtige Universität nothwendigen Elemente mangelten. Die Anstalt ging nach der sogenannten Revolution zu Uster als ein Werk des Parteygeistes aus den Händen der frisch an das Ruder gekommenen Staatskünstler hervor; mehrere im Ernste für Wissenschaft begeisterte Männer leisteten aus edelem Zwecke freywillig Beyhülfe, oder wurden dazu inducirt. Man wollte mit der Universität in die politischen Plänkeleyen ein geistiges Regulativ bringen; man hoffte aber auch, dass die Professoren die Zwecke der „radicalen“ Partey durch ihre Subordination unter dieselbe realisiren, und eine Garde wider die gestürzte Faction, insbesondere wider die Städter, abgeben würden. In der Stadt war die neue Schöpfung im höchsten Grade unpopulär und sogar verhasst, weil man vermuthete, sie sey, ihr gleichsam zum Trotze, aus den Mitteln des städtischen Chorberrnstiftes hergesetzt, und die fremden Gelehrten seyen nur berufen, um den täglich mehr fodernden Radicalismus bey Umstürzung des Bestehenden und historisch Geheiligten die Hände zu bieten. Davon hatten die an eine ordnungsmässige Entwicklung gewöhnten Frem-

den bey ihrer Ueberfiedelung keinen Gedanken, und liessen sich auch auf eine solche Dienstleistung nicht ein; allein der Glaube war allgemein, dass ihnen diese Rolle zugedacht sey, und von ihnen, des Fortkommens und der Protection wegen, angenommen werde. Auf der Landschaft war durch absichtliche Bearbeitungen die Universität in Credit gesetzt worden; doch hatten die Leute davon wenig Begriff, und ein Kenner der Verhältnisse hätte allein aus den zwey Umständen, dass die Anstalt Geldopfer verlangte, und die Befoldungen Fremden zuflössen, die baldige Schilderhebung der Ruslichkeit prophezeyen können. Hiermit stand in Verbindung der verhältnismässige Mangel eines wissenschaftlichen Bodens und einer wissenschaftlichen Geistesrichtung im Canton Zürich. Die kleine Stadt und Landschaft Zürich bewegt sich bey nahe ausschliessend in den materiellen Interessen, im Handel-, Fabrik- und Handwerks-Wesen; Geldbesitz ist das Höchste, und Geldbesitz das Triebrad aller Thätigkeit. Zwar nennen die Schweizer Zürich ihr Athen, und man kennt Züricher achtbare Gelehrte und Beförderer der Wissenschaft (*Hottinger, Orelli* u. A.), doch in Mitte kleiner Staaten, die noch materieller dastehen, ist es leicht, relativ ein Athen zu seyn; die Gelehrten waren früher nur einzeln vorhanden, und in Privatbestrebungen thätig, sie hatten sich nie einer grossen Aufmunterung zu erfreuen, und vermochten bey ihrer kleinen Zahl nicht, dem Ganzen ein höheres Leben einzuhauchen. Die Fremden mit aller ihrer Erudition konnten nie eine Anerkennung finden, wie sie denselben gebührt hätte; sie waren eine geduldete Classe, die überall den deutschen Sinn und das deutsche Herz vermisste, und wegen der geringen Gehalte im Verhältniss zu den hohen Preisen zufrieden seyn musste, wenn sie sich standesmässig durchbrachte. So fehlten also im Anfange schon die nöthigen Elemente, und als von den deutschen Bundesstaaten die Universität interdicirt wurde, war es entschieden, dass die Anstalt, trotz aller An-

strenge nur einen höchst mittelmässigen und defecten Standpunct einnehmen könne, und jeder Professor jede Berufung an einen deutschen Katheder als eine Erlöfung von hundert Uebeln anzusehen habe. Die Professoren fanden bald das richtige System ihres Benehmens. Sie enthielten sich jeder Einmischung in die Intriguen der Factionen, zogen sich zurück, und suchten durch treue und ausschliessende Erfüllung ihres wissenschaftlichen Berufes, so weit es unter so ungünstigen, in Deutschland kaum begreiflichen Umständen möglich war, vortheilhaft zu wirken, und das Wohlwollen der Guten und Verständigen zu erwerben; sie liessen sich nicht in die Frivolität und scandalöse Unfittlichkeit der radicalen Parteygänger hineinziehen, und bewahrten mitten in der Verderbnis die deutsche Gediegenheit. Darin fanden sie sich auch nicht ganz unbelohnt. Die nächsten Folgen waren die Popularität bey den Städtern, und eine bessere Meinung im Auslande, wo man die Universität häufig als einen Herd der Revolution anzusehen pflegte. Allein dem Parteygeist konnte diese ehrenvolle Haltung unmöglich gefallen. Daher wurden bald gehässige Angriffe gegen die einzelnen Lehrer und gegen die ganze Anstalt versucht, immer aber ohne grossen Erfolg, weil die Radicalen, welche im Grossen Rathe und in den Verwaltungsbehörden die Mehrheit hatten, für ihre Creatur kämpften, und das moralische Ansehen der Universität über die Invectiven Meister wurde. Dies änderte sich Alles, als *Straufs*, der Verfasser des Lebens Jesu, auf den Lehrstuhl der christlichen Dogmatik berufen wurde. Die theologische Facultät hatte wohl gefühlt, wie unpraktisch es sey, als Professor, der positives Christenthum lehren, und die jungen Theologen im Sinne der verfassungsmässigen Landeskirche zu Seelforgern des Volkes bilden sollte, einen Mann zu wählen, der aller positiven Religion durch den Rationalismus den Proceß gemacht, und mit seiner Kritik zwar niedgerissen, aber nichts aufgebaut hat, — sie gab also ihr Gutachten gegen *Straufs* ab; nur eine einzige Stimme (der Orientalist *Hitzig*) war etwas abweichend. Dies erregte natürlich das Mißfallen der Radicalen, welche unter dem Vortritte und der Autorität des Dr. *Straufs* eine glänzende Expedition wider die Kirche und den positiven Christenglauben bezweckten. Sie boten also jedes Mittel auf, und setzten mit ihrer Anstrengung die Berufung des Dr. *Straufs* im Erziehungs- und Regierungs-Rathe dennoch durch. Es ist bekannt, daß ihr Triumph nur sehr kurz

war, und daß dieser Streich das ganze Volk (nicht etwa nur, wie man aussprengte: „einige Pfaffen“) in Unwillen und Bewegung versetzte. Der Widerstand organisirte sich, es wurde ein Comité constituirt, und 40,000 Bürger, bereit, im Nothfalle das Aeußerste zu wagen, unterzeichneten an den Grossen Rath eine Petition, deren Erfolg der Beschluß war, *Straufs* in sein Amt nicht eintreten zu lassen, ihn zu pensioniren, und die Stelle mit einem, dem positiven evangelischen Lehrbegriff ergebenden Professor zu besetzen. So zweckmässig dieser Beschluß war, so bitteren Groll erzeugte er bey der unterlegenen Partey, die nun anfang, für ihr Regiment und für das Schullehrer-Seminar besorgt zu werden, dessen Director, ein *Parvenu* aus Deutschland, seit langer Zeit die Jugend in den Schulen für die vorgesetzten Zwecke zu gewinnen suchte. Die Radicalen suchten sich also damit aus der Noth zu helfen, daß sie die Universität und die von ihnen berufenen Lehrer *Punica fide* preisgaben; sie glaubten, ein Gegengewicht zu erlangen, wenn sie die Existenz der Universität mit *Straufs* in Verbindung brächten; sie mochten auch nebenbey denken, die Professoren würden aus Beforgnis für ihre Stellen auf ihre Seite treten, und ihren schwachen discreditirten Anhang verstärken! Allein die Professoren blieben aufserhalb des Tummelplatzes stehen, und bewahrten einen würdigen ruhigen Gleichmuth. Als man den akademischen Senat zu veranlassen suchte, an die zur Behandlung der Universitätsfrage niedergesetzte Commission eine Art von Supplik, um Erhaltung der Universität, einzugeben, faßte derselbe den Beschluß, darauf nicht einzutreten, überzeugt, daß es hier um Gründe und um das Interesse der Wahrheit nicht zu thun sey. — Es wird sich noch in dem laufenden Jahre zeigen, ob der Grosse Rath die Universität erhalten wird, oder nicht. Soll sie fortbestehen, und nicht krankhaft dahingleben, so ist nothwendig, daß ein neuer Geist ihre Gönner und Freunde durchdringe, und daß man sie aus dem Unrath des Parteyhasses heraus auf einen solideren Grund setze, als den bisherigen. Würde sie untergehen, so ist es Schade für so viele geistige und materielle Opfer, die in Hoffnung auf die Zukunft gebracht worden sind, und das geistige Leben in Zürich, das erst im Aufkeimen ist, wird einen Schlag erleiden, den es in Jahrzehnten nicht verwinden kann.

L I T E R A R I S C H E   A N Z E I G E N .

I. Neue periodische Schriften.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen:

**Zeitschrift**  
für die  
**historische Theologie.**

Herausgegeben

von

Dr. *Christ. Friedrich Illgen*,  
ordentl. Professor der Theologie zu Leipzig.

J a h r g a n g 1839. 1stes Heft. gr. 8.

Preis pro 1—4tes Heft 4 Gr.

Leipzig, im Mai 1839.

Carl Knobloch.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Neuer Verlag von *W. Heinrichshofen* in Magdeburg:

*Drüseke, Dr. J. H. B., Eine Heerde und Ein Hirte.* Friedensgedanken bey confessioneller Zerwürfniß, gesprochen im Dome zu Magdeburg. gr. 8. geh. Preis  $\frac{1}{2}$  Thlr.

*Schaaf, L., Encyclopädie der classischen Alterthumskunde;* für die oberen Classen gelehrter Schulen. — Vierte Auflage, bearbeitet von *Dr. J. H. G. Schincke*, zweyten Theils dritte Auflage. Auch unter dem Titel: *Archäologie der Griechen und Römer.* gr. 8. Preis  $\frac{2}{3}$  Thlr.

An alle *soliden* Buchhandlungen Deutschlands und den angrenzenden Ländern ist versendet und zu erhalten:

*Eusebius,*

Bischofs von Cäsarea,

**Kirchengeschichte.**

Zum ersten Male vollständig übersetzt, mit Anmerkungen und dem Leben des Verfassers

von

*August Closs.*

Erstes Heft. 12 Gr. oder 48 Kr.

Das ganze Werk kostet *vollständig* 2 Thlr. oder 3 Fl. 12 Kr. Nach Vollendung 3 Thlr. oder 4 Fl. 48 Kr.

*Ausgabe für Katholiken und Protestanten.*

Das Werk des Bischofs von Cäsarea ist eine der Hauptquellen der ersten christlichen Ge-

sichte, und als solches anerkannt eines der besten. Das Bedürfnis einer treuen vollständigen Uebersetzung ist schon lange gefühlt, da es bis jetzt nur eine, die von *Stroth*, gab, die noch dazu unvollständig ist. Der Uebersetzer suchte so viel als möglich Treue mit dem deutschen Ausdruck zu verbinden. Was die Anmerkungen betrifft, so sind sie theils historisch, theils geographisch. Der Uebersetzung ist die neueste Ausgabe von *Heinichen* zu Grunde gelegt.

Jedem Historiker und Studirenden, wie jedem, der über die erste Zeit unserer christlichen Religion eine Belehrung wünscht, wird diese Uebersetzung eines unserer ersten Philologen gewiß sehr willkommen seyn. Dazu ist der Preis ganz besonders billig.

Stuttgart, im April 1839.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

Es erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu haben:

**Die englischen Universitäten.**

Eine Vorarbeit

zur englischen Literaturgeschichte.

Von

Prof. *V. A. Huber.*

Erster Band. 1839. 30 Bogen, gr. 8.

In *J. C. Krieger's* Verlagshandlung in Cassel.

Preis 2 Thlr. 8 gGr. oder 4 Fl. 12 Kr.

**Schriften der Gesellschaft**

zur Beförderung der

**gesamten Naturwissenschaften**

zu Marburg.

*Vierter Band.*

Enthaltend (auch als besonderer Abdruck zu haben):

**Versuch einer Charakteristik**

der

**Vegetation von Kurheffen.**

Als Einleitung

in die *Flora dieses Landes.*

Nebst 2 Probebogen: einer der *Flora Hassiaca* und einer der *Flora Marburgensis.*

Von

Prof. Dr. *G. W. F. Wenderoth.*

Mit 3 Abbildungen.

1839. Cassel, in *J. C. Krieger's* Verlagshandlung.

12 $\frac{1}{2}$  Bogen, gr. 8. broch. Preis 1 Thlr. 6 gGr. oder 2 Fl. 15 Kr.

### III. Vermischte Anzeigen.

## Historische Preisaufgabe der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag.

Bekannt gemacht im April 1839.

Schon im Jahre 1796 haben unsere verehrten Vorfahren *Eine Geschichte des böhmischen Handels, von den ältesten Zeiten anzufangen, zur Preisaufgabe* gewählt. Es ist aber keine Auflösung derselben versucht worden, und nur Herr *Wander von Grünwald* hat nach abgelaufenem Termin, und ohne auf den Preis Anspruch zu machen, einige Bruchstücke eingekendet, welche er zu einer vollständigen Geschichte des böhmischen Handels in der Folge zu ergänzen beabsichtigte. Es scheint aber, daß dieser bereits verstorbene Verfasser im Gedränge seiner Amtsgeschäfte die Arbeit nicht vollendet habe; wenigstens wurde sie unserer Gesellschaft nicht mitgetheilt.

Seit jener Zeit sind mehr als 40 Jahre verflossen, und diese Frage hat an Interesse in eben demselben Verhältniß gewonnen, als die Landwirtschaft, die Gewerbe und der Handel *Böhmens* rasche Fortschritte gemacht haben. Von der anderen Seite ist seitdem die Beantwortung der Frage wesentlich dadurch erleichtert worden, daß mehrere historische Quellen aus der Vorzeit erforscht, viele der in öffentlichen und Privat-Archiven aufbewahrten Urkunden, handschriftliche Chroniken und historische Werke sowohl im In- als Auslande durch den Druck zum Gemeingute geworden sind.

Die neuere Zeit schenkte den Gewerben und dem Handel der Nationen mehrere Aufmerksamkeit; einige Zeitschriften machen uns mit den Erzeugnissen der Länder und mit dem Abfate derselben bekannt.

Die Gesellschaft darf daher hoffen, daß *dermalen* diese Preisaufgabe sicherer und vollständiger werde gelöst werden, als es nach den damaligen Vorarbeiten im Jahre 1796 möglich war, und bey der Wichtigkeit derselben hat sie beschloffen: *Eine Geschichte des böhmischen Handels, von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des Jahres 1838*, abermals als Preisaufgabe zu wählen. Man erwartet, daß die Herren Concurrenten mit den ältesten Spuren des böhmischen Activ- und Passiv-Handels beginnen, und die Geschichte derselben durch jeden Zeitabschnitt durchführen wer-

den. Es wird ihnen überlassen, in welche Perioden sie die Geschichte abtheilen; doch wird verlangt: daß in jeder gezeigt werde, mit welchen Producten — mit welchen Ländern — *Böhmen* in Activ- oder Passiv-Handelsverhältnissen stand; und daß selbst dem Zwischenhandel in jeder Periode die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt werde; daß ferner in jeder Periode die öffentlichen und Privat-Mafsregeln des In- und Auslandes gezeigt werden, welche auf den böhmischen Handel günstig oder ungünstig eingewirkt haben; und daß die Wendepuncte, welche der Handel in verschiedenen Zeiten erfahren hat, mit den einwirkenden Ursachen klar gemacht werden. Die Gesellschaft wünscht die sorgfältigste und getreue Nachweisung der unmittlbarbaren Quellen, aus welchen bey der Bearbeitung der Preisaufgabe die historischen Thatfachen geschöpft wurden.

Der Preis für die als beste von der Gesellschaft anerkannte Beantwortung dieser Preisfrage besteht in fünfzig kais. österreichischen Ducaten in Gold.

Wenn die Gesellschaft die Drucklegung dieser Beantwortung beschließt, so erhält der Herr Verfasser 350 Exemplare derselben *gratis*, indem die Gesellschaft von der Auflage für ihre Actenbände bloß 150 Exemplare behält.

Auch wird dem Herrn Verfasser das Recht einer grösseren, oder wenn seine 350 Exemplare vergriffen würden, einer neuen Auflage auf seine Kosten eingeräumt. Von der Concurrenz um diese Preisaufgabe sind bloß die Mitglieder der historischen Classe unserer Gesellschaft ausgeschlossen, weil sie die einkommenden Beantwortungen zu beurtheilen haben. Die Aufsätze müssen in deutscher oder lateinischer Sprache verfaßt, von einer fremden Hand leserlich geschrieben, mit einem Motto, dann mit einem dasselbe Motto führenden, den Namen und Wohnort des Verfassers enthaltenden, versiegelten Zettel bis Ende December 1840 an den erwähnten Secretär der Gesellschaft *portofrey* eingekendet werden.

Die versiegelten Zettel jener Herren Bewerber, die den Preis nicht erhalten, werden verbrannt, die Handschriften aber nach dem Motto, und gegen Rückstellung des darüber ausgefertigten Empfangscheines den Einsendern zurückgestellt.

Prag, am 1 April 1839.

Dr. Math. Ritter *Kalina v. Jäshenstein*,  
Secretär der k. böhm. Gesellschaft der  
Wissenschaften.

# INTELLIGENZBLATT

der

## JENAI S C H E N

### ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

M A I 1839.

#### L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N.

##### Vermischte Nachrichten.

##### *Die projectirte Aufhebung der Universität Zürich.*

Es ist gewiß eine dem gelehrten Publicum nicht wenig auffallende Erscheinung, daß eine im Jahr 1833 gegründete Universität schon im J. 1839 durch ihre eigenen Stifter mit der Aufhebung bedroht ist, ohne daß äußere Unglücksfälle neuerlich die Kraft derselben gebrochen, oder ihre Existenz in Gefahr gesetzt haben. Eine so klägliche Wendung der Dinge muß Jederman die Muthmaßung aufdringen, daß die Stiftung selbst ohne genügende Kenntniß und ohne Besonnenheit unternommen worden sey. Wer das Leben in Zürich und die daselbst wirkenden Personen kennt, muß einsehen, daß schon im Anfange die für eine tüchtige Universität nothwendigen Elemente mangelten. Die Anstalt ging nach der sogenannten Revolution zu Uster als ein Werk des Parteygeistes aus den Händen der frisch an das Ruder gekommenen Staatskünstler hervor; mehrere im Ernste für Wissenschaft begeisterte Männer leisteten aus edelem Zwecke freywillig Beyhülfe, oder wurden dazu inducirt. Man wollte mit der Universität in die politischen Plänkeleyen ein geistiges Regulativ bringen; man hoffte aber auch, daß die Professoren die Zwecke der „radicalen“ Partey durch ihre Subordination unter dieselbe realisiren, und eine Garde wider die gestürzte Faction, insbesondere wider die Städte, abgeben würden. In der Stadt war die neue Schöpfung im höchsten Grade unpopulär und sogar verhasst, weil man vermuthete, sie sey, ihr gleichsam zum Trotze, aus den Mitteln des städtischen Chorberrnstiftes hergesetzt, und die fremden Gelehrten seyen nur berufen, um den täglich mehr fodernden Radicalismus bey Umstürzung des Bestehenden und historisch Gezüglichten die Hände zu bieten. Davon hatten die an eine ordnungsmäßige Entwicklung gewöhnten Frem-

den bey ihrer Ueberfiedelung keinen Gedanken, und ließen sich auch auf eine solche Dienstleistung nicht ein; allein der Glaube war allgemein, daß ihnen diese Rolle zugebracht sey, und von ihnen, des Fortkommens und der Protection wegen, angenommen werde. Auf der Landschaft war durch absichtliche Bearbeitungen die Universität in Credit gesetzt worden; doch hatten die Leute davon wenig Begriff, und ein Kenner der Verhältnisse hätte allein aus den zwey Umständen, daß die Anstalt Geldopfer verlangte, und die Befoldungen Fremden zufließen, die baldige Schilderhebung der Rusticität prophezeien können. Hiermit stand in Verbindung der verhältnismäßige Mangel eines wissenschaftlichen Bodens und einer wissenschaftlichen Geistesrichtung im Canton Zürich. Die kleine Stadt und Landschaft Zürich bewegt sich beynahe ausschließend in den materiellen Interessen, im Handel-, Fabrik- und Handwerks-Wesen; Geldbesitz ist das Höchste, und Geldbesitz das Triebrad aller Thätigkeit. Zwar nennen die Schweizer Zürich ihr Athen, und man kennt Züricher achtbare Gelehrte und Beförderer der Wissenschaft (*Hottinger, Orelli* u. A.), doch in Mitte kleiner Staaten, die noch materieller dastehen, ist es leicht, relativ ein Athen zu seyn; die Gelehrten waren früher nur einzeln vorhanden, und in Privatbestrebungen thätig, sie hatten sich nie einer großen Aufmunterung zu erfreuen, und vermochten bey ihrer kleinen Zahl nicht, dem Ganzen ein höheres Leben einzuhauchen. Die Fremden mit aller ihrer Erudition konnten nie eine Anerkennung finden, wie sie denselben gebührt hätte; sie waren eine geduldete Classe, die überall den deutschen Sinn und das deutsche Herz vermißte, und wegen der geringen Gehalte im Verhältniß zu den hohen Preisen zufrieden seyn mußte, wenn sie sich standesmäßig durchbrachte. So fehlten also im Anfange schon die nöthigen Elemente, und als von den deutschen Bundesstaaten die Universität interdicirt wurde, war es entschieden, daß die Anstalt, trotz aller An-

strenge nur einen höchst mittelmässigen und defecten Standpunct einnehmen könne, und jeder Professor jede Berufung an einen deutschen Katheder als eine Erlösung von hundert Uebeln anzusehen habe. Die Professoren fanden bald das richtige System ihres Benehmens. Sie enthielten sich jeder Einmischung in die Intrigen der Factionen, zogen sich zurück, und suchten durch treue und ausschliessende Erfüllung ihres wissenschaftlichen Berufes, so weit es unter so ungünstigen, in Deutschland kaum begreiflichen Umständen möglich war, vortheilhaft zu wirken, und das Wohlwollen der Guten und Verständigen zu erwerben; sie liessen sich nicht in die Frivolität und scandalöse Unsittlichkeit der radicalen Parteygänger hineinziehen, und bewahrten mitten in der Verderbnis die deutsche Gediegenheit. Darin fanden sie sich auch nicht ganz unbelohnt. Die nächsten Folgen waren die Popularität bey den Städtern, und eine bessere Meinung im Auslande, wo man die Univerfität häufig als einen Herd der Revolution anzusehen pflegte. Allein dem Parteygeist konnte diese ehrenvolle Haltung unmöglich gefallen. Daher wurden bald gehässige Angriffe gegen die einzelnen Lehrer und gegen die ganze Anstalt versucht, immer aber ohne grossen Erfolg, weil die Radicalen, welche im Grossen Rathe und in den Verwaltungsbehörden die Mehrheit hatten, für ihre Creatur kämpften, und das moralische Ansehen der Univerfität über die Invectiven Meister wurde. Dies änderte sich Alles, als *Straufs*, der Verfasser des Lebens Jesu, auf den Lehrstuhl der christlichen Dogmatik berufen wurde. Die theologische Facultät hatte wohl gefühlt, wie unpraktisch es sey, als Professor, der positives Christenthum lehren, und die jungen Theologen im Sinne der verfassungsmässigen Landeskirche zu Seelforgern des Volkes bilden sollte, einen Mann zu wählen, der aller positiven Religion durch den Rationalismus den Procefs gemacht, und mit seiner Kritik zwar niedergeriffen, aber nichts aufgebaut hat, — sie gab also ihr Gutachten gegen *Straufs* ab; nur eine einzige Stimme (der Orientalist *Hitzig*) war etwas abweichend. Dies erregte natürlich das Mißfallen der Radicalen, welche unter dem Vortritte und der Autorität des Dr. *Straufs* eine glänzende Expedition wider die Kirche und den positiven Christenglauben bezweckten. Sie boten also jedes Mittel auf, und setzten mit ihrer Anstrengung die Berufung des Dr. *Straufs* im Erziehungs- und Regierungs-Rathe dennoch durch. Es ist bekannt, dafs ihr Triumph nur sehr kurz

war, und dafs dieser Streich das ganze Volk (nicht etwa nur, wie man aussprengte: „einige Pfaffen“) in Unwillen und Bewegung versetzte. Der Widerstand organisirte sich, es wurde ein Comité constituirt, und 40,000 Bürger, bereit, im Nothfalle das Aeuferste zu wagen, unterzeichneten an den Grossen Rath eine Petition, deren Erfolg der Beschluß war, *Straufs* in sein Amt nicht eintreten zu lassen, ihn zu pensioniren, und die Stelle mit einem, dem positiven evangelischen Lehrbegriff ergebenden Professor zu besetzen. So zweckmässig dieser Beschluß war, so bitteren Groll erzeugte er bey der unterlegenen Partey, die nun anfang, für ihr Regiment und für das Schullehrer-Seminar besorgt zu werden, dessen Director, ein *Parvenu* aus Deutschland, seit langer Zeit die Jugend in den Schulen für die vorgefetzten Zwecke zu gewinnen suchte. Die Radicalen suchten sich also damit aus der Noth zu helfen, dafs sie die Univerfität und die von ihnen berufenen Lehrer *Punica fide* preisgaben; sie glaubten, ein Gegengewicht zu erlangen, wenn sie die Existenz der Univerfität mit *Straufs* in Verbindung brächten; sie mochten auch nebenbey denken, die Professoren würden aus Beforgnis für ihre Stellen auf ihre Seite treten, und ihren schwachen discreditirten Anhang verstärken! Allein die Professoren blieben ausserhalb des Tummelplatzes stehen, und bewahrten einen würdigen ruhigen Gleichmuth. Als man den akademischen Senat zu veranlassen suchte, an die zur Behandlung der Univerfitätsfrage niedergefetzte Commission eine Art von Supplik, um Erhaltung der Univerfität, einzugeben, fafste derselbe den Beschluß, darauf nicht einzutreten, überzeugt, dafs es hier um Gründe und um das Interesse der Wahrheit nicht zu thun sey. — Es wird sich noch in dem laufenden Jahre zeigen, ob der Grosse Rath die Univerfität erhalten wird, oder nicht. Soll sie fortbestehen, und nicht krankhaft dahinleben, so ist nothwendig, dafs ein neuer Geist ihre Gönner und Freunde durchdringe, und dafs man sie aus dem Unrath des Parteyhalles heraus auf einen solidern Grund setze, als den bisherigen. Würde sie untergehen, so ist es Schade für so viele geistige und materielle Opfer, die in Hoffnung auf die Zukunft gebracht worden sind, und das geistige Leben in Zürich, das erst im Aufkeimen ist, wird einen Schlag erleiden, den es in Jahrzehnten nicht verwunden kann.

## L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N .

## I. Neue periodische Schriften.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen:

**Zeitschrift**  
für die  
**historische Theologie.**

Herausgegeben  
von

Dr. *Christ. Friedrich Illgen*,  
ordentl. Professor der Theologie zu Leipzig.  
Jahrgang 1839. 1tes Heft. gr. 8.

Preis pro 1—4tes Heft 4 Gr.  
Leipzig, im Mai 1839.

*Carl Knobloch.*

schichte, und als solches anerkannt eines der besten. Das Bedürfnis einer treuen vollständigen Uebersetzung ist schon lange gefühlt, da es bis jetzt nur eine, die von *Stroth*, gab, die noch dazu unvollständig ist. Der Uebersetzer suchte so viel als möglich Treue mit dem deutlichen Ausdruck zu verbinden. Was die Anmerkungen betrifft, so sind sie theils historisch, theils geographisch. Der Uebersetzung ist die neueste Ausgabe von *Heinichen* zu Grunde gelegt.

Jedem Historiker und Studirenden, wie jedem, der über die erste Zeit unserer christlichen Religion eine Belehrung wünscht, wird diese Uebersetzung eines unserer ersten Philologen gewiss sehr willkommen seyn. Dazu ist der Preis ganz besonders billig.

Stuttgart, im April 1839.

*Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.*

## II. Ankündigungen neuer Bücher.

Neuer Verlag von *W. Heinrichshofen* in Magdeburg:

*Drüseke*, Dr. *J. H. B.*, *Eine Heerde und Ein Hirte.* Friedensgedanken bey confessioneller Zerstreuung, gesprochen im Dome zu Magdeburg. gr. 8. geh. Preis  $\frac{1}{2}$  Thlr.

*Schaaf*, *L.*, *Encyklopädie der classischen Alterthumskunde;* für die oberen Classen gelehrter Schulen. — Vierte Auflage, bearbeitet von Dr. *J. H. G. Schüncke*, zweyten Theils dritte Auflage. Auch unter dem Titel: *Archäologie der Griechen und Römer.* gr. 8. Preis  $\frac{2}{3}$  Thlr.

An alle soliden Buchhandlungen Deutschlands und den angrenzenden Ländern ist versendet und zu erhalten:

*Eusebius*,  
Bischofs von Cäsarea,

**Kirchengeschichte.**

Zum ersten Male vollständig übersetzt, mit Anmerkungen und dem Leben des Verfassers  
von

*August Closs.*

Erstes Heft. 12 Gr. oder 48 Kr.

Das ganze Werk kostet vollständig 2 Thlr. oder 3 Fl. 12 Kr. Nach Vollendung 3 Thlr. oder 4 Fl. 48 Kr.

Ausgabe für Katholiken und Protestanten.

Das Werk des Bischofs von Cäsarea ist eine der Hauptquellen der ersten christlichen Ge-

Es erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu haben:

**Die englischen Universitäten.**

Eine Vorarbeit

zur englischen Literaturgeschichte.

Von

Prof. *V. A. Huber.*

Erster Band. 1839. 30 Bogen, gr. 8.

In *J. C. Krieger's* Verlagshandlung in Cassel.

Preis 2 Thlr. 8 gGr. oder 4 Fl. 12 Kr.

**Schriften der Gesellschaft**

zur Beförderung der

gesamten Naturwissenschaften

zu Marburg.

*Vierter Band.*

Enthaltend (auch als besonderer Abdruck zu haben):

**Versuch einer Charakteristik**

der

**Vegetation von Kurheffen.**

Als Einleitung

in die Flora dieses Landes.

Nebst 2 Probebogen: einer der *Flora Hassfaca*  
und einer der *Flora Marburgensis.*

Von

Prof. Dr. *G. W. F. Wenderoth.*

Mit 3 Abbildungen.

1839. Cassel, in *J. C. Krieger's* Verlagshandlung.

12½ Bogen, gr. 8. broch. Preis 1 Thlr. 6 gGr.  
oder 2 Fl. 15 Kr.

### III. Vermischte Anzeigen.

## Historische Preisaufgabe der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag.

Bekannt gemacht im April 1839.

Schon im Jahre 1796 haben unsere verehrten Vorfahren *Eine Geschichte des böhmischen Handels, von den ältesten Zeiten anzufangen*, zur Preisaufgabe gewählt. Es ist aber keine Auflösung derselben versucht worden, und nur Herr *Wander von Grünwald* hat nach abgelaufenem Termin, und ohne auf den Preis Anspruch zu machen, einige Bruchstücke eingesendet, welche er zu einer vollständigen Geschichte des böhmischen Handels in der Folge zu ergänzen beabsichtigte. Es scheint aber, daß dieser bereits verstorbene Verfasser im Gedränge seiner Amtsgeschäfte die Arbeit nicht vollendet habe; wenigstens wurde sie unserer Gesellschaft nicht mitgetheilt.

Seit jener Zeit sind mehr als 40 Jahre verflossen, und diese Frage hat an Interesse in eben demselben Verhältniß gewonnen, als die Landwirtschaft, die Gewerbe und der Handel *Böhmens* rasche Fortschritte gemacht haben. Von der anderen Seite ist seitdem die Beantwortung der Frage wesentlich dadurch erleichtert worden, daß mehrere historische Quellen aus der Vorzeit erforscht, viele der in öffentlichen und Privat-Archiven aufbewahrten Urkunden, handschriftliche Chroniken und historische Werke sowohl im In- als Auslande durch den Druck zum Gemeingute geworden sind.

Die neuere Zeit schenkte den Gewerben und dem Handel der Nationen mehrere Aufmerksamkeit; einige Zeitschriften machen uns mit den Erzeugnissen der Länder und mit dem Abfate derselben bekannt.

Die Gesellschaft darf daher hoffen, daß *dermalen* diese Preisaufgabe sicherer und vollständiger werde gelöst werden, als es nach den damaligen Vorarbeiten im Jahre 1796 möglich war, und bey der Wichtigkeit derselben hat sie beschlossen: *Eine Geschichte des böhmischen Handels, von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des Jahres 1838*, abermals als Preisaufgabe zu wählen. Man erwartet, daß die Herren Concurrenten mit den ältesten Spuren des böhmischen Activ- und Passiv-Handels beginnen, und die Geschichte derselben durch jeden Zeitabschnitt durchführen wer-

den. Es wird ihnen überlassen, in welche Perioden sie die Geschichte abtheilen; doch wird verlangt: daß in jeder gezeigt werde, mit welchen Producten — mit welchen Ländern — *Böhmen* in Activ- oder Passiv-Handelsverhältnissen stand; und daß selbst dem Zwischenhandel in jeder Periode die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt werde; daß ferner in jeder Periode die öffentlichen und Privat-Maßregeln des In- und Auslandes gezeigt werden, welche auf den böhmischen Handel günstig oder ungünstig eingewirkt haben; und daß die Wendepuncte, welche der Handel in verschiedenen Zeiten erfahren hat, mit den einwirkenden Ursachen klar gemacht werden. Die Gesellschaft wünscht die sorgfältigste und getreue Nachweisung der unmittelbaren Quellen, aus welchen bey der Bearbeitung der Preisaufgabe die historischen Thatfachen geschöpft wurden.

Der Preis für die als beste von der Gesellschaft anerkannte Beantwortung dieser Preisfrage besteht in funfzig kais. österreichischen Ducaten in Gold.

Wenn die Gesellschaft die Drucklegung dieser Beantwortung beschließt, so erhält der Herr Verfasser 350 Exemplare derselben *gratis*, indem die Gesellschaft von der Auflage für ihre Actenbände bloß 150 Exemplare behält.

Auch wird dem Herrn Verfasser das Recht einer größeren, oder wenn seine 350 Exemplare vergriffen würden, einer neuen Auflage auf seine Kosten eingeräumt. Von der Concurrenz um diese Preisaufgabe sind bloß die Mitglieder der historischen Classe unserer Gesellschaft ausgeschlossen, weil sie die einkommenden Beantwortungen zu beurtheilen haben. Die Aufsätze müssen in deutscher oder lateinischer Sprache verfaßt, von einer fremden Hand leserlich geschrieben, mit einem Motto, dann mit einem dasselbe Motto führenden, den Namen und Wohnort des Verfassers enthaltenden, versiegelten Zettel bis Ende December 1840 an den erwählten Secretär der Gesellschaft *portofrey* eingesendet werden.

Die versiegelten Zettel jener Herren Bewerber, die den Preis nicht erhalten, werden verbrannt, die Handschriften aber nach dem Motto, und gegen Rückstellung des darüber ausgefertigten Empfangscheines den Einsendern zurückgestellt.

Prag, am 1 April 1839.

Dr. Math. Ritter *Kalina v. Jüthenstein*,  
Secretär der k. böhm. Gesellschaft der  
Wissenschaften.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U N I 1 8 3 9.

## T H E O L O G I E.

HAMBURG, b. Perthes: *Das Leben Jesu in seinem geschichtlichen Zusammenhange und seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt* von Dr. August Neander. 1837. XXVIII u. 657 S. (3 Thlr.) \*

In der gegenwärtigen kritischen Drang- und Sturm-Periode konnte wohl dem gespannten und bedürftigen Publicum kein Werk willkommener seyn, als das eines Mannes, dessen kirchlich-theologisches Ansehen in seinem vielbewährten frommen Glaubenssinne und in seinen Gemeindeinteressen, in seiner gründlichen Sachkenntnis und lauterer Wahrheitsliebe tief befestigt ist. Wie sehr auch die theologische Literatur in einem Zeitraume von wenigen Jahren durch Schriften über denselben Gegenstand des obigen Werkes bereichert ist, so dürften doch aus der überfüllten Menge nur sehr wenige hervorgehoben werden, in denen die heilige Angelegenheit, um die es sich handelt, würdig verfochten, und im Kampfe gegen die neueren Anfechtungen das Interesse der Wissenschaft wahrhaft repräsentirt und gefördert wird. Es ist viel geschrieben und heftig gekämpft; es sind auch reichliche Kräfte hie und da entfaltet worden, aber, bey Licht besehen, nicht sowohl im Dienste der Sache als vielmehr im Interesse der Partey, und deshalb ist in objectiver Hinsicht von den gewonnenen Resultaten vorerst noch wenig zu sagen. Dagegen von dem Vf. stand es nach Maßgabe seiner bisherigen werthvollen Leistungen im Voraus zu erwarten, daß er sowohl mit den Schwierigkeiten dieser neuen Aufgabe vollständig bekannt seyn, als auch zur Lösung derselben

heißsam beytragen werde. Und sicherlich hat er Unzähligen durch die obige willkommene Geistesgabe ihr evangelisches Gnadengut tiefer befestigt, und ihnen vor den gegenwärtigen Anfechtungen und Gefahren ihr Heiligthum sicher gestellt, welches Verdienst unleugbar hoch anzuschlagen ist, mag immerhin viel auf Rechnung früherer Leistungen zu schieben seyn. Ob iadefs in und mit der theilweisen Befriedigung vulgärer Zeitbedürfnisse zugleich den Anforderungen der Sache und der Wissenschaft volle Genüge geschehen; ob namentlich im vorliegenden Falle das dem theologischen Augenmerke vorgesteckte Ziel erreicht sey, das ist eine Frage, deren Beantwortung nothwendig genauere Berücksichtigung erheischt sowohl des *Principes* der Lebensdarstellung Christi, als auch der dabey in Betracht kommenden *Quellen*, und hienach der eigenthümlichen *Darstellungsweise* des Vfs. im Besonderen und Einzelnen.

Man hat neuerdings verschiedentlich die Behauptung aufgestellt, daß eine treue Darstellung des Lebens Jesu wegen der Kürze, Mangelhaftigkeit und großen Verschiedenheit der evangelischen Berichte geradezu unmöglich sey, und gewiß hat diese Ansicht Viel für sich, sofern sie lediglich das geschichtliche Daseyn fixirt, d. h. die äußere Erscheinungsseite oder den individuellen Entwicklungsgang im vollen Umkreise seiner besonderen Zustände, Thaten und Schicksale. Darüber wird es nie zu vollkommen genügenden Aufschlüssen kommen, eben weil das überlieferte Material einestheils zu wenig ausreicht, andertheils in Hauptpunkten zu wesentlich abweicht, und die Gewißheit davon muß dem unbefangenen Blicke gerade unter den gegenwärtigen lebhaft kritischen Bewegungen, Vermittelungen und Ergebnissen sich mehr als je aufdringen. Aber ist denn jene individuelle Erscheinungsseite so wenig bekannt, daß überhaupt kein Urtheil über den eigentlichen Wesensgehalt der Persönlichkeit zu gewinnen steht? Schwebt ein solches Dunkel über dem Leben Jesu, daß auch dessen Beruf und die Art und Weise der Erfüllung im Verborgenen liegt, oder ist nicht vielmehr gerade Letztes die in Lehre und That klar genug erschlossene Lichtseite? Freylich von der Jugendgeschichte Christi wissen wir so viel wie nichts, und was seinen eigentlichen Wirkungskreis betrifft, so scheint es in's Reich der Unmöglichkeit zu gehören, die darin für uns vorhandenen Lücken und Unebenheiten in örtlicher, zeitlicher und sächlicher Hinsicht vollkommen auszugleichen. Doch dabey ist im Allgemeinen auch nicht zu übersehen, daß mit dergleichen Uebelstän-

\*) In der nachfolgenden Beurtheilung ist es weniger darum zu thun, die bereits oft zusammengelesenen Quanta von Mängeln und Vorzügen nochmals gegen einander abzuwägen, als vielmehr überhaupt die zu lösende Aufgabe nach ihren Grundbestimmungen und dem gegenüber den Standpunkt Neanders nach seinen Hauptseiten in Erwägung zu ziehen. Die bisher erschienenen Auflagen sind im Wesentlichen noch gleich geblieben, und man wird es deshalb nicht auffallend finden, daß Rec. nach der ersten citirt, welche unter dem gelehrten Publicum auch nur die am meisten verbreitete seyn mag. Es ist in der That interessant, auf dem gegenwärtigen Lebensgebiete der christlichen Religion und Theologie dem übermäßigen Verlangen zuerst nach dem Strauß'schen, darauf nach dem Neander'schen Werke zuzusehen, und sich zu überzeugen, daß doch das Publicum sehr ernstlich darauf bedacht ist, den im Reiche der Wahrheit ausgebrochenen Erdbrand zu löschen. Doch auch hier heißt's: Wasser thut's freylich nicht u. s. w.

den die Geschichte einer jeden welthistorischen Persönlichkeit mehr oder weniger befaßt ist und bleibt. Alle Urkunden und Berichte, wie treu, vollständig und übereinstimmend sie auch sind, können doch nimmermehr das Object in dem ursprünglichen lebendigen Vaterlande seines Inneren und Aeußeren, seiner intellectuellen und praktischen Selbstentwicklung reproduciren, sondern es hat in der Relation bey einem mehr oder minder anschaulichen Abbilde stets sein Bewenden. Und mag die Fülle der Facten und Daten noch so groß seyn, sie als solche für sich fixirt lassen in ihrer losen Aeußerlichkeit stets viel zu wünschen übrig, weshalb denn auch jede rein von solchem historischem Gesichtspuncte aus unternommene Darstellung an dem Gebrechen der Einseitigkeit und Mangelhaftigkeit leiden muß. Allein für die vernünftige Geschichtsbetrachtung und wissenschaftliche Behandlung ist im Grunde auch weiter nichts nöthig, als das historische Material zum thatächlichen Erweise der eigenthümlichen Beschaffenheit des Objectes ausreiche, also hinsichtlich einer welthistorischen Persönlichkeit zum treuen Zeugnisse für deren Daseyn und Wirken dienen könne. Ist dieses der Fall, so muß ungeachtet mancher Lücken und Differenzen doch aus dem Besonderen und Einzelnen ein umfassendes Ganze zu gewinnen seyn, welches auf thatächlicher Basis ruhet, und in allen wesentlichen Bestandtheilen den überlieferten Grundzügen des Urbildes adäquat erscheint. Hat nun das christliche Selbstbewußtseyn auf dem Grunde der evangelischen Urkunden in Christo ein persönliches Lebensganzes vor Augen, so muß dieses doch wohl auch im Lichte des Geistes und der Wissenschaft darzustellen, nach seiner Erscheinung und Bethätigung als in sich abgerundet zu begreifen seyn. Sonst müßte das der gläubigen Vorstellung einheimische Lebensbild Christi, gleich einem ungeschichtlichen Trugbilde, im unerträglichsten Widerspruche mit Vernunft und Wahrheit stehen. Indes zur wissenschaftlichen Erkenntnis und systematischen Entwicklung gehört vor Allem, daß der Gegenstand in dem ideellen Mittelpuncte seines lebendigen Daseyns gewußt, gleichsam bey der Seele seiner Existenz erfaßt, und daß demgemäß die Darstellung von dem wahren Sachprincipe durchweg beherrscht werde. Dieses Princip, als innerer permanenter Bestimmungsgrund des Gegenstandes und des Selbstbewußtseyns davon, kann hinsichtlich Christi als dessen unendliche Lebensidee bestimmt werden, ohne welche jede Darstellung, mag sie immerhin rein historisch seyn sollen, alles sicheren Haltes ermangeln würde, da ja zur wahrhaften Auffassung und Würdigung des Aeußeren eines individuellen Lebenskreises auch nothwendig die Durchdringung des Inneren wie zur Ergründung des subjectiven Handels und Wandels die Erkenntnis des charakteristischen Wesens mitgehört. Wird nun zuvörderst in dieser Beziehung Neanders Werk beleuchtet, so sollte man fast glauben, daß dasselbe in der harmlosen Ueberzeugung abgefaßt sey, als ob es der besonderen Motivirung des Principes nicht bedürfe, weil sich dieses in der Sache

schon ganz von selbst machen werde. Auf das Entschiedenste wird die Anforderung der sogenannten Voraussetzungslosigkeit zurückgewiesen, und vielmehr als absoluter Grundsatz aufgestellt, daß wir uns von allen denjenigen Voraussetzungen nicht frey machen sollen, „welche durch eine höhere, von dem ewigen Gesetze des Schöpfers herrührende, in der sittlichen Weltordnung begründete Nothwendigkeit unserer Natur zum Grunde liegen, und von welchen dieselbe getragen werden muß“ (S. 1). Darin hat der Vf. vollkommen Recht; aber er selbst muß doch auch zugeben, daß es willkürliche Voraussetzungen giebt, deren man sich entschlagen müsse, und diesen gegenüber ist ihm die nothwendig zu Grunde liegende Voraussetzung eben die, „daß Jesus ist der Sohn Gottes in einem Sinne, in welchem dies von keinem Menschen ausgeagt werden kann, daß in ihm die Quelle des göttlichen Lebens selbst in der Menschheit erschienen, daß durch ihn die Idee der göttlichen Menschheit verwirklicht worden“ (S. 2). Späterhin heißt es von dieser Voraussetzung, daß sich dieselbe bey der Betrachtung selbst in ihrer Wahrheit bewähren und alsdann sich zeigen müsse, „daß ohne dieselbe das Leben Jesu Christi nicht verstanden werden kann, daß aber vermöge derselben Alles harmonisch zusammenstimmt“ (S. 5). Hiemit ist für die Sache und Wissenschaft vorweg ein sehr günstiges Bekenntnis abgelegt, und man dürfte wohl jene Voraussetzung, welche ja wegen ihrer unendlichen Bedeutsamkeit der ganzen Betrachtung zu Grunde liegen soll, geradezu als Princip fassen, wengleich darüber in diesem Sinne nicht besonders gehandelt wird. Als die absolute Wahrheit, daß Christus ist der Sohn Gottes, bildet die allbeherrschende Substanz. Allein mit dieser Wahrheit wird es in der eigentlichen Sachbehandlung so sehr genau nicht genommen, sondern es fließen unwillkürlich allem Anscheine nach sehr heterogene Bestimmungen mit ein. Denn derselbe Christus, welcher nach jener Voraussetzung so wesentlich von allen anderen Menschen zu unterscheiden ist, hat sich doch auf ganz naturgemäße menschliche Weise in seiner Individualität und Subjectivität entwickelt, bereitete sich zweckmäßig zu seiner öffentlichen Wirksamkeit wie zur Vollendung seines irdischen Berufes vor, befah zwar eine von dem göttlichen Geiste erleuchtete Vernunft, aber hiemit keinesweges Allwissenheit oder ein Vorherwissen des Zukünftigen, und erkannte sicherlich auch nicht gleich anfangs in Judas den Widersacher und Verräther, obschon er mit seinem klaren Geistesblicke Gegenwart und Zukunft überschauete und das Innere Anderer durchsichtigte (S. 37, 106, 111, 224, 225, 246, 340, 348, 350, 571, 614 u. 615). Auf gleiche Weise wird hinsichtlich des Verhältnisses der göttlichen und der menschlichen Natur in Christo bey einer Gelegenheit bloß eine „Einstrahlung des göttlichen Wesens in sein zeitliches Bewußtseyn“ statuirt (S. 348), hingegen aber bey anderer Gelegenheit eine vollkommene Einheit behauptet (S. 99), ja eine „gleichmäßige Ruhe, Klarheit und Besonnenheit des den Urquell des göttlichen Le-

bens in sich tragenden Geistes, eine Continuität des göttlich-menschlichen Bewusstseyns, in der wir nicht zwischen hellen und dunklen Momenten unterscheiden dürfen“ (S. 503). In dergleichen Versicherungen, welche unter mannichfachen Modificationen durchweg mit einander abwechseln, sind Antithesen enthalten, welche doch wohl einer wissenschaftlichen Ausgleichung bedurft hätten, um nicht die Idee des christlichen Religionsstifters, als des Sohnes Gottes oder Gottmenschens, und hiemit das Princip der Darstellung in dem augenscheinlichsten Widerspruche mit sich bestehen zu lassen. Es war zur Begründung des evangelischen Standpunctes, dem perhorrescirten mythologischen gegenüber, durchaus nothwendig, die Grundidee der Persönlichkeit Christi nach Wesen und Erscheinung principiell zu entfalten, dabey sowohl auf die vorchristliche Zeit, als auch auf die apostolische Zuständlichkeit einzugehen, und somit *a priori* und *a posteriori* das christliche Urgebiet vor aller Vermischung mit einem ungeschichtlichen Mythenkreise möglichst zu sichern. Der Vf. ist sich dessen bewußt, daß eine Darstellung des Lebens Jesu unter den gegenwärtigen Umständen nicht ohne Bezugnahme auf das *Straufs'sche* Werk durchzuführen ist, und er hat den mythologischen Gesichtspunct in seinen Gründen zu widerlegen gesucht (S. 11). Allein diese vermeintliche Widerlegung ist in Wahrheit nur auf Einzelheiten beschränkt; und wird darin auch mancher wesentliche Bestandtheil der evangelischen Geschichte dem verzehrenden Feuer negativer Kritik glücklich entrisen, so kann doch von einer Widerlegung der Gründe des mythologischen Gesichtspunctes durchaus nicht die Rede seyn, da es ja nicht minder an durchgreifender Bekämpfung antievangelischer Principien und Richtungen, als an der nöthigen wissenschaftlichen Rechtfertigung des wahren evangelischen Principes fehlt. Freylich *Neander* steht dem biblischen Heilsworte mit apologetischer Beweiskraft im reinsten Glaubensinteresse gegenüber, und sucht unter reichlichen Beweisen von Umsicht und Scharfsinn sich stets ein cordiales Verhältniß zur Sache zu bewahren; hingegen *Straufs* übt vorherrschend eine polemische Kritik aus, und seine Stellung ist dem biblischen Inhalte gegenüber eine sorgfältig prüfende, scharf reflectirende, dialektisch-rationelle; dort ist die Darstellung meist populär, oft in erbaulicher Weise nur umschreibend, hier mehr systematisch und mit zweckdienlichem Materiale reicher ausgestattet. Indefs diese durchgreifende Verschiedenheit steigert sich nur selten zu thätlicher Entgegensetzung; beide Werke erscheinen in den meisten Beziehungen einander weniger opponirt als coordinirt. Denn die *Straufs'sche* Stellung bleibt in ihrem Mittelpuncte, da wo es sich um Hauptfachen handelt, unangefochten, findet sogar in dem einen und anderen wichtigen Halt puncte die beste Unterstützung, wie sich nachher noch zeigen wird. Muß man es nun gleich dem Vf. des obigen Werkes aufrichtig Dank wissen, daß er seine gründlichen exegetischen Forschungen nach ihrem historisch-dogmatischen Inhalte und Ge-

halte im Zusammenhange unverholen enthüllt, auch der unbefangenen historischen Kritik ihr volles Bethätigungsrecht vindicirt, und weder um das hyperkritische noch um das unkritische Verfahren gewisser Parteyen sich kümmert (S. XII); so ist es doch um der behandelten Sache, um der Wissenschaft und um des Publicums willen gar sehr zu bedauern, daß er in positiver wie in negativer Hinsicht principlos zu Werke geht, deshalb in den hervorgehobenen verschiedenartigen Seiten der Christusidee das vereinte harmonische Lebensbild und in den vielen beliebigen Divergenzen seiner Darstellung den wahrhaften Bestimmungsgrund und Einigungspunct vermissen läßt. Die natürliche Folge einer solchen im Princip nicht wissenschaftlich befestigten dissonanten Behandlungsweise ist unfreyes Schwanken zwischen entgegengesetzten Auffassungen, hier supernaturalistische, dort rationalistische Entscheidung, eine Inconsequenz der Ansichten und Urtheile, welche den Gegenstand fast fortwährend in einem trüben Zwiellichte hält.

Ein anderer großer Uebelstand bey dem obigen Werke ist der, daß es der Vf. an näheren Aufschlüssen über die *Quellen* der Geschichte Christi fehlen, und nur bey einer allgemeinen Vorbemerkung nebst einigen gelegentlich eingefügten Notizen bewenden läßt. Mußte man in dieser Beziehung *Straufs* den Vorwurf machen, mit den Evangelien, was ihre authentische Gültigkeit betrifft, die Sache gar zu leicht genommen zu haben, so dürfte ein Gleiches nicht mit Unrecht auch *Neander* widerfahren. Als kurzes Resultat seiner Untersuchungen über diesen Gegenstand theilt er im Allgemeinen Folgendes mit, daß zuerst ein Kreis von Ueberlieferungen einzelner Scenen aus dem Leben Christi sich gebildet habe, daß diese theils mündlich fortgepflanzt, theils in schriftlichen Denkwürdigkeiten niedergelegt, und daß sodann aus der Zusammenstellung solcher einzelner Ueberlieferungen unsere drey ersten Evangelien hervorgegangen seyen, während das johanneische Evangelium als einzige zusammenhängende Darstellung das Lebensbild Christi umfaßt, wie es sich in der unmittelbaren Anschauung des vertrauten Jüngers ausprägte (S. 7 Anm.). Ist nun gleich hiegegen nichts einzuwenden, so fühlt man sich doch nichts destoweniger sehr unbefriedigt, da mit Fug und Recht über die verschiedenartige Beschaffenheit und das gegenseitige Verhältniß der ursprünglichen Evangelien-Exemplare ausführlicher Aufschluß zu erwarten war. Denn noch ganz abgesehen von den individuellen Unterschieden unserer vier Evangelien, sind denn nicht gleichzeitig mit diesen schriftlichen Denkmälern viele andere im Umlauf gewesen? Wie verhalten sich eigentlich unsere *kanonischen* Evangelien zu den *apokryphischen*, haben sie im Vergleich mit den letzteren einen durchaus unabhängigen Ausgangspunct, oder sind sie aus gleichem Grund und Boden entsprossen, und wie steht es beiden gegenüber mit der Geschichte Christi? Es würde doch gewiß ein leichtsinniges Verfahren, ja eine arge Beeinträchtigung des geschichtlichen Sachverlaufs verrathen, wenn man der willkürlichen Be-

hauptung Gehör geben wollte, daß das apokryphische Evangelien-Element gleich anfangs dem kanonischen entgegengesetzt gewesen, als solches in entschiedener häretischer Verirrung begründet, und wo nicht absichtlich aus trügerischer Tendenz, doch aus entartetem phantastischem Glaubenssinne, entsprungen sey. Im Gegentheil nach offenkundigen geschichtlichen Zeugnissen verbanden sich unwillkürlich und arglos mit der kanonischen Substanz der evangelischen Geschichte auch apokryphische Accidenzen. Denn das befruchtete christliche Wesen liefs in der frischkräftigen Entwicklung seines echt evangelischen Kernes gleichsam von selbst unechte Ansätze mit zum Vorschein kommen; ja letztes war unvermeidlich in einer Zeit und Zuständlichkeit, wo es natürlich mit begeistertem Glaubenseifer und regstem Sachinteresse darauf abgesehen seyn mußte, den aus der Persönlichkeit des Sohnes Gottes strahlenden Wunderglanz im hellsten Lichte scheinen zu lassen. Demgemäfs ist zu Ende des ersten Jahrhunderts und zu Anfange des zweyten das kanonische und das apokryphische Element noch durchaus nicht streng geschieden, sondern unmittelbar vermischt, ja statt unserer Evangelien kommen bey den Kirchenlehrern jener Zeit gerade nur solche zur Sprache, denen sicherlich apokryphische Bestandtheile nicht abzusprechen sind, z. B. das Evangelium der Hebräer, das Evangelium des Petrus, die Denkwürdigkeiten der Apostel, obgleich die vollständigen apokryphischen Gebilde erst einige Jahrzehende später hervortreten, und namentlich, wie sich nach den entgegengesetzten Geistesrichtungen von selbst versteht, aus partikulärem Beweggrunde und zu partyischem Zwecke. Kann man aber hinsichtlich der ältesten evangelischen Urkunden eine echt kanonische Substanz trotz der apokryphischen Ingredienzen nicht in Zweifel ziehen — wenn überhaupt für diese Zeit der Unterschied des Kanonischen und des Apokryphischen schon urgirt werden darf, — so ist andererseits unseren kanonischen oder neutestamentlichen Evangelien auch das apokryphische Element nicht so sehr fern und fremd zu wähen. Denn hatte dasselbe einmal im christlichen Gemeinwesen Wurzel geschlagen, und daran wird mit unbefangenen historisch-kritischem Sinne kein vernünftiger Theolog zweifeln, — warum sollte es nicht auch in die christlichen Schriften Eingang gefunden haben? Freylich muß ein Unterschied gemacht werden zwischen Schriften von unmittelbaren Jüngern Christi (dem Evangelium Johannes) und zwischen solchen von Apostelschülern (unserem heutigen Matthäus, Marcus und Lucas), ebenso zwischen allen noch späteren Evangelien-Producten und diesen seit der Mitte des zweyten Jahrhunderts kirchlich anerkannten. Allein nichts destoweniger schließt doch das apokryphische Element in seinem ersten arglosen Ausdrücke eine urchristliche freye Triebkräftigkeit in sich, welche hier mehr, dort weniger ihren Einfluß ausübte. Man darf wohl mit Gewifsheit annehmen, daß auch Nean-

der von einer solchen inneren Verwandtschaft des Kanonischen und des Apokryphischen in der primären Evangelien-Productivität vollkommen überzeugt ist, da er ja selbst mehrfach darauf hindeutet, und sogar mehr zugiebt, als man erwarten dürfte. Denn ohne Rückhalt wird gelegentlich in den meisten Zugeständnissen der Begriff der Authenticität, Inspiration und Kanonicität gar sehr modificirt; es hat sich nämlich dem Thatfächlichen hin und wieder auch phantastische Ausmalung angeschlossen; Uebertreibung, mangelhafte Auffassung, Verwechslung, Trübung der Ueberlieferung, Widerspruch und Mißverständnis sind an vielen Punkten unverkennbar, und es fehlt auch an Beispielen nicht, daß Wundererklärungen blofs aus subjectiven Voraussetzungen hervorgegangen sind, so daß man über mythische Ansätze durchaus nicht in Zweifel seyn kann (S. 27, 145, 155, 253, 331, 415, 522, 619 u. a.). Der Redacteur unseres griechischen Matthäus hat nicht selten Verwandtes mit einander vermischt; Marcus und Lucas lassen unwillkürlich bey ihrer Berichterstattung Züge der Ueberlieferung mit einfließen, ja Letzter ist auch von Anachronismen nicht frey, und endlich bey Johannes ist in der Darstellung die Subjectivität und die Objectivität meist auf das Innigste in einander verschmolzen (S. 20. 165. 169. 425. 562. 574 u. a.). Dergleichen freysinnige Urtheile sind als Beweise einer unbefangenen Kritik mit Dank anzunehmen, und man ersieht daraus wiederum ganz deutlich, wie wenig doch auf biblischem Gebiete, selbst bey glaubensfester Geistesrichtung, die Voraussetzung eines durchweg unfehlbar geschichtlichen Inhaltes sich verfechten läßt. Allein soll nun auf evangelischem Grunde und Boden der Standpunct einer Darstellung des Lebens Jesu wirklich gesichert erscheinen, so muß vor allen Dingen unser Evangeliengebiet in seiner geschichtlichen Ursprünglichkeit, allmählichen Umbildung und bedeutsamen Umgebung beleuchtet werden. Daß aber hierauf der Vf. nicht besonders eingegangen ist, muß als ein großer Mangel seines Werkes angesehen werden. Es kann nicht fehlen, daß jene zerstreuten liberalen Aeußerungen, wie beysällig man sie auch größtentheils aufnehmen mag, im Vergleich mit andern Behauptungen ein willkürliches Ansehn haben; denn es fehlt ihnen die tiefere umfassende Begründung. Ja wenn man da bey des Vfs. Behandlung der verschiedenartigen evangelischen Berichte mit vieler Mühe und Kunst, mit Umsicht und Geschicklichkeit das Eigenthümliche motivirt, das Widersprechende ausgeglichen, hier Ergänzungen oder Beseitigungen, dort Umänderungen oder Folgerungen gemacht sieht, so darf man im historisch-kritischem Interesse wohl fragen: was berechtigt denn zu solcher ungleichartigen Auffassungsweise, warum hat dieser Evangelist vor jenem den Vorzug, und worin liegt das eigentliche Kriterium des Historischen und des Sagenhaften oder Phantastischen?

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U N I 1 8 3 9.

## T H E O L O G I E.

HAMBURG, b. Perthes: *Das Leben Jesu in seinem geschichtlichen Zusammenhange und seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt* von Dr. August Neander u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Soll bey theologischen Bestimmungen und Erörterungen ein objectiver Maßstab und wissenschaftlicher Gehalt anerkannt werden, so kann man es sich bey den billigsten Anforderungen doch unmöglich gefallen lassen, wenn zwar mit den besten Erwartungen und Verheißungen an die Sache herangegangen, aber im Verlaufe der Behandlung so ganz ohne Arg und weitere Rücksicht hier der objectiven Richtschnur widersprochen, dort beygestimmt, einmal das Vorhandene glücklich angenommen, ein ander Mal beseitigt, und somit unter dankenswerthen Aufschlüssen in kindlich naiver Weise ein wankelmüthiges Wechselspiel mit Berichten und Grundsätzen getrieben wird. War vielmehr überhaupt zur wissenschaftlichen Begründung der schweren Aufgabe vorerst das die Darstellung beherrschende Princip in seiner lebendigen Urkräftigkeit und Selbstständigkeit herauszustellen, so mußte andererseits, um den Weg der Entwicklung gehörig zu bahnen, das Grundgepräge der evangelischen Berichterstattung enthüllt, dabey das kanonische und das apokryphische Element in ihrem wechselseitigen Verhältnisse beleuchtet, und überdies die individuelle Eigenthümlichkeit eines jeden unserer vier Evangelien genau bestimmt werden. Ohne sorgfältige Erwägung dieser Punkte kann die Darstellung des Lebens Jesu, wie scharfsinnig und gelehrt, wie herzlich und gutwillig sie auch seyn mag, doch ihrem Begriffe und Zwecke nicht genügen, sondern es werden in der Auffassung und Benutzung des Stoffs überall mit leichter Mühe Blößen aufzudecken seyn.

Die maßgebende Norm für den einzuschlagenden Entwicklungsgang kann wohl nirgends leichter zu finden seyn, als wo es sich um Darstellung eines persönlichen Lebensganzen handelt; denn in den unterschiedenen individuellen Lebensstufen sind die besonderen Haltpuncte der genetisch-systematischen Entwicklung gleichsam von selbst gegeben. Man muß es deshalb ganz angemessen finden, daß der Vf. nach vorangeschickter Einleitung (S. 1—7) in dem ersten Abschnitte von der Geburt und Kindheit Jesu handelt (S. 7—38), sodann von dem Bildungsgange Jesu bis zur öffentlichen Wirkksamkeit (S. 49—102) und zu-

J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

letzt von der öffentlichen Thätigkeit selbst. Aber seltsam genug wird die öffentliche Wirkksamkeit Christi in zwey selbstständigen Abschnitten, zuerst nach einem sachlichen Zusammenhange (S. 102—379), sodann nach der Zeitfolge behandelt (S. 379—656), und dadurch eben so unlogisch als geschichtswidrig das Unzertrennliche gewaltsam geschieden. In dem historischen Sachverlaufe ist ja Sache und Zeit, wie Inhalt und Form, stets in einander aufgehoben, so daß eine jede in der Darstellung vorgenommene Trennung auf Willkür und Widerspruch beruhet, und als solche zur unvermeidlichen Folge Abstractionen, Einseitigkeiten und Wiederholungen haben muß. Die wahrhafte Methode, gegründet auf den freygelassenen Objectsproceß, ist sachgemäße Entwicklung, innerhalb welcher die concret logische Erkenntnis des Gegenstandes sich eben darin zeigt, daß die dem Raum und der Zeit zugehörige lebendige Erscheinung stets im Grunde und Wesen, wie dieses in der bunten Fülle seines thatfächlichen Inhaltes begriffen, also das Allgemeine mit dem Besonderen und Einzelnen und umgekehrt dieses mit jenem auf das Engste verbunden wird; aber eine Eintheilung, welche nach beliebigen Rücksichten das Object aus seiner lebendigen geschichtlichen Einheit in von einander losgelöste Abschnitte zerfallen läßt, ist sachwidrige Entzweyung, willkürliche Zertheilung, wogegen die unterschiedenen Theile als nothwendige Momente der Begründung, Vermittelung und Vollendung des Objects ihre Berechtigung in sich selbst zu beweisen haben. Mancherley dürfte noch insbesondere an der Anordnung des im vierten Abschnitte (102—379) behandelten Materials aussetzen seyn, da dieser Theil in seiner Absonderung von der genetischen Entwicklung ohne einleuchtende systematische Gliederung ganz einem auf sich beschränkten Nebengebiet gleichet. Indes statt weiterer Einwendungen gegen die Form mag hier schließlic eine nähere Berücksichtigung des Gesamtinhaltes passender seyn. Muß man gleich nach dem allgemeinen Eindrucke des Werkes zustehen, daß der Vf. jegliche Beeinträchtigung der evangelischen Geschichte und Lehre möglichst zu vermeiden und zu beseitigen sucht, so kann doch selbst dem flüchtigsten Blicke nicht entgehen, daß die miteinspielende Kritik gleichsam unter den Händen weg manch schönes Stück drauf gehen läßt, und indem nun beide Eigenheiten einander durchkreuzen, ohne innerlich vereint und wahrhaft versöhnt zu seyn, so vermischen sich nicht selten mit ganz orthodoxen Vorstellungen und Erörterungen auch

störende Zweifel und Einwendungen, mit einleuchtenden Beweisen und thatsächlichen Bestimmungen allerley Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, mit gesicherten Resultaten gründlicher Forschung, sehr schwankende Hypothesen und Fictionen. Hier wird nach Maßgabe der evangelischen Berichterstattung rechtgläubig an den Facten und Daten festgehalten, dort aber nach eigener Ansicht freysinnig davon abgegangen, und wie gesagt, es fehlt die eigentliche Ausgleichung beider Seiten. Am augenscheinlichsten thut sich dieser Zwiespalt bey Behandlung der Wunder kund, als worin überhaupt der Knotenpunct aller Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten verborgen liegt. Sehr richtig bemerkt der Vf., daß der Begriff des Wunders durch das negative Merkmal der Unerklärbarkeit nicht erschöpft werden könne, sondern daß zu jenem negativen noch ein anderes positives hinzukommen müsse. „Dies Positive ist die besondere Beziehung, in welcher diese Erscheinung zu unserem religiösen Bewußtseyn steht, als Offenbarung einer aus dem Naturzusammenhange nicht abzuleitenden Mittheilung Gottes an die Menschheit, durch welche dieselbe zu einem höheren Standpuncte erhoben werden soll, welcher über die Schranken der in die Schöpfung ursprünglich hineingelegten Kräfte hinausgeht“ (S. 255 u. 256). Es dürfte demnach wohl überhaupt die Offenbarung Gottes in Jesu Christo für den evangelischen Wunderkreis als principielles Fundament-Wunder angesehen werden; aber dabey wäre es doch sehr mißlich, von den ursprünglich der Schöpfung und menschlichen Natur einverleibten Kräften gänzlich abzusehen, wodurch ja offenbar das Moment der Vorbereitung, Bedingung und Vermittelung beseitigt würde. Darauf hat es indess der Vf. keineswegs abgesehen, sondern er läßt gelegentlich bey den Wunderthaten oder Wunderereignissen die alten Kräfte der Natur frey mitwirken, und das Positive, jene Beziehung zu dem religiösen Bewußtseyn u. s. w., nimmt im Gegensatze zu der einen oder anderen grellen Wunderbehauptung mitunter eine sehr subjective Färbung an, indem das Augenmerk lediglich auf die gläubige Vorstellungs- und Anschauungs-Art gerichtet wird, ja hin und wieder auch wohl ein ganz verständiger Erklärungsversuch unter Angabe des natürlichen Sachverlaufs zum Vorschein kommt. Zu Anfange fällt jedoch in der Darstellung des Vf. die orthodoxe Seite gar sehr in die Augen; es wird die Vorstellung von der übernatürlichen Geburt Christi ganz im biblischen Sinne festgehalten, und die Wahrheit derselben in der Idee des Erlösers gefunden, in seiner lauterer Göttlichkeit gegenüber der sündhaften Menschlichkeit, als aus welcher sich das göttliche Leben nicht entwickeln konnte (S. 8 ff.). Was hier als Hauptgrund geltend gemacht wird, kann wissenschaftlich betrachtet nur für unbegründetes Vorurtheil gehalten werden; denn die Menschheit hat ungachtet ihres sündhaften Beywefens doch stets eine göttliche Bestimmung und Befähigung in sich getragen, und es wäre doch sicherlich ein heilloser Wahn, wenn man die Erbsünde für die menschliche Lebenssubstanz aus-

geben wollte, welche durch den Zeugungsproceß fort und fort zu individueller Erscheinung gelangte. Wie konnte es aber auch nur geschehen, daß das Leben des Erlösers, wenn wirklich die menschliche Natur mit der göttlichen im innersten Wesen entzweyget war, nichts destoweniger im Mutterleibe naturgemäß aufkeimte, also durch die Mutter mit adamitischer Leibhaftigkeit behaftet, und demgemäß an Leib und Seele uns allen gleich erfunden wurde? Weder von dogmatischem noch von biblischem Gesichtspuncte aus sind die Schwierigkeiten, welche jener über alle geschichtliche Erscheinung und Augenzeugenschaft hinausgreifenden Vorstellung im Wege stehen, genügend gelöst, sondern mit dem bloßen Scheine eines Beweises wird ein neutestamentliches Axiom in ein theologisches umgewandelt, und man sollte hienach wohl glauben, daß die evangelische Berichterstattung von Seiten des Vf., wo nicht überzeugende Rechtfertigung, doch die beste Anerkennung finden werde. Allein sogleich im Folgenden kommt Mehreres aus der Geburts- und Jugend-Geschichte Christi sehr modificirt zur Sprache, z. B. die Erzählung von den Magiern, welche ihr miraculoses Gewand ohne Weiteres mit einer sehr rationalen Umkleidung wechseln muß (S. 21 f.). Was im zweyten Abschnitte über den Bildungsgang Jesu bis zu seiner öffentlichen Wirkksamkeit erwähnt wird, ist für den eigentlichen Zweck weniger von positiver als von negativer Bedeutung, nämlich durch Beseitigung der Hypothesen über die vermeintliche Ausbildung Christi in jüdischen Sectenschulen. Aber im dritten Abschnitte finden sich über die Taufe Christi durch Johannes wiederum manche von den evangelischen Berichten abweichende Puncte, indem unter Anderem das Herabschweben des heil. Geistes in Gestalt einer Taube als eine lediglich für den Täufer berechnete Offenbarung angesehen wird, welche sich in dessen Innerem als himmlische Stimme darstellte (S. 72 f.). Verständiger Weise kann man hierin dem Vf. nur beystimmen, und muß es ingleichen ganz natürlich finden, daß auch in der Versuchungsgeschichte das Historische dem Symbolischen aufgeopfert wird, wenn gleich dabey der Satan, was nämlich dessen Selbstständigkeit oder Identität mit dem Weltgeiste betrifft, in einem supranaturalen Halbdunkel unerkennlich figurirt (S. 100 Anm.). Wie wenig es indess mit der Persönlichkeit und der eigenmächtigen Selbstständigkeit des Satans und seines dämonischen Gelichters ernstlich gemeint sey, ersieht man am deutlichsten aus den Aufschlüssen über die Wunderheilungen Christi, hinsichtlich deren so wenig von lebendig wirkenden Dämonen und von Beseffenen die Rede seyn kann, daß vielmehr Alles auf subjective Vorstellungen und auf Seelenkrankheiten, welche in ihrer absonderlichen Beschaffenheit meist aus den damals vorherrschenden Zeitleiden sich erzeugten, reducirt wird (S. 278 ff.). Selbst hinsichtlich der drey Todten-erweckungen neigt sich der Vf. merklich zu der Ansicht hin, daß vorerst wohl ein bloßer Scheintod vorgeherrscht habe (S. 338 ff.), und endlich was diejenigen Wunder noch betrifft, in welchen Christus seine

Macht über die Natur offenbart, so wird auch bey diesen stets auf mitwirkende natürliche Potenzen und Accidenzen, wie auf die Subjectivität der Wunderschauenden ein bedeutendes Gewicht gelegt; ja die Verfluchung und das Verdorren des Feigenbaumes bekommt ohne alle weitere Umschweife sogleich das Ansehen einer „parabolischen Handlung“ (S. 377 u. 378). Von solchem liberalen Sinne sind in allen Abschnitten des Werkes überraschende Beweise niedergelegt, und wird nun auch das Mythische nicht geradezu eingestanden, so müssen doch bey dem einen und anderen Wunder lediglich subjective Vorstellungen und Voraussetzungen zur Geburtsstätte dienen. Doch eine Beeinträchtigung der Betrachtungsweise des Vfs. wäre es, wenn nicht auch hinzugefügt würde, daß er in der Regel dem Symbolischen oder Mythischen eine historische Unterlage und dem natürlichen, d. h. verständlich gemachten Sachverlaufe noch irgend ein wunderbares Abzeichen zu sichern sucht; aber wer kann denn die objective Thatsache und die subjective Zuthat, das Wunderbare und das Natürliche, in der ursprünglichen Beschaffenheit ausfindig machen, und wer wird den wesentlichen Unterschied jener Erklärungen Neanders und der Erzählungen der Evangelisten übersehen! Ist in vielen Punkten mit der Unsicherheit des Standpunctes und der Divergenz der Ansichten eine große Unklarheit und Unentschiedenheiten die unnöthige Breite der Ausführung auf, namentlich in dem vierten Abschnitte über die Lehrweise Jesu, wo statt der weitschichtigen Erörterungen, insbesondere der Parabeln, recht gut in gedrängter Kürze ein übersichtliches Lehrganze hätte entworfen werden können. Und wie sieht nun wieder gegen die ausführliche Behandlung gewisser Lieblingsmaterialien die Kürze und Kargheit ab, mit welcher z. B. die Auferstehung und die Himmelfahrt behandelt werden (S. 641—656). Grade in Betreff dieser Momente des verherrlichten Lebens Christi drängen sich doch bey Vergleichung der evangelischen Berichte die Schwierigkeiten am meisten zusammen, ja mit Rücksicht auf die *Straufsische* Kritik muß man es ganz unbegreiflich finden, daß der Vf. unter flüchtiger Berührung der Frage: ob Christus seine Auferstehung auch vorhergesehen habe, und ob er den Jüngern bloß in Galiläa erschienen sey, sich mit einer höchst simplen von Kritik und Dogmatik möglichst fern gehaltenen Nacherzählung begnügen konnte. Er hält die Auferstehung und Himmelfahrt als Thatsachen fest, ohne welche zur Erklärung des nach dem Tode Christi auf Seiten der Jünger eingetretenen Zustandes ein nothwendiges Mittelglied fehlen würde; aber es ist darüber „manches Dunkel“ verbreitet, so daß wir uns von der besonderen Art und Weise der Erhebung Christi, über die Erde keine klare Anschauung machen können (S. 645 u. 655). Damit ist denn die Auferstehung oder doch wenigstens die Himmelfahrt in ihrer sinnlichen oder geistigen Erscheinungsform sehr fraglich gelassen, wenn nicht vielleicht eben dadurch, daß statt Himmelfahrt wiederholt der Ausdruck „überna-

türliche Enthebung“ gebraucht und hiemit das johanneische „Hinaufsteigen Christi zum himmlischen Vater“ identificirt wird (S. 656, grade auf den geistigen Process hingedeutet werden soll! Denn wie sollte bey Johannes die Annahme einer sinnlichen Himmelfahrt erwiesen werden können? Wollte man nun aber in Ansehung der Ansichten Neander's von aller sinnlichen Objectivität abstrahiren, so würde man auch in diesem Punkte auf manche widerstrebende Aeufserungen stoßen, welche jedes tiefere theologische Bedürfnis unbefriedigt lassen. Es entspricht das Ende der Darstellung vollkommen dem Anfange und Fortgange, da überall zwar mit herrlichem Glaubensinteresse, gelehrter Sachkenntnis und sinniger Umsicht die Lösung der Schwierigkeiten angestrebt, aber nach beliebiger Rücksicht in entgegengesetzten Richtungen theologischer Auffassungsweise umhergesteuert, und in solcher beständigen Unbeständigkeit weder für das historisch-kritische, noch für das dogmatische Gebiet ein sicherer Halt- und Ziel-Punct errungen wird.  
1370.

ZÜRICH, b. Schultze's: *Katechismus oder Unterricht in der christlichen Religion für die reifere Jugend* von Dr. Burkhard, Pfarrer in Birmenstorf 1838. VI. u. 203 S. 8. (14 gr.)

Ein von der zürcherischen Synode im J. 1834 gefasster Beschlufs, daß ein neuer Katechismus nach einem von der Synode gegebenen Plane gemacht werden solle, bewog den Vf. zur Bearbeitung dieses Lehrbuchs. Die in dieser Angelegenheit niedergesetzte Commission sprach das Urtheil, daß in demselben die christliche Lehre richtig und treu enthalten, und auf eine anregende Weise vorgetragen sey, daß aber der in Sprache und Darstellung zu hoch gehaltene Ton, und die offenbar mehr auf Anregung, als auf Belehrung zielende Tendenz diese Arbeit für einen Landes-Katechismus, wenigstens bey gegenwärtigem Culturzustande des Volkes, weniger brauchbar mache. Dem Vf. selbst leuchtete die Wahrheit dieses Urtheils so sehr ein, daß er einem anderen in ruhigen richtigem Lehrton, mit Klarheit und Ordnung nach gleichem Plane verfassten und von der Synode genehmigten Lehrbuche des Decan Finsler im Wangen gern den Vorzug einräumte, und selbst einer von denen war, welche dem Auftrag der Commission zu Folge bey einer noch vorzunehmenden Umarbeitung desselben thätig waren. Indessen glaubte der Vf., daß es der heiligen Sache und einer möglichst treuen Darstellung der christlichen Lehre nur förderlich seyn müsse, wenn zwey nach gleichem Plane gemachte Arbeiten vorlägen, von denen die eine mehr auf den Verstand, die andere mehr auf das Gefühl zu wirken suche, und daß er insbesondere in kleineren Kreisen, unter Schülern, die bereits auf die systematische Grundlage des Landes-Katechismus hin in der Religion unterrichtet wären, bey Confirmanden, in Instituten u. dgl., wo es besonders auf die Befruchtung des Herzens mit schon bekannten Lehren ankomme, nicht unzweckmäsig erscheine, von einem Lehrbuche

Gebrauch zu machen, in welchem das Bestreben vorwalte, die heilige Sache auf die eindringlichste und ergreifendste Weise in andere Herzen überzutragen; und darum entschloß er sich, von einigen Freunden aufgefordert, zur Veröffentlichung dieser Arbeit.

Die von der Synode ausgesprochene Ansicht über dieses Lehrbuch, so wie das von ebenso viel Bescheidenheit, als richtiger Selbstschätzung zeugende Urtheil des Vfs. findet Rec. so vollkommen begründet und der Wahrheit gemäß, daß er demselben in allen seinen Theilen nur beystimmen kann, und weitere Bemerkungen über den Werth des Buchs im Allgemeinen beyzufügen, nicht für nöthig findet. — Was die Anordnung des Lehrstoffes betrifft, so ist dieselbe einfach und natürlich, da das Ganze unter die Rubriken: Gott, Mensch, Christus, Heiligung, Seligkeit, gebracht ist. Außerdem findet eine Eintheilung in 52 Lehrpenfa nach der Zahl der Sonntage Statt, was Rec. indessen als sehr unwesentlich, oder mindestens keinen besondern Vortheil während betrachten muß. Im Uebrigen ist die Einrichtung getroffen, daß die Hauptsätze in Fragen und Antworten voranstehen, an diese sich Erläuterungen und Zeugnisse, d. h. Stellen aus der heiligen Schrift knüpfen, und endlich Verse aus dem Kirchen- und Schul-Gesangbuche citirt sind. Die Sprüche sind gut gewählt und geordnet, in großer Anzahl aufgeführt, und insbesondere viele aufgenommen, welche sich in den gewöhnlichen Katechismen nicht finden. In Bezug auf die citirten Liederverse wäre es, wenn anders das Lehrbuch auch außer dem engeren Kreis, für welchen es zunächst bestimmt ist, gebraucht werden soll, passend gewesen, dieselben vollständig aufzunehmen, da natürlich die Gesangbücher, aus welchen sie der Vf. entlehnte, außerhalb Zürich nicht bekannt und gebraucht sind. — Der Geist, in welchem das Lehrbuch geschrieben ist, kann

als echt evangelisch bezeichnet werden. Denn der Vf. hält fest an der heiligen Schrift, und ist ebenso weit entfernt, die klaren Aussprüche Jesu und der Apostel zu deuteln, und nach bloß subjectiven Ansichten ausulegen, als er sich von jedem Symbolzwang früherer Jahrhunderte frey gehalten hat. Es zeigt sich dies besonders bey der Lehre von der Erbsünde und dem Tode Jesu, welche fern von allen dogmatischen Spitzfindigkeiten und das menschliche Gefühl verletzenden Theorien auf die deutlichsten Stellen der heiligen Schrift gegründet sind, und deshalb ebensowohl dem christlichen Bewußtseyn genügen, und christlichen Trost und Beruhigung gewähren, als sie den Grundsätzen der menschlichen Vernunft, den Aussprüchen des Gewissens und richtigen Ideen über Lohn und Strafe nicht widersprechen, und allen möglichen Mißbrauch und Schaden dieser so oft mißverständenen Lehren von vorn herein abschneiden. — Im Einzelnen bemerkt nur noch Rec., daß ihn die Lehre von den Eigenschaften Gottes am wenigsten zweckmäßig bearbeitet erscheint. Alle Eigenschaften sind in einer Frage und Antwort zusammengedrängt, die Gründe für dieselben unvollständig aufgeführt, und das praktische Element gänzlich übersehen. Auch ist es auffallend, die Allgegenwart und Allwirksamkeit Gottes als zwey verschiedene Eigenschaften aufgeführt zu sehen. Ebenso hätte der Vf. den Eid besser bey der Pflicht der Ehrfurcht gegen Gott, oder bey den Pflichten gegen die bürgerliche Gesellschaft behandelt, als demselben als Ausfluß der Menschenliebe betrachtet. — Mit diesen einzelnen Ausstellungen, die Rec. noch vermehren könnte, will er jedoch keinesweges den Werth des Buches herabsetzen, sondern hält dasselbe für den Kreis, welchen der Vf. auf dem Titel andeutet, im Allgemeinen für wohlgelesen und brauchbar. — a —

## KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Speyer, Landau u. Grönstadt, b. Neidhardt: *Predigten und Casualreden* von J. Ruß, Doctor der Theologie, Consistorialrath und protestantischem Pfarrer in Speyer. Erste Lieferung. 1838. 50 S. 8. (6 gr.)

Diese Sammlung ist nach dem Prospect auf 12 Vorträge in 4 Heften angelegt. Das uns vorliegende 1ste Heft enthält zwey Predigten, und eine Installationsrede. Die Hinneigung des Vfs. zur streng kirchlichen Rechtgläubigkeit tritt darin bestimmter und mit größerer Schärfe, als in früher erschienenen Einzelpredigten desselben hervor, während die bekannte kräftige Frische und Lebendigkeit seiner Redeweise dieselbe geblieben ist.

Die erste Predigt, über Marc. 9, 49. 50., mit der Ueberschrift: (denn ein Thema im eigentlichen Verstande kann man es wohl nicht nennen) „Christus an die Jetztlebenden,“ erinnert an die Dräseke'schen Predigten: *Christus an das Geschlecht*

*unserer Zeit*, mit denen sie in Form und Tendenz Vieles gemein hat, bringt in kräftiger, ernst eindringender Rede wichtige Gebrechen der Gegenwart, mit Bezug auf die hauptsächlichsten Richtungen des Volkslebens, zur Sprache, und weist mit gleich herbdtem christlichem Ernste die Heilmittel nach. — Die zweyte Predigt: „Christus ist wahrer Gott,“ über die problematische Stelle Röm. 9, 5, führt den Beweis mit den bekannten, gewöhnlichen Gründen, die aber durch die oratorische Kunst und Kraft des Vortrages ein neues Interesse erhalten. — Die *Installationsrede* schließt sich keiner bestimmten Bibelstelle an, hat aber durchweg ächt biblische Kraft und Weihe.

Wir können unsere Anzeige nur mit der Verächerung schließen, daß wir den versprochenen Vorträgen des wackeren Vfs. erwartungsvoll entgegensehen.

K...t.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U N I 1 8 3 9.

## JURISPRUDENZ.

DARMSTADT, b. Heil: *Die Lehre von den Servituten nach römischem Rechte.* Eine civilistische Abhandlung von Dr. Emil Hoffmann, Hofgerichtsadvocaten in Darmstadt. Erster Band. 1838. II u. 200 S. 8. (21 gr.)

Der Vf. erklärt in der Vorrede eine neue Bearbeitung der Lehre von den Servituten für ein nicht unnützes Unternehmen, weil eine neuerlich über denselben Gegenstand erschienene Schrift keinen Anspruch auf wissenschaftlichen Werth habe. So sehr nun auch Rec. diesem Urtheile beytritt, und so gern er den Hn. H. nach dem, was er selbst geleistet hat, für berechtigt zu einem solchen Urtheile anerkennt, so muß er doch seine Ueberzeugung dahin aussprechen, daß auch Er nicht den Anforderungen genügt hat, welche man nach dem Stande der Quellen und der Literatur in dieser Lehre machen darf und muß. In beiderley Rücklicht hat seine Schrift nicht unbedeutende Lücken. Die Mangelhaftigkeit der Literatur erkennt der Vf. selbst an, und bemerkt darüber in der Vorrede, daß ihm leider nicht Alles zugänglich gewesen sey, und daß er nicht durch ein allzuhäufiges und unnützes Citiren das Buch zu sehr habe anschwellen wollen, was ihm freylich ein Leichtes gewesen wäre. Rec. wird hier unwillkürlich an das *et cetera* erinnert, womit man den Nachlaß des Gedächtnisses zu verstecken pflegt. Allein ganz abgesehen hievon, giebt es zumal in der Wissenschaft des römischen Rechtes einen gewissen Kreis der Literatur, dessen vollständige Berücksichtigung einer Monographie nicht erlassen werden kann, namentlich wenn sie nicht eine ganz neue Auffassung einer Lehre begründen will, was bey der vorliegenden nicht der Fall ist, die vielmehr in allen wesentlichen Puncten der gangbaren Doctrin sich anschließt. Nur beyspielsweise hebt Rec. Folgendes hervor. Die Glosse ist nur spärlich benutzt, *Cujacius* unvollständig; insbesondere fehlen zu der bekannten *l. 3 D. de serv. leg. sine obf. I, 23 u. XXIII, 8.* sowie *Merillius in Variant. Cujacii III, 9;* zur *l. 6 D. quemadm. serv. am. sine obf. XIV, 11;* zu der Darstellung der Wegerechtigkeiten *sine obf. XXII, 35,* sowie *A. Faber conj. I, 20. Bynkershoek, obf. IV, 7.* und die neueren Erörterungen von *Gensler, Seuffert, Puchta.* In der wichtigen Lehre von der Untheilbarkeit der Servituten sind die Abhandlungen von *Retes* und *Ramos de indiv. oblig.* im *Theaurus* von *Meermann J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.*

nicht benutzt, und das für die Servituten überhaupt interessante 19 Buch der *Conjecturae* von *Faber* ist nicht beachtet. Endlich sind die Commentare von *d'Avezan* und *Ramos de servitutibus* bey *Meermann* und von *Merillius* bey *Otto* ganz übergangen. Alle diese Werke müssen demjenigen zugänglich seyn, der als Schriftsteller auftreten will, und werden wohl von keinem Civilisten für einen unnützen Ballast erklärt. Was die Quellen anlangt, so will Rec. nur hervorheben, daß selbst in der vom Vf. mit Vorliebe und verdienstlich behandelten Lehre von der Untheilbarkeit wichtige Gesetzesstellen übergangen sind, nämlich zu den Sätzen auf S. 66—72 über Erwerbung einer Servitut durch *condomini* die *l. 2. D. de serv. l. 19 D. de S. P. R. l. 6 §. 2, 3 D. comm. praed. l. 140 §. 2 D. de V. O.* Ferner zu S. 78—84 über die Unmöglichkeit eines theilweisen Verlustes die Anwendung, daß eine theilweise *acceptilatio* wirkungslos ist in *l. 13 §. 1 D. de accept.* und daß bey Theilung der Grundstücke jedem Theile die Servitut in *solidum* folgt in *l. 23 §. 3 l. 25 D. de S. P. R. l. 140 §. 2 D. de V. O.*

Der Inhalt der Schrift ist aber folgender. Der erste Theil enthält des ganzen Werkes erstes Buch, und behandelt den Begriff der Servituten, d. h. in 3 Abschnitten die Servituten im Allgemeinen, dann die Prädial- und die Personal-Servituten, und zwar so, daß bey jenen die allgemeinen Grundsätze ausführlicher erörtert, bey diesen aber an dem *ususfructus*, als dem Hauptrepräsentanten, die leitenden Grundsätze näher entwickelt sind. Der zweyte Band soll die Lehre vom Erwerb, Verlust und den Schutzmittel der Servituten enthalten.

Die Hauptresultate des 1 Bandes sind folgende: Der erste Abschnitt giebt im ersten Kapitel die Begriffsbestimmung der Servituten. Die Grenzen des Eigenthums, heißt es S. 1—8 sind bestimmt durch die Grenzen der Sache selbst. Jede Handlung, durch deren Vornahme der Eigenthümer in das Eigenthum eines Anderen eingreifen würde, ist ihm untersagt. Die natürlichen Grenzen des Eigenthums können indessen durch Privatwillkür oder gesetzliche Vorschrift oder auf sonstige Weise (??) erweitert und beschränkt werden. Eine solche Erweiterung läßt sich auf mehrfache Weise denken (*patis, non facere*); immer soll aber durch solche Rechte der Zweck der Sache vollständiger und sicherer erreicht werden, als durch das bloß natürliche Recht; die Sache selbst wird als das unmittelbar berechnete Subject angesehen, weil um des Zwecks der Sache willen jene Rechte da sind, und diese Rechte heißen Servituten oder Prädialser-

vituten. Das Eigenthum kann indessen auch unmittelbar um einer Person willen und zum Vortheile dieser beschränkt werden durch ein bald weiteres bald engeres Gebrauchsrecht, und ein solches heißt Personalservitut. Die Prädialservituten sind indessen auch an das berechnete Subject geknüpft, und so können die Servituten überhaupt als streng mit dem berechtigten Subjecte verknüpfte dingliche Gebrauchsrechte (das letzte Wort in dem weitesten Sinne genommen) definiert werden.

Der Vf. scheint auf diese Begriffsbestimmung und namentlich auf die Idee des erweiterten Eigenthums nach der Vorrede großes Gewicht zu legen, indem er sagt, die bisherigen Darstellungen erinnerten unwillkürlich an die Worte des großen Dichters:

Die Theile hat man in seiner Hand,  
Fehlt leider nur das geistige Band.

Gleichwohl kann Rec. nicht umbin, gerade diesen Theil der Schrift für entschieden mißlungen zu erklären, und wird dadurch auch unwillkürlich an andere Worte desselben Dichters erinnert:

Denn eben wo Begriffe fehlen,  
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

Das erweiterte Eigenthum des Vfs. widerspricht den Quellen und der Natur der Sache ganz. Zwar glaubt er dasselbe in den Worten der *l. 5. §. 9 D. de nov. o. nunc.* klar ausgesprochen zu sehen: *postquam jus suum diminuit, alterius auxit, hoc est, postquam servitutum aedibus suis imposuit.* Allein, wenn gleich das verminderte Recht das Eigenthum ist, so folgt doch hieraus nicht, daß das vermehrte auch das Eigenthum sey, und es darf der allgemeine Ausdruck *jus* auch nur allgemein verstanden werden. Eine Vermehrung der Rechte, des Rechtsgebietes des Erwerbers ist die Servitut allerdings, nicht aber eine Erweiterung des Eigenthums. Ganz abgesehen davon, daß ein weiteres Eigenthum, als das vollständige mithin weiteste, an sich ein logisches und juristisches Uding seyn dürfte, führt diese Auffassung aber auch dazu, zu übersehen, daß die Servitut nur an einer fremden Sache bestehen kann, was in der That in der Begriffsbestimmung des Vfs. fehlt; sie läßt ferner übersehen, daß es gesetzliche Beschränkungen des Grundeigenthums giebt, welche von den Servituten wesentlich verschieden sind, und diesen Punct hat der Vf., in Folge seines moralischen Eigenthums, völlig übersehen; sie macht es endlich schlechthin unmöglich, die Prädial- und Personal-Servituten als verwandte, oder auch nur ähnliche Rechte zu betrachten. Diese Vereinigung der beiden Classen von Servituten, die doch in den Quellen entschieden vorliegt, ist nur möglich, wenn man als das wesentliche jeder, auch der Prädialservitut, die Beschränkung des Eigenthums durch ein selbstständiges dingliches Recht eines Anderen betrachtet, und in der That hat auch der Vf. selbst dies anerkennen müssen, indem er auf S. 5 den Uebergang von den Prädial- zu den persönlichen Servituten nur durch die Idee der Beschränkung des Eigenthums macht, und bey der auf S. 8 ff. enthaltenen Erörterung der allgemeinen Grundsätze immer von dieser Idee ausgeht. Eben so irrig, als

das erweiterte Eigenthum ist aber die auf alle Servituten angewandte Bezeichnung eines Gebrauchsrechtes, die doch gewiß auf die meisten *servitutes praediorum urbanorum*, wenigstens auf alle negativen durchaus nicht paßt. Es ist also gewiß etwas Wahres an der von dem Vf. in *Not. 7* getadelten Behauptung von *Löhr, Buchholz* und *Büchel*, der Begriff der Servituten lasse sich nur negativ bestimmen. Freylich muß jeder Begriff einen positiven Inhalt haben; dieser liegt aber bey den Servituten darin, daß sie selbstständige dingliche Rechte an einer fremden Sache *jura in re*, sind, und die *confessoria actio* erzeugen.

Im zweyten Kapitel sind die allgemeinen Grundsätze richtig erörtert. Bey dem Satze *servitus in faciendo consistere nequit* ist die Eigenthümlichkeit der *servitus oneris ferendi* übergangen, welche übrigens später auf S. 101—104 mit *Mühlenbruch* aus der *cautio damni inf.* erklärt wird. Rec. bemerkt hiezu nur, daß dies doch nicht ausreichen dürfte, weil der Nachbar hier nicht alternativ zum Ausbessern oder Caviren verpflichtet ist; es bleibt also immerhin eine, wenn auch ganz billige, Singularität übrig, welche auch die *l. 6 §. 2 D. si serv. vind.* selbst in den Worten: *Sed evaluat Servii sententia* anerkennt. Bey dem Satze *res sua nemini servit*, hätte hervorgehoben werden sollen, daß man an eigener Sache zwar nie eine Servitut erwerben, wohl aber in Folge der Untheilbarkeit bey theilweiser *confusio* behalten kann. Das dritte Kapitel giebt eine richtige Unterscheidung der Servituten von ähnlichen Rechtsverhältnissen, insbesondere von Enphyteusis, Superficies, Pfandrecht und persönlichen Gebrauchsrechten, läßt aber die Unterscheidung von den gesetzlichen Beschränkungen des Eigenthums, und dieser von der gesetzlichen Verpflichtung zur Bestellung von Servituten vermissen.

Der zweyte Abschnitt behandelt im ersten Kapitel die allgemeinen Grundsätze der Realservituten, und zwar das Erfoderniß der *vicinitas* und *perpetua causa* ganz gelungen, indem namentlich nachgewiesen wird, daß auch dies letztgenannte noch im neuesten Rechte besteht. Weniger gelungen ist die Ausführung über die Nothwendigkeit der *utilitas* für das Grundstück selbst auf S. 32—41. Der Vf. streitet hier vorzüglich gegen den von *Thibaut* aufgestellten Satz, der Nutzen der Servitut müsse für jeden künftigen Besitzer der Sache vorhanden seyn, indem er hierin eine irrige subjective Richtung des Rechtsverhältnisses findet. Allein *Thibaut* hat dadurch gerade die objective Bedeutung der *utilitas* ausdrücken wollen; denn offenbar zeigt sich der objective Werth der Servitut nur darin, daß er für jeden künftigen Besitzer der Sache in gleicher Weise denkbar ist, weil er nicht auf die zufällige Benützungsweise des jetzigen Besitzers, sondern auf die in der Natur der Sache liegende Benützungsort berechnet ist, die daher bey jedem künftigen Besitzer dieselbe seyn muß, wenn sie nicht etwa aus ganz besonderen persönlichen Gründen für ihn unmöglich ist, wie für den Blinden der Genuß der Aussicht und des Lichtes. Daher kann in der That, was der Vf. auf S. 37 mit Unrecht leug-

net, die *servitus arenae fodiendae* als Prädialservitut nur in dem Umfange bestellt werden, als der Sand für das herrschende Grundstück selbst, also z. B. zur Bestreuung der Wege in einem Garten, zu Baureparaturen oder zur Verfertigung der für die Benutzung des Grundstückes nöthigen Gefäße — nothwendig ist, nicht aber in dem Umfange, als ihn der jetzige Besitzer zu seinem Gewerbe z. B. als Töpfer u. s. w. braucht; hier ist vielmehr nur eine persönliche Servitut möglich, wie dies deutlich in *l. 5 §. 1. l. 6 D. de S. P. R.* gesagt ist. Daher ist auch nach *l. 3 pr. eod.* die *serv. pascendi* als Prädialservitut nur mit Beschränkung auf diejenigen Thiere zulässig, durch welche das herrschende Grundstück bebaut wird.

Am ausführlichsten hat der Vf. die Lehre von der Untheilbarkeit der Servituten behandelt, und Rec. hält diesen Theil der Schrift für den besten und verdienstlichsten, weil diese Lehre bisher allzu sehr vernachlässigt war. Es ist richtig ausgeführt, daß rücksichtlich eines bestimmten, physischen Theils eines Grundstückes eine Realservitut wohl bestehen und ausgeübt werden kann, nicht aber von einem ideellen, daß daher auch bey einer reellen Theilung des herrschenden oder dienenden Grundstückes mehrere Servituten entstehen; es ist dabey gegen *Schrad-* und *Luden* mit Grund vertheidigt, daß auch eine theilweise Vernichtung einer Prädialservitut ebenso undenkbar ist, als eine theilweise Erwerbung; es werden endlich die einzelnen Sätze durch Exegete der Hauptgesetze, insbesondere der *Cl. ult. D. comm. praed.* und der *l. 3. D. d. serv. leg.*, zu begründen gesucht. Indessen kann Rec. nicht bergen, daß selbst in diesem Theile der Schrift mehr hätte geleistet werden können und sollen. Abgesehen davon, daß die schon oben erwähnten Punkte übergangen sind, sind die zwey Hauptprincipien, auf welchen die ganze Untheilbarkeit beruht, nicht scharf genug geschieden, nämlich daß die Servitut jedes Mal an dem ganzen Grundstück haftet, und daß das Recht der Servitut selbst nicht theilweise gedacht werden kann; ja es findet sich sogar auf S. 95 gesagt, daß bey vielen Servituten nur ein bestimmter *locus* des Grundstückes belastet sey, was doch entschieden irrig ist; es ist nämlich bey manchen Servituten zwar zunächst nur ein bestimmter Platz durch die Ausübung berührt, aber die Servitut ruht nichts desto weniger auf dem ganzen Grundstück, so daß sie bey dem Untergange jenes Platzes doch fort dauert, und nur an einem anderen ausgeübt werden darf, wenn nicht etwa ihre Natur im Wege steht. Sodann ist aber auch die Exegete der Stellen nicht vollständig und gründlich genug. So ist zur *Cult. D. comm. praed.* die wichtige Frage ganz übergangen, warum zur Gültigkeit eines von mehreren Miteigenthümern angeordneten Vermächtnisses einer Servitut erforderlich sey, daß ihre Erbschaft zu gleicher Zeit angetreten werde. *Cujacius* giebt als Grund dafür an, weil die *cessio diei* einer legitimen Servitut mit der Erbschaftsanretung Statt finde, und stützt darauf die Behauptung, daß in *l. 3. D. d. serv. leg.* statt *de-*

*cessisset* gelesen werden müsse: *dies cessisset*. Hr. H. tritt auf S. 73 Note 130 dieser Emendation bey, weil — von allem Anderen abgesehen — das zu *decessisset* gehörige Subject fehlen würde. Allein, wie dieser Grund deshalb nicht Stich hält, weil das Subject in dem unmittelbar vorausgehenden *legasset* liegt (oder glaubt etwa Hr. H. mit *Ramos*, daß das *decessisset* auf den Legaten zu beziehen wäre?), so ist der Grund des *Cujacius* ebenfalls irrig, da anerkannt mit Ausnahme der persönlichen Servituten die *cessio diei* auch bey legitimen Servituten mit dem Tode des Testators eintritt. Der wahre Grund jener Entscheidung der *l. ult. D. cit.* ist vielmehr dieser: Wie das Eigenthum einer vermachten Sache nicht schon mit der *cessio diei*, sondern erst mit dem Erbschaftsantritte auf den Legatar übergeht, so auch die Servitut als dingliches Recht; in diesem Momente müssen daher die Verhältnisse so gestaltet seyn, daß die Untheilbarkeit nicht die Erwerbung der Servitut hindere, und darum müssen die Erbschaften aller Miteigenthümer zugleich angetreten werden. Hieraus erhellt zugleich, daß die Emendation in *l. 3 D. cit.* unnöthig ist, weil der Ausdruck *dies cessisset* doch nur denselben Moment bezeichnet, wie *decessisset*, und daher bey beiden, wie schon *Merillius* gezeigt hat, hinzugedacht werden muß, daß gleich nach der *cessio diei* auch die Erbschaftsanretung erfolgte, wie dies factisch die Regel ist. Ferner hat Hr. H. die Schwierigkeit gar nicht erwähnt, welche in der *l. ult. D. cit.* in den Worten: *quo dare facere possunt, vel diversis temporibus possint* liegt, und theils die Verwandlung des *possunt* in *possint*, theils das gänzliche Wegstreichen dieses Wortes veranlaßt hat. Vielleicht läßt sich am einfachsten dadurch helfen, daß man das *vel* in *ut* verwandelt, was bey dergleichen Sigle *u* für beide Wörter vollkommen erlaubt ist. Rückfichtlich der auf S. 96 erklärten *l. 6 D. quemadm. serv. am.* ist der scheinbare Widerspruch mit *l. 18 D. de S. P. R.* nicht beachtet, und so dürfte denn eine erschöpfende Betrachtung der Lehre von der Untheilbarkeit der Prädialservituten immer noch ein Bedürfnis unserer Literatur seyn.

Die in dem zweyten Kapitel enthaltene Darstellung der einzelnen Prädialservituten liefert keine neuen Resultate, und veranlaßt den Rec. nur zu folgenden Bemerkungen. Die schon von *Griesinger* aufgestellte Erklärung der *l. 4 D. de S. P. U.*, wonach der *vicinus* der Servitutberechtigten seyn soll, widerspricht doch wohl der Satzverbindung mehr, als wenn man *lumina* für Fenster nimmt, was bekanntlich auch die Autorität von nichtjuristischen Classikern für sich hat, und auf der nicht seltenen Redefigur beruht, die Wirkung für die Ursache zu setzen. Bey der Darstellung der Wegegerechtigkeiten ist die Frage, in wiefern die eine in der anderen enthalten sey, nicht hinreichend erörtert, namentlich nicht der Unterschied, welchen die Quellen zwischen dem *propalam* oder *nominatim* und dem bloß *tacite continere* machen. Die *serv. viae* enthält nämlich die beiden anderen als eigentliche Servituten, *propalam*; daher kann, wer jene hat, belie-

big *via* oder *actus* oder *iter* vindiciren, während der *actus* das *iter* nur *tacite* enthält, so daß, wer jenen hat, nicht *iter* vindiciren kann. l. 4 §. 1 l. 9 *pr. D. si serv. vind. l. 11 §. 6 D. de exc. rei jud.* Endlich hätten die so sehr wichtigen Weidgerechtigkeiten nicht ganz übergangen werden sollen.

Der dritte Abschnitt: „Von den Personalservituten“ giebt im ersten Kapitel die allgemeinen Grundsätze derselben, und dabey eine gute Untersuchung über das Verhältniß des *fructus* zum *ususfructus*. Das zweyte Kapitel enthält eine sehr fleißige und ins Einzelne gehende Darstellung des Nießbrauches als Normalfall der Personalservituten, wobey dem Rec. vorzüglich die Ausführung über das *salva substantia* und über die Perception der Früchte gelungen scheint. Dagegen kann er der auf S. 168 ff. vertheidigten Ansicht, daß die Caution nicht erlassen werden könne, nicht beytreten, und bemerkt dagegen nur kürzlich Folgendes. Der Grund dieser Ansicht wird von dem Vf. mit den meisten Vertheidigern derselben darin gefunden, daß es einen Widerspruch enthalten würde, jemanden nur den Nießbrauch einzuräumen, sich aber das Eigenthum vorzubehalten, und doch sich der Mittel zu berauben, wodurch das Eigenthum als ein künftig wirksames Recht erhalten werden kann, indem der Eigenthümer ohne die Caution in den meisten Fällen einer Klage entbehren würde. Dieser Grund widerlegt sich aber schon geschichtlich dadurch, daß der im Civilrecht entstandene Nießbrauch gewiß älter ist, als die erst im prätorischen Edicte ausgesprochene Cautionspflicht; sodann entbehrt aber der Eigenthümer einer Klage nur in dem Falle, wenn der *Usufructuar* durch eine nicht unter die *lex Aquilia* fallende Nachlässigkeit die Sache beschädigte oder zu Grunde gehen ließ, mithin nicht in den meisten Fällen, und es ist daher nicht einzusehen, warum nicht, unbeschadet der Integrität des Nießbrauches an sich, im Vertrauen, daß eine solche Nachlässigkeit nicht eintreten werde, die Caution nicht erlassen werden könne. Dafür ist selbst die l. 1 C. de usufr., welche selbst bey dem an den Gatten vermachten *ususfructus omnium bonorum* das Erlassen der Caution nicht generell, wie der Vf. annimmt, verbietet, sondern nur dem Testator, nicht aber dem Legatar selbst; dieses Verbot darf daher zwar wegen Gleichheit der *ratio* auf jedes Legat des *ususfructus* ausgedehnt werden, nicht aber auf den Legatar, weil hier eine Gleichheit des Grundes gänzlich fehlt. Dazu kommt endlich noch, daß bekanntlich in mehreren Fällen des

gesetzlichen Nießbrauches keine Caution geleistet zu werden braucht, ohne daß die Gesetze deshalb Anstand nehmen, das Verhältniß als einen wahren *ususfructus* anzuerkennen. Anders freylich verhält sich die Sache bey dem *quasi ususfructus*; denn hier ist die Caution durch das *Senatusconsult* selbst vorgeschrieben, welches das ganze künstliche Verhältniß zuerst begründet hat, und oft für das wesentliche Erfoderniß desselben erklärt, wie die Gesetze klar aussprechen: *remedio introducto coepit quasi ususfructus haberi in l. 2 i. f. D. de usufr. ear. rer. und per cautionem quasi usumfructum consistui in §. 2 J. de usufr.* Hier würde auch der bisherige Eigenthümer der in den *quasi ususfructus* gegebenen Sache in der That ohne die Caution gar keine Klage auf Rückforderung haben, das Erlassen der Caution mithin eine Schenkung enthalten, und somit ist dasselbe unmöglich, wenn ein Nießbrauch bestehen soll. In der Lehre vom *ususfructus nominum* greift der Vf. die Behauptung *Mühlenbruch's* an, daß jenes Rechtsverhältniß nicht nothenwendig ein *quasi ususfructus* sey, und daher der Nießbraucher nicht als Cessionar zu betrachten, und zur Einklagung der Forderung berechtigt sey. Rec. will *Mühlenbruch's* Gründe, die ihm vollkommen beweisend erscheinen, nicht wiederholen, und bemerkt nur, daß in der l. 24 *pr. D. de usufr. leg.*, auf welche sich der Vf. vorzüglich beruft, im ersten Theile überhaupt nur von den Zinsen die Rede ist, und auch nicht durch das *argumentum a contrario* eine Entscheidung über ein Recht im Capital gefunden werden kann. Vor geleisteter Caution hat der Legatar kein Recht auf den ihm vermachten Nießbrauch; also gehören die vorher fälligen Zinsen der zur Erbschaft gehörigen *nomina* zur Erbschaft selbst, und werden als Capital mit in die Caution aufgenommen; welches Recht der Legatar daran erhalte, ist durchaus gar nicht entschieden, und es ist gegen alle Regeln der Interpretation, wenn der Vf. S. 189 nun schließt, nach geleisteter Caution könne der Nießbraucher sowohl Capital als Zinsen einfordern; es folgt hieraus nur, daß die nach der Caution fälligen Zinsen ihm gehören, und die Caution nicht auf sie zu erstrecken ist. In dem Schlusse der Stelle werden dem Legatar die von dem Erben ausgeliehenen Capitalien allerdings zugesprochen; aber ganz mit Recht, weil diese keine erbenschaftlichen *nomina* sind, ihr Ausleihen vielmehr eine unerlaubte Veräußerung des Erben enthält.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U N I 1 8 3 9.

## J U R I S P R U D E N Z.

DARMSTADT, b. Heil: *Die Lehre von den Servituten nach römischem Rechte.* Eine civilistische Abhandlung von Dr. Emil Hoffmann u. s. w.

(Befchluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das dritte Kapitel behandelt den *usus* im Ganzen übereinstimmend mit *Thibaut's* Abhandlungen. Für unbegründet hält aber Rec. C. auf S. 184 ausgesprochene Behauptung, dass der *usus*, dessen Untheilbarkeit der Vf. im Ganzen anerkennt, doch theilweise verloren gehen könne. Die Gesetze sagen dies nirgends; vielmehr heisst es in *l. 19 D. h. t.* ganz allgemein *uti pro parte non possumus*, wodurch jede theilweise Existenz des *usus*, zu der es nach obiger Behauptung kommen würde, ausgeschlossen ist. In der That ist auch der Grund der Untheilbarkeit des *usus* am Ende kein anderer, als bey den Prädialservituten; der Vf. hat einen Unterschied hierin zwar behauptet, aber nicht bewiesen. In dem vierten Kapitel: „Von der *habitatio*“ ist die Frage übergangen, ob nicht dadurch, dass dieselbe von *Justinian* für eine eigentliche und eigene Servitut erklärt ist, die Sätze des älteren Rechtes, dass die *habitatio* nicht durch *non usus* untergehe, und bey ihrem Legate eine wiederholte *cessio dei* eintrete, aufgehoben seyen, was wohl deshalb zu bejahen ist, weil diese Sätze nur Folgerungen aus dem alten Principe waren, dass die *habitatio in facto magis, quam in jure consistit*. Gleiches gilt von der Widersprüchlichkeit derselben, welche der Vf. übrigens gegen die klaren Pandektenstellen, insbesondere auch noch *l. 27 D. de donat.* leugnet. Die *servitus operarum* ist im fünften Kapitel sehr dürftig behandelt; ihre Anwendung auf Thiere und in Folge davon die Frage, ob sie noch jetzt vorkommen könne, ganz übergangen.

In einem Anhang S. 197—200 ist von den *servitutes irregulares* gehandelt. Abgesehen von dem Unsystematischen dieser Anreihung finden sich hier folgende entschieden irrige Behauptungen: Eine Servitut, welche regelmässig als Personal-S. erscheine, könne auch zum Vortheile eines *praedium rusticum* bestellt werden, und eine *servitus*, welche regelmässig unter den *urbanas* aufgeführt werde, könne nicht als persönliche vorkommen. Das erste widerspricht dem Requisit der *utilitas*, wie es oben erörtert ist, und das zweyte ist völlig grundlos, da, wenn gleich eine solche Servitut immer ein Grundstück

A. J. L. Z. 1839. Zweyter Band.

voraussetzt, dem sie nützen soll, es doch gewiss zulässig ist, sie nur als für den jetzigen Nachbar bestelltes Recht zu erklären.

Rec. schliesst mit dem Wunsche, dass der Vf., dessen klare Darstellung und tüchtige juristische Bildung er gern anerkennt, dem zweytem Bande, namentlich in den wichtigen Streitfragen, eine genauere und umfassendere Begründung geben möge.

Pf.

MÜNCHEN, Druck von Rösle: *Theoretisch praktische Bemerkungen zum dormaligen bayerischen Verfahren* von Dr. Joseph v. Stürzer, Ministerialrath im königl. bayer. Staatsministerium der Justiz u. s. w. aus dessen Manuscripten-Nachlasse, mit einer Vorrede des Dr. Karl Joseph v. Mittermaier, Großh. Bad. Geheimenrathes u. s. w. Herausgegeben von Karl Gutschneider, kön. b. Kreis- und Stadtgerichts-Protocollisten u. s. w. 1838. XX u. 938 (eigentlich 838 S.) gr. 8.

„Von Stürzer gehörte zu jenen Männern, die durch Humanität geleitet, für alles Große und Gute uneigennützig wirken, ihre Pflicht mit Berufstreue gewissenhaft erfüllen, und mit unbestechlicher Stimme für Wahrheit nur das, was sie für Recht erkennen, aussprechen. Er bewährte in seiner Wirksamkeit als Lehrer, Richter und zuletzt als Mitglied des Justizministeriums ausser den erwähnten Eigenschaften seinen ausgezeichneten praktischen Sinn, sein Streben nach Gründlichkeit, seine Achtung vor der Wissenschaft, deren Fortschritte er immer sich aneignete; auch befahs er die Gabe der Klarheit in hohem Grade. Er übernahm es bey Gründung der Universität München, neben seinen ausgedehnten praktischen Arbeiten, an der Universität Vorträge über den bayerischen bürgerlichen Process zu halten. Seine Zuhörer folgten seinen Vorlesungen mit der lebhaftesten Theilnahme, und erkannten den Reichthum desjenigen, was sie sich in seinen Vorlesungen aneignen konnten. — Nach seinem Tode fand man die Hefte zu seinen Vorträgen. — Wenn auch begreiflicher Weise der Lehrer, welcher Collegienhefte skizzirt, nicht für das große Publicum sie bestimmt, und überall auf die mündliche Ausführung und Erläuterung rechnet, so kann dennoch die Bekanntmachung eines solchen Collegienheftes auch für das große Publicum einen Werth haben, den der Unparteyische anerkennen wird. Da v. Stürzer überall in seinen Vorträgen den Begriff der Sache, die er behandelte,

klar festzustellen, die in jeder Lehre leitenden Grundsätze anzugeben, die Darstellung des Particularrechtlichen an den gemeinen deutschen Proceß anzuknüpfen, einzelne Streitfragen zu erörtern und die Gründe für und wider eine Meinung mit Verweisung auf die verschiedenen älteren und neueren Schriften anzudeuten suchte, so haben seine Schriften über den bayerischen bürgerlichen Proceß einen allgemeinen Werth, der noch dadurch erhöht wird, daß v. Stürzer als langjähriger Geschäftsmann und Mitglied des obersten Gerichtshofes die Praxis der bayerischen Geschichte kannte, und seit mehreren Jahren als Mitglied des königl. Justizministeriums thätigen Antheil an dem Werke der Gesetzgebung und insbesondere an der Proceß-Novelle von 1837 nahm. — Es ist in dem Werke des Trefflichen so viel, daß der Herausgeber durch die Bekanntmachung — etwas Verdienstliches gethan hat.“ Dieses Urtheil des berühmten *Mittermaier* (der übrigens zu Anerkennung seiner eigenen Verdienste des hier auf dem Titel wohl irrthümlich gesetzten Prädicates: *von* — nicht erst bedarf) unterschreiben wir mit voller Ueberzeugung, und bestätigen es durch ausführlichere Darstellung seiner einzelnen Theile. v. Stürzer hatte seine frühere Bildung als gelehrter Theolog erhalten; aber er wandte sich bald zur Jurisprudenz, wozu ihn sein unermüdeter Fleiß, seine Bemühung, im Wissen immer fortzuschreiten, und sein heller Blick, seine treffliche praktische Beurtheilungsgabe ganz vorzüglich eigneten. Das Nähere hierüber findet man in zwey Aufsätzen des Fränkischen Mercur 1837, Beyblatt, die Biene, Oct., von denen auch ein besonderer Abdruck unter dem Titel: Andenken an *Joseph Ritter v. Stürzer* zu Bamberg im literarisch-artistischen Institut 1837, 11 S. gr. 8. erschienen ist. Da Stürzer die juridischen Studien mit den höheren theologischen nach Sitte der katholischen Seminarien verbunden hatte, zuerst in der Absicht, für diese sich zum Lehrer des kanonischen Rechts zu bilden, so konnte er gleich nach dem Austritt aus dem damals zu Ingolstadt befindlichen *Georgianum* zur juridischen Praxis übergehen, und zeichnete sich schon hier aus. In Landshut wurde er bald außerordentlicher Professor der Rechte für Institutionen, Pandekten und peinliches Recht. Die Beforgniß, *Thibaut* werde dorthin berufen, und wenigstens durch Neuheit einer ohnehin kümmerlichen Honorar-Einnahme schädlich werden, veranlaßten Stürzer, um Civilanstellung zu bitten. Er erhielt sie 1804 als Hofgerichts-Rath in Bamberg, rückte bald in das dortige Ober-Justizcollegium vor, und kam mit demselben 1809 nach München, resignirte 1837 auf eine Appellations-Gerichts-Director-Stelle in Landshut, um für die neue Universität in München thätig seyn zu können, und trat im Januar 1832 in das Justiz-Ministerium. Das glückliche Amalgama seiner umfassenden theoretischen und praktischen Bildung, die Mannichfaltigkeit dieser Praxis in den Gerichten und im Ministerium, gaben seinen Vorträgen ein ausgezeichnetes Interesse, und, wie er aus seinem ersten aka-

demischen Wirken theoretische Sätze in das höhere Richteramt mit hinübernahm, so lieferte ihm wieder die reiche Erfahrung in diesem die köstlichsten Materialien für die Bildung künftiger Staatsdiener. Seine Vorlesungen fanden sogleich anfänglich und dann immerwährend sehr zahlreichen Besuch nicht bloß von Studirenden, sondern auch von schon Angestellten aus dem Civil- und Militair-Stande und von gebildeten Bürgern. Er dictirte nicht, aber folgte in seinem freyen Vortrag größtentheils einem, wenigstens anfänglich in einzelnen Theilen beynahe wörtlich ausgearbeitetem Hefte, in dessen jährlicher Ergänzung und Verbesserung er mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit den Fortschritten der Literatur und der Gesetzgebung treu nachging. Sein freyer Vortrag bildete aber dazu einen Commentar, der von Jahr zu Jahr reichhaltiger wurde, und besonders in dem letzten Wintersemester vor der Ständeversammlung von 1837 sich sehr viel mit der damals bevorstehenden Proceß-Novelle beschäftigte. Ueber diese Excursionen mangeln aber leider specielle Aufzeichnungen, die gewiß hinsichtlich des zu gebenden Gesetzes, in Vergleichung mit dem nachher wirklich gegebenen von dem größten Interesse gewesen seyn würden. Wer übrigens Stürzers Vorlesungen besucht, oder auch nur seine Vorträge, die er in der zweyten Kammer als Regierungs-Commissair hielt, mit angehört hat, der wird in den hier publicirten Bemerkungen ganz seine Originalität wieder erkennen. Er sucht nicht lange nach Worten; der erste brauchbarste, kürzeste Ausdruck ist ihm der willkommenste; gleichviel, ob deutsch oder lateinisch, oder einer anderen Sprache angehörig; — ungefähr ebenso, wie man an Tafeln der Großen und des Hofes und in manchen Correspondenzen gebildeter Damen allerley Idiome, besonders Deutsch und Französisch, gemischt findet. Wo immer möglich nimmt er ein *Brocardicon* zu Hülfe, läßt die kürzesten und treffendsten Beyspiele einfließen, und Funken seines Witzes sprühen, Lichtpunkte seiner legislatorischen Gewandtheit leuchten, und streut den reichhaltigsten Samen für tieferes Nachdenken und die gründlichste Erörterung wichtiger Controversen. So ist das Buch, wenn auch gar keine Mühe auf Reinigung des Stils, und wenig auf gelehrte Ausführungen verwendet ist, ein wahrer Schatz von Materialien für den Gesetzgeber, für den Rechtslehrer, für das Selbststudium und vorzüglich für die gerichtliche Anwendung der Grundsätze des Civilprocesses, die hier nach der Ordnung des *Codex judicarius bav.* von 1753 mit Benutzung aller Novellen und unter Anführung der neuesten Literatur aus dem Begriffe und gemeinen Rechtsgebiet vorgetragen werden. Am häufigsten findet sich v. *Wendts* Handbuch citirt, und da dieses bey vielen §§. ohnehin schon eine vollständige Literatur giebt, und in seiner zweyten Ausgabe auch auf *Bayers* treffliche Vorträge verweist, so enthalten die nachgeschriebenen Hefte größtentheils auch nur Citate aus jenem, und aus *Seufferts* Commentar. Hier aber in den gedruckten Bemerkungen findet

man noch mehrere Citate aus anderen Schriftstellern, die zum Theil von dem Herausgeber ergänzt zu seyn scheinen. Da nun alles dieses sich von den Zuhörern in nachgeschriebenen Heften, bey der Lebhaftigkeit und Schnelle des mündlichen Vortrages, unmöglich so treu und vollständig auffassen liefs, und gewifs noch weniger wirklich aufgefaßt wurde, so ist das Werk schon für diejenigen von wahrem Werth, die dadurch ihre Aufzeichnungen ergänzen wollen.

Der Herausgeber erklärt deshalb auch S. IX: „Nicht so fast für die gelehrte Welt, sondern zunächst für die ehemaligen Zuhörer des Hn. Vfs., für seine Freunde und Verehrer; nur durch sie selbst dazu bestimmt und gedrängt, lasse ich daher dieses Werk erscheinen, und unendlich soll es mich erfreuen, wird dasselbe auch in weiterem Kreise die Interessen der Rechtswissenschaft und Praxis fördern. Nirgends habe ich mir daher ohne Noth eine Abänderung am Original oder dessen Diction erlaubt, so dafs sich mein Verdienst — wenn es so zu nennen wäre — lediglich auf Zusammenstellung des hie und da fragmentarischen Manuscripts, auf Richtigstellung mancher Citate, und auf die Einschaltung der neuesten, insbesondere der im Proceßgesetz vom 17 No. 1837 enthaltenen gesetzlichen Bestimmungen beschränkt.“

Hinsichtlich dieser, an sich sehr dankenswerthen Einschaltungen haben wir nur die Erinnerung zu machen, dafs es gewifs zweckmäfsig gewesen seyn würde, alle solche Einschaltungen des Her. mit *besonderen Lettern* drucken zu lassen, um deutlicher zu erkennen, nicht blofs was von dem Vf. und was von dem Herausgeber herrühre, sondern insbesondere auch, was ältere, neuere und neueste gesetzliche Anordnung ist. Diese deutliche Unterscheidung vermisst man um so mehr, da schon des Vfs. Vortrag häufig das Gemeinproceßrechtliche neben und mit dem Particularrechtlichen bayerischen so verbunden darstellt, dafs es schwer wird, einen ganz reinen Begriff des Letzten zu erhalten. Wir möchten daher des Dafürhaltens seyn, dafs dieses Werk weniger Anfängern, als denjenigen von grossem Nutzen ist, die bereits in der Theorie des gemeinen und bayerischen Proceßes festen Fuß gefaßt haben, und so dem Reichthume der hier entwickelten Materialien ohne Verwirrung folgen können. Erfreulich ist die grofse Freymüthigkeit, mit welcher der Vf. sich überall äufsert, und wobey er kraftvolle Ausdrücke nicht verschmäh, wie z. B. S. 166 in der Kritik der französischen Grundätze hinsichtlich der Gerichtsbarkeit über abwesende Ausländer in den Worten: „Einem solchen exorbitanten Grundsatze ist in Bayern, wo man den Grundätzen der Vernunft und des Völkerrechtes zu huldigen pflegt, nie die Aufnahme gewährt worden.“ — Ueber einzelne Ansichten und Beurtheilungen der Controversen mit dem Vf. zu rechten, würde uns zu weit führen. Auch ist nicht überall gerade eine bestimmte Meinung geäußert, wohl aber überall das *pro* und *contra* angedeutet. Bey manchen particularrechtlichen Controversen scheint dem Vf. in den letzten Jahren die Zeit gemangelt zu haben, frühere

wohl nicht ganz begründete Ansichten aus neuen Quellen zu berichtigen. Dies gilt namentlich von dem, was S. 90 unter *litt. dd.* gegen *Seuffert* über das *forum originis* der Accessiten u. s. w., dann S. 147 gegen *v. Wendt* wegen der Postreclamationen als Gegenständen der *administrativ-contentiösen* Rechtspflege, in Bezug auf §. 30 seines Handbuchs gesagt wird, ohne dabey die im §. 232 ff. des IIIten Bandes jenes Handbuchs aus Verordnungen gelieferte Ausführung zu berücksichtigen, nach welcher allerdings auch jetzt solche Reclamationen in ihrem ersten Stadium zur *administrativ-contentiösen* Gerichtsbarkeit gehören.

Den Gebrauch des Werkes würde ein vollständiges Sach- und Wort-Register, ein chronologisches Verzeichniß der benutzten Novellen, und der angeführten Präjudicien erleichtert haben. Zu bedauern sind ferner eine grofse Menge von Druckfehlern, welche sich nach S. X dadurch einschlichen, dafs der Herausgeber die Correctur nicht selbst besorgen konnte. Zehn enggedruckte Seiten liefern ein Verzeichniß dieser Druckfehler, das aber leider auch noch nicht vollständig ist, und selbst wieder Fehler enthält; z. B. gleich in der ersten Linie in Bezug auf S. 4, Z. 3 v. u. würde die Aenderung: „gehört nicht“ — in: „nicht gehörte“ gar keinen Sinn und Zusammenhang geben; vielmehr muß entweder am Ende des unveränderten Satzes ein ? stehen, oder gesetzt werden: „so gehört — keine grofse Geschicklichkeit dazu u. s. w.“ Manche der noch stehen gebliebenen Druckfehler scheinen aber mehr Manuscriptfehler zu seyn, z. B. S. 67, Z. 7 v. u. Folio statt Octav; denn in diesem, nicht in jenem Format ist *Wagner's* Gesetzlexikon erschienen; dann *Grollmann* statt *Grolman* S. 72 und fast überall, wo derselbe citirt ist. Auch die Preis-Revision ist vernachlässigt, denn sonst würden nicht die Seitenzahlen von S. 400 auf 501 springen, was der aufmerksame Revisor durch Vergleichung der Bogenzahl 26 mit der letzten Seitenzahl auf diesem Bogen, da  $26 + 16 = 416$  seyn müssen, leicht hätte entdecken können.

Ungeachtet dieser Mängel bleibt dennoch die Herausgabe des Werkes ein verdienstliches und dankenswerthes Unternehmen, bey welchem der Herausgeber noch durch den sehr billigen Preis seine Uneigennützigkeit bewiesen hat.

— κλ. —

### ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ST. GALLEN, b. Scheitlin: *Glück, Heil und Seligkeit*. Ein Confirmations- und Fest-Geschenk von *Karl Steiger*, Verfasser der Wochenpredigten, St. Gallischem Kirchenrathe und Pfarrer zu Balzach. 1839. IV u. 166 S. 8. (in elegantem Umschlage, mit einem Titelkupfer, 12 gr.)

Es thut wohl, unter der Masse von matten, wäflerigen, oder überspannten und geschmackwidrigen

Producten, welche in unserer neueren asketischen Literatur sich häuft, einmal auf so etwas Gefundes, Frisches und Gediegenes zu stoßen, wie es der durch seine „Wochenpredigten über des Christen Stimmung und der Welt Ton“ rühmlich bekannt gewordene Vf. hier uns bietet.

Wenn er dort nur kurze, gedrängte Betrachtungen, aphoristischer Natur, lieferte, wie sie sich ihm eben gerade aufgedrungen haben mochten: so sind es hier mehr die wesentlichen Lehren des Christenthums in ihrer praktischen Verbindung, welche unter der Voraussetzung, daß sie der Confirmanden-Unterricht schon hinlänglich ins Klare gesetzt habe, in Form einer „Freundesstimme“ dargestellt werden, damit sie die gar bald irre geleitete Jugend bey ihrem Eintritt in die Welt und durch das ganze Leben berathend, führend, heiligend begleite. Der Vf. nimmt hiebey ungefähr folgenden Gang: 1) *das Glück*. Jeder Mensch will glücklich werden. Er ist es also noch nicht, und doch dazu bestimmt. Zufriedenheit und Glück ist nur in Gott zu finden. Gott am nächsten kommt man durch Tugend. 2) *Das Heil*. Es liegt etwas Trennendes zwischen uns und Gott. Wir sind ihm ferne, und zu schwach, zu ihm zurückzukehren. *Jesus Christus* heilet uns, giebt uns zur Rückkehr zu Gott Lust, Muth und Kraft, lehrend, erlösend, regierend. 3) *Die Seligkeit* beginnt schon hienieden, indem wir uns heiligen; wird gestört und erhöht durch Anfechtung, immer vollkommener, wenn wir uns leiten lassen durch den *heiligen Geist*, und diesen zu erhalten suchen dadurch, daß wir der christlichen Gemeinschaft uns anschließen, beten, das Wort Gottes lesen, am öffentlichen Gottesdienste Theil nehmen, das heilige Abendmahl würdig genießen.

Die Behandlungsweise dieser Materie ist echt evangelisch, stets geistvoll, oft originell, überall anregend und erwecklich. Der Vf. redet mit einer Wärme, die sich häufig zur Innigkeit steigert, und überrascht durch eingestreute Bemerkungen, die tief aus dem Leben und der innersten Geschichte des menschlichen Herzens gegriffen sind. Dabey findet in der Form der Darstellung eine anziehende Mannichfaltigkeit Statt, indem die monologische Redeweise mit der communicativen, die Form des Liedes mit dem Tone der Parabel wechselt. — Spracheigenheiten, wie *werthen* für *würdigen*, *ab*, in der Bedeutung *von*, sind selten. Und so können wir unsere Anzeige nur mit dem Wunsche schließen, daß diese „Freundesstimme“ bey einer gebildeten Jugend und in den Kreisen eines veredelten Familienlebens, wo ein gutes frommes Buch

noch geschätzt wird, recht viel Eingang finden möge. Die äußere Ausstattung ist vorzüglich.

K....r.

ZÜRICH, b. Ulrich; *Christliche Gebether (?) bey häuslichen Gottesdienste*. Mit besonderer Hinsicht auch auf gemeinschaftlichen Gebrauch in einer Krankenanstalt, bearbeitet und gesammelt von Dr. G. Gefsner, Antistes. 1838. XII u. 176 S. (20 gr.)

Man könnte vielleicht durch den Titel dieser Gebetsammlung veranlaßt werden, zu meinen, sie sey in der Hauptsache nur auf Leidenszustände berechnet. Diefs ist aber nicht der Fall, und nur wie im Vorbeygehen wird hie und da darauf Rücksicht genommen. Der Herausgeber rechtfertigt dieses Verfahren durch eine Bemerkung, die uns so einleuchtend und überraschend erschienen ist, daß wir sie, in der Meinung, sie verdiene bey der Seelsorge beachtet zu werden, nicht unerwähnt lassen können. Er hatte bey seinen oft wiederholten Besuchen bey einem mit schwereren Leiden beladenen Beichtkinde demselben gewöhnlich christliche Aufsätze vorgelesen, die Bezug auf seine Leiden hatten. Das Buch war zu Ende, und er mußte ihm sagen, daß er ihm nichts mehr vorzulesen hätte, was so recht auf seinen schmerzlichen Zustand sich bezöge. Desto besser, sagte der verständige Dulder; es ist ja gut, wenn wir uns nicht immer nur mit unseren Leiden beschäftigen. Diese Bemerkung bestimmte den Herausgeber, diesem Andachtsbuche, das zunächst für die Züricher Krankenanstalten bestimmt ist, eine solche Einrichtung zu geben, daß in der Form von kurzen Morgen- und Abend-Gebeten die ganze Christenlehre in kurzer Zusammenfassung dargestellt, und dem Verstande wie dem Herzen nahe gebracht würde. Damit eignet sich dasselbe zugleich für die häusliche Andacht überhaupt. Die Gebete sind, mit wenigen Ausnahmen, vom Herausgeber selbst, und so angeordnet, daß sie in einem Zeitraume von 4 Wochen den ganzen Kreis der Christenlehre: von Gott, dem Menschen, dem Erlöser und seinem Werke, dem Glauben und der Heiligung, und endlich der Seligkeit des Christen in diesem und dem künftigen Leben durchführen. Ein besonderer Anhang enthält Gebete auf die christlichen Feste, und für besondere Umstände und Lebenslagen. Der Ton ist durchgängig biblisch, einfach und herzlich: man kann hier beten lernen; auch das rechte Maß ist wahrgenommen; der Druck groß und für alte und schwache Augen geeignet.

K....r



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U N I 1 8 3 9.

## M E D I C I N.

PESTH u. LEIPZIG, b. Hartleben: *Die Wuthkrankheit nach bisherigen Beobachtungen und neueren Erfahrungen pathologisch und therapeutisch dargestellt* von Dr. Mich. v. Lenhoffek, Ritter des kön. schwed. Wafsaordens, königl. Statthaltereyrathe, Protomedicus des Königr. Ungarn u. s. w. 1837. VIII u. 426 S. gr. 8. (2 Thlr. 18 gr.)

Obgleich der Vf. so bescheiden ist, für sein Werk den Namen einer Monographie nicht in Anspruch nehmen zu wollen, so weiß Rec. doch nicht, welches Werk mit größerem Rechte diesen Namen verdient, als dieses, in welchem wir eine der fürchterlichsten Krankheiten, die durch ärztliches Forschen noch lange nicht ergründete Wuthkrankheit, von allen Seiten mit ungemeiner Klarheit und Gründlichkeit bearbeitet sehen. Und ist auch diese Schrift bloß das Resultat einer umfassenden Belesenheit, so ist doch auf der andern Seite ihr Werth in der dem Vf. eigenhümlichen kritischen Beleuchtung der verschiedenen Ansichten, sowie der so verschiedenen Behandlungsweisen dieser Krankheit begründet.

Die ganze Schrift zerfällt in zwey Hauptabtheilungen, deren erste die Wuthkrankheit bey Menschen und Thieren und die gegen dieselben versuchten Heilmittel im Allgemeinen, die zweyte hingegen die Wuthkrankheit bey Menschen insbesondere umfaßt. Jede dieser beiden Abtheilungen zerfällt wieder in verschiedene Abschnitte und Paragraphen, welche wir nach ihrem Inhalte hier kürzlich angeben wollen.

Dem Rec. möchte es scheinen, als ob der Vf. nicht wohl daran gethan habe, die Wuthkrankheit so abgetheilt zu bearbeiten, indem dadurch das Material übermäßig gehäuft und unnöthige Wiederholungen veranlaßt worden sind, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß durch eine derartige Behandlungsweise auch wieder manche höchst anziehende und interessante Beziehungen hervortreten.

Im Anfange des ersten Abschnittes beweist Hr. L., daß die Wuthkrankheit schon zu Zeiten des Sokrates als eine Krankheit der Hunde bekannt gewesen sey, daß man aber von der Uebertragung derselben auf den Menschen erst später Spuren finde, wie aus den Schriften des A. Cornel. Celsus im ersten Jahrh. nach Christus erhelle. Obgleich nun diese Krankheit seit zwey tausend Jahren bekannt, und von den Aerzten vielfältig untersucht worden ist, so blieben aus Gründen, welche der Vf. einzeln durchgeht, bis  
J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

jetzt doch noch viele Verhältnisse derselben unaufgeklärt. Nur folgende höchst wichtige Erfahrungen stehen fest: 1) daß sich die Wuthkrankheit vorzüglich nur bey dem Hundegeschlechte, nie aber bey dem Menschen ursprünglich entwickelt; 2) daß das so erzeugte Wuthgift fixer Natur ist, und 3) bloß in Wirksamkeit tritt, wenn es durch die Blut- oder Saug-Gefäße in die Blutmasse gebracht wird (?). 4) Endlich haben wir ein rationelles Heilverfahren kennen gelernt, durch welches wir dieses Uebel in der ersten Periode glücklich zu bekämpfen vermögen (?). Nach den beiden Haupterscheinungen giebt der Vf. der Krankheit zwey Benennungen, *Hundswuth*, *rabies canina*, und *Wasserscheu*, *hydrophobia*; letzte wird vorzugsweise bloß bey dem Menschen angetroffen, und ist entweder eigentlich, d. h. durch das Wuthcontagium entstanden, oder uneigentlich, d. h. ein Symptom mancher anderer Krankheiten. Die Wuth bey Hunden ist entweder ursprünglich, oder durch Mittheilung des Contagiums entstanden. Die Definition, welche wir zu Ende des §. 6 über die Krankheit gegeben finden, ist mehr eine Umschreibung, und kann wegen der noch immer bestehenden Ungewißheit über das Wesen derselben zur Zeit nicht anders gegeben werden.

Zweyter Abschnitt: *Von der Wuth des Hundegeschlechtes und anderer Thiere*. Der Vf. hält die ursprüngliche Wuthkrankheit für eine Krankheit des Hundegeschlechtes, welche epidemisch, endemisch und sporadisch entstehe. — S. 113 wird doch das, wiewohl seltenere Vorkommen der ursprünglichen Wuth auch bey dem Katzensgeschlechte zugegeben. — Es giebt zwey Hauptformen der Hundswuth, die hitzige oder rasende, und die stille. Bey erster zeigt sich veränderliche Stimme, Trieb zum Fortlaufen und Beißwuth, später Lähmung der hinteren Extremitäten u. s. w., bey der stillen Wuth ist Stilleliegen, weniger Beißwuth, und Lähmung der Unterkinnlade, wodurch schon an sich das Beißen unmöglich wird. Bey beiden Arten fehlt aber in der Regel die Wasserscheu. Der Vf. gehet im §. 10 11 alle Zeichen durch, welche man bisher als der Hundswuth eigenthümlich annahm, verwirft, gestützt auf die neuesten Erfahrungen, viele derselben, und giebt im §. 12 die pathognomonischen Zeichen an, welche die Erfahrung bestätigt hat.

Der §. 14 enthält die Resultate der Leichenöffnungen von der Wuth getödeter Hunde. Sie haben den gehegten Erwartungen nicht entsprochen, und sind nicht constant. Man fand die Respirations- und Nutritions- Organe verschiedentlich entzündet, das Blut in den Venen stockend, dunkel und theerartig;

einen besondern Werth legt der Vf. auf diejenigen Veränderungen, welche man im Hirn- und Rücken-Marke angetroffen hat; sie bestehen in Ueberfüllung mit Blut und Erguß blutigen Serums ohne Erscheinungen von Entzündung. §. 15 gehet der Vf. mehrere der Wuth ähnliche Krankheitszustände der Hunde durch, von welchen er selbst zugestehet, daß sie zuweilen einen verdächtigen Charakter annehmen könnten. — Da wir aber sowohl hinsichtlich der Entstehung, als auch des Wesens der Hundswuth noch sehr im Dunkeln sind: so dürfte wohl jeder Krankheitszustand, bey welchem sich Beisigkeit der Hunde zeigt, als sehr verdächtig anzusehen seyn. — §. 16 verbreitet sich über die Ursachen der Hundswuth. Sie sind gegeben durch eine eigene Disposition des Hundgeschlechts und durch besondere hinzukommende Gelegenheitsmomente. Um erste zu erklären, hat man eine Menge vergeblicher Versuche gemacht; der Vf. nimmt sie bloß erfahrungsgemäß an, ohne eine Erklärung zu geben. §. 18. Die mitgetheilte Wuth. Derselbe theilt uns hier sehr interessante Erfahrungen theils über die Ansteckung selbst, theils über die Zeit, welche von ihr bis zum Ausbruche der Wuth vorgehet, mit. Beruhigend ist die Versicherung, daß der Mensch für das Wuthcontagium eine sehr geringe Empfänglichkeit besitze. Sollte diese Erfahrung aber nicht vorzüglich auf Rechnung der zweckmäßigen und schnellen prophylaktischen Behandlung geschrieben werden müssen, welche den Gebissenen in den meisten Fällen zu Theil wird? — Auch der Behauptung, daß das Contagium unwirksam bleibe, wenn es mit der unverletzten Schleimhaut der Verdauungsorgane in Berührung komme, widerspricht einigermassen, was der Vf. S. 111 sagt. — §. 19. Das Wuthgift. Weder das Wesen, noch die Entstehung desselben ist bekannt; es wird in jeder Periode der Krankheit erzeugt, ist fixer Natur, und hat nicht bloß den Speichel und den Mundschleim, — diesen wohl nur wegen des beygemengten Speichels — sondern auch die ganze Blutmasse zum Träger. — Ob auch die Lymphe den Ansteckungsstoff enthalte, darüber läßt uns der Vf. im Ungewissen. — §. 20. Mittheilung des Wuthcontagiums. Hr. L. stellt hier zwey wichtige Erfahrungssätze auf. 1) Ohne unmittelbare Berührung kann keine Ansteckung erfolgen; 2) das Wuthgift erzeugt nur die Krankheit, wenn es zur allgemeinen Blutmasse gelangt. — Die letzte Behauptung steht aber bis jetzt noch nicht unbestritten da. — Die Wege, auf welchen das Contagium in die Blutmasse gelangt, sind die Venen und die Lymphgefäße; das Nervenystem kann bloß dynamische Potenzen aufnehmen und fortleiten. — Gegen diese Behauptungen läßt sich mancherley einwenden, und sie erscheinen daher als unbegründet. Erstlich sind manche Nerven auch chemischen und selbst mechanischen Reizen zugänglich; ferner ist uns das Wesen und also auch die Wirkungsart des Wuthcontagiums völlig unbekannt, und wir wissen nicht, ob es chemisch oder dynamisch auf den Organismus wirke; und endlich nehmen manche Schriftsteller, z. B. A. G. Richter: Therap. Bd. 8. S. 178,

gerade das Nervenystem als dasjenige an, welches allein Empfänglichkeit für das Wuthcontagium habe, und sprechen dagegen dem Lymphsysteme jede Empfänglichkeit ab. — Da die einfaugenden Gefäße auch die Oberhaut durchdringen, so ist es zur Ansteckung nicht unbedingt nöthig, daß die mit dem Contagium in Berührung gekommenen Theile von derselben entblößt sind. Nachdem Hr. L. im §. 21—22 die Wuthkrankheit bey anderen Thiergattungen abgehandelt, und sich zu der Meinung hingeneigt hat, dieselbe, mit Ausnahme der bey dem Katzensgeschlechte vorkommenden, jederzeit für mitgetheilt zu betrachten, gehet er im §. 23 zu der so wichtigen Frage über, ob auch die mitgetheilte Wuth bey Thieren und Menschen hinwiederum ansteckend sey, welche er, auf vielfältige Erfahrung gestützt, bejahen zu müssen glaubt. Er berührt in §. 24 noch die Vorbeugungsmittel gegen die Wuth der Hunde und anderer Hausthiere, und geht S. 140 zum dritten Abschnitt über, welcher die vorzüglichsten bisher versuchten Heilmittel gegen die Wuthkrankheit enthält. — Die Masse der verschiedenartigsten gegen die Hundswuth in prophylaktischer sowohl, als therapeutischer Hinsicht empfohlenen Heilmittel giebt uns deutlich genug zu erkennen, daß wir noch kein specifisch wirkendes Mittel aufgefunden haben, und wenn nach dem Bisse wirklich wuthkranker Individuen die Krankheit nicht ausbrach, so war entweder durch irgend einen glücklichen Zufall die Ansteckung wirklich vermieden, oder durch die schnell eintretende örtliche prophylaktische Behandlung das Gift in der Wunde unwirksam gemacht worden, ohne daß man gerade gezwungen wäre, dieses günstige Resultat auf Rechnung der innerlich gegebenen Mittel zu schreiben. — Wir finden auch in der vorliegenden Schrift eine Menge theils prophylaktisch, theils therapeutisch wirkender, von den ältesten, bis auf unsere Zeiten gegen die Hundswuth empfohlener, mit mehr oder minder glücklichem Erfolge angewandter Mittel aufgezählt — unter welchen wir unter anderen noch den Phosphor, die Kupferfeile und den Grünspan vermissen, — von denen der Vf. der Belladonna, dem Kampfer, den Canthariden und dem Quecksilber, letztes als Calomel nach der Kruttgerschen Manier äußerlich und innerlich bis zur mäßigen Salivation längere Zeit hindurch fortgegeben, das meiste Vertrauen schenkt. — Sollte nicht das *Cuprum ammoniatum* vorzüglich in der ersten Periode der Wuthkrankheit einige Aufmerksamkeit verdienen? — Seine Wirkungssphäre spricht ganz dafür! Zuletzt führt der Verf. noch mehrere Geheimmittel und Behandlungsweisen an, auch die von dem Moskauer Wundarzte *Marochetti* beobachteten, den Ausbruch der Wuthkrankheit begleitenden Wuthbläschen, welchen er nicht den großen Werth beylegt, als anderen. — Rec. muß, um den gegebenen Raum nicht zu überschreiten, hinsichtlich der verschiedenen Mittel, ihrer Wirkung und Anwendung auf das Buch selbst verweisen, in welchem eine gründliche vorurtheilsfreye Beurtheilung der verschiedenen

Gegenstände uns erfreuend und befriedigend entgegentritt. — Im §. 48 kommt Hr. L. zu den örtlich anzuwendenden Mitteln. Sie haben den dreyfachen Zweck, Entfernung des Contagiums von den damit in Berührung gekommenen organischen Theilen, Zerstörung und Verhinderung der Abforbtion des Wuthgeistes — Ableitung und Etablierung einer vicarirenden Secretion an einem von den Centralorganen entfernten Orte, — und werden als zur prophylaktischen Behandlung gehörig betrachtet. Gegen die Amputation der verletzten Glieder, wenn dieselbe nicht an sich durch den Grund der Verwundung selbst gefodert wird, spricht sich der Vf. mit um so größerem Rechte aus, als man nie mit Bestimmtheit wissen kann, ob die Aufnahme des Contagiums in den Körper nicht schon erfolgt sey?

*Zweyte Abtheilung. Die Wuthkrankheit bey Menschen insbesondere.* S. 245 ff. Wir haben schon oben im Eingange bemerkt, daß die Eintheilung, welche der Vf. seiner Arbeit gegeben hat, mancherley Wiederholungen veranlaßt, und den Vortrag ohne Noth weitläufig gemacht hat; ein Blick auf diese zweyte Abtheilung wird dieß bestätigen. Der §. 50 enthält den Begriff — und eine Theorie über die Entstehung — der Wuthkrankheit. Der Vf. spricht hier noch einmal die Behauptung aus, daß die Blutmasse von dem Wuthcontagium ergriffen und alienirt, und von da aus erst die Wirkung auf das gefamte Nervensystem übertragen werde. — Daß diese Behauptung jedoch noch keinesweges unbestritten festgestellt sey, hat Rec. schon oben gezeigt. — §. 51—52 handelt von der Wasserscheu. Der Vf. hält dieselbe für ein beständiges und charakteristisches Symptom der Wuthkrankheit des Menschen, obgleich er zugesteht, daß sie in vielen Fällen wiederum gefehlt habe — es ist demnach die Wasserscheu kein beständiges Symptom. — Die Wasserscheu tritt auch zuweilen zu anderen Krankheiten außer der Wuthkrankheit — ist daher auch kein charakteristisches Symptom derselben. — §. 53 kommt der Verf. noch einmal auf die Frage, ob die Wuthkrankheit sich bey Menschen ursprünglich entwickeln könne, und glaubt, dieselbe mit Recht verneinen zu müssen. In allen Fällen, wo die Wasserscheu bey Menschen ausbrach, bey denen durchaus keine vorausgegangene Ansteckung nachgewiesen werden konnte, war diese entweder dennoch auf irgend eine Weise erfolgt, oder die Wasserscheu war bloß symptomatisch. Ebenso verneint der Vf. die Frage, ob Menschen, welche an der nicht mitgetheilten Wuth erkrankt sind, andere anzustecken vermögen. — Uns scheinen die Acten über diesen Gegenstand noch keinesweges als geschlossen betrachtet werden zu können. Ist auch die bey Menschen ursprünglich entstehende Wasserscheu nicht die wirkliche Hundswuth, so ist sie doch jederzeit das Symptom eines nervösen Krankheitszustandes, und dieser könnte, als solcher, auf einen anderen Menschen ja wohl eben so übertragen werden, als andere chronische sowohl, als fieberhafte Nervenleiden. Ferner sind viele fast unlegbare Beyspiele von älteren

und neueren Schriftstellern aufgezeichnet, wo der Biss bloß erzürnter, keinesweges an der wirklichen Hundswuth leidender Thiere sowohl, als Menschen, die symptomatische oder traumatische Wasserscheu hervorgerufen, und den Tod verursacht hat, und es bleibt der Erfahrung noch zu ermitteln übrig, ob nicht auch dieser Zustand von einem Individuum auf das andere übertragen werden könne. — Im §. 55 kommt der Vf. auf die Actiologie der Wuthkrankheit bey Menschen; sie ist allezeit mitgetheilt, und setzt eine besondere Anlage und verschiedene begünstigende Gelegenheitsursachen voraus; erste ist bey Menschen im Ganzen gering. §. 56 begreift die Ansteckungsperiode. Bestimmte Zeichen der wirklich erfolgten Ansteckung durch das Wuthgift haben wir nicht; es ist eine eigenthümliche Beschaffenheit der Bisswunde, die Bildung eines Wulstes nur eigenthümlicher, den marochettischen ähnlicher Bläschen um die Wunde herum, sowie eine besondere Gemüthsaufrregung u. s. w. dafür angenommen worden; allein alle diese Zeichen bedürfen nach der Bestätigung mehrfältiger Erfahrung. Im §. 57 bespricht der Vf. die Vorboten, und sucht zuerst durch eine Reihe von Beobachtungen zu bestimmen, wie lange nach geschehener Ansteckung die Krankheit zum Ausbruch zu kommen pflege. Während bey den Hunden die Wuth meist zwischen dem 14—50sten Tage nach der Ansteckung ausbricht, sind bey Menschen Beyspiele vorhanden, wo sie schon nach 24 Stunden, und andere, wo sie nach Monaten, ja nach vielen Jahren erst ausbrach. Hr. L. sucht diese so große Verschiedenheit des Ausbruches durch die Art und Weise der Aufnahme des Contagiums zu erklären, und behauptet, daß wenn das Gift durch die Verwundung unmittelbar mit der Blutmasse in Berührung gebracht werde, die Wuth schneller ausbreche, als wenn das Lymphsystem den Weg der Infection bilde. Diese Erklärung ist aber nicht nur unbefriedigend, sondern streitet auch gegen die bekannte Function der Lymphgefäße. Denn wenn wir auch zugestehen müssen, daß sich die Lymphe in ihren Gefäßen weit langsamer bewege, als das Blut, so können wir doch nicht glauben, daß sie Wochen und Jahre dazu nöthig habe, ehe sie in die Blutmasse gelange, und es kann also auf diese Weise der so sehr späte Ausbruch der Wuthkrankheit seine Erklärung nicht finden; — wir finden uns daher sehr versucht anzunehmen, daß in allen diesen Fällen das durch die Wunde eingebrachte Wuthgift sich in dem interstitialen Zellstoffe abgelagert habe, ohne mit einem verletzten Lymph- oder Blut-Gefäße oder einem Nervenzweige in unmittelbare Berührung gekommen zu seyn, und daß es erst nach längerer Zeit, nachdem es entweder durch seinen eigenen Reiz, oder durch eine außer ihm liegende Aufregung des Organismus, durch Beschleunigung der Blutcirculation, mechanische Einflüsse, Gemüthsaffecte u. s. w., mit seinen Umgebungen in Contact gerathen, in den Kreis des Säftelaufes, oder in die Sphäre der Nervenwirkung aufgenommen worden sey, gleichwie auch andere Schärpen, z. B. das

venerische Gift, lange Zeit im Körper gleichsam schlummern, bis sie endlich unter begünstigenden Umständen geweckt und in Thätigkeit gesetzt werden. — S. 209 kommt der Vf. auf die Vorboten selbst; sie sind örtliche, an oder in der Nähe der Verletzung sichtbare, und allgemeine, psychische und somatische, von unbestimmter Form und Dauer. §. 56—61 umfassen die Wuthkrankheit selbst; Wasserscheu, Krämpfe und Tollheit bilden die hervorsteckendsten Symptome derselben. Die Diagnose §. 62 geht aus dem Vorhergehenden hinlänglich hervor. Die symptomatische Wasserscheu wird durch die bestehende Krankheit, von welcher sie bloß ein Symptom ist, deutlich unterschieden. §. 64. Die Leichenöffnungen von Menschen sind eben so unbefriedigend geblieben, und haben fast dieselben Resultate gegeben, als bereits bey der Wuthkrankheit der Hunde. §. 65. Ueber den Sitz und das Wesen sind eine Menge Hypothesen aufgestellt worden, welche der Vf. einzeln auführt; worauf er §. 66 seine eigene Ansicht giebt, sowie er denn auch hier zu beweisen sucht, „dass die Wuthkrankheit nicht in einer Entzündung bestehe, sondern die Merkmale entzündlicher Affectation der verschiedenen Organe, bloß die Folge der Wuthkrankheit selbst oder der gegen sie gerichteten Behandlung seyen. Die Behandlung §. 68 ist zum Theil eine Wiederholung der in der ersten Abtheilung weitläufig angegebenen Mittel und Curmethoden, wo wir schon bemerkt haben, dass der Vf. der *Krutge*-schen Behandlungsweise das meiste Vertrauen schenke. Die ausgebrochene Wuthkrankheit ist ganz rationell nach ihrem jedesmaligen Stande und der Individualität des Kranken zu behandeln. §. 72 enthält noch die Pflege des Kranken. Am Ende der Schrift ist noch einmal das Wissenswerthe über diese Krankheit zu einer populären Abhandlung zusammengefasst, und noch einige gelegentliche Vorschriften zur Verhütung der Hundswuth beygefügt. Das beygegebene Namen- und Sach-Register erleichtert die Lectüre gar sehr, und giebt zugleich einen Beleg über die Reichhaltigkeit der Schrift selbst, welche wir mit der vollsten Ueberzeugung empfehlen können.

H. S.

MAGDEBURG, b. Bühler: *Die jungen Pharmaceuten und deren zweckmäßige Vorbereitung, um dermaleinst tüchtige und wissenschaftlich gebildete Apothekenbesitzer zu werden*, von C. G. Meerfels. 1837. 35 S. 8. (6 gr.)

Der Vf., schon bekannt durch eine frühere Schrift über den Zustand der Pharmacie im Jahre 1835, entwickelt in dem jetzt anzuzeigenden zweyten Schriftchen seine Ansicht, dass die zweckmäßigste Bildung des jungen Pharmaceuten folgende sey: Zunächst muss der in die Pharmacie Eintretende mit den gehörigen Schulkenntnissen versehen, namentlich in der lateinischen Sprache so weit vorgeschritten seyn, dass er wenigstens einen leichten Autor verstehen kann, worauf entweder der Principal der fraglichen Officin selbst, oder am ersten wohl der Staat durch die betreffende Medicinalbe-

hörde zu sehen hat, was auch bereits in der neuesten Zeit in manchen Staaten geschieht, eine Verordnung, die nur als höchst zweckmäßig zu loben ist. Allein nur zu oft findet man Beyspiele, dass die Besitzer solcher Apotheken, welchen es leider noch nach dem Gesetze erlaubt ist, Lehrlinge anzunehmen, das Heilsame dieser Mafsregel im Keime ersticken.

Damit nun der Neueintretende schon anfangs Gelegenheit hat, nebst der praktischen Ausbildung sich auch wissenschaftlich zu beschäftigen, ist Rec. mit dem Vf. ganz einverstanden, dass derselbe nicht in eine zu beschäftigte Officin kommt, in eine Officin, in welcher er nicht zu viel mit mechanischen Arbeiten beschäftigt ist, welche wohl zu der mechanisch praktischen, keinesweges aber zu der wissenschaftlichen Ausbildung des Lehrlings beytragen; er muss daher eine solche Apotheke wählen, in welcher ihm täglich noch einige Mussestunden vergönnt sind, die er der wissenschaftlichen Bildung widmet, oder eine Zeit, in welcher sich entweder der Principal selbst, oder der dem Geschäfte vorstehende Gehülfe mit dem Neulinge beschäftigen soll, was freylich nach unserer Erfahrung leider nur sehr selten in den Officinen Statt findet. Nachdem er dann während der Lehrzeit eine hinlängliche Fertigkeit in den pharmaceutischen Operationen und eine zweckmäßige wissenschaftliche Richtung erlangt hat, kann er, theils um seinen Wirkungskreis zu erweitern, theils aber auch um sich in den Arbeiten der *Defectur* und *Receptur* möglichst zu vervollkommen, einige Jahre in grössere frequentere Officinen gehen, und endlich, um eine Apotheke selbstständig zu verwalten, muss er seine praktischen und wissenschaftlichen Fähigkeiten dadurch ausbilden, dass er einige Jahre eine Akademie besucht, und daselbst den Vorlesungen über allgemeine Chemie, pharmaceutische Chemie, Physik, Mathematik, Botanik, Waarenkunde, Mineralogie u. s. w. beywohnt. Diese Regel wird freylich nicht immer befolgt, indem Viele schon nach Beendigung der gesetzlichen Lehrzeit, ohne daher noch eine praktische Fertigkeit erlangt zu haben, die sich der angehende pharmaceutische Gehülfe nur durch mehrjähriges Conditioniren in verschiedenen Apotheken zu eigen machen kann, die Akademie beziehen, ein Missgriff, der sich später nach beendigter Studienzeit auf vielfache Weise rächt. Ferner äussert sich der Vf. gegen die Vergnügungssucht und überhandnehmende Nachlässigkeit der Gehülfen, als Rauchen, Schlafrockgehen und Besuchnehmen in den Officinen, eine Sitte, die auch bey den Herren Principalen zu rügen ist. Endlich hält der Vf. die von Anderen vorgeschlagene Gehaltserhöhung nicht für rathsam, eine Meinung, mit der jedoch Rec. nicht einverstanden ist. Denn warum sollte ein Apothekergehülfe hinsichtlich des Gehaltes einem Handlungsdienere nachstehen, da man doch von jenem in unserer Zeit bey Weitem eine umfassendere Bildung verlangt?

Das Schriftchen erregt daher mit Recht das Interesse des pharmaceutischen Publicums, und dürfte wohl besonders den Apothekergehülfen empfohlen werden. Auch ist es von dem Verleger ziemlich gut ausgestattet.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U N I 1 8 3 9 .

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Morin: *Nationalökonomie oder Volkswirtschaftslehre* von Dr. A. F. Riedel. 1838. 410 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Obgleich wir die Schwierigkeiten nicht verkennen, welche der Beurtheilung eines uns nur in seinen Anfängen vorliegenden Werkes entgegenstehen, dessen Zweck es ist, den inneren Zusammenhang einer umfassenden Wissenschaft klarer, als bisher geschehen, an das Licht zu stellen: so sind doch die Hauptbegriffe, welche dem Systeme des Vf. zur Grundlage dienen, und der Gang der Untersuchung in diesem ersten Theile bereits so weit entwickelt, daß sie der Prüfung zugänglich werden. Wir müssen die Beurtheilung auf Erörterung der Frage beschränken: in wie weit der vom Vf. eingeschlagene Weg das Vorschreiten der Wissenschaft erleichtert, oder überhaupt möglich macht, da Forschungsresultate uns noch nicht dargeboten worden, und da überhaupt die Darlegung bisher unbekannter allgemeiner Productionsgesetze nicht wesentlicher Zweck dieser Schrift ist, diese vielmehr das bereits Bekannte nur lichtvoller darstellen will.

Jeder Forschung muß vor Allem die sorgfältige Bestimmung des Forschungsfeldes, die Bezeichnung desselben in seinen äußeren Grenzen vorangehen, wenn gediegene Erfolge möglich seyn sollen. Hat in dieser Beziehung ein Mißgriff Statt gefunden, ist das Gebiet der Wissenschaft auf zu enge Grenzen beschränkt worden, oder sind diese Grenzen schwankend, nach einseitigen Principien dargestellt, so läßt sich schon hieraus folgern, daß die Untersuchungen nicht zum Ziele führen können. Bey Abfassung der vorliegenden Schrift ist ganz besonders in dieser Beziehung gefehlt worden, und es muß dieselbe schon deshalb zu den verfehlten Unternehmungen gerechnet werden. Es wird nicht schwer werden, diesen harten Ausspruch zu rechtfertigen.

Die Gesamtheit der innerhalb der Grenzen eines Staatsgebiets vorhandenen Gegenstände und Kräfte zerfällt nach dem Systeme des Vf. in drey Hauptclassen, welche enthalten: 1) Gegenstände und Kräfte, welche zur Zeit ohne allen Einfluß auf die Production sind. Dahin gehören z. B. die ungenutzt im Erdkörper ruhenden Materialien u. f. w.; 2) die, welche zwar von Einfluß sind, aber der productiven

Thätigkeit nicht ganz angehören, daher der Mensch, dessen Arbeit nur in Betracht kommt (§. 82); oder welche die Production nur mittelbar unterstützen, daher die Arbeiten, welche persönliche Zwecke, Genuß, Bequemlichkeit, Sicherheit, Freyheit, Gesundheit, Bildung u. f. w. verfolgen (§. 167). Ferner unproductiv oder steril angewendete Capitale, daher insbesondere die Unterhaltungsmittel aller Volksglieder, auch der unmittelbar productiven Arbeiter, für deren Ausschließung auch noch angeführt wird, daß hierin der Mensch selbst nicht Mittel, sondern Zweck der Production sey (§. 358). Oder endlich die, welche die Production nur bedingen, aber als etwas Aeußeres, thatsächlich Gegebenes betrachtet werden müssen (§. 167); daher Beschaffenheit des Erdbodens, Klima, äußere Verhältnisse, die des Auslandes, der inländischen Bevölkerung, der Arbeit und Capitalanwendung. Die Arbeiten der Aerzte, Lehrer und öffentlichen Gewalt im Staate (§. 261). Die geistliche und religiöse Bildung; das Maß der Freyheit, der gewerblichen, bürgerlichen und persönlichen; die Betriebsarten: die Arbeitstheilung, Association der Arbeiter, die öffentlichen Arbeitseinrichtungen und Anstalten, Girobanken, Posten, Messen, Börsen, Sparsamkeit in der Capitalanwendung u. f. w. — 3) Die eigentlichen Factoren und Quellen der Production, bestehend aus der Gesamtheit der einer Natur angehörigen unmittelbaren Produktionskräfte, welche in Natur, Arbeit und Capital zerfallen.

Nur die letzte Classe ist Gegenstand der Forschung, weil sie allein dem Einflusse volkswirtschaftlicher Thätigkeit unterliegen soll. Der Vf. sagt hierüber: Es würde viel zu weit führen, in die Verkettung der wirtschaftlichen Verhältnisse eines Volkes mit der Natur und allen außerwirtschaftlichen Thätigkeiten und Lebensverhältnissen desselben so tief einzugehen, daß die Einwirkung dieser auf die Gestaltung jener in allen einzelnen Beziehungen vollständig dargelegt würde (§. 233). Ferner: Was nur mittelbar und mehr oder minder entfernt dem Einkommen eines Volkes Zuschub leistet, kann zwar als wichtige Bedingung für das Volkseinkommen auftreten; der Quelle aber, welcher unmittelbare Productivität wesentlich ist, gehört sie nicht an (§. 360). In Beziehung auf die volkswirtschaftliche Stellung des Staats heißt es: Die Volkswirtschaftslehre enthält nicht die Entwicklung der wirtschaftlichen Politik oder der Staatswohlstandsförderung, der ökonomi-

J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

fchen Polizey oder Staatswirthschaftspflege in sich, da der Staat seinem Ursprunge, Wesen, Zweck, Pflichten und Vermögen nach, ihr unbekannt ist, oder vielmehr als ihr unbekannt betrachtet werden muß, jeder Theil der Politik oder Staatsweisheit aber nur vom Standpuncte des Staats selbst, durch Vergleich mit der Gesamtheit seiner, nicht in dem Wirthschaftsinteresse allein begründeten, zu beobachtenden Rücksichten, und daher auch die ökonomische Politik, wenn sie den Staat nicht zu einer bloßen Gewerbsanstalt umschaffen, ihm Unausführbares, ja oft seinen sonstigen Bestrebungen Widerstreitendes zumuthen soll, im Zusammenhange mit den übrigen Theilen der Staatswissenschaft verbleiben muß, zu welcher die Volkswirthschaftslehre nur in dem Verhältnisse einer unentbehrlichen Grund- und Hilfs-, Wissenschaft stehet (§. 9). Es mag diese Periode zugleich als Beleg für des Vfs. Schreibfertigkeit und Klarheit der Anschauung dienen.

Wenn wir es als einen Vorzug anerkennen müssen, daß der Vf. den Einfluß der mittelbar wirkenden Kräfte auf die Erfolge der wirthschaftlichen Thätigkeit nicht verkennt, so begeht er einen um so größeren Fehler, indem er ihnen die Aufnahme in den Kreis der productionswissenschaftlichen Forschung verweigert. Der Zweck dieser Forschung kann nur in Erkennung der allgemeinen Gesetze bestehen, welche der Erzeugung der Güter zum Grunde liegen, die zur Befriedigung der Volksbedürfnisse nothwendig sind, um daraus die dem Staate obliegenden Functionen und die zu deren Erfüllung nothwendigen Institutionen herleiten zu können; denn die Handhabung der besonderen Productionsgesetze ist Gegenstand der Privatwirthschaft, und gehört den Gewerbswissenschaften an. Wie sollen aber jene allgemeineren Productionsgesetze erkannt, und die Staatsfunctionen demgemäß verrichtet werden, wenn ein wesentlicher Theil der diese bedingenden oder unterstützenden Kräfte außer Acht gelassen, oder doch nur als etwas Aeußeres, thatsächlich Gegebenes in Betracht gezogen wird?

Nach den vorangeführten Aeußerungen des Vfs. sind es mehrere Motive, welche denselben veranlaßt haben, der Volkswirthschaftslehre so enge Grenzen zu setzen. Derselbe betrachtet die productive Thätigkeit überhaupt als etwas Untergeordnetes; sie kann nie Zweck, sondern immer nur Mittel zur Erreichung der höheren menschlichen Bestimmung seyn; der Staat darf nur diese im Auge behalten, und daher durch keine volkswirthschaftlichen Rücksichten gebunden seyn, sobald diese mit den höheren Culturinteressen collidiren, daß eine derartige Collision, ein Widerspruch zwischen den wahren Interessen der Production und denen der Cultur, für möglich gehalten wird: Darin liegt nun der eigentliche Fehler. Denn beide stehen in harmonischem Einklange; sie bedingen sich gegenseitig, und wie jede rationelle, d. h. mit den ProductionsGesetzen übereinstimmende

Productionsthätigkeit mittelbar Cultur fördernd ist, so ist auch jede rationelle Culturthätigkeit mittelbar productiv. Beide sind nur verschiedene Richtungen einer und derselben Gesellschaftsthätigkeit, beide beruhen auf demselben Gesetze, so daß die gleichen Resultate bey Erforschung der Productions- und Cultur-Gesetze erzielt werden müssen. In einem vollkommenen Organismus sind Widersprüche nicht denkbar, und um Vollkommenheit in den gesellschaftlichen Einrichtungen wenigstens annähernd zu erzielen, muß der Productionswissenschaft eine ganz allgemeine Basis gegeben werden, müssen alle die Gütererzeugung in irgend einer Weise unterstützenden oder bedingenden Kräfte und Materialien in derselben Aufnahme finden.

Ebenso wenig kann die Ansicht, daß es viel zu weit führen würde, in die Verkettung aller wirthschaftlichen Verhältnisse einzudringen, als ein hinreichendes Motiv zur Beschränkung des Forschungsfeldes anerkannt werden. Offenbar fürchtet der Vf. daß die Masse und die Verschiedenartigkeit der in Erwägung zu ziehenden Kräfte und Materialien die Uebersicht des Ganzen unmöglich machen würde. Diese Befürchtung ist auch völlig gegründet, so lange es an einem rationalen Classificationssysteme mangelt, und so lange man sich nicht begnügt, die Wechselverhältnisse der Massen zu beobachten, sich vielmehr verlocken läßt, in kleinliche und unerblickliche Einzelheiten, in die Gebiete der Privatwirthschaft u. s. w. überzuschweifen. Unter solchen Umständen schützt aber auch die Beschränkung des Forschungsgebietes nicht vor Verirrung und Unklarheit. Die vorliegende Schrift bietet in dieser Beziehung ein warnendes Beyspiel dar.

Bey jeder Classification kommt es ganz besonders darauf an, daß gleichartige Kräfte nicht getrennt, ungleichartige aber nicht in eine Classe versetzt werden. Die Produktionskräfte oder Factoren des Vfs. zerfallen aber in Natur, Arbeit und Capital. Unter *Natur* werden alle unmittelbar productiven Bestandtheile der Schöpfung verstanden, welche dem Menschen nicht selbst beywohnen, auch durch den Einfluß desselben keine Umgestaltung erfahren haben. Der Vorrath jener durch den Einfluß des Menschen umgestalteten Naturbestandtheile, so weit er unmittelbar Productionszwecken dient, wird *Capital* genannt. Durch *Arbeit* endlich wird jede unmittelbar productive menschliche Thätigkeit bezeichnet, es sey dieselbe körperlich oder geistig, sie gehe vom Individuum oder vom Staate aus.

Es ist augenscheinlich, daß Natur und Capital gleichartige, denselben Gesetzen unterworfenen Kräfte sind, da aus der formellen Umgestaltung der Natur das Capital hervorgeht. Ist ein Gegenstand, etwa ein Baum, ohne Beyhülfe des Menschen entstanden, so gehört er der Natur an; hat jene Statt gefunden, so ist er Capital. Er hört jedoch wiederum auf, Capital zu seyn, und wird ganz aus dem volkswirth-

schaftlichen Untersuchungskreise verwiesen, sobald er zu persönlichen Zwecken, etwa zum Kochen der Speisen, und zu unmittelbar productiven, etwa zum Heitzen einer productiv thätigen Dampfmaschine u. s. w., verwendet wird. Dadurch erhalten fast sämtliche Produktionskräfte einen ambulanten Charakter; bald gehören sie der Wissenschaft an, bald nicht. Wozu diese aus den Entstehungs- und Anwendungs-Verhältnissen hergeleitete Unterscheidung? Das Wesen eines Gegenstandes, dessen innere Beschaffenheit, die in demselben herrschenden Gesetze, können einem rationalen Classificationssysteme allein die Grundlagen darbieten.

Wie wenig jener Classificationmodus dem wissenschaftlichen Bedürfnisse genügt, geht aus der, in der Unklarheit des Ausdrucks und der Vorstellungen, wie in der Unzahl von Definitionen und Unterscheidungen sich bethätigenden augenscheinlichen Verlegenheit hervor, in welcher der Vf. fast auf jedem Schritte sich befindet. So gehören die organischen Lebenskräfte des Thier- und Pflanzen-Reichs der Natur an (§. 137), die Thiere und Pflanzen selbst — in sofern sie Producte sind — aber dem Capitale. Der Vf. bemerkt hierüber: „Im Lichte der Volkswirtschaft betrachtet ist jedes lebendige, der Production dienbare Thier als ein doppeltes Wesen zu denken, wovon das eine Natur, organische oder mechanische Kraft, wie die Kraft des Windes, des Dampfes, der Vegetation u. s. w., das andere dagegen Product oder Capital ist, gleichsam Werkzeug, Maschine und Apparat, um jene Kraft für die Production zu nutzen.“ Daraus wird unübertrefflich naiv gefolgert: „Erst der Tod capitalisirt das thierische Wesen vollkommen, indem er das Product aus dem Zusammenhange mit seiner in der Natur gegebenen Quelle löset“ (§. 399). Zu solch capitälem Unsinne gelangt man durch die Sucht, Systeme zu bauen, bevor Grundlagen und Bauregeln erkannt worden sind. Der Vf. ist wenigstens ehrlich genug, derartige Consequenzen seines Systems nicht zu unterdrücken. Dafs er aber sein System selbst nicht begriffen hat, läfst sich zugleich aus dem vorgeführten Satze beweisen. Es entscheiden ganz besonders die Entstehungsgründe, ob ein sächliches Gut Natur oder Capital ist. Zwey vollkommen gleiche Gegenstände gehören einestheils diesem, anderentheils jenem Factor an, wenn der eine mit, der andere ohne Beyhülfe des Menschen entstanden ist, wie das vorangeführte Beyspiel vom Baume darthut. Offenbar entspringt die Gesamtheit des sich entwickelnden Dampfes und der vorhandenen Vegetationskraft beiden Quellen, indem ein sehr grosser Theil unter Mitwirkung des Menschen entstanden, und daher Product und Capital ist. Eben so verhält es sich mit der thierischen Lebenskraft, und es ist nicht wohl zu begreifen, weshalb diese in anderer Weise und aus anderen Quellen entstehen soll, als das Thier selbst. Wenn der Mensch auch Dämpfe, Vegetationskraft und Hausthiere nicht selbst-

ständig erschaffen kann, so hängt deren Mehrung und insonderheit die der unter seiner Obhut stehenden Hausthiere doch ganz überwiegend von ihm ab, und daher auch die der in ihnen thätigen Lebenskraft. Dieses durch des Menschen Einflufs entstandene Quantum Lebenskraft ist nach dem Systeme des Vfs. auch Capital; das thierische Wesen darf durch den Tod nicht erst capitalisirt werden, was freylich bey dem ambulanten Charakter der Factoren leicht zu übersehen war.

Es ist augenscheinlich, dafs durch die Trennung des Capitals von der Natur nicht allein nichts gewonnen, sondern die klare Anschauung, selbst in dem beschränkten Forschungsfelde, ganz unmöglich gemacht wird. Die Nothwendigkeit, auch das Capital als Naturbestandtheil zu bezeichnen, wird dadurch nicht aufgehoben, dafs das Geld als sächliches Gut und Bestandtheil des Capitals dargestellt worden, da dieses doch nur als Bestandtheil der Staatskraft seine volle Würdigung erhalten kann. Capital im Sinne des Vfs. ist nichts als Productionsprofit, als die durch den Einflufs des Menschen in ihrer Productivität gesteigerte Natur; es darf daher von dieser nicht getrennt werden. Bevor das mystische Wesen, genannt Capital, nicht ganz aus den Lehrbüchern der Wissenschaft verschwunden ist, wird eine klare Anschauung nicht möglich seyn.

Andererseits sind aber auch die verschiedenartigsten Kräfte in eine Classe zusammengeworfen worden. Die Arbeitskraft des Vfs. umfaßt eben sowohl die Körper- als die Geistes-Arbeit. Selbst die von der Staatskraft bewirkte Arbeit gehört hierher, in sofern diese als theilweis unmittelbar productiv gedacht wird. Wie ist es bey der gänzlichen Verschiedenartigkeit dieser Kräfte möglich, sich ein klares Bild von der Arbeitskraft zu entwerfen? Man wird nicht bestimmen können, welches Mafs von Körper- oder Geistes-Arbeit zur Erzeugung eines bestimmten Products nothwendig ist. Die Ausdehnungsverhältnisse der einzelnen Kraftgattungen, dann Ernährung, Steigerung oder Minderung; die Mittel, welche in diesen Beziehungen sich anwenden lassen u. s. w.: alle diese wichtigen Gesichtspuncte müssen unerledigt bleiben, weil man Verschiedenartiges mit gleichem Ausdruck bezeichnet, in dieselbe Classe versetzt hat.

Das vorliegende Werk ist hienach augenscheinlich auf zu beschränkten Grundlagen gebaut; diese sind in ihren äufseren Grenzen nicht mit Bestimmtheit festgestellt; sie haben einen äufserst schwankenden Charakter, da sie bald dem Forschungsgebiete angehören, bald von demselben ausgeschlossen sind. Bey der Classification der inneren Bestandtheile hat man gleichartige Kräfte getrennt, ungleichartige verbunden; und es dürfte hienach das Urtheil, dafs auf dem vom Vf. betretenen Forschungswege keine gediegenen Resultate zu erlangen seyen, vollkommen gerechtfertigt erscheinen. Deshalb ist es auch durchaus nicht überraschend, dafs ungeachtet seines un-

verkennbaren Fleißes, es dem Vf. nicht gelungen ist, auch nur ein allgemeines Productionsgesetz aufzufinden, obwohl deren zahllose noch unbekannt sind.

Wir sind indeß weit entfernt, dem Vf. einen ernstlichen Vorwurf aus diesen Mängeln machen zu wollen; es wäre dies ein großes Unrecht, da ein solcher Vorwurf zum überwiegenden Theile den mangelhaften Standpunct der Wissenschaft überhaupt treffen müßte. Der Vf. hat richtig gefühlt, daß auf dem bisher betretenen Wege keine Fortschritte zu erzielen sind, daß die Betretung neuer Bahnen dringendstes Zeitbedürfnis ist. Er ist bey einem solchen Versuche gescheitert; und dies kann ihm nicht zur Schande gereichen, da es Niemanden eine Schande seyn kann, nicht höher zu stehen, als seine Zeit. Die Unklarheit und Schwerfälligkeit des Ausdrucks ist nothwendige Folge der unklaren Darstellungen, und findet daher zugleich in dem Obigen seine Entschuldigung. Nur die nachstehenden Erinnerungen dürften den Vf. unmittelbar berühren.

Als wesentliche Bedingung vorschreitenden Nationalwohlstandes wird die Lehre von der Sparsamkeit in Anwendung der Productionskräfte bezeichnet. Wenn das gleiche Product mit geringeren Kräften als bisher erzeugt werden kann, so soll nur das möglichst niedrigste Maß von Productionskräften in Anwendung kommen. Was mit dem ersparten Kraftüberschusse geschehen soll, wird nicht gesagt; doch ist anzunehmen, es solle wenigstens die ersparte Arbeitskraft der Culturthätigkeit gewidmet werden, da sich hierüber mannichfache Andeutungen vorfinden (§. 93. 124). Hier wird wiederum übersehen, daß Production und Cultur Hand in Hand gehen, daß die auf jene verwendete Arbeit auch dieser förderlich sey, und umgekehrt, sobald die betreffenden allgemeinen Gesetze nicht übersehen werden. Wenn Arbeitsübereilung der Cultur verderblich ist, so ist sie es auch der Production, und hat diese Wirkung mit jedem Mißbrauche gemein. Es kann von einem Productionsysteme kein hoher Nationalreichtum zu erwarten seyn, welches bey jeder regen Thätigkeit fürchtet, es geschehe zu viel, es werden die höheren Interessen der Religion, des Staates, der Familie, der Wissenschaft und Kunst dadurch verletzt. Dies kann am allerwenigsten in Betreff der geistigen Productionsthätigkeit der Fall seyn — diese gehört der Arbeit an —, da sie als Uebertragung der Wissenschaft auf das Leben betrachtet werden muß. Jene Lehre von der Sparsamkeit ist daher den Productionsinteressen — und dadurch

auch denen der Cultur — unbedingt entgegen, da diese vielmehr verlangen, daß mit den vorhandenen Productionskräften nachhaltig das höchst mögliche Gütermas erzeugt werde; daß diese Kräfte in aller Weise gemehrt, erstarkt und vervollkommen werden. Es ist dies eine der wesentlichsten Aufgaben der Produktionswissenschaft, wenn gleich der Vf. sich um die Productionskräfte nicht kümmert, und dieses als etwas bereits Vorhandenes betrachtet. Wahrscheinlich wird die Lösung jener Aufgabe dem Himmel anheimgegeben, was immer das Bequemste ist. Jene Lehre von der Sparsamkeit in Anwendung der Arbeitskräfte wird bey allen Vagabunden und Faulenzern besonders Anklang finden, obwohl der Vf. hieran nicht glauben will, da der Trieb zur Arbeit so tief im menschlichen Wesen gegründet sey, daß er fast unwiderstehlich zur Arbeit anrege (§. 162). Der Vf. vergißt ganz, daß zwar jedes organische Wesen durch Bewegung seine Lebensfähigkeit aufsern müsse, daß aber Arbeitstrieb erst Folge höherer Cultur ist, und daß eine der Hauptaufgaben der Produktionswissenschaft in Darstellung geeigneter Arbeits-Anregungsmittel für die niederen Culturstadien bestehen müsse. Es ist hohe Zeit, daß auch die Lehre von der Sparsamkeit aus den Lehrbüchern der Wissenschaft verschwände, da sie gleich der vom Capital nicht aufgehört, den ärgsten Spuk zu treiben. Beide haben die Fortschritte der Wissenschaft unendlich aufgehalten.

Sehr auffallend erscheint die Behauptung: die Leibeigenschaft hätte vor der Slavery zwar manche Vorzüge voraus, namentlich die Möglichkeit des Familienlebens, und daher die Fortpflanzung der Leibeigenen durch Erzeugung, während die Slaven immer durch Ankauf, oder sonst von Aussen erzeugt werden müssen; ferner die Fähigkeit der Leibeigenen, Privateigenthum zu erwerben, sich frey zu kaufen u. s. w. (§. 285), da sie von offener Unwissenheit Zeugnis giebt. Schon das eigene Interesse der Slavenbesitzer mußte sie dahin führen, die nothwendigen Arbeitskräfte durch Verheirathung ihrer Slaven zu ziehen, da der Ankauf in der Regel theurer war, Kriegsgefangene u. s. w. aber bey Weitem nicht ausreichten. Wer weiß nicht, daß den gebährenden Slavinnen — wenn auch nur aus Eigennutz — eine unendlich höhere Sorgfalt zu Theil wurde, als sie heut den Arbeiterfrauen u. s. w. gewährt werden kann?

(Der Beschlus folgt im nächsten Stücke.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U N I 1 8 3 9 .

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Morin: *Nationalökonomie der Volkswirtschaftslehre* von Dr. A. F. Riedel u. s. w.  
(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Was der Vf. über den Landbau sagt, ist fast ohne Ausnahme unrichtig oder doch einseitig. Er sieht alles Heil in der schrankenlosen Bodenzerfplitterung, obgleich vielfache Erfahrungen und die ausgezeichnetsten, mit dem Wesen des Landbaues vollkommen vertrauten Männer darin die Quelle der socialen Zerrüttung und der verminderten Production sehen. Denn die Spatencultur bethätigt ihre Vorzüge bis zu einer gewissen Grenze und unter geeigneten Umständen, wie etwa bey gleichzeitig gewerblichem Uebergewichte, ausgedehnter Viehzucht in benachbarten Ländern u. s. w. Fallen diese Umstände weg, und erhebt der Landbau sich überhaupt zu einem wissenschaftlichen Betriebe, so erhält auch das allgemeine Gesetz, daß durch Kraftvereinigung der Productionsprofit in mehr als arithmetischer Progression sich steigere, wiederum seine Geltung, und es wird auf großen Gütern verhältnißmäßig überwiegend mehr erzeugt, als auf ganz kleinen, da den letzten überdies die Materialien der Düngerbereitung u. s. w. entgehen. Gute Bodenbearbeitung allein ist nicht im Stande, die Vortheile der Arbeitstheilung, des reichen Viehstandes, des Fruchtwechsels u. s. w. zu übertragen, und auch jene läßt mittelst Gespannarbeit sich erzielen. Der Vf. scheint gar keine Ahnung von einem höheren Landbau zu haben, da er die Meinung hegt, daß dessen Productivität durch Geisteskraft sich weniger steigern lasse, als die der Fabrication und des Handels (§. 196). Keine Wirthschaftsgattung dürfte aber selbst die höchsten Geisteskräfte so unangefochten in Thätigkeit erhalten, und zugleich *nachhaltig* so reichlich lohnen, als die Landwirthschaft, während bey der Fabrication die Einrichtung der umfassenden Geisteskraft wohl einen angemessenen Spielraum gewährt, der Geschäftsbetrieb aber in der Regel mehr mechanisch ist. Die Handelswirthschaft erfordert in ihrer Fortführung schon mehr Ruhe, Combination — aber auch nicht minder Glück. Daß der Vf. dem Handelsstande Vaterlandsliebe und — dem Staate gegenüber — Sinn für Ruhe und Ordnung abspricht (§. 230), mag er vor Gott und vor der Geschichte verantworten. Was über Geld gesagt wird, ist so dürftig, daß es gar nicht der Erwähnung lohnt. Immer ist  
J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

das Wesen dieses Tyrannen der heutigen Welt noch nicht begriffen. Wie lange wird dieses Problem, als solches, der Wissenschaft noch vorliegen?

Wenn wir in Beziehung auf die Anlage der vorliegenden Schrift dem Vf. Genialität absprechen müssen, so scheinen die hier gerügten Mängel den Schluss zu rechtfertigen, daß derselbe mit dem Felde der Forschung, wie es im Leben und nicht in Büchern sich darstellt, keinesweges vertraut sey. Es ist dies ein neuer Grund, weshalb der Versuch, die Wissenschaft klarer als bisher an das Licht zu stellen, scheitern mußte.

Es ist hohe Zeit, daß die Productionswissenschaft eine rationelle Begründung erhalte. Die Regierungen bedürfen des Beystandes dieser Wissenschaft, und die Völker verlangen Emancipation von dem Joche unhaltbarer Theorien — denn diese allein sind der Quell der socialen Zerrüttung und der Volksunzufriedenheit, seitdem es keiner aufgeklärten Regierung mehr an redlichem Willen für das Volkswohl fehlt.

M. v. L.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ST. PETERSBURG, b. der kaiserl. Akademie der Wissenschaften: *Bericht an Se. Majestät den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1837. 1838. 138 S. 8.*

Höchst erfreulich ist auch dieser von dem Minister des öffentlichen Unterrichts, Hn. von *Ouwaroff*, an den Kaiser abgestattete Bericht über die Thätigkeit und die Verbesserungen in dem Unterrichtswesen des russischen Reichs während des Jahres 1837. Man erkennt alsbald einen Mann, welcher sich mit freyem Geiste zu allgemeinen Principien erhoben hat, und festen daraus abgeleiteten Grundsätzen folgt; man bewundert die unermüdete Thätigkeit, mit welcher er in allen Theilen des ihm übertragenen großen Gebietes wirkt und ordnet; man kann nur hoch ehren, mit welcher klaren Grundansicht hier der Aufbau einer allgemeinen Volksbildung betrieben wird. Mag dem edlen und von rein wissenschaftlichem Geiste beseelten Manne auch nicht Alles gelingen, und er das begonnene Werk noch nicht zur Vollendung zu führen vermögen, so wird doch *Ouwaroff's* Name in der Culturgeschichte Rußlands eine bleibende Stelle finden. Sein Glaubensbekenntnis hat er in folgenden Worten S. 119 niedergelegt:

„Bey Weckung aller geistigen Kräfte den Strom derselben in den nothwendigen Grenzen, welche die Sicherheit und das Wohl des Staates erfordern, zu erhalten, der Jugend beyzubringen, daß auf allen Stufen des gesellschaftlichen Lebens geistige Ausbildung ohne sittliche Vervollkommnung ein Hirngespinnst und zwar ein unheilbringendes Hirngespinnst ist, den Zwiespalt zwischen der sogenannten europäischen Bildung und den Bedürfnissen unseres Vaterlandes harmonisch aufzulösen, das gegenwärtige Geschlecht von jener blinden und gedankenlosen Vorliebe für das oberflächliche Moderne und für alles Ausländische zu heilen durch Verbreitung freudiger Achtung für das Vaterländische in allen jungen Gemüthern und durch die Erweckung der festen Ueberzeugung in ihnen, daß nur eine umsichtige Anpassung der allgemeinen Weltcultur auf unser Volksleben und unseren Volksgeist wahres Heil für Alle und Jeden bringen kann, zu umfassen ferner mit richtigem Ueberblick die ganze ungeheuere Laufbahn, welche vor dem geliebten Vaterlande eröffnet liegt, mit Genauigkeit gegen einander abzuwägen, alle die verschiedenen und entgegengesetzten Elemente unserer öffentlichen Bildung, alle geschichtlichen Momente, welche in dem ausgebreiteten Systeme des Reichs einflussreich zusammenströmen; diese sich entwickelnden Elemente und erwachten Kräfte so viel als möglich unter einen gemeinschaftlichen Namen zu bringen, und diesen gemeinschaftlichen Namen endlich in der dreyfachen Idee religiöser Einheit, monarchischer Selbstständigkeit und volksthümlicher Entwicklung zu suchen: das ist in wenigen Grundzügen die Richtung, welche Euere Kaiserliche Majestät dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts — geben.“ Er hatte sich und seinem erhabenen Kaiser nicht die Beforgnisse verborgen, die sich dem Plane einer Reform im Erziehungswesen Russlands entgegenstellten. Namentlich hatte er die Frage ausgesprochen: „Wird es gelingen, eine Nationalerziehung zu gründen, welche unserer Ordnung der Dinge entspricht, und doch zugleich dem Geiste des übrigen Europa nicht fremd ist? Welche noch so kräftige und erfahrene Hand wird im Stande seyn, das ungestüme Drängen der Geister stets in den Grenzen der Ordnung und Ruhe zu erhalten, und Alles abzuwehren, was die allgemeine Wohlfahrt stören könnte?“ Nach fünf Jahren konnte der unermüdet thätige Mann von vielfachen schon gereiften Früchten berichten, und den raschen Fortgang der mehr und mehr allgemein werdenden und gründlichen Bildung in allen einzelnen Instituten des Reichs nachweisen. „Mit Riesenschritten“, sagt er, „wächst sowohl die Liebe zu dem Vaterländischen, als auch das nationale Bewußtseyn. Alles strebt dem Ziele höherer und wahrhafter Bildung zu. Ohne irgend etwas von den Vortheilen der uns erblich überlieferten europäischen Bildung zu verlieren, halten wir uns von ihren Verirrungen fern, und sind ihren Verführungen weniger zugänglich.“ Solch ein Mann konnte auch das Wort ergreifen und offen aussprechen, was

Viele vor ihm erkannt, aber zu bekennen nicht gewagt hatten, daß die Bildung des russischen Volkes bis daher eine nicht ursprüngliche, sondern angepflanzte war, und daß man Ausländer der verschiedensten Nationen, und nicht selten Menschen von den schlechtesten Grundsätzen aufgenommen und berufen hatte, ein an sich kernhaftes Volk heranzubilden, ohne Kenntniß, ohne höhere Principien, ohne moralische Würde. So baute man Stockwerke auf, ohne an den Grund des Gebäudes Hand zu legen, errichtete Akademien und Universitäten, bevor an den Unterricht einer heranrückenden Generation gedacht wurde, war nirgends bedacht, das Nationalgefühl zu wecken, und bey dem Volke den Ideen Eingang zu bereiten, welche das Leben durchdringen müssen, wenn der Geist sich zu wissenschaftlicher Thätigkeit frey erheben, und der moralischen Kraft im Volke eine gediegene Entwicklung verliehen werden soll. Da kann nicht Alles in fünf Jahren vollendet, nein, nur erst der Anfang gemacht werden, und der Vf. selbst gesteht, „daß Vieles zu thun noch übrig bleibe, und Vieles noch fortwährendes Arbeiten und Nachdenken erfordere.“

Unseren Lesern wird es Interesse gewähren, einzelne Resultate aus dem über das Jahr 1837 abgefasteten Berichte kennen zu lernen, um daraus von selbst abzunehmen, wie Vieles in einer so kurzen Zeit gewonnen worden ist, und was noch zu erwarten stehe. Die Zahl der Lehranstalten im russischen Reiche beträgt 1808, nämlich 6 Universitäten, 1 pädagogisches Hauptinstitut, 3 Lyceen, 1 adeliges Institut, 70 Gymnasien, 427 Kreisschulen, 839 Pfarrschulen, 461 Privatlehranstalten. Unter diesen wurden unter Ministerialverwaltung in 5 Jahren nicht weniger als 480 Anstalten neu errichtet. Die Zahl der Lernenden beträgt 95,566, so daß sich das Verhältniß zur Landesbevölkerung annäherungsweise durch die Proportion 1 : 45 oder auch 1 : 50 bestimmen läßt. Hiebey ist nicht zu übersehen, daß die geringe Bevölkerung bedeutender Landstrecken der Gründung von Schulen im Wege steht, und daß das nomadische Leben vieler Völkerstämme erst eine feste Ansiedelung voraussetzen läßt. Bibliotheken sind 15 aufgeführt, unter denen die öffentliche Bibliothek zu Petersburg mit Einschluß der Handschriften 441,591 Bände in sich faßt, die der Akademie der Wissenschaften 93,331 Bände. Unter den Verfügungen und neuen Einrichtungen zeichnen sich folgende aus. Die Professoren, welche 25 Jahre gedient haben, erhalten nicht allein als Emeritirte, sondern auch, wenn sie nach dieser Zeit noch im Dienste verbleiben, unabhängig vom Gehalte die ihnen zugesprochene Pension. — Der nächsten Zeit ist die Errichtung von Lehrstühlen der agronomischen Wissenschaften und von besonderen Realschulclassen an den Gymnasien und Kreisschulen anheimgegeben. — An der Universität zu Petersburg befanden sich 73 Lehrer und Beamte und 385 Studierende. Mit nicht geringem Aufwande sind für dieselbe auf Wassiljostrow neue Gebäude gewonnen wor-

den. — Neben 9 Gymnasien bestehen in Petersburg 65 Privatschulen, unter denen die Pensionen für Knaben von einer geringeren Zahl Zöglinge besucht werden, weil die Kronanstalten, in einem besseren Zustande, auch mehr Vertrauen gewinnen. So hat man nun eingesehen, welcher Nachtheil für Rußland aus der fast allgemein vorgezogenen Privat-erziehung, meist durch Franzosen, die nicht die geringsten Kenntnisse dazu befassen, erwuchs. — Von der Universität zu Petersburg heisst es S. 26: „Die Professoren zeichnen sich durch Eifer und Gründlichkeit in ihren Vorträgen aus, und die Studenten beweisen, bey anhaltendem Streben deren Belehrungen sich zu Nutze zu machen, allen Verfügungen der Universitätsdirection Achtung.“ Die Bemühungen des Curators Fürsten Dondukow-Korsakow werden besonders gerühmt. — Auch die Universität zu Moskau, wo 611 Studenten und 96 Lehrer und Beamten sich befinden, erhielt vielfache Verbesserungen und Zuschüsse (für die Universitätsgebäude 75,000 Rubel, für die Häuser des botanischen Gartens 49,239 Rubel). — Reisende Gelehrte wurden von da in Bezug auf slawonische Sprachkunde (*Bodjansky*) und Naturwissenschaft (*Krinitzky* nach der Krim und dem Kaukasus) unterstützt. — Die Zahl der Studirenden zu Charkow beträgt 315, die der Lehrer und Beamten 81. Auch von hier sind Reisende nach der Krim und dem Kaukasus, wie nach Deutschland abgegangen. Zu Kasan befanden sich 170 Studirende und 76 Lehrer und Beamte. Angekauft wurden für die Sternwarte ein Refractor von *Utzschneider* für 36,000 Rubel, astronomische Instrumente für 22,000 Rubel, chirurgische Instrumente für 17,000 Rubel. Neu gegründet wurde ein Lehrstuhl für chinesische Sprache; für die Erlernung der türkisch-tartarischen Sprache wurden Hülfsbücher gedruckt, wie das Studium der orientalischen Sprachen überhaupt vielfach gefördert. Die Universität zu Dorpat zählt 74 Lehrer und Beamte, 563 Studirende. Die Bibliothek, welche aus 62,042 Bänden besteht, gewann eine seltene Bibelfammlung in 48 Sprachen, 340 Bände. Prof. *Parrot* liess man für Beobachtungen über die Schwingung des Pendels und über den Magnetismus der Erde eine Reise nach dem Nordcap unternehmen, den Prof. *Schmalz* in ökonomischer Hinsicht nach der Krim. Die Universität zu Kiew versehen 68 Beamte und Lehrer; die Zahl der Studirenden ist 268. In allen Bezirken wurden neue Gymnasien, Kreischulen, Pfarrschulen, Pensionen gegründet, oder die vorhandenen verbessert. Auch in den entfernteren Gegenden wird ein vorzügliches Gedeihen der Anstalten gerühmt, wie die Gymnasien zu Kiew geradehin als Musteranstalten genannt werden. In Weisrußland beträgt die Zahl der mit der Jugenderziehung sich beschäftigenden Personen nicht weniger als 890. So zeigt Alles einen colossalen Charakter. Auch der Privattheil mangelt nicht; denn fast in jedem Bezirke werden ansehnliche Geschenke und Stiftungen durch Adelige und Bürgerliche aufgeführt. Mit welchen

Schwierigkeiten auch in den Gegenden jenseits des Kaukasus Schulen errichtet werden, nirgends ward Eifer und Geld gespart, wie für die Erbauung von Häusern der Kreischulen nicht weniger als 103,996 Rubel verwendet wurden. „Der Errichtung und allmählichen Erweiterung der Lehranstalten kommt dort Bereitwilligkeit und Erkenntlichkeit entgegen. Die Zahl der am Unterrichte Theilnehmenden wächst. Die fürstlichen Geschlechter und die besten Familien des Adels zeichnen sich durch Lernbegierde aus, und besuchen eifrig die Schulen.“ In Sibirien sind vielfache Verbesserungen und Begünstigungen verfügt worden, welche die Bildung schneller heben, und die dort angestellten Beamten daselbst zu verbleiben veranlassen konnten. Ein besonderes Augenmerk richtete die Regierung auf die allgemeine Annahme der russischen Sprache in den Gegenden, wo andere Landessprachen noch vorherrschten, wie in den deutschen Ostseeprovinzen, wodurch Einheit des Ganzen erzielt werden soll. — Die Privaterzieher und Hauslehrer, deren eine sehr große Anzahl vorhanden sind (neu eintraten im Jahre 1837 als Privatlehrer 299) werden von dazu bestimmten Behörden geprüft. Den Inländern sind Vortheile zugestanden, so daß seit 1834 der Zufluß von Fremden merklich abgenommen hat. — Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften besteht aus 20 ordentlichen, 4 außerordentlichen Mitgliedern und 3 Adjuncten, hat 45 Ehrenmitglieder und 124 Correspondenten. Die Akademiker sind in die erste Rangordnung der Beamten aufgenommen worden. Die mineralogischen, naturhistorischen und andere Museen und das Cabinet Peter's des Großen sind forthin an bestimmten Tagen dem Publicum geöffnet. Die Akademie sendete eine Expedition zur Ausmessung der Höhendifferenz des kaspischen und des schwarzen Meeres aus. Als Resultat ergab sich, daß das Niveau des kaspischen Meeres bedeutend niedriger als die mittlere Höhe des schwarzen Meeres steht, und zwar um 94,9 Pariser Fufs. Auch wurde eine bedeutende Anzahl von Puncten in Hinsicht ihrer geographischen Lage und Höhe über der Meeresfläche bestimmt. Eine andere naturhistorische Expedition unter des Akademikers *von Baer* Leitung war nach Lappland Nowaja Semlja gerichtet, und führte sehr vollständige Resultate herhey. Der Akademiker *Schrögen* bereiste für linguistische und ethnographische Studien den Kaukasus, *Trinius* für die Botanik, namentlich der Gräser, mehrere Länder, Professor *Normann* in zoologischer und botanischer Hinsicht die Küste des schwarzen Meeres. — Für die neue zu St. Petersburg errichtete Sternwarte wurden 640,000 Rubel angewiesen. Die zwey beweglichen Thürme und der Ausbau werden im Jahre 1839 vollendet seyn. Unter den Instrumenten soll der zu München gearbeitete Refractor an Umfang, Höhe und Ausführung alle bis jetzt in Europa bekannten astronomischen Apparate übertreffen. — Die russische (für russische Sprache und Geschichte und Literatur arbeitende) Akademie besteht aus 54 Mitgliedern und

20 Ehrenmitgliedern. Die Herausgabe der Reichs-urkunden und Tractate wurde nach längerer Frist wieder fortgesetzt, die byzantinischen Schriftsteller erschienen in Uebersetzungen, ein russisches Wörterbuch wird bearbeitet. — Der literarische Verkehr im ganzen Reiche beruht meist in der Heranziehung ausländischer Werke, da im Jahre 1837 mehr als 400,000 Bände eingebracht worden sind. Die in Rußland selbst herausgegebenen Werke betragen 740, wovon der vierte Theil Uebersetzungen waren. Lehrbücher wurden in 114,000 Exemplaren gedruckt.

Ueberschaut man die gesammte Thätigkeit, in welcher das Ministerium des öffentlichen Unterrichts wirkte, und in das Einzelne und das Entfernteste einging, so muß man über den Umfang erstaunen, und dem würdigen, das Ganze befehlenden Geiste die vollste Hochachtung zollen. Zwar ist in dem abgestatteten Berichte durchaus nur von dem Gelungenen die Rede, und die Schattenseite, welche doch nie dem menschlichen Schaffen und Walten entnommen werden kann, übergangen; allein sowohl der reinste Willen fürs Gute, als auch die nirgends mangelnde Bethätigung und das willige Aufgebot aller zweckdienlichen Mittel liegt klar und erwiesen vor. *Ozwaroff's* hohes Verdienst läßt jede Seite dieses Berichtes anerkennen. Möge nur in allen von den Unterbehörden an das Ministerium eingefendeten Nachrichten vollkommene Wahrheit herrschen, und das, was einlichtsvoll im Befehl ausgesprochen wurde, auch die treueste Erfüllung finden: dann kann Rußland auf dem so gebahnten Wege bald zu der Höhe einer intellectuellen und moralischen Bildung gelangen, welche die Völker beglückt, und Triumphe des Geistes erringen läßt.

d.

GüSTROW, b. Opitz u. Frege: *Reiseskizzen aus zwey Welten, nebst einer Behandlung der Zustände in den Weststaaten der Union*, von J. W. Rauffe. 1837. VI u. 222 S. 8. (r Thlr. 9 gr.)

Der Vf. nennt sich einen 30jährigen Bauprakticanten, der über Bremen eine Reise nach Amerika machte. Humoristisch will er schreiben, und erzählt seine Abenteuer, sie mögen nun wahr oder fingirt seyn, mit Laune. Wie *Nicolai* Italien hasset, so hasset Hr. R. Nordamerika, welches er viel unlieblicher schildert, als der ehrliche *Duden*. Doch mag er in manchen Bemerkungen über die Ursachen

des fehlenden Frühlings und der manchen Gegenden mangelnden Gesundheit Recht haben, und ebenso, daß der stolze Amerikaner den redlichen Deutschen verachtet; aber so schlecht als er den Charakter der Nordamerikaner ausmalt, ist derselbe auch nicht. Viele Deutsche fanden dort ihr Glück, und wünschen sich in die Heimat nicht zurück. Gewiß mag besonders jetzt der Handwerker dort eher sein Glück machen, als der kundigste Landmann, und jeder Auswanderer mit Vermögen wird weiser handeln, sich im britischen Obercanada, als unter den sogenannten freyen Nordamerikanern anzufiedeln. Der Stil des Vfs. nähert sich dem des jungen Frankreichs. Doch verdanken wir ihm unftreitig einiges Neue, z. B. die Notiz über die Ursache, warum das Wasser dort selten gesund ist, und daß häufig verwitterter Schiefer und Kalk dem Boden fehlt, daß die Flußbetten oft wenig und wieder oft zu viel Wasser haben, daß die kalten Fieber im Norden und die hitzigen im Süden zu Haufe sind u. s. w.; ferner die Nachricht über die Schlangen S. 184, z. B. daß die Klapperschlange paarweise lebt. — Uebertrieben ist des Vfs. Urtheil S. 187, daß jedes Geschöpf, wenn es nach Amerika versetzt werde, sein Schönstes, die Rose den Duft, die Nachtigal die Töne, der Hühnerhund die Nase, die Frau Schaam und Schönheit, der Mann den Muth und den Bart, der Mensch die Blume der Humanität, das Jahr den Frühling, verliere. Wäre das Klima so tödtlich, als der Vf. es schildert, so könnte die Bevölkerung nicht so auffallend zunehmen. Daß die Neger den Weißen an Verstandeskraft nachstehen, will auch der Vf. bemerkt haben; doch erfahren wir in Hayti das Gegentheil, jedoch haben die Neger weniger Arbeitsinstinct als die Weißen. — Daß der Kaufmanns- und Krämerstand in Nordamerika freylich der bevorzugteste ist, ist wahr; doch pflegen an der Centralregierung und an derjenigen der einzelnen Staaten die Rechtsgelehrten vor allen anderen Ständen Theil zu nehmen; und wenn ihre Amtsjahre abgelaufen sind, und sie nicht wieder erwählt werden: so pflegt doch ihre Praxis nach einem mit Ehre verwalteten Staatsamte eher zu- als abzunehmen. In der Regel sind diese Herren vor, in und nach ihrer Beamtungsperiode die Stützen der conservativen Parthey, und sorgen dafür, daß die vielen Mißbräuche des dortigen Gerichtswesens nicht abgeschafft werden.

A. H. L.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U N I 1 8 3 9.

## RÖMISCHE LITERATUR.

BONN am Rh., b. Habicht: C. Cornelii Taciti Opera: recognovit brevique annotatione instruxit Franciscus Ritter, Westfalus. T. I. 1834. T. II. 1836. (3 Thlr.)

Nachdem Imman. Bekker durch Fr. Furia eine genaue Vergleichung der Mediceischen Handschriften, und durch Niebuhrs Vermittelung die des Farnesischen Codex erhalten hatte, lieferte er bekanntlich 1831 eine neue Textesrecension, und erwarb sich dadurch um die Leser des Tacitus bedeutende Verdienste. Auf diese Aufgabe, welche auch zum Gebrauch der Schulen mit Weglassung der krit. Zugabe zwey Mal abgedruckt wurde, folgte dann 1831—1833 die von G. H. Walther, beendigt durch Eckstein in vier Bänden, welche eine vollständige Variantenammlung aus den Codd. und alten Ausgaben und meist kritische Anmerkungen enthält, die an nicht wenigen Stellen die richtige Lesart mit Scharfsinn geltend machen. Daneben begann 1832 die Rupertische Ausgabe in 4 Bänden, wovon der 3te noch fehlende jetzt unter der Presse ist, welche die Erklärungen aller früheren Interpreten des Tacitus in ein Ganzes zusammengedrängt, und das Verständniß dieses Schriftstellers bedeutend fördert. Da nun diese Ausgaben sich nicht für den Schulgebrauch eigneten, so entschloß sich Hr. Prof. Ritter zu Bonn zu Herausgabe einer Handausgabe, deren 1ster Band, die Annalen enthaltend, 1834 erschien, der 2te 1836, und das Ganze mit einem Index historicus beschloß. Hinsichtlich der Annalen folgte derselbe vorzugsweise den Mediceischen Handschriften, wo sich aber augenscheinliche Fehler zeigten, oder doch bedeutende Bedenklichkeiten rege gemacht wurden, wich er unbedenklich ab, und schloß sich entweder an andere Handschriften an, oder substituirte auch fremde und eigene Conjecturen, welche des Schriftstellers Denk- und Darstellungs-Weise angemessener schienen, worüber er sich jedesmal in einer Note mit meist bündiger Kürze aussprach. Denselben Grundfätzen und derselben Methode folgte er auch im zweyten Theile, in welchem er für die Germania zunächst die Varianten des Hymmelianischen, Stuttgarter, Zürcher und der vier Vaticanischen Codices benutzen konnte. Zum Agricola boten ihm die nach einem später abhanden gekommenen Codex gelieferten Ausgaben des Franciscus Puteolanus vom J. 1476, 1492 und 1497, dann J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

der Codex des Fulvius Urfinus, und zwey Vaticanische Handschriften No. 4498 u. 3429, auch mehrere alte Ausgaben einige Hülfe. Bey dem Dialogus de cl. or. legt er den Farnesischen Cod. zum Grunde, und zeigte dessen Fehler in den Noten an, mit Weglassung der bloßen Schreibfehler. Den zweyten Theil der Ausgabe von Bach, deren erster Theil im J. 1834 erschien, konnte er nicht mehr benutzen, und Rec. hat den ersten Theil nicht zur Hand, um das Verhältniß beider Ausgaben zu einander angeben zu können. Mittelt jener Hülfsmittel und nach dem angegebenen Plane hat nun Hr. Prof. Ritter eine recht brauchbare Handausgabe geliefert, die sich namentlich auch durch Correctheit des Druckes empfiehlt. In Behandlung der schwierigen, zum Theil noch corruptirten Stellen beweist er viel Umsicht und einen richtigen Tact; nur vermißt Rec. hie und da eine völlig genügende Berücksichtigung des Poetischen in des Tacitus Denk- und Ausdrucks-Weise, bisweilen auch ein tieferes Eindringen in den Zusammenhang der Ideen, und findet daher für gut, einige Stellen ausführlicher zu besprechen, um die Gründe jenes Urtheils speciell nachzuweisen. Er wählt dazu das erste Buch der Annalen, und wollte demächst auch die Germania und den Agricola berücksichtigen, fand aber, daß dadurch diese Anzeige zu lang wurde, und mußte Letztes daher aufgeben.

Ann. 1, 2, 18 erläutert der Vf. die Worte cum ferocissimi per acies aut proscriptione cecidissent so, daß er darauf aufmerksam macht, feines Gefühl und Urtheil habe den Schriftsteller veranlaßt, von der Construction mit et zu den mit dem Ablativ überzugehen, damit die Präposition in ihrer ersten, und nicht in uneigentlicher Bedeutung aufgefaßt werde, wodurch die Rede sehr an Kraft gewönne. Er übersetzt: in den Reihen der Schlacht oder durch Achtung. Faßt man es aber so auf, so sieht man doch nicht ab, warum nicht Tacitus geradezu aciebus geschrieben haben sollte. Dieser wollte vielmehr die lange Reihe von Gefechten andeuten, in denen die streitenden Parteyen sich aufrieben, und gerade um ein Aufeinanderfolgen vieler an einander hängenden Dinge auszudrücken, wird ja das per gebraucht; so daß also p. ac. hier so viel ist, als: per continuas acies; per acierum longum ordinem, in quibus ferocissimi desaevirent. Darauf folgt der einfache Ablat. proscriptione, theils um durch Abwechslung der Construction, wie es Tacitus liebt, die Rede mannichfaltiger und anmuthiger zu ma-

chen, theils weil er nur die eine große Proscription durch Antonius und Octavianus im Sinne hatte.

I, 7, 6 schrieb der Herausg.: *ne laeti excessu principis, neu tristiores primordio, lacrimas gaudium, questus adulationes miscabant*, so daß Thränen und Freude, Klagen und Schmeicheleyen gepaart erscheinen, was allerdings nicht unpassend klingt, aber doch auf der Conjectur beruht, daß die Lesart des Cod. Med. *adulatione* als abbrevirt für *adulationes* anzunehmen sey. So lange aber nicht die Spur eines Striches über dem *e* als Andeutung des weggelassenen *m*, und so lange nicht die Nothwendigkeit des Accusativs wegen des Zusammenhanges nachgewiesen ist, müssen gegen jene Annahme Zweifel erhoben werden. *Ruperti* nahm an, es sey das Schluß-*m* weggelassen, und interpungirte so: *lacrimas, gaudium, questus, adulationem miscabant*, damit letzter Singular mit dem Sing. *gaudium* correspondire; wogegen der Herausg. nach des *Lipsius* Vorgang annimmt, daß, wenn man den Plur. setze, der Leser mehr an die hervortretenden Ausdrücke der Schmeicheley denke. Wahrscheinlich bedarf es aber beider Conjecturen nicht; denn die reine handschriftliche Lesart giebt einen genügenden Sinn, wenn man so interpungirt: *lacrimas, gaudium, questus adulatione miscabant*, und so erklärt: *um weder durch Aeusserungen der Freude über des Augustus Tod, über deren Ursprung Tiberius zweifelhaft seyn konnte, ob sie nämlich Ausdruck des Entzückens über seinen Regierungsantritt, oder Ausdruck republikanischer Gestinnung sey, welche sich über das Ende eines Tyrannen freuete, die affectirte Pietät des Tiberius gegen Augustus zu beleidigen und ihm vielleicht unangenehme Ahnungen einer ähnlichen Freude bey seinem dereinstigen Tode einzufliessen, noch durch zu lebhaft Aeusserungen der Trauer das so empfindliche Selbstgefühl des Kaisers zu beleidigen, beeilten sich die demselben nahe stehenden Männer, den nicht zu umgehenden Aeusserungen der Trauer und der Freude Schmeicheley beyzumischen, so daß er beiderley Aeusserungen in Beziehung auf seine Person nur im besten Sinne auffassen konnte.* Nicht ohne Grund wählte aber Tac. den Ablativ, um bemerkbar zu machen, wie Freud und Leid einerley Gewand angelegt wurde (was c. 8 *species odulandi* heist). Die Construction ist dieselbe wie *Agric. c. 8 utilia honestis miscere*.

Cap. 8 bemerkt der Herausg. zu den Worten: *Conclamant patres corpus ad rogam humeris senatorum ferendum. Remisit Caesar adroganti moderatione* Folgendes: „*Quasi precibus procerum suaque in eos observantia victus ac non rei necessitate et utilitate permotus sit, Tiberius adversandi vim compefcuit, ac nervos suos paululum relaxavit*“, als habe Tiberius vorher widersprochen gehabt, wovon doch nichts im Texte steht; und als habe er selbst seinen eigenen Eifer herabgestimmt, woran nicht gedacht werden kann, weil Tiberius

selbst keinen Vorschlag gethan hatte, da die Senatoren ihm auf knechtische Weise damit entgegen und zuvor kamen. *Remisit* bezieht sich zunächst auf das *conclamant*, auf jene leidenschaftliche Begeisterung und Aufregung, die gleich Wogen gegen Tiberius herandrang, und ihn zu übertriebenen Huldigungen zu Ehren des zu bestattenden Augustus mit fortreißen wollte. Der Senat erklärte sich nämlich bereit, dessen Leichnam auf seinen eigenen Schultern hinauszutragen, sowie vorher die Ritter ihn von Bovillae aus bis zur Stadt getragen hatten (S. *Dio Cass. 66, 31; Suet. Oct. 100. Claud. 6*); und es geschah dies auch wirklich. Der Senat war noch mehr hinzuzufügen bereit, Tiberius lehnte dies aber ab (*adhibito honoribus modo bifariam, laudatus est Augustus Suet. Aug. c. 100*), schloß die Berathung, und foderte auch das Volk zur Mäßigung auf. Die übrigen in Vorschlag gebrachten Ehrenbezeugungen führt Suetonius an der vorher erwähnten Stelle auf; ausführlicher aber schildert des Tiberius Heucheley *Dio C. 57, 1*. Es war aber eine *arrogans moderatio*, weil diese Mäßigung seinem sonstigen Stolze widersprach. *Remisit* brauchte Tacitus bey seiner poetischen Denk- und Ausdrucks-Weise demnach hier eben so, wie *Lucret. II, 199* von Gegenständen, welche das Meer nicht in seine Tiefe sinken läßt, sondern zurücktreibt, und Seneca tropisch *VI, 68: quae nisi respuis ex animo, longeque remittis*, oder wie *Seneca Hippol. 581: dura cautes resistit undis, et laceffentes aquas longe remittit*. An der affectirt kalten Ruhe des Kaisers brachen sich also gleichsam die Wogen stürmischer Vorschläge, deren einer, wie Welle die Welle, durch Uebermaß der Ehrenbezeugungen zu übertreffen suchte. In ähnlichem Sinne braucht Tacitus, *Annal. III, 6*, indem er erzählt, wie das Volk im Ausfinden der dem verstorbenen Germanicus zu erweisenden Ehren kein Maß habe finden können, und vom Kaiser beschwichtigt worden sey, den Ausdruck *ut premeret vulgi voces* statt *reprimeret*, und gleich darauf in der derselben Beziehung *modum adjicere* und *referre animum ad firmitudinem* mit stärkerem Bilde *abstrudere tristitiam* vom Augustus, der seinen Schmerz unterdrückt *Ann. III, 6*. Wir würden also *remisit* übersetzen müssen durch: *er wies es von sich*, und zwar mit erkünstelter Mäßigung, mit einer Mäßigung, die sich anmaßte (*adrog.*) Mäßigung zu seyn, und es nicht war, da bloß kalte Schlaueit sich hinter ihr verbarg.

Cap. 10, 8 hat derselbe, statt der handschriftlichen Lesart *fecere*, des *Muretus* allerdings sehr ansprechende Conjectur *cepere* aufgenommen (wiewohl eigentlich *accepere* stehen müßte) und so geschrieben: *proscriptionem civium, divisiones agrorum, ne ipsis quidem qui cepere, laudatas*; Allein die Lesart *fecere* wird, wie auch *Ruperti* ausführlich nachgewiesen hat, durch die Erzählungen des Appianus und Suetonius bestätigt. Entscheidend sind des Letzten Worte: *in quo (triumviratu) resistit quidem ali-*

quamdiu collegis, ne qua fieret proscriptio, sed inceptam utraque acerbius exercuit. Namque illis in multorum saepe personam per gratiam et preces exorabilibus, solus magno opere contendit, ne cui parceretur, und bald darauf: Quum peracta proscriptio M. Lepidus in senatu excusasset praeterita, et spem clementiae in posterum fecisset, quoniam satis poenarum exactum esset; hunc e diverso professum ita modum se proscribendi statuisse, ut omnia sibi reliquerit libera; und späterhin in eadem hac potestate multiplici flagravat invidia. S. Oct. c. 27.

Cap. 12, 13 stimmt der Herausg. in Erklärung der Worte des Tiberius nequaquam decorum pudori suo legere aliquid aut evitare ex eo, cui in univsum excusari mallet mit *Ruperti* überein, indem er das auffällende *cui* durch a quo prolatis excusationibus liberari mallet. Zunächst paßt aber nicht die von *Ruperti* angestellte Vergleichung mit defendere, arcere, pellere alicui aliquid statt ab aliquo aliquid, weil bey diesen Verben der Dativ das entferntere Object bezeichnet, hier aber das nächste. Der Dativ, welcher bey excusari gewöhnlich die Person bezeichnet, der man sich mit einer Entschuldigung nähert, ist hier in Folge der lebhaften, dichterischen Denkweise des Tacitus auf die Sache übertragen, welcher gegenüber eine allgemeine Entschuldigung, also Freyprechung, in Anspruch genommen würde, wenn es möglich schiene; denn excusari alicui ist ursprünglich so viel als excusationem offerre alicui. Ueberhaupt liebt aber Tacitus, nach Dichterweise, Sachen wie Personen zu behandeln; unter anderen auch *Annal. I, 28: noctem in scelus erupturam II, 22: aetas adulta etc.* Der Coniunctiv des Imperf. steht hier aber in doppelter Beziehung, ein Mal erzählend abhängig von dem Perfect, dann aber auch, um die angebliche Unmöglichkeit auszudrücken, und würde also auch stehen müssen, wenn es *Oratio recta* wäre, und ein Präsens vorausginge.

Cap. 13, 26 erklärt der Herausg. in dem Satze: Neque tamen periculo talis viri mitigatus est, donec Haterius Augustam oraret ejusque curatissimis precibus protegeretur die Worte *cur. prec.* durch: quae summae curae ei erant. Es sind aber viel mehr ausgesuchte, ausstudirte, dem Charakter und der Stimmung des Kaisers angemessene und demnach wirksame Bitten zu verstehen; und es ist dies ein üblicher nachdrücklicher Ausdruck, wie *facta oratio* bey Cicero.

Cap. 15, 25 hat der Herausg. in den Worten mox celebratio (Augustalium) annum ad praetorem, oder wie zuerst *Lipsius* und nach ihm auch *Ruperti* schrieb annuum ad praetorem, das anstößige, zweifelhafte Wort ganz weggelassen, ohne auf irgend eine Weise anzudeuten, durch welche Veranlassung jenes Wort in den Text gekommen sey. Dies ist aber ein etwas zu rasches Verfahren. Dafs annuus praetor so viel sey, als das griechische ὁ ἀεὶ στρατηγός, worauf die Erzählung des *Dio Cass.* 54,

34 u. f. w. geleitet hat, ist freylich nur Vermuthung, und dieser Gebrauch des annuus nicht nachgewiesen; doch hat ja Tacitus so manches Eigenthümliche, und annuus könnte wohl den Jahr für Jahr ernannten Prätor bedeuten. Möglich ist es aber auch, das annum nur Corruptel ist von unum, womit dieser eine Prätor, im Gegensatz sämtlicher Volktribunen, welche früher diesen Spielen vorstanden, bezeichnet wäre. Und das aus unum durch ein paar zufällig dastehende Strichelchen über n und u leicht habe annum oder auch annuum entstehen können, fällt in die Augen. Da aber die nähere Bestimmung cui inter cives et peregrinos jurisdictio evenisset darauf folgt, so ist das unum ganz an seiner Stelle, da ja auch *Dio: πρὸς τινος τῶν ἀεὶ στρατηγῶν* sagt.

Cap. 20, 6 heist es in anderen Ausgaben: centuriones irrisu et contumeliis, postremo verberibus insectantur, praecipua in Aufidienum Rufum praefectum castrorum ira, quem etc. Hr. Prof. R. aber setzte einen Punct nach insectantur, so das der neue Satz mit einem Nominativ anfängt, und zwar darum, weil der Erzähler, nach Erzählung der den Centurionen zugefügten Mißhandlungen, zu einem neuen Gegenstande übergehe. Verliert nun auch der Sinn im Ganzen durch diese Veränderung nichts, so gewinnt er doch auch nicht, denn jener vom Herausgeber angegebene Grund ist nicht stringent, zumal da Tacitus gleich Livius es liebt, Substantiva in Verbindung mit Adjectivis statt eines Participiums, oder auch Substantiva allein absolut hinzustellen, bisweilen auch so, das man eine Präposition, wie cum suppliren kann, wie z. B. *Histor. IV, 30 quam-trabes perfregere, multa superstantium pernicie; Annal. XIV, 4: quo rumorem reconciliationis efficeret, acciperetque Agrippina, facili feminarum credulitate ad gaudia etc.; ebendaf. sive explenda simulatione, seu etc.; c. 31; resumere libertatem occultis conjurationibus pepigerant, acerrimo in veteranos odio; und cum miles — viamque strage hostium aperiret, imprompto jam Arminio ob continua pericula, sive etc. Ann. II, 21.* Es möchte daher wohl besser seyn, die bisherige Interpunction nicht zu verändern, zumal da bey den folgenden Verbis gravant etc. dasselbe Subject bleibt, und nicht einmal von einer ganz neuen Sache die Rede ist, da der Befehlshaber des Lagers auch ein Centurio war.

In demselben Kapitel findet sich eine Schwierigkeit in den Worten Rufus diu manipularis, dein centurio, mox castris praefectus, antiquam duramque militiam revocabat, vetus operis ac laboris, et eo immitior, quia toleraverat. Die handschriftliche Lesart ist intus operis, woraus man nichts zu machen wußte, weshalb zuerst *Lipsius* vorschlug, vetus zu schreiben, welches dem Sprachgebrauch des Tacitus allerdings angemessen und durch Beyspiele genug nachgewiesen ist. Andere riethen auf immitis, tritus, laetus, attentus, intentus operis, welches letzte *Ruperti* aufgenommen hat; und mehr oder

weniger geben diese Worte einen passenden Sinn in der Verbindung mit jenem Genitiv. Sicherer könnte vielleicht die am Rande eines Codex stehende Variante *invictus* auf die wahre Lesart führen, wenn sie auch an sich selbst nicht paßt. Sie entstand vielleicht, gleich jenem *intus*, aus einer Abbreviatur, nämlich *inctus*, was einen Abschreiber veranlaßte auf *invictus* zu rathen. *Inctus* kann aber auch abbreviirt seyn aus *inconsultus*, da ja das einfache *consultus* durch *cts* abgekürzt wird; und so entstand die falsche Lesart *intus* und *invictus*, wie unten Kap. 33 aus *Sequanos* abbreviirt in *Seqs* die falsche Lesart *seque* entstand. *Inconsultus* mit dem Genitiv liefert nun eine ähnliche Construction wie *praecipuus circumveniendi alicujus; praecclarus eloquentiae ac fidei; providus futurorum; prudens moderandi, prudens doli, incuriosus discriminis* u. dergl. m. bey Tacitus. *Inconsultus operis et laboris* wäre ein Befehlshaber, der sich unüberlegt zeigte in der Arbeit und Mühe, die er seinen Untergebenen aufbürdete, also *inconsulto imponens opus et laborem*; und um so unnachfichtiger, weil er dieselben Mühen selbst lange erduldet hatte, *et eo immittior, quia toleraverat*, wie es darauf heist, und vorher *diu manipularis*. Und eben jenes *immittior* und *toleraverat* weist darauf hin, daß neben *operis* und *laboris* ein Adjectivum gestanden habe, welches nicht bloß wie *vetus, invictus, tritus, intentus* und die übrigen Conjecturen ein Vertrautseyn mit der Arbeit, ein Geübtheitsausdruck, sondern eine *transitive* Bedeutung hat, und das unbillige Aufbürden von mancherley Arbeit und Mühen ausdrückt, worin Andere sehr sorgsam waren, weshalb Tacitus *annal.* 35, 15 das Wort *quaerere* für das Ausfinden derselben braucht.

Mit dieser Aenderung siele dann auch die Tauologie weg, gegen welche der Herausg. den Tacitus glaubte vertheidigen zu müssen. Während aber so Rec. den früheren Conjecturen eine entgegenstellt, die ihm passender scheint, kann er jedoch seine Verwunderung nicht unterdrücken, daß noch Niemand die handschriftliche Lesart selbst vertheidigt hat. Wie so manche andere *Adverbia* wird auch *intus* mit dem Genitiv und Accusativ construirt gefunden, mit erstem freylich nur bey *Apulejus*, doch sieht man daraus, daß der Gebrauch dem Gefühl eines Römers nicht widerstrebt. Da nun Tacitus es so sehr liebt, sich bildlich auszudrücken und besonders Worte und Wendungen, die zunächst locale Beziehungen ausdrücken, auf andere Verhältnisse, selbst auf geistige, übertragen, und daher *citra damnum affectus; citra spe-*

*ciem aut delectationem; citra fidem fuit; citra obtreactionem; citra Romanum sanguinem* (ohne Römerblut); *vis Agrippinae citra ultima stetit* (ohne die äußersten Opfer) *Ann.* 12, 22; *extra virtutum cogitationes extraque bellorum casus ne se putet mulier; omnis Sarmatarum virtus velut extra ipsos* (die Sarmaten werden gleichsam von ihrer Tapferkeit verlassen, *hist.* I, 79) *ingenium magis extra vitia, quam cum virtutibus, h.* I, 49; *extra invidiam, nec extra gloriam erat, Agr.* 8; *intra unum damnum stetit vis tanta* (nämlich *ignis, Ann.* III, 72); *intra juventam, II, 71; ultra foeminam ferrox, hist.* II, 63; *par negotiis, neque supra, ann.* 6, 39 — und Aehnliches sagt: so kann *intus operis* statt *quum intus operis esset*, nicht auffallen. Es drückt einen Mann aus, der vermöge langer Gewohnheit in solcher Arbeit und Anstrengung ganz zu Hause, der nie herausgekommen ist, und sich nicht von dem Gedanken trennen kann, daß der Soldat durch solche Mühen beschäftigt werden müsse, weshalb er seine Leute immer dazu anhielt. Ein ähnliches Bild braucht Tacitus von Gedanken, die Jemand beyfallen *Kap.* 43: *quos jam pudor et gloria intrat*, statt des gewöhnlichen *inceffit*. Die Construction ist nicht härter, als in den Worten *intra paucos libertos domus*, auf wenige Freygelassene beschränkte sich sein Haus; *Annal.* IV, 7. Auch findet sich Aehnliches bey Dichtern und anderen späteren Prosaikern, *Florus, Seneca etc.*, wie sich aus *Forcellini* ergibt; und so stimmt Rec. für Beybehaltung des *intus operis*.

*Cap.* 21, 16 versteht der Herausg. die Worte *nam etiam tum legato a centurionibus et optimo quoque manipularium* so, daß dem Legaten jetzt von den Centurionen und den besseren Soldaten gehorcht worden sey, weil sie für jetzt dessen Befehle noch ausführen konnten, was sie nachher, als die Soldaten noch unruhiger wurden, nicht mehr vermochten. Näher liegt aber die Beziehung, daß das *etiam tum* im Gegensatz von dem früheren auf den erneuerten Aufruhr geht, den die gemeinen Soldaten erhoben, von denen es vorher hieß: *horum adventu redintegratur seditio etc.* Auf diesen Moment des erneuerten Tumultes geht das *etiam tum*, und der Sinn ist also: „auch jetzt noch, trotz der Gefahr, bey ihren Untergebenen keinen Gehorsam mehr zu finden, wagten die Centurionen und Besseren der Manipularen, den Befehl des Legaten zu vollziehen.“

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U N I 1839.

## RÖMISCHE LITERATUR.

Bonn, a. Rh., b. Habicht: *C. Cornelii Taciti opera, recognovit brevique annotatione instravit Franciscus Ritter etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Cap. 28, 13 sucht Hr. R. in den Worten: *id miles rationis ignarus omen praesentium accepit, suis laboris defectionem sideris affimulans, prospereque cessura quae pergerent, si fulgor et claritudo deae (lunae) reddetur* die Weglassung des von der Mediceischen Handschrift gebotenen *a* oder *ac*, wie am Rande steht, vor *suis* damit zu rechtfertigen, daß er jenen Zusatz für unpassend und der Construction des Satzes hinderlich erklärt, zugleich aber auch hinsichtlich der Verbindung der Theile jener Periode bemerkt, daß, so wie dem ersten Theile derselben das Partic. *affimulans* beygefügt sey, so bey dem zweyten *cessens* hinzugedacht werden müsse, denn das *a* rühre wohl nur von einem Abschreiber her, welcher *suis laboribus* für den Ablativ gehalten habe. Letztes ist aber nicht recht glaublich, auch ist dabey die Stellung des *que* auffallend, da diese Partikel zu den Worten *quae pergerent* gehört; und es möchte daher eher Herrmann das Rechte getroffen haben, welcher *prospere aequae* vorschlug, da der starke Hiatus jener Annahme nicht im Wege stehen kann, indem er auch anderwärts vorkommt, z. B. *diversa aequae* in *Suet. Tib. 2*.

Cap. 31 finden wir in den Worten *daretque se legionibus vi sua cuncta tracturis* die Correctur des *Lipsius* und *Freinsheim* aufgenommen, da doch der *Cod. Med. tracturus* hat, wovon man nicht abweichen sollte. Denn wenn auch jene Conjectur recht viel Ansehnliches hat, so ist doch kein dringender Grund vorhanden, die handschriftl. Lesart zu verdammen, die zuletzt von *Steuber* in *Seebodes N. Krit. Bibl. 1827, S. 1083* kräftig vertheidigt worden ist. Man muß aber so interpungiren *legionibus, vi sua cuncta tracturus*; denn da die Legionen vom Anfang des Satzes an Hauptsubject sind, und auch in den Worten *magna spe, fore etc.* statt *magnopere sperantes, fore etc.* bleiben, so sind auch die Worte *vi sua cuncta tracturus*, als Epexegetis, im Sinne der Legionen geschrieben, nämlich so: „Sie regten sich in der großen Hoffnung, Germanicus werde keinen anderen über sich sehen mögen und sich den Legionen in die Arme werfen, da er ja mittelst ihrer Kraft alles Andere nach sich ziehen würde.“ So aufgefaßt *J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.*

spricht sich in jenen Worten das Selbstvertrauen der Legionen auch eben so stark aus, als bey Annahme der anderen Lesart.

Cap. 31, 12 gegen die handschr. Lesart: *implere ceterorum rudes animos; venisse tempus, quo veterani maturam missionem, juvenes largiora stipendia, cuncti modum miseriarum exposcerent*, wird bemerkt, daß der Ausdruck *implere animos* nur da stehen könne, wo hinzugefügt würde, womit die Gemüther angefüllt würden. Dabey hat er aber übersehen, daß die *multitudo nuper acto in urbe delectu, lasciviae sueta, laborum intolerans* unmittelbar vorhergehen, die nächsten Worte *venisse tempus etc.* ganz deutlich das bezeichnen, womit die Gemüther erfüllt wurden, nämlich mit Gedanken, die ihnen vorher nicht von selbst beygefallen waren, daß nämlich mit dem Tode des Augustus ein günstiger Zeitpunkt eingetreten sey, um die Gewährung mancher Wünsche zu erzwingen. *Rudes animi* stehen kurz statt *harum rerum rudes*, nämlich unbekannt mit den Verhältnissen des Reiches, namentlich der Hauptstadt, wie es nachher in den Worten *sua in manu sitam rem Romanam, suis victoriis augeri rem publicum* deutlich ausgesprochen wird. Jenes *implere* erhält noch außerdem seine Erläuterung durch die darauf folgenden Worte: *Non unus haec nec apud trepidas militum aures — sed multa seditionis ora vocesque*; „es ertönten unzählige Stimmen, die ihnen dasselbe sagten, und so ihren Geist von allen Seiten mit denselben Ansichten erfüllten.“ Es möchte daher die handschr. Lesart *implere* wohl nicht mit *Hn. Prof. Ritter*, welcher *impellere* substituirt, als eine *sordes membranarum* angesehen werden dürfen.

Eben so wenig können wir ihm beystimmen, wenn er Cap. 32 statt *praecipuum indicium magni atque implacabilis motus, quod neque disjecti, nil paucorum instinctu sed pariter ardescerent, pariter silerent* nach des *Grotius* Conjectur *nec* statt *nil* schreibt, was ganz gegen des Tacitus Geist ist, der so gern in den Constructionen abwechfelt (s. *Rupertis Index latinitatis* im 4ten Bande seiner Ausgabe, S. 810), und hier besonderen Grund hatte *nil* zu setzen, weil nachher die beiden Verba *ardescerent* und *silerent* folgen, welche ein doppeltes Verfahren, ein leidenschaftliches Toben, und dann wieder gänzlichliches Schweigen ausdrücken, was durch ein auf beide sich beziehendes einfaches Verbum vorher anzudeuten nicht wohl möglich war, weshalb Tacitus sich lieber dieser Kürze bediente, die der Construction des griechischen οὐδὲν ἄλλο, ἢ u. s. w. entspricht. Vergl. *Ru-*

*pertis index latin.* unter *Ellipsis*, während in dem *nil* ein bey weitem größerer Nachdruck liegt, als in dem *nec*. Dafs übrigens *neque* hier nicht einmal, auch nicht bedeute, haben Andere bereits bemerkbar gemacht.

Cap. 33 ist in dem Satze: *Quippe Drusi magna apud populum Romanum memoria, credebaturque, si rerum potitus foret, libertatem redditurus*, die handschriftliche Lesart *credebatur qui* mit *credebaturque* vertauscht. Wozu aber diese Veränderung, da man nur das *qui* vor das Verbum zu setzen braucht, um einen guten Sinn zu bekommen? Solche Versetzungen kommen oft in den Handschriften vor, wenn ein Abschreiber ein vergessenes Wort nicht über den Text oder an den Rand schreiben wollte; z. B. auch in diesem ersten Buche der *Annalen* Cap. 65, §. 20, in dem *Cod. Medic. adversum ferri* statt *ferri adversum ingruentia tela*. Was aber den Sinn anbelangt, so erscheint, wenn man *credebaturque* schreibt, der Satz als etwas Nebenbeygesetztes, woran das Volk auch nur so nebenbey dachte, während das *qui* gleich den richtigen, alleinigen Grund auführt, weshalb *Drusi magna apud populum Rom. memoria* war.

Cap. 35 hat der Herausg. des *Lipsius* *Conjectur universi* statt des handschriftlichen *universa* gesetzt, welches letzte allerdings nicht recht paßt. Der Satz lautet nämlich so: *Ut seditionem attingit, ubi modestia militaris, ubi veteris disciplinae decus — cogitans, nudant universi corpora*. Dafs die Soldaten den ganzen Körper entblößt hätten, ist nun nicht wohl glaublich, und darum nahm man zu jener *Conjectur* die *Zuflucht*, die leicht verständlich ist, nur dafs man nicht einseht, wie trotz dem jene *Corruptel* habe eintreten können. *Rec.* ist daher der Meinung, dafs die *Corruptel* nicht in dem letzten Buchstaben, sondern in der Mitte des Wortes gesucht werden müsse, und dafs *Tacitus* geschrieben habe: *nudant una versa corpora*. Denn um die Spuren der Geißelhiebe zu zeigen, mußten sie sich natürlich umdrehen, und dafs sie dies alle zugleich thaten, war entweder *Verabredung*, oder natürliche Folge eines und desselben Gedankens, der alle durchdrang, dafs sie *cicatrices adversas* und *aversas*, wie sie *Cicero* nennt, zeigen mußten. Und schon vorher, als *Cap. 32* erwähnt wurde, dafs alle in einem Sinne gehandelt hätten, hieß es *regi crederes*, „es war, als ob es auf ein *Commando* geschah“, was eben die gleich leidenschaftliche Stimmung Aller trefflich andeutet. Somit muß *una versa corpora* also passender erscheinen, als *universi*, weil doch wohl nicht Alle dergleichen Narben vorzeigen konnten.

Cap. 35, 17 umschreibt der Herausg. die Worte *mederetur fessis, neu mortem in isdem laboribus — orant* zur Erklärung des Zeugma so: *obire sine-ret*; die Sache liegt aber anders, und einfacher. Statt *medelam fessis, et non mortem in isdem laboribus, sed finem militiae etc. orabant*, schrieb *Tacitus*, um die wahrscheinliche Lebhaftigkeit und das Abgebrochene der lebhaften Rede wiederzugeben,

vermittelt des Verbums *mederetur fessis neu etc. Finem* bildet da den Gegensatz von *mortem*; und *neque inopem requiem* den von *isdem laboribus*, welche letzte *labores* sich vorzüglich auf den Mangel an Lebensmitteln und allen Bequemlichkeiten beziehen. Man muß aber *neu* in der Bedeutung und nicht etwa, und in keinem Fall dem *nec* ähnlich nehmen. Denn bey den Zusammensetzungen *sive — sive, bisve, terve etc.* deutet die Endsylbe ja auch immer einzelne Fälle an; und an der Ableitung von *vel ne*, welche auch *Forcellini* liefert, ist nichts. Geradeso wie hier braucht aber *Tacitus* das *neu* im *Agric. c. 15*, wenn er sagt: *modo virtutes majorum aemularentur, neve praelii unius aut alterius eventu pavescerent*, wo *Ruperti* es richtig durch und nicht erklärt hat, mit Verweisung auf *Gronov. ad Sen. 9. nat. 4*, wogegen er hier nach *Wolfs* und *Walthers* Vorgang die *Ellipse* eines Verbums annahm, deren es doch gar nicht bedarf, wenn man nur *neu* richtig erklärt.

In demselben Kapitel hat der Herausg. in dem Satze: *Fuere etiam, qui legatam a divo Augusto pecuniam reposcerent, faustis in Germanicum omnibus, et si vellet imperium, promptos ostentavere* des *Beroaldus* *Conjectur omnibus* statt des handschriftlichen *omnibus* aufgenommen, woran schon Andere Anstofs nahmen, und *nomnibus* vorschlugen. Erste *Conjectur* wird damit vertheidigt und erklärt, dafs eben die an *Germanicus* gerichtete Forderung wegen *Auszahlung* der vom *Augustus* gemachten *Legate* ein Zeichen gewesen sey, dafs man ihn für den eigentlichen Erben des *Augustus* hielt. Dies wäre aber doch nur ein *omen* gewesen, nicht *omina*. Dabey bezieht man auch das *reposebant* auf den *Germanicus*, und nimmt das *Compositum* fürs *Simplex*; beides wohl nicht mit Recht. Denn kurz vorher ist von der Verehrung des *Tiberius* und von der Unterwerfung der übrigen Provinzen unter dessen Herrschaft die Rede. Auf *Tiberius* muß demnach das *reposebant* bezogen werden, und da hat das *re* seine volle Kraft und Beziehung: „vom *Tiberius* wollten sie, da er in Rom des *Augustus* Erbe in Besitz genommen hatte, zurückhaben, was *Augustus* ihnen vermacht hatte, und nicht eher von Unterwerfung hören.“ Gegen *Tiberius* äußerte sich also Unwille, da er früher an ihrer Spitze gestanden, und sie nun im Stich gelassen hatte (vergl. *Dio C. 57, 5*: τὸν τε Τιβερίων ἐκακηγόρησαν; *Suet. Tib. 25*: principem detrectabant non a se datum); während dem verrieth gleich diesen Aeusserungen *Alles* Vertrauen und Wohlwollen gegen *Germanicus*: *faustis in Germanicum omnibus et si vellet imperium, promptos ostentavere*. (Vergl. *Dio C. 57, 6*: εὐνοια πάντων ἀπλῶς τόντε Ρωμαίων καὶ τῶν ὑπηκόων εἰς αὐτὸν ἐπέχει. Hätte *Tacitus* *omnibus* geschrieben, so würde er auch nicht in gesetzt haben, sondern bloß *faustis Germanico omnibus*. An das *faust. omnibus* aber schließt sich ganz gut das *et si vellet etc.* an. Somit möchte also kein Grund vorhanden seyn, des Herausg. Aenderung gut zu heißen

Cap. 36, I findet sich der Satz: *Augēbat metum gnarus Romanae seditionis et, si omitteretur ripa, invasurus hostis, — periculosa severitas, flagitiosa largitio: seu nihil militi sine omnia concedentur, in ancipiti republica.* Hier behielt der Herausg. die handſchr. Lesart *concedentur* bey, wiewohl in die Augen fällt, daß dies verkürzt mit einem Strich über dem zweyten *e* geschrieben, *concederentur* gelesen werden kann, weshalb auch *Rhe-nanus* so lesen wollte. Der Herausg. folgte hier *Walther*, fehlte aber zunächst darin, daß er bey *periculosa severitas* und *flagitiosa largitio* das Verbum *est* supplirte, da doch das an der Spitze des Satzes stehende *Angebat* durch den ganzen Satz fortwirkt. Denn es werden vier Dinge vom Tacitus aufgeführt, welche die Furcht vermehrten: 1) der Umstand, daß die Deutschen von den Unruhen im römischen Lager Kunde erhalten hatten, und bey nachlässiger Bewachung des Rheins diesen leicht überschreiten konnten; 2) der Ausbruch eines förmlichen Bürgerkrieges, wenn man die Hülfsstruppen und Bundesgenossen gegen die Legionen bewaffnete; 3) die Gefahr, der man sich aussetzte, wenn man mit Strenge gegen die Empörer verfuhr (*ἀπειλοῦντες — ἐπὶ τὴν Πόλιν ἐλάσειν, Dio Cass. 57, 4*); und hinwiederum die Schmach, wenn man sie durch Gewährung ihrer Forderung, durch Geld u. s. w. beruhigte; 4) endlich der Umstand, daß, wenn man hier den Soldaten Nichts oder Alles bewilligte, der Staat in beiden Fällen in Gefahr kam, da in dem ersten zu befürchten stand, daß der Aufruhr um sich griff, im zweyten Falle ein böses Beyspiel gegeben würde, das nachtheilige Folgen nach sich ziehen konnte. Da nun das *angebot* durch die ganze Periode fortwirkt, und Alles im Sinne der Berathenden referirt wird, so kann auch nicht das im Sinn des Erzählenden Sprechende *concedentur* für richtig gelten, sondern nur *concederentur*, sowie auch im Folgenden gleich das Perfect *placitum* folgt. Zum Vergleich macht *Rec.* der Aehnlichkeit wegen, auf die Construction in *Cap. 47* aufmerksam: *Multa angebant, validior per Germaniam exercitus, propior apud Pannoniam — quos igitur anteferret?*

Cap. 39 macht der Herausg. zu den Worten: *concurſuque ad januam facto moliantur fores, extractum Caesarem tradere vexillum intento mortis metu subigunt*, über *Vexillum* die Bemerkung, daß die aufrührerischen Soldaten deswegen diese Fahne verlangt hätten, weil sie im Besitz derselben sich für befreit vom Kriegsdienst gehalten hätten. Dies möchte aber nicht als einziger Grund angesehen werden dürfen, weil sie damit von ihren Verpflichtungen nicht befreit wurden, da sie ja einen Eid geschworen hatten. Es ist vielmehr anzunehmen, daß sie dem Germanicus das Symbol seiner Würde als Befehlshaber entreißen wollten, damit er nicht die von den Gesandten des Senates überbrachten Befehle ausführen könne unter Berufung der Soldaten unter das *Vexillum*; und damit sie selbst einen Vereinigungspunct hätten, unter dem sich Alle, auch die

jetzt noch nicht auf ihrer Seite stehenden, dem Aufruhr noch abgeneigten Soldaten vereinigen müßten. Denn daß das *Vexillum* des Feldherrn eben der Vereinigungspunct für das ganze Heer war, ist bekannt; und eben so, daß ein solches Zeichen auch sonst zu einem Vereinigungspuncte gebraucht wurde, z. B. bey dem Auszug von Colonisten, die auch unter einem *Vexillum* nach ihrer Colonie zogen (s. *Cic. Phil. II, 40*), vorzüglich aber bey dem Aufruhr. S. *Cic. Phil. 5, 11: Num quando perditis civibus vexillum, quo concurrant, defuturum putatis?* und *ad Attic. X, 15: Vexillo opus est, convolabunt.* Ein Auflehnen gegen sein Commando befürchtete aber Germanicus auch von der 5ten und 21sten Legion. S. *Cap. 45.*

Cap. 43, 6 steht der Satz: *Tua, dive Auguste, coelo recepta mens, tua, pater Druse, imago, tui memoria isdem istis cum militibus, quos jam pudor et gloria intrat, eluant hanc maculam*, wobey der Herausg. ganz richtig bemerkt, daß das Wort *istis* nicht durch den folgenden mit dem Relativo beginnenden Satz seine Erklärung erhalte; wenn er aber die Worte *isdem istis c. mil.* durch *quibus olim praefuisti* erklärt, so liegt doch der Gedanke zu fern, und die dabey stehenden Soldaten selbst würden jene Worte nicht so haben auffassen können. Es hat vielmehr Tacitus das nachdrücklich hinweisende *istis*, und nicht *his* gebraucht, um auszudrücken: *istis, qui hanc maculam in se admiserunt irati cives civibus*; denn darauf weisen die folgenden Worte *eluant hanc maculam irasque civiles in exitium hostibus vertant.* Eben weil diese Schuld auf ihnen haftet, ruft er den in den Himmel aufgenommenen Geist des Augustus und das den Soldaten im Geiste noch vor-schwebende Bild des siegreichen Drusus an, daß sie denselben jenen Makel möchten tilgen helfen.

Cap. 47, 10 hat der Herausg. die Interpunction so geändert, daß nicht, wie in anderen Ausgaben, vor *quos igitur* ein Punctum, sondern ein Colon steht, und der Satz so lautet: *Multa quippe et diversa angebant, validior per Germaniam exercitus, propior apud Pannoniam; ille Galliarum opibus subnixus, hic Italiae imminens: quos igitur anteferret?* Nur können wir uns nicht überzeugen, daß die nächstfolgenden Worte *ac ne postpositi contumelia incenderentur* eine Interpolation seyen. Er meint, dies verstände sich von selbst, und jeder Leser supplire diesen Gedanken. Demnach scheint er anzunehmen, daß Tiberius nur das eine Bedenken gehabt habe, er möge eines der beiden Heere beleidigen. Allein *multa et diversa* heben genug zwey Gattungen von Besorgnissen hervor, die auf vielerley und verschiedenen Verhältnissen beruhten: die größere Stärke des deutschen Heeres; die größere Nähe des pannonischen; den Beystand, den jenes leicht aus Gallien erhalten konnte; die Nähe des letzteren; zu welchem solle er sich zuerst wenden, um es zu beschwichtigen. Dies ist ein kleiner Zwischensatz, der, wie eine Epexegeſe, sich an das Vorhergehende anreihet. Tiberius hatte also erst im Allgemeinen das Be-

denken, ob er sich überhaupt zu einem von beiden Heeren begeben solle, um seine Absicht am sichersten und mit einem Male zu erreichen; das zweyte war, wie er verfahren müsse, das das Heer, zu welchem er nicht könne, sich nicht für zurückgesetzt hielte, und durch diese Schmach schon, als wenn er eins dem anderen vorzöge, erbittert würde. Man muß aber so interpungiren: *ac, ne postpositi contumelia incenderentur*, so das man bey *ac* das den Punct beginnende *angebot* in Gedanken wiederholt. Dann braucht man nicht mit *Wolf* und *Ruperti* zum Suppliren eines anderen Verbuns, wie *metuebat*, seine Zuflucht zu nehmen, wiewohl an anderen Stellen des Tacitus allerdings dergleichen Verba supplirt werden müssen. Und auch die nächstfolgenden Worte *At per filios pariter adiri majestate salva, cui major e longinquo reverentia* lassen das *ne postpositi* voraussetzen. Die Lesart des *Cod. Med. intenderentur* ist allerdings schwer zu vertheidigen, wenn man dieß Wort nicht so versteht, das die Erbitterung der Soldaten mehr Intension erhielt, wenn sie sich, statt beschwichtigt, vom Kaiser zurückgesetzt sähen. Denn *intenderentur* kann soviel bedeuten, als *intentius agerent*, da Tacitus ja auch sagt: *sermone ac vultu intentus; intentior metu*; und auch Cicero: *se intendere ad firmitatem*, sich stärken, kräftigen; Plinius aber *intendere leges* die Gesetze schärfen. *Intenderentur* wäre ungefähr in derselben Kürze gesagt, wie *Cap. 50 attinemur*, statt *retinemur a rebus strenue gerendis et ad Rhenum quasi defixi attinemur*. Der Herausg. giebt überdiß zu verstehen, er verschmähe es, jene Variante für seine Behauptung der Unechtheit jener Stelle zu benutzen; Rec. ist aber eher geneigt, und hält es für zweckmäßiger, jene Variante zu Auffuchung der vielleicht noch verborgenen, wahren Lesart zu benutzen, und die Vermuthung aufzustellen, das Tacitus *contumeliam intenderent* geschrieben habe (sie möchten noch ärger schmähen), woraus jene Variante leicht entstehen konnte, wenn der das *m* vertretende Strich über dem *a* verwischt wurde, und über der Schlusssylbe von *intenderent* sich ein Strichelchen vorfand, das als Andeutung der Endsyllbe *ur* gedeutet wurde; oder auch, wenn ein Abschreiber das *m* im Text vergessen hatte, und an den Rand schrieb, wo es für *ur* von einem Anderen gelesen wurde. Die nächstfolgenden, oben angeführten Worte *salva majestate, cui major e longinquo reverentia*, und nachher der Gedanke: *quod aliud subsidium si imperatorem sprevisset* harmoniren augenscheinlich gut mit dem *contumeliam intend.*, da die *contumelia* sich ja auch auf den Kaiser bezieht, wogegen zu beachten ist, das bey der gewöhnlichen Lesart *contumelia incenderentur* dieß *contumelia*, von jener Zurücksetzung gesagt, etwas zu stark erscheint.

*Cap. 50* deutet der Herausg. die dunkeln Worte *At Romanus agmine propero silvam Caesiam limitemque a Tiberio coeptum scindit* so, das er bey *silvam Caesiam scindit* ein Zeugma annimmt, und das *Verbum permeat* oder ein ähnliches zu *silvam Caes.* suppliren heißt, und *scindere limitem*, das *Durchbrechen des Walles* auf die Absicht des Feldherrn bezieht, die vorhandenen Theile des Walles und bey dem Durchbrechen zur Seite geworfenen Materialien zu rascherer Vollendung des an diesem Tage zu verschanzenden Landes anzuwenden. Nun kommt allerdings das Zeugma hie und da bey Tacitus vor, man muß sich aber billig hüten, bey der Erklärung zu oft und unnöthiger Weise ihm ein solches aufzubürden; und hier zunächst möchte es gar nicht nöthig seyn. Der römische Feldherr wünschte nämlich die in der Nähe stehenden Marser zu überraschen, und zwar auf dem nächsten Wege. Da hatte er nun die *sylvania Caesia* jenseits des Rheins vor sich, und dahinter einen von *Tiberius* früher begonnenen Wall. Beide konnten von den Feinden besetzt seyn, und so seinem Marsche große Hindernisse in den Weg legen. Es galt also, ehe die Feinde etwas merkten, auf ungebahntem und daher von den Feinden nicht beachtetem, nicht besetztem Wege im schnellsten Marsche Alles vor sich niederwerfend durch den Wald zu brechen und bis über den Wall zu dringen. Dieß gelang, und dieß ist das *scindit*, man mag es nun im eigentlichen Sinn nehmen, da durch Trennen des dichten Gehölzes der Weg gebahnt wurde, oder auch als poetischen Ausdruck, wie so viele bey Tacitus und seinen Zeitgenossen (*paene jam quicquid loquimur, figura est, Quintil. inst. or. 9, 3, 1*), da dann das Verbum ohne Zeugma auf *silvam* und *limitem* paßt. Bey *Ovidius* lesen wir *scindere freta; rumpit ungula fontem; rumpere iter* und *vincere montem ligone* bey *Tibullus*; eben so dichterisch sagt unser Schriftsteller C. 63 *Arminius scindit agmen*; 11, 25: *exscindere hostem*, durch den Feind, der keinen Widerstand leistet, und durch sein Land so hindurchbrechen, das er von dem heimischen Boden wie abgehauen und getilgt wird (*exscinditur*); *hist. 1, 13: discordes in duas factiones scindebantur*; *Germ. 43: ein Bergrücken scindet Germaniam*; *annal. 1, 64: perfringere stationes*; 11, 21: *nuda ora fodere*. Kurz der römische Feldherr brach glücklich durch Wald und Wall durch, ohne feindlichen Widerstand zu finden, der das *scindere* verhindert hätte, und nachdem nun das gewünschte Ziel erreicht war, schlug er sein eigenes Lager unmittelbar an dem Walle auf, um ihn zur Deckung vor nächtlichem Ueberfall zu benutzen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U N I 1 8 3 9.

## RÖMISCHE LITERATUR.

BONN am Rh., b. Habicht: *C. Cornelii Taciti Opera: recognovit brevique annotatione instruxit Franciscus Ritter etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Schwierigkeit, welche C. 55 in den Worten *gener invisus inimici soceri* liegt, sucht Hr. Prof. R. damit zu heben, daß er nach *invisus* ein Comma setzt, und *inimici soceri* von den beiden Schwiegerältern des Arminius versteht, indem des Segestes Frau *conjux irarum mariti socia* gewesen sey. Davon weiß man aber sonst nichts, und es könnte leicht das Gegentheil der Fall gewesen seyn; und dann kommt eine arge Tautologie heraus. Denn *invisus* ist doch der *gener* keinem anderen, als den *soceris* (um es als Plural zu nehmen), und *inimici* sind diese doch auch von keinem anderen, als von dem *gener*. Besser möchte es daher doch seyn, man trennte jene vier Worte nicht durch Comma's, nähme *inimici soceri* als Genitiv, bezöge aber *inimici* auf die politische Stellung und *invisus* auf das häusliche Verhältniß. Denn Arminius war in Folge seines Raubes der Thusnelda, welches an und für sich ein *factum invidiosum* war (denn auch Verräther heißen *invisi* C. 58), ein um so verhaßterer Schwiegerohn des ihm ohnehin, vermöge der verschiedenen politischen Stellung feindseligen (*inimici*) Schwiegervaters. Noch nachdrücklicher ist es aber, wenn man *inimici* auf Arminius bezieht: „ein verhaßter Schwiegerohn eines diesem selbst, wegen der entgegengesetzten politischen Ansichten verhaßten Schwiegervaters;“ also, um des schärferen Gegensatzes willen ein durch die Genitive verschränkter Satz, statt: *gener invisus, inimicus socer*, „der Schwiegerohn war dem Schwiegervater verhaßt; der Schwiegervater dem Schwiegerohn; als Feind erschien dem Schwiegerohn der Schwiegervater;“ und so waren also die beiden Bande, *vincula caritatis*, das Verhältniß des Schwiegerohns zum Schwiegervater, und des Schwiegervaters zum Schwiegerohn, die sonst beide unter Einverständenen nur Liebe erwecken, hier Quellen des Hasses. Denn die gegenseitige Stimmung wollte Tacitus hervorheben, weil eben von beiden Seiten Haß ausging, und sich ihren Parteyen mittheilte. Fast man die Worte so auf, so ist weder eine Veränderung der handschriftlichen Lesart, die Manche versucht haben, noch eine andere Interpunction nöthig, und die Schwiegermama bleibt außer dem Texte. Denn es kommt dem Ta-

J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

citus hier nur darauf an, die Veranlassungen der Zwietracht nach den verschiedenen Verhältnissen zu sondern, und malerisch vor Augen zu stellen.

Aus demselben Grunde möchte im folgenden Kapitel 56, *auctus fluminum* nicht für den Singular, welchen der Herausg. als grammatisch richtig darzustellen sucht, sondern für den Plural zu nehmen seyn, und zwar darum, weil Tacitus, gleich den Dichtern, Dinge, die in mehrfachen Erscheinungen hervortreten, auch durch den Plural darzustellen pflegt, während andere Prosaiker den schlichten Singular gebrauchen. Die ganze Stelle lautet so: *Nam — siccitate et omnibus modicis inoffensum iter properaverat; imbresque et fluminum auctus regredienti metuebatur; bey Wolf, nach Lipsius: metuebantur.* So wie *imbres* die wiederholten Regengüsse ausdrücken, so erwartet man auch das wiederholte Anschwellen mehrerer Flüsse im Rücken des römischen Heeres durch den Plural ausgedrückt zu sehen; und wie leicht das im Cod. fehlende *n*, das vielleicht, wie so oft nur durch ein Strichelchen über dem *a* angedeutet war, verwischt werden konnte, ist augenfällig.

Cap. 59 erklärt der Vf. in der Stelle: *Coleret Segestes victam ripam, redderet filio sacerdotium* das im Cod. Med. darauf folgende Wort *hominum* für einen Schreibfehler, oder Zusatz eines Interpolator, und *Wolfs* Veränderung in *Romanum* für unpassend, weil der Leser bereits aus C. 57 wisse, daß eine römische Priesterwürde zu verstehen sey. Er hat aber vergessen anzudeuten, was die Interpolation, die an sich keinen Sinn giebt, veranlaßt haben könnte; und was die *Wolf'sche* Conjectur anbelangt, so können allerdings die Leser sich leicht besinnen, daß hier von der bereits oben erwähnten römischen Priesterwürde die Rede sey; daraus folgt aber nicht, daß Arminius, der in dieser zum Kampf aufreizenden Rede den Verrath des undeutschen Segestes der Gefinnung der wahrhaft deutsch denkenden Deutschen scharf entgegensetzt, nicht sollte, um seine Verachtung auszudrücken, das die ausländische Würde bezeichnende *Romanum* hinzugefügt haben. Ja die vorhergehenden Worte *victam ripam* lassen hier ein ähnliches verächtliches Beywort erwarten. Nur *redderet* kann noch einigen Anstoß erregen, da es doch nicht in der Macht des Segestes selbst lag, dem Sohn die Würde, die er längere Zeit nicht hatte verwalten können, wieder zu geben; und man möchte vermuthen, Tacitus habe geschrieben *redderent filio sacerdotium Romani!* Dem läge der Gedanke zum Grunde: „mögen die Römer seine Verrätherey be-

lohn.“ Bey *Germanos* darf man aber nicht an die Deutschen denken, zu denen *Arminius* zunächst sprach, nämlich an die Cherusker (denn es hieß vorher *volitabatque per Cheruscos*); sondern an die übrigen Deutschen, die, von den Römern unbefiegt, die Cherusker nie entschuldigen, es den Cheruskern vielmehr immer zum Vorwurf machen und als Schimpf anrechnen würden, daß sie in ihrem Gebiet die römische Herrschaft förmlich begründet gesehen, und sich dem gefügt hätten. In den Worten: *Germanos nunquam satis excusatos, quod inter Albim et Rhenum virgas et secures et togam viderint*, steht letzteres Verbum gerade so gebraucht, wie *Agric. C. 2: Dedimus profecto graude patientiae exemplum, et sicut vetus aetas vidit, quid ultimum in libertate esset, ita nos, quid in servitute etc.* Jener schimpflichen Fremdherrschaft stellt dann *Arminius patriam, parentes, antiqua* entgegen. *Ignorantia imperii Romani* im Folgenden ist ein Gegensatz davon: die gänzliche Freyheit vom römischen Joch, die gänzliche Unwissenheit über das, was *supplicia* und *tributa* bedeuteten.

*Cap. 61* mißbilligt der Herausg. *Walthers* Erklärung der Worte *semiruto vallo*, indem er behauptet *ad dimidiam partem perfectum vallum* könnten sie nicht bedeuten, weil da in *semirutus* eine ganz neue, mit Beyspielen nicht zu belegenden Bedeutung gelegt werde, und erklärt es durch ein halbverfallener Wall, in Folge der Schnelligkeit nämlich, womit er aufgeworfen worden wäre. Jener Grund enthält aber ein unrichtiges Princip, das keinen Halt hat. Ob eine Bedeutung auch sonst vorkomme, oder nicht, kann nichts entscheiden; es kann immer nur die Frage seyn, ob sich eine Bedeutung aus der Grundbedeutung eines Worts und dem Zusammenhang der Ideen entwickeln lasse oder nicht. Und *Tacitus* hat bekanntlich sehr viel Eigenthümliches, das aber nicht aus Verachtung oder Vernachlässigung des gewöhnlichen Sprachgebrauchs hervorgegangen ist, sondern darin seinen Grund hat, daß er, gleich großen Dichtern, tiefer blickend und fühlend, als andere Menschen, die im Ausdruck ihrer alltäglichen Gedanken dem alltäglichen Sprachgebrauch folgen, an die Grundbedeutung der Worte manche andere damit verwandte, ähnliche, anknüpfte, auf die weniger tiefe Köpfe nicht fielen; wobey er, wie nicht gezeugnet werden kann, gegen den gewöhnlichen Gebrauch bisweilen scharf anstößt, wie z. B. wenn er *C. 59* in den Worten *nescia tributa* erstes *passiv* nimmt, in der Bedeutung unbekannt. Dies ist aber bey *semiruta* nicht der Fall, da ja *ruere* namentlich bey Dichtern so oft *transitiv* vorkommt, selbst auch für *eruere*, worüber wir nur auf *Forcellini* zu verweisen brauchen, und in den meisten Compositis, wie in *proruere über den Haufen stürzen* u. s. w. Und wie viel passender ist oben erwähnte Erklärung für den Zusammenhang, da gerade der *halbaufgeworfene Wall* ein Zeichen war, wie wenig Ruhe die Deutschen den Römern gelassen hatten, und wie erschöpft letzte gewesen waren; oder auch davon,

daß jene den Wall bey dem Angriff halb niedergedrissen, wie es später auch bey dem Angriff auf das Lager des *Caecina* geschah, *l. C. 64: obruto, quod effectum operis; C. 68: prorunt fossas*, sie füllten mit dem niedergeworfenen Wall die Gräben. Denn *semirutum vallum* kann beides bedeuten, einen halbaufgeworfenen = *semirutum*, aber auch einen halbgedrissenen. Die Erklärung halb eingefallen ist aber geradezu falsch, weil *ruere* in der intransitiven Bedeutung kein Participium Perfecti haben kann, indem es sich mit *pransus, potus etc.* nicht zusammenstellen läßt.

*Cap. 65* vertheidigt derselbe die Conjectur des *Rhenanus egeritur*, die allerdings sehr ansprechend ist, gegen die handschriftliche Lesart *geritur* damit, daß er sagt: *non dicimus per aliquid aggerere, sed ablativo utimur.* Dabey hat er aber offenbar den Brauch des *Tacitus* vergessen, oder nicht beachten wollen, daß derselbe gerade sehr oft und mehr als andere Schriftsteller, um der Genauigkeit willen, die Construction mit *per* anwendet, wenn von Dingen die Rede ist, die man nicht unmittelbar mit eigener Kraft vollführt, sondern mit Anwendung von Instrumenten, was er dann sogar auf Menschen überträgt, die wie Instrumente oder Maschinen gebraucht werden, z. B. *Agric. C. 43 momenta deficientis per dispositos cursores nuntiata conlabat.* An obiger Stelle schwebte dem *Tacitus* die Reihe der Schaufeln und die Reihe der Aexte vor, mittelst deren ein solcher Wall aus Erde und Reißholz aufgeführt wird. Daß aber *geritur* die ganz richtige Lesart sey, und daß es einer Veränderung nicht bedürfe, ergibt sich aus den vorhergehenden Worten *struendum vallum, petendus agger.* Das *struere vallum* geht auf den Anbau von Rasenpatzen auf der Vorder- und Rückseite des Walles, zwischen welche man dann die lockere Erde schüttete. Wenn es darauf heißt, es fehlten die Werkzeuge *per quae exciditur caespes*, so steht dies demnach in Verbindung mit dem *struere*; denn erst mußte man *excidere caespitem*, ehe man an das *struere vallum* denken konnte. *Petendus agger* geht demnächst auf das Herbeychaffen der zwischen die Wände von Rasen zu werfenden lockeren Erde, die man nicht ganz in der Nähe hatte, denn sonst stünde nicht *petere* da; die Erde wurde also nicht unmittelbar aus dem Graben aufgeworfen, wie gewöhnlich; vielleicht, weil der Boden selbig war, da man sich aus den sumpfigen Niederungen in die Höhe gezogen hatte, sondern sie mußte herbeygetragen werden, und das liegt gerade in dem *geritur*.

Aus dem zweyten Buche wollen wir zum Schluß nur noch eine Stelle berühren, wo wir ebenfalls dem Herausg. nicht beystimmen können. *Cap. 15* ist in den Worten: *hos esse Romanos Variani exercitus fugacissimos, qui, ne bellum tolerarent, seditionem induerint; quorum pars onusta vulneribus terga, — adversis dis objiciant*, des *Muretus* Conjectur der handschriftlichen Lesart *onustum vuln. terga* vorgezogen, allein nicht gehörig begründet. Darin irrt zunächst der Herausg., daß er sagt, *quia verbera*

*fere tergo accipiuntur, inde vulgaris locutio paulum mutata est;* denn an die Geißelhiebe konnte Arminius nicht denken, wohl aber an die den weichenden Römern auf dem Rücken beygebrachten Wunden. Es ist vielmehr herbe Ironie, daß Arminius sagt, die Römer kehrten ihnen nicht die Brust, sondern den bereits mit schweren Wunden von ihnen belasteten Rücken noch ein Mal zu. Richtiger sagt der Herausg. nachher *intulit orator barbarus singularum partium commemorationem, qua auditoribus rei imago luculentissima ob oculos poneretur.* In des Tacitus Worten geht *artus* auf Hände und Füße, in denen keine Kraft mehr war zum Widerstande, und kaum zur Flucht, gesetzt auch sie hätten mehr Muth gehabt, als der andere Theil des Heeres, der schon ein Mal geschlagen war. Der Plural *fractus artus* in dem anderen Theile der Periode kann aber auf keinen Fall einen sicheren Grund abgeben, warum vorher ebenfalls der Plural *terga* zu setzen sey, da Tacitus zwar Gegenätze liebt, aber recht pikante, und dabey nicht nach einer solchen Gleichmäßigkeit der einzelnen Glieder einer Periode und der Construction, wie Cicero strebt, sondern vielmehr Abwechslung und Ueberraschung in der Construction liebt. Die Lesart *onusta vulneribus tergum* ist daher, so ansprechend auch jene Conjectur ist, keinesweges schlechthin zu verwerfen, wenn man nur den Accusativ *tergum* auf die Weise versteht, wie er im Griechischen so oft steht. Mit der Erbitterung gegen die Römer, und der Verachtung derselben, wie sie in des Arminius Rede liegt, läßt sich das sehr wohl vereinigen, ja daraus herleiten, daß Arminius nicht bloß sagt: die von uns schon ein Mal beliegten Römer bieten uns von Neuem ihre Rücken dar, um sie mit Wunden zu belasten; sondern, nachdem er sie vorher *Variani exercitus fugacissimos* genannt hatte, die ganze Masse der Rücken jener in seinen Augen feigen Römer in Eins zusammenfaßt, und nur wie von Einem Rücken spricht, den sie zeigten. Es ist dies ein lebhafterer Ausdruck, und sieht daher des Tacitus Manier wohl ähnlich.

Was die so wichtige und in vielen neuen Ausgaben so sehr vernachlässigte Interpunction anbelangt, so hat sich der Herausg. darin sehr sparsam bewiesen, bisweilen fast zu sparsam. Hie und da mag aber auch bey dem Druck Manches versehen seyn. So steht z. B. 11, 16 *Noster exercitus sic incessit, auxiliares — in fronte*, wo statt des Comma wenigstens ein Semicolon stehen müßte. 1, 70 *Impositae dein legiones, vagante fama submersas*, wo doch, nach *fama* ein Comma stehen müßte, da man bey *subm.* das V. esse supplirt; 11, 15, 18 *qui ne bellum tolerarent* ohne Comma vor *ne* etc.

Der Druck ist übrigens als correct zu loben. Einige wenige Fehler hat der Herausg. selbst angezeigt, und nur wenige lassen sich außerdem nachweisen, wie S. 48 in der Note *quo de* statt *de quo* etc. Das Papier ist ziemlich fest, doch nicht gehörig weiß.

Schließlich bemerken wir noch, daß von obigem

Werke noch folgende einzelne Schriften als besondere Abdrücke verkauft werden:

BONN, b. Habicht: *C. Cornelii Taciti de oratoribus dialogus* recognovit brevique annotatione instruxit *Franciscus Ritter*, Westfalus 1836. II u. 49 S. 8. (6 gr.)

Ebendaf.: *C. Cornelii Taciti de situ moribus et populis Germaniae libellus*, recognovit brevique annotatione instruxit *Franciscus Ritter*, Westfalus 1836. II u. 31 S. 8. (4 gr.)

K..ft.

## G E S C H I C H T E.

COBURG, b. Meusel u. Sohn: *Die herzogliche Hofkirche zur Ehrenburg in Coburg seit dem Zeitalter der Reformation.* Nachrichten von den Schicksalen dieser Kirche und von dem Leben sämmtlicher Hofgeistlichen. Säkularschrift von *D. Wilh. Aug. Friedr. Gensler*, herzogl. S. Oberhofprediger und Generalsuperintendenten, Oberconsistorialrath, Oberpfarrern zu St. Moritz und Prof. primarius am herzogl. Gymnasium Casimirianum. 1838. XIV u. 200 S. 8. (16 gr.)

Der verdienstvolle Vf. dieser Schrift hat schon bey anderen Gelegenheiten, namentlich bey der Feier der evangelischen Jubelfeste in dem Herzogthume S. Coburg (1830), sich als einen mit der Geschichte und Literatur des Landes, welchem seine geistliche Wirksamkeit gewidmet ist, sehr vertrauten Mann gezeigt. Als ein solcher erscheint er auch hier, da er von der Säkularfeier der herzogl. Hofkirche zur Ehrenburg (am 4 Februar 1838) Veranlassung nimmt, nicht bloß die Geschichte der Gründung, Erneuerung, Wiederherstellung und vollkommenen Einrichtung dieser Kirche, welche mit der Geschichte des wiederholten Wechsels der Regierung in den drey letzten Jahrhunderten genau zusammenhängt, aus guten Quellen zu beschreiben, sondern auch von den an derselben angestellt gewesenen Predigern genaue biographische Nachrichten mitzutheilen. Diese zweyte Partie seines Buches ist unstreitig die interessanteste für auswärtige Leser. Denn wir finden hier die Biographien mehrerer verdienter Männer, welche für uns um so anziehender waren, da die Meisten dieser Männer ihre Bildung der Universität Jena verdanken. *Jacobi* (jetzt in Gotha), *Merkel* und *Drüseke* sind die drey letzten, von denen der Vf. literarisch-historische Nachrichten liefert.

Ein Auszug aus einem solchen Buche läßt sich nach dem Zweck unserer Blätter nicht füglich geben; auch bekennen wir, daß wir nicht vermögen, Berichtigungen und Ergänzungen bezubringen. Es genüge daher die Versicherung, daß der Vf. das Buch mit Genauigkeit und in einer würdigen, dem Gegenstande angemessenen Sprache abgefaßt hat. Angehängt ist die an dem Jubeltage von ihm gehaltene Festpredigt, die sich durch Wärme und Herzlichkeit empfiehlt.

Bdf.

**LEIPZIG, b. Friele:** *Lehrbuch der alten Geschichte für die unteren und mittleren Classen gelehrter Schulen, nebst einem historischen Abriss und synchronistischen Tabellen der alten Geschichte* von Dr. Karl Haltaus, Lehrer an der Thomaschule zu Leipzig. 1838. VIII u. 224 S. gr. 8. (20 gr.)

Kurz, klar und übersichtlich sucht der Vf. diejenigen Facta der alten Geschichte, deren Kenntniß von einem Schüler der unteren und mittleren Classen gelehrter Schulen erfordert werden kann, in dem vorliegenden Lehrbuche darzustellen. Es geschieht dies zugleich mit zweckmäßiger Auswahl, indem der Vf. das Wesentliche von dem Unwesentlichen umsichtig zu unterscheiden weiß, das Charakteristische der einzelnen Völker treffend aufsucht und hervorhebt, und in der Ausführlichkeit mit den einzelnen Geschichten sich theils durch die Wichtigkeit der Völker, theils durch die Vollständigkeit der vorhandenen Notizen leiten läßt. Die Darstellung ist nicht skizzenartig, so daß sie nur in der nackten Angabe von Thatfachen bestünde, sondern in gut stilisirter, wohl zusammenhängender Rede, und es ist dem Vf. gelungen, sich theils von Trockenheit, theils von leeren Declamationen und Phrasologieen fern zu halten. Dabey hat er dem Schüler so viel gegeben, daß er die Hauptdata vollkommen auffassen kann, und der Lehrer nur das im Lehrbuch aufgezeichnete weiter auszuführen hat, ohne daß noch besondere Dictate nöthig wären. Vielleicht hätte er hie und da sogar etw. kürzer seyn können; insbesondere scheint dies dem Rec. bey der Geschichte der Kriege, welche nach Alexanders des Gr. Tod zwischen dessen Feldherrn geführt

worden sind, bey der Geschichte Griechenlands nach Alexanders Tode, bey der Angabe der Ureinwohner Italiens u. s. w. nöthig zu seyn. Auch möchten die Namen der einzelnen Archonten für Schüler der mittleren Classen kaum nöthig seyn, und die weitläufigen Erörterungen über griechische und römische Literatur, sowie insbesondere die Grundzüge der wichtigsten philosophischen Systeme, könnten füglich dem Unterricht in den oberen Classen überlassen bleiben. — Besondere Aufmerksamkeit hat der Vf. mit Recht der alten Geographie, insbesondere der von Italien und Griechenland, zugewendet, und ganz zweckmäßig, wo es sich thun ließ, die Namen der neueren Geographie beygesetzt. Auch von den Alterthümern ist an der passendsten Stelle das Wesentlichste eingereicht und vorzüglich die Cultur der einzelnen Völker entwickelt. — Am Schlusse des Buch's hat der Vf. auf 27 S. einen Abriss der alten Geschichte beygefügt, welcher das im Lehrbuch Erzählte ganz kurz zusammenfaßt, und als Auszug aus demselben erscheint. So wenig Rec. solche Abrisse billigen kann, wenn sie die Stelle der eigentlichen Lehrbücher vertreten sollen, so passend und zweckmäßig sind sie in Verbindung mit diesen, und der Vf. hofft mit vollem Recht, daß dadurch nicht allein die Uebersicht erleichtert, sondern auch das Selbststudium und Selbstabfragen der Schüler vermittelt und befördert werde. Eben so sind die synchronistischen Tabellen, welche auch getrennt bezogen werden können, eine dankenswerthe Zugabe. — Möge dieses im Allgemeinen recht gelungene Lehrbuch sich einer recht großen Verbreitung erfreuen, und dazu beytragen, ein immer tüchtigeres Studium der Geschichte auf Gymnasien zu fördern.

— a —

## K U R Z E A N Z E I G E N.

**St. Gallen, b. Wartmann und Scheitlin.** *Meine Gefangenschaft* von Silvio Pellico. Aus dem Italiänischen übersetzt von Heinrich Kurz. 1837. (Mit dem Bildniß des Verfassers.) 263 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Wer hörte nicht gern den Namen, das traurige Geschick des edlen Mannes nennen, der mit so rührender Ergebung das unverdiente Unglück ertrug? Wer mit den Einzelheiten seiner Begehrnisse nicht vertraut wurde, der lerne aus dieser guten Verdeutschung, die zuweilen zu fest an dem Buchstaben haftet, den italiänischen Dichter ganz kennen, dem ein frommer herzlicher Glaube der feste Polarstern in seinen Lei-

den war, der nie unterging, wenn auch auf Augenblicke eine Nebelwolke ihn umdüsterte. Zugleich wird aus diesen Berichten klar, welch herrliches Ding es um wahre Duldung sey, die gleich fern von feiger Verdümpfung als von frechem Trotz die Seele erhebt und läutert. Dagegen geht auch hervor, daß Menschenfurcht selbst gutartige Menschen zu Handlungen führt, gegen die ihr Inneres sich auflehnt, wenn sie den hart begegnen müssen, den sie so gern mit Liebe umfaßten. Als Dichter kann Silvio Pellico wohl nur einen untergeordneten Rang behaupten; als Mensch hat er die gegründetsten Ansprüche auf die höchsten Sprossen, auf ungeschmälerte Liebe und Achtung.

F — k.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U N I 1 8 3 9.

## DEUTSCHE SPRACHE.

KÖNIGSBERG, b. Unzer: *Grammatik der neuhochdeutschen Sprache auf historischer und logischer Grundlage* von Friedr. Jul. Horn, Oberl. am königl. Gymnasium von Raftenburg. 1837. XVIII u. 345 S. (22½ Sgr.)

Für die deutsche Grammatik ist in neuerer Zeit viel, sehr viel geschehen, und es kommt nun darauf an, diese bedeutenden Fortschritte möglichst kurz, übersichtlich und deutlich zusammenzufassen, und zur Kenntniß der Jugend und des nicht gelehrten Theils des Publicums zu bringen. Der Vf. der vorliegenden Grammatik versichert S. V der Vorrede ausdrücklich, das gewollt zu haben. In wiefern es ihm gelungen sey, möge sich aus Folgendem ergeben.

In §. 1 ist S. 5 der Zweck der Sprache also bezeichnet: „Der Zweck einer jeden Sprache ist, die dem menschlichen Geiste dargebotenen Begriffe durch verschiedenartig und wohlklingend gebildete Wörter auszudrücken.“ Dargebotene Begriffe! Von wem dargeboten? Der menschliche Geist muß die Begriffe sich selbst bilden, wenn er dergleichen haben will, indem er, wie die Logik lehrt, die einzelnen Merkmale der Dinge zu Einheiten zusammenfaßt, und so aus Vorstellungen Begriffe macht: dargeboten können sie ihm nicht werden; das können nur die längst erfundenen Wörter. Die *Verschiedenartigkeit* der Wörter versteht sich von selbst, indem nur verschiedene Wörter eine Sprache ausmachen können. Der *Wohlklang* gehört nicht wesentlich hieher: denn er ist ein Bedürfnis für Völker von besonderem Schönheitssinne, wie die Griechen waren. Wenn dieser Wohlklang in §. 3 auf das *Profodische* und *Rhythmische* beschränkt wird, so ist die Sache damit keineswegs erschöpft: denn es giebt auch einen unmittelbaren Wohlklang, welcher in dem Verhältnisse der Töne und Laute eines Worts zu einander beruht, und in der leichten, gefälligen Aussprechbarkeit und dem angenehmen Eindrucke auf das Gehör besteht, und in der Sprache das ist, was in der Musik die Melodie und Harmonie, so wie das Profodische und Rhythmische das, was in der Musik der Tact. Wenn es ferner in §. 1 heißt: „die sichtbaren Zeichen“, also die Buchstaben der Wörter „müssen den hörbaren Lauten genau angepaßt werden;“ so wird da offenbar nicht nur etwas Ueberflüssiges, sondern sogar Unmögliches gefodert. Höchstens kann in den Formen der Buchstaben eine gewisse Angemessenheit in Beziehung auf Sichtbares gefunden werden. J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

den, wie denn die hebräischen Buchstaben nach der Aehnlichkeit der Form von Sachen gebildet worden seyn, und davon ihre Namen erhalten haben sollen, wie Aleph (א) der Stier, Beth (ב) das Haus. Andere haben dabey eine gewisse Aehnlichkeit mit der Form der Sprachwerkzeuge während der Aussprache finden wollen, wie van Hellmont \*). Nach Hygin (Fab. 277) meinten einige Alte, Mercur habe sie nach dem Fluge der Kraniche erfunden. Doch das sind am Ende doch nur Spielereyen, durch welche die Sprachwissenschaft nichts gewinnen kann. Hörbarem lassen die Buchstabenformen sich nicht anpassen. Die Erfindung derselben gehört in das Gebiet der Willkür. So weit kann die Onomatopöie sich nicht erstrecken, sie beschränkt sich ausschließlich auf das, was bey der Aussprache hörbar wird.

In §. 2 werden als Theile der Grammatik angegeben die *Lehre von den Wörtern* und die *von den Sätzen*. Jene zerfällt in die *Lautlehre*, die *Lehre von der Beugung der Wörter* und die *Lehre von der Ableitung der Wörter*. Hiernach begreift der Vf., wie auch durch §. 10 bestätigt wird, unter den Lauten sowohl die Vocale, als auch die Consonanten. Dazwischen ist jedoch ein großer Unterschied, wie schon außerdem synonymisch (Eberhard §. 624). Die Vocale sind keine Laute, sondern Töne. Schon die Griechen haben diesen Unterschied zwischen φωνή und ῥόπος angedeutet. Es war also zu sagen *Ton- und Laut-Lehre*. Ferner muß der Natur der Sache nach die Lehre von der Ableitung der Beugungslehre vorangehen, wie es auch in dem der Vorrede angehängten *Inhalte* und in dem Werke selbst wirklich der Fall ist, und wird jedenfalls besser *Wortbildungslehre* genannt, worunter etwas mehr zu verstehen ist, als unter *Wortableitungslehre*, indem zu ihr auch die *Onomatopöie* gehört, d. h. die unmittelbare Bildung der Wörter aus Tönen und Lauten nach Maßgabe dessen, was die Wörter bezeichnen sollen, welche in dieser Grammatik ganz unberührt und unerörtert gelassen ist. *Lehre von der Bildung und Zusammenfassung der Wörter*, wie S. 31 gesagt ist, können wir auch nicht billigen, da ja die Zusammenfassung ein besonderer Theil der Wortbildung und unter dieser schon mit befaßt ist. Ferner fehlt in der Wortbildungslehre die Lehre vom Geschlechte, welche in die Beugungslehre gezogen ist, wohin sie keinesweges gehört. Mit Recht ist daher die Comparation in die Wortbildung aufge-

\*) *Alphabeti vere naturalis Hebraici declinatio, Sulzbaci, 1657, worüber zu vergleichen ist von Baer Anthropol. S. 463.*

nommen worden, obgleich sie sonst in der Beugungslehre vorkommt. Ferner fehlt in der Wortbildungslehre die *Umtönung* als Wortbildungsmittel, und endlich vermiffen wir da noch die Lehre von den *Wörterclassen* oder Wortarten, welche um so wichtiger ist, als darin noch bedeutende Verwirrung herrscht. Um so weniger konnte sie §. 50 als bekannt vorausgesetzt werden. Hätte der Vf. darüber mehr nachgedacht, so würde er §. 6 und 15 weniger Bedenken getragen haben, auch die Interjectionen als Wortart anzuerkennen. Vieles, was von den Zahl- und Für-Wörtern in die Wortbildung gehört, ist §. 264—308 in die Beugungslehre gekommen, und S. 135 wird sogar behauptet, die Zahlwörter seyen eigentlich Pronomina. Wir sind immer der Meinung gewesen, es sey das Beste, die Orthographie in die betreffenden Abschnitte der Grammatik zu ziehen. Dieses scheint auch der Vf. gewollt zu haben. Daher kommt die Interpunction ganz richtig am Ende der Satzlehre vor; die übrigen Theile aber hat er an unrechte Stellen gebracht, wie die Lehre von den großen Anfangsbuchstaben, von der Sylbentrennung und dem Apostroph, welche durchaus die Wortbildungslehre voraussetzen, in die Buchstabenlehre. Dafs er die Lehre von den richtigen Buchstaben der Wörter in die Buchstabenlehre gezogen hat, möchte noch eher hingehen; doch gehört auch dieser Haupttheil der Orthographie in die Wortlehre, und zwar, genau genommen, in die Sylbenlehre, welche wenigstens der Wortbildung als Einleitung vorausgehen muß, hier aber gänzlich fehlt. Die Lehre von den *Figuren* wird §. 4 mit Recht in die Rhetorik gewiesen; das kann jedoch nur von den rhetorischen gelten. Aber es giebt auch grammatische. Zwar kommen die syntaktischen §. 716—722 zur Sprache, wiewohl einige fehlen; indess werden die etymologischen, wie die *Anastrophe*, *Aphaeresis*, *Apocope*, *Epenthesis*, *Metathesis*, *Syncope* gar nicht erwähnt.

So viel im Allgemeinen über den ersten Theil. Wir heben daraus noch einiges Einzelne aus. Wenn §. 10 die Nhd. Vocale auf 5 beschränkt werden: *a, e, i, o, u*; so ist das zwar nach *Grimm*, aber dennoch zu bezweifeln, indem von *a, o, u* die Umtöne fehlen. Es bieten sich also acht Vocale, als eine vollständige Scala dar: *a, ä — e, i — o, ö — u, ü*: denn *è* ist Umton von *e*, und verhält sich zu diesem: wie *æ* zu *a, ö* zu *o* und *ü* zu *u*, wie sich das aus dem Principe der Umtönung ergibt, jedoch mit dem Unterschiede, dafs das gedehnte lange *e* und *ë* mit Einschluß des *æ* in *ie*, das geschärft lange in *i* umtönt: *Begehren, Begierde; gebären, gebiert; geben, giebt; legen, liegen, schel, schießen; Schmer, schmieren; schwer, schwierig; wägen, wiegen. — Blenden, blind; decken, dick; drängen, dringen; helfen, Hilfe; Pech, pichen; senken, sinken; tränken, trinken; Werk, wirken; Wetter, Gewitter.* Es giebt von diesem Gesetze wenig Ausnahmen, wie *beten, bitten; Erde, irdisch; werden, wird; fällt, fiel; gern, Gier; hält, hielt.* Gesetzt auch, das hiesse sich nicht ganz mit den älteren Dialecten in Ueber-

einstimmung bringen; so muß es doch als ein wesentliches Gesetz der neuhochdeutschen Mundart anerkannt werden. Das *y* kann in keiner deutschen Grammatik als ein doppeltes *i* betrachtet werden, wie §. 11 geschieht, indem es nie so gebraucht worden. Es ist nur ein preussischer Idiotismus, es so zu nennen. Sehr auffallend ist es uns gewesen, dafs hier (§. 12, 13 und 391 und sonst oft noch) die *geschärft langen Vocale kurze* genannt und so bezeichnet werden, wie S. 206 *flächten, fällen*, ja sogar *reden*, obgleich *Joh. Heinr. Vofs* den Irrthum schon längst berichtigt, und auch *Fried. Aug. Wolf*\*) sich darüber ausgesprochen hat. Was würde wohl einem Dichter geschehen, der nach dieser Grammatik die ersten Sylben dieser Wörter als Kürzen gebrauchte? Die deutsche Sprache hat, wie manche andere, eine doppelte Länge, eine *gedehnte* und eine *geschärft*. Was §. 12, 2 über das geschlossene *e* (*ë*) gesagt wird, enthält viel Verwirrung. Es soll zwischen *a* und *i* schweben (nach *Grimm* zwischen *i* und einem Doppellaute): das Ohr hört aber *ä*. In *wecken* und *Gespens* soll das *e* der Stammsylbe tönen, wie in *ledig, Rede, stehen, und lesen, treten* sollen nicht ausgesprochen werden, wie *lassen, träten*. Mag diese Aussprache herseyn, wo sie wolle, aus Deutschland ist sie wenigstens nicht. Nach §. 14, 1. verwandeln sich *a* *o* und *u* durch den Zusatz eines halben *e* in *ä, ö, ü*! Aber es ist dabey weder an ein halbes, noch an ein ganzes *e* zu denken, da das *e* hieby nur in Ermangelung eigener Zeichen für diese Töne eingetreten ist, und wir auch *ä, ö* und *ü* schreiben können, jetzt auch größtentheils so gedruckt wird. Nach §. 15, 2 sollen *sprengen, senken* Lautverstärkungen seyn von *springen, sinken*, und sich zu diesen verhalten, wie *fiel* zu *fallen, reiten* zu *Ritt, nehmen* zu *nimm, erschreck* zu *erschrecken, kam* zu *kommen*. Das *e* in den Stammsylben von *sprengen* und *senken* ist also lang, das *i* in *springen* und *sinken* kurz? Zwischen dem alten *Bero* und *Bär* (§. 12, 2) finden wir gar keinen Unterschied: denn das *e* in *pero* (nicht *bero*) wurde eben so ausgesprochen, wie jetzt das *ä* in *Bär*. Nach §. 18 kann kein Umlaut doppelt stehen. Es ist allerdings nicht gebräuchlich: aber das *kann* fodert die Angabe des Grundes, warum nicht, und den wird der Vf. anzugeben nicht im Stande seyn. Eben so wenig wird er die Nothwendigkeit von der §. 19 gefoderten Weglassung des *e* nach *en* und *ie* im Plural von *See* und *Knie* nachweisen können. §. 21 wird angenommen, *allmülich* stamme von *Mal*, und die Schreibung *allmülig* daraus gefolgert. Wie aber, wenn es von *gemach* (*allgemach*) und mit diesem von *machen* herkäme? zu §. 26. *ai* kommt auch in nicht deutschen Wörtern vor, wie *Getraide, Hain, Main, Waife, Waizen*. Denn soll *äu* 2½ Laut (*äu*) enthalten, ob schon nur 2 zu hören sind. §. 27: *Grüssen* nicht von *grouzan*, sondern von *grnozan*.

In §. 28 fehlt unter den Kehllauten *G*, und *j* gehört nicht dahin. Unter den Zungenlauten fehlen *j*

\*) Ueber ein Wort Friedrichs II. S. 19 u. 13.

und *ch* (weich), unter den Lippenlauten *ph*. Unter den stummen sind *fs* und *z* angegeben: sie gehören aber nicht dahin, sondern zu den spiranten und flüssigen. Dafs es auch mehrorganige gebe, wie *n*, *nk*, *ng*, *x* und alle Zungenlaute, zu welchen auch die Zähne mit gebraucht werden, daran ist gar nicht gedacht. Als *liquidae*, welche hier ohne Grund *schmelzende* genannt werden, giebt der Vf. nur 4 an, *l*, *m*, *n*, *r*, da doch die Griechen (*Dionys. Hal. de compos. verb. XIV S. 167*) dazu noch *f*, *z*, *x*, *pf* rechneten, und die Römer (*Prisc. 1, 3, 7*) auch das *f*. Unberührt ist geblieben, dafs und warum die Alten sie *Halbvocale* genannt haben. Es geschah ganz offenbar darum weil sie während der Aussprache, den Vocalen ähnlich, lange ausgehalten werden können. Wir haben also unser *ch* und *j* noch dazu zu rechnen, und können sie nicht besser bezeichnen, als durch den Namen *aushaltbare*, so wie die *stummen* durch *abgebrochene*. Ueber die *Hörbarkeit* der Buchstaben, welche *Pfingsten* an Taubstummen ermittelt hat, kommt gar nichts vor, eben so wenig über den *Empfindungseindruck* derselben, worauf die *Onomatopöie* beruht. Höchst ungenügend vermissen wir die §. 29 angeordnete Tabelle über die Lautverschiebung in Beziehung auf das Griechische, Gothische und Althochdeutsche von *Grimm*, welche auf Prima mit grossem Vortheile benutzt werden kann, wenn auch dieselbe von *Pott* *Etymolog. Forschungen I S. 82 u. 83*, worin auch das Sanskrit, das Lateinische, Litthauische und Persische mit aufgenommen ist, als in die Schule nicht gehörig betrachtet werden mußte. §. 31 wird der *Organverwandtschaft* gedacht, ohne dafs man erfährt, ob es auch noch andere Arten giebt. Das hätte leicht im vorigen §. S. 15 bey Gelegenheit der tabellarischen Aufstellung der *mutae* als *tenues*, *mediae* und *aspiratae* beseitigt werden können, indem diese *mutae* senkrecht unter einander *organverwandt*, horizontal neben einander *homogen*, d. h. dem Grade der Stärke und der Hauchung nach *verwandt* sind. Wenn diese Unterscheidung sich im Griechischen besonders, im Lateinischen einigermaßen wichtig zeigt (*labi, lapsus, lego, lectus*), so ist sie auch im Deutschen nicht ohne allen Einflufs: mhd. *houbet*, *Haupt*; mhd. *maget*, *Magd*; *pflegen*, *Pflicht*; *prangen*, *Pracht*; *schreiben*, *Schrift*. Was §. 33 über *f* und *fs* gelagt wird, dafs *f* zu den Spiranten, *fs* zu den starren Consonanten gehöre, davon können wir uns nicht überzeugen. Beide sind Spiranten, nur *fs* der schärfere. — Unsere Vorfahren unterschieden ein hartes und ein mildes *f*. Dieses bezeichneten sie durch *f* und bedienten sich seiner immer am Anfange der Wörter, jenes durch *z*, besonders am Ende, wo im Mittelhochdeutschen allezeit die harten Consonanten für die weichen eintreten (*chint, chindes* — *lip, libes* — *tac, tages*), nur dafs sie hier das *z* auch innerhalb beybehielten. Das *z* ging im nhd. in *fs* über, z. B. a. und mhd. *stoz*, ahd. *stozan*, mhd. *stozen*, *stofs*, *stossen*; mhd. *saz*, *safs*; ahd. *suoz*, *suozî*, mhd. *suez*, *sueze*, *süfs*, *Süfse*; ahd. *suezîz*, *suizzan*, mhd. *sweiz*, *switzen*, *Schweifs*, *schwitzen*. §. 48: *totd* und *Tod* sind kei-

neswegs dasselbe Wort: *totd* ist das durch Abwerfung der Sylbe *ge* verkürzte und durch die Zurücktönung verstärkte *getödtet*, wie *gewandt* f. *gewendet*. Die durch die Lautirmethode herbeygeführte, nicht unfruchtbare Eintheilung der Consonanten in *Knalllaute*, *Pfeiflaute*, *Sauselaute*, *Zischlaute*, *Hauchlaute* und *Brummlaute* ist unberücksichtigt geblieben. Doch wir brechen hier ab, um noch aus anderen Theilen Einiges zu berühren. Die Lautlehre ist oberflächlich und dürftig behandelt. Der Vf. hat nicht gekannt, oder nicht benutzt, was *Pfingsten* \*), *Olivier*, *Krug*, *Stephani*, *Kempelen*, *Chladni* (in *Gilberts Annalen 76r Bd.*), *Bernhardi* über das Alphabet, *Oken* in seiner Naturgeschichte, *Schubert* in seiner Geschichte der Seele, *Carus* in den Vorlesungen über die Psychologie, *von Baer* in seiner Anthropologie, *Bopp* in seiner vergleichenden Grammatik, *Pott* in seinen etymologischen Forschungen u. A. als zeitgemäße Forschungen darüber zu Tage gebracht haben.

In der *Wortbildungslehre*, welche mit §. 71 beginnt, kommen bald vom Anfange die Nachsyblen, meist ohne Erklärung, vor, die Vorsyblen erst bey der *Zusammensetzung*, wohin doch eigentlich nur die sowohl Vor-, als Nachsyblen gehören, welche sich als ursprüngliche Stammsyblen und Wörter nachweisen lassen. Am besten war es, die Vor- und Nachsyblen als Mittel zur Wortbildung in der Syblenlehre mit ihren Erklärungen alphabetisch geordnet vorzugehen zu lassen, und sie da in 2 Classen zu theilen, in ursprüngliche Stammsyblen und Nichtstammsyblen. Dafs das Alles nicht geschehen ist, darin finden wir einen bedeutenden Mangel und eine unverantwortliche Flüchtigkeit. Irgendwo mußte bey der Wortbildung die Bemerkung vorkommen, dafs unsere sich auf 2 oder mehrere Consonanten endigenden Wörter in der Regel entstanden sind durch Ausstofsung eines Vocals zwischen den letzten Consonanten, oder durch Abwerfung eines Vocals hinter dem letzten Consonanten, z. B. ahd. *hanof*, mhd. *hanef*, *Hanf*; ahd. *houpit*, mhd. *houbet*, *Haupt*; ahd. *helid*, mhd. *held*, *Held*; ahd. *opaz*, mhd. *obez*, *Obst*; ahd. *hirni*, mhd. *hirne*, *Hirn*; ahd. *sterno*, mhd. *sterne*, *Stern*; ahd. *dionust*, mhd. *dineft*, *Dienst*. §. 87 S. 37. Nicht alle von Verben abgeleitete Substantiva auf *er* schliessen die Umlönung aus, z. B. *Behälter*, *Empfänger*, *Jäger*, *Träger*, *Wieger* von (*be*) *wegen*, *Stöfser*. §. 87 S. 38 wird *inna* als alte Form für die weibliche Endung *inn* angegeben, und dennoch findet man in dieser Grammatik allenthalben *in* geschrieben, obgleich das doppelte *n* im Plural dasselbe auch im Singular fordert. §. 88: Als Diminutiva auf *el* sind auch zu betrachten *Bündel*, *Büschel*, *Hügel*, *Seckel* (eigentlich *Säckel*), *Steckel*, *Stengel*. §. 90, 1: Die Endung *er* in *Ganter*, *Kater*, *Tauber* gehört auf keinen Fall hieher, sondern zu §. 87. In §. 90, 4 ist *Brosam* als einziges Wort auf *am* genannt; wir haben aber

\*) Vielfährige Beobachtungen über die Gehörfehler der Taubstummen. Kiel. 1802 u. 1804.

auch noch *Eidam*. Uebrigens war hier zu erwarten, daß man nicht *Bräutigam* dahin ziehe. §. 90, 5: *Küche* heißt mhd. nicht *kuchi*, sondern *Kuchen* und *kuchin*, ahd. *chuhhina*. *Leise* (Geleise) nicht von *leisan*, sondern vom ahd. *leisanon*, mhd. *leisen*. §. 90, 6 fehlt ein Beyspiel auf *che*, wie *Bleiche*, *Eiche*, *Kirche*, *Leiche*. *Storch* ahd. nicht *storrach*, sondern *storah*. *Fittich* weder von *fettach* noch von *fettag*, sondern von *vedah* (gleichen Stammes mit *Feder*), mhd. *vedech* und *vetich*: daher nicht *Fittig*, wie der Vf. schreibt, sondern *Fittich*, wie schon *Schmitthener* und *Schwenck* aufgenommen haben. *Bottich* nicht von *Botech*, sondern von ahd. *potah*, mhd. *botege*. *Falke* nicht von *valcho*, sondern *valho* oder *valuko*, mhd. *valke*. *Kranich* nicht von *chranuch*, sondern *kranuh*, mhd. *kranech*, *kranch* und *krank*. §. 90, 7: *Nibel*, *Nebel*, ist weder alt- noch mhd. Im Ahd. heißt es *nebul*, *nepal*, mhd. *nebel*. Und eine auf einer bloßen Vermuthung unter vielen andern beruhende Ableitung hätten wir hier dem Namen *Nibelungen* nicht so apodictisch zum Grunde gelegt. §. 90, 10: *Obst* nicht von *Obast*, sondern ahd. *opaz*, mhd. *obez*. *Dienst* nicht von *dienuft*, sondern ahd. *dionouft*, mhd. *dienest*. *Herbst* nicht von *herbist*, sondern ahd. *herpist*, mhd. *herbest*. §. 91, 2: In *Verlust* braucht man keinen Uebergang des *r* in *f* anzunehmen: denn das Wort heißt goth. *fraliufan*, ahd. *varliofan*, mhd. *verliesen*, §. 92, 5, 6, 7 und 8: *at* oder *ath*, *od*, *uth*. Wenn man diese drey Endsybhen mit einander vergleicht, so ergibt sich, daß sie nur drey verschiedene Formen derselben Sylbe sind, wahrscheinlich *od* zu Grunde liegt, und wozu noch *et* gehört, wie in *Kummer* (ahd. *aramodi*, Schwd. und Dän. *armod*, mhd. *armuot*, *Armut*; *Monat* Gth. *menods*, ahd. *manod*, mhd. *manet* und *manot*). Da nun *od* so wenig, als dessen Stellvertreter *uot* je mit einem *h* vorkommt, so sind auch *at* und *ut* ohne *h* zu schreiben. Neben *Armut* ist noch *Wermut*, ahd. *wermout* mhd. *wermuote*, vorhanden. Zu warnen war vor Verwechslung dieses *ut* mit *Muth*, wie in *Demuth*, *Wehmuth*. §. 92, 9: Zu *und* und *end* gehörte noch die ältere Participialform *and*, noch vorhanden in *Heiland*, *weiland* und *Wiegand*. Uebersetzen ist *Abend*, ahd. *abant*, mhd. *abunt* und *abent* als Partic. von *aben*, *hinabgehen*, *abnehmen*. *Leumund*, ahd. *hliumunt*, mhd. *liumet*, *liumat*, *liument*, was gehört wird, das *Gerücht*, vom Gth. *hliuma*, das *Ohr*, *hliuman*, *hören*, nicht *sprechen*. §. 96 hätte noch angeführt

werden sollen *Kleinheit*, *Kleinigkeit* — *Neuheit*, *Neuigkeit*. Ueberhaupt sind da zu wenig verschiedenartige Beyspiele. §. 111 u. 112: Da schon die französische Grammatik einen dreysfachen Comparativ, *de supériorité (plus)*; *d'infériorité (moins)*, *d'égalité (aussi, autant)* aufstellt (*Wailly principes* S. 5); so konnte der Vf. dadurch leicht auf das Rechte geleitet werden. Es hätten sich ihm zwey *Comparativa der Gleichheit* und zwey der *Ungleichheit* darbieten müssen. *Gleichheit* a) *positive*: eben so schön. b) *negative*: eben so wenig schön. *Ungleichheit*, a) *des geringeren Grades*: nicht so (weniger, minder) schön. b) *des höheren Grades*: schöner. Nur die letzte Art drücken die Sprachen gewöhnlich durch besondere Endungen aus: aber darum ist er doch nicht der einzige, welchen die Grammatik zu bezeichnen hat, wie hier geschehen ist. §. 129: *des Nachts* ist gar nicht verwerflich, und widerspricht nur unserer jetzigen Declination. *Naht*, *Nacht*, hieß schon im ahd. im Genitiv *nahtes*, und war im mhd. männlich und weiblich. *Barl.* 45, 5: *des nahtes blusen*; 282, 28: *der selben nahtes*; 235, 27: *der naht*; 200, 28: *derselben naht*. *Nachts* ist also ein Ueberbleibsel älterer Dialekte, dergleichen wir noch viele haben, und hat den Gebrauch der besten neueren Schriftsteller für sich. §. 158, 7, a) ist äußerst undeutlich gefaßt, und kaum zu verstehen. §. 207: Das Geschlecht ist nicht in allen Sprachen männlich, weiblich und sächlich. Die französische Sprache z. B. hat kein *neutrum*. Wenn es §. 216 heißt: „*Sächlichen Geschlechts* sollten eigentlich alle Gegenstände seyn, bey denen sich kein lebendiges Geschlecht denken läßt“; so ist das ein großer Irrthum, welcher aus der falschen Benennung *sächlich* hervorgegangen ist. Der richtige Name ist *neutrum*, keins von beiden, d. h. weder männlich noch weiblich. Der Ausdruck *lebendiges* (später *lebendes*) Geschlecht ist verfehlt für *wirkliches*, *natürliches* (§. 207, 208). *Speck* ist kein *neutrum*, sondern ein *masculinum*. *Das Flachs*, *das Leib*, *das Speck*, *das Thorweg* u. dgl. sind preussische Idiotismen, von welchen ein Grammatiker sich frey gemacht haben muß. §. 288 stehen als Pluralgenitive *unsrer* und *eurer*, welche jedoch ganz undeutsch sind. So gern wir noch Manches zur Sprache brächten, so brechen wir doch hier ab, theils des uns gestatteten Raums wegen, theils um noch auf die Satzlehre zu kommen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U N I 1 8 3 9 .

## DEUTSCHE SPRACHE.

KÖNIGSBERG, b. Unzer: *Grammatik der neuhochdeutschen Sprache auf historischer und logischer Grundlage* von Friedr. Jul. Horn u. s. w.  
(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der §. 403 ist zu weitläufig, und doch nicht deutlich genug. Die Bildung eines Satzes wird als Begriffsverbindung betrachtet: aber nicht jede Begriffsverbindung (z. B. der Vater und sein Sohn, der Vater des Sohnes, der Vogel auf dem Dache) giebt einen Satz. §. 404 wird diese Verbindung gar als eine Vergleichung der Begriffe angesehen, an welche aber bey der Bildung eines Satzes ohne Begriffsverwirrung durchaus nicht gedacht werden kann. Es kommt bey dieser Verknüpfung auf Merkmals- (Zustands-, Prädicats-) Beylegung an. Wäre eine gehörige Darstellung der Redetheile vorausgegangen, so hätte hier sich Alles kurz und deutlich sagen lassen. In §. 405 tritt nun die alte, verlebte Frau *Copula* auf, welche hier *Satzband* genannt wird. Das ist ein ungehöriger Ausdruck, welcher an sich nur ein Band zur Verbindung von Sätzen heißen kann, wie die Conjunctionen sind, woran hier nicht zu denken ist. Das hier in Rede stehende *Band* ist, wie a. E. des §. ganz richtig bemerkt wird, die Endung des Verbum, wie in *der Mensch denkt*. In dem Satze *der Mensch ist sterblich* ist es nicht anders. *Ist* kann doch da nicht als Wort, sondern nur seiner Form nach das *Band* seyn: denn *sterblich seyn* ist ein Verbal Ausdruck, dessen wir uns bedienen müssen, der aber im Satze denselben Gesetzen unterliegt, welchen wirkliche Verba unterworfen sind. Zu solchen Fehlbegriffen, Fehlgriffen und Widersprüchen führt eine gelehrte Antiquität, wie die *Copula* ist, welche man nicht aufgeben will, es koste, was es wolle. Nach §. 406 soll in *es schneyt* das Subject wirklich fehlen. Das ist aber wirklich nicht wahr: denn dadurch, daß man nicht weiß, wem *schneyt* als Prädicat zugeschrieben wird, hören jene Worte nicht auf, ein Satz zu seyn. Wo steht denn geschrieben, daß alle Subjecte bestimmt bekannte Dinge ausdrücken müssen? Weder der Verstand, noch die Sprache können Bedenken tragen, auch Unbekanntem Prädicate beyzulegen. *Man* (*Jemand*) *spricht* ist doch gewiß ein Satz, wenn man daraus auch nicht erfieht, wer das *man* oder der *Jemand* ist. Und wie reimt sich das mit dem Anfange des §. zusammen, wo es heißt: „Das Sub-

ject fehlt nur scheinbar, wenn es im Verbum steckt, z. B. *laufe*, d. h. *laufe du!*“ Also *laufe*, wo gar kein Subjectszeichen ist, ist ein Satz, und *es schneyt*, wo eines ist, ist keiner? Das ist doch wirklich ein Widerspruch. Nach §. 407 soll in *Gott ist* das Prädicat fehlen. Aber ist denn *ist* nicht auch ein Prädicat? In solche Fallen führt die liebe *Copula* ihre Verehrer. §. 411 werden die *Sätze* nach ihrer grammatischen Form eingetheilt in *einfache* und *zusammengesetzte*. Jene zerfallen wieder in *nackte* und *bekleidete*. Diese Benennungen finden wir aus doppeltem Grunde nicht zulässig, einmal ihrer Bezeichnung, und dann ihres logischen Einflusses wegen. *Nackt* heißt, was keine Bedeckung oder Bekleidung hat. Läßt sich aber das, was hier unter *Bekleidung* verstanden wird (Erweiterung), wirklich unter dem Bilde einer Bekleidung denken? Die *Bekleidung* deckt und verhüllt ihren Gegenstand bis auf wenige Theile, deren Zweck und Bestimmung keine *Bekleidung* zulassen. Daran ist aber hier nicht zu denken. Die *Kleidung* hat ferner den Zweck, die *bekleideten* Theile zu schützen. Auch das ist hier nicht der Fall. Die sogenannte *Bekleidung* hat vielmehr den Zweck, die erweiterten Satztheile mehr hervorzuheben, durch Beschränkung näher zu bestimmen und zu verdeutlichen. Das könnte allenfalls Veranlassung zu dem Bilde der *Einfassung* geben, hergenommen von den Edelsteinen: doch würde es gesucht scheinen, davon die Benennung zu entlehnen. Wenn aber *bekleidet* hier kein passender Name ist, so wird es auch *nackt* für seinen Theil nicht seyn. Der logische Einfluss ist verwirrend, indem durch *nackt* und *bekleidet* der Schein hervorgebracht wird, als gehöre Beides in die Sphäre des Begriffes *einfach*, wogegen sich das Wesen der Sache sträubt; denn die sogenannten *bekleideten* Sätze können wesentlich nicht als *einfache* betrachtet werden, indem in ihnen mehr enthalten ist, als der *einfache* Satztheil enthalten kann. Ganz anders ist es, wenn auf jene Ausdrücke Verzicht geleistet, und dafür, wie schon früher von Anderen geschehen ist, *einfach* und *erweitert* gesagt wird. Nun treten drey wesentlich verschiedene Satzarten auf, *einfache*, *erweiterte* und *zusammengesetzte*. Zur Verdeutlichung des allgemeinen Verhältnisses der zusammengesetzten Sätze zu einander ist unterlassen worden, sie mit zusammengesetzten Wörtern zu vergleichen, wozu freylich in der Lehre von der Zusammensetzung von §. 149 ab der Weg nicht gebahnt worden ist durch Auseinanderlegung des logischen Ver-

hältnisses der Theile der Zusammensetzung. §. 416 finden wir aber eine unrichtige Bemerkung über *Vorder-* und *Nach-Satz*. Es heißt nämlich: „Wenn der Nebensatz vor dem Hauptsatze steht, so heißt er *Vordersatz*; wenn er hinter dem Hauptsatze steht, heißt er *Nachsatz*.“ Hiernach also könnte der Hauptsatz weder *Vorder-* noch *Nach-Satz* heißen. Das wäre sonderbar. *Vordersatz* heißt nach der Bedeutung des Wortes allezeit der voran- (in der ersten Stelle), der *Nachsatz* der nach- (in der zweiten Stelle) stehende Satz. Im Gebiete der Subordination kann also der Hauptsatz, je nach seiner Stellung, eben so gut *Vorder-* oder *Nach-Satz* seyn, als der Nebensatz. Im Gebiete der Coordination giebt es nur *Vorder-* und *Nach-Sätze*, weil Haupt- und Neben-Satz dem Begriffe der Coordination widersprechen würde. §. 443 durfte nicht unbemerkt bleiben, daß *dieser* eine Beziehung auf die erste und zweyte Person enthält, also das lat. *hic* und *iste* vertritt, *jener* sich auf eine dritte Person bezieht. Von den zusammengesetzten Sätzen sind die *Subordinationsätze* nach der Herling'schen Ansicht als *Substantiv-*, *Adjectiv-*, *Adverbial-* und *Causal-Sätze* aufgestellt, die *Coordinationsätze* nach ihren Conjunctionen, welche größtentheils sprachlich erklärt sind, was bey den Subordinationsätzen nicht geschehen ist. Wir hätten auch hier die Conjunctionen, wie bey der Wortbildung die Vor- und Nach-Sylben mit ihren Erklärungen aufgestellt. In der Periodenlehre ist die *Lehmann'sche* Bezeichnungsweise benutzt worden. Die *Topik* (§. 710—715) ist nur auf die Stellung der Satztheile, nicht aber auf die der Sätze als *Vorder-*, *Zwischen-* und *Nach-Sätze* bezogen, ja nicht einmal auf §. 412—418 verwiesen worden. Eigentlich hätte von einer dreyfachen Topik die Rede seyn sollen, von einer Topik der einfachen, der erweiterten und zusammengesetzten Sätze.

Wir machen noch auf einiges Geringfügigere aufmerksam. S. 1: alle *deutschen* Stämme, zwar nach §. 256: aber der bessere Sprachgebrauch fodert gleichwohl *deutsche*. S. 4: *österreichischer* statt *österreichischer*, ahd. *ostarrîhi*, nhd. *österriche*; S. 6: ein größeres Ganzes. Darüber findet sich in der Grammatik nichts. S. 8: *das y st. des*. S. 9: *darin st. darein*. S. 28, §. 55, 5: mit *vorgesetzten* st. *vorgesetztem*. S. 31, §. 70: *Pronom* ist eine widrige Neuerung, welche gar keine Analogie für sich hat. S. 36 und 38 kommt §. 87 ohne weitere Unterscheidung doppelt vor. S. 95 oben: *Bürgermeister*, wofür nach den Verbesserungen hinten *Bürgermeister* gelesen werden soll. Der Zusammenhang fodert *Burgemeister*, welches nach der Analogie von *Burggraf* und *Burgwart* das Richtigere ist. S. 120: dem *Grafe*, den *Graf* st. *Grafen*. S. 219, §. 421: beide *lebenden* st. *lebende*. S. 325, §. 741: das *mögliche* st. *Mögliche*.

Nach den vorangegangenen Bemerkungen läßt sich unmöglich ein günstiges Urtheil über diese Grammatik fällen. Um die auf dem Titel erwähnte historische und logische Grundlage steht es nicht beson-

ders. Der Vf. kennt die älteren Dialekte nicht gehörig, obschon er sich das Ansehen davon zu geben versucht, und eben so wenig ist er eingeweiht in die Philosophie, Logik und philosophische Grammatik. Daher fehlt ein durchdachter, logisch organischer Plan: daher kommt so viel Weitläufiges, Undeutliches und Schiefes vor. Vieles ist nicht am rechten Platze, und nicht gehörig behandelt. Außerdem ist das Werk leicht und flüchtig gearbeitet. Es fehlen die gehörigen Vorstudien, und der Vf. scheint sich selbst zur Ausarbeitung nicht die gehörige Zeit gelassen zu haben, vielleicht in der Meinung, daß es ein Leichtes sey, eine deutsche Grammatik zu schreiben. Hätte er noch einige Jahre darüber gefesselt, so wäre vielleicht ein ordentliches und brauchbares Werk daraus geworden, anstatt daß es jetzt ein übereiltes und wenig brauchbares ist, welches am wenigsten dem Standpunkte der jetzigen Zeit entspricht. — *qv* —

### SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und anderen Mittheilungen*. Erster Band. Aus dem Leben zweyer Dichter: Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann's und Friedrich Gottlob Wetzel's. 1836. XII u. 316 S. Zweyter Band. Aus dem Leben zweyer Schauspieler: August Wilhelm Iffland's und Ludwig Devrient's. Herausgegeben von Z. Funk. [1838. IX u. 285 S. 8. (3 Thlr. 8 gr.)

Durch zwey Dinge zeichnen sich diese biographischen Denksteine vor vielen anderen ihres Gleichen vorthellhaft aus. Einmal daß nur selten die herzliche Zuneigung zu den Gegenständen, von denen der Vf. spricht, zur Parteylichkeit hinreißt, die, beyläufig gesagt, doch immer der erkältenden vornehmen Theilnahmlosigkeit vorzuziehen ist, die gleichsam historisch ihr Thema abhandelt; und dann die Weise, wie er das Besondere zum Allgemeinen umwandelt, geistvolle Ansichten und Betrachtungen an den individuellen Fall knüpft, die eigends für diesen gedacht scheinen, und doch Größeres umfassen, wie über die Wirkung gedrückter Zustände auf den Schwung des poetischen Genius bey Wetzel; die Verbitterung des Charakters durch Ungerechtigkeit und Abhängigkeit von schaaalen, thörichten Alltagsmenschen bey Hoffmann, über Schauspielkunst bey Iffland und Devrient.

Die Erinnerungen an Hoffmann sind schätzbare Beyträge zu dessen Leben von Hitzig, welches gerade für Hoffmann's Aufenthalt in Bamberg etwas dürftig ausgestattet ist, und von Hn. Funk, dem fast täglichen Gesellschafter des Mannes, am besten ergänzt werden konnte. Die Briefe von Hoffmann bestätigen dies, was sein Biograph über ihn sagt; sie sprühen Witz und Humor selbst über die alltäglichsten Dinge.

Der Satyr in Hoffmann bildet einen scharfen

Gegenfatz mit *Wetzel's* wahrhaft kindlichem Gemüth, seinem genügsamen Sinn, der so empfänglich für jedes Schöne und Große in der Natur und im Leben und der edelsten Begeisterung fähig war. Alles, was Hr. *Funk* über diesen ächten Dichter sagt, kann Rec., der mit ihm befreundet war, unbedingt unterschreiben; auch die Darstellung des Verfahrens vom Fürsten Hohenlohe, der an dem Todtkranken ein Schäfflein für seine Heerde gewinnen wollte, ist strenge Wahrheit.

Eben so wahr ist das Urtheil über *Iffland*. Auch ihn sah Rec. öfters auf der Bühne und aufer derselben, und kann dem Biographen beypflichten, daß *Iffland* im kleinen traulichen Kreise der lebenswürdigste Gesellschafter und Erzähler war; daß das, was er vortrug, mit Pantomime begleitet, noch frischer und schlagender war, als sogar seine besten komischen Rollen. Ein fremdes oder ihm unangenehmes Gesicht, das hinzukam, mitten in seinen fröhlichsten Ergüssen, konnte ihn augenblicklich verstimmen; der erst so Beredte verstummte, und konnte wohl auch, wenn der Eindringling sich entfernt hatte, nicht wieder in den vorigen Ton zurückkommen. — Daß er besonders von den Berlinern unverdient geschmäht, ungerecht beurtheilt wurde, ist nicht zu leugnen; aber nicht jede Beschuldigung war so ganz und gar aus der Luft gegriffen. Die Abneigung gegen dramatische Dichtungen ersten Ranges bestand allerdings bey ihm, wenn auch in viel niederem Grade, als man ihm aufbürdete. Der Verehrung für *Schiller* mischte sich ein kleiner Schatten bey, der vermuthlich noch von Mannheim sich herdatiren mochte, wo es an Reibungen zwischen *Schiller's* gewaltigem, noch nicht gezügeltem Genius und *Iffland's* die Grenzen nicht überschreitendem Talente nicht gefehlt haben konnte. — Lächerlich, wie Hr. *Lewald* will, war *Iffland* als Wallenstein nicht, aber nicht allein zu wenig heroisch, sondern auch langsam in der Rede, wozu ihn sein Organ nöthigte, das eine, die Worte bald trennende, bald eng verbindende Declamation hervorbrachte, die, wie seine unächtigen Jünger zur Genüge zeigten, jedem anderen Munde, als dem seinigen, zur unerträglichen Manier wurde, statt daß sie bey ihm eine nicht unangenehm auffallende Angewohnheit schien. Sein Wallenstein war eintönig, und da Madame *Hendel Schütz* die Terzky im feierlichsten Pathos sprach, und damals die Manie hatte, die malende Geberde dem Worte vorausgehen zu lassen; da *Mattausch* den Max als rohen Dragoner herauspolterte, und Madame *Schrök* ihre Thekla als zierliches Salonsfräulein spielte, so gehörte diese Vorstellung zu einer der mißlungensten des Berliner Theaters. *Shylok* hat Rec. auch nicht so befriedigt, als Hr. *Funk*. *Iffland* jüdelte ihm zu sehr in der Rolle; er erhob sich nicht zu der tragischen Würde, welche der Charakter will; die Zuschauer wurden in der Gerichtscene nicht von dem Grauen ergriffen, welches selbst mittelmäßige Schauspieler über sie zu bringen vermochten. — Daß Hr. *Funk* *Iffland* gegen *Lewald's* Verunglimpfungen in Schutz

nimmt, ist sehr zu loben; es scheint, als reise dieser die Stufen von dem Standbilde früherer Helden deshalb weg, um seines Abgotts Thron dadurch zu erhöhen, der, ein so trefflicher Künstler er auch ist, doch ebenfalls seine Schwächen hat; sein Mephistopheles ist zu teuflisch; Gretchen's unschuldige Seele, die den Teufel ahnet, verliert an Bezeichnung; die wahre Abstammung dieses Mephistopheles konnte von Niemand unbemerkt bleiben.

*Devrient's* Biographie ergänzt die von *Reißstab*, und trägt ebenfalls das Gepräge der Wahrheit.

Es wäre ein trauriges Zeichen für den Geschmack unserer Tage, wenn es dem kunstverständigen Werkmeister der Denksteine erschwert seyn sollte, deren neue zu setzen, oder doch lange damit zögern zu müssen.

B. U.

MAINZ, b. Kupferberg: Dr. *Georg Nicolaus Bärmann's* Theater. 1838. Erster Theil: *Der Maskenball*. Drama in 5 Acten. 103 S. *Die Höhle auf Lampedusa*. Trauerspiel. 60 S. *Ein Advocatenstreich*. Lustspiel. 68 S. *Der Oberrock*. Lustspiel. 47 S. *Einer für Drey*. Lustspiel. 48 S. Zweyter Theil. *König Kanut*. Drama in 4 Acten. 77 S. *Der Dichter und seine Liebe*. Drama. 84 S. *Staatspapiere*. Lustspiel. 63 S. *Alle Sünden*. Vaudeville. 60 S. *Zum Besiz*. Lustspiel. 36 S. Dritter Theil: *Almafambo*. Trauerspiel in 6 Aufzügen. 116 S. *Die Schwiegermutter*. Drama. 96 S. *Contumaz*. Vaudeville. 59 S. *Die Busenuhr*. Original-Lustspiel. 41 S. *Eine Charade in drey Originalscenen*. 35 S. 8. (3 Thlr. 6 gr.)

Bey dem niederen Standpuncte unserer Bühnendichtung ist jedes, nicht dem Auslande abgeborgte Erzeugniß dankenswerth, weshalb denn obige Stücke beyfällig aufzunehmen sind. Auch verdienen einige davon an und für sich Lob, wie *Almafambo*, die Entdeckung der Chinarinde als kräftiges Fiebermittel durch eine junge Peruanerin an die von ihrem Volke gehassten Spanier. Liebe und Haß, Ränke und Edelmath, verhindern, daß das Stück nicht zur medicinischen Abhandlung, zum rhetorischen Raisonnement über Völkerrecht u. s. w. werde. Die Höhle von Lampedusa ist sehr ergreifend, und man vergißt darüber die Unwahrscheinlichkeit, daß der mahomedanische Seeräuber einem gefangenen, 15jährigen christlichen Knaben blindlings vertraut.

Nimmt man's mit der Wahrscheinlichkeit, ja mit der Möglichkeit des Auszuführenden nicht genau, so werden die Lustspiele „Advocatenstreiche“, „der Oberrock“ und „Staatspapiere“ befriedigen; sie sind auf Theater-Effect und Theater-Rührung berechnet, in *Kotzebue's* Ton, der am lautesten in der „Busenuhr“ tönt, wo ein großmüthiger Gönner die auffahrende Hitze des Mannes, die ihm durch die Eitelkeit und Verchmiltztheit der Frau aufgedrungen ward, und diese von ihren Fehlern radical heilt, wenigstens, so

lange, bis der Vorhang fällt. Die „Schwiegermutter“ ist ein gutes Familiengemälde, in *Iffland's* bestimmter, aber auch breiter Weise. Die „Charade“ schwebt zwischen Neckerey und Rührerey durch; sie ist zu kurz, als daß dies mißfällig werden könnte. „Alte Sünden“ fodern eine übertriebene Nachsicht für Verlöse gegen Wahrscheinliches und Mögliches; auch machen sich Gemeinplätze und Zweydeutigkeiten breit, und mit der „Contumaz“ theilen sie die unrichtig angepaßten Melodien für die Lieder. Arien aus dem Titus, der Entführung aus dem Serail, ja sogar dem Don Juan, gehören nicht ins Vaudeville.

„Einer für Drey“ ist eines der Paradestücke der Schauspieler, die sich gern in mehreren Rollenfächern zeigen, und als Declamatoren Weihrauch erndten wollen. Es ist dies eine der zu billigsten Ausbiegungen eines Thema's, über welches der geniale *Hoffmann* so witzig spöttelte. Aber „Zum Benefiz“ verletzt selbst den täuschbarsten Theaterfreund. Wie ist's möglich, daß eine Frau, die so eben ihren Mann verließ, unter verschiedenen Gestalten schnell nach einander zu ihm rückkehrt, nicht von ihm erkannt werden sollte?

Der „Maskenball“ wird die gleichnamige Oper nicht von den Brettern verdrängen. Grobe Schnitzer gegen Geschichte und Charaktere verzeiht man, wenn sie von der Bühne herab *gesungen*, aber nicht, wenn sie *gesprochen* werden. *Der Dichter und seine Liebe* ist eine Verdeutschung des Drama's *Chatterton*, der freylich auch nicht jener überspannte, reichbegabte, ehrgeizige Jüngling ist, wie ihn das Leben kannte, dessen Veredlung man sich aber eher kann gefallen lassen, als die melodramatische Verunstaltung der Züge König *Gustav's*, der Beweggründe zu seiner Ermordung. Kann aus seiner Vergessenheit zu reissen, war ein eitles Bemühen. Ist die Sprache auch gelenker geworden, als sie *Joh. Elias Schlegel* haben konnte, so kann sie die steife Haupt- und Staats- Action, abgemessen nach mißverstandenen Aristotelischen Regeln, nicht erwärmen, das Stück, wichtig für seine Zeit, in der es Epoche machte und eines der ersten war, das nicht slavisch französischen Theaterdichtern nachahmte, ist bedeutend für die Literaturgeschichte, aber nicht für die heutige Bühne.

Der Dialog, sowohl in Versen als in Prosa, ist gefällig; er zeigt von Uebung, Gewandtheit und meistens auch von Geschmack.

n.

- 1) BRAUNSCHWEIG, b. Meyer sen.: *Sathaniel*. Historischer Roman von *Frederik Soulié*. Aus dem Französischen von *Wilh. Schulze*. 1838. Erster Theil. 280 S. Zweyter Thl. 302 S. (2 Thlr. 12 gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Der Graf von Beziers*. Historischer Roman von Demselben. Aus dem Französischen von *Dr. Fr. Steger*. 1838. Erster Band. 392 S. Zweyter Band. 408 S. 12. (3 Thlr.)

Beide Erzählungen sind düstere Nachtstücke, in welchen leider mehr Wahrheit als Dichtung ist. *Sathaniel's* historischer Theil ist die Besitznahme der Stadt

und des Landes Narbonne durch die Westgothen im 5ten Jahrhundert, die Vertreibung der römischen Statthalter durch die Könige Theodorich II und Erich, der das Reich der Westgothen lange in Gallien aufrecht hielt. Er und seine Krieger haben zu den rauhen Sitten der Barbaren die List, die Treulosigkeit der entnervten, verdorbenen Römlinge angenommen; und wenn sie nicht ihren verweichlichenden Luxus, ihre Lust am Spielen nachahmten, doch ihre Prachtliebe. Die Volksthümlichkeiten dieser entarteten Römer, der Westgothen, Mauren und Bagauden, der Nachkommen der Urbewohner Galliens, sind meisterlich abgestuft in starken und in feinen Zügen, das Aehnliche und Unähnliche, das Bezeichnende dieser Völkerchaften augenfällig gemacht, dabey der Scenerey, den Gebräuchen so viel Aufmerksamkeit geschenkt, als nöthig ist, um den Raum malerisch zu umkleiden, auf dem sich die Gestalten bewegen, und doch diese nicht verdrängend. *Sathaniel* ist eine Araberin, rachsüchtig und fanatisch, die trotz dem, daß sie Alles wagt, ihren Feind Erich nicht verderben kann. Sie ist ohne Größe in ihrer leidenschaftlichen Ruchlosigkeit, so daß man mit Abneigung sich von ihr wendet, so wie überhaupt von den meisten Personen der Geschichte. Bloß den Bischof *Hermes* von Narbonne und die etwas schwächliche *Alida* kann man gut nennen; der *Bagaude Armand* hat einen Anflug von wilder Größe; die übrigen treiben den Mord, den Verrath als ein eingelerntes Handwerk mit gemeiner Gleichgültigkeit. Beide Parteyen sind gleich nichtswürdig; sie können keinen Antheil erregen, was auf die mit Geist und geübtem Quellenstudium erzählte Geschichte nachtheilig wirkt.

Der Kreuzzug gegen die Albigenser unter *Simon von Montfort* und dem päpstlichen Legaten ist auch kein Thema für den Optimisten. Schauernd wendet sich der Genius der Menschheit von den Greueln ab, die in *Beziers*, der Stadt, an *Beziers*, den Grafen, so wie an *Raimund von Toulouze* verübt worden. Sie sind eher gemäsiget als übertrieben hier erzählt, und doch erregen sie Entsetzen. Die Sitten der Zeit, die Troubadours und Turniere sind geschichtlich wahr geschildert, aber doch nicht in trockenem, weitschweifigem Chronikenton vorgetragen. Auch sind Persönlichkeiten dargestellt, die interessiren. Der feurige *Roger* von *Beziers* hat, trotz seiner ungestümen Hitze, seiner Härte, ein so bestechendes Etwas in sich, daß es die Leserinnen nicht verwundern wird, wenn zwey edle Jungfrauen, von denen die eine, noch fast Kind, seine Frau heißt, und eine heilsblutige Afrikanerin warm für ihn empfinden, zu seiner Rettung Alles aufopfern. Auch sein natürlicher Bruder, ehemedem der Räuber *Buat*, ist anziehend; kurz, die Geschichte hat durch die Lieblichkeit, die Größe, die über die Hauptpersonen ausgegossen ist, eine versöhnende Kraft, die der *Sathaniel* gebricht. Die Diction in beiden ist gehalten, ohne Bombast, gedankenreich, nirgends der Anschein, daß der *Vf.* recht *con amore* das Scheußliche gegliedert. Sollen einmal geschichtliche Thatfachen, die ins Gräßliche spielen, in falscher Form vorgetragen werden, so konnte es schwerlich von Jemand besser geschehen, als von *Frederic Soulié*.

n.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U N I 1 8 3 9.

## P A T R I S T I K.

AUGSBURG, b. KOLLMANN: *P. Sept. Flor. Tertullian's sämtliche Schriften*, übersetzt und bearbeitet von Franz Anton von Besnard. Erster Band. 1837. 350 S. Zweyter Band. 1838. 394 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Wenn der Titel dieses Werks lautete: *Tertullian's Schriften theils übersetzt, theils im Auszuge*, so wäre er richtiger, als der vorgeleszte, wo das „bearbeitet“ schwerlich das errathen läßt, was in dem Buche eigentlich geleistet wird. Eine solche Fäuschung aber, wenn sie der Vf. auch nicht beabsichtigt hat, verdient Mißbilligung. Auch ist es nicht zu loben, daß sich nirgend eine Erklärung über das vom Vf. beobachtete Verfahren, über die bey der Uebersetzung und bey den Auszügen befolgten Grundsätze, so wie überhaupt über Zweck und Bestimmung dieser deutschen Bearbeitung Tertullian's findet. Der uns nicht näher bekannte Hr. v. B. hätte dadurch die Beurtheilung seiner Arbeit, zu seinem eigenen Vortheile, um vieles erleichtern können.

Daß es eine der schwersten Aufgaben sey, eine Darstellung des so originellen Tertullianus im deutschen Gewande zu geben, wird niemand leugnen, der nur einige Bekanntschaft mit diesem ersten lateinischen Kirchenvater hat. Wer sich bloß darauf beschränkt, eine pragmatische Uebersicht seiner sämtlichen Schriften zu liefern, und aus denselben das geistige Leben dieses der frommen Partey des Alterthums angehörenden Mannes zu entwickeln, erwirbt sich zwar allerdings kein geringes Verdienst um die Wissenschaft, zumal wenn diese Entwicklung von so viel Kenntniß, Einsicht, Sorgfalt und Liebe zeuget, wie Neander's Geist des Tertullianus, welche Schrift, so wie dessen Chryostomus und heiliger Bernhard, und Ullmann's gleichzeitiger Gregorius von Nazianz, den seitdem erschienenen patristischen Monographien von Möhler, Krupp, Klose, Fritzsche, Arndt, Daniel, Clarisse, Coenen, Heyns, Roux, van Goens u. A. zum Vorbilde gedient hat. So groß aber auch der Nutzen ist, den solche Monographien gewähren, so ist dennoch der Charakter der Subjectivität von ihnen unzertrennlich, und man lernt dadurch einen Kirchenvater doch nur auf eine ähnliche Art kennen, wie man aus einer, wenn auch noch so vorzüglichen, Recension, mit einem Buche bekannt wird. Diese Bekanntschaft wird doch nur durch die Recensenten vermittelt, und bey aller Objectivität desselben

J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

wird man sich doch in den meisten Fällen genöthiget sehen, das recensirte Buch selbst zur Hand zu nehmen, um selbstständig darüber urtheilen zu können. Bey einem Schriftsteller, wie Tertullianus, ist dies um so nöthiger, da es nicht leicht einem Recensenten desselben gelingen dürfte, die materiellen und formellen Eigenthümlichkeiten für jeden Leser so darzustellen, daß er sich damit, als einer authentischen Interpretation, begnügen könne.

Der Vf. der vorliegenden Bearbeitung hat einen Mittelweg eingeschlagen, indem er einige Abhandlungen Tertullian's vollständig übersetzte, von anderen aber nur einen Auszug mittheilte. Aber auch in Ansehung der Auszüge ist sein Verfahren ungleich, indem er einige Abhandlungen fast vollständig wiedergab, so daß man alle Hauptpunkte ausgedrückt, und nur in den formellen Verbindungen und Uebergängen die Hand des Epitomators findet. In dieser Manier sind die Bücher *de fuga in persequutione* (Th. I. S. 279 ff.), *Scorpiacum contra Gnosticos* (Th. I. S. 291 ff.), *de velandis virginibus* (Th. I. S. 340 ff.), *de anima* (Th. II. S. 173 ff.), *de carne Christi* (Th. II. S. 210 ff.), und *de resurrectione carnis* (Th. II. S. 239 ff.) bearbeitet. Sie können, wenn man einige Zusammenziehungen und Zwischensätze abrechnet, als ziemlich treue Uebersetzungen gelten. Dagegen sind Th. II. S. 336 ff. die Bücher: *adversus Valentinianos*, *adversus Marcionem*, *adversus Judaeos*, *adversus Praxeam* und *de Pallio* in einen so dürftigen Auszug gebracht, daß man sich bloß mit einer ganz summarischen Inhalts-Angabe begnügen muß — was besonders bey dem Buche *adv. Valentinianos*, *adv. Judaeos* und *de pallio* auffallend ist. Vergeblich sieht man sich nach einem haltbaren Grunde dieses Verfahrens um. Denn wäre bey der getroffenen Auswahl auf die Wichtigkeit des Inhalts oder auf die Vorzüglichkeit der Form gesehen worden — was bey den Abhandlungen: *Apologeticus*, *de baptismo*, *de praescriptionibus Haereticorum*, *de testimonio animae*, *de pudicitia* und einigen anderen der Fall seyn möchte: so kann man mit Recht fragen, warum die in jeder Hinsicht so wichtigen Bücher *adversus Praxeam* und *adversus Marcionem* so verkürzt und verkümmert wurden? Wären es kritische Gründe, des Verdachtes gegen die Aechtheit gewesen, so hätte dies, wenn auch nur in der Kürze, angedeutet werden müssen. Man findet aber nur in Ansehung der Abhandlung *adversus Judaeos*, Th. II, S. 380, nach Semler und Neander darauf aufmerksam gemacht, daß nur die ersten 8 Kapitel dieses Tractats dem Tertullianus angehören

dürften. Von den Gründen, wodurch man die fünf Bücher wider Marcion, freylich ohne Erfolg, verdächtig zu machen gesucht hat, findet sich keine Spur; vielmehr werden sie Th. II. S. 339 mit Recht als ein ächtes, aus zwey verschiedenen Entwürfen umgearbeitetes Werk angenommen. Auffallend ist es, daß die beiden Bücher *ad nationes* ganz ausgeschlossen und mit Stillschweigen übergangen sind. Das zweyte Buch ist freylich sehr defect auf uns gekommen und so reich an Lacunen, daß einem Uebersetzer sehr schwer werden dürfte, sie gehörig auszufüllen; aber gerade hier wäre ein Auszug mehr, als bey irgend einem anderen Aufsatze, zu rechtfertigen gewesen. Ein solches *peccatum omissionis* ist aber keine gute Empfehlung für den Vf. Denn was er Th. I. S. 27 über die Verwandtschaft mit dem *Apologeticus* ganz im Allgemeinen sagt, kann für keine Rechtfertigung der Ausschließung gelten.

Folgendes ist die Ordnung und Folge der theils überetzten, theils epitomirten Abhandlungen: I. Sendschreiben an die Märtyrer. II. Die Schutzschrift für die Christen. III. Vom Zeugnisse der Seele. IV. Sendschreiben an Scapula. V. Von den Schauspielen. VI. Von der Idolatrie (Idololatrie). VII. Vom Kranze. VIII. Von der Verjährung wider die Ketzler. IX. Zwey Bücher an seine Frau. Von der Flucht während der Verfolgung. XI. Gegengift gegen den Skorpion-Biß. XII. Von der Geduld. XIII. Vom Anzuge der Weiber. XIV. Von der Verschleierung der Jungfrauen. XV. Von der Taufe. XVI. Von der Busse. XVII. Von der Keuschheit. XVIII. Von der Einheit der Ehe. XIX. Ermahnung zur Enthaltfamkeit. XX. Vom Fasten wider die Pſychiker. XXI. Von dem Gebete. XXII. Von der Seele. XXIII. Vom Fleische Christi. XXIV. Von der Auferstehung des Fleisches. XXV. Wider Hermogenes, von der Ewigkeit der Materie. XXVI. Wider die Valentinianer. XXVII. Fünf Bücher wider Marcion. XXVIII. Wider die Juden. XXIX. Wider Praxeas. XXX. Vom Philosophen-Mantel.

Man bemerkt sogleich, daß diese Ordnung mit keiner Ausgabe des Textes übereinstimmt, was aber um so weniger befremden kann, da man in den verschiedenen Ausgaben von *Rhenanus*, *Pamelius*, *Rigallus*, *Semler* u. A. hierin die größte Verschiedenheit findet. Dies rührt, wie jeder Kenner weiß, von der Ungewissheit her, ob Tertullianus eine Abhandlung vor oder nach seinem Austritte aus der katholischen Kirche geschrieben habe. In einigen Tractaten zeigen sich die Spuren des Montanismus so unverkennbar, daß man sie mit Sicherheit als Producte aus seiner späteren Lebens-Periode annehmen kann. Andere enthalten noch deutliche Anzeigen von Zeit und Umständen, wo er noch Mitglied und Presbyter der katholischen Kirche war, und welche daher, wenn die Schriften nach der Zeitfolge zu ordnen sind, jenen offenbar vorzusetzen sind. Allein bey mehreren bleibt man über Zeit und veränderte Denkart des Vfs. in Ungewissheit, und daher waren die Meinungen über die Ordnung und Folge, welche man den-

selben anzuweisen habe, von jeher verschieden. Die Hypothese *Hoffmann's* (*Tertulliani omnia in Montanismo scripta videri. Viteb. 1738. 4.*), nach welcher T. bloß als Montanist geschrieben hat, wurde von *Nöffelt* (*de vera aetate scriptorum Tertull. Hal. 1768. vgl. Opusc. Fasc. III. 1817. 8.*) bestritten, und dagegen eine fünffache Classification der Tertullianischen Schriften vorgeschlagen. Auch *Neander*, welcher 3 Classen von Schriften (1) apologetisch-polemische gegen das Heidenthum; 2) das christliche Leben und die Kirchenzucht angehende; 3) dogmatisch-polemische gegen die Häretiker) unterscheidet, macht den Montanismus zum Mittelpuncte, und theilt jede Classe wieder in zwey Rubriken, wobey die Zeit vor und nach dem Uebertritte zu den Montanisten unterschieden wird.

Unser Vf. hat in der Einleitung (Th. I. S. 1—19), worin von Tertullian's Leben und Schriften ziemlich oberflächlich gehandelt wird, diesen Punct zwar berührt, aber nicht durchgeführt. Doch nimmt er in den jedem Buche vorgesezten Vorerinnerungen darauf Rücksicht, und macht auf das Daseyn, oder die Abwesenheit montanistischer Vorstellungsarten aufmerksam. Auf die Anordnung der Tractate hat dies aber keinen Einfluß gehabt, was man schon daraus ersieht, daß das Buch *de virginibus velandis*, welches doch (nach Th. I. S. 340) unter die letzten Schriften Tertullian's gerechnet wird, vielen früher geschriebenen vorgesezt wird, und namentlich dem *B. de baptismo*, welches Th. H. S. 1 „vor des Verfassers Abfall“ geschrieben ist, unmittelbar vorangehet. Daß sich der Vf. mehr an die Ordnung der Materien gehalten hat, ist zu billigen, obgleich auch in dieser Hinsicht gegen die Zweckmäßigkeit der von ihm getroffenen Anordnung Manches zu erinnern wäre.

Was die vom Vf. gelieferte Uebersetzung anbelangt, so läßt sie sich im Ganzen recht gut lesen, und kann in einzelnen Stellen auch strengeren Forderungen genügen. Nur fällt eine Ungleichheit des Verfahrens auf, indem zuweilen ganz treu übersezt und Ton und Farbe des Originals beybehalten, zuweilen aber ohne Noth davon abgewichen und mehr paraphrasirt als übersezt wird. Daß häufig undeutliche Ausdrücke: *Curiositäten*, *Tractamente*, *Manipulation*, *Schisma*, *Bestie*, *Disciplin* (sehr oft), *Idolatrie* (häufig und fehlerhaft), *Präposition*, *Syllogismen*, *Disputation*, *Pubertät*, und viele andere der Art vorkommen, verdient Tadel. Dagegen wird man Ausdrücke, wie *Paraklet*, *Pſychiker*, *Monogamie*, *Digamus*, *Station*, *Parabel*, *Xerophagie*, *Clerus*, *Exomologesis* u. A. einem Uebersetzer Tertullian's, der solche ihm vorzugsweise angehörigen Kunstausdrücke so oft braucht, schon zu Gute halten müssen.

Ehe wir zur näheren Beleuchtung einzelner Stellen kommen, müssen wir es tadeln, daß die von T. so häufig angeführten Bibelstellen fast nirgends nachgewiesen, und nicht durch besonderen Druck ausgezeichnet sind. Auch läßt sich nicht absehen, warum die gewöhnliche Bezeichnung Kapitel oder K. durch die ungewöhnliche und nichtsagende *Nro.* (*Numero*)

verdrängt worden. Auch in den Auszügen soll ja doch Nr. so viel als Kap. seyn.

Das *Sendschreiben an die Märtyrer*, Th. I. S. 22 — 28, ist nicht ohne Sorgfalt und Treue überfetzt, obgleich Einzelnes getadelt werden muß. Die Worte: *Inter carnis alimenta, benedicti martyres designati, quae vobis et domina mater ecclesia de uberibus suis, et singuli fratres de opibus suis propriis in carcerem subministrant, capite aliquid et a nobis, quod faciat ad spiritum quoque educandu. Carnem enim saginari, et spiritum esurire, non prodest. Imo si quod infirmus est, curatur: aequo quod infirmus est, negligi non debet* — werden S. 22 so überfetzt: „Unter den leiblichen Nahrungsmitteln, welche euch, gepriesene Märtyrer, die Mutter-Kirche aus ihrem Vorrath, und die einzelnen Brüder aus ihrem Vermögen in das Gefängniß schicken, empfanget auch von mir Etwas, das zu des Geistes Bildung diene. Denn nicht frommt es, daß der Leib genährt werde und der Geist Hunger leide. Ja, wenn das Schwache gepflegt wird, so muß doch auch das Stärkere nicht vernachlässigt werden.“ Ohne zu erinnern, daß *caro* hier in der eigentlichen Bedeutung genommen seyn sollte, wegen des nachher angeführten Gegensatzes in dem Ausspruche: *der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach*, so sieht man nicht ein, warum *benedicti* hier durch *gepriesene*, bald darauf aber durch *gesegnete*, und weiterhin wieder durch *selige* ausgedrückt wird. Eine solche Freyheit darf sich der gewissenhafte Uebersetzer nicht erlauben. Und warum ist das so bedeutungsvolle *designati* nicht ausgedrückt? Warum *domina*, was doch gewiß kein Flickwort ist, ausgelassen? Da die Kirche, nach dem biblischen Bilde, als nährende Mutter vorgestellt wird, so wäre *de uberibus suis* auch diesem Bilde entsprechend auszudrücken gewesen. Das *saginari* ist mehr als bloß genährt. Bey der Uebersetzung: *das Stärkere* aber ist der Sinn ganz verfehlt; denn *quod infirmus est* soll ja gerade das Gegentheil ausdrücken. Aber eben deshalb ist auch die Uebersetzung von C. 4. (S. 25) mißlungen: „Wir wissen aus dem Gebot des Herrn, daß das Fleisch schwach, der Gott (offenbar Druckfehler st. Geist) aber stark sey. Wir wollen uns jedoch nicht verlocken lassen, weil der Herr gesagt hat, das Fleisch sey schwach. Denn deshalb wollte er vorausfagen, der Geist sey stark, um zu zeigen, welches dem anderen sollte unterworfen seyn, nämlich das Fleisch soll dem Geiste dienen, das Schwächere dem Stärkeren, auf daß es von ihm Kraft erhalte.“ Warum ist hier *promptus* (πρόθυμος Matth. XXVI, 41) nicht durch *willig, bereitwillig* überfetzt? In dem *praedixit* liegt auch nicht der hier gar nicht passende Begriff des Vorausfagens, sondern T. will sagen: Der Herr habe zuerst gesagt, daß der Geist willig sey, und sodann auch, daß das Fleisch schwach sey. K. 5. S. 27: „Ich übergehe nun den Beweggrund der Verherrlichung. Es bringt heut zu Tage eine gewisse Gemüthskrankheit die Menschen dahin, um des bloßen Scheines willen alle diese schaudervollen Qualen zu erdulden.“ Wer sieht nicht, daß da-

durch der Text: *Omitto nunc gloriae causam. Eadem omnia saevitiae et cruciatus certamina, jam apud homines affectatio quoque et morbus animi conculcavit* — und die unterstrichenen Worte keinesweges treu und befriedigend ausgedrückt worden? Ueberhaupt hat sich der Vf. in Ansehung des oft vorkommenden und allerdings schwierigen *affectatio* ziemlich nachlässig gezeigt. Als Beweis kann K. 5 dienen, wo: *Sed haec exempla constantiae omittamus de affectatione venientis* — S. 27 überfetzt werden: „Doch laßt uns von diesen Proben der Ausdauer absehen, welche nur um der zu erwartenden Belobung willen geschehen.“

Bey der Uebersetzung des wichtigen Buches *Apologeticus* hat Rec. unferen Vf. mit der deutschen Bearbeitung dieses Buches von J. Fr. Kleuker (Tertullians Vertheidigung der christlichen Sache gegen die Heiden. Mit Anmerk. Frankf. a. M. 1797. 432 S. kl. 8.) verglichen. Zwar wird dieser sehr vorzüglichen Schrift nirgends erwähnt; allein aus der häufigen Uebereinstimmung beider Uebersetzer wird die Vermuthung begründet, daß Hr. v. B. seinen Vorgänger benutzt und theilweise zum Grunde gelegt habe — ein Verfahren, was Rec. dem Vf. so wenig zur Last legen will, daß er vielmehr eine noch stärkere Benutzung wünschen möchte. Die Stelle C. 1: *Omne malum aut timore* u. s. w. Kleuker (S. 33 vergl. S. 288 ff.): „Mit allem Bösen hat die Natur Furcht oder Schaam verbunden. Missethäter bleiben gern verborgen; sie scheuen das Licht und zittern, wenn sie ertappt werden; leugnen, wessen man sie beschuldigt; ja, selbst peinlich befragt, gestehen sie nicht leicht, noch immer; verurtheilt, sind sie betrübt. Die That messen sie sich selbst bey; die Antriebe eines bösen Herzens aber schreiben sie eher dem Schickal oder dem Gestirne zu; denn sie wollen nicht, daß ihre sey, was sie als böse anerkennen.“ Bey unferen Vf. lautet die Stelle: „Alles Böse hat die Natur mit Furcht oder mit Schaam erfüllt: denn der Missethäter sucht die Verborgenheit; er zittert ergriffen, er leugnet angeklagt, und selbst peinlich befragt gesteht er nicht leicht, noch auch immer. Die Gewisheit der Verdammung betrübt ihn; er zählt auf sich selbst; des bösen Herzens Trieb aber schreibt er dem Geschick oder den Sternen zu: denn nicht will er, daß sein sey, was er selbst als böse anerkennt.“ Wozu diese *Enallage numeri*, wozu der Text keine Veranlassung giebt? Die Stelle C. 5: *At nos e contrario edimus protectorem etc.* drückt Kleuker (S. 58) so aus: „Dagegen können wir einen Beschützer derselben aufstellen, wenn man das Schreiben des würdigsten Imperators M. Aurelius aufsucht und nachsieht, in welchem derselbe bezeuget, daß jener heftige Durst des Heeres in Germanien durch einen starken Regen, welcher vielleicht auf das Gebet christlicher Soldaten erfolgt sey, gehoben worden.“ In unferer Uebersetzung (S. 44) lesen wir: „Dagegen können wir einen Beschützer derselben auführen, wenn man das Schreiben des würdigsten Kaisers Mark Aurel's aufsucht, in welchem derselbe

bezeugt, daß der heftige Durst des Heeres in Germanien durch starken Regen, erfolgt auf das Gebet christlicher Soldaten, gehoben worden sey.“ Hier wird man die Auslassung des Wörtchens *vielleicht* aus der Kleuker'schen Uebersetzung vielleicht kaum bemerken; und doch beruhet auf diesem *vielleicht* (*forte*) die ganze von Kl. anerkannte Schwierigkeit der Stelle, welcher man freylich durch Uebergang am leichtesten entgeht! Unter den Stellen, worin die Uebersetzung des Hr. v. B. einen Vorzug, wenigstens in einzelnen Punkten, zu haben scheint, möchten wir vorzüglich das wichtige Kap. XXXIX S. 93—97 nennen, wo, einige fremdartige Ausdrücke abgerechnet, der Sinn kürzer und bestimmter dargestellt ist, und wo auch die von Kleuker übergangenen Worte: *neque enim pretio ulla res Dei constat* richtig ausgedrückt sind.

Die Schrift *de baptismo* (T. II, S. 1 ff.) ist im Ganzen recht gut übersetzt. Doch finden wir Anstofs im Einzelnen. C. 2: *Nam si Deus et sapiens et potens, quod etiam praefereunt eum non negant.* Dies wird S. 2 gegeben: „Wenn nämlich Gott weise und allmächtig ist, was auch das Vergängliche Ihm nicht abspricht“ — was offenbar ganz verfehlt ist. C. 3: *Quid utique ista materia tantae dignationis meruerit officium? ut opinor, auctoritas liquidi elementi exigenda est.* „Wie das Wasser eine solche Würdigung verdient habe? Ich meine, man müsse deshalb das Ansehen des Wassers erwägen.“ Hier ist zwar der Sinn nicht verfehlt; aber man sieht nicht ein, warum weder *materia*, noch *officium*, noch *liquidi elementi* auf irgend eine Art bezeichnet sind. Eben so wenig treu, als ganz richtig sind die folgenden Worte: *Habes homo in primis aetatem venerari aquarum, quod antiqua substantia; dehinc dignationem, quod divini spiritus sedes, gratior scilicet tunc elementis* — übersetzt: „Du siehst, daß ganz vorzüglich das Alter des Wassers, als eine Ursubstanz, zu ehren ist; daher dann die Würde, als der Sitz des göttlichen Geistes, ausgezeichnete nämlich vor den übrigen damaligen Elementen.“ Hier sind die Ausdrücke *in primis*, *dehinc* und *gratior* offenbar falsch gefaßt.

Den Anfang des Buches *de Monogamia* übersetzt Hr. v. B. auf folgende Art: „Die Ketzer heben die Ehe auf, die Psychiker dringen dieselbe auf. Jene heyrathen nicht einmal, diese nicht Einmal. Was thust du Gesetz des Schöpfers? Unter den fremden Verschnittenen und unter deinen Stutenmeistern klagst du eben so viel wegen des häuslichen G-hortam, als wegen der fremden Verschmähung. Uebrigens beleidigen dich die, welche dich mißbrauchen eben so wie jene, die dich nicht gebrauchen. Es kann aber weder eine solche Enthaltbarkeit ge-

lobt werden, weil ketzerisch, noch eine solche Gestalt vertheidiget, weil psychisch. Jene lästert, diese schweift aus; jene bestreitet Gott die Ehe, diese bringt ihr Schande. Bey uns jedoch, welche die Anerkennung der geistlichen Gaben mit Recht als Geistlichgefinnten (*Spirituales*) bezeichnet, ist die Enthaltbarkeit eben so heilig, als die Erlaubniß schaamhaft, weil allerdings beide mit dem Schöpfer sind.“ Wer das Original vergleicht, wird die Richtigkeit und Treue dieser Uebersetzung anerkennen müssen. Besonders treffend ist das: *illi nec semel, isti non semel nubunt* gut ausgedrückt. Aber was bewog wohl den Vf. das seltsame Wort *Stutenmeister* (*aurigas*) zu wählen, da das auch in unserem Sprachgebrauche in diesem Sinne gebräuchliche *Kutschcher* (Schnellfahrer) ganz entsprechend ist? Auch dürfte die Fassung des Satzes: *illa destruit nuptiarum Deum, ista confundit* nicht ganz angemessen seyn.

In der Schrift *de carne Christi* C. 20 heist es: *Qualis autem est tortuositas vestra, ut ipsam ex syllabam praepositionis officio adscriptam auferre quaeratis: et alia magis uti quae in hac specie non invenitur penes scripturas sanctas.* Dies wird Th. II. S. 234 so ausgedrückt: „Welcherley aber ist euer gekrümmte Bemühung, daß ihr selbst das zum Dienste der Präposition hingeschriebene Aus hinwegzunehmen trachtet, und eher eine andere Art und Weise, bey den heiligen Schriften nicht gefundene, gebraucht?“ Hier ist aus dem Bestreben, sich dem Original buchstäblich anzuschließen, offenbare Dunkelheit und Unverständlichkeit entstanden. Warum nicht lieber (was gewiß auch treu genug ist): Was ist das aber für eine Verdrehung, daß ihr sogar die beygesetzte und als Vorwort dienende Sylbe *ex* (ans) wegzunehmen und euch einer anderen, in dieser Art in der h. Schrift nicht vorkommenden, zu bedienen suchet?

Doch genug von Proben, um unser Urtheil zu rechtfertigen. Wir haben uns noch viele Stellen angestrichen, wo uns der Vf. den Sinn verfehlt oder unrichtig ausgedrückt zu haben scheint. Wir wollen sie aber übergehen, um nicht den Schein eines zu strengen Kritikers zu haben. Auch wollen wir die dem Texte hin und wieder beygegebenen Anmerkungen, welche meistens Parallel-Stellen aus Minucius Felix, Cyprianus u. A., zuweilen auch polemische Punkte, nach den Grundsätzen der römisch-katholischen Kirche, enthalten, auf sich beruhen lassen. Nur müssen wir wiederholt unser Bedauern darüber ausdrücken, daß Hr. v. B. nicht den ganzen Tertullianus übersetzt hat!

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U N I 1 8 3 9.

## ORIENTALISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, in der Dietrichschen Buchhandlung:  
*Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes*,  
herausgegeben von H. Ewald, C. v. d. Gabelentz,  
J. G. L. Kofegarten, Christ. Lassen, C. F. Neumann,  
E. Rödiger und F. Rückert. Zweyter Band  
(in drey Heften) 1838. 1839. 488 S.  
mit 4 Steindrucktafeln. (2 Thlr. 12 gr.)

(Vgl. Ergänzungsbl. zur Jen. A. L. Z. 1839. No. 8.)

Als Rec. den ersten Band dieser Zeitschrift anzeigte, bemerkte er, daß ihm bereits das erste Heft des zweyten Bandes zugekommen sey, und er freute sich nun mit demselben die schnell nach einander gefolgten zwey letzten Hefte anzeigen zu können. Von den Herausgebern führen in diesem Bande das Wort Ewald, v. d. Gabelentz und Lassen, auch die übrigen, außer Kofegarten und Rückert, haben mehr oder weniger geliefert, und nun lesen wir auch schätzbare Beyträge von Anderen, wie Nesselmann, Hupfeld, Grotefend, Ph. Wolf, F. Robinson, was ein deutliches Zeichen ist, wie großes Interesse diese Zeitschrift schon erregt hat, und wie nöthig ein Organ zur Mittheilung einzelner Forschungen und Entdeckungen im Gebiete des orientalischen Sprachstudiums gewesen ist. Die einzelnen Numern sind:

XVIII. *Versuch über eine alte mongolische Inschrift* von v. d. Gabelentz (S. 1—21), welches eine der gediegensten Arbeiten dieses Bandes ist. Die Inschrift ist entnommen einer 1618 in China herausgegebenen Inschriftensammlung, wo auch die chinesische Uebersetzung beygefügt ist. Aber diese Uebersetzung war ebenso räthselhaft als die mit dem, von dem Pagpa (Passapa) Lama gegen das Ende des 13 Jahrh. erfundenen, noch wenig gekannten Alphabete geschriebene Inschrift selbst. Da gleichwohl nach Erkennung und Ergründung des Alphabetes sich die Sprache der Inschrift als wirklich mongolisch ergab, und der Vf. auch die einzelnen Wörter ohne Schwierigkeit überetzen konnte, aber doch keinen Sinn herausbekam, so gerieth er endlich auf die Vermuthung, „der chinesische Herausgeber, der Sprache (der Inschrift) ganz unkundig, möchte wohl die Inschrift nach seiner Weise von der Rechten zur Linken, also von hinten, genommen und nun ohne Beybehaltung der Zeilenabtheilung abgeschrieben und so die ganze Inschrift durch einander geworfen haben“.

J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

Durch die scharfsinnigsten Combinationen gelang es dem Vf., die Zeilenabtheilung aufzufinden und so die Inschrift genügend zu erklären; leider ist sie nicht von allgemeinem historischen Interesse, sondern wir finden in ihr nur „ein Privilegium oder einen Schutzbrief für gewisse Tempel und Klöster, wonach dieselben von bestimmten Lasten und Abgaben befreyt und ihr Eigenthum gegen Beeinträchtigungen aller Art sicher gestellt seyn soll“ (S. 14). Als die Zeit der Abfassung ist höchst wahrscheinlich das Jahr 1314 angegeben. Zwey andere kleinere Inschriften, in derselben Schriftart geschrieben und in der chinesischen Sammlung nach jenen größeren angeführt, konnte der Vf. nicht enträtheln, wahrscheinlich sind sie von dem Sammler gar nicht ganz, sondern nur zum Theil copirt worden. Von derselben Schreibart sind auch einige der, in Endlicher's Verzeichniß der chinesischen und japanischen Münzen u. s. w. bekannt gemachten Münzen der Jouan; auch die Deutung der Legenden derselben wollte dem Vf. nicht allenthalben gelingen. In einer Nachschrift (S. 18) gedenkt der Vf. einer noch älteren von Schmidt in der 6ten Serie der *Memoires de l'Academie imperiale des sciences de St. Petersbourg* 1834 erklärten mongolischen Inschrift, die wahrscheinlich aus der Zeit des großen Tschingis-Chan und zwar aus den Jahren 1219 oder 20 stammt.

Von S. 21—70 folgt die Fortsetzung zu Lafsens Artikel: Beyträge zur Kunde des indischen Alterthums aus dem *Mahābhārata* No. V u. XI des ersten Bandes, s. Ergänzungsblätter 1839, No. 8, S. 60 f.

XIX. *Ueber den Namen Türken* s. von v. d. Gabelentz (S. 70—73). Der Vf. weist auf das türkische *terk* (Helm) hin, und glaubt überhaupt, daß der Name nicht eher als im 5ten Jahrh. unserer Zeitrechnung und zwar zuerst von chinesischen Geschichtsschreibern gebraucht worden sey. Freylich muß er dann mit *Pintianus* bey *Mela* 1, 19 und *Plinius* 6, 7 *Jurcae* oder *Eurcae* (?) statt *Turcae* (bey *Mela* steht auch so, nicht *Turces*, wie der Vf. angiebt) noch *Herodot.* 4, 22 emendiren. Rec. kann diese Emendation nicht billigen, theils weil sie eben nur Emendation ist, die noch dazu an zwey Stellen angenommen und von keiner handschriftlichen Lesart unterstützt ist; dann erzählt auch der Geograph *Theophylaktus Simokattus* (III, 6) — der freylich erst im 7ten Jahrh. lebte — daß die Unnen von den *Perfern* Türken (*Τούρκοι*) genannt würden. Diese Nachricht und besonders dieser Name kann schwer-

lich so jung bey den Persern gewesen seyn. Dazu vergleiche man noch was *Tzschucke* zu *Mela Vol. II. Tom. I. pag. 650* und besonders *Mannert Geographie der Griechen und Römer Th. IV. S. 353* zur Sicherung der Lesart *Turcae* an den angeführten Stellen sagt.

XX. *Sinesische Sprichwörter und Maximen* von *Neumann* (S. 74—77). Fünf an der Zahl, so ziemlich in deutsche Knittelverse übersetzt, nebst einigen Erklärungen.

XXI. *Ueber die aramäische Vulgärsprache der heutigen syrischen Christen* von *Rödiger* (S. 77—93). Der Vf. theilt aus einer *doctrina christiana*, die, von den amerikanischen Missionarien *Eli Smith* und *Dwight* in *Chosrova* abgeschrieben, durch Prof. *Robinson* in *New-York* in des Vfs. Hände kam, das *Credo* mit. Diese Mittheilung ist um so interessanter, da auf europäischen Boden noch nichts Schriftliches von diesem Idiom gekommen ist, vielleicht auch nichts weiter schriftlich abgefaßt ist, da die Kirchensprache dort immer noch die altsyrische ist, wenn sie auch nicht einmal alle Priester, geschweige das Volk versteht. Daher ist jene *doctrina* eine Art Katechismus in Frage und Antwort, ganz wie Luther seinen Katechismus für einfältige Pfarrherren abfaßte, so von einem chaldäischen Priester in *Chosrova* für seine unteren Geistlichen abgefaßt. In der Probe ist das altsyrische neben dem der *doctrina* gegeben. Es ist zu wünschen, daß dem Vf. mehr Texte zukommen, damit es ihm möglich wird, eine vollständige Vergleichung der alten und neuen Sprache anzustellen, und ein genügendes Resultat davon dem gelehrten Publicum vorzulegen. Dasselbe ist ihm schon für das einstellende in den Anmerkungen Niedergelegte zu Dank verbunden. Vergl. No. XXXIII.

XXII. *Ueber die im Sanscrit üblichen Composita mit dem Fragepronomen* von *Dr. Nesselmann* (S. 93—106). Der Vf. versucht nachzuweisen, wie durch Zusammenfügung der Nomina mit dem Interrogativpronomen andere Appellativbegriffe mit neuer Bedeutung im Sanscrit entstehen, z. B. *karehu* Elephant, leitet er ab *ka* und *rehu* (Staub) also wie viel Staub erregend! nämlich wenn er geht; *kinkara* Diener, von *kara* machend, thugend! also: was Alles thugend! was muß der Alles thun! *kurma* Schildkröte von *urma* (Welle) also: wie die Welle erregend! wenn sie sich nämlich ins Wasser stürzt; *kapota* Taube, von *pota* (Junges) also: was für (häßliche) Junge habend! — *Ohe, jam satis est!* Rec. glaubt an solche Worts- und Begriffs-Bildung nicht, zumal da sie noch auf mancherley Voraussetzung von alten Schreibfehlern, Unregelmäßigkeiten u. dergl. gebaut sind.

XXII.\* *Eine Himjaritische Inschrift* von *Ewald* (S. 107—109), im Britischen Museum aufgefunden. Vergl. dazu den Nachtrag S. 483.

XXIII. *Barhebräus über die syrischen Accente* von *Ewald* (S. 109—124). Mittheilungen aus des

*Barhebräus* Grammatik über die Accente, welche der Vf. in der *Bodleyana* zu *Oxford* kennen lernte. Er vervollständigt dadurch nicht unbedeutend seine im Isten Band dieser Zeitschrift mitgetheilten Nachrichten aus römischen Handschriften über diesen Gegenstand.

XXIV. *System der Semitischen Demonstrativbildung und der damit zusammenhängenden Pronominal- und Partikeln-Bildung*, von *Hupfeld* (S. 124—163. 427—482 noch nicht vollendet). Der Vf. weist in einer ruhigen, klaren, überzeugenden Darstellung nach, wie in den semitischen Sprachen an den Demonstrativen, der ursprünglichen und selbstständigen Bildung nach Begriff und Form, die Beziehungswörter (Conjunctionen, Relativa, Präpositionen), Fragewörter und Verneinungswörter (die aus Fragewörtern entstehen) abgeleitet sind, und zwar gewöhnlich durch Verlust des Tones nebst daher rührender Verkürzung der Form. Rec. glaubt, daß der von dem Vf. eingeschlagene Weg der einzig richtige ist, um das Studium der semitischen Sprachen auf eine gleiche für sich fähige Stufe zu erheben, wie der indogermanischen Sprachen; nämlich daß man erst recht das Verhältniß der einzelnen semitischen Sprachen unter sich erforscht und erkannt hat, ehe man etwaige Versuche macht, die semitischen Sprachen mit einem anderen Stamme in eine Relation zu bringen.

XXV. *Eine Berichtigung* von *Fleischer*, nach der er in seinen hundert Sprüchen Alis die Uebersetzung eines Spruchs „des Menschen Rettungsmittel in Todesgefahr ist Tölkühnheit“ nach einer schönen Emendation vertauscht wissen will mit der: „Jemanden im Bade grüßen ist Abernheit.“ Rec. hat sich gewundert, noch nichts Anderes von *Hn. Fleischer* in dieser Zeitschrift gelesen zu haben.

XXVI. *Die neuesten Fortschritte in der Entzifferung der einfachen Persepolitischen Keilschrift* von *Lassen* (S. 165—176). Der Vf. berichtet 1) über die Verbesserungen, die *Burnoufs*, *Grotefends* und sein System der persepolitischen Keilschrift durch die neuesten Untersuchungen *Beer's* (in der Hallischen Literaturzeitung 1838) und — des leider früh verstorbenen — *Jacquets* (aus Briefen an *Lassen* von diesem hier zuerst zusammengestellt) gefunden haben. Beide Gelehrte, welche unabhängig von einander ihre Studien getrieben haben, sind doch zu denselben Resultaten gekommen, besonders haben Beide das wahre *h* und *j* erkannt. Diese Uebereinstimmung spricht für die Wahrheit ihrer Ansicht, die *Lassen* denn auch anerkennt. 2) Ueber die von *Grotefend* herausgegebene Inschrift des *Artaxerxes* und den Anfang der großen Inschrift von *Bisitun*, welche *Major Rawlinson* in *Persien* an die Asiatische Gesellschaft in *London* eingeschickt hat.

XXVII. *Urkunden in babylonischer Keilschrift* von *Grotefend* (S. 177—189). Zweytes Beytrag als

Fortsetzung zu No. X des ersten Bandes, f. Ergänzungsblätter 1839. No. 8. S. 63.

XXVIII. *Ueber die Sammlung arabischer und syrischer Handschriften in British Museum* von Ewald (S. 190—214). Beschrieben sind hier nur arabische, da die Herausgabe des Kataloges der syrischen (das letzte Werk *Fr. Rosens!*) nicht lange mehr ausbleiben dürfte. Der Vf. erzählt uns von dem am Museum angestellten Hn. *Forshall* Manches, was weder dessen Gelehrsamkeit noch Gefälligkeit Ehre macht. So ist es aber an manchen Bibliotheken ausserhalb Deutschland! Die Handschriften sind beschrieben unter den Abtheilungen: Dichter, Qoran und Sunna. Grammatik; Philosophie, Natur; Geschichte.

XXIX. *Der Dichter Zohair* von Ph. Wolff (S. 214—234). Die Lebensverhältnisse nach Abulfaradj; dazu der Text eines seiner Gedichte nebst deutscher Uebersetzung. Der Text ist nach dem Pariser Codex gegeben; beygefügt hat der Vf. die Varianten des Gothaer, welche Prof. Rödiger verglichen hat.

XXX. *Versuch einer Mordwinischen Grammatik* von v. d. Gabelentz (S. 235—284, 383—419). Der Vf., welcher es an der Zeit fand, daß man nun auch forschendere Blicke auf den finnisch-tatarischen Sprachstamm werfe, da das Semitische und Indogermanische so treue Bearbeiter und Pfleger gefunden, hat seit einigen Jahren seine Aufmerksamkeit den verschiedenen finnischen Sprachen zugewandt, und gedenkt dann noch der grammatischen Bearbeitung aller einzelnen die gefundenen Resultate zu einer vergleichenden Grammatik des finnisch-tatarischen Sprachstammes zu vereinigen. Ein trefflicher Gedanke! Aber warum nennt der Vf. seine Schrift einen *Versuch*? Wohl nur aus Bescheidenheit. Unbequem findet es Rec., daß solche Artikel nicht in einem fort, sondern getrennt gegeben werden. Unter mehreren Druckfehlern fällt besonders S. 418 Z. 2 v. u., auf, daß einmal *väkkest* weggelassen ist, da gerade in dieser Wiederholung die Regel besteht, von der im Paragraphen die Rede ist.

XXXI. *Ueber das Afghanische oder Puschtu* von Ewald (S. 285—312). Der vorigen grammatischen Arbeit reihet sich nach Wichtigkeit und Gediegenheit diese an. Ob sich übrigens das Puschtu seinem inneren Wesen und seinem Ursprunge nach mehr zu den zendischen oder zu den indischen Sprachen neige, behält sich der Vf. für einen späteren Aufsatz vor; er ist aber doch vorläufig zu demselben Resultate gekommen wie *Elphinstone*, der das Puschtu als verwandt mit den indo-perfischen Sprachen annahm, und hält es für unpassend, an eine Verwandtschaft der Afghanen mit den Hebräern zu denken (S. 309, vergl. 286, 3). Der Vf. schöpft theils aus der Uebersetzung des N. T. (Serampore 1818), theils aus mehreren Handschriften, welche er im *East India House* einzusehen Gelegenheit hatte.

XXXII. *Bemerkung über eine Stelle in de Sa-cys arabischer Chrestomathie* von Rödiger S. 312—313).

XXXIII. *Ueber die neusyrische Sprache* von Rödiger (S. 314—316) als Nachtrag zu No. XXI. enthält eine Notiz aus dem noch ungedruckten Reisejournal des englischen Reisenden *Southgate* über den Volksdialekt der syrischen Christen in Mesopotamien und Hakerie, von welchem der Vf. in dem früheren Artikel noch nichts sehen konnte.

XXXIV. *E. Robinson und F. Smith, kurzer Bericht über eine Reise nach Palästina und der Umgegend im Jahr 1838*, aufgesetzt von E. Robinson, Doctor und Professor der Theologie in New-York (S. 325—383). Rec. weist auf diese treffliche Abhandlung vor Allen hin wegen des grossen Interesses und der wichtigen Förderungen, welche die Kenntniß der Topographie des heiligen Landes aus derselben gewinnen kann und wird. Der Concipient des vorliegenden Aufsatzes reiste von New-York über England, Belgien, Deutschland und Griechenland nach Aegypten und dann in Gesellschaft des Missionärs E. Smith aus Beirut, von Kairo nach dem Berge Sinai und Akabah und von da nach Jerusalem; von hier aus machten sie mehrere Excursionen, wie nach Karmel, Engeddi, dem Jordan, Gaza, Hebron, Wady Musa, Nazareth, Tiberias, Beirut, und nach anderen Orten. Robinson wird die Resultate seiner Reise in einem umfassenden Werke mittheilen.

XXXV. *Ueber den Gebrauch der Buchstaben zur Bezeichnung der Zahlen bey den indischen Mathematikern* von Lassen (S. 419—427). Der Vf. zeigt hier besonders, wie es gekommen sey, daß die Indier, da sie doch die Ziffern früher hatten, als die Araber (welche sie erst von den Indiern lernten) in mathematischen Schriften statt der Ziffern die Buchstaben anwendeten.

XXXVI. *Eine Bemerkung zu S. 192 von Wüstenfeld* (S. 482, 483), wodurch die Gedichtsammlung *Mofazzelijak* mehr nach dem Dichter genannt, als daß es Nomen Appellativum (lange vollständige Gedichte) seyn soll.

Beurtheilungen fanden sich diesmal weniger und zwar bloß von 316—323 besonders von *Wilkinsons Manners and Customs of the ancient Egyptians* (London 1837), *Montgomery Martins The history, antiquities etc. of Eastern India* (London 1838), *Rheuius's Grammar of the Tamil Language* (Madras 1836).

## SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Gedichte* von Friedrich Wilhelm Rogge. Dritte vermehrte Auflage. VIII u. 358 S. (2 Thlr.)

Bey Gedichten der Art ist eine Vermehrung der

Zahl auch immer eine Verbesserung des Werkes. Das ungemeine Talent des Dichters erhebt nicht selten die Flügel des Genius, der Gedankenreichtum offenbart sich in der edelsten schönsten Form; das poetische Empfinden zeigt sich klar, die Betrachtung ist besonnen, nirgends Auswüchse, Alles stehet vollendet da, was freylich auch seine Schattenseite hat; bey einer solchen Durchdringung des Verstandes, einer so fertigen Darstellung ist kein Fortschreiten denkbar, keine Herrschermacht der schöpferischen Phantasie. Die Einbildungskraft, welche das Empfangene weiter bildet, läßt jene Urkraft der Seele zwar oft nicht vermissen, Manchem wird das weibliche Princip in der Phantasie besser gefallen als das männliche, aber zu gewissen Dichtungen ist der Genius in seiner Ganzheit, der nicht flüchtige Besuche bey dem Talent macht, unentbehrlich, man möchte so gern, daß das sehr Gute das Beste würde.

Von jeder Gattung und Art der Dichtung enthält die Sammlung vorzügliche Muster, in einer jeden verdiente sich der Dichter Kränze. Wenn die Gelegenheitsgedichte kalt lassen, so bedenke man, daß uns eben die Gelegenheit, die sie hervorrief, fehlt, und die Stimmung dazu. Dürften doch nicht viele sich in die französische Volksthümlichkeit verletzen können, mit welcher die unbedingtste, bis zur Anbetung sich steigende Bewunderung Napoleons, aufgenommen ist, in „die Halle von Frankreich.“ — Die Liebe, welche nach Gebühr das Thema der Sonette ist, erscheint keusch und sittig, aber dennoch innig und warm. Unter den vermischten Gedichten ist die Todtenblume das einzige, welches unklar, sogar etwas gezwungen in den Metaphern ist. Die Balladen und Romanzen haben den richtigen Ton, die bündige Kürze, welche Auslassungen liebt, sie besonders sind musterhaft, nur wären minder bekannte Gegenstände, als die des Walter Felds; der drey Telle u. a. m. zu wählen gewesen. — Die Oden sind schwungvoll, und auch die Elegieen ziehen an.

Die Gnomen sind sinnvolle Sprüche, die eine hätte jedoch eines Commentars bedurft, um nicht mit Vorsatz mißverstanden, der eigenen Herzensneigung als gebietende Regel accommodirt zu werden. Die fragliche Gnome heißt:

Stolz nur begegne mit Stolz, und verkenne den eigenen  
 Werth nicht;  
 Demuth zeige vor Gott, aber vor Menschen sie nie.

Vir.

GLOGAU, b. Flemming: *Briefwechsel für die Jugend*. Herausgegeben von Henriette v. Hackewitz. 1838. Erster Band. X u. 359 S. Zweyter Band. 318 S. 12. (1 Thlr. 12 gr.)

Jugendchriften dieser Art gehören unter die Seltenheiten, sie unterhalten so gut, daß auch die dem Belehrenden Widerstrebenden sich daran vergnügen, und das Lehrhafte darin gar nicht bemerken werden. Sogar der harte Stein des Anstosses: *Musterkinder*, giebt keine Beulen. Franziska und Albert sind in ihrer Vortrefflichkeit so unbefangen, heiter und natürlich, daß sie keine Abneigung hervorbringen, wenn man sie als Beyspiel aufstellt. Auch erfährt man, daß sie im kindischen Alter kindisch unartig waren und erst im Alter des angehenden Jünglings, der Jungfrau, in welchem wir sie kennen lernen, der Vollkommenheit entgegen reifen. Die wohlgerathenen sind diesmal anziehender als die mißrathenen Kinder, was sie wohl ihrer Harmlosigkeit danken, und daß sie frey von steifem Schulten sind; auch sind sie ohne Empfindeley. Sie wechseln mit ihrer Mutter Briefe, die als Wittve mit noch zwey jüngeren Kindern in einem kleinen schlesischen Städtchen lebt. Der Knabe ist bey einem Verwandten in Hamburg, das Mädchen bey zwey trefflichen Frauen in Elbing, von wo aus sie Danzig besucht, auch andere kleine Reisen macht, die sie recht hübsch beschreibt. Albert thut dasselbe mit Allem, was ihm in und um Hamburg auffällt, seyen es nun Merkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Kunst, des Gewerbfleißes, oder Gegenden, oder auch Begebenheiten, die zu Betrachtungen auffodern. Die Mutter giebt ihn und Franziska manche Lehre aus dem, was sie ihr erzählten, gezogen, ihre Briefe sind liebevoll und erweckend. Die daheim Gebliebenen, Emil und Emma, berichten ihrerseits, was in ihrem kleinen Bereiche vorgeht, und freuen sich ohne Neid dessen, was die Geschwister Angenehmes erfahren.

Das Buch hat keinen eigentlichen Schluss, so daß es eine Fortsetzung gewissermaßen bedingt. Mütter, die öfters in Verlegenheit sind, was sie ihren heranwachsenden Kindern sollen zu lesen geben, werden zuverlässig wünschen, daß ein Werk, das ihnen wie den Kindern gefällt, nicht so schnell abgebrochen werde, daß mindestens noch ein Band ercheine, der die angeknüpften Fäden vollends in ein Gewebe vereine.

A.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U N I 1 8 3 9.

## T E C H N O L O G I E.

BERLIN, in der Nicolai'schen Buchhandlung: *Die mechanische Technologie*, als Handbuch für den technologischen Unterricht u. s. w., von Dr. W. A. Rüst. Erster Band. *Die Metalle und Metallfabricationen* mit 5 lithographischen Tafeln. 350 S. Zweyter Band. *Die Holzbearbeitung* mit 4 Tafeln. 340 S. Dritter Band. *Die Papierfabrication* mit 6 Tafeln. 272 S. Vierter Band. *Das Spinnen und Weben der webbaren Fasern* mit 7 Tafeln. 304 S. 1838. gr. 8. (7 Thlr. 4 gr.)

Die meisten der bis jetzt vorhandenen Lehrbücher handeln diejenigen Fabricationszweige, welche eine bloß formelle Umgestaltung des Materials bezeichnen, und diejenigen, welche eine Umsetzung ihrer chemischen Elemente erzeugen, ohne Sonderung neben einander ab, obschon beide ganz verschiedenartiger wissenschaftlicher Grundlagen bedürfen, und deshalb auf den meisten technischen Anstalten getrennt vortragen werden. Dabey erlauben die letztgenannten eine wissenschaftlichere Behandlung, die sich weniger mit der Beschreibung von Kunstgriffen und Manipulationen, als vielmehr mit der Erklärung chemischer Wirkungen und Erscheinungen beschäftigt; sie werden daher nach der Meinung des Vfs. nicht mit Vorliebe und größerer Ausführlichkeit dargestellt, und die erstgenannten dagegen zu sehr vernachlässigt. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hat sich der Vf. veranlaßt gefunden, die einzelnen Industriezweige der mechanischen Technologie zum Gegenstande eines besonderen Werkes zu machen (Vorrede S. IX—XI), in welchem der Stoff mit einer dem Praktiker und Theoretiker genügenden Vollständigkeit und Gründlichkeit erschöpft werde. Daher soll in demselben nicht bloß eine Uebersicht der Verfahrensarten gegeben werden, wie sie in den wichtigsten und auf das Leben einflussreichsten Fabricationszweigen üblich sind, sondern eine auch in praktischer Hinsicht genügende und begründete Beschreibung derselben. Die nöthigen Angaben und Nachrichten hat der Vf. auf seinen vielen Reisen in den verschiedenen Werkstätten Deutschlands, Englands und Frankreichs gesammelt, und wo seine eigenen Erfahrungen nicht ausreichten, nur von glaubwürdigen Gewährsmännern entlehnt. Statistische Notizen sind als fremdartig und unnöthig ausgeschlossen. — Die Methode der Darstellung ist J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

so gewählt, daß der Vf. vom rohen Material ausgeht, die einzelnen Operationen in ihrer Reihenfolge ausführt, und bey jeder angiebt, warum sie überhaupt, und zwar in dieser bestimmten Reihenfolge, vorgenommen werde. — Die gesamte mechanische Technologie ist in mehrere Hauptabtheilungen gebracht; jede Abtheilung bildet wieder ein für sich bestehendes Ganze, und füllt ein Bändchen aus. Die erste dieser Abtheilungen enthält die technische Anwendung der *Metalle*, die zweyte die des *Holzes*, die dritte die *Papierfabrication*, die vierte die *Zubereitung und Verwendung der webbaren Fasern*; eine fünfte und sechste Abtheilung soll die *Glasfabrication* und die Benutzung der *Theer- und Kalk-Arten* betrachten, und mit dieser das Werk vollendet seyn.

In der allgemeinen Einleitung (S. 1—12) spricht der Vf. über Begriff, Princip und Zweck der Technologie. „Die Technologie“, sagt er, „ist die Wissenschaft von der Veredlung der Naturproducte durch angemessene mechanische und chemische Bearbeitung, wodurch dieselben den Bedürfnissen der Menschen sowohl in Hinsicht der Nothwendigkeit, als des Luxus entsprechen.“ Obwohl nun in keinem Fabricationszweige entweder nur mechanische, oder nur chemische Operationen vorkommen, so ist doch immer die eine oder die andere Art derselben vorherrschend, so daß danach die Technologie sichtlich in mechanische und chemische eingetheilt werden kann. — Die übrigen hier aufgestellten Sätze entbehren so sehr der Erklärung und Ausführung, daß wir nicht darauf eingehen können.

Den Metallfabricationen dient die Aufzählung der metallischen Elementarstoffe und eine sehr kurze Erörterung der charakteristischen Eigenschaften der eigentlichen Metalle als Einleitung (S. 15—22). Im ersten Abschnitte (S. 23—102) sind die technisch wichtigen Metalle nach der Art ihres natürlichen Vorkommens, ihrer Gewinnung aus den Erzen und ihrer äußeren Eigenthümlichkeit einzeln und genauer beschrieben. Jedoch ist gerade diejenige ihrer Eigenschaften unberücksichtigt geblieben, welche für die Praxis am meisten in Frage kommt, nämlich *Elasticität* und *Festigkeit*. Die Beschreibung der Erzeugungsmethoden des *Poch- und Stab-Eisens* und *Stahles* ist vollständig; doch würde sie noch vollkommener ihren Zweck erreicht haben, wenn sie sich mehr auf bildliche Darstellung bezöge. Nur die Ab-

bildung des Gleiwitzer Hochofens (in Schlesien) gehört hieher. Ferner wird noch die hüttenmännische Gewinnung von Kupfer, Zinn, Zink, Antimon, Wismuth, Nickel, Bley, Quecksilber, Silber, Gold und Platina besprochen. Antimon, Wismuth und Quecksilber konnten hier füglich weggelassen; mechanisch werden sie und ihre Legirungen zu wenig benutzt. Die ersten Umformungen und Behandlungen der Metalle im Feuer folgen im zweyten Abschnitte (S. 103 bis 174) nämlich ihre Legirung — besonders die Messingbereitung —, die Metallgießerey mit besonderer Berücksichtigung von Glocken- und Bilder-Guß, Schmieden, Schweissen, Verflählen und Härten von Eisen, und Löthen; dann im 3ten Abschnitte (S. 175 bis 224) die fernere Behandlung der Metalle außer dem Feuer, ihre Umgestaltung zu Blech, Draht und Röhren, ihre Behandlung auf der Drehbank. Der Gebrauch von Meißel, Feile und Bohrer wird übergegangen; dergleichen Betrachtungen, meint der Vf., gehören in das Vorstudium der Technologie. Warum dagegen das *Hauen der Feilen* an dieser Stelle erwähnt ist, begreifen wir nicht. Die zu diesem Abschnitte gehörige dritte Tafel zeigt v. Reichenbach's Drehbank in einer detaillirten und sauberen Zeichnung, jedoch ohne die Vorrichtung, die den Support mit einer der Umdrehung der Spindel proportionirten Geschwindigkeit längs dem zu drehenden Gegenstande fortbewegt. Der folgende Abschnitt (S. 225 bis 244) beschäftigt sich mit den letzten Operationen, denen die zugerichteten Metallarbeiten unterworfen werden, mit den Mitteln ihrer *äußeren Verschönerung*. Endlich der letzte Abschnitt (S. 245 — 350) geht auf einzelne Fabricationen über. Der Vf. hat die Fabrication der Nadeln, Nägel, Schrauben, Messer und Münzen ausgewählt. Schon an dieser Anordnungsweise, noch mehr an der getroffenen Auswahl ließe sich Mancherley aussetzen. Wollte der Vf. nicht bey den wesentlich verschiedenen Manipulationen stehen bleiben, sondern bis auf die einzelnen Industriezweige nach ihrer Scheidung im Leben eingehen, so hätte vor Allem die Uhrmacherkunst eine Stelle verdient, die wegen der Mannichfaltigkeit der vorkommenden sinnreichen Verfahrensarten und ihrer Wichtigkeit für des Bedürfnis des Lebens vorzüglich lehrreich und interessant ist. Die Beschreibung der Verfertigung des groben Geschützes ist ungenügend. Hier sagt der Vf. unter Anderem bey Gelegenheit der russischen Stückgießerey, die Form bestehe aus zwey Hälften, die zu einer Flasche verbunden würden. Wo diese Einrichtung angenommen ist, wird nicht gesagt; meistens so z. B. in der k. k. Stückgießerey zu Wien besteht die Form der Länge nach aus wenigstens sechs mit einander verbundenen Flaschen. Was zuletzt vom Münzwesen gesagt wird, hat noch weniger Werth; einestheils brauchte nach dem oben angegebenen Zwecke des Werkes nichts vom Münzregal und Münzfuß, Gold- und Silber-Production erwähnt zu werden; und anderentheils erfährt man

von Justirmaschinen, Durchstößen, Randirmaschinen, Hebelprägewerken und Stempeln fast nichts als den Namen.

Der zweyte Band hat die *Bearbeitung und Benutzung des Holzes* zum Gegenstande. Der Vf. beginnt im ersten Abschnitte (S. 5 — 29) mit den organischen, chemischen und physikalischen Eigenschaften des Holzes im Allgemeinen; beschreibt im zweyten (S. 30 — 65) die anwendbaren inländischen und ausländischen Holzarten einzeln; stellt im dritten (S. 66 bis 80) *Eytelwein's* Angaben über *absolute, relative und rückwirkende Festigkeit* der Holzarten zusammen, und geht im vierten Abschnitte auf die *Auswahl, Fällung und Aufbewahrung* der Nutzhölzer über (S. 66 — 113), im fünften auf ihre *Zurichtung und Bearbeitung* (S. 114 — 160). Den sechsten Abschnitt bis zum elften (S. 161 — 296) füllt die Beschreibung der *Zimmermanns-, Tischler-, Wagner- und Stellmacher-, Drechsler-, Bütticher- und Formschneider-Arbeiten*. Der zwölfte Abschnitt (S. 297 — 321) giebt eine Uebersicht der *Brennmaterialien*, die *Verkohlung* des Holzes, des *Theer-, Kienruss- und Pech-Brennens*. Zum Schlusse ist passend die Bearbeitung von *Horn, Elfenbein, Schildkrot und Bernstein* angehängt.

Weit gelungener sind die beiden folgenden Abtheilungen, insonderheit die dritte. Die Darstellung ist gründlich und vollständig; sie verfolgt den Entwicklungsgang der *Papierfabrication* von den einfachsten Manipulationen und den Anwendungen des deutlichen Gelchirres bis zu den complicirten Papiermaschinen. Der erste Abschnitt (S. 5 — 51) beschreibt die gewöhnliche einfache Methode der Papierbereitung ausführlich, der zweyte (52 — 60) die zum Betriebe einer solchen Fabrik erforderlichen Räumlichkeiten und die übliche Geschäftsordnung. Erst hierauf kommt im dritten Abschnitte (S. 61 — 81) die Beschreibung der Erzeugung des *endlosen Papiers* mittelst der Maschinen von *Bramah, Denison und Harris, Dickinson, König und Bauer, und Cowper*, deren Abbildung den Text veranschaulicht. Bisher bezog sich Alles auf die Bereitung des Papiers aus Lumpen; wie die Operationen modificirt werden, wenn Stroh, Maulbeerbaumbaft, Reisstengel, Abfälle von Hanf und Flachs, von Leder, altes Papier anstatt jener in Papierstoff verwandelt werden sollen, zeigt der vierte Abschnitt (S. 82 — 91). Die im Folgenden angeführten technischen Anwendungen des Papiers lassen sich in zwey Classen bringen; die erste (S. 92 — 118) umfaßt die Fabrication des Papiers für bestimmte Zwecke — des Elfenbeinpapiers, der Pappe, der durchbrochenen, gepreßten und bunten Papiere, der Tapeten und Spielcharten —, die zweyte handelt vom Bedrucken der Papiere mit Schrift und Zeichnung; als Anhang kann das Binden der Bücher gelten. Die *Buchdruckerkunst* (9 Abschnitt, S. 119 — 183) ist von der Herstellung der Lettern bis zum Stereotypenguß, der

einfachen Presse bis zur Schnellpresse beschrieben; ihr folgt die *Kupfer- und Stahlstechkunst*, der *Steindruck* und die *Holzschneidekunst*.

Die in der vierten Abtheilung beschriebene *Spinnerey* und *Weberey* erstreckt sich auf die Verarbeitung von Wolle, Baumwolle, Flachs und Hanf. Die Methode bey der Erzeugung von Zeugen aus diesen Stoffen ist nur in der Darstellung des Fadens und der Appretur der Gewebe wesentlich von einander abweichend; der Vf. verfolgt die Reihenfolge der Operationen für jeden der rohen Stoffe einzeln bis zum Ende, so daß sich dabey die Beschreibung des gemeinen Weberstuhles öfter wiederholt. Die genaue Beschreibung des rohen Materials, die der Betrachtung zu Grunde gelegt wird, erleichtert die Einsicht in die Nothwendigkeit der einzelnen Operationen ungemeyn, und obgleich der zusammengesetzte Mechanismus der Spinn- und Scheer-Maschinen und dgl. der kurzen Darstellung des Vfs. überlegen ist: so wird doch, auch ohne der Ausführung bis ins Einzelne zu folgen, die dem Maschinenbau jedesmal zu Grunde liegende Idee scharf und klar aufgefaßt, und in sofern ist die Darstellung in diesem Abschnitte gelungen zu nennen. Die Verarbeitung der Haare zu *Filz* ist im sechsten Abschnitte (S. 216—229) hier angereihet. Die drey letzten Abschnitte handeln in der Kürze das *Bleichen*, *Färben* und *Bedrucken* der Zeuge ab. Auch hier wiederholt sich der Vf.; denn das Bleichen und Ausfärben wollener und baumwollener Zeuge ist schon im ersten und zweyten Abschnitte besprochen worden.

Gehen wir nun zur Beantwortung der Frage über, ob der Vf. das in der Vorrede bezeichnete und so weit hinausgesteckte Ziel erreicht habe, so bemerken wir zuerst, daß im Verlaufe des Vortrages die Verfahrensart und die Natur des rohen Stoffes als Eintheilungsgrund der Technologie wenn nicht ganz vertauscht, doch mit einander sehr vermengt worden sind. Denn einige Betrachtungen, wie die von der Gewinnung der Metalle aus den Erzen, den Producten der trockenen Destillation des Holzes, dem Färben der Zeuge sind von gar keiner mechanischen Bedeutung. Obgleich ferner der Vf. eine gut gewählte Anordnung des Vortrages mit einer deutlichen und anschaulichen Darstellungsweise verbindet, so genügt er doch weder in Hinsicht auf Vollständigkeit überall den Anforderungen, die man an ein Handbuch macht, noch in Hinsicht auf Ausführlichkeit mehr als den wichtigsten praktisch vorkommenden Fragen. Auch die Abbildungen können an mechanische Detaillirung und Genauigkeit, also praktische Brauchbarkeit keinen Anspruch machen; sie geben nur die Idee der Construction einer Maschine, und die allgemeine Form ihrer Theile. Besonders die Metallfabrikationen bedurften einer weitläufigeren Ausführung; das Treiben der Metallbleche, ihre Verbindung durch Nieten vermiffen wir ganz. Um indessen dem Vf. Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, muß man zu-

geben, daß bey dem geringen Umfange und Preise des Buches die Erreichung des in der Vorrede gesetzten Zieles ganz unmöglich war. Der Vf. selbst stimmt im Texte die Anforderungen an die Leistungen seiner Darstellung sehr herunter. In seiner Weise wird das Buch für den Unterricht und das Selbststudium recht brauchbar, und denen mit dem vollsten Rechte zu empfehlen seyn, die eine richtige und klare allgemeine Uebersicht der besprochenen Gegenstände suchen, nicht einen praktisch vollständigen Unterricht. Vor der großen Masse vorhandener technologischer Werke ist ihm deswegen ein unbedingter Vorzug einzuräumen; wenn wir aber aus dieser Masse *Bernoullis Handbuch der Technologie*, Basel 1833 herausheben, so kann eine genaue Vergleichung schwerlich zum Vortheile des Vfs. ausfallen.

D. E. S.

### SCHÖNE KÜNSTE.

AARAU, b. Sauerländer: *Dramatische Jugendspiele* für das weibliche Geschlecht. Von *Rosette Niederer*, Verfasserin der „*Blicke in das Wesen der weiblichen Erziehung*“ und Vorsteherin einer Töchteranstalt in Genf. Der Erlös ist für die Bildung unbemittelter Erzieherinnen bestimmt. Erster Theil: *Frau Gretke. Wahrhaftigkeit. Jugendleben. Muttergeist und Walten.* XXIV u. 208 S. Zweyter Theil: *Der Erzieher als Arzt. Die Redetheile. Die Casus. Vater Ulrich.* XXIV u. 224 S. 12. (1 Thlr. 20 gr.)

Unter der Masse von Jugendschriften, die gleich einer Ueberschwemmung über Erzieher und zu Erziehende einstürzen, macht obiges Buch in der großen Fluth als ein brauchbares nicht verwässertes Stück sich merklich. Die kleinen Dramen haben den Vorzug, die active Fehlerhaftigkeit nicht annehmlicher zu machen, als die passive Jugendlichkeit; auch zeigt sich diese nur selten steif und fad. Die Anmerkungen zu den Spielen klingen für die Frauen zu gelehrt und für einen geläuterten Geschmack zu bombastisch, stehen auch wohl in Widerspruch mit der Lehre, der Idee, welche das vorhergehende Spiel aussprechen soll. Der gesunde Moral und mancher anderen guten Eigenschaften wegen, welche die Nummern des ersten Theiles enthalten, überfieht man jene Fehler gern, zu welchen auch Verse kommen, welche selbst die ausgedehnteste Nachsicht nicht gut nennen wird; aber der zweyte Theil schärft das Urtheil. Hier ist auch nicht ein Stück, das nicht verfehlt zu nennen wäre. Der Erzieher als Arzt betrachtet die Fehler der Kinder und erwachsenen Mädchen als Krankheiten, an sich ein lobenswerther Gedanke; allein durch die Ausführung wird er trivial, ja albern; die Redetheile und die Casus sind pedantisch, in der Anwendung des Satzes gezwungen; Vater Ulrich ist in der Sprache

schwülftig; die Tiraden über Freyheit, Völkerglück und Regierungsformen sind arge Gemeinplätze, auch in einem Buche für die weibliche Jugend nicht so recht an ihrem Platze.

Einige Schweizerprovinzialismen, zumal der Gebrauch des Zeitwortes *haben* statt *seyn*, wird uns Norddeutschen auffallen; da jedoch nur wenige unverständlich sind, wird sie die Leserin schnell selbst ändern, und nicht nach Erklärungen verlangen.

A.

BERLIN, b. Dunker u. Humblot: *Luftspiele* von Dr. Carl Toepfer. Dritter Band, enthaltend: *Die Einfalt vom Lande*. (Frey nach dem Englischen.) *Laßt mich lesen!* Original-Lustspiel. *Karl der Zwölfte*. (Frey nach dem Englischen.) *Der Pariser Taugenichts*. (Frey nach dem Französischen.) 1839. 570 S. (2 Thlr. 8 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1831 No. 34.]

Da sämtliche Stücke bühnengerecht wurden, wäre es überflüssig, vom Inhalte sprechen zu wollen, der den Theaterbesuchern sowohl, als den Lesern der Morgen- und Abend- und ähnlicher Tageblätter bekannt wurde. Rec. stellt daher nur seine individuelle Meinung für das Gelungene der Bearbeitungen auf, die ihm bey *Karl'n* und dem *Pariser Taugenichts* recht lobenswerth dünken. Letzter mochte die schwierigere Aufgabe seyn. Mit verständiger Einsicht schied der Verdentscher alles entschieden Oertliche aus, so witzig auch Beziehungen für die Pariser waren, und behielt nur das bey, was zum Zusammenhange des Stückes gehörte. Gamin ist freylich kein Taugenichts; aber ein Titelwort verlangte das Stück in der Uebersetzung doch, und Gassenbube erfüllte den Sinn noch weniger als jenes Wort.

*Whycherley's country girl* war vor länger als 30 Jahren in einer deutschen Bearbeitung nicht ungern auf der Bühne gesehen. Rec. weifs sich von diesem Landmädchen weiter nichts Abweichendes zu erinnern, als dafs die Scene nach Dresden und ins Linkische Bad gelegt war, und dafs der Titelheldin nicht wie der Einfalt vom Lande eingebildet wurde, sie sey mit ihrem Vormunde, dem Amtmann von Zwenka, verheirathet. Es ist diefs auch eine arge Unwahrscheinlichkeit, mag sie nun begangen haben, wer da will. „Laßt mich lesen!“ ruft das alte französische Nachspiel von *Daucourt, la maison de campagne*, in das Gedächtnis zurück. Der Mann, welcher seinem Landhause die Firma eines Gasthofs giebt, um überläfftige und kostspielige Besucher zu entfernen,

hat zu seinem Entschlusse einen tüchtigeren Grund, als der Lesefreund, welcher nur nicht in seiner Liebhaberey gestört seyn will. Ausserdem hat das Lustspiel keine Aehnlichkeit mit der französischen *pièce à tiroir*; den lebhaften, leichten Dialog theilt es mit den übrigen Schauspielen des Autors.

Vir.

BERLIN, b. Bade: *Berliner Theater-Almanach*, auf das Jahr 1839 herausgegeben von *Alexander Cosmar*. Vierter Jahrgang. 387 S. 16. (1 Thlr. 12 gr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1837. No 80.]

So artig, so herzlich gefühlt auch die *Brustnadel* von *Leopold Bartsch* ist, dürfte sie doch von unserer Jugend für veraltet erklärt werden; die hält ja den Befreyungskrieg für eine Thorheit und die französische Oberherrschaft beglückend für Deutschland. Anders ist es mit den *Zwillingsgeschwistern*, nach einem französischen Vaudeville, von *Alexander Cosmar*. Ganz bestimmt ist der Krieg von 1813 nicht gemeint, und die Kriegeslust ist weniger Begeisterung als jugendliche Aufwallung, die das Soldaten-Spiel der Knabenzeit vorsetzt. Soll das Stück gefallen, so muß die Schauspielerin, welche die Zwillinge zu spielen hat, nicht allein jung und hübsch; sie muß auch routinirt seyn, es verstehen die sanfte liebende Schwester, den feurigen Bruder wohl abzustufen.

*Der Stellvertreter*, Posse von *Ludwig Lenz*, will sein gespielt seyn, um nicht ins Zweydeutige zu fallen, was besonders für die Titelrolle gilt, und hat sich vor Gemeinheit, Uebertreibung und langfamer Rede zu hüten.

*Soldatentliebe*, von *Fr. Genée*, macht uns mit der Stereotypfigur der französischen Bücher, dem alten verdienten, derben, aber gutherzigen Grenadier, bekannt, so ein Rest der alten Garde. Die Liedermelodien des Liederspiels hat der deutsche Bearbeiter mit Einsicht gewählt.

*Der Stunne wider Willen*, Schwank von *Ist*, und „Alle für Eine“ und „Eine für Alle“, Posse von *Adolph Glasbrenner*, füllen ihr Plätzchen aus; bescheiden, wie sie sich zeigen, machen sie keinen anderen Anspruch, als den durch die Hauptvorstellung zu kurzen Theater-Abend auf eine fröhliche Weise zu verlängern. — Die meisten der Stücke eignen sich recht gut für Gesellschaftsbühnen.

Vir.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U N I 1 8 3 9.

## P H Y S I K.

WEIMAR, b. Voigt: *Optik, Katoptrik und Dioptrik, oder theoretisch - praktischer Unterricht über den möglichst vollkommenen Bau optischer Instrumente*, u. s. w. Ein populäres Lehrbuch von Dr. Fr. W. Barfuss, mit 41 lithographirten Tafeln. 1839. X u. 526 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Dieses Lehrbuch der Optik bildet den dritten Band des neuen Schauplatzes der Künste und Gewerbe; es soll diejenigen, die nur mit wenig mathematischen Vorkenntnissen versehen sind, in den Stand setzen, sich eine gründliche Kenntniß von dem Baue optischer Instrumente zu verschaffen, und selbstständig solche zu construiren. Die Optik wird also hier bloß als technologische Hülfswissenschaft betrachtet; die vorgetragenen Sätze sind nach dem Princip ihrer praktischen Anwendbarkeit ausgewählt. Von den großen Entdeckungen der neueren Zeit und den daran geknüpften Betrachtungen, welche die früher getrennten und scheinbar heterogenen optischen Disciplinen zu einer Theorie vereinigen, haben wir hier nichts zu suchen.

Die Eintheilung der Optik in Optik insbesondere, Katoptrik und Dioptrik, die für die hier zur Sprache kommenden theoretischen Betrachtungen ausreichte, wird §. 1 so gerechtfertigt: die Optik insbesondere ist die Lehre von den Gesetzen des Sehens, in sofern die Lichtstrahlen von den Gegenständen unmittelbar ins Auge gelangen; die Katoptrik die Lehre von den Erscheinungen, welche Spiegel darbieten; die Dioptrik erklärt die Erscheinungen, welche bey dem Durchgange der Lichtstrahlen durch durchsichtige Mittel Statt finden. Solche fehlerhafte Erklärungen sollten am meisten in einem populären Werke vermieden seyn, dessen Hauptzweck Leichtverständlichkeit ist. Denn wie kann überhaupt etwas verständlich seyn, wenn ihm nicht richtige Begriffe zu Grunde liegen? — „Man stellt sich“, sagt der Vf. §. 2 „das Licht vor als eine feine, elastische Materie, welche sich strahlend, d. h. von einem Punkte aus nach allen Seiten geradlinig fortbewegt.“ Man, d. h. der Vf., spricht also hier der Undulationstheorie sogar die Existenz ab. Füglich hätte alle Hypothese von der Hand gewiesen werden sollen. — Der Text ist in Kapitel getheilt, von denen das erste und zweyte (S. 1—53) die Gesetze des geradlinigen Sehens, d. h. die Lehre vom Schenwinkel, dem Schattent, der Perspective und der perspectivischen Ana-

morphosen enthält, und der Optik insbesondere gehört. Das dritte (S. 53—92) umfaßt die Katoptrik. Unter mancherley optischem Spielzeug finden wir auch die Anamorphosen für Cylinder-, Kegel- und Pyramiden-Spiegel, dagegen ist der einfache und vielgebrauchte Winkelspiegel der Geometer weder erklärt, noch erwähnt. Die zwey folgenden Kapitel handeln von der Dioptrik (S. 92—124); das vierte von der Brechung und Farbenzerstreuung mit Angabe der Mittel sie zu messen, und der Herstellung des Achromatismus im Allgemeinen; das fünfte von der Brechung in Linsengläsern aller Art. Hierauf folgt im sechsten bis achten Kapitel (S. 124—464) die Theorie der optischen Instrumente mit vorzüglicher Benutzung von *Littrow's Dioptrik* und *Precht's praktischer Dioptrik* fleißig und sorgsam ausgearbeitet. Unter den einfachen optischen Instrumenten sind dem Zwecke des Buches gemäß die Brillen mit Recht hervorgehoben. Die Beschreibung der Teleskope ist vollständig, und berücksichtigt alle Constructionsweisen von Objectiv und Ocular; die vielen Beispiele, *Huyghens* und *Mayer's* Tabellen über die Vergrößerung, die man bey gegebener Brennweite des Objectives erreichen kann, die Tabellen von *Herschel* und *Littrow* für die Construction der Doppelobjective erleichtern die Anwendung. Bey der Abhandlung der Spiegelteleskope giebt der Vf. einen neuen Gedanken zur Darstellung eines Glaspiegels aus 2 Linsen, bey dem keine doppelten Bilder und keine Abweichung zu befürchten sind. Indessen meint der Vf. selbst, daß wegen des bedeutenden Lichtverlustes bey sechsmaliger Brechung und einer Spiegelung die Anwendung mit geringem Vortheile verbunden seyn würde. Die Stative für Mikroskope, deren Beschreibung aus *Brewster's Treatise on the microscope* entlehnt ist, sind zu complicirt und von zu beschränktem Gebrauche. Von weit größerem Nutzen würde es gewesen seyn, wenn die Einrichtung und Aufstellung der durch Einfachheit und Brauchbarkeit für feine Beobachtungen und Messungen ausgezeichneten Instrumente, wie sie in *Pöfsl's* und *Schick's* Werkstätten gefertigt werden, hier eine genaue Beschreibung gefunden hätten.

Der theoretische Theil des vorliegenden Lehrbuches, dessen Inhalt wir bis jetzt angegeben haben, ist, wie der Vf. zu Anfang der Vorrede sagt, nichts anderes, als eine neue Auflage eines alten optischen Buches, in welchem unter dem Namen Optik, Katoptrik und Dioptrik die ganze Lehre vom Lichte begriffen wird. Von wem dieses Buch verfaßt sey, er-

fahren wir nicht. Alt muß es allerdings seyn; denn von der *Photometrie* kann nichts darin gestanden haben, da auch der Vf. von dieser praktisch gewiß wichtigen Betrachtung keine Notiz nimmt. Wegen der Wichtigkeit des Schwinkels für alle optischen Instrumente hat der Vf. seinen Anwendungen in der Lehre von der Perspective und den Anamorphosen besondere Aufmerksamkeit schenken zu müssen geglaubt. Die weitläufigere Ausführung der Perspective und der perspectivischen Anamorphosen mag so gerechtfertigt seyn. Allein die katoptrischen und dioptrischen Anamorphosen beziehen sich auf zu specielle Fälle und sind praktisch ohne Bedeutung; sie werden daher mit Recht in die physikalische Rumpelkammer verwiesen. Am vorzüglichsten ist die Dioptrik bearbeitet; die Darstellung derselben ist vollständig und so gründlich, als es bey der befolgten Methode möglich war. In Bezug auf diese letzte kann das Werk freylich keinen wissenschaftlichen Werth in Anspruch nehmen. Dafs der Vf. selbst in der Theorie gut zu Hause ist, erkennt man an der Auswahl und Discussion der aufgestellten Formeln; er giebt sich aber nie die Mühe, diese Formeln auf eine leichtere Weise abzuleiten. Die Wahrheit der Darstellung kann daher nie zur Evidenz gebracht werden, und verliert dadurch für die Anwendung sehr an Leben und Geschmeidigkeit. Vom Gebrauche trigonometrischer Functionen kann der praktische Optiker nun einmal nicht dispensirt werden; dann wäre wohl auch mit geringem Aufwande von Mathematik dem Gange der Lichtstrahlen an Spiegeln und in Linsengläsern weiter zu folgen gewesen. Indessen sucht der Vf. die fehlenden Beweise zu ersetzen, und leistet in sofern in den meisten Fällen für seinen Zweck genug, als er dem Ausdrücke der Formeln durch populäre Betrachtungen nahe kommt. Die Figuren bis Taf. XXXII sind instructiv und sauber gezeichnet; von da an werden sie zum Theil incorrect und verstoßen oft sehr augenfällig gegen die vorgetragenen Lehren von der Perspective.

Im neunten Kapitel (S. 464—517) giebt der Vf. einige Belehrung über die technischen Hülfsmittel zur Verfertigung optischer Werkzeuge. Bey der Ausarbeitung dieses praktischen Theiles hat er fremden Auctoritäten folgen müssen, da er nach seiner eigenen Aussage (Vorr. IX) in der Praxis nur soweit bewandert ist, um die Vorschriften Anderer würdigen, und denen, die die mechanischen Fertigkeiten schon mitbringen, mittheilen zu können. Wir bemerken dazu nur, dafs S. 467 die zur Darstellung des Glases angewandten Materialien mit seinen Bestandtheilen verwechselt werden.

D. E. S.

### NATURGESCHICHTE.

EISLEBEN U. LEIPZIG, b. Reichardt: *Handbuch der Naturgeschichte der drey Reiche für Schule und Haus.* In Verbindung mit Prof. J. F. Naumann, Verf. der Naturgeschichte der Vögel

Deutschland's und Mitglieder mehrerer gelehrten Gesellschaften, bearbeitet von Dr. H. Gräfe. Zweyter Band. 1838. X u. 1182 S. 8.

Rec. hat den Anfang und die Fortsetzung dieser sehr nützlichen Arbeit schon früher in dieser A. L. Z. (1836. Ebl. No. 37 u. 1837. No. 125) mit dem Lobe angezeigt, welches sie verdient; er freut sich, jetzt auch den Schluß des Werkes, welcher die Pflanzen- und Mineralien-Kunde umfaßt, mit voller Ueberzeugung von der Brauchbarkeit auch dieser Abschnitte empfehlen zu können. Dieser zweyte und letzte Band der *G — N.* sehen Naturgeschichte zerfällt in 2 Abtheilungen. Die erste derselben, welcher die Schilderung des Pflanzenreiches einverleibt ist, geht von S. 1—909. Mit Recht ist darin auf die allgemeine Pflanzenkunde (S. 5—238) eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit verwendet worden, denn gerade die allgemeine Kenntniß der Pflanzen ist es, welche sich der Lehrling in den Schulen anzueignen hat, und durch die er einen richtigen Blick in die Natur und das Leben der Pflanzen erhält. Mit einer, aus jedem §. ersichtlichen sorgfamen Benutzung der besten neueren Hülfsmittel und Forschungen finden sich hier in 4 Kapiteln die Organe, das Leben und die Eintheilungen der Pflanzen entwickelt, und es ist nichts dahin Gehöriges, was von einigem Belang seyn könnte, übersehen worden. Ueber die Grund- und äußeren Organe, über die Ernährungs-, Fortpflanzungs- und Vermehrungs-Organe, über die chemischen Bestandtheile der Pflanze, über die Aufnahme des Nahrungstoffes, über die Assimilation und Saftbewegung, über die Athmung, sowie über die Einsaugung und Ausdünstung wässeriger Stoffe, über die Absonderung, das Blühen, die Befruchtung, die Reife der Frucht und des Samens, das Keimen, das Wachsthum, den Lebenslauf und die Lebenskraft der Pflanzen, über den Schlaf der Blätter, über Farbe, Gerüche, Festigkeit und Krankheiten der Pflanzen, über Wärme, Licht und Electricität in denselben, über ihren Standort, ihr gefelliges Wachsthum, die Verbreitung gewisser Pflanzenformen, die pflanzengeographische Eintheilung der Oberfläche, die Zahl der Pflanzen, das Verhältniß der Pflanzenwelt zu den Menschen, die verschiedenen Eintheilungssysteme u. s. f. erhält der Leser genügende Aufklärung. Wir billigen es unbedingt, dafs bey der Eintheilung der Pflanzen dem natürlichen Systeme der Vorzug vor dem *Linné'schen* eingeräumt worden ist. Ohne nämlich die ausgezeichneten Verdienste *Linné's* um die Botanik herabsetzen zu wollen, die er durch sein Geschlechtersystem zu ordnen berufen war, welches sich zum bloßen Nachschlagen, sobald es hauptsächlich darauf ankommt, die einzelnen Pflanzen kennen zu lernen und zu bestimmen, noch immer als sehr nützlich bewährt, aber keinesweges ganz den Anforderungen an ein künstliches Pflanzensystem entspricht, da sein Urheber selbst häufig versucht ward, natürliche Familien in dasselbe aufzunehmen: so läßt es sich doch nicht in Abrede stellen, dafs besonders für den höhe-

ren Schulunterricht das natürliche System überwiegende Vorzüge vor jenem hat. Sehr richtig bemerkt Hr. G. S. 210: „Durch das künstliche System erfahren wir nur, wie diese oder jene Pflanze heißt, auch nebenbey ihre Gestalt und ihre Eigenschaften, ohne nur im Geringsten dadurch eine Einsicht in das Innere der Pflanze selbst und die ihr zunächst stehenden zu erhalten. Der Schüler lernt auf diese Weise vielleicht zwey Palmen kennen, ohne nur zu ahnen, in welcher näher Verwandtschaft beide stehen. Er bekömmt auf diese Weise eine Menge Einzelheiten in sein Gedächtniß, die keinen weiteren Nutzen haben, als eben jenes zu üben, ohne dem Verstande Gelegenheit zu geben, das Einzelne zu einem Allgemeinen wieder rückwärts zu verknüpfen.“ Freylich ist selbst das sogenannte natürliche System noch viel zu gekünstelt, aber die Botanik steht als Wissenschaft noch auf einer zu niedrigen Stufe, als daß ein nur einigermaßen vollkommenes System möglich wäre. Denn da uns kaum die Hälfte der Pflanzen unserer Erde und selbst diese nur oberflächlich, d. h. ihrer äußeren Form nach, bekannt ist: so kann noch mehr, als ein Jahrhundert, darüber hingehen, ehe ein allen Erfodernissen entsprechendes natürliches System geschaffen wird, das bey den Pflanzen bey Weitem größeren Schwierigkeiten, als bey den Thieren, unterliegt, weil die Natur im Thierreiche zwischen den einzelnen Gattungen sowohl, als zwischen den ganzen Familien genauere Grenzen gezogen hat, als im Gewächsreiche. Um jedoch die Leser auch mit dem Linné'schen Systeme bekannt zu machen, hat Hr. G. S. 215—224 auch dieses in seinen Grundzügen dargestellt, und als Anhang (S. 788—830) eine Uebersicht sämmtlicher in der besonderen Pflanzenkunde erwähnten Gattungen nach Linné's System gegeben; die Beschreibung der Familien, Gattungen und Arten der Pflanzen aber (S. 239—787) folgt rücksichtlich der Grundeintheilung dem Jussieu'schen Systeme, und die Familien sind nach Kunth und Lindley angenommen. Zuerst werden daher die Gefäß- oder Blütenpflanzen (*Phanerogamen*, *Vasculares*) behandelt, deren erste Abtheilung die Strahlenpflanzen (*Dicotyledones*, *Exogonae*) mit 4 Classen, die zweyte die Scheidenpflanzen (*Monocotyledones*, *Endogonae*) begreift (S. 239—733). Daran schliessen sich (S. 734—787) die Zellgewebs- oder blütenlosen Pflanzen (*Cellulares*) mit drey Ordnungen. Bey der Beschreibung der einzelnen Pflanzen ist immer auch ihr Nutzen oder Schaden deutlich erörtert, und ihre Behandlung angedeutet. Ein sehr weitläufiges Register (S. 831—909) erleichtert den Gebrauch dieser Abtheilung des Buches sehr. Die, auf 258 S. behandelte Mineralogie, in welcher sich die Vf. hauptsächlich an Schubert und Leonhard angegeschlossen haben, stimmt in ihrer Behandlung in sofern mit der Botanik überein, als auch hier die allgemeine Mineralogie (S. 5—52) der besonderen Beschreibung der Mineralien (S. 53—203) vorausgeht. In jener wird im ersten Kapitel über die Kennzeichen der Mineralien, im zweyten über Vorkommen, Nutzen und Eintheilung derselben ge-

sprochen; in dieser werden die Mineralien selbst nach Classen (Metalle; brennbare Mineralien; Erdarten oder Steine; Salze), Ordnungen, Gattungen und Arten behandelt. Dieser besonderen Beschreibung der Mineralien folgen noch 2 Anhänge: 1) die Felsarten (S. 204—243); 2) Einiges aus der Geognosie und Geologie (S. 244—258), und ein gutes Register (S. 259—272). Auch diese Abtheilung des Buches vereinigt mit der nöthigen Vollständigkeit einen verständlichen und anziehenden Vortrag, welche beiden Vorzüge dem Buche einen bleibenden Werth sichern.

D. H. E. S.

### SCHÖNE KÜNSTE.

BREMEN, b. Kayser: *Maria, Erbfräulein von Jever und Enno II Graf von Ostfriesland*. Vaterländisches Schauspiel in 5 Acten von C. A. Beinhöfer. 1833. 232 S. (1 Thlr.)

Bey unverkennbarem dramaturgischen Geschick in der Gestaltung einzelner Scenen und in der Zeichnung einiger Charaktere, gehört der Vf. doch zu den Dramatikern, welche eine dramatische Handlung nicht zur Aristotelischen *Einheit* zu bringen wissen, während doch von dieser Einheit (wir meinen nicht etwa die des *Raumes* und der *Zeit* —) alle wahrhaft dramatische Wirkung und ihre Bedeutung abhängig ist. Er versteht zu beginnen, aber nicht zu *enden*, was sich schon darin zeigt, daß die dramatische *That* seines Schauspiels in der Mitte des IVten Actes zu Ende ist. — Der historische Stoff des Schauspiels ist nicht ohne Geschick und mit patriotischer Vorliebe glücklich genug ausgewählt. Die Beraubung Marias von Jever durch Enno und eine Schaar gegen sie verschworener Feinde, die sie durch ihre Jugend, durch Boyungs Treue und durch den Schutz des Kaisers endlich besiegt, giebt zwar mehr ein äußerliches *Gerüst* zu einem Drama, als eine eigentlich dramatische Handlung her; aber auf eine Gedankentragödie war es einmal hier überhaupt nicht abgesehen, und nächstdem findet der Vf. doch Stoff und Anlaß genug, über Treue, Schutz der Unschuld, Kampf für das unterdrückte Recht stets gern gehörte Sachen zu sagen. Die höheren Anforderungen der Kunst erregen ihm freylich wenig Bedenken; der innere Sieg des Sittengesetzes, welchen die Tragödie vernünftlichen soll, liegt ihm nicht an; aber er unterhält uns durch die anziehende Entwicklung einer historischen Thatsache, deren dramatische Gestaltung ihm gelungen ist.

Der *Grundfehler* des Stückes ist, daß die Charaktere bey dem Aufzug des Vorhanges bereits fix und fertig sind; es bildet sich nichts an ihnen um; Enno ist und bleibt der gewalt- und länderfüchtige Prinz; Hero von Godenz der schwankende, Ommo v. Midoch der arglistige Verräther, der er ist; Boyung von Oldersum der etwas wortfelige Beschützer des Rechts, Maria, die hülflose Unschuld, bis an's Ende. Warum fehlen so viele junge Dramatiker wohl so

sehr in dieser — wie uns dünkt, nicht eben schwierigen dramatischen Grundforderung? Warum treten sie stets mit fertigen Charakteren auf, anstatt die Charaktere vor den Augen des Zuschauers sich umbilden zu lassen, worin doch für den Hörer und Leser der vorzüglichste Reiz des Dramas sich herausstellt? Warum? Weil es leichter ist, Erschaffenes abzubilden, als zu erschaffen, den Proceß des *Werdens* darzustellen und die äußere Erscheinung in der Seele des Hörers wieder entstehen zu lassen! Und doch ist dies die wesentliche und eigenthümliche Aufgabe des Dichters, sein eigentlicher *Beruf!*

Der Vf. weiß den tragischen Vers zu behandeln; er drückt sich würdig und gut aus, und zeigt uns in einigen Streiflichtern echt dramatische Gruppirung und einen aus bewegter Brust hervordringenden tragischen Ausdruck; z. B. in Mariens Rede im Anfange des 2ten Actes. Indes fehlt ihm doch die Energie, welche erschüttert oder hinreißt; es fehlt ihm am Bild und an Bezeichnung, am Zuflusse poetischer Empfindungen, und viele seiner Scenen spiegeln nur die gewöhnlichen matten Staatsreden ab. Ommo's Bekehrung mag historisch seyn; wie denn der Vf. überhaupt eines gewissenhaften Gebrauchs der Geschichte sich rühmt — ein Ruhm, nach dem der Dramatiker niemals zeigen sollte — dramatisch *motivirt* ist sie nicht, Fulkos Liebe zu Theda aber ist mit glücklicher Vorliebe dem Verhältniß von „Max und Thecla“ nachgebildet.

Druck und Ausstattung sind zu loben. —

v. L.

STUTTGART U. TÜBINGEN, b. Cotta: *Schauspiele von F. von Elsholz*. I Band. Enthaltend: *Die Hofdame* und „*Komm her!*“ 1830. 8. (22 gr.)

So lange noch von Zeit zu Zeit solche dramatische Arbeiten, wie der vorliegende Band sie bietet, erscheinen, dürfen wir die Hoffnung noch nicht aufgeben, dereinst noch ein ächtes deutsches Lustspiel sich ausbilden zu sehen. Ohne Zweifel gehört der Vf. zu denen, welche diese Hoffnung gegenwärtig am meisten beleben. Er läßt von Seiten des Geschmackes, des feinen und gewandten Ausdruckes, geistreicher und eleganter Erfindung und tüchtigen Charakterzeichnung wenig zu wünschen übrig, und ringt seinen Vorbildern in der Gattung des feinen Lustspiels, der Franzosen, mit sichtbarem Glück nach. Er findet sein Verdienst nicht in derben Späßen, nicht in künstlichen und unwahren Situationen, nicht in demjenigen Wortwitz, welcher besonders im Norden und Osten von Deutschland beliebt wird, sondern in feinerdachten gesellschaftlichen Verhältnissen, in der eleganten Lösung irgend eines unklaren Gemüthszustandes, in sinnigen und gefälligen Dialogen, kurz, in dem, was das höhere französische Lustspiel bisher vor dem unserigen voraus hatte. Wir müssen erwarten, ob er denjenigen Reichthum an Phantasie entwickeln wird, der zu immer neuen Erfindungen

Stoff giebt; allein schon jetzt verdient der Vf. unsere Aufmerksamkeit, als ein Lustspiieldichter, der sich einen neuen und würdigen Ton anzuschlagen bemüht, und der mit Talent und Bewußtseyn eifrig den anerkannten Mustern seiner Gattung nachstrebt. Es fehlt uns weder an Späßen, noch an Komödien voll Lachstoff, wohl aber an würdigen, heiter ernsten und künstlerischen Zeichnungen der guten Gesellschaft, und an Lustspielen, welche die Grazien nicht verschrecken.

Das große fünfactige Lustspiel: „*Die Hofdame*“, welches den ersten Band dieser Sammlung eröffnet, macht auf den höchsten Maasstab Anspruch, der der Komödie angelegt werden kann. Die Fabel ist höchst einfach und für fünf Acte kaum ausreichend. Ein Fürst und seine Braut glauben beide, um der *Pflicht* zu genügen, indem sie sich die Hand reichen, ohne Hoffnung, ihren Herzen dabey Befriedigung zu geben. Beide haben ihr Auge auf andere Gegenstände gerichtet; allein der Kunst des Grafen Adamar gelingt es, sie im Maskengewande an einander zu bringen, und ihr Vorurtheil löst sich, indem sie einen in den anderen erkennen, was Beide lieben. So wird ihr conventioneller Bund zu einem Bund der Herzen. Dieser Gegenstand wird kaum das Verdienst der Neuheit besitzen; allein die ganze Intrigue ist so zart und geschmackvoll behandelt, es kommen dabey so viele Geheimnisse des Herzens zur Sprache, die Situation verschlingt sich so anmuthig, und die Sprache ist so rein, gedankenvoll und elegant, daß wir dem ziemlich großen Gemälde mit wahrem Vergnügen in allen feinen Details folgen. Es ist ein vortreffliches Stück, klar, heiter, dichterisch und höchst geschmackvoll, fast von der Anlage einiger *Moreto'scher* Lustspiele, und so belebt und fein im Dialog, wie die besten französischen Arbeiten. Der Vers und der Reim sind mit großem Fleiß überaus glücklich gehandhabt, die Sprache ist ganz Grazie und Harmonie. Ein solches Stück erweckt die schönsten Hoffnungen, und die Zeit kann nicht fern seyn, wo auch der Bühnengeschmack sich dafür herangebildet haben wird. Die „*Hofdame*“ ist ein würdiges Seitenstück zur „*Donna Diana*“, das Musterstück für diese Gattung des Lustspiels; ja, es wäre, ohne einige etwas zu gedehnte Dialoge zwischen dem Fürsten und Adamar, die allzu episodisch erscheinen, selbst Muster und Vorbild.

Das kleine einactige Lustspiel: „*Komm her!*“ hat ein Recht zu gefallen. Es ist die zierliche Lösung einer dramatischen Aufgabe, mit einem guten Grundgedanken und in der reizendsten Sprache.

Dieses große und dieses kleine Bild geben ungefähr den Maasstab dessen, was wir von dem Vf. noch zu erwarten haben. Wir wünschen ihm Glück zu der eingeschlagenen Bahn, und hoffen ihn später auf dem Wege zum Ziele anzutreffen, das ein so reines und würdiges Streben zu erreichen verdient.

Der Druck ist lobenswerth.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U N I 1 8 3 9.

## KIRCHENGESCHICHTE.

KARLSRUHE, in d. Müller'schen Hofbuchh.: *Allgemeine Geschichte der katholischen Kirche, von dem Ende des Tridentinischen Conciliums bis auf unsere Tage.* Von D. Ernst Münch. Erste Abtheilung, enthaltend: Die Lebensbeschreibungen und Denkwürdigkeiten der berühmtesten Vorfechter für geläuterten Catholicismus. Erster Band: Frà Paolo Sarpi.

Auch unter dem Titel:

Frà-Paolo Sarpi, sein Kampf mit dem römischen Curialismus und Jesuitismus; nebst Rückblicken auf sein übriges Leben und Wirken und seinen Denkwürdigkeiten. 1838. XX u. 332 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Nach der Vorrede erhielt der berühmte Vf. dieses Werkes während der jüngst verflossenen Jahre von verschiedenen Seiten her die Aufforderung, eine allgemeine Geschichte der katholischen Kirche in grösserem Stile zu schreiben. Er fasste auch wirklich den Entschluss dazu, erkannte aber bald die grossen und zahlreichen Schwierigkeiten, die bey seiner schon anderweit allzu sehr in Anspruch genommenen Zeit mit der genügenden Lösung einer solchen Aufgabe verbunden sind, und entschied sich daher vor der Hand bloß Materialien hiezu zu liefern, womit er hier den Anfang macht. Den Denkwürdigkeiten aus dem Leben und Wirken des Servitenmönchs Frà-Paolo Sarpi sollen die Erzählungen von den Kämpfen des Palafox, Jansenius, der Utrechter, des Fenelon, Justinus Febronius, Scipio Ricci, der Emser, des Erthal, Dalberg, v. Wessenberg, Hermes u. a. folgen. Wir wünschen seinem Unternehmen den besten Fortgang und die kräftigste Unterstützung aller Fürsten und Regierungen Deutschlands, denen er, so wie der deutsch-katholischen Kirche, dieses Buch gewidmet hat. Denn der Anfang berechtigt zu den schönsten Erwartungen.

Hr. Dr. M. konnte seine Denkwürdigkeiten nicht glücklicher eröffnen, als mit der Biographie des Paul Sarpi, der auf der Rückseite einer eben so seltenen als schönen Denkmünze „*Doctor gentium*“ genannt wird. Eine mit besonnener Wahrheitsliebe und historischer Treue geschriebene Lebensgeschichte dieses Mannes ist zugleich die schönste Lobrede auf das würdige, ja edle Benehmen der Republik Venedig in ihrer schwierigen Stellung zu dem horrschfüchtigen und heftigen Papst Paul V, und muß darum

J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

in den Tagen der kirchlichen Wirren, wie wir sie durch Betrieb der röm. Curie haben entstehen sehen, und wie sie noch fort dauern, besonders verdientlich erscheinen. Aller Ruhm und Glanz einer Zeit, oder eines Landes und Volkes, geht immer nur von den grossen Männern aus, welche da auftreten: zu dieser Behauptung liefert unser Buch einen neuen Beleg oder Commentar.

Dasselbe beginnt mit der Angabe der Quellen, aus denen der Vf. seine Berichte geschöpft hat, S. XIII ff. Diese Quellen sind Sarpi's eigene Schriften und Briefe, ferner die verschiedenen Briefwechsel gleichzeitiger Gelehrten und Staatsmänner, endlich die früheren Biographien, deren älteste 1646 zu Leyden anonym erschienen ist, aber unbezweifelt dem vertrauten Freunde Sarpi's, Frà Fulgenzio Micanzio zugeschrieben werden kann. Fast hundert Jahre später beschäftigten sich zwey gelehrte Servitenmönche, Pater Giuseppe Giacinto Bergantini und Pater Buonfigliuolo Capra von Lugano mit dem Leben und den Schriften Sarpi's, und gaben 1740 fünf Bände Collectaneen heraus. Sodann erschien Bergantini's sehr anziehende Schrift: *Frà Paolo giustificato* zu Venedig 1752. An diese reiht sich der Doge Marco Foscarini mit dem Prachtwerke: *Della Letteratura Veneziana* in 8 Büchern, Padua 1752, bald darnach auch Francesco Grisellini mit den *Memorie anedote spettanti alla vita e agli studii del Frà Paolo* 1760, von welchen, was Hr. Dr. M. anzuführen vergessen hat, zu Paris ein Auszug 1811 bewerkstelligt wurde. Die Irrthümer dieser Memoiren berichtigt die zu Venedig 1785 erschienene Schrift: *Del Genio di Frà Paolo etc.* Auch Courayer's historische Einleitung in seiner französischen Uebersetzung der Geschichte des Concil's von Trident, und die boshafte Schmähchrift: *Storia arcana della vita di Frà Paolo* von Giusto Fontanini, Bischof von Ancyra, werden aufgeführt. Zuletzt wird des gefeyerten Historikers Ranke III u. IV Band seiner „Fürsten und Völker,“ und das neueste Werk über Sarpi von A. Bianchi Giovini, Zürich 1836 in 2 Octavbänden, und zwar jenes mit allem Beyfall, dieses mit gerechtem Tadel erwähnt.

Die Biographie Sarpi's selbst hat nun unser Vf. in 6 Büchern gegeben, deren Ueberschriften hier stehen müssen. Erstes Buch: Die Anfänge Frà Paolo's, seine Lebensschicksale und wissenschaftlichen Strebnisse bis zum Eintritt in den venetianischen Staatsdienst S. 1. Dieser Abschnitt ist noch ohne Ruhepunkte für den Leser, wie solche in den übr-

gen zu großer Bequemlichkeit eingeführt werden; auch finden sich mehrere Verstöße gegen den historischen Stil, welche späterhin nicht wieder vorkommen, und welche den Rec. an das Sprichwort erinnert haben: Aller Anfang ist schwer. Gleich S. 4 lesen wir: „Die Studien des S. erzeugten ein besonderes inniges Verhältniß zu seinem Lehrer, ebenfalls einem Servitenmönche.“ Das „ebenfalls“ steht aber noch ganz unmotivirt, da die Erzählung erst nachher des Eintritts Sarpis in den Orden der Serviten (1565 d. 24 Nov.) gedenkt. Rec. fügt hier noch hinzu, was der Vf. nicht angeführt hat: Dieser Lehrer, *Joh. Maria Capella*, gab dem jungen Paul Anweisung in der Logik, Letzter aber wurde bald aus dem Schüler ein Meister, wie Capella selbst gesteht, der sich von ihm übertroffen fühlte. Ebenfalls heißt es: „Im 12 Jahre entwickelte S. einen Ernst des Charakters, welcher allein es erklärt, wie er Philosophie und Mathematik, die alten classischen und orientalischen Sprachen und mehr als eine andere (?) Doctrin mit gleicher Liebe und Gründlichkeit umfassen konnte.“ Eine Spur großer Flüchtigkeit der Feder zeigt sich S. 14: „Er benutzte die ihm von seinen amtlichen Arbeiten erübrigende (!) Muse (*sic*) zur Benutzung wissenschaftlicher Sammlungen u. s. f.“ S. 19 steht: „Das Mscpt., welches noch vorhanden und vielleicht (!) unter allen seinen ungedruckten Schriften die größte Seltenheit (?) ist, führt den Titel: „„Prüfung der eigenen Fehler.““ Auch über den *Atheismus* und die *moralische Unmöglichkeit* desselben für eine unverbildete menschliche Natur, schrieb er in Plutarchischer Manier eine zweyte (?) Abhandlung, betitelt: „„Die Arznei des Gemüthes.““ Beide letztgenannte Schriften sind verloren gegangen.“ Mancher Leser wird hier in Ungewissheit bleiben, was Hr. M. in dieser Zusammenstellung unter dem Ausdrucke „beide letztgenannte Schriften“ meint. Dagegen finden sich schon in diesem ersten Buche unseres Werkes Stellen, welche uns sehr angezogen haben, und die wir glauben, unseren Lesern mittheilen zu müssen. S. 17 wird unter Anderem von der Mitgliedschaft des S. an einem gelehrten Klub, von seinen öftern Unterhaltungen mit einem klugen Kaufmann, *Secchini*, und zwey geistreichen Franzosen, *Perrot* und *Pierre Affelinée*, von seinen Ausflügen nach Padua zu *Aquapendente* u. a., ingleichen von den vielen Besuchen berühmter Reisenden, sowie von seinem häufigen Briefwechsel gesprochen, und hinzugefügt: „Wenn man das Capital von Zeit in Anschlag bringt, welches hiezu, so wie zur Pflege jener Verhältnisse, erforderlich war, so begreift man kaum, wie es dem S. möglich wurde, zu seinen Berufsgeschäften und den größeren geschichtlichen Werken noch Muse zu Forschungen und Studien u. s. w. zu finden. Nur ein so elastischer, vielseitiger, univ erseller Geist, der den Stoff rasch beherrschte und mit seinen Ideen kühn durchdrang, konnte einer solchen Last gewachsen bleiben.“ — S. 25 erzählt Hr. M., daß S. sich auf Zureden um den erledigten bischöflichen Stuhl von Bona in Dalmatien beworben, und der

Senat in Venedig seinem Abgesandten in Rom den gemessensten Auftrag erteilt hatte, vom Papste *Clemens* die Bestätigung zu erwirken. Der Papst schlug diese ab. Dazu bemerkt der Vf.: „Der Senat von Venedig verschmerzte nur mühsam diese ihm selbst zugefügte Beleidigung. Wer das menschliche Herz kennt, wird wohl gern zugeben, daß auch in Sarpis eine Bitterkeit zurückbleiben mußte, die auf seine Stimmung in der bald hernach erfolgten Krisis einigermassen eingewirkt haben konnte.“ Rec. setzt mit vollster Ueberzeugung hinzu: gewiß! gewiß! Darum eben hat der Mensch Leidenschaften, daß sie ihn zu Großem, ihm selbst sonst fremd Gebliebenen, aufregen oder anspornen. Man kann sich einen leidenschaftlosen *Luther* z. B. gar nicht denken. Er wäre ein sanfter *Melanchthon* geworden. Vgl. S. 180 dieses Werkes.

Zweytes Buch: *Frà Paolo als Consultor und Staatsrath der Republik Venedig in ihren Wirren mit Rom, als Reformator und Publicist* S. 27. Es zerfällt in 3 Abtheilungen, die wir vorhin Ruhepunkte nannten, und alle drey sind eben so inhaltsreich, als sie gut geschrieben sind. Hier zeigt es sich abermals, daß der würdige Gegenstand auch den Erzähler erhebe und beredter mache. Trefflich sind die ersten Veranlassungen des Streits zwischen Rom und Venedig S. 29—39 angegeben; höchst anziehend wird das Verhältniß Papsts *Paul V* zur Republik Venedig bis zum Bann-Breve 1606 dargestellt. Wir machen unsere Leser nur auf Einiges aufmerksam, welches auch auf unsere Zeit Anwendung findet, oder für sie lehrreich ist. S. 40 heißt es vom Papste *Paul V*: „Einer seiner Lieblingsgedanken war die Errichtung einer Congregation in Rom, welche sich mit nichts Anderem beschäftigen sollte, als mit Aufindung von Mitteln zur Erhaltung und Vergrößerung des heil. Stuhls. Was nur an Urkunden, Schriften und Materialien anderer Art für diesen Zweck dienlich war, liefs er herbeyschaffen; und erschien ihm sein eigenes Leben zu kurz, um die große Aufgabe genügend zu lösen, so hinterliefs er doch nach seiner eigenen Ansicht seinen Nachfolgern das *Kriegsgeräthe, um den Kampf für die Demüthigung der Staatsgewalt fortzusetzen und zum endlichen Ziele zu führen.*“ Dieses Kriegsgeräthe haben wir gebrauchen gesehen, und sehen es noch. — S. 41. „Ein Astrolog hatte unter *P. Clemens VIII* die Todesstunde von drey Päpsten, unter denen *Paul* selbst der dritte war, fest bestimmt; und als jetzt plötzlich ein allgemeines Gerücht in Rom ein wunderthätiges Muttergottesbild Blut schwitzen liefs, ergriff ihn eine unendliche Angst vor dem Tode. Er aß und trank fast nichts oder nur mit äußerster Vorsicht Zubereitetes; Bittschriften, die ihm überreicht wurden, liefs er zu Boden fallen, aus Furcht, sie möchten vergiftet seyn.“ Ein neuer Beweis, daß Despotismus immer mit Aberglaube und Furcht gepaart ist. — Mit noch größerem Interesse werden unsere Zeitgenossen S. 45 f. die Gefangennahme eines Kanonikus, *Saraceno*, und S. 50 des Abbate von *Nervesa, Falde-*

*marino*, durch den Senat Venedigs, und des Papstes Zorn darüber lesen. Letzter erließ bekanntlich sein Bannbreve. Dieses unkluge Benehmen gab dem Senat die rechte Energie. „Um den üblen Wirkungen des Breve auf die große Masse der Staatsbürger und Unterthanen zuvorzukommen,“ — heißt es S. 75 — „verbot der Senat unter strenger Ahndung (unter Drohung str. A.) allen Prälaten und Priestern die Bekanntmachung und Verbreitung desselben, ja selbst den schriftlichen Verkehr darüber. Die Strafe des Hochverraths sollte jedes Individuum treffen, bey welchem ein Exemplar dieses Breve gefunden würde. Sämmtliche Exemplare, so viel deren ins Venetianische gekommen, wurden alsbald überbracht, und das Volk selbst gab sich Mühe, päpstliche Emissäre, die es versuchten, ein Exemplar anzuschlagen, festzunehmen und den Gerichten zu überantworten.“ Als der Senat beschlossen hatte, die Jesuiten, die hiebey besonders thätig waren, auf schimpfliche Weise selbst zur Auswanderung zu nöthigen, und diese sich vergeblich an die Weiber, deren Beichtväter und Gewissensräthe sie waren, gewendet hatten, schiffen sie sich endlich im Angesicht einer unermesslichen Volksmenge ein. „Das Volk, statt sein Bedauern ihnen zuzuwenden, und gegen seine Obrigkeit, die sie vertrieb, sich zu erheben, sandte ihnen im venetianischen Dialekte Spott nach, und hieß sie zum Teufel gehen.“ S. 83.

Drittes Buch: *Die Republik und Paolo Sarpi während des Interdictes und nach Vertreibung der Jesuiten, bis zur Excommunication Sarpi's* S. 87. Die Stimmung und Stellung der fremden Höfe in dem Streite zwischen Venedig und Rom; Sarpi und die Publicistik wider Rom; fortgesetzte Umtriebe der Jesuiten; Anstrengungen der Diplomatie zur Ausgleichung des Streites und kriegerische Zurüstungen; die französische Vermittlung und endlicher Vergleich zwischen Venedig und Rom sind der Inhalt dieses Buches, welcher abermals in 3 Abtheilungen gegeben wird. Alles ist gleich anziehend, genau und lichtvoll dargestellt, ungeachtet der Stoff schwer zu bewältigen war. Doch haben wir auch hier einige kleine Flecken weggewünscht, z. B. S. 111, wo es heißt: „Zu gleicher Zeit, *dass* die gelehrten Mönche in Venedig selbst das Geisteschwert wider Rom erhoben, traten auch gelehrte Männer in anderen Ländern in die Schranken.“ S. 107 wird *Joh. Gerson* der Nestor der Concilien genannt. Uebrigens glauben wir folgende Stellen für unsere Leser ausheben zu müssen. S. 114. „Am Ende nahmen die Jesuiten zu dem schändlichen Kunststück ihre Zuflucht, eine Schrift zu verfassen, worin die Bevölkerung Venedigs aufgefordert ward, sich vom katholischen Glauben loszusagen, und von Vicenza aus sie überall herum zu kolportiren. Die Absicht hievon lag klar am Tage; sie wollten die Regierung mit ihren Unterthanen entzweyen, und als eine auf den Ruin der alten Landesreligion hinarbeitende von Ketzerrey durchschwängerte (?) Tyrannin hinstellen. Der Senat gab sich vergebens Mühe, den Verfasser auszumitteln. Er verweilte in Mitte seiner Ordensbrüder in völliger

Sicherheit.“ Werden wir buchstäblich dieses Kunststück nicht wiederholt sehen? — S. 120. „Paul V mochte endlich die Ueberzeugung gewonnen haben, *dass* mit jedem ferneren Tage der Dauer dieses Schisma seine Ehre nur um so mehr leide; auch gingen vielen seiner bisherigen Vertheidiger die Augen auf, während das große Publicum in seinen Urtheilen immer kecker wurde.“ — S. 121. „Der französische Gesandte *du Fresne* fand (in Betreff der Religiosen, die wegen des Interdicts abgereist waren) die Erklärung der Republik, über ihre Rückkehr erst nach aufgehobenem Bann Unterhandlungen mit dem heil. Vater Statt finden zu lassen, so billig als nothwendig, und so sehr im monarchischen Interesse, welches durch jene Menschen so schnöde verrathen worden, *dass* er selbst, hätte er über sie Gewalt, sie würde *decimiren* lassen.“ — S. 131. „Einen Augenblick ward die öffentliche Freude (in Venedig über den Vergleich mit Rom) durch das ausgesprengte Gerücht gestört, *dass* der Kardinal *Joyeuse* dem Doge die Lossprache (vom Banne) ertheilt habe. *Die ganze Bevölkerung, welche die Ehre genießsen wollte, das Interdict auch nicht eine Stunde beachtet zu haben, ward dadurch aufgeregt.*“

Viertes Buch: *Frà Paolo's öffentliche und literarische Wirksamkeit, von dem Vergleiche zwischen der Republik und dem Papste bis zu den Mordversuchen wider ihn.* S. 133. Seine Stellung zu beiden Gewalten nach dem Vergleiche; seine weitern publicistischen Strebnisse für das *Jus circa sacra* der Regierungen; seine Freunde und gelehrten Verbindungen im Auslande; seine Ansichten über die Clauseln der Monitorien, über die Nachmahlbulle, die römischen Neuerungen, Staatsgeheimnisse, Maximen und Regeln; das erste Mordattentat wider ihn; und seine Schriften für die Republik von dem Mordanfall 1607 bis zu dem Mordversuche 1609 werden hier mit der nöthigen Ausführlichkeit behandelt. Sehr dankenswerth erscheint dem Leser, was Hr. M. S. 139 f. aus *Melange critique de littérature, recueillie des conversations de feu Mr. Ancillon* über den Wärmegrad der katholischen Orthodoxie *Sarpi's* anführt. Nur finden wir es wunderlich, *dass* dieses in einer Note geschieht, ungeachtet der Vf. sich im Texte darauf beruft. Wir verfehlen nicht, auch hier Winke für unsere Zeit zu geben. S. 148 heißt es: *Sarpi* wies die groben Irrthümer nach, welche die Organe der Jesuiten, insbesondere aber einige Cardinäle (*Bellarmin* und *Barronius* (?)) behaupteten und vertheidigten. Darunter befinden sich folgende: Ein Interdict werde zu dem Ende erlassen, *dass* die Unterthanen sich empören sollen. Die Geistlichen seyen den Gesetzen und Verordnungen der Fürsten auf keinerlei Weise unterworfen, und sie können von denselben nicht einmal wegen des Verbrechens der beleidigten Majestät bestraft werden. Jeder Fürst, der ketzerische Krieger, die des Papstes Ansehen nicht anerkennen, in seinem Solde habe, begehe eine abscheuliche Sünde. Eine nicht mindere sey es, in Verträgen und in Verkehr mit Fürsten zu stehen, welche nicht zur

katholischen Gemeinschaft gehörten. — Den S. 157 ff. aufgezählten römischen Staatsgeheimnissen stellte *Sarpi* Staatsmaximen und Regeln im Interesse der Monarchie und zur Aufklärung der Fürsten über ihre Rechte und Befugnisse entgegen, welche S. 162 u. f. w. aufgeführt werden, und überaus trefflich sind. Man überzeuge sich selbst: „Nichts ist gering, sobald es Gegenstand der Oeffentlichkeit geworden. — Eingriffe in die Rechtspflege sind Stiche in das Herz des Staates; es giebt keinen, auch noch so geringen, der nicht tödtlich werden könnte. — Wer auch nicht im Herzen zu verwunden im Stande ist, der kann vielleicht doch am Fusse verwunden, und auch diese Wunde kann tödtlich seyn.“ Rec. möchte ausrufen: Hört! hört! — Viele der nützlichsten Dinge können nicht bestehen ohne einen Zusatz von Bösen. Mit Recht wird S. 181 hinzugefügt: „Noch niemals war die Theorie des Staats der Theorie der Kirche mit solcher Kühnheit, mit solcher unterschiedenen Systematik entgegen getreten, und von verschiedenen italiänischen Geschichtschreibern ist gesagt worden, daß *Sarpi* es war, der zuerst den Regierungen die Augen über den ganzen Umfang ihrer Rechte geöffnet.“ — Welch ein Glanz fällt S. 183 auf Frà Paolo: „Es war in Rom gegen den Gesandten der Republik *Contarini* der Wunsch ausgesprochen worden, daß *Sarpi*, welcher natürlich wie eine Macht betrachtet war, welche man hinreichend kennen gelernt, ein Zeichen der Achtung gegen den h. Stuhl oder dessen Vertreter gebe.“ — Was das Mordattentat betrifft; so werden bekanntlich manche Nebenumstände verschieden erklärt. Hr. M. läßt den Diener des S., den Laienbruder *Marino*, von den Mördern gebunden werden; nach Anderen ist dieser aus Schrecken davon gelaufen. Hr. M. läßt den S. sogleich bey Erhaltung des ersten Stiches ausrufen: *Agnosco stylum romanum*; andere Erzähler berichten, daß, als sein Arzt *Aquapendente* versichert hätte, ihm wäre niemals eine so schwere Verwundung vorgekommen, *Sarpi* geantwortet habe: Die ganze Welt spräche, dieselbe sey *stylo romanae curiae* geschehen. Das göttliche Strafgericht, das über die Urheber dieser That erging, wird S. 189 berichtet. Bey Gelegenheit der späteren Mordversuche hätte S. 211 noch gedacht werden sollen, daß *Sarpi* sich wegen des Vorfalles des *Intestini recti*, womit er lange Zeit geplagt war, von dem Frà Antonio alle 8 Tage verbinden liefs.

Fünftes Buch: *Von den letzten Mordversuchen wider Sarpi bis zur Beendigung der Geschichte des Conciliums von Trident* S. 217. In diesem Buche werden erwähnt: die Staatschriften wegen Vangadizza, gegen das Asylrecht und die Inquisition; die naturwissenschaftlich-astronomisch-mathematischen Studien *Sarpi's*, und seine Verbindung mit Galilei; die Stellung Venedigs nach Aussen; die erneuten Feind-

seligkeiten des Papstes; Königs Jacob I Verhältnisse mit *Sarpi*; dessen neue Staatschriften für die Republik. Seine Krankheit (Fieber) u. f. w. Hier nur Eine Stelle daraus: S. 232. „Unter der Kutte des Serviten steckte ein neuer Arnold von Brescia mit Savonarola's Feuergeist, Luthers Kraft, Macchiavelli's politischen Ideen, Mariana's historischem Talent und dem Charakter eines der unsterblichen Alten.“ Welche schöne Charakteristik! — Nur gedenken wir noch, daß S. 268 der Eingang des dritten Abschnittes in diesem Buch Erwartungen erregt, welche aber sogleich wieder durch einige minder hieher gehörige Dinge sehr vermindert werden. — Was soll S. 226 „die Weisheit der Körperleins und der Zweifler“ heißen?

Sechstes Buch: *Vom Erscheinen der Geschichte des Conciliums von Trident bis zu Sarpi's Tod* S. 283. Ueber das Aeußere dieses Werkes, den Druck desselben, wird weitläufig, über die Zeit, in welcher *Sarpi* es geschrieben, die Quellen, daraus er geschöpft, die Vorgänger, die er benutzt, die Theilnahme, die es gefunden, die Einwürfe der Gegner u. f. w. auf ein Paar Blättern gesprochen, und S. 299 hinzugefügt: „Eine Kritik der Quellen selbst und der Art und Weise ihrer Benutzung sollte nun folgen, so wie die Schilderung der Vorzüge und der Fehler des berühmten Geschichtswerkes u. f. w.; aber wir behalten dies einer eigenen Abhandlung vor, die als Beylage unserer Arbeit über *Sarpi* angefügt werden wird.“ Diese Beylage aber fehlt. — Von S. 304 an werden die letzten Anstrengungen und Schicksale *Sarpi's* bis zu seinem Tode berichtet, und S. 324 ff. eine Charakteristik dieses außerordentlichen Mannes geliefert. Der Schluss krönt das schöne Werk; er lautet also: „Von *Hugo Grotius* und *Salmafius* an bis zu *Niebuhr* und *Ranke* haben die Edelsten und Geistreichsten den Frà Paolo den Heroen der Wissenschaft und den Zierden der Menschheit zugesellt.“ Diesem fügt Rec. noch das witzige Distichon bey, welches unter einem in Kupfer gestochenen Bilde *Sarpi's* steht:

Et genio et scriptis ingentem conspice *Paulum*;  
Hic etiam *Petro* restitit in faciem.

Möge uns Hr. Dr. M. bald mit der Fortsetzung dieser seiner hochverdienstlichen Arbeit erfreuen, und noch den freundlichen Rath von uns annehmen, gleich einem guten Gesellschafter über Alles, wovon er in seinen Schriften zu sprechen anfängt, dem Leser die nöthige Auskunft, wenn auch oft nur mit den wenigsten Worten, zu geben, und ihn nirgends unbefriedigt zu lassen.

Der Druck ist gut, das Papier überaus schön.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U N I 1 8 3 9.

## H O M I L E T I K.

BRAUNSCHWEIG, b. Oehme u. Müller: *Geschichte der christlichen Homiletik, ihrer Grundsätze und der Ausübung derselben in allen Jahrhunderten der Kirche*, von C. G. H. Lenz, Doctor der Theologie und der Philosophie, Pastor zu Halchter und Linden im Herzogthum Braunschweig. Erster Theil. 1839. IV u. 427 S. 8. (2 Thlr.)

Wer sich mit diesem neuesten Buche eines in der theologischen Literatur bereits durch frühere Leistungen, namentlich seine Dogmengeschichte, vortheilhaft bekannten Verfassers näher beschäftigt, der wird nur eine recht willkommene Erscheinung darin erblicken, sollte auch, genau genommen, bey dem Vorwalten des Praktischen und Individuellen in diesen Darstellungen über das Allgemeine und Theoretische eine Umkehrung der für die Inhaltsangabe gewählten Ordnung gewählt werden können. Denn allerdings ist es nicht sowohl die Entwicklung und Fortbildung der Wissenschaft an sich und ihre mannichfaltige auf- und niederschwankende und bald diese, bald jene Farben spielende Gestaltung, was hier als Hauptfache vorliegt, als die Schilderung des Einzelnen, wie es sich, freylich im Verhältnisse zu theoretischen Normen und bewußt oder unbewußt leitenden Ideen, in der Praxis zeigt. Indessen war das Thema auch wohl, wenigstens für die erste Hauptperiode, welche, die Zeit vor der Reformation begreifend, in diesem Bande geschildert wird, nicht anders zu behandeln, weil hier noch von keiner eigentlichen Wissenschaft der geistlichen Beredsamkeit in systematischer Erschöpfung die Rede seyn, sondern nur ein lebendiges Bild wirklicher homiletischer Leistungen und nur von den wenigen, die Disciplin selbst betreffenden, aber noch auf keine Vollständigkeit Anspruch machenden Anleitungen, die größtentheils gegen das Ende des ganzen großen Zeitraumes fallen, Notiz gegeben werden konnte. Auch versteht es sich von selbst, daß eine Geschichte der Homiletik in ihren ersten Stadien, da überhaupt jeder Kunsttheorie eine lange Kunstübung vorausgeht, wenig anders seyn kann, als eine Charakteristik der Homileten, wie eine Geschichte der Dichtkunst nothwendig bis auf Aristoteles nur Skizze der Dichter selbst seyn muß. Dabey darf aber zur richtigen Würdigung des vorliegenden Werkes nicht unbemerkt gelassen werden, daß der Vf. allerdings mit gewissen-

J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

hafter Gründlichkeit den vorherrschenden Geist und die durchgreifende Form ganzer Zeitalter und Familien oder praktisch ausgebildeter Schulen der kirchlichen Redner entweder in vorausgeschickten Einleitungen oder am Schlusse hinzugefügten Rückblicken bestimmt, und treffend genug aus einander gesetzt, auch den jedesmaligen Einfluß einer prävalirenden Philosophie oder dogmatischen Richtung nebst allen den Wirkungen, die der literarische Zeitgeschmack überhaupt oder das Steigen und Sinken der Wissenschaft und Volkscultur im Allgemeinen in Beziehung auf den Kanzelvortrag herbeyführen mußte, genügend nachgewiesen hat. So ist es z. B. gut ausgeführt, wie die rein logische und dialektische Nüchternheit der scholastischen Predigtweise die Reaction der mystisch-pietistischen herbeygeführt, und aus dem Gegensatz beider sich dann erst die bessere Mitte einer mehr biblischen Kanzelberedsamkeit entwickelt habe. Auch ist es eine treffende Bemerkung, daß die Keime jener beiden einander so schroff entgegenstehenden Richtungen zusammen schon in dem großen Augustin liegen, indem seine Dialektik von dem gemüthvolleren Platonismus gefärbt war. Eben die fete Rücksicht, die der Vf. auf Classification der geistlichen Reden nach gewissen Schulen und Systemen nimmt, hat auch hin und wieder die scheinbare, aber durch die Natur der Sache gerechtfertigte Inconvenienz herbeygeführt, daß, die reale Uebersichtlichkeit zu fördern, von streng chronologischer Form abgewichen ist. Wenn übrigens auch der wissenschaftlichen Homiletik der bereits angedeuteten Dürftigkeit ihrer Bearbeitung wegen keine besondere Rubrik gewidmet werden konnte, so findet sich doch Alles, was in diesem Zweige des theoretischen Studiums Erhebliches vorliegt, entweder unter den die einzelnen praktischen Homileten betreffenden Artikeln, oder in einer zwischen Haymo und Thomas Aquinas eingeschalteten Abhandlung über die Theoretiker des 12ten und 13ten Jahrhunderts, oder endlich am Schlusse des letzten Abschnittes angegeben; so Augustin's *doctrina Christiania*, Gregor's des Großen Werk *de cura pastoralis*, Rabanus Maurus *de Clericorum institutione*, Arnulph von Licieux's Rede über den Maßstab der Predigtbeurtheilung, Alanus von Ryssel's *summa de arte praedicatoria*, Guibert's *liber, quo ordine sermo fieri debeat*, woraus sehr zweckmäsig die an den Prediger gestellte Forderung einer psychologischen Selbstbeobachtung angeführt wird; Guilielmus Alvernus (Rec. würde lieber Arvernus schreiben, da die alten Bewohner

des jetzigen Auvergne bey Tacitus *Arverni* heißen) *rhetorica divina*; *Bonaventura's Ars concionandi*; *Humbert de Romanis de eruditione concionatorum*; *Thomas von Aquinum Tractatus solennis de arte et vero modo praedicandi*; *Leonhard v. Utino's tractatus ad locos communes praedicatorum*; *Nicol. Baccianus Questions quodlibetiques sur des matieres predicables*; *Reuchlin's liber congestorum de arte praedicandi*. *Surgant manuale curatorum*, und die anonymen Werke: *Flos theologiae* und *Gesta Romanorum*. Sämtliche Schriften sind zugleich ihrem Geiste, Zwecke und Inhalte nach charakterisirt.

Was das Fachwerk seiner historischen Darstellung betrifft, so hat der Vf. das Ganze dieses ersten Theiles in zwey Hauptabschnitte zerlegt, von welchen der erste die orientalische, der zweyte die occidentalische Kirche begreift. Letzter zerfällt dann wieder in zwey Unterabtheilungen, deren erste die Zeit bis zum Ende des achten Jahrhunderts, in welcher sämtliche Homileten nur Lateinisch reden, die letzte die folgenden Jahrhunderte bis zur Kirchenreformation umfaßt, und wiederum in die zwey Abschnitte der fortwährend lateinisch und der in der Landessprache redenden Prediger aus einander geht, wobey der Vf. anzunehmen scheint, daß die nur lateinisch vorhandenen Vorträge der in diese Classe gehörenden Kanzelredner ursprünglich in der Muttersprache gehalten worden sind, eine Ansicht, der wohl aus dem Grunde nicht durchaus beygepflichtet werden kann, weil manche der aufgezählten Homileten als Klostergeistliche vermuthlich viele Predigten nur für die Mönche selbst gehalten, und sich bey der noch immer mangelhaften Ausbildung der Muttersprache auch für den öffentlichen Vortrag der lateinischen Sprache bedient haben mögen. Denn daß man selbst im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts mitten in Deutschland noch gar nichts Ungehöriges darin fand, lateinische Kanzelreden anzuhören, erhellt schon daraus, daß, wie in *Rehtmeyer's* Braunschweigischer Kirchengeschichte zu lesen ist, im Jahre 1502 der vom Papste Alexander VI nach Braunschweig zum Behufe einer Revision der Klöster gesandte Cardinal Raimundus Pairandi nicht allein im dortigen Dom, sondern selbst in mehreren Pfarrkirchen lateinisch gepredigt hat, „darin die Gemeinden eine große Ehre und Wohlthat suchten, wengleich nicht die geringste Erbauung dabey war.“

Da es nicht die Absicht des Vfs. gewesen ist, in einem bändereichen Werke eine lexikographisch vollständige Realencyklopädie der Homiletik als Repertorium der objectiven Wissenschaft, sondern nur ein ebenso lehrreiches als unterhaltendes Handbuch des Wissenswürdigsten aus diesem Zweige der Literaturgeschichte zu Gunsten praktischer Theologen zu liefern, so darf es nicht auffallen, wenn ganze Jahrhunderte, die nichts besonders Hervorstechendes und Eigenthümliches, sondern nur eine gewisse Stagnation oder gar in Compilationen und Excerpten aus früheren Heroen des Faches gemächlich ausruhende Selbstthätigkeit der Homiletik darbieten, mit jedes-

maliger Andeutung der Motive seines Stillschweigens vom Vf. übergangen werden, was auch z. B. die gepurpurten Manen Leo's des Weissen, der hier trotz seiner Homilien in *assumptionem*, *adscensionem B. M. V.* u. s. w. nicht erwähnt wird, dagegen zu erinnern haben mögen. Indessen kann Rec. für den Fall, daß der Vf. zu einer neuen Uebersetzung des Buches veranlaßt werden sollte, den Wunsch nicht unterdrücken, daß es ihm gefallen möchte, am Ende des von der orientalischen Kirche handelnden Abschnittes, in welchem allein von den griechisch redenden Predigern berichtet wird, auch einen Blick auf die arabischen Dolmetscher des göttlichen Wortes zu werfen, und wenigstens den Patriarchen von Antiochien, *Elias III*, oder gewöhnlich *Ibn Chadithi* genannt, zu erwähnen, dessen ruhmvolle Wirkksamkeit um das Jahr 1180 fällt. Von ihm befinden sich in der Universitätsbibliothek zu Leiden mehrere Homilien, Paränesen und Liturgieen im Manuscripte, in welchen eine dem berühmten Meister in poetischer Prosa, *Hariri*, mit Glück nachgebildete Sprache herrscht. Auch hat Erpinus eine Homilie von ihm auf das Geburtsfest des Herrn in die seiner arabischen Grammatik angehängte Chrestomathie aufgenommen. (Da heißt es z. B.: *Hic dies est, cujus gaudio concussa sunt latera Universi, et in omnes mortales stillarunt nubes felicitatis et charismata liberalitatis: et fissis acie ipsarum veritatum conchae promissionum resplenduit lux multiplex, quam habet margarita Vitae, in finibus verbi David. Dies est, in quo apparuit Dominus Messias ex adyto virgineo, indutus humanam naturam supra lucem naturae aeternae, et laetum sanctae spei nuncium acceperunt regiones Mundi, atque beati evasere per nativitatem corpoream filii progeniei humane etc.*)

Damit jeder Sachkundige von der Reichhaltigkeit dessen, was sich trotz der angestrebten compendiarischen Kürze des Ganzen hier zusammengestellt findet, urtheilen könne, mögen die in dem ersten Theile enthaltenen Artikel selbst folgen: I. Origines, Athanasius, Basilus, Gregorius von Nyssa, Gregorius von Nazianz, Cyrillus von Jerusalem, Eusebius von Emesa, Ephraem Syrus, Johannes Chrysostomus, Epiphanius Macarius, Proclus, Cyrillus von Alexandrien, Theodoretus, Johannes von Damascus, Theodorus Studites, David Nicetas, Photius; — II. a) Cyprianus, Zeno von Verona, Ambrosius, Augustinus, Petrus Chrysológus, Maximus von Turin, Leo der Große, Cäsarius nebst mehreren nur namentlich angeführten Geistesverwandten des 6ten Jahrhunderts, Gregorius der Große, Idefons von Toledo, Eligius von Noyon, Beda Venerabilis; b) a) Rabanus Maurus, Haymo von Halberstadt, Calixtus II, Thomas von Aquin, Jacob a Voragine, Bernhard von Clairvaux, Hugo von St. Victor, Bonaventura (gelegentlich unter anderen Rubriken mit aufgeführt: Hildebert von Tours, Raoul Ardens, Helinald), Nicolaus von Lyra, Petrus de Palude (Jordan von Magdeburg, Brigitta, Prinzessin von Schweden, St. Catharina von Siena), Vincentius Ferreri, Leonhard von

Utino, Meffreth, Bernardin von Buati, Gabriel Biel, Georg Morgenstern, Johannes de St. Geminiano, Thomas Kempen; b)  $\beta$ ) Otfried, Helfrich von York, Berthold von Regensburg, Tauler, Heinrich Sulo, Johann Wicliffe (Burkhard von Wesel in den Anmerkungen wegen seiner farkastischen Manier genannt), Johann Gerson, Hufs, Savonarola, Gabriel Barletta, Olivier Maillar, Michael Menot, Geyley von Kayfersberg. Mithin liegt hier des Stoffes genug vor, um den Kanzelredner in die Geschichte einer Kunst einzuweihen, indem er bey der treffenden Schilderung aller wesentlich hervorragenden Individualitäten, und der im Ganzen sehr zweckmäßigen und anziehenden Auswahl der bey Vielen mannichfaltig genug, selbst dreyfach und vierfach gegebenen, oft den ganzen Vortrag umfassenden Proben, die sehr klein und compres, doch aber leserlich und dem Auge gefällig abgedruckt, der erzählenden und kritischen Darstellung selbst keineswegs zu viel Raum wegnehmen, eine genaue Kenntniss aller divergirender Weisen der Predigtkunst früherer Zeiten gewinnt, und dadurch eben sowohl mit dem ewig mustergültigen und unerfchöpflichen Quellen verständiger Nachahmung Darbietenden, als mit dem durch seine outrirte Verkehrtheit Warnenden vertraut wird. Was der Vf. als einen Ausspruch *Augustin's* anführt, „*id agit verbis (orator) veritas ut pateat, ut placeat, ut moveat*“, das läßt sich auch von diesem seinem Buche sagen, aus welchem der Leser nicht allein eine klare Kenntniss von Wesen und Gestalt der alten Kanzelrede in ihrem bald rein moralischen und biblisch paränetischen, bald mit dogmatischer Spitzfindigkeit polemisirenden, bald teleologisch in frommer Naturbetrachtung argumentirenden, bald sanft und ruhig dahingleitenden, bald stürmisch eifernden und von dem Feuer der glühendsten Einbildungskraft entzündeten Charakter, nebst allen ihren Ausschweifungen zu allegorisirender Schriftdeutung, mystischem Gefühlschwelgen oder bitterer Satire und selbst plebejischem Witze, schöpfen, sondern in der mannichfaltigen, durch passende Auswahl und Gruppiren des Ganzen geförderten Belehrung die anziehendste Unterhaltung, weil somit Begeisterung sowohl als leitende Winke für die eigene Kunstübung in gleichem Mafse daraus entlehnen kann. In der Erwartung, daß ein so nützlich Werk, das natürlich auch für das Studium der Dogmatik und Dogmengeschichte, so wie für die historische Beleuchtung der Philosophie und ihrer Systeme, ja selbst für die alte Ethnographie von Interesse seyn muß, bey der verdienten Aufmerksamkeit, die es finden wird, binnen Kurzem zu einer neuen Auflage gelangen werde, erlaubt sich Rec. noch einige Bemerkungen, die er bey fleißiger Uebersarbeitung berücksichtigen zu sehen wünscht.

In der Charakterisirung der homiletischen Schriftsteller scheint ihm die Darstellung hin und wieder für ein Werk, das freylich kein erschöpfendes Repertorium, aber doch auch kein b'osses durch mündlichen Vortrag zu ergänzendes Compendium seyn soll, nicht bestimmt und für den Zweck der doch eigentlich in

ihm selbst abgeschlossenen Belehrung nicht ganz befriedigend, auch bey ihrer Kürze des Mißverständes fähige Angaben nicht ganz vermieden zu seyn. So kann es schon zu einer falschen Vorstellung führen, wenn hier der Vater des Gregorius von Nazianz „ein angesehener Heide aus der Secte der Hypsitarier“ genannt wird, da ja der Sohn selbst (*Orat.* 9) von ihm sagt: „*Πίστης ἐγένετο βλάστημα . . . ἐκ δυοῖν τοῖν ἐναντιωτάτοιν συγκεκραμένης, Ἑλληνικῆς τε πλάνης, καὶ νομικῆς τερατείας. ὧν ἀμφοτέρων τὰ μέρη φύρων, ἐκ μερῶν συνετέθη κ. τ. λ.*“, woraus offenbar hervorgeht, daß „*αἰρεσις ὡς φασι, τῶν τὸν ὑψιστον σεβομένων*“, wie sie Hesy chius nennt, nichts Heidnisches, sondern eine zwischen Heidenthum und Judenthum in der Mitte stehende Religionsphilosophie war, die dem letzten mit eben so wenig und eben so vielem Rechte, wie dem ersten beygezählt werden konnte. — In dem den Ambrosius betreffenden Artikel durfte auch nicht wohl gesagt werden, daß dieser Heros der Kirche bey seiner Erwählung zum Bischofe von Mailand noch nicht Christ gewesen sey, da er ja allerdings längst ein *κατηχούμενος*, nur noch nicht getauft war; auch hätte bemerkt werden sollen, daß Ambrosius erst durch seine wider die *Grundsätze* des bereits verstorbenen Bischofs Auxentius geschriebenen Reden die dem Arianismus ergebene Hofpartey gegen sich aufgebracht, und namentlich den Kampf in der Kirche, wo man ihn belagert hielt, mit dem Kaiser Valentinian II und dessen Mutter Justina zu bestehen gehabt habe, damit der Unkundige nicht die früheren durch Auxentius herbegeführten Wirren unter Valentinian I damit verwechselte. Wenn es von Johannes von Damascus heißt, sein Dienstverhältniß zum Chalifen habe ihn nicht gehindert, „der christlichen Lehre treu zu bleiben, in welcher ihn ein von den Arabern gefangener Mönch aus Italien unterrichtet hatte“, so scheint es wiederum, als ob er vorher Heide oder Muhammedaner oder Israelit gewesen sey; allein er war ja von eifrig christlichen Eltern erzogen worden, die ihn eben, um ihn zum rüstigen Theologen, nicht erst zum Christen zu bilden, jenem Gefangenen, dem Kosmas, zum Unterrichte übergeben hatten. Daß sich Johannes selbst den Namen *Manzur* beylegte, mußte als ohne Erklärung gänzlich unerheblich übergangen, oder dabey hinzugefügt werden, daß dieses arabische Wort einen „*Geretteten*“, „*Erlösten*“ bedeutet, und also das Verdienstliche seines trotz aller in seiner politischen Stellung liegenden Versuchungen zum Uebertritte zur Mohammedanischen Religion unerschütterlich gebliebenen Christenglaubens bezeichnen sollte. „Daß Bernhard von Clairvaux schon unter dem Herzen der Mutter die Weihe zu seinem Berufe empfangen habe“, mußte gleichfalls, da vollends keine specielle Nachweisung über den Umstand in den Anmerkungen gegeben ist, nothwendig näher erörtert werden. Denn wem kann es einfallen, daß damit ein Traum der schwangeren Mutter von einem klangreich bellenden Hunde, den sie gebären würde, die Rede sey, welches von dem

befragten Zeichendeuter so ausgelegt wurde, als ob der Sohn, den sie gebären sollte, gegen die Heterodoxie so mächtig zu polemifiren bestimmt sey. Auch möchte die Behauptung, Bernhard habe „als Friedensflüster und Parteyverföhner die heftigsten Leidenschaften beschwichtigt“, von einem Manne kaum gerechtfertigt werden können, den ein französischer Kritiker einen wahren Nimrod, *un grand veneur devant l'Eternel* nennt, und von dem es bey Franciscus Amboesius heisst: „*Firmavit vaticinium eventus, nec enim ulli pepercit.*“ Und hat er nicht wirklich die schmähliche Mißhandlung Abälard's, die Verfolgung Gilbert's von Porrée, der so unedel wieder verstummte, den Kreuzestod Arnold's von Brescia, die Feuerhinrichtung Peter's von Bruys, durch seine steten Anklagen und seine unumschränkte Herrschaft über die Päpste Innocenz II, Eugen III, Anastasius IV u. s. w. herbeygeführt? — Da der Vf. überall in der Charakteristik der Schriftsteller das *in utramque partem* Pikanteste zusammenzustellen sucht, hätte er bey Barletta noch gerade das, worüber er gerade am heftigsten angegriffen worden ist, anführen können, nämlich seine wunderliche Partition in einer Homilie über Christum und die Samaritanerin, wo die Merkmale, an welchen diese den Juden in ihm erkannte, folgendermassen angegeben: „1) *ad habitum, quem portabar*; 2) *quia Nazaraeus, in cujus capite novacula non conscendit*; 3) *tertia ratio ad circumcisionem; nullus alius populus erat circumcisus.*“ Unrichtigkeiten im Drucke, deren zwar in dem umfangreichen Bande ziemlich viele, jedoch zum Glücke im Ganzen eben nicht den Sinn störende vorkommen, wird der Vf. wohl thun, am Ende des 2ten Theiles noch nachträglich anzugeben, und zu verbessern, besonders wenn sie Zahlen und Eigennamen oder Citate und Excerpte in fremden Sprachen betreffen. So z. B. findet sich Joh. Damasc. im 9ten (st. 8ten) Jahrhundert; Cyprian's Bischofthum a. 448 (st. 248); Chrysostras (st. Chrysaoras, wie die Centur. Magdeburg nach Paulus Diakonus, oder Chrysostras, wie v. Ammon in seiner Geschichte der praktischen Theologie), Thomas von Kempis (st. Kempen, wie auch mehrmals gesetzt ist); S. 203 aus Ildefons von

Toledo: „*Immensa pietas et, supra quam fieri possit, praedicanda majestas viscera puellae aulae (aura?) sancti spiritus replebant, innupta (m) virginis vulva (m) Verbi semine crescente tegebant.*“ S. 412, „man hat geglaubt, er habe den Inhalt dieses (st. des also betitelten) Gedichts statt eines Bibeltextes benutzt.“ (Denn erst nachher ist von dem Narrenschiffe als eines Werkes von *Sebastian Brandt* die Rede.)

Mit der gespanntesten Erwartung sieht Rec. der Erscheinung des zweyten Theiles entgegen, dessen Ausarbeitung bey der grösseren Masse des Stoffes und der reichhaltigeren Mannichfaltigkeit als classisch hervorglänzender Notabilitäten, besonders je näher sie die Gegenwart selbst berühren, um so schwieriger seyn muß, jedoch bey der Belesenheit, dem gesunden Urtheile und geklärten Geschmacke des Vfs. ohne Zweifel der Belehrung und des Genusses recht Viel darbieten, und namentlich für die Bildung jüngerer Theologen die erwünschtesten Resultate herbeyführen wird. Sollte es dabey möglich seyn, zwischen den Einzelheiten der modernen und antiken Homiletik Parallelen zu ziehen, wie der Vf. auch gegen Ende des ersten Bandes unter „Geiler von Kaisersberg“, jedoch nur in Hinsicht gewisser Aeusserlichkeiten gethan hat (wie er denn z. B. Cl. Harms wegen Wort- und Buchstaben - Ansonzen, und *Dräsecke* wegen seiner übrigen höchst geistreichen und trefflich ausgeführten Blicke durch das Jahrmarkts-Gewühl zu den Höhen des Himmels mit der von jenem gewaltigen Straßburger Prädicanten beachteten Manier vergleicht), so würde der wissenschaftliche Werth des nützlichen Werkes sowohl, als das anziehende Interesse seines Inhaltes dadurch nur gesteigert werden können. Sollte es sich bey gehörig zu Gebote stehenden Hülfquellen thun lassen, das auch, was in dem vom Vf. gegebenen *Conspectus* des zweyten Bandes fehlt, auf die homiletische Literatur der Spanier, wie der scandinavischen Nationen, Rücksicht genommen würde, so möchte dieß schon der vollständigen Ausgleichung der einzelnen Abschnitte wegen, da selbst von der homiletisch ungleich dürftigeren russischen Kirche Erwähnung geschehen soll, allerdings erwünscht seyn. *Ilr.*

## KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. Berlin, b. Dunker u. Humblot: *Wege der Tugend und des Lasters*. Zwey Erzählungen für Knaben zur Ermunterung und Warnung bearbeitet von Otto Herrmann. 1838. Mit 8 Bildertafeln von Theodor Hofmann. VI u. 192 S. 12. (1 Thlr. 8 gr.)

In beiden Erzählungen, *Fleiß und Trägheit*, und *die kleinen Händler*, wird Thätigkeit und Redlichkeit belohnt, Trägheit und Trug und Lüge bestraft, und zwar paßt die Nutzanwendung auf den Fall; auch sind die als Beyspiel aufgestellten Knaben wirklich lebende Personen, keine bloßen Abtracte.

Bey der zweyten Erzählung ist nur zu rügen, daß die Volksfitten in Neapel mit den hier beschriebenen nicht in Allem übereinstimmen dürften: es geht Alles ganz vaterländisch deutsch zu, auch darin, daß der ärmste Fischer (samt seinen Kindern schreiben kann. Geschaß es nicht, um durch den Ausbruch des Vesuv's Feuer in das Gemälde zu bringen, und des Knaben Umsichtigkeit dabey hervorzuheben, so wäre es offenbar besser gewesen, der Geschichte einen anderen Schauplatz zu eröffnen, mit welchem die Denk- und Handels-Weise der Personen des Drama übereinstimmte. F—k.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U N I 1 8 3 9.

## RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Gebr. Reichenbach: *M. Tullii Ciceronis pro Sexto Roscio Amerino oratio*. Recensuit, emendavit, scripturae varietatem, veterem scholiastam, selectas variorum annotationes suasque adjecit Dr. *Guillelmus Büchner*, superiorum ordinum in gymnasio Fridericiano Suerinensi praeceptor, magni bibliothecae Suer. praefectus. 1835. VIII u. 344 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Rec. sieht gern den Gesichtspunct des Herausgebers der vorliegenden Arbeit als einen für die Zukunft in diesem Zweige der Wissenschaften normirenden und daher diesen gegenwärtigen Versuch als den Anfang einer langen Reihe ernstlicher Bestrebungen an. Nur zu wahr ist es, daß heutzutage Ausgaben der Alten in Menge hervortreten, ohne allen anderen Zweck und Werth, als die Bekanntmachung eines zufällig erhaltenen Codex giebt; daß dann aber, um die innere Armseligkeit zu verkleiden, diesem ein über Gebühr hoher Werth zugeschrieben, ja auch wohl einmal durch selbstgemachte Conjecturen ein unverdientes Lob verschafft worden ist. Eben darum thut es vor allen Dingen Noth, zwischen dem diplomatisch gesicherten Variantenschatze sichtigend und ordnend die besten Handschrift-Familien erkennen, und so am Ende den treuesten Grundtypus des Textes herzustellen zu lassen. Ders bedürfen vor Anderen die Ciceronischen Reden alle, mit Ausnahme der wenigen, für die der gelehrte Fleiß der neuesten Zeit bereits gewissenhaft und gründlich gesorgt hat. Dazu rechnen wir in vorzüglichem Grade auch die vorliegende Arbeit, und es ist daher des Beurtheilers Pflicht, des Herausgebers Verdienst aus diesem Gesichtspuncte anzusehen und zu würdigen. Aus diesem Grunde läßt Rec. die Frage unberücksichtigt, was Hr. B. für die umfassende sachliche Erklärung des gewählten Schriftwerkes geleistet habe, wofür zwar wohl im Einzelnen manche gute Bemerkung, aber im Ganzen doch nichts recht Umfassendes beygebracht ist. Ein einzelnes Denkmal der alten Literatur im Zusammenhange des ganzen Alterthumes, bey steter Wechselwirkung mit der ganzen Umgebung, zu fassen und zu erklären, ist eine andere Aufgabe, als unser Herausg. sich gesteckt hat. Beschreiben wir zuvörderst die äußere Oekonomie des Buches: Auf die Dedication an *Spitzner* in Wittenberg, *Nitzsch* in Kiel und *Meier* in Halle und ein  
J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

kurzes Vorwort folgen zunächst die Argumenta von *P. Manutius* und einem alten Scholiasten mit Varianten und Bemerkungen, alsdann der Text der Rede selbst in schönem, den Augen wohlthuenden Drucke, mit untergedruckter Variantenangabe, ferner der Commentar des alten Scholiasten und so zuletzt von S. 135 bis zum Ende die *annotationes*. In diesen hat Hr. B. theils die besten Anmerkungen der vorzüglichsten Ausleger auszugsweise, die von *Garaton* fast sämlich, theils einen Schatz eigener sprachlicher und kritischer Erörterungen niedergelegt. Diese Letzten sind es also, die uns in dem Nachfolgenden etwas näher beschäftigen werden.

Die historischen Fragen nach der scenischen Zeit dieser Rede und den demnächstigen Vorgängen in dem Leben des Redners hat Hr. B. kurz behandelt, und, wenn ihm Rec. auch in den Resultaten beystimmt, doch nicht eben zur völligen Entscheidung gebracht. Dies mag, dem ganzen Plane der Ausgabe zufolge, hier weniger Tadel finden, zumal da diese und viele andere historisch-kritische Fragen in einer, hoffentlich bald von dem deutschen Fleiße zu erwartenden, *Vita M. T. Ciceronis* ihre endliche Erledigung finden müssen. — Gleich im Anfange der Rede schreibt Hr. B. *ego potissimum surrexerim, is qui neque aetate neque ingenio neque auctoritate sim cum his, qui jedeant, comparandus*. Rec. hätte wohl wünschen mögen, daß hier, um für alle folgenden Erscheinungen im Gebrauche der Pronomina *hic, is, ille, iste* einen sicheren Leitfaden zu bilden, eine kurze Theorie nach des Vfs. Ansicht entwickelt worden wäre; weil sonst entweder nach einem im Ganzen unverächtlichen Gefühle aus der Individualität des Zusammenhanges jedes Mal entschieden, oder auch überall der Mangel eines tüchtigen Grundes fühlbar wird. Nun aber giebt offenbar *is* einen rein objectiven, *hic* einen subjectiven Standpunct; dieses wird von dem Redenden aus bezeichnet, jenes von der Sache aus. Die relativen Bestimmungen passen nun an und für sich offenbar im Allgemeinen weit besser zu dem ersten (man darf *is* ja als das objectiv-relative bezeichnen) als zu dem Letzten. Da sie jedoch von dem Begriffe des Letzten keinesweges ausgeschlossen werden, so können wir vier Fälle zunächst unterscheiden, indem relative Nebensätze, und zwar entweder indicativische oder conjunctivische, bald zu *is*, bald zu *hic* hinzutreten. Die conjunctivischen Nebensätze gehören folglich ihrer Bedeutung nach bey *is qui* in den Gedanken-

oder Vorstellungs-Kreis der Sache, der behandelten oder angereheten Personen; bey *hic qui* in die Gedankenreihe des Sprechenden hinein. Ist der *hic*, wie an unserer Stelle, ein *ego*: kann es natürlich gut fehlen. Wäre es aber, wie Hr. B. will, *is qui* an dieser Stelle, so würde dieses Urtheil über des Redners ganze Persönlichkeit nicht im Mindesten aus seiner eigenen, sondern lediglich aus der Seele der Richter kommen, wodurch also die Bescheidenheit gar sehr vermindert würde. So sehr Rec. nun aus diesem Grunde gegen das *is* vor *qui* sich entscheidet, so sehr spricht er aus gleichem Grunde für das *his* vor *qui sedant*. Der Redner mischt dieser allerdings von den Angeredeten aus aufgefaßten Vorstellung, eben weil er ihr beystimmt, die Farbe seiner eigenen Theilnahme daran bey; eine Gewohnheit, die bey römischen Autoren, vor Allen Cicero, eben so gewöhnlich ist als die Eigenthümlichkeit, die freyen Gedanken der eigenen Seele nicht als solche, sondern in dem engen Zusammenhange der ganzen Gedankenreihe darzustellen. — §. 2. *Quid ergo? audacissimus ego ex omnibus? Minime. An tanto officiosior quam ceteri? Ne istius quidem laudis ita sim cupidus, ut aliis eam praereptam velim.* Hr. B. bemerkt zunächst, wie *quid ergo?* theils zu Uebergängen, theils zu Einwüfen diene, theils Schlüsse vermittele, die aus dem Vorigen mit Nothwendigkeit zwar folgen, die wir aber doch nicht zugeben können; wie hingegen *quid? ergo* der Verwunderungsfrage angehöre, und in diesem Falle gegen die Ansicht *Beiers* immer so zu schreiben sey. Rec. kann dieses nicht ganz zugeben, indem durch die verschiedene Interpunction doch offenbar nur im ersten Falle das Ganze, d. h. der nachfolgende Satz, im zweyten das *ergo* oder der Schluß hervorgehoben wird, was freylich bey der Verwunderung am häufigsten, aber nicht ausschliesslich, geschieht. Vielleicht wäre auch eine genaue Unterscheidung des *quid ergo* und *quid igitur*, die so oft verwechselt werden, für unsere Stelle ergiebig gewesen. Es heisst hier nämlich nicht: was sollt Ihr denn nun davon denken? (*quid igitur?*) sondern: was geht aus der Sache hervor? und das nachfolgende *minime* ist nicht eine Antwort Cicero's, sondern auf die Sache bezüglich: „das liegt keinesweges darin.“ Der folgende Satz, nach der Vulg.: *at tanta officiosior quam ceteri*, ist nicht nothwendig eine Frage, und steht mit dem Vorigen im engsten Zusammenhange, worauf schon das *tanto* hinweist. An und für sich nun, meint Rec., ist weder gegen *at*, noch gegen *aut*, noch auch gegen *an* etwas einzuwenden, und Hr. B. ist zu streng, wenn er das *at* nur in Frageätzen statuiren will, wo ein Fragepronomen noch folgt. Durch jede der drey Partikeln wird der Zusammenhang mit dem Vorigen bezeichnet; dabey liegt nun das zweyte entweder völlig in dem Kreise des ersten oder völlig ausser demselben; in diesem Falle kann es ein demselben ganz gleichgültiges oder ein direct entgegenstehendes seyn. Die zwanglos verbundene Frage, wie

die Sprache des Komikers und der täglichen Conversation sie liebt, ist *aut*; es gehört nicht in die Frage hinein, genau genommen; wir wollen nur, daß wir eine Entscheidung oder Antwort erhalten, und der Redende hat daher keine Hinneigung zu bejahender oder verneinender Erwiederung. Wählen wir dagegen *an*, so geht er zu einer ausser der ersten Frage liegenden zweyten Frage über; wozu aber hier weder das *tanto* noch das spätere *ne-quidem*, noch das wahre Begriffsverhältniß zwischen *audax* und *officiosus* paßt. *At* ist daher auch, wie immer, kein bloßes *aber*, wodurch Hr. B. es überfetzt, sondern *aber doch*, d. h. während es das Vorige im Ganzen aufhebt, läßt es einen Theil oder Punct daraus bestehen. Der *Kühnste* von allen (recht auserlesen, *ex omnibus*) ist er keinesweges; aber doch *um so viel dienstfertiger* als die anderen, d. h. daß er zu den Kühnen gerechnet werden kann; auch darauf will er nicht einmal Anspruch machen, geschweige auf ein mehr oder höher geltendes. Zu der Dienstfertigkeit gehört schon ein gewisser Muth, wie die dienstfertige Zudringlichkeit leicht zur verwegenen Frechheit wird. Da nun aber andererseits in der Dienstfertigkeit Lob enthalten ist, so geht der Redner mit den nächsten Worten unmittelbar zu dem Standpuncte seines persönlichen Urtheils über; er will sich diesen Ruhm wenigstens nicht vorzugsweise anmassen. Um diesen Uebergang zu veranschaulichen, findet Rec. das *sum* nothwendig; halten wir hingegen den objectiven Standpunct fest, so lassen wir mit dem Oxforder Codex das Verbum ganz aus. — §. 8. *Vos idoneos habitos, per quorum sententias jusque jurandum id assequantur quod antea ipsi scelere et ferro assequi consueverant?* Um diese, auch von *Matthä* gebilligte, Conjectur *Ernestis* zu schützen, bringt Hr. B. eine Unterscheidung zwischen *consuevi facere* d. h. *et feci rem et nunc facio i. e. soleo facere*, *consueveram i. e. solebam*, nur von historischen Dingen, oder von dem, was, obgleich früher geschehen, nun nicht mehr geschieht. Theils ist hiebey aller Unterschied zwischen *consuevisse* und *solere* verwischt; theils der Abstand zwischen Perfect und Plusquamperfect nicht genau genug erwogen, indem jede Gewöhnung, jedes Pflegen schon ein früheres Gethanhaben voraussetzt, folglich in Verbindung mit *antea* ein die Gegenwart ausschliessender, vergangener Zustand bezeichnet wird. Sage ich dagegen: *antea assequi consueveram*, so hat die frühere Gewöhnheit schon in der Vergangenheit aufgehört, und sie ist durch eine auch bereits vergangene Handlung unterbrochen und von dem Kreise der Gegenwart abgetrennt worden. Dabey ist wohl zu beachten, ob das *antea* mehr dem *consuevisse* oder dem Hauptverbum, das daneben steht, gehört. Im vorliegenden Falle reicht die früher gewöhnliche Weise bis an die Gegenwart oder bis in sie hinein; und die neue Erscheinung soll erst in der Zukunft eintreten; auch gehört *antea* hier mehr zu *assequi*; Rec. entscheidet sich also gegen *Ernestis*'s Vermuthung und

den ihr von Hn. B. gewährten Schutz. — §. 11. *Omnes hanc quaestionem te praetore de manifestis maleficiis quotidianoque sanguine haud remissius sperant futuram.* So schreibt Hr. B., ohne diese Anordnung selbst entschieden zu billigen, indem er vielmehr mit Auslassung des *de* den Schluss so vorschlägt: *sanguini* (oder auch mit archaischer Form *sanguine*) *haud demissius sperant futuram.* Letztes billigt Rec. durchaus nicht; vielmehr hält er die Textgestaltung bey Hn. B. für weit vorzüglicher und meint, daß man sie, etwa mit Auslassung des in vielen Handschriften fehlenden *de*, füglich beyhalten kann. Aboluter Ablativ fehlt hier ganz an der rechten Stelle; der Beysatz *manifestis* für den Gegenstand der Untersuchung würde dem in *te praetore* ausgedrückten Vertrauen fast widersprechen, eine *quaestio de sanguine* ist weder dem Begriffe noch dem Ausdrücke nach zulässig, während in den frey stehenden Ablativ-Wendungen eine hübsche Steigerung enthalten ist, die wir kaum entbehren können. Eine andere Frage wäre es, ob wir die Verbindung des Verbums *esse* mit einem Adverbium, die bey römischen Historikern (namentlich Sallust und Tacitus) oft genug vorkommt, auch auf Cicero ausdehnen dürften, bey dem wohl anderweitig kein Beyspiel dafür vorkommen möchte. In diesem Falle führt die Behandlung gegenwärtiger Stelle weiter, als an diesem Orte zulässig ist. — §. 17. *Qui antea in pugna tiro esset, quod sciam, facile ipsum magistrum etc.* So schreibt hier die verbessernde Hand unseres Herausgebers; er tilgt mit guten und alten Handschriften das *quum*, was sonst gemeinlich nach *qui* stand, ändert *scientia* mit *Steinmetz* in *quod sciam*, und giebt auch noch für *ante hanc pugnam* in einer allerdings leichten und zufälligen Emendation *antea in pugna*, wozu auch schon d. Schol. eine willkommene Gelegenheit bietet. So viel Empfehlendes alles dieses nun auch hat, so muß Rec. gegen die Aufnahme dieser Aenderungen in den Text einige Bedenklichkeiten erheben. Soll nämlich fürs Erste *quum* fehlen, so ist vor dem *qui* ein allgemeines auf das Folgende verweisendes und vorbereitendes *is* um so nöthiger, als das *ad eum lanistam* im Vorigen schon ohnehin durch seine Beziehung auf dieses *qui* Dunkelheit erregen könnte. Die Stellen, die Hr. B. aus unserer Rede §. 23 und aus der Rede *pr. Quint. 3, 12* anführt, können deshalb hier nicht beweisend seyn, weil dort das *qui* sich bey dem ersten Anblicke als ein *is qui* zeigt, hier es dagegen völlig in einem nachgetragenen Satze steht. Zweytens ist *antea in pugna* statt des allerdings zweydeutig und bitter gesprochenen *ante hanc pugnam* wenigstens matt und schleppend, indem es sich ja von selbst versteht, daß der Meister erst Lehrling gewesen ist, er mag sich nun selbst, oder durch andere gebildet haben; auch würde Rec. für die ruhige Bezeichnung der Sache nicht *pugna* erwarten, und umgekehrt das *scientia* hier so passend finden, als auch wir wohl einmal von der Willenshaft eines Banditen reden mögen. Dazu

kommt, daß im ersten Theil des Satzes nothwendig eine genaue und bestimmte Angabe erfordert wird, die in diesen Worten gar nicht enthalten ist, und durch das *quod sciam* nur noch vermehrt wird, wenn wir dieses nicht unpassender Weise ironisch fassen wollen. Auf seinem Standpuncte hätte der Herausg. nothwendig noch das schon halb angenommene *jam* in den Text recipiren sollen, da das vorausgehende *arte* diesen Gegensatz zu einer unerlässlichen Bedingung macht. — §. 33. *Quo pop. rom. nihil vidit indignius, nisi ejusdem viri mortem, quae tantum potuit, ut omnes occisus perdiderit et afflixerit; quos quia servare per compositionem volebat, ipse ab iis interentus est.* An dieser so vielfach angefochtenen Stelle hat auch unser Herausg. von Neuem Anstoß genommen, ohne darum gerade *Ernesti's* Ansicht darüber zu billigen. Das lästige, offenbar zur Verbindung der Sätze herbeygezogene *quo* vertheidigt Hr. B. gegen die gemachten Aenderungsvorschläge dadurch, daß er es, wie mehrere Ausleger, für *quam hoc factum Fimbriae* nimmt, und das spätere *nisi* nicht für eine Erklärung davon ansieht, vielmehr dies für unabhängig von jenem erklärt, so daß wir übersetzen müssen: mit Ausnahme, es sey denn, man nehme denn u. s. w. Dieser Sprachgebrauch, den wir in Bezug auf einen bloßen Pronominal-Ablativ gar sehr bezweifeln, hat keine nähere Nachweisung von Hn. B. erhalten; ferner können die That des *Fimbria* und der Tod des *Scävola* nicht gleichmäÙig unter die Eine Kategorie des *indignum* gebracht werden, während nach dem Begriffsumfange dieses Wortes darin eine schöne Bestimmung für den Tod des Mannes mit allen seinen Ursachen und Wirkungen enthalten ist. Weiter fällt die ganze Wendung mit *tantum potuit, ut* wohl Manchem mit Recht auf, da eine viel einfachere und gewöhnlichere Redeweise so nahe lag; das *occisus*, das nach einigen Pariser Handschriften *Steinmetz* aufnahm, ist nach eben vorausgegangenem, mit seinem Satze grammatisch auf das Engste verknüpftem *mortem* lästig, Rec. möchte sagen, unerträglich (der Tod bewirkte so viel, daß er ermordet oder durch seine Ermordung u. s. w.). Aber auch in den demnächst folgenden Textesworten sind keinesweges alle Schwierigkeiten von dem Herausg. gehoben worden, und würden es auch wohl durch die nicht recipirten Conjecturen nicht werden. Diese Vorschläge gehen darauf hinaus, *perculerit* für *perdiderit* zu setzen, und das nachfolgende *quos quia* in *quia quos* umzukehren. Der Vf. hat bey der letzten Aeußerung nicht bedacht, daß er im nachfolgenden dann auch aus gleichem Grunde *ab iis ipse* schreiben muß. Was das herkömmliche, sonst noch nicht bestrittene *perdiderit et afflixerit* anbelangt, so möchte es noch nicht so entschieden seyn, daß es eine falsche Klimax enthält; natürlich wird hier mit beiden Ausdrücken der politische Verlust, am wenigsten mit letzterem der moralische Schmerz, bezeichnet. Die Staatswohlfahrt kann schon dann als verloren betrachtet werden, wenn das erzielte Gute nicht verwirklicht wird:

einen solchen Verlust empfinden lassen, heist schon *perdere*, nicht bloß, wie man es gern übersetzt, ins Verderben stürzen. Die daraus folgende gedrückte, bedrängte Lage nennt man *affligi*. Umgekehrt möchte leicht das vorgeschlagene *perculerit* unpassend seyn, durch beide Wörter würde nur dasselbe bezeichnet werden, aber nicht objectiv, sondern als Gefühl davon, dessen Hervorbringung in dem einen (plötzlich und erschütternd) eine ganz andere wäre als in dem andern (langsam und beugend); diese unterscheidende Häufung würde aber weder passend noch nützlich seyn. Rec. kann also für die ganze Stelle sich noch nicht der Beforgniß erwehren, daß weder in ihrer alten, noch in ihrer theilweise verjüngten Gestalt sie vor gerechten Zweifeln geschützt bleibt. Selbst für den Anfang des nächstfolgenden §. 34 scheint der vorhergehende Satz etwas zu entfernt seyn. *Estne hoc illi dicto atque facto Fimbriae non simillimum?* Auch hier hätte Rec., wenn er gleich manches von Hr. B. Bemerkte gar sehr billigt, doch eine weitere Begründung geholt oder gewünscht. Zwar stimmt Rec. bey, daß *non* nicht mit dem zu Anfange stehenden *estne* zu verbinden ist; offenbar aber wird die Kraft des Superlativs durch das eng damit zu verknüpfende *non* geschwächt, wenn überall anders eine solche Verbindung zuzugeben ist bey den Formen des Comp. und Superl., bey denen sich so leicht die Negation ausschließlich auf den Steigerungsgrad beziehen könnte. In demselben §. heist es gleich nachher: *Illud quia in Scaevola factum est, magis indignum videtur hoc, quia fit a Chryfogono? non est ferendum.* Diese allerdings auf den ersten Anblick sich empfehlende Interpunction wäre ein Mittel, dem hergebrachten Texte durchaus keine Gewalt anzuthun; dennoch hält Rec. sie für falsch. Zunächst soll überhaupt das moralisch Unwürdige und Empörende in beiden Handlungen nicht um ein Mehr oder Minder gradweise gegen einander abgemessen werden, vielmehr ist der Redner zufrieden, wenn beides auf gleicher Stufe steht; das Schlechte wird nicht liebenswürdiger oder erträglicher dadurch, daß es noch Schlechteres giebt. Die Ausdrücke sind allerdings verschieden zu wählen, weil dort von dem Geschehenen, hier von dem zu fassenden Entschlusse die Rede ist. Auch würde der Vergleich nothwendig grammatisch anders haben ausgedrückt werden müssen: *magis indignum* darf die Comparison ja durchaus nicht lauten, wo der Comp. *indignius* so geläufig ist (vgl. §. 33) und zwey Dinge in Betreff derselben Eigenschaft verglichen, nicht das Vorhandenseyn einer Eigenschaft in einem stärkeren Maaße als das anderer

angegeben werden soll. Auch würde Rec. hier für die Richtigkeit, wie für die Deutlichkeit des sprachlichen Ausdrucks nothwendig *quam* statt des bloßen Ablativs verlangen. Selbst die Ungleichförmigkeit der Glieder in *Scaevola*, a *Chryfogono*, die ja dem Gedanken angehört, würde mit Recht anstossen, und *quia fit* hätte lieber in ein einfaches Factum verwandelt werden mögen; endlich wozu dann *videtur*, nicht *est*? Dieser Irrthum, wofür Rec. die erwähnte Ansicht dieser Stelle hält, rührt ohne Zweifel von der Weise der meisten früheren Erklärer her, den Satz als Frage zu fassen, da er ja doch offenbar ein reiner Ausagesatz ist, in welchem *videtur* und *est* einen sehr zu beachtenden Gegensatz bietet. Dort ist es nur Ansicht, Urtheil; hier kommt es auf den Entschluß und die wirkliche That an. Sonst hätte auch die Stellung der letzten Worte anders (*ferendum non est*) und der Zusammenhang mit dem folgenden Satze, der auf ein: Unerträglich! zu schwach antwortet, stärker vermittelt seyn müssen. — Beruhte die Differenz zwischen den Herausgebern an der letzten Stelle auf einer Verwechslung des *num* und *non*, wovon die Handschriften noch viele Beyspiele mehr bieten, so läßt sich dadurch wohl auch wiederum eine andere Stelle mit unserem Herausg. gegen die früheren Vorschläge vertheidigen. §. 36. *Quid igitur est? Num eodem modo de omnibus? Ideo quod prima illa res ad meum officium pertinet, duas autem reliquas vobis pop. imposuit, ego crimen oportet diluam, vos et audaciae resistere etc.* Die Anordnung dieser Stelle und das aus einer Wolfenbütteler Handschrift aufgenommene *num* findet Rec. vortrefflich, und er bezeugt dem Vf. gern seine freudige Anerkennung des wesentlichen und in der That großen Verdienstes dieser Ausgabe, da es in der Satzordnung und Interpunction besteht, obgleich Rec. eben zuvor hierin doch einmal von der Ansicht des Vfs. abweichen mußte. Hr. B. hat vollkommen Recht, wenn er die älteren Vorschläge, das *quid igitur est?* hinter den mit *pugnat* oder den mit *imposuit* endigenden Satz zu bringen, verwirft, auch die dafür beygebrachten Beyspiele, die von dem völlig verschiedenen *quid ergo est?* entlehnt sind, für unzulänglich erkennt; wobey Rec. es nur tadelt, daß er, wie vom *ergo*, so nicht auch von *igitur* die Bedeutung in Sätzen dieser Art angab. Das beygebrachte Beyspiel aus *Cic. Verr. 4, 6, 11* sichert auch die zufällige Emendation an unserer Stelle genügend.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U N I 1 8 3 9.

## RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Gebr. Reichenbach: *M. Tullii Ciceronis pro Sexto Roscio Amerino oratio*. Recensuit, emendavit, scripturae varietatem, veterem scholiastam, selectas variorum annotationes suasque adjecit Dr. *Guilelmus Büchner* u. s. w.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

§. 39. *Annos natus major quadraginta*. Rec. hebt auch diese fast berühmt gewordene Stelle hervor, um daran eine frühere Bemerkung gegen Hn. B. auszuführen, das er mit den schätzbarsten Bemerkungen seiner Ausgabe doch die Sache nicht immer ins Reine gebracht hat. Hr. B. ist selbst so wenig mit der vorliegenden LA. zufrieden, das er *annis natu* lesen würde, wenn nur Ein Codex es hätte. Rec. stimmt ihm allerdings darin bey, das das *annos natus major quadr.* weder durch den Sinn noch durch den Sprachgebrauch empfohlen ist, und das der technische Sprachgebrauch der Gesetze, in denen oft ein Adjectivum statt des Adverbiums gesetzt wurde, für unseren Fall nicht entscheidend seyn könne. Rec. findet auch wohl die andere LA. *magis* noch zu bedenken; wenigstens möchte er nicht voreilig, wie es bereits mehrfach geschehen ist, die Unstatthaftigkeit dieser Verbindungsweise behaupten (vgl. *Th. Schmidt* zu Horaz. Epist. 1, 10, 15). An unserer Stelle ist offenbar nicht allgemein von solchen die Rede, die ein bestimmtes Alter erreicht haben oder darüber hinaus sind, wie das natürlich in gesetzlichen Bestimmungen immer der Fall und zu dem Ausdrucke *major natus* also dort die beste Gelegenheit ist; vielmehr soll hier die ganz besondere Angabe von dem Sextus Roscius gemacht und nicht etwa eine Frage der Neugier nach dem Alter dieses vermeintlichen Mörders befriedigt, sondern ein wesentlicher Zug für Lage und Charakter des Angefochtenen mitgetheilt werden, weshalb Rec. die Altersbestimmung mit den folgenden Worten *vetus videlicet* u. s. w. in einen engeren Zusammenhang setzt, als gewöhnlich geschieht. Nun hält Rec. sowohl *amplius* und *plus* als auch *magis* für zulässig bey Zahlbestimmungen, jedoch mit dem Unterschiede, das letztes der Natur der Sache nach weit seltener seyn muß. Ich kann eine Zahlbezeichnung einmal als einen Umfang oder als continuistischen Zusammenhang sämtlicher Einzelnen (Einer), folglich geometrisch, fassen — da wird das überschreitende mit *amplius* gegeben; will ich dage-

J. A. L. Z. 1839. Zweyter Band.

gen die Einer ächt arithmetisch d. h. alle discret, für sich, fassen und das Hauptgewicht auf die höchste Zahl legen, so giebt das Darüber *plus* an. Dies sind rein numerische Quanta, neben denen es füglich auch noch ein qualitatives Quantum geben konnte — denn jede Zahl ist zugleich ein Maß und dies wieder ein Grad, Art und Weise (*modus!*) — und einen solchen Fall glaubt Rec. hier finden zu dürfen. Um die numerische Angabe als solche ist es dem Redner nicht zu thun, wohl aber, zumal in Verbindung mit dem Folgenden um den Charakter, der, ohne unsere ausdrückliche Bemerkung, in dem höheren oder niederen Lebensalter eines Menschen von selbst ausgeprägt liegt; darum handelt sich es hier. §. 83. *Et id erit signi, me invitum facere, quod non prosequar longius* u. s. w. Rec. fügt auch diese Stelle in gleicher Absicht bey, Hr. B. ist auch hier der Sache noch nicht genug auf den Grund gedrungen und die endliche Entscheidung ist also noch zu erwarten. Richtig wird zwar der Satz *quod non prosequar longius* als Subject, der Acc. und Inf. als Object und der vorausgehende Verbal Ausdruck als Copula bezeichnet. Allein die Schwierigkeit, das *id* hier einmal auf den nachfolgenden Satz mit *quod* hinweisen soll, und fürs Andere doch offenbar in die allernächste Beziehung zu *signi* zu setzen ist, und dem sonstigen Sprachgebrauche gemäß die allgemeine Art und Beschaffenheit desselben charakterisirt, wird durchaus nicht gehoben. Auffallend wird auch die Stellung des störend zwischen beide zusammengehörige Wörter tretenden *erit*. Dies ändert sich Alles nicht, wenn Hr. B. auch eine Verwechslung zweyer Wendungen, statt deren besserer *et id erit signum* (wie viel besser wäre es, diese durch das folgende *me* leicht gemachte Aenderung aufzunehmen!) dem Cicero die herkömmliche LA. entschlüpfte, annimmt, und somit in einer fast zu ängstlichen Gewissenhaftigkeit zeigt, das er lieber dem Redner als den Handschriften eine Mangelhaftigkeit zugestehen will, was mit der von ihm S. 261 gemachten Bemerkung fast in Widerspruch zu stehen scheint. Wenn nun zugegeben werden könnte, wie für Hn. B's. Ansicht nothwendig wäre, das das *id* hier eine doppelte Function zu verrichten hätte, so würden wir doch auch noch die fernere Wirkung des charakterisirenden (nicht des präparativen) *id*, von welchem recht eigentlich erst der Genitiv seine Kraft bekommt, vermessen, indem wir mit Recht nach dem *quod* den Conjunctiv erwarten dürften, der aber wegen des

folgenden *postulabit* nicht darin zu suchen ist. Rec. hätte sehr gewünscht, daß dem gründlichen, umsichtigen und gelehrten Herausg. der gegenwärtige *locus* zu einem größeren Excurs über diesen ganzen Sprachgebrauch, den Genitiv bey den einzelnen Pronominibus, den Unterschied vom Dativ und auch vom Nominativ in solchen Wendungen, Anlaß geworden wäre, da hier noch so manches Dunkle und Ungenügende vorgebracht zu werden pflegt. — Gleichen Wunsch muß Rec. in Ansehung des *prosequar* statt *persequar* bezeugen, dessen Vertheidigung Hr. B. durch Beybringung der mit *comitari* es vergleichenden Orellischen Bemerkung keinesweges genügend geführt hat. — §. 85. *Natura non tam propensus ad misericordiam quam implicatus ad severitatem videbatur. Ego, quamquam praestit huic quaestioni vir et contra audaciam fortissimus et ab innocentia clementissimus etc.* Hr. B. behält die Lesarten der Codd. bey und gewiß mit Recht, zumal da durch die vagen Vermuthungen verschiedener Zeiten hier noch kaum ein leidlicher Ersatz geboten worden ist. Auch faßt er die Sache dadurch schon um ein großes Stück besser und gediegener, daß er der Bedeutung der einzelnen Wörter und dadurch der Erklärung des Ganzen genau auf die Spur zu kommen sucht. Aber indem er von der falschen Ansicht über das Etymon des Wortes ausgeht: *explicare quum significet rugas remove, certe implicare rem describit contrariam*, indem er dieses ursprünglich und zu eng von der Stirne herleitet, möchte er sich wohl seinen Beweis selbst sehr erschwert haben. Er erklärt *explicare frontem* durch *rugae in fronte contractas remittere*, und findet demgemäß auch *implicare frontem* consequent; schließt aber nur zu rasch daraus weiter, daß man auch füglich *explicare* und *implicare aliquem* für *alicujus frontem*, und letztes also für *severum reddere et morosum* sagen könne. Offenbar kommt Hr. B. in der ganzen Argumentation von der Idee der Runzeln, die doch an und für sich in dem Worte ausschließlichs gar nicht liegt, nicht hinweg, und muß sich so noch weiter abquälen, *implicare aliquem* durch *rugae i. e. officia, labores, difficultates alicui movere* zu deuten, und für unsere Stelle anzunehmen, daß Cicero mit der von dem Erklärer zu Hülfe genommenen Jugendlichkeit dies im eigentlichen Sinne genommen habe, so daß ein *implicatus* ist, in *cujus fronte rugae sunt contractae*. Zur Deutlichkeit muß nun vom Redner noch *ad severitatem* hinzugefügt seyn (was ja durchaus unnöthig war, wenn *implicare* die *rugae* schon enthielt) und dies wird durch *quod attinet ad severitatem* erklärt und mit *Ammian. Marcellin. 26, 6.* belegt. Rec. weiß nicht, ob im ganzen Buche eine Darlegung dem Vf. so mißlungen ist wie diese. Der Grundbegriff ist ja doch entschieden die Falte überhaupt und nicht die Runzel insbesondere; alle *Composita* offenbaren hienach im weitesten Umfange ihre Bedeutung, in Falten bringen, aus den Falten legen,

entweder im natürlichen Sinne, oder übertragen, das Schwierige oder Dunkle oder Drängende (besonders von Geschäften und Umständen) andeutend. Der Sprachgebrauch spricht auf das Entschiedenste dafür, daß an Verstimmung, Ernst und Düsternheit des Sinnes bey diesen Wörtern am wenigsten gedacht wird, wenn auch übertragen, nicht ursprünglich, es darauf angewandt werden konnte. Hr. B. hat daher auch den Begriff der *severitas* gemißdeutet, die nicht sowohl Ernst als Strenge, mehr objectiv als subjectiv ist; jene ächte alte Römertugend, die kein Ansehen der Person kennt, die Wahrheit zur alleinigen Richtschnur nimmt, den Schein, die Schlawheit und alles läuderliche Wesen haßt (*Döderlein* Synon. u. Etym. 3, 232). Es ist nun aber klar, daß auch mit den beiden Adjectiven an unserer Stelle etwas wesentlich Verschiedenes ausgedrückt werden sollte und mußte, weil sonst *non tam ad misericordiam quam ad severitatem propensus* richtiger und natürlicher gewesen wäre; mithin ist *inclinatus* falsch. Die Aenderung *implacatus* aber paßt weder zu der Natur, vielmehr wäre sie Resultat der Erfahrung, noch zu dem *ad severitatem*, das gerade den entgegengesetzten Sinn haben würde: gegen die Strenge, und sonst nur höchst gezwungen erklärt werden kann (m. s. die Anm. b. *Möbius*). Vielmehr findet Rec. in *implicatus* und *propensus* so schöne und natürliche Gegensätze, wie das Verwickelte und Freye, das Eingehüllte und Herabhängende und als Charakterzug den schweren und den leichten Sinn. *Misericordia* und *severitas* sind aber keine *concreta* oder einzelne Acte, was der römischen Sprach- und Denk-Weise widerstreiten würde, sondern vielmehr die allgemeinen Eigenschaften der moralischen Eigenthümlichkeit, während *implicatus* und *propensus* allgemeine Züge der gesammten Naturanlage bezeichnen, aus denen sich die moralischen Grundzüge im Charakter ableiten und erklären lassen. Allerdings tritt so *implicatus* dem *difficilis* sehr nahe, jedoch mit dem Unterschiede, daß dieses aus der Stimmung hervorgeht und daher leicht tadelnswerth seyn kann, jenes aber auf einer tiefen und gründlichen Ruhe der ganzen Seele beruht, wogegen der *propensus* nur gar zu leicht leicht und oberflächlich wird. Auf Eins macht Rec. dabey noch aufmerksam, was die Tullische Sprachweise betrifft, nämlich daß hier ein gewisses Streben nach Concinnität und Gleichförmigkeit allerdings den jugendlichen Charakter des Redners kenntlich macht, der dadurch rhetorische Wirkung beabsichtigt, und so kühner wird, als man es sonst von ihm erwarten darf. Soviel möchte Rec. denn zum Schlusse auch noch kurz in Ansehung des *et contra audaciam fortissimus et ab innocentia clementissimus* hinzufügen, worauf bey der Vertheidigung des *ab* gewiß Rücksicht zu nehmen ist.

Wenn es der Raum gestattete, würde Rec. noch manchen Punct in dieser Ausgabe mehr besprechen, und so ein kräftigeres Zeugniß für die *Vorzüglichkeit* der Ausgabe an den Tag legen, als er durch

sein ausdrückliches Zeugniß dafür beweisen kann. Fügt Rec. nun noch eine Bemerkung über die lateinische Diction des Herausg. hinzu, so geschieht das nach demselben Grundsatze, daß der Beurtheiler da auf das Einzelne eingeht, wo das Ganze gut ist. Hr. B. hat einige Lieblingswendungen, die theils als solche, theils überhaupt tadelnswerth sind: *vix ac ne vix quidem* S. VII, 141, 228 u. a., *in propatulo est* S. 144, 149, 151, 164, 201 (*Webers Uebungsbuch* S. 413 oder *Krebs* Antibar. 2 Aufl. 392), *confectarium est* (sehr oft bey Hn. B., da doch gewiß Vorsicht zu gebrauchen, *Krebs* 156); *ferè* ist zu wiederholten Malen nicht richtig gebraucht S. 151, 165, 204, 254 *circumscribere* S. 255 (*Krebs* 140), *eo licentiae progredi* S. 158 (*Billroth* Schulgramm. 205), *cuique sat cognitum (notum) est* S. 153, *praeterit (fugit) me* 142, *difficultas adverbio oriunda* S. 164, *spernendae (contemnendae) difficultates* S. 201, *quovis pignore contendes* S. 204, *certissime investigare* (paßt nicht zusammen) S. 254. An anderen Stellen scheint Hr. B. fast zu ängstlich gewesen zu seyn, indem er z. B. technische Ausdrücke, wie Text, Perioden, sorgsam meidet. Die Namen *Ernestus*, *Matthiaeus* u. s. w. sollte man endlich gegen die natürlichen unveränderten fahren lassen. In der Wortstellung ist Hr. B. oft auf Kosten der Deutlichkeit zu künstlich. Dagegen ragt unter den mancherley wesentlichen Vorzügen der kleinen schön gedruckten Ausgabe auch die vortrefliche Interpunction hervor, durch die der Text des Autors wahrhaft gewonnen hat, so daß diese Ausgabe hierin wenigstens ganz und gar als Norm gelten kann.

F. L.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

NÜRNBERG, Verlag von Stein: *Predigten über auserlesene Stellen der Apostelgeschichte*, in der Hauptkirche zu Herborn gehalten von Dr. A. L. Chr. Heydenreich, herzoglich nassauischem Kirchenrathe, Director des evangelisch-theologischen Seminars und erstem Professor der Theologie daselbst [jetzt Nassauischem evangelischem Bischofe] und von dem Herausgeber *Wilhelm Otto*, herzoglich Nassauischem zweytem Professor der Theologie am evangelisch-theologischen Seminar in Herborn, Decan, Schulinspector und erstem Pfarrer daselbst [jetzt Director des evangelisch-theologischen Seminars und erstem Professor der Theologie.] Bd. 1. 1836. X u. 550 S. Bd. 2. 1836. 418 S. gr. 8. (3 Thlr. 12 gr.)

Der Herausgeber, bereits als Verfasser einiger früherer Schriften vortheilhaft bekannt, berichtet, daß er bey der großen Anzahl von Predigten, die immerfort dem Publicum vorgelegt werden, nur nach langem Zögern sich entschlossen habe, dem Wunsche von Freunden und Schülern nachzugeben, und die gegenwärtige Sammlung von Predigten dem Drucke zu

überlassen. Doch erwägend, daß der Lehrer der Homiletik an einem theologischen Seminare dem größeren Publicum gewissermaßen eine Rechenschaft darüber schuldig sey, wie er seiner vaterländischen Kirche, deren kräftige Redner er bilde, diene, gab er das Vorhaben auf, die homiletische Literatur nicht durch seine Predigten zu vermehren. Seyen zwar diese Vorträge auf die Gemeinde berechnet, welcher er das Wort Gottes verkündige, so habe er doch zugleich als Lehrer der Homiletik am theologischen Seminare den Umstand wohl zu beachten, daß seine kirchlichen Reden den Zöglingen dieser Anstalt als Beyspiele dienen sollen, an denen sie die ihnen vortragenen Grundätze der kirchlichen Bredsamkeit angewendet erblicken. Der Herausgeber hat diejenigen unter seinen Vorträgen ausgewählt, die über auserlesene Stellen der Apostelgeschichte gehalten worden sind, und zwar in den Jahren 1833 und 1834 über Texte, entworfen für die Zeit von Pfingsten bis zum Schlusse des Kirchenjahres. Doch sind einige Predigten aufgenommen worden, welche der Herausgeber schon früher über mehrere Stellen der Apostelgeschichte gehalten hatte. Hr. Bischof *Heydenreich* überließ dem Herausgeber zur Veröffentlichung diejenigen seiner Predigten, welche er als Professor jeden Monat und an den Festtagen einmal für den ersten Pfarrer zu halten hatte.

Die ganze Sammlung enthält 65 Predigten, von denen 43 auf den Herausgeber, 21 auf den Hn. Bischof *Heydenreich* und 1 auf den Hn. Vicar *Göllner* kommen. Rec. hat selten Predigten mit größerer Befriedigung als die in Frage stehenden aus den Händen gelegt. In ihnen ist der Zweck der kirchlichen Rede-Verkündigung des Wortes Gottes zur Förderung des christlichen Lebens im hohen Grade erreicht worden. Genaues Anschließen an den Text, Verkündigung und Auslegung des darin enthaltenen göttlichen Wortes und Hervorhebung dessen, was zum Verständnisse der evangelischen Lehre, zur Befestigung heiliger Ueberzeugungen, zur Erweckung und Belebung christlicher Entschliessungen und Hoffnungen, zur Warnung und zum Troste darin geboten wird, zeichnet diese Predigten in jeder Hinsicht aus. Soll durch die christliche Rede wahrhaft christliches Leben gefördert werden, so muß die Rede ein solcher Geist beleben und durchdringen, wie dies hier geschieht, so daß die christliche Lehre gleichsam in ihrer unmittelbaren Göttlichkeit zu dem Herzen des Zuhörers spricht. Wird ihr diese unmittelbare Göttlichkeit abgestreift, so zerfließt die christliche Predigt in ein bloß menschliches Gerede, das jeder Zuhörer nach Belieben modeln und gestalten kann. Daher kommt es aber auch, daß diese Predigten bey aller Einfachheit der Rede auf jedes Erbauung suchende Gemüth einen tiefen Eindruck machen. Soll Rec. noch insbesondere sein Urtheil über die Predigten der einzelnen Vff. hinzufügen, so ist es dieses, daß in Hn. *Heydenreichs* Predigten hin und wieder das eigentlich

*erbauende* Element noch etwas mehr als in denen des Hn. Otto hervortritt, was seinen Grund theils in den Texten, theils in den Veranlassungen, worauf der Redner Rücksicht zu nehmen hatte, zu haben scheint, z. B. bey der Confirmation, Communion, am Reformationsfeste.

Obgleich Rec. selbst immerfort die üblichen Perikopen mit Ausnahme des stillen Freytages, des Bußtages, des Reformationsfestes, des Todtenfestes u. s. w. seinen Kanzelvorträgen zum Grunde gelegt hat, so kann er es doch nicht für unzweckmäßig halten, zur Förderung größerer Bibelkenntnis unter den Christen besondere Abschnitte der heiligen Schrift zu christlichen Religionsvorträgen zu wählen, wozu sich die Apostelgeschichte um so mehr eignet, da die christliche Wahrheit in dem Leben der ersten Zeugen des Weltheilandes gleichsam veranschaulicht wird. Daher schlossen sich auch die von den Vff. aufgestellten Themata zum Theil unmittelbar an die in der Apostelgeschichte handelnden Personen an, und wo diese Themata einen sittlich religiösen Gegenstand geradezu ausprechen, da knüpft er sich im Verlaufe des Vortrages an das geschichtliche Moment an, so daß die praktische Beziehung auf den Zuhörer volles Leben erhält. Dabey sind die Themata, durch das historische Moment vermittelt, höchst anziehend. Zum Beweise führen wir nur einige an, z. B. Pred. 4: „*Wodurch dieser festliche Morgen eben so herrlich werde, wie der Morgen des ersten christlichen Pfingstfestes.*“ (Am 1sten Pfingsttage.) Von Heydenreich. Pred. 10: „*Die Freudigkeit des Petrus vor dem hohen Rathe.*“ Von W. Otto. Pr. 19: „*Stephanus im heiligen Dienste des Evangeliums.*“ Von Demselben. Pr. 25: „*Die Bekehrung Pauli.*“ Von Heydenreich. Pr. 37: „*Die Herrlichkeit der evangelischen Predigt.*“ (Am Pfingstfeste.) Von W. Otto. Pr. 50: „*Paulus und Silas im Gefängnisse zu Philippi, als ein Lehrbild und Trostbild für uns Alle, besonders für leidende Christen.*“ Von Heydenreich. Pr. 65: „*Paulus predigt in Rom, ein lehrreicher Gegenstand erstster Betrachtungen am Schlusse des Kirchenjahres.*“ Von W. Otto.

Was sonst noch über die *materielle* und *formelle* Seite vorstehender Predigten zu sagen ist, möge in folgenden kurzen Bemerkungen bestehen. Die *Dispositionswiese* der Vff. strebt nach logischer Bündigkeit, wenn sonst nicht strenge Logiker in Pred. 6, welche das Thema hat: „*Worin der Schmuck bestehe, der einer christlichen Gemeinde nicht fehlen darf*“, mit folgender Disposition:

„Dieser Schmuck ist 1) *ein unermüdeliches Streben nach christlicher Vollkommenheit*; 2) *ein heiliger Eifer in Erweisungen der Liebe*; 3) *ein frommer Ernst in ihrem ganzen Verhalten*, ein Coincidiren der einzelnen Theile annehmen wollen. In manchen Predigten, vorzüglich in denen von Heydenreich, z. B. Pred. 5. 9. 31, ist das Gesetz der *Symmetrie* weniger streng beobachtet, was nach des Rec. Dafürhalten ein wesentliches Erfoderniß des kunstvollen Zuschnittes einer Predigt ist, wenn nicht der italiänische Baustil auch hier gelten soll. Wenn Hr. Dr. Heydenreich in der ersten Predigt S. 3 den Paulinischen Ausspruch: *Laßt euch verführen mit Gott* (2 Korinth. 5, 20) und die Worte Petri: *So thut nun Buße, daß eure Sünden vertilget werden* (Apostelgesch. 3, 19) Jesu in den Mund legt, als habe er dies von dem Kreuze als Sterbender zu den Menschen gesagt, so kann dies leicht Mißverständnisse bey dem Zuhörer veranlassen. Die eben bereits angegebene, sonst so schöne Predigt 4, am ersten Pfingsttage vor der Confirmation 1833 gehalten, berührt den Gegenstand der Confirmation wohl etwas zu wenig, sowie Pred. 29 etwas zu historisch gehalten ist.

Die *sprachliche* Darstellung, deren sich die Vff. bedienen, läßt im Ganzen nichts zu wünschen übrig. Nur bey einzelnen Ausdrücken und Wörtern möchte Rec. Anstand nehmen, sich ihrer in christlichen Kanzelvorträgen zu bedienen, z. B. B. 1, S. 31: „*die Neige eurer Wallfahrt.*“ S. 135: „*den Kürzeren ziehen.*“ Dahin gehören ausländische Ausdrücke, z. B. B. 1, S. 256: „*Respect haben.*“ S. 341: „*Fundament haben.*“ Falsch steht B. 1, S. 189: *zerfließt* st. *zerstoben* (Particip.) B. 2, S. 131: *der Verdienst statt das*. Auch finden sich mehrere Provinzialismen, z. B. B. 1: S. 455 und sonst „*erlauen.*“ S. 425: „*sich regen und wegen.*“ S. 480 und sonst: „*es fehlt sich.*“

Außer den am Ende verzeichneten Druckfehlern hat Rec. noch manche andere gefunden, von denen er nur den B. 2, S. 127 befindlichen „*mit heidnischem*“ st. *neidischem* Herzen bemerken will. B. 2, S. 187, Pred. 51 fehlt die Angabe des Jahres „1834“, in welchem jene Predigt gehalten worden ist.

Indem Rec. die vorliegende Predigtsammlung als eine wahre Bereicherung der homiletischen Literatur betrachtet, empfiehlt er dieselbe dem dabey betheiligten Publicum zur sorgfältigsten Beachtung.

Dr. St.



# I N T E L L I G E N Z B L A T T

der

## J E N A I S C H E N

### ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

J U N I 1 8 3 9.

#### L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N.

##### I. Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

**H**r. Generalsuperintendent und Oberhofprediger *D. Röhr* in Weimar und Hr. Generalsuperintendent und Oberhofprediger *D. Nebe* in Eisenach sind zu Vicepräsidenten der großherzogl. Oberconsistorien ernannt worden.

Hr. Bildhauer Prof. *Tieck* in Berlin ist zum Vicedirector der Akademie der Künste ernannt worden.

Hr. Oekonomierath *Pabst* in Darmstadt ist an *Schulze's* Stelle zum Director der landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Eldena bey Greifswald berufen worden.

Der bisherige ordentliche Professor der alten Literatur an der Universität Breslau, Hr. Dr. *Ritzschl*, ist in gleicher Eigenschaft an die Universität Bonn versetzt worden.

Der seitherige außerordentl. Professor der Theologie zu Tübingen, Hr. *Dorner*, und der seitherige außerordentl. Professor der Theologie zu Kiel, Hr. *Mau*, sind Beide zu ordentlichen Professoren an gedachter Universität ernannt worden. An derselben hat auch Hr. Garnisonprediger Dr. *Lüdemann* eine außerordentliche Professur im Fache der praktischen Theologie, und der seitherige Professor zu Dresden, Hr. *Chalybaeus*, eine ordentliche Professur der Philosophie erhalten.

Hr. Professor *Textor* in Würzburg hat vom Könige von Preussen den rothen Adlerorden und vom Kurprinzen von Hessen das Ritterkreuz vom goldenen Löwen erhalten.

Der praktische Arzt, Operateur und Privatdocent an der Universität zu Berlin, Hr. Dr. *Isensee*, hat vom regierenden Herzoge von Braunschweig das Prädicat Hofrath erhalten.

Hr. Leibmedicus Dr. *Jahn* in Meiningen hat vom König von Preussen den rothen Adlerorden 3 Classe erhalten.

Der berühmte Chemiker *Gay-Lussac* zu Paris ist zum Pair von Frankreich ernannt worden.

Der Lector der englischen Sprache an der Universität Leipzig, Hr. Dr. *Joh. Gottfr. Flügel*, ist von der Regierung der nordamerikanischen Freystaaten zum Handelsconsul in Leipzig ernannt worden.

Der Präsident der medicochirurgischen Akademie zu Moskau, Hr. Staatsrath *Fischer von Waldheim*, ist dieses Amtes seines hohen Alters wegen, jedoch mit Belassung seines vollen Gehaltes, entbunden, und zu seinem Nachfolger der wirkliche Staatsrath Hr. Dr. *Richter* ernannt worden.

Hr. Dr. med. *Ludwig Fick* in Marburg hat eine außerordentliche Professur an daziger Universität erhalten.

Hr. Geh. Cabinetsrath Dr. *Leise* in Hannover ist zum Vicepräsidenten des Oberappellationsgerichtes in Celle ernannt worden.

Der als ökonomischer Schriftsteller bekannte Hr. *Moritz Beyer* ist zum Professor am Collegium Carolinum zu Braunschweig ernannt worden.

Hr. Oberbibliothekar Dr. *Gersdorf* in Leipzig hat vom Herzoge von Altenburg das Prädicat Hofrath erhalten.

Dem großherzogl. badischen geh. Referendar und Cabinetsdirector Hn. *Klüber* zu Carlsruhe ist bey der auf sein Ansuchen gewährten Entlassung der Titel Geheimer Rath und das Commandeurkreuz des Zähringer Löwenordens verliehen worden.

Der berühmte Dichter, Hr. Prof. *Oehlschlüger* in Kopenhagen, ist zum Etatsrath ernannt worden.

Der bisherige außerordentliche Professor an der Universität Halle, Hr. Dr. *August Friedrich Pott*, hat eine ordentliche Professur in der philosophischen Facultät dieser Universität erhalten.

Hr. Oberlehrer und Bibliothekar Dr. *Sauppe* in Zürich ist zum außerordentlichen Professor der classischen Philologie an daziger Universität ernannt worden.

Hr. Generalmusikdirector *Spontini* hat das Ritterkreuz des kön. sicilianischen Ordens Franz I. erhalten.

Die Stelle eines Regens am Clericalseminar zu Würzburg ist dem bisherigen Subregens, Hn. Priester Dr. *Stahl*, die des Subregens dem Caplan am Juliuspital, Hn. Priester Dr. *Dix*, übertragen worden.

Hr. Justizrath und Ritter *Thomsen* ist zum Director des königl. Kunstmuseums und der Bildergalerie zu Kopenhagen ernannt, und ihm in letzter Beziehung Hr. Professor *Hoyen* beygeordnet worden.

## II. Nekrolog.

Am 16 Januar starb zu London *Edmund Lodge*, Esq., Wappenkönig, Ritter des Guelphenordens u. s. w., als historischer und biographischer Schriftsteller bekannt.

Am 19 Jan. zu Meiningen Dr. *Jul. Heinr. Gli. Schlegel*, herzogl. sächsl. Geh. Hofrath, ein sehr verdienstvoller, als Schriftsteller besonders durch Schriften im Fache der Arzneywissenschaft und Balneographie rühmlichst bekannter Arzt, geb. zu Jena 1772. Unfere A. L. Z. verdankt ihm mehrere schätzbare Recensionen.

Am 18 Februar zu Bath *Thomas Falconer*, Dr. med., früher Professor der Theologie zu Oxford, als philologischer und theologischer Schriftsteller bekannt, geb. 1771.

Am 19 Februar der Pfarrer zu Jädikendorf bey Königsberg in Preussen, *Gust. Friedr. Neumann*, Verf. zahlreicher Schriften für den Elementar- und Jugend-Unterricht.

Am 22 Febr. zu Magdeburg Dr. *Ferd. Aug. Brüggemann*, k. preuss. Medicinalrath, ein höchst kenntnißreicher und ausgezeichneter Gelehrter und praktischer Arzt, aus dessen handschriftlichem Nachlasse Mehreres durch den Druck veröffentlicht werden soll, geb. 1800.

Am 24 Februar zu Garches bey St. Cloud *Courtain*, unter dem Kaiserreiche Procurator und mit der Organisation der Polizey nach den Bestimmungen des neuen Code beauftragt, später Polizeypräfect u. s. w., als Herausgeber der *Encyclopédie moderne ou dictionnaire abrégé des sciences, des lettres et des arts etc.* (Paris 1823 ff.) bekannt, 71 J. alt.

Anfangs März zu Pézenas im Departement des Herault *Henri Reboul*, durch ein *Essai d'analyse polit. sur la revolution franç. et la charte de 1830*, besonders aber als mineralogischer Schriftsteller bekannt, im 76 Lebensjahre.

Am 7 März zu Hyères Dr. *C. J. Windischmann*, außerordentl. Professor der Anatomie und Director des anatomischen Institutes an der Universität zu Löwen.

Am 10 März zu Paris der Hauptredacteur des *Courier françois*, *Chatelain*.

Am 11 März zu Freiburg im Breisgau der wohlverdiente Buch- und Kunst-Händler *Herder*, 65 J. alt.

Am 12 März zu Dresden *Anton Mende*, katholischer Sonntags-Hofprediger.

Am 14 März zu Amsterdam der Professor *van Kampen*, einer der bedeutendsten Gelehrten der Niederlande, besonders als historischer Schriftsteller rühmlichst bekannt.

An demselben Tage zu Stade Dr. *Geo. Alex. Ruperti*, Generalsuperintendent der Herzogthümer Bremen und Verden, als theologischer und philologischer Schriftsteller, besonders als Herausgeber des *Juvenal*, *Livius*, *Silius* und *Tacitus* berühmt, geb. 1758.

An demselben Tage *Geo. Christoph Friedr. Gieseler*, Dr. der Theologie und erster Prediger in Werther bey Bielefeld, ein durch Rechtschaffenheit des Charakters, erleuchtete Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichneter Geistlicher, als theologischer Schriftsteller bekannt, und Vater des berühmten Göttinger Theologen *Gieseler*, geb. den 1. Mai 1760.

Am 22 März zu Rom Monsignor *Bellenghi*, Bischof von Nicosia, Präsident des philosophischen Collegiums der römischen Universität und Mitglied zahlreicher Akademien, einer der gelehrtesten Natur- und Alterthums-Forscher in Rom.

Am 24 März zu Stockholm der Oberst *White-lock*, ein sehr kenntnißreicher Officier, Verf. einer vortrefflichen statistischen Charte von Schweden, Erfinder eines neuen Schießgewehres.

Am 25 März *J. N. Heldmann*, Professor an der Studienanstalt in Regensburg.

Am 28 März zu Petersburg der Astronom, Staatsrath und Ritter *Paul Tarchanoff*, Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

Am 29 März zu Kopenhagen der Kammerfänger und Director der Singschule, Professor *Siboni*.

An demselben Tage zu Schweidnitz *Johann Friedr. Wollgast*, Senior des dasigen evangelischen Ministerium, Verf. der Kirchenagende für Stadt- und Land-Prediger (3 Bände, 1811 f.) und mehrerer anderer asketischer Schriften, geb. 1767.

Ende März zu Landshut *Stephan Königsberger*, ehemal. Prediger, besonders durch seine Streitschriften gegen Jesuitismus, Obscurantismus, Klosterwesen u. s. w., und seiner dadurch erregten Verfolgungen und Amtsfuspension bekannt.

Am 1 April zu Paris *T. B. Emeric David*, Mitglied des Institutes, Vf. zahlreicher artistischer und antiquarischer Schriften, und Mitarbeiter an mehreren Zeitschriften, geb. 1755.

An demselben Tage zu Frankfurt a. M. Dr. *Jac. Friedrich Freyherr v. Leonhardi*, großherzogl. hessischer Geheimer Rath und Gelandter der 16ten Stimme am Bundestage, als juristischer und cameralistischer Schriftsteller rühmlich bekannt.

Am 25 April zu Mühlhausen im Elfsaß der ausgezeichnete Lithograph *Engelmann*.

Am 1 Mai der berühmte Bischof von Peterborough, Dr. *Herbert Marsh*, Prof. der Theologie in Cambridge, 82 J. alt, der sich früherhin längere Zeit in Deutschland aufhielt, daselbst mit unserer Literatur sich bekannt machte, und mehrere Werke von *Genz* und *Eichhorn* überfetzte.

Am 5 Mai zu Berlin der Professor der Rechte, Dr. *Gans*.

Am 6 Mai in Hannover der beliebte Novellendichter Dr. *Wilhelm Blumenhagen*, in einem Alter von 58 Jahren.

Am 10 Mai zu Leipzig der als Gelehrter und als Mensch gleich ausgezeichnete Professor des Kirchenrechts, Oberhofgerichtsrath und Domherr, Dr. *Carl Klien*, im 62 Lebensjahre an den Folgen eines Schlagflusses, der ihn Vormittags, während er seine Vorlesung begann, getroffen hatte. Er bekleidete früher eine Professur in Wittenberg, wo er auch, bey weniger gehäuften Geschäften, unserer A. L. Z. häufige Beyträge widmete.

## L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N .

### Ankündigungen neuer Bücher.

Bey *W. Logier* in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

### **Zeit und Raum.**

Von

*Carl Moritz Kahle,*

Dr. der Philosophie.

gr. 8. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Dieses Werk enthält, aufser der Begründung der zeitlichen und räumlichen Verhältnisse: die Ableitung einer eigenthümlichen, dem combinatorischen Verfahren analogen, wissenschaftlichen Methode, verbunden mit der Ableitung der Individuen; ferner die Deduction der Willensfreyheit als Grundes der gegenwärtigen Weltentwicklung, der Unsterblichkeit der Seele, und einer künftigen Vollendung der Welt; die Ableitung des Verhältnisses von Ursach und Wirkung aus einem ursprünglichen Umeinanderwissen der Dinge; eben daher die Ableitung unserer Empfindungen und deren Verschmelzung; endlich die Skizze einer Bewegungslehre vom idealistischen Standpuncte aus.

Seit Jahresfrist sind im Verlage der Gebrüder *Bornträger* in Königsberg erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

*Drumann, Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung.* Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen. 4ter Theil. gr. 8. 3 Thlr.

*Ellendt, Lateinisches Lesebuch für die un-*

*tersten Classen der Gymnasien.* 6te verbesserte Auflage. 8. 12 Gr.

*Grundsätze des preussischen Rechts über das Verhältniß von Staat und Kirche.* 8. 6 Gr.

*Hassenstein und Leyde, Erstes Lesebuch für Töchter Schulen.* gr. 8. 16 Gr.

*Hassenstein u. Leyde, Lesebuch für mittlere Classen höherer oder für Oberclassen niederer Töchter Schulen.* gr. 8. 22 Gr.

*Hendewerk, Des Propheten Jesaja Weissagungen.* Chronologisch geordnet, übersetzt und erklärt. 1ster Theil. gr. 8. 3 Thlr. 20 Gr.

*Kreyfsig, Der Fruchtwechsel im Feldbau mit seinen wesentlichen und unwesentlichen Foderungen, seinen Schwierigkeiten, und den geeignetsten Mitteln zur Vermeidung der letzten.* gr. 8. geh. 20 Gr.

*Kreyfsig, Schutz-, Spar- und Noth-Mittel gegen Verminderung des Reinertrages der Landwirthschaft.* gr. 8. geheft. 1 Thlr. 6 Gr.

*Reichert, Vergleichende Entwicklungsgeschichte des Kopfes der nackten Amphibien, nebst den Bildungsgesetzen des Wirbelthierkopfes im Allgemeinen, und seinen hauptsächlichsten Variationen durch die einzelnen Wirbelthierclassen.* Mit Kupfern. gr. 8. 4 Thlr.

*Sachs, Das Spießglanz.* Ein pharmakologisch-therapeutischer Versuch. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

*Schubert, Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa.* 1ster Band, 4ter Theil. Enthaltend die italiänischen Staaten: Neapel

und Sicilien, Sardinien und den Kirchenstaat, Toscana, Parma, Modena, Lucca und St. Marina. gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

*Voigt, Geschichte Preussens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens. 8ter Band. gr. 8. 3 Thlr.*

*Wagner, Ueber die fortschreitende Cultur und Verbreitung der Merinos-Schafzucht, mit statistischen Beyträgen und Uebersichten. Nebst einer Untersuchung der Ursachen des Fallens der Wollpreise im Jahr 1837. Als Anhang einige Ansichten über den möglichsten Einfluss der Eisenbahnen auf den Wollverkehr. gr. 8. geh. 20 Gr.*

Bey *J. M. Gebhardt* in Grimma erschien:

*Wunder, De scholiorum in Sophoclis Tragoediis auctoritate. Comment. I. à 8 Gr.*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen Deutschlands.

### Anzeige für Botaniker und Freunde der Botanik.

So eben ist im Verlage des Unterzeichneten die 7te Lieferung erschienen von:

*Dr. W. L. Petermann, Das Pflanzenreich, in vollständigen Beschreibungen dargestellt, nach dem natürlichen Systeme geordnet, und in naturgetreuen Abbildungen gezeichnet. Subscriptions-Preis für die Lieferung 16 gGr.*

Dieses vollständige botanische Werk wird (wie bereits früher angezeigt) 30 und etliche Lieferungen, jede von zwey Bogen Text und 6 Tafeln sorgfältig ausgeführter colorirter Abbildungen im größten Lexikon-Format umfassen. Der Verfasser ist dabey dem natürlichen Systeme nach Hofrath *Dr. Reichenbach* gefolgt, und wird am

Schlusse des Werkes eine vollständige Uebersicht nach dem *Linné'schen* Systeme, so wie ein alphabetisches Register hinzufügen.

Zur Beurtheilung der Vollständigkeit desselben, im Vergleich zu den ausführlichsten und kostspieligsten bisher erschienenen botanischen Werken mit Abbildungen, mag die Erwähnung dienen, das die bis jetzt ausgegebenen 7 Lieferungen, aufser 426 erläuternden Figuren auf den Einleitungstafeln (No. 1—10), 253 abgebildete Pflanzen der bis dahin beschriebenen Familien enthalten, und das jede dieser Pflanzen durch besondere Abbildungen der wichtigsten Theile noch weiter veranschaulicht und erläutert ist.

Exemplare sind in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu finden, wo auch fernere Subscriptionen darauf angenommen werden.

Leipzig, im Mai 1839.

*Eduard Eisenach*

Bey *Karl Rüdell* in Leipzig ist erschienen:

עֲרֻךְ יְהוָה

Katechismus  
der

Mosaïschen Religionslehre.

Von

*Dr. E. Kley.*

Dritte, völlig umgearbeitete Auflage.  
8. 200 Seiten. Preis 12 Gr.

So eben ist erschienen die dritte Auflage von:

*Dr. Bretschneiders Busstags-Predigt.*  
Geheftet 3 Gr.

Gotha, im Mai 1839.

*J. G. Müller.*

### Berichtigung.

Im Intelligenz-Blatt No. 6. S. 45. Zeile 5 vom Schlusse des Nekrologs von *Lotz*, ist zu lesen:  
„eine Zahl hoffnungsvoller Enkel.“

— — — — No. 7 u. 8. S. 56. Z. 8 von unten ist zu lesen: *berührte* anstatt *berühmte*.

# INTELLIGENZBLATT

der

## JENAI S C H E N

### ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

J U N I 1 8 3 9.

#### L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N.

##### I. Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Der Großherzog von Weimar hat dem fürstl. Lippischen Geheimen Rathe, Hn. Dr. v. *Strombeck* zu Wolfenbüttel, das Comthurkreuz des Falkenordens verliehen.

Der feitherige ordentl. Professor der Theologie zu Marburg, Hr. Dr. *Julius Müller*, hat einen Ruf an die Universität Halle erhalten und angenommen.

Der bekannte Professor der katholischen Theologie zu Bonn, Hr. Dr. *Klee*, hat einen Ruf an die Universität München erhalten und angenommen.

Der katholische Pfarrer Hr. *Leop. Schmid* zu Großholzbach ist zum Professor der katholischen Dogmatik an der Universität zu Gießen ernannt worden.

Hr. *Schwan* ist zum Professor der Anatomie an der Universität zu Löwen ernannt worden.

Hr. Professor *Grimm* zu Weinheim ist zum Vorstande der daselbst zu errichtenden Bürgerschule, und die beiden Rectoren der dortigen lateinischen Schule, Hr. *G. Bender* und Hr. *K. Bender*, zu Lehrern an derselben ernannt worden.

Hr. Hof- und Dom-Prediger *Sack* in Berlin hat den Charakter eines Oberconsistorialraths erhalten.

Hn. geh. Archiv- und Bibliothek-Secretär *Möller* in Gotha ist von der philosophischen Facultät zu Halle die Doctorwürde *honoris causa* verliehen worden.

An die Stelle des in den Ruhestand versetzten Hn. Dr. *Nicolovius* ist Hr. v. *Ladenberg* in Trier zum Director in dem Ministerium des Unterrichts und der geistlichen und Medicinal-Angelegenheiten ernannt worden.

Der bisherige Oberlehrer am Gymnasium zu Arnberg, Hr. Dr. *Franz Brüggemann*, ist zum Director des Gymnasium in Konitz, der Director des Gymnasium zu Leobschütz, Hr. Prof. Dr.

*Wiffowa*, zum Director des Gymnasium in Breslau ernannt worden.

Hr. Kammergerichtspräsident v. *Bülow*, Hr. Geh. Oberjustizrath Dr. *Göschel*, Hr. Gymnasialdirector Prof. Dr. *Ribbeck*, und Hr. Hof- und Dom-Prediger *Sack* in Berlin sind zu Mitgliedern des oberen Censur-Collegiums ernannt worden.

Der als historischer Schriftsteller bekannte Professor am kön. bayer. Gymnasium in Straubing, Hr. *Joh. Ufchold*, ist in gleicher Eigenschaft nach Amberg versetzt worden.

Der bisherige katholische Religionslehrer am kön. Gymnasium zu Düsseldorf, Hr. *von den Driesch*, ist zum Director des neuen katholischen Schullehrerseminars zu Kempen in Rheinpreussen ernannt worden.

Der evangelisch-lutherische Generalsuperintendent Hr. *Taufler* in St. Petersburg hat den Stanislausorden 3 Classe erhalten.

Der praktische Arzt und Director der Maximilians-Augenheilstalt zu Nürnberg, Hr. Dr. *Kupfer*, hat Titel und Rang eines kön. bayer. Hofraths erhalten.

Der bisherige praktische Arzt und Geburtshelfer, Hr. Dr. *Fr. Lyncker* zu Pymont, hat das Prädicat „Hofmedicus“ erhalten.

Der königl. hannöversche Obermedicinalrath Hr. Dr. *Joh. Stieglitz* erhielt bey Gelegenheit der Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums das Commandeurkreuz des Guelphenordens.

Der bisherige erste Professor der Dogmatik am katholischen Collegium zu Freiburg in der Schweiz, Hr. *Simmen*, ist zum Provinzial des Jesuiten-Ordens für die Schweiz, und seine bisherige Stelle durch Hn. Pater *Rothenflueh* aus dem Canton Unterwalden ersetzt worden.

##### II. Nekrolog.

Am 12 Februar starb zu Schlettau im sächsischen Erzgebirge *E. Widar Amad. Ziehnert*, Cand. theol., als Herausgeber einiger Unterhaltungs- und Jugend-Schriften bekannt.

Am 13 März zu Bonn Dr. *Carl-Jos. Hier. Windischmann*, kön. Medicinalrath und ordentl. Professor in der medicinischen und philosophischen Facultät, als Schriftsteller in mehreren Zweigen der Arzneywissenschaft und Philosophie wohlbekannt. Auch war er ein vieljähriger Mitarbeiter an unserer A. L. Zeitung.

Am 29 März zu Göttingen Dr. med. *Joh. Wilh. Conradi*, Privatdocent an dasiger Universität und Obergehülfe am akademischen Hospitale, 32 J. alt.

Am 2 Juni zu Meiningen der als Schriftsteller im Fache der Lyrik und Novelle rühmlichst bekannte, als Mensch höchst achtbare und als Erzieher des jetzt regierenden Herzogs um

sein Vaterland hochverdiente Oberconsistorialrath Dr. *Mojengeil*; im 66 Lebensjahre, an der Auszeichnung. An unserer A. L. Zeitung hat er mehrere Jahre hindurch thätigen Antheil genommen.

In der Nacht vom 3 zum 4 Juni starb zu Dresden an den Folgen einer Gesichtsröthe der berühmte Arzt und Naturforscher Dr. *Kreyffig*, königl. sächs. Hofrath und Leibarzt. Ihm verdankt unsere A. L. Zeitung viele treffliche Beiträge.

Am 5 Juni st. zu Dresden an der Wassersucht der unter dem angenommenen Namen *von Tromlitz* berühmte Romanschriftsteller, Oberst *C. H. Fr. von Wittleben*, geb. 1773 auf seinem väterlichen Gute Tromlitz bey Weimar.

## L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N .

### I. Ankündigungen neuer Bücher.

#### Illustrierte Prachtausgaben,

welche in Kurzem bey uns erscheinen.

Zum ausnehmend billigen Preis von 2 Fl. oder 1 Thlr. 6 gGr. pro Heft (von circa 20 Bogen), in sechs Heften im Laufe des Jahres 1839 vollständig, mit sechs prächtigen Titelkupfern, vielen feinen Holzstichen, und jede Seite mit Randverzierungen im reinsten Geschmack des Mittelalters, von den ersten französischen und englischen Künstlern gezeichnet und in Holz gestochen:

Die vier

#### heiligen Evangelien:

unseres Herrn

Jesu Christi

nach

den heiligen Evangelisten

*Matthäus, Markus, Lukas und Johannes*

aus der lateinischen *Vulgata* getreu übersetzt

von

*J. P. Silbert.*

Mit vorhergehender Einleitung, einer kurzen Lebensgeschichte der heiligen Evangelisten, historischen Umrissen der Stadt Jerusalem und des heiligen Landes, und der Zugabe eines lieblichen Passionsgartens des Herrn.

Indem wir oben angekündigte Uebersetzung des berühmten Herrn Verfassers der lebhaften Theilnahme des Publicums empfehlen, sind wir überzeugt, daß demselben bis jetzt keine Ausgabe der heiligen Evangelien geboten ward, die sich gleich dieser durch Clässicität der Uebersetzung, Druck und Papier auszeichnete.

Kunstfreunde machen wir auf die Schönheit der Titelkupfer und der Holzstiche, wie auf die erhabene, des Gegenstandes vollkommen würdige Weise aufmerksam; mit der die heiligen Momente unserer Religion durch die geschicktesten Zeichner und Holzstecher im reinsten Stile des Mittelalters dargestellt wurden.

Placate und ausführliche Prospective sind in allen Buchhandlungen vorrätig. — Nach Beendigung des Werkes tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

### Geschichte

des

#### Gil Blas von Santillana.

Aus dem Französischen des *Le Sage*

von

*Dr. G. Fink.*

Mit 600 ganz feinen Holzstichen

nach Zeichnungen von

*Jean Gigoux*

gestochen von den ersten Künstlern Frankreichs.

Indem wir den Verehrern *Le Sage's* die größte Schöpfung seines Geistes, verherrlicht durch die ersten Künstler Frankreichs, in einer Ausgabe bieten, die in typographischer Hinsicht nichts zu wünschen übrig läßt, glauben wir auf recht zahlreiche Theilnahme rechnen zu können. Wir empfehlen dieses Werk vorzüglich den Besitzern unserer größeren illustrierten Ausgabe des *Don Quixote* als würdiges, noch werthvolleres Seitenstück, da wir für glänzendere Ausstattung in Druck und Papier gesorgt, und, um die Holzstiche so schön als möglich drucken zu können, die Originalhölzer erworben haben.

Das Werk erscheint in 6 Heften, wovon alle 6 Wochen eines ausgegeben wird, à 1 Fl. 30 Kr. oder 21 Gr. — Das Ganze wird mit

Schluss dieses Jahres beendet; später tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.  
Placate und ausführliche Prospective sind in jeder Buchhandlung einzusehen.

## Illustrierte Taschenausgabe. Romane und Novellen.

Aus dem Spanischen  
des

Miguel Cervantes de Saavedra.

Mit vielen feinen Holzstichen  
nach

Tony Johannot und anderen Künstlern.

Der lebhafteste Beyfall, den unsere grössere Pracht-Ausgabe des *Don Quixote* gefunden, veranlasst uns, auch eine kleinere in dem beliebten Format der neuesten *Taschen-Ausgabe von Schillers Werken* zu veranstalten, die wir mit theilweisen neuen Zeichnungen illustrierten, und einer gleichen Theilnahme des Publicums empfehlen.

Dasselbe hat auf diese Weise Gelegenheit, sich um äußerst billigen Preis ein Werk anzuschaffen, dessen Originalität und Tiefe das grosse Kunsttalent eines *Tony Johannot*, unterstützt durch die geschicktesten Holzstecher Frankreichs, erst recht anschaulich gemacht hat.

Sämmtliche Werke werden 10 bis 12 Bände umfassen. Nach vollständigem Erscheinen des *Don Quixote* in 5 Bänden folgen zuerst die *Novellen*. Subscriptions-Preis pro Band: 48 Kr. oder 12 Gr.

Pforzheim, im Mai 1839.

Verlag der *Classiker*.

Bey *Gerhard Fleischer* in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. C. G. Carus,

## System der Physiologie.

2ter Theil. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Dr. H. Hüfer,

## Historisch-pathologische Untersuchungen.

Als *Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten*.

1ster Theil. gr. 8. 2 Thlr.

Dr. Karl Snell,

## Philosophische Betrachtungen der Natur.

8. Preis 18 Gr.

Bey *Fr. Mauke* in Jena ist so eben erschienen, und durch jede Buchhandlung zu erhalten:

*Reinhold, E., Lehrbuch der Geschichte der Philosophie.* Zweyte, vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. Preis 3 Thlr.

*Reinhold, E., Lehrbuch der philosophisch-propädeutischen Psychologie und der formellen Logik.* Zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. Preis 1 Thlr. 22 Gr.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen:

## Schulgesangbuch

für

Volkschulen.

*Methodisch geordnet, in Ziffern übertragen und herausgegeben*

von

J. G. A. Lochmann,

Lehrer an der Armenschule zu Leipzig.

Zweyte, sehr vermehrte Auflage. gr. 8.

Geheft. Preis 15 Gr.

Leipzig, im Juni 1839.

Carl Knobloch.

## II. Vermischte Anzeigen.

### Deutsches Wörterbuch

von

den Brüdern Grimm.

Durch häufige Anfragen veranlasst, halten wir es für Pflicht, über den Stand des im vorigen Jahre vorläufig angekündigten Unternehmens einige Nachricht zu geben.

Der gänzliche neue Aufbau des Wörterbuches, und die außerordentliche Menge von Vorarbeiten, die dazu erforderlich sind, machen es unmöglich, so bald durch Ausgabe eines Bandes oder einer Lieferung Beweis von der Thätigkeit zu geben, mit welcher Hr. Hofrath *Jacob Grimm* und Hr. Prof. *Wilhelm Grimm* die Förderung des grossen Werkes betreiben. Gegen fünfzig Mitarbeiter haben sie mit dem Sammeln des Stoffes aus allen Hauptwerken der deutschen Literatur von *Luther bis Goethe* beschäftigt, und der grösste Theil wird bis Ende dieses Jahres in ihren Händen seyn. Wenn erst alles Material beisammen ist, und die Bearbeitung für den Druck begonnen hat, so wird auch mit diesem der Anfang gemacht werden, und er wird dann ohne Unterbrechung rasch fortfchreiten.

Wir hoffen bald eine nähere Nachricht über das Wörterbuch geben zu können. Gegenwärtiger wird man sehen, daß die Ausführung des Unternehmens unzweifelhaft ist, und so

rasch betrieben wird, als die Größe desselben zuläßt.

Leipzig, im Juni 1839.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage im April-, Mai- und Juni-  
Hefte der J. A. L. Z. und in den Ergänzungsblättern von No. 25—48  
Schriften recensirt worden sind.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numern des Stückes, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt. Der Beysatz EB. die Ergänzungsblätter.)

- Ackermann in Dörfau 95.  
Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg 107.  
Albrecht'sche Hofbuchdruckerey in Weimar EB. 46.  
Anhuth in Danzig 94.  
Anton in Halle 66. 68 (2).  
Appun in Bunzlau 80.  
Arnold in Dresden u. Leipzig 61. 79 (2). 80. 95 (2). EB. 48.  
Bade in Berlin 115.  
Barth in Leipzig EB. 41.  
Bauer u. Raspe in Nürnberg EB. 48.  
Berendsohn in Hamburg 80.  
Boehme in Leipzig 73.  
Brockhaus in Leipzig 93. 98. 112. 114.  
Bühler in Magdeburg 105.  
Calvesche Buchhandl. in Prag 78. 92.  
Campe in Nürnberg EB. 35.  
Cotta in Stuttgart u. Tübingen 116.  
Deiter in Münster EB. 30.  
Dieterich in Göttingen 114.  
Dittmar in Sangerhausen 120.  
Duncker u. Humblot in Berlin 81. 85. 100. 115. 118.  
Ende in Berlin 85.  
Enke in Erlangen 61.  
Enslin in Berlin 75. 84.  
Ernst in Quedlinburg u. Leipz. EB. 32.  
Ferber in Gießen 63.  
Fleischer in Dresden u. Leipzig 69. 80.  
Fleischmann in München 77.  
Flemming in Glogau 114.  
Franke in Quedlinburg 66.  
Franz in München EB. 26. 32.  
Friedrich in Siegen 84.  
Frieße in Leipzig 110.  
Gabelsberger in München EB. 26.  
Glafer in Schleusingen 80.  
Gödsche in Meissen 80.  
Gräfe u. Unzer in Königsberg 65.  
Gröbenschütz u. Seiler in Berlin 75.  
Groos in Heidelberg EB. 36.  
Habicht in Bonn 108. 110 (2).  
Hahnsche Hofbuchhdl. in Hannover EB. 43.  
Hammerich in Altona 98.  
Hartleben in Pesth u. Leipzig 105.  
Haude u. Spener'sche Buchhandl. in Berlin EB. 48.  
Haumann in Brüssel 91.  
Heil in Darmstadt 103.  
Heinrichshofen in Magdeburg 84. 94.  
Helwing in Hannover EB. 44.  
Herold in Hamburg 85.  
Herold u. Wahlstab in Lüneburg 61. EB. 44.  
Heubner in Wien 84. 86.  
Heymann in Berlin u. Leipzig 88.  
Hirrichs in Leipzig 88.  
Hochhausen u. Fournes in Leipzig 79 (3).  
Hoffmann in Stuttgart EB. 28. 47.  
Hoffmann in Weimar 73.  
Jenisch u. Stage in Augsburg 80.  
Jonghans in Darmstadt 93.  
Kayfer in Bremen 116.  
Klinkicht in Meissen 62.  
Klönne in Wesel u. Leipzig 63.  
Kollmann in Augsburg 113.  
Kollmann in Leipzig 66.  
Köhler in Leipzig EB. 31.  
Köhler in Stuttgart 69.  
Kummer in Zerbst EB. 25.  
Kupferberg in Mainz 112.  
Leibrock in Braunschweig 63.  
Leske in Darmstadt 99. EB. 32.  
Liesching in Stuttgart EB. 34.  
Lindauersche Buchhandl. in München 85.  
Literarisch - artistisches Institut in Bamberg 78. 84. 85. 96.  
Literatur - Comptoir in Stuttgart 78.  
Löffler in Mannheim 80. EB. 28.  
Löffler in Stralsund EB. 28.  
Mäcken jun. in Reutlingen 79 (3).  
Max in Breslau 75.  
Meusel in Coburg 110.  
Meyer sen. in Braunschweig 80. 112 (2).  
Mohr'sche Buchhandl. in Heidelberg EB. 48.  
Morin in Berlin 106.  
Müller in Fulda 63.  
Müllersche Hofbuchh. in Carlsruhe 117.  
Nauksche Buchhandl. in Berlin 75.  
Neidhardt in Speier, Landau u. Grönstadt 102.  
Nestler u. Melle in Hamburg 62.  
Nicolai in Berlin 115.  
Oehme u. Müller in Braunschweig 118.  
Opitz u. Frege in Güstrow 107.  
Orell, Füssli u. Comp. in Zürich 89. EB. 47.  
Palm u. Enke in Erlangen 83. 87. EB. 29.  
Pergay in Aschaffenburg 77.  
Perthes in Hamburg 101. EB. 36.  
Pierer in Altenburg EB. 37.  
Prausnitz in Glogau u. Leipz. EB. 35.  
Reichardt in Eisleben u. Leipzig 116.  
Reichenbach, Gebr., in Leipzig 119. EB. 48.  
Reimer in Berlin 64.  
Riegel u. Wiefsner in Nürnberg 65.  
Rieger in Stuttgart u. Leipzig 85.  
Roslosky u. Jackowitz in Leipzig 95.  
Rösl in München 83. 104.  
Rubach in Magdeburg 61.  
Sauerländer in Aarau 115. EB. 31.  
Sauerländer in Frankfurt a. M. 92. EB. 47.  
Schaub in Düsseldorf EB. 35.  
Scheitlin in St. Gallen 104.  
Schöne in Eifenberg EB. 25.  
Schweighäuser in Basel 97.  
Schwetschke in Halle 61. 70. 86.  
Schulthess in Zürich 102.  
Schwickert in Leipzig EB. 45.  
v. Seidel in Sulzbach 82.  
Sinner in Coburg u. Leipzig 74.  
Stein in Nürnberg 120.  
Tauchnitz in Leipzig 74. 93.  
Thierry in Hermannstadt 72.  
Ulrich in Zürich 104.  
Universitäts-Buchhdl. in Kiel EB. 36.  
Unzer in Königsberg 111.  
Vandenhoek u. Ruprecht in Göttingen 82. EB. 33.  
Vieweg in Braunschweig 90. 96.  
Vincenz in Prenzlau 96.  
Voigt in Weimar 116.  
Volkmar in Leipzig EB. 81.  
Wagner in Innsbruck 77.  
Waifenhaus in Halle 88.  
Wartmann u. Scheitlin in St. Gallen 110.  
Weber in Leipzig 80. EB. 28.  
Weygand in Leipzig 90.  
Wigand in Leipzig 66 (5). 68. EB. 47.  
Wunder in Leipzig 75.  
v. Zabern in Mainz 93.  
Ziegler in Zürich 76.



ERGÄNZUNGSBLÄTTER  
ZUR  
JENAISCHEN  
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

THEOLOGIE.

HAMBURG, b. Perthes: *Christliche Polemik* von Dr. K. H. Sack, ord. Prof. der Theologie an der Universität zu Bonn. 1838. XVI u. 564 S.

Kein geringer Schrecken überfiel uns, als wir dieses Buch zum ersten Mal in die Hand bekamen, weil wir uns vor nichts mehr fürchten, als vor den theologischen Klopfechtereien und religiösen Gladiatorspielen, an denen das erste und zweyte Jahrhundert der Reformation so reich waren, und die doch nie zu einem genügenden Resultate führen konnten, weil sie trotz des alten Sprüchwortes: *contra principia negantes non est disputandum*, mit den ungleichen Waffen verschiedener, ja zum Theil entgegengesetzter Principien und auf der ungünstigen Arena des selbstzufriedenen Egoismus, urtheilsloser Einseitigkeit und Befangenheit geführt wurden. Die Wiederbelebung dieser längst todt geglaubten vielköpfigen Hydra würden wir für nichts Anderes als ein großes Unglück halten können, und so wenig wir überhaupt dem geachteten Vf. solche Absicht zutrauten, so wenig durften wir der Ansicht unsere Zustimmung versagen, die er über den Zweck seiner Schrift in der Vorrede ausspricht. Nachdem er hier die Polemik für einen wesentlichen Bestandtheil der philosophischen kritischen Theologie erklärt, sie in bestimmte Beziehung zu der Apologetik gestellt, und darauf aufmerksam gemacht, wie einerseits die praktische Polemik in unseren Tagen so oft ohne feste Principien geübt werde, und die streitenden Parteyen sich besonders über die Verwerflichkeit gewisser Grundirrhümer zu verständigen vergäßen, und wie andererseits das, was nach des Vfs. Meinung entschiedener Irrthum sey, nicht mehr bloß fragmentarisch und frivol, sondern anständig und in seiner Art verständig (ähnlich dem einstigen Verhalten des Arianismus und Socinianismus), oft mit großer subjectiver und literarischer Sicherheit, als verstehe sich die Sache gerade so schon von selbst, sich auszusprechen pflege. Nachdem er diese Grundlage gegeben, sagt der Vf.: „Die hier dargebotene Polemik weicht jedoch ganz von dem fast bloß dogmatischen Standpunkte der älteren Lehr- und Hand-Bücher über diese Disciplin ab, indem sie nicht einzelne dogmatische Irrthümer als sol-

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

che zu widerlegen strebt, sondern die gemeinsame Wurzel alles in der christlichen Kirche als solcher möglichen Irrthums aufzufinden, und dann aus derselben diejenigen Hauptformen abzuleiten sucht, die sich nach der Natur der Sache und gemäß dem irdischen Zustande der Kirche mit Nothwendigkeit aus jener Wurzel entwickeln, und sich deshalb zu aller Zeit in der Kirche finden und finden werden bis zu ihrer Vollendung. Von einem sich an die Resultate der Apologetik anlehrenden Standpunkte aus suchte ich eine theologische Erkenntniß des ganzen Gebiets der kirchlichen Irrthümer zu gewinnen, vermittelt welcher alle über die Substanz des christlichen Glaubens und die Grundlagen der Kirche theologisch Einigen auch über gewisse Hauptgesichtspuncte für die Auffassung des Kampfes zwischen Wahrheit und Irrthum sich verständigen könnten, wie verschieden sie die einzelne Erscheinung, ob sie Irrthum sey oder nicht, auch dann noch beurtheilen möchten.“ Von diesem Gesichtspunct aus betrachtet, läßt sich die Polemik als besondere Wissenschaft nicht allein rechtfertigen, sondern auch als nothwendige Grundlage aller theologischen Erkenntniß darthun, wiewohl nicht zu übersehen ist, daß der Vf. ihr einen durch die Allgemeinheit und Beziehungslosigkeit veränderten Begriff untergeschoben hat, indem er sie ihren Gegensatz nicht in einer bestimmten Glaubensüberzeugung, sondern in den Irrthümern aller Ueberzeugungen finden läßt. Daher erklärt der Vf. auch, daß er nicht auf symbolisch-dogmatischem Boden stehe, und in sofern wird er Anhänger genug für seine Meinung gewinnen, daß Polemik, wie auch Apologetik, in der systematischen Theologie, namentlich in der Dogmatik, noch nicht enthalten sey, oder gar in dieser aufgehe. Bey dieser Verallgemeinerung der Polemik muß derjenige, der die Irrthümer aller Parteyen zu kritisiren und bloßzustellen unternimmt, aber immer in der eigenen menschlichen dem Irrthum unterworfenen Natur einen unüberwindlichen Stein des Anstoßes finden; weil noch immer die Frage frey stehen wird, ob er selbst nicht mehr irre, als der von ihm des Irrthums Gezeihete, und wir werden daher wissen, was davon zu halten sey, wenn der Vf. „Männer von nie zu verkennender geistiger Größe als Chorführer oder Theilnehmer eines kirchlichen Irrthums“ hinstellt; wir werden wissen, daß, wenn diese

auch einer bestimmten Subjectivität als Irrende erscheinen, sie es noch keinesweges absolut sind, und dafs vielmehr ihre Subjectivität so gut, als die des Vfs., ein Recht hat, sich geltend zu machen, und die Wahrheit für sich in Anspruch zu nehmen. Beruft sich wenigstens der Vf. darauf, dafs „die Anerkennung einerseits des göttlichen Wortes in seiner, der menschlichen Entwicklung unüberwindlichen, göttlicher Weisheit vollen, Objectivität, und andererseits der Kirche, als der realen, unzerstörbaren, von Innen aus zur gefunden und reinen Selbstäußerung firebenden Gemeinschaft der Glaubenden die beiden Grundgedanken sind, um die sich das Ganze bewegt, und an denen es sich hält“: so ist dieß in unserer, aller dogmatischen Fessel sich immer mehr entziehenden Zeit bereits zur subjectiven Ansicht geworden, und giebt keine sichere Grundlage für ein darauf zu erbauendes System. Der Vf. setzt daher etwas voraus, was er erst hätte beweisen müssen, um davon den Maßstab zur Beurtheilung abweichender Meinungen zu nehmen. Da indessen gerade daraus sich ergibt, dafs die Polemik mehr oder minder auf der Basis freyer Entwicklung der Subjectivität beruht, so hat der Vf. um so mehr Recht, sie von der Dogmatik und dem Dogmatismus loszutrennen, und aller dogmatischen Beschränkung zu entledigen, um sie allmählich in das ihr angefallene Gebiet voraussetzungsloser Subjectivität einzuführen.

In der Einleitung spricht nun der Vf. §. 1 über das Wesen der Polemik, und behauptet, dafs, da eine vollendete Verklärung der Irrthümer in der Kirche durch das Licht der göttlichen Wahrheit nicht vorhanden sey, wohl aber der Streit, es auch nothwendig sey, dafs diese Richtung in der Wissenschaft die letzten Gründe und Zwecke ihres Handelns ausgedrückt finde; womit er die Wiederbelebung der Polemik rechtfertigt. Ihr Aufhören setzt er in die Zeit der Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit der christlichen Religion; allein so wenig es jemals eine solche Zeit gegeben hat und geben kann, so wenig hatte die Polemik aufgehört. Es gab nur und giebt noch eine Zeit der Gleichgültigkeit gegen die vermeintliche Wahrheit, welche die Orthodoxie der christlichen Kirche für sich in Anspruch nimmt, und die Gottlob von der Wahrheit der christlichen Religion zu scheiden ist, und hoffentlich sich immer mehr und mehr und immer bestimmter von ihr scheiden wird; beides mit einander zu verwechseln, ist ein auf befangener Ansicht beruhender Irrthum, den der Vf., der die Irrthümer gerade aufdecken will, sich nicht hätte zu Schulden kommen lassen sollen. Wenn fast um dieselbe Zeit, der Vf. meint die Mitte des vorigen Jahrhunderts (ob beides in Causalnexus mit einander steht, wie der Verf. meint, bleibe auf sich beruhen), jene veraltete Schulpolemik eine andere Form annahm, und zur Symbolik wurde, die mehr ein Nebeneinanderstellen als Gegenüberstellen verschiedener Kirchenüberzeugungen bezweckt, so darf man doch in den mit dem Alter veränderten Gesichtszü-

gen nicht dieselbe Person verkennen, was der Vf. thut. Denn in der Symbolik lebte die Polemik fort. Dafs es indessen zeitgemäfs seyn mag, sie, wenn auch nur annäherungsweise, in ihrer früheren Gestalt heraufzubefchwören, möchte nicht bezweifelt werden; besonders da der Vf. auf überzeugende Weise darzutun weifs, wie die Aufgabe der philosophischen Theologie sey, „den in der Kirche befindlichen Irrthum nach seinem Ursprunge, Natur und Zusammenhange mit dem Unglauben so aufzuzeigen, dafs die Kirche dadurch eine wissenschaftliche Anweisung zur Reinigung und Freyerhaltung des Glaubens von dem Irrthum erhalte.“ Mit Recht behauptet er ferner, dafs in der Polemik nur der Irrthum, der in der Kirche entstanden ist, vorkommen dürfe, und daher die ältere Polemik sich fälschlich mit Heiden, Juden und Muhamedanern herumgebalgt habe; und in sofern darf sie wohl „die umgekehrte Seite der Apologetik“ genannt werden. Die Emancipation der Polemik von der Dogmatik führt der Vf. siegreich durch, und schließt mit den Worten: so lange nicht erwiesen ist, dafs der historische Kern des Christenthums bloße vergängliche Form desselben ist, so lange wird die absolute Auflösung der Theologie in Philosophie ein Unrecht und ein Fehler bleiben; wodurch er freylich der Polemik nur ein Interimleben zugesteht, zumal da jene Auflösung von der Zeit mit Bestimmtheit zu erwarten ist. Die ältere Definition der Polemik als Wissenschaft der theologischen Controversien wird natürlich von dem Vf. verworfen, indem ihr das ethisch-theologische Gebiet angewiesen, in welchem das allgemeine Seyn der Menschheit und der Kirche in ihrer Wechselwirkung zur Anschauung kommt; Alles aber aus ihr entfernt wird, was sich auf die Gestaltung einzelner loci bezieht, die der systematischen Theologie angehören. §. 2. Quellen der Polemik sind die kanonischen Schriften des A. und N. T. aus einem formalen und materialen Grunde, weil sie die Schrift als heilige Schrift benutzen darf (woher?), und weil sie einen Gegenstand behandelt, dessen geheimnißvolle Natur nur durch das Wort der heiligen Schrift beleuchtet werden kann; dieser Gegenstand ist der Irrthum (und zwar der kirchliche) in seinem Zusammenhange mit der Sünde, dessen Kennzeichen aus dem Worte der Schrift zu entnehmen sind. Ferner die Religionsphilosophie, d. h. die von ethischen Principien ausgehende begriffliche Auffassung der Religionsanlage in der menschlichen Natur, wobey das richtige Verfahren in der je vollkommensten Ausgleichung der Aussprüche der Schriftauffassung, wie der Religionsphilosophie, gesetzt wird; endlich die Geschichte der christlichen Völker, als in welcher sich die Macht und der Zusammenhang kirchlicher Irrthümer auf eine das Innere in der Erscheinung kundmachende Weise darstellt. Aber nicht die Kirchengeschichte, die als eine durch theologische Grundbegriffe bestimmte theologische Disciplin von der Polemik abhängt, sondern die neuere Weltgeschichte in ihrem Zusammenseyn mit der Kirchengeschichte, in

sofern das Hervortreten menschlicher Sündhaftigkeit und Unwahrheit sich der volleren Macht des Christenthums entgegensetzt. §. 3. Die Wirkung der Polemik auf Exegete, Kirchengeschichte und Dogmatik ist durch den Begriff einer Aufdeckung des Inneren und Gemeinsamen irrthümlicher Meinungen, Richtungen und Lehrsätze von selbst klar, besonders hervorzuhelien ist sie aber in Betreff der Seelforge, weil diese den persönlichen Irrthum, sowie jene den kirchlichen behandelt; und die kirchliche Statistik, weil sie die Polemik bedarf, um in den sich theils nach Gesetzen der von Innen ausgehenden Entfaltung, theils nach der Gliederung der äusseren Verhältnisse sich darstellenden Parteyen das irrthümliche erkennen, und von dem nothwendig Einseitigen und rein Individuellen sondern zu können; und dies Bedürfnis muß in demselben Grade hervortreten, als die kirchliche Statistik aus ihrem empirischen, aggregatmäßigen Zustande sich zu dem einer organisch entwickelten Disciplin ausbildet. Auf der anderen Seite wird auch jeder ausgearbeitete Beytrag zur kirchlichen Statistik auf den Standpunct zurückzuführen, von welchem aus man gewisse, allen einzelnen Gebrechen der kirchlichen Gesellschaften zu Grunde liegende Grundirrhümer anzuerkennen genöthigt wird. Hierin können wir freylich dem Vf. nicht ganz beystimmen, da doch jedenfalls die Berührung der kirchlichen Statistik mit der Polemik nur eine äusserliche ist, weil es jener nie auf Bestreitung, sondern höchstens auf historische Darstellung des Irrthums ankommen kann. §. 4. Die Form der Polemik entsteht durch den Gegensatz des Allgemeinen und Besonderen, d. h. nicht des Abstracten und Concreten, sondern des Begründenden und Begründeten, und zerfällt dadurch in einen allgemeinen und besonderen Theil; indem sie die Grundverhältnisse des Irrthums zur Wahrheit in der Kirche, oder die allgemeine Erkennbarkeit und Bestreitbarkeit des kirchlichen Irrthums zuerst darstellen muß, und dann erst die einzelnen Hauptgestalten des Irrthums aufweisen kann. Die Eintheilung des besonderen Theils, schwierig, weil der Irrthum keine Ordnung und Regel in sich selbst hat, die Wissenschaft also hier ihre Ordnung nicht aus der Natur ihres Objectes nehmen kann, bildet der Vf. der Ordnung des besonderen Theils der Apologetik nach. Die Hauptformen der besonderen Polemik müssen denjenigen Kreislauf darstellen, in welchem der kirchliche Irrthum sich in Begleitung der Wahrheit bewegt, wie sie sich in der Kirche fortschreitend erweist; indem er in den Gegensätzen der christlichen Wahrheiten: Positivität, Offenbarung, Heil im Heilande, Belebung, Vollendung in Indifferentismus, Literalismus, Spiritualismus, Separatismus und Theokratismus sich kundthued in nothwendiger Fortentwicklung da aufhören muß, wo er angefangen hat. Die Nothwendigkeit dieses Kreislaufes will uns freylich noch nicht ganz einleuchten, da die Erfahrung uns oft genug lehrt, daß der Theokratismus durchaus nicht zu Indifferentismus zu führen braucht;

nicht weniger befremdend war es uns, den Vf. von einem Irrthume sprechen zu hören, den Gott zugelassen, um ihn als Entwicklungsmittel für die Erkenntnis und Reinheit der Kirche zu benutzen; damit stürzt ja der Vf. seine Wissenschaft selbst über den Haufen, er will einen unmöglichen Kampf mit dem Nothwendigen, er kämpft nicht sowohl mit dem Irrthum, als mit Gott selber, der ihn gewollt hat; und wie verträgt sich ein die Wahrheit offenbarender und doch den Irrthum als Mittel der Wahrheit nebenbey zulassender Gott? §. 5. Indem der Vf. die Literatur der Polemik anführt, beabsichtigt er mit Recht, nicht eine Geschichte der polemischen Schriften, sondern der Systeme oder Handbücher der Polemik zu geben; ob aber die Polemik als Disciplin erst in der Zeit der Reformation, und nicht schon mit den Kirchenvätern, von denen wir so bedeutende polemische Werke besitzen, zu beginnen sey, dürfte um so mehr bezweifelt werden, als der Vf. Werke, wie des *de Castro libri XIV adversus omnes haereses*, was sehr an das des Epiphanius erinnert, selber anführt. Die Geschichte der Polemik selbst wird in zwey Perioden getheilt, die kirchlich - symbolische, in der alle theoretische Polemik auf das Stärkste von dem Bewusstseyn der Kirchenpartey, welche sich symbolisch ausgesprochen hat oder auszusprechen strebt, gefärbt ist, bis auf *Spanheim* zum Ende des 17 Jahrhunderts; die dogmatisch - exegetische, in der das Bestreben, durch die Polemik die Vollständigkeit des dogmatischen Systems zu retten, hervortritt; von *Calixt*, obgleich derselbe schon in der vorigen Periode lebte, bis auf *Gruner*, dessen *institutionum theologiae polemicae libri sex* 1778 erschienen. *Schleiermacher* war in neuester Zeit der Erste, welcher der Polemik wieder ihre rechte Stelle in der Theologie anwies.

*Allgemeine Polemik.* Sie behandelt nach dem Vf. den kirchlichen Irrthum in allen den Beziehungen, in denen er noch nicht als ein besonderer erscheint, sondern als Irrthum im Allgemeinen der Wahrheit, wie sie in der Kirche ist, sich entgegensehlt, und von ihr bekämpft werden muß. Daraus folgen zwey Hauptaufgaben derselben, die eine den Irrthum überhaupt zu begreifen, als in der Kirche seyend, die andere die Bestreitung des Irrthums, als eines kirchlichen, nach ihren wesentlichen Merkmalen darzustellen. *Erstes Kapitel, vom kirchlichen Irrthum überhaupt.* Es bedarf einer Darstellung dessen, was den kirchlichen Irrthum von allem anderen unterscheidet. Da er unter gewissen Bedingungen erst unterscheidbar als erkennbar und bestreitungs-fähig hervortritt, so müssen diese Bedingungen, seine Ausbildung und Wirkung dargestellt werden. §. 1. Das Wesen des kirchlichen Irrthums besteht in demjenigen Scheine der Wahrheit, den die Kirche, in sofern sie nicht ganz bey Christus bleibt, durch die in der Welt wirkfame Lüge in ihrer Mitte entstehen läßt. Schwer dürfte es indessen dem Vf. fallen, von der Richtigkeit seiner Definition des Irrthums zu über-

zeugen, der ihm das Abirren von der dem menschlichen Denken vorgeschriebenen Bahn ist, diese ist aber die Auffassung aller uns, durch unsere von Gott angewiesene Stellung, zur Betrachtung kommenden Dinge in Gott, d. h. in ihrer Beziehung zu dem offenen, lebendigen und allein guten Herrn, Schöpfer und Erhalter der Dinge. Deshalb sieht sich der Vf. zu der Annahme einer Uroffenbarung, wie die Genesıs eine solche erzählt, genöthigt; was also ohne beweisende Kraft für alle diejenigen seyn muß, die eine solche Uroffenbarung nicht annehmen, und nicht aus solchem äußerlichen Verhältnisse, sondern aus seiner Natur selber den Irrthum erklärt wissen wollen. Ja, indem der Vf. den Irrthum in einen religiösen und weltlichen Irrthum scheidet, muß er zu der dualistischen und unphilosophischen Ansicht eines Satans seine Zuflucht nehmen, der die Lüge in die Welt einführt und erhält. So dürfte doch heut zu Tage Niemand mehr definiren! Hat denn der Vf. vergessen, was *Schleiermacher* über diese Lehre vom Ursprunge des Irrthums aus dem Teufel sagt: daß man dadurch die Streitfrage nur etwas ferner aus dem Gesichtspunct entrücke, da noch immer unbeantwortet bleibt, wie denn der Teufel selber zum Irrthume gekommen sey? Das Berufen auf biblische Stellen verliert aber bey der immer stärker hervortretenden freyeren Ansicht von den biblischen Schriften seine Bedeutung. Der dualistischen Ansicht getreu erklärt ferner der Vf. die Entstehung des kirchlichen Irrthums durch die Berührung der Kirche, die als solche den Irrthum nicht hervorbringen kann, mit der Welt, welche er sich als eine Art von böser Materie vorstellt; und indem sie nicht treu ist in ihrem Bleiben bey Christus. Zudem wirkt die Welt (ein ungemein schwankender und in philosophischer Deduction durchaus unbrauchbarer Begriff) durch Lüge beständig erschütternd und ängstigend auf die Kirche, wodurch der in ihr von ihrem alten Zustande (welchen?) her noch nicht gänzlich ausgetriebene religiöse Irrthum Kraft erhält, sich scheinbar als Wahrheit dem kirchlichen Bewußtseyn einzupflanzen. Lüge der Welt und Schwäche der Kirche sind also die Factoren des kirchlichen Irrthums, der erst dann Häresie wird, wenn er gegen einen Fundamentalartikel des christlichen Glaubens gerichtet ist; dieser aber muß an dem erkannt werden, was der Kirche als wesentlicher Inhalt des Glaubens gewiß ist; was ist dies aber? Die Taufformel! An ihr soll die Wahrheit jeder in der Kirche aufkommenden Lehre geprüft werden! Wir müssen gestehen, daß wir keinesweges durch diese Definition von (kirchlichem) Irrthum befriedigt sind; und zwar deshalb, weil der Vf.

zu äußerlich sich nur auf historischen Standpunct stellt, und aus dem Verhältnisse zu etwas historisch Gegebenen (und zwar in so später Zeit erst Gegebenen) ihn begreifen will. Scheint es doch fast, als ob er den scholastischen Satz: *aliud verum in theologia, aliud in philosophia*, zum Principe seiner Definition gemacht habe, und so die Verschiedenheit einer kirchlichen und einer philosophischen Wahrheit zugebe. Davon haben wir freylich keinen Begriff, und bedürfen daher eine tiefer das Wesen des Irrthums erschöpfende Erklärung, die für kirchliche und auferkirchliche Beziehungen desselben Stich hält.

§. 2. Der kirchliche Irrthum entsteht durch die Vermessenheit des Einzelnen im Verhältnisse zur Verworfenheit des Ganzen, das durch das Zusammenseyn mit der Welt sich erklärt. Die Vermessenheit des Einzelnen spricht aber das von der Masse unbewußt gewollte Unwahre in bestimmter begrifflicher Lehrform aus. Indessen liegt im kirchlichen Irrthum immer eine relative Wahrheit, und der Häretiker ist nicht als absichtlicher Gegner des Christenthums aufzufassen. Daß freylich in der sogenannten Häresie sogar mehr Wahrheit seyn könnte als in der Kirche, darf der Vf. auf seinem reinhistorischen Standpuncte nie zugeben, und da er jene Fundamentalartikel des Glaubens mit der Wahrheit identificirt, so muß ihm natürlich jede Abweichung von denselben unbedingter Irrthum seyn, und es ergiebt sich ihm an diesem äußeren Kennzeichen sehr leicht die Entstehung des Irrthums.

§. 3. Die Wirkungen des kirchlichen Irrthums sind Verlust der Einfachheit, Dämpfung der Liebe (wobey indessen zu bemerken ist, daß nie der Irrthum auf so lieblose Weise, wie der Vf. meint, vertheidigt worden ist, wie die Orthodoxie von ihren Bekennern; Beyspiele aus der neuesten Zeit sind leicht bezubringen), Gefährdung der Einheit der Kirche; denn die innere Einheit derselben durch die Gemeinschaft des heiligen Geistes kann und soll nie zerrissen werden, wie der Vf. mit Recht behauptet, wohl aber die Einigkeit. Die doppelte Art des Schisma, das, welchem die Häresie vorangeht, und das, welches auf anmaßliche Behauptung derselben oder eines nicht zu ertragenden Unrechts auf der Seite der Gegenpartey gegründet wird, sind dem Vf., wie das auch schon aus seiner Einleitung erhellt, kein Gegenstand der Polemik, als einer Disciplin. Die Wahrheit kann indessen nie in der Kirche überwunden werden, letzte kann vielmehr nur gerade durch diese Form und diesen Grad des Irrthums zu der höchsten Stufe der Reinheit gebracht werden (woher? ist nicht einzusehen).

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1839.

## THEOLOGIE.

HAMBURG, b. Perthes: *Christliche Polemik* von Dr. K. H. Sack u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

**Zweytes Kapitel, von der Bestreitung des kirchlichen Irrthums.** §. 1. Die Nothwendigkeit der Bestreitung desselben geht aus der Pflicht der Kirche hervor, sich in der Wahrheit zu erhalten, und zur Reinigung ihrer Glieder vom Irrthume thätig zu seyn, wiewohl sie es aufgiebt, diejenigen zur Wahrheit zurückzuführen, für die die Hegung eines Irrthums Uebergang zum völligen Abirren von der Wahrheit ist, und diejenigen Verbreiter des Irrthums, die die christliche Lehre zu untergraben beabsichtigen; aber sie hat liebevolles Mitleiden (die sichtbare Kirche hat dies selten gezeigt) mit allen Irrenden. Diese Bestreitung steht aber weder im Gegensatze mit der friedlichen und sanften Gesinnung der Liebe, noch darf sie etwas zu Geringses für die seyn, welche im Geiste lebend, auch im Geiste ohne bestimmte Begriffsentwicklung sich einigen könnten, die den Geist Christi nicht verleugnen. Solche vom Verschmähen des Bestimmten und Positiven im Denken und Urtheilen ausgehende Richtung ist zu dürftig und zu wenig wahrheitsliebend für eine Kirche, die im Bewusstseyn einer objectiven Lehre ist, vermöge deren sie jeden Fundamentalirrtum als solchen erkennen und bestreiten kann (?). §. 2. Zu Bestreitern des kirchlichen Irrthums hält der Vf. diejenigen für berufen, deren Erkenntnis- und Gemüths-Kräfte einen der Kirche erspriesslichen Erfolg dieser Thätigkeit versprechen; daher nicht bloß Männer von Fach, sondern auch Laien. Dreyerley nimmt er dabey für sie in Anspruch, scharf sondernden Verstand, verbunden mit lebendiger Liebe zur Wahrheit, wissenschaftliche Bildung mit Sinn für das kirchliche Leben, und eigenthümlichen Zugang zu der Wirkungsphäre eines kirchlichen Irrthums, verbunden mit Anerkennung der Unbefcholtenheit von Seiten der kirchlichen Gemeinschaft. Dafs der Verf. auch gebildeten Laien eine Stimme dabey einräumt, ist lobenswerth, und es wäre zu wünschen, dafs es viele dergleichen gäbe, die mit Sachkenntnis und selbstständiger Einsicht bey den großen theologischen und religiösen Lebensfragen mitzusprechen verständen; unsere ganze Kirchlichkeit

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

hätte dann schon eine andere Gestalt genommen, vielleicht aber nicht eine solche, wie der Vf. mit seiner Laienemancipation beabsichtigt. §. 3. Die Hauptformen der Bestreitung sind das Religionsgespräch, die Disputation und die Streitschrift; indeffen räumt ihnen der Vf. selber keinen unbedingten Werth ein, den sie auch durchaus nicht verdienen, da die Geschichte hinlänglich lehrt, wie sie meistens nur die Wirkung gehabt haben, die streitenden Parteyen zu erbittern und zu eigensinnigem Festhalten der ursprünglichen Meinung zu veranlassen, weil sie dialektischer Kunst und Kunstgriffen zu viel Spielraum gestatten. Ernste Zurückführung auf bestimmte, von beiden Theilen zuzugebende Grundprincipien in dem, alle Polemik absichtlich vermeidenden Tone ruhiger, streng wissenschaftlicher Erörterung scheint wohl das einzige Mittel zu seyn, das bey Bekämpfung des Irrthums zu einem sichereren Ziele führen kann.

**Besondere Polemik.** Erster Abschnitt, vom *Indifferentismus*. §. 1. Wesen desselben. Natürlich kann derjenige, welcher Gegenstand der Polemik ist, nicht der absolute seyn, der ohne völlige sittliche Abstumpfung nicht zu denken ist. Denn da er innerhalb des kirchlichen Lebens auftritt, muß er noch so viel religiöses Leben in sich tragen, dafs er einen Beweggrund findet, Religion von Irreligion zu unterscheiden. Dieser Indifferentismus entwickelt sich in dem Wahren der relativen Gleichgültigkeit gegen das Aeufsere und Unwesentliche der Religion. An sich ist es zwar eine Frucht des wahren Glaubens, das Zufällige und Kleine in der Religion im Vergleiche mit dem Großen und Wesentlichen gleichgültig anzusehen, Irrthum wird es aber, wenn diese gute Gleichgültigkeit entstellt wird zu gleichgültiger Nichtunterscheidung des Wesens der Religion von dem Zufälligen. Der Indifferentismus leugnet daher nicht das Daseyn der Religion, er verwechselt sie nicht mit Natur und Welt, allein sie gilt ihm nicht mehr als diese; er wird zum verderblichen Irrthume, sobald er in Verbindung mit religiösen Vorstellungen sich als Grundatz und Lehre in der Kirche darstellen will; die Lüge, auf der er unbewußt fußt, ist das Leugnen, dafs die Religion etwas von der Selbstentwicklung des creatürlichen Seyns verschiedenes sey, dafs es eine andere Beziehung des Menschen zu Gott, als die durch sein natürlich sinnliches Daseyn gäbe. So bildet sich die Meinung, als wenn das eben

die wahre Religiosität sey, was allen Religionen gemeinsam ist, das Positive des Christenthums aber nichtig und vergänglich. Die Religion des Indifferentisten ist die leere und laue Nichtachtung aller religiösen Gestalt und Bestimmtheit, und führt eben damit zur traurigsten Verarmung an der Liebe, also am rechten Leben. Weil nun dem Indifferentismus auch das Austreten aus der christlichen Kirche indifferent ist, so wird er Gegenstand der Polemik; doch verwirft der Vf. die Unterscheidung eines allgemeinen und besonderen Indifferentismus, nach welcher jener Gleichsetzung aller Religionen, dieser nur die der christlichen Parteyen enthalte, weil er behauptet, daß das Interesse für das Christenthum nur scheinbar sey, wenn man nicht zugleich das wahre christliche Leben in einer bestimmten Partey anerkennt. Allein kann der Vf. sich nicht die Ueberzeugung denken, die völlig befriedigt durch den Kern des Christenthums in keiner Schale kirchlicher Parteyen sich heimlich fühlt? §. 2. Die Erscheinung des Indifferentismus. Er ist immer in der Kirche vorhanden, aber er tritt nur dann hervor, wenn ihm einerseits durch harte Gegensätze im kirchlichen Leben ein scheinbares Recht gegeben wird, und wenn andererseits die Lebenskraft des religiösen Gefühls erschläfft ist. Wenn nämlich der kirchliche Streit um äufsere, kleine und menschlich zeitliche Dinge (welche sind das aber?) sich dreht, dann entsteht ein gewisses Recht des Indifferentismus in Ansehung der Gegenstände, um die Streitenden auf das Unbedeutende ihrer Streitpunkte aufmerksam zu machen. Dieses benutzt aber die Lüge, um solche Dinge unterzuschieben, über welche der Streit zwischen Kirche und Welt ewig nothwendig ist. Aus diesen Principien entwickelte sich zum ersten Male der Indifferentismus, als die Kämpfe der Nestorianer und Monophysiten, der Monotheleten und Dyotheleten, der Bilderfreunde und Bilderfeinde einen Ueberdrufs an religiösen Gegenständen vorbereitet hatten; so im Mittelalter die scholastischen und kirchlich constitutionellen Streitfragen; im siebenzehnten Jahrhunderte die heftigen Gegensätze in England, die den Deismus hervorriefen, der sich fast über ganz Europa verbreitete. Ihm trat *Kant* entgegen, der aber selbst nicht im christlichen Gebiete stehend, die Idee der Religion überhaupt erst zu einer Anerkennung bringen mußte, von der es lange unentschieden blieb, ob sie nicht den kirchlichen Indifferentismus selbst auf philosophische Weise begründen sollte. So erzeugte sich ein Kampf zwischen dem Indifferentismus in seiner höchsten Potenz und dem christlichen Glauben in speculativer Form, der noch fort dauert. §. 3. Die beiden Hauptformen des Indifferentismus sind Naturalismus und Mythologismus. Zwar könnte es scheinen, als ob der Indifferentismus seiner Natur nach das Hervortreten in bestimmten Formen siche, aber sobald er Grundsatz in irgend einem Systeme seyn will, so muß er in der Behandlung seines Gegenstandes auch in dem Gegensatze sich ausbilden, welchem überhaupt die denkende Auffassung der Dinge unterworfen ist, dem Gegensatze

des Realen und Idealen; so entstehen die beiden genannten Formen des Indifferentismus. *Erstes Kapitel. Vom Naturalismus.* §. 1. Der christliche Naturalismus unterscheidet sich dadurch vom deistischen und antichristlichen, daß er das Positive des Christenthums nicht bekämpft, aber mit dem Natürlichen identificirt; in sofern gehört er in das Gebiet der Polemik, während diese mit dem deistischen Naturalismus nichts zu thun hat. §. 2. Der Naturalismus begreift das Christenthum nur als natürliche Befriedigung des Religionsbedürfnisses, indem er darunter den aus der Uebereinstimmung des besseren Gefühls mit den Natureindrücken sich bey allen Völkern hervordrängenden Trieb versteht, ein höchstes Wesen als Gott anzuerkennen, von dem er seine Eindrücke ableitet, und auf das er seine Handlungen bezieht. Die Natur ist ihm die ganze Offenbarung Gottes, und er begreift nicht, daß die Religion in einem über die Natur hinausgehenden geistigen Verhältnisse zwischen Gott und den Menschen bestehen könne; er nimmt eine allgemeine gesunde Natur an, die im Menschen ihren Höhenpunct als Religion hat, und erkennt das Christenthum neben anderen Entwicklungen des natürlichen Religionsfinnes in der Menschheit als die Religion an, die alles Menschlich-natürliche am sichersten und folgerichtigsten hervorfördere. Obgleich nun der Naturalismus als ein nothwendiges Gegengift gegen den Manichäismus zu betrachten ist, nach welchem die Natur an sich böse ist, und durch die Religion vernichtet werden soll, so muß man doch zwey Irrthümer ihm vorwerfen: 1) daß er den allgemeinen und freyen Abfall des Menschengeschlechtes von Gott nicht anerkenne, und deshalb in dem Wahne von einer gesunden Universalnatur bleibe, welche die Religion selbst hervorzubringen im Stande sey (was der Vf. aber von gewöhnlichem orthodoxen Standpunkte aus leugnet); 2) daß er die Heiligkeit in der Liebe Gottes nicht anerkennt, vermöge deren das rechte Verhältniß zu Gott nicht anders als unter Aufdeckung und Aufhebung der Sünde hergestellt werden kann; wodurch er mit Naturalismus und Pantheismus zusammenhängt. Aber der Vorwurf des Vfs., daß der Naturalismus die Heiligkeit Gottes nicht kenne, der die Sünde durch eine unüberwindliche Stiftung (das Positive in der Religion) zurückdränge, weil er diese nur als Schwäche der Natur annehme, von deren Grunde er nicht Rechenschaft zu geben wisse, wird auf ihn selbst zurückfallen, da er ja selbst von der Entstehung des Bösen nicht Rechenschaft geben kann, und mit seiner Theorie vom Tode Christi, den auch die späteren Christen noch verschuldet haben sollen (woher er selbst unnütz und unwirksam erscheinen muß) schwerlich durchdringen wird. §. 3. Der Naturalismus ist indifferent gegen Wunder, Geheimnisse und heilige Schrift, weil er sich nicht durch die Offenbarung zur Anerkennung eines dreyeinigen Gottes und des Ansehens seines Gesandten führen läßt. 1) Denn er hält die Natur für eine gleich volle Offenbarung Gottes, als jede andere in der Geschichte sich erweisende, und bedarf zu ihrem Verständnisse

nicht einen Sprecher und Offenbarer, d. h. einen Logos, der gerade, um den Sinn der Natur zu erschließen, wahre Wunder braucht, welches nichts Anderes als die Beherrschung der Natur zum Zwecke des offenbarenden Wortes ist. Und diesem inneren Wunder des lebendig redenden Gottes schliessen sich die äusseren sichtbaren an, weil es in höherem Sinne (?) natürlich ist, dass die Natur sich aus ihrer materiellen Umschließung heraus der lebendigen Stimme ihres Herrn entgegen bewege. 2) Da er ferner die religiösen Geheimnisse für nichts Anderes hält, als was wir Alle wissen und täglich sehen, für sprachliche und natürliche Symbole des allgemein religiösen Menschenfinnes, so bleibt ihm auch kein göttliches Wort im eigentlichen Sinne übrig. Denn er kennt nur die Bedeutung des Wortes von seiner abstract-empirischen und speculativ-poetischen Seite, während der Vf. noch eine dritte, die religiöse und ursprüngliche ihm vindicirt, diejenige, zu welcher der Geist und die Kraft des Logos, als der persönlichen Offenbarung, das Wort wieder weicht. Das Wort unter diesem Einflusse hat eine schaffende, das Innere der Wesen aufschliessende, die Dinge in einem Sachbilde darstellende Kraft; in sofern es nun auch auf diese Weise die geheimen Tiefen des göttlichen Wesens unter Aufschliessung der realen Nachbilder desselben in der Schöpfung ausspricht, so weit es in dem Willen Gottes gegründet ist, so giebt es Geheimnisse in der Religion, denen es übrigens durchaus nicht an Zugänglichkeit fehlt, wie das Geheimnisvolle nicht dem Klarsten. 3) Endlich da er keinen anderen Begriff vom Geiste hat, als den von einem der Naturkraft einwohnenden, zum Grunde liegenden Lebensprincipe, und der Begriff des heiligen Geistes ihm fremd ist, so kennt er keine Inspiration und keine unter ihrem Einflusse entstandene Schrift. Begabtheit mit dem göttlichen Geiste und Genialität ist ihm eins, und die heiligen Schriften haben für ihn nur Werth, weil sie aus einer besonderen menschlichen Genialität hervorgegangen sind, und es fehlt ihnen das Charakteristische in seinen Augen. Als Wurzel des Indifferentismus ergiebt sich die Nichtanerkennung der göttlichen Dreyeinigkeit. §. 4. Der Indifferentismus ist indifferent gegen alles, wodurch sich Christus als Erlöser bewährt, und kennt nur eine natürlich psychologische Anregung durch seine Lehre und Stiftungen. 1) Da der Naturalist keine Sünde kennt, sondern nur eine Erkrankung der Natur, so bedarf er auch keines von der Sünde absolut freyen Erlösers, sondern nur eines Arztes, dessen Lehre Grund von dem wurde, was man die christliche Religion nennt; freylich im Widerspruche mit dem Positiven und der historischen Ueberlieferung des Christenthums. 2) Zwar verlangt der Naturalismus auch die Nothwendigkeit einer gewissen Veränderung des sündig schwachen Menschen zum Besseren, allein sie ist ihm nur eine partielle, aus eigener Kraft durch Empfindung der Reue und die Stärke des Willens hervorgebrachte. Eine Mittheilung neuer göttlicher Kraft bedarf er nicht, sondern nur eine Weckung

der in der Menschheit naturgemäss vorhandenen, die durch das Andenken an Christus und die Vergewärtigung seiner sittlichen Aussprüche geschieht. Alle Veränderung ist nur Besserung, nicht Anfang des Guteyens, die Reue entsteht nothwendig aus einem geweckteren Naturgefühl und einem geschärfteren Verstande für die nachtheiligen Folgen unserer Vergewaltigungen; Mangel derselben ist Unbildung des Gefühls und Verstandes; die Kraft des Willens darf nicht von Gott erwartet werden, sie ist immer da; das Ziel ist naturgemässes Leben. Der Irrthum liegt darin, dass er aus der Natur des Menschen und nicht aus der Gnade Gottes in Christo zur Freyheit von der Sünde gelangen zu können glaubt, und nicht das Gefühl des Unrechts gegen Gott aufkommen lässt; daher die Kraft des Willens, die unabhängig vom Glauben an Christus aus einem Zusammennehmen des Eigenen entstehen soll, wesentlich selbstfisch ist, und unfähig, einen wahren Fortschritt zur christlichen Vollkommenheit zu bewirken. Da endlich das göttliche Gesetz nicht in seiner positiv in der Schrift bezeugten Heiligkeit anerkannt wird, geht auch ein grosser Theil der nur durch die Sünde entstandenen Richtung der Triebe in den naturalistischen Begriff der zu veredelnden Naturtriebe ein. 3) Von den Stiftungen Christi und der ganzen kirchlichen Gemeinschaft hat der Naturalismus nur solche Vorstellungen, nach denen dabey allein eine Benutzung psychologischer Einsichten zu den Zwecken gesellschaftlicher Zusammenhaltung gefunden wird. Das Gebet ist ihm nur ein Ausströmen des Gefühls, Taufe und Abendmahl äussere Ceremonie. Dass der Vf. dies bestreitet, versteht sich von selbst, nur hat seine Vorstellung vom Gebet, die hier freylich nicht ausführlich dargelegt ist, etwas Gefährliches. *Zweytes Kapitel, vom Mythologismus.* §. 1. Derselbe ist diejenige Form des Indifferentismus, in welcher das Mythische der nichtchristlichen Religionen dem Göttlichen des Christenthums gleichgestellt wird. Dass unter dem Mythologismus nicht etwa die mythische Ansicht von der evangelischen Geschichte verstanden werden solle, dagegen verwahrt sich der Vf. von vorn herein, indem er diese so sehr dem Wesen des Christenthums feindlich gegenüberstehend findet, dass er sie gar nicht als einen Gegenstand der Polemik ansieht. Allein durch ein so vornehmes Ignoriren wird nichts gewonnen, und vielmehr nur die Schwäche verrathen, jene frisch und gewaltig in unseren Tagen (wenn gleich keinesweges zum ersten Male) hervortrende Ansicht mit siegreichen Waffen bekämpfen zu können. Der Vf. hätte sich daher um so mehr auch auf die Widerlegung desselben einlassen müssen, als sie unleugbar mit dem Mythologismus verwandt ist, und offenbar in der Kirche zur Anerkennung kommen wird. Schon jetzt ist es die Ansicht, der der grösste Theil der Laien und eine nicht geringe Zahl der Theologen huldigt, die nur nicht den Muth haben, sie auszusprechen, da die Staaten einmal als Beschützer der Orthodoxie aufgetreten sind, weil sie dieselbe für das beste Gängelband halten. Wir wollen es nur dem

wackeren *Straufs* gestehen, daß die mythische Ansicht wohl die einzige Form ist, in der das Christenthum sich ferner noch halten kann; und sie ist selbst so wenig indifferent, daß sie allein eigentlich im Stande ist, den Indifferentismus unserer Tage gegen die christliche Religion, den gerade das Festhalten der veralteten Orthodoxie hervorruft, zu heilen. Der Mythologismus des Vf. nun ist in der Art indifferent gegen das Wesen des Christenthums, daß er die Mythen nichtchristlicher Religionen für gleichberechtigt mit den Thatfachen und Lehren (?) des Christenthums ansieht, indem er es dahingestellt seyn läßt, ob diese wahr oder falsch sind. Er glaubt an das Schöne, als an die Religion selbst, und die indifferentistische Gleichmachung der Religion und der Kunst ist sein innerstes Wesen. Eine vollständige Partey solcher mythologischer Ueberzeugung hat es nach dem Vf. zwar nicht in der Kirche gegeben, er leitet aber den Ursprung des Mythologismus aus einer Vermischung des Gnosticismus und Neuplatonismus her, die sich in der Kirche weiter verbreitete durch die Restauration der Wissenschaften, und noch jetzt unter Künstlern, Kunstphilosophen und Kunstliebhabern viele Anhänger findet. Daß auch unsere trefflichen und gottbegeisterten Dichter, *Goethe* und *Schiller*, schlecht wegkommen, versteht sich von selbst, sie hätten jedenfalls bey Herrn *Sack* in die Schule gehen sollen, um zu lernen, was christliche Wahrheit ist. §. 2. Da im Mythologismus die Offenbarung Gottes in die Erscheinung des Schönen gesetzt wird, indem er die poetisch-bildende und empfangende Kraft des menschlichen Geistes als die einzig wahre Offenbarung Gottes ansieht, und Religion für ihn nur Werth hat dadurch, daß sie den Schönheitsinn durch Symbole und Sagen an das religiöse Bedürfnis anknüpft und befriedigt, so kann weder Gottes Wille mit dem Menschen, noch die Sünde und der Werth der Erlösung richtig erkannt werden. Denn da der Mensch nur bestimmt ist, die am schönsten erscheinende Creatur zu seyn, so ist die Sünde nichts Anderes als Rohheit, Unentwickeltheit des ästhetisch harmonischen Sinnes; Christus ist nicht der sündlose Sohn Gottes, der die

Sünde sühnt und die Wahrheit selbst ist, sondern die in das Helldunkel der Geschichte eingehüllte, eine neue Periode ästhetisch religiöser Weltanschauungen vermittelnde Person. Das Streben des Mythologismus geht auf eine künstlerische Reproduction des Heidenthums unter christlichen Formen. *Zweyter Abschnitt, vom Literalismus.* §. 1. Dieser ist derjenige Irrthum, vermöge dessen man durch bloße Festhaltung der Hülle der Religion diese selbst zu haben glaubt. Der Name ist vom Vf. neu gebildet, und bezeichnet nicht unpassend diejenige Richtung, welche nur an dem Aeußeren der Form und des Buchstaben hängt; auch mag sein Zusammenhang mit dem Indifferentismus richtig nachgewiesen seyn, indem, durch Trägheit und Flachheit des Herzens bestochen, der Geist die Festhaltung der Form für das eigentliche Antidifferentistische hält. Er beruht auf dem Irrthume von der Haltungslosigkeit der Wahrheit in sich selbst und der absoluten Nothwendigkeit der endlichen Form. §. 2. Die geschichtliche Entwicklung ist bedingt durch eine demselben vorangegangene Laueheit und durch das Vorhandenseyn verjährt und sehr ausgebildeter menschlicher Formen. Es sind drey Perioden seines besonderen Hervortretens durch das Herrschendwerden allzu fester kirchlicher Lehrformen im fünften und sechsten, durch den Geist buchstäblicher Kirchlichkeit im neunten, und durch die starre Einbauung in die Ausdrücke und Gedankenformen der symbolischen Bücher in der protestantischen Kirche im sechzehnten Jahrhundert. §. 3. Die zwey Hauptformen des Literalismus sind der *Ergismus*, je nachdem er mehr an die Formen des kirchlichen Lebens anschließt, und ein nichtiges Vertrauen auf das Werk als Werk in seiner Gesondertheit setzt, und der *Orthodoxismus*, je nachdem er sich mehr an die Formen der Lehre hält, und eine solche buchstäbliche Auffassung der Orthodoxie (die der Verf. übrigens für eine von dem ächten kirchlichen Leben unzertrennliche Denkart erklärt) billigt, wodurch diese im Unwesentlichen gesucht wird.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

**KINDERSCHRIFTEN.** *Nördlingen*, b. Beck: *Biblische Lehren und Geschichten*, in Reime gebracht, und nach dem in Bayern eingeführten Spruchbuche zu Luthers Katechismus geordnet von *Christoph Carl Hornung*, evangel. Pfarrer. 1838. VIII u. 156 S. 8. (9 gr.)

Wie sonderbar auch die Ankündigung einer in Reime gebrachten Katechismuslehre sich ausnimmt, so ist dieser Gedanke, in wie fern die leichtere Einprägung des christlichen Lehrstoffes in das Gedächtnis und die Behaltbarkeit desselben beabsichtigt wird, so übel nicht, nur kommt es auf die rechte Behandlungsweise an, daß dieser Zweck wirklich erreicht

werde. Wir können in dieser Hinsicht diesem Büchlein nur einen guten Erfolg versprechen. Die Anordnung ist einfach die des kleinen Luther'schen Katechismus. Die den einzelnen Abschnitten desselben entsprechenden Bibelsprüche sind in Reimversen dargestellt. Diese haben die rechte Kürze, Einfachheit und Klarheit des Gedankens und des Ausdrucks, eine rein biblische Fassung, die nöthige Abwechslung des Metrums, fast durchgängige Reinheit des Reimes, und sind somit zum Auswendiglernen ganz geeignet. Ein kurzer Anhang enthält gereimte Gebete, Neujahrs- und Geburtstags-Wünsche für Kinder, und allgemeine Klugheitslehren. K....r.



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

1 8 3 9 .

## T H E O L O G I E .

HAMBURG, b. Perthes: *Christliche Polemik* von  
Dr. K. H. Sack u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

*Erstes Kapitel, vom Ergismus.* §. 1. Sein Wesen besteht in dem Irrthume, daß Alles im Christenthume nur dazu da sey, um religiöse Werke als Mittel der Seligkeit hervorzubringen; sie sind ihm der Mittelpunkt, statt daß er sie nur als Uebungsmittel und Durchgangspuncte zu der Empfänglichkeit für das Werk Gottes in Christo ansehen sollte. Er ist Semi-pelagianismus, und die scholastische Lehre vom *meritum congrui* ist auf ihn basirt. §. 2. Der Glaube ist im Ergismus nur Anfang und Wurzel der Werke, nicht Mittel der Rechtfertigung. Auf einer ungründlichen Ansicht vom Falle und der Erbfünde, als welche nicht einen wahren geistigen Tod in sich schliesse, beruhend, und die göttliche Offenbarung nicht sowohl als die Kundmachung des von Gott Gethanen, als vielmehr des von den Menschen zu Thuenden ansehend, bildet er eine Vorstellung vom Glauben, wonach dieser die verständige Aufnahme des nach Gottes Willen zu Thuenden, und nur der Anfang der Werke, ja selbst nur ein mehr innerliches Werk ist; als solcher ist er auch nur rechtfertigend, d. h. die Werke sind es im Wesentlichen ebenso, wie der Glaube. Daher erfasset er den Begriff des Glaubens, als allmähliches Gutwerden und Heiligen, und leugnet, daß er dem Sünder das volle Bewußtseyn der Rechtfertigung bey Gott mittheilen könne. Der Glaube wird daher als eine Tugend angesehen, und muß etwas von menschlichen Kräften Hervorgebrachtes seyn; Glaube und Offenbarung stehen somit einander gegenüber, statt daß diese sich durch Schaffung von jenem, als einem inneren Principe, vollendet. §. 3. Nach dem supernaturalistisch moralischen Standpuncte, der dem Ergismus der höchste ist, kann dieser die wahre Ansicht von dem Werthe der Werke nicht festhalten. Da er die Befolgungen des Gesetzes Gottes auch ohne den Glauben schon für gute Werke hält, so schätzt er die Werke in dem Maße, als sie eine mehr oder minder äußerliche Versicherung seines Gnadenstandes zu geben scheinen. Daher er zu äußerlichem Gebrauche der Sacramente und Befolgung der Kirchengesetze verlangt; indem er in mosaischer Befan-

genheit schon das bloße Thun derselben als eine Förderung des Gnadenstandes ansieht. Besonders polemisirt der Verf. gegen die Heiligenanrufung der katholischen Kirche, wie überhaupt der Ergismus vorzüglich in dieser zu Hause ist, doch auch in verfeinerten Formen in der protestantischen erscheint. *Zweytes Kapitel, vom Orthodoxismus.* §. 1. Dieser ist diejenige Form des Literalismus, in welcher durch Entstellung und Ausartung der nothwendigen (?) Orthodoxie die buchstäbliche Form derselben zur Erreichung des Zweckes des Evangeliums für nöthig erachtet wird. Er entspringt aus dem Mißtrauen in den Geist Christi und Gottes, daß es ihm allein nicht möglich seyn werde, die Wahrheit in ihrer wesentlichen Form in der Kirche zu erhalten, und zu jeder Zeit diejenige menschliche Form hervortreten zu lassen, welche den Wirkungen des Evangeliums am vollständigsten zum Organe dient; und so hängt der Orthodoxismus mit den höheren Graden der Selbsttäuschung und mit der Lüge zusammen, und die Geschichte der Kirche lehrt, daß in ihm sich eine Masse von Stolz und Leidenschaft zusammengestellt hat. §. 2. Dem Orthodoxismus fehlt die wahre Achtung von der Schriftlehre, indem er in Ansehung kirchlicher Lehrbestimmungen Grundsätze befolgt, die sich mit der richtigen Auffassung der heiligen Schrift nicht vertragen; dadurch läßt er sich verleiten, kirchlichen Lehrformen und Bekenntnisschriften ein unstatthafes Ansehen einzuräumen. Die Schrift ist höher als jedes menschliche Buch, und kann nicht Symbol für irgend eine zeitlich locale Gestaltung der Kirche seyn, aber sie ist das Einzige, wodurch eine ächt kirchliche Aufstellung und Gültigkeit der Bekenntnisschriften erlangt werden kann. In diesem Geiste polemisirt der Vf. gegen blinde Symbololatrie, die gerade in unserer Kirche als Gefährtin des Orthodoxismus aufgetreten ist, und noch jetzt aufzutreten pflegt. §. 3. Da im Orthodoxismus eine unwahre Gleichstellung des Schriftwortes mit dem kirchlichen Worte gegeben ist, so faßt er auch das Göttliche, d. h. das von Gott Ausgesagte, menschlich, und legt Gott die menschlichen Eigenthümlichkeiten bey; das Mystische, welches von der Thatfache des durch Christus in die Menschheit gekommenen neuen Lebens, und von dem Zusammenhange seiner Kirche mit ihm selbst unzertrennlich ist, empirisch; daß beziehungsweise Wahre, welches nur dadurch seine Gültig-

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

keit hat, daß Gott und Mensch in gegenseitiger lebendiger Beziehung gedacht werden, irrig als absolut. Jene erste Richtung tritt besonders in der lutherischen Kirche hervor, die zweyte in der römischen, die dritte in der reformirten. 1) Der erste Irrthum zeigt sich besonders in einer irrigen Auffassung der Lehre vom Zorne Gottes und von der Rechtfertigung durch den Glauben, als ob das Opfer Christi eine Veröhnung des beleidigten Gottes, und er selbst gestraft worden sey; und als ob die starre Auffassung und begriffliche Klarheit zur Rechtfertigung des Sünders vor Gott durch den Glauben gehöre. 2) Der zweyte Irrthum tritt hervor in der sinnlich empirischen Auffassung des Mythischen, besonders da, wo eine wahre und reale Vereinigung Gottes mit der Menschheit bezeugt wird, die nur unter Voraussetzung eines inneren Erhöhenfeyns des Gemüths in die Sphäre des heiligen Geistes verstanden werden kann. Vorzüglich trifft dies die beiden Lehrpunkte von der Vereinigung der Gottheit und Menschheit in der Person Christi, die leicht in Identificirung beider geräth, und die Einheit der Natur behauptet; und von der Mittheilung des himmlischen Lebens Christi in den Sacramenten, wodurch die falsche Vorstellung von der Transsubstantiation und von dem Einsfeyn der göttlichen Substanz und des sichtbaren Elements im Abendmahle bey den Lutheranern entstand, und in Betreff der Taufe die Verbindung derselben mit der vollständigen Wiedergeburt, was die Nothtaufe hervorrief. 3) Der Irrthum absoluter Auffassung des beziehungsweise Wahren zeigt in der Behandlung der Lehre vom Unvermögen des Menschen zum Guten und von der Erwählung, indem durch die Annahme absoluten Unvermögens zum Guten theils ein finsternes und kraftloses Stehenbleiben der Reflexion bey dem Gefühle des absoluten Verderbens durch die Sünde (bey Lutheranern), theils die selbstbetrügerische Consequenz erzeugt wird, daß der Mensch ohne das Vermögen zum Guten auch nichts Gutes zu unternehmen brauche (bey Reformirten). Eine absolute Verwerfung und Erwählung von Seiten Gottes ohne Rücksicht auf die freye Thätigkeit des Menschen steht aber im Widerspruche mit Gott selbst und seiner Schöpfung, und bringt Schrofheit in der Behandlung, Geringsachtung des Wortes Gottes, Ungewißheit über die eigene Erwählung oder heillose Sicherheit hervor. *Dritter Abschnitt, vom Spiritualismus.* §. 1. Dieser als diejenige Verirrung, nach welcher das religiöse Geistesleben unter Losreißung vom göttlichen Worte gesucht wird, hat eine historische und psychologische Anknüpfung an den Literalismus. Er erhebt den Geist Gottes, und behauptet, sich auf die vollständigste Weise mit ihm zu einigen, verachtet aber das leibliche Wort, in dem allein (?) es Gott gefallen hat, seine Geistesfülle mitzuthellen; und indem er den Inhalt des Wortes und des aus ihm entspringenden Glaubens nicht mehr in der Gott und Geschöpf vereinigenden Liebe Gottes im Heilande findet, bildet er sich einen unwahren Inhalt, der besonders die Liebe verkennt. Das Lügen-

hafte des Spiritualismus, die Vorfpiegelung, als wenn die Bestimmung des Menschen in einer gottgleichen Unleiblichkeit bestehe, erzeugt Kälte gegen die Schrift und die Gemeinschaft der Kirche, sowie stolze Religiosität, woher der Verf. die Bestreitung desselben als den Mittelpunkt der Polemik ansieht. §. 2. Das Erscheinen des Spiritualismus hängt theils von gewissen Entwicklungsstufen der Wissenschaft ab, in denen sie vorzugsweise den Geist in seiner Unabhängigkeit von der Natur hervortreten läßt, oder die Einheit des Geistes mit der Natur als das vorherrschende Princip ihrer Thätigkeiten zu Grunde legt; theils von dem Nachlassen gesetzlichen Druckes der Geister, wo diese dann ihre Befreyung in der Weise der Unabhängigkeit und Lust an der willkürlichen Bewegung fühlen. So entwickelten sich der Gnosticismus, der Arianismus und Pelagianismus, die Scholastik, der Socinianismus und endlich der Rationalismus, den Kant folgerichtig ausbildete. §. 3. Die Hauptformen des Spiritualismus sind der Rationalismus, der von der göttlichen Thatfache abstrahirt, und in dieser Abstraction und in der reflectirenden Reduction derselben auf ein Allgemeines die Religiosität sucht; und der Gnosticismus, der das göttliche Wort zwar als positive Thatfache anerkennt, aber sie für Product des Geistes selbst hält, in sofern dieser mit dem göttlichen Geiste eins sey; und behauptet, daß der Geist, indem er diese Thatfache durchdringe, sich selbst begreife, und zum Bewußtseyn seines eigenen Lebens und Wirkens gelange. *Erstes Kapitel, vom Rationalismus.* §. 1. Man nannte früher auch Rationalismus diejenige Richtung, vermöge welcher man die allgemeine Idee der Religion, welche von dem Daseyn der Vernunft unzertrennlich ist, in aller Entwicklung der Religionslehre festhält, also eigentlich das vernünftige Denken in der Religion; oder auch das Streben, die positiven Religionslehren in das wissenschaftliche Begriffssystem aufzunehmen. Allein der fehlerhafte und in der Kirche zu bekämpfende Rationalismus besteht in einer falschen Auffassung des Verhältnisses der menschlichen Vernunft zur christlichen Religion, indem er, die eigenthümlich göttliche Positivität der christlichen Religion, ihr concretes religiöses Verhältniß der durch Christus vollbrachten und von da fortwirkenden Veröhnung verneinend, abstracte Vernunftgedanken als das Höchste und die Norm der Religiosität annimmt, und das Positive des Christenthums nur als historisches Aggregat der besten Vernunftgedanken, als ein äußeres Anregungsmittel der menschlichen Vernunft, nicht als die schlechthin göttliche Einheit der Idee und der Geschichte anlieht. So leicht diese Denkweise auch durch überspannte kirchliche Gefetzlichkeit und orthodoxistische Beschränktheit in der Kirche hervorgerufen wird, da die Nothwendigkeit einer Wechselwirkung des christlichen Lebens mit der Entwicklung des allgemeinen Denkens sich von selbst versteht, so steht sie doch durch ihre Unfähigkeit, die Vernunftgedanken dem lebenvollen Lichte der wahren Religion vertrauend zu öffnen, mit dem Bösen und der Lüge im Zusam-

menhange. Drey Perioden treten in der Geschichte des Rationalismus hervor, die erste von *Semler* bis *Kant*, die empirisch - aufklärende; die zweyte die *Kant'sche* oder imperativische, in sofern die praktische Vernunft mit dem, was sie über das Sollen des Menschen wissen kann, als der wahre Inhalt der positiven Religion angesehen wird; die dritte die unter dem Einflusse von *Jacobi* und *Fries* sich gestaltende oder die ideal-ästhetische, in der ein ideales Element hinzutritt, welches sich im Gefühl ästhetisch objectivirt, und auf diese Weise als Glaube und Ahnung alle Verstandesbegriffe weit unter sich lassen soll. Aus allen diesen drey Perioden hat der heutige Rationalismus seine Elemente entnommen, führt aber den Streit in vieler Hinsicht wieder auf die vorkantische Vermischung des Verschiedenartigsten zurück. Es erhellt auch, daß Rationalismus nicht einerley mit Naturalismus sey, mag letzter sich als Deismus oder Indifferentismus gestalten, wenn er auch in Ansehung der kirchlichen Wahrheit nicht besser, ja in mancher Hinsicht gefährlicher als dieser ist. §. 2. Der Rationalismus nimmt das Wort Christi nicht als eigentliches Wort Gottes an, woher er mit Unrecht dem Supernaturalismus gegenüber gestellt wird, der sich auch mit ihm vereinigen kann, wie der Socinianismus beweist. Der Rationalismus stellt aber die drey Sätze auf: 1) die Ueberlieferungen der Worte Jesu seyen nicht lauter genug, um mißverständliche Zusätze von seinen eigenen Sätzen sicher zu scheiden; 2) das Zeugniß Jesu vom Ursprunge seiner Worte bedeute nur ihre Vernunftmäßigkeit; 3) die Auferstehung Jesu sey unfähig, die unterscheidende Göttlichkeit seiner Worte zu befestigen. Was der Vf. gegen den ersten Satz, der ein Mißverstehen Jesu und seiner Aussprüche von Seiten der Apostel bedingt, vorbringt, daß dieß den Vorwurf einer schlechten Wahl Jesu enthalte, scheint durchaus mißlungen, da der Vf. doch nicht wird leugnen können, daß die Apostel nach dem Berichte der Evangelien selber häufig ihren Meister mißverstanden, und er daher selbst Jesum mit diesem Vorwurfe, den er im Sinne der Rationalisten macht, belästigt. Gegen den zweyten Satz macht der Verf. geltend, daß der Inhalt der Worte Jesu nicht Vernunftwahrheiten, sondern die Lehre von seiner Person als Christus sey. allein Hr. S. dreht sich im Cirkel, und benutzt das zum Beweise, was gerade erst bewiesen werden soll, und von den Gegnern geleugnet wird; die Wirkung, die die Erzählung von Jesu auf das Gefühl vieler Personen habe, kann der Vf. aber wohl nicht im Ernste als Beweismittel gelten lassen. Aehnlich steht es mit der Widerlegung des dritten Satzes, die auf jene gegründet ist. Denn indem er dem Rationalismus vorwirft, daß er unrichtiger Weise die Wunderwerke Jesu und die Auferstehung in eine Reihe stelle, sucht er seine Behauptung, daß Thatfachen für den allgemein vernünftigen Inhalt einer Lehre nichts beweisen können, dadurch zu widerlegen, daß der Inhalt der christlichen Religion Thatfache sey. Allein wir müssen gestehen, daß uns die Religion sehr leer und unbe-

friedigend vorkommt, die nichts weiter als Thatfache lehrt. Wenn aber in Beziehung auf die Auferstehung der historische Beweis benutzt wird, daß die Apostel den Glauben an dieselbe als Anfangspunct der Bekehrung verlangt hätten, so trifft diesen dasselbe Schicksal aller historischen Beweise, d. h. sie überzeugen nur diejenigen, die mit solchen äußerlichen Gründen der Ueberzeugung zufrieden sind. §. 3. Der Rationalismus durch das Leugnen der Erbsünde zerstört das Gefühl von der Nothwendigkeit eines wahren Mittlers zwischen Gott und den Menschen. Seine Gründe stützt er darauf: 1) es sey unwürdig, von Gott zu denken, daß er in Folge der Sünde des Stammvaters dem ganzen Geschlechte die Kraft zum Guten habe verloren gehen lassen; 2) es gebe keine Stelle der Schrift, welche dem Menschen die natürliche Tüchtigkeit zum Guten abspreche; 3) es sey nicht abzusehen, warum das in der Erfahrung sich allerdings herausstellende Vorherrschen der Sinnlichkeit müsse als Sünde angesehen werden. Der Vf. widerlegt dieß, indem er zeigt 1) daß eine falsche Vorstellung von der Kraft der Vernunft dem Rationalismus die Thatfache der mangelnden Kraft zum Guten verbirgt; denn er leugnet die Fähigkeit der Vernunft, aus sich das Verhältniß des Bösen in der Menschheit zu Gott zu begreifen, da das Böse keine Idee, sondern eine Thatfache und die Kunde eines irgendwie (?) in Mißverhältniß zu Gott gerathenen Seyns sey. 2) Daß die Nichtanerkennung eines eigentlichen Wortes Gottes in der Schrift den Rationalismus das Gewicht der Zeugnisse derselben für angeborene Sündhaftigkeit oder für die Sünde als Gattungsfehler übersehen läßt, wobey er besonders den Fehler begehe, die Stellen, welche dafür angeführt werden, nicht im Zusammenhange mit den Stellen über das allgemeine Daseyn der Sünde in der Welt zu betrachten; daß die Schrift aber das Verhältniß der Forterbung der Sünde in dogmatischer Weise für sich nicht ausspreche, geschehe daher, weil sie eben über den Zusammenhang der Erbsünde mit der Thatfunde Licht verbreiten will. 3) Daß nur Mangel an Auffassung des Sinnes und Lebens Christi es möglich macht, sich das Vorherrschen der Begierde als etwas Unfündliches zu denken. Denn da Sünde Alles seyn muß, was dem Alleinherrschen der Liebe Gottes und der Menschen, wie es in Christo gesehen worden, wesentlich unähnlich ist, so wird diese auch da anerkannt werden müssen, wo der niedere, nur zum Dienen bestimmte Trieb herrschend wird. Die Folge solcher Ansicht ist entweder tugendhafte Ausrottung des Natürlichen mit stolischer Ueberspanntheit oder laxer Unterscheidung großer und kleiner Sünden. §. 4. Der Rationalismus durch Leugnung der Gottheit Christi (und damit auch der Dreyeinigkeitslehre) und der Objectivität der Veröhnung beraubt das Erlösungswerk seines religiösen Charakters, und verwandelt es in ein moralisches Vorbild. Die Gründe, die er gegen die Gottheit Christi anbringt, sind a) die Annahme derselben sey an sich unvernünftig; was der Vf. zugeben wollte, wenn der Begriff des

Rationalismus von der Vernunft, von ihrer aus sich selbst religiöse Begriffe bildenden Kraft, von ihrem Wissen um die Unvereinbarkeit Gottes und der menschlichen Natur richtig wäre. *b)* Es gebe keine Schriftgründe dafür, wo sich der Vf. nur durch die Behauptung zu helfen weiß, daß in der Schrift hauptsächlich nur von der einen, nämlich der menschlichen Natur Christi, die Rede sey. *c)* Die Entstehung dieser Vorstellung beruhe auf historisch falschen Voraussetzungen. Daß Christus wenigstens darüber nichts gelehrt habe, erklärt der Vf. dadurch, daß er die Sache als ein vorläufiges Geheimniß angesehen habe (womit freylich alles sich rechtfertigen läßt); übrigens ist es richtig, daß die absolute Sündlosigkeit damit auch fällt.

2) Gegen die Veröhnungslehre stellt der Rationalismus die Sätze auf: *a)* es sey wider den Begriff der heiligen Liebe Gottes, daß er zur Begnadigung der Menschen den Tod des Gerechten für nothwendig erachtet habe. Der Vf. führt dagegen die Thatfache des Todes Christi an, es handele sich daher nur um den Zweck derselben; dieser könne nicht ein Nebenzweck, sondern müsse der höchste Zweck seyn, folglich (?) die Veröhnung der Menschheit mit Gott. *b)* Die Aussprüche des N. T. über diesen Gegenstand seyen als nichts beweisende Accommodationen an den israelitischen Opfercultus anzusehen. Dagegen bemerkt der Vf., wenn die uns überlieferten Worte Christi selbst für diesen Veröhnungsbegriff zeugen, so ist aller Grund vorhanden, daß der Herr selbst das Wesentliche in kürzeren Andeutungen vor seinem Tode, und in ausführlicheren und um so feierlicheren nach seiner Auferstehung den Jüngern mitgetheilt habe (?). Da ferner Christus den Aposteln den Geist der Wahrheit versprochen habe, so könnten diese nicht in jüdische Irrthümer zurückverfallen seyn; daß sie aber in Ausdruck und Vorstellung sich an den alttestamentlichen Opfercultus angeschlossen hätten, zeige den göttlichen Zusammenhang des alten und neuen Bundes. *c)* Die Lehre von der durch Christus vollbrachten Veröhnung sey für die Sittlichkeit verderblich. Dagegen spreche indessen die Erfahrung, außerdem beruhe diese Vorstellung auf einer Verwechslung der Sünde mit Untugend und der Gerechtigkeit mit der Tugend; diese aus eigener Kraft will das Christenthum gar nicht (*sic!*), sondern die Erzeugung wahrer Gottesliebe im Innersten des Menschen, die nur durch die Erkenntniß Gottes, als des veröhnenden, möglich ist. §. 6. Der Rationalismus untergräbt durch Verbreitung eines klügelnden Geistes im Gebrauche der Schrift alle feste Grundlage der kirchlichen Gemeinschaft, indem er verkennt, daß die Kirche auch die Aussprüche Jesu annimmt, deren Inhalt Thatfachen aus der unsichtbaren Welt sind. Sie gesteht zwar das Recht der historisch kritischen Untersuchung zu, ob etwas zum Kanon Gerechnetes ein Wort Jesu enthalte oder nicht, aber sie läßt nicht verwerfen, wovon sie überzeugt ist, daß Jesus es gesprochen

habe (das scheint denn doch wohl ein Widerspruch zu seyn!). Ferner überieht der Rationalismus, daß das Wort Jesu dem A. T. göttliches Ansehen giebt, und die Vff. des N. T. durch den Geist der Wahrheit zu glaubwürdigen Zeugen macht. *Zweytes Kapitel, vom Gnosticismus.* §. 1. Diejenige Form des Spiritualismus, in welcher das Erkennen in seiner Selbstüberhebung über das göttliche Wort als Mittel der Vereinigung mit Gott angesehen wird, ist der Gnosticismus, der, an sich schon eine Verirrung des Strebens nach Erkenntniß bezeichnend, hier im weiteren Sinne genommen, das ungesunde Verhältniß dieses Strebens zum Inhalte des Glaubens darstellt. Er erkennt die Schrift nicht als Wort Gottes an, sondern sie ist ihm das Erscheinen des menschlichen Geistes, daß er unbewußt producirt hat; und sie ist ihm daher nur ebenso göttlich, wie er sich selbst für göttlich hält. Indem er nothwendiger Weise den Glauben an den Vater, Sohn und Geist verrückt, betrachtet er 1) den Glauben als eine niedere zu überwindende Stufe, welche schon hier schlechthin übergehe in die Erkenntniß, und von dieser absorbiert werde; 2) faßt er den historischen Christus mit seinen Worten und Werken, mit seinem Tode und Verdienste als vorübergegangenes Moment, als bloße Geschichte oder als schöne Allegorie; 3) hält er den Standpunct des absoluten Geistes für höher als den Standpunct des Lebens, da die Schrift Christum das Leben nennt, und die Mittheilung des Lebens durch den Mittler es ist, in welcher die Wirkung des heiligen Geistes gegeben ist, wir aber von keinem Geiste etwas wissen, der unabhängig von dem menschengewordenen Worte und persönlichen Christus der Welt das Leben giebt. §. 2. Der Gnosticismus stellt irrig einen solchen Begriff des christlichen Geisteslebens auf, nach welchem die Vollendung desselben das speculative Wissen sey. So läßt sich von ihm sagen, daß er von einem Irrthum in der Lehre vom heiligen Geist ausgehe, und dadurch genöthigt werde, die Lehre vom Vater und Sohne zu verderben. Nach den Grundbegriffen desselben ist die Religion nichts Anderes als das Sichselbstvermitteln und Sichselbstbewußtwerden Gottes im menschlichen Geiste, das speculative Begreifen ergiebt sich daher als das eigentliche Wesen des religiösen Gnosticismus. Die Schrift, mit Inbegriff der Geschichte, gilt ihm nur so weit, als sie Ausdruck einer religiösen Idee ist, und seine heftigsten Angriffe richtet er auf das A. T., dessen Vorstellungsformen ihm nur die Auffassung eines verschwundenen Wortes zulassen. Dagegen erscheint in der Schrift das Geistesleben als ein Erkennen Gottes in Christo, die Sünde im Lichte des Todes Christi, in dem die speculative Erkenntniß Gottes als solche noch gar nicht enthalten ist, und in sofern sie sich unter Bedingungen daraus entwickelt, in keinem Falle die Vollendung desselben seyn kann.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## THEOLOGIE.

HAMBURG, b. Perthes: *Christliche Polemik* von Dr. K. H. Sack u. s. w.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ferner fasst der gnostische Begriff von Geistesleben die Bedeutung und den Werth des geschriebenen göttlichen Wortes für dasselbe unrichtig auf, indem er alles historisch Gewordene nur als überwundene menschliche Stufe ansieht, und die bleibende Form desselben in der speculativen Anschauung sucht. Daher erscheint ihm auch das prophetische Wort nur als menschliche Entwicklungsstufe, was auf einer falschen Vorstellung von der Natur des Wortes beruht, welches der Ausdruck des ganzen persönlichen Wesens, also auch der Liebe ist, die ihrer Natur nach niemals in den Begriff vollkommen aufgeht; der Begriff der Liebe ist aber voller und höher als der des Geistes; ist es nun gerade die Lebensfülle des Geistes in der Liebe, deren Offenbarung durch das den Propheten gegebene und in den Propheten erzeugte Wort sich ausdrücken muss, so wird dies Wort nicht seinen Hauptwerth haben als Bezeichnung eines Momentes des Denkens, sondern als Ausdruck der Liebe. Das prophetische Wort ist aber das Wunder des sich in seiner Beziehung zu Christo wissenden und bezeugenden göttlichen Geisteslebens in der Menschheit, das Bezeugen Christi als des ewigen Ausgangs- und Mittel-Punctes alles Geisteslebens. Endlich würdigt der Gnosticismus durch seinen Begriff von Geistesleben nicht hinlänglich die Strenge desselben gegen Lüge und Sünde, die sich besonders in der Form des Gesetzes ausdrückt, welches der Gnosticismus überwiegend aus bloß menschlichen Ursachen, den Unterschied zwischen dem Menschengenosse und dem Geiste Gottes aufhebend, ableitet, und so das Gefühl für die Nothwendigkeit des Ausscheidens aller Lüge und Sünde aus dem Geistesleben schwächt (?). §. 3. Der Gnosticismus, weil er die Sünde nicht als freyen Ungehorsam begreift, erkennt die Erlösung auch nur als Selbstentwicklung der Welt. Da er das Geistige in der Welt für die Selbstentwicklung Gottes zu derselben hält, so sieht er das Böse nur als die dem Geiste entgegengesetzte, niedere Stufe des Daseyns an, die nur als Uebergang besteht; in sofern dies

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

etwas Nothwendiges ist, kann die Sünde auch nicht freyer Abfall von Gott seyn, und die Erlösung nichts Anderes als Selbstentwicklung der Welt zur volleren Geistigkeit. Denn die Sünde erscheint zwar von Ewigkeit vorausgesehen, aber keinesweges als ein nothwendiges Glied in der göttlichen Bestimmtheit der Welt; vielmehr erscheint diese dadurch göttlich, dass sie so vollständig auf das Sichtbarwerden und Sichbestimmen der Freyheit angelegt ist, dass die hinzutretende Sünde selbst nichts Anderes vermag, als das Resultat der Freyheit und der sich auf sie beziehenden Erlösung herauszustellen. Da der Gnosticismus in dem Logos nur die Idee der Menschheit erkennt, wie sie in Gott ist, so gesteht er Jesu nur eine graduelle Verschiedenheit von anderen Menschen zu, in dem das Lebendigseyn der Idee der Menschheit geschichtlich sich concentrirt, wird also Dokerismus; die Versöhnung ist ihm nur Symbol der Absterbung der Sünde, die jeder Mensch, in sofern er Menschheit ist, erfährt. Die evangelische Geschichte muss der Gnosticismus natürlich bezweifeln, und das Wort Gottes verwerfen. *Vierter Abschnitt, vom Separatismus.* §. 1. Dieser besteht in der Richtung des Gemüthes, sich von dem vollen Leben der Kirche unter dem Scheine lebendigeren Glaubens zu trennen, und entsteht aus dem Spiritualismus, indem im Gegensatze zu dessen falscher Geistigkeit sich das Bewusstseyn der Kirche von ihrer wesentlichen und guten Leiblichkeit erneuert, aber sich mit Selbstsucht, Hoffart und Eigensinn verbindet. Er beruht also auf dem stolzen Vertrauen zu den besonderen Rechten und einer gewissen selbstlich individuellen Auffassungsweise des Glaubens. Geschichtlich tritt der Separatismus hervor, so oft falsche Geistigkeit der erkennenden Thätigkeit von der einen, und Mangel an organisirendem Sinne für das Gesamtleben der Kirche auf der anderen Seiten ihn aus dem gleichsam bedrängten und ungeläuterten Inneren der Kirche entstehen lassen. §. 2. Die beiden Hauptformen desselben sind der Mysticismus und Pietismus, erster die Einigung des christlichen Gefühlslebens mit der Phantasia, aber sich der Thätigkeit des vernünftigen Denkens entziehend (Fanatismus), letzter die Wechselwirkung des christlichen Gefühlslebens und der Vernunftthätigkeit, aber sich durch eine Erdrückung der Phantasia von dem äusseren und volksthümlichen Le-

ben der Kirche trennend. *Erstes Kapitel, vom Mysticismus.* §. 1. Er ist von der Mystik zu unterscheiden, wie Gnosis vom Gnosticismus; denn Mystik bedeutet ein Bewusstseyn des Mystischen in der Religion, d. h. dessen, was eine Mittheilung des Lebens Gottes an die Seele sich der begrifflichen Entwicklung entzieht; und in diesem Sinne ist alles christliche Geistesleben von der einen Seite nothwendig mystisch. Sobald aber die Mystik den vernünftigen Gedankenverkehr in der Kirche meidet, wird sie Mysticismus und eine Verirrung in der Kirche, weil er den Gegenstand des Glaubens nur so haben will, wie die selbstlich losgetrennte Thätigkeit des Gefühls und der Phantasie ihn dem Individuum gezeigt, nicht, wie er sich im Ganzen in der Kirche gebildet hat. Daher kann man den Mysticismus auch nicht als Verzichtleistung auf den Gebrauch der Vernunft im Allgemeinen charakterisiren, sondern nur als Verneinung des kirchlichen Vernunftgebrauchs, weil dieser ihn aus seinem meist bildlichen Gedankenkreise herausreißen würde. Daher strebt er nothwendig zur Separation des Individuums von der ganzen Kirche, und es ist nur Nichtdurchführung seines eigenen Principes, wenn er es nicht dahin bringt. §. 2. Der Mysticismus stellt sein unmittelbares Bewusstseyn des göttlichen Lebens und Wirkens so hoch, daß das Ansehn, welches der heiligen Schrift nach dem christlichen Glauben gebührt, nicht damit bestehen kann. Wenn er daher auch nicht die Schrift verachtet, so achtet er sie doch nicht höher als das, was er selbst ist, hat und hervorbringen kann; indem er sich selbst einer fortdauernden Offenbarung des heiligen Geistes rühmt, durch die er Erkenntniß erlange, die ihm die Schrift nicht gewähren könne. Nur in Verkenning des Wunderbegriffs beruft er sich deshalb auf Wunder, weil diese nur im Zusammenhange mit dem, sich als das eigene Wort Gottes durch göttlich-moralische Geisteswirkung bewährenden, Worte sich als göttlich beweisen. §. 3. Der Mysticismus in unkirchlicher Festhaltung des Besonderen in der religiösen Entwicklung neigt zu sittlich extravaganten Schritten und zu Härte gegen das rein Menschliche; durch Festhalten der Eigenheit geräth er in Mißstrayen gegen das Kirchliche, und sucht in dem Ungewöhnlichen seine Beruhigung. In dieser Absicht läßt er das Fleisch erst recht herrschen, um es auf seinem Wege kraftvoll zu bekämpfen; aber indem er dies mit solchen Waffen thut, wobey das Fleisch (die Eigenheit) sich selbst für Geist ausgiebt, ist das Fleisch für ihn unbefiegbar; ja der Irrthum liegt nahe, daß für den Frommen eine gewisse Stufe und für eine gewisse Zeit alles äußere Thun gleichgültig sey. Unzertrennlich davon ist auf der anderen Seite die Härte, mit welcher der Mysticismus das rein Menschliche, als welches ein Hinderniß des gesteigerten mystischen Zustandes der Seele sey, bey seinen Anhängern und mehr noch bey seinen Gegnern behandelt. *Zweytes Kapitel, vom Pietismus,* oder derjenigen Gestaltung der Pietät, die als das Höchste, ja als das Einzige

in der Kirche angefohen wird. §. 1. Der Pietismus ist die Separation des Gefühls und der Reflexion von der durch die Phantasie vermittelten volksthümlichen Erscheinung der christlichen Kirche, die als eine nothwendige durch die Geschichte bewährt ist. Der Irrthum, daß das Volksthümliche aus der Kirche auszuschließen sey, entsteht aus egoistischer Ueberschätzung des Gefühls und Verstandes, wie beide vereinigt die subjective Frömmigkeit constituiren, und durch die Furcht, daß diese Frömmigkeit durch die volksthümliche Gestalt der Kirche leiden würde, sowie aus dem Mangel eines offenen Sinnes für die Weihung aller Lebenskräfte der Menschheit durch die christliche Religion. §. 2. Der Pietismus sieht eine bestimmte Stufe und Art der christlichen Frömmigkeit, und zwar die, wo der Unterschied der Arten der schwächste ist, weil er durch die überwiegende Macht einer gewissen allgemein christlichen Entwicklungsstufe in den Hintergrund tritt, für so wichtig, als den Glauben selbst an. Diese Entwicklungsstufe ist nun die durch eine wahre Bildung der Phantasie nicht vermittelte Empfindung von dem durch den Glauben an den Erlöser bewirkten Uebergange von der Sünde zur Gerechtigkeit. An diese Grundlehre des Christenthums hält sich zwar der Pietismus, nur irrt er darin, wie er ohne ächt kirchliches Gemeinschaftsgefühl eine gewisse Gefühlsstufe und Ansichtsweise in Betreff dieses Gegenstandes festhält. Dieses zeigt sich in seiner Trauer über die Sünde und die Ablegnung der Freyheit, die durch das Bewusstseyn der Liebe des Vaters in dem Sohne in Gedanken und Empfindung sich kund giebt. §. 3. Der Pietismus befördert ein solches Zusammen-treten Gleichgesinnter, welches der mannichfaltigen Entwicklung der Geistesgaben in der Kirche zum Nachtheile gereicht, indem er Alles, was nicht aus seinem Kreise hervorgegangen ist, als Welt verwirft. *Fünfter Abschnitt, vom Theokratismus.* §. 1. Er ist derjenige Irrthum, vermöge dessen das Göttliche in dem Daseyn der menschlichen Autorität zur Hemmung des Geisteslebens in der Kirche gemißbraucht wird, indem er auf fehlerhafter ausschließlicher Beziehung des Göttlichen in der Theokratie auf das Göttliche in dem Daseyn der menschlichen Autorität beruht. Denn aus der Nothwendigkeit einer Obrigkeit auch im religiösen Leben der Menschheit folgt noch nicht, daß alles göttliche Herrschen an das Recht und die Macht der menschlichen Autorität gebunden sey; da vielmehr das Herrschen Christi seiner Natur nach in den Formen menschlicher Beherrschung sich nicht darstellen kann. Das Böse des Theokratismus, der sich historisch an den Separatismus, als dessen vermeintliches Heilmittel, anlehnt, wurzelt also in der Weltlichkeit, mit welcher er das Gesamtleben der Kirche als ein solches ansieht, welches überwiegend äußerlich geordnet werden müsse. §. 2. Seine beiden Hauptformen sind Hierarchismus, wenn er sich an das kirchliche Aufsichtsamt, Cäsareopapismus, wenn er sich an das staatliche Herrscheramt anschließt.

*Erstes Kapitel, vom Hierarchismus.* §. 1. Er ist diejenige Auffassung der Bedeutsamkeit des Lehr- und Hirten-Amtes, durch welche der menschliche Anspruch über das Wort Gottes hinausgehoben, und zu einem den Glauben beengenden Gesetze gemacht wird, und unterscheidet sich sehr wohl von den allerdings verwandten Begriffen Katholicismus und Tridentinismus. Denn das Wesen des Hierarchismus besteht darin, daß das amtlich körperschaftliche Daseyn des Klerus als so wichtig und unentbehrlich angesehen wird, daß das Wort Gottes nur, in sofern es identisch mit dem Ausspruche des Klerus ist, geachtet und anerkannt wird; wodurch derselbe eine Stellung der Kirche gegenüber erhält, die Tradition hervorgehoben, und der Begriff eines unfehlbaren Lehramtes entwickelt wird. Dadurch bedingt sich die körperschaftliche Einheit des Klerus im Papstthume, dessen biblische und historische Gründe gleich unhaltbar sind.

§. 2. Da der Hierarchismus die in der Natur liegenden magischen Kräfte (?) durch Mißbrauch der Wissenschaft und durch die löse Energie des herrschsüchtigen Willens theils scheinbar, theils wirklich (?) dazu anwendet, um einen überwältigenden Eindruck auf die, dem einfachen Vertrauen zu dem Worte Christi nicht geöffneten, Seelen zu machen: so lehrt er im Zusammenhange damit unrechtmäßiger Weise die Wiederholung eines wirklichen Opfers im Abendmahle durch einen Priesterstand, und thut dadurch dem Opfer Christi am Kreuze Eintrag.

§. 3. Auf den falschen Gegensatz zwischen ewigen und zeitlichen Strafen Gottes sich gründend vermischt der Hierarchismus endlich göttliche und kirchliche Strafen, und maßt sich in Austheilung der letzteren eine Stellvertretung Gottes an; befördert aber auf der anderen Seite dadurch den Wahn, den Erlaß jener ersten durch einzelne Werke zu erlangen, indem er die Lehren vom Ablass und der Einwirkung auf die Seelen im Fegefeuer aufstellt.

*Zweytes Kapitel, vom Cäsareopapismus.* §. 1. Derselbe Geist der Herrschsucht, in sofern er die hierarchische Form hat aufgeben müssen, flüchtet sich in diesen Irrthum, nach welchem die obrigkeitliche Einheit des Staats auf eine, die innere Lebendigkeit der christlichen Kirche beeinträchtigende, Weise im Kirchenwesen geltend gemacht wird. So wenig auch eine absolute Selbstunterscheidung und Trennung der Kirche vom Staate behauptet werden darf, so wenig kann auf der anderen Seite der Begriff der ersten in dem des letzten aufgehen (und doch dürfte der ideale Zweck des christlichen Gesellschaftslebens kein anderer seyn, als die endliche Identificirung beider, wo es alsdann auf den Namen gar nicht ankommt). In sofern also der Cäsareopapismus auf dem Gedanken beruht, daß das Eigenthümliche und Innere der Kirche weder Macht noch Recht habe, äußerlich zu werden, und das Leben derselben ein bloß innerliches sey, gründet er sich auf einen Irrthum und die überspannte Vorstellung vom Staate, als müsse er alles Erscheinende innerhalb seines äußeren Gebietes sogleich durch ge-

setzliche Verwaltung von seinem Standpuncte mit sich assimiliren. Denn die Kirche, als die Gemeinschaft der Gläubigen, sondert sich ihrer Natur nach nicht vom wirklichen äußeren Leben ab, sondern durchdringt dasselbe von ihrem Princip aus, und sie weiß, daß sie die göttliche Wahrheit und den gesegneten Gebrauch der Sacramente in sich hat, wie der Staat als solcher beides nie in sich haben kann.

§. 2. Die Entwicklung der Kirche zu einer Verfassung kann deshalb nicht schon an sich etwas Unmögliches seyn, vielmehr muß sie inneren kirchlichen Gesetzen folgen, und es kommt nur darauf an, daß in ihrer Entwicklung das richtige Verhältniß der Kirche zum Staate aufrecht erhalten werde. In zwey Hauptmomenten entwickelt sich die Kirchenverfassung, in dem größeren Einheitspuncte der Bischöfe und in dem synodalischer Berathungen der lebendigeren Organe des Geistes, der die Kirche regiert; wo nun der Staat die Durchdringung dieser beiden Momente hindert, ist der Cäsareopapismus da, der also auf diese Weise die Entwicklung der Kirchenverfassung hemmt, und hauptsächlich das presbyterialische Element in der Kirche erdrückt.

§. 3. Zugleich lähmt und verwirrt der Cäsareopapismus die gesunde Bewegung der Kirche im Lehrbegriffe, im Cultus und in der Disciplin, indem er durch Verbote und durch den Mangel an ernstem Eingreifen dem Indifferentismus oder Literalismus, mit denen er eine natürliche Verwandtschaft hat, Vorschub leistet, durch Machtprüche über das Dogma entscheidet, Neuerungen im Cultus fahrlässig geschehen läßt, wohlthätige Veränderungen hindert, oder unvorbereitetes Neue gebietend einführt, endlich die Kirchendisziplin (zum Glück) gleichgültig betrachtet, da er die Glieder der Kirche nur als Bürger des Staats ansieht.

Dies der wesentliche Inhalt eines Buches, das, von dem Standpunct einer gewissen engherzigen kirchlichen Orthodoxie aus, in der Darstellung anderer Glaubensüberzeugungen gelungen genannt zu werden verdient, weniger in der Bekämpfung derselben, da wohl schwerlich die Anhänger derselben durch des Vfs. von dem Grunde der Taufformel ausgehende Bestreitung sich von ihrem etwanigen Irrthume überführt fühlen dürften; besonders da der Vf. von dem Bewusstseyn einer Wahrheit ausgeht, die er nicht zu beweisen im Stande ist, und es eigentlich so macht, wie ein Judenbekehrer in unserer Nähe. Als ein gebildeter Jude zu diesem kommt, und ihn um seine Unterweisung in der christlichen Religion ersucht, fragt er ihn in emphatischem Tone: Glauben Sie an die Dreyeinigkeit? glauben Sie an die Gottheit Christi? Nein, mein Gott, das sollen Sie mich ja erst glauben lehren. Dann gehen Sie, und kommen Sie nicht eher wieder, als bis der heilige Geist Sie erleuchtet, und mit der Kraft des wahren Glaubens erfüllt hat! Und er kam nie wieder. — Die Ausstattung des Buches ist so vorzüglich, wie man von der Verlagshandlung erwarten darf.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

AUGSBURG und LEIPZIG, b. Jenisch und Stage: *Der Tag des Christen, oder Sammlung der auserlesensten Gebethe* (Gebete). Aus dem Französischen des Abbe Fleury. *Zweyte verbesserte Auflage*. Mit 8 Kupfern. 1838. 318 S. kl. 8. (broch. 11 gr.)

Diese Gebetsammlung hat uns wenig befriedigt. Der Stil erinnert zu sehr an das französische Original, und ist gar nicht abgerundet und wohlgefällig; die Interpunction ist fast ganz vernachlässigt, und die Orthographie ist hie und da von der Art, daß man entweder sehr viele Druckfehler annehmen, oder den Grund des unrichtig Geschriebenen irgend wo anders suchen muß. So steht öfters: *feuern* statt *feiern*; *beführt* statt *befiehlt*; *trettel* statt *tretet*. Ferner finden sich viele Sprachunrichtigkeiten, z. B. wiederholt: Gebeter statt Gebete; oder „Bitte für uns armen Sündern“; Christi und Christo, wo es Christum heißen müßte; oder „ersorschet euch über jene angewandten Puncten u. s. w.“ Ferner kommen viele Fremdwörter vor, die leicht mit deutlichen zu vertauschen waren, z. B. Tribunal, Maxime, Abstinenz, Generation, Allyl u. s. w. Eben so geringhaltig, als die Prosa, ist die Poesie, welche in diesem Buche vorkommt, z. B.: „Am Ofterfest zum mindesten — Sollst du zum heil'gen Nachtmahl geh'n“; oder: „Am Freytag und am Samstag muß — Vermieden seyn der Fleischgenuß.“ Was den Inhalt anlangt, so findet man zwar manche gute Gedanken, z. B.: „Man findet sich beehrt, die Livree eines Fürsten, und scheuet sich, die von Jesu Christo zu tragen“; in der, von dem Jesuiten P. Novai herrührenden, Lebensordnung ist manche Vorschrift sehr beachtenswerth, z. B. über die Nothwendigkeit der Ordnung; über Aufstehen, Arbeiten, Essen u. s. w., ebenso in den, dem Werke angehängten Lebensregeln, z. B.: „In welchem Stande du auch seyst, laß' mehr durch deine Handlungen erkennen, wer du bist, als durch deine Worte.“ No. 10: „Wenn du keine anderen Verdienste, als durch den Namen, den du trügst, und die Familie, von der du bist, besitzest, so werden dir deine Ahnen Ehre machen, doch du ihnen keine.“ Aber auf der anderen Seite strotzt das Buch von Uebertreibungen und irrigen Ansichten. Wir heben nur Einiges aus: S. 83: „Die Messe ist von allen Handlungen des Christenthums die ruhmvollste für Gott und nützlichste für die Seligkeit des Menschen.“ — Wie unanständig klingt das Gebet bey der Communion: „Dein Leib, den ich empfangen habe, o Herr! und dein Blut, welches ich trank, befestige sich an meinen Eingeweiden.“ — Wie zweydeutig ist das Wort: „Nichts soll man fürchten, sich Nichts schämen, wenn man das Zeichen des Kreuzes

auf der Stirne trägt.“ Wie pharisäisch klingen die Worte: „Unterdesen ist, was man auch darüber sage, der redlichste Mensch der Welt jener, welcher Gott am getreuesten dient, und am lauteften bekennt, ihn zu dienen.“ — Wie unrichtig ist der Gedanke: „Die Gerechten zittern bey dem bloßen Gedanken des Zustandes ihrer Seele vor Gott.“ Wenn die Gerechten zittern, was sollen da die Ungerechten thun? — S. 161: „Vermuthlich würde Gott nicht so viele Verbrechen in der Welt dulden können, wenn er nicht seinen Sohn, in der Mitte der zügellosesten Städte, auf den Altären geopfert sähe. Der Anblick dieses vielgeliebten Schlachtopfers entwarfnet den Arm seiner Gerechtigkeit.“ — Wie sonderbar ist der Satz: „Welche Schande für uns und für Christum, daß er sich so oft allein in unseren Kirchen befindet!“ Dies ist also auch eine Schande für Christum? — S. 176: „Ein Gott verzeiht seinen Tod seinen Henkern, und wir sollten Mühe fühlen, unseren Brüdern eine kleine Beleidigung zu vergeben!“ Wie unsinnig das vom heil. Joseph Gesagte: „Dieser große Heilige ist der Verwalter und der Ausgeber der himmlischen Schätze. An ihn muß man sich wenden, jenes zu erhalten, was wir verlangen. Die Dinge, welche im ordentlichen Laufe der Vorsehung unmöglich sind, werden leicht durch seine Vermittelung.“ Daß durch solche Erbauungsschriften die Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit nicht gefördert werden könne, bedarf nach solchen Proben wohl kaum noch einer Erinnerung.

R. K. A.

BAMBERG, im liter. artist. Institute: *Stunden der Andacht für Studirende zur Erregung und Uebung des wahren Sinnes für Religion und Kirchenthum*. Von D. J. B. Grafer. Zweyte verm. Ausgabe. 1837. 2 Theile. 8. (16 gr.)

Der erste Theil dieses Buches erschien unter dem Titel eines moralischen Handbuches im Herbste 1800 zu Salzburg mit Genehmigung des Ordinariats. Die zweyte Auflage, welche mit einem zweyten Theile vermehrt wurde, erschien zu Bamberg und Baireuth unter Genehmigung des erzbischöflichen Ordinariats. Obschon die erste Ausgabe in mehreren kritischen Blättern höchst vortheilhaft angezeigt war, so bestrebt sich doch der im pädagogischen Fache so berühmte Vf., dem Ausdrücke mehr Klarheit, Bestimmtheit und Bezeichnung zu geben. Obschon manche katholischer Vorsteher wünschten, daß dieses Buch nach katholischer Liturgik mehr die Form eines Gebetbuchs habe: so glaubte doch der Vf. nach seiner Erfahrung, daß es unter der Form von Betrachtungen einen vortheilhafteren Einfluß auf die studirende Jugend haben möchte, und behielt deswegen die ursprüngliche Form bey. E.



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## G E S C H I C H T E.

LEIPZIG, Verlag von Langenwiesche in Barmen und Iserlohn: *Galerie der Helden*. III Bd. I Abth. *Leben Ferdinand von Schill's*. Von Dr. Heinrich Döring. 1838. 140 S. 8. (16 gr.)

Unsere Zeit ist reich an Album's und Denkmälern: *Jean Paul* und *Armin*, *Schiller* und *Schill*; an Denkmälern von Stein, Bronze, Kupfer und Papier. Zu letzten gehört oder will gehören die eben angeführte *Galerie der Helden*, deren erster Band das Leben *Blüchers*, der zweyte *Washingtons* enthält, der vorliegende dritte in seiner ersten Abtheilung uns aber das höchst anziehende Leben *Ferdinand's von Schill* vorführt, welches um so mehr Theilnahme finden dürfte, als die vor nicht gar langer Zeit begangene Feyer zu seinen und seiner Kampfgefährten Gedächtniß in Wesel und Braunschweig die Gemüther auf's Neue dem edlen Vorkämpfer von den Jahren 1813—1815 zugewendet hat.

Das Jahr 1809 war und bleibt ein großes Weltjahr; die vielseitigen Versuche des Aufstandes gegen Napoleon in Deutschland werden in der Weltgeschichte immer heller als die Vorspiele und Vorübungen für das große Erlösungsjahr 1813 hervortreten. *Dörnberg*, *Chafot*, *Schill* — *Aspern* — *Tyrol*, und letztes, als die Bauern nochmals den Kampf gegen Frankreich auf eigene Faust angingen, ganz entschieden fern in ihren Bergen darauf hoffend, daß *Schill* mit seiner Reiterey zu ihnen stoßen würde. So hatte sein Auszug von Berlin und sein Name einen guten, einen großen Klang damals durch ganz Deutschland. Aber er trug auch dieses ganze gemeinsame Vaterland in seinem treuen Herzen: er war weit mehr, als ein wildreitender Husarenofficier; er war ein Mann im vollsten Sinne des Wortes, dem die Freude, das Jahr des Herrn zu erleben, zu wünschen gewesen wäre.

Daß die Tyroler Bauern damals einen solchen Glauben hegen konnten, wird bestätigt durch die Thatsache, daß *Schill* noch vor seinem Zuge nach Stralsund 1809 wirklich den Gedanken hegte, ganz Deutschland aufregend zu durchziehen. „Ungleich ehrenvoller und großartiger (als nach der Ostsee sich zu ziehen), schien die Idee, ohne einen bestimmten Plan mit entschlossenem Muthe ganz Deutschland zu durchziehen, sich in der bisherigen Selbstständigkeit zu erhalten, und dem Feinde so viel Abbruch zu thun, als es die Kräfte des Corps irgend gestatteten.“ Diese Worte bey *Döring* (S. 96—97) führen uns auf dessen Werk zurück, und leider wird schon die eben beygebrachte Stelle Verrätherin eines argen literarischen Plagiats, wie es, namentlich bey so edlem Stoffe und unter dem Scheine edelster Begeisterung, lange nicht auf dem deutschen Büchermarkte vorgekommen seyn möchte. Man vergleiche mit jener *Döring'schen* Stelle folgende aus *J. C. L. Haken's* *Ferdinand von Schill*. (Bdchn. II. Leipzig, Brockhaus, 1824. 8.) S. 46:

„Schmeichelnder für die Phantasie erschien es, sich fortan, ohne an einem besonderen Plane festzuhalten, bloß auf seinen Kopf und Degen zu verlassen, und gleich den großen Namen des dreißigjährigen Krieges ganz Deutschland, soweit es offen stand, zum Schauplatz eines Parteygängerzuges zu machen, der nur darauf berechnet wäre, sich selbst zu erhalten, und dem Feinde des deutlichen Namens den möglichsten Abbruch zu thun, bis über kurz oder lang dennoch der Zeitpunkt erschiene, in den Gang des Krieges auf eine wirksamere und entscheidendere Weise einzugreifen.“

Wem dieses zum Beweise nicht genügt, der höre nur weiter: wir stellen die beiderseitige Fortsetzung neben einander:

*Haken* S. 46:

„Man mußte dann die ebenen Gegenden auf deutschem Boden aufsuchen, sich darauf in rastloser Bewegung herumzutmeln; in dieser Beweglichkeit seine vorzügliche Stärke suchen, und dem umstehenden Feinde jedes Mal wie ein Aal aus der Hand zu schlüpfen, oder wie Löwen hindurchzustürmen wissen. Dies setzte voraus, daß man sich mit keiner Infanterie belastete, sondern Alles in Cavallerie und reitende Jäger verwandelte. Hier bot sich denn ein weites Feld zu den glänzendsten Operationen dar, welche durch die gute Gefinnung der Landeseinwohner, auf die man wohl rechnen konnte, vielfach gefördert worden wären. Blieb aber auch der Untergang durch Erdrückung von der feindlichen Uebermacht am Ende unvermeidlich, so konnt' er doch vielleicht noch längere Zeit

*Döring* S. 97:

„Um ihm entzuschlüpfen oder mit gewaffneter Hand sich Bahn brechen zu können durch seine Reihen, mußte man zu jenem Streifzuge vorzugsweise die ebenen Gegenden Deutschlands wählen, und sich weniger des Fußvolks als der Cavallerie und der reitenden Jäger bedienen.“

Unterstützt durch die gute Gefinnung der Landesbewohner, auf die man wohl rechnen zu können glaubte, bot sich einstweilen ein weites Feld zu glänzenden Operationen, bis vielleicht der Zeitpunkt eintrat, wirksamer und entscheidender in die Kriegereignisse eingreifen zu können.

Im schlimmsten Falle konnten die Theilnehmer an jenem Streifzuge sich wenigstens rühmen, mit Ehren gefallen zu

**Haken:**

verzögert werden, und man wäre nicht ohne Ehre gefallen.“

Hn. *Döring's* Buch ist leider von vorn bis hinten nichts als der wörtlichste und nachlässigste Auszug aus *Haken's* Buche, das er nicht *Einmal* nennt.

Zum Belege dieser strengen Behauptung hier die ersten Abschnitte beider Bücher, in einem parallelen Auszuge:

**Döring:**

S. 6. Blinder Enthusiasmus und feindselige Leidenschaft.

S. 9. Er liefs den Augenblick nicht unbenutzt. — Ausreifen — Muth.

S. 10. Mit Zustimmung seines Vaters trat er daher im Jahre 1789 als Standartenjunker in das Husarenregiment Schimmelpfenning.

S. 10. Ideen und Entwürfe für die Zukunft.

S. 10. Die kleinen Beschäftigungen und Übungen des Garnisondienstes.

S. 11. Nachdenkend und in sich versunken.

S. 11. Wenig beachtet und fast allgemein verkannt.

S. 11. Der dreyunddreysigjährige Mann.

S. 11. Sein Regiment gehörte zu der Heeresabtheilung, welche der Herzog von Braunschweig den 14 October in der für Preussen unglücklichen Schlacht bey Auerstädt befehligte.

S. 11. Mehrere gefährliche Kopfwunden — vom Ross herabgesunken — nothdürftig verbunden.

S. 12. Ein heftiges Wundfieber — unter ärztlicher Hülfe gewann sein Geist die Thätigkeit, mit Besonnenheit um sich zu schauen.

S. 12. Befand sich hinsichtlich seiner Gräben, Brustwehren und Pallisaden in der kläglichsten Verfassung. Es fehlte sowohl an Geschütz, als an hinlänglicher Mannschaft.

**Döring:**

feyn, wenn sie das Loos traf, der feindlichen Uebermacht zu erliegen.“

**Haken:**

I, VII. Die Stimme sowohl der feindseligen Leidenschaften, als des blinden Enthusiasmus.

I, 3: benutzte Schill diesen günstigen Augenblick. — — Ausreifen — Muth.

I, 6. Hiemit stimmten auch die Absichten des Vaters zusammen, und so trat er ein 16jähriger Jüngling im J. 1789 in das nämliche Husarenregiment, in welchem jener zuvor gedient, als Standartenjunker.

I, 6. Ideen, Entwürfe und Träume und Plane für eine ferne Zukunft.

I, 8. Die kleinen Sorgen und Beschäftigungen des engen Garnisondienstes.

I, 8. Still, nachdenkend und in sich verschlossen.

I, 9. Wenig oder gar nicht gekannt.

I, 9. Zum Manne von dreyunddreysig Jahren herangereift.

I, 9. Sein Regiment hatte bereits im Jahre zuvor sich bey der Heerabtheilung befunden, welche sich in Thüringen sammelte, ohne gleichwohl das Schwert wirklich zu entblößen. Jetzt war es (am 14 October 1806) abermals unter denen, die, vom Herzog von Braunschweig angeführt, die beklagenswerthe Schlacht bey Auerstädt fochten.

I, 11: mehrere gefährliche Kopfwunden — als er aber vom Pferd gesunken war — nothdürftig zu verbinden.

I, 13: vom heftigen Wundfieber — verständige Arzteshülfe — — gewann auch sein niedergebengter Geist Besonnenheit und Stärke, über seine eigene Lage und über das Schickfal seines Vaterlandes nachzudenken.

I, 17. Die Gräben waren versumpft, die Brustwehren verwirrt, die Pallisaden verschwunden; das Festungsgeschütz, so wie alles, was zum Material der Vertheidigung gehörte, befand sich in der kläglichsten Verfassung.

**Döring:**

S. 13. Nachdem Stettin ohne Schwerttreich unruhlich gefallen — worauf jene Festung durchaus nicht vorbereitet war.

S. 13. Dorthin schiffte er in der Nacht vom 10 Nov. durch aufgebotene Föhren die sämtlichen Vorräthe in 315 Scheffeln Roggen, 150 Scheffeln Mehl und 768 Scheffeln Hafer bestehend. Um von den Franzosen bey diesem Transport nicht gehindert zu werden, nöthigte er sie, als sie von Schivelbein anrückten, auf halbem Wege zur Umkehr durch das ausgesprengte Gerücht von russischen Truppen, die bey Colberg gelandet wären.

S. 14. Damit er erfahre, wo das angedrohte französische Belagerungscorps zu finden sey. Sechs Mann wurden ihm zu jenem Streifzuge bewilligt. Unter ihnen befand sich der Unterofficier Poppe.

Auf diese Weise geht es unaufhaltsam bequem fort, und wir brauchen nur noch wenige Stellen hervorzuheben. Schlagen wir bey *Döring* S. 78 den Einzug *Schill's* in Berlin auf:

**Döring S. 78:**

In der That glich der freudige Taumel, womit der Mann des Volkes in Berlin empfangen ward, einer fast an Abgötterey grenzenden Verehrung. — —

So geduldig er aber auch die Unannehmlichkeit des Gedränges um ihn her ertrug, so mochte sie ihm doch wohl mitunter lästig werden. „Es macht mir Freude, äufserte er, das man mich gern sieht. Aber — fügte er hinzu, mit jener Bescheidenheit, die jedem grossen Charakter eigen — man macht zu viel aus mir.“

S. 80. Er hätte indess auf der schwindelnden Höhe, auf der er stand, mehr oder weniger als ein Sterblicher seyn müssen, wenn der so reichlich gespendete Weihrauch ihn nicht endlich betäubt hätte. — —

Mit seinem Einzug in Preussens Residenz und den schran-

**Haken:**

I, 19. War auch Stettin, eines der grossen Bollwerke der Menschen, ohne Schwertschlag unruhlich gefallen — gleichwohl war man in jeder Hinsicht darauf unvorbereitet.

I, 22. Noch in der nämlichen Nacht wurden also die sämtlichen Vorräthe, bestehend in 315 Scheffeln Roggen, 150 Scheffeln Mehl und 768 Scheffeln Hafer, durch aufgebotene Föhren nach Colberg geschafft. Um aber auch von den Franzosen um so weniger daran verhindert zu werden, entzündte er zu gleicher Zeit eine Patrouille von 2 Mann des Weges gegen Schivelbein, welche aller Orten das Gerücht ausprengten mußten, das russische Truppen bey Colberg gelandet wären, und die Gegend besetzen würden.

I, 26: zu erfahren, wo das angedrohte Belagerungscorps zu finden sey möchte — — als ihm endlich mit Mühe 6 Mann zu einer solchen Streiferey zugestanden wurden. Unter ihnen befand sich der Unterofficier Poppe.

**Haken S. 344:**

Deren ganze Bevölkerung von einem kaum gedenkbaren Taumel der Luft, und einer fast an Abgötterey grenzenden Verehrung seines in jedem Munde hochgepriesenen Lieblings hingerissen wurde.

S. 346. So unterzog er sich doch geduldig der Unannehmlichkeit des Gedränges um ihn her, und indem er unbefangen gestand, das es ihm Freude bringe, gern gesehen zu seyn, setzte er eben so einfach und wahr hinzu: „Man macht zu viel aus mir.“

(Fortsetz.) In der That auch hätte Schill mehr oder weniger als ein Sterblicher seyn müssen, wenn diese schrankenlosen Weihrauchspenden, denen er in Folge jener krankhaften Ueberspannung des Publicums täglich und von allen Seiten ausgesetzt war, nicht endlich seinen gesunden Sinn beraubt . . . hätten.

So ward denn der Tag seines feyerlichen Einzuges in

**Döring:**

kenlosen Huldigungen, die ihm dort zu Theil geworden, schien er den Wendepunct erreicht zu haben, wo sein Glückstern sich wieder verdunkeln sollte.

Hiemit endet *Haken's* erstes Bändchen, *Döring* aber setzt ungefürt seine Ausbeute fort, und reiht an jene Stelle gleich aus B. II, S. 10 an.

Doch wir würden unsere Leser ermüden, wenn wir die beiden Bücher noch weiter ausziehen und sich gegenüber stellen wollten. — Aber man vergleiche nur *Haken's* Th. II, 17 mit *Döring* 83 — H. II, 19 mit D. 84. — H. II, 23 mit D. 86. — H. II, 26. 27 mit D. 88. — H. II, 35 mit D. 92. — H. II, 36 mit D. 93. — H. II, 44. 46 mit D. 96. — H. II, 54 mit D. 98. — H. II, 56 mit D. 99. — H. II, 60 mit D. 100. — H. II, 65 mit D. 102. — H. II, 70 mit D. 104. — H. II, 76 mit D. 105. — H. II, 78 mit D. 106. — H. II, 81 mit D. 81. — H. II, 87 mit D. 40. — H. II, 94 mit D. 112. — H. II, 105 mit D. 115. — H. II, 107 mit D. 116. — H. II, 119 mit D. 118. — H. II, 128 mit D. 120. — H. II, 130 mit D. 121. — H. II, 136 mit D. 123. — H. II, 142 mit D. 124. — H. II, 147 mit D. 127. — H. II, 149 mit D. 127. — H. II, 152 mit D. 129. — H. II, 153 mit D. 130. — H. II, 155. 157 mit D. 131. — H. II, 162. 163 mit D. 132. — H. II, 261 mit D. 133 und so bis zu Ende: eigentlich von Zeile zu Zeile der rothe (aber nicht schamrothe) Faden der gemeinsten unehrlichsten Ausschreiberey. Aus den Gedichten, welche *Haken* seinem Werke anreimt, schließt auch *Döring* mit dem von *Müchler*, ohne dessen Namen zu nennen. Nichts aber weiß er von dem schönen Reiterliede, welches die Schill'schen Husaren sich gedichtet hatten und fangen\*). Aus *Haken's* Anmerkungen macht er Text (so H. II, 19 = D. 84. H. II, 28 = D. 88. H. II, 60 = D. 100. H. II, 77 = D. 106. H. II, 136 = D. 123. H. II, 261 = D. 133) und nur einmal (D. 127 = H. II, 149) blieb Anmerkung Anmerkung. Alle Urkunden, Aufrufe, Verordnungen u. s. w. bey *Hake* fehlen natürlich auch bey *Döring* nicht (H. II, 36 = D. 93. H. II, 78 = D. 106. H. II, 81 = D. 108. H. II, 83 = D. 109. H. II, 94 = D. 112), nur mit dem Unterschiede, daß, wo *Haken* seine Quelle angiebt, *Döring* diese wegläßt (H. II, 152 = D. 129). Bey Truppenzahlen nimmt es D. leicht, aus 6000 macht er sich 7000 Mann (H. II, 54 = D. 98), und während er durch vereinzelte (ausgeschriebene) Angaben genau scheinen will, läßt er an derselben Stelle (D. 99 = H. II, 56) 40—50 Fußgänger, an einer anderen Stelle (S. 115 = H. II, 106) 300 Schiffsknechte, was doch bey Schill's kleinen Schaaren von Bedeutung ist, beliebig aus. Solche Auslassungen

**Haken:**

die Hauptstadt zugleich auch der scharfabgeschnittenen Wendepunct, wo sein Glückstern sich verdüsterte. — —

des flüchtig Excerptirenden bringen dann auch Sinnfehler hervor, wie S. 88, wo *Döring* erzählt, wie Schill von Berlin auszieht, und schon eine halbe Meile auf der Straße nach Potsdam zurückgelegt hat. Da heißt es: „Plötzlich liefs er Halt machen. Eine Ordonanz überreichte ihm einen Brief, der dem Scheine nach für eine Marschrouten gelten konnte.“ Wer die Oertlichkeit von und um Berlin kennt, wird dieß unerklärlich finden. *Haken's* Worte (II, 27) erklären aber Alles: „Unter verschiedenen militärischen Evolutionen mocht' es auf dem Wege gegen Potsdam etwa eine Meile vorgerückt seyn, als der Befehlshaber plötzlich Halt machen liefs, nachdem ihm auf dem Exerzierplatz (bey Berlin nämlich) ein Schreiben eingehändigt worden, welches dem Scheine nach für eine Marschordre gelten konnte. Schill hielt nunmehr (da nämlich, wo er, eine Meile von Berlin Halt gemacht hatte, woraus *Döring* eine halbe Meile macht) eine Anrede an die Truppen“ u. s. w.

Aber hat denn *Döring* gar nichts Eigenes?? Wohl, einige patriotische, anti-napoleonische Seiten mehr, und, genauer gezählt, noch Folgendes. Statt *Haken's* auch den öffentlichen Blättern entnommener Schilderung von Schill's Einzuge in Berlin (H. I, S. 344), giebt *Döring* S. 77 die Worte der Zeitungen selbst. S. 95 giebt er zehn Zeilen aus einer Rede des Lieutenants Stock, die er im Kriegsrathe hielt, und *Haken* (II, S. 43, 44) nur ihrem Inhalte nach angiebt. Statt *Haken's* (II, S. 65) Angstworte des magdeburgischen *Payeur principal Glaires* giebt *Döring* S. 102 ein französisches Billet des dortigen Commandanten Michaud. Nach dem merkwürdigen Parolebefehl Schill's vom 30 Mai 1809 in Stralfund (H. II, S. 147) flicht *Döring* Aeußerungen an einen Theil seiner Officiere ein, die *Haken* (II, S. 150) fehlen. Wie sehr zuverlässig aber diese seine großen Befonderheiten sind, zeigt der eben genannte Parolebefehl, den der flüchtige Auszügler mit seinem unkünftelnden Deutsch auch nicht verschonte; man nehme nur den Schluss:

**Haken II, 149:**

„Dringend bitte ich das Corps der Herren Officiere, nur den Geist der Einigkeit unter sich zu dulden, der die Seele des Krieges, die Bahn zum Ruhme öffnet. Eben so dringend bitte ich die Herren, mir ihr Zutrauen und ihre Freundschaft zu schenken, damit ich mit ihnen die Tage unseres Seyns gleichwie in einem Familienkreise verleben möge.“

**Döring S. 127:**

„Dringend bitt' ich das Corps der Officiere, den Geist der Einigkeit zu befördern, der die Seele im Kriege ist, und die Bahn zum größten Ruhme öffnet. Eben so dringend bitt' ich die Herren, mir ihre Freundschaft und ihr Zutrauen zu schenken, da ich nichts mehr wünsche, als daß meine Befehle mit Pünctlichkeit befolgt werden, und übrigens mit dem Heer wie in einem Familien-Verhältniß zu leben wünsche.“

Wer hat da Recht? Beide unklammern ihr Document mit Gänsehäcken. So bleibt dem Auszügler fast gar nichts, das er sein nennen könnte; nicht der schöne Spruch Schill's, als er bey Arne-

\*) Von Colberg wurde damals auch ein Lied viel gesungen, welches anfang: Hört ihr Soldaten, es freuet uns prächtig, der Kaiser von Frankreich ist Colberg nicht mächtig! u. s. w.

burg an der Elbe die ihm von Quistorp zugeführten Getreuen anredete: „Habe es aber der Himmel beschlossen, sollte er in dem Versuche untergehen und dennoch Deutschland nicht frey werden: Nun auch dann noch sey ein Ende mit Schrecken einem Schrecken ohne Ende vorzuziehen“ (H. II, S. 88 = Döring, verwässert, S. 111). Wo aber *Haken* nichts Näheres gewährt, fehlt es auch *Döring*: so bey Schill's Fall in Stralsund, vor welchem er noch den holländischen Generallieutenant v. Carteret vom Pferde haut. Hier fehlt *Haken* (II, S. 162, 163), somit auch *Döring* S. 132, die ziemlich verbürgte Ueberlieferung, daß Schill, schon zum Tode verwundet, Jenen mit den Worten heruntergehauen habe: „Bestell Quartier Hundsfott!“ Wie leicht wäre es gewesen, die von *Haken* II, S. 4 ange deuteten Flugschriften jener bewegten Zeit, mit Holzschnitten versehen u. s. w., gleich ihm zu erlangen, und ihnen die trefflichsten Züge des kleinen Krieges, in welchem Schill's großer Muth so sehr Meister war, zu entnehmen, und mit ihnen das Bild des Mannes und der Zeit zu umbrämen. Wer will solche Mühwaltung aber dem flüchtigen Epitomator, oder deutscher gesagt, Auschreiber, zumuthen, der gleichzeitig für Basse in Quedlinburg die „Römische Geschichte nach Niebuhr, Heeren, Wachsmuth, Schloffer und Anderen aus dem Englischen“ rückübersetzen muß?

Wie aber endlich einem solchen Abschreiber Ehre zutrauen, der sich nicht entblödet, selbst mit den ehrlichen Worten einer fremden Vorrede sich folgendermassen zu schmücken:

*Haken* I, XI:

„So erscheint denn diese Bearbeitung ohne andere und größere Ansprüche, als welche ihr der Gegenstand, den sie behandelt, und die treue, nach ungeschminkter Wahrheit strebende Behandlung der Thatfachen, zu geben vermag.“

*Döring* S. 8:

„Die nachfolgende Biographie, aus den zuverlässigsten Quellen geschöpft, macht übrigens keine anderen und größeren Ansprüche, als die ihr der Gegenstand selbst, den sie behandelt, und treue, nach ungeschminkter Wahrheit strebende Behandlung der Thatfachen zu geben vermag.“

Es gemahnt uns dieser Schluss an die Art, wie einst im zwölften Jahrhundert der Bischof *Gottfried von Viterbo* in seiner Weltgeschichte oder Pantheon den edlen, noch nicht lange zuvor gestorbenen *Otto von Freysingen* befaß; nicht nur, daß er Jenem sein ganzes Werk in der Prosa wörtlich (bloß das Latein umstellend und umschweifend) ausschrieb, sondern auch da, wo *Otto von Freysingen* sich zu seinem durch vierzig Jahre mühsam fortgeführten

Werke bekennt, nur seinen Namen einschleibt. Man lese hier zur Ergötzung:

*Otto v. Freysingen*:

Chronie. VII, 11.

Huc usque tam ex Orosii quam Eusebii et eorum qui post ipsos ad nos scripserunt libris lecta posuimus. Ceterum quae sequuntur, quae recentis memoriae sunt, a probabilibus viris tradita vel a nobis visa et audita ponemus.

*Gottfried von Viterbo*:

Pantheon col. 585.

Hucusque tam ex libris Orosii quam Eusebii et aliorum, qui post eos scripserunt, auctoritatibus summi scripta nostra posuimus. Caetera autem, quae sequuntur, quia recentis memoriae et quasi nostrorum temporum sunt, nos ea nobis a viris probabilibus tradita et partim a nobis oculata fide conspecta et auribus nostris audita, quanto veracius possumus (favente domino), lectoribus proponemus. Nota me Gotfridum, hujus libri autorem, capellanum et notarium fuisse regis Conradii tertii et Friderici imperatoris et filii ejus Henrici sexti. Quorum temporibus haec omnia cis utrumque mare per annos quadraginta sum perscrutatus ex omnibus armariis et barbaricis et graecis et judaicis et chaldaicis u. s. w.

Trefflicher Lügner! Und wie ergötzlich! Was *Otto von Freysingen* seinem Kaiser, widmet *Gottfried von Viterbo* seinem Papste!

Wie unschuldig aber waren jene Zeiten, in denen Ein Chronist des Anderen Tradition fortführte, gegen unsere buchmacherischen Tage! Man weiß nicht, soll man die Schriftschmiede über ihre Schamlosigkeit mehr bewundern, oder die Verleger mehr beklagen, daß ihnen solches begegnen kann, wie dem Verleger der „Galerie der Helden“ (Langenwiesche), dem (oder bey dem) vor wenigen Jahren schon ein ähnlicher Thöringer Streich gespielt wurde. Im Jahr 1834 erschien nämlich bey demselben ein Taschenbuch unter dem anlockenden Markt- oder Messe-Titel: „Lies mich“; in diesem befand sich eine Erzählung, *Hildegard von Hohenthal*, wörtlich von *Heinse* entlehnt, nur daß alle musikalischen Betrachtungen dieses Romans herausgelassen waren.

Aber die deutsche Literatur besitzt jetzt eine große zerstreute Fabrikantstalt solcher Schriftsteller, die von Anderer Capitalien Zins auf Zins häufen; und es dürfte wohl an der Zeit seyn und am Orte, eine Anzahl solcher Stillen im Lande zu entlarven: was wir uns für einen anderen Ort vorbehalten.

M.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAI S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## M E D I C I N.

ZÜRICH, b. Orelli, Füssli u. Comp.: *Annotationes anatomicae de velamentis cerebri et medullae spinalis*. Programma quo festum academiae Turicensis indicit *Fridericus Arnold*, Prof. publ. ord. 1838. 23 S. 4. (1 Thlr.)

Jeder der drey Gehirnhäute ist ein besonderes Kapitel gewidmet. — Die *Dura mater* liegt bekanntlich so zwischen dem Gehirn und der inneren Schädelfläche, daß außer ihr kein besonderes Periosteum der Schädelhöhle unterschieden werden kann; im *Canalis vertebralis* dagegen ist dieses neben der *Dura mater* vorhanden. Am Atlas kann man sich nun leicht überzeugen, wie die beiden Häute des *Canalis vertebralis* sich vereinigen, fest am Atlas hängen, und sich in die Schädelhöhle fortsetzen, so daß also auch in dieser nicht bloß stellenweise, sondern überall eine Vereinigung beider Häute angenommen werden muß. Die venösen Sinus, die im *Canalis vertebralis* zwischen *Dura mater* und Periosteum liegen, verlaufen im Schädel innerhalb der *Dura mater*; die *Dura mater cerebri* hat mehr Gefäße, als der gleichnamige Theil der Wirbelhöhle, weil sie zugleich das gefäße- reiche Periosteum darstellt; auch ist sie wohl aus dem nämlichen Grunde häufigen krankhaften Umänderungen unterworfen. Die beiden Abschnitte der *Dura mater* scheinen sich auch dadurch zu unterscheiden, daß nur im Schädel innere Fortsätze abgehen. Dieser Ansicht stimmt aber der Vf. nicht bey, weil er, wie bereits *Fr. Meckel* vermuthete, das s. g. *Ligamentum denticulatum* für Fortsätze der *Dura mater canalis cerebri* hält. Für einen Theil der *Arachnoidea* kann man dieses Band nicht mit *Bonn*, *Haller*, *Frotzcher*, *Boyer*, *Burdach* halten, denn zwischen den beiden Nervenwurzeln ist es ganz von dieser gesondert, und es ist ein faseriges, festes, glänzendes Gebilde, also ganz verschieden von der *Arachnoidea*. *Sabatier*, *Soemmerring*, *Keuffel*, *Weber* nennen das *Lig. denticulatum* einen Fortsatz der *Pia mater*. Allein schon *Bichat* bemerkt, daß es sich von dieser ohne Verletzung derselben abtrennen läßt; zudem hat es nur wenige Gefäße. Dieser Theil ist daher ohne Zweifel als zur *Dura mater* gehörig anzusehen, und den inneren Fortsätzen zu vergleichen, wenn gleich an ihm der breitere Theil nach auswärts liegt, *Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

also umgekehrt, wie in der Schädelhöhle. Das *Lig. denticulatum* beginnt übrigens am Hinterhauptsloche, und der letzte Zahn tritt über dem zweyten Lenden- nerven an. Von hier geht noch ein verdünnter Fort- satz gegen das konische Ende des Rückenmarks, ohne aber dasselbe zu erreichen. — Die *Arachnoidea* ist eine seröse Haut, die, wie alle serösen Häute, ein äußeres und inneres Blatt besitzt, welche Blätter hier gleichsam Schläuche auf der *Dura mater* und auf der *Pia mater* bilden. *Bichat's* Angabe, daß die *Arachnoidea* zwischen dem Balkenwulste und dem kleinen Gehirne in den dritten Ventrikel dringe, und hier ein ovales Loch für die *Vena magna Galeni* bilde, wurde neuerer Zeit besonders von seinen Lands- leuten *Magendie*, *Guyot*, *St. Martin* bestritten. Der Vf. fand dagegen die Anwesenheit eines Loches (*Foramen Bichati*) an der genannten Stelle bey seinen Untersuchungen bestätigt. Es ist bey Hunden, Schaf- en, Schweinen, Kälbern eine runde Oeffnung, in der die *Vena magna Galeni* frey liegt. In den Ventri- keln geht die *Arachnoidea* in das Epithelium über. — Die *Pia mater* des Rückenmarks unterscheidet sich von der des Gehirns durch grössere Dichtigkeit und Festigkeit, bey geringerem Gefäßreichthume. Der Rückenmarkstheil schickt Fortsätze zwischen das Rückenmark; aber nicht in die vordere und hintere Längspalte desselben, wie vielfach angegeben wird, sondern nach *Keuffel's* richtiger Beobachtung nur in die vordere. Diese Verlängerung entspricht der ein- fachen *Art. spinalis anterior*, sie erhält von dieser ihre Gefäße, und im Grunde der Längspalte tre- ten durch eine doppelte Reihe von Löchern Gefäße- chen aus ihr in die Substanz des Rückenmarks. Für die doppelte *Art. spinalis posterior* ist keine solche Verlängerung vorhanden. Doch bemerkt der Verf., daß am oberen Rückenmarksende, wo die vordere Verlängerung wegen der Statt findenden Kreuzung nicht tief eindringen kann, die *Pia mater* sich von hinten bis fast zum grauen Kernstrange hereindrängt. Ferner beobachtete er häufig oder immer (das *fae- pissime vidi* läßt beide Deutungen zu) an der Len- denanschwellung des Rückenmarks ein ähnliches Ein- dringen der *Pia mater* auf der hinteren Fläche. Den Grund dieser Bildung findet der Vf. in der grösseren Menge der gefäße- reichen grauen Substanz dort, wo die Lenden- und Heiligbein - Nerven entspringen. Wir finden zunächst darin eine Analogie mit dem

*Sinus rhomboidalis* der Vögel. Die *Pia mater* endigt nicht an der Spitze des Rückenmarks, sondern sie endigt als Scheide der *Vasa spinalia anteriora* weiter abwärts, durchbohrt die *Dura mater*, und gelangt auf die hintere Fläche der Steißbeine. Hier anatomisiren diese Gefäße mit Sacralgefäßen, und auf diese Anatomosen glaubt der Vf. die Aufmerksamkeit der Aerzte bey Congestionen und Entzündungen des Rückenmarks lenken zu müssen. Neben dem Endfaden des Rückenmarks verläuft jeder Seits ein sehr zarter *Nervus coccygeus*, aber durchaus nicht in diesem Endfaden. Ueber die Natur dieses Endfadens herrschen bekanntlich verschiedene Ansichten; man hielt ihn früher für einen Nerven (*Nervus impas*), später für eine Verlängerung der *Pia mater* (*Vieussens, Haller*), für das Ende des *Lig. denticulatum* (*Monro*). Neuerer Zeit wurde die Nervennatur dieses Theils wieder von *Burdach* und *Bock* ausgesprochen. Der Vf. (wenn wir die im unklaren Latein abgefaßte S. 22 richtig aufgefaßt haben) nimmt im Anfangstheile des Endfadens Nerven substanz an (also wie der deshalb getadelte *Burdach*), die aber nicht der grauen Nerven substanz (*Remack*), sondern der Marksubstanz angehören soll; der untere Theil unterscheidet sich zwar durch Glanz und Festigkeit von der *Pia mater*, sey aber doch eine Fortsetzung dieser, und nicht des *Lig. denticulatum*; es endige im Periosteum hinten auf den Steißbeinen. Der Grund, warum sich dieser Endfaden erhält, wenn gleich das Rückenmark in der Entwicklung allmählich aus dem Heiligbeincanale bis zu den oberen Lendenwirbeln herauf steigt, sey kein anderer, als weil er ein Leitband für die *Vasa spinalia anteriora* bildet, und *Burdach's* Behauptung, es existire die *Pia mater* nur für das Rückenmark, und ohne das letzte könne sie nicht bestehen, sey daher ganz falsch. (Die weitere Frage, warum die *Vasa spinalia anteriora*, und zwar diese allein, ohne die hinteren, noch bis zum Steißbeine fortgehen, nachdem auch sie keine Rückenmarksubstanz mehr im unteren Theile des Wirbelcanals zu versorgen haben, übergeht der Vf.; sie ist aber um so wichtiger, da diese *Vasa anteriora*, wie der Vf. nachzuweisen suchte, vorzüglich in die Rückenmarksubstanz eindringen.) Die beygefügte Tafel erläutert das *Foramen Bichatii* im Schafgehirn, und am menschlichen Rückenmarke die Lagerung der *Arachnoidea*, die einen doppelten Schlauch darstellt, wenn man mitten zwischen zwey Nervenursprüngen das Rückenmark quer durchschneidet, dagegen einen vorderen und hinteren Sack zu bilden scheint, wenn der quere Schnitt auf die Gegend trifft, wo die gleichnamigen Nerven beider Seiten die *Dura mater* durchbohren. Die ganz freye Lage der *Vena Galeni* im *Foramen Bichatii*, ohne alle Verbindung mit nebenliegenden Theilen, wie sie die Abbildung giebt, wäre ein einziger Fall im ganzen Körper, und deshalb kann diese Darstellung wohl kaum eine naturgetreue seyn.

d. r.

KÖNIGSBERG, b. Gebr. Bornträger: *Beytrag zur mikroskopischen Anatomie* von D. E. Burdach, Professor und Privatdocenten an der Universität Königsberg. Mit zwey Kupfertafeln. 1837. 76 S. gr. 4. (1 Thlr.)

Des Vfs. mikroskopische Untersuchungen über den Bau und Verlauf der Nerven schliessen sich rühmlich an die von *Ehrenberg*, *Treviranus*, *Valentin*, *Müller*, *Schwann*, *Emmerit* u. Anderen an, und zeigen ein reges Streben, die Kenntniß dieses Gegenstandes immer mehr zu erweitern und zu vervollkommen.

Die Schrift selbst zerfällt in drey Hauptabschnitte, in welchen 1) das Verhalten der Elementartheile der Nerven substanz unter verschiedenartigen Einflüssen, 2) der Verlauf und die Endigungsweise der Nerven in der äußeren Haut und in den Muskeln, 3) die Verbreitungs- und Endigungs-Weise der Nerven in der Zunge und der Schleimhaut der Mundhöhle abgehandelt ist.

Nachdem der Vf. in dem Vorworte darauf hingedeutet hat, wie theils durch eine immer grössere Bekanntschaft mit dem Gegenstande selbst, theils und vorzüglich durch die Mitwirkung so ausgezeichnet und jetzt zu Gebote stehender mikroskopischer Hülfsmittel es möglich geworden ist, so genaue Beobachtungen anzustellen, stellt er die demungeachtet in vielen Stücken so sehr von einander abweichenden Ansichten *Treviranus's*, *Ehrenberg's* und *Valentin's* gegen einander, um zu zeigen, wie für die richtige Erkenntniß des Baues und der Beschaffenheit der Nerven noch immer ein weites Feld offen stehe. Als möglichen Grund dieser Verchiedenheit der Resultate, welche aus den Beobachtungen so vorzüglicher, vorurtheilsfreyer und wahrheitsliebender Männer hervorgehen, glaubt der Vf. die außerordentliche Zartheit und Zerfetzlichkeit der Elementartheilchen der Nerven durch den Tod und mancherley andere Einflüsse annehmen zu müssen. Er stellte sich daher zuerst die Aufgabe bey seinen Untersuchungen, mit Unbefangtheit und Genauigkeit zu prüfen, wie sich die Nervenmasse im Allgemeinen und in ihren einzelnen Theilen bey verschiedenartiger technischer Behandlung, unter dem Einflusse der verschiedenartigsten Reagentien und in den verschiedenen Perioden während des Lebens und nach dem Tode verhalte. Lag es anfänglich nur in dem Plane des Vfs., auf diese Gegenstände allein seine Untersuchungen zu erstrecken, so führten ihn dieselben gleichzeitig auch zu Beobachtungen über den Verlauf und die peripherische Endigungsweise einzelner Nerven, und so entstand der zweyte und dritte Abschnitt.

Der Raum gestattet es uns nicht, den Vf. bey seinen mit großer Sachkenntniß, Geschicklichkeit und Ausdauer angeestellten Untersuchungen Schritt für Schritt zu folgen, und wir müssen uns deshalb bloß begnügen, die Resultate seiner Forschungen hier namhaft zu machen.

Diese Resultate, welche Hr. B. selbst am Ende

des ersten Abschnittes zusammengestellt hat, sind folgende: 1) das an der Oberfläche ganzer Nerven oder starker Nervenbündel erkennbare, sehnartige Aussehen derselben rührt nicht von einer wellenförmigen Krümmung der die Scheide bildenden Zellgewebsfasern, sondern von einer allseitigen, schlangenförmig gekrümmten Lage von Primitivfaserbündeln innerhalb der Scheide her. 2) Der Nerv scheint seine Hülle auch innerhalb des Organs beizubehalten. 3) Die Primitivfasern sind innerhalb eines Organs nicht feiner, als außerhalb derselben. 4) Der Inhalt aller Nervenprimitivfasern ist im natürlichen Zustande klar und dickflüssig, und wird erst durch Gerinnung in eine körnige Masse verwandelt. 5) Die Primitivfasern sind anfangs cylindrisch, sinken aber nach dem Tode, und wenn sie auf eine platte Fläche gelegt werden, in ihrer Mitte ein, wodurch sie vermöge der Lichtbrechung eine scheinbar doppelte Begrenzung annehmen. 6) Die knotige Gestalt ist den Primitivfasern des Hirns und Rückenmarkes zwar eigenthümlich, aber nicht wesentlich, und gründet sich nur darauf, daß die Markmasse ein Bestreben besitzt, die Kugelgestalt anzunehmen, und dabey den Widerstand der Scheiden zu überwinden hat. 7) Es sind viele Zeichen vorhanden, welche es wahrscheinlich machen, daß die Primitivfasern des Gehirns gar keine zellgewebigen Scheiden besitzen, sondern aus einer etwas zäheren Cortical- und einer etwas flüssigeren Central-Substanz bestehen. 8) Die Kälte wirkt contrahirend, die Wärme expandirend auf die Nervenfasern, das Wasser indifferent; der Essig wirkt auflösend und erweichend zuerst auf die zellgewebigen Scheiden, dann auf das Mark; das Kali erst aufs Mark und dann auf die Scheiden; Weingeist wirkt coagulirend auf das Mark, verdichtend auf die Scheiden; Kreosot und Sublimat wirken ganz ähnlich; Alaun und Salpeter lösen Scheiden und Mark auf; Kochsalz weniger, und Blausäure scheint den Inhalt der Primitivfasern zu verflüssigen und auszudehnen. 9) Die Nervenfasern erlangen später ihre vollkommene Ausbildung, als andere organische Gebilde; sie bestehen ursprünglich aus körniger Masse, und gehen durch die variköse Form allmählich, aber nicht gleichmäßig, zur Cylindergestalt über. 10) Durch das Alter werden nur die allgemeinen Scheiden und das Nervilem verdickt, die Primitivfasern selbst aber nicht sichtlich verändert. 11) Die Zersetzung durch Fäulniß geht am raschesten am Hirn und Rückenmarke, weniger rasch an den Sinnesnerven, am langsamsten in den peripherischen Nerven vor sich; dieselbe erfolgt an ersten rascher, wenn sie in dem abgestorbenen Körper verbleiben, an letzten rascher, wenn sie in Wasser gelegt worden sind. 12) Nach Verblutung haben die Nervenprimitivfasern ein zerrissenes, zusammengelallenes Ansehen; nach dem Erstickungstode sind auch die peripherischen Nerven mit Blute überfüllt; nach der Tödtung mit Blausäure erscheinen die Hirnfasern in cylindrischer Form, und zerfallen rasch in klare Kügelchen. 13) Die zu den Nerven gehenden Blut-

gefäße dringen nicht zwischen die Primitivfasern ein, sondern umspinnen nur netzförmig die Faserbündel. 14) Durch Wassersucht und vielleicht auch durch Entzündung erhalten die Nervenprimitivfasern das Ansehen von mit Flüssigkeit strotzend gefüllten, durchsichtigen Schläuchen. 15) Zerschnittene Nerven vereinigen sich nicht wieder unmittelbar, sondern durch zwischengebildetes Zellgewebe; sie scheinen sich an ihrem abgesechnittenen Ende durch ausgetretene Markmasse abzuschließen; in die Narbe verheilte Wunden treten keine neuen Nervenzweige ein. 16) In den Primitivfasern der Nerven findet keine Bewegung der Markmasse nach einer bestimmten Richtung hin Statt.

Aus dem hier Angeführten sehen wir, welche wichtige Resultate aus den Beobachtungen des Vfs. hervorgehen, Resultate, welche geeignet seyn würden, manche frühere Annahme völlig zu widerlegen, wenn wir überhaupt den mikroskopischen Beobachtungen diejenige Bestimmtheit und Infallibilität beylegen könnten, welche andere Beobachtungen haben, bey welchen die Feinheit und Güte der Hülfsmittel nicht so sehr in Anschlag gebracht werden muß, und nicht so viel auf glücklichen Conjecturen von Seiten des Beobachters beruhet.

Im zweyten Abschnitte giebt uns der Vf. seine Untersuchungen über den Verlauf und die Endigungsweise der Nerven in der äußeren Haut und den Muskeln, deren Resultat dahin geht, daß die Hautnerven, nachdem sie in stärkeren oder schwächeren Bündeln, selten ganz einzeln, von ihrem Mutterstamme durch Spaltung und Ramification abgegangen sind, unter einander und mit ähnlichen Bündeln anderer Hautnerven durch abwechselndes Anlegen und Wiederabtreteten, ein sehr dichtes, mannichfaltiges Netz bilden, und dann unmittelbar in andere Hautnerven übergehen, um mit diesen zu ihrem Centralorgane zurückzukehren; während die Muskelnerven erst eine Strecke parallel mit den Muskelfasern in den Muskeln hinlaufen, ehe ihre Theilung beginnt, dann aber die von *Valentin* s. g. Endplexus bilden, aus welche endlich aus einzelnen oder nur wenigen Primitivfasern bestehende Reiser treten, die sich, mit der Convexität gegen das untere Ende des Muskels gerichtet, umbeugen, wieder zu den Endplexus und von da jedesmal zu ihrem Hauptstamme zurückkehren. Die Verbreitung der Hautmuskelnerven steht dagegen in der Mitte zwischen der der Haut- und Muskel-Nerven.

Im dritten Abschnitte handelt der Vf. von der Verbreitungs- und Endigungs-Weise der Nerven in der Zunge und der Schleimhaut der Mundhöhle. Er stellte seine Beobachtungen an Froschzungen an, und gebrauchte mit Vortheil den *liquor cal. caust.* (*lixivium japonar.*), von welchem er zwey bis drey Tropfen mit einer Unze Wasser vermischte, und das zur Untersuchung bestimmte Präparat einige Minuten der Einwirkung dieser Flüssigkeit aussetzte, wodurch es einen solchen Grad von Durchsichtigkeit erlangte, daß man die Ausbreitung der Nerven deutlich erken-

nen konnte. Auf diese Weise war es ihm möglich, den Verlauf des *Nervus hypoglossus*, *Nerv. glossopharyngeus* und die dem *Nervus lingualis* entsprechenden Zweige des *Nerv. trigeminus* zu erkennen und deutlich zu unterscheiden.

Er erkannte den *Nervus hypoglossus*, welcher schon außerhalb der Zunge den benachbarten Muskeln Zweige abgiebt, und sich dann in der Musculatur der Zunge verbreitet, ohne die Schleimhaut derselben zu berühren, ganz als einen Muskelnerven, indem er, gleich diesem, Plexus und Endschlingen bildet; derselbe unterscheidet sich aber dadurch, daß er sich bloß nach außen hin verästelt, und, wie bei den meisten Hirnnerven, keine beiderseitigen Stämme nicht mit einander Verbindungen eingehen.

Die dem *Nervus lingualis* entsprechenden Zweige des fünften Paares gehören der Schleimhaut des Mundes und des hinteren Theiles der Zunge an, und haben eine den Hautnerven ähnliche Bildung, nur daß ein großer Theil ihrer Primitivfasern endlich zu seinem Stamme wieder zurückkehrt, daß sie sich nirgends in ganz einzeln verlaufende Fasern zu spalten, und hin und wieder kleine Ganglien zu bilden scheinen.

Der *Nervus glossopharyngeus* geht durch die Musculatur der Zunge, ohne ihr Zweige zu geben, und ohne Plexusformation, hindurch zur Schleimhaut der Zunge, wo er ein durch sehr locker neben einander liegende Primitivfasern ausgezeichnetes Geflecht bildet, und sich endlich in ganz einzeln verlaufende Elementar-cylinder auflöst. Auch dieser Nerv giebt bloß nach außen hin sich ausbreitende Zweige, wie der *Nerv. hypoglossus*, und anatomisirt in seinem Verlaufe nicht mit dem gleichen Nerven der anderen Seite, als nur an seinem Ende.

Der Vf. zieht aus der Betrachtung dieser Nerven zuletzt den Schluß, daß der *Nervus hypoglossus* der Muskelnerve, der *Nervus glossopharyngeus* der reine Sinnesnerve, und die beim Frosche den

*Nervus lingualis* repräsentirenden Zweige des *Nervi trigemini* die Gemeingefühlsnerven der Zunge darstellen.

Nach allem diesem glaubt der Vf. sich berechtigt, den Ausspruch *Valentin's*, daß die Nerven eigentlich gar kein peripherisches Ende haben, sondern an ihren peripherischen Organen ihr centrifugaler Theil ohne Abgrenzung in den centripedalen übergeht, dadurch vervollständigen zu müssen, daß er annimmt, der wesentliche Charakter aller reinen Sinnesnerven bestehe darin, daß sie an ihren peripherischen Theilen ein feinstes Geflecht bilden, und sich in ihre feinsten Elementartheile auflösen; der wesentliche Charakter der Nerven, welche dem Gemeingefühle vorstehen, mögen sie sonst den Hirn- oder Rückenmarksnerven angehören, beruhe darauf, daß sie mannichfaltige, weit ausgedehnte Netze formiren, welche meistens aus Nervenbündeln, selten aus einzelnen Primitivfasern bestehen; der wesentliche Charakter der Muskelnerven endlich sey darin zu suchen, daß sie innerhalb des Muskels einen zum Theil aus starken Bündeln bestehenden Plexus, und dann Endschlingen formiren, welche sehr selten aus ganz einzeln verlaufenden Primitivfasern gebildet werden.

Aus diesem hier nur im Auszuge Mitgetheilten wird genugsam ersichtbar, welche wichtige Beobachtungen der Vf. bey seinen Untersuchungen machte, und welche gleich wichtigen Resultate er aus denselben für die Anatomie und Physiologie zog. Wir sind ihm für die Mittheilung dieser seiner Beobachtungen den größten Dank schuldig, und wünschen nichts mehr, als daß er fortfahren möchte, durch seine an sich so schwierigen Untersuchungen die Wissenschaft immer mehr zu bereichern.

Die beygefügte Tafeln scheinen gelungen, und die ganze übrige Ausstattung der Schrift, bis auf mehrere Druckfehler, ist lobenswerth.

H. S.

## KURZE ANZEIGEN.

MUSIK. Zürich, b. Bürkli und Höhr: *Musikalische Schulgrammatik für die vorgeführten Realclassen allgemeiner Volksschulen oder überhaupt für solche, bey denen Tonvorrath begründet und erweitert werden soll.* Von Joh. Rudolph Weber, Lehrer in der Neumünstergemeinde. 1837. 114 S. 8. (15 gr.)

Diese musikalische Schulgrammatik kann mit ähnlichen in Sprachen, in Beziehung auf Tonkunst, namentlich des Gesanges, fast auf gleicher Stufe betrachtet werden. Wie jene von den Elementen der Sprache auf die höheren Bildungen derselben hinweisen, so geschieht es hier im Gesang. Unterscheidend aber von ähnlichen Gesangsschulen ist die vorliegende dadurch, daß sie die den Gesang ungenügend unterstützende und begründende Harmonielehre im Bereiche derselben in falscher und eng verbundener Weise aufstellt. Voran stehen die Grundbegriffe des Gesanges, des Zusammenklanges, Accordes, Harmonie, Melodie, Cadenz u. s. w. Mit ungenügender Deutlichkeit und im engen Zusammenhange werden die nothwendigsten Begriffe über Tonkunst erläutert, und der Schüler wird

mittels Aufgaben veranlaßt, sich durch schriftliche Selbstübung Alles gehörig zu verdeutlichen. Ueber musikalische Satzbildung, Metrik und melismatische Satzverhältnisse, Satzzeichensetzung, Tempo, Ausdruck ist in Kürze das Erforderliche beygebracht, und außerdem ein Register der italienischen musikalischen Ausdrücke — worin wir jedoch einen neueren: *mosso*, *bewegt*, vermissen — angehängt, woran sich am Ende eine kurze Uebersicht der Musik schließt. Eine schätzbare Zugabe aber wäre für den ersten Abschnitt gewiss eine kurze Mittheilung über Ausbildung, Erhaltung und Schönheit der menschlichen Stimme gewesen. Uebrigens enthält diese musikalische Schulgrammatik mit dem Tabellenwerk und Schulgesang von D. Naegeli einen vollständigen Bildungsgang, und erregt schon von dieser Seite eine nicht ungünstige Meinung von ihrem Werthe. Möge sie durch diese schriftliche Mittheilung nicht nur bekannter, sondern auch anwendbarer werden!

D. R.



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

J E N A I S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, in Wigands Verlag: *Wanderungen durch den Harz von Wilhelm Blumenhagen*. Mit 30 Stahlstichen. 236 S. gr. 8. (3 Thlr. 8 gr.)

Hr. Buchhändler *Wigand* in Leipzig hat es vor zwey Jahren unternommen, unter dem Titel: „*Das malerische und romantische Deutschland in 10 Sectionen mit 260 Stahlstichen*“ ein Werk hervortreten zu lassen, das alle Naturschönheiten unseres Vaterlandes in Schilderungen und künstlerischen Darstellungen uns vorführen soll. Man kann diesem Unternehmen seinen Beyfall nicht verlagern, und nur wünschen, daß die Ausführung den Erwartungen, die man der Ankündigung nach an ein Werk dieser Art zu machen berechtigt ist, entspreche. Der Verleger hat seinerseits zur Erreichung des gesteckten Zieles gethan, was ihm möglich war und oblag. Für die Bearbeitung des beschreibenden Stoffes gewann er Männer, wie *Tromlitz, Raupach, Simrock, Blumenhagen, Bechstein, Heeringen, Schwab, Herlofssohn, Mohrke, Starkloff* und *Duller*, deren Aller Namen, mehr und weniger, einen guten Klang haben, und die der Aufgabe wohl gewachsen seyn dürften. Nicht minder war er bemüht, von bekannten Meistern Originalzeichnungen vorzüglich schöner Gegenden aufnehmen und stechen zu lassen, und in typographischer Hinsicht versäumte er auch nichts, damit das Unternehmen nach seiner Vollendung den Namen eines Prachtwerkes verdiene. Ihm ist es daher nicht beyzumessen, wenn nicht in dem Geiste, wie seine Phantasie ihm das Bild eines malerischen und romantischen Deutschlands vorschweben ließ, solches auch aufgestellt wird. Seit dem Jahre 1836 sind nun von diesem Werke die vier ersten Sectionen erschienen, namentlich: *die sächsische Schweiz von Tromlitz, Schwaben von Gustav Schwab, Thüringen von Ludwig Bechstein, und der Harz von Dr. Wilhelm Blumenhagen*. Da jede derselben ein für sich bestehendes Ganzes mit besonderem Titel bildet, und keine derselben mit den übrigen in einer anderen Verbindung als in der des gemeinschaftlichen Haupttitels: „*Das malerische und romantische Deutschland*“ steht; so will Rec. für jetzt die vierte unter dem oben angegebenen besonderen Titel (dem die Jahreszahl fehlt; es sollte 1837 da stehen) erchienene Section, die *des Harzes*, hier vorführen.

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

Mit Vergnügen hat Rec. diese Wanderung durch einen der vorzüglichsten aller deutschen Gebirgszüge gelesen, und glaubt, daß dessen Schilderung keinen besseren als den Händen des Hn. Dr. *Blumenhagen* übergeben werden konnte. Der Aufgabe ist ganz von ihm entsprochen. Im poetisch-prosaischen Gewande, und doch auch belehrend, sind des Harzes schöne, imposante Gegenden skizzirt oder ausgemalt, keine seiner Eigenthümlichkeiten, seiner Erscheinungen unberührt gelassen; auf jede Stelle, welche die Natur ausgezeichnete oder die Kunst ausschmückte, wird man hingeführt, in das innere Leben seiner Bewohner, in das finstere Innere seiner Berge läßt der Vf. uns schauen, und Alles das mit einer Frische der Darstellung und einer richtigen, nur etwas oberflächlichen Beobachtungsgabe, daß ihm von keiner Seite der Beyfall entgehen kann, wenn er auch uns nichts Neues sagt, zuweilen über das Gebiet der Wahrheit hinausstreift, und überhaupt mehr für Damen zu schreiben scheint. Ob der Bearbeitung das Tagebuch eines Freundes zu Grunde lag, wie der Vf. am Schlusse sagt, ob er vorhandene Schriften über den Harz benutzte, wovon sich hin und wieder deutliche Spuren finden, und ob er diese Wanderung vor Kurzem erst und in eins machte, oder seine Bemerkungen auf verschiedenen Reisen auf den Harz niederschrieb, was sehr wahrscheinlich ist, da Vieles zur Gegenwart nicht mehr paßt, gilt gleich. Sein Buch ist angenehm geschrieben, und unter der Menge von Reisebeschreibungen über den Harz, die es giebt, kann es als eine der besseren gelten. Wer den Voratz hat, den Harz zu besuchen, lese es zuvor, um sich zu dessen Ausführung noch mehr hingerissen zu sehen. Die Einleitung wird hiezu vorzüglich anreizen. Sie giebt ein allgemeines Bild des Harzes, wenn auch in der Wirklichkeit Manches prosaischer erscheinen möchte, was hier im Zauberlichte hinreißender Darstellung funkelt.

Die Wanderung beginnt bey Goslar, in historischer Hinsicht dem gewichtigsten aller Harzörter. Von hier geht es in das nahe Okerthal, und dann auf den Berg, der einst die Harzburg trug. Im Ilseenthal, auf dem Ilsestein und bey der Ilse, welche sich in dieß schöne, wilde, nur zu kurze Thal hinabstürzt, weilt der Vf. länger, und erzählt uns auch das bekannte Märchen von der hier haufenden Prinzessin, wie er überhaupt vieler Harzlagen erwähnt.

Nun geht es nach Wernigerode und auf den Brocken, wo er sich das Brockengespenst erscheinen läßt. Herab steigt er über Schierke, durch einen Theil des Thales der Bode, nach Elbingerode und Rübeland in die bekannten Höhlen. Auf dem Blankenburger Schlosse sah er noch das Crucifix aus Elfenbein von Michel Angelo, das schon vor 1830 der verjagte Herzog Karl von Braunschweig da weg, und bey seiner Flucht mitnahm. Vom Reinsteine geht es im Mondenlichte nach dem Dorfe Thale, das er wohl wegen der Dunkelheit für einen Hüttenort, oder die Blechhütte bey Thale für einen Theil des Dorfes Thale hält. An der Hand des alten Führers, Traugott Faber, allen Harzreisenden wohl bekannt wegen seiner Suade im Declamiren des Märchens von der Prinzessin „Brunhilde“, durchwandert er den unteren Theil des Bode-thales. Die Roßstrasse wird bestiegen, wo gelegentlich Nachrichten über das, zwey Stunden von hier entfernte, auf dieser Stelle sichtbare, Quedlinburg erzählungsweise eingeschaltet werden. Auf dem Tanzplatze steht er, in die Heuschauer kriecht er, kurz keinen Punct dieser schönen Gegend läßt er unberührt, wenn er sie auch nicht alle selbst gesehen haben wird, vorhandene Schilderungen nur nacherzählte. Auf dem Tanzplatze ruht der Vf. mit seiner Begleitung lange aus. Von letzter Einer erzählt hier ein Alltagsmärchen, wobey gleich bemerkt ist, daß es der geehrte Leser ohne Verlust und Schaden überschlagen dürfe. Rec. ist derselben Meinung, und empfiehlt jedem Leser, des Vfs. Rath zu befolgen. Alle schönen Puncte zwischen Thale bis Ballenstedt werden besucht, und, wie es scheint, nach Anleitung von *Gottschalcks* Taschenbuch für Harzreisende, Etwas über sie gesagt. Darauf geht es wieder rückwärts nach dem Stubenberge, von da in das Gebirge, zur Victorshöhe und hinab das Selkethal entlang bis Falkenstein, wo eine Scene vorkommt, welche auch zu überschlagen nicht schaden wird. Falkenstein scheint dem Vf. des Harzes Ostgrenze, denn hier wendet er sich zum Rückwege. Ueber Harzgerode und Alexisbad geht er nach Stolberg, Ilfeld, Wolkenried, Zorpe, Sterzfels, Herzberg und Osterode. Hier wendet er wieder um, von Neuem einzudringen in das Herz des Oberharzes, und kommt nach Andreasberg. Eine, *Honemann*, *Trebra*, *Zimmermann* und *Gallerer* nacherzählte, Geschichte des oberharzischen Bergbaues, sowie mineralogische und geologische Bemerkungen, sind eingeschaltet, welche hier wohl nicht erwartet wurden. Gelegentlich ist auch die alte bekannte Anekdote von der aus dem Museum in Göttingen entwendeten Silberstufe beygefügt. In Altenau wohnt er einem Hochzeitschmause bey. Klausthal wird noch besucht, und dann schließt das benutzte Tagebuch des Freundes, in welchem der Vf. die ihm entnommenen Abenteuer und Epifoden hätte zurüchlaffen, sein anziehendes Gemälde vom Harze nicht dadurch unterbrechen sollen, wobey es nur gewonnen haben würde, während man sich jetzt durch jene nur zu oft und nicht gern unterbrochen sieht.

Die das Werk begleitenden dreyßig Stahlstiche,

welche dem Leser Scenerieen des Harzes vorführen, machen gewissermaßen einen für sich bestehenden zweyten Theil desselben aus. Denn außer der Unterschrift ist ihnen keine Erklärung beygegeben, der Vf. erwähnt ihrer in seiner Darstellung gar nicht, weist nirgends auf sie hin, noch verfinnlicht er ihren Anblick durch beschreibende Worte, kurz, nimmt gar keine Notiz von ihnen. Sie stehen daher ganz isolirt da, und mit dem Werke in gar keiner weiteren Verbindung, als die bey dem Binden der Hefte der Buchbinder ihnen anweisen wird. Ein Schmuck sind sie ihm wohl, ein höheres Interesse verleihen sie ihm aber nicht. Wahrscheinlich ist ihre Beforgung ohne nähere Rücksprache mit dem Vf. von dem Verleger ausgegangen, welcher bey dem Zeichner, *L. Richter* (wahrscheinlich dem Dresdener), dreyßig Ansichten von Harzgegenden bestellte, diesem die Auswahl überlassend. Wie dieser solche Aufgabe löste, wollen wir nun sehen, indem wir jedes Blatt dem Leser vorführen. Im Allgemeinen wäre über sie zu bemerken, daß man mit des Zeichners malerischer Auffassung, wie mit der Ausführung, zufrieden seyn kann. Er wählte die Staffage immer sehr passend, und gruppirte sie gut; auf Effect sah er jedoch ganz besonders, und diesen Zweck ordnete er der vollständigeren Darstellung der Scene unter. Daher erman-geln aber auch einige Blätter der Wahrheit, entsprechen mithin dem Hauptzwecke, einem der Natur entnommenen Bilde, nicht. Bey einigen hätte der Standpunct vortheilhafter gewählt werden können. Einige sind ganz unbedeutend, für welche von den vielen schönen nicht dargestellten Gegenden hätte ausgewählt werden sollen. Der Stich ist, der Angabe nach, von dreyzehn verschiedenen Personen geschehen, meist Engländern; doch befinden sich auch vier deutsche Namen darunter. Er ist fast durchgehends gut, sauber und nett, mitunter etwas manirirt, was jedoch von Liebhabern wenig bemerkt werden wird. Von dem Charakteristichen der englischen Stahlstiche — dunkle Luft mit schweren Wetterwolken, oder lichte Sonnenstrahlen, — haben diese Blätter nichts, was Rec. loben muß, denn man hat sich dergleichen doch ganz satt gesehen.

Rec. wird nun dieses sein Urtheil bey dem einzelnen Vorführen der Bilder zu belegen suchen.

1) *Gegend um Goslar*. Ein verfehltes Blatt. In der Ferne zeigt sich ein Theil der Stadt, und links ein hoher Berg, der, wenn es der Brocken seyn soll, viel zu hoch angegeben ist; übrigens gar nichts die Gegend besonders Auszeichnendes und der Darstellung Werthes. Nur die Staffage, also die Nebensache, hebt das Bildchen. — 2) *Die Klause und der Rammelsberg* gehört zu dem Unbedeutenden, und hätte wegbleiben können. In der Unterschrift hätte auch *Klus*, wie man dort sagt, beybehalten, nicht *Klause* dafür gesagt werden sollen. 3) *Die Harzburg*. Von den Ruinen dieser Burg sieht man schon längst aus der Ferne gar nichts mehr. Hier aber sind Ruinen auf einem Berge zu sehen. Das Bild ist mithin eine Unwahrheit. 4) *Der Ilfenstein*.

Der Zeichner muß einen Standpunct gewählt haben, der ganz aus dem Wege liegt, was nicht zu billigen ist. Man muß freylich der zu copirenden Landschaft die beste Seite abgewinnen, nie aber von einer Stelle, die nicht Jeder sogleich auch gelangen kann, sonst wird das Bild für eine Lüge gehalten. Rec. traf einst auf einer Wanderung durch das Riesengebirge, in der Nähe der Ruinen des Kynasts, mit einem Landschaftler zusammen, der ihm einige von seinen Entwürfen, und darunter auch eine Zeichnung dieser Ruine vorlegte. Letzte war von herrlicher Wirkung, und nie hatte er diese so vielfach dargestellte Burg in so vortheilhafter Stellung gezeichnet gesehen. Er theilte dem Verfasser den Wunsch mit, sie in der Wirklichkeit so zu erblicken, und erhielt die Antwort, daß dieser nicht ohne einige Beschwerden zu erfüllen sey. Er habe sie nämlich von einem Felsen aus gezeichnet, auf den er jedoch nur mittelst einer dahin geschafften Leiter gelangen könne. Rec. stand ab von der Erfüllung seines Wunsches, konnte aber nicht umhin, dem Künstler sein Bedauern erkennen zu geben, eine solche Ansicht des Kynasts zu liefern, die schwerlich aufser ihm Jemand in der Wirklichkeit werde erblicken können, noch mögen, da Gefahr damit verbunden sey. Solche Abbildungen sind zu den idealischen zu zählen, welche für den, der die Wahrheit will, keinen Werth haben können. Wahrscheinlich ist diese Abbildung des Ilfensteins eine ähnliche. Rec., wohl bekannt im Ilfenthal, vermag wenigstens den gewählten Standpunct nicht aufzufinden. 5) *Die Ilfefälle*. Richtiger würde die Unterschrift gewesen seyn: *Eine Partie auf dem Wege an der Ilse hinan*. Hätte der Zeichner die Ilfefälle aufnehmen wollen, so möchte sein Blatt ein ellenlanges geworden seyn. 6) *Wernigerode*. Mußte heißen: *Das Schloß über Wernigerode*, denn nur dieses sieht man, von der Stadt gar nichts. 7) *Das Brockenhaus*. Richtig, doch zu dunkel gehalten. 8) *Die Marmorühle im Bodethale*. Gut und richtig. 9) *Blankenburg vom Heidelberge aus*. Wie bey Wernigerode giebt dies Blatt vom Schlosse über Blankenburg eine deutliche Ansicht, von der Stadt sind aber nur wenige Häuser zu sehen. Es ist also keine Ansicht von Blankenburg. 10) *Der Regenstein*. Gut. 11) *Die Teufelsmauer*. Gehört zu den überflüssigen, unbedeutenden Blättern. Von dem stundenlangen Felsenzuge, welcher den Namen *Teufelsmauer* führt, sind hier ein Paar Felsenbrocken im Mondlicht abgebildet. Was soll das? Vom Grofsartigen dieser Riesenmauer geben diese wahrhaftig keinen Begriff, und sie ganz darzustellen, möchte bey ihrer grofsen Ausdehnung, auf einem solchen beschränkten Raum, zu den Unmöglichkeiten gehören. Nochmals, was soll dieses Blatt? 12) *Ansicht von der Rosstrappe in dem Kessel*. Die Unterschrift ist nicht richtig, denn es ist nur ein Blick von der Höhe des Felfens der Rosstrappe in das Thal der Bode. Vom sogenannten Kessel sieht man nichts, kann diesen auch auf der Stelle der Rosstrappe nicht sehen. 13) *Die Jungfernbrücke*. Ein treues gelungenes Bild. 14) *Qued-*

*linburg* hätte von einer vortheilhafteren Seite dargestellt werden können, wo man es ganz überblickt, was hier nur zu einem kleinen Theile der Fall ist. 15) *Stecklenberg und Lauenburg*. Ein treues und feines Blatt. 16) *Schloß Ballenstädt*. Ebenso, bis auf die Gebirgsmasse im Hintergrunde, welche vermuthlich einer der Gegensteinsfelsen seyn soll, aber viel zu hoch dargestellt ist. 17) *Der Stubenberg bey Gernrode*. Recht gut. 18) *Mägdesprung*. Ganz unkenntlich, ganz verfehlt. Legte man dieses Blatt mit zugehaltener Unterschrift einem Einwohner von Mägdesprung vor, er erkannte seine Wohnung gewiß nicht. Treuer ist 19) *Falkenstein*. 20) *Stolberg* hätte von einer vortheilhafteren, das heißt von einer solchen Seite aufgenommen werden können, wo Stadt und Schloß zugleich ganz sichtbar waren, während man hier von erster nur einige Häuser sieht. 21) *Ilfeld*. 22) *Sachsenstein*. Wohl nicht mehr Harzpartie zu nennen. 23) *Schwarzfels*. Ohne Wirkung. 24) *Die Steinkirche*. Ein hübsches Bild, doch hätte es heißen müssen: *Blick aus der Steinkirche*. 25) *Hersberg*. 26) *Osterode*. Unbedeutend beide. 27) *Klausthal*. Giebt keine klare Idee von der Lage dieser Stadt. 28) *Der Hübichenstein*. Richtig. 29) *Die Staufenburg*. So wie hier zeigen sich in der Wirklichkeit die wenigen Trümmer der Staufenburg nicht. 30) *Sangerhausen*. Dieses Städtchen, schon einige Meilen vom Harze entfernt, wird im Buche nicht erwähnt, denn der Vf. berührt es nicht. Wie daher sein Abbild, noch dazu sehr unvollständig, sich hier verirrt, bleibt zweifelhaft. Dieses Blatt, wie mehrere der erwähnten, hätten füglich wegbleiben, und dafür andere schönere Gegenden und Gegenstände gewählt werden sollen, als: Josephshöhe, die Rothhütte, die Schnarher, die Königshütte, Nordhausen, Rammelburg, Hasselfelde mit der Achtermannshöhe und dem Brocken im Hintergrunde, Ruinen des Klosters Walkenried u. a. m. Verf. und Zeichner scheinen aber Jeder für sich gewandert zu seyn, sich nicht, wie schon oben erwähnt, über das Darzustellende besprochen, noch vereint zu haben.

Nach allem diesem ist nun zwar die Erwartung, welche man bey der Ankündigung dieser Section des romantischen Deutschlands hatte, in artistischer Hinsicht nicht ganz erfüllt worden; indessen bleibt das Buch immer in seinem Haupttheile eine sehr angenehme Erscheinung, und Jeder, der den Harz besuchte, möge daheim in *Blumenhagens* Begleitung die Wanderung in das schöne Gebirge wiederholen, um so den gehabten Genuß von Neuem sich wieder zu vergegenwärtigen. Druck und Papier sind elegant. 66.

LEIPZIG, b. Hartleben: *Malerischer Atlas und beschreibende Darstellung aus dem Gebiete der Erdkunde*. Herausgegeben von Eduard Pöppig. 1838. Sechs Lieferungen. VI u. 304 S. 8. Mit 18 Stahlstichen. (2 Thlr., 12 gr.)

Wenn die Sitte der „Illustrationen“ bedeutender Werke durch schön gearbeitete Bilder allmählich aus

England und Frankreich auch auf den deutschen Boden wandert, und der Industriezweig malerischer Rhein- und Schweizer-Reisen, pittoresker Wanderungen in Deutschland u. dgl. breitere Ausdehnung gewinnt, so ist es gewiß auch demjenigen Wissen erlaubt, sich durch künstlerische Zulagen eine willigere Aufnahme zu verschaffen, welches am meisten auf bildliche Anschauung verwiesen ist, und den stärksten Beruf hat, populär zu werden, dem erkundlichen. Aus diesem Gesichtspuncte wird mit dem ausgezeichneten Reisenden, welchen die Verlagshandlung für das vorliegende Werk gewonnen hat, jeder verständige Leser seinen Titel und gedoppelten Inhalt betrachten. Ihm sind die 18 Ansichten, welche es, je 3 in einer Lieferung, enthält, nur „äußere Anhalte der Phantasie“, und würden dies noch mehr seyn, wenn nicht ein Theil derselben englischen Originalen entnommen wäre, die ihren Ruhm mehr durch Reinheit und Feinheit der technischen Ausführung, als durch urkundliche Sicherheit naturgetreuer Zeichnung rechtfertigen. Desto werthvoller sind aber dann in dieser Hinsicht die dem Vf. selbst angehörigen Zeichnungen aus Südamerika. Immerbin wird das Auge des Lesers gern auf diesem Schmucke des Buches verweilen. Einen geringeren Werth, ja etwas Fatales, bekommt dieser hingegen, wenn die Wahl und Reihenfolge der geographischen Aufsätze weniger vom wissenschaftlichen, wenn auch populärwissenschaftlichen Gesichtspuncte bestimmt, als durch die einmal zu Gebote stehenden Abbildungen dictirt ist. Wenigstens wüßte Rec. es sich kaum anders zu deuten, wenn nach einander an ihm folgende geographische Darstellungen vorübergehen: 1) *Matanzas*, 2) *Kreta*, 3) *Kurdistan*, 4) *Baalbec*, 5) *Antiochia*, 6) *Natal*, 7) *Otaheiti*, 8) *Vorgebuge der guten Hoffnung*, 9) *Damascus*, 10) *Circassien*, 11) *Ost-Peru*, 12) *Navigator- und Hervé-Inseln*, 13) *Libanon*, 14) *Oman*, und er sich so von Erdtheil zu Erdtheil, von einem weiten Länderstrich in eine einzelne Stadt oder engere Localität verlegt, und das eine so ausführlich, wie das andere besprochen sieht. Es scheint zwar nach der Erklärung des Verlegers am Schlusse, daß nur die Pesther Katastrophe ihn an Fortsetzung des Werkes und den Verfasser an Ausfüllung der weiten Lücken gehindert hat; aber wenn man sich nun das Buch in mehreren auf gleiche Art ausgeführten Bänden vollendet denkt, so wird einem doch ähnlich zu Muthe, wie jenem preussischen General, der über den Anblick eines unverständlichen Cavallerie-Manövers erstaunt auf seine Frage den Aufschluß erhielt: „sie reiten den Namenszug unserer verehrten Kaiserin.“ Einige Aufsätze machen allerdings eine Ausnahme. So sind No. 1, 11 und wohl auch 8 den Reisen des Vfs., No. 2, 6, 7, 10, 13 dem Interesse der Tagesbegebenheiten zu verdanken. Im Ganzen aber wird ein solcher Eklekticismus mehr dem Geographen Vorarbeiten für umfassende Darstellungen liefern, als dem gewöhnlichen populären Interesse dienen.

Wenn Rec. nun die einzelnen Aufsätze selbst ins Auge faßt, so freut er sich, in einer literarischen Erscheinung, die halb auf dem Gebiete der unterhalten-

den Schriften zu liegen versprach, so Tüchtiges zu finden. Die aus eigener Anschauung des Vfs. geflossenen Schilderungen (*Matanzas*, *Ost-Peru*, *Vorgeb. d. g. Hoffnung*) ragen allerdings weit hervor sowohl durch die frische, porträtähnlich genaue Lebendigkeit der Localgemälde, als durch die geistreichen Ausblicke in das weitere Natur- und Menschen-Leben, worin er sich als glücklichen Nachahmer unseres größten Erdforschers und Reisenden zeigt. Unter den aus Büchern zusammengestellten Aufsätzen zeichnen sich No. 3, 6, 10 besonders aus. Manche treffliche Ausführung findet sich an Orten, wo man sie nicht suchen würde, z. B. eine über den jetzigen Welthandel, besonders den morgenländischen Landhandel in Vergleichung mit dem antiken, bey Gelegenheit von *Antiochia*. Von *Natal* (Weihnachtsküste) sprechend, läßt der Vf. seine Ansichten über das Missionswesens laut werden. Er meint, Missionare seyen zuerst Lehrer der Civilisation in Künsten und Handwerken, die Predigt der christlichen Wahrheit hiezu das geeignetste Mittel. Darum wünscht er auch, daß durchgebildete, mit den Fortschritten der Civilisation vertraute Männer zu Missionaren gewählt werden, nicht aber fromme Männer aus dem Handwerkerstande. Er hätte Recht, wenn seine erste Voraussetzung nicht irrig wäre. Billiger als viele andere Schriftsteller erkennt er die Verdienste der Missionare in Südafrika und der Südsee nicht, verfehlt auch keinesweges die von ihnen zu bekämpfenden Schwierigkeiten, indem er ihre Fehler enthüllt. Aber es scheint ihm im Ganzen die Missionsweise der Jesuiten in Südamerika als Muster vorzuschweben, die Rec. keinesweges zur durchgängigen Nachahmung empfehlen möchte, indem die Erfahrung nicht eben die besten geistigen Früchte ihres Verfahrens darbietet, und auch der Protestantismus dieselbe nicht zuläßt. Er tadelt dann auch die durch die Humanität gebotene und von Lord *Glenelg* verfügte Rückgabe der Provinz Adelaide an die Kaffern, weil sie — unpolitisch sey, sofern die Colonie die Provinz aus militärischen Rücksichten nicht entrathen könne. Eine glückliche Inconsequenz läßt ihn dann die Auslieferung flüchtiger *Zulahs* durch Capitän *Gardiner* an ihren blutdürstigen Häuptling verwerflich finden, wenn gleich der Capitän noch eher als die Cap-Colonie den Grund des Bedürfnisses für sich geltend machen könnte, sofern es sich bey ihm um die Existenz seiner Niederlassung handelte. Aehnliche Ansichten sprechen sich darin aus, daß er die Berufung amerikanischer Missionare unter die *Zulahs* mißbilligt, weil ein mercantilischer Nachtheil für England daraus entstehen könnte, als wäre die Mission bloß Wegbahnerin für den Handel und die Extirpation ganzer Stämme durch die Colonisten, sowie er die „feindliche“ Verpflanzung der rothen Leute in Nordamerika in die westlichen Gebiete durch das Naturgesetz wenigstens entschuldigt glaubt, das die weissen Rassen auf Kosten der Farbigen über die Länder verbreite.

Nach diesen Gegenbemerkungen muß Rec. das vorliegende Werk für trefflich erklären, und bedauern, daß seine Fortsetzung Hindernisse gefunden hat.

W. H. D. V.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 9.

## ORIENTALISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, in der Dietrich'schen Buchhandlung: *Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes*, herausgegeben von H. Ewald, C. v. d. Gabelentz, J. G. L. Kosegarten, Christ. Lassen, C. F. Neumann, E. Rüdiger und F. Rückert. Ersten Bandes erstes bis drittes Heft. 1837. 414 S. Mit 2 Steindrucktafeln.

Frankreich ist bis jetzt bekanntlich der Hauptmarkt des Verkehrs für orientalische Sprachen und Wissenschaft gewesen; nicht als wenn — um hier Russland, England, Holland und Italien zu übergehen — Deutschland dafür nichts gethan hätte mit seiner auf der ganzen cultivirten Erde anerkannten ernstlichen wissenschaftlichen Thätigkeit, aber theils fehlte es bey uns an den Hilfsmitteln, theils an der Concentrirung der Kräfte zu einem Erfolge, wie ihn Paris mit seinen durch die Liberalität der Regierung herbeygeleiteten Quellen und in der Mitte seiner, die anerkanntesten Gelehrten des Landes in sich schließenden Akademien erzeugen konnte. Zwar wird der eine Hinderungsgrund, der in dem materiellen Mittel ruht, für uns immer bleiben, da wir nicht Eine Hauptstadt und nicht Eine Regierung haben, wo und durch welche die nöthigen Hilfsmittel als Nationaleigenthum aufgespeichert werden können; aber jene Vereinigung der geistigen Kräfte ist nicht unmöglich, da man uns das wissenschaftliche Streben um seiner selbst willen, die eigennutzlose, aufopfernde Liebe für die Wissenschaft nicht absprechen kann, die dazu auch der bedingenden Fragen wehrt über Sitz und Heimat solcher Geistesvereinigung, ob sie zu Berlin oder München, ob zu Dresden oder Wien, oder welcher anderen königlichen oder geistigen Herrscherstadt seyn soll. Es war daher ein köstlicher Gedanke, eine Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes in Deutschland zu gründen, denn sie kann ein kräftiges Mittel werden, daß Deutschland, welchem der unbestreitbare Ruhm bleibt, den Gipfel in dem Studium der classischen Philologie erstiegen, und dem Sprachstudium im Allgemeinen die neue, umfassende Richtung gegeben zu haben, auch für die orientalische Sprachkunde Gleiches thut. Und sie wird es werden, wenn stets Männer die Vorsprecher sind, wie wir sie hier an der Spitze des Buches vereinigt sehen, und wenn der

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

Zweck vor Augen behalten und die Grundsätze stets befolgt werden, wie sie der Vorwortner in dem Plane dieser Zeitschrift ausgesprochen hat.

Hr. Prof. Ewald, der Verfasser des Vorworts, S. 1—13, spricht sich, nachdem er Treffliches vom Studium des Orientalischen und in Beziehung auf Deutschland insbesondere in kurzen Worten vorausgeschickt hat, wegen des Zwecks dahin aus: Diese Zeitschrift solle einmal eine Niederlage für neue Arbeiten und Forschungen; dann aber auch auf die überall gewonnenen Fortschritte dieser Studien zurückblicken, und sie immer kurz zusammenfassen. Doch soll man unter letzten nicht etwa bloße Auszüge aus neueren Werken und Recensionen nach gewöhnlichem Zuschnitte verstehen; namentlich sollen hier nur Beurtheilungen neuerer Werke ihre Stelle finden, welche die Wissenschaft wirklich fördern. Rec. möchte aber doch rathen, nicht ganz allein auf solche Werke sich zu beschränken; jede die Wissenschaft fördernde Zeitschrift muß auch solche Producte beurtheilen, welche der Wissenschaft schaden, und solche gerade um so mehr, weil in allen Kreisen wissenschaftlicher Bestrebungen viele Arglose sind, die wohl, ungewarnt, auch etwas Gleißendes und Scheinendes als ächte Waare aufnehmen, und, sey es direct oder indirect, der Wissenschaft großen Nachtheil bringen. Daß aber solche Warnungen nicht unnöthig sind, besonders auf dem Gebiete sprachlicher Studien nicht unnöthig sind, beweist die Gegenwart zur Genüge. Hat das geist- und hirnlose Buch, das Sprachgeschlecht der Titanen benamset, nicht manchen Lobredner, oder, richtiger gesagt, Lobhudler gefunden? Hat nicht ebenfalls ein anderes, an Würde und Bedeutsamkeit jenem gleiches Werklein, „Ansichten von Entstehung, Wesen und Erscheinung der menschlichen Sprache“ u. s. w., von einem Frankfurter Sprachmeister edirt, einem unwissenden Zeitungsredactor Stoff zu Auszügen leihen müssen? Und wird nicht ebenso leicht mit orientalischen Sprachstudien Mißbrauch getrieben werden können, wie es mit dem der allgemeinen und vergleichenden Sprachlehre geschieht? Daher möchten wir nicht gern unter den Beurtheilungen das orientalische Sprachstudium betreffender Werke Warnungstimmen vor Unberufenen und Eindringlingen vermissen, weil deren Daseyn ebenso entschiedenen Vortheil, wie ihr Mangel — und wenn auch nur möglichen — Schaden bringt. Hauptfache

mögen deshalb, und natürlich immer seyn, Beurtheilungen nützlicher Schriften, neben dem, was den Hauptinhalt des Buches ausmacht, nämlich längeren oder kürzeren Abhandlungen, Mittheilungen bedeutender Texte oder Uebersetzungen, Entdeckungen auf diesen Gebieten oder Forschungen und wichtige Anfragen (S. 8). — Das Morgenland aber wird hier im weitesten Sinne gefaßt, wobey natürlich auch Afrika in dem von den Alten oft mit zu Asien gerechneten Theile inbegriffen ist, mit dem Theile, dessen alte Cultur sich so unzweydeutig an die indische bindet, und dessen alte Sprache in mehreren Beziehungen einen — um nach menschlicher Weise zu reden — so entschiedenen asiatischen Charakter an sich trägt. Gewiß rechnet der Vorredner auch die Inselwelt im Süden und Osten Asiens mit seinen malaischen Bewohnern und Sprachen hinzu, und wer wollte den redigirenden Septemviren zürnen, wenn sie zuweilen weiter nach Osten ihre Grenzen erweiternd auch *Amerika* (zwar dieß Land nur mit seinen sprachlichen Erzeugnissen) in ihrer Zeitschrift aufnahmen? Denn es wird Zeit, daß man auch über die amerikanischen Sprachen Etwas, d. h. etwas Mehr und etwas Besseres, als bis jetzt, kennen lernt. Rec. glaubt schwerlich, daß zu befürchten sey, es möchte dann der Stoff zu sehr anschwellen, und wenn es geschähe, so würde der Sprachkunde kein Schade daran geschehen. Daß das *Biblische* nicht ausgeschlossen worden ist, scheint natürlich, aber die Redactoren werden gewiß darüber wachen, daß dieß an sich nur eine untergeordnete Rolle spiele. *Griechisches* gehört nur in dieß Gebiet, sofern es Uebersetzung aus Morgenländischem ist.

Die *Grundsätze* und *Behandlungsart* betreffend, so soll (S. 10 f.) weder eine systematische, noch eine ihr einseitig entgegengesetzte historische, weder eine sogenannte rationalistische, noch eine mystische, weder eine philosophische, wenn das eine eigene, schlimme Art seyn soll, noch eine unphilosophische Behandlungsart zu empfehlen seyn; in erschöpfender, tiefer, sich bewußter, ernster, nützlicher Art sollen die Gegenstände behandelt werden.

Und nach der Vorsteckung solches Zwecks, nach der Mittheilung solcher Grundsätze und dem Verheissen solcher Behandlungsart ladet der Vorredner hoffend und wünschend alle Kenner und Arbeiter in den vielen Feldern und Gebieten morgenländischer Wissenschaft ein, selbstthätig und hilfreich das begonnene Werk zu fördern. Rec. — und mit ihm gewiß Alle, die diesen Zweig der Wissenschaft gern gefördert sehen — ruft dem wünschenden und hoffenden Vf. zu: *ὡς ἐπιστεύσας, γεννηθήτω σοι.*

Die einzelnen Beyträge, welche die Zeitschrift bis jetzt darbietet, sind folgende, im ersten Bande: II. *Der weltentfagende Hindu* und *die Stufen der Liebe*, wortgetreue Uebersetzung einiger (trefflich) ausgewählter Stellen aus Bhartrihari von Rückert S. 14 — 19. Diese Uebersetzung hat einen einzigen, und zwar großen Fehler, nämlich den, — daß nur

so wenig gegeben ist. Wer möchte nicht in dieß Urtheil einstimmen, wenn er Stellen liest, wie diese:

Sagen denn nicht unsre Dichter etwas sehr Verkehrtes  
Von den Frauen, wenn sie stets von *schwachen* Frauen reden?  
Die, von deren schwanker Augenferne Blitz getroffen  
*Himmelsgötter* selbst erliegen, sind die schwach zu nennen?

oder:

Nenne nur das Weib! und weder Gift, noch Nectar giebt  
es sonst:

Abgeneigt ist sie ein Giftbaum, zugeneigt ein Nectarzweig (?).

Auch die angehängten *fünf Sprüche eines indischen Weisen* aus dem Anhang zum Bhartrihari, in deutscher Priamelform, sind eine köstliche Gabe.

III. *Einiges über mongolische Poesie* von v. d. Gabelentz, S. 20 — 37. Von welchem Interesse dieser Aufsatz sey, beweist der Umstand, daß sich bereits andere Zeitschriften seiner bemächtigt, und Auszüge aus demselben gegeben haben. Aber er hat auch neben seinem Interesse noch eine besondere Wichtigkeit, nämlich der Vf. weist in ihm nach, wie in der von Schmidt herausgegebenen Geschichte der Ostmongolen von *Sfanang Ssetsen* an vielen Stellen größere oder kleinere Bruchstücke eingelochten sind, die dem Vf. einem epischen Cyclus der Mongolen angehört zu haben, und noch jetzt im Munde des Volkes fortzuleben scheinen. Während Rec. die Sache selbst, die der Herausgeber gar nicht geahnet hat vom Vf. auf das Gewisse nachgewiesen zu seyn scheint, so wünschte Rec. doch, daß sich der Vf. deutlicher ausgesprochen haben möchte über die Art des Fortlebens der Lieder im Volke, da es nicht recht deutlich wird, ob der Vf. meint, jene Gedichte lebten als eine Art von Nationalliedern im Volksmunde fort, oder ob sie von gewissen Leuten bey gewissen Gelegenheiten dem Volke vorgesungen oder sonstwie mitgetheilt würden. Erstes möchte, auch wegen des Inhaltes dieser Lieder, nicht ganz wahrscheinlich seyn. Welche Kraft aber in diesen Poesien ist, zeigt z. B. des Volkes Nachruf an seinen Herrscher Tchinggis-Chan S. 24 u. 26 f. Der Vf. hat diese Gedichte nicht allein in rhythmische Ordnung gebracht, sondern auch deutlich übersetzt. Angehängt ist eine Anzahl Sprichwörter (S. 34 — 37), die theils ebenfalls aus Sfanang Ssetzen, theils aus der Helden Sage von *Gesser-chan* entlehnt sind.

IV. *Statistische Eintheilung und Bevölkerung des sinesischen Reichs und seiner auswärtigen Besitzungen, nach den neuesten in Europa bekannt gewordenen Nachrichten* von Neumann, S. 38 — 60. 175 — 184. Da der Vf. selbst in China war, und die besten Quellen sich verschaffen konnte, aber auch dieselben recht zu benutzen verstand, so ist sein Aufsatz für den Statistiker von Interesse, aber in seinem ersten, einleitenden Theile für jeden, nicht bloß gelehrten, sondern auch gebildeten Mann.

V. *Beyträge zur Kunde des indischen Alterthums aus dem Mahābhārata* von Lassen. I. *Einleitung*. S. 61 — 86. II. (als No. XVI) *Die altindischen Völker*, S. 341 — 354. Bd. II, 21 — 70. Der Vf. beabsichtigt, an das Epos Mahabharata eine Reihe

von einzelnen Untersuchungen über das alte Indien nach verschiedenen Seiten hin anzuknüpfen, und giebt hier zuvörderst eine Einleitung, welche über die indische epische Poesie im Allgemeinen und über das Mahabharata insbesondere handelt. Es wird auch den Mahabharata insbesondere von Interesse seyn, diesen Aufsatze zu lesen, indem nicht wenige Punkte sich herausstellen, in denen das altgriechische und altindische Epos, hauptsächlich hinsichtlich ihrer ursprünglichen Ueberlieferung und späteren christlichen Aufzeichnung, in Parallele gestellt werden können. Hr. Lassen wählte aber das Mahabharata, um daran seine Untersuchungen über geographische, politische, ethnographische Gegenstände zu knüpfen, deshalb, weil von demselben das Ramajana an Mannichfaltigkeit und Ausführlichkeit der Nachrichten übertroffen wird; mit geographischen Untersuchungen begann er, weil diese ihm die sichersten Grundlagen vieler anderweitiger Forschungen darzubieten schienen. Rec. scheint es, als wenn diese beiden Aufsätze des Hn. Lassen den größten wissenschaftlichen Werth unter den bisherigen Mittheilungen in der Zeitschrift hätten.

VI. *Aus Muhameds Leben von Adalmatik ibu-Hischäm* von Ewald, S. 87—102 und 191—204, eine Sage, die im Originale gegeben ist. Hr. Ewald entlehnte sie zu Turin 1836 mit mehreren aus einem, neulich durch Ankauf von Constantinopel dahin gekommenen Codex.

Den Schluss des ersten Heftes machen Uebersichten und Beurtheilungen S. 103—128. Unter ihnen zeichnet sich Ewalds Kritik über „das Sanskrit-Verbum im Vergleich mit dem Griechischen und Lateinischen, aus dem Gesichtspuncte der classischen Philologie dargestellt von Fr. Gräfe“ als ein lebenswerther Aufsatz aus. Auch „noch Etwas über Sanchuniathon“. Ohne das Rec. als Vertheidiger der Wagenfeld'schen Sache auftreten mag, so scheint ihm doch der Fall der Entscheidung bey Weitem noch nicht so nahe, das er gänzlich spruchreif wäre.

VII. *Gita-Gowinda* aus dem Sanskrit übersetzt von Rückert, S. 129—173. Dazu sprachliche Bemerkungen, S. 286—296. Dieses lyrische Gedicht, das die Liebe des Krischna und der Radha besingt, hat Hr. Rückert hier ganz gegeben, weggelassen ist nur die Einleitung, der Hymnus auf die Einkörperungen Wischnus, alles übrige eingemischte Religiöse, zwey Strophen, die unser sittliches Gefühl allzu sehr verletzen würden, und einiges Unschuldigere, „weil es den Fortschritt unnützerweise hemmte.“ Dies Alles kann Rec. nur billigenwerth finden, besonders die Ueberspringung der zwey Strophen. Denn wenn auch gerade die Zeitschrift nicht zur Frauenlectüre bestimmt ist, so ehret es doch deutschen Sinn für Sitte und Züchtigkeit, ausländische Phantasien der Art nicht auf heimischen Boden zu verpflanzen; übersetzte doch auch Wieland die sodatische Scene in Lucian's Magischem Esel nur durch — einen Gedankenstrich. Die sprachlichen Bemerkungen enthalten Rechtfertigungen in Bezug auf des Uebersetzers abwei-

chende Erklärungen einzelner Stellen von denen Lassen in dessen Ausgabe dieses Gedichts.

VIII. *Die sinesischen, indischen und tibetischen Gesandtschaften am Hofe Nuschirwans* von Haneberg, S. 185—190. Der Vf. theilt aus einem Münchener Codex des Al-wardi die Geschenke, die dem Herrscher überbracht wurden, im Urtexte mit, und begleitet diesen mit einer deutschen Uebersetzung.

IX. *Weitere Erläuterungen der syrischen Punctuation aus syrischen Handschriften* von Ewald, S. 204 bis 212. Der Ausdruck „weitere“ bezieht sich auf die von dem Verf. 1832 in den Abhandlungen zur orientalischen und biblischen Literatur zuerst bekannt gemachten Erläuterungen über die syrische Punctuation. Was er hier giebt, sind „einige durch neuere Untersuchung und Vergleichung von Handschriften gewonnene Zusätze und weitere Bestätigungen der dort erklärten Sätze.“ Wichtig aber ist der Gegenstand deshalb, weil er nahe zusammenhängt mit der hebräisch-biblischen Punctuation.

X. *Urkunden in babylonischer Keilschrift* von G. F. Grotefend. Erster Beytrag. S. 212—222. Dazu eine Tafel. Der Vf. theilt hier einige der ihm von Bellino abgezeichneten babylonischen Keilschriften mit, und verheißt sie nach und nach sämtlich in dieser Zeitschrift niederlegen zu wollen. Bey dem jetzt erwachten regen Eifer für diesen Zweig orientalischer Sprachkunde sind die Mittheilungen von nicht geringerem Interesse.

Uebersichten und Beurtheilungen von S. 222—254 beschließen dieses Heft. Ein recht schöner Beytrag darunter ist Neumanns Uebersicht der neuesten Erscheinungen der armenischen Literatur S. 240—254, fortgesetzt S. 378—397 über Indschid'schean's armenische Alterthümer.

XI. *Mandschu-mongolische Grammatik aus dem San-ho-pian-lan* übersetzt von v. d. Gabelentz, S. 256—286. Diese Mittheilung ist deshalb nicht uninteressant, weil man daraus die grammatische Kunst der Chinesen erkennen kann.

XII. *Ueber den Vornamen oder die Kunje der Araber* von J. G. L. Kosegarten, S. 297—317. Der Vf. weist besonders nach, wie Frähs Bezeichnung durch Hyonymikon nicht angemessen sey, weil nicht überall der Vorname des Vaters nach Maßgabe des Sohnes gewählt wird, sondern bey unzähligen Vornamen eine Rücksicht auf des Sohnes Namen gar nicht Statt findet. Der Aufsatz ist sehr interessant.

XIII. *Ueber die neuere Art hebräischer Grammatik* von Ewald, S. 317—330. Ein Aufsatz, der treffliche Gedanken enthält, die auch nicht bloß auf die hebräische Grammatik, sondern auf die jeder Sprache Anwendung leiden. Gefreut hat es Rec., daß der Vf. dieses Aufsatzes, ein Mann, der in dieser Sache ein gültiges Wort mitreden kann, den Versuch, das Hebräische mit den indo-germanischen Sprachen zu vergleichen, als unzureichend abweist. Und wie wahr und gerecht beklagt sich der Vf. über das leichte Grammatifiren, das jetzt leider ziemlich allgemein Mode geworden ist!

XIV. *Ueber Versetzungen in den prophetischen Büchern des A. T. von Ewald, S. 330 u. 31.* Bloße Andeutungen über eine vermuthliche Transposition im Zacharia und eine andere im Jesaja. Ganz recht sagt der Vf. selbst, solche Andeutungen könnten nur durch weitere Verfolgung des ganzen großen Gegenstandes verständlich und fruchtbar seyn.

XV. *Notiz über die himjaritische Schrift nebst doppeltem Alphabet derselben von Rüdiger, S. 332 bis 340.* Dazu eine Tafel. Da seit *Sacy's* Abhandlung vom Jahre 1785 nichts wieder über diese semitische Schriftart im südlichen Arabien in umfassender Weise bekannt gemacht worden ist, so hat sich Hr. *Rüdiger* durch seine Notizen dazu die Orientalisten, im engeren Sinne des Wortes, zu lebhaftem Danke verpflichtet.

XVI (f. oben bey No. V).

XVII. *Ueber die Sternbilder des Thierkreises im alten Indien von A. W. Schlegel, S. 354—378.* Der große Meister beschäftigt sich mit *Letronnes* in der Abhandlung *sur l'origine grecque des zodiaques prétendus égyptiens* ausgesprochenen Ansicht, daß unser Thierkreis von 12 Zeichen, der sich in Aegypten und fast im ganzen Orient findet, griechischen Ursprungs ist. *Letronne* selbst nannte seine Lehre paradox, und war gefaßt auf Widerspruch. Hr. *Schlegel* weist zwar eine vollständige Widerlegung des Systems oder der Hypothese *Letronne's* ab, weil sie zu weit führen würde; aber er legt in dem hier mitgetheilten Aufsätze einige Thatfachen vor, die ihn hindern, dem französischen Gelehrten wenigstens hinsichtlich Indien beyzustimmen.

Den Beschluß dieses Hefes und mit ihm des ersten Bandes machen bis S. 414 wieder Uebersichten und Beurtheilungen. Die besten Segenswünsche, welche Rec. am Schlusse der Anzeige des ersten Bandes dieser Zeitschrift für ihr ferneres — nicht bloß Gedeihen (denn dieser innere Grund reicht nun einmal nicht hin), sondern auch — Bestehen mitgeben wollte, scheinen sich verwirklichen zu wollen; wenigstens erhielt er schon des zweyten Bandes erstes Heft, dessen Anzeige er sich jedoch vorbehält, bis wieder ein ganzer Band vollendet ist.

Lb.

## HOMILETIK.

SULZBACH, b. v. Seidel: *Homiletischer Anzeiger.* Enthaltend Entwürfe der neuesten Predigtsammlungen. Eine Zugabe zu *Brandt's* evangelischem Prediger-Magazin in zwanglosen Heften. Erstes Heft. 1837. 106 S. 8. (9 gr.)

Als Haupttendenz dieser Schrift giebt das kurze Vorwort an: „christliche Prediger mit den neuesten, besten homiletischen Werken schneller und auf genügende Weise, als es durch Recensionen in theologischen Zeitschriften geschehen kann, aufmerksam zu machen, und dieselben davon in Kenntniß zu setzen, was in jeder Predigtsammlung zu finden.“ Dieser Tendenz gemäß giebt sie aus verschiedenen Predigtsammlungen die Texte der Predigten mit ihren Hauptätzen und deren Ausführung in den einzelnen Theilen an. Das scheint aber Rec. doch zu wenig, und er wünscht daher, daß bey der Fortsetzung dieses sonst wohl nützlichen Unternehmens die Ausführung der einzelnen Theile nach ihren Hauptgedanken ganz kurz angegeben werden möge. So kann es z. B. gewiß nicht genügen, wenn wir unter Nro. XII bey den fünf Betrachtungen von *J. G. Zimmer* über die Geschichte der Auferweckung des Lazarus Joh. XI, 1—45 nichts weiter lesen, als folgende fünf Sätze: 1) V. 1—6: der Herr verzieht zu Hülfe zu kommen denen, die er lieb hat; 2) V. 7—16: er gedenkt derer, die er lieb hat; 3) V. 17—27: er fodert Glauben von denen, die seine Hülfe begehren; 4) V. 28 bis 40: er findet den Glauben nicht, den er fodert; 5) V. 41—45: er wirkt den Glauben, den er nicht findet. Dieses Heft enthält Auszüge aus 13 Predigtsammlungen von *Mor. Meurer, F. Arndt, F. G. Lisco, Chr. L. Couard* (über Paulus Bekehrung und den Apostel Petrus), *J. A. Gerdesen, D. L. Köhler, J. A. Mau, A. L. Chr. Heydenreich* und *W. Otto*, — hier bietet sich eine interessante Vergleichung dar zwischen Nro. IV und Pred. 25—28. 53. 57. 61—65 — *W. Hülfemann, A. Quehl, J. G. Zimmer* und *Dietr. Lebr. Höpfer*.

F.

## KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Magdeburg, b. Heinrichshofen: Worte der Weihe bey der feierlichen Enthüllung des neuen Denkmals für Gustav Adolph, auf dem Schlachtfelde von Lützen am 6 Nov. 1837* gesprochen von *D. Joh. Heinr. Bernh. Drüfke*, Bischof der evang. Kirche in der Provinz Sachsen. 1837. 17 S. 8. (6 gr.)

Wir glauben gern, was wir aus dem Munde von Augenzeugen vernommen, daß diese Rede einen tiefen Eindruck auf alle Zuhörer hinterlassen hat. Denn ist sie auch nicht streng in regelrechter Form gearbeitet, und meist in einfachen Sätzen verlaufend, so entwickelt sie doch eine Reihe der kraftvollsten Gedanken, der eindringlichsten Ermahnungen, vorzüglich in den Augenblicken vor der Enthüllung ge-

sprochen, und der zeit- und ortgemäsesten geschichtlichen Erinnerungen, welche, wie sie hier mit einander abwechseln, gerade in diesen einfachen Sätzen, mit wiederkehrender Beziehung theils auf den vorhergegangenen Festganz, theils auf die Inschriften des Denkmals, die Aufmerksamkeit des Zuhörers ununterbrochen zu fesseln, und mit Begeisterung zu erfüllen ganz geeignet waren. Diese Gedanken werden den vier Hauptgedanken untergeordnet: 1) Wie heilig ist diese Stätte! 2) Was rief den Helden hieher? Er führte des Herrn Kriege. 3) Wodurch siegte sein Tod, wie sein Leben? Und 4) wer vollendet der Menschen Werke?

Auch das Aeußere, sowie die Abbildung des Denkmals, gereichen der Rede zur Zierde.

N. N.



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 9.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Hochhausen u. Fournes: *Etudes sur l'économie politique* par J. C. L. Simonde de Sismondi, Correspondant de l'Institut de France, de l'Académie Imperiale de St. Pétersbourg, de l'Académie Royale des Sciences de Prusse, de l'Académie des Arts de Geneve etc. Tome deuxième. 1838. 344 S. gr. 8.

[Vgl. Ergänzungsbl. zur Jen. A. L. Z. 1834. No. 55.]

Dieser Band ist zugleich der dritte der *Etudes sur les sciences sociales*, und setzt die erste Section: *de la richesse territoriale et de la condition des cultivateurs* fort, im 10ten und 11ten *Essai de la condition des cultivateurs* und *comment rappeler la population et la culture dans la campagne de Rome* bis S. 100. In den vier nächsten Provinzen um Rom ist die Bevölkerung gänzlich verschwunden. Das Uebel ist uralt, und entstand schon in den Tagen der Republik, weil man in Mittel- und Unter-Italien gewohnt ist, die Felder von den Städten aus sehr nachlässig zu bewirthschaften. Den jetzigen traurigen Zustand der Campagna schildert der Vf. nach *Giuseppe Barbieri*, indess vermehrt sich Roms Bevölkerung. Es ist also der jetzige traurige Zustand der Entvölkerung nicht die Schuld der langen Priesterregierung, denn wie trefflich ist der nördliche Kirchenstaat angebaut, sondern Folge der Sucht der römischen Aristokratie, weite, an sich durchaus zu einem sorgfältigen Anbau geeignete Fluren, wie in den Steppen in Südrussland oder Niederrugland, nur als Viehweide zu benutzen, und, wie in England, alle kleinen Besitzer auszukaufen. Interessant ist die Geschichte, wie dies Uebel schon im Heidenthum und im Mittelalter wuchs, wie Papst Sixtus IV vergeblich sich bemühet, die Wüste um Rom wieder zu bevölkern, bis Pius VI befahl,  $\frac{1}{4}$  des *Agro romano* einzufriedigen und zu besamen. Der Vf. theilt eine Berechnung mit, was 100 Rubbi mit Weizen bestellt kosten und einbringen, und gegenüber, was 2500 Schafe, welche niemals unter Dach kommen, an Ertrag liefern, die auf dieser Fläche sich fett weiden. Ein Rubbi Land ist gleich in der Oberfläche 7 römischen Jugera, 2 solche Jugera bildeten das uralte Heredium einer römischen Plebejerfamilie; jetzt rechnet man, daß jeder Kopf einer Gärtnerfamilie zur

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

gewöhnlichen Verforgung einen Rubbi Land bedarf. Wo das Land bewässert werden kann, genügt  $\frac{1}{3}$ , und doch treiben die Wässerung, die in allen heißen Gegenden so nöthig ist, nur Mailand, Toscana und Lucca mit Einsicht. Ueberall sollte man die Flüsse und Bäche bedeichen, und artesische Brunnen graben wegen des Segens der Wässerungen. Ein Rubbi hält etwa 800 Quadratruthen. In der wichtigen Frage, was ein Rubbi Land, zum Weiden und beliebig zum Pfluge benutzt, den Besitzern an reinem Einkommen gewährt, ist wahrscheinlich der Vf. getäuscht worden. Denn er nimmt an, daß solcher im Durchschnitte 200 Scudi romani im Kaufe gilt, jedoch der Rubbi Oelbäume 2000 bis 6000 Scudi, und in Umbrien der Wald nur 10 bis 50 Scudi. Hieraus folgert Rec., daß die Weide mehr als nach S's. Rechnung netto einbringen muß, denn sonst würden die römischen Fürsten, welche gewiß feine Rechner sind, nicht so darauf verfallen seyn, die wüsten Ländereyen zu vermehren, und so viele Schwierigkeiten denjenigen entgegenstellen, welche sich erbieten, gegen einen hohen Erbzins von 5 bis 12 Scudi sich Land anweisen zu lassen, um es in Cultur zu setzen, besonders da jetzt in Rom der Weizen viel wohlfeiler geworden ist; aber wie allenthalben sind die Generalpächter, *mercante di campagna*, der wohlthätigen Veränderung entgegen. — 10 italiänische Q. M., als Weideboden genutzt, bedürfen nur 24 Personen, und liefern reinen Gewinn von 2500 Scudi romani. Also da 120 Rubbi eine römische Q. M. bilden, jeder Rubbi 2 $\frac{1}{3}$  Scudi. Diese Hirten leben erbärmlich, und verwildern moralisch, wie Boden und Thiere materiell. Die ungesunde Luft verhindert den Anbau nicht, denn da, wo sie am ungesundesten ist, leben dennoch Menschen, wenn es die Barone leiden wollen, zum Beispiel mitten unter Teichen, welche das Meerwasser füllt, und das Wasser abdampfen läßt, um hernach Salz zu ernten, um Ostia. Wo dieses Weidesystem herrscht, verarmen die Städte, und die Bürger leben im Elende. Papst Pius VI und nach ihm Pius VII d. 18 Sept. 1802, nachdem sie die fruchtbaren Legationen am Po verloren hatten, wollten zur Wiederbevölkerung der Campagna keine fremden Colonisten kommen lassen, sondern geboten, daß die erste italiänische Meile um jede Stadt vermessen, eingefriedigt, bepflanzt und urbar gemacht werden sollte. Diese weisen Päpste nahmen sehr richtig an, daß die

eigenthumlosen Bürger hiezu gern bereit seyn würden; dann sollte nach der apostolischen Idee, in dem *Motu proprio*, sobald die erste Meile cultivirt worden wäre, die Urbarmachung der zweyten Meile folgen, mit Anlegung von Wohnungen durch die Anbauer, und die Urbarmachung in einem ferneren Radius fortgesetzt werden, bis der ganze *Agro romano* so fruchtbar und urbar geworden seyn würde, als die Marca d'Ancona, welche auf jeder italiänischen Meile weit über 100 Einwohner zählt. Sie wollten nach der Weise der alten Römer auf allen Höhen Städte und Dörfer anlegen lassen, und diesen etwa aus der Ferne Wasser zuleiten. In jeder solchen sollte ein Geistlicher für das geistige und ein Arzt für das materielle Wohl der Colonisten sorgen, die nicht gehorchenden Baronialeigenthümer sollten für jeden Rubbio Land, den sie in der urbar zu machenden Meile nicht zur Einreife hergeben würden, jährlich  $\frac{1}{2}$  Scudi erhöhte Grundsteuer erlegen. Aber Napoleon ergriff Besitz vom Erbgute des Apostels, und lies das weise päpstliche Decret unvollzogen. Alles um Rom angebaute Gartenfeld mißt nur 910 Rubbi. Diesen kleinen Raum nehmen fast ganz die Villen der römischen Fürsten Borghese, Torlonia, Rusnigliosi, Braschi, Pamfili, Colonna und anderer Millionäre ein, welche die übrigen ihnen nicht gehörigen Villen immer mehr ankaufen und eingehen lassen, weil ihre Unterhaltung zu kostbar ist. Dann wächst dort Unkraut und Schilf, und die Luft wird ungesund, sobald die Cultur aufhört. Den wenigen übrigen Raum haben Gärtner in Pacht oder Erbpacht, und gedeihen bey aller Nachlässigkeit, womit der römische Tagelöhner arbeitet. Am Abhange der benachbarten Berge Cavo und Albano giebt es viele Landhäuser römischer Bürger, aber auch da herrschen Sommerfieber, wenn zu viel Wald aufschlägt, und die Zuleitung des Gebirgswassers nicht offen erhalten wird. Des Weins hat man zu viel, und der sonst so nützliche Oelbaum wird erst 100 Jahr alt mit 6 bis 10 Scudi pr. Stamm bezahlt. Auf einem Rubbio Land können 350 Oelbäume gedeihen. Die gehörige Bepflanzung und Vorbereitung des Bodens treibt man jedoch so sorgfältig, daß solche für den Rubbi 1000 Scudi kostet. In jedem Klima gedeihen auf einem Thon- oder Lava-Boden, wie der Boden der römischen Feldmark ist, Rüben, Mangold, Runkeln, Oelsaaten und alle dort so sehr fehlenden und dennoch nützlichen tiefwurzelnden Gewächse. Wo die Städter nicht durch Vertrag oder Herkommen das Recht erworben haben, in ihrer Feldmark den Boden beliebig durch Pflug und Grabseicht zu benutzen, da wehren die Fürsten und die geistlichen Stifter jeden neuen Anbau, weil er ihrem Weiderecht Abbruch thun soll, und sie den Felddiebstahl des wenigen Getreides fürchten, welches sie selbst anbauen lassen müssen, damit sich die Weide nicht in Schilf und Wald verwandelt. Nicht einmal zum Kohlenbrennen wollen die Verpächter den Rubbi Niederwald für 3 Scudi Pacht den Brennern überlassen, da der Italiäner gewohnt ist, alle Speisen mit

Kohlen zu kochen. Die meisten Haushaltungen kaufen ihre Speisen lieber in Garküchen, als daß sie in der eigenen Haushaltung kochen sollten. Daher, und weil der Römer keine Oefen im Winter benutzt, sondern höchstens eine Kohlenpfanne zur Erwärmung braucht, kennt man dort keinen drückenden Feuerungsmangel der Armen. Um Genzano ist der Erbpacht 4 bis 10 Scudi pr. Rubbi Land, und ein solcher Rubbi wird, wohlbestellt, bis zu 600 Scudi bezahlt, dagegen ein Rubbi Weide nur mit 200 Scudi, oder der Wald 10 bis 50 Scudi. Die jährlichen Bestelungskosten eines Rubbi Land berechnet man zu 100 Scudi, denn der römische Gärtner verrichtet wohl einige leichte Schnitarbeit, aber zur Grabarbeit läßt er die Tagelöhner oft aus weiter Entfernung kommen, und diese dadurch kostbare Arbeit geschieht nicht so sorgfältig, als es das Klima und der reiche Boden verlangt. Zum Beweise erinnert Rec. an die ungeheure Bevölkerung des alten Griechenlands, Siciiliens, Großgriechenlands (Unteritalien) und der ionischen Küsten, Kleinasien. Alle diese Gegenden hatten mit Einrechnung ihrer Sklaven eine viel größere Bevölkerung, als jetzt unsere fabrikreichsten und ackerbautreibenden Länder ernähren. Und welcher Wohlstand herrscht seit des Großherzogs Leopold Zeiten im benachbarten Toscana nach Abstellung aller feudalen Mißbräuche! Weder ein römischer Fürst, noch eine geistliche Corporation entschließt sich leicht für eigene Rechnung zu irgend einer Bodenverbesserung, und wenn es einmal geschieht, so wird solche Arbeit ausgedungen. Eine Oelbaumpflanzung bringt in den ersten acht Jahren nicht einmal so viel ein, als die Unterhaltung kostet. Alle Verbesserungen des Bodens überläßt man den Pächtern oder Erbpächtern. Um ihr Grundeigenthum in der Oberfläche zu erweitern, pflegen die reichen Römerfamilien den kleinen Grundeigenthümern Geld anzuleihen, und ihnen dann den Verkauf vorzuschlagen mit dem Versprechen eines lebenswierigen Pachtens zu sehr billigen Preisen, der aber selten auf die Kinder übergeht. Daher vermindern sich in den 4 Provinzen um Rom, *Agro romano*, Sabina, Campagna maritima und *Patrimonio di San Pietro*, auf einer Oberfläche von 1000 römischen Geviertmeilen, die Grundeigenthümer, also auch die Eigenthumlosen, immer mehr. Sogar im schönen Thale Serni, aufer der Campagna di Roma, greift dieses Auskaufen verarmter Besitzer um sich. Die Käufer lassen die Arbeit bey den Oelbäumen im Tagelohn oder im Verding, aber nie mit der Sorgfalt, die die Gewinnung eines feinen Speiseöls verlangt, verrichten; aber die Eigenthümer ernten das Oel nicht selbst, sondern verpachten den Jahreswuchs an einen Pächter oder an mehrere, z. B. einen District, der auf 30 Fafs geschätzt wurde, für 20 bis 24 Fafs. Es mag dann schneien oder regnen; gewiß geht dann keine Olive verloren, aber obgleich Weiber und Kinder an der Oelsammlung Theil nehmen: so ist doch die Ernte eine mühsame und wenig einträgliche Arbeit. Die gewöhnlich sehr armen Pächter erlangen höchstens dadurch auf ein Jahr lang

freyes Oel. — Im übrigen Italien, ausser um Rom, theilen sich der Meier und der Eigenthümer in die gewonnenen Früchte; aber so giebt Fürst Braschi, Herr der Villa Adriani, seinen Meiern vom Oele nur  $\frac{1}{4}$ , vom Weine die Hälfte, vom Mais, von Bohnen und Frühjahrsaaten  $\frac{2}{3}$ , vom Weizen  $\frac{3}{4}$ , und behält selten einen Meier, der arm geworden, länger als 2 bis 3 Jahre. — Im J. 1769 zählten die Städte und Marktstellen am linken Ufer der Tiber in 4 Provinzen 120,000 Einw., und jetzt weit unter der Hälfte. Diese besteht aus Grundeigenthümern, Erbpächtern, Tagelöhnern und Handwerkern, welche nur einen Theil des Jahres hindurch Arbeit haben, und aus Noth nur zu oft rauben, und wenigstens betteln. Wegen des dürftigen Lebens wüthen dort die Fieber arg, und erst, wenn der Arme gewerbsfleissiger und der Reiche menschlicher geworden, kann man sich eine bessere Zukunft im fruchtbaren Italien versprechen. Ungeachtet der vielen Tausende armer Tagelöhner muß doch, da sie keine saure Arbeit übernehmen können oder wollen, der römische Eigenthümer die Schnitter gegen hohen Lohn aus den Abruzzen kommen lassen. So folgt ein Unheil aus dem andern. In Felddörfern lebend, in gesunden Wohnungen und bey ordentlicher Nahrung, würden sie fleissiger und nicht so kraftlos seyn, als jetzt. Nichts hat in Rom nachtheiligeren Einfluß geübt, als die Wiederherstellung und sogar Vermehrung des Ordens der Bettelmönche. Daher schämt sich auch kein Römer des Bettelns, selbst wenn er keiner Hülfe bedarf; und wie er von seinen Kaisern Brod und Schauspiele forderte, so glaubt er noch heute, daß ihm der Staat (die Annona) wohlfeiles Brod und das reichere Publicum Almosen schuldig ist. So nöthig als der Unterricht in der Religion und Moral, ist dort der Jugendunterricht im Arbeiten und der fast erstorbene Muth, sich und seine Familie in ihren bescheidenen Bedürfnissen durch eine ihm und dem Publicum nützliche Arbeit zu ernähren. Noch immer ist dieses ehemalige Herrschervolk auf seine Nationalität stolz, und zieht jedem anderen Gewerbe den Landbau vor, macht sich auch nichts daraus, die weitesten Wege nach seinem Felde zu machen. Wegen dieser Entfernung der Felder von der Wohnung der Arbeitenden benutzt auch der italiänische Landmann so wenig den Dünger, und ehe er dies nicht thut, verschwindet seine Armuth nicht. Bevor das Grundeigenthum verhältnißmäßiger vertheilt worden ist, darf man nicht wagen, die Menschen aus den Städten und Flecken aufs Land zu versetzen, so räuberisch ist durch Noth ihre Gesinnung geworden. Seit etwa 30 Jahren verloren sich mit dem steigenden Elend der arbeitenden Classen um Rom die Nationaltrachten, die Schönheit und der frohe Sinn des Volks, sowie seine Heimatsliebe. Daß es besser werden kann, beweist die Stadt Jagerolo des Fürsten Rospigliosi, 25 italiänische Meilen von Rom. Sie liegt hart an der Fiebergrenze, und ist doch gesund. Dort lebten 3 bis 4000 Einwohner, verrufen in Rom als Diebe und Bettler, auf Erbpachtsland der Familie Colonna. Im J. 1800 baten

solche die Vormünder des jetzigen Fürsten um Land in Erbpacht, und boten für jedes Rubbi Land 640 Kilogrammen Weizen. Allein die Vormünder, in der Besorgniß, daß der Werth des Weizens fallen könne, zwangen sie zur Auslobung von 5 bis 12 Scudi Erbpacht, nach der Beschaffenheit und Entlegenheit des Bodens. Um nicht durch Mangel an Beschäftigung Hunger zu leiden, übernahmen sie diesen hohen Erbpacht, in der Hoffnung, daß der Boden künftig dankbarer seyn werde, wenn sie ihn durch ihren Fleiß gedüngt haben würden, und ihre Hoffnung ist in Erfüllung gegangen. Jeder Einwohner nahm so viel Rubbi Land in Bestand, als er arbeitende Köpfe in seiner Familie zählte. Die neuen Erbpächter gruben ihr Land tief um, friedigten es ein, und bestellten es so gut, als sie es verstanden; alle Sümpfe wurden trocken gelegt, sie lebten kümmerlich in der ersten Zeit, brachten aber doch ihren Erbpacht auf. Jetzt liefert ihnen ihr in Rom geschätzter Wein den Erbpacht allein. Jeder Erbpächter wohnt nach Belieben in seiner Stadtwohnung oder auf seinem Felde in einem zierlichen Landhause. Der Einwohner, die wohlhabend und sittlich geworden sind, sind jetzt über 8000, und das Land ist ungeachtet des hohen Erbpachtes zweymal theurer, als vormals. Auch müssen sie den Weizen um die Hälfte des Preises verkaufen, welcher zur Zeit des übernommenen Erbpachtes bestand. Da aber der Erbpacht nicht immer ganz regelmäsig eingeht: so ertheilt der Fürst nur mit vieler Schwierigkeit den oft vergebens Bittenden neue Einweisungen, zumal da der Kirchenstaat wegen der bekannten Armuth seiner Bewohner keine gute Pfandungsordnung kennt. Die verarmten Familien haben fast gar kein Mobiliar, und nur Lumpen zur Kleidung. Es ist gewiß leichter, um Rom eine neue ländliche Bevölkerung entstehen zu lassen, als eine kleine Landstadt, und die Vorwelt beweist, zu welcher Höhe jene steigen kann; aber dies ist nur möglich, wenn der Grundeigenthümer oder Erbpächter die Früchte seines Fleißes selbst genießt. Eine zahlreiche Bevölkerung kleiner Grundeigenthümer, wie im nördlichen Toscana, aber keine zahlreiche Bevölkerung von Fabrikarbeitern, ist das Ziel, welches in unseren Tagen eine weise Nationalökonomie zu erreichen suchen muß. Ein Mißbrauch ist der üppige Reichthum eines Grund- oder Fideicommiss-Erben, dessen Geschwister wegen geringer Ausstattung keine Industrie treiben können. Einft war der Grunderbe die alleinige Stütze des Staats in Angriffs- oder Vertheidigungs-Kriegen, während jetzt Jederman militärpflichtig ist, daher aber auch Jederman gleiche erbliche Rechte gebühren. Rom hat jetzt bis 50,000 Einwohner, welche wegen Eigenthumlosigkeit der Verführung zum Carbonarismus ausge-setzt sind. Wir erfahren, daß in der nächsten Bannmeile um Rom nur 4732 Rubbi Land wüste liegen, wovon der apostolischen Kammer 47, den frommen Stiftungen 1860 und weltlichen Besitzern 2885 gehören. Wenn man auch vorläufig die letzten ausschließt: so kann doch die päpstliche Kammer über 1907 Rubbi

fogleich verfügen, und durch eine Jahrrente die frommen Stiftungen entschädigen, die auch Erleichterung erhalten, wenn die jetzigen Armen sich in der Zahl vermindern. Der Vf. schlägt vor, dieses Land gegen einen Canon von 1200 R. Weizen zu veräußern, so daß jedes arbeitende Familienglied etwa ein Rubbi erhalte. Dann hätte die apostolische Kammer um so mehr Gelegenheit, unter den sich anbietenden Arbeitern die tüchtigsten auszuwählen. Diese werden sich beeilen, zur Urbarmachung möglichst fremde Arbeiter zur Hülfe zu nehmen, und schon dadurch die Menge der Arbeitlosen vermindern. Nachdem dies gelungen, kann man auch den weltlichen Besitzern der 2885 Rubbi eine gleiche Verpflichtung der Veräußerung mit vermehrten Einkünften auferlegen, da sie wider das *Motu proprio* des Papstes Pius VII die 1802 anbefohlene Urbarmachung oder Veräußerung an Erbpächter unterlassen haben, und es Zweck der Regierung war, ein dem Mißvergnügen ergebendes Volk in ein gewerblustiges mit vielen kleinen Grundeigentümern zu verwandeln. Jenseits der ersten Bannmeile besitzen die geistlichen Körperschaften 39,999 Rubbi, und die Weltlichen 66,314 Rubbi wüßtes Weideland. Dann liegen im Südsten der Tiber 341,580 Rubbi und im Nordosten der Tiber 124,440, fast ganz wüste, und bedürfen einer gleichen Wiederbevölkerung. Ohne Zwang entschlossen sich die Weidenbesitzer niemals zur Veräußerung, und so lange der *Agro romano* Weide bleibt, hört die Fieberluft in der Campagna nicht auf. Man kann sagen, die anbefohlene Urbarmachung ist eine Verletzung des Grundeigentums; aber die höhere Staatsgewalt gebietet auch dann nur die Veräußerung, wenn der Besitzer in seinem Eigensinn in einem so milden Klima lieber die Thiere als die Menschen zu vermehren, und kein größeres Einkommen dem kleineren vorzuziehen verharret. Die Patrimonialgerichtsbarkeit nahm Napoleon den Grundherren, und der Papst gab ihnen solche nicht zurück, weil ihre Richter dieselbe sehr partyisch genutzt hatten.

Der zwölfte *Essai* belehrt uns, wie die Vorzeit und die Zeitgenossen die Colonieen behandelten, mit dem steten Blicke auf den neuesten Zustand der europäischen Colonieen, und Rathschlägen, wie die französische Colonie in Algier dem Mutterlande und den Eingeborenen nützlich werden kann. Sehr wahr ist die Bemerkung, daß die römischen Patricier, um zu verhindern, daß die Tribunen nicht zu oft eine *lex agraria* zur Sprache brachten, bey Erweiterung der Grenzen ihres Staats eine Zahl arm gewordener Bürger und verdienter Krieger, die den schweren Dienst nicht länger ertragen konnten, in den Grenzen der besiegten Völker auf deren Aeckern colonisirten, die in solchen die Gesetze der aufgegebenen Heimat beybehielten, und im Nothfalle neue Ansitze der Besiegten wider Roms Oberherrschaft dämpften. — Der zweyte Abschnitt behandelt *la richesse commerciale et les hommes qu'elle fait vivre*, und der dreyzehnte *Essai* handelt *de l'organisation economique de la société humaine*. Hier entwickelt der Vf. die lange verkannte Wahrheit, daß ein Volk mit vielen Grund-

eigentümern einen viel sichereren Wohlstand besitzt, als der erste Manufacturstaat, und wie der Landbau und die Fabricatur in einem richtigen Verhältnisse zu einander stehen müssen, wobey er besonders auf Großbritanniens Gesellschaftsverhältnisse Rücksicht nimmt, und wie auch die *Ouvriers de l'intelligence* den Handelsreichthum eines Volks steigern können. Ebenso belehrend ist der vierzehnte *Essai, comment les manufactures contribuent-elles au bonheur national?* Der Schluß, *la manufacture n'est pas toujours un mal, mais son developpement rapide est toujours un danger*, begreift die ganze Ansicht des Vfs. über das Fabrikwesen. — Der funfzehnte *Essai* beschreibt philosophisch *la protection accordée autrefois aux arts utiles et ce qu'on peut faire aujourd'hui pour eux*. Es ist unmöglich, den Gewerbleiß in seine alten Schranken zurückzuziehen, aber ebenso unmöglich, die Arbeiter am Gewinn einer Fabrik Theil nehmen zu lassen. Doch versuchte auch dieses bey dem Landbau unser scharfsinniger Landsmann, der Wirthschaftsrath *Nebbien*. Nur dreyerley Palliativmittel kann eine Regierung einschlagen: 1) die öffentliche Meinung über den Werth des Handels und Handwerksverkehrs aufzuklären; 2) die neuen Erfindungen nicht weiter durch Monopole zu begünstigen; 3) möglichst zu verhindern, daß die großen Capitale sich einer wilden Speculation zuwenden, welches eben so schädlich ist, als wenn sich große bewegliche Reichthümer oder zu vieles Grundeigenthum im Besitz Einer Person anhäufen. — Der sechzehnte *Essai* behandelt *du numeraire, du capital circulant et des banques*. Die Wahrnehmungen des Vfs. beziehen sich stets auf die neuesten Verkehrsverhältnisse. Von den Banken, welche auf Grundstücke Geld anleihen, hält er wenig, und schildert die Gefahren einer Bank, selbst bey einer weisen Verwaltung. Denn die vom Staate nicht streng bewachten Banken befördern die Uebertreibung der Handelsgeschäfte. Wo keine Bank vorhanden ist, eile man nicht, solche einzuführen, verhindere aber die Eiferfucht der Banken unter einander. Man kann die Vortheile der Banken benutzen, und ihre Nachtheile vermeiden, aber diese Bahn ist sehr schlüpfrig. — Der siebenzehnte *Essai* umfaßt die Lehre *du capital immaterial ou des créances*. Hier sind die Artikel *comment les entrepreneurs d'emprunts seduisent les gouvernements par leurs offres* und *habilité des contracteurs d'emprunts à faire des dupes et disposition du public à le devenir* sehr zur Beherrigung zu empfehlen. Der Vf. eifert mit Recht wider die Nationalschulden, welche die nordamerikanischen Freystaaten nur contrahiren, um gewisse allgemeine Staatsbedürfnisse schneller zu befriedigen, nicht aber, um ein großes Heer zu Wasser oder zu Lande zu unterhalten. *Sismondî* kann sich irren, wie alle Sterbliche, aber er ist ein Patriot, der wenigstens nicht absichtlich seine Leser zu täuschen beflissen ist, und immer sind seine Ansichten großartig. Auch leidet er nicht an der Krankheit, das Heil der Menschheit in irgend einer Form der Staatsverwaltung zu suchen. Der Despot und der Republicaner können beide sehr eigenflichtig und sehr menschenfreundlich regieren. A. H. L.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR  
JENAISCHEN  
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## ERDBESCHREIBUNG.

- 1) MAGDEBURG, in Commission b. Creuz: *Der preussische Staat nach allen seinen wesentlichsten Beziehungen entworfen und gezeichnet von Rudolph v. Bennigsen-Förder*. In Stein gestochen im lith. Institut von Albrecht Platt durch C. Pohlmann. 1836. (2½ Thlr.)
  - 2) BRESLAU, b. Hentze: *Handcharte vom preussischen Staate von Krümmer*. Dritte, verbesserte Auflage. (4 gr.)
  - 3) BUNZLAU, b. Appun: *Wandcharte vom preussischen Staate und (von) den angrenzenden Ländern, zunächst für den Schulgebrauch entworfen und herausgegeben von A. Stubba*, Lehrer am Seminar in Bunzlau. 1836.
  - 4) BRESLAU, b. Hentze: *Wandcharte von Afrika*. Zum Gebrauche bey dem ersten Unterricht in der Geographie. Für die Schul- und Privat-Unterweisung bearbeitet von G. Krümmer. Zweyte berichtigte Auflage. (16 gr.)
  - 5) Ebendasselbst: *Wandcharte von Nordamerika und Westindien*. Zum Gebrauche bey dem ersten Unterricht in der Geographie. Für die Schul- und Privat-Unterweisung bearbeitet von G. Krümmer. Zweyte berichtigte Auflage. (16 gr.)
  - 6) Ebendasselbst: *Wandcharte der westlichen Halbkugel der Erde für Schullehrerseminarien, Gymnasien und Volksschulen entworfen und herausgegeben von K. Hälfig*. Zweyte, vom Seminarlehrer Scholz verbesserte Auflage. (2 Thlr.)
  - 7) Ebendasselbst: *Wandcharte der östlichen Halbkugel der Erde für Schullehrerseminarien, Gymnasien und Volksschulen entworfen und herausgegeben von K. Hälfig*. Zweyte, vom Seminarlehrer Scholz verbesserte Auflage. (2 Thlr.)
  - 8) Ebendasselbst: *Wandcharte von Europa für Schullehrerseminarien, Gymnasien, Volksschulen und Privatanstalten eingerichtet vom Seminarlehrer J. C. F. Scholz*. (2 Thlr.)
  - 9) CARLSRUHE und FREIBURG (,) im Verlage der Herder'schen Kunst- und Buch-Handlung: *Atlas über alle Theile der Erde in 27 Blättern von J. E. Wörl*. 2te Auflage (,) vermehrt mit der *Charte von Palästina*. (2 Thlr. 12 gr.)
- Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.

Der selbe Eifer, der sich jetzt für die Geographie in der Production schriftlich geographischer Werke offenbart, thut sich auch in der mehr künstlerischen geographischen Darstellung, in der Chartenproduction, kund. Und dies mit Recht; denn beide Thätigkeiten sind zwey einander ergänzende Bestrebungen, zwey Richtungen auf ein und dasselbe wissenschaftliche Ziel. Ist nun hier, wie dort, die geographische Darstellung in der Annäherung zu einer mehr plastischen Behandlung des hieher gehörigen Materials begriffen, so ist damit auch zugleich angedeutet, daß hier, wie dort, die frühere trockene und unnatürliche Darstellung überwunden, aber damit noch nicht alles Mangelhafte und Unnatürliche bewältigt ist. Fassen wir die Chartenzeichnung für sich ins Auge, so muß an alle derartigen Productionen, sie mögen noch so verschiedene Zwecke verfolgen, die eine Hauptforderung gemacht werden, daß sie, neben der genauesten mathematisch-geographischen Situationszeichnung, die der Wirklichkeit so viel als möglich nahe kommende, deutlichste Terrairdarstellung, und zwar Beides nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, zur Anschauung zu bringen haben. Diese Aufgabe hat unter allen die Chartenzeichnung zu lösen. Die verschiedenen Zwecke, welche dieselbe verfolgt, können in nichts Anderem einen Unterschied der Darstellungsweise bewirken, als in dem Mehr oder Minder des einzutragenden Materials, oder in dem schärferen oder schwächeren Hervortretenlassen der Einzelheiten. In dem Letzten sind wir den Unterschied der Schulwandcharten von allen anderen, in dem Ersten den der Schulcharten überhaupt von allen den Charten, die allgemeineren und höheren Zwecken dienen, anzunehmen genöthigt. Wir müssen hiebey aber zugleich zu unserem großen Leidwesen aussprechen, daß jetzt vielfach in der Chartenproduction, namentlich in der der Schulcharten, gegen jene Forderung gefehlt wird. Wenn einerseits viele Schulwandcharten unter der Voraussetzung gezeichnet werden, daß hiebey keine große Genauigkeit im Allgemeinen, noch weniger im Einzelnen nöthig sey, sofern nur die geographischen Hauptverhältnisse „recht stark gezeichnet wären, und tüchtig in die Augen springen“; wenn andererseits die Schulcharten (mit Ausnahme der Wandcharten) auf kleinen Räumen möglichst viel zusammendrängen, und nun ihre Be-

nutzung der Jugend zumuthen, so müssen wir beide Richtungen vor dem Forum der Wissenschaft und des Publicums hart anklagen. Während die aufgerügte Weise gearbeiteten Wandcharten durch die Darstellung falscher Verhältnisse unrichtige Anschauungen und Vorstellungen verbreiten, schaden die überfüllten Schulcharten weniger zwar in geistiger Beziehung, als vielmehr in körperlicher Hinsicht, indem sie das Auge, diesen edelsten Sinn des Menschen, allzu sehr angreifen. Solche Charten sollten von Seiten der Medicinalpolizey verboten werden. Der Schule gehören Charten, die keinen unnöthigen Ballast aufnehmen, vielmehr durch alle Verhältnisse hindurch Deutlichkeit in der Darstellung bewahren.

Den zuletzt gerügten Fehler einer überfüllten, mikroskopischen Verzeichnung haben wir an keiner der vorgenannten Charten zu tadeln, wohl aber müssen wir die erste Rüge für mehrere Wandcharten geltend machen.

Die unter No. I genannte Charte macht dem Vf. wegen ihres wissenschaftlichen Werthes alle Ehre. Denn an ihr ist eben sowohl die Liebe zum geographischen Studium, als auch der Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Gegenstände und die Genauigkeit der Darstellung zu rühmen. Auf einen Raum von c. 10 $\square$  erhalten wir, einige wenige Verhältnisse ausgenommen (z. B. die comparative Zusammenstellung der Haupthöhen Preussens, eine Vergleichung der Verbrecher, unehelichen Geburten und Taubstummen hinsichtlich der Provinzen unter einander, und im Vergleiche zum Auslande), alle hauptsächlichsten Gesichtspuncte, unter denen ein Staat geographisch - statistisch betrachtet werden kann. Der Raum der Charte ist in 13 Felder, und zwar, wie folgt, vertheilt: das 1ste Feld, in der Mitte des Gesamtraums, stellt die topographische und oro-hydrographische Charte des preussischen Staates dar; das 2te Feld enthält eine geognostische; das 3te eine bergwerk-staatliche Charte dieses Landes; das 4te veranschaulicht seine Volksdichtigkeit; das 5te giebt die Charte seines Militärwesens; das 6te die seiner Bodenfruchtbarkeit und seines Weinbaues; das 7te die seines Handels und seiner Gewerbe; das 8te die seiner Justizverwaltung und Vertheilung der Wohlthätigkeits-, Straf- und Besserungs-Anstalten; das 9te die seiner Religions- und Confessions-Verhältnisse und seiner kirchlichen und scholaren Sachlage; das 10te die seiner ethnographischen Verhältnisse; das 11te die seiner Ländererwerbung unter dem hohenzollerischen Hause; das 12te eine Uebersichtscharte rückichtlich der Grenzländer, der administrativen Eintheilung und der historisch-merkwürdigen Oerter; die 13te eine Vegetations- und Temperatur-Charte. Zwischen diesen Feldern sind überdiess noch mehrere instructive Tabellen aufgenommen.

Die Aufeinanderfolge dieser Felder übrigens ist nicht gut zu heißen, indem sie die einander verwandten Gegenstände trennt. Die Zusammenstellung des Zusammengehörigen könnte indess leicht durch die Verletzung der Feldernummern bewirkt werden. Auf

der orographischen Charte (1stes Feld) hat Rec. die Darstellung und numerische Höhenangabe des westlichen preussischen Plateau's, südwestlich von Danzig, das sich nach neueren, bis jetzt noch nicht widerrufenen Angaben zu 1110', also höher als der Waldebuckel erheben soll, vergeblich gefucht, obschon er sonst die Höhenangaben anderer Erhebungen in der Nordebene des preussischen Reichs, wo es thunlich oder bemerkenswerth war, genau verzeichnet fand. Auf der ethnographischen Charte (10tes Feld) sind die Thüringer und Hermunduren als zwey besondere Völkerchaften aufgenommen. Diefs mit Unrecht, denn sie bildeten bekanntlich ein und dasselbe Volk, wie wir es auch in dem trefflichen Atlas von v. Spruner richtig angegeben finden. Rec. empfiehlt diese Charte um ihres reichen, genau verarbeiteten Materials und um ihrer durchaus wissenschaftlichen Tendenz, wie auch um der Bedeutung willen, die Preussen in allen seinen Beziehungen für Deutschland hat, dem Publicum zur besonderen Beachtung. Dabey wünscht er, dafs jedes andere Land eine solche Charte für seine eigenen Landesverhältnisse besitzen möchte, indem dadurch auf die anschaulichste Weise der klarste Blick über Land und Bewohner gewonnen wird. Erst mit dem Besitz einer solchen Charte haben alle höheren Bildungsanstalten eine Schulcharte, die bleibenden Nutzen bringt.

No. II. Schon der Umstand, dafs die Handcharte des preussischen Staates von Krümmers die 3te Auflage in einem kurzen Zeitraum erlebte, zeugt für ihre Brauchbarkeit. Und wirklich muß man ihr, sobald die Sachdarstellung der Charte selbst in's Auge gefaßt wird, den Vorzug der Brauchbarkeit für die erste Unterweisung in der preussischen Landeskunde zugestehen. Sie giebt ein deutliches und gefälliges, überdiess ein im Allgemeinen richtiges Bild von ihren geographischen Gegenständen, welchen Vorzug wir auch schon an anderen Charten des Vfs. kennen gelernt haben. Ihre Illumination ist scharf und genau. Nicht ganz befriedigt hat uns indess die Darstellung mancher Einzelheiten, und wenn der Vf. später eine neue Auflage besorgen sollte, so dürfte namentlich eine größere Genauigkeit auch den kleineren geographischen Momenten und Verhältnissen gewidmet werden, sobald dieselben auf der Charte verzeichnet werden. Wir deuten hier nur Einiges von diesen Einzelheiten an. St. Wendel ist auf dieser Charte noch nicht preussisch, obgleich die Uebernahme dieses Gebiets von Seiten Preussens schon im J. 1835 geschehen ist. Die Voreifel tritt hier nicht dicht an die Mosel; anders ist es in der Wirklichkeit. Ebenso ist es mit dem Siebengebirg, das in der Natur sich dicht an den Rhein drängt, nicht aber nach der vorliegenden Zeichnung. Beym Rheine fehlt die Wipper, die in Vergleich mit anderen, nicht größeren Nebenflüssen, und dann als Fluß einer ausgezeichneten triebfamen Gegend aufzunehmen war. Der Frankwald liegt zu weit nordwestlich, indem das Terrain zwischen Hildburghausen und Saalfeld zum Thüringerwalde, nicht zum Frankenthal gehört. Da die Ge-

birgszüge bis auf den Speffart benannt sind, so mußte dieß auch bey dem letzten geschehen. Zwischen Coburg und Schweinfurt liegt kein Gebirgszug, wie hier gezeichnet ist; es sind in dieser Gegend nur waldige Hügelzüge. Jüterbock ist nicht die eigentliche Schreibart der bekannten preussischen Stadt, sondern Jüterbog oder Jüterbogk. Gotha ist ganz falsch gelegt, ebenso Jena. Die Orte: Gotha, Erfurt, Weimar und Jena liegen fast unter einerley Breite, was hier nicht dargestellt ist.

No. III stellt die Hauptverhältnisse des preussischen Landes gut und anschaulich dar. Die Gebirgs- und Fluß-Zeichnung tritt scharf hervor, und die Hauptorte sind nach ihrer Größe und Wichtigkeit durch leicht falsche Zeichen deutlich gemacht. Zudem enthält die Charte noch geschichtliche Data, Straßen- und Canal-Bauten. Die acht Provinzen des Landes sind durch Farben scharf aus einander gehalten, und in jeder Provinz sind wieder die einzelnen Regierungsbezirke angedeutet. Auch ist zugleich eine statistische Uebersichtstabelle beygefügt, welche die Regierungsbezirke, deren Bevölkerung, Wohnplätze u. s. w. enthält. Dieß Alles macht die Charte für die Schulen des preussischen Landes, für das sie zunächst bestimmt ist, recht brauchbar. In der Darstellung einiger Terrainverhältnisse hätten wir übrigens zum Theil größere Bestimmtheit, zum Theil mehr Vollständigkeit gewünscht. So besteht die Eifel nicht aus Einem Gebirgszuge, wie die Charte darstellt, sondern sie ist vielmehr ein breites Bergland, dessen Vorhöhen dicht an den Rhein treten. Das hohe Veen, das als öde Hochfläche merkwürdig ist, und mit der Eifel in unmittelbarer Verbindung steht, ist gar nicht angegeben. So fehlt gleichfalls die Saal-Elfster, woran Zeitz liegt, während doch die Elb-Elfster aufgenommen ist. Hirschberg mußte an den Bober gesetzt werden. Die Saale entspringt nach dieser Charte im Frankenwalde, statt im Fichtelgebirge. Der Henneberger Kreis liegt hier nur auf dem Südwestabhange des Thüringerwaldes, was falsch ist, da ein Theil jenes Kreises auf dem Rücken des Gebirgs (so Frauenwald, Schmiedeberg, Dorf Vefra), und selbst noch am Nordwestabhange des Bergzugs liegt, wie Stützerbach. Manche Hauptstraßen sind mit Unrecht auf der Charte übergangen: so die Straße dem Rhein entlang, so die über den Thüringerwald, die Nord- und Süd-Deutschland verbindet, und somit von Bedeutung ist.

Die Numern IV und V sind Charten von *Krümmer*, und zwar nach seiner schon bekannten Weise recht gut gearbeitet. Durch das Ganze hindurch herrscht eine lobenswerthe Genauigkeit, die sich sowohl in der möglichst treuen Darstellung der Terrainverhältnisse, als auch in der rechten Auswahl der für seinen Zweck nothwendigen Materie kund thut. Nur wünschten wir, daß Hr. *Krümmer* dießmal seine Küsten weniger schwarz gezeichnet hätte. Wir können solche grelle Verbildlichungen nicht billigen, weil sie in der That unnatürlich sind, eine Küstenunterscheidung gar nicht zulassen, und dann bey dicht zusam-

mengedrängten Inseln jede deutliche Darstellung und Auffassung hindern. Wie diese beiden Charten, so haben auch die von *Scholz* und *Hälfig* (No. VI. VII. VIII) dieselbe ungeeignete Küstenzeichnung; besser ist die der Charte von *Stubba*; ja selbst *Krümmer* hat auf mehreren anderen Charten, die wir kennen, weniger grell die Küsten verzeichnet, als auf diesen beiden hier in Frage stehenden. — Auf No. IV war das Ambofer Hochland mit aufzunehmen, der westliche Nilarm mußte bloß punctirt werden, da die Richtung seines Laufs noch nicht bekannt ist, und die Andeutung, daß der Tschaddasee mit dem Niger in Verbindung stehe, hat nach der jetzigen Kenntniß dieses Terrains nichts für sich, sondern eher alle Constellation gegen sich. — Auf No. V sehen wir nicht ein, warum der Vf. den Nordsaum von Nordamerika nicht vollständig gegeben hat. Sobald das auf der Charte Dargestellte wirklich der vollständige Nordtheil Amerika's seyn sollte, so war auch die nördliche Küste, so weit wir sie kennen, vollständig zu zeichnen. Der Athapescow (vom Vf. Athabesca geschrieben) soll mit dem Columbia zusammenhängen. Davon unter der folgenden Numer.

No. VI und VII liegen in der 2ten von *Scholz* verbesserten Auflage vor uns, nachdem die erste von *Hälfig* besorgt worden war. Vergleichen wir beide Auflagen mit einander, so ist bey der zweyten das Bestreben nicht zu verkennen, die Naturconstruction der beiden Charten auf den Standpunct der gegenwärtigen geographischen Kenntniß zu bringen. Hiefür könnten wir viele Belege anführen. Andererseits aber haben wir auch auf der Charte erster Auflage Manches besser, richtiger construirt gefunden, als in der der zweyten. Die Küstenzeichnung ist auf beiden Charten greller und schwärzer als bey *Krümmer* und *Hälfig*, dürfte also bey etwaiger dritten Auflage etwas gemildert werden. Auf No. VI hängen die fünf großen Seen von Canada nicht zusammen, was gegen die Wirklichkeit ist. *Hälfig's* Zeichnung war hier richtig. Dagegen sollen der Columbia und der Athapescow (auf der Charte Athabesca geschrieben) zusammenhängen. Darin stimmt die Zeichnung mit der *Krümmer'schen* Charte überein. Allein das zwischen beiden Flüssen hindurchstreichende Felsengebirg, hier das Tschippewäische, ist seiner Höhe wegen kein Tragplatz für diese beiden Gewässer. Gesetzt aber, es fände eine solche Verbindung Statt, so wäre sie natürlicher mit Sascatschawan, dessen Name auf der Charte fehlt, als mit dem Athapescow anzunehmen. *Hälfig* hatte auch hier richtiger gezeichnet, denn bey ihm findet die fragliche Flußverbindung nicht Statt. Der starke Gebirgszug zwischen dem Athapescow und dem Sascatschawan ist fingirt, denn der nördliche Arm des Sascatschawan und der Athapescow haben kein hohes Terrain zwischen sich. Uebrigens ergießt sich der Sascatschawan nicht, wie auf der Charte angegeben ist, in den kleinen Winnepessee, sondern durch kleine Vermittelungsseen in den großen Winnepessee, und zwar vom Norden her. Auch hier ist *Hälfig's* Zeichnung bestimmter. Die

Wasserscheide zwischen dem Mississippi und den fünf canadischen Seen ist hier als Gebirg scharf markirt; dieß ist aber gegen die Wirklichkeit. Denn jenes hohe Felsenplateau, auf dem die Quellseen des Mississippi und die canadischen Seen liegen, ist ein waldiges Felshügelland, das bey etwas höherem Wasserstande zum gemeinschaftlichen Tragplatze zwischen dem Nordost-, Nord- und Süd-Abfalle der Gewässer werden muß. In Centralamerika ist nicht eine einzige Stadt angegeben, selbst nicht einmal die Hauptstadt des Landes Guatemala. Die Charte erster Auflage hat dagegen diesen Punct. In Südamerika führt die Charte zweyter Auflage den Chimbaraffo als einzige benannte Spitze der Anden auf. Die Angabe dieses Bergs ist in der Ordnung, weil er ein sehr bekannter, lange Zeit für die höchste Spitze der Erde gehaltener Berg ist; aber außerdem mußten doch die noch höheren Spitzen Sorata und Illimani, der in Chili nicht einmal zu gedenken, angegeben werden, in welchem Falle die Ostkette der Anden, im Osten des Titicaca, richtiger construirt worden wäre. Die Charte hat die St. Felixinseln mit aufgenommen; nach demselben Maßstabe mußten die Inseln Fernando de Noronha und St. Pedro aufgezeichnet werden. Die Insel Katharina bey Brasilien ist als Stadt dieses Landes angegeben. Auf No. VII ist die Naturconstruction noch ungenauer als auf No. VI. Welches Bild soll man sich z. B. von Deutschland nach der hier gegebenen Darstellung machen? Wie verzerrt erscheint oft das Einzelne, wie unbestimmt und unvollständig die Zeichnung mancher Gebirge und Flüsse! So haben hier der Rhein, die Maas und Schelde getrennte Mündungen. Danzig, Triest und Schleswig liegen zu tief im Lande, Königsberg

gleichsam an der Weichsel, Amsterdam am Rhein oder vielmehr im Rhein, Bristol an einem starken Meeresarme. Die Gebirge zwischen dem Rhein und der Weser fehlen. Im Verhältnisse zu anderen Ländern, z. B. gegen Frankreich, hat Deutschland zu wenig Städte. So fehlen Hannover, Stuttgart und andere bedeutende Städte. Worauf soll der Schüler in Schweden die Namen Karlskrona und Kopenhagen beziehen? Warum liegt die Stadt Tornea nicht am Flusse Tornea? In Finnland war eher Helfingsfors als Abo zu nennen. Der Gebirgszug vom Kaukasus nach der Wolga ist gegen die Wirklichkeit. Um die Insel Elba sind einige ganz unbedeutende Inselchen angegeben, dagegen fehlen die liparischen, ägadischen, hyerischen, die an der Westküste Frankreichs und andere. Wir tadeln nicht, daß diese weggelassen sind, nur dürsten dann bey der Durchführung eines richtigen Verhältnisses kleinere und unbedeutendere als diese nicht aufgenommen werden. Südafrika's Küstengebirge sind nur hie und da angedeutet; dergleichen fehlt das Ambofer Hochland. Bey Habesch steht abessinische Alpen statt abyssinische Alpen. Derselbe Fehler kommt, wie die ungenaue Küstenzeichnung Südafrika's, bey *Hälfig* vor; warum hat der Vf. nicht dieß Alles verbessert? Beym Niger sollten die Namen Guorra oder Djoliba angegeben seyn, da sie hieher gehören. Uebrigens ist dieser Fluß von seiner Mündung bis über Bulla hinauf bekannt, sollte also da nicht punctirt seyn. Dagegen war der Bahr el Abiad ebenso wenig bestimmt zu zeichnen als der obere Zambese. Die Lage dieser Flüsse ist noch gar nicht entschieden.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

## KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Zeitz, b. Schieferdecker: *Volksfagen der Deutschen*. Herausgegeben von Philipp v. Steinau. 1838. XII u. 352 S. 12. (1 Thlr. 18 gr.)

Bey den immer mehr veriegenden Quellen der Volksfagen, die einer falschen Aufklärung und der herrschenden Prosa des Lebens weichen, ist es verdientlich, von den vorhandenen zu retten, was noch zu retten ist, ehe die Trümmer zu formlos sind, um in ihnen die ursprüngliche Gestalt zu ahnen.

Die Sammlung ist mit Verstand zusammengebracht, das Allbekannte ausgeschlossen, wovon nur die Sagen vom Rothbart auf dem Kiffhäuser eine Ausnahme machen. Geordnet ist sie nach Districten, seltener nach den Gegenständen, als

da sind die verschiedenen geringen Gaben, die dann sich in Goldkörner verwandeln, das Erlösen verwünschter Prinzessinnen und die Zwergfagen. Zur Vervollständigung dieser fehlen die vom Thüringerwald, die auch *Bechstein* nicht hat, sowie die vom weißen Hirsch mit goldenen Geweihen, den ein Jungfrau fangen kann, auf dem Schneekopf; die Sagen vom Herrmannstein bey Ilmenau u. a. m. Karg ist Tyrol und die Umgegend ausgebeutet, und doch lebt hier, in Pinsgan und Oberbayern, im Munde des Volks manche Sage von verwünschten Fränlein, freygebigen Kobolden u. s. w., die mit dem großen Strome von Reisenden, der seit einigen Jahren sich in die einsamsten Gebirgsthälter den Weg gebahat, leichtlich mit fortzuführen wäre.

Vir.



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

## JENAISCHEN

### ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

#### ERDBESCHREIBUNG.

- 1) MAGDEBURG, in Commission b. Creutz: *Der preussische Staat nach allen seinen wesentlichsten Beziehungen entworfen und gezeichnet* von Rudolph v. Bennigsen-Förder u. s. w.
- 2) Breslau, b. Hentze: *Handkarte des preussischen Staates* von Krümmer u. s. w.
- 3) Bunzlau, b. Appun: *Wandkarte vom preussischen Staate und (von) den angrenzenden Ländern(,) zunächst für den Schulgebrauch entworfen und herausgegeben* von A. Stubba u. s. w.
- 4) Breslau, b. Hentze: *Wandkarte von Afrika* u. s. w., bearbeitet von G. Krümmer u. s. w.
- 5) Ebendaf.: *Wandkarte von Nordamerika und Westindien* u. s. w., bearbeitet von G. Krümmer u. s. w.
- 6) Ebendaf.: *Wandkarte der westlichen Halbkugel der Erde für Schullehrerseminarien, Gymnasien und Volksschulen entworfen und herausgegeben* von K. Häufig u. s. w.
- 7) Ebendaf.: *Wandkarte der östlichen Halbkugel der Erde für Schullehrerseminarien, Gymnasien und Volksschulen entworfen und herausgegeben* von K. Häufig u. s. w.
- 8) Ebendaf.: *Wandkarte von Europa für Schullehrerseminarien, Gymnasien, Volksschulen und Privatanstalten eingerichtet* vom Seminarlehrer J. C. F. Scholz u. s. w.
- 9) Carlsruhe und Freiburg (,) im Verlage der Herder'schen Kunst- und Buch-Handlung: *Atlas über alle Theile der Erde in 27 Blättern* von J. E. Wörl u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

No. VIII. Man wird diese Wandkarte von Europa den Schulen mit Recht empfehlen können, wenn man mehr auf ein scharfgezeichnetes Bild des Dargestellten und auf die Eintragung der wichtigeren geographischen Momente in diesen Rahmen Rücksicht nimmt, als eine durch die ganze Construction hindurch möglichst genau gehaltene Darstellung verlangt. Bey einer etwas mehr als oberflächlichen Prüfung der vorliegenden Charte wird man nämlich leicht er-

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

kennen, dass sie mehr in der Absicht gearbeitet ist, die geographischen Hauptverhältnisse möglichst scharf herauszuheben, das Einzelne dagegen zurückzustellen, und weniger sorgfältig zu behandeln. Dadurch verfehlt sie ihren Zweck, der nur durch eine correcte Construction des Einzelnen, wie des Gesamten, zu erreichen war. Was zuerst die Gebirgszeichnung betrifft, so hätte einmal die sanfte Abdachungsseite von der schroffen mehr unterschieden werden sollen, dann musste auch der höhere Theil des Gebirgszugs dunkler gehalten werden, als der niedere. Bey dem Ural, dessen nördlicher Theil bekanntlich der höchste ist, verhält es sich nach der Charte umgekehrt. Der 1000' hohe Waldai-Waldbuckel ist ebenso scharf gezeichnet, als das mindestens 4- bis 5mal höhere Sevensen- und Auvergne-Gebirge; ein Gleiches ist mit dem niedrigen Höhenzuge der Normandie und Bretagne. Der Alpenzug vom Montblanc bis zum Gottard tritt gegen die niederen Alpenzüge nicht scharf genug hervor; das Peakgebirg ist schärfer als das hochschottische, was umgekehrt seyn sollte. Ausser den zwey höchsten Spitzen des Kaukasus, Elbrus und Kasbek, und ausser dem Sneehättan auf den Kiölen und dem Mont Perdu auf den Pyrenäen sind keine höchsten Spitzen der europäischen Gebirgszüge aufgeführt. Warum aber auf den beiden letzten Gebirgen, wenn einmal Hauptspitzen genannt werden sollen, nicht die höchsten genannt wurden, ist nicht klar einzusehen. Im Kiölenzug hat der Sneehättan nach der höchsten Angabe 7714', nach der niedrigsten 7100', der Skagstols Tind dagegen 7877'; auf den Pyrenäen hat der Pik Nethou 10722' (nach Anderen 11006'), der Pik Posets 10584', der Mont Perdu 10482'. — Unter den Flüssen sind oft grössere Nebenflüsse weggelassen, kleinere gesetzt. So fehlt bey dem Rheine die Sieg, bey der Donau der Regen, bey der Elbe die Mulde und selbst die Iser, da bey der Moldau die Sazawa genannt ist. Der Neckar entspringt auf der schwäbischen Alp statt auf dem Schwarzwalde. Die Ostgrenze Europa's ist hier nach russisch-staatlicher, nicht aber nach Naturgrenzen abgetheilt. In Deutschland vermischen wir manchen grösseren, bedeutenden Ort, dergleichen die Residenzen mehrerer kleinerer deutscher Länder, die von Schwarzburg, Reufs, Hohenzollern, Anhalt-Cöthen und Bernburg, Sachsen-Gotha und Meiningen. Diese Hauptstädte waren in Deutschland um so mehr auf-

zuführen, als wir in Italien alle Hauptstädte, auch St. Marino, finden. In der Schweiz sind 20 Orte angegeben, und doch fehlt Basel; dagegen in Tyrol finden wir nur 2 Orte, in Bayern 8, in Württemberg 3, in Baden 2. Es liegt offenbar in solcher Eintragung kein Verhältniß, vielmehr Zufälligkeit oder Willkür. Ebenso sind Jena, Marburg und Tübingen eingetragen, während die mit diesen ebenbürtigen Universitätsstädte Heidelberg, Gießen und Freiburg weggelassen sind. Neuenburg in der Schweiz liegt nicht am Neuenburger-See, und dieser nicht an seinem rechten Orte, mehr an der Stelle des Bieler-Sees. Unter den 500 Orten, welche die Charte überhaupt aufführt, sind viele mit unrichtigen Bevölkerungszeichen angegeben. So hat nach der Charte, um nur einige Beyspiele zu geben, Gotha unter, statt über 10,000 E. (genau 13,000 E.); Gothenburg unter, statt über 25,000 E. (28,800 E.); Christiania unter 10,000, statt 25,000 E.; Havre unter, statt über 25,000 E. (29,000 E.); Ferrol über, ft. unter 25,000 E. (14,000 E.); Oviedo unter, ft. über 10,000 E. (13,000 E.). Außerdem sind uns auf der Charte noch manche Wortfehler begegnet. So steht Goslar statt Gotha, Petrante statt Perlante, Wiby statt Wisby, Wisbaden statt Wiesbaden. — Doch das hier Bemerkte mag genügen, um dadurch darzuthun, daß sich vorliegende Charte im Einzelnen noch nicht als eine correcte Arbeit bewähre, zu der sie aber der Verfasser leicht bey einer späteren, sorgfältigeren Uebersetzung erheben kann.

No. IX. Der Atlas von *Wörl*, der auf 27 Blättern seine Darstellung der Erde durchführt, und zwar, außer einer westlichen und östlichen Halbkugel, auf 19 Blättern Europa, auf 4 Amerika, jeden der übrigen Erdtheile auf einem Blatte besonders construirt, hat eine zweyte Auflage in kurzer Zeit nöthig gehabt, und dadurch sich für die Schulen als brauchbar erwiesen. Was wir von einem Schulatlas fodern, gefällige und doch treue Nachbildung der Naturräume, zweckmäßige Auswahl, nicht Uebersetzung des geographischen Materials und Construction des Ganzen nach den gegenwärtigen Kenntnissen — dies müssen wir dem Verfasser dieses Atlas im Allgemeinen zugestehen. Wir sagen „im Allgemeinen“, in sofern wir mit einzelnen Darstellungsweisen und mit mehreren dargestellten Einzelheiten nicht zufrieden seyn können. Unter jenen heben wir die Gebirgszeichnung hervor. Hier wünschten wir sehr, daß diese der Natur schärfer nachgebildet wäre, und dadurch mehr Charakteristisches erhalten hätte; auf diese Weise würden dann die verschiedenen Verhältnisse der alpinischen Bergwelt, der Mittelgebirge und der niederen Berg- und Hügel-Züge, ferner die Abdachungsunterschiede und die größeren und kleineren Thalbildungen mehr hervorgetreten, und der Jugend zur Anschauung gebracht worden seyn. Vergleichen wir, um diese unsere Ausstellung zu rechtfertigen, aus dem Atlas 3 Charten, etwa die von Spanien, die von der Schweiz und die von Asien, so finden wir, daß die Gebirgszeichnung von Spanien scharf und grobsartig, die von der Schweiz bey Weitem schwä-

cher und weniger scharf als jene, die von Asien noch weniger marquirt hervortritt. Berücksichtigen wir freylich hiebey die Gebirgsmassen zu den Räumen, worauf sie aufgezeichnet sind, so ist allerdings in Asien die Gebirgszeichnung kleiner anzulegen, als in den beiden anderen Ländern, aber an Schärfe der Darstellung darf doch das Gebirge nicht leiden; den Raumverhältnissen nach war aber das Alpengebirge der Schweiz doch bestimmter zu geben, als das hesperische Gebirgssystem. Ferner, wenn wir jede der 3 Charten für sich betrachten, so ist auf keiner ein scharfer Unterschied zwischen den darauf dargestellten Gebirgszügen durchgeführt. Und doch welcher bedeutender Unterschied ist zwischen den Pyrenäen und der marianischen Kette, zwischen dem penninischen Alpenzug und dem Jura, zwischen dem Himalaya und dem Taurus! Vergleichen wir endlich eine von diesen Charten unseres Vis. in orographischer Hinsicht, etwa die Schweiz, mit den Charten dieses Landes von *Radefeld* oder *v. Stülpnagel*, so erkennen wir sogleich, daß hier eine tüchtige Terrainkenntnis und eine treue, plastische Naturconstruction vorliegt, diese dagegen dort vermisst wird. Wir bedauern diesen Mangel an Gebirgscharakteristik in diesem Atlas sehr, da wir überzeugt sind, daß derselbe, noch mit einem solchen Vorzug ausgerüstet, den Schulen recht nützlich werden mußte. Wir gehen nun zu den Bemerkungen über mehr einzelne, uns auffällige Gegenstände über. Dahin gehört, daß das Cap Roca in Portugal, so oft es im Atlas vorkommt, Cap Rosa genannt ist; daß auf der physischen Charte von Europa die Sevennen und selbst das Auvergnegebirg viel zu südlich gelegt sind; daß ebenda behauptet wird, „der kaspische See liege nicht über 3 tiefer als das schwarze Meer; die frühere Meinung, der zufolge es bedeutend tiefer liege, sey ein Irrthum“ — dieser Ausspruch indeß dürfte nach den neuesten Bestimmungen des Niveau's von diesem großen Binnensee, die die ursprüngliche Annahme wieder bestätigen, überdies auch ihr Analogon in dem Niveau des todtten Meeres haben, dem Verfasser zurückgegeben werden. Auch auf derselben Charte wird das europäische Tiefland 500—600' über dem Meere liegend angenommen. Wenn dies eine Durchschnittszahl der verschiedenen Höhen dieser Ebene seyn soll, so mag es gelten, keineswegs aber, wenn damit das Maximum ihrer höchsten Erhebung gemeint ist. Denn bekanntlich hat der Waldaibuckel 1000', der preussische Buckel südwestlich von Danzig 1100' Höhe. Auf dem Blatte, worauf Spanien construirt ist, ist uns die Bezeichnung: castilisches Scheidegebirg, marianisches Scheidegebirg aufgefallen. Genau genommen, sind beide Ausdrücke nicht passend; denn der erste kann sowohl von dem Gebirgszuge zwischen dem Douro und Tajo, als auch von dem zwischen dem Tajo und der Guadiana gebraucht werden, in sofern beide auf castilischem Boden liegen; der zweyte Ausdruck ist aber als marianische Kette schon an und für sich Scheidegebirg der beiden Gewässer Guadiana und Guadalquivir. Die beiden Gebirgszüge

zwischen dem Douro, Tajo und der Guadiana waren besser mit: orethoherminische und carpetovettonische Kette — zu bezeichnen, Ausdrücke, die, nach *Balbi's* Vorgang von *Brückner* mit Recht in die deutsche Geographie als alte, allgemeine Bezeichnungen für die vielfachen einzelnen Gebirgsketten zwischen diesen Flüssen aufgenommen sind. Auf der Gebirgskarte von Deutschland herrscht noch die frühere Vorstellung von den s. g. jüdischen Alpen als einer Alpenkette vor, daher hier ein solcher Gebirgszug zwischen Istrien und der Sau construirt ist; daß aber hier nur ein hohes Kalkplateau liegt, lehrt uns *von Canstein's* Reise in die östlichen Alpen.

Wir könnten so von Blatt zu Blatt Einzelnes herausheben, was eine Aenderung zum Theil im Namen, zum Theil in der Sache verdiente, doch der Raum gebietet, unsere Bemerkungen nur noch auf einige Blätter zu beschränken. Wir nehmen zuerst Afrika. Diese Charte ist mit historischen, ethnographischen Notizen so angefüllt, daß das reine Bild des Erdtheils, so weit wir es bis jetzt kennen, keineswegs hervortritt, vielmehr man beym ersten Anblicke glauben muß, hier sey wenig mehr zu entdecken. Nach unserem Ermessen sagen die lichten Räume des Erdtheils weit bestimmter, als die mit den Notizen angefüllten, daß hier eine *terra incognita*, eine dem Lichte der Völkergeschichte zuzuführende Gegend sey. Sollten geschichtliche, ethnographische und geographische Notizen mit aufgenommen werden, was indess immer besser den geographischen Lehrbüchern oder dem geographischen Unterricht oder einem geographisch-geschichtlichen Atlas zu überlassen ist, so mußte diess entweder zur Seite der Charte geschehen, oder es mußte der ethnographisch-geschichtlichen Charte noch ein besonderes Blatt beygegeben werden, welches den Erdtheil in seiner rein räumlichen Beschaffenheit, so weit solche gekannt ist, darstellt. Bey Europa hat diess der Vf. wirklich befolgt; warum nicht bey Afrika, da hier dieselbe Nothwendigkeit vorlag? In gleicher Weise vermiffen wir die Karawanenstrassen durch die Sahara, die für diess ausgedehnte wüste Binnenland uralt sind, stets dieselben rüchlich der Terrainbeschaffenheit bleiben, und gewiß für Afrika gleich viel, wenn nicht mehr Bedeutung haben, als die Canalzüge für die übrigen Haupterdtheile. Auch sind die Oasenräume, gegen die Wirklichkeit gehalten, zu groß gezeichnet. Ferner ist der Zeichnung nach hier darauf hingedeutet, daß der Tschaddafluß mit dem Scharry (*Shary*), und dadurch also mit dem Tschaddaee zusammenhängen könnte. Wir können dieser Hindeutung nicht beypflichten, sind vielmehr der Ueberzeugung, daß der Tschaddafluß ein Gebirgsfluß sey, der in gar keiner Berührung mit dem Scharry, noch weniger mit dem Tschaddaee zu stellen ist. Unsere Beweise sind: Der Lauf des Tschadda, den *Oldfield* und *Allen* von seiner Mündung aufwärts gegen 21 deutsche Meilen befahren haben, hat eine südöstliche Richtung, ein rasches Steigen und Fallen seiner Gewässer, ein kälteres Wasser, als der

Niger, und zu seinen Anwohnern sehr scheue Menschen — Alles Beweise, daß hier keine Verbindung durch den Scharry mit dem Tschaddaee feyn könne. — Auf der Charte von Asien wird der Yaru-dfang-botsiu gegen *Ritter*, *Wilcox* und Andere mit dem Irawaddi für ein und denselben Fluß genommen. Diese lassen ihn im östlichen Assam die hohen Schneegebirge durchbrechen, und mit dem Brahmputra (*Lohit*) als Dihong vereinen. Für die andere Annahme, der sich auch *Rec.* zuneigt, und die wir auf unserer Charte dargestellt finden, sprechen die Angaben der Chinesen, die ihn unbedingt mit dem Irawaddi verbinden; und selbst die Erfahrung, daß der Dihong unter 27° 50', nach *Wilcox* nur 300' breit gefunden, dagegen der Strom Tibets bey Weitem stärker ist, wie selbst *Ritter* (in seiner Erdkunde von Asien III. S. 218 f.) angiebt, deutet auf die Verbindung des Dfang-bo mit dem Irawaddi. Die Sache indess ist noch nicht entschieden. — In Amerika finden wir besonders Guatemala ungenügend behandelt. Nicht allein, daß fast gar keine Städte daselbst eingetragen sind, wie unter Anderem die bedeutenden Orte des Landes, Coban und Leon, fehlen, auch selbst für Guatemala der Lagepunct nicht angegeben ist, wir vermiffen auch den Chapolasee am Sanjago. — Die Charte von Palästina ist ganz und gar nach der des verstorbenen *Grimm* gearbeitet, und theilt deshalb deren Vorzüge, wie auch deren Mängel.

B.

### JURISPRUDENZ.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Repertorium der gesamten neueren preussischen Gesetzgebung, von 1806 bis 1834 nach den verschiedenen Zweigen und Gegenständen der Verwaltung systematisch geordnet*, von *Alexander Schroeder*. 1835. 155 S. 4. (1 Thlr. 4 gr.)

Der Vf. hat nach der Vorrede schon seit mehreren Jahren zu seinem Gebrauche ein Repertorium der neu erschienenen Gesetze angelegt, diese Gesetze darin unter gewisse Rubriken zusammengestellt, und sie nach der Zeitfolge geordnet. In der vorliegenden Schrift übergiebt er nun dieses Repertorium zur allgemeinen Benützung, wozu er durch das Zureden mehrerer seiner Bekannten bewogen worden ist. Das Letzte wird man nicht bezweifeln. Wenn aber die Bekannten des Vfs. von der Beschaffenheit dieses Repertoriums unterrichtet gewesen sind, so ist ihr Rath sehr zu mißbilligen. Denn seit ungefähr 20 Jahren ist entweder unter dem nämlichen Titel, oder unter dem Titel: Ergänzungen, Erläuterungen, Nachträge, Zusätze und Allegate, eine so große Menge ähnlicher, die neueren preussischen Gesetze theils vollständig, theils im Auszuge enthaltender, Schriften erschienen, daß man eher einen Ueberfluß daran, als das Bedürfnis ihrer Vermehrung empfindet. Auch befriediget die vorliegende Schrift die Erwartungen nicht, welche ihr Titel erregt.

Nach diesem soll sie nämlich ein *Repertorium*

der gesamt neueren preussischen Gesetzgebung von 1806 bis 1834 seyn, gleichwohl giebt sie nur die in dem gedachten Zeitraume in der Gesetzgebung erschienenen Gesetze an, da doch viele neue Gesetze nicht in der Gesetzsammlung, sondern in *Mathis* juristischer Monatschrift, in den Amtsblättern, und in von *Kamptz* Jahrbüchern und Annalen bekannt gemacht worden sind, und der König selbst in der Cabinetsordre vom 24 Juli 1826 (Gesetzsamml. S. 73) die Bekanntmachung eines neuen Gesetzes durch die Amtsblätter für eine gehörige Publication desselben erklärt hat, auch sowohl die Minister (Verordn. vom 27 Octbr. 1810. Gesetzsamml. S. 3 — und Cab. Ord. vom 6 Septbr. 1815. Ebend. S. 198), als die denselben untergeordneten Behörden (Instruction v. 23 Oct. 1817. §. 8. Ebend. S. 253) verbindliche Verordnungen über die Art der Anwendung und Ausführung allgemeiner Gesetze zu erlassen autorisirt sind. Die Kenntniß dieser Verordnungen ist daher ebenso nöthig, wie der in der Gesetzsammlung enthaltenen, und sie gehören mit in den Umfang der neuen preussischen Gesetzgebung.

Hienächst besteht der Nutzen eines Repertoriums der Gesetze vornehmlich darin, daß es eine schnelle Uebersicht der einen Gegenstand betreffenden Gesetze gewähre, und das Auffinden derselben erleichtere. Der Vf. hat nun zwar die neueren Gesetze unter gewisse Rubriken gebracht, und sie in diesen Rubriken chronologisch geordnet. Allein die von ihm gewählten Rubriken umfassen meistens so viele Gegenstände, daß man die einzelnen Gesetze mühsam darin suchen muß. Oft sind aber auch Gesetze über sehr verschiedenartige Gegenstände in Einer Rubrik zusammengestellt, wozu kein hinreichender Grund einzusehen ist, und wo man sie ebendaher zu finden nicht erwartet. So hat er z. B. auf der Tafel 1. S. 3. 4 und 5 die den König, das königliche Haus, die Regierungsform, die höchsten Staatsbehörden, das Staatsministerium, den Staatsrath, die Ministerien, die Generalcontrole, die Generaldirection der Seehandlung, die Gesetzgebung, die Publication und Einführung der Gesetze, die Gesetzsammlung, die Amtsblätter, die Gendarmerie und die Landgestüte betreffende Gesetze unter Eine Rubrik zusammengestellt, obgleich diese einzelnen Gegenstände himmelweit von einander verschieden sind, und weder einen Zusammenhang unter sich, noch einen gemeinschaftlichen Vereinigungspunct haben. Wer würde ferner nicht glau-

ben, daß in der gedachten Rubrik auch die Bestimmungen über die Orden und Ehrenzeichen zu suchen wären. Hievon wird aber in einer besonderen Rubrik S. 109 geredet, jedoch geschieht dieses auch daselbst nicht vollständig, indem die Vorschriften über den Verlust der Orden und Ehrenzeichen in die Rubrik: von der Justizverwaltung und von Verbrechen und Strafen, S. 90 u. 91 gesetzt sind. Wie wenig aber durch die unter der Rubrik: *Justizverwaltung, Civilrecht, Allgemeines Landrecht, Ehe, Großjährigkeit, Geschlechtsvormundschaft, Todeserklärung, Gefindeordnung, Testamente, Verträge, Darlehn, Zinsen, Handel, Wechsel, fiskalische Rechtsverhältnisse, Injurien* u. s. w. S. 86 bis 89 angegebenen neuen Gesetze die Gesetzgebung über diese Gegenstände erschöpft wird, liegt klar vor Augen.

Die vom Vf. bey der Angabe der in den Rubriken verzeichneten einzelnen Gesetze befolgte chronologische Ordnung ist zwar für den Sammler bequem, sie befördert jedoch die Uebersicht der einen und denselben Gegenstand betreffenden Gesetze nicht, sondern erschwert sie vielmehr, und daher waren die auf Einen Gegenstand sich beziehenden Gesetze, wenn sie gleich zu verschiedenen Zeiten erschienen sind, wie z. B. die Instructionen für die Oberpräsidenten vom 23 Decbr. 1808, vom 23 Octbr. 1817 und vom 31 Decbr. 1826, ingleichen das Militär-Kirchenreglement vom 28 Mai 1811 und die Militär-Kirchenordnung vom 12 Februar 1832 zusammenzustellen und gleich hinter einander anzuführen gewesen; weil nur hiedurch eine Kenntniß der gegenwärtig geltenden Gesetze über einen gewissen Gegenstand zu erlangen ist.

Ein die Gesetze nach ihren Materien in alphabetischer Ordnung angeordnetes Repertorium würde viel brauchbarer als das vorliegende gewesen seyn. Wir besitzen jedoch ein solches bereits in dem allgemeinen, bis zum Jahre 1830 reichenden, Register über die in der Gesetzsammlung enthaltenen Gesetze, welches bey jedem folgenden Bande fortgesetzt worden ist, und konnten also das vorliegende recht füglich entbehren. Auch haben die gedachten Register zur Gesetzsammlung noch den Vorzug vor der Schrift des Vfs., daß darin nicht bloß die Gesetze nach ihrer Uebersicht benannt sind, sondern auch ihr Inhalt kürzlich dabey angegeben ist.

An dem Aeußeren der Schrift ist nichts auszulassen.

a + b.

## D R U C K F E H L E R.

In der Recension von *Orelli's französischer Chrestomathie* (Erg. Bl. z. Jen. A. L. Z. 1838. No. 75) sind folgende Druckfehler zu berichtigen: S. 211. Z. 11 *Frédéric avait rien de*

*la peine* ff. bien. S. 212. Z. 52 *L'eau le balance, il dort* ff. il dort. S. 213. Z. 20 *halb Thier* ff. *halb Stier*.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR  
J E N A I S C H E N  
A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G.

1 8 3 9.

## NATURGESCHICHTE.

STUTT GART, b. Weise: *Volksnaturgeschichte, oder gemeinschaftliche Beschreibung der merkwürdigsten, nützlichsten und schädlichsten Thiere, Pflanzen und Mineralien.* Nebst einer ausführlichen Anweisung, Säugethiere, Vögel, Eyer und Nester, Amphibien, Fische, Käfer, Schmetterlinge, Würmer, Pflanzen und Mineralien u. s. w. zu sammeln und aufzubewahren. Nach den besten Quellen und Hilfsmitteln bearbeitet von *Heinrich Rebau*, Verf. der in mehreren Auflagen verbreiteten Naturgeschichte für die deutsche Jugend und vieler anderer Schul- und Jugendschriften. Mit 46 Steintafeln und gestochendem Titel. 1837. IV und 850 S. gr. 8. (4 Thlr. 16 gr.)

**Hr. Rebau** hat kaum eine Naturgeschichte vom Stapel laufen lassen, die wir früher anzeigten (vgl. Jen. A. L. Z. 1837. No. 31), als er schon wieder eine solche bey einem anderen Verleger erscheinen läßt. Da sollte man denn meinen, er müsse sich mit dem Stoffe recht vertraut gemacht haben, und, wie zu hoffen, mit der Wissenschaft fortgegangen seyn. Diefes ist aber nicht der Fall. Denn wir finden gleich in der Einleitung folgende Stelle (die Thiere betreffend): „Desgleichen ist bey nahe allen ein Mund, durch welchen sie, vom Hunger getrieben, dem Magen mittelst willkürlicher Bewegung die Nahrung zuführen, gemein; nur an den ganz unvollkommenen Thieren, die gallertartig sind, läßt sich weder Mund noch Magen bemerken, sondern sie saugen ihre Nahrung ein, wie das Löschpapier Wasser einzieht. Auch finden zwischen Thieren und Pflanzen noch andere Unterschiede Statt. So macht Schleimstoff die Grundlage der ersten, Zellstoff aber die Grundlage der letzten aus; so ist bey jenen der Bau vorzugsweise faserig, bey diesen hingegen blätterig. Der thierische Körper besteht ferner aus vier dem Erdkörper entnommenen Grundstoffen, aus Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff; dagegen verbindet sich letzter mit den Pflanzen nur zufällig, wie denn der Körperbau bey den Thieren überhaupt zusammengesetzter ist, als bey den Pflanzen.“

Wir wollen hiebey vorerst bemerken, dafs der Vergleich mit dem Löschpapiere gewaltig hinkt. Denn

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

das Löschpapier, aus weitläufig verfilzten Fasern bestehend, gestattet ja den Flüssigkeiten nichts weiter, als ein Eindringen wegen grösserer Schwere in die von Luft erfüllten Räume, sonach müßte sich also der Körper der niederen Thiere auch dergleichen Eindringen gefallen lassen, was doch keineswegs der Fall ist, vielmehr mag sich *Hr. Rebau* aus den meisterhaften Arbeiten *Ehrenberg's* über die Infusorien, deren Inhalt ihm aber wahrscheinlich nicht näher bekannt ist, überzeugen, dafs auch die niedrigsten Infusorien mit Verdauungsorganen begabt sind, und sich keineswegs mit einem Stückchen Löschpapiere vergleichen lassen. Was aber die übrigen Angaben betrifft, so wird eine tüchtige vergleichende Physiologie auch andere Thatfachen ergeben.

Doch wir haben es mit keinem wissenschaftlichen Werke zu thun, obwohl wir auch von einem Volksbuche verlangen, dafs es mit der Wissenschaft fortchreite, und um so mehr, als ja gerade diese neueren Untersuchungen geeignet sind, das Gefühl für Allmacht und Weisheit des Schöpfers recht lebhaft zu erwecken. Denn es ist doch wohl keine Frage, dafs eine so vollkommene Organisation, wie wir sie jetzt schon bey Infusionsthierchen von kaum  $\frac{1}{100}$  von einer Linie Durchmesser kennen, mehr Bewunderung erregen muß, als wenn man in denselben nichts weiter sieht, als ein Stückchen lebendiges Löschpapier, dem man dann aber die thierische Natur in sofern absprechen müßte, als ihm die Willkür abginge, solch feindliches Eindringen von sich abzuhalten.

Was den eigentlichen Inhalt betrifft, so darf man in einem solchen Buche zwar allerdings nichts Neues und Besonderes erwarten, aber auch das Bekannte sollte doch immer nur das Richtige seyn. Aber leider werden die meisten solcher Bücher in der Regel von Geistlichen oder Schullehrern verfaßt, welche in der Meinung stehen, dafs die Naturgeschichte eine Wissenschaft sey, welche kein großes Studium erfordere, und so glauben sie denn, genug gethan zu haben, wenn sie irgend ein wissenschaftliches Werk in einen sogenannten populären Vortrag umkleiden. So ist uns ganz speciell bekannt, dafs einer dieser Herren seine Weisheit aus dem *Bertuch'schen* Bilderbuch und dem dazu gehörigen Commentare schöpfte, wobey es denn nicht fehlen konnte, dafs so manches ältere Falsche, was in diesem schon in den Neunziger Jahren angefangenen Buche nothwendig enthal-

ten seyn muß, mit überschlüpfte. Die meisten dieser Verfasser haben auch wenig Gelegenheit, Naturgeschichte wirklich zu studiren, denn wie viele Befolgungen dürfte es wohl geben, welche solchen Männern die Anschaffung einer zu solchem Studium unentbehrlichen Bibliothek, besonders für alle drey Reiche, erlaubten. Nicht einmal die Journale werden gehalten werden können, denn auch diese würden einen jährlichen Aufwand von mindestens über 100 Thlr. erfordern, und doch keineswegs hinreichen, alles erforderliche Material zu liefern. Solche Schreiberey bleibt daher immer eine Anmaßung, und wie würden die Herren schreiben, wenn ein Naturforscher sich gelüsten liesse, über Dogmatik, Exegetik u. dgl. zu schreiben. Daher thäten sie wohl, wenn sie das Schreiben nicht lassen können, sich wenigstens mit einem Naturforscher zu vereinigen, wie *Gräfe* mit *Naumann*, damit nicht mitunter grobe Schnitzer in solchen Worten vorkämen. Dies Alles ist jedoch nur im Allgemeinen gesagt, denn es giebt Ausnahmen. Es fehlt denn auch in dem vorliegenden Buche nicht an mancherley Verküsten in aufgewärmten Fabeln u. dgl., von denen wir nur einige, wie sie uns gerade aufflossen, dem Vf. bemerklich machen wollen, vielleicht giebt ihm eine zweyte Auflage Gelegenheit, dieselben zu verbessern. Noch besser aber wäre es, wenn er einem oder einem Paar der in seiner Umgebung lebenden tüchtigen Naturforscher sein Buch zur Revision gäbe. Dabey würden wir dann vor allen Dingen bitten, nicht bloß deutsche Namen aufzuführen, die immer zu unbestimmt seyn müssen, sondern auch die lateinischen. Die deutschen Namen sind in der Wissenschaft noch nicht recipirt, und werden auch wohl nie recipirt werden. Wenn aber der Vf. seine Maßregel etwa dadurch rechtfertigen will, daß er sagt: er habe für's Volk geschrieben, welches nur Deutsch verstehe, so machen wir ihn nur darauf aufmerksam, daß das deutsche Volk ein gewaltiges *mixtum compositum* ist, und die Namen von bekannteren Thieren, welche vielleicht in irgend einem Theile vom nördlichen Deutschland gäng und gäbe sind, im südlichen Deutschland u. s. w. ganz unverständlich seyn werden. Will der Vf. dafür Belege, so findet er sie in *Nemnich's* Polyglotten-Lexikon der Naturgeschichte fast auf jeder Seite. Um aber ein Beyspiel zu geben, führen wir nur den Döbel an (*Cyprinus Dobula*) oder den Thurmisch. Derselbe heißt in Sachsen *Häfsling*; in Pommern und Schlesien *Häfsling*, *Weißfisch*; in Oesterreich *Hafel*; in Brandenburg *Döbel*, *Diebel*, *Sanddöbel*, *Sandehrl*, *Ehrl*, in der Jugend *Weißdöbel*, im Alter *Rothdöbel*; niederländisch *Doveler*, *Dover*, *Mausebeisser*, in einigen Gegenden *Mäuser*, *Mäusefesser*, *Musefesser*; in Preußen *Diebel*, *Tabelle*, *Taberre*, *Ginsler*; in Stralsburg *Scheottfisch*; in der Schweiz *Hafel*, *Häfseli*, *Ganzhafel*, *Günzer*; am Bodensee in seinem ersten Jahre *Hafelschofs* oder *Ueflen*, hernach *Landhäfseli*. Welchem von diesen Namen soll man nun den Vorzug geben, da doch wohl ein jeder die gleichen Ansprüche hat? Daß in der Regel die oberdeutschen Namen allgemeiner in Büchern

angenommen sind, rührt wohl daher, daß die ersten Volksnaturgeschichten meistens aus diesem Theile Deutschlands herrühren, und daß man im Allgemeinen die oberdeutsche Sprache als die sogenannte Schriftsprache ansieht, weil die Coryphäen *Campe* und *Adelung* sie als solche betrachteten, sie auch noch so betrachtet wird.

Bey den Einleitungen hat der Vf. immer auch die verschiedenen Aufbewahrungsmethoden angegeben, und ist dabey größtentheils *Naumann* gefolgt. Dieser Abschnitt hätte bey den höheren Thieren recht gut wegbleiben können, da eine so kurze Anweisung nicht genügt, und überhaupt jede, auch bezüglich der niederen Thiere, ohne erläuternde Abbildungen, welche fehlen, unverständlich bleibt. Auch begehrt der Vf. den Fehler, gegen die Anwendung des Arseniks zu warnen, hat aber nichts desto weniger das Recept zur *Bekoeur'schen* Seife angegeben, auch den Scherbenkobalt, der doch nichts Anderes als Arsenik ist, als Conservirmittel empfohlen.

In manchen Einzelheiten finden sich Inconsequenzen, indem z. B. von den Amphibien gesagt ist, daß sie ausgebildet und durch Lungen athmeten, später aber das Gegentheil vom Proteus angeführt wird. Ebenso heißt es vom Herz der Amphibien, daß es mehrere Höhlungen habe, welche in einander münden, als ob dies nicht ebenso gut bey den Vögeln und Säugethieren der Fall sey. Denn Kammern und Vorkammern sind doch auch Höhlungen, und münden ebenfalls in einander. Ebenso wenig ist es richtig, daß Kopf und Hals bey den Amphibien immer gesondert sey. Wenn der Vf. ferner angiebt, daß die Ringelnatter bey Umschlingung des Arms ihre Zuneigung durch einen Druck zu erkennen gebe, so wird dadurch ein Märchen aufgestellt, indem es ja nur der Instinct des Thieres ist, sich durch solchen Druck festzuhalten. Auch die alte Geschichte von der Bezauberung der Schlangen, welche *Audubon* so schön erklärt hat, ist wieder aufgewärmt.

Bey der Cochenille hat der Vf. sehr unpaffend das Wort Würmer gebraucht, und damit dem falschen Sprachausdrucke, welcher die meisten Insectenlarven und selbst ungeflügelte Insecten Würmer nennt, Vorschub geleistet. — Die alte Fabel von dem bedeutenden Leuchten des Laternenträgers ist ebenfalls wieder aufgenommen, trotz neuester namhafter Widersprüche. — Bey den Milben und Läusen finden wir die beiden merkwürdigen Arten, die Krätzmilbe und Läusefuchtslaus, ganz übergangen, welche wohl eher eine Aufnahme verdient hätten, als z. B. der europäische Laternenträger, der nicht einmal wegen seiner Stirnverlängerung besonders merkwürdig ist. — Bey den Blutekeln scheint der Vf. von den wohl begründeten Entdeckungen über die wahre Art der Fortpflanzung durch Eyercocoons gar nichts zu wissen, indem er eine alte Erzählung auffrischt, welche offenbar zu einer anderen Art gehört. — Auch den Polypenbau stellt der Vf. als sehr einfach dar, ob schon *Edwards* vor einer Reihe von Jahren in den *Annales des sciences naturelles*, die freylich dem Vf.

wohl nur dem Namen nach bekannt sind, längst das Gegentheil dargethan hat.

Endlich bringt der Vf. bey den Infusorien noch Etwas über die *Ehrenberg'schen* Entdeckungen bey, welches aber den Mangel in der Einleitung nicht entschuldigen kann, da *Ehrenberg's* Entdeckungen zuerst in die Jahre 1830—1834 fallen, ja, wenn man auf seine *Symbolae* Rücklicht nimmt, bereits in dem Jahr 1828 bekannt waren, also fast 10 Jahre früher, als des Vfs. Buch erschien, bey welchem man wohl das *nonum prematur in annum* schwerlich annehmen kann.

Die Abtheilung des Pflanzen- und Mineral-Reichs muß Rec. übergehen, weil dieß zu weit führen würde. Wir bemerken nur noch im Allgemeinen, daß der Mangel eines Registers bey einem solchen Werke unverzeihlich ist. Wird der Vf. diesen ersetzen, und unsere obigen Vorschläge in Betreff der Durchsicht von Sachverständigen befolgen, so könnte sich das Buch bey einer neuen Auflage zu einem sehr zweckmäßigen gestalten.

Die Steindrucktafeln sind ganz genügend, ja, im Vergleich mit anderen, an der ersten Abtheilung vorzüglich zu nennen. Taf. 14. Fig. 2 hat sich indessen ein arger Irrthum eingeschlichen, indem diese Figur keineswegs einen Büffel darstellt. Die Tafeln zur zweyten Abtheilung sind mitunter sehr schlecht colorirt, auch manche, z. B. der Wallfisch, ganz unrichtig ausgeführt, indem man in dessen Oberkiefer keineswegs Barden, sondern nur eine Reihe langer spitziger Zähne sieht; auch ist sogar der Umriss ganz verfehlt, und das Auge steht auf ganz falscher Stelle. Anderes zu rügen, müssen wir unterlassen, um nicht zu weitläufig zu werden, und bemerken nur noch, daß statt der verunglückten Darstellung einzelner Mineralien eine solche geognostisch-geologischer Gegenstände vorzuziehen gewesen seyn würde.

Bey dem großen Formate, dem engen und doch guten Drucke, dem schönen Papier und der Menge von Tafeln, denen man im Allgemeinen den Beyfall nicht versagen kann, ist der Preis sehr billig zu nennen, und dürfte das Werk wohl Abnehmer finden, und eine zweyte, hoffentlich stark verbesserte Auflage zu gewärtigen seyn.

— w —

### GENEALOGIE.

GOtha, b. Perthes: *Gothaischer genealogischer Hof-Kalender auf das Jahr 1839*. Sechs und siebenzigster Jahrgang in 16. (1 Thlr.)

Wie schon den früheren Jahrgängen hat die Verlagsbandlung auch dem diesjährigen wieder eine Ausstattung gegeben, die sowohl dem Titel eines Hofkalenders Ehre macht, als für das kleine Format des Buches und den ungemein kleinen Druck einigermaßen entschädigt. Wir haben schon bey Gelegenheit der Recension des vorigen Jahrganges in dieser A. L. Z. 1838 No. 71 rühmend die Genauigkeit anerkannt, die dieses Taschenbuch zu erlangen sich

bestrebt, und können unser dort ausgesprochenes Urtheil hier nur wiederholen. Ja, der Eifer der „Redaction“, die sich jetzt zum ersten Male in einem „Redacteur“ verwandelt hat (W. H. Ewald), ist noch weiter gegangen; sie verpflichtet sich, für jeden Fehler, den man ihr nachweise, und den sie nicht durch Mittheilungen des betreffenden Hauses selbst oder durch Staatshandbücher zu belegen im Stande sey, einen Thaler Pr. C. zu bezahlen. Um aber nicht mit zu vielen Briefen in dieser Hinsicht bestürmt zu werden, sagt uns der Vf. selbst im Vorwort: was keine Fehler sind? Auslassungen von Mißheirathen und nicht anerkannten Ehen. „Ihre Ausführung ist damit, daß sich kein (des Taschenbuchs) genealogischer Inhalt auf amtliche Quellen stützt, nicht vereinbar. Nur bey dem Mangel solcher Angaben und in Folge daher entstandener Ungewißheit kann es vorkommen, daß eine nicht anerkannte Vermählung aufgenommen wird.“ (S. V.) Hier legt der gothaische Hof-Kalender zum erstenmal sein politisches Glaubensbekenntniß selbst mit klaren Worten ab, ein streng legitimitisches, was freylich vorher auch stillschweigend deutlich genug hervortrat. — Wenn wir nun auch zugeben, daß er auf diese Weise, sich streng nach den Mittheilungen und Correcturen richtend, die man ihm schickt, den Höfen sich am angenehmsten erweist, und so vielleicht nicht bloß am gothaischen Hofe Geltung hat, und daß er eben dadurch auf die Fortsetzung ihrer Berichtigungen rechnen kann, so kann doch dieß dem eigentlichen Genealogen und Geschichtsforscher durchaus nicht genügen. Selbst der Zeitungsleser (und auf diese muß doch das Buch auch besonders rechnen), dem unsere politischen Blätter keineswegs Andeutungen dieser aus dem Gothaischen Kalender verpönten Nachrichten vorenthalten, wird ungern die Bestätigung und nähere Mittheilung vermissen. Ziemlich vollständig dagegen und freymüthig findet man diese in den genealogischen Handbüchern von *Gottschalk* und *Klüber*, wenn gleich beide in Richtigkeit anderer Angaben dem vorliegenden Taschenbuche bey Weitem nachstehen. Manche, unebenbürtige Heirathen theilt Hr. *Ewald* übrigens sehr vollständig und richtig mit, z. B. die des Pr. Georg von Dessau mit Therese v. Erdmannsdorf, Pr. Phil. von Homburg; andere halb, z. B. die des Kurprinzen von Hessen; oder gar nicht, z. B. die der verwittweten Kurfürstin von Pfalz-bayern, des letzten verstorbenen Herzogs zu Bernburg. Einige andere Fehler, die uns aufgefallen sind, wollen wir hier angeben: S. 99 fehlt die verwittw. Fürstin v. Höhenlohe-Oehringen, wieder vermählte Gräfin Osten-Sacken, die doch unter diesem Artikel im Grafenkalender aufgeführt, also nicht todt ist, wie sich sonst etwa annehmen ließe. S. 101 fehlt die Mutter des regierenden Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg, die doch S. 120 bey Löwenstein-Wertheim-Freudenberg genannt wird. S. 27, Z. 27 hat man die frühere Vermählung der Prinzessin Maximiliane mit dem Gr. Eberhard v. Waldburg-Zeil-Wurzach nicht angegeben, eben so wenig bey Waldburg

selbst. — S. 106 Z. 14 lies: am würtemb. Hofe. — S. 79 Z. 1 v. u. l.: Fürst statt Prinz. — S. 80 Z. 11 liest man: Caroline, verm. Gräfin Joseph Wurmbrand, ohne das man diesen unter Wurmbrand wieder finden könnte. Widersprüche, so unvermeidlich in jedem genealog. Handbuche, finden sich auch diesmal hier in Menge, besonders wenn man beide, Hof- und Grafen-Kalender zusammenhält. Wir wollen hier einige angeben, und der Redaction selbst die Berichtigung überlassen: Hofk. S. 49 Z. 24 u. Gr. 114 Z. 9. — Hofk. S. 73 Z. 12 v. u. und Gr.: S. 368 Z. 7. — H.: S. 80 Z. 13 und Gr.: S. 358 Z. 14. — H.: S. 100 Z. 7 v. u. und Gr.: S. 411 Z. 1. — H.: S. 115 Z. 12 u. Gr.: S. 564 Z. 31. — H.: S. 31 Z. 6 und Gr.: S. 172 Z. 5.

Beygefügt ist der Genealogie, aufer dem diplomatischen Jahrbuch und der Jahreschronik, eine auf den französischen Münzfuß reducirte Berechnung des Werthes der gewöhnlichsten Münzen, und eine statistische Uebersicht der europäischen Staaten. An der Richtigkeit der Einkünfte, die bey den deutschen Bundesstaaten so genau angegeben werden, möchte wohl sich manchmal zweifeln lassen. Diese werden nie sich so genau angeben lassen, so lange die kleinen Fürsten, die sonst in Allem grössere nachzuahmen sich bemühen, die öffentliche Bekanntmachung derselben scheuen und verhindern.

Dem Kalender sind die Kupfer beygegeben von der Herzogin von Orleans, dem Großherzog v. Mecklenburg-Schwerin, dem Erzherzog Franz v. Oesterreich, dem Kronprinzen Maximilian von Bayern, dem Kronprinzen von Preussen (wie er wahrscheinlich vor 20 Jahren ausgesehen hat), dem Erzherzog Ferdinand Karl von Oesterreich, *van Buren*, Präsidenten der nordamerikanischen Staaten, und dem Marquis *v. Lansdowne*, Präsidenten des Geheimen Rathes der Königin Victoria. Die Unterschriften unter den Bildnissen sind deutsch, französisch, englisch, je nachdem die betreffende Person sich in einem dieser Länder aufhält, wie es scheint.

Wir verbinden mit diesem Kalender die Anzeige seines Trabanten und jährlichen Begleiters:

GOtha, b. Perthes: *Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser auf das Jahr 1839*. Zwölfter Jahrgang. 16. (1 Thr. 8 gr.)

dessen Ausstattung ebenso elegant ist; nur könnten die auf dem Umichlage abgebildeten Wappen etwas deutlicher seyn. Schon daraus, das diess Taschenbuch, das sonst alle zwey Jahr erschien, jetzt jähr-

lich neu gedruckt wird, kann man auf den Beyfall schliessen, der ihm zu Theil wird. Dafs es auch an Inhalt reicher geworden ist, und viele Grafengeschlechter aufgenommen hat, die ihm früher fehlten, zeigt gleich die vermehrte Bogenzahl. Doch fehlen noch Geschlechter, als: *Armanzperg*, *Reina*, *Decken*, *Festetics-Tolna*, *Reichenbach-Lessonitz*, *Heufeler*, *Schaumburg* u. A. Dafs auch die Grafen *Hofmanns-egg* fehlen, ist um so auffallender, als ein jetzt in Dresden lebendes Glied dieses Hauses durch sein Werk über Portugals Pflanzenwelt bekannt ist. Die Redaction mag es auch hier den Familien Dank wissen, die sie allein nur in den Stand setzen konnten, die Nachrichten so ausführlich und genau mitzuthellen. Die von uns aufgefundenen Fehler theilen wir mit: S. 316. Z. 3 v. u. l.: Kinder; S. 492. Z. 10 l.: *Karl Wilh. Phil. Ferdin.*; S. 10 fehlen die 3 noch lebenden männlichen Glieder von *Fugger-Mückhausen*, die verwittwete Gräfin *Freien* ist aber dennoch in diesem Hause aufgeführt; S. 268. Z. 11: *Marie Therese*, verwittwete Gräfin *Khevenhüller*, geborene Gräfin *Thurn* und *Valsassina* sucht man vergebens bey *Thurn*. Zu S. 235. Z. 23 und S. 456. Z. 1 ist zu bemerken: 1) die Familie *v. Krosigk* im Anhaltischen ist nicht freyherrlich (vergl. Staatshandbuch des Herzogthums Anhalt-Bernburg für 1832. S. 64 u. m.). Die Geschwister des Grafen *Max von der Asseburg* sind nicht gräflich. Wenn aber der gothaische Kalender sie durchaus zu Grafen machen will (vgl. schon unsere Berichtigung in No. 72. 1838 d. Bl.), so berichtigen wir: 2) *Ludwig*, geb. d. 11 Jan. 1797, verm. a) in Meisdorf d. 22 Oct. 1817 mit der Gräfin *Anna von Schulenburg-Burgscheidungen*, b) mit *Const. v. Buttlar*, c) in Gelmisdorf d. 7 März 1830 mit *Bernhardine v. Kerksenbrok*, d) in Ballenstedt d. 25 Sept. 1834 mit der Tochter des Kammerherrn *v. Alvensleben*. Seine Kinder sind 2 Söhne und 3 Töchter (der angeführte Sohn ist nicht am 19, sondern 20 März geboren). Uebrigens hat eben dieser Freyherr *v. der Asseburg* nicht in Anhalt, sondern an der Grenze von Anhalt-Bernburg Besitzungen. — Widersprüche finden sich S. 70 und S. 71. Z. 23. — S. 79. Z. 1 und S. 58. Z. 29. — S. 79. Z. 3 v. u. und S. 137. — S. 131. Z. 24 und S. 220. Z. 9. — S. 8. Z. 2 und S. 353. Z. 19. — S. 9. Z. 1 und S. 296. Z. 12 v. u. — S. 273. Z. 23 und S. 496. Z. 6.

Das Bildnifs des Oberstburggrafen von Böhmen, Grafen *Chotek*, ziirt diesen Jahrgang. Es ist wohl getroffen.



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 9.

## PHILOSOPHIE.

DRESDEN, in der Grimmer'schen Buchhandlung:  
*Die philosophische Geheimlehre von der Unsterblichkeit des menschlichen Individuums.* Von C. H. Weiße. 1834. 92 S. 8. (12 gr.)

Der auffallend klingende Titel dieser Schrift ist zunächst veranlaßt durch Fr. Richter aus Magdeburg, welcher gegen Hr. Weiße hatte ausgehen lassen, unter dem Titel: „Die Geheimlehre der neueren Philosophie.“ Hr. Weiße hatte nämlich das Buch des Hn. Richter: „Die Lehre von den letzten Dingen. Eine wissenschaftliche Kritik, von dem Standpunkte der Religion unternommen, 1ter Bd. Breslau 1833“, in den Berliner Jahrb. für wissensch. Krit. Sptbr. 1833 recensirt, und ihm seine gebührende Stelle angewiesen. Hr. Richter, welcher „die Welt zu bessern und zu bekehren“ eifrig bemüht ist, bekennt sich nämlich im Wesentlichen zu Hegel's System, und sucht daraus den Beweis von der Sterblichkeit des menschlichen Individuums abzuleiten. Hiegegen hatte sich Hr. Weiße a. a. O. so geäußert: „Wenn der Glaube an persönliche Unsterblichkeit auch nichts weiter ist, als eine der nothwendigen Formen, in denen der absolute göttliche Geist als Geist der Gemeinde sich in den endlichen hineinsenkt, und den letzten zu sich heranzieht: so bleibt das Nichtfortbestehen des Individuums dann billig ein Geheimniß der Schule; für diese bedarf es nicht des Aussprechens; den außerhalb der Schule Stehenden kann dadurch nur Aergerniß gegeben, und entweder Nichts, oder etwas Schlimmeres als Nichts, nämlich die Untergrabung der Religion in Gemüthern, die zur eigentlichen Speculation nicht berufen sind, erreicht werden. Richter hatte aus diesen Worten geschlossen, daß Hr. W. mit ihm die Unsterblichkeit des menschlichen Individuums leugne, und nur aus Selbstsucht und Engherzigkeit die Bewahrung des Geheimnisses verlange. Hierüber erklärt sich nun der Vf. ausführlicher, und giebt die Grundzüge seiner Ansicht, welche er schon früher angedeutet, über den wichtigen Gegenstand an. Interessant ist zuerst besonders, was der Vf. in dieser Beziehung von dem Hegel'schen System eingesteht. Bekanntlich gehört nämlich Hr. W. selbst zu den Schülern und Verehrern dieses Philosophen, allein er weicht vielfach von ihm ab, und hat sich

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

anderswo über sein Verhältniß zu demselben so ausgesprochen, daß er kaum noch auf dem Fundamente der Hegel'schen Philosophie stehe, da dasselbe von ihm so durchlöchert und durchbrochen sey, daß das von ihm aufgeführte Gebäude nicht eigentlich mehr auf diesem Grunde ruhe. Daher wird ja dena auch Hr. W. von den eifrigen Hegelianern einer Apostasie und eines unwillenshaftlichen Dualismus beschuldigt; was freylich derselbe nicht dulden will, Rec. hier aber auf sich beruhen läßt. Hr. W. selbst spricht mehrfach von seiner „Gegnerschaft gegen das System.“

Der Vf. gesteht nun, S. 3 ein: „daß aus den Principien des Hegel'schen Systems, wie diese in den Schriften des Meisters selbst und den Schriften seiner vornehmlichsten Anhänger vorliegen, das Nichtfortbestehen des menschlichen Geistes sich für diejenigen, die in sich selbst keinen Grund haben, an das Gegenteil zu glauben, mit unwiderleglicher Evidenz ergebe.“ Dabey aber schreibt er Hegeln selbst eine hohe und lautere Religiosität zu, mit welcher derselbe, über den Buchstaben seiner Lehre hinausgreifend, derselben einen Geist einzuhauchen wußte, der unfehlbar früher oder später ihren Körper durchbrechen, und einen anderen Körper für sie bauen werde, einen solchen, der auch mit den objectiven Forderungen der wahren Religion besser, als der gegenwärtige, übereinstimmen werde. Diese Religiosität ehrt Hr. W. auch in dem Schweigen des großen Denkers, und weist von demselben unwillig die Beschuldigung zurück, als ob derselbe habe absichtlich das Publicum über die Consequenzen seiner Lehre täuschen wollen. Dabey erwähnt er einer Anekdote, welche er mehrfach habe über Hegel berichten hören, und welche, wenn sie auch unächt, doch der Denkweise desselben durchaus gemäß sey. Hegel nämlich habe die Frage über die persönliche Fortdauer des menschlichen Geistes, wenn sie ihm im Gespräche vorgelegt worden sey, als eine ungehörige zurückgewiesen. Hegel und mit ihm Viele haben wohl gedacht, daß nur die Philosophie den Menschen stark genug mache, den Untergang seiner Persönlichkeit zu ertragen, und doch an dem geistig Wahren und Guten nicht zu verzweifeln.

Der Verf. erklärt sich ausdrücklich gegen eine Uebereinstimmung mit Hegel in jenem Punkte; den Titel seiner Schrift: „Geheimlehre der Philosophie“, erklärt er so, daß damit im Allgemeinen nichts An-

deres gesagt seyn sollte, als daß jede ächt philosophische Wahrheit an und für sich esoterisch, d. h. nur denjenigen, welche auf dem Wege des philosophischen Denkens zu ihr herantreten, zugänglich sey. Doch noch eine andere Beziehung hat der Titel. Wie im Alterthume selbst von den Mysterien der Glaube herrschte, daß nur sie den Eingeweihten das Fortbestehen ihres Geistes nach dem Tode, und ein seliges Loos in dem Lande der Abgeschiedenen verbürgten, so ist es auch der Glaube des Vfs., daß die Philosophie unserer Zeit durch sich selbst, und ohne daß es hiezu einer Absicht oder künstlichen Veranstaltung Einzelner bedürfte, in dem Fortgange der Zeit sich zu einem Mysterium gestalten werde, in das es für jeden Einzelnen der Einweihung bedürfe, damit derselbe der Unsterblichkeit seines Geistes gewiß, und in seiner Seele und seinem Gemüthe derselben froh werde. — In dieser Geheimlehre werde sich das Verhältniß des Geheimen und Oeffentlichen, so wie es bisher in *Hegel's* Schule gestaltet gewesen, umkehren, das Oeffentliche nicht mehr, wie jetzt, die Unsterblichkeit, sondern die Sterblichkeit des Individuums, das Geheime dagegen seine Unsterblichkeit seyn. Das metaphysische Fundament (dessen auch der religiöse Glaube des Volks bedürfe), worauf die bisherige christliche Unsterblichkeitslehre gebaut war, sey ein anderes, als das von der Philosophie der neuesten Zeit aufgeführte Begriffssystem. Die alte metaphysische Lehre von der absoluten Einfachheit des Geistes, als eines Dinges oder einer Substanz, welche der Natur gegenüber und nur äußerlich mit ihr vereinigt eine Welt für sich ausmache, und ebenso unzerstörbar sey, wie die Natur ihrer Substanz nach, sey von der neueren Philosophie zertrümmert. Schon Aristoteles habe die Seele tiefer und wahrer als die *Entelechie* des Körpers aufgefaßt, nämlich als die ausdrückliche, sich auf sich selbst beziehende und zum Bewusstseyn ihrer selbst gelangende Einheit und lebendige Wirklichkeit der körperlichen Substanz, dergestalt, daß die Seele weder nur diese Substanz, noch ohne diese Substanz ist. Der Vf. zeigt sodann den Gegensatz der neueren Philosophie zu der älteren Unsterblichkeitslehre. Die *Schelling'sche* Philosophie habe sogleich durch ihren kühnen Anspruch von der absoluten Identität des Ideellen mit dem Reellen, des Geistes mit der Natur, ein für allemal den Gedankenkreis der älteren Unsterblichkeitslehre unterbrochen. Mit dem Buchstaben der *Hegel'schen* Philosophie sey aller und jeder Unsterblichkeitsglaube, mit ihrem Geiste wenigstens die Gestalt des auf der alten Metaphysik gegründeten Glaubens unverträglich. Hr. W. führt aus den *Hegel'schen* Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie eine Aeußerung des Meisters an, wonach dieser bey dem Abschnitte über Platon es gelegentlich für eine Rohheit erklärte, sich die Seele als ein Ding vorzustellen, und in der Weise eines Dinges nach ihrer Dauer und ihrem Bestehen zu fragen. Den Gegensatz zu der Dingheit des Geistes — zu seiner Individualität oder Persönlichkeit — bilde bey *Hegel* die Allgemeinheit des Denkens, wel-

che als absolute Identität mit sich selbst, das Unveränderliche und Unvergängliche sey. Nicht die Seele in ihrer Einzelheit sey die Substanz, sondern sie habe zu ihrer Substanz das Denken, und nur diese ihre Substanz, nicht aber jene Einzelheit, sey das Ewige. Derselbe Gegensatz, der hier als Gegensatz der Einzelheit und der Allgemeinheit, oder der Seele als Dinges und des Denkens als Substanz ausgedrückt sey, finde sich im streng systematischen Zusammenhange der *Hegel'schen* Philosophie als Gegensatz des *subjectiven* oder endlichen Geistes und des *absoluten* Geistes. Die *Hegel'sche* Philosophie lasse den subjectiven Geist des endlichen Individuums erst in dem objectiven Geiste, dem Geiste des Rechtes, des Staates und der Sitte, und dann beide in dem absoluten Geiste der Religion und der ewigen Wahrheit *aufgehoben* werden, d. h. als untergeordnetes, zugleich bejahtes und verneintes, kurz als unselbstständiges Moment in diesen höheren Geist eingehen. Hiedurch werde das endliche Individuum zu einer vorübergehenden Erscheinung, in der sich zunächst der objective Geist eines Volkes und eines Zeitalters, eines Staates und einer weltgeschichtlichen Bildungsstufe auf entferntere Weise, und mittelbar durch diesen objective Geist aber der absolute Geist der Welt und der Gottheit verwirklicht, und zur zeitlichen, natürlichen und geschichtlichen Existenz bringt. — Der Vf. wirft die Frage auf: „Was für einen Zweck, was für eine Bedeutung könnte hier die Fortdauer eines solchen Individuums haben, nachdem durch dasselbe der Weltgeist hindurchgezogen ist, nachdem er diese frühere unvollkommene Form seiner zeitlichen Verwirklichung durchbrochen, und andere reichere und vollendetere Formen sich geschaffen hat? Wo fände sich auch nur ein Platz, d. h. nicht eine körperliche, räumliche, sondern eine geistige Stelle für solche Fortdauer, wenn, wie *Hegel* gleichfalls lehrt, die irdische Weltgeschichte die vollständige, die einzig mögliche Verwirklichung des absoluten Geistes, das Wirkliche durchaus und erschöpfend das Vernünftige, ebenso, wie das Vernünftige das Wirkliche ist?“ — Hier ist der Vf. auf einem Punkte angelangt, von wo sich die gewöhnliche Polemik gegen das *Hegel'sche* System, auch eine *Richter'sche*, erhebt, indessen ist diese Polemik durch die Fortbildung des *Hegel'schen* Systems, besonders durch *Göschel*, *Gabler* u. A., wohl so ziemlich als überwunden zu betrachten; die Keime zu einer anderen Gestalt des Unsterblichkeitsglaubens und zur Rettung der Persönlichkeit liegen sicherlich im *Hegel'schen* System, und aus seiner Phänomenologie des Geistes hat *Göschel* den Beweis geführt (Von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, Berlin 1835, S. 172), daß, wie der in dem absoluten Geiste entsprungene Gedanke des endlichen Geistes, und hiemit der endlichen Geister als die Schöpfung derselben sich erweist, so nicht minder die in dem absoluten Geiste aufbewahrte Erinnerung der im Laufe der Geschichte wie im Nu vorübergegangenen Geister die *Erhaltung* derselben sey, denn Gottes Schöpfung setze nichts aus; der da

schaffet, der erhält auch das Geschaffene (die alte Lehre der Theologie von der *Creatio continua*, welche *Göschel* aufnimmt), jedes in der Weise, die seinem Wesen entspricht, jedes in der Kategorie, die ihm zukommt, nur dafs jedes Moment verklärt wird, wenn es in der Integrität des allgemeinen Zusammenhanges sich gliedert. Die Aufbewahrung und Erinnerung der verschwundenen Geister in dem absoluten Geiste wäre selbst nicht, wäre todt, wenn die aufbewahrten und erinnerten Geister nicht selbst wären, wenn sie todt wären; aber wie der Gedanke Gottes als selbst lebendig Leben schafft, so erhält es auch die Erinnerung Gottes der *Concurfus Dei*. — Durch diese tief sinnige Deduction *Göschel's* scheint der *Pantheismus vulgaris*, den man auch im *Hegel'schen* Systeme hat finden wollen, indem man sich an die Worte und nicht an den inneren Geist desselben hält, völlig aus dem Felde geschlagen: — ist der Begriff des Absoluten selbst, des absoluten Lebens, richtig gefasst als ein Wechselbegriff, der ebenso auch in seiner Verinnerung der Individualitäten der geschaffenen Geister bedarf, wie diese in Beziehung zu ihm stehen, so ist damit jede Furcht vor Vernichtung der Menschengeister abgewiesen.

Wenn der absolute Geist seine Realität nur hat in der Individualität der geschaffenen Geister, so muß eben diese Individualität mehr seyn, als eine bloß vorübergehende Form, durch welche der Weltgeist zieht; er durchbricht dann diese unvollkommene Form nicht, und streift sie als eine bloß zeitliche Verwirklichung ab, sondern indem er das Zeitliche an der Individualität des endlichen Geistes zu einem Ewigen erhebt und verklärt, und in sich aufgehoben seyn läßt, führt er es eben dadurch desto reicherer und vollkommenerer Entwicklung entgegen. Je mehr der Mensch hat das ewige Leben bey ihm bleibend (1 Joh. 3, 16), je mehr er in der Liebe bleibet, desto mehr bleibet er in Gott und Gott in ihm, wie die Schrift sagt (1 Joh. 4, 16). — Wenn das diesseitige Leben schon an und für sich die Bedeutung des ewigen hat, und die göttliche ursprüngliche Schöpfungs-idee sich nothwendig schon in dem Diesseits entwickeln muß, so berechtigt die Lehre *Hegel's*, dafs die irdische Weltgeschichte die vollständige, die einzig mögliche Verwirklichung des absoluten Geistes, dafs das Wirkliche das Vernünftige ebenso, wie das Vernünftige das Wirkliche ist, noch nicht den Vf. zu dem von ihm gezogenen Schlusse, dafs sich kein Platz, nicht eine körperliche, räumliche, sondern auch nicht eine geistige Stelle für die Fortdauer des Individuums finde. — Der Vf. sagt selbst anderswo (in seiner Abhandlung über die philosophische Bedeutung der christlichen Eschatologie in den theologischen Studien und Kritiken von *Ullmann* und *Umbreit*, Jahrg. 1836. 2tes Heft. S. 309): „Die Bedeutung des irdischen Lebens beruht, philosophisch gefasst, in letzter Instanz einzig und allein darauf, dafs es als Schauplatz der Entscheidung menschlicher Individuen für das Gute oder für das Böse, die Geburt dieser Individuen in den Himmel oder in die Hölle

betrachtet wird. Der ungeheuere Kampf der Weltgeschichte dreht sich um dieses Dilemma; er sinkt zu einem zweck- und inhaltlosen Spiele herab, und die geschichtliche Erscheinung des Christenthums selbst verliert ihre göttliche Bedeutung und Würde, wenn man dieses Verhältniß des Individuums zum Ganzen und des Ganzen zur Ewigkeit verkennt, wenn man das diesseitige Leben für die Einzelnen, oder wenigstens für die große Mehrzahl der Einzelnen nur als den gleichgültigen Anfang zu der Unendlichkeit des jenseitigen betrachtet.“ Der Vf. hat hierin sich selbst schon widerlegt; erscheint das irdische Leben in dem Lichte des Jenseits, wird es aus der Zufälligkeit und der Willkür emporgehoben zu einer nothwendigen, in der Idee der Schöpfung selbst begründeten Existenz, so ist auch gerade für die endlichen, in dieser Idee nothwendig mitenthaltene und mitbegründeten Geister der Individuen eine Stelle in der Unendlichkeit der Verwirklichung des absoluten Geistes mitzugeben. Behaupten, dafs es nicht seyn könne, hiesse die Unendlichkeit begrenzen und negiren wollen.

Hr. W. geht nun später auf seine eigenthümlichen Ansichten, welche er an das Christenthum anzureihen versucht, und welche er noch in dem erwähnten Aufsätze weiter ausgeführt und begründet hat, über. Er stellt als Zugeständniß voran: „dafs in dem ganzen Evangelium der Heiland nirgends die Unsterblichkeit der menschlichen Seele als eine sich von selbst verstehende oder auf irgend eine andere Weise bekannte oder ausgemachte Wahrheit voraussetze, sondern das ewige Leben und das Himmelreich als ein erst durch ihn seinen Jüngern zu Theil werdendes Heil denen, die sein Wort hören und an ihn glauben, verkündigt.“ Allerdings! in sofern der Glaube an Christus und die Annahme des von ihm gebotenen Heils eben das unsterbliche Leben selbst ist, und nur in dem Grade, als der Mensch dem Erlöser nahe steht, auch Theil hat an dem Himmelreich. — Der Vf. meint aber, die unablässig wiederholten Aussprüche Christi, durch welche er die, so nicht im Geiste wiedergeboren seyen, von dem ewigen Leben ausgeschlossen erkläre, enthielten einen Widerspruch gegen die Annahme einer allgemeinen Unsterblichkeit Aller. — Die *ζωή αθάνατος*, von der alle Nichtwiedergeborenen ausgeschlossen, bedeute nur ewiges Leben im Gegensatze des Todes und der Vergänglichkeit, *θάνατος* bedeute nur wirkliche Vernichtung, nicht etwa unseftiges Leben. Das Verurtheilen, Richten des N. T. (*κατακρίνειν*), welches die ältere Dogmatik auf ewige Verdammniß bezog, könne auch von einem Spruche der Vernichtung verstanden werden; an anderen Stellen werde bildlich und parabolisch von Pein geredet. Refusat also ist: dafs der natürliche Mensch sterblich, und erst der Wiedergeborene unsterblich sey. Da der wissenschaftliche Streitpunct für die Frage nach dem Seyn oder Nichtseyn der menschlichen Persönlichkeit einzig in der philosophischen Lehre vom absoluten Geiste liege: so werde man ferner die Frage nicht so stellen dürfen, ob der menschlichen Persönlichkeit Unsterblichkeit, sondern ob dem Un-

sterblichen menschliche Persönlichkeit zukomme. Das Verdienst der *Hegel'schen* Philosophie sey besonders, daß sie das Vorhandenseyn eines Unsterblichen überhaupt in dem Geiste des Menschen zu klarem wissenschaftlichen Bewußtseyn gebracht, und so die Möglichkeit eröffnet habe, dieses Unsterbliche auch in der Gestalt der menschlichen Ichheit, falls ihm diese wirklich zukommen sollte, auch mit wissenschaftlicher Strenge und Evidenz zu erfassen. Im gemeinen Leben könne man jetzt Aeußerungen in Menge hören, welche zeigen, daß das sogenannte unmittelbare Bewußtseyn der Unsterblichkeit vielmehr die Gestalt eines Bewußtseyns angemessen habe: „daß etwas Unsterbliches in unserm Geiste enthalten sey.“ Die Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung werde also seyn, zu untersuchen, ob und unter welchen Bedingungen dieses *Etwas* — der absolute Geist nach *Hegel* — zum Ich unseres Ich, zum Selbst unseres Selbst sich gestalte und befestige. — Das Unbefriedigende, Trostlose, Oede in *Hegel's* Lehre sey, daß in ihr der absolute Geist wesentlich nur in der Gestalt des abstracten unpersönlichen Gedankens aufgefaßt, und alle concrete Gestaltung desselben nur als Verhüllung dieses Gedankens begriffen sey. Die ausschließliche Substantialität des Denkens solle nicht geleugnet werden, aber ein Anderes sey die Behauptung *Hegel's*, daß die höchste Energie und Wirklichkeit dieser Substanz keine andere, als eben nur wieder das *Denken des Denkens* sey. Für die wahre Speculation sey es kein Widerspruch, wenn sie das Denken als die Substanz der Dinge, und dennoch die Dinge für ein Mehreres und Besseres, als nur für Momente des Gedankens, der sich selber denke, erkenne. Die Substantialität des Denkens sey der Anfang und die allgemeine Grundlage für das Bestimmte und Befondere; diese Selbstgestaltung der denkenden Substanz zu Personen, deren jede in ihrer Einzelheit Ich zu sich sage, sey nicht ein Eingehen derselben in schlechte Aeußerlichkeit oder Dingheit, sondern wahrhaft *Vertiefung* der Substanz in sich selbst, aus der sie nicht zu ihrer *abstracten* Einfachheit und Beziehung auf sich (dem Denken des Denkens), sondern nur zu einer reicheren und tieferen Einheit mit sich selbst zurückkehren könne: so sey zwar noch nicht die Unsterblichkeit jener Individuen unmittelbar bewiesen, wohl aber der Weg zur weiteren wissenschaftlichen Durchforschung gezeigt. Es könne gefragt werden, wenn die Bedeutung der Individuation der denkenden Substanz überhaupt wahr und richtig erfaßt wäre, ob nicht dieselbe Nothwendigkeit auch für den absoluten Geist eintrete: ob nicht auch dieser, statt sogleich in die kahle Spitze des Sichselberdenkens auszugehen, seine absolute Substantialität vielmehr dadurch, daß auch er sich besondere und vereinzelne, und in dieser Vereinzelung seine unsterbliche Natur hinübertrage, bewahren und bethätigen werde. So könne der Beweis für die unsterbliche Persönlichkeit, wenigstens eines Theils der Menschen, gewonnen werden,

und diese Unsterblichkeit für *diejenigen*, die ihrer *theilhaftig* seyen, in die Reihe der zuverlässigsten Wahrheiten erhoben werden. In dem Begriffe und in der Erscheinung des *Schönen* habe man bereits das allgemeine Urbild, den Typus für jene Individuation oder in der Zeit, durch lebendige That und Schöpfung erfolgende Beforderung des absoluten Geistes, deren Begriff lebendig im Geiste erfaßt seyn müsse, wenn man, vom philosophischen Standpunkte aus, auch nur die Möglichkeit der unsterblichen Dauer eines Creatürlichen begreifen wolle. Der natürliche unbefangene Anspruch des unmittelbaren ästhetischen Bewußtseyns werde daher seyn, daß die erscheinende Schönheit ihm Bürge dafür sey, daß es Etwas in dem Menschengenosse gebe, was sein irdisches Leben und sein endliches Bewußtseyn überdauere, und in dem ewigen Leben der göttlichen Substanz unsterblich fortlebe. Bey der Vorstellung solch' eines unsterblichen Etwas könne nun die *Wissenschaft* nicht stehen bleiben, sondern müsse, weil ihr ein geistiges Etwas, das nicht in der Form der Ichheit gesetzt, ein Unding sey, die Alternative stellen, daß entweder von Allem, was dem endlichen Individuum in seiner zeitlichen Erscheinung angehört, Nichts, oder daß das Individuum selbst in der Einheit seines Selbstbewußtseyns nach dem Tode fortbesteht. Als ein solches Unsterbliches werde aber auf dem Wege dieser ästhetischen Weltbetrachtung nicht das Selbstbewußtseyn überhaupt, sondern ein solches Selbstbewußtes, welches zugleich der ästhetischen Substantialität und Verklärung theilhaftig sey, erkannt. Das sey nicht so zu verstehen, als sey zu jener Wiedergeburt im Geiste, welche für den Einzelnen die Geburt zum ewigen Leben sey, eine ausdrückliche Richtung auf das Aesthetische erforderlich. „Das unsterbliche Ich als solches ist nicht das auf die Welt des Vergänglichlichen unter ihm von dem Standpunkte der absoluten Ironie herablickende poetische Genie, sondern das zu der Welt des Ewigen und Göttlichen über ihm mit unbedingter Hingebung seines subjectiven Selbst gläubig hinaufblickende religiöse *Gemüth*. Oder mit anderen Worten: der Uebergang von dem Gebiete der *Erscheinung* des Ewigen zu dem Gebiete der *Substanz* des Ewigen ist der Uebergang von dem *ästhetischen* Gebiete zu dem *sittlich-religiösen*.“ Die Aesthetik hat nach *Hn. Weiße* eine Bedeutung für die Erkenntniß der persönlichen Unsterblichkeit, in sofern sie, entsprechend der Forderung der Philosophie, daß jedes geistige Daseyn seine körperliche Basis haben müsse, den Allgemeinbegriff eines Körpers gebe, wie ihn der Geist zu seiner persönlichen Existenz bedürfe, eines verklärten Körpers, dessen gegenwärtiges wirkliches Vorhandenseyn im irdisch stoffartigen Körper die Aesthetik in den Erscheinungen des physiognomischen Ausdruckes im weiteren Sinne des Wortes, des Stiles, der Manier nachweise.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## PHILOSOPHIE.

DRESDEN, in der Grimmer'schen Buchhandlung:  
*Die philosophische Geheimlehre von der Unsterblichkeit des menschlichen Individuums.* Von C. H. Weisse u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

So weit der Gedankengang *Weisse's*, wie er aus den lang verschlungenen und verwickelten, oft schwierigen und dunklen Perioden und Ideenverbindungen herauszuziehen ist. Eigenthümlich ist ihm der Weg, durch die Begriffsbestimmungen der Aesthetik hindurch zu dem Beweise von der persönlichen Fortdauer des Individuums. Es ist nur zu vermessen, dass der Vf. seine Hauptidee, dass nur den Wiedergeborenen persönliche Unsterblichkeit, den natürlichen Menschen aber Vernichtung zu Theil werde, nicht umfassender durchgeführt, und durch tieferes Eingehen auf den biblischen Gehalt strenger begründet hat. Auch in seiner Abhandlung über die philosophische Bedeutung der christlichen Eschatologie (Stud. und Krit. 1836. 2tes H.), welche besonders die Einwürfe von *Julius Müller* in dessen Recension (Stud. und Krit. 1835. 3tes H.) widerlegen soll, und worin er manches hier nur Angedeutete weiter ausgeführt und entwickelt, Einiges auch modificirt und in seiner früheren Schroffheit mildert, im Ganzen aber bey seiner Meinung bleibt, wenn gleich er leiser und verbüllter die Vernichtung für die Nichtwiedergeborenen ausspricht, hat der Vf. seine Hauptidee nicht genug ins Licht und auf festen Grund gestellt. Es ist ihm darum zu thun, überall auf dem Boden des Christenthums zu stehen. Aber seine ganze Idee streitet gegen die christliche Anschauung von einem gerechten, und für das Einzelste eines jeden Menschen mit allumfassender Vorsehung sorgenden Gotte, der auch zu erhalten versprochen hat, was er geschaffen hat. Seine Idee streitet gegen die hohe Bedeutung eines jeden Individuums, welches in sich auch einen pneumatischen Keim trägt, der, wie sehr auch immer, doch nicht von der Sünde ganz kann verlöscht werden, und dem zur weiteren Entwicklung auch dereinst noch wird Raum gegeben werden nach der ausdrücklichen Versicherung des Heilandes (Matth. 12, 31. 32), wonach auch in jener Welt noch werden Sünden vergeben werden, nur nicht die Sünde wider

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

den heiligen Geist, weil durch sie aus dem Geschöpf alle Fähigkeit, das Heilige aufzunehmen, verschwunden ist. Sollte nicht, ohne hier die unkirchliche Lehre von der allgemeinen Wiederbringung aller Dinge (*ἀποκατάστασις τῶν πάντων*) vertheidigen zu wollen, die Allgemeinheit der Erlösung sich auch noch auf jene Welt erstrecken, und der große Erlösungsprocess bloß auf diese Erde eingeschränkt seyn? Die Schrift selbst enthält ja solche Andeutungen (1 Petr. 3, 19. 20). Das ewige Leben aber, welches der Heiland nur allen denen verheißt, die an ihn glauben, ist (wie bereits von *J. Müller* dem Vf. entgegen worden, was er durch alle seine scharfsinnigen und künstlichen Deutungen der Bibelstellen in seiner Erwiderung nicht hat erschüttern können), nicht die bloße Fortsetzung des diesseitigen individuellen Daseyns, sondern es ist das Leben, welches erst ein wahrhaftes ewiges Leben ist, das Leben *κατ' ἐξοχήν*, mit Christus und bey ihm (*ὄν Χριστῷ εἶναι*), die innere Befriedigung des wahren und ewigen Seyns in der Gemeinschaft Gottes durch Christus, die Sättigung an ihm, dem Quell des eigentlichen Lebens. Daher ist in der heil. Schrift das Leben eins mit dem Erkennen, weil die Wirklichkeit des Logos das eigentliche Seyn, und dies sich als göttliches Leben in dem Individuum darstellende Seyn zugleich der Keim unendlicher geistiger Fortentwicklung ist, der Begriff des wahren Lebens aber individuelles Bewusstseyn fodert. Die heil. Schrift aber weit davon entfernt, die natürlichen, nicht wiedergeborenen Menschen (die *ψυχικοί* und *σαρκικοί*) dem Gesetze der Vergänglichkeit (*δουλεία τῆς φθορᾶς*) zu unterwerfen, oder sie der Vernichtung (*ἀπώλεια*) anheimzugeben, nimmt vielmehr eine doppelte Form der Auferstehung der Gerechten und der Gottlosen an, und verkündigt, dass die Auferstehung der Gerechten (*ἀνάστασις τῶν δικαίων*) der allgemeinen Auferstehung vorhergehe (1 Cor. 15, 40. 46. Luk. 14, 14). Nicht kann dem natürlichen Menschen Vernichtung zu Theil werden, wenn er noch die Empfänglichkeit behalten soll, dereinst im Grabe auch noch die Stimme des Erlösers, aber freylich nicht zur Auferstehung des Lebens, sondern des *Gerichts* zu vernehmen. So vielfach auch die Lehre des gemeinen sogenannten gesunden Menschenverstandes von einer dereinstigen Wiedervergeltung, Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen, von einem höheren moralischen Standpunct aus, wonach die Tugend

Selbstzweck seyn soll, angefochten ist; sie hat in sich selbst doch einen ächten gefunden und auch philosophischen Kern. Auch in dem anscheinend indifferentesten Menschen ist doch Werth und Gehalt genug, um es dereinst zur *κοίτη* an ihm zu bringen; — die Würde der Menschheit, welche von Gott geschaffen ist, fodert Erhaltung des Individuums, und einen ins Unendliche fortgehenden Proceß der Entwicklung, der nicht durch ein plötzliches *κατακλιεῖν* der Vernichtung ohne vernünftigen Grund, durch bloßen Act der Willkür der Natur, durch eine bloße Negation, kann abgebrochen werden. Das Gemeingefühl der sittlichen höheren Menschennatur, welches sich gegen des Vfs. Annahme sträuben und auflehnen muß, beweist wahrlich genug gegen den Scharfsinn und die Spitze Deduction des Philosophen. Uebrigens sey dem Bestreben des Hn. W., in seiner Ueberzeugung sich dem Christenthum anzuschließen, und der zur Ehrfurcht vor der Offenbarung durchdrungenen christlichen Gesinnung, welche er sowohl in dieser Schrift, als ganz besonders in der angeführten Abhandlung dargelegt hat, alle Achtung gezollt.

A. Schr.

### P Ä D A G O G I K.

WIEN, b. Pichler's sel. Wittwe: *Geschichte des Blinden-Unterrichts und der den Blinden gewidmeten Anstalten in Deutschland, samt Nachrichten von Blinden-Anstalten in anderen Ländern.* Von Johann Wilhelm Klein. 1836. IV u. 204 S. gr. 8.

Außer der allgemeinen Erziehungs- und Unterrichts-Wissenschaft, welche den Menschen in seinem gewöhnlichen Geistes- und Gemüths-Zustande vor Augen hat, kann man sich auch eine besondere zur Bildung Blinden, Taubstummer, Gemüthschwacher, Kränklicher und Verwahrloseter denken, welche indessen meistens als Theil oder Zugabe der ersten abgehandelt wird. Diese besondere Pädagogik, sowie dieser Zweig des Unterrichtswesens selbst, ist jedoch, so viel auch in der neuesten Zeit in Deutschland, England u. s. w. dafür gethan wurde, noch in seiner Kindheit. Um so willkommener sey uns der vorliegende neue Beytrag, besonders zu dem historisch-praktischen Theile derselben, von Seiten eines Mannes, der nicht nur erster Stifter einer Blinden-Anstalt in Wien wurde, sondern auch überhaupt für Deutschland die Bahn brach, diesen Unglücklichen zu möglichster Geistes- und Körpers-Ausbildung zu verhelfen, und der auch alle seine kräftigen Lebensjahre bis zu seinem jetzigen Alter (71 Jahr) diesem löblichen Werke der Menschenliebe widmete.

In der *Einleitung* (von S. 1—14) giebt uns der Vf. bereits einige Resultate seiner Kenntnisse und seiner Erfahrungen, namentlich über Entstehung der Blinden-Anstalten, über die Anzahl der Blinden in verschiedenen Ländern (verhält sich zu der der Einwohner überhaupt im Durchschnitte wie 1 zu 1200), über Zweck und Eigenthümlichkeit des Blinden-Un-

terrichts, über die nöthigen Eigenschaften der Erzieher und Lehrer für Blinde, und über die Hülfe der Frauen. Bey dem ersten Punkte wird bereits des ersten Gründers einer Blinden-Anstalt in Europa, des *Valentin Hays* in Paris und der nächsten Veranlassung dazu gedacht. Auch bey dem dritten Punkte giebt der Vf. sehr gute Aufschlüsse und Winke, indem er unter Anderem bemerkt, daß der Blinde zwar ein sehr gutes Gedächtniß und andere gute Anlagen habe, daß aber doch der körperliche Fehler der geistigen Entwicklung störend und erschwerend in den Weg trete. Doch hätte Rec. hier noch einige tiefere ppsychologisch-pädagogische Aeußerungen gewünscht.

In dem *ersten Haupttheile*, — von den *Unterrichtsgegenständen für Blinde* — werden zuerst die Schulgegenstände, und zwar als solche die Religionslehre, das Lesen, das Schreiben, die Sprachlehre und das Rechnen, und dann die wissenschaftlichen Gegenstände, — Erbschreibung, Naturgeschichte und Naturlehre, Meßkunst, fremde Sprachen und Geschichte — hervorgehoben und beleuchtet. Allein billig hätte die Religionslehre mit zu den wissenschaftlichen, und die fremden Sprachen mit zu den Schulgegenständen, wiewohl zu den höheren, gerechnet werden sollen. — Auch Knaben und Mädchen sollten billig schon Theil an der Wissenschaft, in ihrer ersten Entwicklung, haben. — *Drittens* wird auch von den mechanischen Arbeiten der Blinden, und zuletzt noch von der Musik gesprochen. Daß der Vf. bey allen diesen Gegenständen sehr lehrreiche Winke für den Blinden-Unterricht giebt, namentlich über die Art und Weise des Schreibens, läßt sich leicht erwarten. — Nur die Religionslehre ist viel zu kurz abgefertigt, namentlich auf die biblische Geschichte keine Rücksicht genommen worden, was Rec. sehr bedauert. — Inzwischen müssen wir, in Hinsicht alles dessen, auf das Buch selbst verweisen.

In der *Geschichte und Beschreibung der Blinden-Anstalt selbst* werden die Anstalten in Deutschland in folgender Ordnung aufgeführt: *Wien* — seit 1808, am Ende des Jahrs 1816 zu einer öffentlichen Staatsanstalt erhoben, erzog und versorgte bisher 127 blinde Kinder, vorzüglich ein Werk des Vfs. und seiner Gattin; im J. 1825 wurde eine Verforgungs- und Beschäftigungs-Anstalt für erwachsene Blinde damit verbunden, von Seiten eines wohlthätigen Vereins, der sich auch der blinden Bettel-Musikanten annahm. — *Prag* — *Linz* — *Berlin* — *Breslau*, ausgezeichnet durch den gebildeten blinden Oberlehrer *Johann Knie*, der selbst eine bedeutende Reise durch Deutschland machte — *Königsberg* nebst *Halle* — *Freyburg*, jetzt *München* — *Dresden* (wo auch Rec. bey einem Besuche vor mehreren Jahren die Bibellehre von einem blinden Hülflehrer mit anhörte) — *Gmünd* nebst *Stuttgart* u. s. w. — *Bruchsal* — *Braunschweig* — und zuletzt *Hamburg*. — In allen vierzehn Anstalten werden ungefähr 300 blinde Kinder und junge Leute erzogen und versorgt. Als *Blinden-Anstalt außer Deutschland* beschreibt der Vf. die in *Paris*, wo schon

von Ludwig IX her eine Versorgungs-Anstalt für 300 Blinde bestand — die Blinden-Anstalten zu Liverpool, London, Edinburgh und an ein Paar andern Orten in Großbritannien und Irland — dann die in St. Petersburg, wie die in Paris, von Valentin Hays eingerichtet, — die in Stockholm — die in Amsterdam — die in Zürich in Verbindung mit einer Taubstummen-Anstalt — die in Kopenhagen — die in Pesth in Ungarn — die in Warschau, auch mit Taubstummen — die in Neapel, und endlich die mehreren in Nordamerika. Einige derselben sind erst noch im Werden; andere schon in voller Wirksamkeit. Ueberall wird der Stifter der Anstalt (hie und da ein menschenfreundlicher Verein), und die vorzüglichen Erzieher an jeder, die Art der Begründung und Unterhaltung, auch wohl die Arten der Handarbeiten der Blinden, und die bey der Einrichtung befolgten Rücksichten auf die besondere Natur der Blinden und des ihnen zu ertheilenden Unterrichts (z. B. bey der Züricher Anstalt) u. s. w. gehörig angeführt, so weit nur die dem würdigen Vf. zu Theil gewordenen mündlichen und schriftlichen Nachrichten reichten. Auch die aus den verschiedenen Blinden-Instituten oder sonst hervorgegangenen ausgezeichneten Blinden werden namhaft gemacht, und die Werke, worin sie Vorzügliches geleistet, angeführt.

Merkwürdig sind endlich die S. 125 der ganzen Geschichte hinzugesetzten allgemeinen Bemerkungen. Aus ihnen erfahren wir, daß unter den jetzt bestehenden 32 Blinden-Anstalten 11 Bildungs-Anstalten für blinde Kinder sind. 16 Anstalten umfassen, ausser den blinden Kindern, auch erwachsene arbeitende Blinde, theils vereint mit den jungen Blinden, theils in abgeforderten Versorgungs-Anstalten. Endlich 5 Blinden- und Taubstummen-Anstalten in Verbindung. In zwölf andern Ländern ausser Deutschland bestehen ebenfalls Blinden-Anstalten.

Zwar ist nun diese Geschichte und Beschreibung der Blinden-Institute streng genommen noch nicht die Geschichte des Blinden-Unterrichts selbst, welche der Vf. auf dem Titel seines Werkes verkündet. Indessen kann man es gelten lassen, wenn er sich in der Vorrede darauf beruft, daß die Methode des Blinden-Unterrichts sich erst nach und nach durch die Erfahrung von Männern bilde, die sich diesem Berufe aus innerem Triebe widmen. Zum wenigsten hat der Vf. den Mangel einer allgemeinen Darstellung durch die von S. 126 an folgenden „*Letzten Aeußerungen über Blinden-Anstalten*“ möglichst gut gemacht. Dahin gehört §. 52 die Ausführung des Satzes: „Für die Blinden zu sorgen ist Pflicht.“ Diesen gründet er zuvörderst darauf, daß man fast allgemein ein besonderes Mitleiden mit den Blinden zeige; was hier nun das Gefühl der Einzelnen ausspreche, werde Pflicht für die bürgerliche Gesellschaft überhaupt. Daher sollte die öffentliche Verwaltung aus den bisherigen Erfahrungen das Beste auswählen, und auf feste Regeln bringen u. s. w. — sowie der Vf. auch schon in der Vorrede das nicht seltene Vorurtheil, daß Blinde einer höheren Geistesbildung weder fähig, noch be-

dürftig seyen, daß also eigene Anstalten für sie einen unverhältnißmäßigen Aufwand verursachen, durch vier schlagende Gründe beseitigt. — In den bestehenden Blinden-Anstalten können aber (nach §. 53) nur eine geringere Zahl der vorhandenen Blinden gebildet werden. Daher theils für die bessere häusliche Erziehung blinder Kinder zu sorgen, theils ihr Schulbesuch zu befördern sey (§. 54, 55). Bald werde der Blinden-Unterricht in die Reihe der übrigen Gegenstände aufgenommen werden. Dazu seyen Lehrer besonders zu bilden (§. 56). Blinden-Anstalten seyen aber dazu als Musteranstalten nothwendig (§. 57), auch Versorgungs- und Beschäftigungs-Anstalten für erwachsene Blinde daneben §. 58. Ferner wird die wichtige Frage beantwortet: Wo sind Blinden-Institute erforderlich, und was ist bey deren Einrichtung zu beobachten (§. 59)? Auch das Verbot des Betetels u. s. w., die bestimmten Einnahme-Quellen, und zuletzt die Aussicht in die Zukunft für den Blinden-Unterricht und die Lage der Blinden überhaupt, werden auf eine ziemlich befriedigende Weise erwähnt und erörtert (§. 60 — 65).

Unter den *Beilagen* des ganzen Werks ist 1) eine Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung blinder Kinder von frühester Jugend an, im Kreise der Ihrigen (nach einer bekannten Schrift vom Stadtpfarrer Dr. Jäger in Gmünd); 2) die Verhaltensregeln für die Zöglinge des k. k. Blinden-Instituts in Wien, worin auch das Religiöse nicht unbeachtet geblieben (S. 178 bis 184); 3) ein Verzeichniß der besonderen Hilfsmittel zum Unterrichte der Blinden, wie sie bey verschiedenen Blinden-Instituten dem Verfasser mitgetheilt worden, ingleichen der Druckschriften, theils Blinde betreffend, theils zum Unterrichte derselben, auch vom Verf. selbst im Lehrbuche zum Unterrichte der Blinden (Wien 1819), welches Verzeichniß zugleich als Stoff einer kleinen Literarhistorie über diesen Zweig des Erziehungswesens dienen kann, endlich 4) Bedingungen, unter welchen Blinde in die Versorgungs- und Beschäftigungs-Anstalt für erwachsene Blinde in Wien aufgenommen werden.

Das gegenwärtige Werk ist demnach zwar keine systematisch - pragmatische Geschichte des Blinden-Unterrichts und der besonderen Erziehungslehre hierüber, aber doch eine reichhaltige, zumal in Verbindung mit jenem Lehrbuche, sehr brauchbare Darstellung alles dessen, was Erzieher und Menschenfreunde und Staatsregierer für die armen Blinden theils schon gethan haben, theils noch thun könnten. Ungefähr 30,000 Blinde in den deutschen Landen überhaupt, und erst 300 in den Blinden-Anstalten! Welch' ein Arbeitsfeld noch! Möchten doch auch hier Arbeiter sich finden! „Noch viel Verdienst ist übrig — sagt Klopstock — hab's nur, die Welt wird's kennen.“

P. G. P.

### SCHÖNE KÜNSTE.

DRESDEN und LEIPZIG, b. Arnold: *Olgiard und Olga, oder Polen im elften Jahrhundert.* Er-

ßer Theil, oder *Schriften* von *Alexander Bronikowsky*. 10ter Band. 1828. 302 S. Zweyter Theil. 11ter Bd. 211 S. Dritter Thl. 12ter Bd. 307 S. Vierter Thl. 13ter Bd. 1832. 304 S. Fünfter Thl. 14ter Band. 285 S. 8. 6 Thlr. *Schriften v. Alexander Bronikowsky*. 19ter Bd. *Eugenie*. Erster Thl. 273 S. 20fter Bd. Zweyter Thl. 282 S. 21fter Bd. Dritter Thl. 1833. 8. (4 Thlr. 12 gr.)

Es hiesse mit Windmühlen fechten, und die dem Todten gebührende Pietät verletzen, wenn man in den Werken Verstorbenen, die nicht als hohes Muster der Nachahmung oder als abschreckendes Beyispiel verirrter Kräfte dienen können, ängstlich nach Fehlern zu spüren suchte, die nicht mehr zu verbessern sind. Unparteyische einsichtige Historiker behaupten, daß für die polnische Geschichte mehr und Richtigeres aus *Bronikowsky's* Romanen zu lernen sey, als aus wirklichen Geschichtsbüchern, die selten ohne Einseitigkeit sind, die wohl ein tadelfreyes Gebäude aufführen, aber auf einen schief gesetzten Grundstein. *Bronikowsky* löste die Aufgabe, aus dem bunten Scheine, den die hierarchischen, monarchischen und demagogischen Gläser auf die Gestalten warfen, um sie in ihrer ursprünglichen Weise und Reinheit zu sehen, und also darzustellen. Es gilt diese Meinung vorzüglich den Stoffen, die seinem Vaterland angehören.

Ein solcher ist auch *Olgierd* und *Olga*, der Polen in weitester Ausdehnung umfaßt, indem er eben so oft Krakow und die Umgegend, als das griechisch-russische Reich der Waräger, mit der Hauptstadt Kiow, zum Schauplatze nimmt. Der damalige Herrscher des Landes, Demetrius Izaslaw, lebt in Zwiespalt mit seinen Brüdern und Vettern, er mißtraut dem König von Polen, Boleslaw II, seinem Lehnsherrn, erregt den Aufruhr in dessen Landen, und knüpft Unterhandlungen mit dem oströmischen Kaiser an, dessen schlauer Abgesandter, Leontius Angelo, den Ruf der ohnehin anbrüchigen Griechentreue vollends untergräbt. Auch gegen Boleslaw übt dieser Tücke aus, er umgarnt ihn mit Schmeichelreden und Sinnentaumel, der König, sonst streng, aber nicht ungerecht, wird zum grausamen Tyrannen, der nur zu oft mit dem Weichlinge Hand in Hand geht. Kiow wird ihm zum Capua. Seine Härte treibt ihn in die Verbannung, sowie die Hinterlist des Leontius und Demetrius den Tod bringt, und zwar fällt dieser von der Hand des Sohnes Olgierd, der erst, nachdem die Unthat gechehen, von seiner vermeinten Mutter die wahre Abkunft erfährt. Es ist diese Olga, oder Sophronia, wie sie eigentlich heißt, die Verderberin von den meisten Hauptpersonen. Aus Rache spinnt sie Ränke gegen Könige und Fürsten, vergiftet, und schadet auf alle Weise. Jedes Mittel hält sie für erlaubt, zumal wenn es gegen Barbaren angewendet wird. Denn eine Art von Nationalstolz auf das griechische Vaterland ist noch die einzige menschliche Regung ihrer Brust. Barbarisch geht es allerdings in Polen zu, aber der Hof von Byzanz ist nur feiner, kei-

neswegs sittlicher, ja noch lasterhafter als der von Krakow. Sophronia stört die Zufriedenheit des tapferen polnischen Edelmanns, Severin Strzeminniec, der für sie einen flüchtigen Liebesrausch hegte, und ihn den Wahn beybringt, Olgierd sey ihr und sein Sohn, was ihm mit seinem rechtmäßigen Sohne Nicolas entzweyt, und mittelbar auch dessen Unglück herbeyführt, ihn lange von Haus und Hof als einen Geächteten entfernt. Wo Ränke und Verbrechen im Stillen geübt werden, wo selbst laut und gewaltsam die Empörung, der Mord ausbrechen, überall begegnen wir der nichtswürdigen Olga, am Hofe der Fürsten, wie im Lager der Räuber, der Hefe des Volks. Ihre Klugheit gilt bey der blöden Menge für Zauberkraft: immer einen Plan im Auge behaltend, ihn rastlos verfolgend, jeden Umstand benutzend, alle Schliche kennend, ist es wohl zu begreifen, daß sie mehr wissen und bewirken kann, als Andere, die ein Gewissen haben, und nicht so zu verblüffen und die Schwächen abzulauern verstehen, wie sie. Ueber Einiges in ihrer Allwissenheit und Allgegenwart bleibt man jedoch im Dunkeln.

*Eugenie* ist halb Geschichte, halb Allegorie. Erstes ist der Gegenstand, die Einnahme von Constantinopel durch die Türken. Kaiser Constantius zeigt sich nicht allein heldenmüthig, auch weise; er verblindet sich nicht über die Lage der Dinge, aber er ist zu ohnmächtig, die kleinmüthigen Verräther und thörichten Prahler zu entfernen, die in erbärmlichen Zänkereyen die Kraft zersplittern, welche sie dem allgemeinen Feinde entgegenzusetzen sollten. *Eugenie*, oder Irene, wie sie auch heißt, ohne daß die Ursache der Namens-Veränderung angegeben wäre, ist die Irene, welche Mohamed tödtet, um seinen Soldaten zu beweisen, daß Frauen schöne keine Gewalt über ihn ausüben. Hier wird sie vergiftet. Ein wunderbarer Greis Athanasios Phranzes erzieht die kleine Enkelin in tiefer Einsamkeit auf der Insel Antiparos. Hier treibt er magische Künste, ein neuerer Julian Apostat fällt er in die alte Götterlehre zurück, aber die heiteren Mythen, die zu glänzenden Planeten gewordenen göttlichen Gewalten haben sich ihm zu wilden Fratzen, zu blutigen Dämonen, zu Hirngeburten eines Wahnsinnigen verkehrt, deren Verunstaltungen er durch gewandte Dialektik, durch trügerische Scheingründe zu erklären versteht. Als Gefährtinnen giebt er Eugenie eine weise und eine schwarze Jungfrau, die man als gutes und böses Princip, als Christen- und Heydenthum, als Tugend und Sünde, kurz als allegorische Figuren anzusehen hat, die auf das Kind, das Mädchen einwirken, bis sich diese den Banden der letzten entreisst, die nur irdisches Beglücken kennt, um den ernstlichen Lehren der weisen Leuka zu folgen, die das Leben als eine Vorbereitung für ein Jenseits ansieht. Sie verschwinden, nachdem sie ihre Obliegenheit erfüllt.

Beide Erzählungen werden gleichmäßig eingeleitet, als aus den Papieren von Klostergeistlichen genommen. Auch haben beide schätzbare Noten, die über die historischen Ereignisse, das Cerimoniel am byzantischen Hofe manchen Aufschluß geben, und endlich auch statistische Zweifel lösen. n.



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

## ZUR

### JENAI S C H E N

# ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## G E S C H I C H T E.

ZÜRICH, b. Orell, Füsli und Comp.: *Hans von Reinhard, Bürgermeister des eidgenössischen Standes Zürich und Landammann der Schweiz.* Beytrag zur Geschichte der Schweiz während der letzten vier Jahrzehnte, bearbeitet nach Reinhard's nachgelassenen Denkschriften, Tagebüchern und Briefwechsel von *Conrad von Murali*, Alt-Bürgermeister des Cantons Zürich. 1839. XVI und 591 S. 8.

Wir haben in diesen Blättern (Ergänzungsbl. zur Jen. A. L. Z. 1838. No. 33. 34) vor Kurzem die höchst werthvolle Biographie eines unlängst verstorbenen schweizerischen Staatsmannes, des Berner'schen Schultheißen *Friedrich von Mülinen*, anzeigen können; jetzt wird uns die eines anderen, jenem gleichzeitigen und nicht minder bedeutenden Staatsmannes der vormaligen Eidgenossenschaft, des Züricher'schen Bürgermeisters *Hans von Reinhard*, dargeboten. In wie fern jene mehr die Begegnisse des Cantons Bern während eines halben Jahrhunderts, diese diejenigen der Eidgenossenschaft in größerem Mafse berührt, *Mülinen* Größeres als Haupt seines Cantons und als Repräsentant einer bestimmter hervortretenden Richtung leistete, *Reinhard* dagegen während der wichtigsten Momente an der Spitze der gesamten Eidgenossenschaft stand, oder dieselbe vertrat, und den beiden Hauptverhandlungen über sie im Auslande, der Consulta in Paris, als einer der hervorgezogensten und einflußreichsten Abgeordneten beywohnte, zur Zeit des Wiener Congresses aber als Gesandter in der Hauptstadt Oesterreichs sich befand: in sofern muß man dieser Biographie ohne Frage den Vorrang objectiver Wichtigkeit einräumen. Dieselbe ist aber ohnedieß rein objectiv gehalten, und zwar nicht bloß durch ihren Bearbeiter, sondern durch denjenigen, welcher die Materialien lieferte — *Reinhard* selbst. Denn Quelle des Buches ist der gesamte schriftliche Nachlaß des Verstorbenen; eigenhändige Notizen über seinen Lebenslauf, sorgfältig geführte Tagebücher über alle wichtigeren Missionen, seine Privatcorrespondenz und eine reiche Sammlung von Acten und Denkschriften. R. pflegte nämlich bey solchen Sendungen die gepflogenen Unterhandlungen und Unterredungen mit den einflußreichsten Personen sogleich

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

niederzuschreiben, und, sofern Mitbeauftragte zugegen gewesen waren, das Geschriebene durch sie berichtigen zu lassen. (Vergl. über die Rede Bonapartes S. 105 Anm.) Dieser empfehlungswürdigen Gewohnheit verdanken wir Abschn. VIII—XIII mehrere Reden von Bonaparte, bey Audienzen, namentlich bey Anlaß des Vermittelungswerkes, auch anderer dabey wirksamer Männer. Dem Bestreben „einfach und ohne irgend eine vorgefasste Meinung zu erzählen“, ist der Vf. durchweg treu verblieben.

*Hans von Reinhard*, der letzte Sprößling eines patricischen Zürichergeschlechts, war am 20 Februar 1755 geboren, erhielt seine Erziehung in der Anstalt zu Haldenstein in Graubünden, ging mit Ostern 1773 für zwey Jahre nach Göttingen, sodann auf Reisen. Während eines Zeitraums von 18 Jahren durchlief er hernach die fünf Stadien eines Canzley-Angestellten seiner Vaterstadt, auf deren letztem, dem eines Stadtschreibers, er von 1787—1795 verweilte. Dieser Bildungsgang war ehemals in der Regel derjenige der bewährtesten Magistrate in allen Cantonen; jetzt bedürfen dieselben eines solchen Herausichreitens von Unten, und der dadurch mühsam, aber gründlich erworbenen Vorbildung und Erfahrung nicht mehr; politische Farbe, eine geläufige Zunge, Liebhaberey zum Umstürzen — und der Vater des Vaterlandes steht fertig da. Dafür genossen jene selbst Bonaparte's Achtung; *merite, probité, experience*, waren nach seiner eigenen Bemerkung, *qualités, que l'on trouvera de preference parmi les membres de l'ancienne magistrature* (S. 454); das Alte ist vergangen, es ist Alles neu worden. — Mit dem Jahre 1795 kam R. als Landvogt in die Grafschaft Baden. Hier erlebte er die Revolution. Die Milizen dieses Unterthanenlandes folgten damals willig dem Ruf ihrer Obrigkeit, treu wollten sie gegen den Feind ziehen; dennoch muß man den alten Kohl von erwachtem (statt erhetztem) allgemeinem Mißvergnügen immer noch sich aufwärmen lassen. Als die Empörung auch hier sich geltend machte, ward diesen Leuten proclamirt: „Ihr sollt in Zukunft nicht mehr von stolzen, herrschsüchtigen Gewalthabern regiert werden“, und gleichzeitig von eben denjenigen, welche dergleichen Phrasen copirten, *Reinhard* fortwährender dankbarer Hochachtung wiederholt versichert. Dieß zur Würdigung jenes Phrasengeklingels, welches uns seit acht Jahren in mancherley Variationen wieder durch die Ohren

gelt. — Dem „jedenfalls“ S. 38, in Bezug auf Cantonsvermögen, möchten wir ein haushohes Fragezeichen beyfügen, oder den Satz umkehren: der Canton hatte *jedenfalls kein* Vermögen. Folgende Argumentation hätten wir weggewünscht: „Die helvetische Regierung griff auf das Eigenthum der ehemaligen Städte-Cantone; sie *musste* darauf greifen, weil nirgends anderes zu finden war.“ Diese Argumentation liesse sich ganz folgerichtig auf eine Weise erweitern, welche nur allzu leicht dem Vf. höchst unbequem fallen dürfte. — Während der helvetischen Zeit wirkte R. nur in den Municipalbehörden seiner Vaterstadt.

Die Berichte über die Vorgänge von 1802 halten sich genau an R's. Notizen; ist mithin Einiges übergangen, so fällt die Schuld auf ihn. Wenn man sich die Vorkehrungen der helvetischen Regierung gegen Zürich ins Andenken zurückruft, so sollte man nicht glauben, daß es noch viele Einheitsfreunde in der Schweiz geben könne; freylich haben die Volksbeglückter in Zürich dafür gesorgt, daß ähnliche Verlegenheiten und Gefahren unter keinen Umständen wiederkehren können. Sollte wirklich R. selbst (S. 69) von den, gegen ihren vielköpfigen Dränger sich erhebenden Schweizern das Wort *Insurgenten* ent schlüpft seyn, während dem sie doch S. 78 richtig eidgenössische Truppen genannt werden? Oder brauchte er jenes Wort in dem Sinne, in welchem man zu Anfang unseres Jahrhunderts häufig von einer ungarischen Insurrections-Armee sprach? In diesem Sinne können wir es uns gefallen lassen. Ueber die Tagfatzung von Schwyz im Jahre 1802 finden wir hier das Beste, was über diese Versammlung, deren Mitglied R. war, gesagt ist. Vorzüglich müßten wir die Mittheilungen über die nachherigen Verhandlungen in Paris nennen, denen er als Abgeordneter der Stadt Zürich beywohnte. Hier standen sich die Verfechter des föderalistischen und des Einheits-Systems eine Zeit lang entschieden gegenüber. Jene vereinigten die geringere Zahl, und wurden (unpassend genug) Aristokraten genannt; diese entwickelten große Thätigkeit; beide Theile arbeiteten anfangs getrennt an Constitutions-Entwürfen. Am 9 Dec. versammelten sich sämtliche Abgeordnete, im Beyseyn von vier französischen Commissarien, zum ersten Male, bey welcher Gelegenheit ein ziemlich dictatorisch lautendes Schreiben des ersten Consuls (S. 98 ff.) verlesen wurde. Die Rede, welche dieser drey Tage später bey der Vorstellung sämtlicher Abgeordneten hielt, ist vollständig eingedrückt. Folgende Stelle dürfte nicht nach dem Geschmacke mancher Eilensresser seyn: „Die Schweiz kann keine bedeutende Rolle mehr unter den Staaten Europens spielen, wie zu der Zeit, wo Frankreich in 60, Italien in 40 Herrschaften eingetheilt war. Damals wog eine Euerer Municipalitäten einen Herzog, die persönliche, unter der Fahne vereinigte Tapferkeit Euerer Völker halbe Heere auf. Jetzt ist's anders. Frankreich besitzt ein Heer von 500,000, Oesterreich von 3, Preussen von 200,000 Mann wohl disciplinirte Truppen. Hiebey verschwindet die Schweiz,

und es bleibt ihr nur übrig, ihre inneren Interessen zu besorgen.“ — Auch das Centralsystem erklärte der Erste Consul für höchst unpassend. Die Diplomatie der Schweiz hingegen, meinte er, falle ganz mit derjenigen von Frankreich zusammen. Einen zweydeutigen englischen Minister würde er nie dulden. Die einfachen Notificationen der Schwyzer-Tagfatzung an die anderen Mächte gelten ihm als eine Verbindung, wodurch sie sich gegen ihn vergangen habe. Auch durch eine spätere Rede (S. 133) blickte ein scharfes *Quos ego* durch. Einmal nur während dieser Verhandlungen tauchte bey den Deputirten der Städte-Cantone die richtige Idee auf: eine Absonderung des städtischen von dem Cantonal-Eigenthume dürfte nicht auf die Grundlagen wahr-scheinlicher Municipal-Bedürfnisse, sondern müsse auf erweisliche Eigenthumsrechte begründet werden, die Gerechtigkeit fodere dies. Es scheint, daß man diese Idee nicht fest hielt, nicht beharrlich verfocht. Hätte man diesem Begehren Gehör gegeben, es mit Rechts- und Geschichts-Kenntniß durchgeführt, die Schweiz wäre der Last einer schreyenden Ungerechtigkeit los geworden. Wie der Staatsrath Röderer, da die Vermittlungsacte schon unterzeichnet war, die Abgeordneten nach einem glänzenden Gastmahl durch einen schlechten Kniff düpiren wollte, der aber an Reinhard's Festigkeit scheiterte, verdient S. 147 nachgelesen zu werden. Dieser Streich giebt einen schlechten Begriff von der Rechtlichkeit Bonapartistischer Geschäftsmänner.

Im Jahre 1804 begegnen wir R. wieder in Paris als Gefandten zu Bonaparte's Krönung. Bey dieser Gelegenheit wurde er auch Pius VII vorgeführt, der ihn versicherte: *qu'il desirait être agreable à la Suisse, statt a la Suisse*. Besonders interessant ist der Bericht über die Mission an den französischen Kaiser während des Kriegs von 1809. Derselbe erklärte unverholen, daß er im Fall einer ungünstigen Wendung durch die Schweiz ziehen würde. „Mir gegenüber, sagte er, ist Euere Neutralität ein Wort ohne Sinn; sie kann Euch nur so lange dienen; als ich will.“ Thaten die Allirten im December 1813 Unrecht, dies auch so zu nehmen? Damals äußerte Napoleon, das Tyrol mit der Schweiz zu vereinigen, was aber R., selbst unter Gefahr, des Kaisers Ungnade auf seine Person zu laden, bekämpfte. Hätte er außer diesem nichts für sein Vaterland gethan, so müßte es ihm unvergänglichen Dank wissen. Aber diesen verdient er auch wegen seiner Unterhandlungen zu Paris im Jahr 1811, wo es, bey langem Aufenthalt und bedeutenden Schwierigkeiten der mannichfaltigsten Art, unermüdlicher Geduld bedurfte, um wenigstens etwas zu erreichen. Bonaparte zeigte dort mehr als je seinen Uebermuth gegen den Abgeordneten eines Landes, welches in jenem Zeitpunkt einzig von seiner Gnade abhing.

Sollte man jetzt noch geneigt seyn, den Einzug der Allirten in die Schweiz im Jahr 1813 der Thätigkeit einer inneren Partey zuzuschreiben, und die strategischen Motive ganz außer Acht zu lassen, so

vergeffe man doch nicht, das schon unter dem 28 Oct. unter der Hand Anzeigen von Wien eintrafen, welche darauf hindeuteten, das man die Schweiz schwerlich in einer neutralen Stellung lassen werde, und das etwas später Graf Capo d'Istria und Ritter von Lebzelter selbst nach Zürich kamen, um dieses ziemlich klar zu verstehen zu geben; das endlich überhaupt ein Land, dessen Regimente in der Linie des allgemeinen Feindes fochten, auf seine Neutralität so besonders derb nicht pochen konnte (was S. 241 ebenfalls hätte berührt werden können). Warum ist S. 248 der Name Fellenberg's nicht ausgeschrieben, zumal er kenntlich genug bezeichnet ist? War dieser Fellenberg zu Verhandlungen im Hauptquartiere der Verbündeten mehr befugt als andere? Kaiser Alexanders Rede (S. 252) konnte vollkommen als Andeutung gelten, wie er die wichtigeren inneren Angelegenheiten der Schweiz behandelt wissen wollte; der waatländische Einfluss tritt hier unverkennbar heraus. — Das die Tagfatzung von 1814 mit grösserer Einbüßlichkeit behandelt ist, finden wir natürlich; sie hat unter mancherley Kämpfen und Hindernissen das jetzige bundesstaatliche Gebäude begründet. R. wirkte dabey conciliarisch, in sofern beharrliches Entgegentreten gegen die aus dem älteren Staatsrecht abgeleiteten Tendenzen so benannt werden will.

Unstreitig die wichtigste Epoche in Reinhard's Leben, und zugleich für diejenigen, welche er repräsentirte, war die Zeit seines Aufenthalts in Wien während des Congresses. Durch die mancherley Einzelheiten in Bezug auf seine Unterhandlungen wird man mitten in die (oft kleinliche) Mäkeley hineingeführt, welche dort getrieben wurde. So gab es z. B. Momente, in welchen die Wiedervereinigung der Thäler Veltlin, Calven und Worms mit der Schweiz zu erlangen gewesen wäre. Anfangs konnte man sich schweizerischer oder bündnerischer Seits über die Formen nicht verstehen, unter welche man diese Vereinigung zugeben wollte; und später, als man Auswege vorschlagen konnte, war keine Geneigtheit zur Abtretung mehr vorhanden, zumal eine veltlinische Deputation für bleibende Vereinigung mit dem lombardischen Königreiche sich verwendete. Dann wieder nahm Rußland einzelne Theile der Schweiz in seine besondere Affection, und zeigte entschiedene Abneigung gegen Bern; man kennt deren Quelle! R. hat von den verschiedenen Aufträgen, welche man ihm nach Wien mitgab, nicht alle zu dem gehofften Ziele führen können, einzig diejenigen, welche er in erste Linie stellen mußte, und die jeder Unbefangene zu den wichtigsten zählen wird. Anderes blieb bey der unerwartet schnellen Beendigung des Congresses, oder auch bey der Spannung, die zuletzt sich entwickelte, unerledigt. Es hat nicht an Vorwürfen, an Verdächtigungen von R.'s Eifer gefehlt. Wer aber die Schwierigkeiten würdigt, unter denen er auch nur dasjenige erlangen konnte, was er wirklich erlangt hat, der wird ihn gewiss aus vollster Ueberzeugung rechtfertigen.

Man darf den Krieg von 1815 mit Recht als eine schuldige Schilderhebung aller Länder gegen

denjenigen betrachten, der alle, so eben regulirten Verhältnisse wieder in Frage stellen wollte. Mithin konnte es hier nur mehr oder minder Leidende, nicht aber mehr oder minder Betheiligte geben. Dennoch leistete Oesterreich dem Cantone Wallis, der, seiner Lage wegen, von Durchzügen besonders mitgenommen wurde, grösstentheils Entschädigung. Wir führen dies bloß als Seitenstück an gegen das Verfahren der Franzosen zu allen Zeiten und unter allen Umständen. Welchen Theil die Schweiz an diesem Feldzuge nahm, ist bekannt; die Unkosten davon betrugen 6,755,399 Schw. Franken. Dieser Feldzug hatte die nächste Folge, das das schweizerische Militärwesen sehr gefördert wurde. — Fortan waren es nun mehr die Züricher'schen Cantonal-Angelegenheiten, neben den wenigen allgemeinen inneren der Eidgenossenschaft, welche Reinhard's Fürsorge und Thätigkeit in Anspruch nahmen. Der Berührungen mit dem Auslande ergaben sich wenige; zu den wichtigeren darf man im Jahr 1822 die Beschwerde einiger Staaten über die Aufnahme von Flüchtlingen zählen. Damals nahm Basel diese Menschen am nachdrücklichsten in Schutz; sie haben ihre Dankbarkeit mit blutigem Griffel in seine Jahrbücher geschrieben. Die Betrachtungen, womit R. bey dem Eintritt in sein 75tes Jahr eine Denkschrift über sein öffentliches Leben schloß, stellen in Kurzem die Grundsätze auf, die ihn leiteten, die Zwecke, die er zu fördern suchte.

Die Ereignisse seit der Pariser Revolution in den Hundstagen 1830 sind kurz und oberflächlich, anbey ausnehmend schonend behandelt; deswegen, weil entweder R. den Antheil, welchen einzelne Personen, öffentliche oder geheime Verbindungen, an der Revolutionirung von Zürich genommen haben, nicht berührt, sondern auf dasjenige sich beschränkt, wovon er amtlich Kenntniß nehmen mußte. Das eine Volksversammlung von 10,000 Mann wie durch einen *Zauberfchlag* sich sammeln konnte, darin liegt unseres Bedünkens kein besonderes Lob für die damalige Obrigkeit. So besonders schwierig möchte es vielleicht nicht gewesen seyn, die Manipulationen dieses Zaubers mit Gemächlichkeit zu beobachten. Zudem fehlte es weder an frühzeitigen Anzeigen, noch an Anerbietungen, das Hexenwerk zu vereiteln. Aber man weiß, warum nichts geschah, warum es bey nahe unmöglich gewesen wäre, etwas zu thun. Der Beschluß des nach erfolgter Revolution zusammengetretenen grossen Rathes: Umänderungen der Staatsverfassungen auch in anderen Cantonen zu befördern (d. h. sich zur privilegirten Propaganda zu stempeln), versetzt uns lebendig in die Reformationsperiode zurück, wo ähnliche Beschlüsse gefast, und mit grosser Thätigkeit vollzogen wurden. R. erklärte in dieser Versammlung, hinsort von allen öffentlichen Geschäften sich zurückziehen zu wollen; er hatte nur noch eine kurze Zeit das Präsidium des Erziehungsrathes bezubehalten. Seine S. 439 ausgesprochenen Ueberzeugungen (Besorgnisse) in Betreff der jetzigen Schulwuth (denn in solche geht manchmal der Eifer über) theilen wir vollkommen. Am Schlusse des Werkes

sind noch einige Grundzüge von Reinhard's Gefinnungen, Bestrebungen, seines Wesens und der äusseren Erscheinung desselben zusammengestellt. Er starb den 23 Dec. 1835, beynahe 81 Jahre alt.

Vierundzwanzig Beylagen enthalten sehr werthvolle Actenstücke, grossentheils bisher ungedruckt. Aus denjenigen, welche die vielbesprochene Sendung des Grafen Senft-Pilsach nach Bern betreffen, möchten wir zu Feststellung dieser Vorgänge folgendes wahrscheinliche Resultat ziehen: Oesterreich war einer, den älteren Einrichtungen der Schweiz sich annähernden Herstellung nicht abgeneigt, und ordnete hiezu, wahrscheinlich aus eigenem Antrieb, und wahrscheinlich ohne den Kaiser von Russland berathen zu haben, den Grafen Senft-Pilsach mit gewissen Vollmachten nach Bern ab, vielleicht in der Hoffnung, Kaiser Alexander würde danach weniger fragen; allein dieser, für andere Absichten von anderer Seite her bereits gewonnen, scheint Einsprache erhoben zu haben. Für den Hauptzweck, Ergänzung der Operationslinie durch Besetzung der Schweiz, war die künftige innere Gestalt der selben völlig gleichgültig; man konnte einer so untergeordneten Frage wegen keine Spannung herbeyführen wollen; daher opferte Oesterreich seine Neigung dem guten Vernehmen, und desavouirte die Schritte seiner Gesandten. — Von hohem Interesse sind S. 550 ff. die Denkschriften der österreichischen, russischen, preussischen und niederländischen Minister über die Frankreich im Jahr 1815 vorzuschreibenden Friedensbedingungen. Wie sehr leuchtete nicht die Nothwendigkeit ein, Frankreich der Sicherstellung des europäischen Friedens zu Liebe, auf seine natürlichen Grenzen zurückzuweisen, und wie sehr hatte man sich nicht durch die Declaration vom 13 März, durch den Vertrag vom 20 März, und durch die neue Declaration vom 12 Mai — nicht gegen Frankreich, nur gegen Bonaparte und seine Anhänger Krieg führen zu wollen — die Hände gebunden! Europa fühlt die Nachwehen bitter.

Einige wesentliche Druckfehler sind am Schlusse nicht angezeigt; z. B. S. 17 5 Febr. 1787 statt 1781. S. 33 — 1793 statt 1798; S. 71 4 Wintermonat statt Weinmonat. Dafs Goethe ein Studiengenosse R's. in Göttingen gewesen sey, ist offenbar unrichtig; schon Alters halber wäre es nicht möglich gewesen. — Druck und Papier sind ausgezeichnet schön; das Bildniß stellt einen stattlichen Mann vor.

P. T.

## ERDBESCHREIBUNG.

BRÜSSEL u. LEIPZIG, b. Meline u. Comp.: *Quinze jours au Sinai par Alexander Dumas.* 1839. Tome premier. 238 S. Tome second. 290 S. 8. (2 Thlr.)

Der Vf. landete am 22 April 1830 in Alexandrien, fand die dasigen Bäder heilsam, besuchte Damanhour, den Nil und Cairo, die Pyramiden, beschreibt umständlich die am General Kleber verübte Mordthat, besuchte den Renegaten Obersten Selves und Clot Bey, deren Schicksale und Thaten sonst bekannt sind, die Begräbnisstätten der Kalifen, die einst in Aegypten herrschten, sowie seine Reise auf Dromedaren mit Arabern in zwey Tagen bis Suez am rothen Meere. Letztes passirte er, und machte unter vielen Schwierigkeiten und Entbehrungen eine 10tägige Karawanenreise nach dem Kloster am Berge Sinai, wo er und seine Reisegefährten eine freundliche Aufnahme fanden. Er beschreibt den dortigen gesegneten Gartenbau und die in der Tradition geheiligten Stätten, woselbst Moses Wunder that, den Berg Horeb, die Gefahren des heissen Khamfinwindes, welche glücklich überstanden wurden. Durch eine arabische List entführten die Reisenden andere Araber aus dem Kloster, als sie zu dieselben ihrer Bedeckung gemiethet hatten. Später holten solche die wirklich gemietheten Araber ein, wodurch ein grosser Zwiespalt zwischen den beiden Bedeckungen entstand, welche ein Vergleich schlichtete. Als sie auf der Rückkehr dem Pascha in Suez diese Betrügerey im Gespräche mittheilten, fand derselbe dies so strafbar, dafs er die Reisenden einlud, der zur Strafe dictirten Enthauptung der beiden Escorten beyzuwohnen. Als die Reisenden sich eine so schwere Züchtigung ihrer Bedeckung verbat, wollte der Pascha den Straffälligen wenigstens die Bastonade geben lassen, verschonte sie aber auf Bitten der Reisenden, nachdem er der Escorte ihr ungebührliches Betragen schwer verwiesen hatten. Die Reisenden besuchten Damiette und Mansurah. Um die Reisebeschreibung zu vergröfsern, schob der Vf. als Episode den Kreuzzug Ludwigs IX ein, der bekannt genug ist. Uebrigens erzählt der Vf. in einem unterhaltenden Tone die vielen Fährlichkeiten, welche die Reisegesellschaft in Aegypten und Asien überstand. Als Erzähler erkennt längst die französische Literatur dem Vf. ein grosses Verdienst zu.

A. H. L.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, Dyk'sche Buchhandlung: *Materialien zu einer ausführlichen und vollständigen Erklärung des Katechismus der christlichen Lehre in Grundsätzen des Denkens und Handelns*, von Karl Friedrich Hoffmann, Director emeritus des königlichen Waisenhauses und Schullehrer-Seminars zu Bunzlau, Ritter des rothen Adlerordens 3ter Classe. Hand- und Hülf-Buch bey der sorgfältigeren Unterweisung der evangelischen Jugend im Christenthume vor und bey dem Confirmanden-Unterrichte, für Prediger und Schullehrer. Zweyte, neu überarbeitete, durchweg verbesserte, reich vermehrte und mit einem Begriffserklärungs-Register versehene Auflage. 1837. XXII und 697 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Wir stehen nicht an, diese „Materialien“ als eine sehr zweckmäßige und werthvolle Zugabe zu dem bekannten Katechismus desselben Vfs., der seit seinem ersten Erscheinen (im J. 1806) eine Reihe von Auflagen erfahren, und große Verbreitung, vornehmlich in Schlesien, gefunden hat, zu bezeichnen. Es sind vollständiger Ausführungen und ergänzende Erweiterungen der in jenem Katechismus in gedrängter Kürze und abstracter Allgemeinheit aufgestellten Lehrensätze des Christenthums, welche hier geboten werden, indem das Allgemeine in das Besondere, das Abstracte in das speciell Vereinzelte zerlegt, das Unsichtbar-Geistige durch Beyspiel, Bild, Vergleichung, Geschichte u. s. w. der sinnlichen Anschauung näher gebracht wird. Die dabey beobachtete Methode des Vfs. ist, eine gewisse hie und da hervortretende Breite abgerechnet, musterhaft zu nennen. Die vorliegende Auflage hat vor der früher (1824) erschienenen hauptsächlich dadurch gewonnen, daß in ihr, außer vielen einzelnen Berichtigungen und Verbesserungen, mehrere zeitgemäße Lehrpunkte, z. B. vom h. Abendmahle mit Rücksicht auf die in neuester Zeit so lebhaft verhandelte Unions-Sache, ganz neu bearbeitet, Anderes, früher nur kurz Angedeutetes erweitert, und das Theoretische mehr von praktischer Seite dargestellt worden ist.

Der Anordnung der Materien liegt die bekannte trichotomische Methode: *Glaube, Liebe, Hoffnung*, zum Grunde, wobey das große Ganze der theoretischen

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

schen und praktischen Christenthumslehren zu größerer Erleichterung der Uebersicht in folgende fünf einfache Fragen abgetheilt ist: *Wer bin ich, und wozu bin ich? Was habe ich zu glauben? Was habe ich zu meiden? Was soll ich thun? Was darf ich hoffen?* denen eben so viele kurz zusammengedrückte Antworten als Ueberschriften der einzelnen Hauptabschnitte entsprechen; die dann wieder in einzelne kurze, sententiöse, meist monologische, dem Ohre, wie dem Gedächtnisse, sich leicht einprägende Sätze zerlegt, und weiter ausgeführt werden. Eine voranstehende Tabelle mit den nöthigen Hinweisen macht diese Materialien zugleich für Solche brauchbar, welche bey dem Religionsunterrichte der Anordnung des Luther'schen Katechismus folgen.

Der Fleiß, den der Vf. auf die Anordnung des Stoffes, auf die Entwicklung der Begriffe, auf Wort- und Sach-Erklärung und auf möglichst vielfältige Beziehung des Gegebenen auf das Leben verwendet hat, giebt diesem Buche in *formaler* Hinsicht einen vorzüglichen Werth.

Der theologische Standpunct des Vfs. ist der eines strengen Offenbarungsglaubens, verbunden mit der diesem Systeme folgerechter Weise eigenthümlichen pietistischen Richtung. Doch ist er gleich weit entfernt von der lichtlosen, gedankenscheuen Gläubigkeit, wie von der manierirten, affectirten Frömmigkeit, die an einer gewissen hier nicht näher zu bezeichnenden Partey unserer Zeit nicht eben schwer zu erkennen ist. Vielmehr spricht er solchem religiösen Unwesen das verdiente Urtheil, und giebt sich durchweg als einen christlichen Religionslehrer zu erkennen, der Licht und Wärme, Belehrung und Anregung des Gemüthes gehörig zu verbinden, durch *Klarheit* des Geistes auf die Förderung des inneren religiösen Lebens zu wirken, und auch da, wo er auf einzelne Dogmen (z. B. von der Persönlichkeit des Satans, der Wiederherstellung des Leibes nach dem Tode u. a.) ein zu großes, durch die richtig aufgefaßte Bibellehre schwerlich zu rechtfertigendes Gewicht legt, doch überall die *praktische Anwendbarkeit* solcher Probleme wahrzunehmen, und in das Licht zu stellen weiß.

Wie entfernt der würdige Vf. von jenem stahlen, zähen Orthodoxismus sey, der das Wesen des Christenthums in Buchstaben und in Formeln setzt, davon zeugt besonders die in dieser Auflage in um-

fassenderer Ausführlichkeit gleich klar als gründlich vorgetragene Lehre vom h. Abendmahl und der damit in unserer Zeit in Zusammenhang gebrachten Union der beiden Schwesterkirchen.

Mit Recht setzt der Vf. die Quelle der hie und da hervorgetretenen Abneigung gegen die kirchliche Annäherung an den reformirten Lehrbegriff in die Verkenning des wahren Wesens und Zustandes der reformirten Kirche, in die Verwechslung der Zwingli'schen Schweizerkirche mit der Calvinisch-reformirten, und besonders in den Wahn, als enthalte der Heidelberger Katechismus die einzige Lehrnorm für den Artikel von dem h. Abendmahl. Dagegen wird mit historischer Genauigkeit der Beweis geführt, daß die mit dem Luther'schen Bekenntniß im *Wesentlichen* übereinstimmende Lehre des Calvin in alle Bekenntnißschriften der reformirten Kirche übergegangen, und in derselben von den flachen und schiefen Ansichten Zwingli's keine Spur zu finden sey. Zugleich wird sorgfältig nachgewiesen, daß die Verschiedenheit der beiden Formeln nur die Art und Weise des *Empfanges* und die Art der *Gegenwart* Christi im Abendmahl betreffe (Luther *leiblich* — *mündlich* — *im Raume gegenwärtig*; Calvin *geistig*, — durch den Glauben —, *gegenwärtig über und aufer dem Raume*); daß man aber über die *Mittheilung* Christi, über seine *Gemeinschaft* im Abendmahl, einig sey; und dieses wird ganz richtig für das *Wesentliche*, die zwischen beiden Formeln bestehende Verschiedenheit für geringfügig und praktisch so unwichtig erklärt, daß auf sie die fortdauernde Trennung zweyer in den Fundamentalartikeln übereinstimmenden Kirchen nicht gegründet, noch weniger Glaube, Kirche und Seligkeit davon abhängig gemacht werden könne. „Die Scheidewand muß fallen, und fällt schon“, schließt der Vf., „sobald der wahre Grund der Trennung, nämlich die *verkannte*, ignoirte Uebereinstimmung wegfällt, die erträumte Kluft, die nicht mehr vorhanden ist. So würde Luther's heifsester und letzter Wunsch erfüllt, und die Eintracht erzielt, für welche er dreymal das Leben einsetzen wollte.“ Möge dies Wort von den fanatischen Eiferern gegen die Union und für das sogenannte reine Lutherthum beherzigt werden!

Wie in der Darstellung der Glaubenslehre, so zeigt sich der Vf. auch in der Pflichtenlehre als tüchtigen Methodiker, von dem besonders der Ausspruch gilt: *bene docet qui bene dividit*.

Ungern begegneten wir in diesem Abschnitte zuweilen den Spuren jenes sittlichen Rigorismus, der z. B. der bloß vernunftmäßigen (philosophischen) Tugend in formaler Hinsicht nur einen sehr zweifelhaften Werth zugestehet, oder dem Heiden ein ander Mal die Tüchtigkeit zu wahrer Selbstverleugnung abspricht. Solche Behauptungen lassen sich wenigstens nicht mit Bibelstellen, wie Apostelgesch. 10, 35, vereinbaren, und das Christenthum bedarf es nicht, daß es auf solche Weise verherrlicht werde.

Im letzten Abschnitte wird für die Seelen der Abgeschiedenen ein Mittelstand — *status intermedius* —,

theils zu fortgehender Läuterung und Reinigung derselben überhaupt, theils zur Züchtigung und Straübung der ungläubig Geschiedenen, der mit dem allgemeinen Weltgericht endigen werde, angenommen. Auch hier hat der Vf. keinen hinreichenden Schriftgrund für sich, wohl aber Stellen, wie Philipp. 1, 23. Luk. 23, 43 u. a., gegen sich.

Eine dankenswerthe Zugabe zu diesem Buche ist endlich das 45 Seiten füllende Definitionsregister der wichtigsten Begriffe aus der Seelenkunde, Glaubens- und Sitten-Lehre. Nur bey einigen wenigen Artikeln, wie: Amt der Schlüssel, Pietismus, Rationalismus, haben wir die nöthige Klarheit, Präcision und Schärfe vermißt. — Die Sprache vereinigt Einfachheit, Würde und Eindringlichkeit; der Druck ist correct. Ungenauigkeiten, wie Willberforce st. Wilberforce, Chrysothomus st. Chrysostomus sind selten.

Das Buch setzt nicht bloß im Denken geübte Schüler, sondern auch umsichtige, selbstthätige Lehrer voraus, die den in ihm gebotenen so reichen Stoff gehörig zu verarbeiten und zweckmäßig zu benutzen wissen. Zugleich kann es der häuslichen Erbauung als Hülfsmittel, und dem Prediger als Ideenmagazin von vielem Nutzen seyn.

K....r.

#### ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Barth: *Biblische Betrachtungen auf alle Sonn- und Fest-Tage des Jahres für den kirchlichen und häuslichen Gebrauch*. 1838. X u. 668 S. gr. 8. (3 Thlr.)

Bey allem Reichthum unserer homiletischen Literatur ist an zweckmäßigen biblischen Betrachtungen für den heutigen kirchlichen Gebrauch eher Mangel als Ueberfluß, und aus diesem Mangel erklärt sich wohl auch zum Theil die immer allgemeiner werdende Klage, daß besonders der sonntägliche Nachmittags-gottesdienst oft nur geringe Theilnahme finde. Um nun diesem Mangel abzuhelfen, und zur Abstellung dieser Klage beyzutragen, und zugleich den Schullehrern an Filial-Kirchen, oder wo sonst ihnen die Haltung des nachmittäglichen Gottesdienstes obliegt, ein geeignetes Hülfsmittel in die Hände zu geben, entschlossen sich die ungenannten Vff., über deren Zahl und besondere amtliche Stellung uns das Vorwort nicht näher unterrichtet, zur Ausarbeitung und Veröffentlichung dieser Betrachtungen. Neben dem kirchlichen Zwecke hatten sie zugleich den der häuslichen Erbauung im Auge, und hofften selbst Geistlichen eine willkommene Gabe zu bieten, welchen der Drang der Geschäfte nicht gestatte, sich der Bearbeitung für den Nachmittag geeigneter Stoffe mit Ruhe zu widmen.

In Bezug auf die zuletzt angedeutete Bestimmung dieses Buches wollen wir es dahingestellt seyn lassen, ob sie damit auf den Dank vieler Amtsbrüder rechnen dürfen; wenigstens kann Rec. es sich nicht denken, wie ein mit homiletischem Stoffe nur einigermaßen ausgerüsteter Geistlicher je in die Verle-

genheit kommen könne, für solche Fälle sich fremde Arbeiten, und zwar *fertige*, wie sie hier geboten werden, unterlegen zu müssen.

Das Werk umfaßt in 158 Betrachtungen das ganze Kirchenjahr mit seinen einzelnen Sonn- und Fest-Tagen, einschließlic das Neujahrsfest, Erntefest, Todtenfest und den Bußtag; und zwar werden für jeden kirchlichen Tag zwey verschiedene Betrachtungen geboten. Zugleich und sehr zweckmäfsig sind die Sonntage, an welchen das h. Abendmahl gehalten worden ist, mit 12 besonderen Communionbetrachtungen bedacht worden.

Die Texte sind theils dem N. T., theils dem A. T. entnommen, was wir nur billigen, da auf diese Weise eine vielseitigere Bekanntschaft mit der Bibel befördert wird. In Bezug auf die *Auswahl* selbst verdient noch besondere Anerkennung, theils, dafs in derselben keine besondere Vorliebe entweder für blofs moralische, oder blofs dogmatische Abschnitte sich auspricht, theils, dafs die Texte mit dem Cyklus der kirchlichen Feste möglichst im Zusammenhange stehen, theils endlich, dafs die altherkömmlichen evangelischen Perikopen fast überall in besondere Berücksichtigung gezogen, und durch entsprechende Parallellstellen ersetzt worden sind, von denen sich in der Ausführung auf jene leicht zurückweisen liefs; ein Vorzug, den wir um deswillen herausstellen, weil jene Perikopen noch immer bey den Gemeinden in hohem Ansehen stehen, und diese sich um so lieber darauf hinweisen lassen, je seltener darüber gepredigt wird.

Anlangend ferner die homiletische Construction dieser Betrachtungen, so wechselt die analytische Methode mit der synthetischen. Doch sind nur die weniger in streng synthetischer Form gehalten; bey der großen Mehrzahl der ersten Gattung ist die doppelte Weise beobachtet, dafs entweder, nach kurzer Angabe des religiösen oder sittlichen Grundgedankens, der ganze Text Schritt vor Schritt, genau nach der Ordnung seiner Bestandtheile, erläutert wird, oder dafs der Vf. auf einen Standpunct sich stellte, von welchem aus er den wirklichen, ursprünglichen Hauptzweck der Perikope zu erfassen suchte, und nun von diesem aus alle einzelnen Aussprüche derselben so ordnete, wie es den Gesetzen eines folgerechten Denkens gemäfs ist; und diese letzten erklären wir für die gelungensten. Das paränetische Moment wird abwechselnd bald in Form der Selbstbetrachtung, bald in communicativer Redeweise dargestellt. Liederverse, fast immer treffend gewählt, zuweilen auch kürzere Gebete, eröffnen und schliessen die einzelnen Betrachtungen. — Hinsichtlich des Umfanges derselben findet eine gewisse Gleichförmigkeit Statt, indem in der Regel jede, mit Einschluss des Textes und der Liederverse, 3 Octavseiten füllt. Dieses Mafs mag dem Zwecke der *häuslichen* Erbauung, der jedoch nach der Vorrede ein untergeordneter ist, entsprechend seyn. Für den Zweck des *kirchlichen*, und zwar *sonntäglichen* Gebrauches aber sind diese Betrachtungen durchaus zu kurz. Auch bey dem gemessen-

sten Vorlesen möchte keine derselben mehr als eine halbe Viertelstunde ausfüllen. Rechne man nun auch eben so viel Zeit auf die Liturgie, und das Doppelte auf den Gesang, so wäre doch der ganze Gottesdienst mit einer halben Stunde abgethan. Das ist doch gewifs auch für unsere Zeit zu wenig. Dazu kommt, dafs diese Kürze oft auf Kosten der nöthigen Klarheit und Gründlichkeit angestrebt worden, und das für die populäre Erbauung so unerläßliche Specialisiren aus eben diesem Grunde zu wenig in Anwendung gekommen ist.

Uebrigens ist der Ton der Betrachtung fast durchgängig richtig wahrgenommen; die Sprache bewegt sich in einfacher, ruhiger Würde; das pathologische Moment tritt nur selten hervor; der Stil ist correct. Es wird nicht überflüssig seyn, wenn wir eine kurze Probe geben. Wir wählen dazu eine Stelle aus der Betrachtung über Ephes. 6, 1—9: „Die Gottesfurcht führt zu häuslichem Glück.“ Es heifst da zum Schlusse: „Wo die Gottesfurcht in aller Herzen wohnt, da wird der Wandel rein, da zieht des Ewigen Friede ein; da ist es das häusliche Gebet, welches zur Frömmigkeit ermuntert, und in aller häuslichen Noth tröstet; da wandelt mit frommen Fleiße die Mutter unter ihren Töchtern, und erzieht sie zu keuschem, vor Gott und Menschen gefälligem Leben; da spricht der ernste Vater zum Sohne von dem, was der Weisheit Anfang ist, wie man dazu gelange, und geht in schlichtem Gewande als Führer ihm voran; da leuchtet der Herr dem Diener, der Bruder der Schwester voran durch gottgefälligen Sinn und Wandel. Um solch ein Haus steht es wohl, da wohnt Friede, Heil und Segen, in solchem Hause muß gut Wohnen seyn! Ein solches Haus war gewifs auch das des königlichen Dieners, von dem es heifst: er glaubte an Jesum mit seinem ganzen Hause.“ Hätten nur die Vff. öfter auf diese Weise individualisirt!

Wir haben noch ein Wort über die *theologische* Seite dieser Betrachtungen hinzuzufügen. In diesem Bezuge haben sie Rec. gang besonders genuggethan. Sie sind, was der Text sagt, „biblisch“; die Auslegung der Texte ist genau im Sinn und Geiste der h. Schrift; die in ihnen enthaltenen Lehren des Christenthums sind, unabhängig von irgend welchem der bestehenden Schulsysteme, durchaus schriftgemäfs behandelt, und dem ganzen Werke ist der Charakter jenes einfachen Bibelglaubens aufgedrückt, durch welchen die Förderung eines wahrhaft religiös-sittlichen Lebens wesentlich bedingt ist.

Nachdem wir so die Vorzüge und die Mängel dieses Buches unparteyisch neben einander gestellt haben, glauben wir, mit gutem Rechte, es zu möglichster Verbreitung, besonders für den häuslichen Gebrauch, empfehlen zu dürfen. Durch ein sorgfältig gearbeitetes Inhaltsverzeichnis wird das Auffinden der einzelnen Materien erleichtert.

Die äußere Ausstattung ist, wie es von diesem Verlage sich erwarten läfst, würdig; nur wäre um der meist beschränkten bibliothekarischen Mittel der

Geistlichen und der Kirchenärarier willen ein weniger hoher Preis zu wünschen. K....r.

**DRESDEN und LEIPZIG**, Arnold'sche Buchhandlung: *Predigten und Reden*, gehalten und herausgegeben von M. *Eduard Jakobi*, vormaligem Diakonus zu Kaditz und jetzigem Pfarrer zu Reichenberg. 1838. X u. 172 S. 8. (18 gr.)

Wie diese Sammlung laut der vorgedrucktten, im Ausdrücke etwas pretiösen Dedication eine *gelegentliche* ist (der Vf. widmet sie nämlich bey seiner Amtsveränderung den auf dem Titel genannten Kirchengemeinden „als weihevollen Nachklang seines Abschieds und Antrittsgrusses“), so sind auch die darin enthaltenen religiösen Vorträge, zusammen 11 Predigten und 6 Reden, meist casueller Art. Die Predigten verbreiten sich über folgende Hauptfätze: I. am Jahreschlusse, über Gal. 4, 1—7: „die letzte Jahresandacht einer christlichen Gemeinde in Hinsicht auf ihren Glauben und auf den scheidenden Prediger“; II. Circularpredigt, über 1 Mos. 15, 1: „über die bedeutungsvollen Stunden, wo wir des höheren göttlichen Einwirkens auf unser inneres Leben uns bewusst werden“; III. Schulpredigt, über Psalm 71, 17. 18: „ein Rückblick an heiliger Stätte auf unsere Jugendzeit“; IV. über Joh. 12, 27: „die Betrübniß unseres Herrn“; V. über Luk. 19, 41—48: „das Recht der Thränen“; VI. über Jes. 27, 2. 3: „was lehrt uns der Anblick des Weinstocks?“ VII. am Erntefeste, über Luk. 12, 16—24: „der Ernte-Ruf an's Christenherz“; VIII. über Hebr. 8, 1. 2: „Wie schauet das Auge des Glaubens den Herrn in seiner Herrlichkeit?“ IX. am Todtenfeste, über Apostelgesch. 13, 29: „die Gräber der Entschlafenen in ihrer Bedeutsamkeit für die Lebenden“; X. Abschiedspredigt, über Philip. 1, 27: „das Testament des scheidenden Predigers an seine Gemeinde: Wandelt würdiglich dem Evangelio u. s. w.“ XI. Antrittspredigt, über Luk. 12, 5—9: „des evangelischen Predigers erster Grufs an seine Gemeinde am Neujahrsorgen.“ — Die Reden sind: 2 Taufreden, 1 Traureden und 3 Leichenreden.

Im Allgemeinen können wir uns über diese Vorträge nur lobend aussprechen. Anlangend zunächst die *formelle* Seite der Predigten, so verdient die sorgfältige Textbenutzung, die glückliche Wahl der Hauptfätze, die Leichtigkeit der Anordnung des Stoffes, die interessante Fassung der Disposition und die wohlgeordnete, folgerichtige Entwicklung der Rede rühmliche Erwähnung. Die Redeweise des Vfs. ist ansprechend, lebendig; der Stil, wenn er auch nicht auf völlige Reinheit und Clafficität Anspruch macht, doch edel und fließend; bilderreich, doch frey von Schwulst und Ueberladung, und nur einzelne wenige Stellen sind es, wo die schöne blühende Diction bey näherer Prüfung den Gedanken-Reichthum hinter dem der Worte etwas zurücktreten läßt.

Wie glücklich ferner der Vf. auch Zeit- und Local-Umstände zu benutzen weiß, davon zeugt die erste, und mehr noch die sechste Predigt: „was lehrt uns der Anblick des Weinstocks?“ Die Gemeinde nämlich, vor

welcher sie gehalten ist, gehört zu der fast ausschließend Weinbau treibenden Pflege des Meißner Elbthales, und es mußte der Eindruck dieser Predigt um so größer seyn, da der Vf. mit derselben so geschickt ein altes, religiöses, durch christlich fromme Gemüthlichkeit ausgezeichnetes Lied verwebte, das auf den Rebhügeln jener Gegend nach Beendigung der Weinlese gesungen wird.

Eine besondere theologische Schulanficht tritt in diesen Vorträgen nicht streng hervor. Es ist die Weihe eines einfachen Bibelglaubens, die sie haben; ein klarer, praktischer Sinn, eine wohlthuende Gemüthlichkeit spricht sich in ihnen aus.

Die wenigen Ausstellungen, die wir nach diesen anerkennenden Bemerkungen zu machen haben, betreffen zunächst die V Predigt: „über das Recht der Thränen.“ Wir können uns wohl denken, daß bey Anhörung derselben das darin umständlich nachgewiesene Recht von manchen Zuhörern und resp. Zuhörerinnen unmittelbar in Ausübung gebracht worden ist. Demungeachtet wünschten wir sie weg aus dieser Sammlung, diese *Thränenpredigt*; theils, weil sie zu sehr an jene weinerliche Sentimentalität anstreift, die einer gefunden Predigtweise geradezu entgegen ist; theils, weil sie an so viele ähnliche Threnodieen unangenehm erinnert, zu denen jenes an sich so reichhaltige Evangelium schon Anlaß geworden ist.

Ein anderer Tadel trifft die Abschiedspredigt. Wie herzlich gemeint auch Alles seyn mag, was darin der Vf. von seinen persönlichen Verhältnissen zu der Gemeinde, von der er scheidet, von den bey ihr gemachten speciellen Erfahrungen u. s. w. sagt, und von welcher ergreifenden Wirkung auch einzelne Stellen derselben seyn mußten: so redet er doch offenbar gar zu viel von sich selber, und vergißt, daß auch bey einer solchen Veranlassung die Person des geistlichen Redners zurückstehen soll gegen die Sache, der er dient. Dabey verfällt er auch einige Mal in jenen empfindelnden Ton, der mit der einfachen Würde der Kanzelsprache nicht vereinbar ist.

In Bezug auf die *Reden* in dieser Sammlung kann es Rec. nicht billigen, daß ihnen der Vf. nicht Bibelfstellen zum Grunde gelegt hat. Die Rede und Taufhandlung bey der Taufe einer israelitischen Jungfrau beurkundet den homiletischen und liturgischen Tact desselben in hohem Grade. Hinsichtlich der beiden letzten Leichenreden möchten wir ihm empfehlen, bey ähnlichen Veranlassungen im Lobe der Verstorbenen sparsamer zu seyn. In der Rede am Sarge des Generalsuperintendenten v. *Bergk* aus Riga, der auf einer Badereise in Dresden starb, spricht sich das tiefbewegte Gefühl des dem Verewigten näher befreundeten Vfs. würdig und ergreifend aus.

Auch das beygefügte Gedicht, bey der Einweihung eines erweiterten Gottesackers gesprochen, ist nicht ohne Werth. Doch ist verfehlt der Tropus:

es öffnet ihren(?) Schoofs  
einft uns Allen  
das Mutterland  
mit kalter Hand(?).

Störend sind die vielen Druckfehler, die bey Weitem nicht alle angezeigt sind. K....r.



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

## JENAI S C H E N

### ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

#### M A T H E M A T I K.

HEIDELBERG, b. Groos: *Die allgemeinsten Gesetze der sphärischen Polygonometrie und der allgemeinsten Gleichungen der gauchen Polygone* entdeckt und dargestellt von Dr. Anton Müller (Professor der Mathematik in Zürich). 1836. IV u. 137 S. 4. (2 Thlr. 12 gr.)

Der Vf. spricht im Titel den Inhalt der Schrift so ziemlich genau aus, wesswegen er kein besonderes Inhaltsverzeichnis angiebt, woraus der Ideengang im Allgemeinen zu entnehmen wäre; diesen muß man aus dem besondern Studium der Schrift ableiten, und dem Leser veranschaulichen, wodurch Rec. in die Nothwendigkeit veretzt ist, jenem speciell zu folgen. Das Verfahren selbst billigt er jedoch nicht, weil es weder den wissenschaftlichen Forschungen entspricht, noch die Anforderungen, welche man an ein Werk zu machen berechtigt ist, befriedigt, noch zu den empfehlenden Eigenschaften gehört. Dasselbe hat seinen Grund keineswegs in einem wissenschaftlichen Charakter, vielmehr in einer gewissen vornehmen Gleichgültigkeit gegen die Leser und die Darstellungsweisen anderer Mathematiker.

Die allgemeinsten Gesetze der sphärischen Polygonometrie behandelt der Vf. in zwey Abtheilungen: I. Theorie der sphärisch-polygonometrischen Functionen, S. 3—38; II. Ableitung der allgemeinsten Gleichungen der sphärischen Polygonometrie, S. 86—126; dann folgen die allgemeinsten Gleichungen der gauchen Polygone und die Bestimmung des Zusammenhangs zwischen den Winkeln, und zwischen den Seiten und Winkeln eines jeden Polygon's, S. 126—137. Am Schlusse sind die zwey Grundgleichungen der ebenen Polygonometrie, als specielle Fälle, beygefügt, wodurch die Schrift die Grundgesetze der gesamten Polygonometrie, sofern diese auf Polygone, entweder von ebenen Flächen, oder von geraden Linien gebildet, sich bezieht, zu enthalten scheint, und als ein abgeschlossenes Ganze sich betrachten läßt.

Die Schrift enthält manche neue Darstellungen, welche die Beschaffenheit allgemeiner Gesetze, wovon nur einige specielle Fälle bekannt sind, wie jene zwey Gleichungen, näher kennen zu lernen, und die Nothwendigkeit ihrer Entwicklung zu erweisen geeignet seyn dürften, und welche um so belehrender sind, als

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

die Kenntniß von jenen speciellen Fällen zur allgemeinen Uebersicht völlig unzulänglich ist. Uebrigens lassen sich jene Grundgleichungen sehr ausdehnen, und zu allgemeinen Betrachtungen erheben, woraus mit Hülfe der goniometrischen Functionen sich die Probleme, welche der Vf. durch Hülfe der vorhandenen Mathematik gar nicht für lösbar erklärt, ohne große Schwierigkeit behandeln lassen. Rec. hat sie wenigstens sowohl in *Crelle's* Lehrbuch der Polygonometrie, jedoch in veränderter Gestalt, recht gut erörtert gefunden, theils selbst schon öfters vorgetragen, ohne sich neuer Functionen bedienen zu müssen. Es ist Hauptgegenstand der Polygonometrie, aus diesen oder jenen bestimmenden Stücken eines beliebigen Winkels andere nicht gegebene oder auch andere Eigenschaften der Figur, oder den Inhalt zu finden. Die Gesetze der ebenen Polygonometrie lassen sich, mit Beachtung mancher Rücksichten, auf die sphärische gut übertragen, und mittelst geschickter Modificationen, welche der Vf. auf einem eigenthümlichen Wege vermieden, und wobey er doch den Zweck gut erreicht hat, ohne große Schwierigkeiten veranschaulichen. Die bestimmenden Seiten und Winkel stehen in einer gewissen Beziehung zu einander, und bieten diejenigen Elemente dar, wodurch das Polygon bestimmt ist. Hievon sagt übrigens der Vf. nichts; er erläutert weder den Charakter der sphärischen Polygonometrie, noch die Eigenthümlichkeiten für die Bestimmung der Polygone, noch die Abhängigkeit der zu bestimmenden Stücke, sondern verwirft die bisher gebräuchliche Behandlungs- und Unterscheidungs-Weise, indem er mittelst sieben neuer Functionen die Probleme der sphärischen und der gauchen Polygonometrie zu lösen sucht.

Diese Functionen, welche er auf selbstständige Weise aus der bisherigen Darstellungsweise ableitet, und dadurch vervielfacht, daß er auf die in ihnen liegenden 17 Functionen hindeutet, geben den überzeugenden Beweis, daß ein Zusammenfassen der großen Mannichfaltigkeit von Gesetzen und Functionen in wenige Ausdrücke viel vortheilhafter ist, als wenn man die einzelnen Functionen speciell fixirt, und hiedurch die Uebersicht erschwert. Dieses Zusammenfassen macht er übrigens von der Annahme abhängig, daß die Unterscheidung zwischen Sinus und Cosinus, als zwey verschiedene Functionen, weder als passend anerkannt werden, noch zweckmäßig seyn könnte,

und dafs noch mehr gewonnen würde, wenn man sich überzeuge, dafs die Functionen Sinus und Cosinus, wegen der zu großen Beschränkung des Begriffes, völlig zu verabschieden seyen. Diese Ansicht spricht er einstweilen darum aus, weil er deutlich einsehen will, dafs früher oder später die Nothwendigkeit dieser Veränderung sich fühlbar machen, und das Behelfen mit unzulänglichen Dingen als nicht weiter thunlich erscheinen werde. Was für die Functionen Sinus und Cosinus zu substituiren sey, ob die von ihm eingeführte neue Function L, oder eine andere, werde sich schon finden, wenn die Sache mit Ernst erwogen werde.

Der Leser ersieht aus dieser Bemerkung des Vfs., dafs ein wesentlicher Theil der Neuheit in der eingeführten Function L liegt, und dieser hiedurch von den gewöhnlichen Darstellungsweisen abweicht. Das Unpassende der Unterscheidung zwischen Sinus und Cosinus, als zwey verschiedene Functionen, kann übrigens Rec. nur dann zugeben, wenn die geometrische und arithmetische Bedeutung beider und der übrigen Functionen aufgegeben wird. Denn in jeder dieser beiden Beziehungen hat man Linien zu beachten, dort ihren geometrischen Charakter, hier ihren arithmetischen Werth; nach der Ansicht des Vfs. geht das anschauliche Element ganz verloren; dieses ist aber die Grundlage der Geometrie überhaupt, mithin weicht er von dieser ab, und trägt das Ganze in das Gebiet der Functionslehre, was nirgends völlige Billigung finden wird. Will er übrigens blofs die Begriffe Sinus und Cosinus u. s. w. entfernt haben, so müssen sie andere Zeichen ersetzen, und es mag die neu eingeführte Function L vielleicht zweckmäßig seyn, weil sie mehr Kürze erzielt. Etwas Anderes kann nicht gewonnen seyn, da L entweder eine Linie, oder den arithmetischen Werth bezeichnen muß; der Vf. scheint die letzte Bedeutung festzuhalten, da er von Functionen spricht. In jeder Beziehung vermißt man eine hinreichende Erklärung und nähere Begründung; warum beide nicht gegeben sind, ist nirgends ersichtlich; ob dieses Verfahren Anerkennung und Nachahmung findet, muß Rec. um so mehr bezweifeln, je ernster er die Sache erwägt, und den Charakter der wissenschaftlichen Darstellungen überhaupt, und der Geometrie im Besonderen berücksichtigt.

Durch das Aufgeben des Unterschiedes zwischen Sinus und Cosinus, als zwey verschiedenen Functionen, verliert auch das recht- oder schiefwinkelige Coordinatensystem, welches in der neuesten Zeit sowohl in der analytischen Geometrie, als besonders in der Statik und Mechanik ein großes Gewicht erhalten, und diese auf eine feste Grundlage hingeführt hat, seine ganze Bedeutung, weil alsdann zwischen Abscisse und Ordinate kein Unterschied mehr bestehen würde. Dafs übrigens dieser Statt finden muß, und der verschiedene Charakter beider Linien, die allerdings als Functionen von einander angesehen werden, und mit dem von ihnen gebildeten Winkel unzertrennlich sind, nicht aufgegeben werden kann,

liegt in der Natur der Sache, welche bey ernstlichem und verständigem Erwägen des Vfs. Ansicht als unhaltbar darstellt. Mag er die Functionen Sinus und Cosinus verabschieden: andere ruhig überlegende Mathematiker werden ihm schwerlich folgen, und die Functionen selbst dürften gemäß ihrer doppelten Bedeutung dazu beytragen, dafs eher jene Ansicht verabschiedet wird. Sind auch durch diese viele Functionen auf wenigere zurückgeführt, und ist auch hienach der Vortrag etwas vereinfacht, so ist zugleich eine Unterscheidung vernachlässigt, welche manche Dunkelheiten in die Darstellungen bringt. Für die Function tang. fehlt dem Vf. noch das Analogon, wesswegen er nicht mehr Functionen einführt, und eine Lücke liefs, die in einem consequenten Vortrage sich nicht finden sollte; die oberflächliche Entschuldigung, welche er berührt, kann diesen Mangel wohl nicht ersetzen. Doch Rec. bricht von diesen allgemeinen Bemerkungen über Ansicht und Verfahrensart des Vfs. mit der Überzeugung ab, dafs weder jene, noch diese allgemeine Billigung verdienen, und dafs dieser wenig Nachahmung finden wird.

Die Gesetze der sphärischen und gauchen Polygonometrie hat er durch ein ziemlich passendes Hülfsmittel sehr vollständig abgeleitet, wobey er es jedoch nicht auf die Behandlung von sogenannten Problemchen, sondern blofs auf die Theorie und auf die Grundgleichungen abgesehen haben will. Wegen dieser Problemchen mögen sich diejenigen Mathematiker, welche bey ihren Forschungen auf sie die geeignete und meistens belehrende Rücksicht genommen haben, bey dem Vf. entweder bessere Belehrung erhalten, oder gegen ihn sich vertheidigen; Rec. findet solche geringschätzende Bemerkungen nicht an ihrem Orte, und hält sie für das, was sie in der Sache selbst sind, nämlich für unpassende Aeußerungen, welche den eigenen Darstellungen mehr schaden als nützen.

Für die sphärische Polygonometrie hat er die Grundgleichungen in 7 Systeme gebracht, wobey für die Bildung aller Gleichungen eines Systems eine Norm aufgestellt ist, wodurch die Gesamtheit der Sätze in 7 Normgleichungen fixirt wird. Abstrahirt man von der Unhaltbarkeit der oben berührten Grundansicht, worauf die Entwicklungen beruhen, so findet man diese Darstellungsweise darum lobenswerth, weil sie eine leichte Uebersicht des Ganzen gewährt, und verschiedene Folgerungen zuläfst, welche sich auf die sphärische Trigonometrie beziehen. Uebrigens liegt in diesen nichts sehr Merkwürdiges, weil diese als ein besonderer Theil zu betrachten, und aus dem Allgemeinen das Besondere abzuleiten ist. Der Vf. leitet zwar 19 statt der bisher bestehenden 5 Grundgleichungen ab, welche zwischen den sechs Winkeln (d. h. zwischen den drey Winkeln und drey Bogenseiten) Statt fänden; allein diese lassen sich verallgemeinern, und auf eine geringere Anzahl zurückführen, wenn man die Ansichten von *Crelle* oder *Grunert* befolgt. Die weiteren Folgerungen aus den Grundgleichungen eines sphärischen Polygons durch Ver-

knüpfung konnten nur kurz berührt, und dem Leser überlassen werden, da sie sich von selbst ergeben, und keiner ferneren Erläuterung bedürfen. Der aufmerksame Leser erkennt sogleich, daß sie sich zu Normgleichungen erheben lassen, deren jede die Bildungsweise eines ganzen Systems verschiedener, allgemeiner Gleichungen ausdrückt. Von einigem Interesse dürfte es seyn, daß unter diesen Systemen, wenn das Polygon ein Dreyeck ist, außer anderen Gleichungen, einige die bekannten *Gauß'schen* enthalten, in der Art, daß jede nur ein Glied in einem Systeme ist. Diese Ableitungsweise verdient mit besonderer Aufmerksamkeit beachtet zu werden, weil sie die Grundlage für neue Forschungen enthält, und den Leser mit manchen Eigenthümlichkeiten bekannt macht, welche bisher nicht so allgemein und vollständig veranschaulicht waren.

Die Entwicklung der allgemeinen Gleichungen der gauchen Polygonometrie, worüber aber der Anfänger nicht speciell belehrt wird, sowohl zwischen den Winkeln, als auch zwischen den Seiten und Winkeln, scheint der Vf. in der Absicht vorgenommen zu haben, um die wechselseitige Beziehung zwischen ihr und der sphärischen Polygonometrie mehr zu veranschaulichen, und dem Lernenden zugänglicher zu machen. Uebrigens vermißt dieser eine nähere Erläuterung des Charakters der gauchen Polygonometrie; was der Vf. sagt, entspricht den Anforderungen nicht, welcher jener zu machen sich für berechtigt halten darf. Die zwey Grundgleichungen der ebenen Polygonometrie fügt er am Schlusse als specielle Fälle in der Meinung bey, die Grundgesetze der gesamten Polygonometrie, sofern sie auf Polygone, entweder von ebenen Flächen, oder von geraden Linien gebildet, sich bezieht, vollständig entwickelt zu haben. Ob nicht einige Beyspiele zur Anwendung der Gleichungen an ihrem Orte gewesen wären, mögen sachkundige Leser selbst entscheiden. Rec. hält sie für notwendig, weil sie einestheils letzte mehr veranschaulichen, anderentheils den Lernenden genauer in das Wesen und in die Eigenthümlichkeiten der Gesamt-Polygonometrie einführen; daher kann er die Vernachlässigung der praktischen Seite für keinen Vorzug der Schrift halten. Auch ist keine Entwicklung an einer Figur versinnlicht, welches geschehen konnte, obgleich die Darstellungsweise rein analytisch, und das Ganze allein auf Functionen bezogen ist. Wenigstens sollten die Hauptannahmen, um die Abhängigkeit der  $2n$  Winkel, welche entstehen, wenn man durch einen Punct  $n$  gerade Linien zieht, von einander mehr zu versinnlichen, und letzte durch Gleichungen zwischen Ausdrücken, welche aus den Winkeln gebildet werden, festzuhalten, näher erörtert seyn. Der Anfänger vergegenwärtigt sich dieselben wohl dadurch, daß er im Allgemeinen an das Schneiden von zwey, drey und mehr Linien in einem Puncte sich erinnert, und dabey eben so viel Paare Verticalwinkel erhält; allein der Vf. sollte ihn auf die Entstehung des Vieleckes hinweisen, und die Abhängigkeit der Winkel von Linien und umgekehrt, zu-

gleich aber auch die dadurch möglichen Gleichungen, vorher erörtern.

Zur vollständigen Erreichung der Absicht betrachtet der Vf. zuerst solche sphärisch-polygonometrische Ausdrücke, durch deren Gebrauch die Bildung der allgemeinsten Abhängigkeitsgleichungen möglich wird, und läßt alsdann die Deduction derselben folgen. Mittelt einiger Voraussetzungen über den Unterschied von zweyerley Functionen, deren jede sich auf eine bestimmte Anzahl auf einander folgender Glieder entweder von zwey einzelnen Winkelreihen bezieht, oder eine solche Anzahl von Gliedern einer gemischten Winkelreihe umfaßt, wovon er weitere zwey Functionen unterscheidet, nämlich solche, deren jede eine ungerade Anzahl, und solche, deren jede eine gerade Anzahl sich folgender Glieder einer bekannten Winkelreihe einschließt, gelangt er zum unmittelbaren Verständnisse derjenigen Sätze, in denen über die Eigenschaften sphärisch-polygonometrischer Functionen etwas Bestimmtes, für weitere Forschungen Zureichendes statuiert werde? Diesen läßt er fünf Sätze folgen, welche er jedoch beliebig annimmt, und in welchen er den Ausdruck  $\sin a_1$  durch  $L[a_1]$  oder durch  $P[a_1]$  ersetzt. Die Prüfung dieser beliebigen Annahmen hinsichtlich ihrer Zweckmäßigkeit für Folgenreichtum und Anwendung erstreckt sich jedoch auf keine Beweisführung, weil sie bloß willkürlich angenommen sind, und als solche keines Beweises bedürfen. Hierin stimmt Rec. dem Vf. in sofern bey, als auch die bisherige Bezeichnung der Functionen Sinus und Cosinus beliebig erscheint, und als die in letzten ausgedrückten Functionen auf die neue Bezeichnung gleichsam übertragen sind. Den für die Winkelreihe  $a_1, a_2, a_3 \dots$  angenommenen Satz  $L[a_1 a_2 a_3 \dots a_{n+1}] = L[a_1 a_2 a_3 \dots a_{n-1} 90^\circ + a_n] \cdot L[a_{n+1}]$  dehnt er auf weitere Annahmen aus, und folgert eine Menge von Sätzen, welche für die Anwendung nicht uninteressant erscheinen, wenn man mit ihm die Zweckmäßigkeit der Functionen  $L$  für solche Fälle anerkennt, in denen die allgemeinen Gesetze solcher Producte ausgedrückt werden sollen, deren Factoren  $\sin$  und  $\cos$  irgend welcher Winkel sind.

Durch Einführung neuer Größen in den angenommenen Gleichungen leitet er stets neue Formeln für grössere Winkelsummen ab, und zeigt die Fruchtbarkeit jener für besondere Fälle, wobey die Zerlegbarkeit der Functionen in zweyfactorige Producte, deren einzelne Factoren wieder Functionen theils von  $P$ , theils von  $F$  (als neuen Bezeichnungen) sind, als eine belehrende und empfehlende Seite der Darstellungsweise des Vfs. hervortritt. Diese Eigenschaft ist mit der Zulässigkeit einer Mannichfaltigkeit in der Vertheilung der Winkel derjenigen Winkelreihe, auf welche die zu zerlegende Function sich bezieht, zwar eng verbunden; allein die Zerlegung der Functionen, obgleich der letzte Winkel der ursprünglichen Winkelreihe, und der erste Winkel letzter von den übrigen getrennt werden kann, ist doch noch sehr beengt; daher untersucht der Vf., ob nicht eine grössere Freyheit zulässig sey, und gelangt durch vier allge-

meine Sätze für jede Function  $P$  und  $F$  zu einer Zerlegungsweise in zweyfactorige Producte, wobey die Vertheilung der Winkel ein eben so großes als fruchtbares Feld eröffnet, und dem Anfänger ausgedehnte Gelegenheit zu Uebungen dargeboten ist. Da für jede Function eine doppelte Zerlegungsart zulässig ist, so erläutert sie der Vf. an einem Satze, und giebt nach einer kurzen Anleitung für das Verfahren folgende zwey Gesichtspuncte (keineswegs aber Dinge) zu beachten: die Vertheilung der Winkel der ursprünglichen Function in die Factoren jener Producte, in welche die ursprüngliche Function zerlegbar ist; sodann die Factoren dieser Producte, in sofern sie wieder Functionen, theils  $P$ , theils  $F$  sind.

Die hierüber mitgetheilten Erläuterungen lassen das Charakteristische beider Gesichtspuncte recht klar erkennen, und machen den Leser mit verschiedenen Elementen bekannt, welche das folgernde Fortschreiten nach zwey Richtungen, vorwärts zu noch allgemeineren Relationen, und rückwärts zu besonderen, um so einleuchtender machen, als erstes von zweckmäßiger Combination des schon Gebundenen, d. h. von einer Erhebung zu stets größerer Allgemeinheit, letztes aber nur von der Zuhilfenahme weiterer Sätze, welche der Verf. zunächst entwickelt, abhängig ist. Durch Annahme einer neuen Winkelreihe für eine der Functionen  $P$  und  $F$  gelangt er zu einer Wahrheit, welche unter Erfüllung zweyer Bedingungen eine Reihe von Winkeln als besonderen Fall, von der anderen Reihe betrachten läßt, und durch Feststellung der Werthe, welche man einzelnen Winkeln bey dem Uebergange vom Allgemeinen zum Besonderen beylegen muß, wird es möglich, auf die Werthe der Functionen in besonderen Fällen zu schließen. Diese Uebergänge versinnlicht er an einzelnen Functionen und an verschiedenen Winkelreihen, welche sehr folgenreich und wichtig sind, indem sie zu erkennen geben, in wiefern in zwey Sätzen alle gefundenen und aufgestellten Sätze, welche über die Beschaffenheit der Functionen  $P$  und  $F$  etwas angeben, als besondere Fälle sich darstellen.

Für eine völlig klare Auffassung der Folgerungen von besonderen und allgemeinen Wahrheiten muß der Anfänger sich eine Zeichnung entwerfen, die Folge der Winkel veranschaulichen, und dadurch die Functionen selbst sich mehr und mehr vergegenwärtigen. In allen bisherigen Untersuchungen ist für die Functionen  $P$  und  $F$  jene Folge als wesentliche Bedingung vorausgesetzt worden, um die beliebigen Annahmen gesetzmäßig zu machen. In den nächsten Betrachtungen wird die Frage beantwortet, in wiefern eine veränderte Folge möglich ist. Die hiefür entwickelten allgemeinen Gesetze enthalten für die Anwendung mehrere sehr wichtige Gesichtspuncte, welche bisher nicht klar behandelt wurden. Denn mit

Hülfe derselben wird es möglich, einzelne Gleichungen hinsichtlich der Frage zu prüfen, ob jede etwas Neues, für sich Bestehendes, oder nur das, durch andere Gleichungen schon Ausgedrückte in anderer Form enthalten, und ein einfaches Mittel zur Ableitung weiterer nützlicher Folgen zu gewinnen. Aus einer kurzen Uebersicht wird dem bedachtamen Leser klar, daß von einem allgemeinen Gesetze in früheren Sätzen nur Gebrauch gemacht, und die Mannichfaltigkeit der Anwendung durch Vorschriften erweitert wurde. Nicht weniger belehrend sind die Erläuterungen, in wiefern einzelne Sätze recurrirende Bildungsweisen für die Functionen  $P$  und  $F$  enthalten, und ein instructives Mittel darbieten, die unabhängige Bildung derselben herzuleiten.

Den Weg, welcher bey der Fortsetzung des Ableitungsgeschäftes zu wählen ist, bezeichnet er dem Anfänger klar und deutlich durch verschiedene allgemeine Vorbemerkungen und durch die Ableitung selbst. Rec. würde aber hieraus kein Geschäft machen, weil dieses an und für sich der Mathematik fremd ist, und es der Vf. selbst nicht statuiren will, sondern er würde aus der Darstellung mehr eine Verfolgung der Gesichtspuncte machen, mittelst welcher dem Lernenden die das Ganze Verfahren beherrschende Ideenreihe klar wird, um für weitere Ableitungen sichere Anhaltspuncte zu besitzen. In wie weit durch die Betrachtungen der Schluss auf das gesuchte vollständige Gesetz der Bildung einer Function begründet ist, erläutert der Vf. mittelst sechs besonderer Bedingungen; die hiebey gebrauchten Zeichen und die für die nachfolgenden Erläuterungen eingeführte bestimmtere Bezeichnung erleichtern den Vortrag sehr, und dürften wegen dieses Vortheils besondere Billigung verdienen. Rec. hat die Darstellungen von der unabhängigen Bildungsweise der Functionen  $P$  mit steigendem Interesse gelesen, und empfiehlt dem Anfänger, die Bildungsweise der Functionen  $F$  selbstständig abzuleiten, und des Vfs. Verfahren, wonach sie aus dem Bildungsgesetze der Functionen  $P$  entwickelt ist, mit den eigenen Resultaten zu vergleichen, weil hiedurch das klare Verständniß sehr befördert wird. Die meisten Sätze sind sowohl wegen ihres Umfanges, als auch wegen der Bestimmtheit in der Ausdrucksweise aufmerksam zu betrachten; daß sich letzte durch die bisher gebräuchlichen Hülsmittel der Analysis nicht erreichen lassen sollen, bezweifelt Rec. um so mehr, als er gerade durch diese letzten verschiedene allgemeine Gesetze, welche der Vf. mittheilt, entwickelt, und den Vortrag desselben geprüft hat. Theilweise wird an Kürze gewonnen; hinsichtlich der Bestimmtheit und Klarheit aber kann er in den Darstellungen des Vfs. keinen besonderen Vorzug vor der gewöhnlichen Behandlungsweise erkennen.

(Der Befchluss folgt im nächsten Stücke.)

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

J E N A I S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## MATHEMATIK.

HEIDELBERG, b. Groos: *Die allgemeinsten Gesetze der sphärischen Polygonometrie und der allgemeinsten Gleichungen der gauchen Polygone* entdeckt und dargestellt von Dr. Anton Müller u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Ableitbarkeit vieler anderer, zum logischen Fortschreiten höchst nöthiger Sätze sieht der Sachverständige leicht ein; für den weniger geübten Leser leitet der Vf. eine Reihe derjenigen Sätze ab, welche auf die Umgestaltung und Zerlegung einzelner und auf die Vereinigung mehrerer Functionen P und F Bezug haben. Da ihm aber die Producten-Massen zum logischen Gebrauche viel zu weitläufig erscheinen, so nimmt er vier neue Functionen zu Hülfe, betrachtet ihre Theorie, und nimmt von ihnen vorerst nur hypothetisch als wahr an, dass sie zweckmässig seyen. Die analytische Ableitung begründet die Gültigkeit der verschiedenen Voraussetzungen, und eröffnet demjenigen, welcher sich von einer weiteren Verfolgung der Wahrheiten angezogen fühlt, ein weites und fruchtbares Feld, in welchem er sich um so leichter und sicherer bewegt, je mehr er in die Darstellungsweise des Vfs. eindringt, und die von diesem abgeleiteten Gesetze durch eigenthümliche Studien sich vergegenwärtigt. Will der geübtere Leser die frühere Bezeichnungsweise nicht aufgeben, so bieten ihm die Untersuchungen des Vfs. die zweckmässigste Gelegenheit dar, dieselbe zu versuchen, und sich mittelst der letzten zu allgemeinen Wahrheiten zu erheben, welche der Vf. meistens in Functionen mitgetheilt hat. Die Entwicklungsweise ist in der Art zusammenhängend, dass einzelne Partien sich nicht herausheben lassen, ohne den Ideengang nutzlos zu zerstückeln; sie besteht meistens in Form-Gleichungen und Reihen von Functionen, welche unter Anderem zu erkennen geben, dass sich für jede Function P und F eine Zerlegungsformel angeben lässt, in welcher ein willkürlicher Winkel eingeführt ist, bey dessen Wahl es nicht auf den Werth, sondern auf die Form und auf die Beschaffenheit der Winkelreihe der zu zerlegenden Function, und zugleich auf den Zweck ankommt, wesswegen er aufgenommen wird. Drey einzelne Gesichtspuncte in einem Beyspiele dienen als Andeutung, dass die Einführung willkürlicher Winkel

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

in die Zerlegungsproducte auf eine bestimmte Anzahl Winkel nicht beschränkt ist. Mit diesen Untersuchungen schließt der Vf. die erste Abtheilung, ohne die darin enthaltenen Gesetze, wenigstens die Hauptsätze kurz zu wiederholen, und in einer Uebersicht die gewonnenen Resultate mitzutheilen. Ob es nicht zweckmässig erschienen wäre, ein oder das andere besondere Beyspiel zu behandeln, und daran die vorzüglichsten Gesetze zu veranschaulichen, überlässt Rec. dem aufmerksamen Leser; für den Anfänger würde daraus mancher Vortheil erwachsen seyn, der zur Empfehlung der Schrift viel beygetragen haben dürfte; daher wünscht jener, der Vf. hätte hierauf die geeignete Rücksicht genommen.

In der zweyten Abtheilung erweitert er die Untersuchungen durch die Ableitung der allgemeinsten Gleichungen der sphärischen Polygonometrie mit der Bemerkung, dass für die Bestimmung des Zusammenhanges der  $2n$  Winkel des vorausgesetzten sphärischen Polygons die in der ersten Abtheilung betrachteten Functionen P, F u. s. w. ein eben so nothwendiges als nützliches Mittel seyen; dass aber außer denselben noch die Zuziehung anderweitiger Voraussetzungen, durch welche an dem in Rede stehenden Polygone keinerlei Modification bewirkt werde, erforderlich sey, bey deren Wahl es wesentlich darauf ankomme, dass mittelst derselben nicht bloß eine oder mehrere, sondern alle möglichen Relationen, so weit sie als Grundlagen gelten, entwickelt werden könnten. Ob nicht zweckmässiger verfahren würde, wenn man eine Zeichnung zu Hülfe nehme, und an ihr jenen Zusammenhang nachweise, entscheidet Rec. nicht absolut, glaubt aber, dass hiedurch nicht allein die Voraussetzungen grössere Sicherheit und Klarheit, sondern auch die Untersuchungen und daraus gewonnenen Resultate eine grössere Gründlichkeit und Bestimmtheit erhalten hätten. Die Ableitung der auflösenden Gleichungen, und derjenigen, welche jenen Zusammenhang bestimmen aus einer Zeichnung, hat für den Lernenden wesentliche Vorzüge; ihm dürften die mancherley Voraussetzungen nicht sehr zusagen, wohl aber die positiven Entwicklungen willkommen seyn. Die vom Vf. für höchst zweckmässig gehaltenen Annahmen betreffen die Festsetzung irgend eines Punctes O, der nicht Punct einer der  $n$  Flächen des Polygons ist, nebst den zu verschiedenen Flächen normalen geraden Linien u. s. w., und die zum Auf-

fassen dargebotenen zwey Reihen ebener Vierecke, wobey es vorzüglich auf die umsichtige Benutzung der Eigenthümlichkeiten dieser Vierecke ankommt. Mit Hülfe einer Eigenschaft dieser Vierecke rückfichtlich der Winkel stellt er die zwischen den Seiten und Winkeln Statt findenden Sätze nach den bisher gebräuchlichen Functionen des Sinus und Cofinus auf, ersetzt aber letzte durch seine früheren Feststellungen, indem er  $\cos. a_m = P [90^\circ + a_m]$ ,  $\sin. a_m = P [a_m]$  und  $-\cos. a_m = P [270^\circ + a_m]$  u. s. w. setzt, und dann die jedesmaligen zwey gewöhnlichen Functionen für die beiderley Vierecke nach dieser Bezeichnung umgestaltet, wodurch er vier Sätze darstellt, welche möglichst allgemein sind, und eben darum die Bildungsgesetze für die ganze Reihe besonderer Sätze enthalten, durch deren Zuziehung die Bestimmung des Zusammenhanges der  $2n$  Winkel nach des Vfs. Ansicht leichter und vollständiger möglich werde.

Während man beym Gebrauche der Functionen Sinus und Cofinus sehr zweckmäsig vom Besonderen zum Allgemeinen sich erhebt, d. h. die goniometrischen Functionen auf das Viereck, Fünfeck und Vieleck anwendet, und hiedurch auf eine dem menschlichen Geiste und Verbindungsvermögen entsprechende Weise verfährt, beobachtet der Vf. diesen Weg nur theilweise, indem er wohl das Viereck zum Grunde legt, aber doch allgemeine Formeln angiebt, welche sich vorzugsweise mit der Beschaffenheit der Winkel befassen. Dafs seine Bezeichnungen für das Viereck kürzer, allgemeiner und klarer seyn sollen, wird wohl kein Sachverständiger zugeben, obwohl Rec. der Darstellung der vollständigen Reciprocität in der Abhängigkeit der Winkel des einen Polygons von denen des anderen seinen Beyfall giebt, indem dieselbe erkennen läßt, dafs man jedes Polygon als das dem anderen zugehörige bezeichnen kann. Der Vf. verfährt zur Begründung der verschiedenen Wahrheiten, welche er in Gleichungen ausdrückt, nicht allein consequent, sondern auch umsichtsvoll und klar, wodurch seine Darstellungsweise an Interesse sehr gewinnt, weil nebst dieser zureichenden Begründung von Sätzen stets einige derselben die Vorschriften zur Bildung eines Systems von Werthen anderer fraglicher Gröfsen enthalten, und die Entwicklung eines oder des anderen Systems von Werthen dadurch erleichtern, dafs sie aus sich auf ein Bildungsgesetz von Werthen schliessen lassen.

Durch die Benutzung und Verknüpfung des Eigenthümlichen von Vierecken, welche der Vf. voraussetzt, bildet er ein System von Werthen für jede der angenehmen Linien, und zeigt er, in wie weit es nachweisbar ist, dafs Sätze für einen bestimmten Werth einer in der Formel vorkommenden Gröfse wahr sind, und aus ihnen die Wahrheit für andere Sätze sich ergibt. Einzelne Formeln herauszuheben, ist nicht wohl thunlich, daher Rec. auf das Werk selbst verweist, und dessen sorgfältiges Studium empfiehlt. Die wichtigeren Sätze sind stets mit eigenen Numern versehen, wodurch das Zurückweisen auf sie

sehr erleichtert ist, und die Ableitung der Gesetze um so verständlicher wird, je mehr sich der Leser mit den Eigenthümlichkeiten des Vfs. vertraut macht, und je mehr er bemühet ist, die allgemeinen Gesetze durch besondere Sätze zu erläutern. Es bleibt keine Seite, von welcher aus die Sätze, welche die Eigenschaften der Vierecke betreffen, als Hülfsmittel zur Ableitung von Gleichungen zwischen den Winkeln eines sphärischen Polygons betrachtet werden können, unbeachtet, indem jene Sätze selbst im Einzelnen ohne Verbindung des einen mit einem anderen untersucht werden. Jedoch wird die Ableitung vieler Sätze unterlassen, und der Leser auf die eigene Behandlung derselben verwiesen, ohne die Darstellung der Richtigkeit derselben auf zweyerley Wegen zu übersehen. Selbst in Ansehung ihrer Bedeutung und der unmittelbaren Folgerungen, welche sich aus ihnen ziehen lassen, findet der Leser ausführliche Untersuchungen, welche manche der früheren Sätze als besondere Gesetze erscheinen lassen. Jede Gleichung drückt meistens ein besonderes Gesetz aus, deren jedes von jedem derselben verschieden ist. Der innere Zusammenhang, in welchem die Gleichungen mit einander stehen, und die in ihnen liegenden Gesetze verdienen allgemeinen Beyfall, welcher besonders dadurch erhöht wird, dafs aus den Untersuchungen hervorgeht, in wiefern später gewonnene Sätze in früheren allgemeinen Gleichungen enthalten sind, und sich zwölf allgemeine Gleichungen ihrer Bedeutung nach auf sieben zurückführen lassen, deren jede auf das Bestehen einer Reihe besonderer Gesetze schliessen läßt, und für die Bildung der letzte enthaltenen besonderen Gleichungen die Norm angiebt. Ein besonderes Verdienst des Vfs. besteht noch darin, dafs diese sieben allgemeinen Bildungsnormen aufgestellt, und die besonderen Gleichungen angegeben sind.

Diese Gleichungen enthalten die Bildungsvorschriften, und erschöpfen Alles, was hinsichtlich der allgemeinen Abhängigkeitsweisen zwischen den Winkeln eines sphärischen Polygons als möglich gedacht werden kann; hievon überzeugt sich der Leser durch aufmerksames Studium der Betrachtungen des §. 63, worin unter Anderem nachgewiesen wird, dafs, wenn die Anzahl der in jeder Gleichung enthaltenen Winkel als unterscheidendes Merkmal aufgefaßt wird, nur drey Classen von Gleichungen möglich sind; solche, in deren jeder  $2n - 2$  Winkel, oder solche, in deren jeder  $2n - 1$ , und solche, in deren jeder alle  $2n$  Winkel des Polygons vorkommen. Diese drey Classen von Gleichungen betrachtet der Vf. im Besonderen, und stellt dabey als Thatfache fest, dafs durch sieben allgemeine Gleichungen alle Grundgleichungen, welche zwischen den Winkeln Statt finden können, vollständig vorhanden sind, aus denen sich theils unmittelbar, theils durch Combination noch vier andere Sätze ableiten lassen, wodurch wohl viel gewonnen ist, aber die Auffuchung von Grundgleichungen zwischen Winkeln eines sphärischen Polygons nicht für immer geschlossen seyn mag. Rec. hat wenigstens durch Verfolgung des Ideenganges des Vfs. gefunden,

dafs sich jenes Auffuchen noch weiter ausdehnen läfst, und dafs sich viele Gleichungen des Vfs. noch weit mehr reduciren lassen. Das Mittheilen der hiefür geltenden Gesichtspuncte würde übrigens den Rec. zu weit führen, wiewegen er dasselbe für einen anderen Ort verpart, und sich mit der für den Vf. ehrenvollen Bemerkung begnügt, dafs letzter ihn auf manche Beziehungen aufmerksam machte, welche seine den Gegenstand betreffenden Studien sowohl erweiterten, als auch manche interessante Resultate für Anwendungen sicher stellten, und seinen Forschungen eine fruchtbarere Richtung gaben.

Die Gleichungen eines sphärischen Dreyeckes werden sowohl nach den Bezeichnungen des Vfs., als auch nach den Functionen des Sinus und Cosinus im Besonderen dargelegt. Ob die bisher über sphärische Trigonometrie erschienenen Schriften dürftig und unbehülflich sind, weil sie manche Sätze, welche der Vf. zuerst gegeben haben will, nicht enthalten sollen, möchte Rec. nicht für völlig richtig annehmen, da er seit dem Erscheinen der Schrift des Vfs. manche treffliche Arbeit über die sphärische Trigonometrie, z. B. die Elemente der ebenen und sphärischen Trigonometrie von *Grunert*, kennen lernte, welche der Ansichten des Vfs. mit keinem Wort erwähnen, und da dieser treffliche Mathematiker die Gesetze dargestellt hat, wie sie hier nicht berührt sind. Hierüber will er jedoch mit dem Vf. nicht rechten; mögen ihm jene Mathematiker das Gehörige entgegen, deren Arbeiten er für mangelhaft, dürftig und unbehülflich erklärt.

Der ganze Zweck der Polygonometrie besteht in der Aufgabe, die Sätze abzuleiten, welche zur Darstellung jeder durch die Natur der Sache zulässigen Combination von beliebig vielen Winkeln eines sphärischen Polygons durch andere Winkel desselben dienen, über deren innerhalb Anzahl gewisser Schranken frey verfügt werden kann. Die sieben Grundgleichungen des Vfs. enthalten einen Theil dieser Sätze; eine weitere Reihe derselben entwickelt er; dann folgt die Auflösung von zwey Aufgaben, auf welche sich alle Forderungen zurückführen lassen. Sie verdienen ein sorgfältiges Studium, und sind darum in ihrem inneren Zusammenhange zu betrachten, um die besonderen Aufgaben aus ihnen abzuleiten, und für die folgenden Untersuchungen anzuwenden. Es werden nämlich noch mehrere Gleichungen entwickelt, welche verschiedene allgemeine Gesetze enthalten, und den großen Reichthum von Sätzen zu erkennen geben.

Für die Bestimmung des Zusammenhanges zwischen den Winkeln und zwischen den Seiten und Winkeln eines gauchen Polygons setzt er  $n$  Punkte so voraus, dafs keine vier derselben mit einander in einer ebenen Fläche liegen, zählt er die Neigungswinkel so, dafs, wenn jeder derselben  $= 180^\circ$  ist, das gauche Polygon ein ebenes wird, und erörtert er den Zusammenhang zwischen den  $m$  Winkeln und zwischen diesen und  $n$  Seiten desselben. Um aber diese beiden Aufgaben zu lösen, nimmt er andere Voraussetzungen zu Hülfe, welche an den Bestandtheilen

des gauchen Polygons nichts ändern, und einen Punct, der nicht Punct einer der ebenen Flächen ist, oder gerade zu den Flächen normale Linien betreffen. Die Betrachtungen sind kurz nach den Bezeichnungen des Vfs. durchgeführt, rein analytisch gehalten, und bieten dem Leser die erforderlichen Gesichtspuncte dar, welche zur Einsicht in jenen Zusammenhang nothwendig sind.

Diese Mittheilung des in der Schrift befolgten Ideenganges mag den Leser auf dasjenige hinweisen, was er in ihr suchen darf, und wie die einzelnen Gegenstände behandelt sind. Die Darstellungsweise scheint bey dem mathematischen Publicum noch keine allgemeine Anerkennung gefunden zu haben, verdient jedoch besondere Berücksichtigung. Weitschweifigkeit zeigt sie überall, und im Ausdrucke selbst vermisst man oft Bestimmtheit und Klarheit. Die Sprache ist nicht selten unbeholfen, und ermangelt der Eleganz, welche hie und da auch in den Entwicklungen der Functionen und Gleichungen vergebens gesucht wird. Möge die Schrift viele Leser, und der Vf. für seine Untersuchungen sich belohnt finden. Papier und Druck sind gut.

R.

## P Ä D A G O G I K.

ESSEN, b. Bädecker: *Organismus des Sprachunterrichts in der deutschen Volksschule.* Von C. T. Goltzsch. (Aus den Rheinischen Blättern besonders abgedruckt.) 1833. 44 S. 8. (4 gr.)

Unfreitig ist Sprachbildung einer der Hauptzwecke jeder Schule. Aber der glücklichen Erreichung desselben stehen noch immer von Seiten des Unterrichts manche Hindernisse entgegen. Manche Lehrer sind wohl noch der Meinung, als ob sich dieselbe durch Mittheilung gewisser Formen bewirken, oder durch immerwährendes Hinweisen auf die Regeln der Sprache aneignen lasse. Sie wundern sich nun, wenn sie im Bewusstseyn möglichen Fleisses dennoch mit manchem Zöglinge dem Ziele nicht näher gekommen sind, als sie meinten. Eine eben so wenig seltene, als erklärbare Erscheinung. Offenbar liegt hier nur eine einseitige Ansicht zum Grunde. Es ist nämlich leicht einzusehen, dafs Sprachbildung im wesentlichen Zusammenhange mit der Geistesbildung stehe. Mithin wird jene ohne die letzte unwirksam und todt bleiben müssen. Dagegen wirkt jede Geistesbildung förderlich auf die Sprachbildung, doch ohne sich nothwendig vollkommen in ihr darzustellen. Die Sprache ist aber nicht unmittelbar Darstellung des Geistes, sondern eine streng vermittelte durchs Denken, und es kommt bey der Sprachbildung darauf allein an, diese Vermittelung zu bewirken. Diese Vermittelung ist für die Entwicklung des Geistes selbst wesentlich. Sie ist daher Hauptaufgabe für die Schule, und darf in sofern auch der Volksschule nicht fremd seyn. Für Kinder von 6 bis 8 Jahren gehören vornehmlich 3 Unterrichtsgegenstände: vom übersinnlichen Leben und Bewusstseyn, oder von dem, was *in* und *über* uns ist, als der Grund alles erscheinenden Daseyns; der Unterricht von den sinn-

lichen Dingen, oder von dem, was *aufser* uns ist; endlich der Unterricht im Lesen und Schreiben in engster Verbindung als einziger Unterrichtsgegenstand. Beide erste stehen in einem wesentlich inneren, letzter in einem äusseren Verhältnisse zur Sprachbildung. Der erste Unterricht soll sein tiefstes inneres Wesen in dem Kinde zur Erscheinung, und mit dem ewigen Grunde aller Dinge in Verbindung bringen. Er ist geistbildend und von unendlichem Werthe, weil jede Bildung, ohne die, welche er bezweckt, werthlos wäre. Dennoch, wiewohl er das innerste Leben und Bewusstseyn entwickeln soll, und damit das, was die Quelle alles lebendigen Denkens und Sprechens ist, darf doch nur jenes, nie dieses sein Ziel seyn. Darf nun gleich der erste Unterrichtsgegenstand Sprachbildung nie für sich bezwecken, so geschieht Denkentwicklung und Sprachbildung auf dem zweyten. Der erste Unterricht von den sinnlichen Dingen hat zur Aufgabe, an dem durch die Anschauung zum Bewusstseyn Gebrachten das Denken und die Darstellung desselben in der Sprache zu entwickeln, und verfolgt darum durchgängig auf jeder Stufe ganz gleichmäsig die Erweiterung der Kenntnisse, wie die Denkentwicklung. Unstreitig ein Hauptpunct bey der Sprachbildung. Beide Dinge müssen in Verbindung vorhanden seyn, wenn diese gelingen soll. Man wundere sich darum nicht über die etwa mangelhaften, dürftigen, einseitigen, unzusammenhängenden schriftlichen Proben eines Schülers. Der mangelhafte Unterricht macht es erklärbar. Der erste Unterricht aber beginne mit den Dingen im Kreise der Anschauung, wodurch das Kind neue Vorstellungen von den Dingen aufser sich sammelt. Man läst darüber Urtheile bilden. Diese werden in einfachen, später in zusammengesetzten Satzformen ausgesprochen. Man behandelt diese mannichfaltig. Anregende Fragen, welche in vollständigen Sätzen beantwortet werden müssen, folgen. Die zweyte Stufe führt zur Auffassung der Zahl der gleichartigen äusseren Dinge, und damit zum abstracten Zahlbegriffe. Sie ist denk- und sprachbildend. In der dritten Stufe wird das Kind zur Auffassung der Theile der Dinge, zunächst der ungleichartigen, dann der gleichartigen geführt. Dann lernt es die *Form* und eine vergleichende Anschauung der Grösse der Dinge kennen. Eine andere Stufe führt zur Auffassung der Merkmale der Dinge, oder läst sie diese in ihrem Werden und Zuständen betrachten. Man führt nun zur Auffassung des Verhältnisses der Dinge unter einander und ihrer Zustände und in Beziehung auf den Menschen. Hat man auf die bezeichnete Weise den Unterricht ertheilt, so ist in so weit die Sprachbildung des Kindes gehörig begründet, das es nicht blofs die einzeln von ihm mit Bewusstseyn gedachten und gesprochenen Sätze zu wiederholen, sondern auch das in denselben vorgekommene Gleichartige neben einander stellen, und in Verbindung zu bringen im Stande seyn wird. Es ist nun fähig, ein Ganzes, einen Aufsatz zu bilden. Der dritte Unterrichtsgegenstand, welcher es mit der äusseren Seite der Sprachbildung zu thun hat, ist ein wichtiges Mittel zur Sprachbildung. Lese- und Schreib-Unterricht aber soll gleichzeitig beginnen, und in innigster Beziehung auf einander und gegenseitiger Unterstützung fortgeführt werden. Voran müssen Laut- und Zeichen-

Uebungen gehen. Der Schreibunterricht ist als eine technische, die Sprachbildung bezweckende Fertigkeit zu betrachten. Der Leseunterricht soll durch ein gutes Lesebuch geschehen. Ein solches müste sich an den oben bezeichneten Stufengang in der Lehre von den sinnlichen Dingen anschliessen, anfänglich einfache, dann immer mehr ausgebildete Sätze enthalten. Dann würden Darstellungen aus dem Volks-Naturleben, aus der Geschichte der Provinz, des ganzen Volks, des Menschengeschlechts, des Reiches Gottes insbesondere folgen. Endlich würden Dichtungen in ungebundener und gebundener Rede folgen. Mit dem ersten Leseunterricht aber würde schon die Auflösung der gelesenen Sätze, der darin verhandelten Dinge, deren Zustände, Merkmale und Bestimmung verbunden werden müssen. Es wird so nach und nach ein abstracter Begriff von der Sprache als Form gegeben, oder vielmehr von den Kindern gefunden. Nach und nach aber verschwindet die auf jedes einzelne Wort und seine Form beschränkte Analysis, und an die Stelle treten einfache Uebungen, die fremden Gedanken in eigener Form wiederzugeben. Damit läuft der zweyte Theil des Unterrichts parallel fort, nämlich die mündliche und schriftliche Darstellung des *eigenen* Denkens der Kinder. Hier nun ist es weniger um Darstellung des Denkens im einfachen Satze, aber vorzugsweise auf Darstellung eines auf einen Gegenstand der Betrachtung sich beziehenden Denkens in kleinen mündlichen und schriftlichen Aufsätzen zu thun. Das Kind erhält nun den abstracten *Begriff* und *Namen* eines angeschauten Gegenstandes, seine *Theile*, *Zahl*, *Merkmale*, *Form*, *Grösse*, *Lage*, *Zustand*, sowie *Ursache* und *Zweck* desselben. Man macht bemerklich, das man einen Gegenstand nicht von allen, sondern nur für uns wichtigen Seiten zu betrachten nöthig habe; aber auch so verfahren könne, das man ihn nur von einigen Seiten, diese aber wieder für sich betrachten lehrt. Auch der höhere Leseunterricht verdient besondere Aufmerksamkeit, und ist das höchste Ziel der Volksschule. Lesen können, d. i. die Gedanken Anderer nicht nur äusserlich auffassen, auch nicht blofs durch sie ins Bewusstseyn des Anderen eintreten, sondern auch das Verhältniß eines fremden Denkens zum eigenen erfassen, und das so gewonnene Verständniß durch Ton und Laut selbst wieder zur sinnlichen Darstellung in gegebener Form bringen zu können, ist das höchste Ziel der Denk- und Sprach-Bildung. Wer *lesen* kann, hat Sprachbewusstseyn im wahren Sinne gewonnen, und nur der, welcher es kann. So wie übrigens vorliegende Anweisung den ganzen Volksunterricht auf drey Gegenstände: Erkenntniß der über sinnlichen Welt — Erkenntniß der sinnlichen Welt — sinnliche Mittel der Darstellung dieser Erkenntniße (auch Gesang) — bezogen wissen will, alle aber nicht aufser, sondern in einander liegen, so hat sie auch den Sprachunterricht in der Volksschule, als ein in allen Theilen verbundenes organisches Ganzes, wiewohl nichts Selbstständiges, sondern mit *allen* übrigen Unterrichtsgegenständen wiederum Verbundenes darstellen wollen. Rec., in der Hauptsache mit dem Vf. vollkommen einverstanden, empfiehlt diese Schrift dem weiteren Nachdenken prüfender Volksschullehrer.



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## M U S I K.

FRANKFURT a. M., b. Sauerländer: *Kritische Terminologie für Musiker und Musikfreunde.* Von Karl Gollmick. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. XII u. 252 S. kl. 8. elegant brsch. (21 gr.)

Die Erwartungen, welche der Titel dieser in ihrer ersten Auflage uns unbekannt gebliebenen Schrift erregt, stimmt der Vf. selbst gleich in der Vorrede sehr herab. Jener läßt nämlich eine nicht nur für Musikfreunde (Dilettanten), sondern auch für Musiker (doch wohl Männer vom Fach?) genügende, und demnach Alles umfassende Terminologie hoffen, deren tüchtige Ausführung allerdings eine höchst verdienstliche Arbeit gewesen seyn würde; die Vorrede aber beschränkt diese Hoffnung durch die Bemerkung: „Auserdem habe ich dem Dilettanten sowohl, als der wissbegierigen Jugend noch Anschauungen (Aufklärungen, Rec.) über Wörter zu geben gesucht, die in der musikalischen Conversation unerläßlich erscheinen, und deren Begriffe in vielen zerstreuten Werken, mitunter höchst unvollständig gezeichnet sind (*sic!*). Solche Wörter (Kunstaussprüche, Rec.), die auser diesem Bereiche liegen, d. h. tiefer in das (hier fehlt das Wort *Gebiet*, Rec.) des Generalbasses eindringen (und — fügt Rec. hinzu — in das der Musikwissenschaft im Allgemeinen, falls nämlich überhaupt Wörter tiefer in irgend eins *eindringen* können, was auser dem Vf. noch Niemand behauptet hat), habe ich weggelassen, weil der Dilettant sie nicht suchen, und der Künstler nicht vermissen wird.“ Bekanntlich fragen und suchen aber gerade „wissbegierige“ Dilettanten am allermeisten — und da von der großen Mehrzahl der Künstler das Wort gilt: „*Le musicien lit peu*“, so möchte es auch für Viele unter ihnen erwünscht gewesen seyn, Alles in das Fach der Terminologie einschlagende hüßlich bey einander zu finden, und des Nachsuchens in den vielen „zerstreuten“ Büchern überhoben zu seyn. — Dabey hat aber der Vf. doch auch wieder gar große Dinge im Auge gehabt. Man höre den Vorredner! „Allen jenen sich widersprechenden oder doppelsinnigen, noch dazu durch Tradition und Copie verunstalteten Empfindungsausdrücken (besser: Bezeichnungen, Rec.), so

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

wie den durchaus schwankenden Modificationen und Tempobezeichnungen (was soll man unter Modificationen verstehen? Rec.) eine möglichst fest stehende Bedeutung zu geben, wie *dieselbe* nach dem Sinne der besseren Werke verstanden und künftig gebraucht werden *möchten* (wie soll man hier construiren? Rec.), schien mir so sehr ein Gegenstand des allgemeinen Bedürfnisses, daß das Gefühl der schwierigen Ausführung davon verdrängt wurde. Nicht weniger beabsichtige ich dabey, dem Componisten das Aufsuchen des für den zu wählenden (*bereits gewählten*, Rec.; denn schwerlich wird sich irgend ein Componist von Hn. Gollmick den zu wählenden *Gefühlsausdruck* vorzeichnen lassen) Gefühlsausdruck bestimmt bezeichnenden Wortes zu erleichtern, wobey immer die *Anwendung*, welche unsere ersten Tonsetzer davon gemacht, ebenfalls zum *Wegweiser* (besser: Führerin, Rec.) gedient hat. Vielleicht veranlasse ich dadurch unsere Hohenpriester zu einer gänzlichen Reform, indem sie in zweckmäßiger Uebereinstimmung (giebt es auch wohl eine unzweckmäßige? Rec.) den Faden bis zum Ende spinnen, den ich hier anknüpfe.“ Sonderbar! höchst sonderbar! Der Vf. versichert, in Erörterung der Kunstaussprüche der Anwendung gefolgt zu seyn, welche die ersten Meister davon gemacht haben, und nun sollen sich eben diese ersten Tonsetzer, welche doch wohl allein den Namen „Hohenpriester“ verdienen, von ihm reformiren lassen und seinen Faden fortspinnen. — Damit hat es aber gewiß gute Weile!

An diesen Stilproböchen aus der Vorrede zur ersten Auflage werden unsere Leser bereits genug haben. Die zur zweyten ist fast noch confuser. Man sehe, wie unser kritischer Terminolog mit der deutschen Sprache umspringt. „Jedenfalls (schreibt er) werden Componisten aus einer rubricirten Zusammenstellung bis S. 43 den Vortheil schöpfen können, *das ihre Empfindung zu bezeichnende Wort* — wenn dieselbe nicht gar zu subtil ist — mit raschem Ueberblicke aufzufinden.“ — Wenn der Vf. die Mutterprache mit solcher Incorrectheit, mit so großem Mangel an logischer Präcision und Bestimmtheit handhabt, wie es in beiden Vorreden der Fall ist, welche als Muster gelten können, wie man nicht schreiben soll: was kann man da von seinen sonstigen lin-

guistischen Kenntnissen erwarten, zumal wenn man gleich S. 1 in der Ueberschrift auf „Abreviaturen“ stößt, und, vieles Andere zu geschweigen, S. 56 unmittelbar unter einem „*Hipogryph*“ eine „*Hyppocrene*“, und dann auf derselben Seite wieder „*Syrenen*“ findet. Zwar finden sich diese Artikel im Register zum Theil in anderer Schreibart vor — aber wie wollen die armen „Hohenpriester, Musiker und Musikfreunde“ nun wissen, welcher Schreibart in diesem reformatorischen Werke sie am sichersten folgen können, da durchaus kein Druckfehlerverzeichniß, welches bey solchen didaktischen Werken unerlässlich nothwendig ist, das Unrichtige anzeigt? — Was kann es den Hohenpriestern u. s. w. helfen, wenn der Autor mit unvergleichlicher Naivetät S. 97 den Artikel „*Dedication*“ also giebt: „*Dedication*, Zueignung.“ — Z. B. die berühmte: „*Sei quartetti etc.*“, worauf dann der vollständige Titel der allerbekanntesten Quartetten von der Welt mit großen Buchstaben auf einer halben Seite abgedruckt erscheint: *Ex ungue leonem!* — Für eine „kritische“ können wir diese Terminologie bloß in sofern erkennen, als sich der Vf. in der kritischen Lage eines Autors befindet, der geschrieben hat: ohne *geregelten* Plan; ohne tiefere Kenntniß der Muttersprache, geschweige denn der übrigen; mit sehr geringer Benutzung besserer Quellen und mit Beweisen von ziemlicher Oberflächlichkeit und Mangel an Klarheit in der Darstellungsweise, wobey es indess an absprechender Anmaßlichkeit im Urtheilen keineswegs fehlt.

Das Buch ist ohne bestimmten Plan geschrieben, und wir wissen daher durchaus nicht, wem wir es empfehlen sollen. Hohepriester der Tonkunst und gebildete Musiker und Dilettanten wissen sicherlich weit mehr, als das Buch lehrt, und gewiß auch Vieles besser. Für ganz Unwissende aber sind viele Parteen in zu unverständlicher Kürze gehalten, als daß sie daraus klug zu werden vermöchten. Das Verzeichniß der italiänischen Tempi- und Vortrags-Bezeichnungen ist weder vollständig, noch die Verdeutschung derselben überall genügend, und der Vf. hat nicht im Geringsten darauf hingewiesen, daß vorzüglich ältere Componisten mit gewissen Tempibezeichnungen (bey übrigens relativ ganz consequentem Gebrauche derselben) zum Theil andere Vorstellungen des Bewegungsmaßes verbanden, als es heut zu Tage der Fall ist. Deutet doch ein *Mozart'sches* und *Haydn'sches* Allegro nicht denselben Grad der Schnelligkeit in der Bewegung an, welchen man sich heut zu Tage unter jenem Worte vorstellt. Wer das nicht weiß, läßt sich bey dem Vortrage älterer Werke leicht Mißgriffe zu Schulden kommen. — Seit Einführung der metronomischen Bezeichnungen haben nun aber jene stets schwankenden und unsicheren durch Wörter ihren Werth so ganz verloren, daß Componisten sie völlig entbehren können, sobald sie sich nur die so geringe Mühe geben wollen, das Bewegungsmaß nach *Mälzel* oder nach *G. Weber* zu

bestimmen, dessen metronomischer Apparat (welchen auch der Vf. angegeben hat) so leicht und wohlfeil herzustellen ist, als man es nur wünschen mag.

Ueberhaupt sehen wir gar nicht ein, weshalb wir Deutschen den Italiänern und Franzosen bey unserm anerkannten Uebergewicht in musikalischen Dingen, immer noch die Ehre anthun, uns bey technischen Bezeichnungen ihrer Sprachen zu bedienen, selbst auch da, wo unsere herrliche Sprache viel treffendere Ausdrücke darbietet, von welchen der Vf. leider nur einen sehr kleinen Theil angeführt hat. Wie sonderbar ist doch die Sitte, nach welcher unsere Tondichter in der Regel auf den Titelblättern ihrer Werke die Franzosen spielen; in den technischen Bezeichnungen italifiren, und dabey dennoch Tongedichte geben, welchen weder Italien, noch Frankreich etwas Ebenbürtiges an die Seite zu stellen hat! — Hilfe uns doch der Himmel, daß wir endlich einmal nur ein klein wenig Nationalstolz gewinnen! Der Vf. hat wenig oder nichts gethan, ihn bey den Musikern zu wecken. Für 3—4, ja noch mehr Fremdwörter, bietet er zuweilen auch da nur Ein deutsches, wo der Reichthum unserer Sprache die mannichfaltigsten und treffendsten Bezeichnungen dargeboten hätte, mit deren Erforschung und Ausbeutung er es sich freylich über die Gebühr leicht gemacht hat.

In Hauptpuncten, wie z. B. Tact, Rhythmus, Tonarten, Contrapunct, Choral- und Fugen-Wesen u. a. m., sind des Vfs. Erörterungen so dürftig, daß der Anfänger sie sicherlich entweder gar nicht, oder, was fast noch schlimmer ist, mißverstehen muß, und gewiß nicht leicht jemand aus ihnen eine klare Vorstellung von dem eben behandelten Gegenstande gewinnen wird, der sie nicht schon vorher besitzt. Dabey ist aber der Vf. da und dort so absprechend, daß es bey dem so häufig sich darlegenden Mangel an gründlichem Studium und tüchtiger Sachkenntniß kaum zu ertragen ist. So fertigt er z. B. die interessanten Versuche, welche zur ästhetischen Würdigung unserer temperirten Tonarten gemacht worden sind, freylich nur unter Anführung eines einzigen Namens (*Weikert*), mit den Worten ab: „Es ist wohl nicht der Mühe werth, solche Declamationen zu widerlegen.“ Hätte er gesagt, daß jener wichtige Punct, wie viele andere, noch der gründlichen Erörterung harre; hätte er, mit kritischer Sichtung, auf das bereits geleistete Wahre und Gute hingewiesen, so würde er sich eine Blöße weniger gegeben haben. — Die Hohenpriester und die besseren Aesthetiker sind sämtlich der Meinung, daß jede unserer Tonarten ihren eigenthümlichen Charakter habe, und wenn wir es in dem, was von ausgezeichneten, fein fühlenden Musikkennern über diesen Punct bemerkt worden ist, nur mit leeren Declamationen zu thun hätten, ey so wären ja die Herren Componisten, welche, zur Erzielung eines eigenthümlichen Colorits und charakteristischer Schärfe in ihren Tongemälden, sich gewisser

seltener gebrauchten, in jeder Hinsicht schwierigen Tonarten bedient haben, gar große Thoren.

Doch bereits schon zu viel Raum haben wir in diesem allgemein wissenschaftlichen Journale einem Buche gewidmet, welches von dem Standpunkte ernster Kritik aus betrachtet, in jeder Hinsicht höchst ungenügend erscheint. — Das Bedürfnis eines solchen Buches ist unleugbar vorhanden, das beweist die zweyte Auflage des vorliegenden Werkleins. Möge die Verlagshandlung, welche es so splendid ausgestattet hat, darauf denken, dem Bedürfnis in gründlicher Weise entgegen zu kommen, als es hier der Fall ist.

φ. μ.

### JUGENDSCHRIFTEN.

DARMSTADT, b. Diehl: *Geschichten und Lehren der heiligen Schrift alten und neuen Testaments*, zum Gebrauch in Schulen bearbeitet von *August Schuhknecht*, Freyprediger und Lehrer an der ersten Stadtmädchenschule zu Darmstadt. Vierte Auflage. 1838. 000 S. 8. (6 gr.)

Dafs es sehr bedenklich, ja sogar gefährlich sey, der Schuljugend das ganze alte Testament in die Hände zu geben, davon sind unbefangene und kundige Richter, insbesondere aber praktische Schulmänner, gewifs überzeugt; und diese Ueberzeugung ist auch die Ursache, dafs man schon seit längerer Zeit theils Auszüge aus der heiligen Schrift für die Jugend bearbeitet, theils, wie die zahlreichen Ausgaben derselben beweisen, in die Schulen vielfach eingeführt hat. Indessen läst sich nicht leugnen, dafs die bisher bearbeiteten Bibelauszüge ihrem Zwecke nicht vollkommen entsprachen. Um nicht von denen zu reden, welche, wie die biblische Geschichte von *Scherer*, die Lehren und Geschichten der h. Schrift verflachten, und den Kindern statt des gläubigen Bibelworts ein alles wahrhaft religiöses Geistes entbehrendes Convolut matter Hypothesen und abgeschmackter Erklärungen gaben, so litten auch die von einem besseren Geiste befehlten an mancherley Fehlern. Theils verliesen sie, wie *Hübner* und *Hebel*, die kräftige und kernige Sprache der Bibel, und konnten darum mindestens die Lectüre derselben nicht ersetzen, theils waren sie in der Auswahl der Abschnitte nicht immer glücklich, wie das von *Kohtrausch*, und selbst von *Engel's* Geist der Bibel gesagt werden mus, theils endlich waren sie durchaus nicht sorgsam genug, alle die Ausdrücke zu vermeiden, welche die Phantasie des Kindes verunreinigten, und zumal in unserer frühreifen Zeit unerfetzlichen Schaden für die Moralität stiften können. Es war daher keineswegs ein überflüssiges, sondern in hohem Grade zeitgemäßes Unternehmen, dafs sich unser Vf. zu der Bearbeitung eines neuen Bibelauszuges entschloß, in welchem er alle die Mängel seiner Vorgänger zu vermeiden suchte. Um so mehr aber verdient er den Dank aller derer, welchen eine gedeihliche Bibel-

lectüre am Herzen liegt, da er seine Arbeit mit großer Sorgfalt und Umsicht, und mit seltenem pädagogischem Tacte ausgeführt, und einen Bibelauszug geliefert hat, welchem wir unbedenklich den Vorzug vor allen ähnlichen Büchern zuerkennen. — Von der Ueberzeugung geleitet, dafs Luthers kräftige und salbungsvolle Sprache vorzugsweise geschickt sey, der Jugend Liebe und Ehrfurcht gegen die heiligen Quellen göttlicher Offenbarung einzuflossen, hat sich der Vf. so eng als nur möglich an den Text der Lutherischen Bibelübersetzung angeschlossen, und sich nur in einzelnen Worten und Wendungen, und da, wo Luthers Satzgefüge den Kindern minder verständlich seyn mußte, oder in Stellen, wo der orientalische Vortrag allzu umständlich ist, Abänderungen, Versetzungen und Zusammenziehungen erlaubt, in allen diesen aber den Ton der Bibel so gut getroffen, dafs dieß der des Bibeltextes nicht ganz Kundige gar nicht bemerkt. Wo aber die Ausdrucksweise der Bibel an sich zum Theil schon wegen der Unbekanntschaft mit den Sitten und Verhältnissen des Morgenlandes nothwendig für das kindliche Alter, oder selbst für minder gebildete Lehrer, nicht ganz deutlich seyn konnte, hat er in den Text (fast so, wie in *Engel's* Geist der Bibel) einzelne Notizen und Erklärungen in Parenthesen eingefügt, und diese von der zweyten Ausgabe an, um sie sogleich als seine Zusätze kenntlich zu machen, mit kleiner Schrift drucken lassen. Diese Notizen und Erklärungen sind aber alle von der Art, dafs der unbefangene Bibelklärer nur ein beyfälliges Urtheil über sie fällen kann, und zwar um so mehr, da sich der Vf. von allen theologischen Systemen frey gehalten, und nur die Bibel aus ihr selbst zu erklären gesucht hat. — Was die Auswahl des Stoffes anbelangt, so hat der Vf. nur das aufgenommen, was ihm als besonders fruchtbar erschien, eine erleuchtete Erkenntnis Gottes und die Verehrung desselben im Geist und in der Wahrheit zu fördern, manche Stücke aber, welche diese Elemente nicht, oder in geringerem Mafse an sich tragen, von denen aber doch der Eine oder Andere vielleicht Gebrauch machen möchte, in den Anmerkungen beygefügt, und dem Lehrer zum Vortrag überlassen. Bey Ausführung dieses Grundsatzes ist er sehr glücklich gewesen, und Rec. hat nur in einigen Puncten eine abweichende Ansicht, welche er indessen um so weniger genauer anzuführen für nöthig hält, da es sich nur um unwesentliche Data handelt, über welche allzu leicht, und unbefahdet des Nutzens eines Buches, eine verschiedene Meinung Statt findet. Ganz besonders sorgfältig ist aber der Vf. mit Recht darin gewesen, dafs er jeden nur im Entferntesten anstößigen Ausdruck aus seinem Buche zu verbannen gesucht hat, und Rec., der Alles mit großer Aufmerksamkeit durchgesehen, kann versichern, dafs sich kein einziges Wort dieser Art darin findet. — Uebrigens beschränkt sich der Auszug aus dem alten Testamente nicht auf die historischen Bücher, sondern auch aus den Lehrbüchern ist das ausgewählt, was für die Schule be-

sonders geeignet schien. Die ausgezogenen Lehren sind aber nicht nach Materien, sondern nach der Reihenfolge der Bücher geordnet. Da der Verf. kein Spruchbuch, sondern ein Lesebuch liefern wollte, so läßt sich gegen diese Anordnung keine erhebliche Einwendung machen, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die Aufmerksamkeit der Schüler ermatten muß, wenn sie über ein und dieselbe Religionswahrheit oder Pflicht ganze Seiten hinter einander lesen sollen.

In Bezug auf das neue Testament theilt der Vf. die Ansicht des Rec., daß dasselbe in den Schulen nicht fehlen, sondern vollständig gelesen werden müsse. Er wollte daher auch anfangs, der besseren Uebersicht wegen, nur eine gedrängte Geschichte Jesu und seiner Apostel aufnehmen. Da er indessen vermuthete, daß der eine oder andere Lehrer auch schon mit den Leseschülern seiner Elementarclasse, bey denen der Gebrauch des neuen Testaments allerdings seine Schwierigkeit hätte, biblische Geschichte nach diesem Buche zu betreiben wünsche, fand er sich veranlaßt, noch die Zeichen des Herrn, wodurch er sich vornehmlich beglaubigt, Stellen aus der Bergpredigt, und Parabeln, welche die Fassungskraft jüngerer Schüler nicht übersteigen, aufzunehmen. Rec. findet diesen Grund vollkommen zureichend, und das Verfahren des Vfs. beyfallswerth, und glaubt, daß die Lectüre der aus dem neuen Testamente aufgenommenen Abschnitte allerdings zur zweckmäßigen Vorbereitung auf die Lectüre der ganzen Urkunde dienen können. — Am Ende des Buches sind beygefügt kurze in den heiligen Schriften des N. T. nicht enthaltene Nachrichten über die weiteren Thaten und Schicksale der Apostel und einiger ihrer Begleiter und Gehülfen, und in einem Anhang: 1) die Aufzählung der Bücher der heil. Schrift nebst Angabe ihres Inhalts; 2) eine kurze Beschreibung des jüdischen Landes, das Wichtigste aus der Geographie und den Alterthümern enthaltend; 3) eine kurze Erklärung der Namen und Bedeutung von den Sonn- und Fest-Tagen der evangelischen Kirche, und außerdem eine Zeittafel, sowie eine gute und schöne Charte von Palästina.

Daß übrigens der Werth und die Brauchbarkeit des angezeigten Buches an vielen Orten nach Gebühr anerkannt worden ist, ergibt sich schon daraus, daß dasselbe seit 1836, wo es zum ersten Mal erschien, die 4te Auflage erlebt hat. Zu noch größerer Verbreitung wird der wahrhaft beyspiellos wohlfeile Preis dienen, welchen die Verlagshandlung gesetzt hat, indem derselbe für 18 Bogen nur 24 Kr. beträgt.

— a —

## SCHÖNE KÜNSTE.

QUEDLINBURG, b. Franke: *Des Felsenthals Winterreiz*. Ein Gedicht von Carl Zinken. Mit 6 Vignetten. 1838. X u. 88 S. 8.

Der Verfasser dieses in Hexametern abgefaßten Gedichtes, der als tüchtiger Geognost rühmlich bekannte herzoglich Anhalt-Bernburgische Oberberggrath Zinken zu Mägdesprung, schildert in solchem die wahrhaft erhabenen Naturscenen, welche das Flußbette der Bode darbietet, wenn man auf diesem, wie in den Wintern 1829—30 und 1837—38 der Fall war, den Gang auf dem Eise von Thale bis Treburg zu Fuß zurücklegen kann. Eine solche Erstarrung des wilden Bergstroms hat in dem Laufe eines Jahrhunderts kaum fünf bis sechs Mal Statt, und die Scenen, welche sich dem staunenden Blicke des Wanderers sodann eröffnen, sind so großartig, daß es sich wohl erklären läßt, wie sie ein empfängliches Gemüth zu einer poetischen Darstellung begeistern können. Herr Zinken hat seine Aufgabe gewiß gut gelöst; seine Schilderungen sind naturgetreu, und schon aus dieser einfachen Ursache poetisch; denn in der That ist die Natur hier Poesie. — Wenn die angewendeten Hexameter nicht durchgehend diejenige Correctheit haben, die man jetzt mit Recht von Dichtern verlangt, welche sich in den Sylbenmaßen der Alten bewegen wollen, so findet der Vf. nach Billigkeit darin Entschuldigung, daß es ganz andere als poetische Bestrebungen sind, denen er sein, auch für die Wissenschaft thätiges Leben weihet. Daß aber auch Hr. Zinken schätzenswerthe Talente zu dichterischen Darstellungen besitze, davon mag folgende schöne Stelle den Beweis ablegen:

„Hast du jemals gesehn im winterlich prangenden Walde,  
Wenn auf der Bäume Gezweig Millionen Krytall' erglänzen  
In diamantenem Schmuck, und dann das glühende Frühroth  
Rosen streut ins Gefunkel der tausendfach blitzenden Krone?  
Hast du den Zauber gefühlt, der mächtig den Staunenden  
fesselt,

Wenn in Dämmerung noch schläft des Thales friedliche Wohnung,

Bläulich, nebelumhüllt und hehr die Gipfel der Berge  
Kränzt der glühende Blick der kaum erschienenen Sonne? —  
Wie dann froh sich bewegt das Herz in verdoppelten Schlä-

gen,  
Wie erweitert die Brust den Eintritt des Tages begrüßet,  
Wie uns, stählend die Kraft, der Hauch des Morgens um-

wehet,  
Nicht dem eisigen Frost, nicht Frühlingsslaue vergleichbar;  
Also ward ich erregt, da in der heiligen Stille  
Dieser Winternatur das rosige Leben des Tages  
Thronete über dem Thal, wo schaurige Dämmerung jetzt wal-

tet!“ —

Die Vignetten, welche von dem Vf. an Ort und Stelle gezeichnet sind, stellen vorzüglich merkwürdige Punkte des Bodethals dar.

F. K. v. Str.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

## ZUR

### JENAISCHEN

#### ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 9.

#### PHILOLOGIE.

LEIPZIG, b. Kollmann: *Methodische Schulgrammatik der lateinischen Sprache*, auf das Selbstfinden des Schülers und gleichmäßige Beschäftigung des selbstthätigen Nachdenkens wie des Gedächtnisses berechnet, auch zum Privat- und Selbst-Unterricht herausgegeben von Dr. *Friedr. Gottl. Nagel*, Pastor zu Gatersleben im Halberstädtischen. 1838. XVI u. 374 S. gr. 8. (1 Thlr. \*)

Hr. Dr. *Nagel*, der nach seiner Versicherung seit 26 Jahren mit Erfolg im Lateinischen unterrichtet, fand bey der bereitwilligsten Anerkennung des in den besseren Grammatiken der neueren Zeit bekundeten Strebens, auf einer festeren und zuverlässigeren Grundlage mehr Ordnung, Licht und Klarheit in das Regelgebäude der lateinischen Grammatik zu bringen, dennoch in Hinsicht der Regelfolge und Methode des grammatischen Unterrichts viel zu wünschen übrig. Noch immer, sagt er, folgen die Abschnitte über die Wortbildung durch Präfixa, Suffixa und Zusammensetzung erst, nachdem Declination und Conjugation des Wörtevorraths schon gelehrt worden sind, und auch dann noch sehr fragmentarisch; noch immer knüpfen sich die syntaktischen Regeln an die Casus des Nominis oder die Formen des Zeitworts, und stellen mithin nicht das *regens*, sondern das *rectum* oder die abhängige Wortform als Eintheilungsgrund oben an; noch immer wird (mit Ausnahme des jüngeren *Grotendorf*) die Wort- und Satz-Verbindungslehre nicht von einander getrennt, und in Folge dieses Uebelsandes manche schwierige Partie des Periodenbaues durch Conjunctionen, durch das beziehende Fürwort, durch die Participien f. f. fast im Eingange der Syntax abgehandelt, während die einfachsten Regeln über die leichteste Wortverbindung, z. B. vom Gebrauche

des Supini, erst am Ende derselben zur Sprache kommen; noch immer findet sich der Unterricht über die Wortfolge und Construction, welcher spätestens am Schlusse der Wortbindungstheorie oder der Lehre von der einfachen Satzbildung gegeben werden sollte, erst in den Beygaben, welche der Grammatik als *Syntaxis ornata* angehängt werden. Ja in mehreren lange und viel benutzten Lehrbüchern der lateinischen Grammatik, welche wohl nicht erst genannt zu werden brauchen, sind die Stoffe völlig ordnungslos durch einander geworfen.

Dieser Ansicht zufolge hat der Vf. die Wortbildung durch Zuwachs und Zusammensetzung sehr ausführlich behandelt (S. 10—68), und diese Lehre der von der Umbildung durch Declination und Conjugation vorausgeschickt. Allein nach des Rec. Dafürhalten ist eine so ausführliche Wortbildungslehre, wenn sie auch der Grammatik angehören sollte, hier noch nicht an ihrem Orte, da ein methodisches Schulbuch nichts enthalten darf, was über den Horizont des Lehrlings hinausgeht, und ihm erst später zu wissen nöthig ist. Oder ist es mit einer richtigen Methode vereinbar, einen Anfänger gegen 80 eng gedruckte Seiten Wortbildungsregeln und Wortstämme auswendig lernen zu lassen, ehe man ihn zur Declination und Conjugation vorschreiten läßt? Hr. *Nagel* scheint das selbst nicht zu glauben; aber, meint er, voranstehen mußte die Lehre von der Wortbildung der von der Umbildung durch Declination und Conjugation auf jeden Fall: das foderte unweigerlich die *Logik*; denn die Flexion muß den Wörterschatz mit Vor- und Nach-Sylben, so wie durch Zusammensetzung schon vorfinden. Die Berufung auf die *Logik* besieht uns nicht, da wir nur zu gut wissen, daß diejenigen den Namen dieser Wissenschaft am meisten im Munde zu führen pflegen, die am häufigsten dagegen sündigen. Wir begreifen kaum, wie der Vf. sich so verirren könnte, zu wähen, daß nach logischen Gesetzen die Lehre von der Wortbildung der von der Flexion vorangehen müsse, da doch bey Erlernung der regelmässigen Declinations- und Conjugations-Formen jene Lehre von der Wortbildung ganz entbehrlich ist, aber nicht umgekehrt. Schon §. 6 werden Adjectiven dreier u. f. w. Endungen zum Auswendiglernen aufgeführt, wie *bonus, bona, bonum; acer, acris, acre*, ohne daß der Lehrling Aufschluß darüber er-

\*) Zwar ist von dieser Grammatik bereits in unserer A. L. Z. (1838. No. 237—239) eine Recension von einem anderen Gelehrten erschienen; da aber beym Gebrauch solcher Bücher, welche für Schulen, sowie zum Privat- und Selbst-Unterricht bestimmt sind, doppelte Vorsicht und genaue Kenntniß ihres Werthes nöthig ist, so hielten wir uns für verpflichtet, auch diese, später eingegangene Recension in den Ergänzungs-Blättern abdrucken zu lassen.

hält, was es mit diesen verschiedenen Endungen für eine Bewandnis habe. Eben so wenig wird er sich die verschiedenen Ableitungen *frigescere* und *gemiscere* von den scheinbar gleichen Stämmen *frigere* und *gemere* erklären können. Recht sichtbar tritt aber das Unlogische der Anordnung §. 30 hervor. „Die Nachsylben *ellus*, *illus*, *olus* und *ulus* (männlich) — *ella*, *illa*, *ola* und *ula* (weiblich) — endlich auch *olum* und *ulum* (fächlich) bilden Verkleinerungswörter“ u. s. f. Wie dürfte Hr. Nagel, wenn er sich nun einmal streng an die „unweigerlichen Forderungen der Logik“ halten wollte, hier schon von *männlich*, *weiblich* und *fächlich* sprechen, da er vom Geschlecht des Nomens erst §. 70 handelt? Und lahe er denn nicht ein, daß die Bildung der Diminutiven ohne Kenntniss des Genus der Stammwörter nothwendigerweise unverständlich bleiben müßte? — Von §. 69—106 wird nun weiter die Umbildung der Wörter durch Flexion abgehandelt. Den Beschluß des ersten Haupttheils machen zwey Anhänge: 1) von der Quantität der Sylben; 2) Alphabetisch geordnete Tabelle der unregelmäßig fleetirten Zeitwörter nebst einer Zugabe, welche die Geschlechtsregeln in den bekannten Reimen enthält.

Der zweyte Haupttheil oder die Syntax, welche wiederum in zwey Hälften getheilt wird, handelt im ersten Abschnitte der ersten Hälfte von der Rection der Wörter, und zwar A. von der Rection des Substantivs; B. des Adjectivs; C. des Adverbs; D. des Pronomens; E. des Zahlworts; F. der Präpositionen; G. des Verbs; H. der Interjectionen (§. 110—158). In einem Anhang zu §. 158 werden für Schüler, welche einmal an die gangbare Anordnung der Regeln über die Wortverbindung der lateinischen Sprache gewöhnt sind, die bisher gegebenen Regeln nach der Folge der Casus summarisch wiederholt mit beständiger Zurückweisung auf die betreffenden §§. der Wortverbindungslehre. — Der zweyte Abschnitt bespricht die Form der einfachen Sätze nebst der Wortfolge und Construction derselben (§. 159—165). — Die zweyte Hälfte der Syntax beschäftigt sich mit der Satzverbindung durch die Conjunctionen, den Infinitiv, das relative Pronomen, das Particip (§. 169—209). Hieran schließt sich ein dritter Haupttheil, *Idiologie* betitelt, worin die Eigenthümlichkeiten der lateinischen Sprache in Ansehung der Wortbedeutung, sowie der Wort- und Satz-Verbindung, abgehandelt werden. Vier Anhänge verbreiten sich über Interjunctionen, Archaismen, grammatische Figuren und den römischen Kalender (§. 210—261). Den Beschluß macht ein Wortregister (S. 353—374).

Aus der eben gegebenen Uebersicht erhellt zur Genüge, wie Hr. Nagel die Stoffe der Syntax angeordnet und vertheilt hat, und es bleibt uns nur noch die Beurtheilung der Ausführung im Einzelnen übrig.

Ob zunächst dadurch, daß der Vf. die syntaktischen Regeln nicht an die Casus des Nomens und an die Formen des Zeitwortes anknüpfte, sondern, wie er sich ausdrückt, das *regens* statt des *rectum*

als Eintheilungsgrund obenan stellte, ein Fortschritt zum Besseren geschah, müssen wir sehr bezweifeln. Der Anfänger gebraucht seine Grammatik nicht bloß bey der Lectüre der Schriftsteller, sondern auch, und zwar bey Weitem häufiger, bey der Anfertigung seiner Exercitien. Daraus ergibt sich unmittelbar die Anforderung an eine Schulgrammatik, wenn sie zweckmäfsig seyn soll, daß die in ihr aufgestellten Regeln unter solchen Rubriken enthalten seyn müssen, die das Nachschlagen und Auffuchen am meisten erleichtern. Auf diese Anforderung scheint aber Hr. Nagel viel zu wenig Rücksicht genommen zu haben, und obendrein ist er, indem er *einen* logischen Fehler, den des vermeintlich falschen Eintheilungsgrundes, vermeiden wollte, in zehn andere verfallen, und hat sich genöthigt gesehen, dem Begriffe *Rection* eine Ausdehnung zu geben, welche dem herrschenden Gebrauche geradezu widerstreitet. Da ist *mensa* in *mensa rotunda* ein mit einem Adjectiv verbundenes Substantivum *regens*, *est* ein Verbum *regens* in *Ara est sacra*; ja sogar in der Verbindung *Caesar consul* ist *Caesar* ein Substantivum *regens*. Unter der *Rection* der *Interjection* finden wir in den Anmerkungen Beyspiele, wie *me miserum!* *mi Brute!* *suavissime frater!* Daß die Städtenamen auf die Frage: *wohin?* im Accusativ stehen, finden wir als eine Hauptregel aufgestellt; in welchem Casus sie aber auf die Frage: *wo?* *woher?* *wobey?* stehen müssen, wird als bloße Nebenfache in den Anmerkungen zu jener Hauptregel gelehrt. Ist das Logik? Da, wo von der Rection des Verbums gehandelt wird, findet sich auch die Regel: „Viele Verba fodern einen Accusativ des Masses, so wie der Zeit und Dauer einer Handlung.“ Als Beyspiele werden unter Anderem angeführt: *Muri Babylonii ducentos pedes alti fuerunt.* — *Caesaris milites aggerem latum pedes trecentos, altum pedes octoginta exstruxerunt.* — *Bructerus ter mille et nongentos pedes altior est mari.* — *Fretum Siculum fere sex millia passuum latum esse potest.* Rec möchte wohl wissen, was für Verben hier gemeint sind, welche den Accusativ regieren sollen. Etwa *esse?* Aber an *esse* knüpft sich ja, wie Hr. Nagel weiter oben lehrt, die Regel, daß es in der Bedeutung *seyn* (und die hat es doch hier) *den Nominativ regiere*.

Die Trennung der Satzbildungs- und Satzverbindungs-Lehre ist an sich zu loben; nur hätten diese beiden Theile der Syntax zur Vermeidung von Wiederholungen scharf aus einander gehalten, und die einzelnen Regeln nicht sowohl auf die Muttersprache basirt, sondern unmittelbar aus der lateinischen Sprache selbst, als einem organisch gegliederten Ganzen, hergeleitet werden sollen. Mag man immerhin im Deutschen zwischen den Satzformen: „*Ich will lernen*“, „*ich wünsche zu lernen*“, oder „*ich fange an zu lernen*“ einen Unterschied machen: für die lateinische Sprache existirt ein solcher Unterschied nicht, indem sie den Infinitiv in allen diesen Fällen auf gleiche Weise als ein Object ansieht, welches

das Thun eines Gegenstandes durch ein Seyn oder Thun näher bestimmt, d. h. als einen bloß untergeordneten Satztheil. Dagegen spricht Hr. Nagel §. 186. a. von einer *Satzverbindung durch den einfachen Infinitiv*, und sagt unter Anderem: „In unserer Muttersprache treten im Gebrauche dieser Wörter (nämlich *volo, cupio, audeo, conor etc.*) zwey Fälle ein: entweder nämlich wird dabey der einfache Infinitiv ohne den Beysatz „zu“ gebraucht, z. B. ich will reifen (dann findet eine Zusammenfetzung von Sätzen ganz und gar nicht Statt, auch im Lateinischen nicht; beide Begriffe bilden vielmehr nur einen Satz); oder der Infinitiv wird mit dem Wörtchen „zu“ verbunden, z. B. ich wünsche zu reifen (auch dabey ist der Kürze wegen die Zusammenziehung der Sätze oft unveränderlich). Im Lateinischen steht in beiden Fällen der einfache Infinitiv.“ Dieses nicht einmal in allen seinen Theilen klare Raisonement ist um so befremdlicher, als §. 185 bereits das Richtige gelehrt wurde, nämlich daß der Infinitiv als Subject oder Object aufzufassen sey. Noch verwirrender ist Anmerkung 2: „Aus diesen Beyspielen geht hervor (*audio ducem venire — venturum esse*), daß der Infinitiv, *jobald noch ein Object im Accusativ hinzukommt (hominem, ducem)*, durch das Bindewort *daß* umschrieben werden könne. Er kann aber auch gar oft mit *ut* und nachfolgendem Coniunctiv vertauscht werden, z. B. *cupio imperare* oder *cupio ut imperem*. Da aber unser „daß“ auch durch *quod* und *quin* überfetzt wird, so ist leicht begreiflich, daß auch anstatt dieses Coniunctivs in gewissen Fällen ein Infinitiv die Satzverbindung vermitteln könne.“ Unsere zweyte Ausstellung, daß nämlich der Vf. die Lehre vom einfachen Satze und von der Satzverbindung nicht gehörig aus einander gehalten, und sich daher häufig wiederhole, wollen wir gleichfalls mit einem Beyspiele belegen. Wir wählen dazu zwey Abschnitte über die Fragefätze, weil uns diese noch zu anderweitigen Bemerkungen Veranlassung geben. Wörtlich heißt es §. 162. a: „*Fragefätze*. Diese entstehen und unterscheiden sich im Lateinischen durch den *Ton* und die *Fragewörter*. Das Fragewort *num* und das anhangsweise gebräuchliche *ne* können im einfachen Fragefätze stehen, ohne weiter etwas zu bedeuten, als die Anzeige der Frage, z. B. *num quisquam potest sine mentis perturbatione irasci? num Thrax Gallina Syro par est? Vidi sine fratrem in ecclesia? Nonne canis lupo similis est iudicandus?* — Die Fragewörter fallen weg, wenn ein *Wer? Wie? Was? Warum? Woher?* u. s. f. die Stelle derselben vertritt, z. B. *quid meditaris?* (Die übrigen Beyspiele lassen wir der Kürze wegen aus) — In diesen und ähnlichen Sätzen ist der Indicativ vorherrschend. Man nennt sie *directe* Fragefätze, d. i. geradezu fragende. Diesen entgegengesetzt sind die *indirecten*, welche den Coniunctiv erfordern, jedoch in einfachen Sätzen nicht vorkommen, und daher erst in der Satzverbindungslehre abgehandelt werden.“ In der Satzverbindungslehre lautet der betreffende §. 183: „Au-

fser den Wortformen, welche ihrer Bedeutung nach schon eine Frage in sich schliessen (Adjectiva, Pronominal-Adjectiva und Adverbia, wie *cur, quare, quamobrem, quis, qualis, quantus* u. s. f.) giebt es im Lateinischen gewisse Partikeln, nämlich *num, utrum, an* und das anhangsweise gebrauchte *ne* „ob“, welche in der einfachen Frage oft ganz und gar keine Bedeutung haben, sondern nur die Frageform anzeigen. Sie bilden *Fragefätze* (daher *Coniunctiones interrogativae*). Dergleichen Sätze sind theils ihrem *Inhalte* nach verschieden, denn da giebt es a) wirkliche Fragefätze, welche aus wahrer Unwissenheit entstehen, und b) *scheinbare*, rhetorische, bey welchen man sich nur der Frageform bedient, aber sehr wohl weiß, was man zu erfragen sich das Ansehen giebt; theils aber sind sie auch der Form nach verschieden, nämlich a) *direct* ausgesprochen, welche *unabhängig* für sich stehen, z. B. ist das wahr? und b) *indirecte*, welche von einem vorhergehenden Satze *abhängig* sind, z. B. ich möchte wissen, ob das wahr ist? In directen Fragen regieren die Fragepartikeln den Indicativ (mit seltenen Ausnahmen, wo auch im Deutschen die bedingte Form des Coniunctivs angedeutet werden müßte, z. B. sollte das wahr seyn? *num hoc verum sit?*), in *indirecten* Fragen ohne Ausnahme den Coniunctiv. Außerdem hat man von den einfachen noch die *Doppelfragen* zu unterscheiden, bey welchen die Vorfrage in der Regel mit *num* oder *utrum* „ob“, die Gegenfrage aber mit *an* „oder“ einsetzt. Wir haben es eigentlich nur noch mit den zusammengesetzten und abhängigen Fragen zu thun, werden jedoch auf die einfachen Fragefätze die gebührende Rücksicht nehmen.“ — Für den kundigen Leser bedurfte es bloß der Herfetzung dieser beiden §§., um ihn von der Richtigkeit unseres obigen Urtheils zu überzeugen. Es erhellet aber zugleich aus diesen Anführungen, wie wenig es der Vf. verstanden hat, seinen Regeln diejenige Form und Fassung zu geben, welche sie nothwendig haben müssen, wenn sie den Lehrling nicht verwirren, und zu falschen Vorstellungen verleiten sollen. Wir erlubten uns, nur auf Einiges aufmerksam zu machen. Gleich zu Anfang des §. 162 wird gelehrt, die Fragefätze entstünden und unterschieden sich im Lateinischen durch den *Ton* und die *Fragewörter*. Ist das eine Definition? Wie in aller Welt kann denn mit einem *Frageworte* ein *Fragefatz* entstehen? Warum werden ferner als *Fragewörter* bloß *num* und *ne* angeführt, und was berechtigt zu der Behauptung, daß sie ohne Bedeutung stehen können? Das Beyspiel *num quisquam — irasci* beweist dies wenigstens nicht. Noch wunderlicher klingt der folgende Satz: „Die *Fragewörter* fallen weg, wenn ein *Wer? Wie?* u. s. f. die Stelle derselben vertritt.“ Also in dem Beyspiele *quid meditaris?* vertritt *quid* die Stelle eines weggefallenen *num* oder *ne*!! — Ein anderer Tadel, zu welchem uns die angezogenen §§. Gelegenheit geben, betrifft die Anmerkungen, die der Vf. in so reichlicher Fülle gependet hat, daß die

Hauptregeln zwischen ihnen den *rari nantes in gurgite vasto* verglichen werden könnten. Zu den obigen Regeln über die Fragefätze zählen wir der Anmerkungen nicht weniger als vierzehn. Gehört eine derartige Vertheilung des Stoffes etwa zu der guten Methode, in welcher es Hr. Nagel seinen Vorgängern zuvorthun wollte? Rec. glaubt im Gegentheil der Beystimmung einsichtsvoller Lehrer gewiß zu seyn, wenn er ein mit so gewaltigem Ballast von Anmerkungen beschwertes Schulbuch für höchst unmethodisch erklärt, zumal wenn, wie dieß in vorliegender Grammatik der Fall ist, in den Noten Gegenstände abgehandelt werden, die dem Schüler nicht minder wichtig und zu wissen nothwendig sind, als die in dem Texte besprochenen.

Die zur Erläuterung und Einübung der syntaktischen Lehrfätze erforderlichen Beyspiele entlehnte der Vf., namentlich in der Lehre von der einfachen Satzbildung, nicht vollständig aus den Classikern, sondern, da ihr Inhalt sich auf das bisher Gelehrte und Gelernte beschränken mußte, hielt er es für zweckmäßiger, die *dicta classica* vielfach abzukürzen und zu vereinfachen, oder, wo das nicht anging, mit nachgebildeten Beyspielen zu vertauschen. Nach des Rec. Ansicht sollten die Beyspiele in einem grammatischen Lehrbuche ausschließlich aus den classischen Schriftstellern des Alterthums, und zwar, so weit es thunlich ist, aus den bewährtesten entnommen werden. Gegen eine zweckmäßige Abkürzung derselben möchte auch nichts einzuwenden seyn; aber gegen selbstgemachte Beyspiele der neueren Grammatiker darf man ohne Zweifel ein gerechtes Mißtrauen hegen, wenn man weiß, wie schwer es hält, einem Gedanken, oft selbst dem einfachsten, ein ächt lateinisches Gewand zu geben. Mag immerhin des Vfs. neue lateinische Uebersetzung des *Campe'schen* Robinson eine freundliche Aufnahme gefunden haben; in seiner Schulgrammatik treffen wir gleichwohl eine Menge Beyspiele, welche sich die lernende Jugend nicht ohne Schaden für eine richtige und gute Latinität in das Gedächtniß einprägen wird. Dahin rechnen wir Sätze, wie S. 178 *misericordia cum nobis*. S. 192. *Quod supra vires est, non audeto*. S. 193. *Hostem a tergo non aggrediare, sed a fronte*. S. 194. *Resurrectio Jesu de mortuis pro certo est habenda*. Ebend. *Nonnulli aliorum dicta facili negotio verbo tenus* (bis aufs Wort, wörtlich) *referre discunt*. S. 212. *Cato Romā profugus Uticā vitam exhalavit*. S. 226 *Pulchritudo mundi ordoque rerum coelestium credere in deum cogit*.

Rec. ist bemüht gewesen, die Einrichtung dieser neuesten Schulgrammatik in möglichster Kürze dar-

zulegen, und auf ihre Mängel die Aufmerksamkeit der Leser zu lenken; Mängel, die uns so bedeutend scheinen, daß der Vf. seinen Zweck, die bisher bey dem Unterricht gebräuchlichen Grammatiken durch eine bessere zu verdrängen, schwerlich erreichen dürfte. Druck und Papier sind vorzüglich; nur vermissen wir ein Verzeichniß der ziemlich zahlreichen Druckfehler.

H. A. G.

### SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Mosaik. Erzählungen und Novellen* von E. Janinski. 1838. Erster Band 376 S. Zweyter Band 347 S. 8. (3 Thlr.)

Ist auch der Inhalt dieser beiden Bände mit keiner besonders eigenthümlichen Physiognomie ausgestattet, so zeichnet ihn doch eine die Aufmerksamkeit rege erhaltende Mannichfaltigkeit der Gegenstände und die diesen zuzugende Darstellungsweise aus. In meißt recht wohl getroffenen Bildern rollt sich das wirkliche Leben, bald durch düstere Schauer das Gemüth erschütternd, bald mit dem Sonnenglanze freundiger Ereignisse geschmückt, vor unserem Blicke auf. Nicht ohne Theilnahme wohnt man auch Kriegereignissen, wie dem Bombardement von Kopenhagen und einer Begebenheit aus dem griechischen Freyheitskampfe, bey. Den Vorzug vor allem Uebrigen scheint uns die im zweyten Bande unter der Aufschrift „*Josephine*“ befindliche Novelle in Hinsicht auf Kraft und Wahrheit der Parabeln, wie auf Gewandtheit und Anmuth der Schilderung, zu verdienen.

Der Titel: *Mosaik* würde noch am besten auf den kleinen Theil passen, welcher unter der Benennung: *Skizzen* den zweyten Band beschließt, wenn diese Skizzen ein befriedigendes Ganze darböten. Das ist indessen keineswegs der Fall. Was hier in elf Kapiteln, denen eine Art von Einleitung vorausgeht, gegeben ist, sind abgerissene einzelne Situationen, die auch unter einander so wenig inneren Zusammenhang haben, daß sie, weit entfernt, dem Begriffe, der dem Worte *Mosaik* zum Grunde liegt, sich auch nur zu nähern, mit demselben eher in vollkommenem Widerspruche stehen. Auch diesen Situationen fehlt übrigens ein willkommener Wechsel nicht. Ernst und Scherz wandeln Hand in Hand erfreulich durch sie hin. Mancher daraus hervortönende psychologische oder sonst tiefere Anklang würde sich, unter der Pflege des Vfs, zu einer recht vollständigen und ergreifenden Harmonie haben ausbilden lassen. — Das Außere des Werks ist sehr nett und anständig.

— e.



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

BRÜSSEL, b. Meline u. Comp.: *Economie politique chretienne ou recherches sur la nature et les causes du pauperisme en France et en Europe et sur les moyens de le soulager et de le prevenir.* Par Mr. le Vicomte Alban de Villeneuve-Bargemont, ancien Cons. d'état, préfet du Nord, ancien député. 1837. Mit vielen bildlichen Darstellungen. 676 S. kl. Fol. (5 Thlr.)

Der Vf. ist ein sehr berühmter, in hohen Staatsämtern thätiger Geschäftsmann in seinem Vaterlande, welcher erst nach der Thronbesteigung der Familie Orleans sich in den Privatstand zurückzog. In dieser Schrift legt er seine langen Lebenserfahrungen und seine Ansichten über den Pauperismus nieder. Man muß des Vfs. Sorgfalt, Literatur, Correspondenz und Belesenheit bewundern. Nirgends zeigt er eine directe Verunglimpfung der Orleans'schen Verwaltung und ihrer Anhänger, aber bey jeder Gelegenheit theilt er die Meinungen, die Rathschläge und die Staatshandlungen der älteren bourbonischen Dynastie und ihrer Minister und Beamten über Volkswohl, Religiosität, Verbesserung der Nahrung in den niederen Ständen, Landwirthschaft, höhere Policey, Gewerbspflege, Volkserziehung zur Beförderung der Sittlichkeit mit, und streuet ihren christlichen und bürgerlichen Tugenden Weihrauch. Er ist gerecht gegen seine Gegner, und antwortet ihnen mit Gründen. Nur von der katholischen Geistlichkeit erwartet er eine heilsame bessere Volkserziehung. Mit wahren, aber schwarzen Farben stellt er die allgemeine, steigende Verarmung der niederen Classen dar, und beleuchtet solche in allen Ständen und Verhältnissen, natürlich aber vorzüglich in Beziehung auf Frankreich und auf dessen noch jugendliche Generation. Der Stil ist klar und, dem großen Gegenstande seiner Forschungen gemäß, stets ernst. Auf das Vorwort und auf die umständliche Einleitung folgt das erste Buch: *Les causes de l'indigence* in 20 Kapiteln. Belehrend und erbaulich werden die Leser die Bemerkungen *sur le progrès*, und etwas ungenügend diejenigen *sur le célibat religieux* finden, aber allen Aeußerungen über landwirthschaftliche und gewerbliche Arbeitsamkeit, sowie über den Nutzen und über den Schaden der Maschinen ihren Beyfall schenken.

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

Umständlich stellt der Vf. fremde Meinungen dar, er mag eine gleiche oder eine abweichende Ansicht hegen, z. B. über die sich neu bildende Lehnbarkeit, wenn es jemals in Frankreich, wie in England, dem Reichthume gelingen sollte, unter wenige Familien nicht bloß den Besitz der Landgüter, sondern sogar der Wohnungen zu vertheilen, und den anderen Classen nur die Nutznießung der Landgüter und Wohnungen auf bestimmte Jahre zu überlassen. Sie würde nach seiner freymüthigen Bemerkung noch schlimmer seyn, als die Slavery der Neger und als die Hörigkeit des Mittelalters; doch hofft er, daß die Stimme der Religion, der Menschlichkeit und der höheren Staatsfürsorge weiser, keineswegs mißleiteter Minister diese Gefahr vom europäischen Continent ableiten werde. Aber ehe diese Hoffnung verwirklicht werden kann, nimmt er die Möglichkeit an, daß wir vielleicht neue Revolutionsercheinungen in der Gewerbsindustrie erleben, deren Entwicklung und Folgen heute noch der hellsehendste Kopf nicht voraussehen kann; doch wissen wir, daß in einer fortdauernden Friedensperiode eine billige Ausgleichung sich leichter machen wird, als wenn ein Bürger- oder ein ausländischer Krieg den ruhigen Gang des Unvermeidlichen despotisch stört. Doch wissen wir längst, daß der Tagelöhner, der zum Theil von seinem Garten und Felde, und zum Theil von irgend einem Handwerke lebt, zufriedener ist, und nicht so leicht verarmt, als der bloß in Fabriken beschäftigte Wochenlöhner, und daß wohlregierte Staaten mit weniger Fabricatur nicht so viele Nothleidende haben, als die Staaten, deren kaufmännische Geschäftsmänner sich oft in große ausländische Speculationen nahen oder fernen Debits verwickeln, und viel sicherer sind, nicht durch Revolutionen erschüttert zu werden, weil die größere Menge der Bevölkerung, die aus zum Theil kleinen Grundeigenthümern besteht, eine weise Regierung unterstützen wird, den unruhigen Geist der oft sehr mit Unrecht mißmüthigen Bürger zu dämpfen. Allein von der freywilligen christlichen Liebe, nach der Meinung des Vfs. und des Hn. Prof. Bülow, große Opfer zu erwarten, die dem Pauperismus ein Ziel stecken sollen, hat Rec. den Muth nicht, da im Augenblicke die Nahrungszweige eher beschränkt, als erweitert werden, die Arbeitsfähigen sich vermehren, die Intelligenz und die Zahl der Müßigen in den großen Städten wächst. Schwerlich

wird man uns überzeugen, daß die Menschen sittlicher geworden sind. Bey dem geringsten außerordentlichen Drucke wird die nur zu gerechte Nothklage laut, Feld- und Haus-Diebstahl, Mord aus Habsucht nimmt zu; die Geistlichkeit ist häufig mehr beflissen, ungewisse Dogmen als die gewisseren Gesetze der Sittlichkeit ihren Gläubigen einzuprägen. Die Sittlichkeit und die, die öffentliche Ruhe so sehr schützenden Familienbände sind viel lockerer geworden, die Monarchen und die Familienhäupter erlangen seltener, wie vormals, Gehorsam, wenn sie befehlen oder ermahnen. Es ist viel niedriger gerufen und wenig wieder gebauet worden. Ein absoluter Regent mit weisen Beamten kann hier, wie es scheint, wirksamer, als manche constitutionelle Regierungen, eingreifen. Mit Recht zieht der Vf. den inländischen lebendigen Verkehr dem ausländischen vor. Der erste muß frey seyn, der letzte vermeide die Fabricatur fremder Stoffe für fremde Märkte. — *Saint Simon*, der Stifter des Saint-Simonismus, hatte persönlich nur das schöne Ziel vor Augen, das Schicksal der schwerarbeitenden Classen zu verbessern, und Kränkungen derselben von Seiten der höheren Classen zu vermeiden. Die Absicht war edel, aber in unseren Tagen ist man nur zu geneigt, einer schimmernden Idee zu viel Raum in der wirklichen Welt einzuräumen. Nach seinem Ableben und der Thronbesteigung der Familie Orleans gingen seine Jünger weiter. Nicht absichtlich, aber zufällig, trugen dieselben durch ihre verbreiteten Lehren zur Insurrection der Lyoner Arbeiter bey. Abhold ist der Vf. den Verfassungen, welche er das Hemde des Nessus nennt; doch dürfte seine Meinung irrig seyn, daß in den constitutionellen Staaten sich ein schlimmerer Insurrectionsgeist zeige, als in den absoluten.

Das zweyte Buch handelt umständlich in 6 Kapiteln, von der Lage und Zahl der Armen und Bettler in Europa, und besonders in Frankreich. Um unsere Recension nicht zu weit auszudehnen, übergehen wir diese schauerhafte Fundgrube. Mit der steigenden Gewerbsindustrie steigt die Zahl der Armen; aber unlogisch ist der Witz des etwas partyisch-katholischen Vfs., daß wegen der vielen Religionen die Bürger der nordamerikanischen Freystaaten nicht viele Religion haben könnten. Richtiger sind folgende Axiome desselben: daß die Städte, je größer sie werden, im Verhältniß ihrer wohlhabenden Bevölkerung immer mehr Nothleidende zählen. Da, wo die große Mehrheit vom Ackerbau lebt, und die Regierung die Parcellirung nicht verhindert, da zählt man weit weniger Arme, als in den Fabriksdistricten. In den Ackerbaudistricten heirathet man später, und in den oft auf einen sehr mäßigen Besitz beschränkten Familien leben oft mehrere Generationen in einem gemeinschaftlichen Haushalt, und trennen sich nur, wenn sich dem Einzelnen ein günstigeres Loos darbietet; außerdem ziehen sie vor, lieber unverheirathet Gehüfen des Stammesbesizers zu bleiben.

Drittes Buch: *de la charité et de ses applications*, in 24 Kapiteln. Sehr belehrend sind die Wir-

kungen der christlichen Wohlthätigkeit, der Almosen, der wahren und der falschen, sogar eigennützigem Menschenliebe dargestellt. Die Staatspflicht, dem Nothleidenden Hülfe zu leisten, ist ein christliches Gebot, dessen Erfüllung die katholische Kirche in ihren reicheren Tagen, bey einer kleineren Bevölkerung, zum größten Theil fast allein übernahm. Vor der Einführung der christlichen Religion war die Armenpflege sehr unvollkommen, aber auch leichter, da jeder Herr seine Sklaven, sowie im Mittelalter der Gutsherr seine Hörigen und Leibeigenen, ausschließend versorgen mußte. Dann wird ausgeführt, wie die Armenversorgung sich seit den Tagen des Christenthums ausgebildete, und in manchen Zweigen des menschlichen Elendes ausbreitete.

Viertes Buch: *de la Legislation relative aux Indigents*, in 8 Kapiteln. Sie sind belehrend in den großen Abweichungen, die oft keineswegs die Nothwendigkeit, sondern mehr der Egoismus und die Zuwälzung von einem Stande auf den anderen veranlaßte. Jeder in Frankreich ehrenvoll entlassene Militär kann sich nach Belieben in ganz Frankreich seinen Sitz erwählen, was wohl in unseren Gemeindegesetzen Aufnahme verdient hätte. Nachrichten über die nur zum Theil Beyfall verdienenden neuesten Abänderungen der englischen Armengesetze trifft man hier noch nicht an. Mit Recht wird getadelt, wenn man unterläßt, den Nothleidenden bey Zeiten durch Vorschüsse zu unterstützen, damit er nicht ganz verarme. Dem Vf. genügt durchaus nicht die vom Lord Brougham in England gestiftete Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, weil der Lord die religiöse und sittliche Jugendbildung der Leser voraussetzt, während der hierin partyische Vf. meint, daß solche nur durch katholische Geistliche vollkommen gebildet werden könne. Dennoch steht diese Volks-Elementarbildung nirgends höher als unter den Schotten. Desto aufrichtiger preist der Vf. die Anstrengungen der preussischen Monarchie zur allgemeinen religiösen und sittlichen Volksbildung.

Fünftes Buch: *de l'amélioration des institutions de charité et de bienfaisance*, in 28 Kapiteln, mit dem schönen Motto: „*travail et charité.*“ Nach dem Vf. gebührt den Ortsgeistlichen Antheil an der Armenpflege und Versorgung der Armen, sowie den Hilfsvereinen, welche nicht vernachlässigt werden dürfen. Alle Ordnungen der verschiedenen Hilfsbedürftigen werden beleuchtet, mit oft sehr speciellen Vorschlägen der Hilfsleistung. Uebergang sind die bisher Frankreich fehlenden, aber besonders in den böhmischen Städten durch den Oberstburggrafen Gr. Chotek eingeführten Kleinkinder-Bewahranstalten. Den Schluss bilden allerhand Vorschläge zur Erleichterung mancher Noth mit des Vfs. rühmlicher Hoffnung, daß die Civilisation und die Politik aus Menschlichkeit künftig sich moralischer als bisher stellen möchten.

Sechstes Buch: *Revision des lois sur les pauvres*, in 5 Kapiteln, mit dem Motto: „*Les moeurs sont l'ouvrage des lois et le bonheur public l'ou-*

*vrage des moeurs.*“ Nach einer umständlichen Angabe der Gründe, warum eine solche neue Prüfung der Armengesetze nöthig sey, untersucht der Vf. wie man dem Armwerden entgegenwirken müsse, welche Aenderungen die Gesetze wider den Kindermord, wegen der Aussetzung der Kinder, wegen deren Aufnahme in den Waisenhäusern und wider das Betteln bedürfen.

Das siebente Buch: *de l'agriculture considerée comme moyen de soulager et de prevenir l'indigence*, in 12 Kapiteln. Von einer allgemeinen Darstellung der landwirthschaftlichen Thätigkeit, und wie solche der durch Fehler der misleiteten Civilisation entstandenen Verarmung und Verwilderung der Menschheit bey einer vorsichtigen Staats- und Gemeinde-Leitung entgegenwirken kann, geht der Vf. über zu einem freylich nicht in allen Staaten genau dargestellten Bilde der jetzigen Landwirthschaft in den Hauptstaaten Europa's, und bemerkt sehr richtig, daß man bey der Theilung der Gemeinheiten sehr häufig den Fehler beging, nur die Grundeigenthümer und nicht auch den zahlreichen, die Gemeinheiten durch ihre Weide für allerhand Vieh mitnutzenden Stand der Heuerlinge mit einem billigen Antheile zu versehen. Die Einzelnen dieser Classe pflügten von den Grundeigenthümern des urbaren Landes etwas Feld zu pachten, oder aus dem wilden Moor und der Haide von den Berechtigten kleine Parcellen für einige Jahre zur Nutzung sich einweisen zu lassen, die sie durch Schwelen des aufgehackten Bodens in Cultur setzten, und nach der vollen Erschöpfung liegen ließen. Weil man aber den Heuerlingen solche Mitnutzung ganz oder größtentheils entzog, so mußten sie natürlich dadurch weit ärmer werden. Das Nämliche bemerkten längst *Walter Scott* und *Dr. Lingard*, katholische Geschichtschreiber Englands. Ueberall, wo man ohne Entschädigung für die Heuerlinge solche Schmälerung ihrer Nahrung duldete, vermehrten sich deren Verbrechen wider fremdes Eigenthum. Eine zweyte nachtheilige Folge dieser unvorsichtigen Repartition des Grundeigenthums aus der Gemeinshaft war, daß die kleinen Grundeigenthümer ihre oft entfernten Antheile aus der Gemeinheit nicht zu nutzen verstanden durch Einfriedigung und Urbarmachung, und solche an die größeren Grundherren veräußerten, welche daraus neue Landgüter bildeten mit großen Oberflächen, und mit solchen Einrichtungen, daß sie zur Benutzung nur weniges Gesinde und wenige Tagelöhner bedurften. Durch die *Nebbien'schen* Lehren des Schnelfutterbaues ist freylich jetzt auch ein kleiner Besitzer im Stande, allmählich mittelst der partiellen Gründüngung zur Urbarmachung zu gelangen. Wahr ist des Vfs. Behauptung, daß durch die Auskaufung der kleinen italischen Grundeigenthümer das abendländische römische Reich unterging, da den Heuerlingen oder den Slaven die Wandlung der Herrschaft in jenen römischen Provinzen gleichgültig war. Die in Frankreich eingeführte gleiche Kindertheilung mag ihre Mängel haben, aber sie ist doch besser als die Unzerstückbar-

keit großer Landgüter und als das britische gesetzliche System, die immer wachsende Mehrzahl der Bevölkerung auf die sonstige Gewerbsnahrung anzuweisen, und durch die verhinderte Einfuhr wohlfeilerer Lebensmittel an Getreide u. s. w. dieser Classe das Leben in England theurer zu machen. Freylich würde durch ein humaneres Korngesetz die Landrente fallen, aber die Landwirthschaft so wenig untergehen, daß sie wahrscheinlich die Zerstückelung mancher großer Landgüter in Erbpacht zur Folge haben würde. Diesen Weg der Zertheilung der großen Landgüter nahm Belgien, und ist dadurch weder verarmt, noch in zu kleine Landbesitzungen zerstückt worden. Der in kleine Landgüter vertheilte Boden producirt mehr, als der Besitz in großen Landgütern. Auch führt er zu einer stärkeren Hornviehzucht. Der Vf. vermuthet, daß die Sittlichkeit eine höhere Stufe erreichen werde, wenn es in England u. s. w. weniger Reiche und weniger Arme gäbe. Viermal habe die englische Geschichte große Beraubungen des Nahrungslandes der unteren Classen eintreten lassen, einmal, als Wilhelm der Eroberer so viele Landgüter der alten Briten, Dänen und Sachsen einzog, und damit seine Waffengefährten belohnte; zum zweyten Mal, als Heinrich VIII die Kloster- und Abtey-Güter der katholischen Kirche einzog, und an seine Günstlinge vertheilte; zum dritten Mal durch die unbillige Vertheilung der Gemeinheiten; zum vierten Mal durch die fast verbotene Getreideeinfuhr. Kein Volk bedarf mehr, als das englische, eines unferen jetzigen höheren land- und staatswirthschaftlichen Kenntnissen gemäßen allgemeinen Landwirthschaftsgesetzes. Manche die Gefahr des Vaterlands einsehende reiche Lords, weil die Zahl der Eigenthumlosen immer mehr zunimmt, fangen an, gegen einen gleichen Landpacht, als ihnen ihre großen Pächter zahlen, kleinere und größere Feldgarten an die solche wünschenden Tagelöhner ihrer Pächter und der Fabricanten zu verpachten. Der Erfolg zeigt, daß die Armengelder sich vermindern, und daß die so beschäftigten Familien sich besser ernähren. Umständlich schildert der Vf. die jetzige französische Landwirthschaft, und was solche und die Nation überhaupt Carl X und Ludwig XVIII verdankt, und wie wohlthätig auch ihre Minister und Beamte und manche Privaten, wie der russische Botschafter, Graf Pozzo di Borgo, ein geborener Corsicaner, die Präfecten und manche Körperschaften, z. B. die als Landbauer thätigen Trappisten, und Vereine mit der *Association religieuse pour les progrès de l'agriculture en France* S. 511 hierin wirkten. Vorschläge zur Verbesserung des Landbaues und der Arbeiter für solche in allen Classen lieft man von S. 517—543. Von S. 553 an empfiehlt der Vf. im Kleinen und im Großen in manchen Departements in Frankreich Ackerbaucolonieen in Nachahmung der niederländischen anzulegen, jedoch mit manchen vom Klima und dem Boden Frankreichs gebotenen veränderten Gestaltungen. Er selbst bereifete die niederländischen Colonieen, welche im Juli 1830 8500 Menschen ver-

sorgten. Die belgische Regierung liefs aus Hafs wider den weisen Stifter, den König Wilhelm, die Einrichtung immer mehr verfallen. Die an der deutschen Grenze noch blühenden Colonieen werden mit manchen angelegten Anlageriffen beschrieben, auch wird bedauert, dafs wegen der Bewaffung wider Belgien bisher der Plan nicht noch weiter, z. B. in Ansehung der Verbrecher und der Greife und Waifen, in eigenthümlichen Einrichtungen ausgeführt werden konnte. Nebenher erfahren wir, dafs das jetzige Holland in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, also in seiner höchsten Blüte, fast ohne alle Fabricatur, blofs durch Seefahrt, Handel und Magazinirung 10,000 Seeschiffe und 168,000 Matrosen beschäftigte. Wie sehr ist jetzt durch bekannte Ursachen dieser Wohlstand gesunken! Sollte wohl Großbritannien, freylich mit mehr Unterlage im Grund und Boden, ein gleiches Schicksal bey gleichen oder ähnlichen Fehlern bedrohen? Durch einen in den neuen landwirthschaftlichen Colonieen besonders zu organisirenden Rübenbau zur Zuckergewinnung und Ernährung vieles Viehes durch die Abfälle der Fabrication hofft der Vf. viele Noth in Frankreich gemildert zu sehen. — Sehr viel Zweckmäßiges sagt der Vf. über die nöthigen und sehr ausführbaren Ackerbaucolonieen in Corfica und in Algier. In diesen Vorschlägen entwickelt er seine landwirthschaftlichen und Natur-Kenntnisse, sowie seinen menschenfreundlichen Sinn. — Die engen Grenzen einer Recension halten Rec. ab, sich hier über die grossen Socialveränderungen auszusprechen, die, aufser der Vermehrung der Nahrung durch mehr Landstellen, besonders in der Nähe unserer grossen Städte, und deren zweckmäßigen Anbau, wesentlich nöthig sind, wenn dem Kriebe des Pauperismus ein Gegenmittel zu Theil werden soll, welches nicht blofs oberflächlich, sondern gründlich das vorhandene, Gefahr drohende Uebel heilt. Die alleinige Vermehrung der Landstellen und der unlegbar zweckmäßigere Elementarunterricht der Jugend der niederen Classen reicht dazu allein nicht hin, so pflichtmässig auch Rec. zugiebt, dafs beide das arge Uebel in unserer jetzigen Civilisation vermindern werden. Gewifs verdient das herrliche Werk des in vielen Departements früher angestellten Mannes, der so viele Beobachtungen über das Armenwesen sammelte, von jedem höheren Staatsbeamten gelesen und berücksichtigt zu werden. Es sollte keiner öffentlichen Bibliothek fehlen.

A. H. L.

ALTONA, b. Aue: *Die Vorzüge der doppelten Spurbahnstrasse vor den gewöhnlichen Kunststrassen zur praktischen und theoretischen Prüfung empfohlen von F. H. Germar, Doctor der Theologie und Hofprediger in Augustenburg. Mit einem Steindruck. 1838. 118 S. 8. (16 gr.)*

Der bescheidene Vf. beobachtete auf einer Reise im vorigen Jahre die deutschen Kunststrassen, und macht den Schleswig-Holsteinern, welche in einer

Actienunternehmung eine 33 Meilen lange Kunststrasse von Altona nach Jütland erbauen wollten, den Vorschlag, seine Angaben zu prüfen, wie eine dauerhafte Kunststrasse wohlfeiler gebaut und unterhalten werden könne. Erst nach vollendetem Druck erhielt er Kenntnifs von der Anwendung des Asphalts zum Bau der Strassen und der Pfade. Der Vf. empfiehlt bey dem Bau jener Landstrasse den Cement, den Steinkohlen- und den vegetabilischen Theer, den groben Sand, tüchtige Steinblöcke, die Flint- und kleinen Kiesel-Steine mit den Gleisen der Eisenbahnen zur Hülfe zu nehmen, und belegt seine Vorschläge mit sehr genauen Anschlägen. Er ist mit Rec. ein Gegner des mühseligen Steinzerklopfens bey dem Landstrassenbau, welches dem Hufe der Pferde, dem Räderbeschlag und der Gesundheit der Reisenden und der Nachbarn durch die Stäubung so nachtheilig ist. Man soll nach des Vfs. Vorschlag statt der Metallschienen der Eisenbahnen steinerne bey dem Strassenbau einführen. Er sucht in den vier ersten Abschnitten die Möglichkeit und die Wohlfeilheit einer solchen Ausführung darzuthun durch Begründung einer doppelten Spurbahnstrasse, und vergleicht die Anlage und Strassenbaubedeckung, auch deren Unterhaltung, mit den Kosten der deutschen Kunststrassen. Der fünfte Abschnitt fodert die Strassenbauer auf, in der Theorie und der Praxis seine Vorschläge genau zu prüfen. Der sechste zeigt, wie Vieles bey den jetzigen Chausséehäusern, Bahnketten, der Verwaltung u. s. w. erspart werden kann. Der siebente Abschnitt behandelt in gleicher Manier die Anlage, die Unterhaltung und die Dauer der einfachen Spurbahnstrassen. — Nebenher erfährt man, wie eine mit Dampfgetriebene Steinhauermaschine in den englischen Steinbrüchen oder Brüchen die rohen Blöcke in verlangter Form behauet um ein Viertel des sonstigen Preises, was man längst in den Pirnaer Elbe-Sandsteinbrüchen hätte nachahmen können, um den Dresdenern, Magdeburgern, Hamburgern und Altonaern die Fundamente mit den Fenster- und Thür-Zargen, besonders nach Einführung der Elb-Dampfschiffahrt, wohlfeil liefern zu können.

Der Vf. zeigt in einem seinem Berufe fern liegenden Fache viele mathematische und technische Kenntnisse, und liefert den Beweis, wie weit in unsern Tagen eine allgemeinere Bildung verbreitet ist. Fast alle für das Publicum nützlich befundenen Entdeckungen pflegen von Männern auszugehen, welche ein natürliches Genie oder Zufall und keine Schul- oder Zunft-Bildung zu neuen Wahrheiten und deren Beweisen führte, was man jetzt so häufig in allen Wissenschaften, Künsten und Gewerben wahrnimmt. Der Vf. widmet die Schrift dem Fürsten, dessen Hofprediger er ist, in einem musterhaften Stile, der frey ist von aller Kriecherey. Die von dem Fürsten auf seinen Landgütern angewendete beachtungswerthe Bauart leitete den denkenden Vf. zum Nachdenken über mögliche Strassenverbesserung.

R.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAI S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## M E D I C I N.

LEIPZIG, b. Herbig: *Klinische Beyträge* von Dr. D. G. Kiefer, Geheimen Hofrath und Professor der Medicin zu Jena. Erster Band. Mit einer Kupfertafel. 1834. XIV u. 351 S. gr. 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Lange haben wir auf einen zweyten Band dieses Werkes gewartet; aber er ist, unseres Wissens, nicht erschienen, vielleicht weil dasselbe seinem Vf. jetzt selbst nicht mehr genügt. Denn freylich, „*Klinische Beyträge*“ suchen wir in dem vorliegenden Bande vergebens, obwohl das Buch dem Titelblatte gemäß nur solche enthalten sollte. Unter „*Klinischen Beyträgen*“ verstehen wir lediglich Resultate aus einem Spital- oder ambulanten Klinikum. Demnach sollten unter diesem Titel nur interessante Erkrankungsfälle, nämlich deren Symptome, Ausgänge, Aetiologie, Prognose, Therapie, nach dem letalen Ausgange das Sectionsresultat, alles dieses möglichst kurz, und dennoch vollständig, angeführt werden, d. h. es sollten die *Klinischen Beyträge* interessante Krankheitsgeschichten enthalten. Unter interessantesten Erkrankungsfällen verstehen wir aber keine medicinischen Curiositäten, wie eine Seherin von Prevorst, besondere Fälle von Dämonomanie u. s. w., sondern schwierigere und verwickeltere Krankheiten, die schwerer zu diagnosticiren, und, richtig diagnosticirt, immer noch große Schwierigkeiten in der Therapie darbieten. In wie fern nun die einzelnen Abhandlungen dieses ersten Bandes nach der oben gegebenen Ansicht „*klinische Beyträge*“ genannt werden mögen, werden die nachfolgenden Bemerkungen nachweisen.

Wenn wir die einzelnen Abhandlungen nach ihrem Werthe beurtheilen, so müssen wir zwar gestehen, daß uns hier in den meisten gründliche Wissenschaft entgegentritt, was auch von einem so berühmten Schriftsteller zu erwarten ist: allein „*klinische Beyträge*“ werden uns eigentlich nur hie und da, und sehr spärlich, geboten.

Die *Vorrede*, in welcher der Vf. sich selbst mit seiner Wissenschaft hoch über das jetzige unwissenschaftliche Zeitalter empor schwingt, und seinen Schülern wünscht, daß sie „*denselben Lohn des consequenten wissenschaftlichen Forschens ernten mögen, dessen sich der Verfasser zu erfreuen habe*“, — *Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

übergehend, wenden wir uns sogleich zur ersten Abhandlung, welche Nachricht über des Vfs. Klinikum u. s. w. giebt. In dieser Abhandlung wird zuerst der *inneren Einrichtung* der Klinik des Vfs. in Jena gedacht, die eine fast treue Copie der inneren Einrichtung des ehemaligen Klinikums von Prof. Schönlein in Würzburg ist, und daher dem Zweck eines Spital-Klinikums vollkommen entspricht. Auch giebt der Vf. medicinisch-topographische Notizen über die jenaische Gegend, was allerdings seinen Werth in ätiologischer, pathologischer und therapeutischer Beziehung hat; aber in Beziehung auf die in dem besagten Klinikum behandelten Kranken werden wir meistens im Stiche gelassen. Der Vf. spricht nur von Epidemien, von häufigen in und um Jena vorkommenden Krankheitsgattungen, von der Zahl der einzeln vorgekommenen Krankheiten, von der Zahl der Genesenen und Gestorbenen, und nur hie und da wird von der Behandlungsweise einzelner Krankheitsgattungen gesprochen, und zwar im Allgemeinen, mehr in der Form einer allgemeinen Pathologie und Therapie, nirgends aber wird hier eines speciellen Krankheitsfalles Erwähnung gethan, und dessen Krankheitsgeschichte und Therapie verfolgt. Daher kann auch der praktische Arzt sich aus den Bemerkungen über die in dieser Klinik behandelten Kranken durchaus nicht Rathsholen.

Die 2te Abhandlung, das *nosologische System* des Vfs., ist am allerwenigsten geeignet, eine Stelle in *klinischen Beyträgen* einzunehmen. Der Vf. nennt diese Eintheilung der Krankheiten *systema morborum physiologicum*, der gemäß die krankhaften Zustände nach ihrer *Urverschiedenheit* (wie sich der Vf. ausdrückt) in *Krankheitsprocesse*, *höhere Krankheitsanlage* und *örtlicher Tod* eingetheilt werden. Wir können nicht umhin, dieses Classifications-Princip nicht nur für ganz *unphysiologisch*, sondern auch für *unlogisch* anzusehen. Denn entweder ist der Gesamtorganismus des Menschen *gesund*, oder er ist *krank*, oder er trägt irgend eine *krankhafte Anlage* in sich. Logisch genommen, sind *in Beziehung auf Krankheit* nur allein diese drey Zustände denkbar. Allerdings ist die Idee der Gesundheit in keinem Menschen vollkommen real, und in sofern trägt jeder individuelle menschliche Organismus *Krankheitsanlagen* in sich; aber eine jede Krankheitsanlage ist so lange keine Krankheit zu nennen, als sich aus dieser Anlage

kein Krankheitsproceß entwickelt. Also erst mit dem Hervortreten eines Krankheitsprocesses ist Krankheit vorhanden. Was der Vf. *höhere Krankheitsanlage* nennt, ist folglich so lange keine Krankheit, bis aus dieser Anlage unmittelbar oder erst nach Einwirkung äußerer schädlicher Potenzen wirkliche krankhafte Reaction im Organismus auftritt. — *Oertlicher Tod* ist schon durchaus kein ursprünglicher Krankheitszustand; denn der örtliche Tod eines Organs tritt erst nach einem vorausgegangenen Krankheitsproceß ein, oder ist vielmehr ein Endresultat eines örtlichen pathischen Zustandes. — Gehen wir nun auf das Krankheitsverzeichniß selbst über, so sehen wir die Krankheiten in Reihe, Classen und Ordnungen eingetheilt nach dem oben gegebenen Principe.

*Krankheiten des ganzen menschlichen Körpers.* Solche Krankheiten giebt es durchaus nicht. Der menschliche Organismus besteht aus *Gewebe, Systemen und Organen*. Nun wird aber noch kein Arzt eine Krankheit entdeckt haben, welche alle Gewebe, Systeme und Organe des menschlichen Organismus ergriffen hätte. Niemals wird der ganze menschliche Körper von einer Krankheit ergriffen. Ursprünglich tritt nur in einem oder einigen Theilen ein Krankheitsproceß auf, und wenn in Folge dieses Krankheitsprocesses der Tod erfolgt, so konnte dies nur deshalb geschehen, weil das erkrankte Organ eine solche Dignität für das Bestehen des Gesamtorganismus hatte, daß nach dem physiologischen Erlöschen dieses Organs zugleich der Tod des gesamten Organismus nothwendig erfolgen mußte, ohne daß die übrigen Gewebe, Systeme und Organe des Individuums auch in Folge eines selbstständig durchgemachten Krankheitsprocesses abgestorben wären. — Die *allgemeinen Krankheiten* des ganzen Körpers werden nun von dem Vf. nach obigem Principe weiter eingetheilt in *allgemeine Krankheitsproceße, allgemeine höhere Krankheitsanlagen* des ganzen Körpers und in *allgemeinen Tod* des ganzen Körpers. Zu den allgemeinen Krankheitsprocessen rechnet er die *Exanthemata*, als *Variolae, Morbili, Scarlatina, Febris nervosa*. Die Exantheme können aus dem einfachen Grunde, weil sie örtliche Krankheiten sind, und nicht alle Gewebe, Systeme und Organe ergreifen, nicht allgemeine Krankheitsproceße genannt werden, oder noch einfacher, weil es keine solchen Krankheitsproceße giebt. Die äußere Haut durch das malpighische Netz setzt Krankheitsproducte ab, die, wie bey *erysipelatösen Exanthemen*, organische Kalibildung vorherrschend enthalten, welche sich durch das Leber-Gallensystem entwickelt. Der *Fieberproceß* ist ein höherer, rheumatischer Krankheitsproceß, der sich vorzüglich durch Schweißbildung auf der äußeren Haut und durch organische *Säuren-Ausscheidung* in Bläschen auf der äußeren Haut kund giebt. Dieser Proceß kann kein *Morbus universalis* genannt werden. Auch nimmt er keine schickliche Stelle neben den erysipelatösen Exanthemen ein. — Was alles zu *Febris nervosa* gezählt wird, verbietet der Raum hier anzuführen. Die Benennung „*Nerven-*

*fieber*“ sollte aus der Pathologie verbannt werden, indem sie die Aerzte verleitet, am Ende jeden örtlichen Krankheitsprocesses (denn einen allgemeinen giebt es nicht), der von einer Fieberreaction mit dem Charakter des Torpor oder Sopor begleitet wird, für ein Nervenfieber anzusehen. Ursprünglich giebt es nach den drey Provinzen des Nervensystems auch nur ein dreifaches Nervenfieber, besser *Typhus* genannt: Gehirn-Typhus, den *Markus* irrig für Gehirnentzündung ansah; dann Abdominal-Typhus, Gallientyphus genannt, und Typhus des peripherischen Nervensystems, der ein krankhaftes Product auf der äußeren Haut in der Form von Petechien ablagert. — *Typhus petechialis*. Freylich werden meistens bey jeder dieser Typhusarten die Schleimhäute und das Gefäßsystem in Mitleidenschaft gezogen, und das comitirende Fieber hat dabey den Charakter des Torpor; aber dessenungeachtet kann hier von keinem *Morbus universalis*, sondern nur von einem *Morbus localis* die Rede seyn.

Zu den *allgemeinen höheren Krankheitsanlagen* rechnet der Vf. die *Phthisen*. Daß die Schwindsuchten aber keine Krankheiten sind, die alle Theile des Organismus in den phthisischen Krankheitsproceß hineinziehen, wird schon dem praktischen Arzte ohne Weiteres klar seyn. Wenn auch besonders das Gefäß- und Muskel-System bey einer jeden Phthise in die größte Mitleidenschaft gezogen wird, so werden es doch gewiß nicht alle übrigen Gewebe, Systeme und Organe. Eben deshalb, weil jede Phthise ursprünglich örtliche Krankheit ist, die vielen übrigen Organen ihre plastische Nahrung entzieht, werden solche Organe an Masse und Volumen vermindert, aber deswegen noch nicht krankhaft verändert. Auch hat der Vf. verschiedenartige Krankheitsproceße unter die Phthisen zusammengeworfen, und doch die Phthisen nicht alle angegeben, sondern sie anderwärts wieder auftreten lassen. So z. B. sind gewiß Atrophieen ganz verschiedene Krankheitsproceße von den eigentlichen Phthisen. Eine Atrophie besteht in der allmählichen Abmagerung eines Organs. Das Organ assimiliert nicht mehr den ihm angehörigen Theil aus dem arteriellen Blute, d. h. es hat die organische Attraction verloren, weshalb es denn auch nicht mehr vermag, seinen Einfluß auf die mit ihm in organischer Spannung stehenden Theile auszuüben, worauf dann allerdings letzte secundär abmagern, ohne gerade krankhaft verändert zu werden. Phthise dagegen ist, wenn in einem Organe sich eine pathische Secretionsfläche gebildet hat, die zu ihrem Secretum eine große Menge assimilirbaren Stoffes bedarf, der dadurch anderen Theilen entzogen wird, wodurch diese freylich abmagern, ohne jedoch ebenfalls einer pathischen Veränderung unterworfen zu werden. Dann hat aber der Vf. hier nur die Lungenphthisen zum Theil aufgeführt, gleich als wenn es sonst keine anderweitigen Phthisen mehr gäbe. — Als *allgemeinen Tod des ganzen Körpers* bezeichnet der Vf. den *Marasmus senilis*, der eigentlich nur eine *Atrophie* ist, welche in sofern eine *locale* Krankheit genannt

wird, als sie sich nur in dem Nutritions-System und nicht in allen übrigen entwickelt, und nur deshalb dabey wieder mehrere Theile des Organismus abmageren, weil das Nutritionsystem vielen Theilen nicht mehr ihre assimilirbaren Stoffe zuführt.

Das zweyte Reich begreift des Vfs. örtliche Krankheiten einzelner Systeme und Organe — *Morbi locales*. Die erste Ordnung begreift die Krankheitsprocesse des vegetativen Systems. Die vegetativen Systeme zum Unterschiede der animalen, welche die Bewegung und Empfindung vermitteln, sind diejenigen, welche der Verdauung und Ernährung vorstehen. Es gehören dahin nach Oken das Darm-, Gefäß- und Athmungs-System zu den vegetativen, Knochen-, Muskel- und Nerven-System zu den animalen. — Dafs es keine Krankheiten gebe, welche die ganze vegetative Sphäre des Organismus primär befallen, ist jedem Praktiker klar. Dafs aber *Febris intermittens* in allen ihren Formen zu den Krankheiten des vegetativen Lebens überhaupt gehöre, widerlegt schon der Sitz dieser krankhaften Affection. *Intermittens* verläuft durch eine Reihe von Anfällen, die einhalten, was dieselbe schon zu einer Neurose stempelt. Freylich werden oft solche vegetative Organe, in welchen sich die krankhaft afficirten Nerven verästeln, durch *Confens* krankhaft alterirt, und bey höherer krankhafter Affection solcher Nerven bildet sich sogar ein oder das andere damit in Verbindung stehende Organ krankhaft um, ohne dafs man deshalb sagen könnte, dasselbe sey der Sitz des ursprünglichen Krankheitsprocesses, oder *Intermittens* sey deshalb schon eine vegetative Krankheit der ganzen vegetativen Sphäre.

*Scropheln, Rachitis, Pneumatosis, Syphilis, Lepros, Plica polonica* sind allerdings Krankheiten der vegetativen Sphäre; aber keiner dieser Krankheitsprocesse ergreift diese Sphäre in ihrer Totalität.

Zweyte Abtheilung. Krankheitsprocesse einzelner Organe des vegetativen Systems. — Hier ist gar keine physiologische Anordnung ersichtlich, sondern es sind die nächsten besten Krankheiten, die in einzelnen Theilen der vegetativen Sphäre ihren Sitz aufschlagen, ohne Rücksicht, welches die eigentliche Natur des jedesmaligen Krankheitsprocesses selbst sey, aufgeführt worden. Es wird hier recht fühlbar, wie einseitig, mangelhaft, und für die medicinische Praxis nachtheilig ein jedes medicinische System wird, welches auf dem anatomischen Eintheilungsprincipe beruht. Welchen Werth hat eine Eintheilung der Krankheiten nach einzelnen Organen, wenn man dadurch genöthigt ist, z. B. *obstructio alvi* und *lenteria* in eine Classe zusammenzuwerfen? — Nach dem physiologischen Eintheilungsprincipe theilen andere die Krankheiten in Krankheiten der *Reproduction, Irritabilität* und *Sensibilität*. Allein für die Praxis, sowie für die Wissenschaft, hat auch diese Eintheilung keinen grossen Werth, indem auch hier die verschiedenartigsten Krankheitsprocesse, die in einer dieser Sphären oder ihrer Organe auftreten können, neben einander gereiht werden. Um so mehr ist es allgemeines Be-

dürfnis für die Wissenschaft, wie für die Praxis, dafs wir ein *Systema morborum pathologicum* besitzen. Ein solches System müfste nothwendig die *verschiedenartigen Krankheitsprocesse* zuerst an und für sich ohne Beziehung auf die einzelnen Organe, in denen sich dieselben ausbilden können, betrachten, was die grossen Classen der Krankheiten bildet. Es müssen nothwendig die Eigenthümlichkeiten eines jeden Krankheitsprocesses dennoch genau von den Eigenthümlichkeiten eines jeden anderen abgechieden werden. Dann hat aber jedes System und Organ, in welchem sich ein schon bekannter Krankheitsprocess ausgebildet, wieder Einfluß auf Krankheitsprocesse selbst, wodurch dann die Ordnungen der Krankheiten sich bilden u. s. w.

Ein solches System, *Systema morborum pathologicum*, allein wäre für die Wissenschaft ehrenvoll und für die Praxis fruchtbringend. Der Aufstellung eines solchen Systems ist unseres Wissens bis jetzt Prof. Schönlein in seinen Vorträgen über specielle Pathologie und Therapie am nächsten gekommen.

Wir wollen uns hier nicht weiter in des Vfs. System der Krankheiten einlassen, da Alles, was wir bereits darüber gesagt, *mutatis mutandis*, auch von dem Nachfolgenden gilt.

*Spondylarthrocace, nebst Krankheitsgeschichten.* — Unter diesem Titel erhalten wir sehr brauchbare nosologische und therapeutische Notizen, welche eigentlich klinische Beyträge genannt zu werden verdienen. Es wird uns über das Wesen, die Symptome, den Verlauf und die Therapie der Spondylarthrocace Aufschluß ertheilt; dann folgen Krankheitsgeschichten, welche die allgemein angegebenen Ansichten rechtfertigen. Es ist zu wünschen, dafs der Vf., wenn er „klinische Beyträge“ fortsetzen sollte, uns mit mehr solchen praktischen und daher allgemeines Interesse erregenden Abhandlungen bereichern möchte.

*Casus inediae bey einem 19jährigen Mädchen.* — Auch diese Abhandlung mit Krankengeschichte ist ein „klinischer Beytrag“, der jedoch von minderem Interesse ist, da dieser Fall theilweise in das mystische und fabelhafte Gebiet des thierischen Magnetismus hinüberschlägt. Die letzte Abhandlung dieses Bandes: *Dämonomanie in der Form der neueren Zeit*, ist, wie es scheint, mehr eine politische Satire, als ein klinischer Beytrag zu nennen, obgleich der Vf. gegen diese Auffassung des vorliegenden Falles eifert. Es wird hier aus einander gesetzt, dafs das Besessenseyn nach den Zeiten und Culturgraden eines Individuums sich richte; daher war man früher mehr vom Teufel besessen u. s. w. Aber in neuerer Zeit, in welcher der Glaube an den Teufel und an das Besessenseyn von Dämonen verschwunden, und an dessen Stelle das Princip des Bösen nur noch geblieben seyn soll (nach dem Vf.), da kann man denn auch nicht mehr von dem Teufel, sondern nur noch von einem bösen Principe besessen seyn. Deshalb erscheint hier auch der Diakonus W., sich nach der neueren Dämonomanie richtend, nicht vom bösen Feinde, sondern von anderen dämonischen Wesen,

nämlich von den Secretären der geheimen Policey, befehen, die sofort durch allmählich gesteigerte Gaben von *tartarus emeticus* ausgetrieben werden sollen, was jedoch nicht gelingt!!

Diese ganze Abhandlung hat geringen therapeutischen Werth; und gesetzt auch, die ganze Geschichte sey keine Fiction, so hätte gewiss ein in der Wissenschaft, wie in der Praxis, gleich erfahrener Mann uns werthvollere Gegenstände als „klinische Beyträge“ liefern sollen. H.

STUTT GART und LEIPZIG, b. Rieger u. Comp.: *Handbuch der speciellen Krankheits- und Heilungs-Lehre mit besonderer Rücksicht auf die Physiologie* ausgearbeitet von Dr. K. G. Baumgärtner, großh. bad. Hofrath, Professor der Medicin und Director des medicinischen Klinikums und der poliklinischen Anstalt an der Universität zu Freiburg u. s. w.

Auch unter dem Titel:

*Dualistisches System der Medicin, oder Lehre von den Gegensätzen in den Kräften im lebenden thierischen Körper* von Dr. K. H. Baumgärtner. Zweyter Theil: *Die specielle Krankheits- und Heilungs-Lehre* enthaltend. 2 Bde. XII u. 762 u. 823 S. gr. 8. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. (Preis beider Bände 7 Thlr. 12 gr.)

Da diese 2te Auflage, aufer einigen Zusätzen und Veränderungen, im Wesentlichen der ersten gleich ist: so müssen wir hier nothwendig auf unsere ausführliche Recension der ersten Auflage in der J. A. L. Z. Augustheft 1836. No. 145 u. 146 verweisen. Durch das kaum nach Ablauf von 2 Jahren schon fühlbar gewordene Bedürfnis einer neuen Auflage wird das dort zum Lobe des angezeigten Werkes Gesagte zur Genüge bestätigt. Der Vf. hat nicht nur die dort geltend gemachten Grundansichten über das Wesen der Krankheiten beybehalten, sondern dadurch nur noch mehr beweisen und herauszustellen gesucht, das er diese specielle Pathologie und Therapie als den 2ten Theil eines größeren, umfassenderen Werkes betrachtet wissen will, dessen erster Theil die Physiologie und allgemeine Pathologie und Therapie nach denselben Grundätzen bearbeitet enthalten, und gleichzeitig dem Publicum übergeben werden soll unter dem Titel: *Dualistisches System der Medicin* u. s. w., weil ihn seine physiologischen Versuche sowohl, als auch seine Beobachtungen am Krankenbette, zur Auffindung des Gesetzes führten, das alle Lebenserscheinungen durch die Aufeinanderwir-

kung zweyer sich entgegengesetzter Kräfte bedingt seyen. Da diese Theorie vorzüglich im ersten Theile dieses dualistischen Systems ausgeführt ist, so können wir uns hier auf eine genauere Prüfung und Beurtheilung derselben passenderweise nicht einlassen.

In dieser 2ten Auflage hat der Vf. einige in der ersten Auflage fehlende Krankheitsformen beygefügt, namentlich die *Diphtheritis* (*Diphthérite* nach *Brettonneau*, *Angine covenneuse*, *Angina tonsillaris membranacea*, *Aptha anginosa* nach *Bateman*) Rachencroup, und das *Asthma thymicum*.

Die erste Krankheit handelt er unter der ersten Gruppe der Hautauschläge, unter den flüchtigen symptomatischen Hautauschlägen, hinter den Schwämmchen ab, weil sie einige Aehnlichkeit mit diesen hat. Als entzündliches Leiden des Rachens und der benachbarten Theile, welches eine große Neigung zur Bildung von Pseudomembranen und zum Nervösen hat, dürfte die *Diphthérite* indessen doch wohl passender bey den specifischen Entzündungen des Rachens und der benachbarten Organe, namentlich bey den Bräunen, ihren Platz gefunden haben.

Außerdem hat der Vf. auch noch die Darstellung einiger Krankheitsformen verbessert, z. B. bey den Herzkrankheiten, bey dem Katarrhe und der Luftröhrenschwinducht. In Bezug der Behandlung einiger hitziger Krankheiten, namentlich der Gehirnentzündung, der hitzigen Gehirnhöhlenwassersucht, der häutigen Bräune und der Entzündung der Schilddrüse, will er den Gebrauch des Calomels beschränkt, und nach seinen Erfahrungen an dessen Stelle den Brechweinstein mit vortrefflichem Erfolge gestellt haben.

Rec. kann den Wunsch nicht bergen, das der Vf. zweckmäßig auch die Behandlung des *Asthma thymicum* wissenschaftlicher begründet hätte, welche so, wie sie hier steht, das Werk wirklich verunstaltet. — Sie lautet wörtlich in *summa* folgendermaßen: „Man hat empfohlen: Blutegel, Calomel, Calomel mit *Sulphur auratum antimonii*, Vesicatorien auf die Brust, die Pustelsalbe hinter die Ohren, — Moschus, Klystiere von *Asa foetida*, *Zincum hydrocyanicum* (wohl *Cyanuretum Zinci*, Blaustoffzink, — da es nach *Liebig*, *Mitscherlich* und *Döbereiner* kein blaues Zink giebt, Rec.) — Einreibungen von Jodsalbe, — die antirhachitischen und antiscrophulösen Mittel.“

Ueberhaupt ist etwas Erhebliches über das *Asthma thymicum* in diesem Artikel nicht zu finden, und mithin dieser Zusatz kaum eine schätzenswerthe Bereicherung des Werkes zu nennen. Fast dasselbe kann man von der *Diphtheritis* sagen.

D. X. S.



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## P H Y S I K.

MAINZ, b. Kirchheim, Schott und Thielmann: *Prüfung vom Drucke der Luft nebst einer neuen Theorie über die Verdunstung und Bildung der Niederschläge in der Atmosphäre*, von Dr. Franz Klee, praktischem Arzte und Mitgliede (?) der rheinisch-naturforschenden Gesellschaft zu Mainz. 1837. X u. 262 S. gr. 8. (2 fl. 21 kr.)

Wenn eine Schrift verschiedene Theorien, welche viele Jahre hindurch von den ausgezeichneten Gelehrten des Faches als richtig anerkannt betrachtet werden, angreift, einer neuen Prüfung unterwirft, und nachzuweisen bestimmt ist, daß alle Erscheinungen, welche man aus jenen abzuleiten pflegte, auf ganz anderen Gründen beruhen, so mag es allerdings Pflicht des Beurtheilers seyn, nach den beiderseitigen Gründen zu forschen, sie gegenseitig zu erwägen, und dem Publicum, welches sich für die Sache interessirt, den Ideengang einer neuen Darstellung möglichst genau mitzutheilen. In dieser Lage findet sich Rec. hinsichtlich der vorliegenden Schrift, deren Vf. die bisher herrschende Lehre vom Luftdrucke für durchaus unhaltbar erklärt, und nachweisen will, daß alle auf jenem Drucke beruhenden Erscheinungen aus einem anderen Grunde abgeleitet werden müßten. In wie weit seine Ansichten haltbar sind, wird sich aus den nachfolgenden einzelnen Erörterungen ergeben, womit zugleich die grössere Ausdehnung der Anzeige, als in dieser Lit. Zeitung zu geschehen pflegt, entschuldigt seyn mag.

Schon vor bereits 11 bis 15 Jahren wurden von zwey Naturforschern, von Flügel in seiner Schrift: *Versuch einer Widerlegung der Lehre vom Luftdrucke* (Leipzig 1826), und von Röttger, in seiner *Experimentalphysik und Physiologie* (Magdeburg 1822) gegen die fragliche Lehre Einwendungen gemacht. Beide gingen von der Ansicht aus, alle vom Luftdrucke abgeleiteten Erscheinungen beruhen auf einer Anziehung. Allein sie fanden bey den Physikern um so weniger Eingang, als ihre Arbeiten selbst, eben so ungegründet als mangelhaft waren, und in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung kein besonderes Gewicht hatten, wie sich theils aus den Beurtheilungen, theils aus dem Umstande ergibt, daß auch die geistreichsten und völlig unparteyischen *Naturforscher* die Ansicht keiner besonderen Berücksichtigung würdigten, und selbst scharfsinnige Freunde der Naturwissenschaften sie nicht beachtetten.

Da Hr. K. in der Erklärung verschiedener den Luftdruck betreffender Erscheinungen von den Ansichten der Physiker mehr oder weniger abweicht, so hielt er für zweckmäsig, über verschiedene Eigenschaften der Körper oder ihre Wirkungen sich nach seiner Ansicht zu erklären, um bey den nachfolgenden Darstellungen sich darauf beziehen, und diese selbst leichter und genauer, verständlicher und deutlicher durchführen zu können. Dieses ist zugleich Ursache, warum er in der Einleitung weit ausholt, diese mit einer kurzen Erörterung von der Lehre des Luftdruckes begleitet, und dadurch nicht bloß für Männer vom Fache, sondern auch für den auf dem Gebiete der Physik weniger Heimischen verständlich zu werden strebt.

Da der Gegenstand nicht sowohl für die Physik überhaupt, als für die Meteorologie insbesondere von hoher Wichtigkeit, und zugleich für die Physiologie und Pathologie von grossem Interesse ist, so darf man es dem Vf. um so weniger verargen, wenn er denselben möglichst ausführlich behandelt, und seine Behauptungen mit besonderen Beyspielen zu belegen sucht. Er fodert zugleich von dem Beurtheiler seiner Schrift, daß er nicht hin und wieder einzelne Sätze der Abhandlung heraushebe, sondern den Gang der Untersuchung einhalte, alle von ihm aufgeführten Gründe gehörig würdige, und nicht mit schaalern Declamation, sondern bey etwaigen abweichenden Ansichten seine Darstellungen mit triftigen Gegengründen angreifen möge, weil nur durch eine mit allem Ernste geführte Untersuchung die Wahrheit ermittelt, und die Wissenschaft gefördert werden könne. Rec. bemühet sich, dem Wunsche des Vfs., wohl möglichst kurz, jedoch, wie er glaubt, ziemlich ausführlich zu entsprechen, und bey abweichenden Ansichten die Gründe seiner Annahmen beyzufügen, da er an und für sich von den vielen oberflächlichen Beurtheilungen der Schriften gar keinen Gewinn sich verspricht.

An und für sich zerfällt die Abhandlung in drey Theile; in eine Einleitung, in die Darstellung der neuen Theorie, und in einen Anhang über die Verdunstung und über Ab- und Zunahme der in der Atmosphäre befindlichen Dünste. Die Einleitung (S. 1—53) behandelt vorzugsweise die Eigen-

schaften, das specifische Gewicht, die Anziehungs- und Abstoßungs-Kraft, die Distractibilität, Compressibilität und Elasticität der Körper. Die Behauptungen der Idealisten über den Begriff „Materie“ beachtet der Vf. mit Recht nicht; er giebt sich überall als Atomist zu erkennen, unterscheidet aber unter den allgemeinen Eigenschaften der Körper die wesentlichen nicht von den zufälligen; zu jenen zählt Rec. die Ausdehnung, Figurabilität und Undurchdringlichkeit; zu diesen die Trägheit, Beweglichkeit, Porosität, Ausdehnbarkeit und Zusammendrückbarkeit, Theilbarkeit und Schwere.

Die Theilbarkeit ist dem Vf. eine *Fähigkeit* der Körper, sich in Theile zerlegen zu lassen; nun kann aber keinem unorganischen Wesen eine Fähigkeit zugeschrieben werden, und doch läßt es sich theilen, mithin ist des Vfs. Erklärung nicht deutlich; die Theilbarkeit ist eine Eigenschaft des Körpers, welche sich aus seiner Ausdehnbarkeit, aber erst aus der Erfahrung sich ergibt, auf deren Weg sich jedoch nicht ermitteln läßt, ob die Theilbarkeit in's Unendliche gehe. Der Vf. nimmt Elementartheilchen an, begegnet aber der Frage nicht, ob sich diese, als materielle Größen, nicht ferner theilen lassen? Dafs man übrigens zu den letzten, nicht mehr theilbaren Theilen, welche viele Physiker Atome nennen, nur in Gedanken gelangen kann, worunter der Vf. wahrscheinlich seine Elementartheilchen verstanden wissen will, weist er nicht deutlich nach, so viel er auch über den Gegenstand spricht, und so sehr er sich bemüht, den Moleculartheilchen eine Verschiedenheit an GröÙe, Gestalt, Dichtigkeit u. s. w. zu vindiciren. Statt Fluidität wolle der Vf. Flüssigkeit beybehalten, weil dieser deutsche Ausdruck dasselbe sagt, wie der lateinische. Die Anziehungskraft der Körper zählt Rec. nicht gerade zu den allgemeinen Eigenschaften der Materie; vielmehr hält er sie für eine Grundkraft, aus welcher alle die Anziehung betreffenden Erscheinungen sich ableiten lassen; sie läßt sich weder näher erklären, noch auf eine weitere Kraft zurückführen. Was der Vf. für seine Ansicht beybringt, besteht aus bloßen Erscheinungen, welche sich aus jener Grundkraft erklären lassen. Zugleich findet sich in dem S. 9 bis 15 Gesagten, welches darthun soll, dafs die Anziehungskraft eine allgemeine Eigenschaft der Materie sey, mehr ein Wortspiel und theilweise ein Charakterisiren derselben als Grundkraft, weniger aber eine Nachweisung als solche Eigenschaft, da die Anziehung selbst nur zwischen zwey oder mehreren Berührenden oder in Beziehung Stehenden erfolgt.

Dafs die Luft als flüssiger, alles Materielle umgebende Körper auf die gegenseitige Anziehung anderer Körper wirkt, ist nach der Ansicht des Vfs. eine natürliche Folge der Anziehung selbst, und enthält eben nichts Neues, auch das specifische Gewicht der Körper wird durch sie afficirt, wie jedem nur oberflächlich darüber Nachdenkenden einleuchtet. Die Frage, ob die Körper nebst ihrer Anziehungskraft auch eine Abstoßkraft besitzen, beantwortet der Vf. verneinend, und führt als Belege seiner Behauptung

viele Erscheinungen an, die er aus einer Kraft zu erklären versucht. Nimmt auch Rec. an, dafs die Erscheinungen, welche die Physiker der Abstoßung zuschreiben, mehrfach Erfolge verminderter oder besonders veränderter Anziehungen sind, wie die bekannten elektrischen Abstoßungen, so stellt sich ihm doch eine große Menge anderer Erscheinungen dar, welche durchaus als Erfolge abstoßender oder aus einander treibender Gewalten, welche in einzelnen Materien von Innen heraus wirken, anzusehen sind; er weist für eine allgemeine Begründung seiner Ansicht auf die durch den Ausdruck „Ausdehnbarkeit“ bezeichneten Erscheinungen hin, welche entweder nur bey äußerem Zusammendrucke gegeben, oder ohne ihn in steter Entwicklung begriffen sind, wie sich bey den Dämpfen und Luftarten zu erkennen giebt. Auch geht er von dem Grundsätze aus, dafs bey jeder Erscheinung eine Bewegung vor sich geht, und diese nur in einer Annäherung oder Entfernung bestehen kann, wesswegen er die Ansicht des Vfs. nicht für gegründet, und manche seiner Erklärungen für geschraubt hält, so scharfsinnig auch seine Erörterungen sind.

Distractibilität, Compressibilität und Elasticität sind keine Fähigkeiten, sondern Eigenschaften der Körper; Rec. verweist auf das oben Gesagte. Dafs das Wort besser dazu dienen soll, um die Fähigkeit (besser Beschaffenheit) der Körper, durch Wärme ausgedehnt zu werden, zu bezeichnen, als das Bestreben derselben, sich auszubreiten (auszudehnen), kann Rec. nicht annehmen; wohl ist ihm Erwärmung das kräftigste Mittel, das Volum des Körpers zu vergrößern, aber er hält sich darum noch nicht für berechtigt, für die Phänomene der Ausdehnbarkeit den Begriff zu gebrauchen. Da übrigens der Vf. das Vorhandenseyn der Abstoßkraft in Körpern verwirft, so kann er den Begriff „Expansibilität“ gar nicht statuiren, nicht einmal bey den durch die Wärme erzeugten Erscheinungen, weil er auf ein Abstoßen hindeutet, und eine Wechselwirkung zwischen ihm und dem Anziehen nothwendig voraussetzt. Dieses gilt nun vorzüglich für das über die Expansivkraft der Körper Gesagte; denn S. 51 heist es: „Durch die Compression werden die Elementartheilchen der Körper näher an einander getrieben, und dadurch aus ihren Zwischenräumen eine Menge Wärmestoff verdrängt. Da nun an dessen Stelle von Neuem Wärmestoff einzudringen strebt, so streben auch die comprimirten Körper, sich wieder auszubreiten, und sie können in der That, wenn ihnen kein Hinderniß mehr entgegensteht, ihr voriges Volum wieder einnehmen, indem alsdann der Wärmestoff in dieselben wirklich eindringt, die eng zusammengedrückten Elementartheilchen wieder von einander treibt, und somit die vorigen Zwischenräume derselben wieder herstellt.“ Nach des Vfs. Meinung sollte also der Wärmestoff bis zu einer Grenze vordringen, und die Körper ausdehnen, dann aber auch wieder zusammendrücken. Die comprimirten Körper sollen sich wieder ausdehnen, ohne dafs sich die Theilchen abstoßen; der Wärmestoff

müßte also umkehren, und die Erscheinungen der Abstoßung bewirken. Der unbefangene Beobachter wird jedoch leicht erkennen, daß der Vf. mit seiner früheren Behauptung wegen des Widersprechens gegen eine Abstoßkraft bey der gegenwärtigen Erklärung der Expansivkraft in theilweisen Widerspruch geräth, und daß er in der Sache selbst hier wieder annimmt, was er früher verworfen hat. Selbst bey Erklärung der Federkraft als besondere Art von Elasticität, vermöge welcher die festen Körper während ihrer Biegung Widerstand leisten u. s. w., hebt er seine frühere Behauptung wieder theilweise auf, weil er die hieher gehörigen Erscheinungen nach den Gesichtspuncten des Abstoßens erklärt, und eben dadurch eine Abstoßkraft stillschweigend annimmt. Der Unterschied liegt bloß darin, daß er den Grund der Veränderung nicht mit dem Begriffe bezeichnet.

Im Allgemeinen erklärt sich Rec. dahin, daß er die zwey Grundkräfte, die anziehende und abstoßende, nicht als Bezeichnung der Dinge selbst, als vielmehr für den Grund der Veränderungen ansieht; sie dienen ihm bloß zur Erleichterung der Uebersicht, und erscheinen ihm nur in ihrer Wechselwirkung als thätig; daher hat es für ihn keinen Sinn, wenn man eine Erscheinung als eine für sich vorhandene und für sich wirkende Kraft, und dann in derselben Kraft wieder das Gegentheil betrachten will. Als solche angesehen, muß sie sich selbst widersprechen, und gar vernichten.

Zur Begründung des Druckes der Luft betrachtet der Vf. alle Eigenschaften derselben; ihre Elasticität und Schwere nebst dem in Folge letzter ausübenden Druck bespricht er mit einer großen Umständlichkeit, welche Rec. um so mehr für überflüssig hält, als in unseren Tagen selbst das Kind und der schlechte Bürgermann weiß, daß Körper in der Luft gewogen weniger wiegen als im luftleeren Raume; daß sie allenthalben drückt u. dgl. Daß sich der Vf. so viel Mühe giebt, aus dem Drucke der Luft jene Erscheinungen zu erklären, wovon die älteren Naturforscher den Grund in einem Abscheu der Natur vor dem leeren Raume zu finden glaubten, erscheint dem Rec. gesucht, weil die neueren Physiker dieser Meinung kein Gewicht mehr beylegen; er nennt es selbst eine Abichweifung, und erklärt darin mancherley Kunststücke, welche füglich übergangen werden konnten.

Die Betrachtungen der Elasticität der Luft im Besonderen, und die Versinnlichung von der contractiven und expansiven Elasticität derselben durch Vergleichung mit einem Metalldrahte, welcher in parallel laufenden Windungen cylinderförmig gebogen, und jener beiden Elasticitätsarten fähig ist, ist belehrend und scharfsinnig, führt aber den Vf. wieder auf eine Abstoßung der Elementartheilchen und auf einen Beweis gegen seine frühere Annahme, wie sie an der Expansivkraft der Luft mehrfach zu erkennen giebt. Aus den Erscheinungen der Contractivkraft der Atmosphäre, wonach der Vf. dem Monde und der Sonne einen Einfluß auf dieselbe zuschreibt, und aus der Distraction derselben, wodurch er jenen Einfluß noch

mehr bestätigen will, zieht er mancherley Folgerungen, welche eben so gut wahr als nicht wahr seyn können. Daß die regelmässigen Veränderungen des Druckes der Luft ihren Grund theils in der Anziehung der Sonne und des Mondes, theils in der erwärmenden Kraft der Sonne haben, unterliegt keinem Zweifel, und wird von allen Physikern anerkannt; daß also auch das Barometer davon afficirt wird, läßt sich einfach folgern. Allein die Wirkungen sind durchaus nur sehr gering, und aus den von *Flaugergues* während 19 Jahren angestellten Beobachtungen, was zur Zeit der Culmination der Sonne geschah, ergiebt sich nur eine sehr geringe Einwirkung des Mondes auf die Atmosphäre; mithin hat man die Oscillationen der Atmosphäre größtentheils von der physischen Einwirkung der Sonne abzuleiten. Wie aber verhält es sich mit den unregelmässigen Veränderungen des Luftdruckes? Die Ursachen liegen wohl in der Wärme und Feuchtigkeit der Luft, und in ihrer Bewegung, welche entweder unmittelbar oder mittelbar wirkt. Der Zug hoher Gebirge, nahe liegende Gewässer, Erdbeben, vulcanische Ausbrüche, elektrische Erscheinungen müssen also das Barometer afficiren; allein es läßt sich dort eben so wenig bestimmt behaupten, daß die Contraction und Distraction von Sonne und Mond bewirkt werden, als sich die letzten Einwirkungen unter bestimmte Gesetze bringen lassen.

Zugleich ist erwiesen, daß die Sonne nicht die einzige Quelle der Wärme ist, sondern auch die Erde einen gewissen Beytrag liefert. Daß die Barometerveränderungen von der Einwirkung der Winde abhängen, und sich nach dem Durchlaufen der Windrichtungen in der Windrose richten, hat jüngst *Dove* in seiner Schrift: *Meteorologische Untersuchungen*, Berlin 1837, bis zur Evidenz bewiesen. Da sie der Vf. anführt, so setzt Rec. voraus, daß sie jener gelesen, und aus dem Inhalte derselben manche feinen Ansichten entgegengesetzte entnommen hat. Berechnungen und Beobachtungen *Dove's* stimmen meistens überein; des Vfs. Darstellungen bestehen meistens aus reflectirenden Speculationen, welche Beobachtungen seltener bestätigen. Rec. empfiehlt ein höchst sorgfames Studium der Schrift von *Dove*, in der Uebersetzung, daß der Vf. seine Ansichten über die Contraction und Distraction, welche nichts wesentlich Neues enthalten, wenn man den Begriffen und den Bedeutungen, welche er ihnen zum Grunde legt, in ihrem Charakter nachgeht, nach den Untersuchungen desselben mehrfach modificiren wird. Wenn z. B. der Vf. sagt, der Wind erstreckte sich so weit, als die Contraction und Distraction der Luft nach und nach fortgepflanzt werde, und er dauere so lange, bis beide gleichmäsig in der Atmosphäre vertheilt worden seyen, und alle dabey betheiligten Luftmassen wieder eine gleiche Spannung und Contractivität erlangt hätten: so läßt sich fragen, wie weit denn jene fortgepflanzt werden, und wie sich denn die Erscheinung erklären lasse, daß in der oberen Atmosphäre ein Wind wehet, welcher dem der unteren entgegen-

gesetzt ist, wie der Wolkenzug so häufig beweist. Vielleicht vertauschen sich die beiden Eigenschaften der Luft, oder ruht jede das ihr entsprechende Gegenheil hervor! — So lange nun der Verf. nicht nachgewiesen hat, wie weit sich dieselben erstrecken, und wie die aus ihnen abzuleitenden Winde auch in der oberen Atmosphäre sich erklären lassen, so lange kann seine Ansicht keine allgemeine Haltbarkeit haben. Bis wie weit sich die Höhe der Atmosphäre erstrecken möge, hat noch kein Naturforscher mit Bestimmtheit angegeben; mithin kann der Vf. keinen widerlegen oder eines Besseren belehren.

Dafs die Temperatur-Differenzen die wichtigsten Ursachen der Winde sind, scheint er nicht annehmen zu wollen, da er blofs sagt, die Temperaturwechsel könnten beträchtliche Störungen in der Atmosphäre hervorbringen, und die unregelmäßigen Winde würden meistens dadurch veranlaßt, dafs grofse Massen von Dünsten in der Atmosphäre sich verdichteten, Wolken bildeten, und als Wasser oder Eis zur Erde niederfielen. Hiernach sollte man meinen, der Verf. lasse Eiswolken bilden; davor möge uns der Himmel bewahren; Schnee ist nicht Eis, sonst würde er bey seinem Fallen ganz andere Verheerungen anrichten. Auch fällt der Reif nicht als Eis nieder, sondern die auf den Erdkörpern sich anlegenden Thautheile gefrieren; sie befinden sich also schon auf der Erde, bevor sie in eisartigen Zustand übergehen.

Aus den der Spannung und Distraktion der Luft untergeschobenen Erscheinungen will nun der Verf. weiter folgern, dafs die Atmosphäre keinen so starken Druck ausübe, wie man gewöhnlich nach dem mittleren Stande des Barometers annehme; indem nicht einzusehen sey, wie man einen Druck von etwa 3747 Pfund nicht empfinden sollte. Allein der Verf. mag wohl bedenken, dafs ein Theil dieses Druckes auf die Spannkraft der Luft selbst zu rechnen sey; der Mensch durch seine Ausdünstungen am ganzen Körper eine Atmosphäre um sich verbreitet, deren Spannkraft nicht viel geringer ist, als die der Luft, und dafs die Verschiedenheit der Dichtigkeit der Luft uns wohl in schwülen Tagen fühlbar genug wird. Zugleich ist die abstoßende Kraft, mit welcher je zwey Lufttheilchen auf einander wirken, mithin auch ihre Expansivkraft verschieden. Warum soll denn die im Körper befindliche Luft nicht eben so viel expansive Kraft besitzen, als die ihn umgebende? Rec. glaubt, dafs jene noch gröfser sey, als diese, wozu der Vf. als Arzt unfehlbare Beweise hat, mithin liegt eben so wenig Räthselhaftes in der Erscheinung, als sie schwer zu erklären ist, wenn man nicht gegen mathematisch bestimmte Resultate kämpfen will. Nebstdem weist Rec. auf die Magdeburger Halbkugeln hin, und fragt, warum nach Entfernung aller Luft in ihnen das Trennen mit so viel Gewalt bewirkt wird? Die Attraction kann dieses nicht hervorbringen; der Druck der Luft dagegen erklärt die ganze Erscheinung, wofür der Vf. noch Belege genug hat, wenn er sich

nur in der Physik umsehen will. Das Zerspringen der Glasglocken über der Luftpumpe, wenn ihre Entleerung zu weit getrieben wird; das Einschrumpfen der Blase, welcher die Luft entzogen wird; die durch Zusammenpressen der Luft entstehenden und viele andere Erscheinungen liefern Belege genug für den starken Luftdruck.

Das Bemühen des Vfs., alle Erscheinungen, welche man bisher von einem Drucke der Luft herleitete, aus einer Anziehung zu erklären, ist nicht einmal theilweise, noch viel weniger ganz gelungen. Rec. bemerkt im Allgemeinen, dafs das Thätigseyn der Anziehungskraft ohne Abstoßungskraft nicht denkbar ist, dafs also beide in steter Wechselwirkung stehen; dafs die Schwere in den meisten Fällen die Anziehung überwindet; dafs unter dem Recipienten der Luftpumpe das Wasser oder der Wein in einem umgekehrten Glase oder im Stechheber nicht hängen bleibt, sondern, sobald die Luft ausgepumpt zu werden angefangen wird, allmählich stärker ausläuft; dafs ja im Anfange einige Flüssigkeit wirklich ausläuft u. s. w. Wäre also die Anziehung der Flüssigkeit an den Wänden des Glases oder Hebers die Ursache, so könnte sie unter dem Recipienten nicht auslaufen, da ja blofs die Luft entfernt wird; oder man müfste annehmen, es werde die Anziehung selbst aufgehoben. Wie aber dieses mit der Thatfache selbst in Verbindung komme, läßt sich wohl schwerlich erklären, da wohl die Luft, nicht aber die Anziehung selbst ausgepumpt wird. Aehnliche Bemerkungen würde Rec. wegen der Erklärung der Erscheinung am zweyarmigen Heber, wegen des Hängenbleibens eines kleinen luftdichten Gefäßes am Munde, wenn die Luft herausgelaugt wird; wegen des Festhaltens der ausgepumpten Glasglocke am Teller der Luftpumpe; wegen des Zusammenhaltens der Magdeburger Halbkugeln und des Aufsteigens des Wassers in der Saugpumpe machen müssen, wenn er nicht in Obigem den Grund angegeben hätte. Er erklärt die Angaben des Vfs. für scharfsinnig, hält sie aber für ungegründet, weil z. B. das Glas am Munde nicht hängen bleibt, wenn man die darin befindliche Luft nicht anzieht, und weil es unfehlbar nicht hängen bleiben würde, wenn man in seiner Umgebung die Luft beseitigen könnte. Construïre sich der Vf. einen kleinen Apparat, pumpe aus der Glocke die Luft, und sie wird am Teller anhaften; schraube er die ganze Vorrichtung ab, bringe sie unter eine gröfßere Glocke, und pumpe hier die Luft aus, und er sieht das erste Anhaften aufgehoben, was doch nichts Anderes, als die Folge der Beseitigung des Luftdruckes ist, und eine der Anziehung gewifs nicht seyn kann. Und dann ist nicht abzusehen, warum die Anziehung nicht eben so stark ohne Auspumpung der Luft wirken sollte? Doch Rec. bricht ab, und versucht die Erklärungsweise des Vfs. nicht weiter, weil sie den Gesetzen der Natur widerspricht.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

## ZUR

### JENAI S C H E N

#### ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

### P H Y S I K.

**MAINZ, b. Kirchheim, Schott u. Thielmann:** *Prüfung vom Drucke der Luft nebst einer neuen Theorie über die Verdunstung und Bildung der Niederschläge in der Atmosphäre, von Dr. Franz Klee u. s. w.*

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Nicht glücklicher ist der Erklärungsversuch für das Zurückgehaltenwerden des Quecksilbers in der torricellischen Röhre durch Anziehung. Die dabey zu Hilfe genommene Distraction der Luft erklärt die Erscheinung darum nicht, weil jene Eigenschaft der Luft nach dem Sinne des Vfs., der die Abstoßkraft leugnet, noch nicht erwiesen ist, mithin auf eine bloße Annahme eines Begriffes, dessen Wesen theilweise nicht als wirkend zugestanden wird, keine Theorie gebaut werden kann. Wäre die Anziehung die Ursache, so müßte bey dem Steigen und Fallen des Quecksilbers in der Röhre dieselbe durch jenes bis zur Leere wirken, und die Wirkung selbst Statt finden, wenn die Röhre auch am anderen Ende luftdicht verschlossen wäre. Die ganze Erscheinung beruht auf einem Einwirken von Außen, mithin muß der mehr oder weniger starke Druck sie erzeugen. Man liest die gegen 28 Seiten ausfüllende Erklärung wohl mit steigender Aufmerksamkeit und mit großem Interesse; allein die Grundlage der Darstellungen hält Rec. nicht für haltbar, mithin kann er auch der ganzen Durchführung des an und für sich schätzbaren Beytrages zur Erklärung physikalischer Erscheinungen seinen ungetheilten Beyfall nicht geben.

Da der Vf. das Quecksilber nicht durch einen Druck der Luft zurückgehalten werden läßt, so kann er auch das Sinken und Steigen desselben im Barometer nicht von einer Ab- und Zunahme des Luftdruckes ableiten. Das Quecksilber wird ihm durch die Anziehung, und zwar vermittelt der distrahirten contractiven Luft in der Glasröhre des Barometers zurückgehalten, und die atmosphärische Luft strebt ihm, gemäß ihrer eigenthümlichen Contractivkraft, dasselbe stets herabzuziehen; mithin macht er es von diesen beiden Seiten abhängig, und muß es ihm sinken oder steigen, sobald das eine oder das andere dieser beiden Momente eine Veränderung erleidet, stärker oder schwächer wird. Gegen die Folgerung

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

würde Rec. nichts einwenden, wenn er die Voraussetzung und den Grund derselben als richtig angenommen hätte; da er sich aber hiemit nicht verständigt, so kann ihm auch jene nicht richtig erscheinen, obgleich er die scharfsinnigen Erörterungen über den Einfluß des Mondes und der Sonne, der Wärme mit Bezug auf die tägliche Periodicität des Barometers, und der Electricität nebst verschiedenen Veränderungen in der Atmosphäre auf den Barometerstand mit steigendem Interesse gelesen hat, welches durch die Zusammenstellung der verschiedenen Erklärungsweisen der Veränderungen des Barometerstandes durch verschiedene Naturforscher bedeutend erhöht wurde.

Die Theorie von der Contraction und Distraction wendet er auf die bezeichneten Erscheinungen an, und erklärt aus ihr die verschiedenartigen Einwirkungen auf das Barometer. Durch den Einfluß der Sonnenstrahlen wird die Luft erwärmt und expandirt, mithin nimmt ihre Contractivität ab, welche wieder zunimmt, wenn die Sonne untergeht u. s. w. Nun sey der Barometerstand von zwey verschiedenen Momenten, einerseits von der Contractivkraft der in dem Barometer eingeschlossenen Luft, andererseits von der der äußeren atmosphärischen Luft abhängig, mithin müsse es je nach der Zu- oder Abnahme der Wärme regelmäßig mit dem Auf- und Untergange der Sonne steigen oder fallen, woraus die periodischen Aenderungen desselben sich ergeben würden. Bedenkt man, daß das Quecksilber im guten Barometer bey seiner Neigung an der Spitze mit einem hörbaren Stosse anschlägt, und an der Höhlung der Röhre völlig anliegen bleibt, wenn man jenes bedeutend neigt, so erkennt man, daß im Barometer oben keine Luft eingeschlossen seyn, daselbst also weder Contractivität, noch etwas Anderes erscheinen kann, und daß hienach ein Theil der Annahme des Vfs. hinwegfällt, mithin seine Erklärungsweise des Wärmeeinflusses nicht haltbar ist. Der durch die Einwirkung der Wärme der Sonnenstrahlen veränderte Luftdruck bleibt also stets der Grund der Veränderungen des Barometerstandes. Nebstdem dehnt die Wärme das Quecksilber selbst aus, und zieht es die Kälte wieder zusammen, mithin liegt auch hierin ein Grund der Erklärung, und es ist nicht erforderlich, eine im Barometer eingeschlossene Luft zu statuiren, welche auch nicht angenommen werden darf, weil darauf die Construction des Barometers beruht. Die ausdehnende

Wirkung der Wärme bleibt also allgemeiner Grund; sie findet von Aussen Statt, und kann die Erscheinungen des Vfs. nach seinen Benennungen recht gut bewirken, da nach den Versuchen von *Lavoisier* und *Laplace* das Queckfilber in allen Temperaturen, welche die Luft in verschiedenen Zeiten für denselben Ort, oder an verschiedenen Orten und Höhen zu haben pflegt, um  $\frac{1}{273,15}$  seines Volums ausgedehnt, und in demselben Verhältnisse an sich leichter wird, wenn es um 0,8° R. erwärmt wird. Diese Erwärmung nimmt nach Aufgang der Sonne zu, steigt bis zu einer gewissen Zeit, und nimmt dann wieder ab, und hievon wird der Barometerstand modificirt.

Aehnlich verhält es sich mit der Electricität und mit anderen Veränderungen der atmosphärischen Luft, welche in der Wärme und in dem Drucke derselben Modificationen erzeugen, also das Queckfilber in der Röhre berühren müssen. Aus verschiedenen Gründen z. B., das das Queckfilber als Metall sehr geneigt sey, Electricität aus der Atmosphäre aufzunehmen, und sie innerhalb der isolirenden Glasröhre einige Zeit festzuhalten; das die gegenseitige Anziehung der Körper und selbst die chemische Affinität der verschiedenen Stoffe gegen einander meistens von der Electricität abhängt; will der Vf. als wahrscheinlich annehmen, das die Electricität die gegenseitige Anziehung zwischen dem Glase und dem Queckfilber und der in ihrem Zwischenraume befindlichen Luft und Dünste im Barometer, wie auch die Contractivität der äusseren atmosphärischen Luft theils direct, theils indirect modificiren könne. Der Einfluß der Electricität auf die atmosphärische Wärme ist nicht zu leugnen, wohl aber der Behauptung zu widersprechen, das aus einer veränderten Anziehung zwischen Queckfilber und Glasröhre der Einfluß der Electricität auf das Barometer abgeleitet werden sollte. Bey der Bildung jeder Art von Wolken, also auch bey den Gewitterwolken, erfolgt stets ein Verlust an fühlbarer Wärme der in die Höhe steigenden Luftschichten, welche sich ausdehnen, aber vom Drucke der Atmosphäre allmählich entlastet, beschleunigt aufsteigen, und nicht auf Kosten der eigenen fühlbaren, sondern auf jene der Wärme der Umgebungen sich ausdehnen, wodurch sie Kälte erzeugen. Durch das Niederlenken der kälteren Luft aus jenen höheren Umgebungen werden die Theile derselben zusammengedrückt; sie erleiden Wärmeentbindung, und es erfolgen nothwendige Veränderungen am Barometerstande. Wie das Steigen und Fallen des Barometers überhaupt bey den verschiedenen Winden mit der mittleren Vertheilung des atmosphärischen Druckes in der Windrose so eng zusammenhängt, das, wenn zwey Maxima und zwey Minima in ihr vorkommen, auch bey den Zwischenwinden ein zweymaliges Steigen und zweymaliges Fallen beobachtet wird, hat namentlich *Dove* bis zur Evidenz bewiesen. Nun ist mit jeder Veränderung der Electricitäten eine Bewegung verbunden, mithin läßt sich hieraus der mittelbare Einfluß derselben auf das Barometer erklären.

Nachdem *Rec.* früher dargethan hat, in wie

fern die Ansicht des Vfs., das Queckfilber werde nicht durch einen Druck der Luft in der Barometeröhre zurückgehalten, und das Sinken und Steigen desselben rühre nicht von einer Ab- und Zunahme des Luftdruckes her, nicht gegründet sey, findet er es nicht nöthig, in die besondern Widerlegungen der Physiker, welche der Vf. vorbringt, einzugehen; er verweist hinsichtlich aller mittleren Veränderungen des Barometers auf die Untersuchungen *Dove's*, und dessen Drehungsgesetz, wonach sich die Erscheinungen einfach erklären lassen. Die Berechnung der thermischen und barometrischen Windmittel zeigen, das es zwey einander nahe gegenüberliegende Punkte des Druckes und der Wärme in der Windrose giebt, an deren einem es am kältesten ist, und das Barometer am höchsten steht, an deren anderem es am wärmsten ist, und das Barometer am tiefsten steht. Viele Berechnungen und Beobachtungen gaben ihm das Gesetz, das das Barometer bey O., SO- und Südwinden falle, bey SW. aus Fallen in Steigen übergehe, bey W., NW- und Nordwinden steige, und bey NO. aus Steigen in Fallen übergehe. Alles hängt demnach von den Winden und ihren Richtungen ab, und hienach erklären sich die Barometererscheinungen. *Rec.* hat seine Beobachtungen und die aus denen Anderer abgeleiteten Resultate seit geraumer Zeit mit den Ergebnissen *Dove's* verglichen, und dieselben bestätigt gefunden, was ihn bestimmt, dessen Theorie so lange für die richtige zu erklären, bis der Vf. nicht durch speculative Râsonnements, sondern durch Berechnungen und Beobachtungen seine Angaben und Ansichten erhärtet. *Rec.* hält dessen Erklärungen für willkürlich, für gekünstelt und ungegründet; findet sie manchmal im Widerspruche mit früheren Annahmen, und glaubt oben kurz nachgewiesen zu haben, das nach des Vfs. Ansicht das Sinken und Steigen des Queckfilbers im Barometer nicht befriedigend zu erklären ist; das die Anziehungskraft nicht zum Grunde liegen kann, weil diese ohne Gegenkraft nicht denkbar ist, der Vf. aber das Daseyn derselben leugnet. Ueberhaupt ergibt sich aus den wenigen Nachweisungen des Vfs. das Gegentheil des von letztem über die Ansichten der neuesten Physiker hinsichtlich des Luftdruckes gefällten Urtheils, und ist demselben nicht gelungen, den Luftdruck selbst als unstatthaft zu erklären.

Da nun des Vfs. Ansicht über die Lehre von den diesen Druck betreffenden Erscheinungen unbegründet ist, so müssen auch die darauf gebauten Erklärung von der Verdunstung, von der Verdichtung und Niederschlagung der atmosphärischen Dünste, z. B. die Bildung der Wolken, der Nebel, des Thaues, Regens u. dgl. unhaltbar erscheinen. Die vermeintliche neue Begründung der Theorie der Verdunstung, der daraus gefolgerten Zu- und Abnahme der in der Atmosphäre verbreiteten Dünste nebst den anderen atmosphärischen Erscheinungen unterliegen denselben Entgegnungen, welche früher gemacht wurden. Die Fortleitung des Wärmestoffes erklärt der Vf. durch Anziehung der Körper, ohne einen gewissen Grad

von Expansivkraft, welcher gerade von der Anhäufung des Wärmestoffes und von der Größe der Anziehung abhängt, zu statuiren. Nun wird aber mit der Anziehung die Ausdehnbarkeit geschwächt, und umgekehrt, und bewirkt der mit neuem Körper durch die Anziehung verbundene Wärmestoff bloß durch die Reaction eine Volumvergrößerung, mithin hat die Ansicht des Vfs. keine Haltbarkeit, da nur die Anziehung allein die Erscheinungen erklären sollen. Alles, was derselbe in Bezug auf seine Theorie über den Einfluß der Wärme auf das Volum der Körper, auf die Cohärenz und den Aggregatzustand, auf die verschiedene Capacität der Körper für die Wärme, auf die strahlende Wärme, auf die Refraction, Absorption und Reflexion der Wärmestrahlen sagt, müßte Rec. nach der gegebenen Erklärung modificiren, was er der Kürze wegen unterläßt, da der Vf. mit der alleinigen Anwendung der Anziehung nur vermeintlich ausreicht. Denn es giebt Fälle, in welchen die Wärme der Anziehung entgegenwirkt, und eben darum zu einem Mittel dient, die verschiedenen Anziehungsarten, welche in den Materien wirken, näher zu bestimmen. Auch hier spricht er gegen die Abstoßkraft des Wärmestoffes, und doch ist in dem Falle, in welchem der Körper, welcher durch gänzliches Verschwinden der Unterschiede der Anziehung einzelner Stellen ganz tropfbar-flüssig geworden ist, noch eine neue Einwirkung des Wärmestoffes erforderlich, um wieder einen expansibeln Zustand zu erzeugen, wozu aber unfehlbar ein Uebergewicht der abstoßenden Kraft über die Anziehung erforderlich ist. Nimmt man für alle Erscheinungen der Wärme einen Wärmestoff an, so muß er auch in Körpern von der niedrigsten Temperatur noch vorhanden seyn, und in jedem einen gewissen Grad von Expansivkraft besitzen. Allein mit aller Gewandtheit erklärt der Vf. doch nicht, wie sich die Wärme durch Anziehung von Seiten der Körper in diesen festhalte, durch den leeren Raum fortstrahlen könne u. dgl.

Aus einer Nachweisung des Unterschiedes zwischen Verdunsten und Verdampfen, deren erstes ein langsames und unsichtbares Uebergehen des durch die Luft distrahirten und absorbirten, letztes aber ein schnelles und sichtbares Aufsteigen des durch die Wärme expandirten Wassers als Dampf sey, will der Vf. die bisherige Theorie der Verdunstung, als ein langsames Verdampfen des von der Wärme expandirten Wassers, widerlegen. Zur Erreichung dieses Zweckes wäre zuerst festzustellen, daß der vollkommen elastische, völlig unsichtbare Dampf mit der Benennung „Dunst“ und die in Gestalt eines Nebels niedergeschlagene Flüssigkeit mit „Dampf“ zu bezeichnen sey. Nun nennen aber manche Physiker die sichtbare Flüssigkeit „Dunst“ und die unsichtbare „Dampf“, was auch mit dem Sprachgebrauche übereinstimmt. Wer mag übrigens Recht haben? Diese Frage hatte der Vf. bestimmt zu beantworten, bevor er eine zureichend begründete Theorie aufstellen will.

Was er hinsichtlich der Ab- und Zunahme der in der atmosphärischen Luft befindlichen Dünste sagt,

auf Rechnung des Einflusses der Distraction der Luft auf die Dünste angeht, und bey dem Einflusse der Temperatur auf dieselben näher aus einander gesetzt, um daraus die Entstehung und Bildung der Nebel, des Thaues, des Reifes, der Wolken und Regentropfen als neue Begründungen abzuleiten, besteht theils in unrichtigen Annahmen, theils in Wortspiel, theils in mancherley scharfsinnigen Speculationen, welche für die praktische Meteorologie nicht immer anwendbar sind, da sie entweder manche Erscheinungen nicht erklären, oder nicht zureichend begründen. Den Einfluß der Elektrizität auf die atmosphärischen Dünste wird kein Sachkenner leugnen; aber die Erklärungen der Erscheinungen, welche durch jene erzeugt werden, wird er nicht billigen. Doch Rec. bricht von der weiteren Widerlegung der einzelnen Ansichten ab, da sie sich insgesamt darin vereinigen, daß der Vf. das Daseyn der abstoßenden Kraft als nichtig, und bloß das Wirken der Anziehung mittelst Contraction und Distraction u. dgl. statuirt. An einem anderen Orte wird ihm die Gelegenheit geboten, noch näher in das Einzelne einzugehen. Der für eine kritische Anzeige gestattete Raum läßt jenes nicht zu.

Wenn nun gleich Rec. weder die Grundansicht, noch die daraus gefolgerten einzelnen Ansichten des Vfs. nicht unbedingt für haltbar erklärt, so bemerkt er doch, daß die Schrift mit eben so viel Scharfsinn als Klarheit geschrieben ist, und daß er ihr darum recht viele Leser zusichert. Papier und Druck sind gut.

R.

### A S T R O N O M I E.

BERLIN, b. Enslin: *Ueber den Ursprung der Feuerkugeln und des Nordlichtes.* Von Dr. Jul. Ludw. Ideler. 1832. IV u. 78 S. gr. 8. (12 gr.)

Wir dürfen bey den Lesern, denen wir die Anzeige dieser interessanten kleinen Schrift zunächst widmen, die Kenntniß des Streites über den kosmischen oder tellurischen Ursprung der darin erstens behandelten feurigen Meteore voraussetzen. Der Vf. neigt sich dabey gegen Chladni, den bekannten Vertheidiger eines ausschließenden kosmischen Ursprunges der Meteor Massen, entschieden zur reinen tellurischen Hypothese, und hat wenigstens das große Verdienst, Alles sehr übersichtlich zusammenzustellen, was sich zur Rechtfertigung einer tellurisch-atmosphärischen Entstehung der Meteor Massen sagen läßt. Erwägt man nämlich mit ihm, daß alle Körper an der Oberfläche ausdunsten, so scheinen die Schwierigkeiten der Erklärung eines auf den ersten Blick so wunderbaren Vorganges, als das Herabfallen von steinigen und metallischen Massen aus der Luft auf die Erde ist, wegzufallen. „Denn eine vielfache chemische Analyse hat unzweifelhaft gezeigt, daß die Meteorsteine aus den auf der Oberfläche am Allgemeinsten verbreiteten Stoffen bestehen“; und was ist

also wahrscheinlicher, als das sie eben solche atmosphärische Niederschläge aufgestiegener Metalle und Steindünste sind, wie die wässerigen Meteore: Regen, Hagel, Schnee u. s. w. Niederschläge verdunsteter Flüssigkeiten? „Diese Ansicht von der Entstehung von Meteor Massen in der Atmosphäre wird aber durch eine Beobachtung fast über allen Zweifel erhoben. Eine sorgfältige Zerlegung des Regens und Schnees nämlich hat darin oft heterogene Beymischungen von den nämlichen Substanzen entdecken lassen, welche die Arcolithen bilden, und es ist namentlich mehrmals Hagel mit einem dem Concrement der Meteor Massen ganz ähnlichen metallischen Kerne beobachtet worden.“ — In solchen Fällen scheinen also die atmosphärischen Prozesse, welche sonst resp. die Formation der wässerigen und festen Niederschläge bedingen, zusammen gewirkt haben, um ein Aggregat beider zu erzeugen.

Dafs es also Feuerkugeln, Sternschnuppen u. s. w. tellurisch-atmosphärischen Ursprunges gebe, ja, geben müsse, weil doch die durch Verdunstung in den Luftkreis aufgetragenen metallischen u. s. w. Substanzen der Erde, im ewigen Kreislaufe der Natur, eben so gut wieder zurückgeführt werden müssen, als die Feuchtigkeiten, kann als ausgemacht angenommen werden\*); aber ob darum alle Feuerkugeln, Sternschnuppen u. s. w. tellurischen Ursprunges seyn müssen, scheint, seit der Beobachtung einer gewissen Periodicität der Erscheinung dieser Meteore in den berühmten August- und November-Nächten und mit Rücksicht auf die begleitenden Umstände, wenigstens sehr zweifelhaft zu werden. Nach der sorgfältigsten Untersuchung hat sich daher bey Rec. die Ueberzeugung ausgebildet, das man gleich sehr Unrecht thut, eine der beiden Ansichten über den Ursprung und den wahren Entstehungsheerd der unter dem Namen der Feuerkugeln, Sternschnuppen u. s. w. zusammen begriffenen Erscheinungen, die kosmische oder die tellurische, ausschließend und mit rücksichtsloser Verwerfung der anderen, zu begünstigen, und das höchst wahrscheinlich beide Parteyen, die Kosmiker sowohl als die Telluristen, in der Sache selbst, und abgesehen von der Verwerfung einer anderen Meinung, Recht haben. Diese Behauptung, welche Rec. schon in seinen für das Morgenblatt gegebenen „Naturwissenschaftlichen Berichten“ mehrfach aufgestellt hat, will

\*) Ich habe noch allermeistens beobachtet, das die Erscheinung der Feuerkugeln von großen Revolutionen in der unteren Atmosphäre begleitet ist. Es würde sonderbar seyn, die letzten von den ersten herzuleiten, und man wird sich also wohl zum Umgekehrten entschließen müssen, wonächst über den tellurischen Ursprung mancher Feuerkugeln kein Zweifel bleibt.

er, im Interesse der Wissenschaft, jetzt hier näher auszuführen versuchen.

Was also zuvörderst diejenigen tellurisch-atmosphärischen Concremente betrifft, in deren Kategorie unser, den Telluristen zugehöriger Vf. sämtliche Phänomene dieser Art verweist, so ist der Ursprung, den er denselben angegebenermaßen zuschreibt, gewifs der richtige. Die irdische Atmosphäre wird augenblicklich mit den Producten der Verdunstung jeglicher Art von Stoffen, nicht blofs der tropfbarflüssigen, geschwängert, und muß sich also, gleichwie sie letzte als Regen, Hagel, Schnee u. s. w. wieder niederschlägt, auch die übrigen, unter Dunstform in sie eingedrungenen fremdartigen Substanzen durch ähnliche Niederschläge wieder zu entledigen suchen. Dies ist so natürlich, so offenbar, das sich gar Nichts dagegen aufbringen läßt.

Aber daraus folgt noch lange nicht, das, weil nun viele der hier betrachteten Meteore auf diese Art und in der irdischen Atmosphäre sich bilden, dies auch mit allen der Fall seyn müsse. Der Himmels-Aether-Ocean ist mit dem Weltenschöpfungs-Stoffe erfüllt, und wir sehen bey der Secretion und allmählichen Ausbildung der Nebelsterne täglich Zusammenballungen desselben eintreten. In die Classe solcher, nur kleinerer, Zusammenballungen des Weltstoffes verweist nun Rec. diejenigen Feuerkugeln, Sternschnuppen u. s. w., denen die Kosmiker ihrerseits und zwar eben so richtig, einen nicht terrestrischen Ursprung zuschreiben, und welche wir in den August- und November-Nächten eine so auffallende Rollspielen sehen. Es ist an und für sich unangemessen in der ungeheueren, höchstens von Zeit zu Zeit durch einige Kometen durchschnittenen Aetherkluff welche selbst zwey nächste Weltkörper trennt, durch aus keine weitere Weltlebens-Thätigkeit anzunehmen; und es scheint uns, als wenn man diesem sehr gegründeten Einwande durch den eben von uns aufgestellten Satz theilweis sehr wohl begegne. Gewifs besteht auch zwischen der Beschaffenheit dieser letzten kosmischen Feuerkugeln und den vorher erwähnten tellurischen ein sehr großer Unterschied; und wenn die ersten, gleich den letzten, einmal wirklich zur Erde fallen sollten: so würde eine comparative Analyse jenen Unterschied bald kennen lehren.

Bey diesem von den Feuerkugeln handelnden Theile des Werkchens bleiben wir stehen, und übergehen dagegen die zweyte, dem Nordlichte gewidmete Abtheilung ganz, da sie uns an die Stelle unzähliger früher über diesen schwierigen Gegenstand aufgestellten Hypothesen nur eine neue zu setzen scheint, deren nähere Begründung wir uns berechtigt halten, erst abwarten zu wollen.



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## LITERATUR- und KUNST-GESCHICHTE.

ZERBST, b. KUMMER: *Zur Geschichte der Sammlungen für Wissenschaft und Kunst in Deutschland.* Von Dr. Gustav Klemm, königl. sächs. Bibliothekar, Inspector der königl. sächs. Porcellan- und Gefäße-Sammlung u. s. w. 1837. VI und 328 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Ein möglichst genaues und vollständiges Repertorium über alle literarischen und artistischen Sammlungen in Deutschland, verbunden mit einer kurzen Geschichte derselben, ist ein längst von allen Gelehrten und Künstlern gefühltes Bedürfnis. Wir haben zwar keinen Mangel an Schriften, welche dieses oder jenes Institut oder auch mehrere behandeln, aber nur solche, welche der neuesten Zeit angehören, sind brauchbar, da die politischen Aenderungen in Deutschland sehr bedeutenden, zum Theil nachtheiligen, zum Theil auch vortheilhaften Einfluß auf die meisten literarischen und artistischen Anstalten geäußert haben. Die älteren Werke können also nur für die Geschichte der einzelnen Sammlungen als Quelle dienen.

Wir würden dem Vf. des zu beurtheilenden Werkes Unrecht thun, wenn wir seine Arbeit als ein solches Repertorium betrachten und tadeln wollten, denn schon der Titel verspricht nur Materialien. Dafür sind wir dem Vf. dankbar, und würden ihm zu noch weit größerem Danke verpflichtet seyn, wenn er vieles Allbekannte hinweggeschnitten, und nur das Neue und von ihm zuerst Ausgemittelte den Lesern geboten hätte. So würden wir schon ganz gern die das Buch eröffnenden Bemerkungen über die deutschen Bibliotheken bis in das XIV Jahrhundert (S. 1—10) vermissen, da sie weder eine nur einigermaßen vollständige Zusammenstellung der bis jetzt bekannten Notizen genannt werden können, noch irgend etwas enthalten, was nicht schon in hundert anderen Werken gesagt. Auch die speciellen Nachrichten (S. 10 bis 19) über einige dieser alten Bibliotheken (Cöln, Corvei, Fulda, Mainz, St. Gallen) halten wir für überflüssig, da die Werke von Hartzheim, Kindlinger, Gercken, Gerbert, Pez, aus welchen sie genommen sind, nur Wenigen unzugänglich seyn möchten. Dagegen betrachten wir die alphabetische Aufzählung der Orte, wo sich alte Bibliotheken befinden,

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

den (S. 29—37), nebst Nachweisung des über sie Geschriebenen, als sehr zweckmäßig, nur dürfte sowohl das Verzeichniß selbst, als auch die Literatur, vollständiger seyn. In den Notizen über die älteren Bibliotheken findet sich auch viel Unrichtiges, wir heben jedoch nur die Nachricht über die hochwichtige alte Mainzer Dombibliothek hervor, bey welcher als einzige Quelle der flüchtige Gercken (Reisen, III. 36) benutzt ist, und verweisen den Vf. und den Leser, welcher mehr und Genaueres über den im J. 1793 durch das Bombardement der Stadt zerstörten uneretzlichen Bücherschatz (den der Vf. S. 19 noch als vorhanden zu betrachten scheint) zu wissen wünscht, auf Gudenus, *codex diplomaticus, Götting.* 1744. 4. Tom. II. p. 564 sqq. und Fr. Werner's *Dom von Mainz und seine Denkmäler*, Mainz 1827, Bd. I. S. 349—359.

Der zweyte Abschnitt (S. 38—66), ebenfalls wieder durch eine ganz gewöhnliche und ungenügende Uebersicht eingeleitet, erzählt in Kürze und nach bekannten Quellen die Schicksale der Universitäts-, Stadt-, Privat- und fürstlichen Bibliotheken von der Mitte des XIV bis zu Ende des XVI Jahrhunderts. Auch hier vermissen wir Vollständigkeit bey einer in gleichgültigen Dingen übermäßigen Weitläufigkeit. Wozu, um nur ein Beyspiel anzuführen, die Mittheilung (S. 61—64) des überdiess schon gedruckten Katalogs einer ganz und gar unbedeutenden Privatbibliothek? Die folgenden Abschnitte (S. 66—135) beschäftigen sich in derselben Weise mit der Geschichte der Bibliotheken vom Anfang des XVII Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, erschöpfen aber bey Weitem den Stoff nicht. Ueber manche unbedeutende Schul- oder Privat-Bibliothek Norddeutschlands findet man nähere Angaben, während man über manche sehr bedeutende Sammlungen des südlicheren Deutschlands solche vergebens sucht. Sind die Bibliotheken in Darmstadt, Gießen, Mainz, Wiesbaden, Cöln, Trier u. s. w. nicht der Rede werth? Der Vf. citirt einmal irgendwo in seinem Buche den Bibliographen Fischer, man sollte also wenigstens glauben, dessen „Beschreibung typographischer Seltenheiten“, in deren erstem Bande (Nürnberg u. Mainz 1808. 8.) über die Einrichtung der Mainzer Bibliothek die Rede ist, müßte ihm bekannt gewesen seyn.

Wir kommen nun zu den Kunstsammlungen, in deren Behandlung wir die schon gerügten Fehler in noch erhöhtem Mafse finden. Der Vf. betrachtet mit Recht (S. 135—143) die Kirchen als Museen des Mittelalters, da man in denselben nicht nur Reliquien, sondern auch andere historische und natürliche Merkwürdigkeiten aufbewahrt. Man würde sich aber irren, wenn man nur die wenigen in dem Buche namhaft gemachten Kirchen als Hauptdepots von Kunstfachen betrachten wollte, man muß vielmehr annehmen, daß sich der Vf. bey der Aufzählung nach seinen Collectaneen richtete, und somit den Zufall walten liefs. Viele andere hier nicht genannte Kirchen (z. B. der Dom zu Mainz) befaßen ebenfalls große Kostbarkeiten. Die Bemerkungen über die Kunst- und Raritäten-Kammern des XVI und XVII Jahrhunderts werden wieder durch eine aus den heterogensten Bestandtheilen zusammengesetzte Einleitung (S. 144—166) bevorwortet. Manches Nöthige ist hier gar nicht berührt, manches Ueberflüssige mitgetheilt; wozu z. B. die weitläufigen Auszüge (S. 153 bis 165) über die fehlerhafte Einrichtung von Curiositäten-sammlungen, aus alten geschmacklosen Büchern, auf welche nur hätte hingewiesen werden dürfen? Was können solche alberne Dinge der Wissenschaft frommen? Auch die Beschreibung der einzelnen Kunstkammern in diesem Zeitraume (S. 166—230) ist überladen zu nennen. Der Entstehung und Fortbildung der Museen sind stets nur wenige Zeilen gewidmet, dagegen sind bedeutungslose Auszüge aus gedruckten Katalogen und bekannten Büchern in Hülle und Fülle mitgetheilt. Wäre noch dabey das für Wissenschaft und Kunst Erspriefsliche hervorgehoben, so würde man sich gern durch solchen Ueberfluß durcharbeiten, was kann man aber bey der Aufzählung von so und so viel vergoldeten Tintenfassern, Streubüchsen, Rasirmessern, Kämmen, aus Sägspänen gebackenen Broden, mit Hufeisen beschlagenen Hühnereyern u. s. w. denken?

In dem letzten Abschnitte des Buches, welcher sich mit den Museen des XVIII Jahrhunderts beschäftigt, und der doch wohl der wichtigste seyn möchte, ist der Vf. ziemlich kurz, namentlich in den Hauptfachen; Nebendinge sind ausführlicher mitgetheilt; sogar in der völlig mißlungenen Einleitung (S. 230 bis 242), in welcher man eine gedrängte Uebersicht der Hauptbestrebungen für Ansammlung von Kunstschätzen und ihre zweckmäßige Aufstellung hätte erwarten dürfen, wird das Reglement der königl. preussischen Regierung, welches weiter nichts enthält, als die einfache Bestimmung der Stunden, in welchen Sammlungen dem Publicum geöffnet sind, vollständig abgedruckt! — Es folgen nun bis zu Ende des Buches Verzeichnisse der berühmtesten naturwissenschaftlichen, antiquarischen, numismatischen Sammlungen, Bildergalerien und Kupferstichsammlungen. Zusätze könnten hier auf jeder Seite gemacht werden, besonders was die Sammlungen der bey Weitem nicht ge-

nug berücksichtigten süddeutschen Städte betrifft, man findet in diesen manche sehr bedeutende Münzcabinete, Alterthümer-sammlungen und Bildergalerien, die der Vf. eben so wenig als die darüber erschiene- nen Schriften zu kennen oder berücksichtigen zu wollen scheint. Von nicht berührten ansehnlichen Privatmünzsammlungen wollen wir nur die uns gerade in den Sinn kommenden von J. J. Bohl (dem Vf. des trefflichen Katalogs der Trierer Münzen, Coblenz 1823. 8.) und von J. Appel (der sein reiches Cabinet in dem „Repertorium zur Münzkunde des Mittelalters“, Pesth und Wien 1820—29. 4 Bde. in 7 Theilen, 8. beschrieb) nennen. Da der Vf. jedoch keine Geschichte der Kunstsammlungen liefert, sondern nur Materialien zu einer solchen, so dürfen ihm einzelne Auslassungen nicht sehr hoch angerechnet werden, und wir müssen an dem ganzen Buche nur hauptsächlich die Art und Weise der Behandlung tadeln, ohne ihm das Verdienst, hie und da etwas Unbekanntes mitgetheilt zu haben, abzusprechen, und ohne dem Vf. unseren Dank wegen mancher genaueren Mittheilungen, namentlich über Dresdens Kunstschätze, vorzuenthalten. Hätte derselbe sein Werk mit einer erschöpfenden Einleitung über die Entstehung und Fortbildung der literarischen und artistischen Sammlungen in Deutschland eröffnet, ohne den Stoff in einzelne Abschnitte zu zerhacken, hätte er dann die Museen oder die Bibliotheken in alphabetischer oder geographischer Reihenfolge zusammengestellt, ihre Geschichte kurz angegeben, und die bis jetzt vorhandenen Quellen, aus welchen Jeder das Weitere leicht entnehmen kann, beygefügt, so würde viel Raum gewonnen, und dem Gelehrten, wie dem Dilettanten, ein weit größerer Dienst geleistet worden seyn, als durch ein Gemisch von Altem und Neuem, von Interessantem und völlig Bedeutungslosem.

Es muß allerdings für gelehrte Arbeiten überaus fördernd seyn, wenn man, wie der Vf. von Jugend auf zu thun gewohnt war (S. VI), das Gelesene und Erfahrene nicht bloß dem Gedächtnisse, sondern auch dem Papier anvertraut, man sollte sich aber billig scheuen, solche Collectaneen in ihrer ursprünglichen Form der Lesewelt zu übergeben, der sie nur in einer tüchtigen, die Wissenschaft und Kunst fördernden Verarbeitung angenehm und nützlich seyn können.

s. i. e. s.

### LITERATURGESCHICHTE.

GLOGAU und LEIPZIG, b. Prausnitz: *Bild eines vorzüglichen Jugendlehrers, entnommen aus dem Leben und Wirken Victorin's von Feltre. Nach dem Italienischen des Carlo Rosmini von F. M.* 1838. 130 S. 8. (11½ Silbergr.)

Die Einleitung dieses dem Inhalte nach sehr interessanten, aber in einer etwas vernachlässigten Schreibart abgefaßten Buches zeichnet in schwachem

Umriffe die Periode der aufblühenden Wissenschaft in Italien. Petrarca wird mit Recht als der Prometheus dargestellt, der den Funken der classischen Literatur zur belebenden, erleuchtenden Flamme angefacht. Der von diesem sorgsam gepflegte *Johann v. Ravenna*, ein Wunder von Gelehrsamkeit, zählte unter seinen vielen Jüngern auch unseren Helden *Victorin Rambaldoni* aus Feltre. Hier 1378 von armen Eltern geboren, sollte auch er, wie so viele Erwählte unseres Geschlechts, im „Ofen des Elends“ geprüft werden. In einem Alter von 20 Jahren befaß er kaum die dürftigsten Mittel zu geistiger Bildung. Der brennende Durst nach Wissen trieb ihn, an den damaligen Sitz der Gelehrsamkeit: Padua. Mit den härtesten Entbehrungen kämpfend, weihte er alle Zeit, die er dem sauern Brod-Geschäfte des Elementarunterrichts abgeizte, dem heiligen Dienste der Wissenschaft. *Johann v. Ravenna*, dessen Originalität und umfassendes Wissen von *Petrarca* (*senili. lib. 5. epist. 6. 7*) so hoch gepriesen werden, ward ihm nicht nur Lehrer, sondern vorleuchtendes Muster reiner Sitte. Auch *Caspar Barzizza*, der Verehrer Cicero's und Meister der Latinität, förderte seine Kenntniß in diesem Fache. Der bescheidene, aller Ostentation abholde *Victorin* ward bald mit der gelehrten Würde geschmückt.

Außer der Theologie und dem kanonischen Rechte wandte er seine Neigung auch der Mathematik zu. *Pelekane* von Parma glänzte in diesem Gebiete; aber der Glanz war von dem schmuzigsten Geize getrübt. Der lernbegierige *Victorin*, unvermögend, das bedeutende Honorar aufzutreiben, ward unbarmherzig abgewiesen. Selbst der erniedrigende Dienst eines Aufwärters bey dem Harpagon, dem er sich willig unterzog, führte ihn nicht zum Ziel. Empört über den mathematischen Unmenschen, faßte er den kühnen Entschluß, ohne alle Beyhülfe ans Werk zu gehen. Dem Schlafe und den ohnehin kargen Erholungszeiten entfragend, studirte er Euklid und allgemach die schwersten mathematischen Werke, so daß er in kurzer Zeit den Ruhm, und, was tiefer schmerzte, die glänzende Einnahme des gelehrten Knickers verdunkelte. *Quam multa*, äußerte er später, *Pellicano debeo, qui me gratis mathematicum facere voluit, hoc una in re liberalis.*

*Guerino* von Verona, der um diese Zeit aus Griechenland nach Venedig zurückkehrte, ward sein Lehrer im Griechischen. Nun auch mit diesem Rüstzeuge der Gelehrsamkeit gewappnet, kehrte er nach Padua heim, und ward hier als Wunder des Wissens angestaunt. Die Jugend drängte sich zu dem Hörsaale des freundlichen, von allem gebläheten Gelehrtenwesen entfernten Mannes. Im J. 1422 trug ihm das studierende Auditorium, nach damaligem Brauch, das Lehramt der Rhetorik und Philosophie auf der Hochschule zu Padua an. Diese allgemeine Anerkennung, verbunden mit der gewonnenen Ueberzeugung, durch Lehre und Beyspiel bedeutend wirken zu kön-

nen, siegte endlich über die vorherrschende Neigung zum Klosterleben. Neben seinem öffentlichen Lehramte errichtete er eine Pensionsanstalt in seinem Hause. Auf gewinnreiche Speculation war es aber so wenig abgesehen, daß er vielmehr gar keinen Unterschied zwischen Reichen und Armen machte. Er nahm nur eine fest und absolut unabänderliche Anzahl auf, und nur solche, die sich durch entsprechende Anlagen und Sittenreinheit empfahlen. Die Summen, die er von den Bemittelten erhielt, verwendete er zum Unterhalte der Dürftigen. Diesen Pfleglingen widmete er seine ganze Sorgfalt als Lehrer und Erzieher.

Nach einem Jahre rastlosen Wirkens in Schule und Haus verließ er Padua, wo die überhandnehmende Sittenlosigkeit sein Gefühl zu tief verletzte. In Venedig, wo er sich niederließ, eröffnete er aber eine Erziehungsanstalt, der die Edelsten ihre Söhne anvertrauten. Auch hier blieb *V.* seinem Grundsatze treu. Stumpfsinn und Rohheit, mochten sie Schätze bieten, wurden mit unbeugfamer Festigkeit zurückgewiesen; der talentvolle, sittsame Bettelknabe fand offene Arme bey ihm.

Doch bald sollte in einem höheren Kreise sein Licht leuchten. Der Marchese *Joh. Franz Gonzaga*, der damals über Mantua herrschte, ein Fürst, eben so ausgezeichnet durch Tapferkeit, wie durch Adel des Charakters, berief ihn zur Erziehung seiner Söhne. Erst nachdem er sich überzeugt, daß es dem edeln Vater Ernst sey, die Söhne ganz und unbeschränkt seiner Leitung anzuvertrauen, entschloß er sich, das schwere Amt zu übernehmen. Und allerdings nahm dies Amt seine ganze praktische Umsicht, wie seine Charakterfestigkeit, in Anspruch. Die reich verzierten Gemächer, die ihm und den Prinzen zur Wohnung anwiesen wurden, die üppige Tafel, die lasterhafte Dienerschaft, die den fürstlichen Knaben in ihrem Hange zur Schwelgerey und Trägheit Vorschub that, alles dies stellte sich den Absichten des tugendhaften Erziehers feindlich entgegen. Um seine Leute gründlich kennen zu lernen, sah er dem Treiben eine Weile ruhig zu. Dann trat er mit der ganzen Energie seines Charakters dazwischen, und, wie auf einen Zauberschlag, war die ganze Wirthschaft umgewandelt. Der Rudel unnützer Höflinge ward entfernt; Zimmer, Tafel, Kleidung vereinfacht; der Dienst streng und pünktlich, geregelt; der Pförtner ward angewiesen, nur auf seine ausdrückliche Erlaubniß Personen zu den Prinzen zu lassen. Seine nächste Sorge war auf den physischen Theil der Erziehung gerichtet. Der ältere der Fürstensöhne, Ludwig, war ein unförmlicher Fleischklumpen. Durch eine beschränkte Diät gelang es endlich dem umsichtigen Erzieher, Bewegung und Leben in die träge Masse zu bringen. Durch Musik während des Mahls wußte er die Aufmerksamkeit und das Interesse des Esstiegers so zu spannen, daß dieser die Speisen vergaß, um auf die anziehenden Melodien zu lauschen. Ue-

berhaupt umfasste *Victorin* in seinem Erziehungsplane den ganzen Menschen: Körper, Geist und Gemüth. Der Gymnastik wandte er große Aufmerksamkeit zu. Ringen, Laufen, Klettern in freyer Luft, mochte diese mild oder rauh seyn, sollte ihrem Körper Gewandtheit geben, und ihn gegen die Einflüsse der Witterung abhärten. Auch auf Schönheit und Angemessenheit in der äusseren Erscheinung richtete er seine pädagogische Sorgfalt. Die Stimme, die Haltung des Körpers, das Mienenspiel ward der strengsten Controle unterworfen. Im Stoff und im Schnitt der Kleider liefs er freylich den Unterschied der Stände gelten; nur der Affectation und der Ueppigkeit ward ein Krieg auf Tod und Leben erklärt.

Seine Schüler wurden wegen ihrer Fertigkeit in den classischen Sprachen angestaunt. Durch eine streng naturgemäse Methode führte er sie stufenweise zu der tiefsten und umfassendsten Kenntniß der Alten. Wir können, wenn wir die Grenzen eines Referats nicht überschreiten wollen, nicht näher auf diese Partie des Buches eingehen. Eben so wenig können wir die ewigen Grundsätze *Victorin's* mittheilen, auf die er die sittliche Erziehung seiner Pfleglinge gründete. Wir können nur die innige Ueberzeugung aussprechen, daß kein Leser, der Sinn für geistige und sittliche Größe hat, unerbauet das Büchlein aus den Händen legen wird. Den Männern vom Fach sey es aber besonders empfohlen.

Rec.

### G E S C H I C H T E.

EISENBERG, b. Schöne: *Das alte Eisenberg*. Beyträge zur Zeit-, Orts- und Sitten-Geschichte der Stadt Eisenberg in früheren Jahrhunderten. Von Dr. *Karl Back*, herzogl. sächs. Regierungs- und Consistorial-Rath in Altenburg. 1839. XII und 128 S. gr. 8. (8 gr.)

Als dem Herausgeber vor neun Jahren als damaligem Verweser des Stadt Syndicats der Beruf oblag, die Acten des gesamten Ratharchives seiner Vaterstadt *Eisenberg* zur Sonderung der Acten des Stadtgemeinderaths von denen des Stadtgerichts zu durchsuchen, sammelte er zum eigenen Gebrauche die Nachrichten, welche ihm wichtig schienen. Als sie später Freunde gelegentlich bey ihm lasen, gab er ihren Wünschen nach, sie durch Unterzeichnungen in Freundes Kreisen, ohne öffentliche Aufforderung, durch den Druck zu veröffentlichen.

Es sind 114 Abschnitte, welche allerdings manchen charakteristischen Zug zur Bezeichnung der Sitten und Gewohnheiten früherer Zeiten enthalten, und manche örtliche Nachrichten mittheilen. Sie beginnen mit einigen Auszügen aus alten schon anderwärts mitgetheilten Urkunden, eigentlich aber (No. 5) mit Acten vom J. 1328, und endigen mit einer geschichtlichen Mittheilung über die Schützengeseilschaft zu Eisenberg, nebst einer vom Herausgeber im Jahr 1827 vor versammelter Schützengeseilschaft gehaltenen, ihre früheren Schicksale berührenden Rede im *Anhange*, und einem Register.

Diese Nachrichten sind chronologisch geordnet, und nur da, wo eine Nachricht verwandten Inhalts sich später vorfand, wurde sie voraus genommen.

Eigentliche Urkunden sind nicht mitgetheilt, und da Rector *Gotter* in seiner Nachricht vom Nonnenkloster zu Eisenberg (1730) in der Vorrede ausdrücklich erwähnt, daß sein Vorfahr, Rector *Adam Gschwend*, die Urkunden zu seinen *Memorabilib. Eisenbergae* meistens aus dem Rath's-Archive daselbst erlangt habe, so scheinen keine Urkunden zum Ausbeuten mehr da zu seyn.

Was die erste Nachricht anlangt, welche nach Schreibart, Papier und sonstigen Kennzeichen einer frühen Zeit angehören, und, wie Hr. *B.* glaubt, noch nicht gedruckt seyn soll, daß nämlich Eisenberg früher eine Grafschaft gewesen sey, und Graf Johannes von Eisenberg der Schlacht bey Merseburg gegen die Hunnen im J. 933 beygewohnt habe, so müssen wir bemerken, daß dieselbe allerdings mehrmals, z. B. in (*Pfefferkorn's*) merkwl. Gesch. der Landgrafschaft Thüringen (1685. I, 238), im Druck mitgetheilt, aber eben so falsch ist. Denn wenn auch Rector *David Gschwend* in seiner Eisenberg'schen Chronik (1758. S. 19) mit vielem Aufwande von Belesenheit den Grafen Hans von Eisenberg vertheidigt, der sogar in der Schlacht bey Merseburg gefallen seyn soll, so ist es doch durchaus nicht erwiesen, daß derselbe ihr beywohnte, wie schon *J. Horn* in seiner sächs. Handbibl. (Leipz. 1728. S. 40) behauptet; denn die langen Verzeichnisse von Grafen bey *Brothuff* (Chronika. Leipz. 1557. S. 29) und *Lucä* (Grafschaftsaal. Frankf. a. M. 1702. S. 822) sind späteren Ursprungs. Das *Chronicon Corbejense* und *Witichind* wissen nichts davon. Dann aber ist es überhaupt nach eben diesen gleichzeitigen Schriftstellern ziemlich gewiß, daß diese Schlacht bey Merseburg und Keuschberg gar nicht vorgefallen ist.

8. 9.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

## JENAI S C H E N

### ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

#### STENOGRAPHIE.

- 1) MÜNCHEN, im Verlage des Vfs.: *Anleitung zur deutschen Rede-Zeichen-Kunst oder Stenographie* von Fr. Xav. Gabelsberger, qu. Secretär und geheimen Kanzlisten im kön. bayer. Staats-Ministerium des Inneren. 1834. XII, 142 und 406 S. 4. (4 Thlr. 12 gr.)
- 2) Ebendasselbst, b. Franz: *Stenographische Lese-Bibliothek, bestehend aus einer Sammlung von Gedichten und prosaischen Aufsätzen zum Zwecke der Uebung im Lesen und Schreiben der stenographischen Schrift.* Zusammengetragen, lithographirt und herausgegeben von Franz Xav. Gabelsberger, Verfasser der nach eigenem Systeme bearbeiteten Anleitung zur deutschen Rede-Zeichen-Kunst. 1838. 88 S. kl. 8. (14 gr.)

München, die Wiege der Lithographie, ist nun wirklich auch die der Stenographie geworden; denn was in den obigen beiden Werken geleistet wurde, ist in der That als eine neue Schöpfung der letzten zu betrachten, und erscheint hier sogar in einer höchst interessanten Verbindung mit der ersten. Es ist der Mühe werth, Näheres von der Persönlichkeit des Vfs. hier zu geben, da seine noch wenig bekannten Verdienste um eine für Geschäfte aller Art, namentlich aber auch für Staatsverwaltung höchst wichtige Kunst, und der Weg, auf welchem er einer Erfindung ähnliche Vervollkommnung derselben bewirkte, der Vergessenheit entzogen zu werden verdienen. Der Vf. selbst war zu bescheiden, um davon in seinem ersten Werke detaillirte Notizen zu geben. Wir verdanken diese aber der Mittheilung eines ausgezeichneten Geschäftsmannes, welcher vielfache Gelegenheit hatte, dem Vf. in seinem Wirken zu beobachten, und darüber von ihm persönlich genauere Aufschlüsse zu erhalten, so daß wir unsere Quelle als vollkommen ächt betrachten müssen.

Sohn eines kurbayerischen Hof-Instrumentenmachers, zu München am 9 Febr. 1789 geboren, erhielt der Vf. seine erste Bildung in dem ehemaligen Reichskloster Ottobeuern, die spätere auf der Studienanstalt zu München. Mittellos, war er gehindert, eine Universität zu beziehen, und beschäftigte sich mit Unterricht, den er aber wegen geschwächter Gesundheit wieder aufgeben mußte. Er beschäftigte

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

sich als Kalligraph, bald auch, seit 1809, als Lithograph, und suchte sich nebenbey durch wissenschaftliches Privatstudium zu bilden. Sein öffentlicher Dienst begann 1809 bey der Generaladministration der Stiftungen, und 1810 wurde er definitiv als Kanzlist der königl. Regierung des Isarkreises angestellt. Einer baldigen Beförderung 1813 zum Kanzlisten der königl. Central-Stiftungscasse, und 1823 zum Secretär und geheimen Kanzlisten im königl. Ministerium des Inneren, folgte 1825 bey der allgemeinen Formationsveränderung und Personalverminderung seine Quiescirung, deren ungeachtet er aber doch noch bis jetzt im Dienste des genannten Ministeriums verwendet wird. Für diese Verwendung genießt er einen sehr geringen Quiescenzgehalt. Zwar wurde ihm 1823 eine kleine Staatsunterstützung, nur vorübergehend, und erst seit 1831 ist ihm für seine stenographischen Leistungen, als erster landständischer Stenograph, auf Antrag der Stände ein jährlicher Gehaltszuschuss von 500 fl. aus dem Etat der Ständeversammlung geworden. Um so verdienstvoller erscheint es, daß sich Hr. Gab. durch kein Hinderniß und keine Schwierigkeit entmuthigen ließ; daß er beharrlich sein Ziel verfolgte, und sogar mit nicht unbedeutendem Kostenaufwande für die Vervollkommnung seiner Kunst und ihre Veröffentlichung zu wirken wußte. Ueberhaupt haben bey diesem Manne hauptsächlich die Bestrebungen, in seinem Fache vorzügliche Brauchbarkeit zu entwickeln, und die sonst so beschränkte Thätigkeit eines Kanzlisten und Secretärs zu veredeln und zu einem freyen Wirken emporzuheben, die eigentlichen Entstehungsgründe seines stenographischen Systems geliefert. Der Wunsch, sich denjenigen Referenten, die sich seiner Hülfe bedienten, möglichst brauchbar zu beweisen, erregte schon 1817 in ihm den Gedanken, sich eine Schrift zu ersinnen, vermöge deren er im Stande wäre, nicht allein sich alles Nöthige schnell zu excerptiren, sondern auch die mündlichen Vorträge der Referenten, die Ansichten und Bemerkungen seiner Vorstände über einzelne Gegenstände augenblicklich zu notiren. Das Eigenthümliche seines jetzt entwickelten Systems macht seine in dem Vorworte S. VI gegebene Versicherung vollkommen glaubwürdig, daß er nicht wohl bloßer Nachahmer werden konnte, da er mit den Grundlagen seines Systems und mit der Auswahl seiner Schriftzeichen so ziemlich im Reinen war, ehe

er nur wufste, ob und welche Werke über Geschwind-schreibekunst überhaupt existirten, und dafs er selbst nach erlangter Kenntniß hievon sich absichtlich noch längere Zeit ihres Studiums enthielt, um erst zu versuchen, was er aus sich selbst hervorzubringen vermöge, und zu prüfen, wie sich das von ihm Gefundene zu dem schon Vorhandenen verhalte. Er fügt charakteristisch hinzu: „Denn so wie ich mein Eigenes neunmal verwarf, ehe ich mich nur einigermaßen damit zufrieden gestellt fühlen wollte, so war ich nun auch der Selbstbeherrschung bewußt, es zum zehnten Male verwerfen zu können, wenn mich Vernunft und Gründe eines Besseren überzeugen würden, und dieses habe ich auch in so manchen Fällen treu beobachtet. Fand ich auch später durchaus keinen Grund mehr, die Art meiner Zeichen, d. i. das Princip meiner Schrift aufzugeben, und mich der englisch-französischen Stenographie anzuschließen, so ist ebenso wahr, dafs ich durch das Lesen fast aller bekannten deutschen, und nicht minder der wichtigsten englischen und französischen Werke über Stenographie die Kunstleistung in ihrer eigentlichen Aufgabe und Entwicklung erst recht kennen gelernt, und sehr Vieles an Regeln und Vortheilen der Kunst gewonnen habe. Eigentlicher Stenograph zu werden, die höheren Vortheile der Kunst einzusehen, und Muth zu fassen, dieselben auch zu benutzen, fing ich erst an, seitdem ich das in meinem Lehrbuche öfter citirte paläographische Werk des *H. Fr. Kopp* mit seinen schätzbaren Erläuterungen über das geschwind-schriftliche Verfahren der Römer in ihren sogenannten tironischen Noten zu Händen bekam, und mit specieller Rücksicht auf den mir vorgeetzten Zweck studirte; denn, nicht, als wären die diesen Noten zum Grunde liegenden *Schriftzeichen* geeignet, bey den heutigen Fortschritten der Graphik irgend zum Gegenstande vortheilhafter Nachahmung zu werden, — wohl aber muß ich bekennen, dafs mir bezüglich auf den Geist, der die Kunst über das Mechanische erhebt, und die Schrift in potenziirter Kürzung sowohl rückfichtlich der Ineinanderstellung der Züge, als in Hinsicht auf regelmäfsige, phonisch und grammatikalisch begründete Abbrüviatur benutzen lehrt, alle die neueren, namentlich die meisten deutschen Stenographien nicht so viel Interessantes und Zweckförderliches darzubieten schienen, als dieses in seiner Art einzige Werk.“

Was Hr. *Gab.* schon 1817 beabsichtigte, fand keinen Anklang, und es mußten über fünfzehn Jahre verfließen, ehe sein erster Gedanke einen Mann fand, der nicht blofs das Nützliche und Geschäftsförderliche einer solchen Dienstleistung durchblickte, sondern auch den gehörigen praktischen Gebrauch davon zu machen wufste. Sein oben genanntes Vorwort S. IX gedenkt der vielen Anfeindungen, die er zu erleiden hatte, nur im Vorbeygehen, mit dem Beysatz: „Ich wende mich lieber dankend an alle Jene, welche hochherzig genug waren, meine redliche Bemühung zu würdigen, und immer wohlwollend mich und meine Bestrebung in Schutz zu nehmen. — War ich ja

von Jugend an gewohnt, jedes Ziel meines Lebens, und Alles, was Anderen oft Glück und Gunst schon voraus in die Hände spielt, erst nach lang bestandener Feuer- und Wasser-Probē zu erringen; ich bin stolz darauf, es zu sagen, dafs ich nicht einen einzigen Gönner in der Welt besitze, der mich nicht erst durch anhaltende Beweise redlicher Bestrebung kennen gelernt hat!“

Die Verfassung von 1818 bot durch Errichtung der Stände mit öffentlichen Verhandlungen der zweyten Kammer ihm eine neue Gelegenheit dar, seiner Idee eine noch wichtigere und gemeinnützigere Anwendung zu geben. Vorbereitet war er für seine stenographischen Versuche durch das Studium der Mnemonik, Pafigraphie, Kryptographie, und besonders der Dechiffirkunst, in welcher er schon die wichtigsten Anhaltspunkte zu Erkenntniß der Postulate eines geschwind-schriftlichen Alphabets in Rücksicht auf das Iterationsverhältniß der Buchstaben zu finden glaubte, indem er sich dachte, was die Dechiffreur zuerst sucht und findet, müsse in der Geschwind-schrift so kurz und flüchtig bezeichnet seyn, dafs es für das Auge beynahe ganz verschwinde. Seine ersten Versuche bey der ersten Ständeversammlung von 1819, und zwar in beiden Kammern, trugen noch das Gepräge der Unbehüllichkeit und Ungeübtheit; sie wurden aber feste Grundlage späterer Vervollkommnung. Die folgenden Ständeversammlungen, besonders 1825 und 1828, gaben dazu neue Gelegenheit, und endlich 1829 kam es dahin, dafs *Gabelsberger's* System, so weit es bis dahin gediehen war, aus allerhöchstem Auftrage von der königl. Akademie der Wissenschaften einer Prüfung unterzogen wurde, deren Resultat vollkommen anerkennend ausfiel. Man fand seine Methode nicht allein neu, sondern auch einfacher, naturgemäfsere und sicherer, und vorzüglich in Bezug auf die deutsche Sprache angemessener, als die bis dahin bekannt gewordenen, den englischen und französischen nachgeahmten Methoden. Der 1831 auf den Stände-Etat decretirte jährliche Gehaltszuschufs war mit der Bedingung verknüpft, dafs *Gab.* seine Methode veröffentlichen, und mehrere Schüler praktisch unterrichten solle. Das erste erfüllte er in seiner oben genannten Anleitung 1834 auf eine höchst rühmliche Weise, und auch der zweyten Aufgabe kam er getreu nach. Mehrere seiner Schüler haben nicht blofs in Bayern, sondern auch in anderen deutschen Staaten rühmliche und lohnende Verwendung gefunden; namentlich hat *Franz Wigard* aus München ein nach diesem Systeme gebildetes stenographisches Institut in Dresden gegründet. Viele Studirende auf Universitäten machen den vortheilhaftesten Gebrauch von dieser Schnellschreibekunst, und junge Männer aus sehr verschiedenen Ständen, zum Theil in fernen Ländern, bedienen sich der bey *Gab.* erlernten Stenographie in den mannichfachsten Verhältnissen, nicht etwa blofs für Stände-Verhandlungen, sondern in dem übrigen praktischen Leben. Seine eigene Thätigkeit fand die ausgedehnteste Anwendung unter dem Ministerium *Wallerstein*, und *Gab.* brachte es so weit,

dafs er mit einer einfachen Vorrichtung von erhabenen Linien sogar im Wagen und in finsterner Nacht dasjenige, was der nie rastende Fürst ihm während des Fahrens von München nach Leutstetten (seinem Landgut am Starenber See) und zurück dictirte, pünctlich und schnell aufnehmen konnte. Der Vf. verspricht in No. 2 später einen besonderen Aufsatz: „Mein Aufenthalt als Stenograph zu Leutstetten bey Starenberg“, und in demselben eine ausführliche Beschreibung der eigenthümlichen Anwendung stenographischer Kunst für den öffentlichen Dienst, die gewifs um so interessanter werden wird, da er versichert, dafs jene Zeit für Vervollkommnung der deutschen Redezeichenkunst gerade die fruchtbarste wurde. Höchst weit ausgedehnt zeigte sich damals der Nutzen solcher schnellen Auffassungen. Wurde nämlich das so Aufgenommene dann dictirt, oft wohl Verschiedenes mehreren Kanzlisten gleichzeitig, und schrieben diese mit chemischer Tinte nach: so konnten solche autographirte Dictate in sehr kurzer Zeit schon nach allen Kreisen abgehen. — Für manchen unserer Leser ist es vielleicht nöthig, hier zu bemerken, dafs man: „autographirt“ in Bezug auf Lithographie dasjenige nennt, was mit lithographischer, jetzt sogenannter chemischer Tinte auf Papier, nicht verkehrt, sondern ganz gewöhnlich geschrieben, von solchem Papier erst auf Stein abgezogen, und nun von diesem Steine sogleich in tausend und mehr Exemplaren auf Papier deutlich, nur nicht so rein, wie wenn es verkehrt auf den Stein selbst, also eigentlich lithographirt wurde, abgedruckt werden kann. Bemerkenswerth ist auch, dafs dasselbe mit Handzeichnungen sich bewirken läfst. — Obige schnelle Expeditionen-Methode hat den wesentlichsten Nutzen besonders zur Zeit der Cholera bewiesen, und es darf auch hiebey *Gabelsberger's* vielfaches, stilles Verdienst nicht verkannt werden. Wir gehen nun mehr zur gesonderten Anzeige beider Werke über.

No. 1. Das Ganze zerfällt in zwey Haupttheile, einen allgemeinen, geschichtlichen und theoretischen, und einen besonderen praktischen Theil. Der erste behandelt, nach einer Einleitung über Schrift, als Darstellung der hörbaren Sprache in sichtbaren Zeichen, in fünf Abschnitten: 1) den Begriff, Namen und die wissenschaftliche Begründung der höheren Geschwindschreib- oder *Redezeichen-Kunst*; 2) die Entstehung, Geschichte und Literatur; 3) den Gebrauch und Nutzen derselben; 4) die Widerlegung der Bedenken und Einwürfe gegen dieselbe, und 5) eine allgemeine Theorie dieser Redezeichenkunst in zwey Abtheilungen, von der *Schriftkürzung*, und von der *Schreibkürzung*. Diese letzten Abtheilungen liegen zugleich dem zweyten praktischen Theile zum Grunde, welchem noch ein Anhang vom Gebrauche der Anleitung zum Selbstunterrichte, vom Lesen und Schreiben in geschwindschriftlichen Zeichen, und eine Uebersetzung der Schriftmuster beygegeben ist. Der erste Theil und der Anhang zum zweyten sind mit lateinischen Lettern sauber gedruckt; der zweyte aber ist ganz lithographirt, und bietet eine sehr deut-

liche und gute Handschrift, und in den Redezeichen die größte Genauigkeit dar. Bewundernswürdig ist hiebey des Vfs. unermüdeter Fleifs, da er zwey volle Jahre mit dem Lithographiren dieses, 366 enggeschriebene Quartseiten füllenden Theiles zubrachte, dieses Lithographiren, mit Ausnahme einiger Nachhülfe im Texte, eigenhändig vollzog, um für die Richtigkeit und Genauigkeit der stenographischen Züge stehen zu können, die er selbst erst verkehrt auf Stein schreiben lernen mußte.

Gründlichkeit, Vollständigkeit, Klarheit und grofse Ausführlichkeit sind die Haupteigenschaften dieses theoretisch und praktisch gelungenen Werks. Sein Volumen darf daher nicht abschrecken, um so weniger, als der Preis höchst billig ist, und ohne jene Ausführlichkeit würde dasselbe das Schickfal der meisten anderen Anweisungen haben, die kaum dem schon Unterrichteten ganz verständlich, und für denjenigen, der sich erst unterrichten will und soll, entweder ganz unbrauchbar, oder wenigstens nur mit äußerster Anstrengung benutzbar sind. Dieselbe Deutlichkeit, welche, wie wir wissen, Hr. *Gab.* auch in seinen mündlichen Vorträgen entwickelt, herrscht überall in dieser Anleitung, und sie ist so anziehend geschrieben, dafs selbst, wer Vorurtheil gegen diese neue Kunst hegt, sich leicht bewogen finden wird, die einmal begonnene Lectüre fortzusetzen. Ueberall erkennt man den Entwicklungsgang, welchen die Idee des Vfs. begonnen hat, und man überzeugt sich von der einfachen Wahrheit seiner Ansichten und der darauf gegründeten Ausführung; man erkennt aber auch die unfägliche Mühe und den unermüdeten Fleifs, mit welchem der Vf. gearbeitet und gesammelt hat. Das beweist insbesondere der zweyte historische Abschnitt des ersten Theils, worin sich z. B. S. 44 in der eigenthümlichen Citationsart römischer Gesetzstellen deutliche Zeichen der Selbstarbeit ergeben; das beweist ferner die Sammlung *aller deutschen Wurzel- und Stamm-Syllben* aus *Adelung's* grossem Wörterterbuch in vier dicken Quartbänden (Th. II. S. 19), blofs für den Zweck genauer Erforschung des *Iterations-Verhältnisses* der Buchstaben.

Nun zur Sache! — *Stenographie* ist dem Vf., nach S. 17. Th. I, die Kunst, mittelst ganz einfacher, flüchtiger und combinations- (verbindungs-) fähiger Schriftzeichen, dann einer auf Auscheidung des Wesentlichen vom Minderwesentlichen in der sprachlichen Bezeichnung gestützten Abkürzung, — den Worten eines Sprechenden auf das Genaueste handschriftlich nachzufolgen, und zwar mit solcher Klarheit der Bezeichnung, dafs das Notirte (Aufgezeichnete), gleichviel ob auf der Stelle, oder nach Jahren erst mit voller Zuversicht, Leichtigkeit und Fertigkeit gelesen, oder in andere Schrift wieder übertragen werden könne. Kurz und bündig sagt das Gedicht in No. 2. Abth. II. V. 40: „Die Kunst, Flügel dem Griffel zu leih'n“. — In sofern nach dem eigentlichen Zwecke der Stenographie (S. 19) die *mündliche Rede* durch sprachbildliche — sinnleitend zusammenwirkende Zeichen dargestellt wird, in welchen der

Geist nicht mehr mit successiver Anschauung langer Reihen von Buchstaben belästigt wird, wo Sylben, Worte, ja selbst manche untergeordnete Sätze, — wiewohl als Theilbilder vorhanden, — doch nicht mehr einer ermüdenden Detail-Anschauung unterworfen sind, sondern, wo mit der *Gesamt-Anschauung* der *Zeichen* zugleich der *Gesamt-Begriff* der *Rede* hervortritt, wird diese Kunst vollkommen entsprechend „*Rede-Zeichenkunst*“ genannt. Sie durchläuft vier Stadien ihrer intensiven Verstärkung als *Schriftsprache*. Zuerst ist sie *Buchstabenschrift*; sie belegt alle Töne und Laute mit einfachen verbindungs-fähigen Zeichen. — Durch Verbindung und Verschmelzung der Elementarzeichen und durch die gleichzeitige Bezeichnung der Vocale mit den Consonanten geht sie in *Sylbenschrift* über; durch die Verschmelzung mehrerer Sylben zu einem auf die Hauptbegriffssylbe gegründeten *Wortzeichen* wird sie *Wortschrift*, und endlich durch concentrirte Darstellung des Wesentlichen, — regelmässig subsumirend das Minderwesentliche und Bedingte der *Rede*, — gewährt die gesamte Anschauung der *Zeichen* eines Satzes den *Gesamtbegriff*, und gleichzeitig auch durch Reflexion das *ausführliche Bild der Rede in diesen Zeichen*, wodurch sich die Geschwind-schreibkunst zur *simultanen Redeschrift* erhebt. Ganz richtig bemerkt hiebey der Vf., sie bewährte dies durch ihre Leistungen vollkommen, indem ebenso, wie oft nur wenige Andeutungen genügen, um schon präsumtiv zu erfassen, worauf der Redner hinzielt, und so auch bey dem fertigsten Vortrage dem Redner in Gedanken noch vorauszuweilen, — auch in der Schrift nicht selten *sehr wenige Zeichen* genügen, um ganze Redesätze vollkommen klar zu bezeichnen, und sie dem Geiste in *concentrirter Form* so vorzuführen, daß derselbe sie dadurch nur um so kräftiger in der *Einheit* des *Gesamtausdruckes* und zugleich in der Reife ihrer vollständigsten Wiederentwicklung aufzugreifen vermag.

Mit genauem Hinblick auf diese Hauptzwecke der Stenographie ist G's. System gebildet, und hat so viel originelle Vorzüge vor anderen bekannten, daß eine einfache Schilderung der Hauptzüge hier wohl willkommen seyn wird, so weit sie ohne Abbildung der Zeichen möglich ist, und auch Nichtkennern der Stenographie deutlich gemacht werden kann. Hr. G. ging aus von der Bezeichnung der *Vocale*, und suchte zuvörderst die sinnlichen Merkmale auf, welche dieselben in Rücksicht sowohl ihrer natürlichen Eigenschaft und ihrer hierauf gegründeten Bedeutung in der Sprache, als auch der Weise ihres Hervorbringens durch den Mund charakterisiren und von einander unterscheiden. Diese Merkmale fand er in der scalenmäßigen Abstufung, der *Höhe* und *Tiefe*, dann in der sichtbaren Gestaltung des Mundes bey ihrem Aussprechen. Er suchte diesen Merkmalen ei-

nen sinnlich anschaulichen Abdruck in der Gestalt, Richtung und Biegung der *Schriftlinie* zu verschaffen, um dasjenige, was der articulirte Sprachton in dem Augenblicke des Aussprechens, also *in der Zeit* wirkt, und für die unterscheidenden Sinne, wie für die innere Empfindung Bezeichnendes an sich trägt, — gleichsam im *Raume* abzuspiegeln. Gestützt auf gewisse Analogieen, welche zwischen Linear-Gestalten und der Veränderung der *Töne* beobachtet werden können, suchte Hr. G. jedem Vocale das seiner Eigenthümlichkeit in der Sprache entsprechende sichtbare Zeichen zuzuweisen, immer aber mit Rücksicht auf eine möglichst einfache Darstellungsart für den Hauptzweck des Geschwind-schreibens, und so nahm er folgenden Gang. Der Vocal *A* ist für das Ohr der einfachste, klarste, kräftigste und natürlichste Ton. In der Tonleiter des Vocalsystems bildet er den *Mittelpunct*, von dem aus die übrigen Vocale entweder auf, *e* und *i*, oder abwärts, *o* und *u*, steigen. Bey seinem Aussprechen öffnet sich die Kehle in natürlicher Rundung, der Mund in der einfachsten Bewegung und in seiner gewöhnlichen Form. Zugleich ist *A* der erste Laut, den der Mensch bey beginnender Sprachentwicklung hervorbringen pflegt, er ist der *Anfangslaut* der Sprache. Der *Anfang* aller sichtbaren Bezeichnung ist der *Punct*. Folgerecht und allen übrigen Eigenschaften entsprechend weist also Hr. G. dem Vocale *A* den *Punct* als alphabetisches Zeichen an. Damit aber dieser Punct die gehörige Schreibflüchtigkeit und Verbindungsfähigkeit gewinne, verwandelt er ihn in eine kräftig niedergedrückte zusammenfließende *Punct-Schlinge*, in derselben Form, wie sie in der deutschen Currentschrift bey dem *r* in dessen unterem Zuge sichtbar ist. — Der Vocal *E* stellt sich als schmaler, flacher, ebener Ton dar, und der Mund geht bey seinem Aussprechen in die Gestalt einer *horizontalen Fläche* über. Hier erweitert sich also in nächster Entwicklung der sichtbaren Bezeichnung der Punct zur *horizontalen Linie*. — In vielen Sprachen, vorzüglich aber in der deutschen, kann man den Vocal *E* als die Basis der Stimme, als *schwebenden* Ton betrachten, welcher, ohne die Rede unverständlich zu machen, stellvertretend statt jedes anderen in der Schrift gesetzt, und sohin als *gemeiner* Vocal benutzt werden kann. Ohnehin kehrt er auch am häufigsten wieder, und so hat Hr. G. ihm sehr treffend und zweckmässig, und höchst einfach als Schriftzeichen den einfach fortlaufenden *Haarstrich* (Bindestrich) zugewiesen. — Ihm gegenüber stellt sich das *I* als der höchste, spitzige, scharfe Ton dar. Deshalb wählt er die *verticale Linie*, und mit derselben die abermals wieder höchst einfache Form des aufrechtstehenden *Grundstriches* in deutscher Currentschrift.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## STENOGRAPHIE.

- 1) MÜNCHEN, im Verlage des Vfs.: *Anleitung zur deutschen Rede-Zeichen-Kunst oder Stenographie* von Fr. Xav. Gabelsberger u. s. w.
- 2) Ebendasselbst, b. Franz: *Stenographische Lese-Bibliothek, bestehend aus einer Sammlung von Gedichten und prosaischen Aufsätzen zum Zwecke der Uebung im Lesen und Schreiben der stenographischen Schrift.* Zusammengetragen, lithographirt und herausgegeben von Franz Xav. Gabelsberger u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

**O** ist ein hohler, runder, voller Sprachton; der Mund öffnet sich in runder Form. Diesem Vocale gebührt daher die in der Mitte in *Bogenform* sich senkende oder gewölbte Linie. — Bey dem Aussprechen des **U** machen die Lippen die doppelte Bewegung des Vorziehens und Zusammenziehens. Deshalb wird für diesen Vocal eine *kräftig abwärts gewundene* Linie, wie im ersten Theil eines §. gewählt, zugleich mit Rücksicht auf seine Verwandtschaft mit dem *spiritus lenis* und *asper* der Griechen, welche Zeichen unten bey den Consonanten **H** und **W** nähere Erklärung finden werden. An diese Grundbilder werden nun verwandte Bilder der Uebergangsvocale und Diphthongen geknüpft; so besteht **AE** aus den Punctschlingen mit auslaufendem Haarstriche; **OE** aus einem weiter ausgeflächten Bogen; **Ü** (**UE**), worin sich der tiefste und höchste Ton durchkreuzen, aus einer vom Haarstriche durchkreuzten, abwärts gewundenen Linie; **AU** aus einem in die abwärts gewundene Linie geschlungenen Puncte. — Hr. G. geht aber weiter; er abstrahirt aus den bisher erörterten Merkmalen der Vocale eine symbolische Bezeichnungsart derselben, welche ein besonderes Schriftzeichen für sie in den meisten Fällen ganz ersparen läßt. Kraft und Mitte bey **A**; Schweben im Gleichmässe bey **E**; Höhe und Schärfe bey **I**; hohle Rundung bey **O**; Tiefe und Schärfe bey **U** — veranlassen ihn und machen es möglich, in der Stärke oder Dünne und der Richtung des Consonantenzeichens allein schon den damit verbundenen Vocal anzudeuten; so das **A** durch stärkere und kräftigere Form in der Mitte, das **E** durch ganz leichten Zug, das **I** durch höhere, schärfere und mehr senkrechte Schrift, das **O**

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

durch auffallendere Wölbung im Anfang oder am Ende des Consonantenzeichens; das **U** durch scharfes Abwärtsziehen von der Zeilenlinie. Aehnlich bey den Uebertragungsvocalen. — Noch giebt Hr. G. zwey andere Mittel an, die besonderen Vocalzeichen zu ersparen. Das eine besteht in der Verbindungsart der Consonantenzeichen, z. B. durch den Haarstrich als **E**, durch Anweisung in der Mitte als **A**, durch Zusammenhänge in der Höhe als **I** u. s. w. Das zweyte Mittel bezieht sich auf die *Betonung* in der Aussprache, welche durch schärfere Bezeichnung, Verstärkung oder Verlängerung desjenigen Consonanten, auf welchen der Ton hinübergelegt ist, und auf welchem der Redner die Stimme ruhen läßt, angedeutet wird. So werden die Worte: *mödern* (verfaulen); *mödern* (von neuer Form) und *moderiren* (mätsigen), von denen das erste eine *leichtbetonte*, das zweyte eine *lang-* oder *starkbetonte*, das dritte eine durch Wiederholung *verlängerte* zweyte Sylbe hat, ohne alle gefonderte Vocalbezeichnung dadurch unterschieden, daß der Buchstabe **R** bey dem ersten Worte *ganz leicht* geschrieben, bey dem zweyten *verstärkt*, bey dem dritten *verstärkt* und *verlängert* wird. Sicher genügt dieses Beyspiel, die höchste Einfachheit zu beweisen, mit welcher dieses System die schnellste und deutlichste Auffassung ausführbar macht. Die bisher erörterte Bezeichnung der Vocale und ihrer Verbindung mit Consonanten giebt aber auch klar zu erkennen, daß sie keineswegs auf reiner Willkür in der Wahl der Zeichen beruht, sondern, daß ihren Formen überall eine leicht erkennbare, aus der Natur der Sache geschöpfte Idee zum Grunde liegt, welche zugleich dem Gedächtnisse die treueste Unterstützung gewährt. Ganz abgesehen von der bisherigen Erfahrung, welche Hn. G's. System auch für den Unterricht als ein sehr leicht und schnell erlernbares darstellte, und seiner Lehrmethode den schnellsten und besten Erfolg sicherte, — ist es schon zum Voraus (*a priori*) unverkennbar, daß Zeichen, deren Erklärung auf einem *sinnbildlichen* Grunde ruht, durch Aehnlichkeit und vernunftgemäße Andeutung gewisser Merkmale an die Sache selbst erinnern, und so auch leichter, als alle anderen, im Gedächtnisse zu behalten sind; so daß hiebey auch vorzüglich das Schwerste aller Stenographie, das Lesen des Geschriebenen, erleichtert wird. — Aehnlich, wie die Vocale, behandelt Hr. G. die *Consonanten*. Er theilt

sie zu solchem Zweck in *Hauch-*, *Blase-* und *Zisch-*Laute, und unterscheidet zwischen ihnen wieder ganz weiche, oder *Grund-*Laute, härtere, scharfe, gewissermaßen in gerader Linie ausgestoßene, in ihrem Hauche durch besondere Hemmungen modificirte und zusammengesetzte. Bey den Grundlauten giebt er dem Haucher *H* einen kleinen Bogen zur Rechten, dem Blaser *W* einen solchen zur Linken, und dem Zischer *S* eine kleine (zum Unterschied von der zusammengesetzten des *A*) offene Schlinge, als Vereinigung der beiden Bogen, wie ein Bläschen, in der Form des unteren Theiles in dem  $\delta$  der deutschen Currentschrift. — In der eben erwähnten Bezeichnung des *H* ist die Figur des griechischen *spiritus lenis* gewählt, und man fragt billig nach dem Grunde dieser Abweichung, da man den *spiritus asper* als Stellvertreter des *H* im Griechischen kennt. Die Beantwortung dieser Frage ergiebt sich aber von selbst, wenn man den Gang verfolgt, den Hr. G. bey Ausführung der Consonantenzeichen nahm, und die Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache, sowie das Bedürfnis der Schnellschrift berücksichtigt. Vocale lassen sich leichter denken, und in Gedanken ersetzen, wenn man die Consonanten kennt, zwischen welchen sie vorkommen. Die Vollständigkeit einer Schrift beruht daher hauptsächlich auf genauer Bezeichnung der Consonanten, und die *Quantität* solcher Bezeichnung ruht deshalb hauptsächlich auf dem Consonanten (vergl. Th. II. S. 37). — Die deutsche Sprache ist reich an Consonanten, und bedient sich der Vocale sparsamer, als andere Sprachen, welche durch Vervielfältigung der Sylben auch häufiger Vocale anwenden, z. B. *corona*, *couronne* statt *Krone*. Spricht nun der Deutsche mehr Consonanten in einer Sylbe (*Kron*?) zugleich aus, so wird auch der Stenograph genöthigt, mehrere Buchstaben mit einem Federzuge abzufertigen, und hat also auch hier bey der Wahl der Zeichen bildliche Nachahmung der Laute zu Hülfe zu nehmen, und zu diesem Zwecke charakteristische Merkmale aufzufuchen, sowohl in den Schriftzügen, als in der Classification der Laute nach ihrer Entstehungsform. Die unter verschiedenen Biegungen und Wendungen sich fort schlängelnde Linie bleibt der *Grundtypus* der Schrift. Die Hand aber zeichnet gerundete Züge entweder und zwar am geläufigsten zuerst von der Linken zur Rechten, nach dem Elementarzuge des griechischen *spiritus lenis*; oder, weniger geläufig, von der Rechten zur Linken nach der Form des griechischen *spiritus asper*; oder sie bildet durch Verbindung beider Züge Schlingen. Unter den Consonanten ist der Haucher *H* der aus der Kehle kommende Hauch, der rein, ungehemmt, frey durch den Mund zieht. Mit ihm sind mehr Consonanten verwandt, als mit dem Blaser *W*, bey welchem und seinen Conforten nach vorher geschlossenen oder verengten Lippen der Athem in Gestalt des Windes wieder hervortritt. Wegen des öfteren Vorkommens der Haucher werden sie in aufsteigender Richtung dargestellt, welche sich mit dem Zuge zur Rechten leichter verbinden läßt; den seltenen Blasern

ist die weniger geläufige, abwärts gehende Richtung gegeben, die sich dem Zuge zur Linken leicht anreihet. Und so rechtfertigt es sich sehr einfach, wenn dem Grundlaute der Haucher die Form des griechischen *spiritus*, und zwar dem *H* die Form des *lenis* angewiesen wurde, der zwar im Griechischen Abwesenheit des *H* andeutet, aber nicht allein an den Hauch überhaupt, sondern auch an diesen Buchstaben insbesondere erinnert, und noch überdies den Charakter eines *sanfteren* Hauchs in seiner Benennung deutlich enthält, den allerdings das deutsche *H* besitzt, in Vergleichung mit dem *raueren W*, — für das daher der *asper* ganz paßt. — Unter den modificirten Consonanten, nach oben bemerktem Begriffe, giebt der Vf. dem *R*, mit Rücksicht auf die tremulirende, rollende Bewegung der Zungenspitze eine kurze scharfe Linie von der Linken zur Rechten herab, erinnernd an den Zahn eines Rades; dem *M*, bey welchem sich der Mund ganz schließt, die stehende, oben und unten im Bogen geschlossene Wellenlinie, wie den letzten Strich des lateinischen *Curfiv-m* u. s. w. — Dies genüge als Beyspiel. Hinsichtlich der übrigen Consonanten, dann der Sylben und Wortkürzungen müssen wir auf das Werk selbst, und insbesondere auf die interessante Vergleichungstabelle Th. I. S. 96, die Combinationstabelle Th. II. S. 87, dann auf die anderen Zusammenstellungen Th. II. S. 14. 30. 68. 76. 80. 183. 294 fg. verweisen. — Wer überhaupt aus dem Alphabet allein das ganze System beurtheilen, und nur in ihm die hier gegebenen stenographischen Vortheile suchen wollte, würde jenem sehr Unrecht thun. Höchst unbehülflich wäre eine Geschwindschrift, welche sich mit bloßer Zusammensetzung einzelner noch so einfacher Buchstaben beschäftigen wollte; erst in der Sylben- und Wort-Schrift, durch Zusammenfassung und Verschmelzung der Buchstaben liegen die höheren Vortheile dieser Stenographie, welche sich in zweckmäßigen Abkürzungen der Worte selbst noch mehr entwickeln, überall dem Geiste und der Eigenthümlichkeit der Sprache angemessen. Nicht leicht eine andere Sprache eignet sich dafür so gut, als die deutsche. Nachgewiesen ist dieses Th. II. S. 283 bey der grammatikalischen Schreibkürzung auf den Grund der deutschen Conjugation. So genügt es z. B. bey den Hülfswörtern vollkommen, statt des ganzen Wortes nur den unterscheidenden Vocal zu setzen; also statt *ward*, *werden*, *wird*, *worden*, *wurde* neben dem Hauptverbum nur *a*, *e*, *i*, *o* und *u*. Aus dem Zusammenhange ist augenblicklich erkennbar, was der einzelne Buchstabe in dieser Verbindung bezeichnen soll.

Fragen wir nun, wodurch sich Hn. G's. System und dessen Darstellung vor anderen älteren, und selbst neueren auszeichnet, so finden wir bey genauer Prüfung wesentlich nachstehende Resultate. Während die meisten Bearbeiter der deutschen Stenographie, und auffallend genug gerade noch die neuesten, die Schnellschreibkunst nur hauptsächlich von der *mechanischen* Seite als *vereinfachte Handschrift* behandeln, und sich damit begnügen, ein stenographisches Alphabet

nebst Verbindungstafel aufzustellen, dann aber nach Voraussendung einiger Abbreviaturen und Schriftmusterfätzen alles Uebrigere der weiteren Selbstentwicklung und Einübung des zu Erlernenden zu überlassen, nahm Hr. G. die Stenographie von dem Gesichtspunct einer vereinfachten *Schriftsprache* auf, und führte sein System consequent unter Aufstellung allgemeiner Grundfätze, Regeln und Vortheile *grammatikalisch* vollständig durch, wobey er alle willkürlichen Abbreviaturzeichen verbannte, ohne dadurch den Gebrauch derjenigen, an welche etwa Individuen schon gewöhnt sind, oder die sie sich selbst erdenken, oder die bereits wissenschaftlich, z. B. in der Chemie, in der Mathematik, und selbst in der Musik — bestehen, auszuschließen (man vergl. Th. I. S. 7. Th. II. S. 354). Ueberhaupt läßt seine Schreibmethode jede individuelle Verbesserung und Abkürzung zu, welche aus der besondern Schreibfertigkeit des Ausübenden hervorgeht. Und so ist zugleich jeder Einwand entfernt, den man, wie der künstlichen Mnemonik, auch der regelmässigen Stenographie in Vergleichung mit den Leistungen ganz besonderer Talente einzelner Personen machen kann. Rec. kannte einen Studirenden aus dem Militärstande, der mit einer sehr schönen und deutlichen Hand die Fähigkeit verband, nachschreibend dem freyen Vortrage des Lehrers genau zu folgen, indem er lediglich die einzelnen Sylben mit Anfangsbuchstaben und einfachen Strichen in gewissen verhältnismässigen Distanzen bezeichnete, und nach geendeter Lection diese Räume mit Buchstaben ausfüllte. Dieses Talent ist aber nur anwendbar, wenn es mit gutem Gedächtnisse verbunden ist, und das Mangelnde in kürzester Zeitfrist ergänzt wird. Vorzug hat daher noch immer die Redezeichenkunst, welche nach Jahren noch den richtigen Sinn dem Leser vollständig bietet.

Ein zweyter Vorzug des *Gab.* Systems liegt in der Verbindungsfähigkeit aller Zeichen, die bey Zugrundelegung der geometrischen Linie, die nach den Mustern von *Mavor* und *Taylor* in England, und *Bertin* in Frankreich unausführbar bleibt, am meisten, wenn man wegen des Unzureichenden der Zeichen zur Zusammenfassung mit Häkchen seine Zuflucht nehmen muß. Bey Hr. *Gab.* leisten Körperlichkeit der Linie, Abwechslung in Haar- und Schatten-, oder Binde- und Grund-Strich, Modification der Windungen, freyer Schwung und Kraftdruck der Feder, Höhe oder niedere Lage der Zeichen, Richtung nach oben und unten u. s. w. die bedeutendsten Wirkungen, und begründen bestimmte und sehr mannichfache Bezeichnungen, die noch überdiß in ihrer Zusammenfassung durch ihre Aehnlichkeit mit deutschen Currentschrift dem Lernenden und Ausübenden große Vortheile gewähren. Dem Nichtkenner mögen manche dieser Unterscheidungsarten im Anfange ganz undeutlich vorkommen, ungefähr so wie dem, der nur deutsche und lateinische Buchstaben kennt, die hebräischen, arabischen u. s. w. Aber man erinnere sich nur an die dem Ausländer vielleicht ebenso fremden Unterschied in der deutschen Currentschrift bey

den Buchstaben: o, b, d, g, p, r, z u. a., so wird man wohl die deutliche Erkennbarkeit der hier vorkommenden stenographischen Unterscheidungen nicht bezweifeln. Nach Hr. G's. System kann man, so oft man will, den Vocal zugleich mit dem Consonanten ausdrücken, und es wird durch die Aehnlichkeit, welche dasselbe den Schriftzeichen mit der Tonbildung giebt, in der dadurch entstehenden Ideenassociation eine wesentliche Erleichterung für das Behalten der Bedeutung und für das Wiederlesen des Geschriebenen begründet. Der bestimmte Charakter der Zeichen verhindert auch, daß bey etwaiger Undeutlichkeit der Schrift nicht wohl eine Verwechslung ganzer Classen vorkommen kann, welche da unvermeidlich ist, wo der Unterschied wesentlich nur auf dem Einhalten eines gewissen Stellungswinkels beruht. Alle Abkürzungsmethoden gründet Hr. G. auf allgemeine, auf ganze Classen anwendbare Regeln nach der Sprachform, und sie sind daher von aller willkürlichen Wahl entfernt. Hr. G. führt in consequenter, gründlicher Behandlung die ganze *Schreibkürzung* grammatikalisch und syntaktisch durch, beschränkt die Vor- und Nachsylben, wie auch andere, häufig vorkommende und einer vielfachen Zusammensetzung fähige Partikeln auf kurze Andeutungen mit ganz deutlicher Bezeichnung der wichtigsten Laute, giebt Regeln für das völlige Ausstofsen entbehrlicher Zwischensylben, und reducirt die Formen der Conjugationen auf so einfache und klar bezeichnende Grundlaute, daß jede weitere Andeutung der sie umgebenden übrigen Buchstaben überflüssig wird. Endlich geht er über auf die höhere Abkürzung durch das Benutzen gewisser auf einander wirkender *An-* und *Schluss-*Klänge der Worte (*Klangkürzungen*), wobey das unbezeichnet Gelassene durch das *Sprachgehör* ergänzt wird, und giebt allgemeine Regeln zu Abkürzung oft wiederkehrender Redensarten, zur brachylogischen Contrahirung und folgerechter Subsumirung ganzer Sätze.

Kein Bearbeiter der Stenographie, selbst nicht in England, hat diesen wichtigen und rein wissenschaftlichen Theil der eigentlichen *Engschreibekunst*, was durch das Wort: „*Stenographie*“ ganz besonders ausgedrückt wird, so gründlich, brauchbar und sachgemäß durchgeführt, wie unser Vf.

In dem Augenblicke, da wir dieses schreiben, kommt uns ein neuer Entwurf der Schnellschreibekunst von Dr. *E. MRR.* zu Händen, der dieses Urtheil bestätigt, und ein andermal näher beleuchtet werden soll.

No. 2. Viel schwerer als stenographisch Schreiben ist stenographisch Geschriebenes fertig zu lesen, und diese Schwierigkeit bezieht sich nicht etwa bloß auf fremde Schrift, sondern eben so gut auf die eigene des Lesenden. Das Lesen fodert keineswegs bloß mechanische Fertigkeit der Hand, sondern beschäftigt ausschliesslich den Geist in dem Entziffern der Charaktere. Je fertiger ein Stenograph liest, desto fertiger schreibt er, nicht aber umgekehrt (Th. II. S. 7. 8). Und so ist denn abermals ein Verdienst des *Vf.*, daß er die mühevollen Arbeit unter-

nahm, hier ein selbstlithographirtes stenographisches Lesebuch zu liefern, dessen Inhalt zugleich mannichfaltig unterhaltend ist. Nach einer Vorrede folgen ein Gedicht an die Redezeichenkunst mit Erläuterungen, dann prosaische und poetische Fragmente von *Klopstock, Herder, Salis, Tiedge, Langbein, Goethe, Mahlmann, Vofs, Brinkmann, Eberhard, Beilhak*, Bemerkungen über Stenographie mit stenographischen Mustern von Anderen. Da nur Stenographen das eben erwähnte Gedicht zu lesen im Stande sind, so geben wir hier als Probe einen Abdruck der ersten Abtheilung, weniger seines dichterischen Werthes, als seines historischen Inhalts wegen, und zum Beweise der Begeisterung, mit welcher der Vf. für *Rede-Zeichenkunst* lebt und wirkt.

„Ehrfurcht zollet mein Lied Dir, edelste Tochter der Graphik,  
Stenographie! mit Gluth füllt mir die Seele Dein Bild.  
Auf ätherischem Fittig flogest zur Erde Du nieder,  
Als im Beginne das Wort aus sich das Zeichen gebar,  
Und die innere Welt dem Menschen im Bilde sich aufschloß,  
Geistig weckend den Sinn, sprechend zum Auge als Schrift.  
Hermes Trismegistos, Dein Vater, sinnige Jungfrau,  
Hat Dich nur heiligem Dienst, nicht dem profanen geweiht,  
Die Du die Flammen, geweckt aus Prometheus heiligem Funken,  
Wie sie berühren den Sinn, sammelst zum glühenden Punct,  
Der mit Einem Strahl' dem fragenden Auge das kund giebt,  
Was nur in gliedrigen Reih'n sprachlich enthält die Idee. —  
Mehr auf Ahnung gestützt, als klar im Wort und Begriffe  
Fand das erste Geschlecht deutliche Lehre durch Dich.  
Was zu stammeln der Mund, — zuworten der kindliche  
Geist nicht  
Wufste, das botest im Bild kurz zu versteh'n Du dem Sinn. —  
Und die heilige Sphinx und die Granit-Pyramide  
Sprachen und schrieben durch Dich mehr, als die Zunge  
benennt.

Du ja zeigtest im Bild der Sonne dem sterblichen Forscher  
Der Unsterblichkeit Licht siegreich noch über dem Grab.  
So auch im Aug' den großen Gedanken allwaltender Fürsicht,  
Die der Schöpfer des Lichts Agathodaimon stets übt;  
In der Schlange Gestalt gewunden zum endlosen Ringe  
Wiesest Du sinnig und ernst hin auf der Ewigkeit Bahn.  
Und den Schöpfer der Sphären, gedeutet im heiligen Käfer,  
Wie die Sterne er lenkt, priesest im Sonnenkreis Du. —  
Zu ihm erhob die im Herzen wohnende Seele der Habicht,  
Und der witternde Hund trug in die Zukunft das Licht;  
Licht dann, Leben und Geist, der Schöpfung geheiligtes Drey-  
bild

Ewiger Wandlung im Seyn, ewiger Wiedergeburt, —  
Zeigte von Schlangen umgeben der Ball mit den brütenden  
Flügel

Symbol des Lebens im Stoff, — sterbend sich jüngerer Kraft. —  
Apis verehret im Stier und Ammon der zeugende Widder  
Drückten figurlichen Sinn's Stärke und Fruchtbarkeit aus,  
Und das magische Sistrum, klingelnd in steter Bewegung,  
Predigte jeglichem Ohr Regsamkeit in der Natur. —  
Und so knüpfest Du Hehre! erhab'ne Ideen an Bilder  
Einfach, doch reichlichen Stoff bietend dem denkenden Geist, —  
Jetzt das reine Gemüth entflammend zum Preise der Gottheit,  
Jetzt für Kirche und Staat regelnd des Menschen Beruf. —  
Darum mahnte der Krummtab an Ehrfurcht vor Herrscher und  
Priester,

Deren vorsorgliche Hand führte die Schlüssel des Nils,  
Und die Lenkergewalt, geübt mit Weisheit und Strenge  
Wie es Gerechtigkeit heißet, gab durch die Geißel sich kund.  
Thätigkeit lehrte der Hammer, — der Zirkel — bemessenes  
Wirken,

Arbeit für Nahrungsgewinn — Flug und das Fischergeräth. —  
Palmen aber und Federn, als Schmuck gepriesenen Wirkens,  
Würdevoll deuteten sie hin auf die Stufen des Ruhm's. —  
Also sprachst Du zuerst, o Holde! zum Menschen im Symbol,  
Lehrtest ihn denken und Viel Lesen aus kurzem Gebild.

Und mit vermehrten Begriffen, geschöpft aus bedeutsamen  
Bildern

Wuchs auch der Sprache Gebiet schmuckvoll bereichert  
durch Dich.

Denn Du vermättest mit sinnlichen Namen die tiefsten Ideen  
Durch ein geistig Band, das Dir Mnemosyne lieb. —  
O, dieses Band, wie wundervoll knüpft es Wort und Begriffe  
An Figur und Gestalt durch Phantasien - Geschling!  
Gleich dem gelungensten Bilde Sprachen auch leichte Contouren,  
Aehnende Theilgestalt lenkt auf das Ganze den Sinn;  
Galt nicht das Hörnergewind' schon als volles Bild für den  
Widder?

Wies nicht gebogen der Hals gleich auf das ganze Kameel?  
Unerföhpliche, Du verwandeltest sonder Bedenken,  
(Wie es die Eile gebot, wie es sich fügte der Hand)  
Selbst noch die schwache Contour in Willkür verrathende Zeichen,  
Auch von dem spätern Geschlecht wirklich als solche benutzt! —  
Und der Mensch, entzückt im Versuch, durch sichtbare Zeichen  
Sprache zu malen, er ward Bildner der schreibenden Kunst. —  
Sieh, er horchet dem Laut', verfucht's, ihn vom Worte zu  
gliedern,

Giebt ihm Namen und Bild innerer Bedeutung gemäfs,  
Und mit freudigem Staunen entdeckt er der Sprachelemente  
Einfach bestimmbare Zahl, wie sie belanet der Mund. —  
Wenige Zeichen genügen, um jedes Gebilde der Rede  
Gliedrig von Laut zu Laut klar auf der Fläche zu seh'n. —  
Segen verbreitend fand bald weite Verbreitung die Schreibkunst,  
Cadmus, Gepriesener, Dich nennt die Geschichte mit Dank!  
Ueber den Ozean trugst Du in ferne gelegene Länder,  
Was den Menschen zum Glück geist'ger Veredlung erhob;  
Kundig wurde durch Dich die Kunst, mit Entfernten zu sprechen,  
Fortzuleben im Wort selbst durch Jahrtausende hin,  
Und zu vererben auf ferne Geschlechter vielfach und wörtlich,  
Was der Weise gedacht, was die Erfahrung gelehrt!  
Wäre von Dir doch, graphische Kunst, nie die Weihe gewichen,  
Die Dir zu fördern gebot Wahres und Gutes allein!  
Aber Dein Himmelsgehenk ward herabgezogen zum Staube,  
Frech benutzt' es der Mensch, hafchend nach schnödem Ge-  
winn,

Bald im sträflichen Mißbrauch zu Trug und bösslicher Lüge,  
Bald im unreinen Dienst sittenverderbender Luft. —  
Borgte nicht schlau von Dir seine Macht der phönikischen  
Händler?

Was trug Uria's Brief listig versiegelt im Schoofs?  
Ward nicht verfälscht selbst das Wort der ewigen Wahrheit  
und Liebe,

Irrwahn verbreitend und Noth, Zwiespalt und Schlachtenge-  
wühl?

Deshalb traf oft Fluch die schwarzen Töchter des Cadmus,  
Weil sie auf irdischer Bahn dienten dem feilen Gebrauch.  
Dir doch, Stenographie! behielt Minerva den Lorbeer,  
Hoher Beruf ward Dir im Wirken zu Theil.  
Jungfrau labest Du Dich nur am Silberborne der Weisheit,  
Eilt auf den Schwingen des Aar auf zu den Höhen Olymp's,  
Und was dem Geist' Erhab'nes und Edles entstrahlet,  
Hüll'st Du geschäftig und schnell in ein ätherisch Gewand,  
Das in sichtbaren Formen den Stoff des Geist'igen verännlichet,  
Jenem Auge nur klar, dem Du die Weihe verlieh'st.  
Und wie segnest Du den Aufschwung höheren Strebens.

Ward nicht der Mensch durch Dich Herr des geflügelten Wort's,  
Uebend die Kunst, mit flüchtigen Zügen die mündliche Rede,  
Eh' sie in Lüften verhallt, räumlich zu bannen in Schrift?  
Bald sich versichernd des Wortlaut's weiser, erhabener Lehrer,  
Bald bewahrend den Glanz sitzenden Rednentalent's, —  
Bald das Farbenpiel lebhaft gewechselter Meinung  
In der Berathungen Kampf über des Vaterlands Wohl?  
Wem verdankt es die Hand, zu erteilen selbst Pegasus Flügel,  
Und zu folgen dem Lauf fruchtbar entströmter Ideen?  
Lieh'st Du nicht Klio, der Säumigen, oft den Verewigungsgrieff?  
Zog Polyhymnia Dich nicht in Mnemosynens Bund,  
Um, was Geist und Denkkraft geschaffen, und kräftig im Worte  
Anspricht, den edleren Sinn, siegreich verewigt zu seh'n?  
O, unendlicher Reiz umzieht Dein erhabenes Wirken,  
Keine Täufchung! — an ihn knüpft sich der süßeste Lohn?“

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

## JENAISCHEN

### ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 9.

#### STENOGRAPHIE.

- 1) MÜNCHEN, im Verlage des Vfs.: *Anleitung zur deutschen Rede-Zeichen-Kunst oder Stenographie* von Fr. Xav. Gabelsberger u. f. w.
- 2) Ebendasselbst, b. Franz: *Stenographische Lese-Bibliothek, bestehend aus einer Sammlung von Gedichten und prosaischen Aufsätzen zum Zwecke der Uebung im Lesen und Schreiben der stenographischen Schrift.* Zusammengetragen, lithographirt und herausgegeben von Franz Xav. Gabelsberger u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die zweyte und dritte Abtheilung dieser poetischen Ergießung handelt hauptsächlich von Xenophon, als Sammler der Sokratischen Vorträge, von Tiro, dem Freygelassenen Cicero's, dem wir die Aufzeichnung vieler Reden desselben und der einzigen noch vorhandenen Catonischen verdanken, und von dem Gebrauche der Geschwindschreibekunst bey den Verhörten christlicher Märtyrer. Eine vierte Abtheilung, welche wahrscheinlich die neuere Zeit berühren sollte, ist auf eine Fortsetzung des Lesebuchs verwiesen. Wir können den Wunsch nicht unterdrücken, daß daran der Vf. Veranlassung finden möge, Rühmliches von öffentlicher Unterstützung dieser Kunst und Wissenschaft zu sagen, daß namentlich Anerkennung der Verdienste des Vfs. ihn zu Fortsetzung seiner Leistungen, so lange noch ungeschwächte Geistes- und besonders Augen-Kraft ihn dazu befähigen, auffodern, aber auch, daß er in reichlichem Abfate seiner Werke lohnende Aufmunterung finden möge. Gewiß verdient Stenographie eine häufigere Anwendung, als sie bisher im Privat- und öffentlichen Leben fand. Man erwäge nur, wie der Vf. in No. 1. Th. I. S. 100 sehr richtig äußert, wie viele Zeit und Mühe durch Hülfe derselben Jedem erspart werden könne, dessen täglicher, anhaltender Beruf es ist, eigene und fremde Gedanken schnell zu Papier zu bringen; — man erwäge das Angenehme und Wohlthätige, dem Laufe seiner Ideen unaufhaltsam mit der Feder folgen zu können; — man erwäge das Bequeme, ohne viele Umstände auf den kleinsten Raum dasjenige einengen, und mit einem Blicke übersehen zu können, wozu nach der gewöhnlichen weitwendigen Schrift ganze Bogen nöthig gewesen wären, dann wird wohl der aufser-

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

ordentliche Nutzen hievon nicht länger mißkannt werden können. Ganz vorzüglich zeigt er sich für Studierende bey Auffassung freyer Vorträge auf der Universität, nicht bloß, weil es hiebey möglich wird, während des Schreibens viel größere Aufmerksamkeit auf den Vortrag selbst zu richten, sondern vorzüglich, weil das Wiederlesen des Stenographirten, welches wenigstens anfänglich nicht ohne Mühe geschieht, ungemein viel zur festeren und dauerhafteren Einprägung des Inhalts beyträgt, und auch nach erlangter Fertigkeit im Lesen doch nicht wohl zuläßt, mit zerstreutem Geiste und gleichgültigen Blicken in den enggedrängten stenographischen Schriftbildern das Gehörte wieder aufzulesen.

Nützlich ist die Stenographie ferner zu Führung von Tagebüchern, besonders auf Reisen, zu Sammlung interessanter Notizen, zur Correspondenz, vorzüglich zur vertrauten und geheimen, — bey wissenschaftlichen Vorarbeiten, — Entwürfen, Auszügen, Randanmerkungen, für Redner, Dichter, Geschäftsleute überhaupt, im öffentlichen Geschäftsleben für Concipienten, Referenten, — zu Aufnahme von Sitzungsprotocollen, zur Geschäftsbeförderung in Bureaux überhaupt, — im Militärdienste zu schneller Auffassung der Ordres, Erstattung schriftlicher Rapporte, für Rechtsanwälte bey dem Geschäfte der Information, zu Actenextracten u. dgl., zur Aufnahme gerichtlicher Proceßverhandlungen in der öffentlichen Rechtspflege, zur Aufzeichnung landständischer Verhandlungen. Dabey hat das System unseres Vfs. wieder den besondern Vorzug, daß es sich sehr leicht auch bey fremden Sprachen, und selbst bey solchen anwenden läßt, welche der Stenograph nicht genau kennt, da es den Hauptgrundfatz befolgt, *zu schreiben, wie man hört* (vgl. Th. I. S. 104 u. 14. Th. II. S. 73 u. 328). — In neuerer Zeit ist der Stenographie aber noch ein ganz eigenthümlicher, zur Zeit wenig bekannter Wirkungskreis eröffnet, in ihrer Verbindung mit der *Telegraphie*. Daß es mit der Anwendung *elektro-magnetischer* Kraft für Telegraphen Ernst werde, dafür bürgt unter Anderem der §. LI in den mit königlicher Sanction versehenen Statuten der Gesellschaft zur Erbauung einer Eisenbahn von Nürnberg nach Bamberg und bis zur nördlichen Grenze des Königreichs Bayern, vom 28 Dec. 1838, da er die Verwendung der Eisenbahn zu galvanischen Telegraphen ausdrücklich vorbehält. Wie nothwen-

dig es aber sey, mit solcher Telegraphie eine gründliche und möglichst einfache Stenographie zu verbinden, darauf ist bey Gelegenheit einer Anzeige der vom Prof. Dr. Steinheil über Telegraphie in festlicher Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu München gehaltenen Rede, in der Bayer. National-Zeitung 1838. Nro. 141, 143 u. 145 zweckmäsig hingewiesen. — Der Zweck unferes gegenwärtigen ausführlichen Referats ist erreicht, wenn die darin enthaltene, wie wir annehmen dürfen, klare und möglichst vollständige Darstellung auch bey Anderen das hohe Interesse erweckt, welches uns für diese wissenschaftliche Kunst — die *Redezeichenkunst* — belebt, ihr mehr Freunde und Anhänger, eine ausgebreitere Anwendung, und dadurch unfehlbar auch größere Vervollkommnung erwirbt.

— κλ. —

### SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Weber: *Die Pickwickier oder Herrn Pickwicks und der correspondirenden Mitglieder des Pickwicks-Clubbs Kreuz- und Quer-Züge, Abenteuer und Thaten.* Nach den Ueberlieferungen des Pickwicks-Clubbs herausgegeben von Boz. Aus dem Englischen von H. Roberts. Mit (10) Lithographien nach Seymour und Phiz. 1837 und 38. Erstes Bändchen. XII u. 288 S. Zweytes Bdchn. VII u. 251 S. Drittes Bdchn. VII u. 336 S. Viertes Bdchn. VII u. 276 S. Fünftes Bdchn. XXIII u. 258 S. 12. (7 Thlr.)

Ist auch Manches in dem überaus anziehenden Buche nur für Engländer in seinen Beziehungen recht verständlich, worüber sich auch Hr. Jürgens im Nachwort erklärt, so sind doch Witz, Humor und gesunde Vernunft so köstlich darin gepaart, so unverfälschter Art, daß ein Jedes sich davon aneignen kann, und Vergnügen daran finden wird. Das Eigenthümliche ordnet sich dem unter, was überall gilt, wo conventionelle Verhältnisse Statt finden, wo edle und niedrige Leidenschaften die Menschenbrust bewegen. Es bleibt noch viel reicher Genuß dem Leser, wenn auch der deutsche nicht den vollen davon haben kann, wie der Landsmann des Autors.

Zwey seltene Vorzüge zeichnen das Werk vor vielen anderen seines gleichen aus: der Spott ist nicht hämisch und böseartig, er ist so froh und wohlgemuth, daß gewiß Mancher, der sich getroffen fühlt, wie die Alterthumsforscher, die Wettenfüchtigen u. a. m., darüber lachen muß. Ferner wird der Vf., wo er das Gemeine schildert, nicht selbst gemein. Er veredeit nicht, weil sein Gemälde dadurch an Wahrheit verlieren würde, aber er wühlt den Schmutz nicht auf, es ist ihm nicht cannibalisch wohl darin, er zeichnet das niedrige Leben mit Murillo's keufchem Pinsel, dessen Bettelknaben, trotz ihrer Lumpen, keine Ekel erregende Gegenstände, sondern poetisirt durch die Heiterkeit und Reinlichkeit der Darstellung sind.

Hr. Pickwick, der Träger der Geschichte, zieht aus, um zum Besten eines Clubbs, dessen Vorstand

er ist, Entdeckungen und Erwerbungen von Kenntnissen zu machen, hauptsächlich im Bereiche der Jagd und Fischerey. Er ist der veredelte Spielsbürger, leichtgläubig, nicht immer den Schein von der Wirklichkeit unterscheidend, etwas unbeholfen, dafür aber ungemein gutherzig, was man der ehrenwerthen Corporation nicht jederzeit zugesteht, auch keinesweges einfältig, nur leicht täuschbar. Er kommt durch diese Eigenschaften, zu denen sich eine unbiegsame Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe gesellen, in allerley Nöthen, er wird gestofsen und gepufft, lernt von den Vergnügungen bey den Criquetspielen, den Parlamentswahlen, den Wettrennen u. s. w., nur deren schwarze Seite kennen, wird zum Theilnehmen daran geprefst, er wird von Gaunern geprellt, es wird ihm ein Proceß an den Hals geworfen, den er lieber in dem Schuldgefängnisse abwartet, als in den Armen derjenigen, die ihn durchaus heirathen will, kurz er besteht Fährlichkeiten jeglicher Art, aus welchen allein er auf Kosten seines Beutels, aber nicht auf Kosten seines wohlwollenden Herzens, seiner billigen Denkungsweise sich herauszieht. Die Foppereyen und Drangsale sind ins Komische gezogen, ohne daß dadurch dem Antheil an den Bedrängten Abbruch geschähe. Der Vf. hat nur die Meinung gehabt, daß Mißbräuche und Thorheiten dadurch, daß man sie lächerlich macht, besser zu ändern wären, als durch ernste Vorhaltungen. Handelnd und reflectirend streut das Personal mit vollen Händen Witzblüthen aus, bey denen nur die der gerichtlichen Verhandlungen allzu üppige Ausläufer haben.

Drey Mitglieder des Clubbs begleiten Hn. Pickwick auf seinen Wanderungen, sie sind nur dessen schwache Nebensonnen, auf ihr Ich bedacht, das der Nöthen nicht entbehrt, das bey zweyen, durch einen zufriedenen Ehestand, für welchen Pickwick großmüthig wirbt, für die ausgestandenen Leiden belohnt wird. Aufopfernder und klüger zeigt sich Pickwick's Diener, Sam Weller, den man an unverwüßlicher gefunder Vernunft, an unvergleichlichem Humor, dem Repräsentanten des Volkswitzes, dem unübertroffenen Sancho Pansa vergleichen möchte, dessen Herr mit jenen auch die Aehnlichkeit hat, Kleines für groß, Schlechtes für gut zu erachten. Eben so unwissend in Allem, was Buchgelehrsamkeit betrifft, ohne Zartgefühl wie Sancho, ist der püßige Sam doch ungleich hingebender, anhänglicher, statt der sprichwörtlichen Redensarten staffirt dieser Ergüsse guter Laune mit Anekdoten aus, die ungefähr eben so gut für oder wider den behaupteten Satz beweisen, als die Sprichwörter von Jenem. Der Vater dieses Sam ist eine Capitalfigur, in steter gelinder Trunkenheit, hat er den Mutterwitz, die Verschlagenheit des Sohnes, nur nicht dessen Aufopferungsfähigkeit. Er betrachtet die ganze Welt vom Kutschbocke herab, und trotz des immerdar umnebelten Blicks sind seine Beobachtungen genau, selbst wenn sie nicht im Bereiche der Vogelperspective liegen, und seine Vergleichen treffen. Nächst ihm treten das Haupt einer frommelnden Secte und eines Mäsigkeitsvereins, dem

er nicht durch sein Beyspiel vorangeht, sowie rabulistische Advocaten auf, renommirende Chirurgen, verflossene Abenteurer, verlaufene Komödianten, lustige belagliche Landedelleute, ein hübsches Stubenmädchen, das Schätzchen von Sam, alte und junge Damen, Zänkerinnen und Spielerinnen, und noch allerley Volk, die den wohl angelegten Roman zu Ende führen, in dem die Liebe nur episodisch eingeführt ist. Der Ernst ist gründlicher bedacht, denn außerdem, das er mitten unter dem Schellengeklingel des Scherzes sich durchmerken läßt, das gegen das Ende hin das Beschaulich-Wehmüthige vorherrscht, ist in den eingeschalteten Geschichten noch sonderlich darauf Rücksicht genommen, sie neigen sich meistens den tragischen, den schmerzlich ergreifenden, ja den düster schauerlichen zu, nur in einigen springt der neckende Poltergeist *Capriccio's* gaukelnd herum.

Es ist nur zu loben, das der Uebersetzer den englischen Volksdialekt durch einen deutschen wiedergab, es wäre mancher muntere Einfall, mancher ächt komische Zug verloren gegangen, wenn er in der Sprache der seinen Gesellschaft sich hätte vernehmen lassen. Einen durchweg gültigen Provinzialismus haben wir nun in Deutschland nicht; hier, wo weniger das Gutherzig-Naive, als das Pfliffig-Schalkische begehrt wurde, war die Wahl des Berliner der passendste, zumal da er nicht selten sich verallgemeinert.

B. U.

STUTTGART, b. Hoffmann: *Beaumarchais*. Von August Lewald. 1839. IV u. 478 S. (2 Thlr. 12 gr.)

Der Zweck, den Vf. von Figaro's Hochzeit in das Gedächtniß unserer Landsleute zurückzurufen, ist löblich und wohl ausgeführt. Bey den Franzosen wäre dies unnöthig gewesen, der Name *Beaumarchais* ist noch nicht unter ihnen verklungen, sie erkennen in ihm einen der Hebel ihrer Revolution an, der durch seine juristischen Streitschriften die Magistratur lächerlich machte, in seinem Lustspiele das verspottete und verächtlich zeigte, was von den Doctrinaires jener Tage mit den minder gefährlichen Waffen des Zorns, der Polemik des Hasses angegriffen wurde. Es wäre nicht ganz überflüssig gewesen, in der kurzen Biographie von *Beaumarchais* mehr darauf hinzudeuten, wie er auf seine Zeit wirkte, wo er von ihr getragen wurde, und wo er ihr voranschritt. Sein deutscher Biograph scheint partyisch für ihn zu seyn. Sogar seine Freunde identificirten ihn mit seinem Figaro, auch darin, das er besser sey, als sein Ruf. Feinde und Freunde *Beaumarchais* stimmen darin überein, das er nie verlegen um die Mittel war, einen Zweck zu erreichen, das er, wenn ihm die Wahl frey stand, den krummen Weg dem geraden vorzog, und mitunter die Intrigue bloß der Intrigue wegen liebte, als Uebung des Scharffsinns. Dieser that sich zuerst in den hier im Auszug erscheinenden Memoiren kund, wo er seine Rechtsache

vertheidigte, schnell aus dem Angeklagten der Kläger ward, die Gegner mit Schimpf bedeckte, die Lacher und damit die Meinung auf seine Seite zog. Eugenie, ein Drama, gehört zu der Art von Schauspielen, die, nach französischem technischem Ausdruck, ein *succes d'estime* haben, die gelobt werden, aber kalt lassen. Der Versuch, den Barbier von Sevilla und die Hochzeit des Figaro auf unsere Bühne als recitirte Lustspiele wieder einzuführen, möchte schwerlich gelingen. Den Situationswitz haben die gleichnamigen Singspiele, von trefflichen Meistern in Musik gesetzt, bewahrt, der Wortwitz würde jetzt noch weniger verstanden als damals, wo die Stücke neu waren, weil er in seinen Beziehungen für Paris auf Vorfälle des Tages berechnet war, die durch Ueberlieferung noch immer dort gewürdigt werden. Das die Anspielungen am meisten beliebt waren, geht daraus hervor, das der Barbier nur einen mäßigen Beyfall sich eringen konnte, während der spätere Figaro einen so überschwenglichen fand, da jener an Witz, heiteren Einfällen und komischen Situationen diesem nicht nachsteht. Ferner möchte unter den jetzigen deutschen Schauspielern kein einziger im Stande seyn, die Rolle des Figaro zu übernehmen, einen Charakter, gemischt aus Schlaubeit, gesunder Vernunft, scharfem Verstand, Witz und loser Moral, bey alledem nicht unredlich, noch herzlos, den darzustellen man früher nur dem grossen Schröder zutraute.

Der neueste Verdeutschter hat nicht unternommen, die Lustspiele bühnengerecht zu machen, und daran wohlgethan. Der Barbier ist trefflich gelungen, sehr wenig verändert, auch die Wortspiele glücklich mit anderen vertauscht, wie z. B. *saint et sens*, mit Sinn und Sünden. Bey der Hochzeit hat man zuvörderst zu bedauern, das die köstliche Vorrede wegfiel, dies Musterwerk feinsten Dialektik, des witzigsten Spottes. Hier noch mehr, als im Stücke selbst, lernt man die Eigenthümlichkeit des Autors kennen, welcher der Uebersetzer gewisslich das vollste Recht konnte angedeihen lassen. Wer gleich ihm im Stande ist, den merkwürdigen Monolog Figaro's im 5ten Acte wiederzugeben, in dem er die Gebrechen und Thorheiten des Staats, der Gesellschaft, so glänzend beleuchtet, das Augen und Urtheil dadurch geblendet werden, der hätte die Gelegenheit nicht veräumen sollen, an sein seltenes Talent für schwieriges Uebersetzen den Probestein zu legen. Die Gerichtsscene konnte verkürzt werden. Das Wortspiel mit *ou* und *ou*, das sich die Kämpfenden, gleich einem Ball, immer von Neuem zuwerfen, war doch nicht erreichbar, und damit fehlte gewissermaßen der Nerv des Ganzen. Dagegen ist kein Grund vorhanden, warum die Rede des Grafen, *si je ne savais pas qu'amoureux, poëte et musicien sont trois titres d'indulgence pour toutes les folies*, weglieb. Nicht immer sind wir mit der Auffassung einer Schalkheit und ihrer Wiedergabe in dem fremden Idiom einverstanden. So dünkt uns das Couplet Susannens im Schlusssange:

Weil auch manche kluge Lehre  
Dieses heit're Spiel euch bot,  
So erzeiget ihm die Ehre,  
Und schlägt es nicht gänzlich todt;

beynahe das Gegentheil vom Originale:

*Si ce gai, ce fol ouvrage  
Renfermait quclque leçon,  
En faveur du badinage,  
Faites grace à la raison.*

Die kleinen Flecken thun dem Werthe der Arbeit keinen Eintrag, bey größerer Uebung werden auch sie, zumal da keine ähnliche Bearbeitung älterer Franzosen eine so gewaltige Aufgabe stellt, wie *Beaumarchais*, verschwinden. Möchte recht bald eine solche erfolgen, wie Hr. *Lewald* im Vorwort es verhießt!  
Vir.

STRALSUND, im Verlage der Löffler'schen Buchhandlung: *Joseph Sannazar*. Eine Novelle von *Theodor Melas*. 1837. Erfter Band. IV und 282 S. Zweyter Band. 371 S. 8.

Diese recht blühend und in anmuthiger stilistischer Form geschriebene Novelle scheint nach dem Vorbilde *L. Tieck's* entstanden zu seyn. Wenig Handlung, viel sich abrollendes Gespräch, welches indessen doch nicht so leicht und anmuthig, nicht mit solcher Grazie sich abspinnt, als bey dem Meister *Ludwig*. Die Haupttendenz dieser Novelle ist, den Gegensatz des Protestantismus und Katholicismus hervorzuheben; durch ein Liebesverhältniß wird die Heldin zur evangelischen Kirche aus eifrigem Katholicismus übergeführt. Sie gehört also nicht zu den schönen Rhein- und Münster-Länderinnen, welche sich unter einander das Wort verpfänden haben, keinen Ketzer zu heirathen. — Indessen ist dieser Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus, welcher unsere Zeit wieder von Neuem bewegt, nicht tief und inhaltsvoll genug durchgeführt. Der Vf. muß selbst nicht tief in die symbolische Theologie eingedrungen seyn, da sich bey ihm Alles ziemlich auf der Oberfläche bewegt, und nicht über die gewöhnlichen und allbekannten Dogmen vom Mariendienste, von der Transsubstantiation u. s. w. hinausgeht. Der ganze Cardinalpunct des Unterschiedes zwischen Katholicismus und Protestantismus scheint bey dem Vf. sich darauf zu concentriren, daß die Katholiken die Jungfrau Maria und die Heiligen, die Protestanten nur den Erlöser verehren. Den viel tieferen Gegensatz des Augustinismus und Pelagianismus, der katholischen und protestantischen Justificationstheorie berührt derselbe kaum. Wie viel inhalt- und lebensvoller, wie viel anschaulicher und geistreicher sind die religiösen und confessionellen Gegensätze in den *Steffen'schen* Novellen, besonders in den „*Vier Norwegern*“, auf-

gefaßt und durchgearbeitet. Dem Vf. ist ein gewisser Anflug von Poesie nicht abzusprechen, manche Schilderungen, z. B. von Rügen, sind recht gelungen; manche Gedanken streifen an das Geistreiche, aber was ihm durchaus abgeht, ist ein großartig plastisches Talent, eine eigentlich gestaltende Phantasie, eine originale Productivität. Die Anlage seiner Novelle ist ohne Kunst und Feinheit, die Intrigue fällt in die gewöhnlichen Romancoups, die Charaktere sind ohne Kraft und Individualität, meist etwas verwachsen. Die Diplomaten des Vfs. sind so wenig Diplomaten, daß die alten nur die Handlanger der Liebe, und die jungen himmelnde und nebelnde, überschwengliche, etwas mystische, halb theologische, halb poetische, sentimentale Tugendhelden sind.

Eine andere Tendenz dieser Novelle hat Rec. an die nun verlebten Zeiten der *Schlegel'schen Lucinde* erinnert, jedoch nur in geistiger, nicht in materieller und sinnlicher Beziehung, da man vorherrschende Ueppigkeit und Sinnlichkeit der Dichtung des Hn. *Melas* nicht Schuld geben kann. Offenbar nämlich soll bey dem Vf. die Geschlechtsliebe in das religiös - mystische Element hinübergezogen werden. Dadurch aber kommt ein widerlich - süßliches, mit den heiligsten Worten spielendes, frömmelndes, ästhetisch - pietistisches Wesen, welches doch wiederum die Sinnlichkeit auch nicht eben ganz zu verschmähen scheint, und oft aus den Umarmungen einen plötzlichen Uebergang zu dem Erlöser macht, in das Ganze hinein, und die Frische einer lebendigen Phantasie und einer markigen Ausführung wahrhaft poetischer Gestaltungen und Verhältnisse schrumpft in schwindsüchtige Schönrednerey zusammen. In der ersten Hälfte des zweyten Theils ist der Roman zu Ende, und der Vf. zieht ihn durch unendliche Briefe und süße Gespräche nur noch so fort. So schwach auch die Charakteristik und Intrigue in des Vfs. „*Erwin von Steinbach*“ ist, so möchte doch Rec. denselben für weit kerniger, frischer und kräftiger halten.  
Lt. H.

MANNHEIM, b. Löffler: *Der Decan der St. Leonhards - Kirche*. Eine Novelle aus Frankfurts Vorzeit. Von dem Verfasser des „*Harry*“ *St. Demary*. 1839. 256 S. (1 Thlr.)

Eine boshafte Stiefmutter, welche ihre Vorgängerin vergiftete, Liebe und Haß, die Zärtlichkeit eines Dominicaner - Novizen zu einer reizenden Maurin, Inquisitionsgreuel in Spanien, blutige Händel der Frankfurter Patricier und Bürger mit den benachbarten Rittern, etwas Sittenschilderung und Scenerey, und der Roman ist fertig, der sich gut lesen läßt, und als Unterhaltungsbuch zu empfehlen ist.

Vir.



ERGÄNZUNGSBLÄTTER  
ZUR  
JENAISCHEN  
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

M E D I C I N.

ERLANGEN, b. Palm und Enke: *Die Wund-Fieber und die Kindbett-Fieber*. Beschrieben von Dr. Eisenmann. 1837. 546 S. 8. (2 Thlr. 6 gr.)

Die Einleitung zur Lehre von den Kindbettfebern beschäftigt sich mit der „Lehre von der Wundverderbnis von den Wundfebern“, von der Phlebitis und von der weissen Phlegmasie. Namentlich auf die erste baut der Vf. die ganze Lehre von den Kindbettfebern. Sehen wir, in wie fern er Recht hat. Als erster Anhaltspunct gilt ihm die aus dem Oriente zu uns gekommene Einimpfung der Variolen, wodurch erwiesen sey, das namentlich die fixen Contagien auf der bloßgelegten Capillarität keimen und wurzeln. Daraus folgert er, das eine ähnliche Impfung in allen reinen Wunden Statt finden könne, wenn die Atmosphäre contagiös schwanger sey, und das auch ebenso die Miasmen, wie die Contagien, in denselben eine örtliche Infection veranlassen können. Das wir diese letzte Meinung nicht mit Hn. E. theilen, haben wir schon an verschiedenen Stellen aus einander gesetzt, da wir zu fest von einer unmittelbaren Beziehung des Gangliensystems zum Tellurismus, dem Alleinherrscher über alles vegetative Leben, überzeugt sind, womit auch *Lebenheim* übereinstimmt. Der zweyte Anhaltspunct ist, das, da alle vegetativen Krankheiten in der Capillarität keimen, die sie erzeugenden Ursachen, Miasmen und Contagien, auf dreifache Art zu der Capillarität gelangen, durch die Respiration und von da durch die arterielle Blutbahn, dann durch das Einfaugungsvermögen der Epidermis, und zuletzt durch die bloßgelegte Capillarität = Wundfläche. Wahr ist, das aller organische Bildungsprocess (und dahin gehört denn auch die vegetative Krankheitsbildung) im Zoogen, dem Bildungsgewebe = Capillarität, vor sich geht; wahr aber auch, das dieses Zoogen unter dem Einflusse des Gangliensystems steht, wie denn auch *Jonas Wittop Koning* (*Specim. anatom. pathol. de vi nervorum in offium regeneratione, Utrecht 1834*) selbst bey den Knochen nachgewiesen hat. Es wird sonach durch diese drey Wege zur Miasmenaufnahme nichts weiter erklärt, und nach der gegebenen Ansicht von der Unterthänigkeit des Gangliensystems wird die Erklärung um so unwahrscheinlicher. Auch spricht die Infection

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

auf psychischem Wege, wohl eine der häufigsten, am deutlichsten hiefür. Ebenso wird unsere Ansicht noch durch das Verhalten der Wundflächen in epileptischen Paroxysmen bestätigt. Weiter sagt der Vf., das auf Wundflächen Infection am leichtesten zu Stande komme, was wir gern zugeben, aber in einem anderen Sinne, als der Vf. Der Grad der Vulnerabilität eines Organes oder Gewebes ist jederzeit nächster Bestimmungsgrund für die Keim- und Entwicklungs-Stelle des Krankheitsorganismus. Nun ist aber das Bildungsgewebe, wenn es bloßliegt, gewis am verwundbarsten, sonach auch die nächste Keimstelle für einen Krankheitsorganismus, wenn anders das Gangliensystem durch tellurische Verhältnisse dazu gestimmt ist, die Bildung von Krankheitsorganismen zu begünstigen. Von diesem Gesichtspunct aus glauben wir den Stand der Dinge am richtigsten zu übersehen. Der Vf. geht dann über zu dem Verhalten der Wunden gegen miasmatische Einwirkung. Das der parasitische Krankheitsorganismus den Fortgang des physiologischen Bildungsprocesses hemme, versteht sich von selbst, und diesen Zustand nennt der Vf. Wundverderbnis, weil die Krankheitsproducte usurpirt haben. Diese bleiben aber nicht so örtlich beschränkt. Je nachdem der zu Grunde liegende Krankheitsprocess einen engeren oder weiteren Boden zu seiner völligen Entfaltung nöthig hat, ist auch die Dauer der Oertlichkeit anzunehmen. Ist die Wundfläche mit pathischen Producten überfüllt, so ist die Resorptionsthätigkeit in dem Falle, sich auch auf diese auszudehnen, und sie kommen dann an den Ort ihrer sonst gewöhnlichen Bestimmung, wo dann der Krankheitsprocess seine Hauptmacht entwickelt, und die ursprüngliche Entwicklungsstelle gleichsam als eine Nebenstation fortbestehen läßt. Dies ist des Vfs. allgemeine Theorie von der Wundverderbnis. Wir wenden uns nun zu den sie bedingenden Krankheitsprocessen.

Obenan steht die Entzündung. allerdings im argen Widerspruche mit der herrschenden Meinung, nach welcher keine Wunde ohne Entzündung heilt. Setzen wir aber die Naturheilkraft in ihre Rechte ein, so ist nicht einzusehen, wie diese mächtige Kraft zur Erreichung ihres Zweckes fremden Beystand nothwendig haben sollte: denn Krankheit ist und bleibt ein parasiter Organismus, gegen den ja die Naturheilkraft beständig ihre Waffen zu kehren hat; und

in diesem Falle sollte sie mit der Entzündung gleichsam ein Schutz- und Trutz-Bündniß geschlossen haben? Es liegt hierin ein offenbarer Widerspruch; die ächten Erscheinungen der Naturheilskraft sind mit den ächten der Entzündung verwechselt. Wie oben gezeigt wurde, ist eine Wundfläche der verwundbarste Theil des Organismus, und dieser der mächtigste Anziehungspunct für Krankheitsbildung, namentlich für eine Krankheit, deren Zeugung so leicht und so allgemein verbreitet ist, wie die Schimmelbildung. Es ist hienach leicht einzusehen, daß sich eine Wunde, sogleich gegen tellurische Einflüsse gesichert, anders verhalten wird, als wenn sie erst längere Zeit denselben ausgesetzt war, welche dann eben so leicht die Entzündung, als sonst den Schimmel, aufkeimen lassen. Daß der Vf. mit dem, was wir bisher über die Entzündung wissen, unzufrieden ist, dürfen wir ihm nicht verargen. Alle die mikroskopischen Untersuchungen, so interessant sie auch immer sind, helfen zu nichts. Rec. glaubt, daß wir dafür nur aus einer genauen Kenntniß der obwaltenden elektrischen Verhältnisse Nutzen ziehen können. Wenn *Bellingeri* Recht hätte, daß bey Phlegmasien die Electricität des Blutes sichtlich verringert sey, und sich vermehrt wieder einstelle, sowie das Uebel an Intensität abnehme, so müßten wir annehmen, daß durch Entzündung die Blutkügelchen in dem ergriffenen Theile ihre eigenthümliche Bewegungsfähigkeit verloren hätten, und Alles sich nach dem Electricitätsverhältnisse des Krankheitsorganismus fügen müßte. Es ließe sich dann leichter die Gefäßerweiterung und Vermehrung u. dgl. mehr noch erklären, und das Specifiche der Krankheit, wie in ihren Erscheinungen, so auch in ihren Producten enthüllen, und von den Operationen der Naturheilskraft unterscheiden. So lange uns hierin kein Licht leuchtet, so lange können sich auch unsere Bedenklichkeiten nicht lösen. Klarer sind uns die Verhältnisse der folgenden Krankheitsprocesse zu den Wunden, wie des erysipelatösen, rheumatischen, katarrhalischen, pyrösen, typhösen, cholosen, welche drey wir bereits näher kennen gelernt, des typhösen (Intermittens), scorbutischen und phthorischen (Carbunkel). Was der Vf. vom variolösen Prozesse, zu dem er irrig die Varicellen rechnet (vergl. *Kopp's* Denkwürdigkeiten, 3ter Band), in dieser Beziehung andeutet, ist bloß Vermuthung, die wir jedoch nicht mit ihm theilen, weil uns nicht einleuchtet, wie ein selbstständiger exanthematischer Proceß zur Wundverderbniß beytragen soll. Wir glauben, daß er eher eine Pause in derselben zuwegebracht, als daß er sie verschlimmern sollte. Auch will uns dies nicht vom Frieselproceß einleuchten. Das Uebrige unterschreiben wir gern, sowie auch, daß dies nur die bekannteren Krankheitsprocesse seyen, von denen ein Einfluß auf Wunden gewiß ist, und daß es aber noch mehrere unbekanntere geben müsse.

Noch ist uns in der Einleitung die *Phlebitis* und die *Phlegmasia alba* übrig. Mündet nämlich ein etwas stärkerer Venenzweig in die Wunde ein, so ist ganz natürlich, daß sich in dieselbe der eben die

Wunde occupirende Krankheitsproceß fortsetzt. Wir ersehen hieraus, welche Bedeutung die *Phlebitis* hat. Jeder Krankheitsproceß ist ein specifischer, folglich muß auch dessen Fortsetzung von einer Wunde zur Vene eine specifische seyn; es kann darum nicht jede, auf diese Weise bedingte Venenaffection Entzündung genannt werden. Zugleich ersehen wir hieraus, was noch für die Pathologie der Venen zu thun übrig ist: denn unmöglich sind sich ihre anatomischen Charaktere in allen Fällen gleich, wie es auch ihre physiologischen nicht sind. Was demnach der Vf. über deren verschiedenartiges Verhalten gegen verschiedene Krankheitsprocesse anzugeben vermochte, ist freylich sehr kurz.

Ueber die *Phlegmasia alba dolens* sind bekanntlich die Meinungen sehr getheilt, wie auch aus der kurzen Zusammenstellung derselben bey dem Vf. ersichtlich ist. Seiner Ansicht nach ist ihr Sitz die Capillarität des Zellgewebes; durch eine örtliche Reaction in derselben entsteht Geschwulst mit Neigung zur Ausschwitzung nach überstandener Akme der Krankheit. Diese Ausschwitzung selbst kann verschieden seyn, serös, coagulös, glutinös oder gar ichorös, und hängt ab von dem die Reaction veranlassenden Krankheitsproceß, theils auch von dem Charakter oder der Quantität der Krankheit. Vom Zellgewebe aus kann sich die örtliche Reaction auch weiter auf die nächst gelegenen Theile, Fascien, Ligamente, Neurilemme, Lymphgefäße und Venen, ausbreiten. Die zu Grunde liegenden Krankheitsprocesse sind nach den bisherigen Beobachtungen der rheumatische, pyröse, typhöse, der intermittente und der carcinomatöse, welche der Vf. einzeln betrachtet. Im Ganzen genommen hat diese Theorie einige Wahrscheinlichkeit für sich; jedoch kann Rec. nach seinen Beobachtungen ihr nicht unbedingt beytreten. Daß verschiedene Krankheitsprocesse diese weisse Geschwulst, wofür der Vf. den Namen *Sparganosis* geltend machen möchte, hervorgerufen, hat seine volle Richtigkeit; daß sie aber gerade im Zellgewebe beginnen sollte, ziehen wir in Zweifel. In vier uns vorgekommenen Fällen eröffnete sich die Scene mit des Vfs. *Puerperopyra*. Der eine Fall lief tödtlich ab, und Rec. fand nichts als jenen serösen Erguß, der auf der Schenkelbinde begonnen, und zum Abdomen sich fortgesetzt hatte. Der ganze Verlauf war äußerst rasch. In einem anderen Falle stand die rasch entwickelte Geschwulst nachher in geradem Verhältnisse mit einer planmäßig erregten Diarrhöe, wobey die Excreta dem serösen Exsudate sehr nahe kamen. Auf solche Beobachtungen hin sind wir nun sehr geneigt, die *Phlegmasia alba* als ein *Beneficium naturae medicatricis* zu betrachten. Das Gangliensystem betrachten wir nämlich als das zunächst von der Krankheit theilhaftigste. Will sich diese nach der Fläche hin entfalten, so kommt gewöhnlich zuerst eine Schleimhaut an die Reihe; wird aber für sie die Krankheit zu gefährlich, oder ist sie für dieselbe zu enge, so wird die völlige Entwicklung auf eine seröse Haut angewiesen, und so gut in diesem Falle die *Dura mater*, die

*Pleura* mit dem *Pericardium* oder das *Peritoneum* das Loos treffen kann, eben so gut kann auch die Schenkelbinde die Wahl bekommen, und von dieser aus bleibt dann freylich nichts übrig, als das superficielle Zellgewebe zunächst zu infiltriren, und erst im Weiterschreiten die Tiefe aufzufuchen. Demnach wäre diese *Phlegmasia alba* keine eigentliche Krankheit, deren Sitz fern ist, sondern bloß Krankheitsdepot, wie denn z. B. das Podagra gewiß nicht die Krankheit selbst ist, sondern bloß Depot von der Pfortadergicht, die denn doch auch nicht in der großen Zehe ihren Sitz hat. So weit die Einleitung.

Wir kommen nun zur Lehre von den Kindbettfebern, und zunächst zu deren allgemeinen Betrachtung. Fast ein Bogen Literatur geht voraus; dann folgt eine Geschichte der Nosologie. Der Vf. bringt sie unter nachstehende Rubriken: 1) die Theorie der Lochien-Anomalien; 2) Theorie der Milchmetastasen; 3) die gastrisch-biliöse Theorie; 4) die phlogistische Theorie, a) Metritis, b) Enteritis, c) Peritonitis; 5) die erysipelatöse Theorie; 6) die typhöse Theorie; 7) die physiologische Theorie, und 8) die Theorie von der wandelbaren Natur der Kindbettfieber. Es genüge, einen Umriss des Feldes hier gegeben zu haben, welches der Vf. sich zur historischen Kritik gewählt. Allgemeines geschichtliches Resultat ist, „dass die Kindbettfieber ihrer Natur nach sehr verschiedene, vom herrschenden Krankheitsgenius abhängige Krankheiten seyen, die nur das mit einander gemein haben, dass sie durch die eigenthümlichen Verhältnisse, in welchen sich der weibliche Organismus zur Zeit des Wochenbettes befindet, in ihrer Entwicklung, in ihrem Verlaufe und in ihren Ausgängen eine bemerkliche Modification erleiden.“ Es giebt sonach das Vorkommen der Kindbettfieber und ihre durch das Kindbett bedingte Modification ein künstliches Eintheilungsprincip, und der Vf. stellt ihr wesentliches Kriterium dahin auf, „dass Kindbettfieber solche fieberhafte Krankheiten sind, die auf der durch Ablösung der Placenta entstandenen wunden Fläche der Gebärmutter keimen, wurzeln und gedeihen, die sich aber von diesem ihren ursprünglichen und hauptfächlichen Sitze auch auf andere dem jeweiligen Krankheitsprocesse zusagende Gebilde verbreiten.“ Hierauf wendet er sich zur Aetiologie, und schildert zuerst den physiologischen Vorgang beym Kindbette als Prädisposition. Als Gelegenheitsursachen führt er an: 1) gewisse Krankheit zeugende Luftconstitutionen; wir möchten lieber sagen, tellurische, die ihren Einfluss überall hin geltend machen, und auf Electricitätsanomalien beruhen; 2) Luftverderbnis durch das Zusammenleben zu vieler Menschen in engen Räumen, auf organischen Electricitätsverhältnissen beruhend; 3) ein Zusammenwirken von beiden genannten Momenten, einer Luftconstitution, wie sich der Vf. ausdrückt, und einer mäßigen Anfüllung der Wohnungen, und 4) das Zusammenwirken atmosphärischer Einflüsse und individueller Verhältnisse. Die Heimat der Kindbettfieber hat keine Grenzen.

Anlangend die allgemeine Nosologie, so gilt hier

alles oben bey den Wunden Gefagte. Was die Theilnahme der serösen Häute betrifft, so haben wir auch bereits deren erwähnt. Ueber die Verhältnisse der Exsudate stellt der Vf. das Wichtigste zusammen. Dass die Ovarien und Falop'schen Röhren öfter mit ins Spiel gezogen werden, ist nicht befremdend. Wie wir die dabey vorkommende Affection der Intestinal-Mucosa betrachten, haben wir bey einer anderen Gelegenheit schon näher aus einander gesetzt, sowie auch oben angedeutet. Wir lesen hier übrigens manches Interessante; aber schwer ist es, daraus eine allgemeine Nosologie festzustellen, was nur bey natürlich verwandten Krankheitsformen geschehen kann. Soviel ist richtig, dass die vom Vf. aufgefasste Bedeutung des wunden Uterus sehr Viel für sich hat; dass sie aber nicht für alle Fälle von Kindbettfieber gelten könne, werden wir unten sehen. Ausgänge, Prognose, Diagnose und Therapie geben das Wichtigste.

Unter den besonderen Krankheitsformen nennt der Vf. zuerst die *Metrophlogosis puerperarum*, wofür *Metritis* die üblichere Benennung ist. Zu ihrer spärlichen Literatur gehört auch *J. Strehler*: Ueber Entzündung der Gebärmutter. Würzburg 1826. Wir finden bey ihm eine hieher gehörige Krankengeschichte verzeichnet. Aus den geschichtlichen Nachforschungen des Vfs. geht hervor, dass man diese Krankheitsform erst in der neuesten Zeit gehörig unterschied, und dass sie vermuthlich sehr häufig mit dem sogenannten Milchfieber identificirt wurde. Doch lesen wir bey *Beckers* (*praef. Ittner D. i. de morbis puerperarum et earum regimine. Mogunt. 1771*), dass er das Milchfieber als ein Wundfieber zu erklären sucht, worin der Vf. ihm bestimmt, da er den leichteren Fiebergrad der entzündeten Gebärmutterwundfläche darunter versteht. Es ist allerdings zu verwundern, dass man die Milchfieber so häufig sah, und an eine Entzündung der Placentarstelle des Uterus nicht dachte. Hier werden nach dem Entzündungsgrade zwey Arten unterschieden. In *Strehler's* Falle des höheren Grades (nach dem Vf. didynamisch, sonst synochal) kam kritischer Friesel vor, dessen hier nicht gedacht ist. Bey der Behandlung rath der Vf., wenn das Fieber sehr heftig ist, zum Aderlasse, womit Rec. nicht einverstanden ist. Auch möchten wir die leichten Kalieinspritzungen nicht anwenden. *Strehler's* Essigwaschungen dagegen finden wir passender. Uebrigens ist diese Krankheit gut gezeichnet. — *Metroerysipelas*. Dass bey der erysipelatösen Krankheits-herrschaft die Kindbetterinnen nicht so leer ausgehen, lässt sich leicht denken. Wie jede Wunde das erysipelatöse Gepräge annehmen kann, so auch die noch wunde Placentarstelle des Uterus. Hier aber gestaltet sich der Krankheitsprocess verschiedenartig. Vermöge seiner Volubilität wird er wohl nie die erste Keimstelle behaupten, sondern sich bald von hier aus weiter verbreiten, zunächst zu den Venen, welche zugleich auch das gefetzte Krankheitsproduct resorbiren, um es anderwärts wieder auszustossen. So gelangt denn der erysipelatöse Process von hier aus zur

Darmschleimhaut, wobey das Bauchfell Theil nehmen kann; zur äußeren Haut, wo sich Roste oder Scharlach entwickeln; ja selbst zu den Brustorganen und zum Gehirne, wo dann die bekannten Formen entstehen. Wir erkennen hieran die Wichtigkeit dieses Krankheitsprocesses für das Kindbett, aber auch seine Schwierigkeit für den Arzt, dem übrigens der Vf. durch diese Abhandlung gewiß unter die Arme greift. — Das *variolöse Kindbettfieber* steht hier unseres Erachtens nicht am rechten Orte. Wir zweifeln nicht, daß die Variola und das Varioloid bey Kindbettern vorkommen; daß aber die Placentarwunde dabey theilhaftig seyn soll, haben wir bereits oben bezweifelt, und da dieses Moment das Kriterium der Kindbettfieber bildet, so muß auch diese Form aus deren Reihe fallen. — *Metrorheuma* oder rheumatisches Kindbettfieber, von der Uteruswunde ausgehend, ist ebenso problematisch. Rec. fand nicht selten bey Wöchnerinnen an verschiedenen Theilen des Körpers vorübergehendes Reissen, ähnlich dem rheumatischen, jedoch ohne Fieberregung, und betrachtete diese Erscheinung als eine Aeußerung der nun eigends gestalteten Ganglienthätigkeit. Bey gehörigem Verhalten sahen wir auch nie weitere Folgen davon. Trat aber in solchen Fällen die geringste Erkältung ein, und litt die Hautsecretion dabey, so war auch im Nu das Fieber da, und das zuvor flüchtige Reissen fixirte sich jetzt. Auf solche Art entstanden *Peritonitis*, *Pleuritis* und *Arthritis rheumatica puerperarum*. Sollte aber die Möglichkeit gegeben seyn, daß bey rheumatischer Krankheitsconstitution die Uterinwunde zuerst afficirt, und hier ein Krankheitsproduct gebildet würde, welches durch Resorption in organischen Verband gerieth, dann könnten wir uns dessen Ausstossung wohl nicht anders, als durch Erielfelbildung denken, da sein chemisches Verhalten hier als die Krankheitsform bestimmend auftreten müßte. Wir sehen, daß wir uns hier in dem Falle befinden, wo wir mit der Wundtheorie nicht ausreichen. Die *Peritonitis* findet der Vf. rücksichtlich der Diagnose sehr schwierig, so daß er sich nicht wohl getraut, ein Bild von ihr zu entwerfen, indem alle Hauptzüge in seiner *Puerperopyra* sich wiederfinden, wodurch denn eine heillose Verwechslung rücksichtlich der Therapie entstehen müßte. Allein berücksichtigen wir das vorhin Gesagte, daß namentlich der Rheumatismus erst vag erscheint, bevor er sich fixirt, so glaubt Rec. hierin ein diagnostisches Moment von Gewicht zu erblicken. Dasselbe dürfte auch von der *Pleuritis rheumatica* gelten, um sie nicht mit der *Pleuropneumopyra* zu verwechseln. Mit der *Arthritis rheumatica* geht es nicht besser, wenn wir uns an die hierüber bekannten Thatfachen halten, die der Vf. nach genauer Untersuchung mit Recht als irrig aufgefaßt erklärt. Am meisten entscheidet wohl der herrschende Krankheitsgenius und der Arzt, welcher der Natur zu Hülfe kommt. Alles rasche Einschreiten stört die

Krankheitsentwicklung, und ruft im Organismus nur einen noch unheilvolleren Krankheitsprocess hervor, da derselbe gerade in diesem Zeitraume den fruchtbarsten Boden für das Aufkeimen der Protorganismen bietet. Rüksichtlich der *Sparganosis rheumatica* berufen wir uns auf das oben Gesagte. Wir haben dort zugegeben, daß die weisse Geschwulst aus verschiedenen Krankheitsprocessen hervorgehen könne; ist sie aber einmal gegeben, so dürfte dies nichts an der Behandlung ändern. Höchstens hängt davon die Prognose ab. Was endlich die rheumatischen Neurosen, *Ischias* und *Tetanus*, betrifft, so ist wohl nichts gewisser, als daß sie auf einem Ganglienkneiden von verschiedener Ausdehnung beruhen. Es mag wohl seyn, daß diese Affection rheumatischer Natur ist; gewiß kommt sie aber auch öfter rein entzündlich vor. — *Metromelina*, schon wieder ein neues Wort, dem aber das Bürgerrecht nicht ertheilt wird, weil der Kindbettfriesel sein Recht nicht cedirt. Bey der Geschichte desselben äußert der Vf. die Ansicht, daß das englische Schweissfieber wahrscheinlich als das erste Stadium des Friesels zu betrachten sey, womit man aber schwerlich übereinstimmen kann. Vergleichen wir es mit unserer heutigen Cholera, so könnten wir eher dazu bestimmt werden, sie als das Schweissfieber des Darmcanals, und dieses als die Cholera der Haut anzusprechen. Uebrigens sind wir mit dem Vf. meistens einverstanden; überhaupt ist diese Abhandlung möglichst vollständig. — Ueber das katarrhalische Kindbettfieber, *Metrocatarrhus*, sonst auch *Metritis mucosa* genannt, finden wir das Nöthigste zusammengestellt. — Die *Metropyra*, *Metrotyphus* und *Metrocholis puerperarum* haben wir dem Wesentlichen nach bereits kennen gelernt. Die Verbesserungen und Zusätze, die der Vf. hier liefert, machen eine wiederholte Betrachtung nicht nöthig, daher wir auf unsere früheren Mittheilungen uns beziehen. — *Metrotyposis*, das intermittirende Kindbettfieber kommt unbezweifelt vor, und wie sonst bey *Intermittens* die Darmmucosa mitleidet, so auch hier der verwundete Uterus. Zum Glücke mag es wohl nicht sporadisch vorkommen, und bey Epidemien wird es kaum zu verkennen seyn. — Den Beschluß macht die *Metrosepsis*, Putrescenz der Gebärmutter. Was wir Interessantes darüber wissen, hat der Vf. mit Kritik gesammelt. Daß wir über diese Krankheit noch des Lichtes bedürfen, ist nicht in Abrede zu stellen; doch hat Rec. diese Abhandlung mit vielem Interesse gelesen.

Unsere Leser werden durch diese Anzeige eine Uebersicht über diese wichtige Arbeit des Vfs. gewonnen haben, und zweifelsohne mit unserem allgemeinen Urtheile einverstanden seyn, daß dieselbe viel Nutzen stiften wird. Die Aerzte können durch sie Klarheit über diese sie oft neckenden, für die Kranken aber Todesangst erregenden Krankheiten gewinnen, wenn es ihnen noch daran mangelt.

Bfs.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER  
ZUR  
JENAI S C H E N  
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

P H I L O S O P H I E.

MÜNSTER, in Commission b. Deiters: *Das Daseyn Gottes und der menschlichen Willensfreyheit metaphysisch zu beweisen.* Ein Versuch von Johann Anton Brüning. 1838. VIII und 105 S. kl. 8. (12 gr.)

Diese Schrift ist laut der Vorrede die Uebersetzung eines im Jahr 1821 erschienenen, uns jedoch nicht näher bekannten und hier auch nicht weiter in Betracht kommenden Versuchs, das Daseyn Gottes zu beweisen in der Schrift: *Zu einer künftigen Grundwissenschaft.* Dafs es der Vf. mit dem Daseyn eines persönlichen Gottes und der sogenannten Wahlfreyheit zu thun habe, ergibt sich schon aus der Ankündigung. Wie es um die sonstigen, gröfserer oder geringerer Anerkennung sich erfreuenden Beweise für das Erste stehe, bedarf hier keiner weiteren Auseinandersetzung. Das Zweyte, als unmittelbare Thatfache, kann im Grunde nicht bewiesen, sondern nur durch vollständige Analysis des menschlichen Selbstbewusstseyns als ein Physisches oder als ein Metaphysisches nachgewiesen werden. Versuche nun, die wichtigsten Gegenstände der Moral und Religion in ihren letzten Gründen mit dem Auge des Verstandes zu beleuchten, und für denselben zur unwidersprechlichen Gewisheit zu führen, verdienen wohl jeder Zeit, wenn sie auf dem Wege der Wissenschaft sich geltend zu machen streben, und nicht ganz von demselben abirren, schon *um der Sache willen* die Aufmerksamkeit der Denkenden.

Wir wollen dem Vf. glauben, was er S. 70 und anderwärts zu verstehen giebt, dafs er Mühe gehabt hat, bis zu dem betreffenden Punkte zu gelangen; müssen aber bedauern, ihm kein anderes Zeugnis geben zu können, als dafs es ihm nicht gelungen sey, seine Aufgabe wissenschaftlich zu lösen, dafs namentlich die dahin gehörigen, als Grundlage dienenden Untersuchungen viel zu flach seyen, dafs er besonders die Beschaffenheit und Natur des Selbstbewusstseyns nicht scharf genug ins Auge gefafst, und daher auch nicht erfaßt habe, und dafs es ihm darum nicht einmal wohl möglich gewesen, seinem Freyheitsbegriffe eine bestimmte Gestalt zu geben. Seine Deduction der Schöpfung aber sieht einem Beweise gar sehr unähnlich.

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

Der genomene Gang ist folgender: Hr. B. geht aus von dem Unmittelbaren oder der Wirklichkeit, und zwar der zeitlichen Wirklichkeit, S. 1—2. Diese hat ihren Anfang durch Freyheit, S. 10. Dann folgt eine Erörterung über Nothwendigkeit und Freyheit, S. 10—13, und Eintheilung des Bewusstseyns, S. 13 bis 25; Untersuchung über freyen und unfreyen Willen, S. 26—28; über die Beweggründe des Handelns, S. 26—28; über das Sittliche, S. 28—38. Nähere Bestimmung der Weltursache und der Begriffe von Verstand und Vernunft, S. 38. Widerlegung der Einwürfe gegen den Freyheitsbegriff, S. 42—50. Hierauf nach wiederholten Erörterungen des Freyheitsbegriffs: Zusammenfassung des Beweises des Daseyns Gottes und der Freyheit, S. 70. Endlich Welterklärung und Aufweisung des Unzureichenden des physikotheologischen Beweises, S. 73—91. Zuletzt noch eine überflüssige Beylage über die *eine* Religion und Moral.

Wir prüfen zuerst die dargelegte Ansicht von der menschlichen Freyheit, als welche den Hauptinhalt der Schrift bildet, und auf welche der Beweis für das Daseyn Gottes mit gegründet wird, und fangen daher bey der Analysis des Bewusstseyns an. Was über dieses gegeben wird, konnte viel kürzer gefafst werden; die vielen Wiederholungen machen das schon Deutliche nicht deutlicher. Das Bewusstseyn zerfällt nach S. 13 u. f. in drey Arten: a) das einfache = thierische Bewusstseyn = Empfindung; b) reflectirtes Bewusstseyn = Selbstbewusstseyn der ersten Potenz = Vorstellung der Empfindung, und c) reflectirtes Selbstbewusstseyn = Vorstellung der Vorstellung der Empfindung, vgl. S. 24.

An das Ich des reflectirten Selbstbewusstseyns knüpft sich nun des Vfs. Freyheitstheorie an. Er sagt S. 24 u. vorher: Das Ich des ersten Wissens sey *in* der Empfindung, das des zweyten *an* derselben, und das des dritten *über* derselben, d. i. „ein zum Theil sich rühren könnendes, unabhängiges“; und S. 26 heifst es ebenfalls, „dafs erst im dritten Grade des Bewusstseyns die eigentliche menschliche Freyheit, d. i. wo ein Wählen Statt finde, zum Vorschein komme.“

Allerdings ist das erste Ich in der Empfindung, das zweyte an derselben, und das dritte über derselben. Allein das Letzte ist darum nicht freyer und unabhängiger als das Zweyte, nur bildet bey dem

zweyten das Object die Empfindung, bey dem dritten die Vorstellung, d. i. das vorstellende Ich. Denn wenn der Mensch einmal das Vermögen des Vorstellens besitzt: so vermag er sich sein Ich eben so wohl zu objectiviren, als etwas Anderes, so weit ihm nämlich dieses Ich in seinen Wirkungen und in seinem Wirken bemerkbar wird oder wurde. Sobald nämlich das Ich aus der Empfindung heraustritt, und dadurch zur Selbstständigkeit kommt oder gekommen ist, sucht es dieselbe zu behaupten, und spricht sie dadurch aus, daß es das Empfundene von sich weg, sich gegenüberstellt, und sich selbst als ein Freygewordenes von dem es vorher Afficirenden unterscheidet. Indem es dies aber thut, sieht es wechselweis bald auf das Empfundene, bald auf das Empfindende, stellt sich darum bald dies, bald jenes vor, also sich selbst schon hier mit. Wendet es sich nun von dem Empfundenen ganz ab, und sieht bloß auf das Unterschiedene = Ich, so findet es dieses eben als das Unterscheidende, Vorstellende, d. i. es unterscheidet sich von seiner Vorstellung = von dem Acte des Vorstellens, und somit auch vom Agens, d. h. es abstrahirt. In diesen Acten ist zuerst das Streben nach Unabhängigkeit sichtbar, und dann das Streben, diese Selbstständigkeit zu behaupten, oder nicht in dem Anderen unterzugehen. Dieses sich im Unterscheiden kundgebende Bestreben giebt aber das offenbare Zeugniß, daß es in dieser Rücksicht nicht unabhängig sey. Auf der ersten Stufe hängt es von dem Empfundenen ab, auf der zweyten von der Vorstellung desselben = dem Vorgestellten, und auf der dritten von der Vorstellung seiner selbst = dem Vorgestellten. Ein Act ruft also den anderen hervor; einer schließt sich natürlich an den anderen an. Das dritte Ich ist so abhängig als das zweyte; beide sind aber freyer als das erste, welches eben nicht frey, sondern in der Empfindung ist, sich nicht davon unterscheidet. Jedes der beiden letzten Potenzen ist in dem Grade von seiner Vorstellung abhängig, in welchem diese lebhaft vor ihm steht. Bey dem ersten findet demnach Vereinigung, bey den beiden letzten aber Unterscheidung Statt; und somit bildet eines die Voraussetzung des anderen.

Wenn nun die eine Stufe die andere nothwendig voraussetzt, wenn daher das Bewußtseyn seinen Inhalt nicht selbst eigenmächtig schafft, sondern ihn empfängt, so ist das Ich der dritten Potenz nicht freyer als das der zweyten. Und wenn auf der anderen Seite das Selbstbewußtseyn die Unterscheidung seiner selbst von einem Object enthält, diese Unterscheidung aber das Streben nach Selbstständigkeit und die Behauptung derselben ausdrückt: so ist klar, daß die Freyheit des bewußtseyenden Ichs darin bestehe, sein eigenes Gesetz, nämlich das des Objectivirens und Unterscheidens, zu vollziehen. Dies ist seine Nothwendigkeit; und wenn es diese vollstreckt, ist es frey. Wie aber aus diesem Selbstbewußtseyn eine andere als die eben von uns dargelegte Freyheit, und namentlich eine Freyheit resultiren solle, welche

im Wählen ihre wahre Existenz habe, läßt sich durchaus nicht einsehen.

Wir kommen nun dahin, wo der Vf. seinen Beweis bündiger vorlegt. Es heißt S. 44: „Das Selbstbewußtseyn, abgesehen von Trieben, sey = A, entgegengesetzte Triebe in ihm seyen b und c. Ist nun das Product von diesen dreyen =  $A + b - c$  ein nothwendiges? Oder hat A die Wahl, zu machen, daß das Product sey entweder =  $A + b$ , oder =  $A + c$ ? Kann sich A selbst bestimmen, oder wird es bestimmt? Letztes zum Theil ist keinem Zweifel unterworfen; würde es aber ganz bestimmt, so wäre es gar kein Selbstthätiges, ein absolut Passives, d. h. ein Nichts.“

Gegen diese Beweisführung wenden wir a) ein, daß das Selbstbewußtseyn, abgesehen von seinem Inhalte selbst, nichts sey als eine leere Abstraction. Wie konnte der Vf. sagen: „abgesehen von Trieben“, und gleichwohl die Triebe in dasselbe einschieben? Sind Triebe im Bewußtseyn, so kann man nicht von ihnen absehen, ohne dieses bestimmte Bewußtseyn selbst aufzuheben. Es mußte heißen: das Vorstellende. Ferner b) entgegengesetzte Triebe sind nie zugleich im Bewußtseyn, und können es nicht seyn. Schnell wechselnd auf einander folgen mögen sie, aber niemals vollständig zu gleicher Zeit da seyn. Von einem Wählen im strengsten Sinne kann also schon darum nicht die Rede seyn, und es dürfte nicht gesagt werden: „das Product von diesen dreyen“, d. i. von A und  $b + c$ ; denn die Factoren sind ja nur entweder A und b, oder A und c. Nun aber ist c) dem Selbstbewußtseyn der Inhalt durchaus gegeben, von welchem das Ich als vorstellendes abhängig ist. Es schafft ihn nicht, es nimmt ihn nur. Dadurch wird aber das Ich nicht zu einem absolut Passiven, sondern es ist und bleibt wesentlich selbstthätig, aber nur vorstellend, und daher in seiner Thätigkeit nach dem Object sich richtend, und ohne dasselbe als dieses bestimmte gar nicht vorhanden seyend. Der Sprung vom Bestimmen oder Wählen bis zum Nichts ist folglich allzu kühn und gewagt. Dies führt uns auf den wichtigsten Irrthum des Vfs., daß er nämlich d) durchgehends die Reflexionsbestimmungen mit den Willensbestimmungen verwechselt, und das Reflectiren mit dem Wählen ganz gleichbedeutend nimmt. Denn S. 45 heißt es: „daß das Selbstbewußtseyn als reflectirendes zu bestimmen habe, welchen Antrieben es folge“, und es wird hier also geschlossen: „das reflectirende Selbstbewußtseyn ist ein selbstthätiges; und wenn dies — so muß es wählen = bestimmen.“ Ein gewaltiger Schluß, zugleich aber ein Sprung vom Theoretischen ins Praktische. Allerdings ist die Reflexion eine Selbstthätigkeit, aber eben nur eine reflectirende. Dagegen hilft gar kein Wiederholen in anderen Formen; der Fehler wiederholt sich in anderen Formen. „Der *nervus probandi*, heißt es noch, ist: Jedes Wirkliche ist activ, kann unmöglich ganz passiv seyn. Mithin findet aus dem nicht-ganz-passiv-seyn-können das theilweise activ-seyn-müssen Statt, bey dem wirklichen reflectirten Selbstbewußtseyn auch, in sofern es reflectirend ist.“ S. 45. Ist das etwas

Anderes, als ob gesagt würde: das Vorstellen ist eine Selbstthätigkeit; folglich muß es bestimmen, ob ich gut oder böse handle?! — Doch dagegen will uns der Vf. am Schlusse abfertigen S. 70. Gegen den Einwurf: das Wirken des reflectirenden Ichs bestehe eben im Reflectiren oder Denken, und in weiter nichts, vertheidigt er sich also:

„In *bloßem* Zusehen und nicht im selbstthätigen Handeln; das will der Einwurf besagen. Aber die Unmöglichkeit eines absolut thatlosen Seyns ist wiederholt gezeigt worden. Nicht einmal das Thier hat das bloße Zusehen bey seinem Handeln, es handelt selbst. Des Menschen Freyheit unterscheidet sich lediglich durch die Wahl.“

Allein ist denn das Denken ein bloßes = ruhiges Zusehen, weil es keine nach Ausen gehende, keine Willensthätigkeit ist? Meint der Vf. denn etwa, daß bey der entgegengesetzten Ansicht die bezüglichen Vorstellungen, Begriffe u. s. w. ganz abgefordert, gleichsam auf einem Throne sitzend, ganz starr und unbeweglich gedacht werden müßten? Oder besteht bey ihm bloß das Denken im bloßen Zusehen? Das Denken und Reflectiren ist allerdings nur theoretischer Natur, und wird immermehr zum praktischen Handeln; indess wird dieses als solches vom Bewusstseyn, d. i. von Vorstellungen theils des Ziels, theils der Motive begleitet, und wenn er dies ein bloßes Zusehen nennt, so mag er das immerhin; nur möge er künftig den Fehlschluss, den er hier gethan hat, vermeiden, daß das bloße Zusehen ein „absolut thatloses (wirkenloses) Seyn“ sey. Auch das bloße Zusehen erfordert Activität. Daß aber das Auszeichnende der menschlichen Freyheit „in der Wahl“ bestehe, lag eben dem Vf. ob, zu zeigen. Er hat's jedoch nicht gezeigt.

Eine nicht eben zarte Behandlung erfährt ferner das Gesetz der *Causalität*. Vorerst wird die Möglichkeit des freyen Ichs oder der freyen Setzung des Ichs zu zeigen gesucht, S. 52: „Ein Urseyn ist = setzt oder macht sich selbst. Ist ein erstes, ursprüngliches Sichselbstsetzen möglich, so fragt sich, ist nach diesem Gesetztseyn auch noch ein ursprüngliches, durch vorher Gesetztes nicht unabänderlich gezwungenes Wählen möglich? Antw.: Wenn ein erstes Ursetzen wirklich und denkbar ist, so ist es auch ein zweytes.“ Allein ein zweytes, späteres Ursetzen ist ein Unding. Selbst ein ursprüngliches Wählen ist ja schon an das Vorhandene gebunden, und kann nur sehr *uneigentlich* ein Ursetzen genannt werden. Doch lassen wir ihm dies. Das Unlogische seines Demonstrirens ergibt sich S. 53 noch mehr.

„Ist, heißt es daselbst, ein unabhängiges Selbstsetzen des Bewusstlosen möglich — sogar zum Theil nothwendig — so ist auch ein unabhängiges Setzen des reflectirten Ichs möglich, und zwar in seiner Eigenschaft als reflectirtes Ich.“

Wir könnten ganz kurz antworten: Das reflectirte Ich ist ja eine Abstraction; diese kann nichts setzen, sondern wird gesetzt. Doch wir wollen den Satz um des Folgenden willen näher erwägen. Unter dem

unabhängigen Selbstsetzen des Bewusstlosen kann nach dem Vorhergehenden nicht das Ursetzen als das Urseyn schlechthin verstanden werden, sondern dieses, daß in der Natur jedes Ding nach der Einrichtung und Beschaffenheit seines Wesens wirke, also identisches Wirken = Naturnothwendigkeit. Ebenso wirkt nun auch das „reflectirte“ (muß heißen: reflectirende) Ich, und zwar als solches, d. h. seinem Seyn, seiner Natur nach stellt es sich selbst vor. Nur ist dabey zu bemerken, daß einestheils dieses Setzen ein ideales ist, und anderentheils dasselbe ist, welches (freylich nicht als vorstellendes) empfindet. Denn mehrere Ichs sind doch wohl nicht anzunehmen. Setzen wir nun noch die *theilweise* Nothwendigkeit, welche in dem Selbstsetzen des Bewusstlosen (jedes bewusstlosen Einzelnen) Statt hat, auch hier, so haben wir ganz das Richtige. Denn das Ich stellt seiner Natur nach, wenn diese bis dahin entwickelt ist, Anderes und sich selbst vor, und zwar mit innerer Nothwendigkeit; der Inhalt aber wird ihm gegeben. Da zeigt sich also das gerade Gegentheil von dem, was der Vf. beweisen wollte. „Freyllich, setzt er hinzu, wie es (das Ich) gegenwärtig ist, muß es setzen — aber es ist gegenwärtig so und nicht anders, als es sich gegenwärtig setzt. Da ist das *punctum saliens*. Wie es sich jetzt setzt, ist es gesetzt, nämlich für die Vergangenheit mit Nothwendigkeit, nicht — für die Zukunft.“ Wenn es sich setzen muß — so ist Naturnothwendigkeit da; und wenn in seiner Natur die Nothwendigkeit des Sichselbstsetzens liegt, so liegt damit auch die Art und Weise des Setzens in seiner Natur, es setzt sich als reflectirtes Ich. Soll aber unter dem Setzen ein Verändern oder Bestimmen des Zustandes des Ichs verstanden werden: so schiebt er hier wiederum einen fremdartigen Begriff unter, da das Setzen des reflectirten Ichs ein Vorstellen, ein *Ideales* ist.

Ein Seitenstück zu der vorherigen Beweisführung findet sich S. 56: „Beym Bewusstlosen hängt die Causalität vom Bewusstlosen ab; bey dem reflectirten Ich von diesem.“ Das heißt also: das reflectirte Ich verursacht sich selbst = bringt sich selbst hervor. Allein a) ist das reflectirte Ich ein Product des reflectirenden, und zwar ist es b) eine Vorstellung; mithin findet hier wiederum Verwechslung des Idealen und Realen Statt. Oder c) bringt das reflectirende Ich sich selbst real hervor, so fällt der Begriff der Causalität, welchem doch der Vf. nicht entgegen wollte, wie er hinzufügt.

Viel zu leicht wird es mit den folgenden, von Seiten des Determinismus aufgestellten Einwendungen genommen. Der Einwurf, den „*Jacobi's Spinoza*“ nach S. 58 macht: „Es gebe nämlich keine andere Kraft, als die Kraft, wodurch ein Ding das ist, was es ist — kein Vermögen, können zu können — keine Wirkungskraft, die alle möglichen Richtungen habe“; und S. 59: „Die Freyheit des Menschen sey dessen Wesen selbst, d. i. der Grad seines wirklichen Vermögens, oder die Kraft, mit welcher er das ist, was er ist“; wird also beantwortet: „Die Freyheitskraft

sey nichts Anderes als das Resultat der Spontaneität, verbunden mit dem reflectirenden Selbstbewußtseyn — sie sey ein zusammengesetzter Act des Bewußtseyns, und darum verschieden von dem Daseyn, als einer ursprünglichen, einfachen Position.“ Darauf erwidern wir: daß die Freyheit Spontaneität *verbunden* mit dem reflectirenden Selbstbewußtseyn sey, ist zunächst eine unbestimmte Ausdrucksweise. Allerdings kommt dem reflectirenden Selbstbewußtseyn als solchem Spontaneität zu — das wird niemand in Abrede stellen können —; daß ihm aber als reflectirenden noch eine andere Spontaneität eigne, ist eine unbegründete Hypothese des Vf., die er eben so wenig zu rechtfertigen vermocht hat als die andere, daß die menschliche Freyheit vom menschlichen Daseyn verschieden sey. Die menschliche Freyheit ist nicht ein zusammengesetzter Act des Bewußtseyns in dem hier angegebenen Sinne, und kann es, wie wir gezeigt, nicht seyn.

Ferner wird S. 60 dem von *Abercromby* vorgebrachten, dem *Jacobi'schen* ähnlichen Einwurfe also begegnet: „Es gehe dem Willen ein Augenblick vorher, da er nicht war, in welchem die Bestimmung des Willens begründet liege. Solle diese Begründung von entgegengesetzten einfließenden Trieben nur durch den stärkeren für möglich erklärt werden, mit Ausschluß jeder Wahl: so müßte man entweder das Vorherwissen des Selbstbewußtseyns leugnen, oder dessen Selbstthätigkeit.“

Allein keins von beidem. S. 54 wird fälschlich zwischen einem inneren und einem äußeren Thun unterschieden; fälschlich, denn das innere Thun ist in Bezug auf den Willen nur noch das unvollständige, das sich erst im äußeren vollendet. Das sogenannte innere Thun = die Entstehung des Willens, weiß der Mensch allerdings nicht voraus, sondern eben indem derselbe entsteht, d. i. indem der eine oder andere Trieb vollständiger einfließt, in das Bewußtseyn eintritt, empfängt dieses Kunde. Ob dieses Thun sich vollende, ob der Wille vollständig werde, wissen wir freylich nicht absolut voraus. Aber das wissen wir auch bey der Annahme der metaphysischen Freyheit nicht absolut voraus. Das Vorherwissen bleibt immer nur relativ oder vielmehr conditional. Was die Selbstthätigkeit des Selbstbewußtseyns anbetrißt, so wird diese hiebey keineswegs angetastet, ausgenommen die, welche ihm der Vf. unbefugter Weise noch einschiebt.

Die Widerlegung, welche die *Herbart'sche*, den vorigen Entgegnungen ähnliche Einwendung erfährt, fällt eben so ins Nichtige; denn er stellt bloß seinen nicht begründeten Begriff der Freyheit = Wahl entgegen.

Gegen *Fr. Groos* wird S. 63 erinnert: „Wäre das reflectirend selbstbewußtsetzende Seyn durch ein vorhergehendes oder gleichzeitiges Seyn gänzlich ge-

bunden: so wäre es eine totale reine Passivität = absolute Relativität = Nichts. Folglich ist ein reflectirtes Selbstbewußtseyn nicht einmal möglich ohne *Freyheit*, die sich von *Nothwendigkeit* unterscheidet.“ Allein ist das Seyn = Wirken; ist ferner jedes Ding ist seinem Wirken an die Gesetze seines Wesens gebunden, so ist das Wirken das sich irgendwie entfaltende Seyn. Wenn nun das Ich, wie der Vf. oben selbst behauptete, wenn das reflectirende Ich nun letzten *mufs*, und dem Ich also ein Seyn zukommt, das nach seiner Natur nothwendig sich entfaltet: so in sein Wirken, sein Setzen an die Gesetze seines Seyns, an sein Seyn gebunden. Dagegen will der Vf. S. 64 einwenden: „Dieses setze doch eine Relation zu seinem eigenen, und zwar vorhergehenden Seyn voraus.“ Allein das Wirken zu seinem Seyn in ein Verhältnißsetzen, ist eine leere Abstraction.

Endlich kommt noch S. 68. 69 das Verhältniß zur Sprache, in welches hier die Freyheit zur Natur gestellt worden ist. „Es bleibt ein Gegensatz zwischen Freyheit und Natur, und zwar ein qualitativer, nur kein *absoluter*, welcher überall unmöglich ist, wo irgend etwas mit einander in Verkehr treten soll.“

Hr. *Brün.* verwirft hiemit die transcendente oder metaphysische Freyheit *Kant's*, und verweist somit seine Freyheit in das Gebiet der Natur, denn ein Drittes giebt es nicht. Ist nun die Natur = Nothwendigkeit, d. i. ein Wirken nach der inneren Beschaffenheit seiner selbst oder seines Wesens (denn selbst wenn andere Dinge mit einwirken, kann die Natur eines Dinges, so lange es dasselbe ist, nicht verändert werden), und ist die menschliche Freyheit nur „qualitativ derselben entgegengesetzt“, d. i. qualitativ von derselben verschieden: so fällt die menschliche Freyheit doch unter den Begriff der Nothwendigkeit, nur ist sie eine verschiedene Art der Nothwendigkeit, d. h. sie wirkt mit Bewußtseyn, während die äußere Natur bewußtlos wirkt, und das praktische Thun oder das Wollen steht mithin, wie jedes andere Vorhandene, unter dem Gesetze der Nothwendigkeit. Was es übrigens mit dem Theoretischen = Reflectiren = Denken für eine Bewandniß bezüglich der Nothwendigkeit habe, darüber haben wir uns hier nicht weiter auszusprechen.

So viel hat sich uns klar gezeigt, daß der Vf. das theoretische Vermögen mit dem praktischen verwechselt, oder vielmehr gänzlich vermischt, und das Eine in das Andere einschiebt, daß er das Ideale für das Reale nimmt, daß er sich die Natur des Selbstbewußtseyns nicht recht klar gedacht hat, und daher in einer schiefen Halbheit hangen geblieben ist. Denn er will keine metaphysische und auch keine physische Freyheit.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## PHILOSOPHIE.

MÜNSTER, in Commission b. Deiters: *Das Daseyn Gottes und der menschlichen Willensfreyheit metaphysisch zu beweisen.* Ein Versuch von Johann Anton Brüning u. s. w.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Kürzer können wir uns aufhalten bey dem Beweise für's Daseyn eines „lebenden“ (soll heißen: persönlichen) Gottes. Wir setzen ihn abgekürzt, doch unverfälscht hieher (S. 70): „Eine Wirklichkeit ist, und zwar eine zeitliche. Ein Daseyn von unendlicher Zeit widerspricht sich, also ist die Wirklichkeit von endlicher Zeit. Diese hat einen Anfang, nicht durch sich selbst, sonst wäre es kein Anfang, also durch etwas Anderes. Dieses Andere ist ähnlich der gegebenen Zeitlichkeit, sonst wäre eine unendliche Kluft zwischen beiden. Das Gegebene ist entweder ein *Naturnothwendiges*, oder ein *Freyes*. Sonach die Weltursache ähnlich entweder dem *Naturnothwendigen*, oder dem *Freyen*. Ist sie *Naturnothwendiges*, so ist der Anfang in und mit diesem *Naturnothwendigen* gegeben; demnach gebe es eine abgelaufene Ewigkeit = Widerspruch; also ist er durch ein *Freyes*. Also ist Daseyn Gottes und der menschlichen Freyheit mit einem Schlag erwiesen.“

Gegen diese Beweisführung müssen wir einwenden: 1) in Beziehung auf die Zeit und zeitliche Wirklichkeit. a) Das Zeitliche wird S. 5 gleichgesetzt dem Veränderlichen oder dem Sichverändernden. Es enthält aber die Veränderung eines Dinges nur den Anfang einer neuen Gestalt oder Gestaltung, oder eines anderen Erscheinens, d. i. einer anderen Art des Seyns desselben, nicht aber den Anfang des Seyns des Dinges überhaupt; der Begriff der Veränderung führt also durchaus nicht auf das Nichtseyn, vielmehr schließt es das Seyn desselben in sich. Dafs nun ein Etwas, welches die Fähigkeit, sich zu verändern, in sich trägt, fort und fort sich verändern könne; darin liegt kein Widerspruch. Wohl enthält eine mit heute abgelaufene Unendlichkeit oder Ewigkeit etwas Widersprechendes. Allein wo steht denn geschrieben, dafs mit heute die Zeit abgelaufen sey? Den Augenblick, den Punct möge doch Jemand nennen, wo die Zeit wirklich abscnitte oder abgetschnitten würde! Eine Wirklichkeit also mit stets fortgehender Veränderung.

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

derung hebt sich nicht auf. Genauer nun  $\beta$ ) ist das Wirkliche zunächst das allgemein Wirkliche, aber nicht ein abstract Allgemeines, sondern ein solches, das in dem Besonderen, in den einzelnen Dingen zur Erscheinung kommt, und Realität hat. Das Einzelne und Besondere hat wiederum sein Bestehen im Ganzen und Allgemeinen. Oder: das Allgemeine, das sich im Besonderen manifestirt, ist das Unendlich-Endliche. Das Besondere oder die Erscheinung haftet folglich im Allgemeinen, das Endliche im Unendlichen. Dieses Endliche enthält die Bedingungen der Zeit, und ist in sofern das Zeitliche, das Veränderliche, weil in jenem das Unendliche hervortritt, und in anderen Gestalten erscheint. Diese endliche oder zeitliche Wirklichkeit, sofern sie das Werden des Ewigen ist, bedarf als Besonderes nichts weiter zu seinem Ursprunge als das Allgemeine; und sie ist daher weder von „unendlicher“, noch von „endlicher Zeit“, weil sie selbst endlich ist, und die Bedingungen der Zeit in sich trägt, welche letzte als solche = als Abstractum aber nur in dem Abstrahirenden sich findet. Darum mußte es eben so nothwendig zum „Heute“ kommen, als das Allgemeine im Besonderen sich manifestirt.

Nimmt man aber, wie der Vf. thut, die zeitliche Wirklichkeit für sich, reißt man das Besondere vom Allgemeinen los: so hat man eine unwirkliche Abstraction, ein Ideal-Reales; und wenn eine solche zur Prämisse eines Schlusses gemacht wird, so giebt sie wieder leere Abstractionen. Von diesem Irrthume liefert der Abschnitt von S. 5 u. s. w., und namentlich die Anm. S. 7, Zeugniß: „Entweder, heißt es da, versteht man unter Erscheinung ein Etwas oder ein Nichts; erstes — mit welcher Qualität man es auch immer begaben möge — muß doch den Denkgesetzen sich fügen; letztes ist privilegiert, *non entis nulla sunt praedicata*. Keine Halbheit kann zugelassen werden.“ Allein Hr. Br. macht die Erscheinung oder die zeitliche Wirklichkeit selbst zu einem Nichts, indem er sie zu einem Abstractum macht, sie ganz für sich nimmt, das Einzelne vom Ganzen loswindet. Die Erscheinungen sind allerdings etwas wesentlich Wirkliches, nur nicht etwas Fürsichbestehendes. Darin liegt das Falsche seiner Prämisse. Daher setzt er die Zeit in die Zeit, will der Zeit einen zeitlichen Anfang = eine Zeit geben, und sucht für sie einen Grund, den er ihr erst gewaltsam entrißen hat.

2) Ist das Gegebene nicht, wie es im Schlusse S. 71 heißt, „entweder ein Nothwendiges, oder ein Freyes“, sondern entweder: das Gegebene ist ein durchaus Nothwendiges, oder, nach der Theorie des Vfs.: ein Naturnothwendiges und ein Freyes. Diese Freyheit nämlich als verschieden von der Naturnothwendigkeit vorausgesetzt. Und folglich müßte dann die Weltursache entweder ein Naturnothwendiges, oder ein Naturnothwendiges und ein Freyes seyn.

Es sieht demnach um obigen *Sorites* gar nicht so sonderlich aus, als es dem Urheber desselben scheinen mag; so rasch oder gar „mit einem Schlage“ lassen sich solche Dinge nicht „erweisen“ und nicht beweisen.

Nur noch Weniges wollen wir über die S. 73 aufgestellte Ansicht von der *Welterschöpfung* hinzufügen. Da Hr. Br. so leichten Fußes und mit einem Sprunge von einer Abstraction zur anderen über die ganze Wirklichkeit hinweggesetzt hatte: so durfte er ja zur Ermöglichung der Welterzeugung nur schnell umdrehen, und kühn seinen Sprung rückwärts thun, ohne sich lange mit dem Eleatisehen: „Aus Nichts wird Nichts“ und „aus Etwas wird auch Nichts“ zu beschäftigen. Denn durch den Begriff der Causalität und des Werdens, das er aus dem Zusammenkommen mehrerer Dinge ableitet, kommen wir doch nicht zur Ruhe. Hören wir nun, wie er die Schöpfung selbst deducirt: „Der Schöpfungswille konnte nicht ursprünglich in Gottes Wesen liegen, weil mit diesem Willen die Schöpfung zugleich ist, mithin eine ewige Schöpfung ein Unmögliches seyn würde.“ S. 77. Nun, so müssen wir doch billig fragen, wie derselbe hineingekommen sey? Darauf die Antwort: „Jedes Ding handelt im gegenwärtigen Augenblicke durch sich selbst, gleichsam als wäre es vorher nicht gewesen, weil die Vergangenheit nicht mehr ist. Also ein mit Absicht handelndes Wesen kann gegenwärtig eine Absicht ausführen, als wäre es vorher nicht gewesen. Also kann auch ein selbstbewußtseyendes Wesen, d. h. ein mit Absicht handelndes Urwesen den Zweck, die Welt hervorzubringen, ausführen zeitlich, aber bloß zeitlich, da es von Ewigkeit unmöglich ist.“ Das ist stark!! Also setzt der Vf. in Gott selbst eine Zeit, ein Vorher und Nachher, etwas Ursprüngliches und etwas nicht Ursprüngliches; und weiter handelt Gott, als ob er vorher nicht gewesen wäre! Warum mag er doch das thun?! Gleichwohl soll nach S. 81 die Zeit erst mit der Welt beginnen!!

Wir haben dem Vf., wie wir glauben, genugsam bewiesen, daß seine Freyheits-Theorie die wissenschaftliche Kritik nicht aushalte, daß er dabey das Theoretische oder das Reflexionsvermögen mit dem Praktischen, das ideale Setzen des Bewußtseyns mit dem realen verwechsle; und daß endlich sein Beweis für's Daseyn Gottes auf unwirklichen Abstractionen, überhaupt auf falschen Prämissen beruhe, und daher nothwendig mißlingen mußte.

D. B—de.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Köhler: *Predigten und Gefänge über die Episteln der Sonn- und Fest-Tage des Kirchenjahres*, von Dr. W. Hülfemann, Schulinspector und evangel. Pfarrer in Elfay. Zweyter und letzter Band. 1838. X u. 582 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

[Vgl. Ergänzungsbl. zur Jen. A. L. Z. 1838. No. 45.]

Auch in diesem zweyten Bande ist ganz der würdige Vf. von dem ersten wieder zu erkennen, der sein volles Herz, welches nach dem edelsten Zwecke strebt, und bedeutende Steine zum Aufbau des göttlichen Reiches liefert, schon in der Vorrede kurz und sehr rührend ausgeschüttet hat, indem er von dem ganz richtigen Grundsatze ausgeht, es müßten sich Predigt und Gefang in unseren häuslichen Kreisen, nach väterlicher Weise, vereinigen, um den Glauben zu beleben, und Gottseligkeit zu befördern.

Im Allgemeinen muß auch dieser Sammlung nachgerühmt werden, daß die Themata fast durchgängig den Hauptgedanken der Episteln wiedergeben, also von dieser Seite mehr durch ihre Richtigkeit und durch ein consequent beobachtetes Verfahren, als durch den Reiz der Neuheit anziehen. Daß dann der Stoff vielseitig, durch ein geschicktes und der Kanzel würdiges Individualisiren gehoben, bearbeitet, und vom evangelischen Geiste durchdrungen wird, dürfen wir als preiswürdige Eigenschaften der *Hülfemann'schen Predigten* voraussetzen, die seit mehreren Jahren sich ihr Publicum erworben haben. Auch die Lieder, wenn schon nicht alle von gleicher Vortrefflichkeit, dürften Erbauung suchende Leser ohne Ausnahme ansprechen, da sie sich neben einem leicht dahinfließenden Gedankengange und neben einer natürlichen Poesie auch durch ihr ziemlich durchgängiges Anschließen an bekannte Kirchenmelodien empfehlen. Ueberhaupt steht dem würdigen Vf. die Sprache in einem hohen Grade zu Gebote, wo er gebildete Christen eben so sehr anziehen weiß, wie es ihm gelingt, den Menschen vom gewöhnlichen Schlage zu fassen, und ihm das Eine Nothwendige ans Herz zu legen.

Um nicht zu wiederholen, was wir bereits gesagt haben, machen wir nur auf ein Paar formelle Unebenheiten in dieser Sammlung aufmerksam. Warum ist die Predigt am Michaelisfeste der Stellung nach über die ihr gebührende Zeit hinausgeschoben worden? Sie folgt nach dem 23 Trin. Warum dann wieder zwey Predigten am Gedächtnisfeste der Verstorbenen? Beide folgen schnell auf einander, den 25 und 27 Trin. Der Vf. wird sie gewiß in zwey verschiedenen Jahren gehalten haben. Ueberraschend war uns insonderheit das Thema am 23 Trin.: *Die beiden Wege und ihr Ende*. Dieß sey denn auch die Predigt, die wir einer genaueren Kritik unterwerfen.

Da der Hauptsatz an ein Bild erinnert, so ist natürlich die erste Hauptfrage die, wie wohl das Bild aufgefasset und durchgeführt worden seyn möge. Und

hier muß Rec. offen gestehen, daß von dieser Seite die Predigt, die sonst sehr gelungen ist, nicht Genüge leistet. Der Vf. muß in der Regel einen zu weiten Anlauf nehmen, um zur Sache zu kommen, um die es sich eigentlich handelt. Ebenso verleitet ihn dann das Bestreben, die Gedanken der Epistel der Reihe nach zu benutzen, zu Unterabtheilungen, die man gezwungen nennen kann, und die dann wieder Schuld daran sind, daß andere, die näher liegen, nicht zu ihrem Rechte kommen. Indem wir so eben die Disposition hieher setzen, möge der Leser selbst über die Richtigkeit unseres Urtheils seine Stimme abgeben. Selbst das könnte man noch in Anspruch nehmen, daß beide Theile — der breite Weg und Ende — der schmale Weg und sein Ende — nicht in einem logisch angemessenen Verhältnisse zum Hauptsatze stehen.

Doch hierauf wollen wir nicht viel geben, denn es brauchte der Ausdruck nur ein wenig geändert zu werden. Der Vf. hat nun folgendermaßen disponirt: Das Ende des breiten Weges ist *Verfinsternung des Geistes und Verdammnis*, nachdem vorher von den Feinden des Kreuzes Christi die Rede gewesen ist, wo der Vf. diejenigen, denen der Bauch ihr Gott ist, und die irdisch Gesinnten als besondere Classen unterscheidet, und nachher noch die Selbstgerechten erwähnt, wobey er genöthigt ist, auf Phil. 3, 1—5 zurückzuweisen. Was ist der schmale Weg? Er ist der Weg derer, die ihr Bürgerrecht im Himmel haben, und derer, die einen himmlischen Wandel führen. Herrlich ist das Ende, denn der Herr nimmt die Seelen der Gläubigen zu sich, und verklärt einst ihren Leib. Dann folgt eine besondere Anwendung, welche den Inhalt der Predigt zweckmäßig recapitulirt, und das Gebet, welches sich nachher noch an die heil. Rede anschließt, ist in jeder Hinsicht musterhaft zu nennen, wie denn in diesem Fache der würdige Vf. ein Meister genannt werden kann.

Käme es darauf an, den Inhalt der gegenwärtigen Sammlung noch weiter zu verfolgen, so würden sich gleiche Ausstellungen, wie die bisherigen, noch öfter, nebenbey auch einzelne verfehlte Eiatheilungen, aufweisen; es würden sich aber auch ganz gewiss in jeder Predigt mehrfache Glanzseiten hervorheben lassen.

Dem Verleger gebührt noch der Ruhm, für eine wirklich vorzügliche Ausstattung gesorgt zu haben.

Dr. St.

LEIPZIG, b. Volkmar: *Die Geschichte Jesu nach der Erzählung der vier Evangelisten für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts*. Von Fr. Nösselt, Professor in Breslau. 1838. VIII und 242 S. 8. (1 Thr.)

Auch unter dem Titel:

*Jesus Christus*, dargestellt von Friedrich Nösselt.

Mit inniger Freude muß man erfüllt werden, wenn man sieht, wie die *Straufs'sche* Kritik des Lebens

Jesu so viele Federn in Thätigkeit setzt, und die Bearbeitungen des Lebens Jesu sich drängen. Besonders faßt man die gebildeten Nichttheologen ins Auge, um durch das strenge Festhalten an der gesamten evangelischen Offenbarung die Bedürfnisse des religiösen Bewusstseyns der Gläubigen in der Gemeinde zu befriedigen. Auch Hr. Nösselt verfolgte bey der Herausgabe seines Werkes diesen Zweck. Die Grundsätze und Ansichten, von denen er sich leiten ließ, zeugen, laut der Vorrede, von einem voll inniger Hochachtung für Jesum Christum erfüllten Gemüthe. Das Ganze ist für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts bestimmt, doch dieß hält Rec. für einen müßigen Zusatz, wenigstens kann er nicht einsehen, worin das Eigenthümliche dieser Geschichte Jesu für das weibliche Geschlecht liegt. Das ganze Werk eignet sich überhaupt für jeden in der Schrift forschenden Laien, insbesondere für gläubige Hausväter und Hausmütter, für Lehrer an Kirchen und Schulen, für alle Freunde des göttlichen Worts.

Das Ganze zerfällt in 133 einzelne Abschnitte, von welchen die beiden ersten eine kurze Charakteristik des jüdischen Landes und Volkes, und die übrigen in chronologischer Folge die Geschichte Jesu nach den vier Evangelien bis zu seiner Himmelfahrt enthalten. Ein Beyspiel mag die Darstellungsweise des Vfs. vergegenwärtigen, z. B. Jesus beruhigt den Sturm. „Eines Tages, so erzählt der Vf., sprach der Herr zu seinen Jüngern: laßt uns hinüberfahren über den See! Bisher hatte er nur auf dem westlichen Ufer des galiläischen Meeres gelehrt; nun wollte er auch einmal das östliche besuchen. Das umstehende Volk wurde entlassen, und nachdem man in Begleitung mehrerer Schiffer abgestossen hatte, legte sich Jesus, ermüdet von dem Geschäfte des Lehrens, im Hintertheile des Schiffes auf ein Polster, und entschlief. Als sie aber mitten auf dem Meere waren, erhob sich ein heftiger Sturm. Die Wellen rollten fürchterlich, und schlugen dann und wann über das Schiff hin, so daß die Gefahr groß war“ u. s. w. Auf diese Weise erzählt Hr. N. die ganze Geschichte, giebt zwischen den einzelnen Facta die Verbindung an, und fügt zu den schwierigen Stellen Umschreibungen, und hie und da geographische, naturhistorische und archäologische Bemerkungen zum besseren Verständnisse bey. Homiletische Nutzenwendungen sucht man vergebens, die göttliche Gesinnung schimmert durch die göttliche That hindurch, und jedes fromme, unbefangene Gemüth wird bey einer erbaulichen Lesung sich von selbst zu dem aufgefodert fühlen, was die Geschichte veranschaulicht.

Doch wir müssen unsere Kritik auch auf die Mängel des Buches richten, es ist dieß einmal Recensentenpflicht. Hinsichtlich der Chronologie der Hauptthatfachen wäre wohl Manches zu erwiedern, aber wir wissen nur gar zu gut, daß einer völlig befriedigende harmonische Verbindung der vier Evangelisten bey den abweichenden Relationen derselben unmöglich ist. Warum hat aber Hr. N. den zerstreuten Stoff nicht

unter gewisse Hauptabschnitte des Lebens Jesu getheilt? Z. B.: Erste Periode: Die Vorgeschichte des öffentlichen Lebens Jesu. Zweyte Periode: Die Geschichte der drey Lebensjahre Jesu, oder noch anders; das Ganze gewinnt durch solche Haltpuncte an Lebendigkeit, Behältlichkeit und Eindringlichkeit. Dafs der Vf. das Ganze nicht mit den Worten der Bibel wiedergiebt, ist mit dem Zwecke, den er sich gesetzt, nicht vereinbar; denn das unbefangene Gemüth findet darin etwas Tadelnswerthes, dafs die Aussprüche der einzelnen Personen, besonders Jesu Christi, umschrieben sind. Hier nur einzelne Beyspiele: In der Geschichte des Jünglings zu Nain ist das Trostwort Jesu: „Weine nicht!“ so umschrieben worden: „und sprach ihr Trost zu“. In der Geschichte Johannes des Täufers ist das ernste Wort desselben an Herodes: „es ist nicht recht, dafs du deines Bruders Weib hast!“ mit dem Ausdrucke vertauscht worden: „Johannes hatte freymüthig die Schandthat getadelt“ u. dergl. m. Jene kraftvollen Worte des Erlösers und anderer Personen sind dem Kinde zu fest eingepägt, und zu wiederholten Malen zugerufen worden, als dafs sie der Erwachsene sollte vergessen haben. Gerade durch das Wiedergeben dieser Kraft- und Kern-Sprüche mit den Kraftworten unserer Luther'schen Bibelübersetzung würde die Geschichte des Hn. N. noch mehr an Lebendigkeit und Erbaulichkeit gewonnen haben. Ohne auf alle exegetische Abweichungen Rücksicht zu nehmen, will Rec. nur noch einen dogmatischen Fehler rügen. In der Lehre von der Dämonologie hat der Vf. sich einige Abweichungen von der Schrift erlaubt. Zwar wird nicht gegen die Existenz des Satans und seiner Engel polemisiert, nur eine Art satanischen Einflusses erkennt er nicht an, nämlich den auf die Menschen. Daher kommt es, dafs Hr. Nöffelt die Versuchungs-

geschichte ein Factum innerer Regungen ist (S. 36 heifst es: „Die vernünftigste und wahrscheinlichste Erklärung scheint die zu seyn, anzunehmen, dafs, was die Geschichte als äufsere Versuchungen darstellt, innere Regungen waren“); dafs die Befessenen des N. T. als Epileptische, Wahnsinnige aufgeführt werden, bey denen man wegen Unkenntnis der Natur ihrer Krankheit dieselbe einem oder mehreren bösen Geistern zuschrieb, und dafs Jesus bey der Heilung derselben auf den Volksglauben Rücksicht nahm; dafs in der Geschichte des Judas Ischarioth die Worte fehlen: „und nach dem Bissen fuhr der Satan in ihn“, Joh. 13, 27. Nach dem theologischen Standpuncte des Vfs., der weder den strengen Supranaturalisten, noch den entschiedenen Rationalisten angehört, konnte diefs auch nicht anders seyn. Wenn die Wahrheit der Versuchungsgeschichte durch den Satan, der Einflufs des Teufels auf den Menschen, als Vorurtheile und Volksglauben erscheinen, und wie Fliegen auf die Nase stechen, der schlägt sie mit der Klappe der Philosophie todt. Jede Einmischung dogmatischer Ansichten mufs in einer Lebensbeschreibung Jesu für Nichttheologen ausgeschlossen bleiben; heilig und unantastbar mufs der Erlöser in seiner Gröfse geschildert werden. Die Bibel ist Wahrheit. Dieser Grundsatz mufs den jugendlichen Gemüthern in unserer zweifelnden und negirenden Zeit fest eingepägt werden. Doch es ist genug Stoff zum Prüfen. Wir scheiden von dem Vf. mit dem freudigen Wunsche, dafs seine Schrift hie und da reichen Segen bringen, und recht Viele im Glauben befestigen möge.

Druck und Papier machen der Verlagshandlung alle Ehre, welche überdiefs das Ganze mit einem verzierten lithographirten Titel in Gold- und Farben-Abdruck versehen hat.

B. in N.

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Aarau, b. Sauerländer: *Die Brantweinspest*. Eine Trauergeschichte zur Warnung und Lehre für Reiche und Arme, Alt und Jung, von Heinrich Zschokke. 1837. 84 S. 8. (8 gr.)

Der brave Zschokke liefert hier eine schauerhafte Schilderung der schrecklichen Familienzerrüttungen, welche die Brantweinswuth veranlafste. Er lehrt, dafs Weingeist, Alkohol in jeder Gestalt destillirter und gegohrener Getränke, Brantwein, Liqueur, Wein und Bier ein Gift sey, welches in Brantweine, Rum u. s. w. am meisten, und weniger in den anderen vorhanden, und dafs die Wassercuren darum so heilsam seyen, weil sie bisweilen dem Alkoholtrinken ein Ziel

setzen. England, in welchem der Genufs starker Getränke eben so sehr als in Nordamerika eingerissen ist, hatte schon im Jahr 1835 130,132 Mäfsigkeitsvereine, woran 2 Millionen Menschen unter 25 bis 26 Millionen der jetzigen Bevölkerung Theil nahmen. Nordamerika hat 8000 Mäfsigkeitsvereine mit fast 2 Millionen Theilnehmern. Eingegangen waren dafelbst bis zum J. 1837 an 5000 Brantweinbrennereyen und gegen 9000 Schenken geistiger Getränke. Die Cholera tödtete besonders alle Brantweinfäufer, oder schwächte sie so, dafs sie, auch nach der anscheinenden Herstellung, ihr übriges Leben nur noch eine kurze Zeit fortsetzten.

A. H. L.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

## JENAISCHEN

### ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

#### ERDBESCHREIBUNG.

DARMSTADT, b. Leske: *Abrégé de Géographie, français et allemand, à l'usage des écoles, par Henri Louis Schmitt etc. Premier Volume. 1837.*

Auch unter dem Titel:

*Abriss der Geographie, französisch und deutsch, für Schulen, von Heinrich Ludw. Schmitt u. f. w. Erstes Bändchen.*

Die Klagen unserer Zeit über Schreibseligkeit dürften am meisten auf dem Gebiete der Geographie überhaupt, und dann insbesondere auf dem der Schulgeographie ihre Bestätigung finden. Es scheint fast, als wollte man jetzt mit einem Mal und von allen Seiten das in diesem Zweige menschlichen Wissens lange Zeit versäumte nachholen. Denn neben dem raschen Anwachsen des geographischen Materials, das stets seine Bearbeiter fodert, werden zugleich eine Menge Schulbücher, nach den mannichfachen geographischen Lehrmethoden, bearbeitet, und unter verschiedenen Rechtfertigungsgründen dem Publicum dargebracht. Gleichwohl beurkunden unter den heutigen geographischen Schriftstellern nur eine kleine Zahl inneren Beruf; der Mehrzahl fehlt derselbe, und damit auch die Basis der wissenschaftlichen, geistreichen Sachbehandlung. Aber gerade dieser Mangel an ächtem Beruf und an gründlicher Durchdringung des Stoffs erklärt auch hinreichend den Mangel eines schriftstellerischen Gewissens auf dem geographischen Gebiete. Wäre dies unter uns lebendig, wir würden gewiss nicht hören müssen, daß hier ein Freund und Oberer, dort eine Freundin und Vorsteherin, hier eine Buchhandlung, dort eine besondere Einrichtung der Schule, und was dergleichen Gründe mehr sind, die Veranlassung zum Schriftstellern seyn könnte. Denn hiemit sind doch nur äußere, zufällige Bedingungen genannt, die weder die wissenschaftliche Durchbildung bezeugen, noch die innere, höhere Nothwendigkeit des Schriftstellern rechtfertigen. Ganz besonders haben die Schulschriftsteller eine Verpflichtung zur möglichst größten Genauigkeit in ihren Arbeiten. Die Jugend vermag keineswegs noch Falsches vom Wahren zu scheiden, Fehlendes zu ergänzen, wenig Geordnetes schärfer einander unterzuordnen; die Irrthümer, welche ihr geboten werden, sind, einmal von

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

ihr erfaßt, nur mit Mühe und Zeitverlust aus ihrem Bewußtseyn zu entfernen, und der Mangel an systematischer Darstellung, sowie die Begriffsunbestimmtheiten, müssen ihr in formaler Hinsicht ungemein schaden. Zu dieser Ueberzeugung sind wir auch durch die oben genannte Schrift geführt worden. Der Verfasser dieser Schrift, Lehrer an einer Erziehungsanstalt, hat zunächst für die oberste Classe dieser Anstalt, wo der geographische Unterricht französisch ertheilt wird, sein geographisches Schulbuch in französischer Sprache geschrieben, und dazu eine deutsche Uebersetzung, diese aber nur zur Erleichterung des Lernens und zur Vermeidung des Zeitverlustes beygegeben. Er hofft, daß er dadurch auch anderen Schulen, wo man das Französische treibe, einen Dienst leisten werde. Der Zwecke, die er zu erreichen beabsichtigt, sind zwey: Ausbildung im französischen Sprechen und Erlernung geographischer Kenntnisse. Ob übrigens auf diese Weise, daß die deutsche Uebersetzung hinzugefügt ist, beide Zwecke besser, als mit alleinigem französischen Text erreicht, und ob auch selbst im letzten Falle nicht der eine Zweck dem anderen aufgeopfert werde, ist hier nicht zu unterscheiden; unsere Aufgabe ist vielmehr, den geographischen Stoff nach Anordnung, Inhalt und Umfang ins Auge zu fassen und zu beurtheilen.

Das vorliegende erste Bändchen enthält zuerst Vorbegriffe, und dann eine allgemeine Beschreibung der fünf Erdtheile. Die Vorbegriffe umfassen die Hauptlehren aus der mathematischen, physischen und politischen Geographie. In der allgemeinen Erdtheilbeschreibung sollen Asien, Afrika und Australien mit dem, was über sie hier gesagt ist, abgethan seyn; Europa und Amerika aber noch in einem zweyten Bändchen ausführlicher beschrieben werden. Dies im Allgemeinen die Anlage des Werkchen. Aufgabe des Vfs. war Einfachheit der Darstellung und Uebersichtlichkeit. Der ersten Anforderung hat der Vf. wirklich genügt, wenn nämlich die Einfachheit bloß in kurzen Sätzen besteht. Was aber das Zweyte anlangt, so müssen wir bekennen, daß wir umsonst das Verknüpfen und Unterordnen verwandter Begriffe, wodurch Uebersichtlichkeit gewonnen wird, umsonst allgemeine Gesichtspuncte, welche die Stoffgruppen, wie die Krytallisationskerne ihre Massen, nach bestimmten Gesetzen anziehen, und zur festen Klarheit bringen, gesucht haben. So ist, um der Vorbegriffe

zu gedenken, wo diese logische Kunst sich besonders geltend machen mußte, das Material derselben ohne alle Unterordnung unter gewisse Hauptpunkte, vielmehr sind die Paragraphen lose neben einander gestellt, und oft zusammenfließend. Warum sind hier nicht die meßbaren, physischen und staatlichen Beziehungen als Hauptpunkte, und unter jedem von diesen wiederum bestimmte Gesichtspunkte für die hieher bezügliche Materie gegeben worden? Hiedurch allein hätten die Vorbegriffe an Anschaulichkeit gewonnen. Dafs dies aber nicht geschah, hat seinen Grund in dem Mangel an scharfen Begriffsbestimmungen und an Systematischen. So werden z. B. die Naturproducte, ein Haupttheil der physischen Geographie, gar nicht als ein selbstständiger Gegenstand in den Vorbegriffen behandelt, sondern nur in dem Paragraphen, wo von physischen Klimaten gesprochen wird, diesen in Parenthese angehängt. So sind viele Begriffsbestimmungen zu eng. Nach der auf S. 31 gegebenen Erklärung der Halbinsel kann Europa nicht als Halbinsel von Asien gedacht werden; nach der Erklärung der Küste haben die Länder an alien Binnenseen keine Küste; zwischen Landzungen und Vorgebirgen ist kein Unterschied; die dichterische Schilderung der Wüsten („diese schrecklichen Einöden ohne Wasser und Grün, von einer brennenden Sonnenhitze durchglüht, bieten nur sandige Ebenen und noch ödere Gebirge dar, auf welchen das Auge vergebens irgend ein Lebenszeichen sucht. Oft erhebt sich ein glühender Wind, erstickt Menschen und Thiere, jagt Sandfäulen auf, die auf ihrem Wege Alles verschlingen, und ganze Karawanen begraben“) paßt nicht auf alle Wüsten, z. B. nicht auf die kieselige Gobi. Manche geographisch wichtige Bestimmungen sind ganz übergangen. So fehlen die Begriffe Tief-, Stufen-, Hoch-Länder, Hochebenen; so ist der Doppelsterne, Nebelsterne, Nebelflecken, Milchstraße, Sonnenbahn, der Entfernung, Größe und Bewegung der Fixsterne gar nicht gedacht. Ebenso werden nur „4 Cardinalpunkte und 4 Zwischenpunkte des Himmels“ angenommen. Warum aber für ein Schulbuch nicht lieber der verständlichere Ausdruck „Himmelsgegend“ gewählt wurde, ist nicht klar, noch weniger dies, warum der Vf. zu bemerken unterließ, daß man zu nautischen und astronomischen Zwecken noch weit mehr als 8 Himmelsgegenden annehme. Nach S. 25 werden die Sternschnuppen ohne Unterschied zu den Lusterscheinungen gerechnet, wenn gleich dem Vf. aus den Zeitungen bekannt seyn mußte, daß sie jetzt eine kosmische Bedeutung haben. — Auch mehrere unbestimmte Ausdrucksweisen sind uns in den Vorbegriffen begegnet. Wenn der Vf. S. 7 sagt: „der Mond ist ein Nebenplanet oder Trabant der Erde. Er kreift ungefähr zweymal um die Erde, seinen Planeten, während diese sich einmal um die Sonne bewegt“ — so ist hier doch die Bewegungszeit mit Unrecht übersehen. S. 11 heißt es: „Der Pol, welcher sich nach dem Sternbilde des Bären hin befindet, ist arctischer oder Nord-Pol genannt worden.“ Dies offenbar ganz unbestimmt, da

wir doch zwey Sternbilder mit dem Namen Bär haben, und selbst der Ausdruck: „sich nach dem Sternbilde hin befinden“, ganz vag ist. So wird S. 29 Amerika allein die neue Welt genannt, weil, wie der Vf. hinzufügt, dieser Erdtheil viel später entdeckt worden sey (als die alte Welt?). Warum nicht auch Australien? Dergleichen fehlt es auch in der Beschreibung der fünf Erdtheile nicht an unbestimmten und unrichtigen Angaben. Wir heben nur einige, indess hinreichende Beypiele aus. Nach S. 62 f. ist der Bußen von Lepanto ein Theil vom Archipel. Kann das ein Lehrer wirklich behaupten? Auf S. 72 und 73 wird unter den Flüssen Europa's die Oder weggelassen; ebenso S. 77 u. 79 unter den vorzüglichsten europäischen Nebenflüssen die der Wolga und des Don. Zu den auf S. 95 angegebenen romanischen Sprachen rechnet der Vf. nur das Italiänische, Französische und Portugiesische. Wie steht es aber mit dem Spanischen? Unter dem Artikel von Oesterreich (S. 102. 103) fehlt Tyrol, wie denn dieses Land im ganzen Buche vergeblich gesucht wird. Auf S. 107 werden unter den Bestandtheilen der Turkey auch aufgeführt: „Serbien und die Fürstenthümer Wallachey und Moldau.“ Ist aber Serbien nicht gleichfalls ein Fürstenthum, und war bey allen drey Ländern nicht zu erwähnen, daß es im Grunde selbstständige Fürstenthümer sind, und nur der Form nach unter türkischer Oberhoheit stehen. Die russische Inspection und Macht verbürgt ihnen ihre Stellung. Bey Portugal und Spanien (S. 107), bey Preussen (S. 115), Sachsen (S. 117), Bayern (S. 119) und bey der Schweiz (S. 121) ist die alte Eintheilung beybehalten, der neuen, abgeänderten nicht gedacht. Die statistischen Angaben von sehr vielen Ländern gehören der Vergangenheit an, nicht der Gegenwart. Wir führen hier nur einige an. So hat Preussen nach des Vfs. Angabe noch 13 Mill. statt 14 Mill. Einw., Frankreich 32 statt 33, Sachsen  $1\frac{5}{10}$  statt  $1\frac{6}{10}$ , Mecklenburg Schwerin  $\frac{9}{20}$  statt  $\frac{11}{20}$ , Oesterreich 32 statt 33, China 210 statt 361 Mill. Einw. Auf S. 165 wird das vordem so mächtige, noch jetzt durch seine Stellung bedeutame Reich Afghanistan (beym Vf. Afganistan), welches während der letzten Decennien in mehrere Sultanreiche zerfallen ist (Herat im West. unter Kam Ram, Peschawur im NO. unter Mahmud Khan, Kandahar im S. unter Scher Dil Khan, Kabul in der Mitte unter Dost Mahomed Khan, Kaschmir im O. unter Runjit Sing, dem auch jetzt Peschawur zinspflichtig ist), von dem Vf. also beschrieben: „die meisten Afganien sind Nomaden, sie werden von einem(!) Fürsten regiert, der den Titel Schach hat, und sie bekennen sich zum Islam. Die Bevölkerung dieses Staates beträgt 12 Mill. Bewohner. Bemerkenswerthe Städte Afganistans: Kabul, Hauptstadt u. s. w.; Kandahar, alte Hauptstadt; Herat, Handelsstadt; Kaschmir.“ Dem Vf. muß offenbar hiebey eine vor 1808 erschienene Geographie zur Benutzung vorgelegen haben, sonst hätte er unmöglich so falsche Angaben liefern können.

Das Angeführte, das Rec. noch vielfach vermeh-

ren könnte, wird genügen, unser Urtheil, daß wir hier von Neuem ein mangelhaftes geographisches Schulbuch erhalten haben, zu rechtfertigen, vielleicht den Vf. zu veranlassen, sein zweytes Bändchen, das er herauszugeben beabsichtigt, nach einem strengeren Plane, mit schärferer Begriffsbestimmung und mehr Sachkritik zu bearbeiten.

Der französische Text ist übrigens genauer gearbeitet, als der deutsche. S. 3 steht *Breite* statt *Länge* (im Französischen richtig *longitude*). Die Ausdrücke: *der Tiber, der Rhone, Barbarey* (= Berberey) und *Appenninen* sind, wie wir glauben, gleichfalls Druckfehler. Papier und Druck der Schrift sind gut, der Preis derselben niedrig.

## B.

QUEDLINBURG U. LEIPZIG, in der Ernst'schen Buchhandlung: *Der Führer durch den Harz*, von G. A. Schumann. Zweyte verbesserte Auflage. Mit 16 lithographirten Abbildungen. Ohne Jahreszahl. 171 S. in quer 8. (1 Thlr.)

Es erregt nie ein gutes Vorurtheil für ein Buch, wenn es ohne Jahreszahl auftritt, denn es läßt sich davon kein anderer Zweck denken, als dem Buche für immer den Schein der Neuheit zu geben. Solcher Mittel sollte sich aber nie ein Schriftsteller bedienen, um seinem Buche dauernden Absatz zu sichern, wenn er nicht zum Büchermacher herabsinken will. Er stellt sich dadurch in die Reihe derer, welche als Jahrmarktswaare, Tractätlein und Erzählungen vom gehörnten Siegfried oder der schönen Magelone drucken, die ohne Jahrzahl oder mit der Bemerkung: „gedruckt in diesem Jahr“ erscheinen. Solche gemeine Operation mag bey jener Jahrmarktswaare, überhaupt bey Erzählungen oder Romanen, die Absicht erfüllen, bey einem Buche aber, wie das vorliegende, ist sie eine sehr übel angebrachte. Was ist der Veränderung wohl am meisten unterworfen, als ein Buch, das den gegenwärtigen Zustand einer Gebirgsgegend schildert, in welcher Industrie und Verschönerungssinn jährlich Umgestaltungen hervortreiben. Wie bald wird man daher des Büchleins Alter entdecken, wenn man neue Einrichtungen auf dem Terrain, für das es sich als Führer darbietet, vergewissert in ihm aufsucht.

Die erste Ausgabe dieses Führers ist dem Rec. nicht zu Gesicht gekommen, daher er nicht zu beurtheilen vermag, ob und wodurch diese zweyte Vorzüge vor jener habe. Auch schweigt hierüber die kurze Vorrede, in welcher nur erklärt wird, daß dieser Führer keine Beschreibung des ganzen Harzes mit allen Einzelheiten seyn, den Reisenden nur über die sehenswürdigsten Gegenden desselben unterrichten, sicher leiten, und daheim ihm nach der Reise ein treues Gemälde der betrachteten Naturschönheiten immer vorhalten solle.

Die Einleitung enthält Notizen über GröÙe, Klima, Gewässer, Pflanzen, Thiere, Bewohner und geognostische Beschaffenheit des Harzes, wobey *Gottschalks*

Taschenbuch für Harzreisende reichlich benutzt worden ist, welchem auch die darauf folgenden Winke und Bemerkungen für Harzreisende, wenn auch mit anderen Worten, zuweilen unwesentlich ins Breite ausgedehnt, entnommen sind. Ganz neu war uns die Bemerkung, daß es im Harze Quellen oder Bäche giebt, deren Wasser wegen ihrer Beymischung *schädlich* sey. Der Vf. würde wohl gethan haben, diese *schädlichen* Quellen namhaft zu machen, damit der Reisende sie vermeiden könne, und die Polizey Warnungstafeln dabey setze.

Der Vf. empfiehlt dem jungen Forstmanne den Aufenthalt auf dem Harz als instructiv. Allerdings wird er das für ihn seyn, denn er kann hier beides sehen, wie man gut und wie man schlecht wirthschaftet; *exempla sunt odiosa*.

Der Einleitung folgen beschreibende, historische und andere Notizen von Oertern und ausgezeichneten Punkten in und am Harze, in einer Ordnung, welche der Reisende als eine ihm vorgezeichnete Bahn betrachten mag. Mit Quedlinburg wird begonnen, welchem, eigentlich noch gar nicht zum Harze gehörenden, Orte eilf Seiten gewidmet sind. Wahrscheinlich ist es der Wohnort des Vfs., oder der Verleger hat es begehrt, so weitläufig davon zu reden, wie bey keinem der folgenden Orte geschieht, und wie es auch dem Zwecke des Büchleins gar nicht angemessen ist. Von hier geht er nach Ballenstädt, welches er eine „in vielfacher Hinsicht merkwürdige Stadt“ nennt, diese ihr beygelegte Eigenschaft aber durch das über sie Mitgetheilte nicht belegt. Die Umsicht vom Schlosse bemüht er sich S. 41 in poetisch romantischen Schwingungen zu schildern. Ueberhaupt scheint sich der Vf. in dieser Sprache zu gefallen, sowie in Reflexionen oder sentimentalen Betrachtungen. Dergleichen, gut abgefaßt, würden in einer Reisebeschreibung über den Harz nicht unwillkommen seyn; hier aber, in einem Führer in den Harz, werden dergleichen nicht verlangt, noch erwartet. Dieser hat den Wanderer ruhig und einfach nur zu unterrichten, und auf alles Bemerkenswerthe aufmerksam zu machen.

Vom Falkensteine geht es im Selkethal aufwärts zu den Ruinen Anhalts, auf Meiseberg, Mägdesprung nach Alexisbad und Victorshöhe, dem Thurm ähnlichen Gerüste auf der Spitze des Rambergs, von dessen Platte man eine Uebersicht des ganzen Unterharzes genießt, welche der Vf. mit Recht als überaus reich und lohnend empfiehlt.

Weiter leitet der Führer nach Blankenburg, Werningrode auf den Brocken, nach Oker, Goslar, Clausthal, Andreasberg, denn an der Südseite des Harzes entlang über Ilesfeld bis Stollberg, Josephshöhe nach Harzgerode, dem Schlusorte der Cirkelreise. Der Umsicht auf der Josephshöhe thut er zu Viel, wenn er sagt: man glaube in einem Paradiese zu seyn. Nichts weniger. Die Umsicht ist sehr ausgebreitet, aber einförmig dadurch, daß man, mit wenigen Unterbrechungen, ringsum nur Wald sieht, in weiter Ferne erst nach Osten hin einige Oerter findet,

nach Süden hin auch waldige Anhöhen vorüberziehen, und das flache Land decken, in Westen nur einige Dörfer und ein Thurm Nordhausens erscheinen, das Brockengebirge allein einen imposanten Anblick gewährt. Unbezweifelt ist der Umficht von Josephshöhe die von Victorshöhe vorzuziehen. Hievon hat sich Rec. erst noch im verwichenen Sommer selbst überzeugt, als er beide Höhen in einem Tage bestieg, und sein Urtheil bestätigen zwey seiner Begleiter.

Zum Schlusse muß Rec. noch die Frage an den Vf. richten: Wozu die schon im Ueberflusse vorhandenen Reisebücher über den Harz noch um eins vermehren, ohne es durch eigenthümliche Einrichtung auszuzeichnen? Und: Wie konnte der Vf. ihm den Namen eines Führers durch den Harz geben, da er kaum die Hälfte der des Besuchs werthen Punkte vorführt, mithin den Reisenden, der sich ihn zum Begleiter wählt, zur Hälfte im Stiche läßt? Von einem „Führer durch den Harz“ erwartet der Reisende überall herumgeführt und zurechtgewiesen zu werden, und nicht bloß auf diesem und jenem Punkte. Der Vf. erklärt zwar in dem Vorworte, daß es seine Absicht gar nicht sey, „den ganzen Harz mit allen Einzelheiten zu beschreiben, den Reisenden nur in die sehenswertheften Gegenden führen zu wollen“; dann aber bleibt dem, der diesen Führer mitnimmt, nichts übrig, als noch einen zweyten Führer beyzustecken, der sich über Alles verbreitet, was der Harz Schönes und Wichtiges darbietet. Rec. kann daher diesen Führer als einen genügenden nicht anerkennen, noch als solchen ihn empfehlen. Den in der Vorrede ausgesprochenen Nebenzweck: zur Erinnerung an die Freuden einer Harzreise daheim zu dienen, wird das Büchlein entsprechen. Dazu werden auch die beygegebenen sechszehn lithographirten Ansichten, von Gegenden des Harzes, welche ziemlich treu, wenn gleich von sehr mittelmäßigem Kunstwerthe sind, beytragen können. Uebrigens hätte der Vf. die Quellen, welche er bey Verfertigung seines Buches benutzte, billigerweise nennen müssen, wenigstens *Gottschalks* Taschenbuch für Harzreisende, von dessen starker Benutzung jede Seite zeugt.

66.

### GESCHICHTE.

MÜNCHEN, gedruckt b. Franz: *Geschichte der Familie Künsberg-Thurnau*. — Als Manuscript gedruckt. — (Nach der Unterzeichnung der Vorrede verfaßt von *Ufo* Baron *Künsberg*, Th. L. D. Jur. und Mitglied der Forst- und Jagd-Societät zu *Dreysigacker*.) 1838. X u. 108 S. gr. 8. (Mit acht Kupfern und Umschlagbildern.)

Sorgfältige Bearbeitung der speciellen Geschichte einer Familie ist häufig sichere und vorzügliche Grund-

lage für gründliche Darstellung der allgemeinen Geschichte, und wenn ein wissenschaftlich gebildetes Familienglied solche Bearbeitung aus den ihm zu Gebote stehenden Urquellen, Familienurkunden u. s. w. unternimmt, so bürgt das persönliche Interesse eines solchen Schriftstellers ohne Zweifel für Vollständigkeit und Gründlichkeit der Ausführung. Die Familie der *Künsberg-Thurnau*, von der hier die Rede ist, wurde, wie wir S. 5 fg. lesen, schon 1414 als ein wohlgeborenes Geschlecht anerkannt, welches damals schon seit mehr als 300 Jahren kaiserliche Privilegien besaß, und sollte nach dem Ausspruche des römischen Königs *Sigismund*: „von Uns und unsern Nachkommen für rechte, wohlgeborene, fürnehme und *Herrenlandes* (d. i. hohen Adels) gehalten werden.“ Vielfach ausgezeichnet in der Geschichte sind einzelne Glieder dieser Familie, und selbst Frauen glänzen darin, namentlich zur Zeit der Reformation und für dieselbe, und in den ersten französischen Kriegen der Revolution. Man vgl. S. 48 u. 49, dann S. 60, wo der Vf. seiner edeln Mutter, geb. v. *Arnim*, ein schönes Denkmal setzt. Die Geschichte zerfällt in vier Theile, in deren erstem die ganze *Künsberg-Thurnauer* Linie mit Rücksicht auf einige andere Linien, in den folgenden *Ermreuth*, *Obersteinbach* und *Thurnau* insbesondere vorkommen. Ein Anhang redet von dem in der Familie bestehenden Seniorat, und vier Beylagen geben die *Ermreuther* Gemeindeordnung, einen Auszug aus der dortigen Gerichtsordnung, den Abdruck eines Friedgebots und Erklärung der Kupfer. Der Druck ist eine rühmliche Probe der ausgezeichneten Franz'schen Schriften, aber die Kupfer hätten neben denselben grössere Aufmerksamkeit verdient, besonders die Bilder der Ahnen Tab. III u. IV. Sehr fleißig und brav lithographirt ist dagegen der General-Stammbaum Tab. VIII, welcher von *Heinrich v. K.* 1312 bis *Wolfram*, des Vfs. Sohn, 1834, reicht. — Die Absicht, auch Damen der Familie und Nichtrechtskundigen Unterhaltung und Belehrung zu schaffen, rechtfertigt es, daß über sonst bekannte Gegenstände, z. B. Rechte der Reichs-Ritterschaft, Tournirfähigkeit u. dgl., allgemeine Notizen gegeben werden; aber auch Rechtskundigen gewähren die Mittheilungen über Fried-Gebot, die man anderswo vergeblich sucht, Interesse, und was dabey von der deutschen Autonomie S. 106 gesagt wird, verdient eine künftige nähere, und zwar juristische Ausführung. Von den mancherley Gerichtsordnungen, welche in den einzelnen *Künsberg'schen* Besitzungen existirten, z. B. in *Thurnau* S. 69, würde auch eine genauere Nachricht für die Geschichte der deutschen Proceßrechte willkommen seyn, sowie auch schon die alte *Ermreuther* Gemeindeordnung von 1537 durch den Grundfatz, daß *Nicht-Anzeigen* einer Uebertretung wie die Uebertretung selbst gekraft wird, S. 82 §. 1, strafrechtliches Interesse hat.

— κλ —



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

## ZUR

### JENAI S C H E N

#### ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

### THEOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *Beyträge zur historisch kritischen Einleitung in die Paulinischen Briefe von Heinrich Böttger. Erste Abtheilung*: Schauplatz der Wirkfamkeit des Apostels Paulus, oder Vorderasien zur Zeit Nero's. Ein geographischer Beytrag von *Heinr. Böttger*. Mit einer Charte. 32 S. — *Zweyte Abtheilung*: Befreyung des Apostels Paulus aus seiner fogenannten ersten römischen Gefangenschaft. Mit zwey Tabellen. XII u. 88 S. — *Dritte Abth.*: *Beyträge zur hist. krit. Einl. in die Paul. Briefe, deren Authentie noch feststeht.* X und 77 S. 1837. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. hat in diesem Werke eine Reihe von Abhandlungen, deren Zahl von ihm auf acht bestimmt ist, begonnen, in welchen er Beyträge zu einer genaueren kritischen Bestimmung der Paulinischen Briefe zu geben beabsichtigt. Das Charakterische dieser Untersuchungen ist, daß er überall auf einem geschichtlichen Fundamente zu bauen bemühet ist. Dabey ist der von ihm bewiesene Scharfsinn, der auf die Arbeit gewendete Fleiß, der in derselben herrschende wissenschaftliche Ernst, endlich die gedrungene concise Kürze der Darstellung gebührend anzuerkennen. Allein so sehr man auch den Grundsatz, bey den hieher gehörigen Forschungen sich auf sicheren historischen Grund und Boden stellen zu wollen, billigen muß, so schwierig, ja so unthunlich muß doch in vielen Fällen dessen Durchführung erscheinen. Denn in den meisten Fällen kann der historische Grund nur aus Combinationen zwischen verschiedenen Stellen der neutestamentlichen Schriften gewonnen werden. Handelt es sich nun um die Vertheidigung der Authentie solcher Schriften, so ist klar, daß man sich hiebey im Cirkel bewegt, indem man die in ihnen enthaltenen historischen Data als glaubwürdig, mithin die betreffenden Schriften als schon authentisch voraussetzt, während doch ihre Authentie eben erst bewiesen werden soll. Aber auch wenn die Frage nach rein historischen Verhältnissen der einzelnen biblischen Schriften ist, die in den Bereich der biblischen Einleitung fallen, ist die Gefahr sehr nahe gelegt, daß man die gewünschten historischen Data selbst durch Aufopferung der Wahrheit und Nüchternheit der Exegese

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

zu gewinnen sucht. Und dieser Gefahr ist denn auch Hr. Böttger nicht entgangen; er hat sich vielmehr in keckem jugendlichem Muthe zu mehreren gewagten exegetischen Behauptungen und Conjecturen verleiten lassen, welche bey genauerer Prüfung sich nicht als haltbar bewähren, so daß der ganze auf ihnen aufgeführte Bau als wankend erscheinen muß. Dieses wollen wir vorläufig an den bezeichneten drey ersten Abhandlungen, welche sich alle nicht auf das kritische, sondern lediglich auf das historische Verhältniß der Paulinischen Briefe beziehen, in der nöthigen Kürze nachweisen.

Die kurze Abhandlung Nro. I soll dazu dienen, vorzüglich durch Feststellung der Grenzen von der neutestamentlichen *Asia* und *Talasia* den Schauplatz der Wirkfamkeit des Apostels Paulus genau zu ermitteln. Da bekanntlich diese geographischen Namen sehr unbestimmt in ihrer Bedeutung sind, so kann eine neue Untersuchung derselben nur verdientlich erscheinen. In Betreff des Namens *Asia* nun hat Hr. Böttger mit großem Fleiße die Geschichte der mit demselben benannten Länderstrecke von der persischen Zeit an bis auf Nero dargestellt (§. 1—10), und den je nach den verschiedenen politischen Veränderungen, die mit diesem Lande vorgegangen sind, zu jeder Zeit verschiedenen Umfang desselben beschrieben. Durch Vergleichung des so gewonnenen Resultats mit dem neutestamentlichen Sprachgebrauche (§. 11—16) wird nun Folgendes festgestellt. Zur Zeit Nero's bestanden auf der Halbinsel Asien wahrscheinlich sieben römische Provinzen: *Asien*, seit 130 vor Chr. (*Mytia maior, Aeolia, Ionia, Lydia et Caria*), *Phrygien* (Groß-Phrygien) seit 115 v. Chr., *Bithynien* seit 63 v. Chr. (mit *Paphlagonia, Phrygia et Mytia minores*), *Galatien* seit 26 v. Chr. (mit Lykaonien und Pisidien), *Kappadocien* in der Tiberius (mit *Cilicia aspera* und *Isauria*), *Pamphylien* seit 43 v. Chr. (mit Lycien), *Pontus* unter Nero. Im N. T. soll nun unter Asien (vergl. AG. 2, 9 f.; 6, 9; 16, 6—8; 1 Petr. 1, 1) weder der ganze Erdtheil zwischen dem Nil und Tanais (*Pomp. Mel.* 1, 1), noch die Halbinsel (*Strab.* 12 *init.* *Plin.* 6, 2 u. A.), noch auch die Länderstrecke *cis Taurum* (*Liv.* 37, 45; 38, 39) verstanden werden können, sondern vielmehr nur ein Theil der letzten (§. 11), nämlich die römische Provinz Asien, wie deren Umfang nach den einzelnen zu ihr gehörigen Länderstrecken oben be-

stimmt worden ist. — Wenn sonach die Meinung des Vfs. zu seyn scheint, daß *Asia* im N. T. immer nur in dieser beschränkteren Bedeutung zu verstehen sey, so müssen wir ihm entschieden widersprechen. Denn wenn auch in der politischen Sprache der Römer der Name *Asien* nicht selten nur auf jene einzelne Provinz an der Westküste von Kleinasien beschränkt wurde, welche seit dem Jahre 130 v. Chr. dem römischen Reiche einverleibt war, und zum Unterschiede von der weiteren Länderstrecke, welche sonst unter demselben Namen befaßt wurde, als das *proconsularische* Asien bezeichnet wird: so war doch auch noch um die Zeit Nero's dieser Sprachgebrauch nicht weniger als constant. Man sieht dieses daraus, daß Schriftsteller der damaligen Zeit, wenn sie sich des Namens Asien in dem beschränkten Sinne bedienen, für nöthig finden, dieses ausdrücklich zu bemerken, und ihre Leser zu warnen, daß sie nicht etwa an die sogenannte *Asia citerior (cis Taurum)* oder das ganze Kleinasien denken sollten. Hieher gehört vorzüglich eine Stelle bey *Plin. hist. nat.* 5, 27, auf welche auch *Solinus* 43 hinweist: *sequitur Asia, sed non eam Asiam loquor, quae in tertio orbis divortio terminos habet; eam igitur Asiam ab Oriente Lycia includit etc.* — *Ephesus in ea urbs clarissima est.* Vgl. *Wetstein* zu AG. 2, 9. — War sonach der Gebrauch des Namens Asien um die Zeit, in welche die Abfassung der AG. und der Paulinischen Briefe fällt, im Allgemeinen noch so unbestimmt, so würde es eben nicht besonders auffallen können, wenn innerhalb des N. T., ja innerhalb einer und derselben Schrift des N. T., der Name in verschiedenem Sinne gebraucht wäre, je nachdem der Zusammenhang es mit sich bringt. Nun ist allerdings wohl der Name *Asien* in den Stellen AG. 2, 9; 6, 9; 16, 6; 1 Petr. 1, 1; Offenb. 1, 4. 11 sicher von jener einzelnen römischen Provinz in Kleinasien zu verstehen; wahrscheinlich ist dasselbe der Fall in den Stellen AG. 19, 10. 22. 26. Aber zweifelhaft muß die Sache bleiben AG. 20, 4. 16. 18. Röm. 16, 5 und 1 Kor. 16, 19, wo man wenigstens eben so gut auch an ganz Kleinasien denken kann. Dieses ist die wahrscheinliche Bedeutung von *Asia* AG. 21, 27; 24, 19, wo der Gegensatz von Jerusalem (*Palästina*) und *Asia* vermuthen läßt, daß unter dem letzten das ganze (klein) asiatische Land gemeint sey. So ziemlich sicher endlich dürfte diese Bedeutung des Namens anzunehmen seyn AG. 27, 2, wo gesagt wird, daß ein nach asiatischen Ortschaften bestimmtes Schiff, auf welchem Paulus nach Rom transportirt werden sollte, nach Myra in Lycien (was nicht zu dem proconsularischen Asien gehörte) gefegelt sey, und daß dort Paulus von einem andern nach Italien bestimmten Schiffe aufgenommen worden sey (vergl. V. 6 und 7); und 2 Kor. 1, 8, wo man bey den dort aufgezählten Trübsalen, die Paulus in Asien erduldet habe, wohl nicht bloß an seine Erlebnisse in Ephesus denken darf. — Was sodann das neutestamentliche *Galatien* betrifft, so weiß Hr. *Böttger* nach, daß in der apostolischen Zeit nach dem Tode des *Amyntas*, Königs von Pifi-

dien, welchem Antonius auch Galatien und einen Theil von Lykaonien und Pamphylien geschenkt hatte, unter dem Namen Galatien dieses ganze Gebiet des *Amyntas*, welches zur römischen Provinz gemacht worden war, verstanden worden sey, und meint daher, daß auch im N. T. dieser geographische Terminus (*Galatia, Galatiki χώρα*) jene ganze römische Provinz, Pisidien und Lykaonien mit begriffen, bezeichne (§. 17. 18; vgl. §. 3. 5 und 7. 8). So schließt sich also unser Vf. an die Untersuchungen von *Mynster* (kleine theologische Schriften S. 65 ff.), *Paulus* (erklärende Uebers. des Gal.- und Römerbr. S. 26 ff.) und *C. W. Niemeyer* (*diff. de tempore, quo ep. ad Gal. scripta sit*) an, wiewohl er dieser Schriften nirgends Erwähnung thut. — Wollte man nun auch die Thatfache, daß nach dem römischen Sprachgebrauche die Provinz Galatien wirklich die beiden genannten Landestheile von Lykaonien und Pisidien mit begriffen habe, als richtig gelten lassen, so scheint doch dieser Sprachgebrauch nicht auf das N. T. mit ausgedehnt werden zu dürfen. Denn 1 Petr. 1, 1 erscheint Galatien neben Kappadocien, und AG. 16, 6; 18, 23 ist es neben Phrygien genannt, so daß es ebenfalls nur einen solchen Theil von Kleinasien zu bezeichnen scheint, wie diese Landestheile. Sodann nennt Lukas öfters die Länder Pisidien (AG. 13, 14; 14, 24) und Lykaonien (AG. 14, 6) besonders, woraus man doch wohl schließen muß, daß sie zu seiner Zeit noch als besondere Landestheile angesehen waren, wenn sie auch mit Galatien zu einer Provinz dieses Namens vereinigt gewesen seyn sollten. Ja, Lukas unterscheidet selbst die beiden lykaonischen Städte *Derbe* und *Lystra* (AG. 14, 6) von Galatien (AG. 16, 1; vergl. V. 6). Hieraus dürfte sich wohl mit ziemlicher Sicherheit ergeben, daß man sich zur Zeit des Lukas noch nicht daran gewöhnt hatte, den Namen Galatien in dem römischen Sinne zu gebrauchen, sondern denselben noch von dem im engeren Sinne so genannten, durch Phrygien, Bithynien, Paphlagonien, Kappadocien und Lykaonien begrenzten, Theile Kleinasiens verstand. Hr. *Böttger* bedient sich noch (§. 17) für seine Meinung des sonderbaren Grundes, daß er sagt, der Ausdruck *Galatiki χώρα* müsse eben so die römische Provinz Galatien bedeuten, als *Ioudaia χώρα* (Mark. 1, 5) die römische Provinz Judäa bezeichne. In der letzten Stelle aber ist der Ausdruck „jüdisches Land“ im Gegensatze zur Stadt Jerusalem gesagt; und warum man unter dem „galatischen Lande“ nicht Galatien im engeren Sinne verstehen dürfe, ist durchaus nicht zu begreifen. — Am Schlusse der Abhandlung ist eine kleine Chartre von Kleinasien angehängt, um die Eintheilung des Landes, wie sie sich Hr. *B.* denkt, sowie den Lauf der verschiedenen Paulinischen Reisen zu veranschaulichen.

Nro. II hat den Zweck, die gewöhnliche Annahme, daß Lukas am Ende der AG. von einer wenigstens zweyjährigen Gefangenschaft des Apostels Paulus zu Rom rede, als ein Vorurtheil darzustellen, und zu beweisen, daß diese Gefangenschaft nur ue-

nige Tage gedauert haben könne. Dieser Beweis wird geführt 1) aus einer ausführlichen Darstellung und Erörterung des ganzen Processus des Apostels Paulus mit den Juden, in dessen Folge er nach Rom abgeführt ward, wie ihn Lukas so genau beschreibt AG. 21, 20—28. 30 (§. 1—26), und 2) aus denjenigen Briefen Pauli, welche nach der gewöhnlichen Annahme während jener vorausgesetzten zweyjährigen Gefangenschaft zu Rom geschrieben seyn sollen.“ Die Prüfung der hieher gehörigen Data in diesen Briefen soll nämlich zeigen, daß dieselben bey Weitem mehr für eine Abfassung in Cäsarea als in Rom sprechen (§. 27—51). — Vorzüglich interessant ist nun hier der erste Theil der Beweisführung, in welchem der Vf. durch ein sehr genaues Eingehen auf das Gebiet der Jurisprudenz die ganze Processgeschichte des Apostels Paulus aus dem römischen Rechte mit grossem Fleiß erläutert, und dadurch einen neuen dankenswerthen Beleg dazu liefert, wie sehr — worauf neuerlich besonders aufmerksam gemacht worden ist im Interesse eines Beweises von der Glaubwürdigkeit der biblischen Erzählungen des N. T. — die in der AG. erzählten Thatfachen mit den uns anderweit bekannten historischen Verhältnissen im Einklange stehen. Das Wesentliche dieser ganzen Erörterung des Vfs. kommt etwa auf folgende Punkte hinaus: Bey einer genaueren Betrachtung der Geschichte von der Gefangennahme des Apostels Paulus in Jerusalem und von seiner Anklage durch die Juden bey dem römischen Obersten Claudius Lyfias und nachher bey Felix und Festus in Cäsarea müßten die Juden als *Calumnianten* erscheinen. Die demnächst erfolgte Appellation des Paulus an den Kaiser lasse sich nun auf doppelte Weise ansehen. Entweder sey durch dieselbe der ganze Process in seinem noch unentschiedenen Theile nach Rom übertragen worden, oder es hätte nach ihr in Rom nur entschieden werden sollen, ob die Sentenz des Festus, daß Paulus von dem Syne-drium über sich richten lassen solle, *justa* oder *injusta* sey. In beiden Fällen sey kein Grund vorhanden gewesen, den Apostel in Rom länger gefangen zu halten; dieses hätte vielmehr nach dem römischen Rechte als eine Ungegesetzlichkeit erscheinen müssen. Es wäre jedenfalls der *praefectus praetorio* (στρατοπεδάρχης) in Rom, sobald er die Sache des Apostels eingesehen hätte (AG. 28, 16), berechtigt gewesen, ihn sogleich loszusprechen, ohne erst den Kaiser mit der Untersuchung zu belästigen. Und dieses sey denn auch geschehen, so daß Paulus nur einige wenige Tage in Rom gefangen gewesen sey. Es wird gezeigt, daß der Bericht des Lukas in der AG. 28, 16—30 dieses auch wirklich auslege.

Obwohl diese ganze Untersuchung sich durch einen großen Scharfsinn auszeichnet, mit welchem sie geführt ist, so bietet sie doch Stoff zu manchen Bemerkungen, indem das Resultat derselben nur durch verschiedene exegetische Sünden gewonnen zu seyn scheint. Zuvörderst hat wohl Hr. B. unnöthig Anstoß genommen an der Erzählung AG. 22, 29 ff. Hier wird nämlich gesagt, daß der römische Oberste,

welcher Paulus gefangen nahm, als er hörte, daß dieser ein römischer Bürger sey, darüber erschrocken wäre, daß er ihn habe fesseln lassen. Und mit Recht; denn *facinus est, vinciri civem Romanum* — sagt die *lex Porcia*, wie auch Cicero u. s. w. Nun heißt es aber dennoch V. 30, der Oberste habe dem Paulus erst am anderen Tage losgebunden (*ἔλυσε αὐτόν*), und zwar nur zum Behuf seiner Vertheidigung vor dem Syne-drium. Später erscheint der Apostel wiederum als *δέσμιος* AG. 23, 18; 24, 27; 25, 14; 26, 29. Wie löst sich dieses mit jenem Erschrecken des Obersten vereinigen (V. 29)? Hr. B. antwortet (§. 4): durch die Annahme, daß man unter dem *vinciri*, was bey den römischen Bürgern ungesetzlich gewesen sey, ein *vinciri* im engeren Sinne, die Handlung der *Geißelung*(?) zu verstehen habe. Denn das *in vincula duci civem Romanum* sey allerdings nichts Unerhörtes gewesen. — Aber muß denn das *ἔλυσε αὐτόν* (den Zusatz: *ἀπὸ τῶν δεσμῶν* hält Hr. B. wahrscheinlich selbst für unächt, da er ihn nicht mit anführt) nothwendig heißen: er band ihn los? Und muß man unter einem *δέσμιος* nothwendig einen *Gefesselten* verstehen? Läßt sich nicht vielmehr das *λύειν* von dem Befreyen aus dem Gewahrsam deuten, und unter dem *δέσμιος* ein Gefangener, d. i. ein in Gewahrsam Gebrachter denken? Ein ganz gleicher Sprachgebrauch findet ja bey dem latein.: *in vincula ducere, e vinculis liberare aliq. etc.* Statt. Dann böte die Erzählung des Lukas nicht die mindeste Schwierigkeit dar, und wir können uns die unrichtige Behauptung sparen, daß *vinciri* so viel sey als *geißeln*. — Sodann giebt sich Hr. B., weil hierin allerdings der Nerv seiner ganzen Argumentation mit beruht, viele Mühe, um zu beweisen, daß die Ankläger des Paulus im Unrechte und *Calumnianten* waren. Das ist nun, von unserm christlichen Standpunkte aus betrachtet, vollkommen wahr, und es hätte darum, um die Schuld der Juden zu vergrößern, kaum solcher unsicheren *Vermuthungen* bedurft, wie sie der Vf. äußert, wenn er mit Beziehung auf AG. 24, 26 meint, daß die Juden überall die römischen Magistrate zu bestechen gesucht hätten, und daß nicht bloß Pauli Freyheit durch Geld bedingt gewesen sey, sondern auch seine Gefangenschaft und das gefällige Benehmen des römischen Procurators gegen die Juden überhaupt, S. 19; vgl. S. 12. Allein es lag im Interesse des Vfs., sich auch zu denken, daß selbst in den Augen der römischen Magistrate die Juden als *Calumnianten*, und deshalb als strafwürdig hätten erscheinen müssen. Zu dem Ende sucht er vorzüglich die Verschwörung, welche die Juden gegen das Leben des Apostels angezettelt hatten (AG. 23, 12 ff.), weil sie gegen das Leben eines römischen Bürgers gerichtet war, in einem sehr gehässigen Lichte darzustellen, so daß sie auch nach römischem Rechte eine schwere Abndung verdient hätte. Indessen finden wir in der ganzen Processgeschichte keine Spur, daß die römischen Behörden auf jene Verschwörung irgend ein Gewicht gelegt hätten. Sie betrachteten den Apostel als einen Angeklagten, über dessen Schuld

oder Unschuld sie kein Urtheil hätten. Wenn sie daher die Juden so feindselig gegen Paulus verfahren sahen, so hatten sie nicht den mindesten Grund, hieraus den Juden von vorn herein ein Verbrechen zu machen; sie hatten nur die Pflicht, den Angeklagten als römischen Bürger vor ungesetzlichen Mißhandlungen zu schützen, welche sie auch ausübten. Freylich meint der Vf. eine Andeutung davon, daß wenigstens dem Felix das Verfahren der Juden als strafwürdig erschienen sey, finden zu müssen in den Worten desselben, die er an die Juden richtet: διαγνώσομαι τὰ καθ' ὑμᾶς (A.G. 24, 22), welche so gedeutet werden: ich will eure Vergehen untersuchen (§. 7), mit Berufung auf 25, 14, wo τὰ κατὰ τὸν Παύλου Erklärung bedarf keines Beweises. Τὰ κατὰ τινα heißt überall, und so auch hier: das, was einen angeht, die Sache, die Verhältnisse Jemandes. — Die Hauptstelle aber, durch die sich die Ansicht des Vfs. von der so kurzen Gefangenschaft des Apostels in Rom widerlegt, ist der Schluß der A.G. K. 28, 16 ff. Denn die Auslegung, welche er dieser Stelle giebt (§. 18 ff.), ist eine ganz irrige. Die Argumente des Vfs. lassen sich auf folgende Punkte zurückführen: 1) V. 30 sey durch die *praeterita* ἔμεινεν und ἀπέδεχτο angedeutet, daß dieses Bleiben und Aufnehmen, als Lukas schrieb, schon vergangen gewesen sey, daß also Paulus damals nicht mehr in Rom war, daselbst Niemanden mehr aufnahm. „Soll nun Paulus aus seiner Gefangenschaft entflohen seyn, weil Lukas nicht ausdrücklich erzählt, daß der Kaiser selbst oder der στρατοπεδάχης ihn freigelassen habe?“ Nein, sondern die Erzählung des Lukas setzt eben voraus, daß, als er schrieb, Paulus schon befreit war. — Allein die A.G. ist ja eben aus uns unbekanntem Gründen nicht vollendet; oder vielmehr, es schließt Lukas sein ganzes Werk ab mit einem kurzen Resumé über den Aufenthalt des gefangenen Apostels in Rom, wie dieses ja so ganz dem historischen Stile des Lukas angemessen ist. Vgl. u. A. Ev. I, 80; 2, 52. A.G. 18, 11, welche letzte Stelle Hr. B. selbst anführt. Und hiezu schicken sich denn auch die von Lukas gebrauchten *Tempora* sehr gut. Der Sinn dieses Schlusses kann daher kein anderer seyn, als daß Lukas bemerklich machen will, daß, als er schrieb, Paulus schon zwey Jahre in Rom gefangen gehalten habe, und zwar in sehr milder Haft, durch Hausarrest (ἐν τῷ ἰδίῳ μισθώματι — διδάσκων μετὰ πάσης παύσεως ἀκολούτως). Ob der Apostel nach dieser zweyjährigen Haft befreit worden sey, oder ob sie länger gedauert habe, darüber läßt sich aus des Lukas Bericht nichts entnehmen. — 2) Die Worte V. 16 τῷ δὲ Παύλῳ ἐπετρέπη μένειν καθ' ἑαυτὸν,

ὄν τῷ φυλάσσονται κ. τ. λ. seyen nicht zu verstehen von einer Erlaubniß, zu Hause zu bleiben bey einem Mann Wache, sondern bloß von einer Erlaubniß, abgefondert von den übrigen Gefangenen (καθ' ἑαυτὸν), d. h. in einem Vorzimmer, *vestibulum*, des *carcer publicus* bleiben zu dürfen. Dahin habe Paulus am dritten Tage die Juden zu sich entbieten lassen (V. 17); vgl. V. 20: τὴν ἄλλοισιν ταύτην περικείμεαι. Nach einiger Zeit aber treffen wir den Apostel in einem Gasthause (*ξενία*); vgl. V. 23: ταξάμενοι αὐτῷ ἡμέραν; und noch später (V. 30) in einer eigenen Wohnung (*ἴδιον μισθωμα*). Es sey nun nicht glaublich, daß Paulus als Gefangener, mit einem Mann Wache, so oft in ein anderes Local, noch dazu in Privathäuser, gebracht worden sey. Das würde, da es doch sehr viele Gefange zu Rom gab, mit zu vielen Umständen und Inconvenienzen verknüpft gewesen seyn. Also seyen das Wohnen in der *ξενία* und dem *ἴδιον μισθωμα* Züge, welche eine mittlerweile geschehene Freylassung des Apostels verriethen. — Allein 1) ist aus der Erzählung des Lukas keineswegs zu schliessen, daß Paulus in Rom seine Wohnung wenigstens zweymal gewechselt habe. Denn a) μένειν καθ' ἑαυτὸν kann allerdings nichts Anderes heißen, als: bey sich selber, d. i. zu Hause bleiben. Das, was Hr. B. will: abgefondert von einem Anderen bleiben — hätte durch κατ' ἰδίαν ausgedrückt werden müssen. Demnach sagt V. 16 aus, es sey dem Paulus gestattet worden, für sich, d. h. in einem besonderen Hause, mit einem Mann Wache, zu bleiben; er sey nicht, wie die anderen Gefangenen, in den *carcer publicus* eingesperrt worden. Er kann also wohl sogleich in die *ξενία* gebracht worden seyn, wo ihn nachher (V. 23) die Juden besuchten. Und dann braucht ja b) diese *ξενία* gar nicht verschieden gewesen zu seyn von dem *ἴδιον μισθωμα* V. 30. Denn, wenn Paulus dem Besitzer der *ξενία* ein Miethgeld zahlte, so war seine Wohnung für ihn allerdings ein *ἴδιον μισθωμα*. Indessen braucht man nicht einmal hierauf zu bestehen. War einmal dem Apostel erlaubt, als Gefangener in einem Privathause zu wohnen, so ist es ja wohl leicht möglich, daß er während seiner zweyjährigen Haft seine Wohnung wechselte. 2) Wenn es V. 23 heißt, die Juden seyen in die *ξενία* zu Paulus gekommen, so hat das auch nur seinen rechten Sinn, wenn dieser nicht ausgehen durfte, und jene also ihn besuchen mußten, wenn sie anders mehr von ihm über das Christenthum hören wollten. Wäre dieses nicht der Fall gewesen, so würde Paulus nach seinem apostolischen Eifer schwerlich erst ihren Besuch erwartet, sondern gewiß sogleich in der Synagoge gepredigt haben.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER  
ZUR  
JENAISCHEN  
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

THEOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *Beiträge zur historisch kritischen Einleitung in die Paulinischen Briefe* von Heintr. Böttger. Erste, zweyte und dritte Abtheilung u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

3) Der Ausdruck *ἐπερώπη* V. 16 setzt voraus, daß Paulus, weil seine Sache eben als keine gefährliche von dem *praefectus praetorio* befunden worden war, vor den übrigen Gefangenen begünstigt wurde. Es hat also nichts Auffallendes, wenn er in Folge dieser Vergünstigung für sich wohnen durfte. — Dagegen spricht *positiv* gegen die Meinung des Vfs. das, daß Lukas nirgends ausdrücklich die Befreyung des Apostels erzählt, und daß also dieser Schriftsteller sich sehr unklar ausgedrückt haben müßte, wenn er wirklich eine solche Befreyung hätte andeuten wollen. Der Einwand des Hn. B., daß dem Theophilus die Sache bekannt genug gewesen sey, und daß also Lukas nicht nöthig gehabt hätte, sich deutlicher zu erklären, ist zu nichtig, als daß er einer Widerlegung bedürfte. — Somit wird immer als Resultat stehen bleiben, daß nach Lukas Bericht die Gefangenschaft des Apostels in Rom wenigstens zwey Jahre gedauert hat; und wenn wir auch zugeben wollen — worüber wir indess die Entscheidung den Rechtskundigen überlassen wollen —, daß nach dem Stande seiner Proceßsache Paulus in Rom sogleich hätte frey gelassen werden können, so können wir doch nicht zugeben, daß dieses auch habe geschehen müssen. Es ist eben so denkbar, daß sein Proceß vor der Hand bey Seite gelegt wurde, und er lange gefangen blieb, was — wir wollen nicht sagen — unter der Regierung eines Nero, aber in einer Stadt, wie Rom, wo ja so unendlich viele und zugleich wichtigere Proceße beständig anhängig seyn mußten, gewiß nicht Wunder nehmen kann.

Der andere Haupttheil der Abhandlung (§. 26—50) hat zum Zwecke, zu zeigen, daß auch diejenigen Paulinischen Briefe, welche nach der gewöhnlichen Ansicht in der ersten (zweyjährigen) Gefangenschaft des Apostels zu Rom geschrieben seyn sollen, vielmehr Andeutungen enthalten, welche Cäsarea als deren Abfassungsort erkennen lassen müßten. Zu dem

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

Ende werden die hieher gehörigen Stellen aus dem Briefe an die Philipper (§. 27—41) und dem zweyten Briefe an Timotheus (§. 42) mit Rücklicht auf die Untersuchungen von Steiger und Graul beleuchtet, weil man aus diesen beiden Briefen vorzüglich auch die Belege für die römische Abfassung der Briefe an die Ephesier, an Philemon und an die Kolosser hergenommen habe. Es erneuert sich also hier ein alter Streit; und obwohl Hr. B. seine Waffen keineswegs mit Ungeschick führt, so scheint es doch seinem Scharfsinne nicht gelungen zu seyn, die für eine römische Abfassung der genannten Briefe von Auslegern und Verfassern von Einleitungsschriften vorgebrachten Gründe zu entkräften. Wir bedauern, wegen Mangels an Raum, dieses Urtheil nicht im Einzelnen begründen zu können.

Angehängt ist der Schrift noch eine Beilage (S. 84—88), welche eine durch eine Tabelle erläuterte chronologische Tagesberechnung giebt, um sich genau in die AG. 20, 4 — 24, 1 beschriebene Zeitperiode nach den einzelnen Wochentagen versetzen zu können. Die Beurtheilung dieser Berechnung aber müssen wir den Chronologen anheim geben.

No. III giebt Bestimmungen über die historischen Verhältnisse derjenigen Paulinischen Briefe, deren Authentie durch dagegen aufgestellte Zweifelsgründe noch nicht erschüttert ist. Es würde zu weit führen, wollten wir die Untersuchungen des Vfs. einer ausführlichen Prüfung unterwerfen. Wir begnügen uns daher mit einer Angabe des Inhalts und einem kurzen Urtheile über denselben. — Den Anfang macht eine Untersuchung über die *Bestimmung und Abfassungszeit des Br. an die Gal.* (S. 1—17.) Die Resultate sind folgende: Nach der oben dargestellten Bestimmung der geographischen Verhältnisse Galatiens sind die Leser des Briefs in den Gemeinden des südlichen Galatiens, in Antiochien und der ganzen *χώρα* (AG. 13, 49), in Ikonium, Lystra, Derbe und der *περίχωρος* (14, 6 und 16, 4) zu suchen, welche Gemeinden bey der ersten Hin- und Herreise des Apostels durch diese Gegenden (AG. 13 u. 14) gestiftet worden waren. (§. 1—2.) Nach dem ganzen Tone des Briefs, welcher viel Aehnliches mit der Schreib- und Lehr-Weise der Briefe an die Thessal. hat, muß er, gleich wie diese, vor 1 Kor. geschrieben seyn (§. 3.) Paulus braucht wegen Gal. 4, 13, vergl. 4, 12—20;

5, 3. 21 vor der Abfassung dieses Briefes nicht schon zweymal in Galatien gewesen zu seyn, und die Gal. 2, 1 erwähnte Reise ist identisch mit der Reise AG. 11, 30, woraus sich ergibt, daß die Abfassung des fraglichen Briefs wohl am besten nach der AG. 14, 6 erwähnten ersten Bekehrungsreise anzusetzen ist (§. 4—9). Sonach ist der Brief im J. 51, und zwar nicht in Ephesus, wie man gewöhnlich annimmt, sondern in *Antiochien* verfaßt, für welchen Ort auch alles das stimmt, was man für Ephesus anführt (§. 10—11). — Zu diesen Resultaten ist denn nun der Vf. wiederum nicht ohne manche exegetische Gewaltthaten gelangt. Da nämlich seiner Meinung, daß die galatischen Städte, an welche der Brief gerichtet ist, nur in dem südlichen Theile Galatiens (Lykaonien, Pisidien u. s. w.) zu suchen seyn, und daß der Apostel Paulus auf seinen Bekehrungsreisen nicht über diesen Theil Galatiens hinaus weiter nach Norden gekommen sey, vorzüglich die Stelle AG. 16, 6 zu widersprechen schien, wo es von Paulus heißt, er sey auf seinem Wege nach Mysien und Troas „durch Phrygien und das galatische Land gekommen“: so macht sich Hr. Böttger kein Gewissen daraus, zu behaupten, daß die Folge der Reise eigentlich die umgekehrte von derjenigen gewesen sey, welche Lukas angiebt, nämlich: *διελθόντες τὴν Γαλατικὴν χώραν καὶ τὴν Φρυγίαν*. Denn „nachdem Lukas *τὴν Φρυγίαν* schon geschrieben hatte, ohne *Galatien* nennen zu müssen, da es in den Städten V. 1—5 durchweg verstanden war, fügt er doch noch den Gesamtnamen für diese Städte hinzu.“ Wenn sich der Vf. zur Bestätigung dieser Erklärung auf AG. 18, 23 beruft, so kann dieses durchaus nicht gelten, da sich ja wohl denken läßt, daß Paulus von Antiochien aus zunächst in die nördlichsten Gegenden Kleinasiens, also nach Galatien (im gewöhnlichen Sinne), und von da erst weiter südlich, nach Phrygien, gezogen sey. — Eben so unrichtig ist es, wenn der Vf. dann (§. 7) beweisen will, daß die Stelle Gal. 4, 13 in enger Beziehung stehe zu V. 19: *ὅς πάλιν ὀδίνω*, und daß diese zweyte geistige Zeugung der Galater vermittelt des Briefs als der zweyte Act der evangelischen Verkündigung anzusehen sey, welchen V. 13: *ὅτι — εὐαγγελισάμην ὑμῖν τὸ πρότερον* — voraussetze. Denn da jenes *εὐαγγελισθεῖσθαι* V. 13 ein persönliches war, und Paulus von der Liebe redet, welche ihm die Galater damals erwiesen hätten, so kann unmöglich sein jetziges Schreiben (V. 19) jenem Verkündigen in der angegebenen Weise an die Seite gesetzt werden. Es wird also wohl dabey bleiben müssen, daß das *πρότερον* 4, 13 eine dem Schreiben des Briefs vorhergehende doppelte Anwesenheit des Apostels Paulus bey den Galatern voraussetzt. — Was soll man endlich dazu sagen, wenn man als einzigen *besonderen* Grund für die Abfassung des fraglichen Briefs in *Antiochien* die Worte des Grusses: *καὶ οἱ σὺν ἐμοὶ πάντες ἀδελφοὶ* 1, 2 — angeführt findet (§. 10)? „Den Ehrenplatz in den Anfangsgrüßen der Paulinischen Briefe erhielten nur einzelne Auserlesene. Sol-

cher Ehrenmänner waren Mehrere in der Mutterkirche des weltumfassenden, allgemein menschlichen Christenthums, und alle standen sie mit Paulus in enger Verbindung.“ Allein 1) sieht denn das: *οἱ σὺν ἐμοὶ πάντες ἀδελφοὶ* danach aus, als sollte es nur einzelne „Ehrenmänner“ bezeichnen? Und 2) — auch abgesehen davon — waren denn in Ephesus, wo nach der gewöhnlichen Ansicht der Brief an die Gal. geschrieben wurde, keine solche Ehrenmänner um den Apostel versammelt? Vgl. AG. 18, 24 ff.; 19, 22; 20, 17 ff.

Die zweyte Untersuchung betrifft die „*Abfassungszeit der Br. an die Thessal.*“ (§. 12—16.) Gegen die gewöhnliche Meinung, nach welcher Paulus den Timotheus, entweder allein oder mit Silas, nachdem er von Beröa, wo er ihn zurückgelassen hatte (AG. 17, 14. 15), nach Athen gekommen war, wieder nach Thessalonich zurücksendet, von wo er erst wieder in Korinth mit dem Apostel zusammentrifft (AG. 18, 5), werden hier einige, wiewohl nicht unüberwindliche, Schwierigkeiten erhoben. Die Meinung des Vfs. selbst nun ist die: Paulus sey während der 18 Monate, die er in Korinth zubrachte (AG. 18, 11), auch einmal wieder nach Athen gekommen, und habe bey dieser Gelegenheit daselbst den Timotheus nach Thessalonich gesendet (1 Theff. 3, 1 f. 5). Ohne hier die Bedenken anführen zu wollen, welche schon öfters gegen die Annahme erhoben worden sind, daß sich Paulus während jenes 18monatlichen Aufenthalts in Korinth aus dieser Stadt auf längere Zeit entfernt habe, wollen wir nur bemerken, daß Hr. B. in Auffindung eines Grundes für seine Hypothese sehr unglücklich gewesen ist, wenn er aus den Worten der Athener: *ἀκουσόμεθα σε πάλιν περὶ τούτου* (AG. 17, 32) — folgert, daß Paulus später noch einmal nach Athen gekommen seyn müsse. Vgl. auch §. 17. Also wollten die Athener ihre Neugierde in Bezug auf die Lehre des Paulus bis auf eine mögliche spätere Wiederkunft desselben nach Athen bezähmen?

Es folgt nun „*Bestimmung, Ort und Zeit der Abfassung der s. g. Briefe an die Korinther.*“ (§. 17 bis 23.) Vorzüglich aus der Allgemeinheit der Bestimmung dieser Briefe (2 Kor. 1, 1. vergl. 11, 10. 1 Kor. 1, 2) wird geschlossen, daß sie Circularschreiben seyen, an die Gemeinden in Achaja überhaupt gerichtet. Der erste Brief ist nicht in *Ephesus*, sondern in *Südachaja* gegen Ende Februar 58 geschrieben (§. 18—22); der zweyte ist Anfangs April 58 verfaßt (§. 23). — Um die Stellen 1 Kor. 16, 19 und 16, 8, welche so klar für eine Abfassung dieses Schreibens in Ephesus sprechen, unschädlich zu machen, muß Hr. B. fingiren, Paulus habe die 1 Kor. 16, 19 erwähnten Grüsse, als er aus Asien nach Achaja reiste, aufgetragen bekommen, um sie mündlich den Korinthern zu überbringen. Da dieses grosentheils nicht angegangen sey(?), habe er sie schriftlich übermacht. Die Worte *ἐπιμενῶ ἐν Ἐφέσῳ* 1 Kor. 16, 8 werden aber sogar als Beweis gegen die Abfassung des Briefs in Ephesus gebraucht. Denn wäre Pau-

lus, als er dieses schrieb, in Ephesus gewesen, so hätte er sich ja besser ausdrücken können: ὁδὲ ἐπιμενω. — Es erfordert in der That viele Kühnheit, mit solchen Gründen zu argumentiren.

In der folgenden kleinen Abhandlung: „Ueber die Bestimmung des f. g. Briefs an die Ephesier. Der Brief an die Laodiceer“ (§. 25—39) wird angeführt, daß in der Adresse dieses Briefs die Worte ἐν Ἐφέσῳ ein durch das Vertrauen auf die *veritas ecclesiae* veranlaßtes Glossem aus sehr alter Zeit seyn, und also aus dem Texte gestossen werden müßten. Wenn sonach als Empfänger des Briefs genannt werden οἱ ἄγιοι οἱ ὄντες καὶ πιστοὶ ἐν Χρ. Ἰ., so habe man darunter Christen zu denken, die auch gläubig sind (οὖσιν), im Gegensatze zu solchen, die es einst waren, nun aber sich der Irrlehre zugewandt haben. Uebrigens ist der Brief ein Circularschreiben, von dem Apostel in Cäsarea während seiner Gefangenschaft verfaßt, und von Tychikus den einzelnen Gemeinden Kleinasiens der Reihe nach überbracht. Die letzte Gemeinde, die er, nach Cäsarea zurückkehrend, berührte, war Laodicea, wo er das Originalschreiben des Apostels zurückließ, weshalb dieser Brief als ein Brief an die Laodiceer galt, während er mit gleichem Rechte auch als ein Schreiben an die Ephesier angesehen werden konnte. Die letzte Ansicht, welche in der Kirche die überwiegende wurde, veranlaßte die Einschaltung der interpolirten Worte ἐν Ἐφέσῳ in den Text des 1 V. Eigenthümlich ist die Beweisführung, daß der Brief nicht, wie man so ziemlich allgemein dafür hält, eine persönliche Unbekanntheit des Apostels mit den Lesern voraussetze (§. 32 ff.). — In dieser Auseinandersetzung müssen wir vorzugsweise die Erklärung des 1 V. des fraglichen Briefs in Anspruch nehmen. Es ist zwar richtig, daß bey der Voraussetzung der Aechtheit der Worte ἐν Ἐφέσῳ ihre Stellung etwas höchst Unbequemes und Auffallendes hat, indem man die ganze Ortsbestimmung (τοῖς οὖσιν ἐν Ἐφέσῳ) lieber am Schlusse des ganzen Satzes lesen möchte. Allein auf der anderen Seite ist auch gewiß, daß der Vers ohne jene kritisch streitigen Worte durchaus keinen Sinn giebt, und eine vollkommen ungriechische Ausdrucksweise enthalten würde. Sollte die Erklärung Meier's und — setzen wir hinzu — Credner's, welche auch Hr. B. annimmt (den Heiligen, welche auch gläubig sind), irgend gebilligt werden können, so müßte es wenigstens heißen: τοῖς ἁπλοῖς τοῖς καὶ πιστοῖς οὖσιν. Der Grund, welchen Hr. B. für die Stellung des οὖσι vor καὶ πιστοῖς anführt, daß es emphatisch gesagt sey, um anzudeuten, daß die Empfänger auch gegenwärtig noch πιστοὶ seyen, wird wohl von Niemanden als gültig anerkannt werden, es sey denn, daß Jemand der Meinung wäre, Paulus habe absichtlich dunkel, unverständlich und syntaktisch unrichtig gesprochen, wo doch ein klarer und verständlicher Ausdruck so leicht zu Gebote stand. Es hat daher durch die Erklärung des Vfs. die Stelle noch nicht aufgehört, ein kritisches Problem

zu seyn. — Sodann hat auch Hr. B. zu viele Künsteleyen anwenden müssen, um aus den Stellen Eph. 1, 15; 3, 2 ff.; 6, 20 f. zu erweisen, daß die Gemeinden, für die der Brief bestimmt gewesen, den Apostel persönlich gekannt hätten, während doch der exegetische Augenschein das Gegentheil als wahr erscheinen läßt.

In einer weiteren Untersuchung hat Hr. B. zu beweisen unternommen, daß „Paulus selbst Gründer der Gemeinden zu Kolossä und Laodicea“ sey (§. 40 bis 43). Allein es ist auch ihm nicht gelungen, die dieser Annahme entgegenstehenden Schwierigkeiten zu entfernen. Wollte man auch zugeben, daß aus Kol. 1, 7 nicht gerade nothwendig die Stiftung der Gemeinade zu Kolossä durch Epaphras zu folgern sey, so wird doch auch Niemand dem Vf. einräumen, daß 1, 23 (οὗ ἐγενόμην ἐπὶ Παῦλος διάκονος) Paulus als Stifter der Gemeinde bezeichnet werde (S. 16), indem ja dort Paulus ganz allgemein von seinem Apostelamt überhaupt, und nicht von seinem apostolischen Verhältnisse zu den Kolossern spricht. Endlich dünkt Rec. in Bezug auf die Stelle 2, 1, auch nach den Bemerkungen von Dav. Schulz und Schott (welche übrigens Hr. B. gar nicht kennt, wie er denn überhaupt in seinen literarischen Hilfsmitteln sehr beschränkt gewesen zu seyn scheint), doch noch die Auslegung die natürlichste und richtigste, nach welcher Paulus bis zur Abfassung dieses Briefs sowohl den Kolossern, wie den Laodiceern, persönlich unbekannt geblieben war.

Außerdem finden sich in diesem Hefte noch Bemerkungen über einzelne Paulinische Stellen: 1) über Röm. XVI, unter Nro. IV. S. 34—35; und 2) über Röm. XV, 16. 25. 28. 30—32; in der Beilage S. 67 bis 77, in welchen diese Stellen in Bezug auf ihre Bedeutung für Ermittlung einzelner Umstände in dem Leben und Wirken des Apostels untersucht werden. Eὐσ.

STUTTGART, b. Liesching: *Geist des Judenthums.*  
Aus dem Englischen des d'Israeli, Vater. 1836.  
233 S. 8. (20 gr.)

Der Wunsch des Uebersetzers, „daß d'Israeli's geschmackvolle Gelehrsamkeit, edle Sprache und geistreiche Ironie in dieser Uebersetzung wieder erkannt würde“, dürfte in Erfüllung gehen. Wir zweifeln nicht, es werde Jeder das Buch mit eben dem steigenden Interesse durchlesen, als der Rec. — Mit eindringendem Blicke weilt der Vf. seinen historischen Gegenstand zu fassen, den Motiven nachzuspüren, die pragmatische Kette der Urfachen und Wirkungen zusammenzuhalten, und das Alles in einer erwärmten, lebenvollen Sprache darzustellen. Die erste beste Stelle mag davon Zeugniß geben. S. 19 heißt es: „Der göttliche Ursprung dieser Gesetze, ihre Unwandelbarkeit, ihre Dauer und ihr übernatürlicher Einfluß gaben dem Geiste dieses priesterlichen Volkes sein Gepräge. Aller Orten und zu jeder Stunde hatte

es sein Gesetz, oder ein Symbol desselben, gleich den Worten der Gottheit vor Augen. Man trug es auf mancherley Art am Leibe, es wurde an die Thürpfeften der Häuser geschlagen, es war die einzige Beschäftigung bey dem Morgen-, Mittag- und Abend-Opfer.“ (Hier ist ein kleiner Verstoß; gesetzlich sind nur zwey tägliche Opfer vorgeschrieben: Morgen- und Abend-Opfer; die Additamenta an Sabbaten und Festen wurden nach dem Morgenopfer dargebracht.) „Die ganze Natur ging in der Religion auf. Die Erstlinge der Früchte, ein Theil der Ernten und gewisse Thiere (?) waren ihrem Dienste gewidmet. *Das Land ist mein*, war der Ausspruch des Herrn, das Judenthum lag in den Feldern, in dem ungemischten Samen, in der ungesteckten Frucht (?), im unbeschnittenen Baum“ (hier hätte der Vf., um Mißdeutung oder Dunkelheit zu meiden, auf das Gesetz über עֲרֵלָה 3 Mos. 19, 23 hinweisen sollen), in der Abwaschung mit dem Wasser des Stroms, in der Trennung vom Reinen und Unreinen. Die großen Feste hingen mit den Erzeugnissen der verschiedenen Jahreszeiten zusammen. Das Passah konnte erst gehalten werden, wenn die Heerden das Osterlamm lieferten; das Pfingstfest, wenn der Weizen für die frischen Veröhnungsbrode (? der Vf. muß für לֶחֶם הַבְּכֹרִים Brod der Erstlinge, לֶחֶם הַבְּכֹרִים Brod der Veröhnung gelesen haben. S. 3 Mos. 23, 20) gereift war, und in den Weinbergen und Olivenhainen mußte das dicke Laubwerk zwar gewachsen seyn, das bey dem Feste ihre Hütten decken sollte. Die Israeliten wurden an ihren Festen durch die lebendigen Mahnungen der Natur erinnert, die ganze Erde sey eine große Synagoge.“ — Indes dürfen wir auch nicht verschweigen, daß des Vfs. elegante Gelehrsamkeit sehr oft über die Fläche leicht hinstreift, daß seine geistreiche Ironie auch des Würdigen nicht schont, und daß sein oft poetischer Schwung über das Wirkliche und Thatfächliche weghebt. So sagt er z. B. S. 34: „Auf dem Bundesaltar lag das göttliche Gesetzbuch. S. 81 sind ihm אֲמֹנֵי אֵימִן Dictatoren, was doch nur Dolmetscher, Erklärer sind, die dem pre-

digenden Rabbi assistirten. S. 89 soll der scholastische Proceß, die talmudische Disputation an jedem Sabbat dem Juden eine Seele mehr erwerben. Meint er die sogenannte יְהוּרָה נִשְׁמָה? Diese erklärt der sonst für hyperorthodox verschriene Raschi als den gesteigert empfänglichen Sinn für alles Geistige, von der Sabbat-Ruhe angeregt. S. 93 ist das ganze angebliche Schisma zwischen den Schulen Schamai und Hillel ein reines Figment. Schamai ist so wenig freysinnig, wofür ihn der Vf. ausgiebt, daß er vielmehr bey Weitem rigoroser, als sein Gegner ist. S. 130: „Das Weib Moses im Jammer über ihr Kind, als ob es dem Gotte Israels geweiht wurde, murrte über den Schnitt des scharfen Meßers“ u. s. w. Wir sind sehr begierig, zu wissen, nach welcher Exegetik der Vf. diesen Umstand aus 2 Mos. 4, 25 eruiert hat. S. 136 wird irrig behauptet, den Israeliten wäre alles Fett verboten gewesen. — S. 138 hält der Vf. das Siegeln des Fleisches für ein wesentliches Moment, um als koscher zu gelten. Es thut uns um seine schöne Combination mit dem ägyptischen Gebrauche leid. Das Siegeln findet nur zur Vorsicht Statt, um nicht mit *Trefah* verwechselt zu werden. Wo diese Beforgnis wegfällt, ist an kein Siegeln zu denken. S. 150 ist die ganze Zusammenstellung eines Rabbinen mit einem Jesuiten ohne alle Wahrheit. Betrogene mögen sie hegen, Betrüger gewiß nicht. Denn was beweist die Thatsache, die er anführt? Wenn der Rabbinen dem Kranken erlaubt, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit antirituelle Speisen zu genießen, so geschah das nicht nach der jesuitischen Accomodations-Theorie, sondern aus der humanen Maxime: אין לך דבר שעתיד בְּפִנֵי פְקוּדָה נִפְשׁוֹ. Wo Lebensgefahr ist, tritt jede Rücklicht auf das Gesetz zurück, wovon nur drey Sünden ausgenommen sind: Götzendienst, Blutschande und Todtschlag.

Und so könnten wir noch manche Mängel bemerken, ohne daß dadurch der Werth des Buches im Ganzen, das sich durch das laubere Außere empfiehlt, in Schatten gestellt würde.



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

## JENAISCHEN

### ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 9.

#### JURISPRUDENZ.

NÜRNBERG, b. Campe: *Jahrbücher für die bayerische Gesetzgebung* (,) *Rechtswissenschaft und Staatsverwaltung* mit besonderer Hinsicht auf das in den deutschen Bundesstaaten geltende Recht. 1838. *Erster* Band. I Heft. IV und 197 S. II Heft. 168 S. 8. (1 Thlr. 3 gr.)

Bayern, vor einigen Jahren noch arm an juridischen Journalen, sieht nun immer eines um das andere solcher Institute in seinem Schooße ersehen. So hat sich denn auch zu der bekannten Zeitschrift des Freyherrn von *Zurheirn* in München, welcher als nunmehriger Oberappellationsgerichtsrath, in Folge einer ministeriellen Krisis seinem Wirken als Oberstudienrath entrissen, dem Heiligthume der Themis wiedergegeben wurde, und zu den *Blättern der Rechtsanwendung*, herausgegeben von den Appellationsgerichtsräthen Dr. *Seuffert* und Dr. *Glück* zu Eichstädt, obige neue Zeitschrift gesellt. Die Herausgeber derselben haben sich nicht genannt; ihre Mehrheit läßt sich übrigens daraus entnehmen, daß sie von sich in der Ankündigung in der vielfachen Zahl sprechen. Diese Anonymität bey Begründung eines literarischen Instituts ist zwar auffallend, aber an sich gleichgültig, wenn nur die Anstalt selbst ihrem Zwecke und dem Wunsche der Leser entspricht.

Vorliegende Jahrbücher sollen nun, ihrer Tendenz gemäß, wie solche die Herausgeber selbst ausgesprochen haben, sich vorzüglich mit der vaterländischen (*bayerischen*) Verfassung, Gesetzgebung und dem geltenden Rechte beschäftigen, und wollen eine genaue, aus den Quellen selbst geschöpfte Kenntniß derselben verbreiten. Zu diesem Zwecke sollen sie enthalten: 1) *Alle neueren Verordnungen*, für das ganze Königreich oder für einzelne Kreise desselben gegeben, in gedrängter Kürze nebst kurzen Bemerkungen; 2) *Erläuterungen wichtiger, häufig zur Anwendung kommender Gesetze*; 3) *Abhandlungen aus allen Theilen des bayerischen Rechts*; 4) *Beyträge zu der neueren bayerischen Civilgesetzgebung* (diese sollen sich vorzüglich auf den *Codex Maximil. Bav.* beziehen); 5) *gedrängte Anzeigen des Inhalts der neuesten, das bayerische Recht enthaltenden Schriften und Beurtheilung derselben*; 6) *Miscellen* (interessante Nachrichten von fremden wichtigen Gesetzen, *Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

— von Männern, welche sich um Bayern und seine Gesetzgebung verdient machten, von Dienstveränderungen im Justizfache u. s. w.). — Alle Jahre soll 1 Band von 4 Heften, jedes von 10—12 Bogen, erscheinen.

Gegen den Plan dieser Zeitschrift ist wohl an sich im Allgemeinen nichts zu erinnern. Nur erscheint die Rubrik Nro. 1 zu ausgedehnt, indem nicht *alle* Verordnungen jedes einzelnen Kreises den Leser interessieren, und es dürfte zweckmäßig seyn, nicht zu viele Personalien in die Rubrik der *Miscellen* einzumischen; insbesondere ist die Erwähnung von Dienstveränderungen nur dann zu billigen, wenn es vorzüglich hochgestellten oder in der juridischen Literatur berühmten Männern gilt.

Die bis jetzt uns zugekommenen zwey ersten Hefte des ersten Bandes berechtigen im Ganzen zu einem nicht ungünstigen Urtheile über diese Zeitschrift, und obwohl sich aus dem bisher Gelieferten nicht entnehmen läßt, daß die Wissenschaft im engeren Sinne aus derselben große Vortheile gewinnen werde, so wird sie doch für den Geschäftsmann manche brauchbare Ausbeute liefern.

Das *erste Heft* giebt in der ersten Abtheilung unter der Rubrik: „*neuere Verordnungen*“ (S. IX bis LVI) einen Auszug aus dem Landtags Abschiede vom 17 November 1837, und zwar a) das Gesetz, die Verbesserung der Gerichtsordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten betreffend, in 116 §§.; b) das Gesetz zur Verhütung ungleichartiger Entscheidungen des obersten Gerichtshofes in bürgerlichen Streitigkeiten; c) das Gesetz über die Zwangsabtretung des Grundeigenthums für öffentliche Zwecke; d) das Zollgesetz.

Die Erläuterung dazu ist für die künftigen Hefte versprochen, und die Lösung dieses Versprechens, welche wir durchaus nicht für leicht halten, dürfte geeignet seyn, einen besonderen Anhaltspunct zur Beurtheilung des Werthes vorliegender Zeitschrift seiner Zeit zu geben.

Die zweyte Abtheilung (unter dem Titel: „*Abhandlung zur Erörterung der bayerischen Gesetze*“) liefert I. *Beyträge zur Erklärung des bayerischen Hypothekengesetzes vom 1sten Juni 1822 und der Prioritätsordnung* (S. 1—15). Die hier gewählten Themata sind von praktischer Wichtigkeit, und mit Scharfsinn und genauer Gesetzeskenntniß durchgeführt

II. *Erörterungen zum Edict über die gutsherrlichen Rechte und die gutsherrliche Gerichtsbarkeit* (Beylage IV der Verf.-Urkunde S. 15—33). Unter den hier gelieferten 16 Erörterungen finden sich manche Reminiscenzen an v. Zurheims Zeitschrift, welchem es bey seiner Stellung vergönnt war, aus den Quellen zu schöpfen, und es stehen daher die hier gegebenen Erörterungen den Zurheim'schen am Werthe nach. III. Auch die Verordnung vom 10 Oct. 1829 und 28 Dec. 1831, *die Abtretung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit betreffend*, ist hier einer näheren Betrachtung unterworfen worden (S. 34—40).

Die dritte Abtheilung (S. 41—102) enthält Abhandlungen aus dem *bayerischen Privatrechte, Lehnrechte, Kirchenrechte, Proceßrechte*. Das *Criminalrecht*, bey welchen es doch in manchen Beziehungen, z. B. hinsichtlich des *Rückfalls*, der *Abtreibung der Leibesfrucht*, des *Hochverraths* u. s. w. Vieles zu erörtern geben möchte, ist leer ausgegangen. — Bey den Abhandlungen aus dem Privatrechte, unter welchen besonders die über die Frage: „*ob den Adligen nach den neueren Gesetzen die Rechtswohlthat der Competenz zustehet*“, interessant ist, muß bedauert werden, daß zur Grundlage der Beurtheilung vorzüglich der *Codex Maxim. Bav.* genommen wurde, weshalb für die übrigen Gebietstheile, wo dieser nicht gilt, die fraglichen Erörterungen von geringerem Werthe sind. Es wäre daher wohl zweckmäßiger, wenn diese privatrechtlichen Abhandlungen wenigstens wechselweise den einzelnen (64!!!) in Bayern diesseits des Rheins geltenden Provinzialgesetzgebungen gewidmet würden.

Die aus dem bayerischen *Kirchenrechte* gelieferten Abhandlungen: a) wie die Nachtheile entfernt werden können, welche dadurch entstehen können, daß die Mitglieder der altgriechischen Kirche nicht verbunden sind, sich aufbieten zu lassen, und b) von dem Rechte des Königs von Bayern, bey Erledigung des päpstlichen Stuhls die Probsteyen zu verleihen — erscheinen uns nicht gut gewählt, weil sich hier leicht andere wichtigere und praktischere Fragen zur Erörterung dargeboten hätten. Daß übrigens in der letzterwähnten Abhandlung zu Gunsten des Königs im unterstellten Falle entschieden wird, erscheint den Grundsätzen des katholischen Kirchenrechts gemäß.

Interessanter sind die Abhandlungen aus dem *bayerischen Proceßrechte*. Doch ist nicht abzusehen, wie sich hieher (auf das Gebiet des *Proceßrechts*) die Erörterung der (heut zu Tage allerdings wichtigen) Frage eingeschlichen hat: „*ob bey Münzveränderungen in Ansehung dessen, was der Schuldner zu zahlen hat, auf die Zeit des eingegangenen Contracts, oder auf jene, wo die Zahlung erfolgt, Rücksicht zu nehmen ist*“.

Die vierte Abtheilung (S. 103—191) beschäftigt sich mit der Revision der bayerischen Civilgesetze (*de lege ferenda*), und handelt 1) *von der Aufhebung der lex Anastasiana* (daß dieses Gesetz unbillig ist, den Handel und Verkehr hindert, selbst einen Eingriff in das Eigenthumsrecht enthält, und mehrere

andere Mißstände in sich begreift, *sohin seine Abschaffung wünschenswerth ist*, wird hier ganz richtig aus einander gesetzt; 2) *von dem, in Cod. Max. Bav. Thl. III. c. III. §. 11 aufgestellten Grundsätze, daß die Gefahr der Sache nach Abschließung des Kaufcontracts auf den Käufer übergehe*, welcher Grundsatz als gegen die allgemeinen Rechtsprincipien und die Billigkeit verstößend für verwerflich erklärt wird; 3) *von der Unstichhaltigkeit des Satzes, daß der redliche Besitzer bey der Eigenthumsklage die Sache unentgeltlich herausgeben muß*; 4) *von der Nothwendigkeit, den Grundsatz: „Kauf bricht nicht Miethet“, in ein neues bürgerliches Gesetzbuch aufzunehmen*. Gegen die hier entwickelte Ansicht ließe sich wohl Manches einwenden, besonders der allerdings zu erwägende Umstand, daß der gegentheilige Grundsatz tief in das Volksleben eingewurzelt ist, seine Abänderung also immerhin sehr gewagt seyn dürfte.

Die fünfte Abtheilung (S. 132—135) beschränkt sich auf die Anzeige der Titel und des Inhalts der im J. 1837 in Bayern erschienenen (juridischen und staatsrechtlichen) Bücher. Diese Abtheilung ist mit der Bemerkung versehen: „*Um dieselbe nicht leer zu lassen, folge hier die Anzeige von den im vorigen Jahre erschienenen Schriften*“. Wir fragen, warum sich die Redaction mit dieser *Anzeige von Büchertiteln* begnügt hat, da doch auch die *Beurtheilung* von dergleichen Schriften in ihrem Plane liegt?

Die sechste, den *Miscellen* gewidmete Abtheilung enthält (S. 136—148) Einiges über den *Bundesbeschluß* vom 9 Nov. 1837, den *Nachdruck* betreffend, — das preussische *Publicandum* vom 15 Nov. 1837, die *Absetzung des Erzbischofs von Cöln* betreffend, und die *neue Eintheilung des Königreichs Bayern nach der Verordnung* vom 29 Nov. 1837.

Im *zweyten Hefte* finden wir in der ersten Abtheilung S. I—XX neuere Verordnungen vom J. 1838 von den Monaten *Januar — März*, aus den Regierungs- und Kreisintelligenz-Blättern entnommen, in letzter Beziehung jedoch nur mit Beschränkung auf *Mittelfranken* und *Oberfranken*. Diese Beschränkung ist wohl damit zu entschuldigen, daß es am Raume gebricht, alle in den sämtlichen einzelnen Kreisen erschienenen Anordnungen mitzutheilen; allein gerade, weil dieses nicht geschehen kann, und weil doch auch die meisten dieser Anordnungen ein höchst particuläres Interesse haben, möchte es zweckmäßig seyn, in die erste Abthlg. nur solche, allerhöchsten Orts erlassene Bestimmungen aufzunehmen, welche von allgemeinerem Interesse sind, und daher im Regierungsblatte veröffentlicht wurden. Was nützt es z. B., zu wissen, daß am 2ten Febr. 1838 in *Oberfranken* angeordnet wurde, daß die Schulpreise, wenn bisher bayerische Kronenthaler gegeben wurden, nunmehr in Geschichtsthalern bestehen sollen? u. dgl.

Die *zweyte* Abtheilung beschäftigt sich mit Erörterungen über das bayerische Hypothekengesetz

und die Prioritätsordnung vom 1sten Juni 1822, dann mit Abhandlungen über das Edict, die Verhältnisse der Staatsdiener, vorzüglich in Beziehung auf Stand und Gehalt betreffend (S. 1—76).

Die beiden ersten Abhandlungen stehen in einem innigen Zusammenhange. Die erste beginnt mit einem Zusammenstellung der Literatur über das bayerische Hypoth.-Gesetz, und wir finden hier, das dieselbe nicht arm ist; v. Gönner, Lehner und Nibler stehen hier an der Spitze. Die Erörterungen selbst folgen den §§. des Gesetzes. Wer mit den gesetzlichen Bestimmungen bereits vertraut ist, und die Werke Gönners und Niblers kennt, wird aus den Erörterungen über das Hypoth.-Gesetz und die Prioritätsordnung wenig Vortheil ziehen. Empfehlenswerth sind dieselben jedoch Anfängern auf der juristischen Laufbahn, weil diese Abhandlungen durch klare, einfache Darstellung einen leichten Ueberblick des Gesetzes gewähren, und zur richtigen Auffassung derselben viel beytragen.

Die erwähnte Abhandlung über die Verhältnisse der Staatsdiener enthält durchaus keine neuen Ansichten, sondern nur eine Zusammenstellung des längst Bekannten, unter Zugrundelegung der gesetzlichen Bestimmungen. Doch ist die Darstellung gut, und man wird daher diesen Aufsatz — sey es auch bloß um der Reminiscenz willen (*et meminisse juvat*) gern lesen. Sämtliche, in der zweyten Abthlg. enthaltenen Erörterungen sind nicht vollendet, und versprechen Fortsetzungen. Hiebey ist nun freylich zu wünschen, das Fortsetzungen gehaltreicher ausfallen mögen, und das man bey ihrer Bearbeitung auch jene Classe von Lesern im Auge habe, welche dem hier zu behandelnden Gegenstande nicht fremd sind, mithin sich nicht damit begnügen, nur Wiederholungen des Bekannten oder anderwärts schon Gefagten zu finden.

In der dritten Abtheilung dieses Hefes ist das Lehen-, Kirchen-, Criminal-, Proceß- und Staats-Recht leer ausgegangen; dagegen wurde eine Abhandlung *historischen Inhalts* gegeben (S. 77—92) unter der Aufschrift: „das bayerische, unter Dago-ber abgefaßte Rechtsbuch, historisch-dogmatisch erläutert.“ Wir lassen dieselbe auf ihrem Werthe beruhen, glauben aber nicht, das Erörterungen dieser Art dem größeren Theile der Leser angenehm seyn werden. Die übrigen Abhandlungen dieser Abtheilung beschäftigen sich (S. 92—139): a) mit dem Rechte der Ungeborenen, b) mit dem Beweise des Einbringens des Heirathsguts, c) mit der Succession der Eheleute nach den in der bayerischen Monarchie geltenden Gesetzen.

Was in der letzten Abh. ausgeführt wird, giebt der Vf. selbst nicht unbedingt für baare Waare aus; vielmehr bittet er (S. 100) die Leser um Zusätze und Berichtigungen, weil Vieles durch Verordnungen, welche ihm unbekannt geblieben seyen, abgeändert seyn könnte. Diese Offenherzigkeit ist lobenswerth, aber nicht geeignet, ein besonderes Vertrauen zu der Sache selbst zu erwecken. Wer wissenschaftliche

Erörterungen positiver Gesetze geben will, muß auch (diese Anforderung macht man an ihn mit Recht) in dieselben bis zu ihren feinsten Nüancen eingeweiht seyn; sonst wäre Schweigen besser. Im Ganzen hat sich der Vf. damit begnügt, seine Notizen aus den Gesetzen oder den bekannten Schriften einzelner Autoren über die Provinzialrechte zu entnehmen. Ein besonderes Verdienst können wir dieser Abhandlung nicht zurechnen.

Die vierte Abtheilung existirt für dieses Heft nicht.

Die fünfte liefert sehr oberflächliche Bücheranzeigen; die sechste unbedeutende Miscellen.

Zu bemerken ist hier noch, das die Seitenzahlen der ersten Abthlg. immer mit römischen Ziffern bezeichnet sind, was sich sonderbar ausnimmt. — Die Verfasser der Abhandlungen sind nie genannt.

Im Vergleiche mit den Zeitschriften *Zurheins* und *Seufferts* läßt die vorangezeigte noch Vieles zu wünschen übrig; und wenn wir auch zugeben, das sie bisher manches Nicht-Uninteressante geliefert hat, so dürfte doch eine bessere Auswahl des Stoffes und eine feinere Verarbeitung zu empfehlen seyn. Anziehende Aufsätze aus dem Gebiete des Criminal- und Kirchen-Rechts möchten vorzüglich geeignet seyn, den Kreis der Leser zu erweitern. Wir kennen wohl die Schwierigkeit, ein literarisches Institut zu begründen: wir beabsichtigen daher nicht, hier zu tadeln, sondern wünschen nur, im Interesse der guten Sache, auf das Bessere aufmerksam zu machen.

Das Aeußere der Zeitschrift ist ziemlich einladend; doch mangelt es nicht an Druckfehlern.

1384.

### SCHÖNE KÜNSTE.

DÜSSELDORF, b. Schaub: *Münchhausen*. Eine Geschichte in Arabesken von Karl Immermann. 1838. Erster Theil. 464 S. (2 Thlr. 8 gr.)

Dieses in jeder Art ausgezeichnete Werk zerfällt in diesem ersten Theile in zwey Bücher, die der Geschichte nach kaum verbunden, der Richtung nach ganz verschieden sind. Das erste Buch hält eine sehr scharfe Heerschau über die literarischen Autoritäten unserer Tage, nebenbey auch über das öffentliche Leben. Geistreich ist die Kritik immer, schlagend oft, meistens heiter, aber mitunter zu lang und zu streng, wodurch ein Grundzug im Charakter der Deutschen, Mitleid mit den Gemüthshandelten, sich zu Gunsten des Angeklagten, hervorthut, und dem Spott die Spitze abbricht. Unter Anderem gilt dies für den Dramatiker *Hirfswensel*. Dagegen ist die bündige Abfertigung des Nachtwächters in Stuttgart, der immer abtutet, wie hoch es an der Zeit sey, wenn die Stunde vorüber ist, köstlich, sowie der Einfall, die Schriften von *Görres* und *Straufs* sich thätlich streiten zu lassen, wodurch der Purpurband von *Görres* Mystik blaue und weiße Streifen erhält, also die eigentliche Farbe des Autors, das Tricolor von 1793, wieder zum Vorschein kommt. Die Ueberchwem-

mung der Journale, die Vielwifferey, womit unsere Kinder an Leib und Seele geschädigt werden, Philosophen und Aerzte, Reisende, und schreibende Damen, Alles wird meistens mit dem besten Humor, selten mit Verletzung des Zartgefühls, durchgenommen, die leichten Pfeile des Witzes, der Neckerey, das schwere Geschütz der Satire darauf abgeschossen. Fast nie verfehlt der Schütze sein Ziel, nur ist die Ladung mitunter zu stark.

Damit nichts ungeneckt bleibe, wird das Buch mit dem eilften Capitel begonnen, und in der darüber mit dem Buchbinder geführten Correspondenz bekommen auch die Herausgeber der Briefe und Nachlässe berühmter Männer ihren Hieb, gegen das Ende hin werden die Briefe immer kürzer, sie enthalten nur eine Zeile, etliche Worte, ein einziges, zuletzt bloß die leeren Umschläge, was man dennoch für den Druck tauglich findet.

Nicht jede Anspielung ist so deutlich, wie die auf *Raupach* und den Verstorbenen. So werden die Familie Pirgmeyer, der Nusknacker, einige Köchinnen u. a. m. Vielen ein Räthsel bleiben, dessen Lösung Rec. nicht zu unternehmen wagt. — Verstanden oder nicht, die Scherze sind an sich so ergötzlich und witzig, daß sie auch ohne Beziehung interessiren.

Ein alter Baron, ein Nebenzweig eines in unzählige Aeste sich theilenden Stammes, verbirgt seine Armuth und gewisse eingewachsene Begriffe von der Erbllichkeit gewisser Stellen für seine Familie in einem verfallenen Schlosse, wo ihn nebst der Dürftigkeit auch noch die Langeweile plagt. Die Journalistik hilft dieser Plage sicherer ab, als die Gesellschaft seiner Tochter, einer auch an Neigungen verjährten Schönen, denn sie ist bey der Anempfindungsperiode stehen geblieben. Ein Schulmeister bringt einige Abwechslung in die Einsamkeit des Barons. Er hat sich in die neuen Unterrichtskünste nicht hineinstudiren können, ist darüber etwas wirr geworden, so daß er sich für einen Nachkömmling des Königs Agésilaus von Sparta hält, nebenbey auch den Diogenes nachpufucht. Seine Schrollen abgerechnet, hat er einen guten hausbackenen Verstand, der in die abgelebten Vorurtheile des Barons, die Empfindleyen des Fräulein zerstörend eingreift, sowie er auch den Lügen des als Gast eingewanderten neuen *Münchhausen* keinen Glauben schenkt. Von ihm gehen alle jene Anfechtungen aus, deren derbe Wahrheiten dadurch, daß sie ein *Münchhausen* erzählt, ihre Entschuldigung finden. Sehr hübsch ist der Gedanke, daß er sich homöopathisch von der Lüge durch die Verläumdung zu heilen hofft, und darum zu dem Nachtwächter nach Stuttgart geht, um Mitarbeiter an seinem kritischen Blatte zu werden.

Diesen Abenteuerer, der *Schrimbs* oder *Peppel* genannt wird, sucht im zweyten Buche ein junger

schwäbischer Edelmann auf, um ihn wegen eines Pasquills Rede zu stehen, das er auf ihn und seine Cousine abfaßte. Er sagt von diesem Pseudo-Münchhausen: „In diesem Erzwindbeutel hat Gott der Herr alle Winde des Zeitalters, den Spott ohne Gefinnung, die kalte Ironie, die gemüthlose Phantasterey, den schwärmenden Verstand einsangen wollen.“ — Dieser geistreiche Satiricus, Lügenhans und humoristisch-complicirte Allerwelts-Hafelant ist der Zeitgeist *in persona*, nicht der Geist der Zeit. — Ferner heißt es von ihm: „Man merkt, daß der Hohn nicht aus einer tugendhaft erzürnten Seele quoll, sondern aus einem Sinne, dem eigentlich das Verkehrte lieb, nothwendig, Bedürfnis und Stoff des Daseyns war.“

Der junge Edelmann hat sich bey einem Hofschulzen einquartirt, der den Bauerstand in Westphalen so treu darstellt, wie nur immer die Vorrichtung von *Daguerre* ein Bild aus der dunklen Kammer festhalten kann. Dort hat sich in den Wohnungen ja auf gewisse Weise, dem Kern nach, das uralteutsche Volksthümliche noch von Herrmanns Zeiten her erhalten. Dieser Hofschulz, tüchtig und praktisch, nicht über seine Standesgenossen hinaus, aber der klügste, wie der reichste von ihnen, ist, wie jener schwäbische Edelmann einem Freunde schreibt, eine compacte Mischung von Ehrwürdigem und Verschmitztem, von Vernunft und Eigensinn, er ist ein rechter uralter freyer Bauer im ganzen Sinne des Worts; diese Art Menschen kann man nur noch hier finden, wo eben das zerstreute Wohnen und die altfassische Hartnäckigkeit, nebst dem Mangel großer Städte, den primitiven Charakter Germania's aufrecht erhalten hat.“

Befagter Hofschulz kann keinen Müßiggänger leiden, und so versteht sich sein Gastfreund dazu, das Wild, das seinen Aeckern schadet, wegzuschiefen. Ein besonderes Mißgeschick, das er von einem Schrecken seiner mit ihm schwangeren Mutter herleitet, läßt ihn auf der Jagd jedesmal fehlen, und so trifft er auch jetzt nur ein schönes Mädchen, das statt eines Reh's sich ihm vorschleibt. Es scheint nicht zum Tode zu seyn, die Liebe für sie wird schon mit Gegenliebe belohnt werden. Die blonde Lisbeth ist mit wenig Strichen so anmuthig gezeichnet, daß sich unter den jüngern Lesern Nebenbuhler finden dürften. Außer dieser reizenden Gestalt, der markigen des Schulzen, thut sich die originelle eines Kriegers hervor, der bald napoleonisch, bald preussisch gefinnt, und doch redlich, kein schwankendes Rohr ist. Bey dem Alterthümer sind die Farben eher gespart, als zu stark aufgetragen.

Was auch der zweyte Theil bringen mag, Kritik oder Schilderung, immer wird sein Daseyn gewünscht, er mit Freuden aufgenommen werden.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## ERDBESCHREIBUNG.

HAMBURG, b. Perthes, Besser und Mauke: *Russische Denkmäler in den Jahren 1828 und 1833* gesammelt vom Domherrn Meyer. *Erster Band. Petropolis.* VI u. 440 S. *Zweyter Band. Moscovia.* 390 S. 1837. 8. (3 Thlr. 12 gr.)

Der Vf. traf im Juni 1837 mit einem Dampfschiffe von Travemünde in Kronstadt ein, wurde bey dem Zollamte freundlich behandelt, beschreibt im ersten Bande die angenehme Seefahrt, die Newa und die Stadt Petersburg mit den wichtigsten Palästen, Kirchen, Denkmälern, Gassen, die Vorzüge und die Mängel der sich stets mehr verbessernden Polizey, und öfuet überall Humor und Anekdoten aus, um seine lossentlich zahlreichen Leser angenehm zu unterhalten. Treu schildert er den Volkscharakter und alle Unannehmlichkeiten der Unkunde der russischen Sprache für den Fremden, die Pracht der Lustschlösser und der Kunstsammlungen, die Energie des Volks, welches sich, wie der Staat im Geistigen und im Materiellen, auffallend höher hebt. Ueberall streuet er Blumen und Weihrauch, besonders den grossen Kaiserinnen, Katharina II und Maria Feodorowna; doch ohne in Uebertreibung zu fallen, verbindet er in seinen Vergleichen Russlands sein ästhetisches Kennergenie oft mit dem strengen Urtheile des Vielgereisten. Sein Stil, der schon in den Jugendschriften gesucht war, wird im Alter fast noch blumiger; nur mag man tadeln, daß er der alten Manier, fremde Worte zu gebrauchen, wo sich ihm ein deutsches darbot, zu häufig nachhängt, worin er den ihm so natürlich gewordenen feinen Gesellschafts- und Hof-Ton offenbart. Weil Petersburg noch heute einen Leiter der Fremden entbehrt, so erklärt sich vollkommen, warum der Vf., welcher von jeher liebte, die Rolle eines Führers der Zeitgenossen zu spielen, die Denkwürdigkeiten und Umgebungen der Kaiserstadt, die er ein paar Mal auf längere Zeit besuchte, so genau beschreibt. Lehrreich ist die Beschreibung des Fabrik- und Manufaktur-Wesens in Alexandrowsky mit den Filialen dieser Musteranstalt in anderen Städten des Reichs, sowie die des Palastes für den Generalstab, mit dem Archiv- und Bibliothek-Saal von Eisen, erleuchtet durch Gaslicht, des Arsenal der Festung und der Admiralität, des Bergbauinstituts mit den aus dem Ural

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

stammenden Goldkörnern, Platina und Diamanten, und 300 Eleven, auch den Folgen des Heimweh's der Sibirier. Doch fehlen dieser Bergwerkschule noch grosse theoretische Lehrer. Der Vf. beschreibt ferner das Institut des Wege-, Canal- und Brücken-Baues, unter der Direction des Grafen Toll, vorher des Herzogs Alexander von Württemberg, der kaiserlichen Bibliothek von 300,000 Bänden. Die Angestellten bey allen Instituten feierten den würdigen hochempfohlenen Greis, was seine kleine Eitelkeit uns gern mittheilt. Dies bewog ihn auch wohl S. 248 in der Vergleichung derselben mit den Conservatoren der französischen ähnlichen Institute letzte in Schatten zu stellen; der gute Domherr vergaß, daß ihm in Paris die höhere Empfehlung mangelte, auch war er bey seinem Aufenthalte in Paris noch nicht der berühmte Mann, der er im höchsten Alter geworden ist. Derselbe ertheilt den verschiedenen Theatern und ihrem Personal bald Lob, bald Tadel, und rühmt die Garteninseln und den leider durch seine niedrige Lage, ungeachtet der Bedeckung, den Ueberflimmungen der Newa ausgesetzten, übrigens mit einem jährlichen Aufwande von 123,000 Rubel unterhaltenen, sehr reichen botanischen Garten. Witzig bemerkt der Vf., schon sey der orden- und ehrenzeichenlose berühmte Obergärtner *Fäldermann* zum Range eines russischen Fährdrichs befördert worden. Im Garten der Villa Stroganof triift man unerwartet eine griechische Antiquität, Homers Sarkophag und schönes Grab, aus Ionien hieher versetzt, in einem Homerischen Haine; aber im Sommer 1835 war die Quelle am Sarkophag und der Hain verschwunden, und erster nun dem nordischen Klima ganz frey gegeben. Sehr glücklich spielt hierauf eine Ode des Königs Ludwig von Bayern im J. 1828 an den Kaiser Nicolaus an, als dessen Heer der Eroberung Konstantinopels so nahe war. Der Vf. bewunderte die Datschka des Herzogs Peter von Oldenburg, und rühmt die von demselben begründete kailiche Rechtsschule. Das häufig wiederkehrende schöne Bild des Familienglücks des regierenden Kaisers erfreuet als Zeugniß einer hohen Sittlichkeit des Regentenstammes. Neben der Geschichte der russischen Hornmusik entwirft der Vf. ein Bild der dortigen Volksfeste, und beschreibt, wie kräftig der heisse kurze nordische Sommer auf die Vegetation wirkt, deren edleren Früchten gewiß nicht die Gröfse, aber

oft das Aroma einer anderen Zone mangelt. Sehr interessant ist das Gemälde eines Luftlagers und der Staatsparaden, der riesenhaften russischen Feldmusik, der Senahütte der Kaiserin, der von den Kosaken nicht überall mit Gunst aufgenommenen Totalreform ihres Heeres, die unbeliebt gewordenen Araktschejew'schen Colonieen, denen General Witt eine andere Form gab, der Pulverfabrik zu Ochta, welche 2,600 Arbeiter beschäftigt, die daneben Landbau treiben, mit einem technologischen Institut für die Kinder der Fabrikarbeiter, einer Heilanstalt für 700 kranke, dort unter einem gefunden Himmel sich erholende Soldatenkinder, die Beschreibung des Landwirthschaftsinstituts zu Pergola in den Vorbergen des Hochlands Finnland, wo die Zöglinge viel Land urbar machen, und die Methode anderer Länder auf den Boden und auf das Klima Rußlands anwenden. Hier lebte bis vor wenig Monaten die 126jährige blinde und taube Wittve eines Waldwächters, die aus ihrer Periode als Kammerjungfer einer Gräfin Baratsky viele Lebenszüge Peters des Großen und seiner Katinka erzählte. Voraus enthüllt sich im Panorama die Forstschule des Grafen Cancrin und Reifig mit dem Trauerdenkmal eines Duells, welches zwey Familien in Trauer versetzte, Pawlowks mit 21½ deutschen Meilen an Fußspaden und Fahrwegen, der Rosenpavillon daselbst, welchen eine Zeit lang der jetzt seiner Augen beraubte persische Prinz Choreff Mirza bey seinem Aufenthalte in Petersburg bewohnte, und das Grabdenkmal, welches die kaiserliche Wittve Marie ihrem Gemahl Paul I setzte, mit anderen Familiendenkmälern. Mit Ehrfurcht läßt der Großfürst Michael Alles unterhalten, ohne den Palaß der Mutter selbst zu bewohnen. Umständlich ist die Beschreibung von Zarskoe Selo. Der Tadel von *Dannekers* Christusstatue scheint gerecht. Der Vf. sah die Sternwarte zu Pulkowa und das Militärprytaneum zu Thesme, auch den Katharinenhof, wo Peter der Große mit Katinka lebte, die Luftschlößer Peterhof, Strelna, Gatschina, alle mit historischen oder botanischen Merkwürdigkeiten ausgestattet. Unterhaltend sind die Schlusnachrichten über die von der Kaiserin Marie beaufsichtigten Erziehungsanstalten, die viel zur Sittlichkeit der vornehmen Geschlechter in nächster Generation beytragen werden; alle stehen jetzt wohl erhalten unter der Obhut der Kaiserin Alexandra und der Großfürstin Helena. — Von 1663 Bildungsanstalten des Reichs sind 400 vom Kaiser Nicolaus errichtet worden, und unter diesen beaufsichtigt besonders Graf Cancrin das technologische und das Forst-Institut; das Ministerium des Auswärtigen das orientalische, der Kaiser selbst aber das pädagogische, von ihm durch einen Ukas vor Varna vom 12 Oct. 1828 nach dessen Fall errichtete Centralinstitut für Volksschullehrer.

Zweyter Band. Der Vf. bemerkte in Nowgorods Nähe die dortigen bereits schon wieder verfallenden Militärcolonieen für das Fußvolk. Neben der Landstrasse läuft der Wischevacanal, bey welcher Gelegenheit S. 20 u. f. w. das große innere Canalsystem

Rußlands entwickelt wird. Hier starb zu Grufina Alexanders Liebling, Graf Araktschejeff, im freywilligen Exil, entbunden von der Verwaltung der Militärcolonieen, weil er die ihm übertragene Satrapengewalt gemäßbraucht hatte. Hier und um Petersburg fand der Vf. häufig Hünengräber, wie in Holstein (wo sie die Einkoppelung immer seltener macht). In Moskau fand derselbe, einige Quartiere abgerechnet, eine neue Stadt, deren Häuser, weniger dicht an einander gebauet sind. Das dortige Museum ließ Kaiser Alexander prachtvoll wieder erbauen. Viel Lob ertheilt der Vf. dem moskauer Metropoliton Platon, der dem Kaiser Alexander das Beharren im Kampfe wider Napoleon empfahl, seine Unfälle weisagte, und deswegen, als Alles floh, selbst in Moskau seinen Sitz nicht veränderte, in der Ueberzeugung, daß die Feinde das Kloster nicht erreichen würden. Die Ausräumung seiner Schätze unterlagte er, und erlebte noch die Befreyung Moskaus von den Franzosen. Der Vf. liefert auch eine Geschichte der dort hergestellten Universität, des Waisenhauses mit einer Villa, wo die Kranken verpflegt werden, der von den beiden letzten Kaisern vollendeten Wasserleitung, und was überhaupt Moskau seinem Oberstatthalter Fürsten Golizyn verdankt. Das Donskoy-Mönchskloster, mit den kostbaren Grabmälern des Friedhofes, wo die Ruhestätte, je näher dem Wunderbilde, um so theurer von den Großen bezahlt wird. Dort wachte der Günstling Bilon den Metropoliton im Ornat in einen Teich zu stürzen. — Das von Potemkin erbaute Schloß Zarizyn ist unvollendet, und eine Ruine, ebenso das Schloß Kolomenskoy Selo, auch andere reiche Grosse lassen die Prachtschlösser ihrer Vorfahren verfallen. Geschichte des Klosters Troitzka und dessen Bedeutung in der russischen Reichsgeschichte, und nach Karamsins malerischer Schilderung. — Groß-Nowgorod, einst 400,000, jetzt 10,000 Einw. zählend, mit 60 Kirchen, am Ilmensee, eine mit den Hansestädten viel Verkehr treibende 600jährige Republik, die durch die Wälder ihren Handel mit Sibirien und über den Dniepr mit Konstantinopel trieb, aber durch Bürgerkriege in die Gewalt Iwan Wafiljewitsch fiel. — Religiöse Toleranz der Russen. Das herrliche Geläute der Sophieenkirche in Nowgorod, welche ein Volksgarten in weiten Räumen umgiebt; ungeheuere Fruchtbarkeit des Sumpfbodens umher. Jetzt lebt diese Stadt von etwas Durchfuhrhandel, einer Segelmanufactur. Der Generalstab der Militärcolonieen hat sie verlassen. Die Landleute umher sind gutmüthig und fröhlich, aber sehr abergläubig. — In offenen Särgen trägt man die Todten zum Grabe. — Das Georgskloster an der Wolchow, mit Geschenken im neuesten Geschmack überhäuft von des Grafen Orlow, des Günstlings der Kaiserin Katharina II und Zerstörers der Osmanenflotte, einziger Tochter, die jetzt Hof- und Staats-Dame der Kaiserin ist. Der Abt Photius war ein eifriger Verfolger der Illuminaten, Freymaurer u. f. w. in der Periode des Einflusses der Frau v. Krüdener. — Eins der thätigsten Verwaltungsdepartements in Rußland ist das der Brücken,

Wege und Canäle, die man überall entstehen und sich verschönern sieht. — Nirgends stören Zunftrechte die Industrie des Volks. Sümpfe und Haiden sieht man überall, aber wenig angebaute Felder und Wiesen. Wegen solcher Sümpfe wüthet hier oft die aus Südrussland übergehende Rindviehseuche. — Als der Aufstand in Polen fast alle zur Verfügung stehende Truppen der nördlichen Militärcolonieen entfernt hatte, und die übrigen vergeblich im Cordon aufgestellt waren, um die Cholera von Petersburg abzuhalten, auch 25,000 Arbeiter aus der Residenz weggewiesen worden waren, brach unter diesen brodlos gewordenen Menschen und unter den meisten Reserven eine Empörung aus wider den verhassten Gründer der Militärcolonieen, welcher zwar große Landstriche dadurch urbar gemacht, aber auch die großen Kronwälder, die früher Petersburg mit Feuerungsmitteln versorgten, vernichtet, und der ganzen ländlichen Bevölkerung Militärzwang auferlegt hatte. Viele Tausende erschlugen damals die Meuterer; andere Taufende die Krieger, welche den Aufruhr dämpften, viele wurden mit der Knute bestraft, mehrere nach Sibirien verwiesen; Andere unter die Regimenter gesteckt, und der Rest in Ackerfoldaten verwandelt, fast mit allen Rechten der Kronbauern. Dagegen wurden zum Militär-, Schul- und Erziehungs- Wesen Cantonisten-Bataillone gebildet. Die Zahl der auf solche Art versorgten Soldatenkinder übersteigt 100,000 Köpfe, aus welchen die Fähigeren zu Lehrern und Unterofficieren gebildet werden. Das Petersburger Bataillon erhielt eine militärische Rechtslehrerschule. — Von den Militärcolonieen bestehen übrigens nur noch die im Süden eingerichteten Reiter-Divisionen. Indessen bleibt des Vfs. Darstellung der Militärcolonieen, was sie waren und was sie jetzt sind, ein geschichtliches Denkmal ungeheurer aristokratischer, später nützlich gemilderter Entwürfe. S. 229 u. f. w. Im Gouvernement Nowogorod bestehen nur noch die sogenannten Ackerfoldaten, und die Bildungsanstalten der cantonirenden Bataillone inspicirt des Vfs. Schwiegersohn, der Gen.-Maj. und Gen.-Inspector Baron *Seddeler*. Interessiren dürften jeden Leser die Schicksale des Grafen Arantchejff, des Stifters der Militärcolonieen. — Zum Schlusse schildert der Domherr Petersburgs häusliches Leben und Geselligkeit, giebt treffliche literarische Ansichten über Rußland, und malt in seiner blühenden Sprache die Begebenheiten während der letzten Tage seines Aufenthalts in der Residenz. — Wer den Norden und seine Naturwunder liebt, der wird die Fahrt nach Altfinnland zum Wasserfall Imatra S. 332 bis zum Schlusse mit Vergnügen lesen, mit den schönen Darstellungen über Finnland und sein Volk, über die Villa Nicolai-Monrepos, über den Imatra und sein Felsenbette, auch das Wort des Abschiedes an die Kaiserstadt.

A. H. L.

HEIDELBERG u. LEIPZIG, b. Groos, und WIEN, b. Gerold: *Handbuch der Militär-Geographie von Europa*, von C. A. Freyherrn v. Malchus, kön.

würtemb. Finanzpräf. a. D., Comthur des kön. würtemb. Civil-Verdienst-Ordens, ausw. *Associé* der *Société de Statistique de France*. Erste Abtheilung mit einer orograph. Charte von Europa. 1832. XVI u. 432 S. 8. (4 Thlr.)

Dieses Werk des als Statistiker geachteten Verfassers liefert einen allgemeinen Ueberblick Europa's als Land, Meer und Grenze mit den anderen alten Welttheilen, Gebirgen, Flüssen. Wir heben Einiges aus, vorzüglich auch, um unsere Bemerkungen über das Vorgebrachte anzufügen. Der Vf. irrt, wenn er Sommer-Roggen und Hafer nur bis Grad 65 N. Br. gedeihen läßt. Freylich sind die Hindernisse groß, und können nur durch Märgelung, Düngung und Einfriedigung, auch tüchtige Abgrabung beseitigt werden, dann dürfte aber Sommergetreide wohl noch ein Paar Grade nördlicher gerathen; nur muß keine hohe oder steinige Lage zu dem Kältegrade mit kalten Winden hinzukommen. In Island wäre allerdings bey mehr Anstrengung ein Sommergetreidebau möglich, aber Missernten giebt es auf jeden Fall, und am leichtesten gedeihen in kurzen Sommern Gerste oder Frühhafer und Kartoffeln bis zum Grade 68 N. Br. — Die Pferde würden wohl nicht nördlicher als 66° gedeihen, aber bey besserer winterlicher Pflege und geschützterer Weide im Sommer möchten sie wohl größer und gesunder seyn. Island hat fast gar keinen Ackerbau seiner 4,700 Landstellen, und ernährt doch sehr nutzlos 26,000 Pferde; die Hälfte würde mehr als genügen. — Irrig rechnet der Vf. Pommern, Meissen, Niederschlesien jetzt noch zu den slavischen Ländern. — Ueber Land- und See-Macht und die Staatseinkünfte findet man hier schätzbare Zusammenstellungen. — Dann folgt in der Erdkunde von Europa die orographische Bestimmung der Begriffe und Benennungen der einzelnen Theile der Oberfläche, die äußere Form mit den Bestandtheilen und Verhältnissen der Gebirge, deren Classification, ferner der orographische Ueberblick von Europa, und in solchem das alpinische, das apenninische, das hercynische Gebirgssystem, die Mittelgebirge, das Gebirgssystem der pyrenäischen Halbinsel, das scandinavische, sarmatische und taurische Gebirgssystem mit dem auf den britischen Inseln. — Von S. 277 an beginnt der hydrographische Ueberblick von Europa, mit hydrographischen Begriffsbestimmungen, auch die Strom- und Fluß-Gebiete in einem jeden der verschiedenen Meeresgebiete. S. 295 läßt der Vf. bey der mecklenburger Bucht unbemerkt, daß in der Zeit der Slaven der jetzige seichte Schiffgraben zwischen Wismar und Schwerin so tief war, daß die Seeräuberschiffe von der wismarschen Rheebe nicht bloß bis zu ihrer Handelsstadt Mecklenburg auf dem halben Wege zwischen Wismar und Schwerin, sondern auch in den schweriner See einliefen. Vermuthlich war aber damals die Oberfläche der Ostsee mehrere und vielleicht über 9 Fuß nach Anleutung des sogenannten Heiligendamms bey Dobberan höher als jetzt. Der abgedachte Schiffgraben hatte

sicher keine Schleusen, und noch jetzt ist der Spiegel des schweriner Sees 122 Fuß höher als der Spiegel des wismarschen Hafens. Dagegen liegt die Elbe bey Boitzenburg 9 Fuß höher als der Spiegel der Ostsee, und nach der Elbe hat jetzt schon der gedachte schweriner See einen Abzug durch die Sude und Elde, die leicht schiffbar gemacht werden könnten, da der Fall nach der Elbe so gering ist. — Die Slaven hatten auch in Holstein einen trefflichen Hafen bey der Stadt Oldenburg, den die Eroberer, um ihn den Seeräubern zu versperren, im Eingange mit Schiffen verfenkten. Wo jetzt schöne Wiesen vertheilt sind an die Stadtbürger, da hatte die Vorzeit einen tiefen und völlig verschlemmten Hafen. Eben-daher, weil der Spiegel der Ostsee höher stand, war vormals die Sandbank vor Travemünde kein solches Hinderniß der Seefahrt nach Lübeck, als sie jetzt ist. Zu S. 320 muß Rec. bemerken, daß die Trave bey Travenhorst im Fürstenthum Lübeck und nicht im Gute Borstel entspringt; der Vf. verwechselt die Quelle der Alster mit der Quelle der Trave. — Wenn der Vf. in der ersten Abtheilung den Continent von Europa ohne Rücksicht auf seine Zerfällung in Staatsgebiete betrachtet, so wird er in der zweyten Abtheilung diese Zerfällung darstellen als die Grundlage des Gemäldes in der Summe der materiellen Kräfte der einzelnen Staaten, welche ein gegebener Kriegsschauplatz für die Kriegführung anbieten kann, die der Vf. durch Vereinigung der ausschließlich deutschen Bundesstaaten in drey Gebietsmassen zu erleichtern gesucht hat. Die Bearbeitung von ausführlicheren statistischen Notizen konnte er wegen der beschränkten Bogenzahl nicht auf alle europäischen Staaten, und besonders auf Frankreich und Italien ausdehnen. Die Staaten, auf welche derselbe sich beschränkt hat, sind indess diejenigen, deren genauere Kenntniß von vorzüglicherem Interesse für Officiere in deutschen Armeen ist. Im Generalstabe des Herzogs Alexander von Würtemberg als russischen Strassen-, Canal- und Wasser-Baumeisters erschien in St. Petersburg die Beschreibung des ganzen Netzes der Wasser- und Canal-Verbindungen des ganzen europäischen Ruslands mit Charten und Küstenberechnungen, und ein Entwurf mancher noch nicht begonnenen Erweiterungen. Es scheint, daß dieses wichtige, in unserer A. L. Z. 1834. No. 13 recensirte Werk dem Vf. unbekannt blieb; indess muß uns nicht auffallen, daß eine Civilperson diese treffliche Militärgeographie schrieb. Hat der Militär auch taktischeren und strategischeren Blick, so mangeln ihm doch bisweilen andere Kenntnisse, besonders über die Verpflegung eines großen Heers. Napoleon befahl solche freylich, vernachlässigte aber diese Rücksicht bey seinem Zuge nach Rußland so sehr, daß es fast unbegreiflich ist, daß er nicht, nach so vieler erduldeten Noth und Verlust an Menschen und Pferden bis Smolensk, dort Winterquartiere nahm. Ganz anders handelte der Marshall Wellington, und blieb daher am Ende Sieger.

A. H. L.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

KIEL, in der Universitäts-Buchhandlung: *Das Vaterunser*. In elf Predigten, von Dr. Claus Harms in Kiel. 1838. VIII u. 184 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Immer mehr scheint sich Hr. D. Harms in seinen Eigenthümlichkeiten als Kanzelredner zu gefallen, und sich selbst überbieten zu wollen. Er wird auch nicht leicht von seiner Manier zurückzubringen seyn, und Rec. ist weit entfernt, ihm dieß zu rathen, da er einmal auch in dieser Manier segensreich zu wirken vermag. Allein als musterhaft und allgemein anwendbar können wir dieselbe nicht bezeichnen, am wenigsten, wie sie in diesen Vaterunser-Predigten hervortritt. Auch die besten und erbaulichsten Gedanken, Dispositionen u. s. w. verlieren an Kraft durch die Wahl seltsamer Ausdrücke und Sprachverbindungen, und durch häufigen Mangel an Periodenbau. Sollte sich denn der von uns geachtete Vf. nicht zu überzeugen vermögen, daß das Natürlich-Geregelte allemal kräftiger wirke, als das Gefuchte und Regellose?

Es genügt, dieses Urtheil auch hier wiederum durch einige Beyspiele zu belegen. So erläutert die zweyte Predigt die Anfangsworte des Vaterunfers. Nachdem dieß als Thema ausgesprochen, treffen wir folgenden Uebergang zu der eben so seltsamen Disposition: „*Vater unser, der u. s. w.* Ein Anfang ist das, sagen wir davon, der allem Gebet und insonderheit dem Vaterunser recht ist, indem daß dieser Anfang alles Gebet und das Vaterunser bemißt 1) nach der *Höhe*, 2) nach der *Tiefe*, 3) nach der *Breite*, 4) nach der *Länge*. Nachdem nun der Vf. mit Berufung auf Ephes. 3, 18 erklärt, das V. U. in dieser Art betrachten, begreifen und ergreifen zu wollen, legt er erst die Frage vor: „Dürfen wir das? Verträgt ein Gebet das, eine solche Behandlung? vollends ein Gebet, welches *den* Urheber hat? Dieß wäre noch ein Stein vor der Pforte. Wie sollten wir nicht so dürfen!“ — Die vierte Predigt behandelt die heiligen, inhaltsschweren Worte: *Zu uns komme dein Reich*. Diese Bitte soll der Predigt drey Stücke geben; es wird gebetet 1) um ein Reich, 2) um ein Gottes-Reich, 3) daß es komme. Ehe nun der Vf. an die Ausführung geht, noch die Worte: „Jesus, du Gebetgeber, nimm deinen Theil auch als *Predigtgeber!* Ich rufe dich darum an.“ Nachdem im ersten Theile das Reich geschildert, beginnt der zweyte mit den ganz unnützen und undeutschen Worten: „Wär' ich zu lang gewesen in Beschreibung eines Reichs? *Wenn, so bin ich's gewesen*, auf daß die Hörer alle das Licht des Begriffs erhielten, was ein Reich sey, und es sich sagen könnten, *ob sie in einem.*“

Die äußere Ausstattung dieser Predigten ist vortrefflich. Zur Zierde gereicht ihnen noch das wohlgelungene Porträt und Facsimile des Vfs.

N. N.



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 9.

## JURISPRUDENZ.

ALTENBURG, b. Pierer: *Annalen der deutschen und ausländischen Criminalrechtspflege*, begründet von dem Criminal-Director Dr. *Hitzig* in Berlin und fortgesetzt von den Gerichts-Directoren Dr. *Demme* in Altenburg und *Klunge* in Zeitz. Erster Band. XII und 438 S. Zweyter Band. IV und 420 S. Dritter Band. IV und 434 S. Vierter Band. 420 S. und dazu ein Extraheft. VI und 90 S. Fünfter Band. 442 S. gr. 8. 1837 und 1838. (Der Band 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.)

Diese Zeitschrift ist an die Stelle der vortheilhaft bekannten seit 1828 erschienenen *Annalen für deutsche und ausländische Criminalrechtspflege* getreten, welche der Criminaldirector Dr. *Hitzig* in Berlin wegen Kränklichkeit seit dem J. 1836 nicht mehr fortsetzen konnte. Es sollen von dieser Fortsetzung in der Regel jedes Jahr 2 Bände in 2 Abtheilungen erscheinen, wovon jedoch theils bey einem als *cause célèbre* zur Tagesgeschichte gehörigen, besonders merkwürdigen und deshalb schnell zu veröffentlichenden Falle, oder bey Anhäufung interessanter Beyträge überhaupt, theils wohl auch bey zeitweiligem Mangel Ausnahmen gemacht werden, so daß ein Jahr vor dem anderen im ersten Falle mehr, im zweyten Falle weniger als zwey Bände erscheinen können. Bis jetzt sind 5 Bände, jeder in 2 Abtheilungen, nebst einem zum 4 Bände gehöriges Extraheft erschienen. Drey davon im Jahre 1837 und zwey im Jahre 1838.

Diese *Annalen* enthalten hauptsächlich für den Praktiker interessante und lehrreiche Criminalfälle, Kritiken neuer Gesetzes-Entwürfe auf dem Gebiete des Criminalrechts, sowie einige criminalistische Abhandlungen und kurze Anzeigen und Recensionen über neu erschienene Werke über Gegenstände des Criminalrechts, endlich enthält die zweyte Abtheilung des dritten und vierten Bandes Facsimile's von Briefen *Feuerbach's*, *Grolmann*, *Atmendigen*, *Stübel*, *Spangenberg* an *Hitzig*, und der fünfte Band ein Facsimile eines Protocolls. Diese Facsimile's hätten jedoch füglich wegbleiben können, da in denselben nur Privatsachen abgehandelt werden, die für ein größeres Publicum nicht das entfernteste Interesse

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

haben, und sich überhaupt nicht zur Veröffentlichung eignen. Die Recensionen über die neu erschienenen Werke sind im Ganzen zu kurz und oberflächlich, und nicht motivirt, während man doch gerade in einer einem speciellen Fache gewidmeten Zeitschrift die gründlichsten Recensionen dahin einschlagender Schriften zu erwarten berechtigt ist.

*Erster Band. Erste Abtheilung: I. Ueber den Begriff fortgesetzter Verbrechen und die Aufstellung desselben in einem Strafgesetzbuche an verschiedenen Rechtsfällen erläutert* von dem Geheimenrathe *Mittermaier* in Heidelberg. S. 1—23. Der Vf. sucht in verschiedenen Beyspielen zu zeigen, wie schwer es ist, den Unterschied zwischen fortgesetzten und wiederholten Verbrechen aufzustellen; das Ganze ist jedoch keine gründliche und erschöpfende Ausarbeitung, sondern beschränkt sich nur auf hingeworfene Bemerkungen. II. *Erkenntniß des großherzoglich sachsen-weimarischen und Gesamt-Oberappellations-Gericht zu Jena gegen mehrere Studierende der Universität zu Jena wegen hochverrätherischer Verbindung*, mitgetheilt von dem Geheimen Justizrathe *Martin*. S. 23—93. Ein sehr anziehender Rechtsfall, welcher über die Tendenz der Studentenverbindung „neue Germania“ interessante Aufschlüsse giebt. Die Entscheidungsgründe zu dem Urtheile des Oberappellationsgerichts sind sehr gut und gründlich ausgearbeitet. — III. *Hochverrath*, mitgetheilt von dem Herrn Geheimenrathe *Baron von Strombeck* zu Wolfenbüttel (S. 94—99). Ein Obristlieutenant aus Braunschweig wird zu 8 Jahren Gefängniß verurtheilt, und dieses Urtheil auch von dem Oberappellationsgericht zu Wolfenbüttel bestätigt, weil er den Herzog Wilhelm von Braunschweig, wiewohl nicht durch gewaltsame Mittel, sondern durch solche, welche von ihm „diplomatische“ benannt werden, von der Regierung zu verdrängen suchte. Der Fall ist etwas zu kurz ausgeführt, es sind nicht einmal die sogenannten diplomatischen Mittel angeführt, deren sich der Inculpat bedient hat, um sein Vorhaben zu bewerkstelligen. — IV. *Verheimlichte Schwangerschaft und Niederkunft; ob solche gemeinrechtlich strafbar?* Mitgetheilt von dem Herrn Geheimenrathe *von Strombeck* zu Wolfenbüttel (S. 99—102). Ein Strafurtheil herzoglichen Landgerichts zu Braunschweig, wodurch eine Weibsperson wegen verheim-

lichter Schwangerschaft und Niederkunft unter erschwerenden Umständen zu zweyjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt wurde, wird von dem Oberappellationsgerichte zu Wolfenbüttel wieder aufgehoben, und mit Recht von demselben erkannt, daß die Inculpantin mit aller Strafe zu verschonen sey, da die Verheimlichung der Schwangerschaft nach gemeinem Rechte nicht strafbar ist. — V. *Merkwürdige Tödtung eines Knaben durch Knabenhand.* Mitgetheilt von Herrn Oberappellations-Procurator Scholz zu Braunschweig (S. 103—121). *Friedrich Westphal*, Lehrbursche bey seinem Vater, dem Nagelschmiede Westphal, ein Knabe von 17 Jahren, verwundet aus Unvorsichtigkeit den mit ihm arbeitenden 14jährigen *Heinrich Kröckel* (ebenfalls Lehrbursche bey Nagelschmied Westphal) durch einen Wurf mit einem glühenden Eisen, woran derselbe starb. Die zugefügte Verwundung wurde von dem Aerzten für eine absolute und unter allen Umständen tödtliche erklärt. Sehr rühmlich war das Betragen beider Knaben. Kröckel ertrug die größten Schmerzen ohne Klagen, und starb mit den Worten: „Meister, Fritz ist unschuldig“, und Fritz bat den Arzt, welcher Besuche und Sprechen untersagt hatte, um die Erlaubniß an, dem Kranken nur die Hand reichen zu dürfen. Bey dem Tode des Verwundeten überfiel ihn eine Ohnmacht, während der Untersuchung wurde der Knabe matt und hinfällig, stets klagend über sein Unglück und tiefsinnig. Wohl zu hart war daher eine 3monatliche Zwangsarbeitsstrafe, wozu er verurtheilt wurde; welche jedoch durch die lobenswerthe Gnade des Regenten unter Niederschlagung der Untersuchungskosten gänzlich erlassen wurde. — VI. *Fälschung, betrügliches Verlöbniß*; eingeschandt von Hn. Dr. Voget in Bremen (S. 122—168). Ein interessanter Criminalfall. Der 21jährige Sohn eines Porträtmalers führte sich, indem er seinen Original-Taufschein durch ein vor dem Familien-Namen seines Vaters eingeschobenes „c.“ gefälscht, als Adelligen und als Sohn eines wohlhabenden Vaters in die Familie der Wittve eines Schauspielers ein, gewinnt das Vertrauen der Mutter und die Liebe der 17jährigen Tochter, verspricht letzter unter dem fälschlichen Vorgeben, daß sein Vater eingewilligt habe, die Ehe. Hicmit noch nicht genug, läßt er sich von seinem Freunde (in der Periode vom Mai bis August 1831) eine Reihe falscher Briefe, welche angeblich sein Vater an ihn, an die Tochter und Mutter geschrieben, fertigen, und versucht auf einen jener Briefe ein falsches Postzeichen „Schwerin 31. Juli 1831“ mit Drucklettern zu machen, und suchte endlich durch eine falsche, auf Stempelpapier geschriebene und mit dem Familien-Siegel versehene Einwilligungs-Urkunde seines Vaters, seinen falschen Versicherungen Glauben zu verschaffen. Am 7ten September 1831 benutzte er demnächst die Abwesenheit der Mutter, auf das in einem der falschen Briefe seines Vaters enthaltene Vorbringen, die Tochter zu verleiten, mit ihm auf ein nahe gelegenes hannöverisches Dorf zu fahren, um

sich dort mit ihr heimlich trauen zu lassen, und da ihm sein Freund und Mit-Inculpat die Bitte abgelehnen, die Stelle des Pastors zu übernehmen, so tröstete er das Mädchen über das Nichterscheinen des Pastors unter dem Vorwande, derselbe sey plötzlich krank geworden, habe ihm aber einen Copulationschein mitgegeben, der die Formalität der Trauung ersetze. Er legte ihr hierauf auch einen völlig falschen, von ihm gefertigten, mit einem mehrere Tage vorher dazu bestellten Siegel versehenen Copulationschein vor, und überredete sie, daß sie nunmehr seine rechtmäßige Ehefrau sey; er reiste noch an demselben Tage mit ihr nach Osnabrück, wo sie ihm denn jetzt alle Rechte eines Ehemannes einräumte. Derselbe wurde durch Erkenntniß des Obergerichts zu Bremen unter dem 18ten Februar 1832 zu Einem Jahr Zuchthaus, und sein Mitinculpat zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt; welches Erkenntniß auch von dem Oberappellationsgerichte in Lübeck unter dem 29 Mai desselben Jahrs mit Recht bestätigt wurde. — VII. *Psychologische Darstellung des Criminalprocesses gegen Theobald Heckmann von Eiterbach, wegen Tödtung von Ludwig von Jagemann, großherzoglich badischem Amtmann in Heidelberg. Nebst Vorwort vom Herausgeber* (S. 168—192). Theobald Heckmann wird wegen Todtschlag zu 8 Jahren Zuchthaus verurtheilt, jedoch später tiefsinnig, und daher in eine Irrenanstalt gebracht. Der Fall selbst ist an sich von keinem besonderen Interesse. — VIII. *Antrag und Entwurf, die Einführung eines neuen Beweisverfahrens für den Canton Bern betreffend* (S. 193—208). Die Antragsteller suchen das Unzureichende und Gefährliche des dermaligen Beweisverfahrens im Canton Bern darzustellen, wonach die Schuld eines Angeklagten nur dann ausgesprochen wird, wenn entweder sein Geständniß vorliegt, oder der Beweis durch die Aussagen zweyer directer Zeugen geführt ist. Zur Abhülfe dieses Uebelstandes stehen nach Ansicht der Antragsteller drey Wege offen, 1) das Institut der Geschworenengerichte, 2) ein System gesetzlicher Beweisführung, das den Beweis durch Indicien zuläßt, 3) ein gemischtes System. Letztes soll darin bestehen, daß der Richter lediglich nach seiner inneren Ueberzeugung urtheilen soll, und dabey nur die Pflicht hat, im Erkenntniß die Gründe anzugeben, welche seine Ueberzeugung geleitet haben.

*Zweyte Abtheilung. IX. Der wegen mehrfachen Giftmordes, Brandstiftung und Diebstahls angeschuldigte, zur Strafe des Rades 1834 verurtheilte, und in zweyter Instanz theils ganz frey, theils von der Instanz losgesprochene Tischlermeister Wendt zu Rostock*; mitgetheilt von Hofrath Krull daselbst (S. 209—360). Da dieses einer der merkwürdigsten und lehrreichsten Criminalfälle der neuesten Zeit ist, welcher die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich gezogen, und auch für die meisten Nichtjuristen von großem Interesse seyn wird, so erlaubt sich Rec., etwas ausführlicher von demselben zu re-

den. Der Tischlermeister Carl Ludwig Wendt zu Rostock wurde in dem von der Universität Göttingen eingeschickten, am 6 November 1831 publicirten Urtheil wegen Ermordung seiner Mutter, Wittwe Stegmann, von der Instanz entbunden, wegen der Ermordung seiner Ehefrau durch Gift, sowie des Versuchs, seine Schwiegermutter mittelst Gift zu ermorden, und der culposen Gesundheitsverletzung mehrerer Personen und Brandstiftung für schuldig erkannt, und zum Rade verurtheilt, später auf dieselben Acten von dem Spruchcollegium zu Heidelberg (sicherem Vernehmen nach auf Special-Relationen von *Milnermaier*, *Zachariä*, *Thibaut* und *Rosshirt* einstimmig gefällten Erkenntnis) wegen der Vergiftung seiner Mutter, wegen Versuchs, seine Schwiegermutter durch Gift zu morden, und wegen der ihm beygemessenen Brandstiftung völlig freygesprochen, dagegen wegen der Anschuldigung, seine Frau durch Gift ermordet zu haben, von der Instanz entbunden, auch von Tragung der sämtlichen Untersuchungskosten mit Einschluss der Sitz- und Verpflegungs-Kosten befreyt, dagegen schuldig erkannt, die Kosten der Vernehmung zu tragen. In der That hat sich durch vorliegendes Erkenntnis die Göttinger Juristenfacultät auf keine vortheilhafte Art bekannt gemacht; und man sieht hieraus, wie gefährlich die Verurtheilung auf Indicien selbst in den Händen rechtsgelehrter Richtercollegien werden kann, wenn dieselben, wie dies hier geschehen, stets geneigt sind, die Schuld zu vermuthen, in ihren Schlüssen immer kühner werden, und jede Wahrscheinlichkeit für Wahrheit zu nehmen geneigt sind. Am 26 October wurde nämlich der Polizeydirector *Dr. Bencard* in Rostock durch den practicirenden Arzt *Dr. Most* schriftlich benachrichtigt, daß im Hause des Tischlermeister Wendt daselbst am Morgen dieses Tages 8 Personen, die Ehefrau des Tischlermeister Wendt, ihre Tochter, ihre Mutter, die drey Gefellen Saal, Frick und Wieth, und die Lehrbursche Henfer und Nehls nach dem Genuße des Kaffees gefährlich erkrankt seyen, und daß wahrscheinlich eine Arsenikvergiftung vorliege. Während dieser Vorfälle war der Tischlermeister Wendt abwesend gewesen. Er befand sich nach der Aussage des Gefellen Saal seit dem 21 October auf einer Reise nach Anclam, um daselbst Familien- und Erbschafts-Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Der Kaufmann Haak hatte sogleich auf Bitten der Wendt einen Boten an ihren Mann gesandt, um ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen, worauf derselbe in der Nacht vom 27 auf dem 28 October zurückkehrte. Am 30 October Morgens 4 $\frac{1}{2}$  starb die verhehelichte Wendt. Es hatte der Gefelle Saal angezeigt, daß Wendt vor längerer Zeit Gift gegen die Ratzen gelegt, und davon vielleicht etwas übrig haben möge. Wendt wurde daher vernommen, und machte die Anzeige, daß er ein Paquet mit Arsenik im Hause habe; selbiges befinde sich im Keller an einer Stelle, die ihm nur allein bekannt sey. Bey der angestellten Untersuchung wurde dieses Paquet

auch daselbst gefunden. Die Art und Weise, auf welche Wendt in den Besitz dieses Arseniks gekommen, war folgende: In dem Meubelmagazine des Tischleramts in Rostock war vor mehreren Jahren durch Ratzen mehrfacher Schaden gestiftet worden. Es hatte daher Kaufmann Kechler, bey dem sich das Magazin damals befand, ein Pfund Arsenik angeschafft; von diesem Arsenik wurde ein Theil gegen die Ratzen gelegt, der Rest aber dem damaligen Deputirten bey dem Meubelmagazine, Tischlermeister Wilken, eingehändigt. Dieser hat dasselbe zwey Jahre hindurch behalten, und darauf dem ihm nachfolgenden Deputirten, Tischlermeister Wendt, übergeben. Dieser hat den Arsenik behalten, etwas davon in seinem Hause verbraucht, und das Uebrige nach seiner Aussage zuerst in einem verschlossenen Schranke, seit Johanni 1830 im Keller, woselbst es durch den Burschen Henfer, später aber durch den Burschen Nehls mit vielen Spänen bedeckt worden sey, aufbewahrt. Dieses erklärte sich Wendt bereit, mit einem Eide zu bekräftigen. Bey der Untersuchung fand sich 1) in der Kanne, in welcher an diesem Morgen der Kaffee gekocht worden, 2) in der Kanne, in welche die verhehelichte Wendt den gekochten Kaffee gegossen hatte, 3) in der Kanne, aus welcher die Mutter der Wendt Kaffee getrunken, und ebenso in dem Schlunde der Speiseröhre und dem Magen der Wendt Arsenik. Auch war die Wendtsche Ehefrau nach dem ärztlichen Gutachten an einer Arsenikvergiftung gestorben. Im Laufe der vor Gericht angestellten Untersuchung brach am 22 November 1830 im Hintergebäude des Tischlermeister Wendt Feuer aus, welches jedoch bald wieder gelöscht wurde; man vermuthete eine absichtliche Brandstiftung, und das verdächtige Benehmen und die unzureichenden Antworten der Adelaide Wilhelms, sowie deren Mutter, veranlafste das Gericht, dieselben zu arretiren, und eine Untersuchung gegen sie einzuleiten. Da sich aber der Verdacht nicht rechtfertigte, wurden dieselben am 31 Januar wieder in Freyheit gesetzt.

Am 7 Januar 1830 machte der Bursche Henfer in einem Verhöre die Anzeige, daß der Gifttransport nicht um Johanni, sondern erst am Morgen der Rückkehr des Meister Wendt geschehen. Auch habe er ein Gespräch zwischen diesem und dem Gefellen Saal belauscht, und gehört, wie Letzter dem Ersten benachrichtigt habe, daß das Gericht von dem Vorhandenseyn des Giftes im Hause Kenntniß habe. Wendt habe hierauf den auf den Dielen stehenden Schrank geöffnet, aus demselben das Paquet Gift genommen, und es in den Keller getragen. Wie Wendt ihn bemerkt, habe er ihm und den Gefellen Saal auf das Strengste Stillschweigen befohlen. Auch erzählte Henfer, welcher am 31 Januar verhaftet worden war, mehrere Betrügereyen von Wendt; namentlich, daß er ohne Wissen des Kaufmanns Haak Bretter und Bouteillen voll Oel und Lack habe holen lassen, daß er Feldsteine, die vor den Thüren Anderer gelegen,

sich zugeeignet, und dafs er nur für *einen* Gefellen Contribution bezahlt, da doch Mehrere bey ihm in Arbeit gestanden. Später äufserte er, dafs Wendt wahrscheinlich seine Mutter vergiftet, da diese ebenfalls an heftigem Erbrechen gelitten, und gerade, wie die Wendt, die Mienen krampfhaft verzogen. Nachdem er anfänglich den Gefellen Saal der Theilnahme und Mitwirkung an der Vergiftung beschuldigt, gestand er endlich, durch Wendt verleitet, selbst die Vergiftung bewerkstelligt zu haben. Auch habe er im Auftrage Wendts die Späne auf dem Boden angezündet. Als Wendt das Giftpaquet in den Keller transportirt, erzählt Henfer, habe dieser noch etwas davon abgenommen, und dasselbe nebst einer Pistole an einer alten Stelle im Keller verborgen. Mit dieser Pistole habe er schiefsen sollen, sobald die Wendt dem Sterben nahe sey, um ihr auf solche Weise den Rest zu geben, er habe dies jedoch abgelehnt, und ebenfalls auf Wendts Anrathen in der Nacht vor des Letzten Nachhauerkunft durch das Niederwerfen eines Bretts auf den Boden einen starken Knall verursacht. Zugleich, als jenes Gift und die Pistole versteckt worden sey, habe Wendt auch einen der Wilhelms gehörigen Präsentirteller mit einem Steine beschwert, in den in dem Keller befindlichen Brunnen versenkt. Die Nachforschung bewahrheitete jedoch die Angabe Henfers nicht, und man findet weder Gift, Pistole, noch Präsentirteller an den bezeichneten Orten. — Später wiederruft er die Mitwissenschaft des Gefellen Saal. Auch ändert er seine Angabe wegen des Verbergens des zurückbehaltenen Giftrestes dahin ab, dafs er selbigen im Garten vergraben, und als hier nichts gefunden, giebt er wieder einen anderen Ort an, und als hier wieder nichts gefunden wurde, wird er wegen seiner Lügen mit körperlicher Züchtigung belegt, und giebt nunmehr den Dachgiebel als Ort des Verstecks an. Als auch hier nichts gefunden wird, so wird ihm bekannt gemacht, dafs er eine schärfere körperliche Züchtigung verwirkt. Derselbe fängt hierüber an zu wehklagen, sagt, dafs er die Gänge nach dem Wendtschen Hause nur deshalb veranlafst, um dabey zu entfliehen, dafs er aber darin, dafs ihm Handschellen bey dem letzten Gange angelegt, den Finger Gottes erkenne. Aufgefodert, diesen Fingerzeig Gottes zu benutzen, ruft er in anscheinender grosser Gemüthsbewegung aus: soll ich denn Alles bekennen? Und als man ihm zuredete, ein offenes Bekenntniß abzulegen, so giebt er an, dafs Meister Wendt ebenso unichuldig sey, wie der Gefelle Saal. Erster habe so wenig Theil an der Vergiftung als an der Brandstiftung, beide

Verbrechen seyen von ihm aus eigenem Antriebe verübt worden.

Als Wendt Gift gegen die Ratzen gelegt, habe er sich gemerkt, wohin das Giftpaquet gelegt worden, darauf an einem Abende (ungefähr 8 Tage später), als Wendt, seine Frau und die Gefellen nicht zu Hause gewesen, die verschlossene Schublade geöffnet, das Giftpaquet hervorgeholt, aus demselben 4 bis 5 Theelöffel voll Gift genommen, und dieses in einem kleinen Papier in seinen Schubkasten verwahrt; das Paquet habe er wieder an die alte Stelle gelegt, und bey dem Oeffnen desselben sey von ihm wahrgenommen worden, dafs auf dem Umschlag ein Tottenkopf und die Worte Gift! Gift! gestanden. Während des ganzen Sommers sey ein Drang in ihm gewesen, Jemanden zu vergiften; er habe eigentlich auch die Absicht gehabt, dem Meister Wendt Gift beyzubringen; der Meisterin habe er deshalb Gift in den Kaffee geschüttet, weil diese am Sonnabend vor der Vergiftung damit gedroht, dafs ihr Mann nach seiner Rückkehr ihn tüchtig züchtigen solle. Das Feuer habe er angelegt, um sich an Wendt zu rächen, da dieser ihn nach der Vergiftung zweymal hart behandelt. Er habe Wendt deshalb angeschuldigt, weil er geglaubt, nicht so hart bestraft zu werden, wenn er angebe, dafs er von seinem Meister, den man wohl wieder freigelassen hätte, verführt sey. Später beschuldigte er jedoch wieder unter mancherley Variationen den Wendt der Theilnahme an den genannten Verbrechen. Auch sagt er hinsichtlich des Todes der Wittve Stegmann, der Mutter des Wendt, aus: Wendt habe ihm in Gegenwart seiner Frau ein kleines Paquet in weifsem Papiere mit dem Auftrag eingehändigt, das darin befindliche Pulver der Stegmann, ohne dafs sie es merke, in die Bier-suppe zu schütten, was er auch gethan. Von Wendt sey dieses Pulver für ein Heilmittel ausgegeben worden, jedoch habe er ihm Verschwiegenheit anempfohlen, und nach und nach 14 Gulden gegeben.

Am 3 Januar 1830 machte der Tischlermeister Wendt auf desfallsiges Befragen die Anzeige, dafs er sich mit Dorothea Lanzberg wiederum verheirathen werde, und gesteht ein, dafs er das Gift am Morgen nach seiner Zurückkunft in den Keller gebracht; in Folge der Anschuldigungen Henfers wurde dieser mit Wendt confrontirt; Letzter aber leugnete die ihm vorgehaltenen Verbrechen gänzlich ab, wurde jedoch auf das Geständniß Henfers, welches ihn als Mitschuldigen bezeichnet, zur gefänglichen Haft gebracht.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## JURISPRUDENZ.

ALTENBURG, b. Pierer: *Annalen der deutschen und ausländischen Criminalrechtspflege*, begründet von dem Criminal-Director Dr. Hitzig in Berlin und fortgesetzt von den Gerichts-Directoren Dr. Demme in Altenburg und Klunge in Zeitz. Erster bis fünfter Band u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Mehrere Zeugen wurden nun über obigen Gegenstand vernommen, wovon folgende als erheblich beachtet werden können:

„Die Dorothea Lanzberg sagte aus, Wendt habe sich geäußert, wenn er jetzt hinaufgehe, und die Wilhelms erstehe, jeder glauben würde, sie habe sich selbst im Gefühle ihrer Schuld getödtet.“

Die verehelichte Mülter bezeugte, daß Wendt nicht, wie es einem Ehemann zusteht, seiner Ehefrau zu Handen gegangen, die Krankheit nicht für gefährlich gehalten, auch die verstorbene Wendt auf ihrem Kranklager geäußert, sie müßte nun ebenso liegen und im Schmutze crepiren, wie ihre verstorbene Schwiegermutter, die Stegmann. Gefelle Saal will sich nicht überzeugen, daß Wendt schuldig sey, auch habe er nie verfängliche Reden von ihm gehört. Ueber sein Fortkommen habe er zuweilen gestöhnt, und vor 2 Jahren geäußert „Ja wenn sein Altche“ nur erst crepirt sey, so werde es ihm besser gehen, indem er dann deren Vermögen als Eigenthum erhalte. Als Zweck seiner Reise nach Anclam giebt Wendt an, daß er hauptsächlich es beabsichtigt habe, sich ein Erbenzeugniß von dem dortigen Gericht zu holen, um sich zum Nachlasse seiner Mutter als Erbe zu legitimiren. Er hat hiebey auf den von seinem Vertheidiger, Hofrath Krull, zu wiederholten Malen ertheilten Rath berufen, welches jener auch bestätigt.

Wendt selbst hatte ausgesagt, als der Richter alle gegen ihn sprechenden Indicien ihm vorhielt, und ihm vorstellte, daß er durch fortwährendes Leugnen nur die Sache erschwere, seine Inhaftirung verlängere, und bey vorauszusetzenden Widersprüchen sich Strafe zuziehen werde: „Ich sehe wohl, daß Alles mich verläßt, und daß selbst meine besten Freunde gegen mich zeugen. Ich werde unter solchen Umständen unterliegen müssen, und lieber, als daß ich noch lange unterliegen sitze, und mich bestrafen lasse, will ich

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

Alles zugestehen, vor Gott aber begehe ich mit solchen Zugeständnissen eine Lüge. Wenn man Henfer mir nochmals vor Gericht gegenüber stellen wollte, so wird er unmöglich bey seiner Anschuldigung beharren, und die Frechheit besitzen können, sie mir ins Gesicht zu sagen, und mehrmals fügte er hinzu: ich will lieber bekennen, daß ich an Allem Schuld bin, da ich mich doch verloren sehe, aber Gott weiß, daß ich keinen Theil an der Sache habe.“

Am folgenden Tage wurde dem Wendt von dem Richter wieder eindringlich zugeredet zu bekennen, worauf er endlich erklärte: „So will ich es denn zugestehen, um die Vergiftung meiner Frau gewußt, und dieselbe veranlaßt zu haben. Nach den Motiven befragt, ruft er aus: „ach du barmherziger grosser Gott!“ und zu wiederholten Malen befragt, giebt er die Bosheit seiner Frau als den Grund an, gleichzeitig beruft er sich auf seine Unschuld und äussert, daß er Alles lieber freywillig einräumen wolle, was ihm nachtheilig seyn könne, als es sich abzwängen zu lassen, auch bittet er mit Saal und Henfer confrontirt zu werden, und will, wenn diese ihre Ausagen wiederholen, obgleich unschuldig, bekennen.

Am 5ten Mai erklärte Wendt wieder, er habe den Burschen Henfer veranlaßt, seine Ehefrau zu vergiften; die näheren Umstände giebt er folgender Gestalt an, Henfer sey von ihm zu der Vergiftung auf den Taubenboden beauftragt worden, und habe daselbst den Arsenik in blauem Papier mit der Anweisung erhalten, denselben in die Kanne und den Theekessel zu werfen. Für die Vollziehung dieses Auftrags habe er dem Henfer einen neuen Anzug zugestagt, und ihm versprochen, daß er ihn zum Gefellen befördern wolle. Henfer habe sich zur Ausführung bereit erklärt, und ihn am Morgen nach seiner Zurückkunft benachrichtigt, daß er das Gift in die Kanne, und in den Theekessel geworfen. In demselben Verhöre erklärt er aber seine Geständnisse, in sofern er sich als Theilhhaber angegeben, für Lügen, die er gemacht, weil er sich nicht anders zu retten gewußt. In den diesem Protocoll von Gerichtswegen hinzugefügten nachträglichen Bemerkungen ward angeführt, daß Wendt es bey dem Geständnisse über Vergiftung es sich habe merken lassen, als wenn die Sache sich doch anders verhalte, und daß er bey der Erwähnung des blauen Papiers geäußert habe: So sagt ja Henfer, und so wird es wohl seyn, ich

habe dies bey meiner Confrontation mit Henfer so von ihm gehört.

Die hierauf folgenden Verhöre enthalten Wendts Betheuerungen seiner Unschuld, bey denen er auch beharrt, als Henfer mit ihm confrontirt wird, und ihm unter Anführung der Specialien ins Gesicht sagt, das er (Wendt) ihn (Henfer) zu dem Verbrechen verleitet habe.

Es werden dem Wendt wieder eindringliche Vorstellungen gemacht, und er gesteht, den Henfer zur Vergiftung seiner Frau beauftragt zu haben, und gleichzeitig erklärt er auch, das er in seiner rettungslosen Lage Alles auf sich nehmen müsse, wiewohl er den Burschen keineswegs beauftragt habe. Dann erklärt er wieder, die Absicht, seine Frau zu tödten habe er nicht gehabt, wisse auch nicht, warum er Henfer beauftragt habe, seiner Frau Gift zu geben.

Hierauf zu einer bestimmten Erklärung aufgefordert, antwortete er. „Was soll ich sagen? Ich muß die Sache sagen, denn wenn ich *nein* sage, werde ich Schläge bekommen.“ (Nach dem Protocoll hat er wirklich einigemal, weil er, wie es heist, sich in Lügen verwickelte, Röhrchen-Hiebe erhalten.) Als den Grund, welcher ihn zum Geständniß veranlaßt habe, führt Wendt an, das er mit seinen Gedanken ganz wirr, und in einem höchst bedrückten Gemüthszustand gewesen, und in seinem Gefängniß sich entschlossen, durch ein Bekenntniß seiner Schuld seiner traurigen Lage ein Ende zu machen. Die Specialien habe er bey der Confrontation mit Henfer gehört, und dieser habe es ihm ja ins Gesicht gesagt, er (Henfer) wäre auf solche Weise von ihm verleitet worden.

In dem Verhöre, in welchem Wendt gestand, den Henfer zur Vergiftung beauftragt zu haben, und anfangs Saals Theilnahme hieran leugnete, werden dem Ersten ebenfalls ernstliche Vorstellungen wegen der Brandstiftung gemacht, darauf giebt er die Erklärung ab, das Saal an dem Tage des Brandes gesagt habe, man müsse, um den Verdacht der Vergiftung abzuleiten, Feuer anlegen, und das es darauf beschlossenen worden sey, Feuer in die Späne zu werfen. Als ihm vorgehalten wurde, das unter diesen Umständen auch Saal von der Vergiftung Kenntniß gehabt haben müsse, erklärt Wendt, das dieses auch der Fall sey. Noch in demselben Verhöre wiederruft aber Wendt seine Geständnisse, und bleibt bey der Behauptung seiner Unschuld. Von den Specialien bey der Brandstiftung in der Confrontation mit Henfer durch Letzten in Kenntniß gesetzt, macht Wendt darauf aufmerksam, das die Behauptung Hensers, das Licht auf der Diele der Treppe erhalten zu haben, sehr unwahrscheinlich sey, da er (Wendt) doch wohl einen geheimen Ort würde gewählt haben, um einen solchen Auftrag zu ertheilen. Ueberdies sey damals schon bey Licht gearbeitet worden, und Henfer habe selbst Licht in der Werkstätte gehabt. Auch die Unterredung und genaue Instruction am Strande sey unrichtig, weil er zu seiner Zeit überhaupt an Schiffen keine Arbeit gehabt.

Was die angebliche Vergiftung seiner Mutter, der Wittwe Stegmann, betrifft, so war dieselbe im Januar 1830 verstorben, und vom Prof. *Spitta* ärztlich behandelt worden. Letzter erklärte, das nach Ausweis seines Krankenjournal die Stegmann an einer Apoplexie gestorben, und er bemerkt noch, das das Erbrechen und die Verzerrung der Gesichtszüge, namentlich des Mundes, recht wohl seine Erklärung in der genannten Krankheit finde. Die Leiche wurde ausgegraben, und vor Henfer, Wendt und Saal recognoscirt. Indessen fanden sich in den zur Untersuchung gegebenen Theilen der Leiche weder Arsenik, noch eine andere giftige Substanz.

Das am 26 November 1834 publicirte Urtheil der Göttinger Juristen-Facultät ist bereits oben angeführt, die Gründe hiezu sind folgende: I. Verdachtsgründe gegen Wendt wegen Ermordung der Stegmann: 1) Die Aussage des Inquisten Henfer; nämlich, das ihm, wie bemerkt, Wendt im Beyseyn seiner Frau ein Päckchen in weißem Papiere mit dem Auftrage gegeben, hievon in die Biersuppe zu schütten, und ihm das Papier zurückzubringen, das Wendt und seine Frau ihm Verschwiegenheit anempfohlen, Erster ihm auch dafür 14 fl., Letzte ein Hemd gegeben habe. 2) Das plötzliche schwere Erkranken der noch rüftigen Stegmann. Die von dem Professor *Spitta* aus seinem Krankenjournal mitgetheilte Notiz, das die Stegmann von einem Schlagflusse befallen gewesen, sey sehr oberflächlich. Der Umstand, das nach dem Gutachten des Apothekers, Dr. *Witte*, bey der chemischen Untersuchung des Inhalts der Eingeweide keine Spur von Arsenik oder einem anderen mineralischen Gift gefunden worden sey, liefere keinen genügenden Beweis wider das Daseyn einer Vergiftung, da die Leichenöffnung erst 10 Monate nach dem Tode erfolgt, in welchem Falle aber durch die mit beginnender Verwesung entstehenden chemischen Proceße der Arsenik in Verbindung mit dem Wasserstoff als Arsenikwasserstoff entweichen könne. 3) Die Aeufserung der Ehefrau des Wendt auf ihrem Krankenbette: „sie müsse jetzt ebenso liegen und im Schmutze crepiren, wie ihre verstorbene Schwiegermutter, die Stegmann.“ 4) Das Daseyn eines Beweggrundes, welcher den Inquisten Wendt zur Ermordung seiner Mutter bestimmen konnte, nämlich der Wunsch, das Vermögen derselben zu erhalten. 5) Das sorglose Betragen Wendts und seiner Ehefrau bey der Krankheit seiner Mutter. Hieraus sey 6) das Gerücht entstanden, welches den Inquisten der Ermordung seiner Mutter bezüchtigte. 7) bietet das Benehmen des Inquisten während der Untersuchung Verdachtsgründe dar. Dahin gehöre, das Wendt bey dem Anblicke der wieder ausgegrabenen Leiche seiner Mutter gar keine Rührung bemerken ließ, sowie, das Wendt, ohne das ihm von Seiten des Gerichts dazu Veranlassung gegeben worden wäre, mit der Versicherung hervorgetreten, das er an dem Tode seiner Mutter unschuldig sey. 8) Die durch den Inquisten, wie dieses die Göttinger Juristen-Facultät in ihren Entscheidungsgründen auszuführen gedenkt,

kaum  $\frac{3}{4}$  Jahre später bewirkte Ermordung seiner Ehefrau durch Gift, und die versuchte Ermordung seiner Schwiegermutter durch Gift, indem diese Verbrechen eine Geneigtheit des Inquisten zeigten, die ihm lästigen Personen durch Gift aus dem Wege zu räumen. Diese Anzeigen sollen so übereinstimmend und im Einklange stehen, das Wendt wegen dieses Verbrechens nur von der Instanz zu entbinden sey. Allein von Uebereinstimmung und Einklang der Indicien findet sich hier keine Spur, auch hat die Göttinger Juristen-Facultät eine solche Uebereinstimmung nicht näher nachzuweisen vermocht. Auf die Bezüchtigung Henfers ist durchaus kein Gewicht zu legen; denn nach glaubwürdigen Zeugnissen ist Henfer ein Lügner von Jugend auf gewesen, und als Lügner hat er sich in dieser Untersuchung bewährt. Auch behauptet Henfer selbst nicht einmal, das das ihm in dem Papier übergebene Pulver wirklich Gift gewesen, sondern nur ein weißes Pulver.

Wenn Henfer ein vollkommen glaubwürdiger Zeuge wäre, läge ein halber Beweis eines entferntesten Indiciums vor; denn die anderen Verdachtsgründe sind gar nicht in Anschlag zu bringen. So kann 2) das plötzliche Erkranken nicht auffallend seyn, da, wie Herr Professor *Spitta* aus seinem Krankenjournal mittheilt, die Stegmann am Schlagflusse gestorben ist. Hr. Prof. *Spitta* aber war gegenwärtig, und muß also noch dazu als Arzt über die Krankheitszufälle ein besseres Urtheil zu geben im Stande seyn, als die Göttinger Juristen-Facultät. Auch hat sich kein Gift bey der Stegmann vorgefunden, was die Angabe des Professors *Spitta* unterstützt. Zwar sagt die Juristen-Facultät, das sich das Gift zersetzen könne. Indessen würde es doch ein immer unerhörter Fall seyn, das sich bey einer Arsenikvergiftung nach 10 Monaten das Gift so zersetzt hätte, das auch keine Spur mehr in dem Körper davon zu finden wäre. Jedenfalls hätte aber bey einer Zersetzung der Arsenikwasserstoff bey dem Oeffnen des Sarges einen starken Knoblauchgeruch verbreiten müssen. Das sich Wendt um seine Mutter nicht bekümmert, und früher die Aeußerung gethan, wenn seine Altische nur erst crepirt wäre, dann werde es ihm besser gehen, läßt wohl auf Rohheit und wenig Liebe zu seiner Mutter schließen, wie dieses bey den niederen Volksclaffen gar zu häufig angetroffen wird, aber keinesfalls auf ein so schweres Verbrechen. Die Aeußerung der Ehefrau Wendts, das sie ebenso liegen und im Schmuze crepiren müsse, wie die Stegmann, was ohnedies nur von einer Zeugnia besagt wird, deutet offenbar nur darauf hin, das sie jetzt ebenso verlassen wäre, und man sich jetzt ebenso wenig um sie bekümmere, als Wendt und sie früher um die Stegmann sich bekümmert hätten; und nur, wenn man geneigt ist; auf eine sophistische Art stets Gründe für die Schuld finden zu wollen, kann man diesen Worten eine so verkehrte Auslegung geben, wie die Göttinger Juristen-Facultät gethan. Ebenso kann das bloße Daseyn eines Beweggrundes kein Indicium für die Begehung eines so schweren Verbre-

chens geben. Das Wendt keine Rührung bey dem Anblicke der Leiche seiner Mutter bewies, ist ebenfalls ein weit hergeholtes Indicium, und es bemerkt hinsichtlich dieses Indiciums die Heidelberger Juristenfacultät mit Recht, das oft bey Criminalfällen Richter gewohnt seyen, da, wo der Angeschuldigte bey Recognition sehr gerührt sey, dieses als eine Aeußerung seiner Schuld und als Verdachtsgrund auszuliegen, während man den Umstand, das der Angeschuldigte nicht gerührt würde, als Zeichen seines bösen Gewissens betrachtete, so das der Angeschuldigte in eine traurige Alternative versetzt, und als verdächtig in dem einen, wie in dem anderen Falle betrachtet werde. Das aber Wendt bey dem Anblicke der Leiche unaufgedert mit der Versicherung hervortrat, das er an dem Tode seiner Mutter unschuldig sey, kann, da er durch die gegen ihn gerichtete Untersuchung, sowie durch den Act der Ausgrabung hinlänglich zur Erklärung aufgefordert war, eher als Indicium für seine Unschuld als für seine Schuld gelten, auch kann man die von Wendt angeblich  $\frac{3}{4}$  Jahr später erfolgte Ermordung seiner Ehefrau um so weniger als Indicium gelten lassen, als er hier, wie später entwickelt werden soll, gar nicht überführt ist.

Die Göttinger Juristenfacultät, hat hierdurch auf eine künstliche Art die Indizien vermehrt, indem sie die Ueberführung wegen des zweyten Verbrechens hier als Indizium aufführt; dagegen das er hier von der Instanz entbunden als Indizium wegen Vergiftung seiner Ehefrau betrachtet; wiewohl der Beweis dieser beiden Verbrechen größtentheils auf demselben unhaltbaren Grund beruht.

Endlich kann das entstandene Gerücht, das Wendt seine Mutter ermordet, am wenigsten zum Beweise beitragen, es beweist nur, das das dortige Publicum ebenso unrichtig geurtheilt hat, als die Göttinger Juristenfacultät. Endlich muß noch bemerkt werden, das, wenn Wendt seine Mutter vergiften wollte, es durchaus unwahrscheinlich ist, das er einen Anderen dazu beauftragt haben würde, da er dieses mit viel mehr Sicherheit selbst thun konnte; indem er im ersten Fall nicht allein ohne Noth Zeugen zu seinem Verbrechen zog, wodurch die Entdeckung erleichtert werden könnte, sondern auch im letzten Falle die an Henfer zu gebende Belohnung sparte. Mangel an persönlichem Muth konnte aber ebenfalls hiervon kein Abhaltungsgrund seyn, da zur Ausführung einer Vergiftung kein Muth gehört, im Gegentheil gehört noch mehr dazu, das Herz zu fassen, um einen Anderen mit einem solchen furchtbaren Verbrechen zu beauftragen.

II. Verdachtgründe gegen Wendt, wegen Ermordung seiner Ehefrau.

Was den Thatbestand des Verbrechens betrifft, so ist Rec. mit den Ansichten der Göttinger Juristenfacultät dahin einverstanden, das die Wendt an einer absichtlich bewirkten Vergiftung gestorben. Es bedarf daher bloß eine Prüfung derjenigen Gründe, welche die Facultät bestimmte, Wendt als den Thäter zu betrachten.

Diese sind: 1) seine Persönlichkeit. Dahin gehören: a) der gegen Saal geäußerte Wunsch, daß seine Altsche crepiren möge; b) die harte Behandlung seiner Schwiegermutter Küchenthal; c) die von Henfer angegebene und von Wendt selbst eingestandene, in den Acten meist unter dem Namen von Unfertigkeiten vorkommenden Vergehungen; d) die Verdachts-Anregung gegen die Wilhelms, während er doch deren gänzliche Unschuld kannte. Diese Züge bewiesen, daß Wendt ein schlechtes Subject sey, zu welchem man sich versehen kann, daß er auch unter geeigneten Umständen ein schweres Verbrechen für seine Zwecke zu begehen fähig sey. 2) Der Verdacht, seine Mutter vergiftet zu haben. 3) Das Daseyn eines Beweggrundes zur That, nämlich der Wunsch, sich seiner Frau entledigen zu können, und die Beforgnis, daß dieselbe die Vergiftung seiner Mutter verrathen möchte. 4) Besitz des Arseniks. 5) Die Reise nach Anclam. Der von dem Inquisit angegebene und von seinem Vertheidiger bezeugte Grund und Zweck seiner Reise unterliege mehreren Bedenklichkeiten, da zur Legitimation als Erbe seiner Mutter auch schriftliche Zeugnisse hätten erlangt werden können. 6) Der Gifttransport. 7) Das verdächtige außergerichtliche Benehmen: a) bey seiner Rückkehr habe er es sich vor allen Dingen zum Geschäft gemacht, umständlich zu erzählen, wie sehr er über die ihm brieflich mitgetheilte Nachricht erschrocken, so wie, daß er dem Postillon Geld gegeben habe, um schneller zu fahren. b) Er habe eine auffallende Gefühllosigkeit bey den Leiden und dem Tode seiner Frau gezeigt. c) Der Inhalt der Bekanntmachung des Todes seiner Frau, welchen er in die Rostocker Zeitung habe einrücken lassen, stehe hiemit in grellestem Widerspruch, indem er darin Trostlosigkeit und tiefen Seelenschmerz über den Verlust des Theuersten, was er auf der Welt gehabt, zur Schau trage. d) Er habe die Vorbereitungen zur Beerdigung seiner Frau beschleunigt. e) Er habe es sich angelegen seyn lassen, den Verdacht von sich ab, und auf die Wittve Wilhelms und deren Tochter zu lenken. Hieher gehören auch der in der Todesanzeige geäußerte Wunsch, daß die Vorsehung den Thäter des Verbrechens enthüllen möge, womit er auf die Wilhelms habe hinweisen wollen. f) Er habe dann gegen seine Leute insbesondere den gegen seinen Lehrburschen Henfer geäußerten Verdacht zu widerlegen gesucht. g) Sehr verdächtig sey endlich die einfallende Unruhe des Inquisiten in seinem Benehmen. So lange die Untersuchung noch gegen die verhaftete Wilhelms gerichtet

gewesen, habe man nichts Auffallendes in seinem Betragen gemerkt; sobald aber der wahre Hergang des Gifttransports entdeckt, auch sowohl Saal als Henfer verhaftet worden, und noch bevor gegen den Inquisiten selbst etwas geschehen sey, habe sich sogleich etwas in seinem Betragen gezeigt, was bey seinen Bekannten Verdacht erregt habe. Je mehr die Untersuchung sich gegen ihn selbst gerichtet, und je näher die Gefahr der Entdeckung gekommen sey, desto mehr habe seine Aengstlichkeit und Unruhe zugenommen. 8) Sein verdächtiges Benehmen bey dem gerichtlichen Verfahren. Er hätte gegen die Leichenöffnung und das Mitnehmen von Eingeweiden seinen Widerwillen bezeugt, und beides zu verhindern versucht, und habe, ohne angeschuldigt zu seyn, bisweilen sich entschuldigt. 9) Die Bezüchtigung Henfers. Dieselbe sey glaubwürdig, weil sie unter der genauften Angabe in Uebereinstimmung mit den übrigen actenkundigen Umständen nicht aus Feindschaft gegen Wendt und mit Beharrlichkeit geschehen, auch lasse sich nicht annehmen, daß Henfer das Verbrechen allein und aus eigenem Antriebe begangen habe.

*B. Nach seinem Geständnis.* 1) Dasselbe sey rechtsgültig, und habe auch den nöthigen Umfang, in Ansehung der Frage, ob die Absicht Wendts auf Tödtung seiner Frau gerichtet gewesen.

Man sieht hieraus, wie sich die Göttinger Juristenfacultät gewissermaßen Mühe gegeben, Wendt schuldig zu finden, indem sie die Anzahl der Indicien dadurch künstlich vermehrt hat, daß sie dasselbe Indicium unter verschiedenen Gestalten geltend gemacht. So betrachtet sie es vorher als Indicium gegen Wendt wegen Ermordung seiner Mutter, daß er wegen gleichen Verbrechens gegen seine Gattin verurtheilt, und entbindet ihn deswegen von der Instanz, und diese Entbindung von der Instanz benutzt sie nachher wieder gegen ihn als Indicium wegen Ermordung seiner Gattin, ja die an sich nichts bedeutende Aeußerung „ja wenn seine Alte erst einmal crepiret wäre, dann werde es besser gehen“ ist ebenfalls doppelt benutzt, nämlich einmal als Indicium wegen Ermordung seiner Mutter, und dann wieder als Indicium wegen Ermordung seiner Gattin; sie kommt daher in sofern als Indicium wegen Ermordung seiner Gattin doppelt zur Sprache, da die Absolvierung von der Instanz wegen Ermordung seiner Mutter auch hier als Indicium gegen ihn benutzt worden ist.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## JURISPRUDENZ.

ALTENBURG, b. Pierer: *Annalen der deutschen und ausländischen Criminalrechtspflege*, begründet von dem Criminal-Director Dr. Hitzig in Berlin und fortgesetzt von den Gerichts-Directoren Dr. Demme in Altenburg und Klunge in Zeitz. Erster bis fünfter Band u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Sodann sind, was die einzelnen Indicien betrifft, die von Wendts Persönlichkeit hergenommenen, nämlich die Aeußerung, das, wenn seine Altsche crepirt sey, es ihm besser gehen würde, die harte Behandlung seiner Schwiegermutter von gar keiner Erheblichkeit, da dieselben auf weiter nichts als eine Rohheit schliessen lassen, wie sie bey Leuten dieses Standes nur allzugewöhnlich ist; noch weniger können die einzelnen kleinen Betrügereyen als Verdachtsgrund gelten. Die Verdachtsanregung gegen die Wilhelms, während dem er doch ihre Unschuld kannte, kann man schon um deswillen nicht als Indicium gelten lassen, da er nur in dem Fall ihre Unschuld kennen konnte, wenn er die That wirklich begangen hatte. Dafs er wegen Vergiftung seiner Mutter von der Instanz losgesprochen worden ist, kann um so weniger als Indicium gelten, da er, wie wir bereits gezeigt haben, deswegen hätte gänzlich freygesprochen werden müssen. Einen genügenden Beweggrund zur That können wir ebenfalls nicht finden. Der Wunsch, seiner Frau sich zu entledigen, um sich wieder zu verheyrathen, kommt deswegen in keinem Betracht, da Wendt seine nachherige Verlobte erst nach dem Tode seiner Frau kennen lernte, und es aller Erfahrung und Vernunft widerspricht, das Jemand seine Ehefrau blofs aus der allgemeinen Sehnsucht, sich wieder zu verheyrathen, ohne das ihn ein gewisser Gegenstand zu dieser Sehnsucht bestimmt, ermorden würde. Die Besorgnis, das seine Frau die Vergiftung seiner Mutter verrathen würde, kann aber nicht als Indicium in Betracht kommen, da er, wie wir gesehen, wegen dieses Verbrechens durchaus nicht verdächtig ercheint; der Besitz des Arseniks, da sich Wendt über die Art, wie er zu demselben gelangt ist, hinlänglich ausgewiesen, kann als Indicium nicht in Betracht kommen.

Es ist wahrhaft auffallend, das die Göttinger Juristenfacultät die Reise nach Anclam als ein Indicium

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

hinstellen konnte, da Wendts Vertheidiger, Hofrath Krull, ausdrücklich auf seinen Eid versichert hat, das er ihm den Rath erteilt, nach Anclam zu reisen, und das Wendt erst dann, als er (Krull) ihm seinen Unwillen über sein Zögern zu erkennen gegeben, dazu bestimmt worden sey. In diesem Umstand liegt daher gerade ein Gegenindicium. Endlich ist das Meiste, was die Göttinger Juristenfacultät zu dem verdächtigen aufsergerichtlichen Benehmen zählt, durchaus unverdächtig, und schien der Facultät nur deswegen verdächtig, weil sie es mit der vorgefassten Meinung der Schuld betrachtete. Auch davon, das sich Wendt bey dem gerichtlichen Verfahren verdächtig gemacht haben soll, kann Rec. sich nicht überzeugen. Dafs er sich gegen die Leichenöffnung und das Mitnehmen der Eingeweide erklärte, kann keinen Verdachtsgrund abgeben, da vielen Menschen eine Section naher Angehörigen unangenehm ist.

Wiewohl der Gifttransport Wendten am meisten verdächtig macht, so läst sich derselbe doch daraus erklären, das er bey seiner Rückkehr entweder glaubte, mit dem fraglichen Arsenik sey die Vergiftung geschehen, und werde ihn die Verantwortung treffen, oder wenn man Arsenik bey ihm fände, könnte der Verdacht der Vergiftung auf ihn und sein Haus fallen. Die Bezüchtigung Hensers ist keineswegs glaubwürdig, wie die Göttinger Juristenfacultät annimmt, da sich derselbe sowohl vor als während dieser Untersuchung stets als Lügner gezeigt hat, und da seine Beschuldigung nicht immer beharrlich ist, und er in einem Verhöre Wendts Unschuld förmlich erklärte.

Endlich ist auch Wendts Geständnis selbst nicht beweisend. Es fehlt demselben an der nöthigen Ernstlichkeit, es enthält eigentlich nur die Erklärung, das er, weil es das Gericht so verlange, eingestehen wolle, das es sich in der That aber nicht so verhalte. Denn wiewohl der Widerruf ein gehörig abgelegtes Geständnis nicht entkräften kann, so verhält es sich doch ganz anders bey Wendt, welcher sich zwar auf stetes in ihn Dringen des Gerichtes zur That bekannte, aber sogleich auch in demselben Acte seine Unschuld betheuerte. Dann ist das Geständnis noch nicht mit der Umständlichkeit abgelegt (nämlich mit allen Haupt- und Neben-Umständen), das es Glauben verdienen könnte; ebenso stimmen die von Wendt angegebenen Umstände mit den übrigen durch an-

dere Beweise ausgemittelten Umständen nicht überein. Hiebey ist noch die Art, wie die Untersuchung geführt wurde, sehr zu tadeln; in den vielen Confrontationen zwischen Henfer und Wendt erfuhr Letzter, wie dieses aus den Acten hervorgeht, alle Umstände, unter welchen er die That begangen haben sollte, so das das nachherige Geständniß alle Originalität verlieren mußte. Auch ist aus den Acten nicht zu ersehen, ob nicht in die Vorhaltungen des Richters Suggestionen eingeflossen sind.

Schon in dieser A. L. Z. Märzheft 1837 hat sich Rec. über die Schädlichkeit der Suggestionen ausgesprochen, und gezeigt, das dieselben auch bey der Confrontation möglichst zu vermeiden seyn. Zum Beweise, wie wenig zuverlässig ein Geständniß ist, welches nicht mit der gehörigen Umständlichkeit erfolgt, und wobey die angegebenen Umstände nicht mit den übrigen durch Beweis ausgemittelten Umständen übereinstimmen (welches indessen der Inquist nicht durch Suggestionen des Richters oder bey der Confrontation erfahren haben darf), kann auch noch der im Jahr 1800 vorgekommene Fall in Preussen dienen, wo wegen Brandstiftung in Siarätz und Wartha 5 Personen zum Tod verurtheilt wurden, welche ebenfalls beynahe sämtlich nicht allein eingestanden, sondern sich auch wechselseitig als Theilnehmer angegeben hatten, und unter diesen Biermann, als man schon in die Richtigkeit des Hergangs der Sache Zweifel setzte, noch hartnäckig auf sein Geständniß beharrte, wiewohl die Unschuld sämtlicher Personen nachher klar bewiesen wurde (altes Archiv des Crimin. Band 5. Stück 4, No. 4). Ebenso wurde der Jude Daniel Moses im Jahr 1763 in Polen wegen Theilnahme an Mord und Brandstiftung zur Strafe des Rades, im Jahr 1767, in Preussen wegen dieses Verbrechens (da er dort glücklich durch die Flucht entkommen war) zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt, und endlich 1775, da seine Unschuld klar bewiesen wurde, gänzlich freygesprochen. Derselbe war ebenfalls von einem Juden als Mitschuldiger angegeben worden, und hatte auch eingestanden (*Kleins Annalen* Band 15 No. 6). Hinsichtlich des Versuchs der Ermordung der Küchenthal, der culposen Gesundheitsverletzung mehrerer Personen und der Brandstiftung liegt noch weit weniger gegen Wendt vor, und Rec. hält es daher für unnöthig, hierbey länger zu verweilen.

Wie das Urtheil der Heidelberger Juristenfacultät ausgefallen ist, hat Rec. bereits oben erwähnt. Die Entscheidungsgründe sind sehr gut ausgearbeitet, und man sieht denselben an, das *Mittermaier* der Verfasser derselben ist. Rec. kann jedoch auch in dem Punkte, das Wendt wegen Ermordung seiner Ehefrau von der Heidelberger Juristenfacultät nur von der Instanz entbunden worden ist, nicht einverstanden seyn. Denn Henfer hat in einem Verhör angegeben, das Wendt so unschuldig an der Vergiftung seiner Ehefrau als an der Brandstiftung sey, und das beide Verbrechen von ihm aus eigenem Antriebe vollbracht worden seyen. Hierauf gesteht er ganz umständlich: als Wendt Gift gegen die Ratzen

gelegt, habe er (Henfer) sich gemerkt, wohin das Giftpaquet gelegt worden; darauf an einem Abende, als Wendt, seine Frau und die Gefellen nicht zu Hause gewesen, die verschlossene Schublade geöffnet, das Giftpaquet hervorgeholt, aus demselben 4 bis 5 Theelöffel Gift genommen, und dieses in einem blauen Papier in seinem Schubkasten verwahrt; das Paquet habe er wieder an die alte Stelle gelegt, und bey dem Oeffnen desselben sey von ihm wahrgenommen worden, das auf dem Umschlag ein Todtenkopf und die Worte Gift! Gift! gestanden. Während des ganzen Sommers sey in ihm ein Drang gewesen, Jemand zu vergiften; er habe eigentlich auch die Absicht gehabt, dem Meister Wendt Gift beyzubringen, und das er der Meisterin Gift in den Kaffee geschüttet, sey deshalb geschehen, weil diese am Sonnabend vor der Vergiftung damit gedroht, das ihr Mann nach seiner Rückkehr ihn (Henfer) tüchtig züchtigen solle. Das Feuer habe er angelegt, um sich an Wendt zu rächen, da dieser ihn nach der Vergiftung zu zweyen Malen sehr hart behandelt habe. Die Heidelberger Juristenfacultät hat auch dieses umständliche, innerlich wahrscheinliche und freywillige Geständniß, in Beziehung auf Henfer, mit Recht als rechtlich gewis angenommen, das Henfer aus eigenem Antriebe seine Meisterin durch Gift getödtet habe. Ist es aber gewis, das Henfer allein und aus eigenem Antriebe den Giftmord vorgenommen: so muß es auch ebenso rechtlich gewis seyn, das kein Anderer (also auch nicht Wendt) denselben hiezu verleitet hatte. Ist dieses aber als rechtlich gewis anzunehmen, so kann man Wendt auch deswegen nicht von der Instanz entbinden, und das Heidelberger Erkenntniß steht in dieser Hinsicht im Widerspruche mit sich selbst. Ausserdem glaubt aber Rec. noch, das aus folgenden Gründen, welche es unwahrscheinlich machen, das Wendt der Anstifter der Vergiftung war, derselbe ganz freygesprochen werden mußte. Wollte Wendt seine Frau vergiften, so konnte er es mit weit mehr Zuverlässigkeit selbst thun. Es ist gar kein Grund abzusehen, warum er einem Anderen ohne Noth in das Geheimniß ziehen sollte, wodurch die Entdeckung erleichtert wurde; auch sparte er in dem Falle, wo er dieselbe selbst vornahm, die Belohnung, welche er anderenfalls geben mußte. Zu einer Vergiftung gehört auch kein persönlicher Muth, welcher bey einem Verbrechen, das mit Gewalt verübt wird, den Feigen bestimmen kann, einem Anderen Auftrag zu ertheilen, im Gegentheile gehört noch mehr Muth zur Ertheilung eines solchen Auftrags. Daher auch die Erfahrung beweist, das Feige und Schwächlinge sich des Giftes bedienen, um sich an ihren Feinden zu rächen. Es fehlte Wendt durchaus an einem Beweggrunde, ein solches Verbrechen zu verüben, und endlich ist es höchst unwahrscheinlich, das er gerade in dem Augenblicke, wo ihn seine Erbschaftsangelegenheiten beschäftigten, und er deshalb eine Reise nach Anclam unternahm, einen solchen Auftrag geben sollte. Daher ist auch von dem Oberappellationsgericht in Parchim nach ei-

ner Anzeige, in dem 5ten Bande S. 412, Wendt unter dem 18ten März 1836 von allen Anschuldigungen gänzlich freygesprochen worden. Hoffentlich werden die Annalen in der Kürze das Urtheil des Oberappellationsgerichts mit Entscheidungsgründen mittheilen.

VIII. *Die Motive zum allgemeinen Theile von dem neuesten Entwurfe eines Strafgesetzbuchs für das Großherzogthum Baden, mit Hinweisung auf die betreffenden Paragraphenbestimmungen* (S. 361 bis 408). — Da der badische Entwurf nicht in dem Buchhandel erschienen, aber viel Neues enthält, so glaubte der Herausgeber, Hr. Dr. Demme, das es dem Publicum angenehm seyn werde, denselben hier bekannt zu machen. — IX. *Gutachten über die Zurechnungsfähigkeit einer Brandstiftung*, mitgetheilt vom Professor Choulant in Dresden (S. 409 bis 426). Ueber ein Mädchen von 15 Jahren, welches sich dreyer Brandstiftungen schuldig gemacht hatte, giebt Hr. Choulant das Gutachten ab, das sich die Inquisitin in einem Zustande der körperlichen und geistigen Unreife befinde, und deshalb nicht für vollkommen zurechnungsfähig zu halten, und das sie wenigstens die beiden ersten Brände in einem Zustande geistiger Unfreyheit verübt habe, der von körperlichen Verhältnissen abhängig gewesen. Es erfolgte hierauf der Spruch, das die Inquisitin wegen der im medicinischen Gutachten enthaltenen Gründe mit der ordentlichen Strafe der vorsätzlichen Brandstiftung zu verschonen, und in eine zu ihrer Aufsicht und Erziehung geeignete Anstalt gebracht werden solle. Nach des Rec. Ansicht konnte die Inquisitin nicht frey gesprochen werden, wohl aber mußte sie mit einer mildereren, als der ordentlichen Strafe der Brandstiftung, belegt werden, da sie nicht vollkommen zurechnungsfähig, aber auch nicht völlig zurechnungslos ercheint. Die Verfügung, das sie in eine Erziehungsanstalt gebracht werden solle, war kein Gegenstand richterlicher Entscheidung. — X. *Ein Wort über die Strafsburger Entscheidung und den dadurch veranlaßten Gesetzesentwurf*. Vom Criminaldirector Dr. Julius Eduard Hitzig in Berlin. (S. 427 — 431.) Der würdige Hitzig liefert hier auf wenigen Seiten seine Ansicht über diese zu ihrer Zeit so allgemeines Aufsehen machende Entscheidung, sowie über den dadurch veranlaßten Gesetzesentwurf. — Literarische Anzeigen (S. 432 — 434) beschließen diesen ersten Band.

Zweyter Band. I. *Ueber das Verhältniß der Strafgerichte des Staates zur Familie, bey Behandlung jugendlicher Gesetzesübertreter, mit Rücksicht auf neuere Gesetzgebungen und Entwürfe*. Vom Professor Dr. Aegg in Breslau (S. 1 — 32). (Eigentlich aber enthält die Abhandlung doch 40 Seiten, da aus Versehen die S. 32 neunmal vorkommt, von a — h.) Der Vf. sucht darzuthun, das man jugendliche Verbrecher so viel als möglich der häuslichen Zucht überlassen solle. — II. *Kritik eines Physikatsgutachtens in einem Brandstiftungsfalle*, mitgetheilt von Dr. C. A. Heinroth, königlich sächsischem Hofrathe

(S. 33 — 65). Am 19 Juli 1834 zwischen 1 — 2 Uhr brach in der Scheuer des S.'schen Bauerngutes in G. Feuer aus, wodurch nebst der Scheuer die sämtlichen zum Gute gehörigen Gebäude in kurzer Zeit abbrannten. In der Mittagsstunde hatte über dem Dorfe eine Wetterwolke gestanden, aus welcher mehrere Einwohner einen Blitz herabfahren sahen, und bezeichneten die S.'sche Scheuer als den Ort, wo der Blitz eingeschlagen. Nur der 60jährige Eigenthümer glaubte, das sein Miethsmann, W. R., das Feuer angelegt habe, jedoch ohne einen Grund dafür angeben zu können. Allein nach 2 Jahren, am 8 April 1836, machte der Schneider W. R., 25 Jahr alt, die Anzeige, um sein Gewissen frey zu machen, das er das Feuer angelegt; er habe keine böse Absicht gehabt, sondern die häufigen Klagen der S.'schen Ehefrau, Schwiegertochter des Abgebrannten, welche es sehr bereut, das sie auf das Gut gekommen, hätte ihn dazu bewegen, um ihr einen Liebesdienst zu erzeugen. Das Gutachten des Physikats sprach sich dahin aus, das Inculpat an fixem Wahnsinn leide. Sehr gut und gründlich ist in der Kritik dieses Gutachtens nachgewiesen, das das Urtheil des Physikats, aus den ihm untergelegten Prämissen, nach wissenschaftlichen Gründen nicht gerechtfertigt ercheine, und das R. als zurechnungsfähig zu betrachten sey. — III. *Aus dem Großherzogthum Hessen. Shylock und sein Mörder* (S. 66 — 113). In dem hessischen Orte Lorsch hatte ein Gensdarms die Ehefrau und Tochter eines Juden, bey dem er zur Miete wohnte, auf eine grausame Art ermordet, sich jedoch durch die Flucht und bald darauf erfolgten Selbstmord der verdienten Strafe entzogen. Der Gensdarms hatte noch einen Anderen herzugehufen, welcher ihm bey seinem Verbrechen Hülfe leisten sollte, gegen diesen wurde die Specialinquisition erkannt. Derselbe wurde jedoch später von der Instanz absolvirt. (Neue Annalen Bd. 3. S. 342. No. 10.) — IV. *Auferordentliche Strafe fahrlässiger Tödtung auf Indicienbeweis, mitgetheilt von der fürstlich wiedischen Regierung zu Neuwied, nebst einem Vorwort des Herausgebers* (S. 114 — 177). Ein interessanter Fall, als Beyspiel eines sehr vollständigen Indicienbeweises. Am 1 März 1834 wurde nämlich dem Justizante Heddersdorf von der Verwaltungsbehörde die Anzeige gemacht, das am nämlichen Tage Nachmittags zwischen 4 bis 5 Uhr nach der Anzeige des Vorstandes und anderer Einwohner von Goldbach Heinrich Maurer von daselbst in dem Districte Deichselbach, Forstrevier Braunsberg, todt gefunden, und höchst wahrscheinlich durch einen Schuss getödtet worden sey, was sich auch durch den eingenommenen Augenschein bestätigte. Die Thäterschaft anlangend, so sagen 5 Zeugen, Joseph Gondolo, Jacob Meffert, Jacob Hoddes, Wilh. Neus und Wilh. Berger, fast in völliger Uebereinstimmung eidlich aus: das sie am ersten März in Gemeinschaft mit dem Verstorbenen in den angegebenen Walddistrict gegangen seyen, um Holz zu freveln. Kaum wären sie dort angekommen zwischen 10 und 11 Uhr, so hätte Gon-

dolo zuerst den Revierjäger N. N. von Oberbieber, welchen Alle deutlich an der Kleidung erkannt, gewahrt, und dem Hoddes laut zugerufen: „Lauf, der Thiele kommt.“ Worauf Hoddes auch herausgeschrieen habe, und sie sämlich die Flucht ergriffen hätten. Sie wollen sämlich gesehen haben, wie N. N. sich leise herangeschlichen, und das Gewehr von der Schulter genommen, und Jacob Meffert setzte noch hinzu, daß er das Gewehr gehoben, als ob er es anlegen wollte. Die Zeugen haben sich jedoch weiter nicht umgesehen, sind eilends davon gelaufen, haben gleich darauf, als sie nur einige Schritte gelaufen, hinter sich einen Schuss gehört, und haben sich auf der Strasse, welche nach Neuwied führt, mit Ausnahme des Heinrich Maurer, sämlich wieder zusammengefunden. Der angeschuldigte Revierförster N. N. von Oberbieber leugnet nun nicht allein standhaft die That ab, sondern will auch am 1 März nicht in dem fraglichen Walddistricte gewesen seyn. Indessen ist ihm der Beweis dieses *Alibi* nicht gelungen. Im Gegentheil stimmt die Kleidung, wie er sie diesen Tag trug, in welcher ihn die Zeugen gesehen, mit der Wahrheit überein. Nicht genug also, daß hiedurch erstlich ein vollständiger Indicienbeweis gegen den Inculpaten vorliegt, indem ihn 5 Zeugen an dem Orte der That mit dem Gewehre gesehen (was Inculpat leugnet), und ebenso, wie er das Gewehr abnahm, auch sogleich darauf einen Schuss hörten, den also Niemand Anderes, als der Inculpat, gethan haben konnte, und daß von dieser Zeit an der Getödtete nicht mehr gesehen wurde, und auch die Angabe des Ortes, wo er gefunden wurde, hiemit übereinstimmt, so daß also durchaus kein Zweifel hinsichtlich des Thäters übrig bleibt: so ist auch der Inculpat ein Mann, zu dem man sich der That versehen kann. Denn nicht genug, daß ihn das Ortsgericht von Oberbieber als zum Streite geneigt schildert, und sagt, daß er selten Menschenliebe geübt habe, so enthalten ausserdem die Acten speciellere Thatfachen. Wilhelm Schwan von Gladbach hat eidlich bekräftigt, daß er im Jahre 1832 mit Joh. Kirsch zum Holzrevell gegangen, daselbst von dem Inculpaten betroffen, und als sie geflohen, zwey Schüsse hinter ihnen gefallen seyen; der erste habe dicht neben seinem Fusse den Schnee etwas aufgefurcht, und als er darauf zurückgegangen, um seinen verlorenen Tabaksbeutel zu suchen, er dort auf der hart gefrorenen Eisdecke eine etwas abgeplattete Kugel gefunden. Diese Angabe wird im Ganzen von Kirsch bestätigt. Peter Servatius sagt eidlich aus, daß er im März 1833 mit seinem Sohne und Kirsch Holz habe holen wollen. Er

habe am fürstlichen Walde einige Reisser aufgehoben, die ein Anderer habe liegen lassen; bald darauf habe er den Inculpaten hinter sich gewahrt, und die Reisser weggeworfen. Plötzlich sey hinter ihm geschossen worden, und habe er sich im linken Arm und Rücken getroffen gefühlt, was ihn jedoch nicht hindert, die Flucht fortzusetzen. Diese Angabe wird durch den eidlich vernommenen Kirsch bestätigt, welcher noch deutlich wahrgenommen haben will, daß der Inculpat auf Servatius angelegt, und sein Gewehr losgeschossen habe. Auch der Sohn des Servatius stimmt hiemit überein, nur habe er den, der geschossen, nicht erkannt. Ebenso will Wilhelm Kadenbach, Schwager des getödteten Maurer, vor 5—6 Jahren einmal im Walde Deichselbach dürres Holz gemacht, als er den ihm wohlbekannten Inculpaten gewahrt, und die Flucht ergriffen habe, als hinter ihm plötzlich geschossen, und ihm ein Schrotkorn die hohle Seite gestreift habe. Der Inculpat hat nun alle diese Vorfällen hartnäckig in Abrede gestellt; indessen haben ihm bey der Confrontation die Zeugen die Wahrheit ihrer Angaben in das Gesicht behauptet, und kann daher wegen der beiden ersten Vorfälle für überführt gehalten werden. Der Inculpat wurde nun durch das Urtheil der fürstlich Wiedischen Regierung wegen Tödtung des Heinrich Maurer, ohne Abicht und Vorbedacht, durch einem nicht mit genügender und gebührender Vorsicht gethanen Schuss, zu einer zweyjährigen Gefängnißstrafe und in die Untersuchungskosten verurtheilt. Diese Strafe wurde von dem Hofgerichte zu Arensberg auf eine 6 monatliche Gefängnißstrafe heruntergesetzt. Rec. hält beide Urtheile für gar zu gelinde. Offenbar ist es mehr als bloße *Culpa*, welche hier dem Inculpaten zur Last fällt. Es ist hier ein eigentlicher *Dolus eventualis* vorhanden. Mit der größten Rohheit, unbekümmert um die Folgen, schloß er nicht allein in dem gegenwärtigen Fall, sondern auch in anderen Fällen sein Gewehr auf Menschen ab; ihm war es gleichgültig, ob ein Mensch dabey das Leben verlor oder nicht. Würde freylich die Strafe der absichtlichen Tödtung zu hart seyn: so würde doch Rec. in diesem Falle mindestens auf eine 10jährige Zuchthausstrafe erkannt haben.

V. *Gesetzliche Strafen des Mordes, erkannt auf Indicienbeweise von einer Jury, nach den Mittheilungen des Hrn. Dr. Römer in Braunschweig S. 178—214.* Ebenfalls ein sehr interessantes Beyspiel eines Indicienbeweises. Jedoch hätte es Rec. für bedenklich gehalten, gerade hierauf das Schuldig auszusprechen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

## JENAISCHEN

### ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

#### JURISPRUDENZ.

ALTENBURG, b. Pierer: *Annalen der deutschen und ausländischen Criminalrechtspflege*, begründet von dem Criminal-Director Dr. Hitzig in Berlin und fortgesetzt von den Gerichts-Directoren Dr. Demme in Altenburg und Klunge in Zeitz. Erster bis fünfter Band u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

**Zweyte Abtheilung.** VI. *Gutachtlicher Bericht des großherzoglichen und Gesamt-Oberappellationsgerichts zu Jena an des regierenden Herzogs von Sachsen-Altenburg Durchlaucht, gesetzliche Bestimmungen über den Anzeigebeweis im Straffachen.* Eingefandt von Herrn Geheimen Justizrath Martin zu Jena (S. 215—235). Das Gutachten des Oberappellationsgerichts ging dahin, dass das erwähnte großherzoglich sächsische, aus der bayerischen Legislation hervorgegangene, Gesetz allerdings im Ganzen zur Aufnahme empfohlen werden könne, jedoch mit Modificationen. S. 236—254 enthält das Gesetz selbst. VII. *Bemerkungen zu dem herzoglich sachsen-altenburgischen Gesetzesentwurf über die Zulässigkeit und die Bedingungen des Anzeigebeweiſes in Criminalsachen.* Von Hrn. Geheimenrath Baron v. Strombeck zu Wolfenbüttel (S. 255—259.) Hr. Baron von Strombeck betrachtet im Allgemeinen diesen Gesetzesentwurf für völlig sachgemäß, und macht noch einige Bemerkungen zu demselben. — VIII. *Pragmatische Darstellung des Criminal-Proceſſes gegen den Commis Joseph aus Coblenz, wegen Hausdiebstahles und Unterschlagung, von Ludwig von Jagemann, Amtmann in Heidelberg* (S. 260—289). Eine sehr interessante Darstellung und Beyspiel eines Indicienbeweiſes. Der Angeſchuldigte wurde jedoch von dem großherzoglichen Hofgerichte freygesprochen. Der Verfasser stellt am Schluſſe die Indicien gegen denselben zusammen, und sucht darzuthun, dass das Schuldig über ihn hätte ausgesprochen werden müssen.

IX. *Ueber Präſumtion des Dolus in Criminalsachen und Beweis deſſelben durch Indicien* (S. 290—340). Die Inculpatin, Ehefrau des Bernhard Heſſeler von Sturmſeld, hatte ihren Mann, wie ſie dieſes ſelbſt eingesteht, bey Sturmſeld in die Nidda geſtürzt, wo

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erſter Band.*

durch derſelbe das Leben verlor; ſie leugnet indessen, dieſes beabſichtigt zu haben, und will ihm nur einen Stoß gegeben haben, wodurch er gegen ihren Willen in die Nidda gefallen und das Leben verloren habe. Sehr gründlich prüft in dem gegenwärtigen Falle der Rec. die Indicien, welche für die böſliche Abſicht der Tödtung ſprechen. Derſelbe hält die Frau der abſichtlichen Tödtung für überführt, und trägt auf Todesſtrafe an, beleuchtet aber auch den Fall, wenn man von einer anderen Anſicht ausgehe, und ſie bloß der culpoſen Tödtung für ſchuldig hielte, und hält in dieſem Fall eine ſechsjährige Zuchthauſtrafe für angemessen. Bey Berathung des Geſamtcollegiums ſiel die Abſtimmung dahin aus, daſs mit 6 Stimmen gegen 4 entſchieden wurde, daſs in Frage ſtehendes Verbrechen ſey für ein dolos nicht zu achten, ſondern ſey als culpoſes mit ſechs Jahren Zuchthaus zu beſtrafen. Dieſes Straferkenntniſs wurde vom Oberappellationsgerichte zu Darmſtadt beſtätigt. — X. *Unteſuchungsſachen wider den Landfuhrmann Auguſt wegen Frachtunterſchlagung* (S. 342—366). Wieder ein intereſſanter Fall eines Indicienbeweiſes. Der Inculpat wurde auch von dem Schöppenſtuhl zu Leipzig zur Nothdurft für überführt gehalten, und wegen Frachtunterſchlagung zu einer vierjährigen Zuchthauſtrafe verurtheilt. Von der Juristenfacultät zu Leipzig wurde dieſes Urtheil beſtätigt.

XI. *Homicidium in turba commiſſum. Inſondere über die Zuläſſigkeit und Kraft des Indicienbeweiſes. Mitgetheilt von dem Staatsanwalt Hofgerichtsrath Bayer in Mannheim* (S. 367—383). Abermals ein Fall eines Indicienbeweiſes. Das Hofgericht ſprach jedoch den Angeſchuldigten Caspar Bemmer von der angeſchuldigten Tödtung klagfrey. Der Staatsanwalt ergriff dagegen den Recurs an das Oberhofgericht, und ſucht darin ſehr überzeugend darzuthun, daſs der Angeſchuldigte überführt ſey. Aber auch von dem Oberhofgericht erfolgte ein loſſprechendes Erkenntniſs.

XII. *Bauers neueſte Bemühungen um die Criminalrechtswiſſenſchaft* (S. 384—396). Hr. Criminaldirector Hitzig ſucht hier zu zeigen, auf welche Weiſe ſich Bauer zu Göttingen in den letzten ſieben Jahren um die Criminalrechtswiſſenſchaft verdient gemacht, und was er für Werke in dieſer Zeit geſchrie-

ben habe. Er mag seine Leistungen indessen in einem zu günstigen Lichte betrachtet haben, und wenn das „Meister Bauer“, wie er ihn einmal nennt, so viel als den vorzüglichsten deutschen Criminalisten bezeichnen soll, so müssen wir hier widersprechen. Bauer ist ein recht fleißiger Schriftsteller, aber doch mehr Compiler. Er besitzt, wiewohl seine Schriften klar geschrieben, und für den Unterricht sehr dienlich seyn mögen, den tiefen Forschungsgeist nicht, um der Wissenschaft bedeutenden Gewinn bringen zu können. — XIII. *Process des Lord de Ros* (S. 396—414). Ein sehr merkwürdiger Fall. Man kann aus demselben den verderblichen Hang vieler vornehmen Engländer zum Spiele, sowie die Art, sich demselben zu überlassen, erkennen. Baron de Ros, aus einer der ältesten adeligen Familien, hochgebildeten Geistes, reich und mächtig, wird auf die von ihm wider Herrn Canning wegen Vorwurfs, im Wistspiele betrogen zu haben, erhobene Verleumdungsklage durch den für den Beklagten ausfallenden Juryspruch mittelbar des Betrugs für schuldig erklärt. — XIV. *Das sachsenaltenburgische Gesetz, die Zulässigkeit, die Bedingungen und die Wirksamkeit des Anzeigebeweises in Criminalsachen betreffend, unterm 15 April dieses Jahres erlassen und den 18 desselben Monats publicirt* (S. 415—418). Es entspricht, bis auf unbedeutende von den Ständen angebrachte Aenderungen, dem vorgelegten Entwurfe.

Der dritte Band enthält in der ersten Abtheilung: I. *Kritische Bemerkungen über den Entwurf eines Strafgesetzbuchs für das Großherzogthum Baden*, von Professor Abegg, sodann den *allgemeinen Theil des Entwurfs des Strafgesetzbuchs selbst* (S. 1—82). — II. *Zweymalige Brandstiftung*, Gutachten über die Zurechnungsfähigkeit der Thäterin, von Professor Heinroth (S. 83—101). Sehr gut ausgearbeitet. Es wird entschieden, daß die Brandstifterin (16 Jahr alt) durch geistige Krankheit an dem freyen Vernunftgebrauche nicht behindert gewesen seyn. — III. *Blasphemie* (S. 102—112). Der Inculpat, früher Protestant, aber seit 11 Jahren zur katholischen Religion übergegangen, wurde angeklagt, weil er zu seiner protestantischen Frau (was zwey alte Weiber in der Nebentube, die nur durch eine dünne Bretterwand geschieden war, angehört, und dann dem Ortspfarrer angezeigt hatten) geäußert hatte, die Hostie sey nur Mehlteig, und der Geistliche rede es den Leuten nur vor, es sey Christi Leib. Obschon der Defensor auszuführen suchte, daß der Inculpat diese Aeußerung nur im Sinne der orthodoxen katholischen Glaubenslehre gethan haben könne, da ja nach dieser Lehre die Transsubstantiation bey der Hostie erst dann vorgehe, wenn ein im katholischen Sinne geweihter Priester die Einweihungsworte über der Hostie gesprochen, so wurde dennoch der Inculpat von dem Schöppenstuhle zu Leipzig zu einer halbjährigen Zuchthausstrafe verurtheilt, welches Urtheil auch von der Juristenfacultät bestätigt wurde. Die beantragte dritte

weitere Vertheidigung wurde für unstatthaft erklärt; und da der damals lebende König Anton, sowie der damalige Prinz Mitregent Friedrich, wiewohl selbst Katholiken, Begnadigung eintreten zu lassen, Bedenken trugen, so wurde Inculpat in das Zuchthaus nach Waldheim abgeführt. — Man muß sich in der That wundern, daß in der neueren Zeit noch solche Urtheile gesprochen und sogar vollzogen werden. Zwar ist auch Rec. der Meinung, daß die Gotteslästerung nicht stets straflos bleiben könne; aber unrichtig ist es, dieselbe als ein Verbrechen gegen Gott betrachten zu wollen, denn Gott steht zu hoch, als daß er durch Menschen einen Nachtheil an seiner Ehre erleiden könne. Sie kann daher hauptsächlich nur aus zwey Gesichtspuncten, 1) als Beleidigung gegen die kirchliche Gesellschaft, 2) oder weil ein Angriff auf die Religion dem Staat Nachtheil bringen kann, bestraft werden. Hieraus folgt aber nothwendig, daß Gotteslästerung nur dann strafbar sey, wenn sie in Gegenwart Anderer ausgestossen, nicht aber, wenn jemand Ansichten über Religion im vertrauten Familienkreise ausspricht, welche von Anderen belauscht werden.

Aus dem Königreich Preussen. IV. *Der zur Befreyung zweyer über dem nächtlichen Paschen ergriffenen Schmuggler aus Tannenheim, im Königreich Sachsen, von einem daselbst noch in der nämlichen Nacht zusammengerotteten Schmugglerhaufen mit gewaffneter Hand und offener Gewalt, unter Tödtung und Verwundung der preussischen Grenzbeamten, ausgeführte Ueberfall des Richterhauses zu Wildschütz, von Herrn Oberlandesgerichtsrath Jungmeister im Königreich Preussen, nebst Vorwort des Herausgebers* (S. 113—179). Ein höchst lehrreicher Rechtsfall, welcher deutlich beweist, wie das gewerbmäßig getriebene Schmugglerhandwerk zu den größten Verbrechen führt. — V. *Aus dem Königreich Preussen, das Recht freyer Kritik auf dem Gebiete der Literatur* (S. 180—218). Ein sehr interessanter Fall zur Lehre über Injurien auf dem Gebiete der literarischen Kritik. Auf die vom Divisionsauditeur Nicolai zu Berlin wegen Recension seines Buches: „Italien wie es ist“, gegen Professor Friedländer zu Halle erhobenen Injurienklage wurde Erster von dem Oberlandesgerichte zu Naumburg nach stattgehabter Sacherörterung von beiden Sectionen in zwey Instanzen abgewiesen, und in die Kosten verurtheilt.

Eine specielle Anzeige der in den übrigen Bänden vorkommenden Rechtsfälle behält sich Rec. vor, und bemerkt hier nur noch, daß, als er schon im Begriffe stand, diese Recension einzufenden, ihm das erste Stück des 6ten Bandes in die Hände kam. Dieses enthält nunmehr *sub V das Urtheil und die Entscheidungsründe des Oberappellationsgerichts zu Parchim in dem Wendtschen Falle*. Dieselben sind so vortrefflich und gründlich ausgearbeitet, daß sie nichts zu wünschen übrig lassen.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BUNZLAU, in Appun's Buchhandlung: *Vermischte Schriften* von Eduard Gehe. Erster Theil. 143 S. Zweyter Theil. 160 S. 1836. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Den ganzen ersten Theil füllt das Drama: *Die Maltefer*. Wenn auch nicht alle darin vor den übrigen ausgezeichneten Charaktere einer recht expressiven und eigenthümlichen Gestaltung sich erfreuen, so ist solche doch den hauptsächlichsten männlichen nachzurühmen. Besonders gelungen dünkt uns das Bild des edeln Großmeisters Lavalette und seines, obschon strauhelnd, nicht minder würdigen Gegners, des Admirals Romegas. Mit sicherer Hand hat der Vf. Geist und Art des Ordens der Wahrheit gemäß hingezeichnet. Die meist reimlosen Jamben zeugen im Allgemeinen von Gewandtheit und dem bey dramatischen Werken am wenigsten zu entbehrenden Tacte für sprachlichen Wohlklang. Nur wenige einzelne weichen, zum Theil vielleicht absichtlich, von ihrem Mafse ab. Ueberhaupt empfiehlt sich der Vortrag des wohlabgerundeten Ganzen durch Kraft und Auswahl, und geht, was besonderes Lob verdient, mit der gegen das Ende immer zunehmenden Steigerung des Interesses, Hand in Hand. Gar manche glänzende Stelle wird bey der Aufführung nicht ohne tiefen Eindruck verhallen. So redet z. B. der Großmeister die Muthlosen an:

„Für Eure Frauen fürchtet Ihr und Kinder?  
Sind Sie in Türkenarmen gut gebettet,  
Auf Sklavenmärkten, oder im Serail?  
Ihr seyd das nüchternste von allen Völkern,  
Und doch ergriffe Furcht Euch, wie ein Raufsch?  
Ihr nennet Malta Blüte dieser Welt,  
Und wolltet doch aufgeben diese Blüte?  
Ein Vogelneft zu finden, hänget Ihr,  
Vom Tod' umgrault, hoch über Felsenklüften,  
Und diese Männer sollten zittern, gilt's  
Haus, Hof und Weib und Kind zu schützen? Nein!  
In Euer Aller Namen sprech' ich's aus:  
Es lebt, es kämpft, es stirbt sich nirgends schöner,  
Als in dem theuren, heiligen Vaterlande;  
Doch über alle Grenzen geht das Unglück  
Des heimatlosen, umgetriebnen Mannes.  
Wollt Ihr noch sprechen von Vertrag und Rückzug?“ —

Besonders ist auch in viele der sogenannten theatralischen Abgänge ein selten ohne Erfolg bleibendes Gewicht energischer Worte gelegt.

Jederman weiß, von welcher Menge Zufälle der Success selbst recht vorzüglicher Schauspiele auf der Bühne abhängt, und daß die gar unzuverlässige Laune Fortuna's dabey hauptsächlich mit einzugreifen pflegt. Doch können wir uns nicht von dem Glauben losmachen, daß *Gehe's* Maltefer, bey zweckmäßiger Darstellung, überall einer guten Aufnahme entgegenzusehen haben.

Der zweyte Theil enthält: *Jeffonda*, Oper; die *Romantischen*, Lustspiel, und, nebst einem *Ausfluge* nach Salzburg und Kärnthen, *Gedichte* verschiedenen Inhalts.

*Jeffonda* gehört zu den wenigen deutschen Opern,

welchen es gelang, neben der wohl aufgenommenen Composition auch noch durch ihren poetischen Theil Anerkennung zu finden. Der Kritik, die in der Regel gegen Alles, was ihr unter die Hände geräth, diefs und jenes einzuwenden pflegt, wird hiedurch im Ganzen der Mund verschlossen. Wäre es aber auch nur, um sich die Rechtswohlthat des letzten Wortes nicht entziehen zu lassen, worauf, wie man behauptet, veraltete Damen große Stücke halten, so kann sie die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Inhalt des Schlusshors:

„Bekämpft, gestürzt das Götzenthum,  
Dem Gott der Christen Preis und Ruhm!“

nach der Auffassung des Sujets, ganz außer dem Kreise der Liebesgeschichte liegt, welche den Gegenstand desselben ausmacht. Wenigstens wäre zu besserer Motivirung dieses, dem Compositeur allerdings recht glücklich in die Hand arbeitenden, Schlusses, der Kampf zwischen Heiden und Christen im ganzen Stücke mehr herauszuheben gewesen. — Dasselbe Sujet hat schon vor langen Jahren unter dem Titel: *Lanassa*, von *Plümcke*, der „*veuve du Malabar*“ nachgebildet, sich eines großen Beyfalls auf der deutschen Bühne erfreut. Durch *Gehe* mit vielem Geschick in eine höhere Region versetzt, wird die Oper, sogar unabhängig von *Spohrs* gehaltreicher Musik, sich als ein selbstständiges Kunstwerk zu behaupten wissen. Im Vereine mit dem musikalischen Zauber, der ihr zu Theil worden, und den vom Dichter mit Sinn und Geschmack Indiens Bräuchen und Himmel entlehnten mannichfachen Reizen für das Auge, darf man ihr wohl ein recht langes, glückliches Leben auf den verhängnißvollen Brettern weisagen.

In dem kleinen versificirten Lustspiele: die *Romantischen*, finden wir nichts so wenig, als eben die *Romantik*. Die *Romanhaften* könnte das, ganz in der gewöhnlichen bürgerlichen Welt spielende, Werkchen noch eher heißen. Uebrigens wird sich wohl die freundliche Existenz der lustigen Blüette am besten bey einer Aufführung durch geschickte Schauspieler bewähren.

Wenn wir an den „*Romantischen*“ gerade das Romantische völlig vermissen, so erinnern wir uns dieses Wortes (das ja auch häufig zu Bezeichnung malerischer Gegenden gebraucht wird) um so freundlicher bey dem reizvollen Wechsel von Bergen, Thälern, Flüssen und Seen, die uns in der Reise nach Salzburg, Kärnthen und dem Gardasee, bald anmuthig wild, bald schauerlich pittoresk, bald in freundlichster, anziehendster Stille entgegenreten. Mit wahrem Vergnügen geleitet man den Verfasser, einen Cicerone, dessen lebendiger, heiterer Geist auch dem Ostbeschriebenen und Unbedeutenderen durch glückliches Auffassungstalent eine einnehmende Neuheit abzugewinnen versteht. Neben einer durch das Mannichfaltige der Gegenstände, wie durch die schöne Kürze und Frischheit der Darstellung oft recht hinreißenden Unterhaltung empfangen wir beyläufig

manche nützliche und angenehme Notiz und Berichtigung von Irrthümern früherer Reisender, so daß wir bey dem Scheiden im Angesichte des schönen Gardasee's mit einem recht dankbaren Händedrucke nur unser Bedauern über das so baldige Ende der lieblichen Wanderung ihm aussprechen können.

Unter den mehr oder minder bedeutenden *Gedichten*, zu denen meistens besondere Gelegenheiten den Verfasser veranlaßten, ist uns keines seines Platzes unwürdig erschienen.

Auch die Verlagshandlung hat nicht versäumt, zur Einleitung eines wohlwollenden Empfanges des Werkes durch ein recht anständiges Aeußeres das Ihrige beyzutragen.

— m —

MANNHEIM, b. Hoff: *Sittengalerie der Nationen*. Das Buch der Völker in Bildern und Vignetten von Doctor *Le Petit*. 1836. 520 S. gr. 8. (1½ Thlr.)

Wieder eine Geburt der sammelnden Polygraphie. Das erste Bild, *Indiens Weisheit*, beweist, daß der Vf. viel über Indien gelesen, aber die Weisheit der Indier nicht bewiesen hat. Unter den Vignetten der Gegenwart ist auffallend, daß der Vf. der längst widerlegten Tradition von dem Gifte des Upoiomies auf Borneo, als allgemeinem Vergiftungsmittel der Wurfgeschosse, noch Glauben beymißt. — Das zweyte Bild, *Chinas Thorheit*, ist freylich das diesem Reiche nachtheilige Absonderungssystem, der Stolz seiner Mandarinen, der Absolutismus, der den Menschen nach einer uralten Staatswirthschaftsidee beherrschen und leiten will. Dennoch muß man rühmen, daß die chinesische Staatszeitung bey nicht einleuchtend volksthümlichen Gesetzen die Gründe des Verfahrens stets verkündigt. Bey der Vignette vergaß der Vf. das viele Theetrinken der Russen zu erwähnen. Den Confucius zeichnet er uns als einen sich nur wenig über Chinas Vorurtheile erhebenden Mann, und die Sitten als lächerlich. Das Bild der Mongoley ist meistens Dichtung. — Das dritte Bild, *Japans Eifersucht*, ist der Wahrheit gemäß geschildert. — Das vierte Bild, *Persiens Chronik*. Ruflands Einfluß ist dort wenigstens eben so groß, als derjenige der britisch-ostindischen Regierung. Die Drusen gehören dem türkischen, nicht dem persischen Asien an. — Das fünfte Bild, *Arabien's Weihrauch und Palästinas Altar*, lehrt nichts Neues. — Das

sechste, *Sibiriens Völkerfchmach*, enthält zugleich Georgien, das aber nicht dahin gehört. — Das siebente, *Kleinasiens Mondbeleuchtung*, verräth des Vfs. ausgezeichnete Wein- und Tabacks-Kenntniß, und zugleich der levantischen Sitten. — Dann wählt der Vf. in 32 Vignetten *Afrikas Gegenwart*, verwebt mit manchen wahren oder falschen Anekdoten der Tageschronik. So war z. B. der Koch Careme niemals Napoleons Küchenmeister auf St. Helena, sondern stand bis an sein Ende im Tafeldienste des Herrn Baron v. Rothschildt in Paris. An Uebertreibung läßt es der phantastische Vf. nicht fehlen, aber im Ganzen sind doch diese Vignetten der lehrreichste Theil des Werks. — *Europas Charakterzüge, Medaillen und Parallelen aus eigener und fremder Beschauung*. Lapplands größter Theil ist jetzt russisch, und der kleinere schwedisch. In Englands Panorama ist Vieles veraltet, und überall fehlt die logische Ordnung. In Island sterben die wenigsten Menschen natürlichen Todes, aber desto mehrere im Dienste der Fitcherey oder der Seereisen, oder sie wandern aus. Das Ganze ist eine *Olla potrida*. — *Amerika*. Bild 1. Die vereinigten nordamerikanischen Staaten, denen eine glänzende Zukunft prophezeiht wird, mit 7 Vignetten und Intermezzos. Bild 2. Centralamerika im Inneren und im Umfange, mit bunten Vignetten aus der Gegenwart. Nach dem Vf. wird Brasilien, wie auch wir glauben, eine getheilte Republik werden, und Nordamerika durch die Vorrechte der Bankinhaber und deren Reichthum eine Geldaristokratie. Die Handzeichnungen sind besonders Brasilien gewidmet. — Der Christenheit Australiens wird mit Recht eine künftige Blüte und große Bevölkerung verkündigt, mit einer Phantasie, die einst Wahrheit werden wird, denn jede Q.M. dieses Welttheils ist bewohnbar. Die bisher unerkundeten mittleren Sümpfe werden dies nicht hindern. Ein dem Rec. befreundeter Australier versicherte ihm neulich, daß in dem Raume von 30 deutschen Meilen in gerader Linie von der Küste noch kein Europäer das Innere aus anderen Quellen kenne, als aus Erzählungen aufschneidender Wilden und aus den Sagen unzuverlässiger wieder eingefangener Strafcolonisten. — Das Werk ist schön gedruckt, die einleitenden Gedichte haben bald eine lyrische, bald eine bukolische oder georgische Tendenz. Großes Glück wird das Werk in den Lesebibliotheken nicht machen, so wohlfeil es auch ist.

A. H. L.



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 9.

## THEOLOGIE.

LEIPZIG, b. Barth: *Die Propheten des alten und neuen Testaments, nach ihrem Wesen und Wirken dargestellt* von D. Friedrich Burchard Köster. 1838. XII u. 328 S. (1 Thlr. 21 gr.)

Die Vorrede dieses Buches stellt die Behauptung auf, daß die Lehre von den Weissagungen in der neueren Dogmatik meistens unverhältnißmäßig kurz behandelt werde, da ihnen doch unter den Beweisen für die Wirklichkeit der Offenbarung der Vorrang gebühre, namentlich vor den Wundern. Der Grund dafür wird darin gefunden, daß letzte mehr materieller sinnlicher, erste feinerer geistiger Natur sind. Der Vf. verspricht deshalb die biblischen Weissagungen in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit darzustellen, und giebt eine Uebersicht seiner Schrift, die wir im Folgenden selbst näher kennen lernen werden; zum Schlusse bedauert er, daß er bey Abfassung derselben noch nicht das Werk von Knobel über denselben Gegenstand habe benutzen können, worin Rec. um so bereitwilliger beystimmt, als sein Buch durch die Kenntniß jenes Werkes unleugbar in vieler Beziehung gewonnen haben würde. Der Vf. schickt eine Einleitung über den Begriff der Weissagung und den Glauben an sie überhaupt voraus, und geht von dem Grundgedanken aus, daß Weissagungen als geistige Wunder zu betrachten seyen; hiedurch giebt er denn auch zugleich die Stellung an, die er ihnen gegenüber einnimmt. Das an sich Unklare einer solchen Vorstellung versucht er durch die Behauptung aufzuheben, daß Religion in ihrer wahren Bedeutung, nämlich als Gemeinschaft mit Gott, den strengen Unterschied zwischen Wunder und Natur, mittelbarem und unmittelbarem Wirken Gottes aufhebe, d. h. Alles Manifestation Gottes sey. Wir geben dies zu; aber damit geräth der Vf. in Widerspruch mit seiner eigenen Definition. Denn da dem zufolge Alles, d. h. also Nichts in speciellerem Sinne Wunder ist, so kann auch die Weissagung kein Wunder seyn. In dieser Beziehung kann auch nie der reflectirende Verstand mit dem frommen Gefühle, falls dieses nicht ein abergläubisches und irregeleitetes ist, in Widerspruch gerathen; denn weder darf dieses, wie der Vf. anzunehmen scheint, vorzugsweise das Große und Ungemeine in der Erfahrung als That Gottes ansehen, noch jener

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.

die Ursache des Göttlichen für alles Erscheinende leugnen. Das Knospen des Baumes ist allerdings nicht weniger ein Wunder als die Todtenerweckung im Evangelium (falls diese historisch feststände); aber der Sprachgebrauch hat sich nun einmal dafür entschieden, jenes nicht ein Wunder zu nennen, und es lag dem Vf. ob, die Richtigkeit und tiefere Bedeutung dieses Sprachgebrauches nachzuweisen, um wenigstens für sein zu erbauendes Gebäude eine sichere und weniger schwankende Grundlage zu gewinnen. Denn zu allgemeiner Ueberzeugung wird freylich seine Beweisführung nie es bringen, da wir uns hier auf einem Gebiete bewegen, auf dem jeder ein Recht zu haben meint, das, was er *Glauben* nennt, geltend zu machen; und wer einmal an eine (allerdings unphilosophische) Möglichkeit unmittelbaren Eingreifens Gottes in die Entwicklung des Weltganges, d. h. seiner ewigen Gesetzgebung glaubt, kann durch die schlagendste Beweisführung nicht vom Gegentheile überführt werden. Das religiöse Feld ist einmal seiner Natur nach derjenige Platz, wo (wie etwa der Katholicismus zeigt) die Dummheit neben der tiefsten Einsicht sich brüsten darf, und weil der Richter in höchster Instanz fehlt, auf gleiche Anerkennung gegründete Ansprüche zu haben glaubt. Denn wenn auch die meisten Menschen mit Unverstand um Gott eifern, wie der Apostel sich ausdrückt, so muß man ihnen doch leider zugeben, daß sie um Gott eifern, und es bleibt nichts Anderes übrig, als den Einsichtsvolleren die Vollmacht zu geben, das *Risum teneatis* zu übertreten. Doch kehren wir zu unserem Vf. zurück. Eine strengere Begriffsentwicklung vermiffen wir auch gleich im Folgenden, wo er zwar den unklaren Gegensatz der *Miracula potentiae* und *prae-scientiae* der älteren Dogmatik tadelt, aber doch auf ihm weiter fortbaut, und unter letzten die Weissagungen versteht, die auf dem Glauben beruhen, daß die Gottheit dem menschlichen Geiste etwas mittheilen könne; wozu ein Zwiefaches, das Empfangene der göttlichen Mittheilung (Offenbarung) und das Aussprechen derselben (Prophetie), gehört. Da die Gottheit aber natürlich nur das mittheilen wird, was der menschliche Geist nicht schon von selbst hat, so sind Geheimnisse eben der Gegenstand der Weissagung, mögen sie die Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft betreffen, wohin der Vf. vornehmlich das göttliche Wesen selbst, die geheimen Naturkräfte und die

zufälligen künftigen Ereignisse rechnet. Allein darf er in einer solchen philosophischen Auseinandersetzung von zufälligen Ereignissen sprechen, und widerstreitet dieser Ausdruck nicht auch jener Frömmigkeit, die überall den Finger Gottes erblickt, und die er zur Grundlage seiner ganzen Theorie von den Wundern und Weissagungen benutzt? Richtiger dürfte die Bemerkung seyn, daß, je nachdem der Glaube an ein Einwirken Gottes auf den menschlichen Geist der menschlichen Leidenschaft oder der Wahrheit und Religion (auch keine rechten Gegenätze, wenn der Vf. nicht etwa damit andeuten will, daß unsere Religion manches Unwahre enthalte) dient, sich derselbe als Aberglaube oder als ächter Glaube gestaltet. Im ersten Falle entspringen Geistesfehery und schwärmerische Theosophie, Zauberey und Wahrsagerey aus den Ueberzeugungen, daß Gott gewissen Menschen sein unsichtbares Wesen offenbare, verborgene Naturkräfte entdecke, und die zufällige Zukunft enthülle; im zweyten Falle die ächte Weissagung, in der Gott einzelnen Menschen neue Einsichten von seinem Daseyn, seinen Eigenschaften und Rathschlüssen mittheilte, und die man allen Religionsstiftern zuschreibt (also auch Mohammed?). Solche Weissagung edelt und heiligt denn auch die Kenntniß der geheimen Naturkräfte (wer hat aber eine solche?), und dies führt auf den Begriff der Wunder in engerem Sinne (die aber der Vf. nach Obigem nicht statuiren darf); denn ächte Wunderthaten (was sind das für welche?) sind nicht Zweck an sich, sondern sollen die Weissager als Verkündiger göttlicher Rathschlüsse legitimiren (freylich eine Art von Legitimation, die nicht überall respectirt werden dürfte!). Religiöse Weissagung verbindet sich endlich nach dem Vf. auch mit dem Vorhersehen der künftigen Dinge, in sofern dies ein Vehikel religiöser Mittheilungen über den Plan Gottes und das Verhalten der Menschen ist. So ergiebt sich der Begriff der Weissagung im engeren Sinne als ein Vorhersagen der Zukunft, welches die Verkündigung der reinen Religionswahrheit zum Zwecke hat. Eine solche Weissagung setzt daher ebenso ein begeistertes Gemüth voraus, wie sie selbst Begeisterung wirkt, denn sie wird empfangen durch das höhere Erkenntnißvermögen, und ausgesprochen mit Hülfe der Einbildungskraft; darin liegt die Verwandtschaft des Propheten mit dem Dichter, die sich aber wesentlich nach Maßgabe der von ihnen behandelten Ideen unterscheidet. Denn ächte Weissagung kann nichts Anderes als Gottes Wort und ewige religiöse Wahrheit enthalten; sie ist dem Vf. ein Beweis zugleich von der Schwachheit und der Herrlichkeit der Menschennatur, denn sie gründet sich sowohl auf die menschliche Sündhaftigkeit, indem sie dadurch nothwendig wird, als auf das Ebenbild Gottes in dem Menschen, das sie möglich macht. Der Prophet empfängt daher nicht neue Organe, sondern die in ihm vorhandenen werden gesteigert. In seiner Subjectivität betrachtet ist der Weissagungsglaube ein Supernaturalismus, indem er den Menschen, welcher durch Wunder legitimirt die Zukunft verkündet, als

ein über das natürliche Maß menschlicher Einsicht erhabenes Organ der Gottheit ehrt; und auf dem Gebiete der Andacht erklärt der Vf. ihn für unentbehrlich, weil der menschliche Geist in seinen Tiefen viel Geheimnißvolles, mit der Gottheit Verwandtes habe. Aber was sind Tiefen des Geistes? und woher ist das aus der etwanigen Tiefe des Geistes Geschöpfte mehr Weissagung, als überhaupt jede Aeußerung desselben durch die Sprache, da er ja ein Organ der Gottheit ist? woher sollen wir einigen Wenigen den Vorzug der Prophetengabe einräumen, da ja der Geist aller Menschen viel Geheimnißvolles, mit der Gottheit Verwandtes hat? Freylich giebt der Vf., wo er von der objectiven Realität der Weissagung spricht, dieses fühlend zu, daß in gewisser Hinsicht eine solche Gabe jedem Menschen angehöre, aber er trennt davon die Fragen: ob es ein eigentliches Ahnungs- und Weissagungs-Vermögen gebe, wodurch die Seele unmittelbar und ohne Schlüsse die Zukunft erkenne; und ob der menschliche Geist fähig sey, eine Offenbarung neuer Religionswahrheiten zu empfangen. Letzte möchte wohl von jedem unbedingt bejaht werden; aber ein großer Irrthum ist es, wenn der Vf. beide Fragen als Eine behandelt, da wir jedenfalls neue Wahrheiten nicht von einem immer sehr zweifelhaften Ahnungsvermögen, sondern von dem Erkenntnißvermögen zu erwarten haben. Und gewiß schon deshalb, weil das Ahnungsvermögen in seiner religiösen Beziehung und Bedeutung von dem verständigeren und besonnenen Theile der Menschen bezweifelt wird, vor allen Dingen aber nie als wirklich erwiesen werden kann, wird eine nur aus diesem hergeleitete Wahrheit niemals allgemeine Anerkennung finden, wenn sie nicht durch das jedem bekannte und in jedem bewußt werdende Erkenntnißvermögen bestätigt wird. Auch verwahrt der Vf. sich ja ausdrücklich dagegen, daß nicht etwa von einer Naturkraft des Menschen, von einer religiösen Genialität die Rede sey, sondern von der Möglichkeit der Ahnung durch äußere himmlische Anregung oder unmittelbares Einwirken der Gottheit; er giebt aber selbst zu, daß sie von der Speculation nicht bewiesen werden könne, und verweist sie in das Gebiet des Glaubens, schneidet also eigentlich alle Untersuchung darüber ab, denn was kann und was soll man nicht Alles glauben —? Zwar gestehen wir ein, daß man, wenn man will, als innere und äußere Stützen, aber nie als Beweismittel des Weissagungsglaubens, seine Gotteswürdigkeit, seine Uebereinstimmung mit dem reinen Gottesglauben und seine Erfüllung und Uebereinstimmung mit dem Erfolge ansehen kann; allein die Mißlichkeit, namentlich dieses letzten Punctes, ist nicht zu übersehen. Wie viele Weissagungen auch selbst in der Bibel sind nicht erfüllt worden (vergl. S. 209)! Freylich wird das gar zu gern mit Stillschweigen übergangen (der Vf. wählt einen sonderbaren Ausweg dafür, indem er S. 113 in den nicht erfüllten Weissagungen nicht ein *Decretum absolutum*, sondern nur die Möglichkeit dessen findet, was hätte geschehen können!), während es doch gerade zu dem

Schlusse hinführen sollte, daß die Erfüllung einer Weissagung immer dem Zufalle (was der Vf. zum Theil selbst eingesteht S. 209) angehöre. Der Vf. giebt übrigens selbst zu, daß der Glaube an die Weissagungen seltener sey, wo die Reflexion vorherrsche, häufiger, wo das unmittelbare Andachtsgefühl walte; daher finde er sich öfter im Alterthum, als in der neueren Zeit, öfter im Morgenlande, als im Abendlande. Aber damit ist ja auch im Allgemeinen der Ungrund derselben zugestanden; denn woher geschehen heut zu Tage keine Wunder mehr? weil die tiefere Erkenntniß ihnen den Boden, auf dem sie wucherten, entzogen hat; darum aber auch keine geistigen Wunder, keine Weissagungen mehr. Ohnedies müssen wir gegen Alles das mißtrauisch werden, was wir allein von dem mehr oder minder sinnlichen Gefühle des Menschen überliefert erhalten. Da jedenfalls eine reinere und sicherere Quelle der Erkenntniß die reflectirende Thätigkeit des Menschen ist, wiewohl freylich bey den meisten Theologen der arme Verstand (ob des *πῶσι σαρῶν* wegen wollen wir nicht entscheiden) schlecht wegkommt, und sie nicht zu begreifen scheinen, daß dieser mindestens nicht weniger Ansprüche hat, für göttlich zu gelten, als das Gefühl. Wo nun der Vf. eigentlich die Weissagung herleitet, spricht er zwar nicht mit Bestimmtheit aus, wollte er sie aber aus dem bloßen Gefühl ableiten, wie er scheint, so müßte man ihn darauf aufmerksam machen, daß er dann selbst dem widersprechen würde, was er im Anfange gesagt, daß die Weissagung durch das höhere Erkenntnißvermögen empfangen werde, S. 3. Auch zweifeln wir nicht daran, daß er selbst sich gewiß nicht scheut, an jede Weissagung den Maßstab des urtheilenden Verstandes zu legen, da er z. B. wohl nicht an die Weissagungen der Nonne von Dülmen und anderer in unsern Tagen berühmt gewordener Propheten glaubt, ohne deshalb zu fürchten, des Unglaubens gezeiht zu werden. Die hebräische Weissagung zeichnet sich allerdings vorzüglich dadurch aus, daß sie im Dienste des Monotheismus stand (freylich drückt sich der Vf. darüber etwas widerlich aus, wenn er sagt: „Die Gottheit benutzte (*sic!*) den in Asien weit verbreiteten Hang zu Prophezeihungen, um von Israel aus den reinen Monotheismus nicht nur zu erhalten, sondern auch zur Weltreligion zu erheben.“ So ein Gott, der klug das Irdische zu seinen Zwecken zu benutzen versteht, nimmt sich doch wahrlich sehr possierlich aus!); aber als ein besonderes Moment des hebräischen Prophetismus darf der sitliche Ernst und Eifer, wie der Vf. thut, nicht angegeben werden, weil wir den Propheten aller anderen Nationen das größte Unrecht thun würden, wenn wir denselben ihnen abstreifen wollten; wohl aber die Messiasidee, die ihn leitete, und die nachher in Christo sich erfüllte. Wir vermiffen daher in dieser Einleitung die begriffsmäßige Strenge und Schärfe und die in ihrer Nothwendigkeit überzeugende Beweisführung, und es wäre zu wünschen gewesen, daß die von dem Vf. darin bezweckte Grundlage einer tieferen Begründung nicht

entbehrte. In der folgenden rein historischen Entwicklung bewegt sich der Vf. offenbar mehr in seinem eigentlichen Elemente.

Der erste Theil enthält die Geschichte des Weissagungsglaubens im A. und N. T. Nicht allein wegen des Zweckes und der Aufgabe der Propheten, wie der Vf. mit Recht bemerkt, sondern auch besonders wegen der Beschaffenheit der hebräischen Geschichtsquellen bildet die Erscheinung der hebräischen Propheten eine der schwierigsten Partien in der Geschichte dieses Volkes. Da diese nämlich nicht eine rein objective Darstellung der Thatfachen liefern wollen, sondern aus denselben Warnung und Ermahnung für die Nachwelt ableiten (zum Theil auch die neutestamentlichen), woher man nach dem Exil alle Geschichtsbücher der Vorzeit zu den Propheten rechnete, d. h. zu den der Theokratie dienenden Schriften; da ferner die historischen Bücher des A. T. nicht von Augenzeugen, sondern von späteren Bearbeitern herrühren, und sie endlich voll von Wundern sind, die den eigentlichen Gehalt der Geschichtserzählung entstellen, so ist diese um so schwieriger zu erkennen, als sie nicht Hauptzweck der Verfasser war. Der Vf. tritt bey dieser Gelegenheit als ein Gegner der mythischen Ansicht auf, aber der Widerspruch, in den er sich dabey verwickelt, zeigt, wie schwer, ja unmöglich es für den nichtorthodoxen, Buchstabenklemmenden und stabilen, d. h. ungeistigen Theologen ist, sich derselben zu entziehen. Denn er gesteht selbst, daß diese Wunder in sagenhaften Zusätzen der Nachwelt und der Wundersucht des jüdischen Volkes ihren Grund haben; wozu müht er sich daher alsdann noch in Bekämpfung des vielleicht nicht ganz glücklich gewählten Ausdrucks „Mythus“ ab? Wissen wir doch, was die Urheber desselben darunter begreifen, und daß wir die religiöse Sage dabey zu verstehen haben, die er ja selbst nicht ableugnet, daher also in der Sache selbst mit jenen (ohne es vielleicht zu wissen) einverstanden ist; was allerdings auch jeder denkende Theolog muß. Den tiefen moralisch-religiösen Sinn und Werth, den auch diese mythischen Erzählungen haben, verkennen ja die Anhänger der mythischen Ansicht durchaus nicht, und es wäre Verleumdung, wenn man ihnen vorwerfen wollte, daß sie absichtlich sich denselben entzögen, und darauf ausgingen, unsere Religionsbücher derselben zu entkleiden. Aber in sofern das Historische einmal zum Gegenstande des Dogma gemacht ist, erfordert es die Pflicht des redlichen theologischen Forschers, der Sache auf den Grund zu forschen, und die Geschichte von dem mythischen (denn anders wird man dies wohl nicht nennen können) Gewande zu scheiden, das sie angenommen hat. Der Grund wenigstens, den der Vf. dagegen angiebt, daß alsdann nur eine ärmliche Wahrheit übrig bleibe, würde mehr ein Vorwurf für die Religionsbücher selbst, als für die Forscher in denselben seyn; denn was geht es diese an, wie viel von der als Irrthum entlarvten vermeintlichen Wahrheit übrig bleibt? Ungehörig und unfruchtbar ist es allerdings, die *Wunder des*

*Glaubens* auf natürliche Ereigniffe zurückführen zu wollen, aber falsch ist es, sie für den *Gegenstand unserer Geschichte* auszugeben. Denn sie sind nur, das Kleid der Geschichte; sie sind eben nichts Anderes als Wunder des Glaubens, d. h. sie sind nur für den da, der sie glauben will, und dürfen sich ebenso wenig für Geschichte ausgeben, als sie wie Geschichte behandelt werden sollen; ja gerade dadurch, daß wir, wie der Vf. will, den rein religiös-moralischen Gehalt aus ihnen ziehen, zeigen wir, daß wir sie als nicht geschichtlich behandeln, und den Glauben an sie als an etwas Geschehenes als irrthümlich zurückweisen. Auch giebt ja der Vf. selbst zu, sein Zweck könne nur seyn, darzuthun: *wie der Hebräer in seiner Geschichte die Offenbarungen Gottes erkannt habe*, womit er vielleicht unbewußt andeutet, daß dieses Erkennen von der wirklich geschichtlichen Gestalt sehr verschieden seyn könne, und auch wirklich sey.

*Erste Periode, Ursprung der ältesten Geschichte der Weissagung bis auf Samuel.* Mit den ersten Aeltern des Menschengeschlechtes lebt Gott in beständigem persönlichem Verkehre, daher es noch keiner Propheten bedarf; diese treten erst auf, als die Zahl der Menschen sich mehrt, und sie sich des unmittelbaren Umganges mit Gott unwürdig gemacht haben. Die erste von Menschen ausgesprochene Weissagung ist das Lied Lamech's, und die erste Spur einer Entfremdung Gottes von den Menschen liegt in der Geschichte vom Thurmbau. Abraham ragt vor Allen hervor, nicht bloß durch seinen häufigen Verkehr mit Jehova, sondern auch, weil ihm schon das Ziel aller Weissagung offenbart wird. Isaak besucht Jehova nur einmal im Wachen, Jakob nur noch im Traume, und bey Joseph lernen wir zuerst diese Form der Traumweissagung näher kennen. Moses ist der Vermittler der feierlichen Offenbarung des Gesetzes, welche Israel zum Bundesvolke macht, und in sofern steht er über den Propheten; woher auch seine unvergleichliche Größe lange Zeit nach ihm keinen Gottesgesandten im eigentlichen Sinne aufkommen läßt. Dieses zeigt der Vf. ausführlich an der Geschichte Moses, gegen deren natürliche Auffassung und Deutung er sich zwar ausdrücklich verwahrt, aber trotz dem dergleichen versucht, wie z. B. eine Deutung von der Wolken- und Feuer-Säule. Ob Moses seine Weisheit von den ägyptischen Priestern erhalten habe, ist übrigens eine müßige Frage, nur scheint man sich im Allgemeinen (und auch der Vf.) eine falsche Vorstellung von seinem Monotheismus zu machen, wenn man ihm unseren monotheistischen Begriff unterschoben will. Moses kannte offenbar Jehova nur als Nationalgott, neben dem er andere Götter anderer Nationen statuirte, wenn gleich ihn sein Nationalgefühl Jehova als den höchsten und mächtigsten von ihnen ansehen liefs. Dies ergiebt sich deutlich aus dem auch von dem Vf. angeführten Liede

des Moses 5 Mos. 32 besonders aus V. 12 und 31, und vorzüglich aus 2 Mos. 15, 11 (מִי־כִסֵּבָה בְּאֵלֹהֵי יְהוָה). Also keinen absoluten Monotheismus kannte Moses, sondern einen national relativen; nur aus seinem Volke verbannte er Götzendienst und Heidenthum; aber Vielgötterey, in sofern als jedes Volk seinen einen besonderen Nationalgott habe, hielt er nicht für Irrthum. Erst später, und zwar zum Theil durch die Propheten, entwickelte sich im Judenthume der reine Begriff von Monotheismus. In den Zeiten Josuas und der Richter zeigen sich theils wegen der Verwilderung des Volkes, theils wegen der überwiegenden Nähe des großen Gottesmannes Moses wenige Regungen des prophetischen Geistes.

In die zweyte Periode fällt dagegen die *Blüte der Weissagung durch die Propheten bis auf Maleachi*. Der Vf. charakterisirt sehr treffend die hebräischen Propheten und ihr Verhältniß zum Königthum, und nimmt sie unnützer Weise gegen Leo's oberflächliche, auch früher schon hinlänglich gewürdigte Darstellung in Schutz. Auch die Schilderung der sogenannten Prophetenschulen läßt nichts zu wünschen übrig; die Meinung, daß sie von Samuel gestiftet seyen, hat Viel für sich; nicht ganz richtig ist dagegen wohl die Bemerkung, daß die Schüler derselben, die übrigens Zeit ihres Lebens es blieben, *Nebiim* geheissen, weil eigentliche Weissager aus ihnen hervorgehen konnten. Wie hätte man den Namen aus dem Umstande wählen können, der als das Seltener und über der Macht des Lehrers Stehende nicht der Zweck der Anstalt seyn konnte? Im Gegentheil scheint נביא offenbar eine weitere Bedeutung zu haben, als der Vf. ihm zugesteht, und einen solchen zu bezeichnen, der die reine Lehre von Jehova zu lehren verstand (was er ohnedies allein auch lernen konnte). Daß der Vf. sich Samuels gegen die, von ihm selbst angeführten, Gegner desselben annimmt, muß gebilligt werden. Denn er war unleugbar ein großer Prophet (Jer. 15, 1), wenn gleich nicht ohne bedeutende Schwächen, der in seiner begeisterten Leidenschaft sich zu Ungerechtigkeiten hinreißen liefs (1 Sam. 15, 33). Um so auffallender ist es, Saul nicht ganz richtig geschildert zu sehen. Der Vf. hält ihn für einen schwachen Mann; uns scheint er gerade das Gegenteil. Samuel täuschte sich in sofern in ihm, als er ihn offenbar in der Absicht und Meinung zum König wählte, daß er mit ihm würde machen können, was er wollte (deshalb auch aus dem kleinsten Stamme). Da aber Saul sich seiner Herrschsucht kräftig widersetzte, verließ ihn Samuel auf eine unredliche Weise nach Pfaffenbrauch, und war vielleicht mit Schuld an dem Wahnsinne, der Saul gegen das Ende seines Lebens befallen zu haben scheint, in welchem er nach dem naiven Geständnisse 1 Sam. K. 18, 10 sich wie ein Prophet gebehrete.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

J E N A I S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## T H E O L O G I E.

LEIPZIG, b. Barth: *Die Propheten des alten und neuen Testaments, nach ihrem Wesen und Wirken dargestellt* von D. Friedrich Burchard Köster u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Hr. K. hat Recht, daß wir Abendländer von der ächt orientalischen Scene eines Befallenwerdens von dem Geiste Gottes und der prophetischen Rede in Folge dessen keinen rechten Begriff haben, doch finden sich im Abendlande ähnliche Begebenheiten (vgl. Tieck's treffliche Schilderung in dem Aufruhr in den Sevannen), und es muß jedem überlassen bleiben, was er von solcher Art von Prophetismus halten will. Was übrigens der Vf. mit der Behauptung zu sagen beabsichtigt: die Wahrsager-scene mit der Hexe von Endor habe eine höhere Bedeutung, als z. B. die von ihm selbst als Parallele angeführte Erscheinung des Gespenstes bey Philippi, welches Brutus sein Unglück verkündigte, sehen wir nicht ein; an sich hat sie gewiß keinen anderen oder gar höheren Sinn, nur kann man ihr, wenn man will, eine solche unterlegen, wogegen wir gar nichts haben; aber was kann man nicht Alles —? In der nächsten Zeit treten keine bedeutenden Propheten auf, auch bedürfen ihre Aussprüche häufig der Nachhülfe der politischen Macht; trotz dem behalten sie immer noch ein großes Gewicht, und der Vf. bemerkt mit Recht, daß, weil der Prophet Achijah einmal die Trennung des Reiches als Willen Jehova's ausgesprochen habe, die späteren Propheten in Israel nie wieder zur Vereinigung rathen. Grofsartig stehen die beiden Propheten Elia und Elisa da, deren phantastische Darstellung in den Büchern der Könige ein erhabenes Bild abgiebt. Um so auffallender ist es, daß der Vf. durch zuweilen versuchte natürliche Deutung der von ihnen erzählten Wundergeschichten den eigenthümlichen Reiz derselben stört, obwohl er früher gegen eine solche Auffassung sich bestimmt ausgesprochen hat. Ueberdies scheint er darin nicht glücklicher zu seyn, als die gemeinen Rationalisten. Denn wenn er die bekannte Geschichte von dem Eisen, das Elisa auf dem Jordan schwimmen läßt, auf exegetischem Wege in eine Erzählung von der Axt, die der Prophet mit einer Stange aus dem Wasser geholt habe,

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

verwandelt, so dürfte das doch gar zu matt seyn, und keineswegs dem Tone des ganzen Buches angemessen, das offenbar hier ein Wunder erzählen wollte. Daß übrigens die Chronik, wie der Vf. selbst bemerkt, den Elia nur einmal und den Elisa gar nicht erwähnt, zeigt, wie man schon in jener Zeit über die Wunder der Propheten, ja vielleicht über sie selbst urtheilte, und urtheilen konnte.

Nach Elisa's Tode, mit dem die historische Tradition über die Propheten gleichsam ihre Höhe, aber auch ihr Ende erreicht, begiant die Schriftstellerey der Propheten, die einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte derselben bildet. Hier ragt besonders Jesaja hervor, der auch durch die von ihm berichteten Wunderthaten an die älteren Propheten erinnert. Er ist nicht weniger freymüthiger Sittenprediger, als wunderthätiger Arzt. An ihn reihen sich Nahum, Habakuk, Zephanja, vor Allen Jeremias und Ezechiel, die die große Katastrophe der Zerstörung Jerusalems erlebten. Auch finden wir in dieser Periode unter Josia eine Prophetin Hulda. Nach dem Exil hob sich mit der Erbauung des Tempels das Prophetenthum von Neuem, bis es mit Maleachi erlosch, der die Wiederkehr eines alten Propheten, des Elia, verkünden mußte; und die bereits bestechlichen Propheten sich zu bloßen Werkzeugen der politischen Gewalt hergaben.

Die dritte Periode umfaßt daher das Absterben der Weissagung bis auf Johannes den Täufer. Das Fehlen des Prophetismus giebt hier der Vf. vollständig zu, und erklärt die wenigen Spuren, die sich namentlich in der Zeit der Makkabäer finden, für bloße Weissagung, wonach auch zu beurtheilen sey, wenn Philo und Josephus sich göttlicher Inspiration rühmten. Den Grund dieser Erscheinung findet er in dem Verluste politischer Selbstständigkeit, der fast abgöttisch sich gestaltenden Verehrung der alten Nationalliteratur, die als Gegenstand demüthiger Forschung betrachtet wurde, und in der mehr und mehr sich ausbildenden Priesterherrschaft, die der freyen Entwickelung des prophetischen Geistes feindlich und hinderlich war. Die nächste Folge davon war die festgeschlossene Sammlung älterer Schriften, die der Ansicht des Vfs. nach wenigstens von einer ähnlichen Gesellschaft, als welche die Sage die große Synagoge darstellt, veranstaltet worden ist; zugleich aber entstand damit die seltsamste Uebertreibung von dem

Werthe ihres Inhaltes, die auf das bestimmte Dogma von ihrer Inspiration hinführte, und jene dreyfach sich gestaltende Auslegung, die typische, allegorische und kabbalistische, hervorrief. Aus dem Studium der alten Propheten, nicht aus eigener lebendiger prophetischer Begeisterung läßt der Vf. auch offenbar sehr richtig die beiden Bücher Hiob und Daniel entstehen; von denen das erste zum Troste des Judenvolkes nach dem Exil geschrieben seyn soll, der extravaganter Kritik (oder Unkritik) dieses Buches also eine bestimmte Grenze gesteckt wird; das letzte aber der Vf. in die makkabäische Periode setzt, wohin es auch für jeden Unbefangenen gehört, wenn ihm auch die unkritische Kritik unserer Tage gar zu gern aus bestimmten dogmatischen Vorurtheilen ein höheres Alter zuweisen möchte. Mit Recht verlangt daher der Vf. eine besondere Beachtung des Umstandes, daß die Sammler des Kanon's dasselbe nicht unter die Propheten, sondern unter die Hagiographen gestellt haben, und daß ihm alle prophetische Originalität fehle. Was er gegen den Versuch einer genauen Berechnung der siebenzig Jahrwochen sagt, verdient alle Beherzigung, da es der Weissagung nie auf chronologische Genauigkeit ankam, und dieses Buch vielleicht eine absichtliche Ungenauigkeit bezweckte.

Die vierte Periode umfaßt die *Wiedererweckung und Verklärung der Prophetie in den Zeiten des N. T.* Zufolge jener bekannten Weissagung des Joel glaubten die Juden, wie der Vf. bemerkt, nach dem Exil, daß der Messias die verschwundene Prophetie zu neuem Glanze wieder erwecken würde. Allein da der Glaube und die Hoffnung auf den Messias in dieser Zeit fast ganz erstorben war, und z. B. die apokryphischen Bücher des A. T. sie gar nicht kennen, so ist dies nur in sehr beschränktem Sinne zu nehmen. Daß aber das Prophetenthum in der Person Jesu verklärt und vergeistigt wieder erschienen, muß durchaus zugestanden werden, wie es denn überhaupt mehr und mehr nur um seine geistige Größe sich handelt, da seine äußere Geschichte vor der Schärfe der Kritik fallen wird. Ob man daher jenen Symeon und Anna, die in dem Kinde Jesu den künftigen Messias sogleich erkannten, für historische Personen, und sonach für Propheten halten soll, wie der Vf. will, möge dahingestellt seyn, da diese Frage mit der Untersuchung über die Authentie der evangelischen Erzählung zu genau zusammenhängt, um sich hier auf diese Erörterung einzulassen. So viel ist indessen gewiß, daß die Evangelien sie als solche darstellen wollen; wiewohl im Widerspruche damit der Vf. selbst gesteht, daß Johannes der Täufer deshalb so viel Zulauf gehabt habe, weil die Erscheinung eines Propheten etwas ganz Ungewöhnliches gewesen sey. Jedenfalls tritt dieser uns als eine besonders interessante Erscheinung entgegen, seine Geburt, mit Wundern begleitet, soll ihn schon als Propheten beglaubigen. Das Stummwerden seines Vaters reducirt der Vf. auf psychologische Wirkungen des Glaubens, und behauptet, daß, wenn man dieses innere Wunder festhalte, die meisten gegen das *Evan-*

*gelium infantiae* erregten Zweifel verschwänden. Ja wohl, aber dies innere Wunder ist eben so schwer zu begreifen, als jene äußeren; überdies gesteht der Vf. selbst Nachahmungen des Elia in der Darstellung Johannes des T. zu. Dieser selbst giebt sich freylich nicht für einen Propheten aus, auch vermißt das Volk Wunder an ihm, doch erklärt Jesus selbst ihn dafür. Uebrigens ist die ganze Geschichte des Johannes so sagenhaft und lückenhaft, daß wir durchaus kein vollständiges Bild von ihm gewinnen. Denn trotz dem, daß er in Jesu den Messias erkannt und anerkannt hat, ihn auch zu verschiedenen Malen öffentlich dafür erklärt, und sich selbst nur für einen Vorbereiter auf ihn ausgiebt, so ließ er seine Schule doch nicht in der des Messias aufgehen, sondern vererbte eine selbstständige Schülerschaft auf die Nachkommen. Auch scheint er nach der Darstellung der Evangelien durchaus keine reine, ideelle Vorstellung von dem Messias zu haben. Denn die aus dem Gesängnis an Jesum gethane Frage: ob er der Messias sey, muß trotz der künstlichen Quälereyen der Exegeten unpassend und unverständlich bey einem Manne erscheinen, der ihn selbst durch besondere Inspiration (Joh. 1, 36) bereits dafür erklärt hatte; wenn man nicht die Worte als eine ziemlich weltliche Mahnung ansehen will, daß es endlich für Jesum Zeit sey, als Messias öffentlich aufzutreten, sein mächtiges Reich zu gründen, und ihn selbst aus den Händen des Unge rechten zu befreien. Alles dieses zeigt, daß wir hier uns durchaus nicht auf historischem Gebiete befinden, und auf dem Vf. lastet der Vorwurf, bey seiner Darstellung viel zu wenig auf diese und ähnliche Zweifel Rücksicht genommen zu haben. Auch indem der Vf. zur Darstellung Jesu in seinem Prophetenamte übergeht, stellt er einen eigenthümlichen unhaltbaren Begriff innerer Wunder auf, wodurch er allen Schwierigkeiten hinsichtlich seiner Geschichte zu entgehen glaubt, aber gewiß nicht ahnt, zu welchem Endresultate dies hinführe. Gleich in Betreff der Geburts- geschichte und des Schwangerwerdens durch den heiligen Geist führt er die ganze Sache nur auf den Glauben der Maria und des Joseph, also auf ein *inneres* Wunder zurück (ebenso später die Verklärung), welches von der äußeren Geschichte unabhängig dasteht; er behauptet: „sie ist nicht *blofs* fromme Dichtung, sondern wir müssen sagen: nach menschlicher Ansicht war Jesus der erstgeborene eheliche Sohn Josephs und Marias, aber nach dem wunderbar wirkten Glauben seiner Aeltern war er ohne Mannes Zuthun durch Gottes Kraft erzeugt.“ Das heißt doch also nichts Anderes, als die Aeltern bildeten es sich ein, und wie schwer obenein diese Einbildung dem Joseph ankam, zeigt die Stelle Matth. 1, 19. Lassen wir daher jedenfalls die Aeltern besser aus dem Spiel, in jeder Hinsicht befriedigender und in sich gerechtfertigt ist die Ansicht, die Erzählung für eine fromme Sage des Alterthums zu halten, das überhaupt seine großen Männer so entstehen ließ; besonders da die Evangelien die ganze Sache keineswegs als ein solches inneres Wunder ansehen, sondern

als recht handgreifliche Thatfache hinstellen. Einen gleichen Maßstab des inneren Wunders legt der Vf. an die übrige Geschichte Jesu, und bedenkt nicht, daß er sie dadurch ebenso verflüchtigt und aufhebt, wie die mythische Auffassung derselben, weil er sie ganz in die Subjectivität dessen zurückschiebt, der die Geschichte erlebt zu haben vorgiebt, wie letzte in die des Erzählers derselben; aber er muß es dann auch billiger Weise der Subjectivität des Hörers und Lesers überlassen, ob er sie für wahr annehmen will oder nicht. Denn es liegt in der Natur der Sache, daß eine solche bloß innere Geschichte nur für den den Werth der Wahrheit haben kann, der sie erlebt hat, oder wenigstens zu haben glaubt; und auch dem noch so sehr als wahrheitsliebend bekannten Manne dürfte es unmöglich seyn, uns von der Wirklichkeit derselben zu überzeugen, wenn sie die Grenzen des natürlichen Zusammenhanges der Dinge überschreitet. Jedenfalls hören also auch nach dieser Ansicht die evangelischen Berichte auf, Geschichte zu seyn! Wenn ferner der Vf. in Beziehung auf die folgenden Begebenheiten in der Jugendgeschichte Jesu sagt: alles dieß sind keine Mythen, sondern Thatfachen, welche aber im religiösen Lichte und nach einer bestimmten Glaubensansicht dargestellt werden, so giebt er doch damit zu, daß sie anders dargestellt, als vorgefallen sind, räumt also, worum es sich zunächst handelt, die historische Untreue und Unglaubwürdigkeit der Evangelien ein. Auf der anderen Seite gestehen wir aber auch gern, daß wir den Vf. gar nicht einmal verstehen, wenn er Begebenheiten, wie z. B. die Verklärung, für innere Thatfachen erklärt. Denn abgesehen davon, daß die Evangelien sie als ein äußerlich geschichtliches Factum hinstellen, so haben wir wenigstens keinen Begriff von einer solchen inneren Thatfache, die zu gleicher Zeit und auf dieselbe Weise in verschiedenen Personen vorgeht, da man doch wohl nur einen vermöge starker Phantasie fast objectiv gewordenen Gedanken (Empfindung) eine innere Thatfache nennen darf. Daß Johannes in seinem Evangelium vorzüglich darauf ausgehe, Jesum in der höchsten prophetischen Würde darzustellen, ist unbestreitbar; daher läßt er Nikodemus und die Samariterin am Anfange seines Evangeliums Jesum als Propheten anerkennen, was dieser so wenig von sich weiß, daß er sich vielmehr als Messias selbst zu erkennen giebt, und überall seine engste Verbindung mit Gott versichert. In der letzten Zeit seines Lebens trat Jesus geradezu mit vielen und großartigen Weissagungen hervor, indem er seinen Tod, seine Auferstehung, den Untergang von Jerusalem und sein daran geknüpftes Wiedererscheinen vorher verkündigte. Ja, auch die Spottreden, die er noch am Kreuze von seinen Feinden anzuhören hatte, zeigen deutlich, daß diese ihn wenigstens für eine Art Wahrer hielten. Wie der Vf. daher die Berichte der Evangelien angesehen will, davon bekommen wir kein ganz deutliches Bild; nur so viel ist klar, daß er der skeptischen Kritik einiges Recht gegen sie einräumt, und sich eine Umdeutung ihres Wortes erlaubt. Wir

halten dieß demnach von seiner Seite für ein unbewusstes Zugeständniß, daß in ihnen keine reine Geschichte enthalten sey; vielmehr leuchtet ein, daß die Erzählungen von Jesu nach einem absichtsvollen religiösen Maßstabe geformt, und namentlich die bestimmten Erwartungen von einem Messias, wie den Wundererzählungen von älteren Propheten (denen er in nichts nachstehen durfte) angepaßt und nachgebildet sind. In Beziehung auf den letzten Punct gesteht der Vf. selbst, durch die Verheißung des Geistes, den Christus den Jüngern bey seinem Hingange zu geben versprochen, und durch seine Himmelfahrt an Aehnliches bey Elia erinnert zu seyn. In sofern mag er denn allerdings Recht haben, wenn er z. B. diese letzte Erzählung nicht für einen Mythos ansehen will; aber was hat er damit gewonnen, wenn er sie für einen „heiligen Schleier“ erklärt, welchen der Glaube der alten Kirche über das unbekannte Ende der Erdenlaufbahn des Herrn absichtslos geworfen habe? Damit scheint uns gar nichts gesagt zu seyn, und der Vf. absichtlich unter unverständlichen Redensarten seine Meinung zu verbergen, daß er die Geschichte, wie sie im Evangelium erzählt wird, nicht glaube. O möchten doch alle Theologen, die Prediger der Wahrheit, so wahr seyn als *Straußs*, es stände wahrlich mit unserer Erkenntniß, mit unserer Religion und unserer Frömmigkeit besser. Weshalb gesteht der Vf. nicht ein, daß er die Himmelfahrt für Dichtung hält, da seine Worte keinen anderen Sinn haben können? Aber er stößt sich wieder an den unglücklichen Ausdruck Mythos, und behauptet, für eine absichtslose Dichtung stand der Erzähler der Thatfache zu nahe. Allein mit dieser Bemerkung tritt er in ein gar zu unsicheres Gebiet ein, um es als Basis seiner Gegengründe benutzen zu können; kann er denn die Entstehungszeit der Evangelien dathun? kann er beweisen, daß sie früher als etwa hundert Jahre nach jener Begebenheit entstanden sind? und ist eine solche Zeit für die Entstehung eines Mythos nicht lang genug? Ist er ohnedieß nicht schon in Gegensatz zu der Kirche getreten, wenn er Christo die Allmacht (S. 208 behauptet er, daß Jesus nicht seine Handlungen in seiner Gewalt gehabt habe) und Allwissenheit abspricht, und ihm nur einen prophetisch dunkeln Blick in die Zukunft zugesteht (den jeder Mensch hat); nehmen wir ihm noch dazu seine absolute Sündlosigkeit, da er selbst bekanntlich nur Gott Matth. 19, 17 absolute Güte zuschreibt, so bekommen wir mit Hülfe des Vfs. ein ganz anderes Bild von Jesu, als welches die Kirche aufstellt, ein Bild, welches mit dem viele Aehnlichkeit hat, das die mythische Ansicht von ihm übrig läßt, das Bild eines großen Propheten. Denn da ferner der Vf. geradezu gesteht, daß die Erzählung von den Begebenheiten bey dem Tode Jesu aus der Wundersucht jener Zeit entstanden sey, so raubt er den Erzählern ja die historische Glaubwürdigkeit, und es ist nicht einzusehen, wie er, dieß Eine zugestanden, es verhindern will, daß wir auch die anderen Erzählungen der Evangelien nach derselben Weise beurtheilen.

Was nun die Propheten nach Christo betrifft, so bemerkt wohl der Vf. mit Recht, daß die Apostel sich deshalb nicht Propheten genannt hätten, weil durch das Pfingstfest und dessen Wunder der Gottesgeist Allgemeingut geworden war, sie sich also nicht jenen auszeichnenden Namen beylegen durften; das N. T. will sie aber offenbar durch die vielen ihnen beygelegten Wunder und Weissagungen als solche darstellen, und es ist auffallend, daß der Vf. manche dieser Erzählungen ihres wunderbaren Gewandes zu entkleiden wagt, so z. B. die von dem Tode des Ananias Act. 5, 10, da V. 9 denselben als ein wunderbares, durch Petrus gewirktes Ereigniß schildern will. Der gewaltige Geist des Christenthums pflanzte die Prophetie von den Aposteln auch auf ihre Schüler fort; nur daß dieselbe, wie der Vf. bemerkt, gewöhnlich weiter zu fassen ist von tieferer Erkenntniß der Religion und dem begeisterten Vortrage derselben, selten enger von eigentlicher Verkündigung göttlicher Rathschlüsse in der Zukunft. Geringer als diese schätzt Paulus die Zungengabe, was der Vf. richtig für ein noch jetzt im Oriente gebräuchliches, unverständlich gemurmeltetes Beten erklärt. Beides aber hält er für etwas *Natürliches*, was den Aposteln nur in sofern als wunderbar und göttlich erschienen, als es eine Wirkung des Christenthums sey; eine Ansicht, die schwerlich haltbar seyn dürfte, da wir erstes schon im A. T. finden, letztes aber von dem Vf. selbst als Eigenthum des ganzen Orients angesehen wird. Daß auch Frauen diese Gabe zu Theil wurde, ist bekannt. Neben dieser allgemeineren Prophetie gab es aber auch ein Amt der Propheten, über deren Wirkungskreis wir jedoch keine deutliche Vorstellung haben; indessen nahm es seinen bestimmten Rang gleich nach dem Amte der Apostel ein. Das ausschließlich prophetische Buch des N. T., die Apokalypse, erklärt der Vf., als Nachahmung des Daniel, mit Recht mehr für ein Product des Studiums, als der Begeisterung. Daß die älteren Kirchenväter noch bis ins vierte Jahrhundert von der Prophetengabe unter den Christen sprechen, ist bekannt; der Vf. giebt die Möglichkeit derselben zu, erklärt aber (freylich unbewußt) sehr richtig das allmähliche Verwinden derselben durch das Aufhören des Glaubens an sie. Wenn er übrigens einem *Francke* und *Oberlin* Wunder und *Klopstock* Weissagungen zuschreibt, so wissen wir, was wir in seinem Sinne von den biblischen Wundern und Weissagungen zu halten haben, zumal da Paulus selbst den Heiden Epimenides einen Propheten nennt, und Judas die Weissagungen eines für uns apokryphischen Buches citirt.

Im zweyten Theile, der *Charakteristik der biblischen Weissagungen*, handelt der Vf. zunächst von dem Namen derselben (soll heißen der Weissager). Auch er erklärt das Wort כִּיָּא der Etymologie nach für schwierig. Sicherer ist der Gebrauch desselben, indem es denjenigen bezeichnet, der durch einen bestimmten Auftrag Gottes beigestert worden, und aus

solcher Begeisterung redet. Daran schliessen sich die Begriffe Gottesmann, Knecht Jehova's, selbst Rasender, was zur Bezeichnung der Propheten bisweilen gebraucht wird. Letzter Ausdruck giebt uns offenbar ein bedeutendes Licht, wie wir die Propheten in ihrer äusseren Erscheinung uns zu denken haben, und der Vf. hätte sie um so weniger von jeder Vergleichung mit Schamanen freysprechen sollen, als er selbst eine Stelle anführt, die das Gegentheil sehr wahrscheinlich macht. Aelter ist der Name נָבִיא, da erst zu Samuels Zeit Nabi gebräuchlich wurde; Später und Wächter hießen aber die Propheten, in sofern sie um die Sicherheit des Volkes bemüht waren. Die alexandrinische Uebersetzung macht übrigens einen bestimmten Unterschied zwischen προφήτης und μάντις, und versteht unter erstem immer den נָבִיא.

Kap. 2. *Begriff der Weissagung* (soll heißen des Propheten). Der Vf. bemüht sich, die Ansichten zu widerlegen, denen zufolge man die Propheten für Aerzte, Hesprediger, Reichshistoriographen, Musiker, Dichter, Demagogen (wofür sie schon Josephus Arch. 3, 8, 9 zu halten scheint) ausgegeben hat; und allerdings ist er hierin glücklicher, als in der Widerlegung der Behauptung, daß sie sich in ekstatischem Zustande befunden hätten; da dies nicht allein die von ihnen bisweilen vorkommende Schilderung als Rasender, sondern auch die ganze Ansicht beweist, daß sie nur als Werkzeug Gottes handelten. Gerade dafür scheint uns also die Stelle 2 Pet. 1, 20, besonders in Verbindung mit 1 Pet. 1, 10, zu sprechen, und nicht *dagegen*, wie der Vf. annimmt; denn wir glauben, daß sie nur so zu verstehen sey: kein Prophetenspruch ist Sache eigener Auflösung und Erfüllung, sondern da die Propheten ἐκ στόματος κυρίου (3 Esr. 1, 28) sprachen, ja eigentlich Gott διὰ στόματος τῶν προφητῶν Act. 3, 18 nach jüdischer Vorstellung sprach (woher es ja auch häufig heißt αὐτὸς εἶπε κύριος Bar. 2, 21), so verstanden sie selbst nicht genau den Inhalt ihrer Weissagungen, die vielmehr einer göttlichen Erklärung und Auflösung bedürften. Indessen wollen wir keineswegs behaupten, daß die Propheten sich jeder Zeit, wenn sie auftraten, in solchem ekstatischen Zustande befunden haben; und wenn sie Blicke in die Zukunft thaten, so war es einestheils eine Folge ihrer richtigen Anschauung der Vergangenheit und der klaren Erwägung gegenwärtiger Verhältnisse, wie der Vf. selbst gesteht, anderentheils der Schwung begeisterter Rede, die sie oft genug zu Aussprüchen hinriß, welche nicht erfüllt wurden. Uebrigens bemerkt der Vf. mit Recht, daß die Idee der Prophetie überhaupt sich auf die Veränderlichkeit göttlicher Rathschlüsse, je nach dem Verhalten der Menschen, gründet, räumt ihr also, vielleicht ohne es zu wollen, in Betracht einer so unphilosophischen Grundansicht, auf die sie gegründet ist, keinen sehr hohen Werth ein.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

## ZUR

### JENAISCHEN

# ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

### T H E O L O G I E.

LEIPZIG, b. Barth: *Die Propheten des alten und neuen Testaments, nach ihrem Wesen und Wirken dargestellt* von D. Friedrich Burchard Köster u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im dritten Kapitel spricht Hr. K. von der falschen Weissagung, die zu allen Zeiten bey den Hebräern in Gebrauch war, und zählt die verschiedenen Arten auf, in der sie erscheint; darauf im vierten giebt er die Kennzeichen der ächten Weissagung an. Dieß waren zunächst die Zeichen, *נִסִּים*; indessen, da solche auch von falschen Propheten gethan wurden, war ein wichtigeres Kennzeichen die Erfüllung der Weissagung. Allein der Vf. gesteht, daß diese noch nicht hinreiche, da dieselbe zufällig seyn könnte, und in manchen Fällen gar nicht eingetreten sey; nach seiner Theorie müßten wir also die nicht erfüllten Weissagungen für falsch halten, was doch wohl nicht seine Meinung seyn dürfte. Daher sucht er ein untrügliches Kennzeichen in der Gotteswürdigkeit der Weissagung. Allein die Ansichten über Gotteswürdigkeit sind von jeher sehr verschieden gewesen, und da wir niemanden ein ausschließliches Urtheil darüber zugestehen können, so möchten wir wohl eher zu dem Schlusse kommen, daß es gar kein bestimmtes Kennzeichen wahrer Weissagung gebe.

Im fünften Kapitel, wo der Vf. von dem Amte der Weissagung handelt, verwirft er die früheren Eintheilungen in äußere und innere, mittelbare und unmittelbare, sowie die eilf Stufen der Weissagung bey Maimonides, und unterscheidet an deren Statt eine bürgerliche durch den Gebrauch des Looses, und eine priesterliche durch die Urim und Thummim, die er für ein Symbol der Weissagung erklärt, welche der Hohepriester, als Centrum des ganzen Volkes, in seinem gotterleuchteten Geiste fand; sie gehörten indessen, da der Hohepriester an ihren Gebrauch gebunden war, zur künstlichen Divination, scheinen aber doch seit Salomo gänzlich in den Hintergrund getreten zu seyn. Seit dieser Zeit nämlich trat mehr die freye Weissagung der Propheten hervor, denn von einer besonderen Bestimmung des Priesterstandes zur Prophetie ist nirgends die Rede; jedoch behaupten die Priester der ganzen theokrati-

schen Verfassung zufolge einen äußeren Vorrang vor den Propheten, gegen welche jene auch schon deshalb keine besondere Rivalität zeigen, weil die Propheten nie ein politisches Ansehen erstrebten, noch befasen. Daß einzelne Priester zugleich Propheten waren, ist allerdings so wenig ohne Beyspiel, wie die prophetische Würde auch den hebräischen Königen beygelegt wurde. Die prophetische Weissagung nun im engeren Sinne hatte drey Stufen; die niedrigste war die auf Träumen beruhende, denen man im Allgemeinen geringen Werth beylegte, und die man nur nach ihrer Erfüllung und ihrer Vernunftmäßigkeit beachtete; übrigens bekundete nur das Traumdeuten den Propheten. Höher stand das Schauen einer Vision im wachen Zustande, was aber seiner Natur nach immer dunkel und unklar seyn mußte; daher galt am meisten das Hören des Wortes, wodurch als Offenbarung der unmittelbare Wille Gottes sich kund that. Darin hatte nun Moses die höchste Stufe prophetischer Offenbarung erstiegen, da Gott mit ihm Mund gegen Mund redet, d. h. er vernahm Gottes Willen ohne bildliche Einkleidung, wenn er auch nicht sein ganzes Leben hindurch in solcher unmittelbaren Gottesnähe sich befand; daher ist Jesus erst der über alle Vergleichung erhabene Prophet, da er weder Träume, noch Visionen, noch Ekstasen hat, sondern klar und besonnen mit Gott in beständiger vertraulichster Verbindung lebt. Die spätere christliche Prophetie war, wie Paulus sagt, ein *χαρίσμα πνευματικόν*, also etwas Geistiges, von bewußtloser Symbolik möglichst Entferntes, weshalb von einer Eintheilung in verschiedene Arten bey ihr keine Rede seyn kann.

Im sechsten Kapitel handelt der Vf. vom Inhalt und Geist der Weissagungen, und stellt zunächst die allgemeinen Grundätze der Propheten dar. Zunächst ward als Urheber der Weissagung nur Gott betrachtet, indem der heilige Geist oder ein Engel oder die *Batkol* sie eingab; ihren Inhalt bilden Vorherhersagungen der Zukunft, die durch Erfüllung als wahr beglaubigt werden. In Beziehung auf letzten Punct gesteht der Vf. indessen selbst ein, daß alle Weissagungen der hebräischen Propheten in Beziehung auf das sittliche Verhalten der Menschen bedingt sind; er nimmt ihnen also selbst den absoluten Charakter, und verwandelt sie in *Drohungen*; und wir müssen gestehen, daß wir den größten Theil der prophetischen

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

Aussprüche des A. T. weit lieber für Drohungen erklären, deren Erfüllung immer ihrem Begriffe nach an die Bedingungen verschiedener Nebenumstände geknüpft ist, als für Weissagungen, die durchaus als etwas Absoletes von uns gefaßt zu werden verlangen. Mit Unrecht unterwirft sie daher der Vf. der Subjectivität der Ansicht, indem er behauptet: als göttlicher Rathschluß und als Aeußerung der göttlichen Eigenschaften *gedacht*, müssen alle Weissagungen in Erfüllung gehen; denn was hilft unser Denken, wenn sie doch nicht erfüllt werden? 2) Ferner betrachtet der Vf. die besonderen politischen und moralisch religiösen Grundsätze der Propheten, als welche er genaue Befolgung des Gesetzes und Verbot der Ausländerey, eine höhere Auffassung des göttlichen Wesens und freyere Ansicht vom Ceremonialdienste angiebt. 3) Einen besonderen Abschnitt widmet er den messianischen Hoffnungen, die er sehr richtig für die Prophetie in ihrer Richtung auf das Ideale, von zeitlicher Beschränkung Unabhängige erklärt; nur möchten wir ihm die andere göttliche, nicht weiter erklärliche Seite derselben nicht zugeben, in sofern sie den Rathschluß Gottes enthüllen soll, die Herrlichkeit des Monotheismus einst zum Gemeingute der Menschen zu machen, so weit dies nämlich nicht schon in jenem mit eingeschlossen liegt. Auch in der Geschichte der Messiasidee müssen wir ihm widersprechen, wenn er eine Vorbereitung derselben von Anfang (so weit diese als das Ideale nicht überhaupt im menschlichen Geiste liegt), aber erst ein klares Hervortreten mit der prophetischen Schriftstellerey annimmt, was allmählich zu immer grösserer Bestimmtheit gebracht worden sey; Letztes müssen wir mit *Hengstenberg* leugnen. Die Person des Messias, der Zustand des Volkes Israel und der ganzen Menschheit unter dem Messias werden passend nach den Angaben des A. T. beschrieben. 4) Der Inhalt und Geist der neutestamentlichen Prophetie ist weniger eigenthümlich als der des A. T., weil der Messias als Endpunct aller Weissagung bereits erschienen, und der Gottesgeist von jetzt an ein Gemeingut geworden war. Was übrigens der Vf. damit sagen will, daß das A. T. in der jetzigen Weltordnung niemals für abgeschafft gelten dürfe, weil die Vollendung Christi ein Ideal sey, verstehen wir nicht. Damit hat er wenigstens, wie es scheint, das Fortbestehen des Judenthums zugegeben, folglich das Christenthum als ein Heraustreten aus demselben aufgehoben! Die eigentlich christliche Prophetie knüpfte sich an die noch bevorstehende Wiederkunft des Messias in messianischem Glanze, die der Verfasser der Apokalypse sich zum Thema gemacht, über welche unser Vf. die schon von *Herder* ausgesprochene Behauptung erneut, daß sie nach den Reden Jesu über seine Parusie Matth. 24f. bearbeitet sey; was in sofern seine Richtigkeit haben mag, als jedenfalls ähnliche Vorstellungen ihr zum Grunde liegen.

Auch das *siebente Kapitel*, von der Form und *Einkleidung der Weissagungen*, enthält viel interessantes und Belehrendes, indem der Vf. 1) betrachtet,

wie die Propheten ihre Weissagungen äusserlich oder innerlich empfiengen, 2) mündlich oder schriftlich mittheilten. Obgleich die Mittheilung derselben auf göttlicher Inspiration beruhte, so gehörte doch besondere Fähigkeit dazu, den göttlichen Geist zu empfangen, der an solche Aeußerlichkeiten und Vorberreitungen geknüpft war, wie Prophetenversammlungen, göttliche Berufung zum Prophetenname (Salbung war ungewiß); Musik war Mittel zur Begeisterung, die weder an Geschlecht, noch an Alter und Stand gebunden war. 2) Die mündliche Mittheilung der Weissagung geschah auf Grund und Anfrage von Seiten der Mitbürger; die Antwort wurde in kurzen kräftigen Worten gegeben, von lebendiger Declamation und Gesticulation begleitet, die häufig in symbolische Handlung auslief. 3) Der Vf. giebt eine Uebersicht der prophetischen Schriftstellerey, und stellt die Ansicht auf, daß die Propheten Anfangs kurze Thematata zu mündlichen Vorträgen auf Tafeln öffentlich ausgestellt hätten; späterhin sie aber mehr in freyer Uebearbeitung niedergeschrieben, wobey sie sich jedoch, wie der Vf. annimmt, einer hierartigen Schrift bedienten. Die Sammlung der prophetischen Schriften läßt er schon vor dem Exil beginnen, und nach demselben fortsetzen. Da sie als Mittel der Erbauung dienten, so erfuhren sie in den Händen der Nachwelt mancherley Umänderungen und Zusätze, und als eine Frucht des Studiums derselben ist das Buch Daniel anzusehen. Was die Beschaffenheit der prophetischen Schriftsteller betrifft, so sprechen sie entweder ihre Meinung in schlichter Rede aus, oder bedienen sich gewisser Einkleidungsmittel, nämlich des *Maschal* (Allegorie), der Träume, Visionen und symbolischen Handlungen. Mit Recht erklärt der Vf. die Frage nach der objectiven Wahrheit der Visionen und nach der historischen Wirklichkeit jener symbolischen Handlungen für höchst unnütz. In Betreff des Stiles macht er auf die poetische Färbung, die dichterischen Hülfsmittel, das Kunstmäßige im Gebrauche von Wortspielen, Gegensätzen, stehenden Redensarten aufmerksam; die zum Theil dadurch entstehende Dunkelheit des Ausdrucks beruht aber nicht auf bestimmter Absicht, und der Vf. weist sehr richtig die Meinung von einer Geheimlehre der Propheten zurück. Den Schluß macht eine treffende Charakteristik der Eigenthümlichkeiten der einzelnen Verfasser der uns vorliegenden prophetischen Schriften bis auf die Apokalypsie. Im achten Kapitel handelt der Vf. zum Schluß noch über das interessante Thema vom Werthe der biblischen Weissagungen. Schon das A. T. erkennt selbst den hohen Werth der in ihm enthaltenen Weissagungen an, das N. T. betrachtet aber das ganze A. T. als prophetisch, besonders weil es überall messianische Weissagungen darin fand. Daß die Prophetie des A. T. aber nur einen relativen Werth im Vergleiche mit der vollkommeneren christlichen Erkenntniß habe, beweist der Vf. fälschlich aus 2 Pet. 1, 19, indem er die Worte *καὶ ἔχομεν βεβαιότερον τὸν προφητικὸν λόγον* übersetzt: da wir das prophetische Wort zuverlässiger

besitzen (nämlich seitdem durch die Erscheinung Jesu seine Erfüllung begonnen hat) u. s. w. Denn die Worte in ihrer Stellung verlangen diese Deutung: wir haben auch (*καί*) ein sichereres Wort (nämlich als meines ist, das ich eben, ob zwar als Augenzeuge, gesprochen habe), und dieses ist das prophetische u. s. w. Diese Erklärung erfordert namentlich die Stellung des Artikels zwischen *βεβ.* und *προφητ.*; auch wird es bey dieser Auffassung unmöglich, diese Stelle zur Herabsetzung des Werthes der Weissagungen zu benutzen, wofür der Vf. Beispiele aus alter und neuer Zeit anführt. Dafs nun die Propheten als Prediger der Religion und Gottesfurcht überhaupt ihren bestimmten Werth haben, kann nie geleugnet werden; aber die eigentliche Streitfrage: ob sie Weissagungen im eigentlichen, streng supernaturalistischen Sinn, und namentlich von Christo gegeben haben, läst verschiedene Antworten zu. Der Vf. giebt hier zunächst sehr passende Bemerkungen über das *τότε*, *ἴνα* oder *ὅπως πληρωθῆ* des N. T., in denen er erweist, dafs an ein *Decretum absolutum* durchaus nicht zu denken sey, und das Meiste in das Gebiet der Typologie gehöre; den Typen freylich weist er nur für das gläubige Gefühl eine Bedeutung zu, raubt ihnen also jeden inneren, in ihrer eigenen Natur begründeten Werth, da eine Sache, die nur durch gläubiges Vorurtheil Werth erhält, an sich werthlos ist. Aehnlich verhält es sich aber auch mit den Weissagungen, und das schlichte Glaubensurtheil: ein Mensch, welcher göttliche Rathschlüsse über die Zukunft verkündigt, verdient auch in Allem, was er sonst über religiöse Dinge mittheilt, unser volles Vertrauen, auf das der Vf. so viel giebt, fällt in sich zusammen, da das vorausgesetzt wird, was bewiesen werden soll. Denn es handelt sich ja eben darum, ob die Propheten in göttlicher Begeisterung wirklich verkündigt haben. Dafs die Apostel aber aus dem A. T. den Messias erweisen, ist kein Grund für uns, ein Gleiches zu thun, da, wenn sie der jüdischen Ansicht ihrer Zeit gemäß auch das A. T. für prophetisch im engsten Sinne hielten, wir nicht zu ähnlichem Irrthume (falls es einer ist) genöthigt werden können. Damit widerlegt sich auch der Einwand, den der Vf. macht, vollständig: dafs es unglaublich sey, die Apostel hätten sich eines Beweises ausschliesslich bedient, der in der That nichts bewiese; für sie und ihre Zeit bewies er allerdings sehr Viel, denn man glaubte damals an seine Beweiskraft; eine andere Frage ist aber, ob er diese für uns, ob er sie an sich habe, und die ganze vorangegangene Untersuchung berechtigt uns wahrlich nicht, dieselbe zu bejahen. Aber der Vf. weigert sich selbst, zu dem Systeme der alten Theologie zurückzuführen, wonach Weissagungen nicht blofs einen unentwickelten Keim der Zukunft, sondern sie selbst in ihrer vollen Bestimmtheit enthalten. Wenn er jedoch statt dessen die Behauptung aufstellt, dafs Weissagungen eine Darstellung göttlicher Rathschlüsse seyen, welche sich in der Weltgeschichte als dem Weltgerichte fortwährend erfüllen, so nimmt er eben, ohne es zu wissen und zu wollen, den Weissagungen

alle bestimmtere Beziehung und Bedeutung, und raubt ihnen durch diese Verallgemeinerung jede Kraft der Ueberzeugung, die er ihnen dadurch nicht wiedergeben kann, dafs er sie für Offenbarungen göttlicher Rathschlüsse erklärt. Denn einestheils verrathen sie ganz bestimmte historische Absichten, anderentheils ist eine durch und in der Weltgeschichte sich erfüllende Offenbarung nichts Anderes, als der Menscheng Geist selbst. Auch gesteht der Vf., dafs sie nur durch den Glauben als Beweise von der Gottesgemeinschaft der Propheten gelten können. Allein schon oben haben wir gezeigt, dafs dies kein Beweis ist. Können also die Weissagungen nicht aus Vernunftgründen erwiesen werden, so wird man sie ganz müssen fallen lassen, zumal da sie in den Zeiten, die einer tieferen Erkenntniß immer näher treten, wie der Vf. selbst sagt, gänzlich verstummen. Wir werden daher einem *Grotius* und *Schleiermacher* nicht „große Nachsicht“, sondern volle Anerkennung schuldig seyn, wenn namentlich Letzter behauptet: es muß zugegeben werden, dafs die Propheten Christum, wie er wirklich ist, nicht vorhergesehen haben; also auch, dafs ein Erweis Christi als Erlösers aus den Propheten nicht möglich ist; *fiat applicatio!* Aus dem Bisherigen ergiebt sich daher auch, dafs der Vf. am Schluss in der Widerlegung der fünf vorzüglichsten gegen die Weissagungen vorgebrachten Gründe nicht glücklich gewesen ist, da er in ihr nur eine kurze Wiederholung seiner ganzen vorangegangenen Untersuchung giebt; und so tüchtig auch seine Schrift in vieler Beziehung ist, so müssen wir doch gestehen, dafs sie uns nicht dahin gebracht hat, mit ihm das nicänische Symbol zu bekennen: *spiritum sanctum, qui locutus est per prophetas.*

1371.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HANNOVER, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchh.: *Vom Worte des Lebens.* Allen, welche sich in dem Herrn freuen aus Glauben zu Glauben dargeboten von *Ludw. Adolph Petri*, Pastor in Hannover. 1838. VIII u. 487 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Der Vf. hat diesen Predigten den rechten Titel gegeben; sie sind Worte des Lebens, kein dialektisches Hin- und Herweben der Gedanken, sondern Hauche eines von Religion und Christenthum durchdrungenen Gemüths, hervorquellend aus dem Brunnen eines religiösen Herzens, in einer reinen, kräftigen, andringenden Sprache, bald in bedeutamer Kürze, bald in rhetorischer Pracht und Fülle. Das Leben, wie es ist, und seine Bedürfnisse, kennet der Vf., und thut tiefe Blicke in das menschliche Herz, in das Thun und Treiben des Lebens. Die Vorträge sind kurz, biblisch, nicht blofs in Worten und Bildern, sondern auch im Geiste der Bibel. Mittheilungen vom Worte des Lebens wollen gegenwärtige Predigten seyn, „wie der Vf. mit der gesamten evangelisch-lutherischen Kirche, als deren Diener er sich bekennt, dasselbe versteht.“ Doch sehr irren würde derjenige,

welcher hier das starre gegen die Vernunft ankämpfende System der sogenannten Altlutheraner vermuthete, das den Principien der praktischen Vernunft Hohn spricht. Die Predigten sind für die einsame Andacht bestimmt, nehmen auf die Sonntage des Kirchenjahres keine durchgreifende Rücksicht, bilden daher auch keinen vollständigen Jahrgang. Der Predigten sind 34, nebst 6 Passionspredigten. Zu Lesern wünscht sich der Vf. nicht solche, die nur eine momentane fromme Erregung und mühelose Befriedigung suchen, sondern denkende, strebende Leser, die eine gründliche, allseitig wohl gefügte Erbauung suchen, gegründet auf den ewigen Felsen.

Die Ueberschriften der Predigten, die nicht mit den Themen verwechselt werden dürfen, sind kurz, die Aufmerksamkeit (spannend, z. B. das Opfer. Im Namen Jesu. Die heilsame Gnade. Der feste Grund u. s. w. Die Themen hingegen lauten: das *eine* Opfer, welches Christen darbringen, über Röm. 12, 1. Alles, was ihr thut, das thut in dem Namen des Herrn Jesu, über Kol. 3, 12, 4, 1. Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen, über Tit. 2, 11—14. Wie der Vf. disponire, und größtentheils den ganzen Text zu erschöpfen suche, mag die letztgenannte Predigt über Tit. 2, 11—14 beweisen, wo 1) die Gabe, 2) der Geber, 3) die Empfänger der Gabe dargestellt werden. Oder die vortreffliche Predigt: *Wie hat der Herr die Menschen so lieb!* über Luc. 15, 1—7, wo das eigentliche Thema lautet: Wie sich die Liebe Gottes an dem Sünder verklärt, 1) sie *sucht* den Verirrten, 2) sie *trägt* den Schwachen, 3) sie *freuet* sich des Geretteten. Zum Anfange hat der Vf. bald vorbereitende Eingänge, wo auf die Verlesung des Textes vortrefflich vorbereitet wird. Der Vf., der nach seinem eigenen Geständnisse willentlich keinem fremden Muster gefolgt ist, hat etwas Eigenthümliches und Originelles in der Natürlichkeit und Kraft der Gedanken, in prägnanter Kürze der Sprache. Doch erinnerten uns manche Stellen und Antithesen an die *Harms'sche* Manier; z. B.: All unser Glauben und Hoffen, all unser Leben und Seligseyn beruhet auf seinem (des Erlösers) Zagen und Beben, auf seinem Sterben und sich Verlorengaben. Da Rec. gern die Aufmerksamkeit auf diese Worte des Lebens hinken möchte, die sie so sehr verdienen, so geben wir nur Eine Stelle, als Beweis von des Vfs. Wohlredenheit, und wählen unter vielen die kürzeste aus der Pr. 24, *das Amt des Geistes*, wo es S. 292 heißt: „Das ist der Geist, der die Sünde nicht leiden kann, weder an sich, noch an anderen, sondern eine glühende Feindschaft gegen dieselbe entzündet; das ist der Geist, der immer weiter von einer Tugend Christi zur anderen führt, immer voller das Herz erfüllet mit Liebe und Glauben, immer höher entbrennt für Recht und Wahrheit, immer reicher und mächtiger sich ergießt in alle Verhältnisse des Lebens; das ist der Geist, der die Gotteshäuser füllet, der die Andacht entzündet, der die Gebete empor-

trägt; das ist der Geist, der die ganze Gemeine zum lebendigen Leibe Christi macht, der die Erde weihet und verkläret, und den Himmel herniederbringt in das Herz eines jeden.“

Je mehr Rec. von des Vfs. Vorträgen, deren Art und Kunst sich angezogen fühlt, desto weniger darf er verschweigen, was ihm mißfiel, und was ihm fehlerhaft scheint, so unbedeutend es auch seyn mag. Am wenigsten hat dem Rec. gefallen die Neujahrspredigt, *der feste Grund*, wo Rec. die gewohnte Gedankenfülle vermißte, und dafür mehr Wortfülle fand. Es schien dem Rec., als ob die Sehne des sonst so straff gespannten Bogens etwas erschlafft, und die Spitze des Pfeils etwas stumpfer geworden sey, freylich zu einer Zeit, wo Predigt auf Predigt folgt, und wo es nicht befremden kann, wenn die Geistesfrische etwas welker wird. — Gleich in der ersten Predigt: das Opfer, scheint der zweyte Theil der Angabe nicht ganz zu entsprechen. Es soll gezeigt werden, *wie* die Christen das Opfer darbringen, allein die Ausführung zeigt mehr, *warum* dieses Opfer das *eine* sey, welches Christen darbringen, dem Gotte, der ein Geist ist. — Nicht immer ist der Inhalt der Predigt aus dem Texte abgeleitet, was doch in den allermeisten Fällen geschieht, z. B. in der Predigt am stillen Freytag über Luc. 23, 44—46, *wie wir am Todestage des Erlösers seinen Tod verkündigen müssen*, nämlich 1) im Glauben an dieses Todes Kraft, 2) im Danke für dieses Todes Segen, 3) im Hingehen in dieses Todes Gleichniß, welcher dritte Satz wohl deutlicher ausgedrückt seyn sollte. Dieser vortreffliche Vortrag wendet sich ganz vom Texte ab, dessen im Vortrage gar nicht gedacht wird, so daß diese Predigt nicht aus dem Texte, sondern aus des Vfs. gesamtem christlichem Bewusstseyn geschöpft ist. Ueberhaupt scheinen die Fastenpredigten als etwas zu nüchtern den übrigen nachzustehen. Hier und da vermißten wir ganz den Verfasser und seinen Geist, und glaubten bisweilen den *Thomas a Kempis* zu hören. Am meisten wunderte sich Rec., wie der Vf. noch neben Melchisedeck und David den händelsüchtigen Raufbold, den Simson, als Vorbild auf Christum anführen konnte. Daß es aber auch in diesen Predigten nicht an herrlichen, begeisterten und begeisternden Stellen fehle, z. B. über die Freyheit und Selbstherrschaft des Geistes Christi, als er den bitteren betäubenden Trank kostete, und nicht trinken wollte, — läßt sich von dem Vf. ohne Erinnern erwarten.

Rec. scheidet mit Hochachtung von dem Vf., und mit Dank für die köstlichen Stunden, die er ihm gewährte, und wir können nur wünschen, daß recht Viele sich diesen geistigen Genuß bereiten, an diesen Worten des Lebens sich erquicken, und daß insbesondere des Vfs. Amtsbrüder sich durch sein Wort für das Amt des Geistes begeistern mögen.

Daß Druck und Papier dem würdigen Inhalte des Buches ganz entsprechen, bedarf bey der Hahn-schen Buchhandlung keiner Versicherung. Cm.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## THEOLOGIE.

LÜNEBURG, b. Herold und Wahlstab: *Jesus und Judas*. Ein historisch kritischer Versuch nebst einem Sendschreiben an den Prof. Dr. Ullmann von Dr. Gustav Schollmeyer. 1836. XXII und 71 S. 8.

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1839. No. 61.]

Judas ist unstreitig die Persönlichkeit der evangelischen Geschichte, auf der das meiste Dunkel ruht, man müßte denn die Persönlichkeit des Herrn selbst ausnehmen. Nur tritt bey beiden das umgekehrte Verhältniß ein, daß hier das Böse den ihm eigenen Schleier der Dunkelheit um sich zieht, dort dagegen die Größe des Lichtes unseren Blick blendet. Diese Dunkelheit gewinnt aber dadurch ein ganz besonderes Interesse für den christlichen Forscher, daß sie sich in das Verhältniß dieses Apostels zu dem Herrn, dessen Würde und Hoheit durch jedes Urtheil über Judas mit betroffen wird, hineinzieht: „War Judas schon vor seiner Berufung moralisch verworfen, warum nahm ihn Jesus gerade unter die Apostel auf, wo er sein Verräther wurde, oder, wenn er ihn nicht durchschaute, wie steht es um den sittlichen Tiefblick und die Geisteserhabenheit Jesu? Hat nicht Jesus hier auf jeden Fall einen Fehlgriff begangen?“ Diese sind die Fragen, welche sich bey einigem Nachdenken nothwendig ergeben, und den Forscher zwingen, so weit als möglich den Schleier zu läpfen, der über dem inneren Leben dieses Mannes ruht. Es war deshalb Rec. sehr erfreut, in der vorliegenden Schrift die Frage beantwortet zu finden, „wie man den sittlichen Zustand des Judas bey seiner Berufung in Jesu Gesellschaft zu denken habe, oder wie Judas in sittlicher Hinsicht zu der Zeit beschaffen seyn mochte, da ihn Jesus zum Apostel wählte“, eine Frage, auf die, wegen ihrer Wichtigkeit, von Neuem die Aufmerksamkeit gerichtet werden soll.

Das der Beantwortung dieser Frage vorausgeschickte Sendschreiben, ansprechend durch eine schöne Pietät des Schülers gegen den Lehrer, macht den Leser mit der Veranlassung zu der Schrift bekannt. Hr. Prof. Ullmann hatte in der bekannten Schrift: „über die Sündlosigkeit Jesu“, mit richtigem Blicke auf die eigenthümliche Schwierigkeit in dem Verhältnisse zwischen Jesus und Judas aufmerksam gemacht,

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.

und eine Lösung derselben versucht, mehr, um zum weiteren Nachdenken zu reizen, als in der Meinung, die Sache damit abzuschließen. Auch hatte er treffend bemerkt, daß Alles davon abhängt, wie man den sittlichen Zustand des Judas bey seiner Berufung in Jesu Gesellschaft zu denken habe, und die verschiedenen Ansichten hierüber kritisch durchgegangen, um selbst bey einer vermittelnden stehen zu bleiben. Der Vf. folgt nun seinem Lehrer Schritt vor Schritt, und bemerkt richtig, daß diese vermittelnde Ansicht dieselben Gebrechen trage, welche derselbe an einer anderen, nämlich an der Ansicht von *Daub*, getadelt hatte, also mehr teleologisch, als ätiologisch zu Werke geht. So bahnt sich der Vf. den Weg zu einer neuen Untersuchung, die folgenden Gang nimmt. Zuerst zeigt derselbe, da hinreichende Zeugnisse über die Beschaffenheit des Judas bey seiner Aufnahme fehlen, daß die That des Verräthers betrachtet werden müsse, um die Grundzüge seines Charakters kennen zu lernen; zweytens beleuchtet er die gangbarsten Hypothesen über die Motive zu derselben; drittens giebt er seine eigenen Forschungen über diesen Gegenstand, und schließt zuletzt aus dem Ergebnisse auf den sittlichen Zustand des Judas bey seiner Aufnahme zurück. Bey dem Verlaufe dieser Untersuchungen kann nun Rec. nicht bergen, daß er sich in der Erwartung, die er von dem Sendschreiben zu der Hauptuntersuchung mitbrachte, getäuscht sah, und die Ueberzeugung gewann, daß „das christliche Interesse, durch eine genaue Untersuchung der Sache auch den Schein eines Vorwurfes zu vernichten, der durch diese Apostelwahl auf den Herrn selbst fallen könnte“, den kritischen Blick des Vfs. umdüstert, und nebst vielen exegetischen Fehlgriffen ein ganz falsches Resultat über die That des Verräthers herbeigeführt habe.

Wenn der Vf. nun zuvörderst die verschiedenen Hypothesen über den Verrath des Judas aufzählt, so wollen wir nicht mit ihm darüber rechten, daß er Ansichten, wie die von *Stolz* und *Henneberg*, verschwiegen, und die der seinigen verwandten übergangen; auch nicht darüber, wie er sie zum Nachtheile der Klarheit zusammengestellt hat; wohl aber darüber, wie die im neuen Testamente wohl begründeten um ihre Basis gebracht worden sind. So soll sich in der Stelle Joh. 12, 1—8 keineswegs eine eigennützig habgüchtige Gefinnung des Judas offenbaren,

sondern die Jünger oder vielmehr Judas in ihrem Namen gerade so sich aussprechen, wie es der Herr in anderen Fällen und unter anderen Umständen selbst verlange. Johannes habe nur späterhin die Rede des Judas mit der nachher erfolgten heimlichen hinterlistigen That des Verräthers zusammengehalten, und geglaubt, Judas habe schon damals als ein heimlicher, hinterlistiger Mensch (*κλέπτης*) gesprochen, als ein Mensch, dem es nicht um die Armen, sondern um seinen Vortheil zu thun gewesen sey, da er sich ja wohl auch durch jene Greuelthat in Betreff der 30 Silberlinge zu bereichern gesucht habe. Nur bey dieser Betrachtungsweise würde es erklärlich, wie man dem Judas die Gesellschaftscaffe anvertrauen, und bis ans Ende führen lassen konnte. Um dies Resultat zu gewinnen, wird also zuerst die Bedeutung des Wortes *κλέπτης* abgeschwächt, und an die Stelle des Diebes ein verschlagener, hinterlistiger, heimlicher Mensch oder ein Schalk gesetzt. Die schwache lexikalische Beweisführung bey Seite gesetzt, zeigt in unserer Stelle die Verbindung des Wortes mit dem Folgenden *καὶ τὸ πλοσσοκομον* u. s. w. offenbar, daß Johannes das Wort so recht im eigentlichen Sinne nahm. Im Grunde wird übrigens das Gewonnene durch dasjenige, was der Vf. gleich im Folgenden sagt, wieder aufgehoben. Denn wenn er es für möglich hält, daß Johannes den Judas einen Schalk nannte, wenn er auf die That des Verrathes hinblickte, die ihn als einen hinterlistigen, heimlichen, seinen Vortheil durch die Annahme jener 30 Silberlinge suchenden Menschen charakterisirt habe, so werden wir aus diesen Prädicaten eben so gut die Ueberzeugung des Johannes herauslesen können, daß er schon früher sich Cassenunterseife zu Schulden kommen liefs. „Aber wie konnte und durfte er dann die Unredlichkeit des Judas vor den anderen Jüngern und vor dem Herrn selbst geheim halten? Konnte und durfte Judas als ein überwiesener Dieb die Gesellschaftscaffe länger führen?“ Hierauf können wir freylich nicht antworten, da bey der Geringfügigkeit des Gegenstandes über die Verwaltung der Gesellschaftscaffe und die dabey gewonnenen Mafsregeln kein weiterer Aufschluß gegeben worden ist. Wollte man aber, so könnte in der Uebergabe derselben an Judas und ihrer Uebernahme von verschiedener Seite aus ein Beweis für seine noch am Irdischen klebende Gefinnung gesucht werden. Der einzige Weg, das Prädicat eines Diebes von Judas wegzubringen, ist der, dem Johannes den Glauben ganz aufzukündigen, wobey aber Johannes eben so viel verlieren, als Judas gewinnen würde. Was der Vf. sonst noch beybringt, um seine Behauptung zu rechtfertigen, will nicht viel bedeuten, denn der 7 und 8 Vers desselben Kapitels, in denen Jesus durchaus nicht die durch Judas ausgesprochene Gefinnung der Jünger tadeln, sondern nur die Maria wegen der vermeintlichen Verschwendung entschuldigen soll, sind nicht tief genug erfasst. Weiter, als Johannes, der in der Aeußerung des Judas nur Habsucht bemerkte, sah Christus, der in diesen Versen die wahre Quelle der misbilligenden

Aeußerung des Judas aufdeckt, nämlich die Verkenning des ethischen Momentes, welches der Handlung der Maria zu Grunde lag, Unzufriedenheit mit der innigen Hingabe und tiefen Verehrung des Herrn, die den abgefallenen Jünger schmerzlich berühren mußte (Matth. 26, 10. 11). Indem Jesus in dankbarer Anerkennung des Motives, aus dem diese Handlung hervorging, die Maria entschuldigt, tadelt er zugleich die Gefinnung des Judas und auch der übrigen Apostel, sobald sie wirklich im Sinne des Judas an dieser Handlung Anstofs genommen hätten. Eine andere Behauptung, daß die 30 Silberlinge eine viel zu unbedeutende Summe seyn würde, als daß Judas wegen ihres Empfanges Christus verrathen haben könnte, fällt dann mit all ihren Accessorien zusammen, wenn neben der Habsucht noch ein anderes leitendes Interesse nachgewiesen werden könnte.

Daß jedoch auch kein verletztes Ehrgefühl das Motiv der Handlung war, sucht der Vf. durch folgende Gründe zu belegen. 1) Christus Worte Joh. 12, 4—7 sind nicht so beschaffen, daß sie den Ehrgeiz des Judas so verletzen konnten, um diese That begreiflich zu machen. 2) Diese Annahme könne nur dann Statt haben, wenn man meine, Judas habe in der ersten Hitze und ohne Ueberlegung nach den Eingaben des Augenblickes gehandelt, denn nur in diesem Falle ließe sich seine Reue noch erklärlich finden. Nun begab sich aber Judas erst vier Tage später zu den Hohenpriestern mit seinem Anerbieten, führte also nicht den raschen Entschluß des Augenblickes in der ersten Aufwallung aus. Diese Gründe sind unzureichend. Natürlich konnte der Vf., der in Judas nur einen reinen Charakter sah, nicht bemerken, wie ihn, dem Christus, nach dem treffenden Ausdrücke von *Lightfoot*, *realiter displicebat*, die Zurechtweisung Christi tief treffen mußte. Dann ist es uns sehr wahrscheinlich, was Matth. 26, 14. Marc. 14, 10 berichten, daß Judas gleich damals zu den Synedristen ging. Scheint es doch auch fast, wenn man Luc. 22, 1—6 und Joh. 13, 2. Joh. 12, 10. Joh. 11, 53 mit einander vergleicht, als wenn im Grunde auch Lukas und Johannes den Entschluß des Judas zum Verrath auf diese Zeit verlegten. Sicher darf man kein großes Gewicht darauf legen, daß Matth. und Markus nicht erwähnen, „wie Judas gerade bey dieser Gelegenheit als Sprecher aufgetreten sey.“ Denn sie folgen einer Tradition, die sich ursprünglich der verknüpfenden Elemente wohl bewußt war, mit der Zeit aber manche solche Elemente wegließ, ob sie gleich die Erzählungen in ihrer Reihenfolge stehen liefs. Das ganze Gewicht muß hier darauf gelegt werden, daß Matthäus und Lukas vor dem Gange zum Verrathe die Salbungsgeschichte nachholen, gleichsam als hätten beide Erzählungen einem inneren Bande gemäß nicht getrennt werden können. Wir bleiben deshalb bey der Ansicht stehen, daß Judas, der sich allmählich dem höheren Leben entfremdet hatte, öfters schon von dem Herz und Nieren prüfenden Blicke und dem Worte des Herrn getroffen, nach einer neuen Kränkung seines leicht ver-

wundbaren Selbst und bey einer sich zufällig bietenden Gelegenheit den Verrath versprach, eben so wie er nach einer neuen Verwundung zum Verrathe selbst fortschritt. Dies geschah aber um so eher, als sich mit der Entfremdung von dem Göttlichen das Wohlgefallen an dem Irdischen, Hab- und Gewinn-Sucht, einfindet, die zugleich bey diesem Schritte befriedigt werden konnte.

Die Ansicht des Vfs. selbst, die er auf diese verunglückte Polemik vorträgt, ist folgende: Judas ist, eben so wie die übrigen Apostel, in den Zeitvorstellungen hinsichtlich des Messias, wenn auch in vorzüglicherem Grade, befangen. Sein Glaube an Jesus als Messias stand aber so fest, daß er, als die Erwartungen von dem Messias hinsichtlich der Gründung eines irdischen Reiches getäuscht zu werden schienen, den Entschluß faßte, selbst zu bewirken, wozu, wie es schien, sich Jesus durch ein selbstthätiges Einschreiten nicht verstehen wollte. Dabey überhört er alle Aufklärungen und Belehrungen, welche der Herr hinsichtlich des Zwecks seiner Sendung und der wahren Bedeutung seines Reiches geben mochte; übersieht er es, wie der Herr allen Versuchen des begeisterten Volkes, ihn auf den Thron Israels zu erheben, zu entgegen suchte; ja er schreitet endlich zu dem raschen Entschlusse, seine Lieblingsidee durch die That des Verrathes zu verwirklichen. In diesem exaltirten Zustande und bey den nicht ganz reinen und scharfen moralischen Begriffen seiner Zeit übersieht er das Unerlaubte seines Mittels, und überhört die warnenden Worte Jesu bey der Abendmahlzeit.

Dieses Resultat nebst der exegetischen Begründung hat den Rec. unwillkürlich an Schmidts exegetische Beyträge erinnert, nach welchen Judas (ein braver Mann genannt) den gewagten, originellen Einfall hatte, den Herrn seinen Feinden zu verrathen, indem er glaubte, Christus billige denselben, und werde, erst ein wenig seinen Spais mit seinen Feinden treibend, dann zeigen, wer er sey. Ueber Einzelnes mußte Rec. hie und da lächeln. So wird gleich von vorn herein hervorgehoben, wie Judas ohne Scham den Herrn durch Grufs und Kufs verrieth, weil er nicht ein Werk der Finsterniß, sondern des Lichtes zu vollbringen wähnte. Gewiß liefert aber diese Thatfache einen starken Beweis für sittliche Abgestumptheit, und darf bey einer Charakteristik des Judas nicht übersehen werden. Dann zieht der Vf. aus der herzerzreifenden Reue des Judas einen Schluß für das Gutgemeinte seiner Bestrebungen. In Bezug auf diese Thatfache treten wir unbedingt auf die Seite von Elsner und Straufs, von denen der Erste richtig bemerkt: „*apud improbos conscientia evigilare non solet, nisi quum res sit conclamata.*“ Außerdem bemerken wir noch, daß die gräßliche Wirklichkeit den sinnlichen Menschen am tiefsten ergreift, und vorzüglich den leidenschaftlichen, wie aus einem Rausche in das wahre Leben zurückruft. Die Art und Weise der Reue hätte übrigens den Vf. gerade auf den entgegengesetzten Schluß

führen sollen. Denn gewiß sagt Gronov mit Recht: „*respectu sui suaeque miseriae illuc sc. ad necem adactus est, non Christi; una sui contemptio eum torfit cruciavitque, non poena Christi imminens.*“ Indem wir uns der Kritik anderer Einzelheiten überheben, bemerken wir nur noch zum Schlusse, daß, wenn der Vf. zu dem Resultate kommen wollte, Jesus habe bey seinem Scharfblicke den Judas zur Aufnahme in den Kreis seiner Jünger in sittlicher Hinsicht würdig finden können, von der erwähnten Thatfache aus, die trotz alles sittlich Verkehrten doch den Glanzpunct seines Lebens enthält, hätte ausgehen müssen. Denn sie zeigt uns eine tiefe Reue, vor der, was wohl zu beherzigen ist, keine Hab- und Rachsucht Stand halten konnte, in welcher Judas das Sündengeld den Synedristen zurückbrachte, in welcher er ohne Hehl und Scheu bekannte, unschuldiges Blut vergossen zu haben, in der er endlich, vom Gewissensbisse und Seelenschmerz bis zur Verzweiflung gebracht, sich das Leben nahm. Gewiß haben wir keine Ursache, das Urtheil über Judas sehr günstig zu stellen (vgl. Matth. 26, 24. Joh. 17, 12); doch müssen wir bey demselben nicht bloß auf den Punct seines Lebens, wo er den Herrn verrieth, achten. Dann würde das Urtheil sehr hart ausfallen. Richten wir aber unser Auge zugleich auf den Zeitpunkt hinter dem Verrath, so fallen von diesem Lichtstrahlen auf die früheren Schattenparteyen zurück. Wenn aber Johannes 6, 64 sagt: *ἦδει γὰρ ἐξ ἀρχῆς ὁ Ἰησοῦς, — τίς ἐστὶν ὁ παραδώσων αὐτόν,* was allerdings nach dem hermeneutischen Grundsätze, aus der Seele des Vfs. heraus zu erklären, im strengsten Sinne genommen werden muß, so ist festzuhalten, daß diese Nebenbemerkung zu eng mit seinem eigenthümlich ausgeprägten Bilde von Christus zusammenhängt, als daß derselben in ihrem ganzen Inhalte Beyfall zugesprochen werden könnte.

F. G.

HANNOVER, in der Helwing'schen Hofbuchhandlung: *Kurze Darstellung der Lehre und Erziehungs-Methode Jesu*, verbunden mit Bemerkungen und Rathschlägen, für Eltern und angehende Lehrer und Erzieher. Ein Versuch von Johann Heinrich Schickedanz, Pastor zu Salzdetfurth. Mit einem Titelkupfer von Ramberg. 1835. X und 148 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. dieser Schrift will zeigen, wie Jesus seine Zöglinge behandelte, und welcher Methode er sich bey ihrer Erziehung und Bildung bediente. Denn, sagt er in dem Vorworte: „so viel ist gewiß, daß Niemand die Kunst, Menschen zu erziehen und zu veredeln, besser verstanden habe, als Jesus Christus, der große Gesandte Gottes an die Welt.“ Mit diesem Gedanken sind wir völlig einverstanden, da allerdings der Erfolg der Bemühungen Jesu ein wunderbarer genannt werden kann. Ist doch durch ihn ein ganz neuer Zustand herbeygeführt worden, ist doch durch ihn das Alte gleichsam vergangen; ist es ihm

doch gelungen, ohne alle Anwendung äußerer Zwangsmittel, seine Lehre den in Finsterniß wandelnden und mit Vorurtheilen aller Art angefüllten Menschen mitzutheilen; ist es ihm doch gelungen, unter Gottes höherem Schutze, in dem äußerst kurzen Zeitraume seines irdischen Wirkens, so kräftig und so eindringlich, so sach- und zweckgemäß zu lehren, daß nicht wieder von der Erde verchwand, noch je verschwinden wird die Religion, welche den Menschen erst zum Menschen macht. Mit Recht steht darum Jesus unter allen Pädagogen, alter und neuer Zeit, oben an. So verschieden auch die Umstände und die Menschen seiner Zeit von denen unserer Tage sind, so ist es doch eben so wahr, daß noch jetzt jeder Lehrer im Allgemeinen von den Grundätzen ausgehen muß, welche Jesus leiteten, und in sofern begann der Vf. nichts Unzweckmäßiges, wenn er hier einen Versuch machte, die Lehre und Erziehungs-Methode Jesu kurz darzustellen, die in einigen der Hauptregeln aus seinem Verhalten zu entwickeln und auszuheben, und damit einige Bemerkungen und Rathschläge für Eltern, Lehrer und Erzieher zu verbinden.

Als Grundprincip der ganzen Erziehungslehre stellt der Vf. den Satz auf: „der Mensch werde, in Absicht seiner besonderen Anlagen, Kräfte, Fähigkeiten, Neigungen und Verrichtungen, den Zwecken seiner Natur gemäß gebildet, um seine Bestimmung sicher erreichen zu können. Darum, weil Jesus diesen Grundsatz bey der Bildung seiner Schüler und Zöglinge beständig im Auge gehabt, habe er die drey Hauptzwecke unserer Natur: Wahrheit, Tugend und Glückseligkeit, im möglich höchsten Grade harmonisch zu befördern gesucht.“ Gegen diese Behauptung könnte allerdings nur der Sprechen, der die evangelische Geschichte nicht kennt, da uns ein jedes Blatt derselben sagt, daß es das ausschließliche Bemühen Jesu war, Wahrheit und Tugend auf Erden zu verbreiten, und dadurch die Menschen zu glückseligen Bewohnern der Erde zu machen. Daß dieß aber auch das Grundprincip aller folgenden christlichen Lehre und Erziehung seyn muß, wenn ihr Werk ein gesegnetes werden soll, versteht sich von selbst. Die Art und Weise nur, dieses schöne Ziel zu erreichen, ist bey Vielen verschieden. Viele wenden, bey dem redlichsten Willen, falsche Mittel an. Nicht uninteressant ist es daher, aus dem Verhalten Jesu gegen seine Schüler und sein Volk Regeln für die Pädagogen im Allgemeinen zu abstrahiren. Der Vf. führt 27 Regeln an, welche er mit vielen Beyspielen aus dem Leben und den Worten Jesu belegt. Wir führen nur einige derselben an. 1) Erwirb dir vor allen Dingen die nöthige Menschenkenntniß. 2) Betrachte deine Zöglinge als kostbare Pflanzen für Gottes Reich. 3) Suche

dir das Zutrauen, die Liebe und die Achtung deiner Kinder und Zöglinge zu erwerben. 6) Lasse dich zu deinen Zöglingen herab. 8) Gib dem Unterrichte den Reiz des Neuen, Unerwarteten und Ueberraschenden, dadurch, daß du ihn durch anziehende und passende Gleichnisse belebst. 15) Benutze jeden gegenwärtigen Vorfall des menschlichen Lebens auf der Stelle zur Ausbildung des Verstandes und des Herzens deiner Schüler. — Man sieht, ohne unser Erinnern, daß allerdings Interessantes hier besprochen wird, obgleich nicht zu leugnen ist, daß vieles hier Besprochene schon anderwärts vielfach behandelt worden ist. Bey jedem Paragraphen sind Stellen aus der evangelischen Geschichte größtentheils wörtlich nach der Luther'schen Version abgedruckt. Wir wundern uns, daß der Vf. oft sehr lange Stellen wörtlich hat abdrucken lassen. Es sind die meisten derselben so allbekannt, daß es nur nöthig war, auf dieselben hinzuweisen. Oft ist auch, als Beyspiel, eine Stelle citirt, welche weniger zu passen scheint. So begreifen wir nicht recht, wie der Vf. die Erzählung von der Taufe Jesu durch Johannes anführen konnte, um den Satz zu erweisen, daß der Lehrer, nach Jesu Beyspiel, absichtlich seine Schüler in gewisse Lagen versetzen soll, in welchen die Sehnsucht nach Wahrheit und Tugend rege wird (§. 16). Hier wird auch die Erzählung von dem Sturme auf dem Schiffe erwähnt, welchen Jesus beschwichtigte. Wieder nicht hieher gehörig. Christus hatte ja seine Schüler nicht absichtlich in diese Lage versetzt, nicht absichtlich den Sturm herbeygeführt, und in dem Herzen der Schüler erwachte wohl Sehnsucht nach Hülfe, aber in der That in diesem Augenblicke nicht Sehnsucht nach Wahrheit und Tugend. Eben so unpassend ist hier die Erzählung von dem Falle des Petrus angeführt. Man muß nie Sätze aufstellen, welche schwer zu erweisen sind. Wollte der Verf. Jesum überhaupt als Muster aller Pädagogen aufstellen, so mußte er durchaus auch nur solche Regeln für Lehrer und Erzieher aufstellen, welche sich in der That durch Beyspiele aus den Reden oder dem Leben Jesu erweisen ließen. Aus Liebe zu seinem Gegenstande hat sich indess öfters der Vf. verlocken lassen, manches nicht Erweisliche zu behaupten. Man sieht der Arbeit hier und da das Gekünstelte an.

Sollen wir nun überhaupt unser Endurtheil abgeben, so ist allerdings manches Gute in dem vorliegenden Werke zu lesen, was aller Beherzigung werth ist; allein sehr vieles Originelle und Neue, wie wir, dem Titel nach, zu finden glaubten, haben wir nicht gefunden.

An Druckfehlern ist in diesem Buche kein Mangel.  
R. K. A.



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

## ZUR

### JENAI S C H E N

#### ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

### M A T H E M A T I K.

LEIPZIG, b. Schwickert: *Elemente der ebenen, sphärischen und sphäroidischen Trigonometrie in analytischer Darstellung mit Anwendungen auf Geodäsie und Astronomie*, zum Gebrauche bey Vorlesungen von Joh. Aug. Grunert, Dr. der Philos. u. ord. Prof. der Mathematik an der Universität zu Greifswalde u. s. w. Mit 3 Figurentafeln. 1837. XIV u. 339 S. gr. 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Der Vf. hat sich durch seine mathematischen Schriften einen Namen erworben, der im Voraus auf Gediegenheit, Gründlichkeit und Bestimmtheit in den Darstellungen schliessen läßt. Er sucht in der vorliegenden die im Titel bezeichneten trigonometrischen Disciplinen in ihren Elementen zusammenzustellen, die Beweise aller Formeln und Gleichungen ganz allgemein und möglichst streng zu führen, und seiner Arbeit manche Eigenthümlichkeiten zu verschaffen, welche man in anderen Schriften ähnlicher Art nicht findet.

Sie zerfällt in zwölf Kapitel: I. Von der Bestimmung der Lage eines Punctes in der Ebene mittelst rechtwinkliger Coordinaten, S. 3—16. II. Erklärung des Sinus und Cosinus und Entwicklung der beiden Grundformeln der Theorie der goniometrischen Functionen, S. 16—21. III. Erklärung der übrigen goniometrischen Functionen und Relationen derselben unter einander, S. 21—44. IV. Sinus und Cosinus vielfacher Bogen; Potenzen der Sinus und Cosinus, S. 44—52. V. Entwicklung des Sinus und Cosinus und der Kreisbogen in convergirenden Reihen nebst Berechnung der Länge der Kreisbogen und der goniometrischen Tafeln nach vier besonderen Gesichtspuncten, S. 52—93. VI. Ebene Trigonometrie, S. 94 bis 108. VII. Grundformeln der ebenen Polygonometrie, S. 109—118. VIII. Einige Anwendungen der ebenen Trigonometrie und Polygonometrie, S. 119 bis 130. IX. Sphärische Trigonometrie, S. 131—170. X. Flächeninhalt sphärischer Dreyecke; sphärischer Excess, S. 170—188. XI. Anwendungen der sphärischen Trigonometrie auf die Astronomie, S. 188—241. XII. Sphäroidische Trigonometrie in Bezug auf geodätische Linie, Begriff, Grundformeln und Auflösung der wichtigsten Aufgaben der sphäroidischen Trigonometrie.

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

nometrie, S. 241—314. In einem Anhange findet man die Auflösung der Gleichungen des 2ten, 3ten und 4ten Grades mittelst der goniometrischen Functionen. Dann Zachs Tafeln zur Berechnung der Länge und Breite eines Ortes, dessen Abstände vom Meridiane und vom Perpendikel eines anderen Ortes gegeben sind für die Applattung  $\frac{1}{310}$ , und Bessels Tafeln zur Berechnung der geodätischen Vermessungen, S. 315—339.

Mit der Anordnung des Stoffes ist Rec. nicht ganz einverstanden; im ersten Kapitel sollten alle goniometrischen Linien sowohl erklärt, als auch an einer Zeichnung ver sinnlicht seyn, damit der Lernende eine allgemeine Uebersicht erhalte, und den Charakter jeder Linie lebendiger auffassen könnte. Der Vf. huldigt der analytischen Ansicht, und nennt ganz richtig den Werth der Linie, nämlich den Bruch aus den verschiedenen Linien des rechtwinkligen Dreyeckes, den Sinus, Cosinus u. s. w., weil dadurch in der Ableitung der Formeln ein großer Vortheil entsteht. Auch Rec. legt diese Ansicht seinen Vorträgen zum Grunde, ver sinnlicht jedoch auch den geometrischen Charakter der goniometrischen Linien; weist nach, wie derselbe in die Ziffernwerthe oder in die Formeln übergehen, und man diese Functionen eigentlich als die Sinus, Cosinus u. s. w. zu betrachten hat, und kommt den geistigen Anlagen des Lernenden mehr zu Hülfe.

Auch in der Schreibart mancher Functionen stimmt Rec. dem Verfasser nicht bey; das z. B.  $\sin. (\varphi + \psi)^{m+n-a}$  sich bey dem Schreiben und im Drucke gefälliger ausnehme, als  $\sin. {}^{m+n-a}(\varphi + \psi)$ , ist eine bloß subjective Meinung, welcher ein für jedesmal die Thatfache entgegensteht, daß nicht der Winkel, wie die erste, vermeintlich gefälliger, sondern der eigentliche unter  $\sin.$  oder  $\cos.$  verstandene besondere oder allgemeine Werth, der wahre  $\sin.$  und  $\cos.$  nach der Ansicht des Vfs. und der Analytiker, wie die 2te Schreibart richtig bezeichnet, potenziert werden soll. Mögen auch die Hnn. Gauss, Bessel, Enke und Andere sich der Schreibart  $\sin. x^n$ ,  $\cos. x^n$ ,  $\text{tang. } x^n$  bedienen; ihre Autoritäten können, wie der Vf. meint, keine geltende Stimme haben. Die Mathematik fordert Bestimmtheit und Klarheit, welche diese Schreibart nicht gewährt, wie obige Bemerkung hinreichend

beweist. So wenig Rec. ein unbedingter Anhänger der französischen Mathematiker ist, so sehr vertheidigt er aus dem angegebenen Grunde die allein unzweydeutige Schreibart  $\sin. x$ ,  $\cos. x$  u. s. w. Er erkennt die großen Verdienste jener Mathematiker, die *Pfaffs* und *Mollweide's*, und verdankt dem Studium ihrer Schriften und Forschungen sehr viel, allein er kann ihre Schreibart nicht als richtig ansehen, so viel auch der Vf. darüber sagt.

So wichtig die Formeln für den Sinus und Cosinus der Differenz zweyer Winkel sind, gleich wichtig sind auch die für ihre Summe; ihre analytische Ableitung ist wohl kurz und zweckmäsig, aber ihre anschauliche Darstellung hat manche Vorzüge, die jener fehlen. Der vom Vf. gegebene Beweis ist höchst einfach und elegant; übrigens sind auch die Functionen für  $\sin. (a + b)$  und  $\cos. (a + b)$  als Grundformeln, und zwar um so mehr als solche anzusehen, da jene aus diesen sich ableiten lassen. Die Beweisführung selbst beruht auf Betrachtungen über die Bestimmung der Lage eines Punctes in der Ebene durch rechtwinkelige Coordinaten; aus ihnen leitete der Vf. noch einige Formeln ab, aus denen sich die Grundformeln der ebenen Trigonometrie sehr leicht ergeben. Warum er übrigens die Sache so weit herholte, und nicht bey der einfachen Zeichnung geblieben ist, durch welche die Formeln für  $\sin.$  und  $\cos.$  der Differenz zweyer Winkel sich höchst einfach ableiten lassen, ist nicht einzusehen. Rec. verweist z. B. auf das Lehrbuch der höheren Mathematik von *Schön* und auf das von *Crelle*, worin sich jene Formeln viel einfacher und theilweise eleganter bewiesen finden. Die Sache und ihre Darstellung verdient ungetheilten Beyfall, und Rec. will jene Bemerkung nur auf die unständliche Vorbereitung bezogen haben.

Wenn nun der Vf. in §. 15 sagt: „Wenn M ein beliebiger Punct in der Peripherie eines Kreises um einen Punct für einen Radius ist, so heist die Abscisse dieses Punctes der Cosinus, die Ordinate dagegen der Sinus eines jeden dem Puncte M in Bezug auf einen Anfangspunct zugehörenden Bogens“, so statuirt er eine Linie, welche jene Namen führe, da sowohl die Abscisse, als die Ordinate nichts Anderes seyn können, und es läst sich die Darstellung  $\sin. x$ ,  $\cos. x$ ,  $\text{tang. } x$  u. s. w. um so weniger als ein einfaches Symbol betrachten, und die Schreibart  $\sin. x^n$ ,  $\cos. x^n$ ,  $\text{tang. } x^n$  u. s. w. rechtfertigen, als nach des Vfs. Ansicht die Bezeichnung  $\sin.$ ,  $\cos.$  wirkliche Linien, und  $x$  einen Bogen oder den ihm entsprechenden Winkel am Mittelpuncte des Kreises bedeutet. Was er zur Rechtfertigung seiner Ansicht wegen der Schreibart  $f(x)$  oder  $\varphi(x)$  anführt, wonach man die nte Potenz dieser Functionen auch durch  $f^n(x)$  oder  $\varphi^n(x)$  bezeichnen müsse, was noch niemals geschehen sey, ist ebenso unstatthaft, als die Bemerkung, daß man die nte Potenz der Differenz  $\Delta y$  der Function  $y$  nicht durch  $\Delta^n y$ , sondern durch  $\Delta y^n$  bezeichne, wie von allen französischen Mathematikern geschehe. Denn hier sind zwey Zahlengrößen, dort aber eine Linie, resp. ihr Werth und ein Winkel oder Bogen, also

heterogene Größen, zu beachten, welche niemals als ein einfaches Symbol betrachtet werden könne. Wenn er ferner wähnt, man bezeichne die Potenzen der Differenz einer Function nicht mit  $\Delta^n y$  u. s. w., so verweist ihn Rec. auf den Grundriß der gesamten reinen höheren Mathematik von *Joh. Carl Fischer*, 2ter Bd., welcher schon im Jahre 1827 sich jener Schreibart bediente; auf *Poisson's* Lehrbuch der Mechanik und auf andere deutsche und französische Schriften, um ihn zu überzeugen, daß man sich der vom Rec. vertheidigten Schreibart bedient, und sie nicht erst in der neueren, sondern schon in der früheren Zeit in Deutschland gebrauchte. Die in Recensionen gerügte Schreibart trifft weniger die Schriftsteller, welcher sie wählen, als das Undeutliche der Sache; auch schreibt man  $f^n(x)$  oder  $\varphi^n(x)$ .

Obige Erklärung des Sinus und Cosinus ist in analytischer Beziehung nicht allgemein, und kann für eine analytische Entwicklung der Formeln nicht zur Grundlage dienen, wie der Vf. wähnt; sie stimmt mit der gewöhnlichen Versinnlichung des Sinus als Loth von einem Elemente der Kreislinie auf einem zuge-dachten Radius völlig überein, und diese Erklärung dürfte noch bestimmter und charaktervoller seyn, als die des Vfs., ohne die Ordinate zu Hilfe zu nehmen. Bekanntlich kann das Coordinatensystem auch schief-winkelig seyn; dann paßt die auf Abscissen und Ordinate gegründete Erklärung des Sinus und Cosinus nicht, woraus Rec. folgert, daß die ganze Darstellung eher gesucht als elementar ist. Die auf sie theilweise gebaute Ableitung der Formeln  $\sin. (x + y)$  und  $\cos. (x - y)$  entbehrt der Formeln für die Summe der Winkel, welche Rec., wie er eben bemerkte, als die ersten Grundformeln ansieht. Zugleich läst sich mit dem Beweise für  $\sin. (x + y)$  und  $\cos. (x + y)$  auch die Darstellung verbinden, daß  $\sin. (x + y) = \frac{\text{tang. } x + \text{tang. } y}{1 - \text{sec. } x \cdot \text{sec. } y}$  und  $\cos. (x + y) = \frac{\text{cot. } x \cdot \text{cot. } y + 1}{\text{cosec. } x \cdot \text{cosec. } y}$  ist u. s. w. Aehnlich verhält es sich mit den Formeln für  $\sin. 2x$ ,  $\cos. 2x$ , welche sich auch anders gestalten lassen, indem z. B.  $\sin. 2x = \frac{2 \text{ tang. } x}{\text{sec. } 2x}$  und  $\cos. 2x$

$= 1 - 2 \sin. 2x = \frac{\text{cot. } 2x - 1}{\text{cosec. } 2x}$  u. s. w. ist. Für die goniometrischen Functionen der halben Winkel lassen sich für die verschiedenen Fälle der Winkel in den verschiedenen Quadranten noch sehr viele Formeln ableiten. Sämtliche Fälle hat jedoch der Vf. nicht gehörig unterschieden, wie es in dem Lehrbuche von *Crelle* geschehen ist.

Besonderen Beyfall verdienen die numerischen Werthe der Sinus und Cosinus der Bogen und Winkel im ersten Quadranten von drey zu drey Graden. Die Formeln für die vielfachen Winkel lassen sich auf einfachere Weise entwickeln, als der Vf. sie darstellt; die Entwicklung selbst ist jedoch nicht zu beabsichtigen, weil sie zu weit führen würde. Auch würde Rec. eine consequentere Ableitung vorschlagen, und dadurch mit jener die Beweise verbinden. Viele

Formeln werden wenig oder gar nicht angewendet, wesswegen sie der Vf. übergehen konnte. Nachdem dieser den Sinus und Cosinus eines beliebigen Vielfachen des Bogens durch die Potenzen des Sinus und Cosinus des einfachen Bogens ausgedrückt hat, kehrt er die Aufgabe um, und drückt die Potenzen  $\cos. n\varphi$  und  $\sin. n\varphi$  unter der Voraussetzung, daß  $n$  eine ganze positive Zahl ist, durch die Sinus und Cosinus der Vielfachen des Bogens aus, und behandelt dieselbe sehr gut.

Nicht elementar und für den Anfänger leicht verständlich ist die Convergenz der Reihen und die Entwicklung der Sinus und Cosinus in convergirenden Reihen behandelt. Die vom Vf. gewählte Methode steht hinter der von *Crelle* beobachteten an Klarheit, Anschaulichkeit und allgemeiner Falschheit zurück, weil dieser im Beweise für die Reihen von der Anschauung ausgeht, die verschiedenen Werthe mehrfach construirt, und hiedurch zu der Wahrheit und Richtigkeit der Formeln für die Darstellung des Sinus und Cosinus aus den Bogen, und umgekehrt, gelangt. Giebt *Rec.* den Erörterungen *Crelle's* den Vorzug, so behauptet er hiemit nicht, daß der Vf. sich nicht vorzüglich bemüht habe, Vollständigkeit mit Kürze und Klarheit mit Deutlichkeit und Einfachheit zu verbinden; vielmehr will er nur bemerklich machen, daß es außer seinem Werke noch andere giebt, welche sich derselben Eigenthümlichkeiten und Vorzüge rühmen dürfen. Möge er die Darstellungen mit den seinigen vergleichen, und aus einer unbefangenen Beurtheilung selbst die Gründe für diese Behauptung des *Rec.* entnehmen. Mit hohem und gesteigertem Interesse hat Letzter die bisherigen Erörterungen verfolgt, sie öfters mit denen *Crelle's* verglichen, und am Ende die ausgesprochene Ueberzeugung gewonnen.

*Rec.* achtet und ehrt die Bestrebungen, welche eine völlig strenge, die Convergenz und Divergenz der Reihen berücksichtigende Beweisführung für die Reihen für  $\sin. x$ ,  $\cos. x$  und  $\tan. x$ , wo  $x$  einen beliebigen Bogen bedeutet, und welche die Einschaltung der allgemeinen Begriffe der Convergenz und Divergenz der Reihen und der wichtigsten Sätze aus letzter nöthig machten; allein er findet die Einmischung der imaginären Größen, wie der Vf. selbst gegen *Cauchy* richtig bemerkt, unzweckmäÙig, weil sie die Darstellung nur erschwert, und weniger zu einem klaren Verständnisse führt, als der von dieser Einmischung ganz freye Beweis des Vfs., der allein geeignet ist, die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch zu nehmen, und den Besitz des Buches wünschenswerth zu machen. *Rec.* bedauert, denselben im Auszuge nicht mittheilen zu können, und auf das Verweisen des Buches sich beziehen zu müssen. Er ist elegant, gründlich und umfassend, und läßt nur in der äußeren Form hie und da Abkürzungen zu, welche wünschenswerth wären.

In den meisten Lehrbüchern, welche sich mit diesen Gegenständen befassen, werden die unbestimmten Coefficienten in Rechnung geführt; von ihnen macht jedoch der Vf. keinen Gebrauch, weil, wie er richtig

bemerkt, diese Methode weder streng, noch gründlich ist, und eben darum bey einem streng wissenschaftlichen Vortrage der Analysis nicht zu häufig gebraucht, ja so viel als möglich vermieden werden sollte. Daß sich der Vf. der höheren Analysis für die bisherigen Entwicklungen in der Goniometrie nicht bediente, hält *Rec.* für einen Vorzug der Darstellungen, welcher noch dadurch erhöht wird, daß die goniometrischen Entwicklungen selbstständig gehalten, nicht mit der eigentlichen Trigonometrie vermischt, und eben darum verständlicher sind. Dieses Verfahren ist der Bestimmung des Buches, wonach es als Grundlage für Vorlesungen dienen soll, ganz entsprechend, und wird vom *Rec.* vorzüglich gebilligt.

Auch für die Entwicklungen der Gesetze der ebenen und sphärischen Trigonometrie, für welche viele Differenzialformeln sehr wichtig sind, hat der Vf. jenes Verfahren beybehalten, aus dem einfachen und ganz wichtigen Grunde, weil diese Formeln am zweckmäÙigsten in der Differenzialrechnung als Anwendung der Differenzialion der Functionen mit mehreren von einander unabhängigen veränderlichen Größen entwickelt werden, und vom Vf. bereits in seinen Elementen der Differenzial- und Integral-Rechnung in einem besonderen Kapitel entwickelt wurden. *Rec.* empfiehlt diese Elemente jedem Freunde der Wissenschaft; denn sie stehen mit dem vorliegenden Lehrbuche in Verbindung, und ergänzen in genanntem Kapitel dasjenige, was der Vf. mit allem Rechte nicht wieder aufgenommen hat.

In wie fern für eine analytische Behandlung der Goniometrie der Satz für den  $\sin. x$  und  $\cos. x$  bey jedem beliebigen Bogen  $x$  der Fundamentalsatz ist, ihr aber doch eine Definition der goniometrischen Linien, und ihr Nachweisen in der Figur für Bogen von beliebiger GröÙe u. s. w. zum Grunde liegt, weiß übrigens der Vf. nicht nach. Zugleich möchte eine Zusammenstellung der wichtigeren Formeln den Gebrauch bey späteren Forschungen sehr erleichtern, wesswegen sie *Rec.* im Buche gern gelesen hätte. Vorzügliches Lob verdienen die Mittheilungen über die Berechnung der Zahl  $\pi$ , welche mit dem *Cotes'schen* und *Moirre'schen* Satze und mit den Darstellungen *Crelle's* viel Uebereinstimmendes hat.

Für die Auflösung der Aufgaben der ebenen Trigonometrie unterscheidet man Bestimmungs- und bestimmte Stücke, allgemein auflösende und bestimmende Gleichungen. Statt mit dem rechtwinkeligen Dreyecke zu beginnen, die für dasselbe vorkommenden vier Fälle zu verfinnlichen, und die Gleichungen für dieselben zu entwickeln, zieht der Vf. das Dreyeck überhaupt in Betrachtung, nimmt ein Coordinatensystem (jedoch ganz ohne besondere Vortheile) zu Hülfe, und entwickelt die allgemeinsten Formeln, welche er alsdann für das rechtwinkelige Dreyeck modificirt. Ob er ganz elementar und zweckmäÙig verfuhr, will *Rec.* nicht positiv entscheiden, wenn es ihm gleich zweckmäÙiger erscheint, zuerst die auflösenden Gleichungen für das rechtwinkelige, dann für das gleichschenkelige, und endlich für das Dreyeck

überhaupt zu entwickeln. Er hat sowohl den Weg des Vfs., als den eben bezeichneten schon mehrmals befolgt, und stets gefunden, daß der letzte den Anfängern am meisten zusagte, daß sie am einfachsten in das Wesen der einzelnen Aufgaben eindringen, und die Ableitung der Formeln für das Dreyeck überhaupt durch Zurückführung auf das rechtwinkelige Dreyeck am besten auffaßten. Zugleich dürfte der Ideengang des Vfs. diesen Weg um so mehr fordern, als er den Entwicklungen ein rechtwinkeliges Coordinatensystem zum Grunde legt, welches nur bey dem rechtwinkligen Dreyecke Statt finden kann.

Die Vernachlässigung des Radius in den verschiedenen Formeln kann Rec. darum nicht billigen, weil der Anfänger bey logarithmischen Berechnungen so häufig irre wird, wie er und wahrscheinlich auch der Vf. schon beobachtet hat, und dieses z. B. bey der Aufgabe: „Aus zwey Seiten  $b$  und  $c$  und dem eingeschlossenen Winkel  $A$  die 3te Seite  $a$  nach der Formel  $a = \sqrt{b^2 + c^2 - 2bc \cdot \cos. A}$  zu berechnen, der Fall ist. Uebrigens modificirt er manche Formeln verschiedenartig, und verschafft dem Anfänger mehrfache Gelegenheit zum Selbststudium und zur Uebung. Obgleich er alle Fälle, welche bey den verschiedenartigen Dreyecken vorkommen, in einzelnen Aufgaben angiebt, so vermißt man doch manche für den praktischen Gebrauch bequemere Formeln, und namentlich fehlen besondere Berechnungsfälle, welche dem Anfänger den Gebrauch der Formeln vernünftlichen, und ihre Behandlung kennen lehren, was um so nothwendiger ist, als in allen Formeln der Radius nicht aufgenommen ist. Ihre Trennung und das Einschleppen der Grundformeln der ebenen Polygonometrie kann Rec. nicht billigen; sie gehören zum vollständigen Vortrage um so nothwendiger, als der Vf. auf die Anwendungen der theoretischen Lehren so viel hält, sie auch wirklich zur Belebung des Interesses an der reinen Wissenschaft sehr viel beytragen, und der Vf. sie selbst in der Trigonometrie für unerläßlich hält, wenn man sich im analytisch-trigonometrischen Calcul eine gewisse Gewandtheit und Fertigkeit verschaffen will.

In zwey besonderen Kapiteln findet man wohl eine größere Anzahl von Anwendungen der ebenen und sphärischen Trigonometrie, besonders Auflösungen geodätischer und astronomischer Aufgaben, welche dem Anfänger besondere Uebung im Calcul verschaffen sollen, als welche sie sehr viel Billigung und Anerkennung verdienen; allein mit ihnen wird die vom Rec. beabsichtigte Uebung in Berechnungen fehlender Stücke nach den vom Vf. mitgetheilten Aufgaben und im Behandeln der Formeln nicht erzielt, wofür Rec. bey jener Aufgabe wenigstens ein

besonderes Beyspiel wünscht. Die Darstellungen des Vfs. in den verschiedenen Zweigen der Trigonometrie unterscheiden sich (eine Bemerkung, welche Rec. auch auf die sphärische und sphäroidische bezieht) von denen anderer Mathematiker noch dadurch, daß er von der Voraussetzung ausgeht, „daß die Bedingung, die gegebenen Stücke sollten das Dreyeck wirklich bestimmen, in die Definition nicht zu gehören, sondern ihm die Aufgabe der Trigonometrie die vollständige Behandlung aller möglichen Fälle, die eintreten können, wenn drey beliebige Stücke eines Dreyeckes gegeben werden, zu seyn scheine, wobey aber, wie sich von selbst versteht, zugleich bey jedem einzelnen Falle auf das Sorgfältigste und Genaueste zu ermitteln sey, ob durch die gegebenen Stücke das Dreyeck vollständig bestimmt werde oder nicht, und wie viele und welche Dreyecke es in jedem Falle gebe, welche die gegebenen Stücke haben können, oder der Aufgabe genügen.“

Geht man dieser Ansicht recht auf den Grund, so geht sie im 2ten Theile der Behauptung, nämlich wegen der Forderung der Ermittlung für die Bestimmung eines Dreyeckes wieder zu, was sie im 1sten Theile verneinte. Denn ist diese Ermittlung durchaus erforderlich, so gehört in den Charakter der Trigonometrie die Bestimmung der Stücke, und es ist zuerst genau nachzuweisen, unter welchen Bedingungen ein Dreyeck möglich ist, sonst wird bey jeder einzelnen Aufgabe der Vortrag unsicher, und unnöthig in die Länge gezogen. Die Geometrie überhaupt unterscheidet bekanntlich fünf besondere Fälle, unter welchen nur ein einziges und kein anderes Dreyeck möglich ist; die Trigonometrie reiht daran die Berechnung der Winkel aus den drey Seiten, welche ein Dreyeck völlig bestimmen, mithin ist diese Aufgabe unter jenen fünf Fällen mitbegriffen, und Rec. glaubt, daß der Vf. nicht ganz richtig urtheilt, die Aufnahme der bestimmenden Stücke in die Erklärung der Trigonometrie für zweckmäßig zu halten, sonst müßte auch die Untersuchung selbst, ob aus den gegebenen Elementen ein Dreyeck möglich sey, für überflüssig angesehen werden, und daß die Bedingung der Bestimmungsstücke, um jeder Unsicherheit in den Darstellungen zu begegnen, ein wesentliches Merkmal der Erklärung des Begriffes „Trigonometrie“ ist, weil sie da, wo kein Dreyeck möglich ist, nichts zu thun hat. Hiezu kommt noch der Vorzug der Kürze, welchen eine allgemeine Darstellung der Bestimmungsstücke, welche ein Dreyeck möglich machen, mit sich bringt, und der klaren Ueberlicht des Ganzen, mit welchem diese Untersuchung verbunden ist.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## M A T H E M A T I K.

LEIPZIG, b. Schwickert: *Elemente der ebenen, sphärischen und sphäroidischen Trigonometrie in analytischer Darstellung mit Anwendungen auf Geodäsie und Astronomie*, zum Gebrauche bey Vorlesungen von Joh. Aug. Grunert u. s. w.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Rec. gesteht dem Vf. gern zu, daß die allgemeine Begriffsbestimmung der Trigonometrie auf beliebige drey Dreyeckselemente hingeht, daß sie aber ein Dreyeck haben muß, und dieses von wesentlichen Elementen abhängt, also auf diese sich zu beziehen hat. Er hat die Ansicht des Vfs. schon vor vielen Jahren beym Vortrage mehrmal befolgt, und dabey zwey besondere Mißstände wahrgenommen; einmal sah er sich in die Nothwendigkeit versetzt, bey jedem gegebenen Falle vorerst speciell zu erforschen, ob die gegebenen Stücke ein Dreyeck möglich machen, und wenn es nicht der Fall war, die Forderungen für unrichtig oder unmöglich zu erklären, und manche Zeit ziemlich zwecklos verwendet zu haben; das andere Mal blieben die Anfänger bey jedem einzelnen Falle bis zur gänzlichen Durchführung im Unsicheren, und empfanden ein gewisses Mißbehagen, welches sich durch eine theilweise Muthlosigkeit zu erkennen gab. Dieses gestanden ihm die sähigsten Zuhörer ganz offen, und er kehrte daher zu jener Ansicht für die Nachweisung der Bestimmungsstücke und für die Nothwendigkeit ihrer Aufnahme in die Begriffserklärung zurück, ohne jedoch des Vfs. Ansicht völlig aufzugeben, indem er manche besondere Fälle vorlegt, an denen die Lernenden die Unzulänglichkeit der gegebenen Stücke für ein Dreyeck selbst auffinden. Hat der Vf. andere Erfahrungen gemacht, so freut es den Rec. um so mehr, als er dessen Ansicht in der Theorie nicht ganz aufgegeben hat.

Die Grundformeln der ebenen Polygonometrie stellt der Vf. in ihrer Allgemeinheit dar, worauf er zu dem eigentlichen Geschäfte, nämlich mit der Auflösung folgender allgemeinen Aufgabe: wenn von  $2n$  Stücken eines beliebigen Polygons mit  $n$  Seiten  $2n-3$  Stücke, unter denen wenigstens  $n-2$  Seiten sind, gegeben sind, die drey übrigen Stücke des Polygons zu berechnen, übergeht, ohne jedoch dieselbe

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

vollständig zu lösen, weil sie, wie jedem Sachkenner wohl bekannt ist, zu großen Weitläufigkeiten führt. Daher behandelt er einen der wichtigsten Fälle, nämlich die Berechnung der unbekanntenen Stücke, wenn dieselben in einer Seite und in den beiden an ihr liegenden äußeren Winkeln des Polygons bestehen, und somit alles Andere gegeben ist. Da für jedes Polygon von  $n$  Seiten, also von  $2n$  Elementen  $2n-3$  Elemente mit  $n-2$  Seiten die Bestimmungsstücke sind, so nimmt der Vf. in das Geschäft der Polygonometrie die Nothwendigkeit jener Stücke gleichsam stillschweigend auf, und geht von seiner obigen Ansicht wegen der Erklärungsmerkmale der Trigonometrie selbst theilweise ab. Für eine elementare Behandlung reicht das Gesagte hin; allein eine gründliche Behandlung fodert die Erörterung der drey Hauptfälle, welche für das Fehlen von Seiten und Winkeln Statt finden, wenn sie Bestimmungselemente seyn sollen, woraus sich 10 besondere Fälle ergeben, die wieder 19 Aufgaben zulassen. Diese hat der Vf. nicht gegeben. Noch einen allgemeinen Ausdruck für den Flächeninhalt eines jeden Polygons theilt er jedoch mit. Rec. hält diese Behandlungsweise nicht für vollständig, da, wenn man bloß die Seiten und Winkel des Polygons zu Bestimmungselementen nimmt, obige 10 Fälle auch 10 Aufgaben für die Bestimmung des Inhaltes eines Polygons darbieten. Wie vollständig diese Materie von *Crelle* bearbeitet ist, dürfte nebst dem Vf. auch dem sachkundigen Leser bekannt seyn, wodurch daher das Lehrbuch jenes Mathematikers Vorzüge erhält, woraus Rec. den Schluß zieht, daß der Vf. den Gegenstand um so mehr vollständig zu behandeln hatte, als er durch sein Lehrbuch den Gebrauch anderer Lehrbücher beseitigen zu wollen schien. Die von ihm gegebene Aufgabe ist zwar ziemlich allgemein, und ihre Behandlung enthält für den gewandten Anfänger den Schlüssel für mehrere andere Aufgaben. Immerhin vermißt Rec. die Analyse obiger drey Hauptfälle, welche den Anfänger auf die 10 besonderen Fälle hinführt, und ihm ein reiches Feld zu Selbstübungen verschafft hätte.

Im achten Kapitel findet man wohl mehrere Aufgaben, welche den besprochenen Mangel theilweise ersetzen sollen; allein sie sind von der Theorie zu sehr getrennt, und verursachen darum mancherley Wiederholungen, welche bey zweckmäßiger Verbin-

zung der Praxis mit der Theorie erpart werden konnten. Um den Leser mit den behandelten Aufgaben bekannt zu machen, fügt sie Rec. hier bey. Aus den drey Seiten des Dreyeckes seinen Flächeninhalt und den Halbmesser des in und um dasselbe beschriebenen Kreises — aus vier Seiten eines in den Kreis beschriebenen Viereckes seinen Inhalt und den Radius des umschriebenen Kreises zu finden; aus drey in einer geraden Linie einer Horizontalebene liegenden Punkten, ihren Entfernungen und Elevationswinkeln die Höhe eines Gegenstandes zu berechnen; die Höhe eines Punctes, z. B. einer Bergspitze, über dem Horizonte eines anderen Punctes zu bestimmen, und die bekannte *Pothenot'sche* Aufgabe, welche bey geodätischen Aufnahmen oft mit großem Vortheile angewendet wird, wenn rückwärts einzuschneiden ist. Die Darstellung des Vf. rührt von *Gauß* her, welcher bekanntlich dieses Problem ebenso so sinnreich, als streng wissenschaftlich und scharfsinnig behandelt hat. Uebrigens hat auch *Delambre* eine Auflösung mittelst der Sinus und Tangenten geliefert, welche an Eleganz der *Gauß'schen* nicht nachsteht, ja in mehrfacher Beziehung einfacher und kürzer ist.

Die sphärische Trigonometrie beginnt der Vf. mit einer kurzen Erklärung ihres Hauptgeschäftes, worauf er sogleich zu Aufgaben, z. B. zum Ausdrücken der Entfernung eines Punctes im Raume von einem bestimmten Anfange durch Coordinaten, übergeht, und dann ein beliebiges sphärisches Dreyeck betrachtet. Er geht also von den sogenannten Raumdreyecken aus, und folgert aus seinen Darstellungen die auflösenden Gleichungen zwischen vier Stücken, wovon stets das eine durch drey andere (Bestimmungsstücke fodert Rec.) bestimmt wird. Die ersten Formeln betreffen bekanntlich die Verbindungen zwischen je drey Seiten und einem Winkel, woraus sich für jede Seite und jeden Winkel eine Formel ergibt. Er entnimmt die Grundformeln aus der Bestimmung der Lage eines Punctes im Raume, und weicht hiedurch von dem Verfahren anderer Mathematiker ab. Den Rec. sprach die Darstellung besonders an; ob es bey anderen Sachkennern der Fall seyn wird, kann er nicht entscheiden; sie ist scharfsinnig und consequent aus der früheren Entwicklung bey der ebenen Trigonometrie abgeleitet, und verdient ihres wissenschaftlichen Charakters wegen allseitige Anerkennung.

Aus den sechs Formeln für jede Seite und jeden Winkel leitet er durch Quadrirung der Formeln für die Winkel die auflösenden Gleichungen für zwey Seiten und die beiden anliegenden Winkel, für zwey Seiten, einen anliegenden und einen eingeschlossenen Winkel, und endlich für drey Winkel und eine Seite ab. Die ganze Darstellung ist rein analytisch ohne nähere Erörterung wegen der sogenannten Polar-Dreyecke, wegen der unmittelbaren und mittelbaren Bestimmung der zu suchenden Stücke durch die bekannten *Neper'schen* Analogieen u. s. w. durchgeführt, und verdient in Betreff der Analysis besonders Lob, obgleich die nöthigen Bemerkungen über jene Erklä-

rungen gleichfalls eine Stelle verdient hätten. Der Vf. wollte wahrscheinlich den Vortrag nicht unterbrechen, und hat in Betreff der Deutlichkeit, Bestimmtheit und Kürze Vieles für sein Verfahren. Wir wünschten jedoch, derselbe hätte diese Erläuterungen an den erforderlichen Orten nicht übersehen, und sie hie und da nicht eingestreut, wo man sie nicht sucht.

Die sechs verschiedenen Fälle, welche bey Berechnung der fehlenden Stücke der sphärischen Dreyecke (nicht aber bey Berechnung der Dreyecke, wie der Vf. sagt, weil nicht dieses, sondern jene fehlenden Stücke zu bestimmen sind) im Allgemeinen vorkommen können, lassen bekanntlich zwölf Auflösungen zu, jedoch darf man nur sechs Aufgaben unmittelbar auflösen; für die sechs anderen wird ein Polardreyeck zu Hülfe genommen. Für die Bestimmung der Winkel aus den drey Seiten sind bekanntlich die directen Auflösgleichungen zur logarithmischen Berechnung nicht bequem, daher formt sie der Vf. recht geschickt in solche um, worin die Logarithmen zulässig sind. Die Formeln mit Hülfswinkeln hält Rec. für überflüssig, weil sie umständlich sind, und die für die halben Winkel weit hinter sich lassen. Da die Aufgabe, aus den drey Seiten eines Kugeldreyeckes einen der Winkel zu bestimmen, in der Feldmesskunst bey Reduction schief liegender Winkel auf den Horizont vorkommt, wofür bekanntlich *Delambre* eine genaue Näherungsformel entwickelt, welche der Vf. mittheilt: so sollte die Näherungsmethode, für die Sinus die Bogen zu nehmen, hier mitgetheilt seyn. Die sechs Hauptaufgaben behandelt der Vf. formell sehr vollständig und belehrend. Jedoch vermisst Rec. eine kurze Anwendung der drey bestimmenden Stücke eines Raumviereckes auf die Winkel, welche die Seiten der regelmäßigen Polyöder einschließen. Eine Anmerkung wäre hinreichend gewesen, dieses Feld der Anwendungen dem besonnenen Anfänger zu eröffnen.

Den meisten Beyfall verdienen unfehlbar die verschiedenen Betrachtungen und Berechnungen des sphärischen Excesses. Nachdem nämlich der Vf. durch Untersuchungen dargethan hat, daß die Berechnung des Flächeninhaltes des sphärischen Dreyeckes (jedoch nicht lediglich, wie er bemerkt) auf die Berechnung des Ueberschusses seiner drey Winkel über zwey Rechte ankommt, bestimmt er diesen Ueberschuss in seiner Hälfte mittelst der Tangente und des Cosinus, in seinem 4tel mittelst des Sinus, der Tangente und des Cosinus; wendet die Formeln auf das rechtwinkelige Dreyeck an, und bestimmt alsdann die Fläche der sphärischen Dreyecke, wobey jedoch die sechs Fälle, die hiefür möglich sind, nicht gehörig erläutert, und die dafür geltenden Formeln nicht erwiesen, sondern bloß ableitungsweise dargestellt sind. Die ganze Darstellung spricht übrigens den Sachkennern sehr an, der in jeder Beziehung befriedigt wird, weil er die fehlenden Erörterungen leicht ergänzen kann.

Den Anwendungen der sphärischen Trigonometrie sendet der Vf. die Erklärungen der Begriffe Sphäre,

Projection, Verticale, Zenith, Nadir, Höhe des Sternes, Zenithdistanz, Verticalkreis, Azimuth u. dergl. voraus, worauf er aus seinen gefundenen Resultaten über die Ebenen der täglichen Bahnen den Fundamentalsatz der Astronomie erörtert: „Die täglichen Bahnen der Fixsterne sind Kreise der Sphäre, und die Ebenen aller dieser Kreise sind unter einander parallel“, und nach verschiedenen anderen höchst wichtigen Erörterungen und Lehrsätzen der Astronomie, besonders den erforderlichen Formeln, wovon manche höchst künstlich und elegant sind, dann zur Auflösung der Aufgaben: „Aus dem Zenithabstande und Azimuth eines Fixsternes und der Polhöhe, und aus dem Polarabstande und der Polhöhe den Stundenwinkel zu finden“, übergeht, noch verschiedene astronomische Gegenstände erörtert, und mehrere höchst umfassende Aufgaben behandelt, welche dem Anfänger viel Stoff zum Nachdenken und zur Uebung geben. Nur sollten manche besondere Beyspiele berechnet, und der Gebrauch der Formeln versinnlicht seyn.

Die sphäroidische Trigonometrie behandelt er mittelst des höheren Calculs; er erklärt die geodätische Linie; stellt die allgemeine Gleichung dafür auf; entwickelt die Grundformeln der sphäroidischen Trigonometrie, und verschafft seinen Darstellungen in sofern wesentliche Vorzüge vor den Arbeiten seiner Vorgänger, daß er die Anwendung der Variationsrechnung ganz vermeidet, bloß mittelst der Differenzialrechnung zu den Gleichungen der geodätischen Curve gelangt, und eine Erklärung derselben giebt, welche ganz aus ihrer Entstehungsart, so wie sie bey großen geodätischen Operationen wirklich gezogen zu werden pflegt, abgeleitet ist. Rec. gesteht, den Gegenstand in keinem anderen Werke mit derselben Klarheit, Umfassendheit und Bestimmtheit gelesen zu haben, als in dem vorliegenden, und wünscht nur, der Vf. hätte, statt auf sein größeres Werk über die sphäroidische Trigonometrie, Berlin 1833, zu verweisen, die besondere Eigenschaft jener Linie, wonach sie zugleich die kürzeste zwischen zwey Punkten auf der Oberfläche des Sphäroids ist, nicht bloß in historischer Beziehung erwähnt, sondern auch näher erörtert, und mittelst der Variationsrechnung, ohne welche jene Eigenschaft freylich nicht streng und allgemein erwiesen werden kann, gründlich behandelt, weil alsdann die Darstellung des Ganzen bedeutend gewonnen hätte, und dem Anfänger die Sache vollständig bekannt geworden wäre. Wer die bisherigen Mittheilungen des Vfs. verstehen soll, muß auch in das Gebiet der Variationsrechnung eingedrungen seyn; sich dieselbe zu eigen gemacht haben, und würde die Darstellungen des Vfs. mit entschiedenem Vortheile durchgearbeitet haben.

Zwar hat dieses Verfahren auf die Behandlung der sphäroidischen Trigonometrie keinen wesentlichen Einfluß; allein die Vollständigkeit dürfte darunter etwas leiden, und die Aufnahme um so mehr fodern, als in den meisten anderen Disciplinen seltene Lücken zu finden sind. Die Formeln von *Oriani* in seiner Schrift: *Elementi di Trigonometria sferoidica*, Bo-

*logna* 1806, und von *Bohnenberger* in der monatlichen Correspondenz, sind, wie der Vf. bescheiden angiebt, wohl benutzt, aber doch von denen von *Bessel* ganz getrennt, damit der Vortrag sich bloß auf die ersten beziehen kann, und die scharfsinnigen Methoden *Bessels* dem eigenen Studium überlassen werden können. Die Formeln beziehen sich im Besonderen auf die Berechnung der geodätischen Vermessungen und die Abweichung der Erde von der Kugelgestalt, und zur Abkürzung der Rechnungen selbst nach jenen Formeln sind die Tafeln von *Zach* und *Bessel* mitgetheilt. Uebrigens wird der Gegenstand nicht umfassend, sondern nur auszugsweise mit Hinweisung auf obige Schrift des Vfs. behandelt, worin Rec. Darstellungen fand, die dem Vf. einen höchst ehrenwerthen Ruhm unter den deutschen Mathematikern verschaffen, und denselben fortwährend sichern.

Da die Formeln mit fortlaufenden Numern versehen sind, so ist die Ableitung derselben aus vorhergehenden sehr erleichtert, und dem Anfänger Gelegenheit verschafft, sich in der Ableitung von Formeln zu üben, sie selbstthätig darzustellen, und sich mit ihrem Wesen innigst vertraut zu machen. Rec. kann in das Einzelne der besonderen Ableitungen nicht eingehen, und mehrere derselben um so weniger hier mittheilen, je weniger damit dem Leser gedient ist. Nur einige der wichtigsten Aufgaben mögen hier eine Stelle finden. Aus einem bekannten Azimuth und zweyen Breiten ein 2tes Azimuth, die geodätische Linie und die Längendifferenz nach verschiedenen Modificationen, Abänderungen und Methoden zu finden, worunter die Bestimmung der Breite, des Azimuths und jener Differenz die Aufmerksamkeit des Lesers am meisten in Anspruch nehmen dürfte; wenigstens verfolgte sie Rec. mit stets wachsendem Interesse; sie ist die wichtigste der ganzen sphäroidischen Trigonometrie, und findet in der Praxis die häufigste Anwendung; daher auch ganz ausführlich behandelt; jedoch geht der Vf. bey allen Entwicklungen nur bis zu Größen der 2ten Ordnung, weil dieser Grad der Genauigkeit für die meisten Anwendungen hinreicht, und der Vf. auf diese Weise den Anfänger zu denjenigen Formeln gelangen läßt, welche bey geodätischen Berechnungen unserer Zeit ziemlich allgemein gebraucht werden.

In wie fern es hiebey auf einige Hilfsgrößen und ein Hilfsdreieck vorzüglich ankommt, erläutert der Vf. eben so scharfsinnig als belehrend. Die Aufgabe wird nach zwey Methoden gelöst, deren eine die Kenntniß der reducirten Breiten erfordert, die andere dagegen unmittelbar die andere Breiten in Rechnung nimmt. Zuerst berechnet der Verf. die Breitenformeln, dann folgt die des Azimuths, und für jede fragliche GröÙe die entsprechende Formel. Ein besonderes Beyspiel wäre hier wohl an der Stelle gewesen, da auf das praktische Element viel Gewicht gelegt ist. Gleiches Interesse gewährt die Aufgabe: aus den gemessenen geodätischen Coordinaten eines Punktes in Bezug auf einen anderen Punct, und aus

der bekannten Breite dieses Punctes die Breite jenes Punctes und die Längendifferenz zwischen beiden Puncten zu finden. Ihre Behandlung stützt sich auf sorgfältige Studien der hierauf sich beziehenden Werke, welche der Vf. in der Vorrede, oder während des Vortrages angiebt, und läßt jeden fleißigen Anfänger das Charakteristische erkennen. Da die Rechnung nach den hiefür entwickelten Formeln durch Tabellen sich erleichtern läßt, diese aber verschieden eingerichtet werden, so theilt er eine der einfachsten Einrichtungen, welche auf der Berechnung von drey einzelnen Tafeln beruht, und das ganze Geschäft sehr veranschaulicht, ausführlich mit.

Während die bisher berührten Aufgaben nur durch Näherungsformeln aufgelöst wurden, theilt der Vf. aus *Schumachers* astronomischen Nachrichten IV. 1826. No. 86 eine Abhandlung von *Bessel* im Auszuge mit, wonach sich die Grundformeln der sphäroidischen Trigonometrie durch unendliche Reihen vollständig integrieren lassen, und giebt für die oben berührte am häufigsten vorkommende und wichtigste Aufgabe, welche in jenen Theil der Mathematik gehört, noch eine neue Auflösung, welche sich auch in seinen Elementen der Differenzial- und Integral-Rechnung findet. Da er den höheren Calcul auszuschließen beabsichtigte, so überläßt er es dem Lehrer, welcher das Lehrbuch beym Vortrage gebraucht, letzten hier zu schließen, und wünscht, der Lernende möge, durch eigenen Privatfleiß angetrieben, die nachfolgenden Darstellungen sich zu eigen machen. Der imaginäre Factor  $\sqrt{-1}$  wird der Kürze wegen  $=i$  gesetzt. Die Darstellung selbst läßt keine Aushebung einzelner Gesetze und Formeln zu, und lodert ein aufmerksames Verfolgen der einzelnen Formeln.

Der Anhang gehört zwar nicht zum Lehrbuche, ist jedoch eine lehrreiche Zugabe für den Anfänger; die Behandlung quadratischer Gleichung mittelst goniometrischer Functionen hält Rec. darum für überflüssig, weil man eine Methode kennt, alle Gleichungen aufzulösen. Anders verhält es sich mit den cubischen und biquadratischen Gleichungen, welche der Vf. auf eine höchst scharfsinnige und leicht verständliche Weise behandelt, die jedem Anfänger sehr willkommen seyn muß, und den beabsichtigten Zweck nicht verfehlen kann. Rec. empfiehlt ihr sorgfältiges Studium, und schließt die Anzeige des Buches mit eben so viel Achtung für dessen Vf., als mit Vergnügen über die meistens gediegene und gründliche Arbeit desselben. Hat er auch in den ersten Kapiteln abweichende Ansichten vertheidigt: so spricht er doch seine aus dem Studium des Buches gewonnene Ueberzeugung dahin aus, daß vor Allem die sphärische und sphäroidische Trigonometrie wegen der höchst belehrenden Aufgaben eine vortreffliche Bearbeitung erhalten haben, und der Vf. durch seine tiefe und gründliche Darstellung sich vorzügliches Lob erworben hat. Nur ist zu bedauern, daß eine so gediegene Arbeit auf schlechtes Papier gedruckt ist, und die Zeichnungen nichts weniger als nett sind.

R.

WEIMAR, in der Albrecht'schen Hofbuchdruckerey:  
Das allgemeine Binomialtheorem, Programm, womit zur Feier des Wilhelmstages einladet L. A. Kunze, Dr. phil., Prof. der Mathematik am Gymnasium zu Weimar u. s. w. 1837. 16 S. 4.

Diese Abhandlung ist ein Theil der Hefte, welche der Vf. seinen mathematischen Vorträgen am Weimarschen Gymnasium da zu Grunde legt, wo ihm *Vieth's* Lehrbuch der reinen Mathematik unzureichend oder mangelhaft erscheint. Auch die Entwicklung des allgemeinen Potenzengesetzes oder binomischen Lehrsatzes läßt in dem genannten Lehrbuche Viel zu wünschen übrig; der Vf. versucht daher jenen berühmten Satz, der *Newtons* Grabmal zielt, in dieser Abhandlung so einfach und deutlich zu geben, daß dadurch die Schwierigkeiten, die sich dem Vortrage und der Auffassung desselben auf Schulen entgegenzustellen pflegen, wo nicht ganz geräumt, doch bedeutend gemindert wurden.

Für einen positiven ganzen Exponenten werden zwey Ableitungen des Lehrsatzes gegeben. Die erste geht von der combinatorischen Multiplication aus, jedoch in der Weise, daß durch sie bloß successiv die erste, zweyte u. s. f. Potenz aufgestellt werden, und die Allgemeingültigkeit des Coefficienten-Gesetzes durch die *Bernoullische Induction* bestätigt wird. In der zweyten Ableitung bedient sich der Vf. der Methode der unbestimmten Coefficienten, und legt noch den Satz zu Grunde, daß die Differenz der Potenzen  $x^n - y^n$  in der bekannten Weise durch die Differenz der Wurzeln  $x - y$  theilbar ist. Diese Entwicklung ist dadurch besonders ausgezeichnet, daß der Gang für positive, ganze und gebrochene und negative Exponenten ganz derselbe bleibt. Es ist kürzlich folgender: man setze  $(1+x)^n$  und  $(1+y)^n$  einer nach steigenden Potenzen resp. von  $x$  und  $y$  geordneten Reihe gleich; nehme die Differenz  $(1+x)^n - (1+y)^n$ , dividire durch  $(1+x) - (1+y) = x - y$  links und rechts, setze hierauf  $x = y$ , und multiplicire mit  $1+x$ , so erhält man links  $(1+x)^n$ , und, indem man dafür die anfängliche Reihe einsetzt, aus der Vergleichung der Coefficienten links und rechts sogleich das Bildungsgesetz der Binomialcoefficienten. In den Zusätzen sind die wichtigsten Folgerungen und einige interessante literarische Notizen gegeben. Die Lösung der angeführten Aufgaben werden dem Schüler das selbstständige Durchdringen des Theorems sehr erleichtern.

Ueberhaupt ist die Abhandlung durch Gründlichkeit und Kürze, ohne deswegen im Mindesten trocken zu werden, Schärfe und Eleganz so vortheilhaft ausgezeichnet, daß es sehr wünschenswerth wäre, wenn der Vf. seinen ganzen Lehrcurfus veröffentlichte.

Der mitgetheilte mathematische Lehrplan zeigt, auf welchen blühenden Stand dieser Theil der Gymnasialbildung in Weimar unter der Leitung des Vfs. gekommen ist.

D. E. S.



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Wigand: *Shakspeare's dramatische Werke*. 1837. 13tes Bändchen: *Was ihr wollt*. Lustspiel. Uebersetzt von *Alexander Fischer*. 125 S. 14tes Bändchen: *Coriolan*. Uebersetzt von *Leopold Petz*. 192 S. 15tes Bändchen: *Hamlet*. Uebersetzt von *Karl Simrok*. 176 S. 16tes Bändchen: *Die Kunst, eine böse Sieben zu zähmen*. Uebersetzt von *Karl Simrok*. 131 S. 17tes Bändchen: *Ende gut, Alles gut*. Uebersetzt von *Theodor Oelkers*. 141 S. 18tes Bändchen: *Das Wintermärchen*. Uebersetzt von *Wilh. Lampadius*. 143 S. 19tes Bändchen: *Verlorene Liebesmücke*. Uebersetzt von *Ernst Sufemihl*. 148 S. 20tes Bändchen: *Troilus und Kressida*. Uebersetzt von *Theodor Oelkert*. 175 S. 21tes Bändchen: *Heinrich VI*. 1ter Theil. Uebersetzt von *Adolf Boettger*. 130 S. 22tes Bändchen, 2ter Theil. Uebersetzt von *Adolf Boettger*. 151 S. 23tes Bändchen: *Heinrich VI*. 3ter Theil. Uebersetzt von *Adolf Boettger*. 146 S. 24tes Bändchen: *Titus Andronicus*. Uebersetzt von *Theodor Oelkers*. 115 S. 25tes Bändchen: *Antonius und Cleopatra*. Uebersetzt von *Wilh. Lampadius*. 174 S. 26tes Bändchen: *König Johann*. Uebersetzt von *Ernst Sufemihl*. 119 S. 27tes Bändchen: *König Heinrich V*. 158 S. 28tes Bändchen: *König Richard II*. Uebersetzt von *Theodor Oelkers*. 129 S. 29tes Bändchen: *König Heinrich IV*. 1ter Theil. Uebersetzt von *Theodor Mügge*. 139 S. 30tes Bändchen: *König Heinrich IV*. 2ter Theil. Uebersetzt von *Theodor Mügge*. 165 S. 31tes Bändchen: *Perikles, Fürst von Tyrus*. Uebersetzt von *Heinrich Döring*. 127 S. 32tes Bändchen: *König Heinrich VIII*. Uebersetzt von *Ernst Sufemihl*. 153 S. 16. (Jedes Bändchen einzeln 6 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1837. No. 26.]

Wüste man nicht, wie durchgebildet die deutsche Sprache sey, man würde es aus diesen Uebersetzungen lernen, die mit Kenntniß des Originals, dem Geiste wie dem Buchstaben nach, es treu und doch mit Leichtigkeit und Anmuth in die eigene Sprache übertragen; sie fügt sich dem Sinne an, nimmt nichts Fremdartiges auf, vermischt aber eben so wenig die eigenthümliche Färbung, und

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

bewegt sich, trotz der selbst aufgelegten Bande, mit aller Freyheit. Alle die Uebersetzer, zu denen einige Neue in der Fortsetzung des nun beschlossenen Werkes gekommen sind, haben gleiche Verdienste; fast nur ein persönliches Interesse könnte einen derselben als den Vorzüglichsten bestimmen, und so wollen wir denn einem Jeden insbesondere das gebührende Lob spenden, und es dankbar anerkennen, wie Einer wie der Andere würdig auf der Bahn, die *August Wilhelm v. Schlegel* eröffnet, fortgegangen, wie leicht nicht allein die erhabene Rede, die tragische Begeisterung ihnen in der Verdeutschung gelang, sondern auch das weit Schwierigere; der muthwillige Scherz, sogar die Wortspiele wurden durch andere gleichbedeutende ersetzt, ohne Zwang und Steifheit. Gilt das für das Allgemeine, so mögen noch einige Bemerkungen das Einzelne bedenken.

Gleich in der ersten Rede in „*Was ihr wollt*“ ist *fancy* unrichtig durch *Sehnsucht* wiedergegeben, Liebe drückte den Sinn doch etwas deutlicher aus. Dann in derselben Scene ist der Versuch einer freyen Uebertragung so geschmacklos ausgefallen, als kein zweyter gemacht haben würde; man urtheile selbst:

Jetzt laßt uns ruhn in einer frischen Laube,  
Wo uns zum Himmel wird die blaue Traube.

*Away before me to sweet beds of flowers,  
Love thoughts lie rich, when canopied with bowers.*

Die Reim-Zeile in dem Liede des Narren, *present mirth has present laughter* ist unklar durch „gleich verjüngt, ist gleich vernünftig“ wiedergegeben, d. h. für eine so treffliche Uebersetzung, wie die des humoristischen Lustspiels, das wir in seiner ganzen Eigenthümlichkeit hier vor uns sehen.

Bey *Coriolan* hätten wir allenfalls die wenigen Fälle, in denen die dritte Person des Plurals in der Anrede statt der zweyten gebraucht wurde, hiaweg-gewünscht.

In *Hamlet* hat der Uebersetzer sichtlich sich bemüht, Alles zu vermeiden, was den Verdacht auf ihn wälzen könnte, er habe *Schlegeln* ausgeschrieben. Gewiß hat er öfter die erste Wendung, die sich ihm angeboten, verleugnet, nur um eine verschiedene Lesart zu gewinnen. Am verfehltesten ist *gramverhüllt* für *mobled*, *Schlegel* hat *schlottrig*, was in die bombastische Rede eine heitere Ironie wirft. Dagegen ist das fehlende Reimwort hier *Langohr*, besser als bey *Schlegel Hund*, auch dem Original getreuer, was für die abgerissenen Liederstrophen *Opheliens* ebenfalls gilt.

Der Verdeutschter des *Wintermärchens* hat so vortrefflich den komischen Theil seiner Aufgabe bewältigt, daß wir nur als eine Vergesslichkeit es annehmen können, wenn er eine Zeile im Liede des Autolycus nicht verändert, der da sagt:

Masken für die Nasenlosen

für

*Masks for faces and for noses.*

*Verlorene Liebesmüh* hat nichts von seinem würzigen Dufte, dem zauberischen Schmelz des harmlosen, ergötzlichen Spottes verloren; und in sofern, daß dies die schwierigste Arbeit war, die gleich zerstört seyn würde, sobald einige Mühe, ja nur Absicht in den leichten Neckereyen und Geburten des Augenblicks, merklich würde, möchten wir dem Uebersetzer, der hier ganz als Originaldichter auftritt, vor Allem die Palme reichen. Einige Wortspiele in den Unterredungen zwischen Motte und Armado und Motte und Holofern lauten spitzfindig; das liegt in der Unmöglichkeit, ein ähnliches Wortspiel dafür zu finden; entweder mußten sie ganz wegbleiben, oder es mußte eine etwas gezwungene Anspielung gewagt werden, die bey den pedantischen Narren und den argen Witzjägern kein schlimmes *hors d'oeuvre* sind. An Holofernes Epitaphium auf eines Hirsches Tod haben schon Viele sich versucht; Lenz in Strassburg mochte der Erste derselben gewesen seyn, und den ächten Clowe's Humor wohl auch am besten erfaßt haben. *Verlorene Liebesmüh* besitzt außerdem den Vorzug einiger erklärender Noten, die, so nützlich und wünschenswerth sie auch wären, bloß noch *Heinrich den Achten*, von demselben Verdeutschter, und *Heinrich VI*, von Boettger, zieren.

Der graufige *Titus Andronicus* durfte der Vollständigkeit wegen freylich nicht fehlen; auch sprechen einzelne Züge für die Vaterchaft *Shakspeare's* an dem verwahten Kinde. Unsere neueste Verzweigungsliteratur kann an dem Stücke einlernen, daß dem Genius jede Saite anschlägt, auch die des empörend Gräßlichen, und daß die grimmen Erfindungen, mit denen sie sich brüsten, schon um zwey Jahrhunderte ihnen zuvorkommen.

Der wallische Dialekt des wackeren Fluellen in König Heinrich V ist durch die Verwechslung des *b* mit *p* zu wenig angedeutet. Provinzialismen wäre auch nicht der rechte, wohl aber ein zurechtgemachter, von der Büchersprache abweichender Dialekt, an dem jede Provinz sich ihr Theilchen nehmen kann, welches Rothwelsch, um ihm doch einen Namen zu geben, *Schlegel* mit Recht angewendet hat.

Nächst der *verlorenen Liebesmüh* sind die beiden Theile von *Heinrich* als meisterhaft zu preisen. Der dicke Schelm hat nichts an seinem Witz, seiner köstlichen Laune in der Uebersetzung verloren; er rühmt es nicht umsonst, daß er seinen Geist auf Alle, die sich mit ihm beschäftigen, ausströmt.

Der altväterliche Ton in *Perikles* ist wohl getroffen. Ueberhaupt ist es recht erfreulich, daß dies noch etwas unbeholfene Kind des jugendlichen Dichters nicht wegwerfend behandelt, ihm, wie so Man-

eher gethan, abgeleugnet wurde. Die Reihe seiner Geschwister braucht sich seiner nicht zu schämen; es ist wohl gestaltet wie sie; nur versteht es nicht so recht, den schönen Gedanken die gehörige Form zu geben, das Reden und Schweigen, das Kommen und Gehen zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden.

Die Verlagshandlung hat ihren Theil zu dem wohl gelungenen Werke beygetragen. Nur mit dem Herausgeber möchten wir zürnen, daß er bey den historischen Schauspielen die chronologische Ordnung nicht beobachtete, nicht von *Richard II* bis zu *Heinrich VI* die Stücke in der Reihe auf einander folgen liefs.

ZÜRICH, b. Orell Füßli u. Comp.: *Transatlantische Reiseskizzen und Christophorus Bärenhäuter*. Vom Verfasser des *Legitimen* und der *Republikaner*. Erstes und zweytes Bändchen. 1834. 192 u. 176 S. 8. (2 Thlr.)

So viel wir auch in neuester Zeit über Nordamerika, dies Utopia des heutigen Europa, diese verfunken Atlantis, dies Eldorado der Juden, Stockjobber und Freyheitsmänner schon gelesen haben, eine farbreichere, anziehendere, wahrheitsvollere und zugleich phantasiereichere Schilderung des Landes und seines Sittenzustandes — um so fesselnder, als sie nur die Grundstriche giebt, und die Schattirung dem einsichtigen Leser selbst überläßt — ist uns noch nicht begegnet. Zugleich bilden diese Reise- oder vielmehr *Stations*-Skizzen, welche den Vf. von Newyork zum Tenessee, von hier zum Mississippi, von dort zu den Natschee-Pflanzern und von hier zum Red River hinaufführen, einen lebenswürdigen, charaktervollen Roman, der als solcher schon alle Kunstbedingungen erfüllt. Der Vf. aber hüllt sich in ein so reizendes Dunkel, daß wir nicht auszumachen vermögen, ob er ein Deutscher oder Amerikaner ist. Er giebt sich selbst für einen Virginier, und zeigt sich ganz so entschlossen, kräftig und vaterlandsliebend, als seine Landsleute noch immer sind, wenn gleich auch eben so gewinnbegierig und von klingendem Zauber bestochen. Dennoch vermuten wir, daß diese Skizzen auf deutscher Erde entsprossen sind; denn das deutsche Blut des Vfs. sprüht trotz aller Anglicismen der Sprache und Gesinnung dennoch unter der Haut hervor. So z. B. ist das Mitgefühl mit den Sklaven, die Wideretzlichkeit gegen die Vorschriften der Convenienz, der Schauer vor den Trappers, die wir „wildgewordene Jäger“ übersetzen möchten — so wenig amerikanisch und so ächt deutsch, daß wir bis auf Weiteres einen deutschen Ursprung dieser Skizzen annehmen müssen. Im Uebrigen verräth Nichts den Fremdling, und des Berichterstatters Standpunct ist ein durchaus amerikanischer, wie schon die frühere, empfehlende Anzeige des „*Legitimen* und *Republikaners*“ in diesen Bl. ausgeführt hat. — Die lebenswürdigste Gentleman-Laune, gepaart mit einem tiefen und wahrhaften Naturgefühl, hat diese Gemälde eingegeben, denen der reiche Wechsel zwischen geselligen Formen

und Bildern der wildesten Natur einen dauernden Reiz giebt. Aus keinem Buche glauben wir Amerika besser kennen gelernt zu haben, als aus diesen Stationskizzen eines auf die Freite reisenden 28jährigen Hagestolzen, dem Gott Plutus so arge Streiche spielt, und der darum doch die Laune nie verliert, vielmehr für Natur und Menschenwerth alle Sinne offen erhält. Abgesehen von dem Lehrreichen, ist die Unterhaltung, welche das Buch gewährt, von der Art, daß wir es nothwendig in einem Zuge durchlesen müssen, und sämtliche 42 deutsche Almanache haben keine Geschichte erzählt, die sich an Charakterzeichnung, Naturalmalerey und anziehender Kraft mit der Begebenheit vergleichen könnte, die der Vf. unter der Ueberschrift: „Der Kindesräuber“ der Wirklichkeit nach erzählt, indem er uns zugleich in Sitte und Gesinnung des Landes tief einführt.

Solcher Skizzen enthält der vorliegende Band nun fünf: 1) Siebzehn, Achtundzwanzig und Fünfzig, oder Scenen in Neu-York. 2) Eine Nacht an den Ufern des Tenessee. 3) Der Kindesräuber. 4) Zu spät gekommen, oder Scenen am Mississippi; 5) Wirken am Red-River. Jede derselben hat ihren besonderen Vorwurf, wie ihren eigenthümlichen Reiz. In der ersten Stationskizze wird uns das gesellige Leben in der Hauptstadt der Civilisation „of these unites states“ mit charakteristischen Farben gemalt, hier, wo der Mensch Nichts und sein Geld Alles ist. Die zartesten, schönsten, sylphenähnlichsten Jungfrauen, dies Muster aller nordamerikanischen Bildung, z. B. Arthurine, so ätherisch, so fein, daß sie durch die gefalteten Hände entfliehen könnte, zieht doch den 50jährigen Moreland, der *Whisky* trinkt, und *horrible!* „aus einer deutschen Pfeife raucht“, dem 28jährigen Liebhaber vor, weil er 500,000 Doll. schwer ist, und zieht mit ihm in Tavernen und Theatern umher, die kein Gentleman besucht, und das Alles so jüngerlich-zierig und zierlich, daß uns das kleine Ding gleichmäÙig jammert und ergötzt. Die zweyte Skizze giebt einen köstlichen Blick auf die politische Bildung und Staatsverfassung Amerika's. Man ersieht daraus, daß, wer das Bessere nicht kennt, auch das Schlechte gut findet. Die Wahlrede Bob Shag's in Bainbridge, der aus zehn Hütten und drey Schenken bestehenden County-Stadt, ist ein Meisterstück ergötzlicher Parodie, und die Beutelschneiderey, die grobe Betteley der hochachtbaren Wähler ist über Alles geschickt, uns einen unwiderstehlichen Appetit nach diesem Eldorado der Freyheit einzuflößen. Dies Bild ist unvergleichlich einzig, und über Alles ergötzlich ist z. B., wie Bob beweist, daß die „Ministration“ nichts tauge, weil sie einen „*Genral-Tarif*“ habe, der einer der tollsten Aristokraten sey, und jeden Strumpf und Messerstiël mit Einfuhrzoll belegt habe, und weil sie ferner den Creeks (soll heißen „Griechen“) Munition, Gewehre, Mehl und Whisky, zwey Schiffsloadungen voll, geschickt habe, und wie hierauf „hört! hört!“ und ein wüthendes Gebrüll des Beyfalls ausbricht. — Beneidenswerth dünkt uns übrigens auch die Art köstlicher Freyheit nicht, wo der Fremde sich jeden Augenblick gegen Mißhandlungen

durch rohe Fäuste mit seinen *Dollars* schützen und auslösen muß. Kurz, wir können dies Kapitel allen stillen und lauten Verehrern Amerika's und Allen, die etwa Lust verspüren, den Rest ihres Lebens zwischen halbwilden Kentuckiern und jüdischen Neu-Engländern hinzubringen, nicht dringend genug zur vorbereitenden Erbauung empfehlen. Gleichzeitig erhalten die, welche sich von den vielen Städtenamen etwa zu der Idee eines hochcivilisirten Landes verleiten lassen, Nachricht, wie es in einer County-Hauptstadt, Hopefield, z. B. aussieht; funfzig Häuser, zwey Kramläden, mit ein Paar Dutzend Messern, Töpfen, einige Halstücher, Pulver und Bley und zwey Schenken — *voilà tout!* Die dritte Erzählung schildert eine Partie in einem Urwald, wo zugleich die erschütternde Geschichte des Kindesraubes vorgeht. Eines dieser Bilder, wie das andere, ist unvergleichlich, und reizt zu immer wiederholter Lectüre; nie ist der Schmerz eines seines Kindes beraubten Vaters schöner, nie menschliche Verstocktheit erschütternder, als in diesem Irländer gemalt worden. — Das vierte Gemälde ist dem Pflanzersitten am Mississippi gewidmet. Der Bräutigam kommt auch hier zu spät, und muß endlich einsehen, daß, was er für Freundschaft und Wohlwollen nahm, nichts als kalte Selbstsucht und Berechnung war, was uns in der Seele dieser so liebenswerth geschilderten Clara weh thut. — In dem fünften Bilde schildert der Vf. sich selbst als Pflanzers am Red River, 25 M. vom nächsten Nachbar entfernt, betrogen von seinem Verkäufer, arbeitsam, prosperirend. Hier fließt die Schilderung der wilden Biberjäger, „Trapper“ genannt, ein, ein ungeheures Bild von Menschen, die auf ihrem Büchsenchaft mit gleichen Zeichen erlegte Wölfe, Bären, Büffel und *Menschen (Undarloppars red and white)* notiren, ohne dabey an eine *Sünde* auch nur zu denken! Eine einladende Sache unstreitig! — Im zweyten Bande sind 1) die Fahrt am Red River; 2) sehr unerwartet ganz ähnliche Skizzen des Pflanzerslebens in Louisiana, durch einige köstliche Gestalten, des alten Kreolen und des flüchtigen Sta-Anna z. B. ausgezeichnet, und besonders durch die Persönlichkeit des Letzten sehr anziehend. Zugleich findet der Vf. nun endlich die lang gesuchte Braut in einer munteren, thatkräftigen französischen Kreolin, die seiner werth ist. Einen ganz anderen Ton schlägt der Vf. in der Geschichte *Christoph Bärenhäuter's* an, die von historischer Bedeutung ist, da Toffel's Frau, Jemmy o Dougherty, nachdem sie lange Zeit den Pantoffel geschwungen, endlich von Toffel's Streitroß abgeworfen, in die Gefangenschaft der streifenden Shawnees-Indianer geräth, zurückkehrt, Toffel wieder verhehlicht findet, darauf aufs Neue zu ihren indischen Freunden umkehrt, deren Königin wird, und als Madame Tomahawk sie civilisirt. Die Geschichte ist in launiger, etwas gedehnter Darstellung erzählt, und spiegelt die Lebensweise und die Sitten der „Farmer“ gut zurück.

Doch wir müssen abrechnen, nicht jedoch ohne das Bekenntniß, daß uns dies Buch ein Vergnügen gewährt hat, wie wir es lange Zeit von keiner, der Unterhaltung gewidmeten, Erscheinung empfangen haben.

- 1) STUTTGART, b. Hoffmann: *Die Italiäner*. Novelle von *Georg Döring*. 1830. 218 S. 8. (18 gr.)
- 2) FRANKFURT a. M., b. Sauerländer: *Phantasiemalder für 1831* von Dr. *Georg Döring*. 1831. VIII u. 285 S. 8. Mit einem Kupfer. (1 Thlr. 12 gr.)

Hr. *Georg Döring* gehört unserer Meinung nach, nicht zu den guten Novellisten. Die Erfindung, die Begebenheit beschäftigt ihn so ausschliesslich, dass er das psychologische Interesse seiner Erzählungen darüber allzu sehr, ja fast gänzlich vernachlässigt. Die Zeiten in unserer Literatur sind vorüber, da man sich durch eine oder die andere glücklich erfundene Geschichte einen Namen machen konnte; selbst die gewöhnlichsten Leser fordern jetzt mehr von einem Roman, als vor vierzig Jahren die gebildetsten. Sie suchen Charaktere, Malerey der Seele, enthüllte Geheimnisse des Gemüthes in der Novelle; mit einer blossen *Fabel* ist Niemand mehr befriedigt. Hinter dieser Anforderung der Zeit bleibt der Vf. der oben angezeigten Erzählungen mit vielen anderen zurück. Sein Verdienst, zu anderen Zeiten vielleicht befriedigend, jetzt ungenügend, beschränkt sich auf eine meistens wohl erfundene und fließend erzählte Geschichte; eine höhere Idee, eine tiefere Bedeutung für die Kunst, psychologische Anziehungskraft oder eine wissenschaftliche Ausbeute wird in seinen Arbeiten gänzlich vermisst. Dies ist um so mehr zu bedauern, als ihm viel Sprachgewandheit beywohnt, und es bey ihm wohl nur des Willens und der sorgsamsten Auswahl seiner Stoffe bedürfte, um etwas in jeder Beziehung Befriedigendes zu liefern. So, wie sie ist, ist seine Charakteristik wesentlich schwach und durch die Begebenheit verdeckt, welche alle Thätigkeit des Vfs. und alles Interesse des Lesers ausschliesslich in Beschlag nimmt. Einer schwachen Charakteristik entfließen Inconsequenzen in der Handlung, und eben darum leiden die meisten Fabeln des Vfs. Mangel an innerer Haltung und Wahrheit. Nur einmal hat er einen Anlauf zum wahren Roman, dem psychologischen nämlich, gemacht; aber seit dem Erscheinen des ersten Bandes der „*Phantasiemalder*“ hat er, vielleicht durch missverstandenen Beyfall verleitet, sichtbar davon abgestanden. Es ist eine unverzeihliche Sünde, in der Kunst zurück zu gehen im Bestreben, und der Vf. „*der Italiäner*“ hat offenbar einen *Rückschritt* gethan.

Diese Geschichte baut sich auf dem lockeren Grund einer abenteuerlichen Erfindung auf, welche in jedem Augenblicke zu zerbrechen droht. Der Graus eines Mordes aus Wahnsinn und Rachsucht mischt sich hier mit einem Humor, der nicht minder grell und gewaltiam ist, wie der in der „*Mumie von Rotterdam*“; allein beide, Schrecken und Laune, fließen neben einander her, ohne sich je zu durchdringen, oder auch nur ohne je zu einem Bilde zusammenzufließen. Wir können hier beynahe nichts loben, als die Sprache. Humoristisch ist Hr. *Döring* durchaus nicht; sein

Witz ist das Kind einer gewaltiamen Anstrengung, seine Laune ist Carricatur, und sie ist so arm, dass sie sich selbst verzehren muss. Zum Beweise für diese Behauptung kann der Commerzienrath Meuselwitz in dieser Erzählung dienen, dessen Gourmandice uns wahrhaft überfättigt. In dieser Geschichte ist auch die Erfindung so fehlerhaft, dass sie beynahe aus lauter Willkür zu bestehen scheint. Ein Caroli, wie dieser, ist nicht bloß ein unwürdiger, er ist auch ein unmöglicher Böfewicht, und das ist tröstend. Was ist auch schwerer zu denken, wie ein Mensch, der die Absicht hat, seine Frau zu ermorden, diese Absicht in einem Briefe an einen Freund aus einander setzt, und diesen Brief achtzehn Jahre lang in seiner Schreibtisch mit sich herumträgt?

Die „*Phantasiemalder*“ sind ohne Zweifel besser erfunden. Hier ist sogar auch ein Versuch zur Charakteristik gemacht; aber sowohl in der Gestalt des Nabob, als in der des Pariser Irlländers, in Frank, wie in Miß Sensitiva hält sich der Vf. nur an Aeußerlichkeiten, und lässt die Tiefen des Gemüths unberührt. Nichts desto weniger ist diese Geschichte gefällig. Der ziemlich bündige und einfache Verlauf derselben wird durch drey episodisch eingeschaltete Geschichtchen aufgehalten, welche jede ihren besonderen Reiz haben. Die „*vom traurigen Jäger*“ ist vielleicht die in sich vollendetste darunter. Des „*Teufels Punschapf*“, nach einer irlländischen Sage, ist zu grell und in einem Tone erzählt, welcher Wenigen gefallen wird; aber Landaff's einleitende Erzählung ist originell erfunden, und sehr wirkungsvoll vorgetragen. Sir Frank's Selbstbiographie bildet die Angel der ganzen Erzählung; allein hier treffen wir wieder auf große Verstöße gegen die Wahrscheinlichkeit, wie sie dem Vf. oft ent schlüpfen, weil er das Gerüst seiner Fabel nicht hinlänglich und von allen Seiten prüft. Die einfachsten Mittel, sein verlorenes Kind zu entdecken, sind gerade die, welche der gute Frank nicht versucht: er muss sich an solche halten, von denen der Vf. voraussetzt, dass sie ihn nicht zum Ziele führen werden. Dies Verfahren mag ihm nothwendig seyn; aber es stört die noch lebendigere Täuschung — mit einem Worte, es ist nicht zu gestatten.

Es ist gewiss ein schlimmes Zeichen, wenn man aus zwey Büchern, wie die vorliegenden, auch nicht einen Gedanken ausziehen kann, der als ein Sinnspruch, eine Lebensmaxime, eine Weisheitsregel zu gelten im Stande ist, und weder aus den „*Italiänern*“, noch aus den „*Phantasiemalden*“ wüßten wir einen solchen Gedanken zu citiren. Ernste Prüfung seiner Erfindungen von Seiten der Wahrscheinlichkeit, und, wo möglich, Anknüpfung seiner Fabel an eine höhere ethische oder ästhetische Idee, ist das, was wir dem Vf. dringend empfehlen müssen. — Das erste der beiden Bücher ist schlecht, das zweyte glänzend ausgestattet, und mit einem gefälligen Kupfer geziert.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

## JENAISCHEN

### ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 9.

#### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NÜRNBERG, b. Bauer u. Raspe: *Sabbath, Moloch und Tabu*. Eine historisch-theologische Andeutung mit Rücksicht auf die neuesten Auffassungen der christlichen Sonntagsfeier von G. Fr. Daumer. 1839. 32 S. gr. 8.

Der Vf. mag wohl Recht haben, wenn er S. 3 versichert, daß er in dieser kleinen Schrift ein Wort spreche, „wie es von keiner der theologischen und religiösen Parteyen und Tendenzen zu erwarten stehe“. Wohl aber klingt es nach jener Hierostratischen Tendenz, welche sich seit einiger Zeit in den Schriften *Nork's* und Consorten auszusprechen anfängt. Es soll hier und in einer nächstens zu erwartenden Schrift: „die Kinder Ebers“ (S. 24 dargethan werden, „daß das semitische Menschengeschlecht mit seinem Moloch- und Teufels-Dienst, seinem religiösen Menschen- und Kinder-Mord, seiner Naturverfälschung, und seinen finsternen menschenfeindlichen Sabbathfeiern, dieses von uralter Zeit her vorzugsweise vom Dämon der Negation ergriffene und zum Träger und Verbreiter seiner Offenbarung gemachte Geschlecht, von dem all unser pietistisches und pfäffisches Grausal und Unheil auf uns übergegangen ist — ursprünglich auf den Inseln des stillen Meeres gewohnt, und von daher sich durch Amerika hindurch nach Asien gezogen und verbreitet hat.“ Hier wird gezeigt, daß der Sabbath der heilige Tag des Gottes *Saturnus*, oder *Kronos*, *Baal*, *Moloch*, *Kijjun*, (woraus späterhin ein reformirter *Jehova* S. 4 u. 5) war. Es ist also der Feiertag eines bösen, grausamen Gottes, ein dem Fürsten der Finsterniß geweihter Dienst. Das Verderblichste dabey ist die *Sabbaths-Ruhe*, welche nichts anderes ist als das *Tabu* bey den Bewohnern des stillen Meeres, oder die Aufhebung alles Lebens und aller Bewegung. In ein solches die Menschheit gefährdendes *Tabu* will man auch wieder den christlichen Sonntag verwandeln. Eines solchen Vorgehens klagt nun der Vf. S. 28 ff. den neuesten Schriftsteller über die Sonntagsfeier mit folgenden Worten an: „So stellt der Verfasser der Schrift: „Der Tag des Herrn und seine Feier“ von Dr. Fr. *Liebraut*, Berlin, 1837, den Satz auf, daß am Sonntage nichts geschehen dürfe, was nicht in irgend einer „kirchlich-religiösen Beziehung zum

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

Herrn“ stehe. Schon hieraus kann man die schreckenvolle Ahnung schöpfen, in welchen kahlen, platten, leeren, grauenhaften Tod der Abstraction er den Tag versenken und begraben will. In der That ist des langen, langweiligen und abgeschmackten Geschwätzes kurzer und einfach satanischer Sinn nur folgender: daß sich das Leben der Welt trotz alles Jammers, aller Plage, alles Elends, womit es geschlagen ist, so unverwüthlich frisch und fröhlich regt und bewegt und nicht erstarrten und verstummen will, das ist unerträglich und nicht zu dulden von Kirche und Polizey, und so lange nicht mehr geschehen kann, so soll wenigstens ein Tag der Woche dem Dämon zum Oser fallen, einer wenigstens aus dem Buche der Natur und des Lebens ausgestrichen seyn.“

Dem Rec. ist die als ein Satans-Werk geschilderte *Liebraut'sche* Schrift unbekannt; aber aus den S. 29—31 ausgehobenen Stellen ergibt sich, daß der Vf. durch die so häufigen Profanationen des Sonntags bewogen wurde, auf die strenge Praxis in England und Schottland aufmerksam zu machen, und auf die Nothwendigkeit einer erneuerten Sonntags-Polizey zu dringen. Hr. D. scheint in seiner Umgebung die Erfahrung gemacht zu haben, daß diese Ansichten viel Anklang finden, und daß für die christliche Sonntags-Freyheit Gefahr zu befürchten sey. Man kann ihm zugeben, daß seine Besorgniß nicht ganz ungegründet sey, und daß das judaisirende Extrem einer überspannten Partey, wenn es ihr gelingen sollte, die Mitwirkung der Staatsgewalt zu erlangen, einen höchst nachtheiligen Einfluß haben würde. Aber wie kann er wohl glauben, auf einem solchen Wege, und mit solcher Leidenschaftlichkeit etwas auszurichten? Könnte wohl den „Pietisten“, gegen welche er so heftig eifert, etwas erwünschter seyn, als wenn ihnen solche seltsame Hypothesen und Excentricitäten entgegen gestellt werden? Von welcher Art aber die hier aufgestellten Hypothesen sind, mögen folgende Beyspiele beweisen. Nach S. 8 war der Salomonische Tempel ein Heiligthum des phönizischen Moloch's. Ja, der Molochs-Dienst findet sich schon 5 Mos. XXXIII, 17. „Der Stam (?) Joseph wird gepriesen, weil er ein stierköpfiges Molochbild besitze, denn es heißt: In (ב) seinem Stierofen (כור שור) ist ihm Herrlichkeit d. i. sein stierköpfiges Molochbild gereicht ihm zur Ehre, zum Ruhm — woraus man erkennen kann, mit welchem Auge das alte Israel die-

sen gräßlichen Cultus betrachtete.“ S. 12 lesen wir: „Samuel und David standen an der Spitze der molochdienerischen Parthey, wie künftig aufs Genügendste nachgewiesen werden soll.“ S. 13: „Ich kann es nachweisen und klar machen, daß auch der Kampf der Griechen gegen Troja ein Kampf der Bildung und Humanität gegen Molochdienst und semitisch-orientalische Priesterherrschaft war, so wie denn auch der große Kampf der Römer gegen die gräuliche Molochdienerin Karthago eine analoge welthistorische Bedeutung gehabt.“ Hierüber wird vorläufig in einer Note bemerkt: „Der trojanische *Paris* (hebr. *par*, Stier d. i. der stierköpfige Moloch-Minotaur, gleichwie auch der feuerglühende Talos auf Creta, ein offener Molochgötze, Tauros, der Stier hieß) ist nichts Anderes, als der sich die berühmteste Schönheit von Hellas zum Opfer heischende Moloch gewesen, wobey man an den bösen Heros von Temessa denke, dem man auf Befehl des delphischen Orakels jährlich die schönste Jungfrau opferte.“ Aus einer Note S. 25 lernen wir: daß die *Beschneidung* offenbar auf Vernichtung der zeugenden Naturkraft, als stellvertretende Milderung der wirklichen Entmannung hinziele.“ Rec. hat nichts hinzuzusetzen, als den Ausruf: Arme Geschichte, wie wird dir jetzt mitgespielt!

— st —

HEIDELBERG, in der Mohrschen Buchhandlung: *Ueber die Hauptmittel zur Gründung besserer Zeiten; oder: wodurch hauptsächlich wird das Glück und die Wohlfahrt der Familien, Völker und Staaten befördert?* Ein Buch für Alle. Von F. X. C. Staiger. Zweyte Ausgabe 1839. 384 S. 8. (1 Thlr. 3 gr.)

Wer hört nicht noch immer die alte, theils gegründete, theils ungegründete Klage über schlimme Zeiten? Wem sollte daher nicht ein ziemlich ausführliches Schriftwerkchen willkommen seyn, worin ein Hauptweg zur Beseitigung jener Klage, oder vielmehr zum Besserwerden im deutschen Volke überhaupt, gezeigt wird? Wie der Vf. glaubt, ist dieser Weg kein anderer, als *bessere Erziehung der Jugend* in Kirche, Schule und Haus, und überhaupt bessere Geistesaufklärung, auch der Erwachsenen. Mit Recht beweist er zuerst, daß die Eltern gewöhnlich an dem Unglücke der Kinder Schuld sind. Möchten doch recht Viele die ernstlichen, drohenden Worte vernehmen, die er an gleichgültige und gewissenlose Eltern richtet! Sehr ansprechend sagt er auch: „Nehmet doch dieses zu Herzen, Ihr Erzieher und Väter und Mütter! und richtet Euer Leben und Handeln so ein, daß Gott und die Menschheit Wohlgefallen daran haben; dann wird in Euch Ruhe seyn, und Ihr werdet das Bewußtseyn in Euch tragen, redlich Eueren Pflichten entgegengekommen zu seyn, werdet Eueren Kindern zum Segen gereichen, und einst mit Hoffnung auf herrlichen Lohn das Auge schließen.“ Eine Stelle, die zugleich eine Probe von des Vfs. Vortragsart seyn mag.

Sehr ausführlich wird dann in ungefähr 20 §§. über das Wesen und die Verbesserung der *Volkschulen* gesprochen. Zwar kann man in manchen Punkten mit dem sonst sehr sachkundigen und geistreichen Vf. nicht einverstanden seyn, namentlich, wenn er sich sehr nachdrücklich gegen die Beaufsichtigung der Volksschulen von Seiten der Geistlichen und bürgerlichen Beamten erklärt, da solche ganz in dem rechten Verhältnisse zwischen Kirche, Staat und Schule gegründet ist, freylich auch Kenntnisse der Schule und Erziehungswissenschaft und vorzüglich Lust und Liebe zur Sache in den damit zu beauftragenden Männern voraussetzt. Indessen findet man doch überall viel Beachtungs- und Beherzigungs-Werthes. So bestimmt er §. 30. die Aufgabe der Schulen dahin, den Menschen zu lehren, sowohl seine irdische, als auch seine himmlische Bestimmung erreichen zu können, durch welches Letztere die Erreichung des Zwecks der Kirche vorbereitet werde. Eine eigene Betrachtung (in einem ausführlichen §. u. s. w.) handelt von der Ausgelassenheit, Rohheit und Bosheit der Jugend unserer Zeit, woher dieselbe entspringe und wie ihr entgegenzuwirken sey, wo besonders viel Zeitgemäses hervorgehoben wird, und woran sich die fromme Betrachtung anreihet, wie wichtig wahre Geistesaufklärung für die Menschheit überhaupt sey.

Wohl wird der Sinn des alten Sprichworts: „Laßt uns besser werden, so wirds besser seyn“, je nachdem er von einem Politiker (wie neuerdings von *Raimond-Bohz*), oder von einem Geistlichen, oder von einem Schulmanne näher ins Licht gesetzt wird, immer etwas einseitig dargestellt werden. Und daruna hätte auch Hr. *St.* den Grund zum Besserwerden unserer Zeit, nach Anleitung des Christenthums etwas tiefer legen, und sonst noch Manches mit zur Sprache bringen können. Indessen hat er doch eine Hauptseite des großen Gegenstandes gebührend dargestellt; auch giebt er sowohl der Religion, als der Moralität im Allgemeinen die Ehre, indem er nicht selten Stellen der heil. Schrift zur Bestärkung und Aufhellung seiner Aeußerungen anführt, wie noch am Schluß des Ganzen den Spruch „Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ „Dann — setzt er hinzu — werden die Wissenschaften blühen, das Land gesegnet seyn, und Glück und Heil auf Erden sich ausbreiten, ja Friede, Freude und Eintracht bestehen, und das Band der Liebe alle Glieder der Menschheit umschlingen, was von Herzen ich wünsche.“ Wann wird sie aber kommen diese schöne Zeit? Was kann ein Jeder an seinem Theile für den großen Zweck thun?

Ph. G. B.

DRESDEN u. LEIPZIG in der Arnold'schen Buchhandlung: *Amöna, oder das sicherste Mittel den weiblichen Körper für seine naturgemäße Bestimmung zu bilden, und zu kräftigen*, nach den Grundfätzen der Anatomie und Aesthetik, und durch 86 Figuren erläutert, für Eltern und Erzieher, welchen das Wohl der Ju-

gend wahrhaft am Herzen liegt, von Dr. J. A. L. Werner, Lieutenant von der königl. sächf. Armee u. s. w. 1837. 101 S. 8. (1 Thlr.)

Wenn theoretische Grundsätze sich im wirklichen Leben ausführbar zeigen, so bürgt die Praxis schon dafür, daß sie richtig und gut sind, und dieses ist der Fall bey oben angezeigtem Buche, worin das System, nach welchem der würdige Vf. in seiner Anstalt die weibliche physische Erziehung behandelt, aufgestellt wird, und wodurch derselbe überzeugend darthut, daß eine richtige Theorie eine richtige Praxis, oder umgekehrt eine gesunde Praxis eine richtige Theorie begründe.

Hr. Dr. Werner ist bereits durch seine schätzenswerthen Schriften über die Gymnastik bekannt, er betreibt dieses sein Fach mit Eifer und Liebe, daher es kein Wunder, daß sein Werk gedeiht.

Vorliegende Schrift beschäftigt sich ausschließlich mit der gymnastischen Ausbildung des weiblichen Körpers, und umfaßt dessen allgemeine gymnastische Uebungen, als Gang, Lauf, Spring- und Stab-Uebungen, ästhetische Stellungen, Anstandsübungen Barrenübungen, Klettern am Knotenseile, Uebungen am schwebenden Stabe, und Reckübungen.

Aus diesem allgemeinen Verzeichnisse, welches in mehrere auf Uebung und Kräftigkeit des Körpers gegründete Vorschriften zerfällt, wird man leicht auf den Inhalt des Buches selbst schließen können. Leider waren die Mädchen bisher in Hinsicht auf Ausbildung des Körpers ganz vernachlässiget, daher man denn, — wenn auch nicht häufig, doch immer noch oft genug — verwachsene Frauenzimmer findet; welcher Nachtheil einzig und allein von jener Vernachlässigung herrührte. Noch häufiger aber fand man bey dem zweyten Geschlechte Individuen, welche sich im Gange und Manieren äußerst links benahmen, wogegen nun der Vf. kämpft, und in die Körperbewegungen Anmuth, Würde, Anstand und Leichtigkeit zu bringen, sich nicht vergeblich bemüht. Er ist der Erste, welcher dasjenige, was vor bereits fünfzig Jahren *Hochheimer* in seinem Buche: „Ueber die Erziehung der Griechen“ andeutete, verwirklicht hat.

Doch nicht bloß das Angenehme und Schöne, sondern auch das Nützliche ist in dieser seiner Schrift berücksichtigt worden. Denn wer seinen Körper übt, stärkt selbigen, lernt dadurch dessen Kräfte, jedes Gliedes Bestimmung, dessen Gebrauch und zweckmäßige Anwendung kennen, wodurch denn Zutrauen erweckt, und Geistesgegenwart, die aus Verlegenheit und Gefahren rettet, erzeugt wird. Daher wird dieses nützliche Buch von Niemand unbefriediget aus den Händen gelegt werden, zumal da es sich auch durch faßliche Schreibart empfiehlt, und die der Anschaulichkeit wegen beygefügte Figuren im Ganzen ihrem Zwecke entsprechen.

Cam.

BERLIN, in der Haude u. Spener'schen Buchhandl.:  
Dr. Neanders Erklärung in Beziehung auf ei-

nen ihn betreffenden Artikel der Allgemeinen Zeitung, nebst dem auf höhere Veranlassung von ihm verfaßten Gutachten über das Buch des Dr. Straufs „Leben Jesu.“ 1836. 19 S. 8. (4 gr.)

So klein der Umfang dieser Schrift ist, so war sie uns doch eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete des so viel bewegten kirchlichen und theologischen Lebens, und zwar aus doppeltem Grunde: theils weil sie einen Mann zum Vf. hat, dessen wahrhaft evangelisch-theologisches Gemüth zwar immer das Eine, was Noth thut, aus inniger Liebe zu Christo und seinem göttlichen Werke festhält, dabey jedoch der Würde der Wissenschaft, der Freyheit der Forschung, nichts vergeben wissen will, theils weil dieselbe Zeugniß ablegt, daß das königlich preussische Cabinet auch die Stimme solcher Männer zu beachten geneigt wird. Die Veranlassung zu deren Herausgabe gab ein ohne Wissen und Willen des Hn. Dr. N. in der Beilage zur Allgem. Zeit. No. 10. S. 79 von Berlin aus mitgetheilte Bericht über das Gutachten des Vfs. die Unterdrückung des *Straufs'schen* Werkes betreffend. Die Art und Weise, wie der Berichtserstatter die Meinung des Vfs. dargestellt, konnte leicht Gelegenheit geben, die Denkweise des letzten ganz falsch zu verstehen. Namentlich waren es die Worte: „Wenn die Auffassungsweise der christlichen Urgeschichte, wie sie in diesem Leben Jesu vorliegt, zur allgemeinen werde, so sey es allerdings um das jetzige Christenthum gethan.“ Dagegen erklärt Hr. Dr. N. zuvörderst wiederholt auf das Entschiedenste, daß er stets beharren werde bey dem Glauben an den historischen Christus, welcher das Leben der Menschheit umgebildet habe, und mit siegreicher göttlicher Kraft ferner umbilden werde; er verwirft deshalb das Idealisiren des Geschichtlichen im Christenthume, und findet nur da wahres Christenthum, wo man ausgehet von dem Bedürfnisse des Bewusstseyns der Buße und der Wiedergeburt (S. 11). Kürzer und treffender konnte er nicht den richtigen Standpunct bezeichnen, den der ächt evangelische Theolog gegen die Wirren, welche die sogenannte neue absolute Philosophie zu veranlassen drohet, behaupten muß. Wozu doch metaphysische Grübeleien, wozu ein Aufwand anscheinend tiefer Gelehrsamkeit, um das Einfache unverstänglich, die geschichtlich verbürgte Wahrheit zur Lüge oder, wie man wissenschaftlich zu sagen beliebt, zur Mythe zu machen? Auch wir theilen vollkommen des Vfs. Urtheil über das *Straufs'sche* Werk: es fällt der Wissenschaft, der gelehrten Grübeleien, anheim; in unserer Zeit hat das Evangelium von derartigen gelehrten Attentaten nichts mehr zu befürchten. Nur ist es zu verwundern, daß gelehrte Theologen, eben weil sie sehr gelehrt zu seyn glauben, noch immer nicht begreifen wollen, daß wahres Christenthum nicht Schriftgelehrsamkeit seyn könne, nicht seyn solle.

Mit derselben Offenheit erklärt sich Hr. Dr. N. auch bey dieser Gelegenheit wieder gegen die Tendenz der Berliner Kirchenzeitung, welche von dem

Standpuncte einer alleinseligmachenden Dogmatik allen verschiedenen eigenthümlichen theologischen Richtungen Maß und Ziel setzen wolle, ohne ihren sonstigen Werth in allem dem zu verkennen, wo sie als Organ des christlichen Geistes im Kampfe für die Interessen sich bewährt hat, welche uns gemeinsam heilig und theuer sind. Rec. lebt der gewissen Hoffnung, daß nur durch so unbefangene Urtheile, wie dieses, die Herausgeber jener Blätter werden bewogen werden, ihr Extrem zu verlassen. Was soll auch der ewige Streit um Dogmen, die leere Menschenfatzungen sind, und in der heiligen Schrift nicht den mindesten Grund haben? Warum kein Streit über die Moral des Christenthums? Warum über Seligkeit und Verdammniß richten? Auch hier liegt der Grund alles Uebels in dem gelehrten Wahne, dem die Grübeleien der Theologen heiliger sind, als die einfachsten Lehren Christi und seiner Apostel.

Den Beschluß dieser Schrift macht das Gutachten selbst, welches der Vf. auf höhere Veranlassung abgefasset hat. Es wäre zu bedauern gewesen, wenn dieses Gutachten dem größeren Publicum wäre vorenthalten worden. Wie es einerseits in kurzen Worten ein richtigeres und bestimmteres Urtheil über das genannte Werk abgiebt, als wir dies bereits in den weitläufigsten Recensionen gelesen haben, so spricht es andererseits offen und unverhohlen den unumstößlichen Grundfatz aus, daß Werke, welche rein der Wissenschaft angehören oder angehören sollen, frey und ungehindert dem Forum der Wissenschaft überlassen werden müssen. „Der Stachel, sagt der Vf. vortrefflich, den ein solches Buch (das, wie es kurz zuvor hieß, zwar die heiligen Interessen der Kirche gefährdet, aber auf eine Weise, welche nur auf die wissenschaftliche Ueberzeugung und nur durch Gründe zu wirken bestimmt ist) in den Geistern etwa zurückgelassen, kann nur auf dieselbe Weise, wie er hineingeworfen worden, auch wieder gehoben werden durch vernünftige Ueberzeugung“ u. s. w. „Nicht zu erwähnen — sind die Schlussworte — daß das in diesem einzelnen Falle ausgesprochene Princip einer Bevormundung des rein wissenschaftlichen Verkehrs von Seiten des Staates dem Interesse der Wissenschaft überhaupt sehr gefährlich ist.“ Auch in diesem Grundsatze mit dem verehrten Vf. vollkommen einverstanden, würde Rec. nur einen Wunsch hinzuzufügen haben, daß dergleichen wissenschaftliche Werke, wie das *Straufsische*, wie es sonst Sitte war, in lateinischer Sprache geschrieben werden möchten. Doch läßt sich natürlich hierüber gesetzlich nichts bestimmen.

L. L.

LEIPZIG, b. Reichenbach: *Frauenzeitung*. Ein Unterhaltungsblatt für und von Frauen. 1838. 4.

Zwar sind von unserer Zeitung Recensionen anderer Zeitungen ausgeschlossen; aber der Gedanke

einer Zeitung für Frauen von Frauen ist so neu, daß wir das neue Unternehmen wenigstens einmal, wenn auch nur kurz, in diesen Blättern erwähnen zu müssen glauben. Der Gedanke selbst hat für den ersten Augenblick etwas Ansprechendes; überlegt man sich die Sache aber weiter, so treten der Ausführung derselben mancherley Bedenklichkeiten entgegen. Denn obschon bey der jetzigen Schreibeluft der Frauen es nicht an Beyträgen zu einer solchen Zeitung fehlen kann, so ist doch von einer anderen Seite nicht zu verkennen, daß, bey der Beschränkung der Mitarbeiter auf das weibliche Geschlecht, Vieles von dieser Zeitung ausgeschlossen bleiben muß, was den Frauen und ihrer Bestimmung sehr wichtig ist und seyn muß, und worüber sie nur von Männern eine dienliche Belehrung erhalten können. Rec. rechnet dahin Alles, dessen Mittheilung eine wissenschaftliche Bildung voraussetzt, die bey dem weiblichen Geschlechte gar nicht, oder nur sehr unvollkommen Statt findet. Auch kann es den Frauen nicht anders, als angenehm und erspriesslich seyn, über weibliche Angelegenheiten die Stimme von Männern zu vernehmen, und dieselben mit dem Verstande und der Erfahrung des Mannes beleuchtet zu sehen.

Abgesehen von diesen in der Idee und der Einrichtung gegründeten Mängeln, entspricht diese Zeitung in sofern ihrem nächsten Zwecke, als durch sie für die Unterhaltung größtentheils gut geforgt ist; und sie ist auch selbst für Männer unterhaltend, ja belehrend, indem man hier den schriftstellerischen Charakter der Frauen theils in seiner allgemeinen Richtung, theils in seinen eigenthümlichen Formen gleichsam concentrirt vor Augen hat. Indem sich Rec. beyfällig über das bisher Geleistete ausspricht, und die Zeitung der Theilnahme des Publicums bestens empfiehlt, erlaubt er sich aber auch der Redaction einige Bemerkungen zur geeigneten Berücksichtigung mitzutheilen. Der Recensionen sind offenbar zu viele. Mehrere darunter sind zwar recht gut, und lassen sich recht angenehm lesen; aber sie nehmen doch bey der beschränkten Bogenzahl des Ganzen zu viel Raum weg, der interessanteren und wichtigeren Gegenständen zugetheilt werden sollte. Mittelmäßige und geringere Productionen sollten einer Anzeige gar nicht gewürdigt werden. Bemerkungen über allgemeine und besondere Lebenszustände und Verhältnisse in der weiblichen Welt, über den Standpunct der Frauen im häuslichen Organismus, über ihre Schuld oder Unschuld an den Unbilden der Zeit und Aehnliches würden den Platz, der manchem Gedichte gegönnt ist, auf eine würdigere Weise ausfüllen. Ueberhaupt sollten die Frauen die ihnen von der Natur verliehene feine, scharfe und richtige Bemerkungsgabe, sich mehr aussprechen lassen: die Zeitung würde dadurch nur gewinnen.

R. E.



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 9.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MÜNSTER, in der Theissing'schen Buchhandlung: *Philosophie der Geschichte, oder über die Tradition.* Erster Band. 1827. IV u. 455 S. Zweyter Band. 1834. 261 S. Dritter Band. 1839. 716 S. gr. 8. (7 Thlr.)

Dieses Werk, von welchem, nach der Angabe des Vf., noch Fortsetzungen zu erwarten sind, ist in vielen Beziehungen würdig, einem größeren Kreise bekannt zu werden, als dem es bis jetzt angehört. Der Titel sagt nicht klar, was es enthält; der Begriff desselben ist so weit, daß man schon durch die vielen Zeitproducte, welche Aehnliches versprechen, zurückgeschreckt wird. Der Vf. hatte offenbar hauptsächlich zum Ziele, die Entwicklung des Christenthums aus dem inneren Wesen der vorzeitlichen Menschheit geschichtlich darzustellen. Gibt er auch sein Werk bescheiden nur als *Studien* heraus, so darf es der sachkundige Leser doch keinesweges als einen Anfänger-Versuch ansehen, sondern muß darin in der That, er möge bestimmen oder nicht, den tiefdenkenden und fleißig forschenden Gelehrten bewundern, welcher eben so sehr seines Materials, wie seines Stiles Meister ist. Wir wissen nicht, warum Hr. Prof. Molitor seinen Namen verschweigt, aber wir haben keinen Grund, seine Anonymität anzuerkennen, und nennen also den Verfasser hiemit, ohne zu fürchten, daß es ihm unlieb seyn werde.

Wir beabsichtigen nicht, sein Werk zu recensiren, dazu würden wir sehr weitschichtigen Apparat häufen, jede Behauptung mit großem Umschweif unterbauen und stützen müssen, und zuletzt wäre noch die Frage, ob wir nicht die Geduld des Lesers erschöpften. Besser ist es, eine gedrängte Analyse des Werkes zu geben, das in der That sich über ein bisher unzugänglich gewesenes Material verbreitet, welches der Vf. unseres Wissens sich durch vieljährigen Umgang mit den tüchtigsten Fachgelehrten und großen Aufopferungen aller Art angeeignet hat. Wenige Gelehrte möchten sich zu gleicher Selbstverleugnung entschließen, und schon darum verdient das Ergebniss solchen Fleißes und Strebens lobende Anerkennung.

Den eigentlichen Inhalt giebt deutlicher zu erkennen der Nebentitel: „Ueber die Tradition in dem *Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.*

alten Bunde und ihre Beziehung zur Kirche des neuen Bundes. Mit vorzüglicher Rücksicht auf die Kabbala.“ — Der erste Band ist mehr allgemein speculativ.

Der Ideengang desselben ist folgender, wobey wir uns mitunter der kabbalistischen Bilder mit dem Vf. bedienen, um sogleich die Beziehung seiner Theorie zur Geheimlehre bemerkbar zu machen:

1) Der Mensch hat nur relativ-bedingte Selbstständigkeit, ist kein schaffender Gott, sondern nur weiblich empfänglich; der Same zum Schaffen muß ihm eingegeben werden; folglich hat kein Mensch seine eigene Entwicklung begonnen, sondern verdankt sie der *Tradition*, d. i. zuerst der *Offenbarung*, und diese greift öfters im Laufe der Geschichte nochmals mit ein, weil die Menschen gar zu leicht ausarten. Die Tradition ward zwar schon in alter Zeit durch Schrift erhalten, doch nur in Verbindung mit der mündlichen Ergänzung, weshalb jene nur Alles kurz und vielhaltig ausdrückt. Wie überall, ist dies in der Religion ganz besonders der Fall. Die Schriften des A. B. fodern eine erläuternde Tradition, diese muß nun näher betrachtet werden. Die Wirklichkeit einer Tradition wird von den Juden von jeher behauptet; sie ist eine Wahrheit, und bildet den Keim zum Christenthume. Sie ward aber geheim gehalten, und nur Befähigten mitgetheilt, so wollte es der *Atik jomin* (Alte-Gott). Sie heißt Kabbala (Empfangenes), und ward, jedoch nur in seltenen Fällen, heimlich aufgeschrieben. — Die Tradition bildet ein geschlossenes Ganzes, welches nur später durchs viele Analysiren verloren hat. Es erstreckt sich über formelle Einrichtungen der Thora, Buchstabe, Accente, sogar rhythmischen Ton, und Massora überhaupt, und dann wieder über materielle Dinge, die wieder in Legislatives und Doctrinelles geschieden werden, jenes nochmals in *Mischna* und *Thalmud* niedergelegt; dieses in der eigentlichen Kabbala. Diese zerfällt wiederum in historische, moralische und mystische Doctrin, welche ausgedrückt werden durch *מש*, Erklärung des Wortsinns der h. Schrift und Erzählungen als Ergänzung; *מור* moralische Erklärung, *מור* Mystisches; auch symbolisch als Vorhof, Tempel und Allerheiligstes.

Das Historische findet sich in den Targumim und in verschiedenen historischen Schriften der Rabbinen; der Drusch in den Midraschim, und die mysti-

sche Kabbala in besonderen Werken. (Der Verf. nennt von jedem einige.) Die mystische Kabbala zerfällt in theoretische und praktische; erste in eine Personification der Gottheit (Parzuphim, d. i.  $\pi\rho\acute{o}\varsigma\text{-}\omega\pi\alpha$ ), und Schöpfungs- und Welt-Lehre ( $\text{מַעֲשֵׂה בְרֵאשִׁית}$  und  $\text{מְרַכְבָּה}$ ); letzte in dem Gebrauche des Gottesnamens zu Wunderthaten. — Alles dieses ist in der Bibel enthalten, bald als Geheimniß des Inhaltes, bald der Form, bald als Andeutung durch symbolische Handlungen. Daher die große Wichtigkeit der ungemeynen Genauigkeit der Massora, der Formen und Stellungen einzelner Buchstaben u. s. w. Zur Methode der Entzifferung dienen die Buchstaben Zahlen, Auflösung mancher Worte als Anfangsbuchstaben ganzer Worte, oder Zusammenfassung der Anfangsbuchstaben vieler Wörter zu einem, Theilung der Wörter in zwey oder mehrere Zusammensetzungen, Versetzungen, Chiffersprache (z. B.  $\text{אחד} = 4 + 8 + 1$ ,  $= \text{אהבה} 5 + 2 + 5 + 1$ ) u. dergl. Solche Geheimnisse sind in den kabbalistischen Büchern in Menge. Diese werden hier aufgeführt (S. 68—82). Der Vf. vertheidigt deren hohes Alter (nicht sehr zuverlässig).

2) *Grundriß der Geschichte der Tradition.* Der Vf. findet in der Welt eine Centripetal- und Centrifugal-Kraft, welche harmonisch arbeiten müssen, wenn er selig werden soll. Er meint, es bestehe die Welt in drey Abstufungen als reiner Geist, als Vermittelung mit dem unteren Stoffe, und dem passiven Stoffe selbst, nach den Kabbalisten als  $\text{נפש}$  und  $\text{רוח}$ ,  $\text{נשמה}$  und  $\text{קדושה}$ , welche zusammen die  $\text{מְרַכְבָּה}$  bilden. Die obere Einheit strebt stets nach Zeugung und Mannichfaltigkeit, die untere Vielheit sehnt sich nach der Einheit, das ist ihre Wechselwirkung. Der Mensch vereinigt in sich alle drey Stufen. Er ist stets centripetal oder soll es seyn, und Alles hinopfern, um ganz in Gott aufzugehen, seine Wiedergeburt zu bewirken, und wie alle die figürlichen Ausdrücke der Kabbala lauten, — er hat aber durch den Sündenfall, sich der centrifugalen Kraft allzu sehr hingeeben, und ist dadurch von der oberen Welt getrennt worden. Ein langer Umweg war nöthig, um die Harmonie herzustellen. Die Geschichte des Abfalls bis zur Erlösung ist gleichzeitig die der Jugendzeit der Offenbarung, welche an Wiederherstellung des Bruches arbeitete. Alles dieses stellt der Vf. nach den Grundlehren der Kabbala ausführlich dar. Die erste Religion besteht in der Forderung äußerer Opfer als Reinigungsmittel, alles sinnlich, ein bloßer Naturcultus, als Träger des Geistigen; den äußereren Formen wird eine magische Kraft geliehen, wodurch der Geist zu Höherem vorbereitet wird; es ist erst eine negative Erlösung, Errettung aus der Hülle, noch nicht Vereinigung mit Gott. Diese Tradition thut einen Schritt vorwärts durch Noah; die Reflexion tritt ein; der Mensch wird seiner selbst bewußt. Der Gesamtcultus wird fühlbar, die Anstrengung gemeinsamer Widersetzlichkeit bey dem Thurmbau wird vereitelt, und dadurch sinkt der Mensch stärker, und verfällt in Naturdienst; sie zersplittern den Dienst des Einen in Polytheismus, wel-

cher jedoch die Keime zur Wiedererhebung der Menschheit enthält.

3) *Fortsetzung.* Die Offenbarung richtet sich nach dem Zustande der Menschheit, sie stellt sich als Besonderes dar, bildet eine Hierarchie, anfangs concentrirt in der Familie Schem, und dann in einer Familie fortlebend, mit Abraham ins Leben tretend, fortgesetzt in Gosen als erster Typus eines hierarchischen Staates, in welchem der Stamm Levi schon bevorrechtet erscheint, darauf folgt die Offenbarung am Sinai als völlige Erlösung durch ein reales Gesetz, in welchem überall das Ideale durchblickt. Der Gegensatz zwischen Schrift und Tradition tritt hiemit ins Leben, letzte ist die Seele des Ganzen. Der Vf. beschreibt nun die mosaische Hierarchie nach seiner Ansicht übereinstimmend mit den Lehren der Kabbalisten. Er behauptet, es habe schon im alten israelitischen Reiche Synagogen und Schulen gegeben, was man indess nur im sehr eingeschränkten Sinne gelten lassen kann. Wenn er aber §. 223 behauptet, daß an der Spitze des ältesten Collegiums immer ein Prophet gestanden habe, so ist dies durch keine Stelle des A. B. zu beweisen; eben so wenig die daselbst behauptete Verbindung desselben mit den Prophetenschulen, und die weiteren angeblichen historischen Stützpunkte der Hierarchie, wovon die Geschichte keinen Beleg darbietet. Was der Vf. weiter entwickelt, ist nur die consequente Durchführung der Idee einer Hierarchie, die wieder im David in einer Person zusammengedrängt erscheint. Wir finden hier nichts Neues. Die Messiasidee wird als im Volke fortlebend dargestellt, indem sie sich mit jedem Propheten immer stärker enthüllt. (Das müßte freylich genauer nachgewiesen werden.) Wir meinen hier eher das katholisch-christliche Element wahrzunehmen, als kabbalistische Deduction, denn die Kabbala erwähnt dieses Punctes nicht.

4) Die Tradition geht fort in vergeistigter Gestalt nach dem babylonischen Exil durch Esra, welcher sie von Baruch (?) empfing, und dann weiter vermittelt der großen Synagoge, Simon den Gerechten u. s. f. Esra will künftigen Abfall verhüten, und das Volk recht eigentlich auf den Messias vorbereiten, er stiftet daher eigentlich eine Kirche mit Disciplin, nicht aus eigener Reflexion, sondern im göttlichen Geiste. Die Kirche ist jetzt das Wesen der Frömmigkeit; sie thut sich kund in der Aufstellung einer heiligen Schriftsammlung, in Schulunterricht und Synagoge und Befestigung der Gesetze, letzte mußte sich fortentwickeln. Der Unterricht verbreitete sich über die kleineren Oerter durch die Unterlehrer. (Wir zweifeln an der Existenz der letzten, wenn gleich der Thalmud durchaus 23 Rathsherrn in jeder Stadt haben will.) Die eigentliche Mystik als Wissenschaft bildet sich in dieser Zeit aus, obwohl die Keime schon uralt waren. Es mehrt sich der Sinn für Andacht, der Drang zum Gebet. Die Synagoge bekommt bestimmte Formen. Das Gesetz wird zur Anwendbarkeit in den neuen Lebensverhältnissen in bestimmte Regeln gebracht, welche dessen

weitere Entfaltung möglich machen. Alles erhält eine reine, symbolische Bedeutung und Wirkung. Dazu trugen bey die schon von jeher üblichen, jetzt häufigeren Predigten. S. 203 will der Vf. darthun, daß in Israel die Unsterblichkeit der Seele allgemein geglaubt wurde; die Sache mag wahr seyn, aber die Beweise aus der h. Schrift sind allefamnt nicht treffend. — Ferner will der Vf. beweisen, daß die Rabbinen in der Aufstellung eines Geder (Zaun's), um das Gesetz zu beschützen: ganz dem Gottesgesetze selbst gefolgt seyen, indem Gott 3 M. XIX, 31 den Israeliten jeden Umgang mit Zeichendeutern verbiete. Wir finden das nicht in dem Verse; dagegen eher 5 Mos. XVII, 16—17, wo der Grund eines Verbots angegeben ist. Das Verfahren der Rabbinen ging indess zu weit herein, und der Vf. hat keinen Grund, dasselbe zu rechtfertigen, wenn gleich man ihm darin beypflichten muß, daß die Absicht der Rabbinen die edelste war; nämlich das Volk Israel auf alle Art zu heiligen und rein zu erhalten. Dies Letzte wird hier in den wichtigsten Lebensregeln und neuen Gesetzen nachgewiesen. Er zeigt dann auch die Entstehung des Gegensatzes gegen diesen aufs Aeußerste getriebenen Rigorismus, also der Secten, und beschreibt diese (S. 218 ff.) nach unserer Ansicht nicht sehr charakteristisch.

5) *Aufsicht des allgemeinen geistigen Zustandes der Welt kurz vor Christus.* Allgemeine Höhe der Reflexion, stark gewordener Unglaube, Zerfallen der Menschheit in Individuen, und Streben nach völliger Fessellosigkeit. (An all der griechisch-römischen Philosophie ist, nach dem Ausdrucke des Vfs., die Schlange Schuld.) Da wird der Heiland geboren. Die Juden verwerfen ihn, keinesweges weil ihre Kirche Unrichtiges lehrte, sondern weil sie selbst das Wesen ihrer Kirche nicht richtig auffaßten, und die Phariseer Alles übertrieben (wie aber ließ sich eine Grenze ziehen, nachdem einmal die Methode zur Ableitung neuer Gesetze aus den alten göttlichen Ursprungs ist?). Christus eifert nicht gegen die jüdische Kirche, sondern gegen deren Entstellung und Scheinheiligkeit. Israel hätte können ohne den Opfertod des Gottmenschen erlöst werden durch völlige Verzichtung auf sich selbst und gänzliche Hingebung an Gott, welcher ihnen zur Versuchung ihrer Heiligkeit in der unscheinbarsten Gestalt erschien; aber dazu war Israel nicht heilig genug, vielmehr ward der Gott-Mensch durch die Gewalt der sich erhebenden Creatur, welche sich mächtiger fühlte, als ihr zukommt, verstoßen und dem Leiden übergeben; Gott ward hingeopfert statt der Creatur, und durch diesen höchsten Act der menschlichen Niedrigkeit ward die Menschheit zum Bewußtseyn gebracht, der Erlösung fähig. Nicht die Juden allein kreuzigten Christum, sondern die ganze Menschheit hat Theil daran, indem die Juden deren Herz und Mittelpunkt bildeten. Dieselbe Erscheinung findet sich überall. „Jeder natürliche Mensch verwirft und kreuzigt immerfort Christus den Herrn. So wie in der Sünde des priesterlichen Adams alle Creatur in ihrer eigenen creatürlichen Ohnmacht

und Nichtigkeit sich selber offenbar ward: so soll auch die Unthat jenes priesterlichen Volkes allen Völkern der Erde zur Beschauung reichen, und dem stolzen Menschen zeigen, wie elend und entblöset er an allem eigenen Guten ist.“ — Nun wird gezeigt, wie der eigentliche innere Christus anfangs nur als Idee wurzelte, und sich unscheinbar entwickelte, dann aber eine äußere, aus dem Judenthume hervorgegangene kirchliche Gestalt foderte. Staat und Kirche aber blieben ganz geschiedene Institute, und mußten einander öfters bekämpfen; in der Kirche selbst, sofern sie äußerliches Institut ist, entfalten sich ebenfalls Mißbräuche und Gegensätze, besonders durch den Zutritt der weltlichen Wissenschaften. Die Reformation hat ihre Aufgabe nicht in dem Maße vollendet, wie es die Umstände foderten. Der Verfall der Kirche ist seitdem im Zunehmen, doch sind die Keime der ächten Kirche stets thätig, und treiben einzelne Blüten. Erst nach der revolutionären Empörung gegen alles Heilige in der jüngsten Zeit ist man wieder zum Bewußtseyn gekommen. Die Regeneration ist in der Gegenwart erkennbar, und geht mit siegenden Schriften vorwärts. Doch ist auch die Schlange thätig, indem sie den philosophischen Hochmuth steigert, vor welchem der Vf. warnt. — Israel ist unterdeß gänzlich gedemüthigt worden, aber doch nicht verstoßen, sondern bleibt der geistige Centralpunct der Menschheit, und wird endlich auch bekehrt werden. Hier folgt (S. 283 ff.) eine Uebersicht der jüdischen Geschichte, doch höchst dürftig und ungenau. Der Vf. meint, keine Regierung solle sich in die innere Entwicklung des Judenthums mischen, und hat darin Recht; sonst aber sind ihm augenscheinlich die gegenwärtigen Lebensmomente des Judenthums nicht klar geworden.

6) *Die jüdische Tradition ist wichtig für das Christenthum, denn dieses wurzelt in jener.* Das alte Gesetz ist die negative Seite der Wiedergeburt, die positive besteht erst durch die Herrschaft des Memra (λόγος) im Christenthume, doch blieb jenes immer typisch. Auch das Christenthum hat seine geschriebene und mündliche Lehre; letzte ist die eigentliche innere. Denn Christus hat nichts geschrieben und nichts zu schreiben aufgegeben; er wollte nur geistig wirken. Als man einige Schriften als Canon sammelte, blieb die Tradition Hauptsache. Diese wurde nicht, wie bey den Juden, aufgeschrieben und gesammelt, weil sie eben nur Geist seyn, und sich nicht durch den Buchstaben fesseln lassen soll. In der Tradition des Christenthums giebt es aber, wie bey den Juden, zwey Elemente, bindende Dogmen und eine freye Mystik; letzte angedeutet in Joh. XVI, 12. Diese ist jedem religiösen Gemüth anheimgestellt, obwohl unter gewissen Grenzen, deren Ueberschreitung andere Uebel mit sich führt, wie weiterhin dargethan wird. — Die Uebereinstimmung der christlichen Tradition mit der jüdischen ist eine anerkannte Thatfache, welche aus den jüdischen Kabbalisten deutlich hervortritt. Der Vf. beweist es auch aus der Methode des neuen Bundes und aus thalmudi-

schen Schriften, am meisten aber aus dem Inhalte der traditionellen Lehren, der Trinität, der Erlösung, der Engel u. s. w. Die Kirchenväter erkennen auch das Vorhandenseyn einer jüdischen Tradition an, obwohl sie gegen das Judenthum kämpfen; sogar der Buchstaben- und Zahlen-Mythik waren die Kirchenväter zugethan. Mit Recht behauptet Vf., es wäre irrig, zu glauben, daß die Juden aus der christlichen Kirche ihre Mythik bereichert hätten. Hienach ist es natürliche Pflicht der Wissenschaft, die Elemente christlicher Mythik in der jüdischen Tradition aufzufuchen. Dies geschah bereits in den letzten Jahrhunderten durch Erneuerung des Studiums der jüdischen Schriftwerke. Da dasselbe durch Zerstreung auf fremden Gebieten wieder unterbrochen worden, so hält der Vf. unsere so sehr wissenschaftliche Zeit für geeignet, jene Studien von Neuem in den Kreis der Betrachtungen zu ziehen, und zwar insbesondere den Kern der jüdischen Kabbala zu enthüllen, um dadurch wieder den reinen Begriff des Christenthums zu erlangen, wie er bey den Kirchenvätern vorherrschend war.

7) *Ueber den Ursprung der Sprache und Schrift bey den Ebräern.* In diesem Kap. folgt der Vf. lauter jüdisch traditionellen Sagen, worin er natürlich auch mit allen neueren Sprachforschern in Widerspruch tritt. Diesen Theil seiner Arbeit halten wir für sehr schwach, und überall angreifbar. Auch beherrscht ihn hier die Trinität auf seltsame Weise. Das Denken ist der Vater, das Sprechen der Sohn, die Schrift der heilige Geist; überall ist das Ebenbild des dreysaltigen Gottes. „Die Ursprache und Urschrift ist weder eine menschliche Erfindung, noch eine Nachahmung der äußeren physischen Natur, sondern eine Nachahmung Gottes, eine Nachbildung des göttlichen Redens und Schreibens. Denn die Gottheit ist der einzige, unendliche, allmächtige Redner in dem ewig fortdauernden Acte der Schöpfungsprache u. s. f.“ Dem Rec. scheint diese Mythik bereits die Grenzen zu überschreiten, obwohl die weitere Deduction durch des Vfs. Scharfsinn allerdings der obigen Behauptung einen verständlichen Inhalt giebt. Die Quadratschrift soll hienach auch eine wahre Naturnachbildung der Sprachorgane seyn, und besonders der Lage der Zunge bey der Aussprache jedes Consonanten. Dies Alles erscheint dem Rec. zwecklos und unwahr, und der Vf. bekämpft nicht mit siegenden Gründen die neuere Kritik in Betreff des Alters der Quadratschrift, und seine Herleitung derselben aus Tradition von den Patriarchen ist ganz ohne Grund. Wichtig ist die Sache freylich in Hinsicht auf mythische Plastik, denn diese verliert ihre Wahrheit mit der neueren Kritik, indem alsdann die my-

rische Tradition jünger wird, als es dem Vf. recht ist; allein die Geschichte richtet sich nicht nach den Systemen, sondern diese müssen sich nach der Geschichte richten.

8) *Ursprung der Punctuation.* Wieder dieselbe philosophische Ansicht, und eine eigene Entwicklung des höheren Lebens, das sich durch Scheidung der Consonanten von den Vocalen offenbaren soll. Classification der Buchstaben u. s. w., Alles recht hübsch, aber? — Auf gleiche Weise werden hier die Accente behandelt. Das Resultat ist dieses: „Die Consonanten stellen gleichsam die äußere Natur dar, die Vocale sind wie die Seele der Natur, die Accente sind der Geist der Sylben und Worte.“ Freylich mythisch genug. Die Thora bleibt deshalb gleich der alten, welche Moses geschrieben hat, ohne Punkte und Accente, damit sie die Unendlichkeit besser repräsentire, und nicht zu individuell erscheine, wie die Kabbalisten sagen. Die kanonische Grundlehrart war offenbar eine Ueberlieferung, die theilweise schon von Moses an in Abschriften verbreitet und angedeutet ward. Doch wurde die Mythik der heil. Schrift vergessen, da der Grundtext verborgen blieb, und erst zu Josia's Zeit wiedergesunden wurde. Esra war demnach der wirkliche Hersteller der alten h. Schrift. Die Massorah stellte die kanonische Lesart fest, eine freye, mythische erhielt sich traditionell daneben. — Auch hier widerstrebt der Vf. offen der neueren Kritik, deren Gründe gegen das Alter der Vocalisation er alle hersetzt, und zu widerlegen sucht. Wir finden hier nicht neue Argumente für das hohe Alter der Punkte und Accente, und glauben nicht, daß mit den gegebenen Gründen die Kritik abzuweisen sey. Selbst wenn der Thalmud die Punctuation und Accentuation kennt, ist deren Alter noch gar nicht bewiesen, denn der Thalmud selbst ist vielleicht im 6ten Jahrh. noch nicht abgeschlossen gewesen. Inzwischen bringt der Vf. hier manche schöne gelehrte Nebenbemerkung bey, welche immerhin die Punkte und Accente etwas weiter zurückrücken, als die Kritik gewöhnlich annimmt.

9) *Ueber die Massorah,* recht lehrreiche Bemerkungen für solche, die sich nicht eigends mit ihr beschäftigt haben.

10) *Ueber die Gesetzes-Tradition;* eine Darstellung der allgemeinen Ansicht der Juden, und Widerlegung der gegen die Tradition vorgebrachten Argumente. Die Wahrheit begründet der Vf. auf die zu Christi Zeiten und von Christo selbst als Mosaïsch anerkannte Observanz. Freylich richtig, aber dennoch nicht genügend für die historische Kritik.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

## ZUR

### JENAI S C H E N

# ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

#### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MÜNSTER, in der Theissing'schen Buchhandlung:  
*Philosophie der Geschichte, oder über die Tradition u. s. w.*

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der zweyte Band giebt, nach einigen einleitenden, mehr speculativen Erinnerungen zur Kenntniß der Theosophie im Allgemeinen, eine Entwicklung der kabbalistischen Theosophie, ferner eine Abhandlung über Wissen und Glauben, und eine Sammlung kabbalistischer Lehrsätze aus den Quellen.

1) Es wird in der Einleitung nach kurzem Rückblick auf den ersten Theil der Mangel einer gründlichen historischen Basis für die Theologie als Wissenschaft beklagt, aber auch aus dem Gefühle dieses Mangels auf die nahe festere Begründung derselben hingewiesen. Zunächst verlangt der Vf. eine sorgfältige Kenntniß der Kabbala. Diese kann aber nur durch die Grundprincipien der Theosophie, aus welcher sie zum Theil unbewußt geflossen ist, erkannt werden. Um sie zu entwickeln, betrachtet er zuerst die negativen Erscheinungen in dieser Wissenschaft, den Skepticismus, Materialismus nach allen seinen Verzweigungen, und sucht die Unwahrheit der daraus gefolgerten Systeme zu beweisen, insbesondere aber ihre ethische und ästhetische Mangelhaftigkeit darzuthun. Doch zeigt er auch den relativen wissenschaftlichen Werth aller atheistischen Systeme, besonders für Erforschung der Natur. Eben so richtet er seine Waffen gegen den Idealismus als einseitigen Theismus, sowie gegen den Pantheismus, er möge sich mehr dem Reellen oder dem Ideellen anschließen; indess wird auch hier der wissenschaftliche Nutzen zugegeben. Sind wir auch nicht in allem Einzelnen mit dem Vf. einverstanden, so müssen wir doch zugeben, daß er sich consequent auf diesem abstracten Gebiete bewegt, und sich selber getreuer bleibt, als in der Entwicklung der traditionellen Offenbarung, wo er augenscheinlich öfters solchen Thatfachen begegnet, die er nicht ganz mit seinem Systeme in Uebereinstimmung findet, so daß er sich durch allerley Ausreden helfen muß.

2) Hierauf gelangen wir zur kabbalistischen Theosophie. Sie geht aus von der Anerkennung einer ursprünglichen absoluten Autonomie eines unendlichen

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

Wesens, als dessen Reflex und Copie der Mensch sich selbst anzusehen hat; was in diesem sich als endlich offenbart, wird das Mittel zur Erkennung des Unendlichen. Daher die Dreyheit und die Siebenzahl; nämlich wie die drey Dimensionen, und die 6 Seiten des Cubus mit der Einheit des Ganzen; indem jedes reale Wesen in gewissem Sinne ein Cubus ist. (Rec. versteht dies nicht recht.) Das Positive in der Gottheit besteht in der Abstraction vom Endlichen, in der Negation alles Creatürlichen, also ein  $\aleph$  (Nichts) in Beziehung auf den Menschen; dagegen ist sie für sich die höchste Positivität ohne alle Reflexion, durch welche sie sich selbst erkannte, sie ist stets sich gleich, und in sofern Vater, reiner Urheber, ohne Gegensatz; sie ist aber Dreyheit, als Einheit und Vielheit, und wiederum Allheit; durch Zahlen dargestellt, 1. 2. 3, daraus wieder 6, und als Zusammengefaßtes 7. So abenteuerlich dergleichen Symbolisirung der Zahlen uns erscheinen mag, so hat doch der Vf., indem er sich ganz in die Denkweise der Kabbalisten versetzt, die Sache tiefer aufgefaßt und dargestellt, indem er zugleich nachweist, wie jene den Keim der neuesten Philosophie in sich trug. Vom Vater geht aus der Sohn, oder das die Vielheit darstellende Subject, beide leben nur in und für einander; letzter nicht als Creatur leidend, sondern schaffend und eins mit dem Vater, und unterschieden im Begriffe, und daher die Idee des eingeborenen Sohnes; die Einheit beider ist der heilige Geist; ebenfalls nur im Begriffe denkbar. Das ist also die kabbalistische Trinität. (Ist sie auch die kirchliche?) Dann zeigt er, wie die Positivität der Gottheit erst durch die Setzung ihres Gegenstandes, des Endlichen, also durch die Schöpfung der Welt, ihre ganze Vollkommenheit offenbare. Die Creatur ist keine Autonomie gleich der Gottheit, sondern sie erkennt sich als unfrey entstanden, und erhebt sich bloß zu einem gewissen Grade der Freyheit; vermöge des Göttlichen in ihr, beide Seiten der Existenz derselben wirken stets auf einander. Die Naturseite nennen die Kabbalisten *אחור* (Rückseite), die ideelle *פנים*, vordere Seite, jene ist unfrey, diese sich selbst bestimmend. In dem Menschen sind dieselben drey Verhältnisse, wie in der Gottheit, jedoch in umgekehrter Folge wirksam, als *נפש* und *רוח* und *נשמה*, wie hier ausführlich nach der Kabb. erläutert wird. Auf gleiche Weise wird die Schöpfung unterschieden in *בריאה* den Einheitsbegriff der Gesamtheit, *יצירה* die

Vielheit, עשיה die Rückkehr des Concreten ins Allgemeinen. Der Geist נשמה bildet selbst noch zwey höhere Potenzen, als חיה (Leben gebend) und יהודה völlige Einheit für sich. — Nach genauerer Erklärung der Begriffe und deren Verhältnisse zu einander wird weiter nach der Kabb. aus einander gesetzt, welche Stufen der Offenbarung durch die Schöpfung unterschieden werden. Die Schöpfung ist das Werk der freyen unendlichen Liebe, sie offenbart sich dem Geschöpfe nur durch Allmacht und Liebe, aber die Creatur findet die vollendete Seligkeit nur in der völligen Einigung mit der Gottheit, dieses geschieht durch andere Manifestationen derselben. Die erste Stufe ist der הכבוד כסא הכבוד der Herrlichkeit, d. h. Offenbarung der Gottheit in der höchsten Stufe der obersten geistigen Welt, von dieser gehen alle anderen Manifestationen aus; sie ist als solche subjectiv ideal; wird sie real oder objectiv, ihre Geschöpfe oder die Welt durchdringend gedacht, so heißt sie שכינה. — Die erste untere Stufe oder die oberste Geschöpfstufe ist der Inbegriff aller Creatur-Eigenheiten, genannt שר הפנים der Fürst des Angesichts (richtiger, der oberste Staatsdiener, welcher stets vor seinem Herrn steht). Die Gesamtheit aller Abstufungen mit dem sie haltenden gemeinfamen Weltleben, das von dem Vater ausgeht, heißt מרכבה der Wagen. Wie alle Abstufungen und die in jeder coordinirten Glieder zu einem Ganzen gedacht werden, erklärt der Vf. mit Ausführlichkeit und Consequenz. Die יחודה ist die Vermittelung zwischen der Gottheit und dem Menschen, und wird als solche personificirt. — Von hier aus geht nun der Vf. tiefer in die philosophische Idee der Schöpfung ein, und sucht die Kabbala mit der neueren Philosophie in Uebereinstimmung zu bringen. Rec. verweist auf das Buch, da es unmöglich ist, über so abstracte (leicht mißverständene) Betrachtungen zu referiren. Wir geben hier nur das, was der Vf. aus der Kabbala Lehrreiches anführt, zur Erweckung weiterer Aufmerksamkeit. Die Kabbalisten nannten Gott als unendliches Wesen אין סוף, und den Willen desselben, seinen eigenen Unterschied zu erzeugen, das aus dem *Ain-soph* ausstrahlende Urlicht; erst ist die Idee der Schöpfung negativ, und dann wird sie positiv, jedoch so, daß das Geschöpf nicht aus der Gottheit, sondern aus dem Nichts hervorgeht, und in sofern stets in einer anderen Sphäre sich befindet, als die Gottheit. Ihre Existenz ist nur ideal, in der מושבה, dem Urgedanken Gottes, in welchem sie schon ihre צלם oder צורה (Gestalt) hatte. Die Mensch-Idee ist der אדם קדמון der Typus des göttlichen Abbildes; dieser trat ins Leben, sobald Gott sein Urlicht zurückgezogen hatte, wovon für den Adam nur noch eine רשימה (Spur) zurückblieb. Das ist dann der Gott-Mensch, welchen die K. unterscheidet als עצם (Wesen), mit 10 ספירות (*Sephiroh-Sphaeren*) und כלים Werkzeuge, oder Glieder, letztes ist die Natur, äußerlich erscheinend. In diesem wird die Gottheit zum יש (Wirklichen). Die Manifestation des Sohnes mittelst des heiligen Geistes heißt אצילה, und von ihr an geht die Schöpfung durch alle

Stufen, immer neue Abbilder des Urbildes erzeugend, ihren Gang; und alle Stufen stehen mit dem Unendlichen durch den h. Geist als שכינה in Wechselwirkung.

3) Um die Nothwendigkeit einer Offenbarung zu erweisen, bringt der Vf. alle Argumente vor, welche theils längst bekannt sind, theils aus obiger Theosophie fliessen, indem aus der Art, wie die Creatur gedacht wird, in ihrem Verhältnisse zum Schöpfer, dessen Wesen aus sich selbst zu fassen und zu construiren nicht im Stande ist, während er die Receptivität für eine höhere Offenbarung besitzt. Der Vf. bekämpft hier alle Arten von Rationalisten, und beweist von seinem Standpunct aus, daß der Mensch dreyer Arten von göttlicher Einwirkung bedarf, um ganz vom Glauben erfüllt zu seyn, nämlich: der Heiligung, Erleuchtung und Verklärung. Doch fordert der Vf. eine völlige Scheidewand zwischen Wissen und Glauben, in sofern die Wissenschaft als solche keine Autorität erkennt, aber zu wünschen ist, daß das Wissen immer mehr die Geheimnisse des Glaubens durchdringe, und was dieser als irrational giebt, zur Rationalität erhebe. Dies ist das Problem unserer Zeit. (Wie aber, wenn das Wissen durchaus nicht befriedigt wird? — Der Vf. giebt den Philosophen gutgemeinten Rath, wie sie von der Glaubenslehre als Grundlage ausgehen, und zu ihr zurückkehren müssen. (Aber die Glaubenslehren sind ja doch in jeder Kirche verschieden, und in ihrem Ausdrucke unklar, sind ja auch in Worte gekleidet, deren Begriffe selbst nicht gleichmäsig erkannt werden. Was soll da der Philosoph machen, wenn er von Hause aus irrige Begriffe als unumstößlich vorfindet?) — Die hier in Klammern aufgeworfenen Fragen sind ohne Zweifel dem Vf. selbst nicht fremd geblieben.

Im dritten Bande beginnt er mit einer Abhandlung zur *Kritik der Offenbarung*; und stellt dann das Judenthum in seiner äußeren Gefetzlichkeit und der darin herrschenden Idee dar, — worauf eine sehr interessante Sammlung von kabbalistischen Stellen, über 100 Seiten stark, den Band schliesen.

1) Im ersten Abschnitte wird dargethan, wie alle Kriterien der Offenbarung nur negativ seyn können, und zwar theils bezüglich auf Inhalt, theils auf Form. Der Inhalt der Offenbarung darf a) der Vernunft nicht widersprechen, b) nicht deren sittlichen Gefühlen entgegen seyn, sondern muß zur Läuterung des Menschen dienen. Der Form nach darf sie a) in keiner Zeit beginnen, b) nicht isolirt einem Volke angehören, sondern allen Menschen, c) die Vermittler müssen ihren Beruf bewähren (ist doch wohl ein positives Kriterium?). Mit diesen Kriterien geht der Vf. an den Fetischismus, Sabäismus und an das classische Heidenthum, ferner an die buddhistischen Religionen und die der Chinesen, Perfer u. s. w., um darzuthun, wie sehr sie der Vernunft widersprechen, und im eigentlichen Sinne des Wortes keine Religionen sind. (Freylich muß man sich hier darauf verlassen, daß der Vf. die Grundzüge richtig aufgefaßt habe, was in der That schwer zu behaupten seyn möchte. Nach den Büchern

sind Religionen nicht leicht zu beurtheilen, wie denn ja Juden und Christen ebenfalls die Vernunftmäßigkeit ihrer Religionen gegenseitig mit allen möglichen Beweisen bekämpfen! Der Vf. selbst sagt in der Anmerkung S. 28, daß so viele Christen das Judenthum nicht recht würdigen! Wer darf sich nun anmaßen, den Sinn eines Konfusse richtig verstanden zu haben?)

Das Judenthum allein und das darauf basirte Christenthum bearkunden ihre Göttlichkeit. Die Naturkräfte, durch welche sich hier die Gottheit ebenfalls manifestirt, sind nicht das Wesen, sondern das Gewand, und alle bildlichen Redensarten sind Typen für Ueberfinnliches. Der Thalmud geht hierin oft ins Grotteske, aber doch sind sie ursprünglich ebenfalls nur typisch gemeint. — Die Gottheit ist im Judenthum rein und heilig, das Böse ist nur durch den Samael, den gefallenen Engel, entstanden; dieser ist die Schlange. Gott richtet nur nach den Gesinnungen u. s. w. Des Israelit hat die eigene Wahl. Um diese mehr zum Guten zu bestimmen, erhält das Volk beschränkende Gesetze, welche auf Heiligung abzielen, daher die Aufstellung unheiliger, besonders unnatürlicher Verhältnisse und Handlungen, welche dem Israeliten verboten werden. Selbst unfreywillige Fehlritte werden als Wirkungen der Sünde geahndet. Alles Innere wird äußerlich symbolisirt; daher die streng genaue Beschreibung aller Heiligungsmittel, besonders des Tempels und dessen Zubehörs und der Opfer, wie vieler Thätigkeiten. Aber wenn alle diese nicht ausführbar sind, reicht die כונה, d. h. die gute Absicht aus, denn die Herzensmeinungen ist deren wahrer Inhalt. Natürlich hing die Masse des Volkes nur am Aeußeren, dagegen suchten die erlauchteren Köpfe den tieferen Gehalt desselben.

Der Vf. beweist, daß die Typik besonders eine gewisse Rücksicht auf Zahlen nimmt, und findet sich namentlich selten die 2, mehr dagegen 3. 4. 7. 10. 12. 40. 70, wie hier vollständig nachgewiesen wird. Sonne und Mond haben Einfluß auf Bestimmung der Feste. Ein Naturdienst wird aber sorgfältig vermieden, und wird vielmehr selbst bey Beachtung der Natur stets ein ideelles Element damit verbunden; eben so bey allen Zahlen, die 3 ist die Zahl der Offenbarung, die 4 Erinnerung an den Namen Gottes (schwerlich!), die 7 an die Schöpfung u. s. w. Selbst die Behandlung der Naturgegenstände erhält einen ethischen Charakter, daher auch die des menschlichen Leibes, Wafchuogen, Tänze, Lustbarkeiten, und insbesondere die Rücksichten auf Fortpflanzung. — Im Privatleben haben die Dinge oft einen anderen Charakter angenommen, aber dennoch leuchtet die religiöse Seite für den Kenner durch. Namentlich zeigt der Vf. besonders die Art, wie das weibliche Geschlecht gestellt ist, in einem schöneren Lichte, als es bisher geschah. Auch führt er (S. 74) an, wie die Juden dem religiösen Bedürfnisse der Frauen zu begegnen suchten. (Wir dürfen sagen, bis in die neueste Zeit, höchst geschmacklos!) — Durchgegangen werden hier ferner die Ideen vom Vorrechte der Erstgeborenen, der Priester und Leviten, von den

Unterschieden zwischen Freyen und Sklaven und Fremden u. s. w., welche jedoch bey Weitem eher auf bürgerliche Gleichheit zielten. (So hat Rec. es auch in der Allgem. Geschichte des israel. Volkes I Bd. gefaßt.) — Alles ist so sehr ideal, daß die bindende Kraft des Gesetzes auch im Nothfalle cessirt. Selbst die Auserwähltheit des Volkes unterliegt bestimmten Grenzen, und in der Idee stehen alle Völker den Israeliten gleich. Der Particularismus enthielt überall die Elemente des späteren Universalismus. Die Ausbildung des ersten bey den späteren Juden ist eine Wirkung der äußeren Verhältnisse. *Eisenmengers* Anklagen werden hier (S. 92 ff.) ausführlicher widerlegt. In der That steht Hr. M. bey Weitem auf einem höheren Standpunkte als *Gfrörer*, welcher jeden Ausspruch, den er wo findet, und den er trotz der Mitwirkung eines jüngeren Rabbinen oft ganz unrichtig versteht, völlig materiell und einseitig erklärt. Die Messiasidee findet Hr. M. im Judenthume völlig ursprünglich (S. 105 ff.) als den Keim zu stetem Fortschreiten, was in gewisser Beziehung volle Wahrheit hat. — Auch die Geschichte der Israeliten dient ihm als Beweis für die Göttlichkeit der Religion derselben.

2) In der „*Speciellen Darstellung des Judenthums*“ unternimmt der Vf. ein wahrhaftes Riesenwerk, nämlich die Auseinandersetzung der jüdischen Lehre von der Unreinheit, in deren ganzen Breite und Consequenz, nach Gesetz und Thalmud. Die physische Unreinheit ist nach der Kabbala eine Wirkung der geistigen Tumah, und diese vom Geiser der Schlange herrührend. Hieraus ergiebt sich das Wesen der äußeren Unreinheit als Hinderniß der inneren Reinigung. Es werden hierbey folgende Grundsätze aufgestellt.

Die *Tumah* (Unreinheit) ist Gift der Sünde, daher zwiefach, eine erbündliche und eine verschuldete; die *Tumah* hat vielerley Grade, wie die Sünde; sie ist universal oder partial; die *Tumah* ist innerlich oder äußerlich; sie theilt sich anderen Wesen mit, und bildet eine *Tholdah*, Unter-Unreinheit; wo gegen die erste *Ab Vater* heißt; sie existirt nur in Beziehung auf den Menschen, nicht an sich. Die Intensität der Ansteckung ist verschieden im Grade, ob sie am Menschen, an Geräthen und Kleidern, oder an Speisen und Getränken haftet. Die letzten haben den stärksten Grad der Receptivität und den geringsten der Mittheilung. Die Intensität der Wirkung ist die möglichst starke, das ganze Wesen wird von der Berührung mit der Unreinheit durchdrungen. — Es giebt Grade in Betreff des Umfanges und der Dauer. Die *Tumah* hat, immer weiter sich mittheilend, viele Abstufungen; worin jedoch in Betreff der Arten große Verschiedenheiten obwalten. — In der Art der Mittheilung unterscheiden sich: Berührung, Sitzen oder Liegen, Beyschlaf, Tragen, starkes Bewegen — der unreinen Personen und Sachen. — Man sieht aus diesen Grundzügen, wie viel sich über diese (wir wollen es gerade herausagen) krankhaften Hirngespinnste, welche höchstens noch in Indien ihres Gleichen finden,

sagen läßt, um eine Wissenschaft daraus zu machen. Hr. M. hat sich in diese Materie tief verfenkt, und sie auf eine merkwürdige Weise durchgearbeitet. Die ganze thalmudische Casuistik wird hier durchgenommen. Der Vf. bemerkt S. 173, daß er zwar die ausführliche Lehre von der Tumah für nothwendige, der h. Schrift gleichzeitig beygegebene Tradition halte, jedoch Vieles darin durch die Zeit verändert glaube. Rec. mag zugeben, daß man schon in uralten Zeiten gewisse Unreinheits-Regeln hatte, aber was der Thalmud giebt, reicht schwerlich bis in das alte Reich der Israeliten, geschweige bis Mose hinauf, es trägt vielmehr das Gepräge der Schule in jeder Beziehung an sich, und galt sicherlich nicht im Volksleben, wie dies theilweise aus der h. Schrift erwiesen werden kann. — Aber Hr. M. geht weiter, und trägt in die ganze materielle Masse eine Philosophie hinein, welche derselben in der That einen tiefen Sinn verleiht; er folgt hierin der Kabbala, welche alles vorgefundene Materielle auf eine interessante Weise vergeistigt. Ist nun aber auch urprünglich keine solche Symbolik in der Unreinheitslehre, denn sie spricht dies nirgend aus, so bleibt es immer merkwürdig, wie sehr die Kabbalisten dem Körper einen Geist einzuhauchen verstanden. Sie geben der Unreinheit des Leichnams einen strengen Zusammenhang mit der Sündhaftigkeit des Menschen; sie setzen die Menstruation mit dem Monde, und beides mit der durch die Sünde verunreinigten Natur in Verbindung u. s. w.

3) Noch tiefer dringt der Vf. ein in die „Lehre von der geistigen Unreinheit, ihrer Reinigung und Veröhnung“, oder eigentlich vom speciellen Religionsgesetze. Hier ist Alles rein kabbalistisch. Der Satan ist der Urheber der Sünde, diese verstört die Natur, und bringt sie zum Tohu (Chaos), und der Mensch versinkt in *Kliphoth* (Schlacken). Der Mensch wird überall verführt vom Satan oder Samael, besonders durch die *Lilith* (weiblicher Satan; Schlange) und *Schedin* (kleinere Teufel) und *Mechablum* (schädliche Geister); in ihn zieht hinein der *Ruach Stuth* (Thorheitsgeist) u. s. f. Seit der Erbsünde ist der Mensch mit der *Sophna* (Geister der Schlange) behaftet, und verfällt in fehlerhafte Anregungen zum Bösen, *Azilah*, Gedanken, *Briah*, Worte, *Jezirah*, und Thaten, *Affah*. In demselben Masse weichen von ihm die *Schechinah*, die *Dinknah* (Urbild Gottes) u. s. f. Die Natur empfängt nicht bloß einen *Mum* (Fehler), sondern auch eine *Pegimah* (Schaden am Wesen), und die Ordnung der Dinge wird gestört; ja die *Schechinah* selber wird verdunkelt, und das obere Jerusalem verhüllt sich. Der Sohn zieht sein Licht,

oder sein *Panim* (Antlitz) von der Mutter weg, und gewährt ihr nur den Anblick der *Achoraim*, Rückseite, und sie wird dadurch in die *Middath haddin* verwandelt, und straft mit ihrer eigenen Finsterniß die Menschheit. Kurz — man sieht in diesen wenigen Worten das grose mystische Gewebe angelegt, welches die angesehensten Kabbalisten tief sinnig durchgearbeitet haben, und welches Hr. M. sehr klar darstellt. Danach classificiren und stufen sich ab die verschiedenen Verbrechen und Sünden; und zwar werden hier zunächst behandelt die drey Hauptverbrechen: Abgötterey, Mord, Unzucht. Wiederum werden drey Begierden als satanisch dargestellt: Neid, Wollust und Ehrfucht; und drey Arten sich zu versündigen, nämlich: durch Gedanken, Wort, That. Diese und andere Lehren werden in der Kabbala mit großer Consequenz und vielem Bilderkram durchgeführt. Mensch und Affe, Mann und Weib, Licht und Schatten, ideal und real, vorn und hinten, oben und unten, und tausend andere Gegensätze werden zur Verdeutlichung benutzt. Das Reich der schwarzen Kunst wird ebenfalls berührt, und alle Arten von Kischuf (Zauberey) durchgenommen; man glaubte ernstlich an derartige Wirkungen der Formeln, Beschwörungen und dergleichen, und suchte sie aus der kabbalistischen Betrachtungsweise zu erläutern, und die Bedingungen der Wirksamkeit zu ermitteln.

Es wird ferner gelehrt (S. 307), wie die Verdunkelung der Menschheit durch die Sünde bey den Heiden fast alles Leben erstickt habe, und Alles in den bewußtlosen Naturdienst herabzieht. Daher ist das jüdische Gesetz, welches es den Völkern nicht sehr zum Verbrechen rechnet, wenn sie im Naturdienste beharren, gegen die besser belehrten Israeliten unendlich streng; und in Beziehung auf Magic nimmt es bestimmte Stufen an. Namentlich giebt der Vf. aus den Quellen interessante Züge von dem Umgange der Rabbinen mit der Geisterwelt.

Eine nähere Erörterung der drey Hauptverbrechen (S. 350 ff.) zeigt, wie sie als Störungen des wahren Naturlebens wirken, und welchen Einfluß diese Betrachtung auf die specielle Gesetzgebung habe, z. B. die Rücksicht auf den rechten Siwug (Verbindung der sich einander suchenden Elemente) ist Ursache der Gesetze über Blutgenuß, über Kochen des Zickleins in der Milch der Mutter, über Wirkung der Pflanzen und der Thiere, über Eheverbindungen, Verwandtschaft, Beschneidung u. s. f. — Es treten aus ähnlichen Betrachtungsweisen die Speisegesetze, und was dahin gehört, in ein mystisches Licht.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

J E N A I S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MÜNSTER, in der Theissing'schen Buchhandlung:  
*Philosophie der Geschichte, oder über die Tradition u. s. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nach diesen in ihrer Art sehr interessanten Erörterungen giebt der Vf. eine umständliche Anschauung der Verhältnisse zwischen Menschen und Gottheit, von der Art der Störung im Zustande der Sündhaftigkeit, und der Versöhnung durch den *Tikkun* (Restauration), nachdem die Gwurah (Allmacht) auf die Zerstörung alles Bösen bestanden hat, und die Barmherzigkeit Raum findet, den Menschen vom Gefühle der Sünde zu reinigen. Hier wird nun die Idee des Opfern gehörig entwickelt, mit welchem strafende Leiden und andere Sühnen in Verbindung stehen. Hierauf gründen sich denn auch die Gesetze der weltlichen Gerichtsbarkeit, und was dahin gehört. Nach gründlicher Behandlung dieser Stoffe ist wieder von der *Thefschubah* (Reue und Bekehrung) die Rede, als dem freywilligen Mittel, sich wieder mit Gott auszuöhnen, vom Fasten und Kasteien, und den dazu besonders eingesetzten kirchlichen Tagen. Alle diese Lehren gestatten keinen Auszug, und wir deuten nur auf die ungemaine Fülle des Stoffes hin, der hier durchgenommen wird.

Höchst merkwürdig ist die Lehre vom Tode und den damit verbundenen Seelenzuständen (S. 519 ff.). Erst geht ab die *נפש*, das höhere Leben, dann der *נר*, das specielle Leben, dann die *נפש*, die leibliche Concretheit; doch bleibt eine Beziehung zwischen Geist und Körper auch nachher, der Grundtypus des Körpers überdauert die Verwesung, und dieser Typus ist der Auferstehungsleib. Diese Grundzüge geben eine ausführliche Lehre von der Art, wie die Seele nach dem Tode lebt, von deren Leiden und Reinigung, von dem Paradiese und Fegefeuer und deren verschiedenen Abtheilungen und Bestimmungen; von der Art der Anklagen und Rechtfertigungen, von den Schicksalen und Wanderungen (*Gilgulim*) der Seelen, und was dahin gehört.

Zum Schlusse spricht der Vf. noch Einiges über die Stellung der gegen jede Tradition protestirenden Karaiten gegen die Rabbaniten. Doch fehlt hier offen-

bar die genauere Quellenkunde, wie wir leicht darzulegen im Stande wären.

Als Anhang folgen von S. 599—714 Fragmente aus kabbalistischen Büchern, correct und sinnetreu überetzt, eine treffliche Chrestomathie, zugleich als Beleg für den Inhalt des Werkes.

Wir können nicht umhin, das ganze Werk, besonders aber den dritten Band, als höchst bedeutend für literarisches Fortschreiten in diesem zur Zeit noch sehr unbekanntem Gebiete zu bezeichnen, und machen alle Gelehrten, welche sich mit dergleichen Untersuchungen beschäftigen, darauf aufmerksam, indem ohne Zweifel durch dasselbe eine Menge bisheriger Urtheile geändert, und systematische Ansichten sich umgestalten werden.

J. M. J.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Darstellungen aus einer Reise von Niedersachsen nach Wien im Sommer des Jahrs 1838.* Von Friedrich Carl von Strombeck. 1839. XII u. 376 S. 8.

Der Vf. verfolgt seinen seit Jahren gefassten Vorsatz, die ihm vergönnte Muse sich und dem Publicum nützlich zu machen. Er verwendet die Zeit der Gerichtsferien, indem er mit den Arbeiten seines Amtes seine vielseitigen Studien unterbricht, zu Erholungsreisen, und theilt mit, was diese an Erfahrung und Veranlassung zu erheblichen Bemerkungen ihm gewährt haben; Mittheilungen, welche hier, wie zuvor in den Darstellungen der Reisen nach Italien und den Niederlanden geschehen, wiederum aus dem Schatze umfassender Gelehrsamkeit bereichert, und mit Anekdoten und Schilderungen durchflochten, wie sie so nur von einer gereiften Menschenkenntniß aufgefasst, und von einem ebenso heiteren, als milden Sinne dargeboten werden können. Eine Beschreibung der durchreisten Gegenden ist es nicht, wohl aber der Vf. selbst auf seiner Reise durch dieselben, was wir hier zu suchen haben, und was wir zu der belehrendsten Unterhaltung rechnen. Sind doch diese Darstellungen, nach dem beygefügtten zweyten Titel, eine Fortsetzung der früher im J. 1833 erschienenen Darstellungen aus des Vfs. Leben, und deren 7ten Theil, den Memoiren beyzuzählen.

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.*

Die Reise des Vfs. geht von Wolfenbüttel, seinem Wohnorte, über Leipzig, Baireuth, Regensburg, auf der Donau nach Wien, und von dort zurück über Prag, Dresden und Potsdam mit Berlin. Ein seltenes Glück begleitet ihn, und läßt ihn aller Orten mit unterhaltenden, unterrichtenden und merkwürdigen Männern zusammentreffen, wie es freylich nur demjenigen geschehen kann, der solche zu finden und ihnen sich zu nähern vermag und verdient. In Halberstadt Würdigung der dortigen Kirchen und anderer öffentlicher Gebäude, und bey dieser Gelegenheit eine Betrachtung über die großen Bauten während einer Zeit, als die Finanzkunst noch geschlummert, das Staatseinkommen viel geringer als gegenwärtig gewesen, erklärt durch die Belastung des Landmanns mit außerordentlichem Herrendienste, Burgfesten benannt. Dieses veranlaßt eine Vergleichung jenes Verfahrens mit dem jetzigen, wo alle gutsherrlichen Rechte gewöhnlich auf Kosten des Gutsherrn zur Ablösung gebracht, oder unbedingt abgeschafft werden, und die Bemerkung: „Nichts kostet weniger Ueberwindung, als auf Kosten Anderer freygebig zu seyn, wenn es gesetzlich erlaubt ist, oder nichts ist leichter, als über den Schutz des Ackerbaues in den Kammern prächtig tönende Reden zu halten, wenn diese für uns keine nachtheiligen Folgen haben können!“ Und allerdings erklärt dieses die angedeuteten neuen Gesetzgebungen, zumal der constitutionellen Staaten; dennoch ist der eigentliche Grund tiefer zu suchen. Die Begünstigung des Bauernstandes ist nur Einkleidung der Mafsregel, denn indem der Antrag auf Ablösung auch dem Berechtigten nachgelassen wird, sieht sich Jener der Gefahr bloßgestellt, das ihm mangelnde Abfindungscapital unter drückender Bedingung aufzutreiben zu müssen. Er fällt dem Wucher anheim, einer drückenderen Slavery, als je der Gutsherr geübt haben kann, und der kleine Grundbesitz wird allmählich zu großen Gütern in den Händen weniger Reichen vereinigt werden, der Kern der Bevölkerung, welche vor Anderen Liebe und Treue gegen Vaterland und Fürsten hegt, den Kosmopoliten Platz machen müssen. So gebeut ja der Zeitgeist und das neue „Vernunftrecht“! — Bey Halle berührt der Vf. die bedenkliche Richtung der neuerwachten Theilnahme an religiösen Controversen, und beantwortet sich die Frage: „ist es nur eine kurz dauernde Pulsation, welche sich zeigt, oder beginnt ein neues religiöses Mittelalter einzubrechen?“ mit der Ansicht, „dafs das Menschengeschlecht fürs Erste noch in der Periode des Fortschreitens leben werde.“ Vieler, zumal dortiger Gelehrten wird sodann auf eine Weise gedacht, die einen neuen Beweis für unseres Reisenden Belesenheit und reiche Kenntnifs darlegt. In Leipzig macht der Vf. Bekanntschaft mit Prof. Dr. Braun, und spricht sich über die Hermesianischen Händel belehrend aus. Die Beschreibung der Reise von da bis Wien theilt sodann manche unterhaltende Bemerkung und Anekdote mit. Wenn aber bey der ergötzlichen Erzählung des feierlichen Empfanges eines hohen Geistlichen, „nicht ohne Ehren-

pforte von Tannen- und Maien-Zweigen, festlich geschmückte kleine Mädchen u. s. w.“ hinzugefügt wird, dafs ja „bey ähnlichen Gelegenheiten diese niemals fehlen dürfen: so scheint aus einer gewissen Discretion hier der Knospe statt der Blüte erwähnt zu seyn, da nur auf letzte Bedarf und Huldigung sich beziehen dürften. Auf S. 100, wo mehrerer verlassenen Residenzen und ihrer verschwundenen Herrlichkeit gedacht wird, ist auch Carlsruhe mit aufgeführt, was einem Versehen bezuzumessen ist. Die eingeschalteten Bemerkungen über den, von den mediatisirten Fürsten erfahrenen, Wechsel scheinen nur in dem Falle zu treffen, wo diese einem bedeutenden, einer gewissen Selbstständigkeit genießenden Staate unterworfen worden sind; denn welcher Ersatz für die eingebüßte Unabhängigkeit kann aus der Verbindung mit einem Ländchen hervorgehen, dem nach dem Gange der Weltgeschichte eine gleiche Unterwerfung über kurz oder lang bevorsteht? — *Serius ocius fors exitura.* — Bey Besichtigung des Walhalla fand unser Vf. die Vollendung dieses „colossalen Baues“ noch entfernt, und dabey nur etwa 50 Arbeiter beschäftigt. Mit dem Eintritte ins Oesterreichische motivirtes Lob der dortigen Regierung; die Engländer als anmaßliche Reilende mit anderen Nationen verglichen; Argument einer Dame für die Echtheit des *Wagenfeld*-schen Sanchuniathon; „denn wenn Jemand so gelehrt ist, ein griechisches Buch schreiben zu können, über dessen Echtheit oder Unechtheit gelehrte Männer nicht einig werden, so sollte ich glauben, er hätte seine Zeit lieber zu seinem Ruhme angewendet, und ein hochgelehrtes Buch unter eigenem Namen herausgegeben.“ Ueber Wien, Lob des bekannten Werkes der Mrs Trollope: „Wien und die Oesterreicher“; Würdigung der vom Kaiser bey Gelegenheit der Krönung in Mailand ausgesprochenen Amnestie. Sollte der Vf. sich auch für die Begnadigung solcher Personen haben aussprechen wollen, die durch Parteyenstiften nicht bloß zu Staatsvergehen, sondern auch zu groben gemeinrechtlichen Verbrechen, als Mordversuchen, Brandstiftungen u. dgl. bestimmt worden sind, und annehmen, es erfodere „die Versöhnung der Völker mit den Herrschenden“ selbst deren Straflosigkeit? Es darf dieses bezweifelt werden, und die Nachahmung des zu Mailand gegebenen Beyspiels nur unter den, aus den Verhältnissen sich ergebenden, Beschränkungen anempfehlungswerth erscheinen. Fürst Metternich, Einwirkung desselben „durch Tugenden, durch Klugheit und Festigkeit des Charakters, nicht auf den Staat, dem er dient, allein, sondern auf einen ganzen Welttheil, und weiter hinaus, aufbauend und befestigend.“ Katholicismus in Oesterreich in seiner Milde dargestellt. Die Hofburg und die Popularität des Kaiserhauses, verglichen mit dem Hofe der Tuilerien und dessen Verhältniss zu der dortigen Bevölkerung. Die Universität, das Mechtaristenkloster u. s. w. Prag, als weniger bekannt, wird ausführlicher beschrieben. Bey Dresden wird der öffentlichen Sammlungen und einiger dort getroffener ausgezeichneten Männer, v. Lindenau, Tieck, Tiedge u. A. nach Ver-

dienst erwähnt, und die Heimkehr über Potsdam nur kürzlich beschrieben. Als Anhang wird endlich des Inhalts eines literarischen Fundes gedacht, einer handschriftlichen Lebensbeschreibung des letzten Mediceers, welche, zugleich als eine Darstellung des Hoflebens jener Zeit merkwürdig, unserem Vf. zu der Bemerkung veranlaßt, „dafs verlöschende Regentengeschlechter nicht mit geistesstarken, sondern mit geisteschwachen Mitgliedern ausgehen.“

Dieses die kurze Anzeige des reichen Inhalts dieses eben so unterhaltenden, wie unterrichtenden Buches, dem übrigens noch viele bedeutende Bemerkungen über den jetzigen Kampf des Papstthums gegen den Protestantismus, die wissenschaftliche Bildung neben den Brodstudien u. dgl. m. eingeschaltet sind. Ueber den 2ten Theil des Goethe'schen Faust äußert der Vf.: „Dieses mystische Werk, in welchem Jeder lieft, was ihm seine Phantasie erkennen läßt, und über dessen verschiedene Auslegungen wohl Niemand mehr lächeln würde, als Goethe selbst, wenn er sie erlebt hätte. Wer weiß, ob diesem Werke, wenn erst das Alter einen Heiligenschein darüber verbreitet hat, nicht etwas dem Schicksal der Apokalypse Analoges begegnet, oder ob es nicht ein Sibilinisches Buch der Deutschen wird.“ Allein nicht bloß wissenschaftlicher Art sind diese Einschaltungen. Die Schilderung des Inneren einer wiener Familie aus der unteren Classe der öffentlichen Beamten ist eben so rührend, als charakteristisch; so auch die S. 363 mitgetheilte Anekdote, die religiöse Toleranz im Preussischen, im Gegensatz zu dem belgischen Fanatismus, darlegend. So wird ein jeder Leser dieser Darstellungen sich mehrfach angesprochen fühlen, und mit dem Rec. den Wunsch theilen, dafs der Vf. von seinen ferneren Erholungsreisen, deren nächste, wie verlautet, ihn nach Dänemark und vielleicht weiter nordwärts führen wird, ähnliche Mittheilungen machen möge.

Die typographische Ausstattung dieses Buches ist, wie sie aus dem benannten Verlage zu erwarten war.

v — w.

BLANKENHAIN, b. Anholt: *Tempel der Unsterblichkeit, oder neue Anthologie der wichtigsten Aussprüche besonders neuerer Weisen über Fortdauer und Wiedersehen*. Ein Buch für Zweifelnde und Trauernde. Herausgegeben von Dr. Wohlfarth. 1837. 256 S. gr. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Diese Schrift, welcher das Bildniß des sehr achtbaren Vfs. in nicht üblem Steindruck und eine Dedication an Dr. E. G. A. Boeckel voransteht, beabichtigt Aphorismen und Lichtideen über die *Unsterblichkeit* und dabey auch über *Wiedersehen* nach dem Tode aus den Schriften ausgezeichnete Geister zu sammeln, und damit den Unsterblichkeitstempel, wie mit Sprüchen aus dem großen Lebensbuche der Menschheit, zu schmücken. Als Einleitung und Propyläon des Tempels dient die hochpoetische, oft anziehend benutzte Geschichte des genialen Columbus, der die neue Welt in der Ahnung in sich trug, und gegen

alle Hindernisse, die ihm die Welt und der rohe Haufe entgegensetzte, mit kühnem Muth und heiliger Zuversicht sie suchend, seinen Weg verfolgte, und das San Salvador fand, das der Gott in seiner Brust ihm verheiffen. Diese Einleitung schließt der Vf. mit den Worten: „Aussprüche Anderer über das ewige Vaterland sind an sich, wenn auch jene Weisen noch höher ständen, noch gar keine Beweise oder Gründe. Allein merkwürdig ist und bleibt es doch, dafs die grössten und edelsten Geister aller Zeiten dem Glauben an die persönliche Fortdauer mit einer unüberwindlichen Innigkeit sich zugewandt haben. Enthalten diese Aussprüche, tiefempfunden in des Lebens höheren Wehestunden, aber zugleich Gründe, hochwichtige überzeugende Gründe für diesen Glauben, so vereinigen sie fast Alles, was wir thun können, um denselben in uns zu befestigen, zu beleben und wirksam zu machen zum Trost und zum Streben nach dem Ewigen. Dann sind es Stimmen, die aus einer höheren Welt herüber uns zuflüstern und uns Muth einhauchen, getrost und unermüdet dem Ziel unserer Ahnungen zuzusteuern, dann sind es *heilige Inschriften für den Tempel des Glaubens*. Wir können sie nicht lesen, ohne ihn mit festerer Zuversicht zu ergreifen, das heilige Ziel klarer ins Auge zu fassen, und muthig dahin unseren Lauf zu richten. Darum hofft der Herausgeber nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn er auf den „Triumph des Glaubens an Unsterblichkeit“ diese Anthologie folgen läßt.“

Etwas Ueberflüssiges ist es gewifs nicht, was mit höherem Sinne für die heiligsten Interessen der Menschheit, wozu gewifs der Glaube an eine ewige Fortdauer gehört, geschrieben und gethan wird. Ist auch der Titel: „Tempel der Unsterblichkeit“, etwas zu pompös für eine solche bescheidene Anthologie oder Blumenammlung, so wird gewifs jeder fühlende Mensch, der sich von geistiger Anstrengung erholen will, und in die Dürre des täglichen Lebens sich zuweilen einen großen erquickenden Gedanken oder in eine dunkle Stunde einen Lichtstrahl haben will, dem Vf. aufrichtigen Dank wissen, dafs er die Licht- und Kraft-Gedanken, die er wie Geistesblumen auf seinen Wanderungen durch die Literatur fand, und sich an ihnen erfreute, auch Anderen zur Freude und Erquickung aufbewahren und sammeln wollte. Große wissenschaftliche Bedeutsamkeit hat freylich ein solches Werk nicht, selbst für Zweifler ist es in der Regel von noch geringerem Werthe, da der Zweifel nicht durch solche wechselnde Aphorismen gehoben werden kann. Aber für ein höheres Gemüth, dem Verstand und angelegene Geistesanstrengung für diesen heiligen Glauben bereits ihren Dienst gethan haben, gehören solche Blütenmengen aus der anderen schöneren Wunderwelt zu den liebsten und edelsten Unterhaltungen. Die Auswahl ist, wie sich von dem Vf. erwarten liefs, mit Gemüth und Sorgfalt geschehen, und hat meistens Prosa, nur hin und wieder ein Gedicht oder eine Stelle in Versen; doch wäre zu wünschen gewesen, dafs mehr Anordnung im Ganzen obwaltete, wodurch solche Sammlungen ein erhöhtes

Interesse, und ihr Gebrauch mehr Bequemlichkeit gerade nach der momentanen Sehnsucht und Stimmung des Gemüthes erhalten. Viel Eintheilung läßt sich freylich bey solchen Aphorismen nicht anwenden, aber doch wenigstens die drey Abtheilungen konnten einigermaßen aus einander treten: I. *Gründe* für die Unsterblichkeit, II. *Ausichten* in die Ewigkeit, III. *Erweckungen* durch diese Ideen des ewigen Lebens. Wenn auch nun mannichfache Berührungen nicht zu vermeiden seyn werden, indem man diese oder jene Stelle auch in anderer Rücksicht unter eine andere Rubrik hätte ordnen können, so kommt es in solchen Fällen nur darauf an, daß die *vorwaltende* Tendenz der Stelle zur Anordnung ins Auge gefaßt werde. Neben dem Geistreichsten und Schönsten, das in dieser Sammlung bey Weitem vorwaltet, ist freylich auch manches Gewöhnliche, wenig Erhebende, ja sogar Unpassende untergelaufen. Es ist freylich die beste Ideenprobe, wenn sie aus ihrem Zusammenhange genommen, der ihnen vielleicht das beste Licht und Leben leiht, für sich allein dastehen und in ihrem eigenen Lichte leuchten sollen, das sind die eigentlichen Fixsterne des Himmels, die Lichter der Unsterblichkeit, die auch dann ihr Licht und ihre Kraft behalten; gerade aber diese Probe bestehen manche Gedanken nicht, so daß sie dem Sammler, der sie in ihrem Zusammenhang empfand und dachte, eine grössere Kraft und Bedeutung zu haben schienen, als dem nachherigen aphoristischen Leser. Solcher sind in dieser Sammlung nicht sehr viele; sie hier anzuführen, werden uns unsere Leser erlassen, nur wollen wir fragen, ob in der folgenden Stelle von wahrer Unsterblichkeit die Rede sey. S. 108: „Der Leib stirbt, die Seele stirbt nicht; sie hängt vom Leibe nicht ab — dieser ist nur die Wohnung der Seele. — Nur derjenige, welcher den Schöpfer kennt, nur der wahre Weise kehrt sterbend zur Weltseele zurück, von der er ausgegangen war.“ (*Indisches Buch Aupnekhat nach Aquetil du Perron* I Th. S. 93.) Von dem Geistreichsten und Gemüthvollsten nur einige Proben aus den kürzesten Stellen, worunter wir freylich so viel des Herrlichsten aus *Jean Paul's* unsterblichen Werken sehr ungern vermisst haben, die der Herausgeber viel zu wenig ausgebeutet hat, obgleich sie doch vor allen deutlichen Werken am meisten Unsterblichkeitsideen enthalten, besonders sein „Titan“ und „Hesperus“; und sein „Campanerthal“ und seine „Selina“ ohnehin. S. 74 (aus *Schottin's Beyträge zur Nahrung für Geist und Herz*): „Wie bey einer Landschaft die blauen Nebelwege sich in den Himmel verlieren, so auch unsere theuersten Hoffnungen und Ahnungen. Sie erheben sich in duftiger Ferne aus dem Vordergrunde unseres Lebens in das Gebiet des Unendlichen und Ewigen.“ S. 90 (aus *M. Claudius* Werken): „Der Sämann läßt den Samen, — Die Erde empfängt ihn, und über ein Kleines — keimen die Blumen herauf. — Was weinst du neben dem Grabe, — Und hebst die Hände zur Wolke des Todes — Und der Verwesung empor? — Wie Gras auf dem Felde sind die Menschen, — Dahin wie Blät-

ter! Nur wenige Tage — Geh'n wir verkleidet umher. — Der Adler besuchet die Erde, — Doch säumet nicht, schüttelt vom Flügel den Staub, und — Kehret zur Sonne zurück.“ S. 153 (aus der *Antigone*): „Was vom Himmel stammt, was uns zu dem Himmel erhebet, — Ist für den Tod zu groß, ist für die Erde zu rein.“ S. 199 (*Goethe*): „Je tüchtiger der Mensch sich in sich selbst erfüllt, desto weniger läßt er sich den Glauben an eine persönliche Fortdauer rauben.“ S. 200 (aus *H. Schmid* über *Schleiermachers* Glaubenslehre): „Der Glaube an ein Göttliches setzt göttliches Wesen in den Glaubenden voraus, der Gedanke von einem Ewigen kann nur gefaßt werden von einem Subject, das selbst ewig ist.“ S. 229 (aus *Dräseke*: Glaube, Liebe und Hoffnung): „Das Ziel, nach dem ich ringe, dämmert nur aus unermessener Ferne. Ich jag ihm nach, und nie ergreife ich es. Das Werk, zu dem ich auserkoren bin, auch um mich her ein Himmelreich zu schaffen, harret froh auf ein bildsameres Gebiet. Die Kraft, die mir verliehen ward, wächst zwar, wie sie sich entwickelt, heischt aber höhere Entwicklung, wie sie wächst. Die Pflicht, die Gott mir auferlegt, gebietet, daß ich das nichtge Leben wage, um das wahrhafte zu gewinnen. Die Sehnsucht, die in meinem Herzen glühet, löscht eitler Taub nicht aus; je mehr ich reife, um desto heller lodert sie empor. Sie ist das Heimweh nach dem Vaterlande. Der Bund mit den Erwählten meines Herzens gehört der Zeit nicht an; so kann er in der Zeit auch nicht verfallen. Wahrhafte Liebe fürchtet keinen Tod. Auf ihre Höhe stützt sich ihre Treue, auf ihre Treue ihre Ewigkeit. Das Leben meines Lebens ist Vollendung, ist Kampf mit der Natur, ist Drang nach Freyheit, ist ewiger Versuch, mich zu erlösen, ist Aufschwung zu dem Vater und dem Sohne. Die Rechenschaft von meinen Thaten endlich muß unausweichbar seyn, wenn das Gesetz in meiner Brust nicht log; nicht mich entziehen, mich nähern muß der Tod dem Throne des Richters. Blick ich in diesem Geiste um mich her: rings sind ich Bilder meines hohen Erbes; Aufschlüsse über das Wie? das Wenn? das Wo? Der Lenz naht mir als Herold ew'ger Blüten. An jedem Morgen feier' ich Auferstehung; und wie der Heimat traute Lichter, winken die Sterne Gottes mir hinauf. So schließt denn nicht ein Grab meine Wallfahrt. Dem Diesseits reihet sich ein Jenseits an. Und beide sind ein Ganzes. Wie ich hier ende, so beginn' ich drüben mein Leben, und kein anderes setz' ich fort. Ich ernte ein, was ich hier ausgesäet.“

Warum finden wir keine einzige Stelle aus dem neuen Testamente? — wohl dachte der Vf., das sey ohnehin in jedermans Hand und Herzen, und sey selbst ein Tempel der Unsterblichkeit, in dem der seine nur als ein kleiner Altar mit einigen Opfergaben stehe. — Möge dies Werkchen mancher ahnenden Seele einen Lichtblick zu besseren Welten schenken in diesem oft so dunklen Erdenthale!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER  
ZUR  
JENAISCHEN  
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 9.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

- 1) LONDON, b. Arch: *An Analysis of the Egyptian Mythology: to which is subjoined a critical examination of the remains of Egyptian Chronology.* By J. C. Prichard, M. D. 1819. XVIII u. 427 S. Das Critical Examination u. s. w. besonders paginirt. 138 S. gr. 8.
- 2) BONN, b. Weber: *Darstellung der Aegyptischen Mythologie*; verbunden mit einer kritischen Untersuchung der Ueberbleibsel der Aegyptischen Chronologie, von J. E. Prichard, M. D. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von E. Haymann. Nebst einer Vorrede von A. W. von Schlegel. 1837. XLII u. 491 S. gr. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Seit dem durch *Te Waters* gelehrten Fleiß viel brauchbarer gewordenem *Pantheon Aegyptiacum* des verdienstvollen deutschen Gelehrten *Jablonsky* haben wir kein Werk über die ägyptische Religion und Theologie erhalten, welches demselben so ehrenvoll an die Seite gesetzt zu werden verdiente, als das vor uns liegende des Hn. D. *Prichard*, eines gelehrten Arztes in England, welcher sein ausgezeichnetes Talent für solche Alterthums-Forschungen schon durch frühere Werke, besonders durch die *Researches into the Physical History of Man*, Lond. 1813 und durch eine gelehrte Abhandlung über die Celten, 1831 hinlänglich bewiesen hat. Er erkennt in der Vorr. S. III—V mit Dank die großen Vorzüge seines Vorgängers an, dessen Gelehrsamkeit und Scharfsinn er alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Nur nimmt er ihn, und gewiß mit Recht, wegen seines Bestrebens, überall etwas Tieferes zu finden, und „for eliciting from every popular superstition a dignified and philosophical meaning“, in Anspruch — ein Bestreben, woraus überhaupt so mancher Irrthum entstanden ist, und nothwendig entstehen mußte. Von diesem Fehler ist Hr. *P. frey*; aber eher könnte man ihn darüber tadeln, daß er bey den Aegyptiern zu wenig findet und mit dem Urtheile, daß ihre ganze Theologie nur „*Superstition*“ und „*Hierarchical invention and despotism*“ sey, gar zu freygebig ist. Die *Ehre der Bibel*, welche er stets vor Augen hat, kann mit einer liberaleren Erklärung und Ansicht gar wohl bestehen. Auch das allzugroße Vertrauen

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Zweyter Band.

wird getadelt, welches *J.* auf die Etymologie und Conjectural-Kritik setzt, und welches ihn desto mehr irre geleitet habe, je größer seine Bekanntschaft mit der so jungen und ungebildeten koptischen Sprache war. Dasselbe würde aber in einem noch vorzüglicheren Grade von *Champollion* gelten, dessen wir in der Vorrede gar nicht, und im Werke selbst nur hin und wieder erwähnt finden.

Der Plan und Grundriß des Werkes ist folgender. Die *Einleitung* S. 1—17 ist überschrieben: *On the Sources of information respecting the learning and mythology of Egypt.* Eine pragmatische und gefällige Uebersicht und Kritik der Quellen nach der Verschiedenheit der Zeitalter und Verfassung. S. 3 wird „*History of Egyptian superstition*“ in 3 Perioden eingetheilt: 1) Das goldene Zeitalter während der ununterbrochenen Macht der Hierarchie vor der persischen Eroberung oder der Einführung fremder Sitten. 2) Die Zeit, welche von dieser Aera bis zur Thronbesteigung der Ptolemäer verfloßen ist. 3) Von der Regierung des *Lagus* bis zur Vertilgung des Heidenthums. Die Urtheile über die alten Schriftsteller, welchen wir unsere Nachrichten über die ägyptischen Zustände verdanken, sind kurz, aber meistens treffend. Es wird für ein Unglück erklärt, daß die Berichte der Reisenden vor *Cambyses*, *Orpheus*, *Thales* und *Pythagoras*, verloren sind. Der einzige Schriftsteller, welcher Kunde von seinen persönlichen Beobachtungen im Reiche der Pharaonen gegeben, ist *Moses*, dessen Berichte authentisch und höchst schätzbar, obgleich beschränkt (*limited*) sind. Es wird S. 4 hinzugelegt: „*It was not the design of this Historian to gratify the curiosity of modern Philosophers.*“ Gegen *Herodot's* Glaubwürdigkeit werden bedeutende Einwendungen gemacht, und *Diodor* ist, nach unserem VI., ein viel besserer Berichterstatter. Die Bemerkungen über die aus den Hermetischen und Tempel-Schriften gezogenen Mittheilungen griechischer, römischer und christlicher Schriftsteller zeugen von guter Einsicht und kritischer Behutsamkeit. Ein guter Theil der Untersuchungen, nicht bloß der *Einleitung*, sondern auch in Werke selbst S. 221 ff. beschäftigt sich auch, was auf dem Titel nicht angegeben wird, mit *Indien*; oder, wie es S. 15 ausgedrückt ist mit einer: „*Comparison of the Egyptian doctrines and theological fables with those of the Indian Brahmins.*“ Auch hier verführt der VI.

mit viel Umsicht und sucht sich, so weit es möglich, vor sogenannten Cirkel-Schlüssen (*reasoning in a circle*) zu bewahren.

Das I Buch ist überschrieben: *Of the popular religion of the Egyptians, comprehending their Theology, and the fabulous history of their Gods.* S. 19—161. In 4 Kapiteln wird gehandelt von der Natur der ägyptischen Götter überhaupt; von der Verehrung der Isis und des Osiris, Horus und Typhon, von den übrigen ägyptischen Göttern (Ammon, Herkules, Mendes, Papramis, Anubis, Thot); von den ägyptischen Göttinnen (Isis, Bubastis, Eileithya, Tithrambo, Hekate oder Brimo, Nephthys, Buto). Das II Buch hat die Ueberschrift: *On the philosophical doctrine, cosmogony etc. of the Egyptians.* S. 163—217. Die besonderen Abschnitte handeln 1) Von der esoterischen Philosophie über die höchste Gottheit und den Ursprung der Welt. 2) Von den wechselseitigen Zerstörungen (*destructions*) der Welt. Die Vorstellung der Griechen vom *Kataklysmos* (Zerstörung durch Wasser) und *Ekpyrosis* (Zerstörung durch Feuer) stammt aus Aegypten. 3) Lehre von der Seele und von dem Verhängniß des Todes. Das III Buch: *Attempt to illustrate the Egyptian Mythology by comparing it with the Superstitions of the East* (S. 221—298), hat folgende Kapitel: 1) Allgemeine Bemerkungen über die Geschichte der indischen Mythologie. 2) Grundzüge (*outline*) der Geschichte der Hindoo-Mythologie: Emanation und Metempsychose, Astrologie, Dualismus (*doctrine of two principles*), Pantheismus, Philosophie und Mythologie. 3) Vergleichung des indischen Aberglaubens und der ägyptischen Mythologie: *Iswara* oder *Rudra* verglichen mit *Osiris* und *Typhon*; *Bahyani* mit *Isis*; Fictionen von *Wischnu* und *Horus*; Kosmogonien beider Völker. Im IV Buche: *Of the exotic or popular worship of the Egyptians, and of the various civil Institutions emanating from their religion.* S. 301—427 findet man folgende besondere Rubriken: 1) Vom Thier- und Pflanzen-Dienst der Aegypter, nebst beygefügter Vergleichung mit den Hindus. a) Vierfüßige Thiere: Stiere, Hunde, Katzen, Wölfe, Widder, Ziegen, Hirschkuh (*deer*, *Hindin*), Meerkatzen und Affen, Ichneumon, Spitzmaus, Löwe, Hippopotamus, unreine Thiere. b) Vögel: Habicht, Krähe, Geyer, Adler, Ibis, Gans; fabelhafte Vögel, Phönix. c) Reptilien, Insecten, Fische u. Pflanzen: Crokodil, Schlangen, Steine. d) Verehrung des Menschen. 2) Von den Opfern, Festen und religiösen Ceremonien. 3) Von den bürgerlichen Einrichtungen, nebst Vergleichung mit den indischen Institutionen. 4) Vergleichung der Mosaischen Anordnungen (*ordinances*) mit den Gesetzen (*Laws*) und Gewohnheiten der Aegypter: Theologie, politische und bürgerliche Einrichtungen, Ceremonial-Gesetz, Beschneidung. Dieser Abschnitt ist zwar verhältnißmäßig nur kurz, für theologische Leser aber von besonderem Interesse, weil er eine zweckmäßige Uebersicht und Kritik der verschiedenen Meinungen über die Selbstständigkeit und Originalität der Mosa-

ischen Gesetzgebung und Verfassung enthält, und die Ehre der Bibel überall zu retten sucht. Was S. 406—407 über die „*Theological Doctrine of Moses*“ gesagt wird, ist indels zu dürftig und unbefriedigend. Gelungener ist die Vergleichung mit der politischen, bürgerlichen und kirchlichen Verfassung, wo sowohl die Uebereinstimmung, als die Verschiedenheit recht einleuchtend dargestellt wird. Der Vf. hat sich am meisten an *Spencer* und *Michaelis* gehalten.

Der auch auf dem Titel angegebene, besonders paginirte *Anhang* S. 1—138 giebt eine kritische Untersuchung der Ueberreste (*remains*) der ägyptischen Chronologie, und enthält weit mehr, als man auf den ersten Blick darin erwarten sollte. Die ganze Untersuchung ist hauptsächlich in Beziehung auf *Marsham's* berühmten *Canon chronologicus Aegypt. Hebr. Graecus* angestellt, um zu zeigen, daß man hieby nicht auf Hypothesen bauen, sondern eine zuverlässige historische Grundlage suchen müsse. Eine solche aber hofft der Vf. gefunden und erwiesen zu haben, daß es zwischen den historischen Urkunden der alten Aegypter und Hebräer nicht an Harmonie fehle, und daß das aus ihren eigenen Archiven angenommene höchste Alterthum der ägyptischen Geschichtschreiber sich weit innerhalb der Aera befindet, welche durch die Chronologie der Alexandrinischen Uebersetzung für den zweyten Ursprung des Menschengeschlechtes angenommen ist. Vorzüglich lehrreich ist S. 10 ff. die Zusammenstellung von *Manethon*, *Eratosthenes*, *Syncellus*, *Ptolemaeus* von Mendes, *Apion*, *Chaeremon*, *Herodot*, *Diodor* u. A. Unter die vorzüglichsten Parteen muß auch der Abschnitt S. 63—86: *The eighteenth Dynasty, and the Period of the Exode* gerechnet werden. Es werden die durch *Josephus*, *Eusebius* u. A. vermittelten ägyptischen Berichte über die *Hycfos* (*Shepherd-kings*) zusammengestellt und mit den Berichten im Pentateuch verglichen. Aus dieser Vergleichung ergiebt sich, daß, nach der übereinstimmenden Meinung dieser alten Gewährsmänner, die Schäfer- oder Hirten-Könige, welche von den ersten Fürsten der 18ten Dynastie aus Aegypten vertrieben wurden, die *Israeliten* waren, welche *Moses* nach Kanaan geführt hat. Aus den S. 127 ff. beygefügten Anmerkungen (*Notes*, oder vielmehr: besonderen Aufsätzen) über die Urkunden der Genesis und das Datum des Tempel-Baues, ersieht man, daß der Vf. nicht bloß mit *Jerusalem* und *Michaelis*, sondern auch mit *Eichhorn*, *Rosenmüller*, *Igen*, *Paulus* u. A. bekannt ist. Nach S. 131 wird nächstens ein Werk über die Einleitung in's A. T. von Dr. *G. Wait* erscheinen, von dessen Vorzüglichkeit Hr. *P.* große Erwartungen erregt.

Aus der mitgetheilten summarischen Inhaltsanzeige wird man sich überzeugen, daß dieses Werk einen großen Reichthum an höchst wichtigen Untersuchungen enthalte, und für jeden Geschichts- und Alterthums-Forscher, so wie insbesondere auch für den Theologen, ein besonderes Interesse habe. Es ist unstreitig das gehaltreichste Werk über die Religion und den Volksglauben des in der allgemeinen

Cultur-Geschichte eine so wichtige Stelle einnehmenden Aegyptens, und übertrifft die bisher darüber geschriebenen und sorgfältig benutzten Werke nicht nur an Vollständigkeit, sondern auch an vorsichtiger Kritik und zweckmäßiger Auswahl. Man überzeugt sich überall, daß Hr. P. eine große Belesenheit und umfassende Gelehrsamkeit besitzt (bey einem praktischen Arzte gewiß eine seltene Erscheinung!); aber es ist erfreulich, daß er sie nicht, nach der nicht löblichen Art vieler Schriftsteller, zur Schau trägt, sondern aus dem Umfange und der Fülle seines Wissens immer nur das mittheilt, was ihm unmittelbar zur Sache zu gehören scheint. Durch das Gesetz einer weisen Sparsamkeit ist es ihm möglich geworden, diese mannichfaltigen Untersuchungen in einem mäßigen Bande zu concentriren. Dadurch ist auch eine bessere Uebersicht des Ganzen gar sehr erleichtert worden. Man muß aber dem Vf. dieß um so mehr zum Verdienste anrechnen, da er sich darin vor den meisten seiner gelehrten Landsleute, deren Sache Kürze und Gedrängtheit der Darstellung und Schreibart bekanntlich nicht ist, so vortheilhaft auszeichnet.

Ein so gehaltreiches Werk verdiente gewiß vor vielen anderen auf deutschen Boden verpflanzt zu werden, und es verdient daher Beyfall, daß Hr. E. Haymann, welcher bereits durch eine deutsche Bearbeitung des *Jarchi'schen* Commentars über den Pentateuch vortheilhaft bekannt ist, und von welchem nächstens eine Uebersetzung von *Thirwal* griechischer Geschichte erscheinen wird, das angezeigte *Prichard'sche* Werk (No. 2) in einer treuen und lesbaren Uebersetzung den deutschen Lesern zugänglich machte. Rec. hat bey vielfacher Vergleichung mit dem Originale nur hin und wieder eine Stelle gefunden, wo er die Uebersetzung dem Originale entsprechender gewünscht hätte. Dieß ist unter Anderem der Fall bey S. 407 in Ansehung des Satzes: „*We must therefore conclude that in promulgating that great and conspicuous tenet which Moses continually displays as the end and principal aim of all his regulations, he was neither guided by the lessons nor influenced by the examples of his Egyptian instructors.*“ Dieß wird S. 346 übersetzt: „Wir müssen daher schließen, Moses habe bey der Verkündigung jener großen und lichten Lehre, die er stets als den Zweck und das Hauptziel aller Verordnungen betrachtete, sich weder durch die Dogmen, noch durch den Einfluß der Beyspiele seiner ägyptischen Lehrer leiten lassen.“ Der Sinn ist hier gewiß getroffen, obgleich Einzelnes treuer ausgedrückt werden konnte. *Great and conspicuous tenet* ist richtiger der große und deutliche Grundsatz. Durch „betrachtete“ wird *displays* gewiß weniger richtig ausgedrückt, als durch: aufstellte, vortrug u. s. w. Der Schluß des Satzes ist offenbar zu frey; und sollte heißen: Er ward weder geleitet durch den Unterricht, noch bestimmt durch den Einfluß der Beyspiele seiner ägyptischen Lehrmeister. Aehnliche Beyspiele ließen sich anführen, ohne daß deshalb

dem Uebersetzer ein Vorwurf zu machen wäre. Auch verdienen die häufigen kurzen Anmerkungen, welche derselbe unter den Text gesetzt hat, z. B. S. 7, 57, 95, 160—161, 176, 210, 226, 230, 249—50, 257, 287, 309, 393, 416, 468—70 u. s. w. mit Lob erwähnt zu werden. Sie betreffen theils liter. Nachweisungen, theils Berichtigung einzelner unrichtiger Angaben und zeugen von Kenntniß, Fleiß und Sorgfalt. Auch Druck und Papier sind zu empfehlen.

Eine besondere Zierde aber hat dieser deutsche *Prichard* noch durch die ausführliche Vorrede des berühmten *A. W. v. Schlegel* erhalten. Sie ist eine wohlgerathene Kritik des *Prichard'schen* Werkes, besonders desjenigen Theils desselben, wo es dem Vorredner auf dem Gebiete seiner eigenen Forschungen begegnet, nämlich der Untersuchung über die Religion und Verfassung des alten Indiens. Es muß aber auf jeden Fall belehrend und erfreulich seyn, einen Mann, der auf dem Gebiete der indischen Literatur eine neue Bahn gebrochen, über die Leistungen eines Gelehrten in demselben Fache urtheilen zu hören. Da Hr. v. Sch. nicht auf Einzelnes in der Untersuchung P. eingehen konnte, so hat er bloß einige allgemeine Bemerkungen über das Ganze mitgetheilt; aber gerade diese haben, nach unserer Ueberzeugung, den meisten Werth, und beurkunden aufs Neue die längst anerkannte Virtuosität in solchen übersichtlichen Darstellungen. Nach P. ist der altägyptische Aberglaube zu den Indiern übergegangen, und von den Brahmanen auf eine eigenthümliche Weise ausgebildet worden. Dieß bestreitet aber Hr. v. Sch. in jeder Hinsicht, und würde sich eher für das Ursprüngliche bey den Indiern und für das Nachgebildete in Aegypten erklären. Er ist aber vielmehr der Meinung, daß sich die Aehnlichkeiten und Verwandtschaften in den polytheistischen Religionen eher aus allgemeinen Anlagen der menschlichen Natur und aus der Denkart der Urwelt erklären lassen. Wir machen besonders auf die treffenden Bemerkungen S. XVI ff. aufmerksam, wo, unter Annahme, daß der Monotheismus älter sey als der Polytheismus, der Fehler gezeigt wird, den P. dadurch beging, daß er die Vergleichung mit der Mythologie anfängt, und daß weder die Uebereinstimmung noch die Divergenz der Mythologien etwas gegen die Herleitung der Religionen aus einer gemeinschaftlichen Quelle beweisen könne. In dem Urtheile über die Unzuverlässigkeit der *Griechen* in ihren Berichten über fremde Völker stimmen Hr. P. und v. Schl. überein; nur hat Letzter seinen Unwillen S. XI noch viel stärker ausgedrückt: „Dieses eitle Volk, ungeachtet der stolzen Entgegensetzung von Hellenen und Barbaren, wollte überall sich selbst wiederfinden, und wußte jede fremde Götterlehre nach seiner eigenen höchst willkürlich umzudeuten. Dasselbe gilt nicht bloß von den Geschichtschreibern, sondern auch von den späteren Mystikern und Philosophen, welche durch die Herleitung aus Aegypten ihren Lehren den Schein eines ehrwürdigen Alterthums zu geben hofften.“

Aber Hr. v. Schl. ist, ungeachtet seiner Diffe-

renz, so wenig ungerecht gegen die Verdienste des Vfs., daß er sie vielmehr wiederholt und besonders S. XXXII anerkennt: „Die bisher vorgetragene Zweifel gegen die Annahme des Vfs. gebe ich nur als meine individuellen Ansichten. Sie sollen keinesweges den Werth seines Werkes herabsetzen, woraus ich manche Anregung zum Weiterforschen geschöpft habe. Bey solchen Wagnissen der historischen Kritik, Zusammenstellungen auf einem Gebiet, wo uns sowohl die Denkmale verlassen, ist das, was man unterwegs antrifft, oft von nicht geringerem Werth als das Ziel, das zu erreichen man sich vorgesetzt hatte.“ Wenn doch die Polemik immer auf eine so lehrreiche und humane Art geführt würde! Mcr.

### T H E O L O G I E.

SCHWELM, b. Scherz: *Das Leben Jesu* im Zusammenhange dargestellt von Dr. A. E. Rauschenbusch, Verfasser der Schwelmer auserlesenen biblischen Historien. 1837. 462 S. 8. geh. (1 Thlr. 12 gr.).

Der Vf. verfolgt einen rein asketischen Zweck; er giebt treu die evangelische Geschichte, mit eingestreuten, Belehrung und Erbauung zugleich bezweckenden Reflexionen. Dabey ist die Darstellung einfach, edel und höchst anziehend. Aus dem Ganzen ergibt sich, daß der Vf. dabey solche Leser im Auge habe, welchen es um das Zusammenfassen des in den Evangelien Zerstreuten in einem klaren und deutlichen Bilde zu thun ist. Das Ganze ist in 5 Abschnitten abgehandelt. Die S. 1—30 vorausgeschickte Einleitung, mit der Ueberschrift: „*Jesus der Verheißene und Erwartete*“ handelt in 5 §§ von dem ersten Menschengeschlechte, von der Sünde und ihrer steigenden Gewalt, von Gottes Veranstaltungen durch Abraham, von Abrahams Nachkommen, von den letzten Entwicklungen der Menschheit bis zur Erscheinung Jesu, und zwar in kurzer, doch die Sache hinlänglich erläuternder, Uebersicht a) von dem Griechenthume, b) von dem Römerthume, c) von dem Judenthume. Die Abschnitte selbst behandeln das Leben Jesu nach folgenden Rubriken. Absch. I, S. 31—58 in 8 §§ *Kindheit und Jugend Jesu*. Absch. II, S. 59—81 in 6 §§ *das öffentliche Leben Jesu bis zum ersten Passah*. Absch. III, S. 81—147 in 20 §§ *Vom ersten Passah bis zum Feste der Juden*. Absch. IV, S. 147—301 in 50 §§ *Vom Feste der Juden bis zum letzten Einzuge in Jerusalem*. Absch. V, S. 301—462 in 27 §§ *Vom Einzuge Jesu in Jerusalem bis zu seinem Begräbnisse*. Die einzelnen §§ sind außerdem mit kurzer Angabe des Inhaltes unter Beyfügung der denselben zum Grunde liegenden Bibelstellen versehen.

Der Behandlung und Durchführung des Ganzen zollen wir volles Lob, und wünschen dem Buche eine recht weite Verbreitung, so wenig wir auch immer im Einzelnen mit dem Vf. übereinstimmen können. Vor allen Dingen vermißt man ungern eine nähere Erklärung des Vfs. über die Grundsätze, welche ihn hinsichtlich der bey den Synoptikern so ganz differirenden Zeitfolge der von Jesu verrichteten Thaten

leiteten, sowie S. 147 ff. eine tiefere Begründung der Annahme von nur 2 Jahren für die Zeit des öffentlichen Auftretens Jesu. Denn daß Joh. 5, 1 unter *εορτή* das Fest Purim oder Hamansfest zu verstehen sey, kann doch nicht zur apodiktischen Gewißheit erhoben werden. S. 1 versteht der Vf. Phil. 2, 10 unter *ενοργανισ* die *Vollendeten, die Seligen* — und unter den *καταχθονισ* diejenigen, die noch sollen geboren werden, womit heutzutage kein wissenschaftlicher Exeget einverstanden seyn wird. Was S. 160 ff. über die Sünde gegen den heiligen Geist gesagt wird, führt den Leser zu keiner deutlichen Einsicht in das, was Jesus eigentlich damit für eine Meinung verbunden habe. S. 229 ff. wäre zu Lucä 15, anzumerken gewesen, daß Jesus bey den *Zöllnern und Sündern an Heiden* gedacht habe. S. 274 hätte durch die Phrase, „wo (nämlich zu Jerusalem) der Herr die Enkänien beging“ die biblische „es war aber Kirchweih zu Jerusalem“ nicht verdrängt, sondern das Wort „Enkänien“ nur in Parenthese hinzugefügt werden sollen. S. 219, wo Jesus erfucht wird, dem Kranken die Hand aufzulegen, und S. 276, wo man Kindlein zu ihm bringt, daß er sie anrühre, hätte der Grund dieser Bitte angegeben werden sollen. S. 331 reicht die Erklärung zu Matth. 24, 20 nicht aus, daß der Jude höchst ungern am Sabbathe reiste. Es war noch zu bemerken, daß die Juden die Satzung hatten, am Sabbathe nicht mehr als 1000 Schritte außerhalb der Stadt zu gehen, welche Satzung sich auf 2 Mos. 16, 29 gründete. Vergl. *Der Tag des Herrn und seine Feyer*. Von Dr. Friedrich Liebetrut. Berlin, 1837. S. 65. Die Stelle Matth. 24, 28 geradezu bloß von den Adlern, als den Feldzeichen der römischen Legionen zu verstehen, wie S. 334 geschieht, möchte wohl der proverbialle Ausdruck nicht gestatten. S. 361 erklärt der Vf. die Worte Joh. 14, 2 „In meines Vaters Hause sind viel Wohnungen“ durch „viele Stufen der Seligkeit.“ Wohl zu künstlich gedeutet! Das griechische Wort *μονή* bedeutet hier nichts Anderes als einen Ort, wo man gastfreundlich aufgenommen wird. S. 455 war zu den Worten Joh. 31, 18 „Wirft du deine Hände austrecken“ neben der Erklärung: *wirft du gekreuzigt werden, auch noch die andere: wirft du in Ketten gelegt werden* — zu erwähnen.

Die sprachliche Darstellung haben wir edel genannt. Doch hätten einige Wendungen, wie S. 46 „die Sage erzählt, wie sie (die Weisen aus dem Morgenlande) Kaspar, Melchior und Balthasar geheissen“, oder S. 51: „Solche Dinge begegnen allen Eltern, deren Söhne einen *Adlerflug* nehmen, während die Eltern nur *Lerchenhöhe* erreichen können“ vermieden seyn sollen. Hier in dem Zusammenhange etwas zu witzelnd! Das Buch ist nicht ganz frey von Druckfehlern, doch stören sie den Sinn nicht. Möchte sich doch der Verleger wegen der höchst wünschenswerthen größeren Verbreitung dieses Buches entschließen, den Preis desselben noch etwas zu erniedrigen.

Die äußere Ausstattung ist übrigens sehr lobenswerth.

Dr St



# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

## JENAISCHEN

### ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1 8 3 9.

#### JURISPRUDENZ.

BERLIN, b. Heymann: *Systematisches Repertorium des (preussischen) allgemeinen Landrechts, mit vollständiger Vergleichung des gemeinen Rechts, nach den neuesten Vorträgen von L. Schröter* herausgegeben mit Bewilligung desselben von einem seiner Zuhörer. Ein Hilfsbuch zur Vorbereitung für die zweyte und dritte juristische Prüfung. Vier einzelne Lieferungen. Die ersten drey Lieferungen ohne Jahrzahl, die vierte aber von 1838. (Jede Lieferung  $\frac{1}{2}$  Thlr.)

Der Inhalt einer Schrift ist unstreitig nach dem Titel, unter welchem sie erscheint, zu beurtheilen, weil der Titel die Erklärung über das, was die Schrift leisten soll, und was der Leser darin zu erwarten hat, mithin ein Versprechen, dessen Erfüllung verlangt werden kann, enthält.

Nimmt man nun bey der Prüfung der vorliegenden Schrift diesen Gesichtspunct vor Augen, und untersucht, ob und in wie fern dieselbe den durch ihren Titel erregten Erwartungen entspricht, so zeigt sich sehr bald, daß dieses nicht der Fall ist, und daß die Schrift sehr viel zu wünschen übrig läßt.

Unter einem Repertorium versteht man nämlich ein Hilfsmittel, gewisse Gegenstände leicht und schnell aufzufinden. Die vorliegende Schrift erleichtert aber das Auffinden der im A.L.R. oder auch nur in der Schrift selbst vorkommenden Materien so wenig, daß sie nicht eine Uebersicht derselben liefert, oder in irgend einer Art auf den Ort, wo sie besprochen werden, hinweist, wie z. B. durch einen über jede Seite stehenden Columnentitel geschehen würde. Eine Erklärung und Rechtfertigung, ja sogar die bloße Erwähnung und Angabe des Systems des A.L.R., sucht man in der Schrift ebenfalls vergebens, obgleich hierüber, besonders deshalb, weil das System des A.L.R. in vielen Stücken von dem Systeme des römischen oder gemeinen Rechts abweicht, Mancherley zu sagen gewesen wäre. Nur bey einzelnen Materien, z. B. bey dem Erbrechte, wird des Systems des A.L.R. und der Abweichungen desselben vom gemeinen Rechte gedacht. Ebenso findet man zwar die Grundsätze des gemeinen Rechts bey einzelnen Materien in der Schrift angegeben; allein einestheils geschieht dieses nicht immer, und also nicht vollständig, anderentheils

*Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. Erster Band.*

aber mit Beziehung auf die, den vorgetragenen Sätzen zum Grunde liegenden Gesetzstellen, statt welcher meist nur auf Schriftsteller über das gemeine Recht hingewiesen wird. Auch muß man, nach dem Titel der Schrift, erwarten, daß die Vorschriften des A.L.R. überall vorangestellt, und die Bestimmungen des gemeinen Rechts nur beygefügt werden würden, wogegen in der Schrift oft das entgegengesetzte Verfahren beobachtet, und das, was das gemeine Recht bey einer Materie bestimmt, zuerst, nachher aber das, was das A.L.R. Abweichendes davon enthält, angegeben wird.

Da Hr. L. Schröter kein öffentliches Lehramt verwaltet, so bleibt es für Jeden, der nicht weiß, daß derselbe sich mit der Vorbereitung junger Juristen zur zweyten und dritten Prüfung beschäftigt, ganz dunkel, was derselbe für Vorlesungen hält; und welche die neuesten davon sind, ist nicht einmal aus dem Druckjahre der Schrift, welches auf den ersten drey Lieferungen nicht angegeben wird, zu ersehen. Nächstdem deutet zwar die Bezeichnung der Schrift als Hilfsbuch zur Vorbereitung auf die zweyte und dritte juristische Prüfung die eigentliche Bestimmung derselben an, und sie kann auch dazu dienen, junge Juristen zum Ankaufe der Schrift und zum Besuche der Vorträge des Hn. Schröter zu bewegen; indess werden junge Juristen durch das Studium anderer Schriften über das preussische Recht, z. B. durch die Schriften von Bornemann, Thöne und von Römer, sich weit besser, als durch die vorliegende, zu ihren Prüfungen vorbereiten können. Denn in derselben findet sich keine Nachricht über die Entstehung des A.L.R. und über dessen Einführung in den einzelnen Provinzen des preussischen Staates, obgleich keinem Juristen eine Kenntniß hievon fehlen darf. Eben so wenig werden die in der Einleitung und in den drey ersten Titeln des ersten Theils des A.L.R. enthaltenen allgemeinen Rechtsprincipien, welche gleichfalls jeder Jurist kennen muß, berührt.

Da ferner zur Beurtheilung der gehörigen Ausbildung und des praktischen Scharfannes eines Juristen dessen Fähigkeit, zweifelhafte oder einander zu widersprechen scheinende Gesetzstellen auszulegen, und die vorkommenden Controversen geschickt zu lösen, zu prüfen ist, und hierauf auch bekanntlich ein vorzügliches Absehen bey den juristischen Prüfungen in Preussen gerichtet ist: so kann man von einer zur Vorberei-

tunge auf solche Prüfungen bestimmten Schrift mit Recht verlangen, daß sie sich hauptsächlich mit diesen Gegenständen beschäftigen. In der vorliegenden Schrift wird aber nur selten eine dunkle Gesetzstelle erklärt, wie sie mit anderen widersprechend scheinenden zu vereinigen sey, angegeben, und eine hiebey sich zeigende Controverse gelöst. Geschieht dieß aber ja, wie S. 6, wo der Vf. die Controverse, ob ein vor Einführung des A.L.R. errichtetes Testament, in Ansehung seiner Form und Materie, nach dem damaligen oder nach dem neuen Rechte zu beurtheilen sey, berührt: so giebt er keine Gründe für die letzte von ihm angenommene Meinung an, sondern verweist bloß auf eine Schrift von ihm. Von den Bemühungen Anderer in dieser Hinsicht nimmt der Vf. in der vorliegenden Schrift gar keine Kenntniß, und wenn ja bey einer Materie ein Schriftsteller citirt wird, so geschieht dieses in der gar nicht zu billigenden Art, daß bloß der Schriftsteller genannt, nicht aber die Schrift von ihm, worin sich die Ausführung findet, angegeben wird, sondern der Vf. citirt: *Thibaut* 682, *Mühlenbruch* 452, *Koch* 69, *Math.* 13 S. 117, *Wening* 493, *Scholz* S. 316. B. III. Es fehlen demnach der vorliegenden Schrift die hauptsächlichsten Eigenschaften, welche sie haben müßte, wenn sie ihren Zweck erreichen, und die anderen Schriften über das preussische Recht ersetzen und entbehrlich machen sollte. Eine nähere Betrachtung der bis jetzt erschienenen vier Lieferungen wird dieses noch klarer machen.

Die erste Lieferung ist dem *preussischen Erbrechte* gewidmet, und zerfällt in 7 Kapitel, wovon das erste von der *Anwendung der Gesetze bey dieser Lehre*, das zweyte von den *Titeln auf den Todesfall*, und zwar im Titel 1 von dem *Entstehen dieser Titel*, im Titel 2 von den *gesetzlichen Titeln zur Erbfolge*, im Titel 3 von den *testamentarischen Titeln zur Erbfolge*, und im Titel 4 von dem *vertragsmäßigen Titel auf den Todesfall*, das dritte Kapitel von dem *Notherbenrechte und dem Pflichttheile*, das vierte Kap. von den *Erwerbungen auf den Todesfall*, das fünfte Kap. von den *Rechten und Pflichten der Erben*, das sechste Kap. von den *Rechten und Pflichten des Gerichts* (bey Erbfällen), und das siebente Kap. von dem *Verluste des Erbrechts* handelt.

Schon gegen diese Anordnung des Stoffs zu dieser ersten Lieferung, und die Bezeichnung des Inhalts der einzelnen Kapitel, Titel und §§. läßt sich Mancherley erinnern, da sie aber nur 81 Seiten umfaßt, so leuchtet gleich von vorn herein ein, daß sie keine vollständige und erschöpfende Darstellung des preussischen Erbrechts enthalten kann, indem das System des *preussischen Erbrechts* von *Crelinger* 308 und die Schrift von *Witte* über die *preussische Intestaterbfolge* 314 Seiten einnimmt. Es finden sich daher denn auch in dieser ersten Lieferung, außer manchen Unrichtigkeiten, überaus viele Lücken, wovon Rec. hier, da es unmöglich ist, sie alle zu berühren, nur einige angeben will.

So wird z. B. im §. 5 die Frage: ob ein vor Einführung des A.L.R. errichteter letzter Wille nach den zur Zeit seiner Errichtung, oder nach den zur Zeit des Erbanfalles geltenden Gesetzen zu beurtheilen sey, aufgeworfen, und die letzte Alternative für die richtige erklärt, ohne hiebey zu gedenken, daß die gedachte Frage in zwey Unterfragen, nämlich über die Gültigkeit des letzten Willens in Ansehung seiner Form und seines Inhalts, sich auflöst, und daß die Beantwortung beider Fragen in den Gesetzen selbst sich findet, indem die §§. 8 der Publicationspatente vom 9 und 15 Novbr. 1816 ausdrücklich bestimmen: „die vor Einführung des A.L.R. errichteten Testamente seyen sowohl in Hinsicht ihrer Form, als ihres Inhalts nach dem alten Rechte zu beurtheilen, jedoch leide das Letzte eine Ausnahme, wenn der Verordnung des Testaments zur Zeit des Erbanfalls Prohibitivgesetze entgegenständen, welches bey der Lehre von der Erbfähigkeit des eingesetzten Erben und vom Pflichttheile der Fall sey.“

Es ist daher auch unrichtig, wenn der Vf. die gedachte Frage im §. 6 bey Erbverträgen anders beantworten zu müssen glaubt. Denn Erbverträge sind, wie die Testamente, letztwillige Verordnungen, die Erbfähigkeit einer Person ist stets nach den Gesetzen zur Zeit des Erbanfalles (A.L.R. I. 12. §. 43) zu bestimmen, und da der Anspruch auf den Pflichttheil aus dem gesetzlichen Erbfolgerechte entspringt, welches vermöge des §. 13 des Publicationspatentes vom 5 Febr. 1794 und aller späteren Publicationspatente, nach den zur Zeit des Todesfalles geltenden Gesetzen regulirt werden soll, so ist nach diesen Gesetzen auch bey Erbverträgen der Betrag des Pflichttheils und die Rechtmäßigkeit des Anspruchs daran zu beurtheilen.

Hingegen muß man zwar der Bemerkung des Vfs. im §. 7 beytreten, daß das Successionsrecht in den ganzen Nachlaß, und also auch in die dazu gehörigen Immobilien, nach den im persönlichen Gerichtsstande des Erblassers geltenden Gesetzen sich richte; in einem für junge Juristen zur Vorbereitung auf ihre Prüfungen bestimmten Repertorium konnte man aber erwarten, die Gründe für diese Bemerkung zu finden, und daß nicht bloß, wie S. 6 geschieht, auf eine andere Schrift des Vfs. hiebey verwiesen werden würde.

Ferner wird die sehr wichtige und verschieden beantwortete Frage: nach welcher Zeit das Erbrecht einer Person, wenn der eingesetzte oder ihr vorgehende Erbe wegfällt, zu bestimmen sey, gar nicht berührt. Auch wäre insonderheit bey der im §. 23 bemerkten Erbfolge der legitimirten Kinder die Bestimmung des §. 598. Tit. 2. Th. 1 des A.L.R. über die Zeit, zu welcher ihr Erbrecht am Nachlasse des Vaters entsteht, beyzufügen, und im §. 25 bey der Bemerkung, daß die durch die Entfagung auf den Nachlaß der Aeltern durch einen Erbvertrag auch die Kinder des Entfagenden von der Erbfolge am Nachlasse ihrer Großältern ausgeschlossen werden, die Ausnahme hievon, wenn der Entfagende vor den

Aeltern stirbt, und seine Kinder ihn nicht beerben, zu erwähnen gewesen.

Dafs, wie im §. 29 gesagt wird, aus einer ungültigen Ehe kein Erbrecht für die Ehegatten entsiehe, ist unrichtig. Denn dieses gilt nur, wenn die Ehe für nichtig erklärt wird, und nach gehobenen Hindernissen soll vielmehr angenommen werden, dafs die Ehe vom Anfange an gültig, also das Erbrecht dadurch begründet worden sey. Auch hätten im §. 30 die bey der Absonderung des Vermögens des überlebenden Ehegatten von dem Vermögen des Verstorbenen geltenden Grundsätze, um den Betrag des Nachlasses des Letzten zu berechnen, nicht unberührt bleiben sollen. — Ebenso wäre des, vermöge des §. 496. Tit. 1. Th. II des A.L.R. des §. 14 des Publicationspatents vom 5 Febr. 1794 und der späteren Publicationspatente den überlebenden Ehegatten, wenn die zur Zeit der geschlossenen Ehe und zur Zeit des Erbanfalles in seiner Gerichtsbarkeit geltenden Rechte über seine Erbfolge verschieden sind, zukommenden Wahlrechts, ob er nach den ersten oder nach den letzten erben wolle, so wie des Falles, wenn der Erbtheil des überlebenden Ehegatten  $\frac{1}{2}$ , und wenn derselbe  $\frac{2}{3}$  des Nachlasses des Verstorbenen beträgt, hier zu gedenken gewesen. Das Erste ist nämlich der Fall, wenn der Ehegatte mit Großältern und mit Halbgeschwistern des Verstorbenen concurrirt; denn sodann ist der Nachlass zuerst, vermöge des §. 494. Tit. 2. Th. II des A.L.R. in zwey Hälften zu theilen, und von der Hälfte der Großältern erhält der überlebende Ehegatte, nach §. 625. Tit. 2. Th. II des A.L.R. ein Drittel, von der Hälfte der Halbgeschwister aber nach §. 626 ebendaf. die Hälfte, also  $\frac{1}{2}$  des ganzen Nachlasses. Der letzte Fall tritt hingegen nach §. 580 ebendaf. alsdann ein, wenn die Wittve mit drey Kindern des Mannes aus einer früheren Ehe zur linken Hand erbt.

In dem von der Erbfolge der unehelichen Kinder handelnden §. 32 hätte a) nicht unerwähnt bleiben sollen, dafs uneheliche Kinder nach den §§. 360 u. folgd. Tit. 18. Th. I. des A.L.R. an dem Lebensnachlasse ihrer Mutter keinen Erbananspruch haben. Wenn ferner b) daselbst der Zweifelhaftigkeit der Frage: ob zur Erlangung des Erbrechts unehelicher Kinder am Nachlasse des Vaters deren stillschweigendes Anerkenntniß hinreiche, erwähnt, und dafs diese Frage vom geheimen Obertribunal bejahet worden sey, bemerkt wird: so wäre von einer für junge Juristen bestimmten Schrift die Angabe der vom Obertribunale für die Bejahung dieser Frage angeführten Gründe, oder mindestens eine richtige Hinweisung auf den Ort, wo dieselben sich finden, zu verlangen gewesen; wogegen der Vf. das Erste zu thun ganz unterlassen, und bey Letztem irriger Weise den Bd. I. S. 70 statt Bd. II. S. 170 der Rechtsprüche von Simon und von Strampf citirt hat. Nicht minder vermifst man c) hier die Bemerkung, dafs den unehelichen Kindern nach §. 651. Tit. 2. Th. II des A.L.R. auch die vom Vater in einer Ehe zur linken

Hand erzeugten Kinder bey der Erbfolge in den Nachlass des Vaters vorgehen, und d) sowohl hier, als im §. 80 die Erörterung der Frage: wie mehrere uneheliche Kinder von verschiedenen Müttern den 6ten Theil des Nachlasses ihres Vaters unter sich theilen, über welche Frage nur noch ganz kürzlich in der juristischen Wochenchrift vom jetzigen Jahre S. 273 eine Abhandlung sich findet. Gleich oberflächlich und ungenügend wird im §. 33 die sogenannte *Successio extraordinaria* behandelt; denn es wird daselbst nicht einmal gesagt, dafs sie diesen Namen deshalb führe, weil sie sich nicht, wie jede andere Intestaterbfolge, auf die Verwandtschaft gründet. Ferner kommt eine solche *Successio extraordinaria*, aufer den beiden hier angegebenen Arten derselben, nämlich der milden Stiftungen und des Fiscus, auch, besage §. 25. Tit. 3. Th. II des A.L.R., demjenigen zu, welcher des Verstorbenen, nachdem ihn seine Verwandten verlassen (die deshalb ihr Erbrecht verlieren), sich angenommen hat.

Nächst dem wäre hier zu bemerken gewesen: a) dafs die *Successio extraordinaria* nach §. 50. Tit. 19. Th. II nur auf das freye Vermögen des Verstorbenen, und also nicht auf dessen Lehne und Fideicommissie sich erstreckt; b) dafs das Erbrecht des Waisenhauses an dem Nachlasse des darin verpflegten Kindes, vermöge der §§. 56 und 58 ebend. wegfällt, wenn dieses Kind, nachdem es das Haus verlassen hat, seine Volljährigkeit erlangt, oder in sofern es ein Mädchen ist, heirathet; c) dafs das Waisenhaus nach §. 57 ebend. an dasjenige Vermögen, welches das Kind erst nach seinem Austritte aus dem Hause ererbt oder erwirbt, keinen Anspruch machen kann; d) dafs das Erbrecht des Fiscus den prinzlichen Kammern, wiewohl dieselben mehrere fiscalische Rechte haben, nach §. 16. Tit. 16. Th. II, welcher es blofs dem Staate beylegt, nicht zukommt; dafs jedoch e) dieses Erbrecht von Privatpersonen durch Verleihung oder 44jährige Verjährung, besage der §§. 20 und 21 ebend., erworben werden kann; f) dafs die bey Landesjustiz- und Pupillen-Collegien befindlichen erblosen Depositalmassen, nach dem Anhangs-§. 146 zum A.L.R. und dem Anhangs-§. 391 zur Gerichtsordn., nicht dem Fiscus, sondern der Justizofficianten - Wittwencasse zufalle; und dafs g) wenn der Landesherr Mehreren etwas in Gemeinschaft verliehen hat, der erbliche Theil des Einen, nach §. 23. Tit. 16. Th. II des A.L.R., den übrigen Mitgenossen zuwächst. Auch wäre hier h) die in den §§. 28 und 29 ebend. enthaltenen Bestimmungen darüber, welche Vermögensstücke des Verstorbenen, wenn sich dieselben an verschiedenen Orten befinden, den verschiedenen an diesen Orten zur *Successio extraordinaria* Berechtigten gehören, sowie i) das dem Eintritte der *Successio extraordinaria* nach §. 24 ebend. vorhergehende Verfahren, und k) die mit der *Successio extraordinaria* verbundenen Pflichten gegen die Gläubiger des Verstorbenen, gegen ihn selbst, wenn er als Verschollener nachher zurückkehrt, und gegen dessen später sich meldende Erben, nach den

§§. 25 bis 27 ebend. und den §§. 847 fg. Tit. 18. Th. II des A.L.R. anzugeben gewesen.

Die sehr schwierige Lehre von der Erbfolge bey bestehender Gütergemeinschaft unter Eheleuten, welche im A.L.R. selbst, ohne die dabey zu machenden Zusätze, gegen 100 §§. einnimmt, fertigt der Vf. im §. 34 mit 20 Zeilen ab, woraus man schon abnehmen kann, wie mangelhaft und unvollständig diese Materie hier dargestellt ist.

Die in den §§. 35 und 36 beschriebene Intestaterbfolge nach märkischen Rechten hat nur für die in der Mark Lebenden ein Interesse. Sie ist jedoch hier auch viel zu kurz behandelt, und wenn Hr. S. dieser Erbfolge hier eine besondere Betrachtung widmet, so könnte man von ihm ebenfalls eine Angabe der statutarischen, in den anderen Provinzen geltenden Intestaterbfolge verlangen. Angemessener der Sache wäre es daher gewesen, die allgemeinen, in den §§. 495 fg. Tit. 1. Th. II enthaltenen Grundsätze bey der statutarischen Intestaterbfolge hier anzugeben und zu erläutern.

In den §§. 37 und 38 redet Hr. S. von dem *singulären Titel* zur Intestaterbfolge, worunter er die Fälle der nicht auf den ganzen Nachlass, sondern nur auf einzelne Stücke desselben sich erstreckenden Erbfolge versteht. Schon diese Benennung kann man nicht billigen. Denn der Titel oder der Grund des Erbrechts ist bey der Art der Intestaterbfolge das Gesetz, und die univervelle Erbfolge unterscheidet sich von der singulären, oder vielmehr partiellen, nicht durch ihren Grund oder Titel, sondern nur durch ihren Umfang und durch ihre Wirkung. — Es finden sich aber auch hier andere Unrichtigkeiten. Nach §. 170. Tit. 2. Th. I des A.L.R. gehören nämlich die Nutzungen einer im Nießbrauche gewesenem Sache bis zum Ablaufe des Vierteljahres, worin der Nießbraucher stirbt, zu dessen Nachlasse, welches Befage des §. 835. Tit. 11. Th. II des A.L.R. bey dem Sterbequartale der Geistlichen, und, vermöge neuerer Gesetze, bey dem Sterbequartale der öffentlichen Beamten und Pensionarien ebenfalls gilt. Die Wittve und die Kinder eines Geistlichen haben also auf das Sterbequartal nur Anspruch, wenn sie die Erben ihres Mannes oder Vaters werden. Bloß die *Einkünfte der Gnadenzeit* erhalten die Wittve und Kinder der Geistlichen, sowie die Wittve und Kinder der öffentlichen Beamten und Pensionäre, auch wenn sie den Mann und Vater nicht beerben; eben deshalb aber kann diese Begünstigung für kein Erbrecht am Nachlasse des Verstorbenen angesehen werden. — Ferner läßt sich der Anspruch der unehelichen Kinder auf Alimente aus dem Nachlasse ihres Vaters als ein demselben zukommendes Erbrecht nicht betrach-

ten; vielmehr ist der Anspruch auf diese Alimente die Forderung einer Nachlassschuld, wie sich aus dem §. 461. Tit. 50. Th. I der Ger. Ordn. ergibt. — Uebrigens wäre hier auch der besonderen Intestaterbfolge in die Lehne und Fideicommissse zu erwähnen gewesen, und wenn Hr. S. die von ihm angegebene Fälle einer singulären Intestaterbfolge *gesetzliche Legate* nennt, so läuft dieses nicht nur dem im §. 6. Tit. 12. Th. I des A.L.R. enthaltenen Begriffe der Legate, wonach sie in einzelnen, *durch ein Testament oder Codicill hinterlassenen* Stücken oder Summen bestehen, zuwider, sondern diese Benennung ist auch ganz ungewöhnlich und, wie aus den vorhergehenden Bemerkungen sich ergibt, zugleich unpassend.

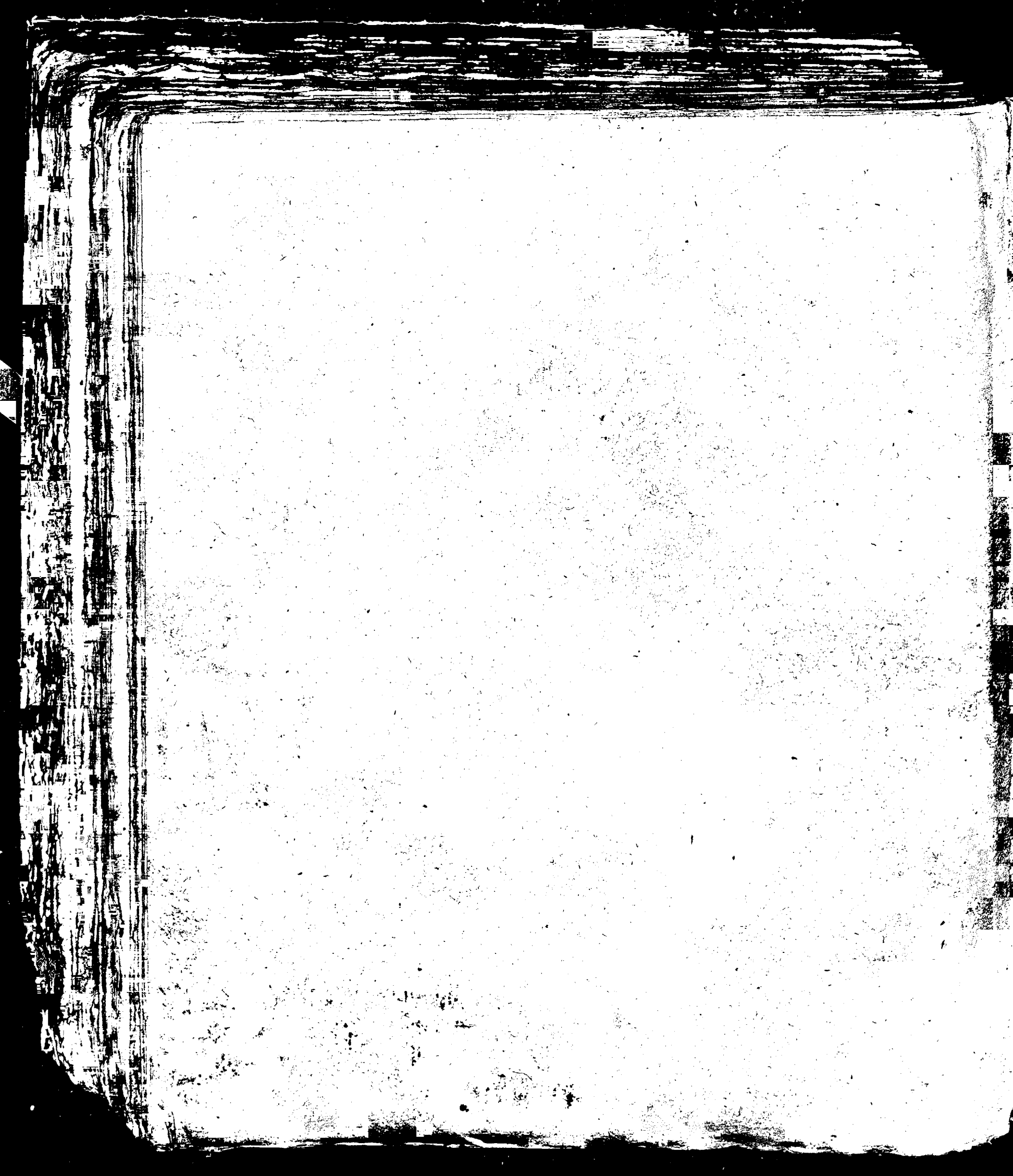
In dem von der Ererbung des Heergeräthes und der Gerade handelnden §. 38 wird nicht einmal angegeben, welche Stücke zu dem Ersten und zu der Letzten gehören. Es fehlen aber auch darin folgende Bemerkungen: a) das nach den §§. 513 und 514. Tit. 1. Th. II des A.L.R. über das Heergeräthe und die Gerade nicht letztwillig, sondern nur unter den Lebendigen verfügt werden kann, das sich folglich die Enterbung auf dieselben nicht erstreckt, sie auch auf den Pflichttheil, nach §. 397. Tit. 2. Th. II des A.L.R., nicht einzurechnen sind; b) das der Erbanspruch daran bey dessen Verlust, binnen Jahresfrist, von erlangter Kenntniß des Anfalls an, den übrigen Erben, nach §. 517. Tit. 1. Th. II ebend., gemeldet werden muß; c) das das rückständige Kaufgeld für Heergeräths- und Gerade-Stücke, nach §. 515 a. a. O., nicht an die Stelle dieser Stücke tritt; d) das katholische Geistliche und protestantische in einem wirklichen Kirchenamte stehende Prediger, nach §. 506 a. a. O., kein Heergeräthe hinterlassen und erben können, das aber, wenigstens die Ersten, nach §. 1141. Tit. 11. Th. II ebend., die Gerade ihrer Mutter und Großmutter mit ihren Schwestern erben; e) das wenn die zunächst zur Ererbung des Heergeräthes und der Gerade berufene Person hiezu unfähig ist, nicht die nach ihr folgende Person an ihre Stelle tritt, sondern das Heergeräthe und die Gerade bey der gemeinen Nachlassmasse, nach §. 520. Tit. 1. Th. II ebend., bleiben, und das f) das Nämliche gilt, wenn gar keine zur Ererbung des Heergeräthes und der Gerade fähige Person vorhanden ist, und das Erbrecht vacanter Erbschaften dem Fiscus zusteht, wogegen die Heergeräths- und Gerade-Stücke von der Nachlassmasse abgefordert werden müssen, wenn in dem gedachten Falle eine Commun, Corporation oder Privatperson das besagte Erbrecht hat.

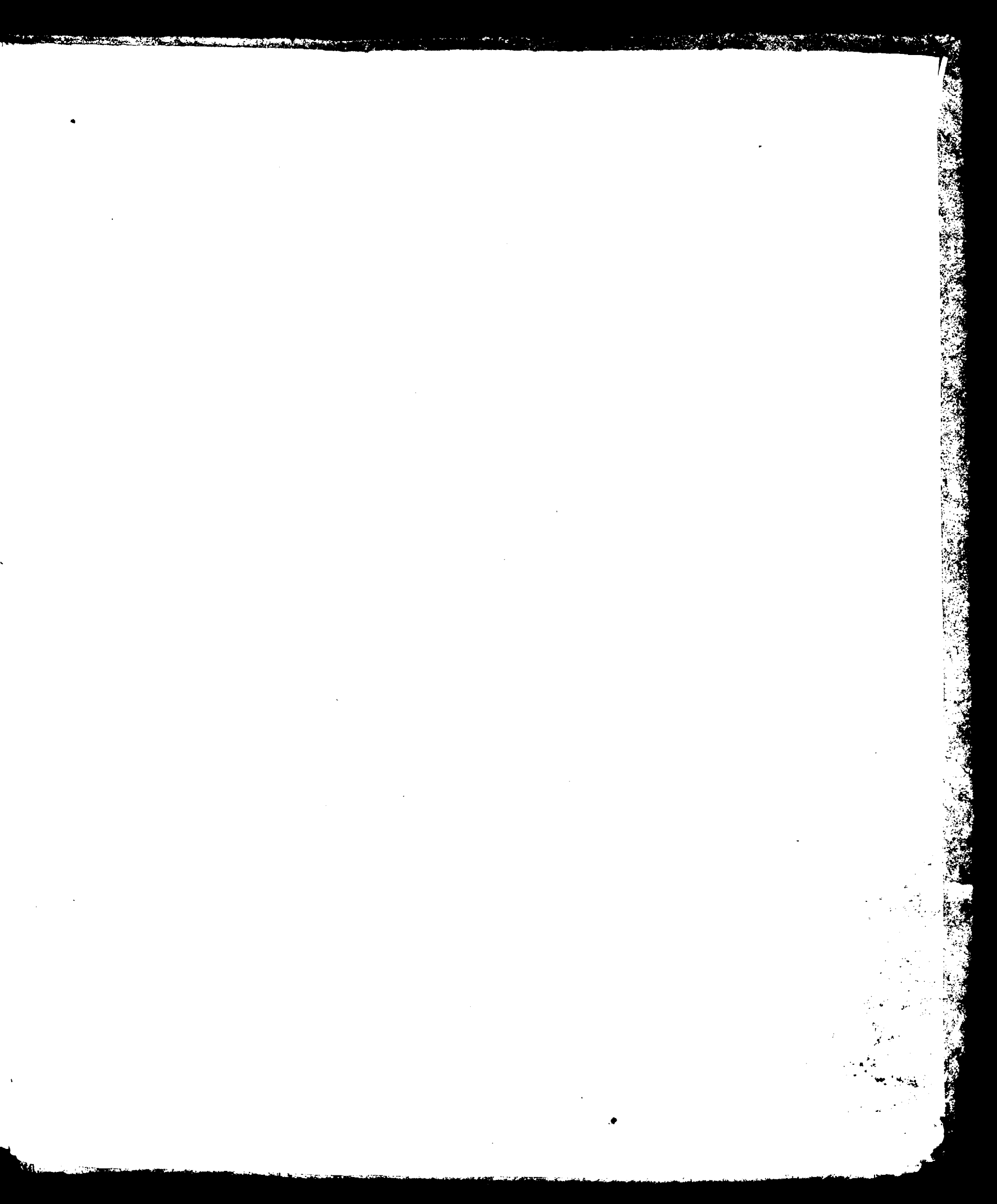
(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

012108  
BIBLIOTHEKA  
UNIVERSITATIS  
TORONTO









BIBLIOTEKA \* \* \* \* \*  
UNIWERSYTECKA  
012108 / 1839  
\* \* \* \* \* W TORUNIU \* \* \* \* \*